Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

HD WIDENER
HW X1PF .

Die Gegenwart.

1889.

Digitized by Google

KPH 9001

Harvard College Library

FROM THE BEQUEST OF

EDWIN CONANT

(Class of 1829)

OF WORCESTER, MASS.

A fund established in 1892, the income thereof to be applied to the benefit and increase of the College Library.

Digitized by Google

Digitized by Google

KPH 9001

Harvard College Library

FROM THE BEQUEST OF

EDWIN CONANT

(Class of 1829)

OF WORCESTER, MASS.

A fund established in 1892, the income thereof to be applied to the benefit and increase of the College Library.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Gegenwart.

Wochenschrift

für

Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben

von

Theophil Zolling.

Fünfunddreißigster Band.

(Nr. 1—26.)

Berlin 1889.

Verlag von Georg Stilke.

Digitized by Google

△
Germ. 193.4
KH154
KPH 9001

Conant fund

Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

Register.

Fünfunddreißigster Band.

Seite

A, Beschlußunfähigkeit der Parlamente 355
Achelis, Th., Max Müller über Sprache und Vernunft . . . 103
Adler, Georg, Der internationale Schutz der Arbeiter 385
Ahlgren, Ernst, Lebensüberdruß 315
Alberti, Conrad, Das gute Herz 267
— Herzog Adolf's Glück und Ende 308
Alsberg, Moritz, Naturforschung und Strafrechtspflege . . . 19
Aronstein, Ph., Irische Gesetzlosigkeit 147
— John Bright 259
Asmussen, P., Socialdemokratie und Socialistengesetz 273
— Die Annahme der Alters- und Invaliditätsversicherung . . . 401
Bendt, Franz, Die Ausstellung für Unfallverhütung in Berlin 349
Berger, Wilhelm, Der Fall Therese Delhomme 11. 29
Boettcher, Friedrich, In der parlamentarischen Osterpause . . 257
— Deutschland und Italien 321
Bohm, H., Neuere Untersuchungen zur deutschen Alterthumskunde 325. 345
Brand, Wilh. F., Von den Londoner Bühnen 185
— Die Oper in London 404
Bulle, Oskar, Dramatische Aufführungen 13. 31. 45. 92. 157. 190. 205
— Goethe und Karl August 56
— Wilhelm Jordan's Edda 134
— Neues von Richard Voß 358
C., J., Franz Grillparzer als Dichter des Tragischen 393
Calm, M., Krankheitsgifte 242. 260
Carriere, M., Wer ist der Faustdichter? 6. 23
— Justus Liebig und Friedrich Wöhler 198
— Paul Heyse und die italienische Poesie 407
—ch, Die Hamburger Gewerbe- und Industrieausstellung . . . 347
Die Wahrheit über Serbien 225
Die zukünftige Stellung des Großherzogthums Luxemburg . . . 241
Die Berliner Dombaufrage 247
Die Gesetzgebung über das gewerbliche Eigenthum 371
Dresdner, Albert, „Ueber die Kraft" von Björnstjerne Björnson 41
Duboc, Julius, Der Panphysismus und die Kunst 389
Düntzer, H., Ein Bildniß der Familie Goethe 153
— Goethe's Monodrama „Proserpina" 212
Ehrlich, Heinrich, Opern und Concerte 77. 141. 206
Ernst, Otto, Der Tod und das Mädchen 203
Eschenbach, A., Zur Nothlage unserer Landwirthschaft 65
Feigl, Hermann, Zeinab, die Pilgerin 299
Felsing, Otto, Das Auszischen der Theaterdichter 46
Fleischmann, Adolf, Das Staatsrecht der deutschen Schutzgebiete 113
Flood, Constantius, Andrea 331. 347. 364
Frank, Victor, Die britische Verwaltung in Ostindien . . . 132
Fuld-Mainz, Ludwig, Die Zunahme der Eidesverletzungen . . 179
— Der Entwurf eines bürgerlichen Gesetzbuches 402
Gebhardt, Bruno, Aus der Geschichtswissenschaft 154
— Amerikanische und englische Universitäten 210
Geiger, Ludwig, Erzählungen von Guy de Maupassant . . . 313
Giacomo, Salvatore di, Seraphine 44
Goldbaum, Wilhelm, Literarische Grenzstudien 149
— Ueber Franz Deák 235
Gopčević, Spiridion, Zum Thronwechsel in Serbien . . . 177
Greif, Martin, Aus dem wissenschaftlichen und künstlerischen Leben Bayerns 43
— Die klagenden Königinnen 164

Seite

Grotefend, W., Mittelalterliches und heutiges Wahlrecht . . . 227
Grotthuß, Jeannot Emil von, W. H. Riehl als Novellist . 262
Halm, M., Aus dem Tagebuch einer jungen Frau 189
Hann, P., Kein Schwan 91
Hansson, Ola, Ein Muttermörder 284
Harden, Maximilian, Dramatische Aufführungen 253. 270. 302. 334 351. 366. 413
— Ein Volksbühnenproject 318
— Intendant und Schauspieldirector 381
Hartmann, Eduard von, Ueber Schriftstellerei, Erfolg und Kritik 8. 25
— Neue Schriften zur Schulreform 137
Henckel, Wilhelm, Ein unbekannter russischer Dichter (Poleshajew) 215
Jentsch, Karl, Ignaz von Döllinger 117
— Ein Christus-Roman (Paul Ador) 231
Imalis, J., Die Steuerbelastung von Berlin und Wien . . . 275
Judex curiae, Der Ausgang des Processes Geffcken 33
— Das Socialistengesetz und sein Ersatz 209
— Die Strikes und das bestehende Recht 369
K., Richard Wagner und sein Dresdener Freundeskreis 187
K., R., Kann es eine Versicherung gegen Arbeitsmangel geben . 289
Karpeles, Gustav, Freiligrath und seine Jugendliebe 138
— Erinnerungen an Heinrich Laube 375. 395
Kielland, Alexander, Volksfest 75
Kleinpaul, Rudolf, Etymologische Sagenbildungen 101
Kohut, Adolph, Eine Jugendliebe Robert Schumann's . . . 68
Korolenko, Wladimir, Osterglocken 252
Kulemann, W., Ostafrika und der Reichstag 129
— Der Reichszuschuß zur Alters- und Invalidenversorgung . . 322
Lübke, Wilhelm, Die Rubensstecher 10
Luthmer, F., Die Concurrenz für das Grimm-Denkmal in Hanau 73
Malkowsky, Georg, Neue Inscenirungen 61
— Berliner Kunstzustände 88
— Kunstausstellungen 78. 94. 109. 142. 238. 286. 333
— Dramatische Aufführungen 206
Marsop, Paul, Zur Reform des Concertwesens 52
Mataja, Victor, Zur Dienstbotenfrage 50
Medicus, Ibsen und die Medicin 200
Michaelis, P., Der Kampf um die Seligkeit 279
Modicus, Flugschriften über unsere innere Politik 163
Montanus, Der Bergwerksstrike 353
Muncker, Franz, Gedichte von Isolde Kurz 70
Nemo, Vom Neuen Burgtheater 250
Neuhaus, Paul, Die keltische Frage 116
Nicolaisen, N., Sir Morell Mackenzie über Stottern und Stammeln 83
Noelting, B., Rechtlose Liebe 379
Norder-Ney, J., Französische Ministerkrisen 143
Olzem, Fritz, Die preußische Landtagstagung 339
Perl, Henry, Paolo Ferrari 233
Petelei, Stephan, Die Leimruthe 107
Politicus, Vorschlag zur Gründung einer Nationalpartei . . . 1
Reichel, Eugen, Das Weib in Goethe's Lyrik 292. 314
Reyher, A., Edmond und Jules de Goncourt als Dramatiker . 294
Richter, H., Zum 200. Geburtstag Montesquieu's 21
Roderich, Albert, Eine Prüfung 58
— Rücksichten 396. 411
Roskoschny, Hermann, Volksliteratur in Rußland 105

Digitized by Google

Seite

Rudloff, Karl, Allerlei Familienromane 217
S., H., Monumentaler Stil in der Reichshauptstadt 201
Sacher-Masoch, Leopold von, Die naturalistische Epidemie . 390
Salomon, Ludwig, Zu Augsburg im Goldnen Stern . . . 171
Schliepmann, Hans, Der „Schneidige“ 387
Schneidemühl, M., Ueber die Zunahme der Blitzgefahr . . . 3
— Zur Statistik des Blitzschlages 195
Schneidewin, Max, Veit Valentin, Kunst, Künstler und Kunstwerke 377
Schönthan, Paul von, Literarische Industrie 123
Schvarcz, Julius, Zur Jubelfeier der französischen Revolution 305
Schweichel, Robert, Romane und Novellen von Rudolf Elcho 409
Seelig, Geert, Klaus Groth 244
Singer, Wilhelm, Die Lage in Frankreich 161
Stanjukowitsch, K. M., „Ein Mann über Bord!“ . . . 140. 156
Stelzner, Alfred, Zur Lage der Grundzinsreform 36
Sterne, Carus, Nausikaa's Abstammung 277. 297
Taren, Peter, Bildnißmaler und Publikum 181
— Die moderne Landschaft 310
— Vom Pariser Salon 341
— Von der Pariser Weltausstellung 373
Telmann, Konrad, Auf Ehrenwort 220. 236
Tovote, Heinz, Der Schwanengesang von Octave Feuillet . . 282
Unsere Colonialpolitik 97
W., „Loreley.“ Oper von Emil Naumann 255
Walcker, Karl, Die Währungsfrage 17
— Die ungarische Krisis und die Zolleinigungsfrage 193
— Die Bergarbeiterstrikes und die Einigungsämterfrage . . . 337
Weigand, Wilhelm, Dante Gabriel Rossetti 38
— Die ästhetische Bewegung in England 165
— Der Niedergang des Naturalismus in Frankreich 229
— Ein Romantiker des Realismus (Gustave Flaubert) 327
Weil, Julius, Die Geschichte der römischen Gerichtsverfassung . 124
Winter, Georg, Ranke und die Entstehung seiner Weltgeschichte 84
— Zur Orientirung in unseren politischen Grundgesetzen . . . 169
— Ein Lehrbuch der historischen Methode 361
Ziel, Ernst, Aus dem Nachlaß von Ernst Moritz Arndt . . . 267
— Walt Whitman 356
— Die Phantasie 404
Zimmern, H., Elizabeth Gilbert und ihr Wirken für die Blinden 289
Zolling, Theophil, „Nervöse Frauen.“ Schwank von Blum und Toché 14
— „Olivia.“ Schauspiel von W. G. Wills 61
— „Prinzessin Sascha.“ Lustspiel von Paul Heyse 76
— Moderne Xenien von Ernst Ziel 89
— „Alexandra.“ Schauspiel von Richard Voß 93
— Gustav Freytag als Journalist 119
— „Germania.“ Ausstattungsstück von Ernst Scherenberg . . . 125
— „Das Schützenfest.“ Schwank von R. Misch und W. Jacoby . 142
— „Der Fall Clémenceau.“ Schauspiel von Al. Dumas . . . 158
— Julius Rodenberg's Berliner Bilder 167
— „Die Frau vom Meere.“ Schauspiel von Henrik Ibsen . . . 173
— Dramatische Unglücksfälle 222
— Friedrich Bodenstedt's Lebenserinnerungen 265
— Neue Novellen von Hans Hoffmann 329
Zum Tode des Kronprinzen von Oesterreich 81
* Das Nachspiel zum Fall Geffcken 49
— Zur Geffcken-Debatte im Reichstag 100
— Ein Wörterbuch des deutschen Verwaltungsrechts 283

Notizen.

Abrie, Willy, Mein Sonnenstrahl 271. Adelmann, Gesammelte Werke 175. Allmers, Fromm und frei 319. Anzengruber, Wolken und Sunn'schein 79. Arnold, Der Umzug 111. Aus meiner Gymnasialzeit 303. Beaulieu, Leibeigen 111. Becker, Deutsche Maler 15. Beisler, Erna 31. Benkard, In ferner Inselwelt 319. Berthold, Arbeitercolonien 335. Besneray, Heureuse 335. Beust, Bunte Blätter 367. Birlinger-Binz, Augustin Lerchheimer 367. Borchard, Sprichwörtliche Redensarten 63. Brentano, Die klassische Nationalökonomie 367. —, Franz, Vom Ursprung der sittlichen Erkenntniß 415. Buchwald, Kulturhistorische Erzählungen 63. Budde, Erfahrungen eines Hadschi 239. Bulthaupt, Vier Novellen 127. Byr, Waldidyll 319. Carriere, Jesus Christus und die Wissenschaft der Gegenwart 399. Charlotte, Unausgesprochene Liebe 111. Dannehl, Fall Morier 95. Daude, Lehrbuch des Urheberrechts 15. Davidsohn, Philipp August und Ingeborg 15. Delius, Shakespeare-Abhandlungen 271. Deutsche Literaturkunde 319. Deutsch protestantische Kämpfe in den Baltischen Provinzen Rußlands 415. Dewall, Der Ulan 175. Ehrich, Studententagebuch 287. —, Der Frosch 287. Falkner, Arbeit in den Gefängnissen 143. Ferdinand, Zur Psychologie der Liebe 63. Festschrift des Straßburger Gymnasiums 239. Fitger, Rosen von Tyburn 335. Flach, Vergeblich gerungen 174. Foucher de Careil, Hegel und Schopenhauer 95. Friedmann, Zwei Ehen 303. Fulda, Sinngedichte 47. Gerstäcker, Ausgewählte Werke 383. Geschichte der deutschen Kunst 383. Gesellhofen, Am Webstuhl der Zeit 415. Gizycki, Kant und Schopenhauer 239. Godin, Gedichte 335. Goldschmidt, Schiller's Weltanschauung 47. —, L., Haftpflicht der Genossen 239. Gothaische Hofkalender 79. Gozzi, Dramatische Dichtungen 31. Greif, Conradin 127. Hagemann, Was ist Charakter 143. Hampe, Blüthen und Perlen 335. Hannas, Philosophie des gesunden Menschenverstandes 95. Harkut, Moderne Argonauten 303. Hartmann, Zwei Jahrzehnte deutscher Politik 223. Hartogensis, Von der Monarchie. Von Oscar Blumenthal 143. Hauptwerke der Kunstgeschichte 367. Heitmüller, Blondel 111. Henne am Rhyn, Freimaurer 159. Hevesi, Buch der Laune 271. Hirt, Geographische Bildertafeln 94. Hutzler, Im Bann der Liebe 367. Jowirim, Der Studententeuffel 95. Jullien, Berlioz 126. Justinus, Humoristisches Kleeblatt 111. Kapri, Aus eigener Schuld 207. Karlweis, Geschichten aus Stadt und Dorf 159. Karpeles, Spielhagen 159. Kern, Goethe's Lyrik 175. Kiehne, Gedichte 335. Klaucke, Erklärung deutscher Dramen 207. Kluge, Etymologisches Wörterbuch 62. —, Von Luther bis Lessing 63. Koser, Forschungen 239. Kreyssig, Französische Nationalliteratur 175. Kruse, Arabella Stuart 110. Kuntzemüller, Bismarck's staatsrechtliche Anschauungen 191. Kürschner, Staatshandbuch und Literaturkalender 287. La première République française en 46 gravures 399. Lauser, Kreuz und Quer 239. Levi, Zur Lehre vom Zweikampfverbrechen 415. Lohmeyer, Studienmappen deutscher Meister 223. Mantegazza, Ekstasen des Menschen 95. —, Lebensweisheit 207. Marchesi, Aus meinem Leben 63. Marni, La femme de Sylva 207. Martens, Skandinavische Hofgeschichten 174. M. Valerii Martialis epigrammaton libri 399. Mehala 335. Mehring, Der Reim 159. Meyer's Aegypten 111. Meyer's Conversationslexikon 399. Morgenstern, Der häusliche Beruf 367. Neubürger, Aus der alten Reichsstadt Frankfurt 63. Noack, Taotekking. Von Eduard von Hartmann 110. Noelting, Zurück in's Leben 95. Nonnemann, Völkerwanderung 335. O., Wesen der Fraumaurerei 143. Passow, Eliot 223. Paul, Kalewala 175. Rangabé, Der Volksverführer. Von Daniel Sanders 174. Riedl, Scipio Africanus 303. Rothermel, Potemkin 223. Rülf, Wissenschaft des Weltgedankens und der Gedankenwelt. Von Eduard v. Hartmann 414. Ruß, Heimisches Naturleben 143. Sarazin, Verdeutschungs-Wörterbuch 239. Sarrazin, Das moderne Drama der Franzosen 175. Scheffel, Gedichte aus dem Nachlaß 159. Schiffner, Wilhelm Jordan 110. Schmidt, Die älteste Geschichte des erlauchten Gesammthauses der Königlichen und Fürstlichen Hohenzollern 415. Schmidt-Cabanis, Die Frau von Mehreren 287. Schmoller, Literaturgeschichte der Staats- und Socialwissenschaften 223. Schroeder, Vom papiernen Stil 303. Schulte vom Brühl, Deutsche Schlösser 111. Schulze-Gaevernitz, Preußisches Staatsrecht 223. Schwab, Tisiphone 111. Schwarzkoppen, Novellen 335. Seitz, Dichtungen 239. Sittard, Studien und Charakteristiken 175. Soennecken, Briefordner 271. Stein, Nachlaß 111. Stettenheim, Wippchen's Berichte 271. Suttner, Schriftsteller-Roman 335. Viehoff, Erzählende Gedichte 174. Wachenhusen, Wer ist sie 399. Wedde, Theophilus 367. Weiß, A., Chronik der Stadt Breslau 63. —, B., Friede Gottes 95. Welcker, Dialektgedichte 111. Woas, Das Normalkind 143. Wohl, Franz Liszt 15. Wolf, Maria Theresia 143. Zobeltitz, Flittergold 143.

Offene Briefe und Antworten.

Ernstes Nachwort zu literarischem Scherz. Von M. Carriere 78. Nochmals die Berliner Kunstzustände 126. Nochmals Stamm's Allwohlbund 159. Ibsen und die Medicin 239.

Digitized by Google

№ 1. Berlin, den 5. Januar 1889. Band XXXV.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Theophil Zolling in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Vorschlag zur Gründung einer Nationalpartei. Von Politicus. — Ueber die Zunahme der Blitzgefahr. Von M. Schneidemühl. — **Literatur und Kunst:** Wer ist der Faustdichter? Von M. Carriere. — Ueber Schriftstellerei, Erfolg und Kritik. Von Eduard von Hartmann. — Die Rubensstecher. Von W. Lübke. — **Feuilleton:** Der Fall Therese Delhomme. Humoreske von Wilhelm Berger. — **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Aufführungen. „Die glücklichen Bettler." Morgenländisches Märchen in drei Aufzügen von Carlo Gozzi, frei bearbeitet von Paul Heyse. (Deutsches Theater.) Von O. B. — „Nervöse Frauen." Schwank in drei Acten von Ernest Blum und Raoul Toché. Von Z. — Notizen. — Inserate.

Vorschlag zur Gründung einer Nationalpartei.

Als 1887, um das Septennat zu sichern, die beiden conservativen Fractionen mit den Nationalliberalen ein Wahlbündniß abschlossen, regte sich an vielen Orten die Hoffnung, dieses Bündniß möge sich zu einer dauernden Verschmelzung oder wenigstens Verbrüderung der drei Parteien fortentwickeln. Das ist nun nicht geschehen und zwar aus dem Grunde nicht geschehen, weil die Parteien sich wesentlich nur über einen Punkt, über die Annahme des Septennats, verständigt hatten, und in allen andern Punkten jede Partei auf ihrem Standpunkt stehen blieb. Das hat natürlich nicht gehindert, daß die Cartellparteien auch bei andern Gelegenheiten Hand in Hand gingen. Aber wenn es bei solchem gelegentlichen Zusammengehen blieb und nicht zu einer dauernden Einigung der Parteien kam, so lag das in erster Linie daran, daß man sich die trennende Kluft zu groß dachte, um ein Ueberbrücken derselben zu versuchen. Doch nahm man auch Anstoß an dem rechten Flügel der Deutschconservativen, der es nicht unterlassen konnte, von Zeit zu Zeit mit dem Centrum zu liebäugeln. Und dann muß allerdings auch eingeräumt werden, daß gerade dieser Flügel, die sogenannte Kreuzzeitungspartei, im Volke nicht eben sehr beliebt ist, weil dasselbe von ihr Angriffe auf seine Rechte und Freiheiten fürchtet, mit welchem Rechte, das ist uns vorläufig gleichgültig. Deswegen aber müßten die Mittelparteien sich eben vorsehen, nicht mit einer Partei durch Dick und Dünn zu gehen, die der Mehrzahl der Wähler nicht ganz sympathisch ist. Ohne Unterstützung der Wähler kann nun einmal eine parlamentarische Partei nicht bestehen. Ganz aufgegeben haben natürlich die Mittelparteien den Gedanken an eine Verbrüderung der drei Parteien nicht, und wenn die Nationalliberalen diesmal bei den Landtagswahlen auf ein Cartell verzichten zu müssen glaubten, so war auch dabei der Gedanke maßgebend, daß das nationalliberale Element bei einer eventuellen Parteiverbrüderung mit den Conservativen stärker in die Wagschale fallen müsse. Das kann aber nur geschehen, wenn das Volk die Nationalliberalen in größerer Anzahl in die gesetzgebenden Körperschaften wählt.

Nun haben ja bekanntlich die Wahlen zu Gunsten der Nationalliberalen, und damit zu Gunsten der Mittelparteien entschieden, und es dürfte der Augenblick gekommen sein, Schritte zur Gründung einer Nationalpartei zu thun. Die Grundlinien des Vertrages zu zeichnen, kann unsere Aufgabe nicht sein, das müssen die Parteileitungen versuchen. Nur auf einige grundlegende Punkte möchten wir in der Kürze aufmerksam machen. Die Partei stellt sich auf den Grund der Verfassung des Deutschen Reiches und des preußischen Staates und erkennt die Rechte und Freiheiten, sowohl des Volkes, als auch der Regierung an. Sie bewilligt für Heer und Marine die Mittel, die erforderlich sind, beides in gutem schlagfertigen Stande und den Anforderungen der jedesmaligen Lage gemäß zu erhalten. Sie tritt ein für den Ausbau der socialen Gesetzgebung und für die Revision derselben bei etwa sich zeigenden Mängeln. Sie strebt nach einer weiteren Entlastung der Gemeinden von den hohen Communallasten, ohne indirecte Steuern zu bewilligen, die geeignet sind, den gemeinen Mann über Gebühr zu bedrücken, und erklärt sich gegen alle Monopole. In der kirchenpolitischen Gesetzgebung strebt sie danach, daß der Kirche die Entscheidung über die Spiritualien, dem Staat diejenige über die Temporalien zugesprochen wird. Den Bestrebungen antinationaler Parteien setzt sie einen nachdrücklichen Widerstand entgegen und sucht das Deutschthum in den Grenzprovinzen zu befestigen.

Es sind diese Punkte absichtlich recht allgemein gehalten, auch machen sie auf Vollständigkeit keinen Anspruch. Nicht, als ob wir meinen, durch allgemeine und vieldeutige Redensarten ließen sich am leichtesten viele Köpfe unter einen Hut bringen. Im Gegentheil, wir wünschen ein recht specialisirtes Programm der neuen Partei. Ein scheinbares Zusammengehen von Leuten, die doch über die wichtigsten Angelegenheiten verschieden denken, halten wir gerade hier für einen großen Fehler. Die neue Partei würde dann ja schon bei der ersten wichtigen Abstimmung auseinanderfallen und zum Kindergespött werden. Der Schreiber dieses wollte nur in wenigen groben Zügen ein Bild der neuen Partei entwerfen, wie er sie sich denkt, und wünscht nichts sehnlicher, als daß die Parteiführer der drei nationalen Parteien sich bald daran machen möchten, das Programm der neuen Nationalpartei zu entwerfen, und glaubt sehr gern, daß dasselbe in verschiedenen Punkten anders ausfallen wird, als er sich vorstellt.

Aber ist eine Verschmelzung der beiden conservativen Parteien mit der nationalliberalen überhaupt denkbar? So lange der Versuch nicht als wiederholt mißlungen bezeichnet werden muß, glauben wir es. Wir glauben es also auch dann noch, wenn der erste und zweite Einigungsversuch mißlingen sollte. Das Cartell vom Jahre 1887 möchten wir als einen solchen Versuch nicht angesehen wissen, weil dasselbe nur die Annahme eines bestimmten Gesetzes bezweckte, nicht aber eine dauernde Verschmelzung der Cartellparteien, wie wir sie anstreben. Den-

Digitized by Google

noch ist das Cartell auch für solche Verschmelzung von Nutzen gewesen, indem es zeigte, daß die Parteien wenigstens in wichtigen Lebenslagen einer Meinung sind. Aber auch in nebensächlichen Dingen, die bei der Verschmelzung der Parteien wohl in Betracht zu ziehen sind, ist namentlich zwischen den Nationalliberalen und den Freiconservativen die Kluft nicht so groß, daß ihre Ueberbrückung mit unüberwindlichen Schwierigkeiten verknüpft wäre. Eine Verständigung dieser beiden Parteien halten wir für die erste Bedingung zur Gründung einer Nationalpartei. Sie kann, soll und wird natürlich nicht dadurch zu Stande kommen, daß eine Partei die andere auf ihren Standpunkt zieht, jede derselben muß etwas nachlassen. Die hervorragendsten Männer beider Fractionen müssen gemeinsam ein Programm für die neue Fraction entwerfen, das dann den übrigen Fractionsmitgliedern zur Begutachtung unterbreitet wird. Es wird das eine heiße und mühevolle Arbeit werden, aber das Ziel ist ein hohes und wird die Anstrengungen lohnen. Natürlich wäre es sehr wünschenswerth, wenn sofort Männer der deutschconservativen Richtung an der Feststellung des Programmes theilnehmen wollten. Allerdings müßte dem rechten Flügel der Partei eine bedeutende Schwenkung nach links zugemuthet werden. Doch dürfte man im Lager der Partei nach und nach zu der Einsicht gekommen sein, daß dieser Flügel weder in Regierungs- noch in Volkskreisen eines großen Anhanges sich erfreut. Und wenn man auch bis vor Kurzem der Ansicht war, die Regierung sympathisire mit der Kreuzzeitungspartei, so haben einige Ereignisse der neuesten Zeit, wir brauchen sie wohl nicht erst namhaft zu machen, klar genug gezeigt, daß das wenigstens jetzt nicht mehr der Fall ist. Wir dürfen uns darum gewiß der Hoffnung hingeben, daß wenigstens die deutschconservative Partei in ihrer Gesammtheit nicht die extremen Anschauungen ihres äußersten rechten Flügels zu den ihrigen macht, daß vielmehr das Gros der Partei einem festen Zusammenschluß mit den Freiconservativen und den Nationalliberalen nicht von vornherein ablehnend gegenüber steht. Wo aber ein Wille ist, da findet sich auch ein Weg. Wenn aber nur das Gros der Deutschconservativen der Nationalpartei beitritt, so hat dieselbe schon von vornherein eine Majorität, sowohl im preußischen Abgeordnetenhause und im Deutschen Reichstage, vorausgesetzt nämlich, daß die Nationalliberalen und Freiconservativen fast oder beinahe sämmtlich eintreten. Aber noch aus einer anderen Partei könnte die neu zu begründende Zuwachs erhalten, aus der Deutschfreisinnigen. Das mag auf den ersten Blick als eine kühne Behauptung aussehen, hat aber seine Richtigkeit. Es ist ja eine bekannte Thatsache, daß die Wähler deshalb von der Partei abgefallen sind, weil sie mit dem von Eugen Richter vertretenen Radicalismus unzufrieden sind. Aber auch in der Partei wird die Richter'sche Richtung nicht von allen Abgeordneten gut geheißen, und manche alte Vertreter des Fortschritts mögen sich nur deswegen von der politischen Bühne fernhalten, weil ihnen das Treiben ihrer Epigonen immer unverständlicher wird. Sollten aber diese Männer nicht geneigt sein, einer Partei beizutreten, die ja auch, wie sie, ein freies und starkes Deutschland erhalten will? Wir halten das nicht für unmöglich, glauben im Gegentheil, daß sie fern vom politischen Getriebe zu der Ueberzeugung gelangt sind, daß der Weg, den sie einst wandelten, doch in mancher Hinsicht ein Irrweg gewesen ist und daß es besser so ist, als es nun gekommen. Und wenn erst altbewährte Führer des Fortschritts ihr Schiff in den Hafen der Nationalpartei steuern, so werden ihnen schon aus den Reihen des heutigen Freisinns Männer nachfolgen. Ein Auseinanderfallen der Partei gehört ja eben in dieser Zeit keineswegs zu den Unmöglichkeiten, beginnt man doch in der deutschfreisinnigen Presse sich gegen die Dictatur Eugen Richter's aufzulehnen. Freilich ist unser Glaube an solches Auseinanderfallen, wie die Sachen jetzt liegen, nur schwach, aber wenn die Bildung einer neuen Partei auf der Tagesordnung steht, einer Partei, auf dem Boden der Verfassung stehend und mit nationaler Tendenz, so könnte man noch immer nicht wissen, was im Lager des Freisinns möglich wäre.

Wenn also die Stiftung einer Nationalpartei möglich ist, und wenn, worauf wir das Hauptgewicht legen, die Möglichkeit gegeben ist, daß die Partei in den gesetzgebenden Körperschaften von vornherein als Trägerin der Majorität auftreten kann, so entsteht die weitere Frage: wie stellt sich das Volk und wie stellt sich die Regierung zu der neuen Partei? Ohne die Gunst der Wähler zu besitzen, kann natürlich keine parlamentarische Partei mächtig werden. Aber gerade das Volk in seinen breiten Schichten ist gegen das ewige Parteigezänk einerseits und gegen die Nörgeleien der Oppositionsparteien andererseits. Nicht nur der Freisinn, auch der Ultramontanismus, sowie das Polen-, Welfen- und Dänenthum hat, wenn ihm auch Mandate kaum verloren gegangen sind, doch bei den Wahlmännerwahlen bedeutend an Anhang verloren. Das Volk würde eine Verschmelzung der Parteien, die auf der Grundlage unserer Verfassung stehen, mit Freuden begrüßen, wenn es nur über den Zweck und die Tragweite eines solchen Bündnisses aufgeklärt würde. Wer einmal mitten im Parteihader, etwa kurz vor den Wahlen, die Gelegenheit wahrgenommen hat, die Stimmung des Volkes zu erkunden, der wird manches Verdammungsurtheil über den Hader der Parteien gehört haben, die doch im Grunde dasselbe wollen. Natürlich muß man aber auch das Volk über die Ziele und Bestrebungen der neuen Nationalpartei aufklären. Das ist umsomehr nöthig, als dieselbe von der Opposition nach besten Kräften verleumdet und verdächtigt werden wird. Und daß wenigstens der gemeine Mann in politischen Dingen dem Neuen, welches er noch nicht kennt, mißtrauisch gegenüber steht, ist bekannt, aber natürlich. Wird er aber darüber aufgeklärt, daß die neue Partei ihm seine Rechte und Freiheiten garantirt, und daß sie keine neuen Bahnen einzuschlagen beabsichtigt, sondern nur die parlamentarischen Elemente fest vereinigen will, die jetzt schon zusammenstehen, so wird sie sein Vertrauen bald gewinnen.

Ebenso glauben wir, die Regierung wird die Gründung einer solchen Partei mit Freuden begrüßen, weil sie dadurch alle Aussicht hat, eine ihr wohlwollende Majorität in die gesetzgebenden Körperschaften zu bekommen. Wer freilich glaubt, die Regierung stehe hinter dem rechten Flügel der Deutschconservativen, der wird nicht leicht zu überreden sein, daß sie ein ehrliches Bündniß mit einer Partei einzugehen willens ist, in der auch das liberale Element stark vertreten sein wird. Aber die Ereignisse der letzten Zeit haben es deutlich genug gezeigt, daß die Regierung einen so exclusiven Standpunkt gar nicht einnimmt, daß sie vielmehr mit jeder Partei mit ausgesprochen und bethätigt nationaler Tendenz sich verständigen kann und will. Aber wie die Parteiverhältnisse nun einmal liegen, muß sie immer mit zufälligen Majoritäten rechnen und Unterstützungen annehmen, wo sie ihr geboten werden. Ja sie sieht sich nicht selten genöthigt, einzelnen Parteien Gegenleistungen zu machen, um sich für einen bestimmten Fall ihre Stimmen zu sichern. Namentlich ist das Centrum in solchen Handelsverträgen groß, und die Regierung muß sich zum Abschluß derselben auch gegen ihren Willen bequemen, weil sie, wie die Parteiverhältnisse nun einmal liegen, die Hülfe der Clericalen nicht allemal entbehren kann. In der neuen Nationalpartei, die ja voraussichtlich sofort oder bald die Majorität in den gesetzgebenden Körperschaften erlangen würde, hätte die Regierung eine festgeschlossene Mehrheit, auf welche sie sich unbedingt stützen könnte. Nicht als ob die Partei sich in allen Fragen der Regierung als willenloses Werkzeug anbieten soll, aber die Regierung würde sich leichter mit dieser einen Mehrheitspartei in allen Dingen verständigen können, als heute, wo sie sich mit vielen Elementen verständigen muß, um sich eine Mehrheit zu erzielen.

Man könnte nun fragen: Was nützt überhaupt eine Volksvertretung, die sich in allen wesentlichen Dingen mit der Regierung eins weiß? Es ist nämlich durch die Oppositionspresse die Meinung unter die Leute gebracht worden, als sei die Volksvertretung nur dazu da, die schwarzen, reactionären Pläne der Regierung zu hindern und der Regierung möglichst viel zum Besten des Volkes abzutrotzen. Es ist die alte An-

Digitized by Google

sicht, als sei die Regierung und ihr Anhang dem Volke feindlich gesinnt und die Volksvertretung habe dieser Volksfeindschaft gegenüber das Volk zu schützen. Wer da bedenkt, daß constitutionelle Verfassungen anfänglich größtentheils gegen den Willen der Landesregierungen zur Einführung gelangten, der wird begreifen, daß eine solche Ansicht sich hat bilden können. Aber heute ist dieselbe veraltet, denn nicht nur liegt der Regierung nichts ferner, als zum Absolutismus zurückzukehren, sie hat auch die unzweideutigsten Beweise dafür beigebracht, daß ihr nichts mehr am Herzen liegt, als das Wohl des Volkes. Nicht darin besteht also die Aufgabe der Volksvertretung, das Volk vor den Uebergriffen der Regierung zu schützen, sondern darin, mitwirkender Factor bei der Gesetzgebung zu sein. Und dieser Aufgabe ist auch eine regierungsfreundliche Partei gewachsen. Darüber kann sich beispielsweise die Regierung mit der Partei einig sein, daß zum Schutze der Arbeiter etwas geschehen muß, auch über das Was und Wie kann im Großen und Ganzen Uebereinstimmung herrschen, aber über die Einzelheiten können dennoch die Meinungen weit auseinandergehen. Die Kammer vertritt das Volk mit seinen Anschauungen, die nicht durchweg richtige zu sein brauchen, die Regierung steht auf dem Standpunkte, den die ihr zugänglichen Materialien ihr anweisen und der auch nicht unfehlbar richtig zu sein braucht. Es wäre nun merkwürdig, wenn durch freundschaftliche Verhandlungen die Sache nicht zu einem befriedigenden Schluß kommen könnte. Die Erfahrung lehrt ja doch allgemein, daß ein paar gute Freunde eine Sache leichter zur beiderseitigen Zufriedenheit zu lösen pflegen, als zwei Feinde. Und so glauben wir auch, daß die Gesetzgebung weit besser zum Wohle des Volkes einschlagen wird, wenn beide Factoren auf freundschaftlichem Fuße mit einander stehen, als wenn ein Einvernehmen erst nach langem erbitterten Gezänk zu Stande kommt. Eine regierungsfreundliche Partei ist noch keine, die mit der Regierung durch Dick und Dünn geht, sie braucht ihre Meinung und das Recht auf eigene Meinung nicht aufzugeben. Nur in den Hauptfragen müssen beide Factoren mit einander übereinstimmen. Dabei sind wir gar nicht der Meinung, daß die Regierung in allen Stücken ihre Ansicht zur herrschenden machen muß. Auch sie muß nachgeben und wird um so leichter nachgeben, als sie dadurch in den Kammern eine Majorität für sich bekommt.

Wir haben schon oben darauf hingewiesen, daß eine Vereinigung der nationalen Parteien zu einer Nationalpartei bei einiger Nachgiebigkeit von allen Seiten nicht mit großen Schwierigkeiten verbunden sein wird. Thatsächlich kommt ja jedes Gesetz durch einen solchen Compromiß verschiedener Parteien zu Stande. Wir nehmen an, die Regierung bringt einen Entwurf ein. Derselbe wird nun in der Kammer berathen. Diese und jene Partei kommt mit Abänderungsvorschlägen, die entweder angenommen oder verworfen werden. Schließlich, nachdem von allen Seiten an dem Gesetz gemodelt und geflickt worden ist, wird es angenommen und die Regierung genehmigt es auch in dieser Fassung. In derselben entspricht es weder der Regierungsvorlage, noch den Ansichten irgend einer Partei im Hause, jede hat an der angenommenen Fassung etwas auszusetzen, aber sie hat doch eine Majorität gefunden, weil das Gesetz sonst durchgefallen wäre. So geht es fast bei allen Gesetzen. Sie kommen nur dadurch zu Stande, daß jede Partei etwas von ihrer Ueberzeugung opfert. Muß aber jede Partei das fast bei jedem Gesetze thun, so können die nationalen Parteien das auch behufs Vereinigung zu einer Partei für die Folgezeit und für immer thun. Man sagt freilich: Bei einer Abstimmung über ein Gesetz verzichtet die Partei nur für den Augenblick auf ihre Principien, ohne ihnen für immer untreu zu werden, bei der Vereinigung muß aber jede der Parteien für immer auf ein Stück Ueberzeugung verzichten. Aber was nützen die schönsten Principien, wenn man sich nie ganz nach ihnen richten kann? Besser ist es doch, ein wenig aufzugeben, um den Rest um so sicherer zur Durchführung zu bringen.

Jetzt ist die Gelegenheit günstig. Der Reichstag ist zusammengetreten. Die angesehensten Parteihäupter haben sich in Berlin zusammengefunden. Auch haben die bereits abgehaltenen Debatten bewiesen, daß sich die nationalen Parteien in den Hauptsachen immer noch nahe stehen. Ein bloßes vorübergehendes Bündniß nützt aber nicht, wenn sich die Reihen der Opposition immer fester zusammenschließen. Eine Verständigung in den Hauptpunkten genügt nicht. Die nationalen Parteien müssen sich zu einer großen, festgegliederten, nach einem genauen Programm handelnden zusammenthun. Das Programm kann bis zur nächsten Reichstagswahl fertig vorliegen. Darum gilt es, keine Zeit zu verlieren und sich vom Gespött der Opposition nicht beirren zu lassen. Frisch gewagt ist halb gewonnen! Politicus.

Ueber die Zunahme der Blitzgefahr.

Von M. Schneidemühl.

Vor etwa 20 Jahren machte Professor v. Bezold, damals Direktor der bayerischen meteorologischen Centralanstalt in München, bei einer auf Grund der Acten der bayerischen Allgemeinen Brandversicherungsanstalt angestellten Untersuchung über die in dem Zeitraum von 1833—1865 in Bayern stattgefundenen Brandfälle durch Blitzschläge die merkwürdige Entdeckung, daß die Zahl dieser Fälle in dem betrachteten Zeitraum ununterbrochen zugenommen hatte. Er fand, daß, während am Ende der dreißiger und Anfang der vierziger Jahre von 1 Million Gebäuden im Durchschnitt jährlich etwa 32 vom Blitze getroffen wurden, diese Zahl zu Anfang der sechziger Jahre bereits 60 betrug, also sich nahezu verdoppelt hatte. Da die Immobiliarfeuerversicherung in Bayern sich allein in den Händen des Staates befindet und, wie darauf bezügliche Zählungen ergeben haben, mindestens 90 Prozent aller Gebäude versichert sind, also auch mindestens ebenso viel Prozent aller vorgekommenen Blitzbrände in den Acten der Brandversicherungsanstalt verzeichnet sein mußten, zumal da Beschädigungen durch Blitz auch ohne nachfolgende Entzündung als Brandschaden angesehen und vergütet wurden, so konnte das aus diesem Material gewonnene Ergebniß zugleich als ein Bild der betreffenden Erscheinung im Allgemeinen angesehen werden, d. h. man konnte behaupten, daß allgemein in Bayern die Gefahr für ein Gebäude, vom Blitze getroffen zu werden, zu Anfang der sechziger Jahre doppelt so groß geworden war, als sie es 25—30 Jahre früher gewesen.

Die Entdeckung v. Bezold's erregte begreiflicher Weise sowohl in den Kreisen der Meteorologen als auch wegen ihrer außerordentlichen praktischen Wichtigkeit in denen der Feuerversicherungsanstalten bedeutendes Aufsehen, und sie gab nach beiden Seiten hin den Anstoß zu weiteren Prüfungen der Frage in anderen Landestheilen. Es entstand in Folge dessen eine ganze Reihe zum Theil sehr eingehender statistischer Untersuchungen darüber, die sich allmählich über fast alle Theile Deutschlands erstreckten. Diese Untersuchungen, die natürlich auch gegenwärtig ununterbrochen fortgesetzt werden, haben nun, man kann sagen ohne Ausnahme, die Beobachtung v. Bezold's nicht nur vollständig bestätigt, sondern auch, sofern sie sich über den von diesem Forscher betrachteten Zeitraum hinreichend weit hinaus, also etwa bis in das gegenwärtige Jahrzehnt, erstreckten, zugleich ergeben, daß jene Zunahme der Blitzgefahr auch noch bis in die Gegenwart fortdauert. Natürlich hat damit die ganze Frage auch eine um so größere Bedeutung und ein erhöhtes Interesse gewonnen, und zwar, wie gesagt, nicht nur für die Wissenschaft, sondern in gleichem, ja vielleicht sogar noch höherem Maße auch für die Praxis.

Wie bereits erwähnt, reichte die Untersuchung v. Bezold's bis zum Jahre 1865. Die betreffende Schrift bezw. Abhandlung, erschien allerdings erst 1869. Bald darauf folgte bereits die zweite Arbeit über diesen Gegenstand von dem Regierungsrath Guttwasser, welche das Königreich Sachsen behandelte und den Zeitraum von 1841—1870 umfaßte. Dieselbe wurde

Digitized by Google

später von Freyberg bis zum Jahre 1884 fortgeführt, so daß sie sich also nunmehr über eine mehr als vierzigjährige Periode erstreckte. Die Resultate derselben sind ganz besonders bemerkenswerth, und zwar weil in dem betrachteten Gebiete nicht nur wie in Bayern die Versicherung nur eine staatliche ist, und ebenso auch, wenigstens seit 1859, sämmtliche sogenannten kalten Schläge untersucht resp. vergütet werden, sondern weil zugleich für alle Hochbauwerke Versicherungszwang besteht, das betreffende Material der Untersuchung also eigentlich alle in dem Zeitraum überhaupt vorgekommenen Blitzschäden umfaßt. Außerdem gehört das Königreich Sachsen zu den vom Blitze am meisten bedrohten Gebieten Deutschlands. Es fallen hier auf 1 Million Gebäude jährlich z. B. etwa $2\frac{1}{2}$ Mal so viel Blitzschläge wie in dem benachbarten Bayern. Also auch der Zahl nach ist das Material ein bedeutendes. Es mögen deshalb die betreffenden Ergebnisse auch etwas genauer mitgetheilt werden.

Zeitraum	Anzahl der auf eine Million Gebäude durchschnittlich jährlich gefallenen Blitzschläge
1859—62	107
1863—66	127
1867—70	161
1871—74	188
1875—78	215
1879—82	271
1883—84	318

Es sind hier nur die Zahlen vom Jahre 1859 ab angegeben, weil erst seit dieser Zeit, wie erwähnt, sämmtliche Blitzschläge, zündende und nicht zündende, in den betreffenden Listen aufgeführt werden. — Wie man sieht, hat sich also in dem betrachteten Zeitraum die Blitzgefahr in Sachsen geradezu verdreifacht. — Es mag hier nebenbei bemerkt werden, daß der Ausdruck „Blitzgefahr" in diesen Untersuchungen eine ganz bestimmte Bedeutung erhalten hat. Man versteht darunter die Anzahl der jährlich auf 1 Million Gebäude gefallenen Blitzschläge oder auch, was auf dasselbe hinauskommt, das Verhältniß der Zahl der jährlichen auf Gebäude gefallenen Blitzschläge zu der Zahl sämmtlicher Gebäude eines bestimmten Gebietes überhaupt, und es ist klar, daß hiernach diese Anzahl resp. dieses Verhältniß in der That ein Maß für die Gefährdung eines solchen Gebietes durch Blitz darbietet und demgemäß auch zur Vergleichung verschiedener Gebiete in dieser Beziehung benutzt werden kann. Es soll deshalb der Ausdruck in dieser Bedeutung auch im Folgenden der Kürze wegen angewendet werden.

Auf die eben angeführte sächsische Statistik folgten nun solche für die Provinzen Schleswig-Holstein und Sachsen, die ganz ähnliche Resultate ergaben. Im Jahre 1880 erschien dann die eingehendste Untersuchung, die bisher überhaupt über diese Frage vorliegt, von Professor Holtz in Greifswald. Sie erstreckte sich über fast alle Theile Deutschlands, die Schweiz und Oesterreich und umfaßte im Wesentlichen den Zeitraum von 1854—1877. Das Material, auf dem sie beruhte, waren die Acten resp. Veröffentlichungen von ca. 50 deutschen, 6 schweizer und 4 österreichischen Feuerversicherungsanstalten. Das wichtige Gesammtergebniß, zu dem sie führte, ist in folgender Tabelle enthalten.

Zeitraum	Blitzgefahr		
	Deutschland	Schweiz	Oesterreich
1854—57	59	69	57
1858—61	74	84	60
1862—65	63	78	85
1866—69	114	118	60
1870—73	139	128	94
1874—77	162	143	100

Die Blitzgefahr hat also in Deutschland in dem betrachteten 24jährigen Zeitraum zugenommen im Verhältniß von $1 : 2\frac{3}{4}$, in Oesterreich und der Schweiz hat sie sich in der gleichen Zeit etwa verdoppelt. Faßt man alle drei Länder zusammen, so ergibt sich eine durchschnittliche Zunahme von $1 : 2\frac{1}{2}$.

Genau hiermit übereinstimmend sind die Resultate, welche die Ermittelungen des „Bureaus des Ausschusses des Verbandes öffentlicher Feuerversicherungsanstalten in Deutschland" ergaben. Dieselben erstreckten sich ebenfalls über einen großen Theil Deutschlands (nämlich Bayern, Württemberg, Sachsen, Oldenburg, die Provinzen Schlesien, Westfalen und Rheinprovinz und andere kleinere Gebiete) und reichten vom Jahre 1854 bis 1882. Es fand sich die Größe der Blitzgefahr zu Anfang dieses Zeitraumes gleich 62, am Ende desselben gleich 161.

Auch Professor v. Bezold, der im Jahre 1882 seine erste Untersuchung wieder aufnahm und sie bis zu diesem Zeitpunkte fortführte, fand, daß die Blitzgefahr für Bayern jetzt bereits 97 betrug, also, da sie zu Anfang des untersuchten Zeitraumes, wie oben erwähnt, 32 betragen hatte, nunmehr hier ebenfalls zu der dreifachen Höhe angewachsen war.

Eine Statistik von Dr. Aßmann über Blitzschläge in Mitteldeutschland vom Jahre 1875—84 ergab:

	Zahl sämmtlicher Blitzschläge
1875—79	1358
1880—84	2074

Endlich ist vor etwa 2 Jahren eine sehr eingehende und interessante Untersuchung: „Beiträge zur Statistik der Blitzschläge in Deutschland" von Dr. Hellmann erschienen, die, soweit sie sich mit der hier betrachteten Hauptfrage beschäftigt, die früheren Resultate im Wesentlichen ebenfalls bestätigt. Dr. Hellmann findet für Schleswig-Holstein:

1874—78 . . . 301 Blitzschläge
1879—83 . . . 590 „ „

also nahezu Verdoppelung der Zahl der Blitzschläge und, man kann angenähert auch sagen, der Blitzgefahr innerhalb zehn Jahren.

Aus den für das Großherzogthum Baden (1868—83) von Hellmann angeführten Zahlen ergibt sich die Blitzgefahr zu Anfang (1868—71) des betrachteten Zeitraumes im Durchschnitt gleich 68, am Ende desselben (1880—83) gleich 101, also eine Zunahme im Verhältniß von 2 : 3, welche mithin genau mit der von v. Bezold in dem gleichen Zeitraum für Bayern erhaltenen übereinstimmt.

Für das Großherzogthum Hessen folgert Hellmann aus seinen Daten allerdings eine Abnahme. Indessen, wenn man den Verlauf nicht nach den Zahlen für die einzelnen Jahre, sondern nach Durchschnittswerthen für 4- oder 5jährige Perioden betrachtet, so scheint diese Folgerung nicht ohne Weiteres zulässig. Es ergiebt sich z. B. für 4jährige Perioden:

	Durchschnittliche Zahl der jährlichen Blitzschläge
1873—76	56
1877—80	30
1881—83	49

also ein Maximum in der ersten Periode, eine Abnahme in der zweiten und eine deutliche Zunahme wieder in der dritten, welche letztere übrigens wahrscheinlich noch bedeutender ausgefallen sein würde, wenn auch noch für das fehlende und besonders blitzschlagreiche Jahr 1884 das betreffende Datum zu Gebote gestanden hätte. In dieser Form aber findet das Resultat seine Erklärung darin, daß die erste Periode die beiden blitzschlagreichsten Jahre (1873 und 1875), die zweite das blitzschlagärmste (1878) des ganzen Jahrzehnts enthält, drei Jahre, die übrigens auch in allen anderen Statistiken sich in der gleichen Weise charakterisiren. Würde man daher die beiden ersteren etwa auf den Durchschnittswerth ihrer Umgebung reduciren, so würde sich alsbald der Verlauf in dem ganzen Zeitraum als eine deutliche Zunahme darstellen. Indessen, wie dem auch sein mag, jedenfalls ist sowohl das hier betrachtete Gebiet als auch der Zeitraum sowie endlich auch das Material — es handelt sich nur um etwa 500 Blitzschläge innerhalb 11 Jahren — zu klein, als daß das Ergebniß daraus der Gesammtheit aller anderen gegenüber in's Gewicht fallen könnte.

Fassen wir das Vorstehende zusammen, so können wir

Digitized by Google

also sagen, daß sich die Blitzgefahr in Deutschland innerhalb der letzten 25—30 Jahre verdreifacht hat.

Es drängt sich nun naturgemäß die Frage auf: Wie ist diese Erscheinung zu erklären und, wenn ihre Fortdauer auch für die Zukunft anzunehmen ist, gibt es Mittel, der wachsenden Gefahr zu begegnen beziehungsweise sie wenigstens in ihren Wirkungen einzuschränken? Es braucht nicht erörtert zu werden, von welcher eminent praktischen Bedeutung zugleich diese Frage insbesondere in ihrem letzten Theile ist. Es sei nur erwähnt, daß nach den Schätzungen von Professor Holtz, der, wie oben angeführt, für die Zunahme der Blitzgefahr in dem Zeitraum 1854—77 das Verhältniß 1 : $2^3/_4$ fand, sich für die dadurch bewirkte Zunahme der Verlustkosten unter gleichzeitiger Berücksichtigung der wachsenden Gebäudezahl ungefähr das Verhältniß 1 : 4 ergeben würde. Nun veranschlagt Professor Karsten gegenwärtig den jährlichen Gesammtverlust für Deutschland auf durchschnittlich mindestens 6—8 Millionen Mark. Es würde also nach weiteren 25 Jahren unter der Voraussetzung, daß die Zunahme der Blitzgefahr in demselben Maße wie bisher fortdauert, dieser jährliche Verlust an Nationaleigenthum durch Blitzschaden bereits die Höhe von mindestens 25—30 Millionen Mark erreicht haben. Beiläufig bemerkt, betrugen für Bayern diesseits des Rheins — gleichfalls nach den Berechnungen von Holtz — in dem vorher erwähnten Zeitraum die Verlustkosten im Durchschnitt jährlich 119,000 Mark, für das erheblich mehr gefährdete Königreich Sachsen sogar rund $^1/_4$ Million, und den gleichen Betrag findet Dr. Hellmann aus dem Zeitraum 1874—83 für die ebenfalls sehr bedrohte Provinz Schleswig-Holstein.

Die Erklärung der Erscheinung kann nun offenbar nur in zwei Richtungen gesucht werden, entweder in Veränderungen derjenigen Verhältnisse, durch welche die Entstehung der Gewitter bedingt werden, oder derjenigen, in welchen sich ihre beobachteten Wirkungen zeigen, oder natürlich auch in beiden zugleich. Mit anderen Worten: Entweder haben sich in den letzten Jahrzehnten die meteorologischen Verhältnisse derart geändert, daß die Gewitter häufiger, vielleicht auch heftiger geworden sind, oder aber es sind Aenderungen in der Bauart unserer Gebäude oder in sonstigen Einrichtungen eingetreten, welche allmählich immer häufigere Entladungen auf diese herbeigeführt haben.

Eine Hypothese der ersten Art hat Professor v. Bezold und zwar bereits in seiner ersten Arbeit aufgestellt. Indem derselbe die jährlichen Blitzschlagzahlen, wie sie sich aus den Acten der Brandversicherungsanstalt ergaben, auf Grund weiterer Betrachtungen, insbesondere Vergleichungen mit den gleichzeitigen Gewitterbeobachtungen von München und vom Hohenpeißenberg, geradezu als einen Maßstab für die Häufigkeit und Heftigkeit der Gewitter ansah, schloß er, daß die Zunahme der Blitzgefahr demgemäß auch wesentlich in einer Zunahme dieser Häufigkeit bezw. Heftigkeit ihren Grund haben müsse. Nun zeigte ferner eine genauere Betrachtung des Verlaufs der Blitzgefahr, daß die Zunahme derselben keine absolut ununterbrochene war, sondern vielmehr mit fortwährenden, ziemlich regelmäßigen Schwankungen zwischen einem Maximum und einem Minimum einherging und zwar in Perioden von zehn bis elf Jahren, also von derselben Länge, wie sie auch die der Sonnenflecken zeigen; und durch eine weitere Vergleichung mit den letzteren fand v. Bezold, daß mit jedem Maximum der Sonnenflecken ein Minimum der Blitzschläge zusammenfiel. Da endlich die größere etwa 54jährige Periode, in welcher die kleinen elfjährigen der Sonnenflecken wiederum verlaufen, in den Blitzschlagzahlen und noch deutlicher in den bis in das Ende des vorigen Jahrhunderts zurückreichenden Gewitterbeobachtungen vom Hohenpeißenberg sich ebenfalls erkennen ließ. — insofern nämlich die letzteren ein deutliches Minimum zu Anfang der dreißiger Jahre und von da ab sowohl vorwärts als rückwärts eine stetige Zunahme zeigen — so nimmt v. Bezold einen Zusammenhang zwischen beiden Erscheinungen, Sonnenflecken und Gewitterhäufigkeit, an und glaubt, daß wir uns eben in einer großen säcularen Periode der letzteren dem Maximum nahe befinden, welchem also auch alsbald wiederum eine Abnahme folgen dürfte. In Bezug auf die Art dieses Zusammenhanges meint er, daß derselbe vielleicht in Temperaturverhältnissen, sowie auch in unmittelbaren elektrischen Einflüssen von Seiten der Sonne, wie dies in neuester Zeit von Werner Siemens ausgesprochen worden, zu suchen sei. Daneben gibt übrigens v. Bezold auch die Möglichkeit, daß tellurische Einflüsse, wie Aenderungen in der Bauart und den Einrichtungen der Gebäude, Entwaldungen, Entwässerungen und Aehnliches mitgewirkt haben, wie dies von Anderen, besonders von Prof. Holtz, betont worden, zu, jedoch könne dies immer nur erst in zweiter Reihe in Betracht kommen.

Ob diese Hypothese Bezold's der Wirklichkeit entspricht oder nicht, läßt sich noch nicht entscheiden. Eine Stütze in anderen Beobachtungen, insbesondere den über ganz Deutschland sich erstreckenden, hat sie allerdings bisher nicht gefunden. Indessen ist sie damit auch noch nicht als widerlegt zu betrachten, da das vorhandene Material vorläufig überhaupt zu einer Entscheidung nicht ausreicht, weil es für diesen Zweck zu kurze Zeiträume umfaßt.

Eine gerade entgegengesetzte Anschauung wie diese vertreten nun die meisten Anderen, insbesondere Professor Holtz, indem sie die Ursache wesentlich in tellurischen Einflüssen suchen. Holtz hatte ein fast ebenso reiches Material über Gewitterbeobachtungen gesammelt, wie das über Blitzschläge war, und hatte aus demselben gefunden, daß in derselben Zeit, in der die Blitzgefahr jene enorme Steigerung erfahren hatte, die Zahl der jährlichen Gewitter, und zwar im Durchschnitt für ganz Deutschland berechnet, nur im Verhältniß von 1 : 1,07 zugenommen hatte, also jene durch diese allein nicht zu erklären war. Es blieb also nur die Möglichkeit, daß es vielleicht weniger eine Zunahme der Häufigkeit, als vielmehr eine solche der Heftigkeit der Gewitter gewesen sei, durch welche das Wachsen der Blitzgefahr verursacht worden. Denn v. Bezold hatte aus seinen Untersuchungen in der That gefunden, und auch Holtz hält es für sehr wahrscheinlich, daß mit einer Zunahme der ersteren (der Häufigkeit) stets eine Steigerung der letzteren (der Heftigkeit) verbunden sei. Dann würde aber, meint Holtz, daraus folgen, daß für Gebiete, für welche sich keine Zunahme der Gewitter oder wohl gar eine Abnahme ergeben habe — denn auch dies hatte er thatsächlich gefunden, unter Anderem z. B. für Oesterreich —, auch die Blitzgefahr einen analogen Verlauf zeigen müsse, und ebenso müßte da, wo die Zunahme der ersteren besonders groß war, dasselbe sich auch für die letztere finden. Dies traf jedoch durchschnittlich keineswegs weder für kleinere Gebiete noch für größere Ländercomplexe zu. Endlich wäre unter der Voraussetzung ausschließlich resp. wesentlich meteorologischer Einflüsse kein Grund einzusehen, weshalb die Zunahme der Blitzgefahr für verschiedene Gebäudearten oder für kalte und zündende Schläge wesentlich verschieden verlaufen sollte, wie dies die Statistik unzweideutig ergeben habe. Aus alledem sei somit der Schluß gerechtfertigt, daß es weit mehr tellurische als meteorologische Veränderungen sein müßten, in welchen die Erklärung der Erscheinung zu suchen sei.

Als solche Veränderungen sieht nun Holtz besonders folgende an: Erstens die fortdauernde Zunahme der Entwaldung, wodurch die Gewitter sich allmählich immer mehr nach den bewohnten Orten zogen; ferner die Vermehrung der Eisenbahnen, Telegraphen, vielleicht auch der Chausseen, sofern man sie mit hohen Bäumen bepflanzte; denn diese bilden sämmtlich, ähnlich wie Flüsse und Wälder, Leiter resp. förmliche Zugstraßen, denen die Gewitter folgen und dadurch also ebenfalls mehr nach bewohnten Orten geführt werden. Dann die allmähliche Fortnahme der Bäume aus der Nachbarschaft der Gebäude, für welche sie ziemlich gute Blitzableiter bildeten, und endlich besonders die vermehrte Einführung der mannigfachsten metallischen Stücke in die innere und äußere Einrichtung der Gebäude, wodurch man gewissermaßen Zuleiter des Blitzes schuf, ohne für entsprechende Gegenmittel zu sorgen.

Liegt die Sache aber so, dann dürfte auch für die nächste Zukunft nur eine weitere Zunahme der Blitzgefahr zu erwarten sein, wenigstens so weit dieselbe nicht Gewitterschwankungen,

Digitized by Google

sondern nur tellurischen Aenderungen beizumessen ist, da, abgesehen von einer allerdings wahrscheinlichen Sistirung der Entwaldung, auch in diesen Aenderungen kein wesentlicher Umschlag in nächster Zukunft zu erwarten ist.

Etwas anders als diese Erklärungsweise Holtz' ist eine dritte von Prof. Karsten. Derselbe sieht die Abnahme der Waldungen als Hauptursache der Erscheinung an und meint, daß erstens dadurch die Häuser immer mehr zu den hervorragenden Punkten einer Gegend gemacht wurden, und zweitens diese Abnahme eine größere Erwärmung im Sommer und damit zahlreichere Gewitter bewirkte.

Endlich ist neuerdings noch eine vierte äußerst interessante und beachtenswerthe Erklärung von Dr. Andries gegeben worden. Andries sagt: Die bisher von Anderen angegebenen Ursachen machen wohl die erhöhte Blitzgefahr zum Theil erklärlich, jedoch genügen sie nicht, um eine so allgemeine Erscheinung, besonders aber die große Zunahme der Blitzschläge in so kurzem Zeitraume vollständig zu erklären. Eine so große Zunahme kann nur durch eine große weitverbreitete Ursache ihre Erklärung finden. Man muß sich die Frage stellen: „Wodurch kann die electrische Spannung bei Gewittern allmählich so vermehrt worden sein, daß jetzt eine größere Zahl von Blitzen nach der Erde überspringt als früher? Denn es ist nicht so sehr die wachsende Zahl der Gewitter als ihre steigende Heftigkeit, welche die vermehrte Blitzgefahr hervorruft. Als Hauptursache hierfür verweist er nun auf die gerade in den letzten 50 Jahren stattgefundene enorme Vermehrung der Fabriken, Locomotiven, Dampfschiffe, kurz aller der Einrichtungen, die die Atmosphäre mit Rauch, mit Dämpfen und Staubtheilchen aller Art erfüllen. Wenn man bedenkt, daß tagtäglich Tausende von Locomotiven, Tausende von Dampfern die Erde umkreisen, daß ebenso Tausende von Fabriken aller Art Tag für Tag kolossale Mengen von Rauch, Dämpfen und Staubtheilchen in die Luft senden, daß besonders in den Städten die enorm gewachsene Zahl der Häuser ebenfalls täglich ungeheuere Rauch- und Staubmengen absondert, so wird die Behauptung kaum übertrieben erscheinen, daß in der Gegenwart gewiß hundertmal mehr Staub und Rauch gebildet und von der Atmosphäre aufgenommen wird, als vor 50 Jahren. In welchem Zusammenhang stehen nun diese Verhältnisse mit der steigenden Heftigkeit der Gewitter?

Nach den neueren Anschauungen über die Entstehung der Gewitterelektricität, wie sie in Deutschland von Hoppe, Gerland, Liebenow und auch von Andries selbst vertreten werden, betrachtet man im Allgemeinen die Reibung als Hauptquelle derselben, und zwar Reibung zwischen Luft und Eisnadeln, wie die Einen, oder zwischen Luft und Wasserkügelchen oder Wasserdampf und Wasser, wie die Anderen annehmen. Wirken außerdem noch Staubtheilchen mit, so wird dadurch die Elektricitätsentwickelung sehr gesteigert, wie dies am besten die Gewitter bei Vulkanausbrüchen beweisen, wo neben dem Wasserdampf auch feine Aschenbestandtheile massenhaft ausgeworfen werden und wodurch die Gewitter einen außerordentlich heftigen Charakter annehmen. Ferner darf hier noch an die merkwürdige Erscheinung der Elektrisirung der Cheops-Pyramide durch den emporwirbelnden Wüstenstaub erinnert werden; nur die Reibung der Sandkörnchen am Boden und an der Pyramide kann die Ursache der Elektricitätsentwickelung sein. Außerdem nimmt Andries bei Gewittern auch noch eine Wirbelbewegung an, welche jene Reibung noch bei weitem itensiver und wirkungsvoller macht. Ist nun unsere Atmosphäre gegenwärtig außerordentlich viel mehr mit Staubtheilchen angefüllt als in früheren Jahrzehnten, so muß also auch die Intensität der elektrischen Erscheinungen bei Gewittern erheblich größer sein als früher. Unsere heutigen Gewitter müssen sich zu den früheren in Bezug auf elektrische Spannung ähnlich verhalten wie ein Gewitter bei einem Vulkanausbruch zu einem gewöhnlichen Gewitter. Dadurch aber erklärt sich die größere Zahl der Blitzschläge schon an und für sich. Indessen tritt noch ein wichtiger Factor hinzu. Wie nämlich von Nahrwold nachgewiesen worden, wird durch das Vorhandensein fester Körperchen in der Luft die Leitung der Elektricität in derselben sehr erleichtert. Es muß also bei unseren heutigen Gewittern in Folge dieser größeren Leitungsfähigkeit der staubhaltigen Luft der elektrische Funke auch viel häufiger als früher von einer Gewitterwolke zur Erde überspringen, anstatt von einer Wolke zur anderen. Die vermehrte elektrische Spannung und die größere Leitungsfähigkeit der Luft wirken also auf die Blitzgefahr in demselben Sinne und dürften dieselbe vollständig erklären. Man könnte allerdings einwenden, daß die vermehrte Leitungsfähigkeit gerade ein größeres Anwachsen der elektrischen Spannung und damit eine Zunahme der Heftigkeit der Gewitter verhindern müsse. Indessen, sagt Andries, ist zu berücksichtigen, daß die etwas erhöhte Leitungsfähigkeit nur eine kleine Rolle spielt gegenüber der überaus heftigen und ebenfalls durch Staub beschleunigten Entwickelung der Gewitterelektricität, und selbst wenn beide Factoren in ihren Wirkungen sich aufhöben, so bliebe immer noch das durch den größeren Staubgehalt erleichterte Ueberspringen des Blitzes nach der Erde hin übrig.

Als Bestätigung für seine Erklärungsweise führt Andries schließlich außer verschiedenen älteren dahin gehörenden Beobachtungen noch die von Espy hervorgehobene Thatsache an, daß als Folge der in Florida zur Erzeugung von Regen absichtlich angezündeten Schilfgrasfelder zuweilen vollständige Gewitter ganz localer Natur auftreten. Da in der betreffenden Jahreszeit diese Erscheinungen ohne künstliche Erzeugung nie beobachtet werden, so bilden hier offenbar die aufsteigenden enorm großen Rauchmassen und die mitgerissenen Wasserdämpfe die alleinige Ursache derselben.

Da übrigens die irgendwo in größerem Maße erzeugten Rauch- und Staubmassen durch Luftströmungen nach allen Richtungen verbreitet werden, so ist damit auch die größere Zahl und Heftigkeit der Gewitter als eine allgemein beobachtete leicht zu erklären. — Dies die Hypothese von Andries.

Schon die Mehrheit der vorhandenen Erklärungen zeigt, daß die Frage nach der eigentlichen Ursache der Erscheinung gegenwärtig noch als eine offene zu betrachten ist. Bestehen bleibt nur die Thatsache derselben und — wenn man die Bezold'sche Erklärung ausnimmt — auch ein ziemlich ungünstiges Prognostikon in Bezug darauf für die nächste Zukunft. — Es fragt sich noch: Wie sieht es mit der Möglichkeit und den Mitteln einer Abwehr resp. Einschränkung der zunehmenden Gefahr aus? Es ist klar, daß, so lange es an einer zuverlässigen Erklärung der Erscheinung selbst mangelt, im Grunde genommen auch diese Frage eine offene bleiben muß.

Literatur und Kunst.

Wer ist der Faustdichter?

Von M. Carriere.

Drei Dinge sind mir in der neueren deutschen Literaturgeschichte seit lange aufgefallen. Lessing hat einen Faust geschrieben, das Manuscript ist abhanden gekommen; wie konnte das geschehen? Von einem Faust des jungen Goethe ist viele Jahre die Rede, da und dort liest er etwas daraus vor, die Erwartungen sind auf's Höchste gespannt, aber er veröffentlicht nichts davon, erst nach Lessing's Tod, 1790, erscheint ein Fragment, aus dem Deutschland nichts Rechtes zu machen weiß, so herrlich Einzelnes dasteht. Lessing aber, von dem man erwarten durfte, er werde den in Goethe neu aufgegangenen Stern wie die Erfüllung seiner Sehnsucht begrüßen, verhielt sich nicht bloß zurückhaltend, sondern er mäkelte mündlich und brieflich mit bitteren bösen Worten an ihm herum; was mag das für einen Grund haben? Da las ich wieder einmal in „Wahrheit und Dichtung", wie Lessing während Goethe's Studentenzeit in Leipzig war. Goethe will ihm aber nirgends zu Gefallen gegangen sein, vielmehr den Ort vermieden haben, wo Lessing zu vermuthen war, weil er sich in grillenhafter

Digitized by Google

Jugend zu gut dünkte, ihm fern zu stehen; er nennt das nun Anmaßung. Das sieht ihm aber doch nicht ähnlich. Da fuhr mir's wie ein Blitz durch den Kopf: Sollte er nicht vielmehr den verehrten berühmten Mann aufgesucht haben wie später Herdern in Straßburg? Sollte da der „Faust" in seine Hände gekommen sein? Aus Böttiger's „Literarischen Zuständen" und „Zeitgenossen" erfahren wir, daß die Genies es liebten, sich mancherlei von einander anzueignen, sie nannten das schießen. Von da aus wird es uns klar, warum Goethe, so lange Lessing lebte, keine Zeile aus „Faust" veröffentlichte, erst 1807 mit dem ersten Theil herausrückte, den zweiten erst nach seinem Tod herausgeben ließ. Herder sagte von Goethe, derselbe sei in Straßburg recht spatzenmäßig gewesen; und nun will er den Faust concipirt haben! Lessing hatte seinen Argwohn, aber keine Beweise, daher sein Groll. Doch Lessing's Faust war in Prosa geschrieben. Wohl, aber Goethe hat die Prosa in Knittelverse nach Hans Sachs gebracht und es ist ihm nicht überall gerathen; gerade besonders schöne tiefsinnige Stellen waren in der Prosa so bedeutungsvoll, daß er sie stehen ließ. Zum Beispiel Faust zu Gretchen über die Liebe: „Sich hinzugeben ganz, und eine Wonne zu fühlen, die ewig sein muß; ihr Ende würde Verzweiflung sein;" oder das Glaubensbekenntniß, von dem ich später rede, und die Scene auf dem Felde. Doch hatte ich noch manche Bedenken, vieles schien so unmittelbar aus dem Dichtergemüth hervorgequollen, wie wenn der Stoff sogleich die Form sich anorganisirt hätte. Da las ich in einer Literaturzeitung: Wilhelm Scherer habe nachgewiesen, daß Goethe's Faust ursprünglich in Prosa geschrieben sei, und das sei eine Untersuchung, wie seit Wolf's Prolegomena zu Homer keine geführt worden. Da hatte ich ja die Bestätigung meiner Hypothese. Aber der Faust in der Handschrift von Fräulein von Göchhausen? Die zeigt ja in Auerbach's Keller noch Spuren und in der Kerkerscene die reine Prosa. Wie mochten doch Scherer's Schüler an seiner Abhandlung jetzt nur noch die meisterhafte Methode rühmen, aber deren Ergebniß preisgeben? Hätten sie doch daran festgehalten, statt die ganz unzulänglichen, äußerlichen Plaudereien über Poetik für Marksteine der wissenschaftlichen Kunstbetrachtung auszugeben, auszuposaunen! Wie nahe liegt hier die Erkenntniß: die Arbeit Goethe's am Faust in der Frankfurter Zeit war eben die Uebersetzung aus Lessing's Prosa in Verse! Sehen wir uns diesen Faust näher an. In der Eröffnungsscene vor dem ersten Monolog, das wissen wir nun, hat Bacon von Verulam in Marlowe's Faust den Ton angeschlagen, den alle Nachfolger beibehalten. Das Gespräch Faust's mit Wagner ist aber ganz Lessingisch. Alle echte Kunst und Weisheit quillt aus dem Herzen, schießt in reinen vollen Strahlen hervor, wird nicht mühsam gemacht, die lebendige Begeisterung erreicht allein die rechte Höhe, die ἀκμή. Wer kennt nicht diese herrlichen Worte des großen Kritikers? Darauf folgt bei Göchhausen sogleich die Unterredung von Mephistopheles und dem Schüler. Aber wie kam Faust mit Mephistopheles zusammen? Auch die Ausgabe von 1790 weiß nichts davon. Die Antwort ist leicht. Die Scene der Geisterbeschwörung aus Lessing's Feder ist erhalten; sie schließt der Volksbühne sich an. Faust hat Geister beschworen, er will nur mit dem schnellsten sich einlassen. Schnell wie der Wind, wie der Blitz, das genügt ihm nicht; wie der Gedanke, das ginge eher; doch erst Mephistopheles wird erwählt, der schnell ist wie der Uebergang vom Guten zum Bösen. Hätte Goethe das aufgenommen, so war er verrathen. So ließ er an entscheidender Stelle eine Lücke. Erst viel später half er sich mit der Entlehnung aus dem Hiob und ließ durch Gott den Herrn den Mephistopheles zu Faust herankommen.

Doch das Schülergespräch. Lessingisch sind hier die Aussprüche über die Facultäten; aber die scharfen Worte über Recht und Theologie, die ließ der jugendliche Höfling Anfangs weg, und die sind ganz die Ausführung von Lessing's Stoßseufzer: „Wer erlöst uns vom Joche des Buchstabens?" Wie trivial aber sind Goethe's Zuthaten: Mephistopheles fragt den Schüler, wo er logiren werde. Dem gefällt es im Wirthshaus, wo Mädchen aufwarten, aber Mephistopheles moralisirt:

Kaffee und Billard! Weh dem Spiel!
Die Mägdlein ach, die geilen viel;
Vertrippliftreichelt eure Zeit.

Er empfiehlt ihm dann die Wohnung von Frau Spritzbierlein, aber freilich die Kost ist nicht die beste:

Der Mutter Tisch müßt ihr vergessen,
Klar Wasser, geschied'ne Butter fressen,
Statt Hopfenkeim und jung Gemüs'
Genießen mit Dank Brennesseln süß,
Sie thun einen Gänsestuhlgang treiben,
Aber eben drum nicht baß bekleiben u. s. w.

Man athmet ordentlich auf, wenn's dann Lessingisch weiter heißt: „Zuerst Collegium logicum," mit den prächtigen Worten über den Denkproceß, Ideen von Leibniz, dem Lessing huldigte, von dem der junge Goethe schwerlich wußte.

Nehmen wir aus dem späteren ersten Theil die Scene, wo Faust aus der Bibel übersetzt. Das Wort genügt ihm so wenig wie der Sinn oder die Kraft; erst die That ist das Rechte. Das ist ganz Lessingisch; er war der Mann der That. Er war der große Denker, welcher die kommende Philosophie in genialen Anschauungen vorausnahm. Dem Sinn entspricht die Hegel'sche Idee, der Kraft der Schopenhauer'sche Wille, der ja uneigentlich Wille heißt, wo er blinde Kraft ist; aber der Geist, der zugleich Idee und Kraft, also wirkende Vernunft ist, der Geist ist nach Fichte das Sichselbstsetzende, die That, die ja des Selbstbewußtseins Werk ist. Das führt uns zu Faust's Glaubensbekenntniß. Es ist Prosa geblieben, ganz jene in Fragen und Ausrufungen sich bewegende Prosa, wie Lessing sie zum Ausdruck seiner tiefsten Gedanken liebte, man wird an die Offenbarung als Erziehung des Menschengeschlechts, namentlich an den Schluß erinnert. Und ebenso ist der Inhalt ganz Lessingisch. Lessing war der Wiederentdecker Spinoza's, aber er kam von Leibniz, und hielt die Individualität, die Monade, die Persönlichkeit Gottes und des Menschen neben dem Einen und Unendlichen fest, die Substanz Spinoza's wird ihm so Subject, sein Gott, „der Allumfasser, der Allerhalter, faßt und erhält auch sich selbst." So ist er Selbst. Das geht über den Pantheismus hinaus, dem ja Goethe gehuldigt haben soll, wie übereinkömmlich gelehrt wird. Doch was sagt Gretchen? „Aber Du hast kein Christenthum." „Das Christenthum der Vernunft" war Faust's Antwort bei Lessing, denn dieser hat ja eine Abhandlung „Das Christenthum der Vernunft" geschrieben, und hier hatte er Gelegenheit, wie im „Nathan" seine wissenschaftlich religiösen Ideen von der Bühne herab zu predigen. Das Vollkommenste ist Gott, er denkt und schafft von Ewigkeit sich selbst, er denkt seine Vollkommenheiten auf einmal und sich als den Inbegriff derselben, das heißt er erzeugt ein Bild seines Wesens, den Logos, den Sohn; und die Harmonie zwischen Gott und seinem Ebenbild nennt die Schrift den Geist. Und Gott denkt seine Vollkommenheiten getheilt, das heißt er schafft die Welt, ein System in sich zusammenhängender Wesen, ihm ähnlich, ein Theil vom Ganzen, eine Stufenreihe von Individuen, die als moralische Wesen mit Bewußtsein dem Gesetz ihrer Natur folgen, in Gott leben. O daß wir diese Grundgedanken der Abhandlung in dem feineren Ausdruck Lessing's lesen könnten! Man wäre nicht an ihnen vorübergegangen. Am Anfang des Jahrhunderts hat Schelling sie das Tiefste genannt, was Lessing geschrieben; sie waren das ewige Evangelium, das er weissagte, das er wahrscheinlich im „Faust" an das Johannesevangelium angeknüpft. Hätte Goethe das aufgenommen, so hätte er sich verrathen, denn Lessing's Abhandlung war gedruckt. So weiß sein Faust nichts zu sagen als: „Liebes Kind".

Woher hatte Goethe der Minister die classische Gelehrsamkeit, die im zweiten Theil des Faust aufgestapelt ist? Woher die Wendung, daß durch gutes Handeln die Schuld gesühnt wird, um Faust zu retten, als von Lessing? Will man noch Einzelnes? Sobald eben die Gelehrten einsehen, daß Lessing's Faust die Grundlage von Goethe's Faust ist, werden Parallelstellen genug gefunden werden. Mir fallen gleich, indem ich das schreibe, einige ein. „Ein Todesurtheil und sehr

Digitized by Google

gern!“ seufzt Camillo Rota; „Hätt' ich nur einen Todtenschein!“ seufzt Frau Martha. „Die Polizei will alles wissen“, sagt der Wirth zu Minna von Barnhelm, und Mephistopholes weiß mit der Polizei sich trefflich abzufinden. „Das Wunder ist des Glaubens liebstes Kind“, sagt Faust, und im „Nathan“ macht der Glaube Recha's aus ihrer Rettung ein Wunder; Nathan erkennt das große allgegenwärtige Wunder im Walten der Vorsehung.

Es wäre eine schöne Aufgabe, größer und lohnender als die, welche Eugen Reichel an Shakespeare zu lösen unternommen, den Urfaust in Lessing's Prosa herzustellen.

(Schluß folgt.)

Ueber Schriftstellerei, Erfolg und Kritik.

Von Eduard von Hartmann.

Bücher haben ihre Schicksale. Was ihren Absatz hervorbringt, ist nicht die Menge von Recensionen und Kritiken, welche über dieselben erscheint, nicht Lob noch Tadel der öffentlichen Beurtheilungen, nicht die Menge der Anzeigen, welche der Verleger erläßt, nicht die Zahl der Exemplare, in welchen er das Buch versendet, nicht die Theuerkeit oder Wohlfeilheit des Preises im Verhältniß zum Umfang, nicht die Ausstattung, auch nicht die Findigkeit und Rührigkeit der Reclame. Jeder dieser Factoren kann ein wenig zur Beförderung des Absatzes beitragen, aber nur auf Grund der allein entscheidenden Bedingung des Erfolges: des Weiterempfehlens von Mund zu Mund.

Die Kritik der Fachblätter mag noch einiges Ansehen bei ihrem festen Leserkreise haben; aber der feste Leserkreis der Journale wird selbst immer kleiner, und das Einzelabonnement wird mehr und mehr durch die Theilnahme am Journalcirkel verdrängt, deren Inhalt kaum noch gelesen, sondern mit skeptischer Miene durchblättert wird. Nur wenn ein bekannter Name einer Beurtheilung Gewicht verleiht, hat sie heut noch einige Bedeutung, doch auch hinter solchen Empfehlungen wittert heute das Publikum bereits Kameraderie, Cliquenthum und Emporheben von dankbaren Schülern. Auf die Kritik der gewöhnlichen Unterhaltungsblätter, bibliographischen Unternehmungen und Tageszeitungen legt heute kaum noch jemand irgend welchen Werth; man weiß zu gut, daß kaum noch die Stellung der Zeitungsclique zur Clique des Autors, sondern weit mehr schon diejenige zum Verleger für den Ton der Besprechung maßgebend ist, und daß der Umfang derselben durch die Häufigkeit der dem Blatte vom Verleger zugewendeten Annoncen bedingt zu sein pflegt.

Inserate über neuerschienene Bücher lohnen erfahrungsmäßig dann am besten, wenn es sich um eine Literaturgattung handelt, bei der auf Massenabsatz zu rechnen ist. Nur eine Concentration aller literarischen Anzeigen Deutschlands auf ein einziges Blatt könnte der jetzigen ruinösen Zerstreuung der Inserate abhelfen; die theuersten Insertionsgebühren in einem solchen einzigen Anzeigeblatt wären immer noch billig und wohlangelegt für die Verleger im Vergleich zu den Summen, welche jetzt das nutzlose Inseriren in einem kleinen Theil der Zeitschriften verschlingt. Es ist aber schwer abzusehen, wie eine solche Concentration des Inseratenwesens anders durchführbar sein sollte, als vermittelst eines Inseraten-Monopols, für das auch viele andere Gründe sprechen, auf dessen Einführung wir aber vorläufig wenig Aussicht haben.

Die literarische Reclame kann in Bezug auf diejenigen Reizmittel, welche die Aufmerksamkeit des Lesers zur Lectüre der Anzeige zwingen sollen, ebenso wenig mit der Reclame anderer Geschäftszweige von größerem Umsatz wetteifern, wie in Bezug auf die Häufigkeit, Zudringlichkeit und Beschlagnahme aller reclamefähigen Orte. Sie kann nur ihre Waare empfehlen, sei es durch Anpreisungen, die der Verleger derselben mitgibt, sei es durch solche, die er bereits erschienenen Besprechungen entlehnt. Beides kann nur als Inhaltsangabe und Charakteristik der neuen Erscheinung für das Publikum in Betracht kommen, nicht als Lob, da das Publikum nicht mit Unrecht annimmt, daß ein Kaufmann seine eigene Waare nicht anders als loben wird, und daß ein größerer Verleger Gelegenheit genug haben wird, in einigen ihm nahestehenden Blättern rasch einige günstige Besprechungen zu veranlassen. Wo solche Zusammenstellungen von Urtheilen durch ihren Umfang und die Menge der gesammelten Stimmen imponiren, da hat man es bereits mit Werken zu thun, die ihren Weg durch die Kritik gemacht, und in irgend welcher Richtung ihre Bedeutung erhärtet haben. Wo hingegen die gesammelten Urtheile durch den Namen der Recensenten oder das Ansehn der Fachblätter eine Bedeutung haben, wo sie als Kritiken und Charakteristiken einen wissenschaftlichen, ästhetischen und literarhistorischen Werth besitzen, und wo sie gleichmäßig die charakteristischen Stimmen für und wider einschließen, da hört überhaupt der Begriff der Reclame, mit ihm aber auch die Hoffnung auf Erweiterung des Käufer- und Leserkreises durch solche Mittel auf. Solche Zusammenstellungen haben ihren Werth wesentlich darin, daß sie neuen Recensenten zur Orientirung dienen, Lesern die Controle des selbstgewonnenen Eindrucks an fremden Urtheilen erleichtern, den Klärungsproceß der öffentlichen Meinung über das Buch beschleunigen, und den späteren Literarhistorikern werthvolles Material in handlicher Form überliefern.

Die Zahl der Exemplare, in denen ein Verleger ein neues Buch an die Sortimentsbuchhandlungen versendet, ist durch die Literaturgattung, zu welcher dasselbe gehört, ziemlich genau vorgezeichnet und außerdem mitabhängig von der Nachfrage der Sortimenter. Unverlangte Zusendungen werden entweder im voraus verbeten, oder ohne weiteres remittirt, oder doch unaufmerksam bei Seite geschoben. Eine zu starke Versendung erhöht nur die Spesen und vermehrt die Zahl der „Krebse“, die mehr oder minder beschädigt zurückkehren, aber nicht die Absatzziffer. Die Schriftsteller machen sich in der Regel ganz falsche Vorstellungen über das Maß der Förderung, welche ein kundiger und rühriger Verleger einem einzelnen neu bei ihm erscheinenden Buche angedeihen lassen kann. Der Verleger kann, wenn er ungeschäftlich denkt, unverhältnißmäßig viel Mühe und Geld auf den Vertrieb eines einzelnen neuen Buches verwenden, aber es steht ganz außer seiner Macht, das Publikum zum Kaufen zu zwingen, wenn es keine Lust hat.

Nach der Stärke des voraussichtlichen Absatzes richtet sich die Höhe der Auflage, nach dieser wiederum der Preis für den Druckbogen. Es kommt wohl vor, daß jemand, ärgerlich über einen unbillig hohen Preis, von dem Ankauf eines Buches, das er gern besitzen möchte, Abstand nimmt; aber es kommt nicht vor, daß jemand ein Buch, das er eigentlich nicht die Absicht hatte zu besitzen, darum kauft, weil es einen unverhältnißmäßig niedrigen Preis hat. Es kann sein, daß der Eine es sich zum Grundsatz gemacht hat, keine Bücher zu kaufen, die mehr als drei Mark kosten, der Andere, keine solche, die über sechs Mark kosten; aber beide werden alsdann unterhalb dieser Grenzen ebensowohl Bücher kaufen, die im Verhältniß zu ihrem Umfang und ihrer Ausstattung theuer, als solche die relativ wohlfeil sind. Man hört zwar öfters die Entschuldigung anführen, daß man die und die Bücher nicht kaufen könne, weil sie zu theuer seien; aber diese Entschuldigung ist meistens ein bloßer Vorwand. Das geht deutlich daraus hervor, daß diese oder andere Bücher, wenn sie zufällig Mode werden, bereitwillig mit jedem, wenn auch noch so hohem Preise bezahlt werden, daß aber die nicht dem Zwang der Modelectüre unterworfenen Bücher nicht merklich mehr gekauft werden, wenn ihr Preis plötzlich auf die Hälfte oder ein Drittel des üblichen herabgesetzt wird. Die Leute, die vorher den hohen Preis als Vorwand nahmen, greifen dann nach andern Vorwänden, oder sie verzichten auf eine entschuldigende Begründung, und kaufen doch nicht.

Alle bisher besprochenen Unterstützungsmittel eines buchhändlerischen Erfolges zusammengenommmen sind völlig ohnmächtig einen solchen zu erzwingen, und können nicht ver-

Digitized by Google

hindern, daß das Buch dem durchschnittlichen Schicksal der heute neu erscheinenden wissenschaftlichen Werke und Dichtungen verfällt, nämlich daß durch seine Einnahmen nur ein Theil der Herstellungs- und Vertriebskosten gedeckt wird. Was über das Schicksal eines Buches entscheidet, ist allein die Weiterempfehlung unter der Hand. Es muß etwas in dem Buche enthalten sein, was die ersten Leser so sehr interessirt, daß sie über das Buch mit Wärme oder gar Begeisterung *sprechen* und dadurch ihre zuhörenden Bekannten veranlassen, dasselbe ebenfalls zu lesen.

Worin solche Anziehungskraft liegt, dürfte schwer zu bestimmen sein. Nur so viel kann man sagen, daß ein übrigens anziehender Inhalt durch eine erschwerende oder abstoßende Form seiner Anziehungskraft beraubt wird, und daß die ansprechendste Form ohne einen anziehenden Inhalt außer Stande ist, solche Wirkung auszuüben. In Bezug auf die Form verlangt aber das Publikum keineswegs Schönheit, sondern nur Bequemlichkeit und Leichtigkeit der Aneignung des Inhalts. In Bezug auf den Inhalt wirkt Wissenschaftlichkeit und Tiefe als erschwerender Umstand, da beide die Bequemlichkeit und Leichtigkeit der Aneignung ganz ähnlich wie eine ungeschickte und abstoßende Form beeinträchtigen. Vor Allem aber muß der Inhalt entweder Actualität, d. h. stoffliche Beziehung auf bestimmte gegenständliche Tagesinteressen der Zeitgeschichte besitzen, oder er muß doch in irgend welcher Weise einer Geistesströmung der Zeit entgegenkommen. Am Auffälligsten wird der Erfolg dann, wenn eine solche Geistesrichtung bisher nicht an der Oberfläche lag, sondern als eine den meisten Augen verborgene und sich selbst unklare oder räthselhafte Unterströmung des Zeitgeistes fluthete, und nun durch das ausgesprochene Wort des Räthsels an's Tageslicht gezogen und sich selbst klar gemacht wird. Dabei ist es für den Erfolg ganz gleichgültig, ob solche Strömung gesund oder krankhaft, berechtigt oder unberechtigt, gescheut oder thöricht ist, wenn sie nur stark genug ist, um das Schifflein des literarischen Erfolges flott zu machen. Die Unberechenbarkeit der Bücherschicksale liegt gerade darin begründet, daß auch der beste Kenner seiner Zeit nicht im Stande ist, die geistigen Unterströmungen alle zu kennen und ihre Stärke richtig zu schätzen. Was an die Oberfläche gelangt ist, hat auch in der Regel schon seinen ausreichenden literarischen Ausdruck gefunden, so daß das neu Hinzutretende schon eine beträchtliche Concurrenz vorfindet.

So überraschend, wie die literarischen Erfolge auftreten, können sie auch wieder verschwinden, indem bei veränderten Zeitumständen die Strömungen, welche sie getragen hatten, sich wieder verlieren. Vergebens strengen sich dann Autor und Verleger an, den fliehenden Erfolg beim Schopfe festzuhalten und durch künstliche Nachhülfen neu zu beleben. Das wahrhaft Werthvolle wird durch solche Abkehr des größeren Publikums nicht entwerthet und wird sowohl in den engeren Fachkreisen, wie in der Geschichte seinen Platz behaupten, aber der literarische Erfolg im buchhändlerischen Sinne ist dahin; ja sogar es kann sich eine Reaction, eine zeitweilige Unterschätzung des vorher Ueberschätzten entwickeln, bis dann später die öffentliche Meinung ihr Gleichgewicht wieder gewinnt.

Mir sind speciell drei Beispiele erinnerlich, bei denen Bücher ohne alles Zuthun der literarischen Kritik bloß durch Empfehlung von Mund zu Mund ihr Glück gemacht haben: Weber's Dreizehnlinden, Stinde's Familie Buchholz und Nordau's Conventionelle Lügen. Bei allen dreien wurde die Kritik erst durch die Reihe von rasch aufeinander folgenden Auflagen veranlaßt, sich nachträglich mit den Büchern zu beschäftigen, wobei dann wesentlich nur constatirt werden konnte, daß dieselben in ihrem inneren Werthe hinter den erzielten Erfolgen erheblich zurückstanden. Wenn aber die bescheidene und liebenswürdige Dichtung „Dreizehnlinden" zu einer Reaction keinen Anlaß gab, so hat solche sich gegen die Buchholzen und Nordau's Schriften in einem Maße eingestellt, daß man nur sagen kann, sie habe diese Erfolge zu ernst und zu wichtig genommen. Aus literarhistorischem Gesichtspunkt ist es sehr wohl zu verstehen, daß die katholische Familie gern „Dreizehnlinden" zu Geschenken für ihre jugendlichen Mitglieder wählte, daß das moderne städtische Spießbürgerthum an seinem Konterfei Behagen fand, und daß die ideenlose Schärfe einer übertreibenden, alles zersetzenden socialen Kritik in weiten Kreisen Anklang fand.

Aus alle dem geht hervor, daß der Erfolg, im Sinne des buchhändlerischen Geschäftserfolges, zwar keineswegs gegen, aber auch nicht für den inneren Werth eines Buches spricht, und daß bei bedeutenden innerem Werth der Erfolg ausbleiben kann. Die Schriftsteller haben sich daraus die Lehre zu entnehmen, daß sie niemals auf den Erfolg eines Buches rechnen sollten, weil sie von dem inneren Werthe desselben überzeugt sind, daß sie sich von dem Ausbleiben des Erfolges in ihrem Glauben an ihren Beruf nicht irre machen lassen und zum Kleinmuth niederdrücken zu lassen brauchen, daß sie den etwa eintretenden Erfolg als eine zufällig ihnen in den Schoß gefallene Gabe des Glücks hinnehmen müssen, welche mit dem inneren Werth ihres Buches vielleicht gar nichts zu thun hat, also aus dem Erfolge keinen Rechtstitel zur Ueberhebung oder gar zum Größenwahn ziehen dürfen, und daß sie ebenso gleichmüthig und ohne an sich selbst irre zu werden, zuschauen müssen, wenn der von unberechenbarem Zufall geschenkte Erfolg von dem wetterwendischen Glück ihnen wieder entzogen wird. Der tiefere Werth, der einem Buche anhaftet, bleibt vom buchhändlerischen Erfolg und Mißerfolg unaufgeschlossen und wird ganz unabhängig von diesen Schicksalen des zeitgenössischen Büchermarktes erst im Laufe der Zeit ermittelt und von der Geschichte der wissenschaftlichen und schönen Literatur festgestellt, freilich auch dann noch nicht ohne gewisse Schwankungen im Laufe der Jahrhunderte.*)

Ein landläufiger Irrthum ist es, daß ein einmal errungener Ruhm den späteren Büchern seines Besitzers als sicherer Geleitbrief des Erfolges dienen könne. Bei andern Völkern mag das bis zu einem gewissen Grade der Fall sein, in Deutschland ist es jedenfalls nicht so. Man sollte glauben, daß jeder Leser, welcher von einem bestimmten Autor durch die Lectüre eines Buches lebhafte Anregung und kräftige Förderung empfangen zu haben fühlt, sich getrieben fühlen müßte, seine Dankesschuld gegen denselben in der einzigen Art und Weise abzutragen, welche ihm offen steht, nämlich dadurch, daß er auch dessen übrige Bücher kauft und liest, so lange bis er sich durch den Augenschein überzeugt hat, daß der Autor schwächer geworden ist, oder sich selbst wiederholt. Man sollte glauben, daß die literarische Kritik und die Journalistik es sich zur nationalen Ehrenpflicht machen müßte, jedes neue Werk eines einmal berühmt gewordenen Landsmannes mit Aufmerksamkeit aufzunehmen, mit Achtung und Sorgfalt zu lesen, möglichst bald und ausführlich zu besprechen und auch den wohlerwogenen Tadel und Widerspruch in eine maßvolle und persönlich schonende Form zu kleiden. Von alle dem findet bei uns das Gegentheil statt; höchstens diejenigen Dichtungen machen eine Ausnahme, welche auf der Grenze der Unterhaltungsliteratur stehen, die Novellen und kurzen Romane, weil das Unterhaltungsbedürfniß der unbeschäftigten Frauen und Mädchen höherer Stände immer neuen Stoff braucht, um sich vor dem Dämon der Langeweile zu retten. Das deutsche Volk kennt jene den übrigen Kulturvölkern geläufige Aeußerungsform des Nationalstolzes, welche den Erzeugnissen seiner hervorragenden Geister Beachtung und Pflege angedeihen läßt, nur im Kultus der Todten. Die Lesefaulheit und Kaufunlust der Deutschen ist, wo es sich nicht um Unterhaltung und Zeitvertreib handelt, größer als man denkt, und es fehlt ihm nicht an Vorwänden, um dieselben vor sich selbst zu bemänteln.

Ein sehr gewöhnlicher Vorwand, mit welchem das Publikum die Lectüre neuer Werke eines bereits anerkannten Autors vor sich selbst entschuldigt, wird aus dem Vorurtheil geschöpft, daß in einem Kopf nicht mehr Platz haben könne als in einem Bande, daß ein Autor alles, was er wirklich Neues und

*) Niemand hat dies deutlicher eingesehen als Schopenhauer, und Niemand hat in seinem praktischen Verhalten dieser Einsicht weniger Rechnung getragen als er.

Digitized by Google

Eigenthümliches zu sagen gehabt habe, auch in dem einen Buche, das seinen Ruf begründet, erschöpft haben müsse, daß deshalb jeder renommirte Autor von Rechtswegen mit seinem Fahnenwerk zu identificiren sei, und daß man nicht nöthig habe, auch noch seine späteren Werke zu lesen, da dieselben doch nur Nachklänge und nähere Ausführungen enthalten können. Durch dieses Vorurtheil wird ein bereits gehabter Erfolg geradezu zum Hinderniß neuer Erfolge; es muß erst im Laufe eines oder mehrerer Jahrzehnte ein neues Lesepublikum herangewachsen sein, welches für neue Werke desselben Autors eine neue Empfänglichkeit mitbringt. Ohne Zweifel sind es üble Erfahrungen an Autoren von geringerer Befähigung, durch welche dieses Vorurtheil im Publikum erweckt und genährt worden ist; denn nur zu oft wird von der geistigen Armuth, die nichts Neues zu bieten hat, der Versuch gemacht, einen zufälligen Erfolg durch schwächliche Variationen desselben Themas literarisch zu „fruktificiren". Aber das durch solche Erfahrungen mißtrauisch gewordene Publikum müßte eben schon bei der Lectüre des Fahnenwerks zwischen verschiedenen Arten der Begabung zu unterscheiden wissen und im Falle des Zweifels die neuen Werke wenigstens zur Ansicht und eignen Prüfung in die Hand nehmen, anstatt sie unbesehen zu ignoriren.

Ein anderer Grund, weshalb bei uns ein Erfolg zum Hinderniß neuer Erfolge wird, liegt in dem zahlenmäßigen Mißverhältniß der Leser und Schriftsteller in Deutschland, in Folge dessen ein zu großer Theil der mit literarischen Interessen behafteten Leser sich zugleich als Schriftsteller fühlt, d. h. einen erfolgreichen Autor als glücklicheren Concurrenten betrachtet. Da gerade diejenigen Leser, welche selbst schriftstellerisch thätig gewesen sind, die lebhaftesten Wortführer der öffentlichen Meinung sind, so gewinnt in Deutschland die Gesinnung des Gewerbsneides weit mehr Einfluß auf die öffentliche Meinung als in anderen Ländern. Die angeborene Kritik kommt noch hinzu, mit welcher der deutsche Volkscharakter sich gegen alles Hervorragende kehrt, was von zeitgenössischen Landsleuten geleistet wird. Diese kritische Stimmung, welche so leicht in grundlose Opposition und nörgelnde Krittelei ausartet, wird bei neu auftauchenden Schriftstellern noch nicht so sehr gemerkt, weil und so lange dieselben noch nicht den Ruf einer hervorragenden Bedeutung erlangt haben; vielmehr wird sie durch die Entdeckungsfreude und das Selbstgefühl wohlwollender Gönnerschaft hintangehalten. Erst dem fertigen Renommé gegenüber erhebt sich der deutsche Widerspruchsgeist, dem Fahnenwerke gegenüber jedoch vergeblich, so lange die Neugierde des Lesepublikums noch nicht gestillt ist. Für die Vergeblichkeit dieser Bekämpfung rächt er sich dann doppelt, indem er einerseits nach befriedigter Neugier die Reaction der Unterschätzung herbeiführen hilft, und andererseits neue Werke desselben Autors, denen der Reiz der Neugier nicht zu Hülfe kommt, mißachtend bei Seite schiebt.

(Schluß folgt.)

Die Rubensstecher.

Von W. Lübke.

Neben der Zeitschrift „Die Graphischen Künste", neben der „Bilderlese aus kleineren deutschen Galerien", und neben den einzelnen Galeriepublikationen gibt die „Gesellschaft für vervielfältigende Kunst" in dem rastlosen Streben, die reproducirenden Künste nach allen Seiten zu fördern, seit einiger Zeit eine im großen Stil angelegte Geschichte der vervielfältigenden Künste heraus, deren erste Abtheilung, der Entwickelung des Holzschnitts in unserem Jahrhundert gewidmet, kürzlich zum Abschluß gekommen ist. Auf 273 Seiten Text mit einer erstaunlich großen Zahl von Illustrationen (nicht weniger als 254) und mit 48 Tafeln ist das Thema durch alle modernen Culturländer, mit Einschluß von Amerika, in mustergültiger Weise unter Redaction von C. v. Lützow durchgeführt. Die schöne Publikation gehört zu den anziehendsten und zugleich zu den belehrendsten, die es auf diesem Gebiet irgendwo gibt, ja man darf sagen, daß in so universeller Weise das Thema noch nie behandelt worden ist.

Kaum ist dieser Abschnitt des großen Werkes zum Abschluß gekommen, und schon tritt die Gesellschaft mit einer ähnlichen Publikation über den Kupferstich der Gegenwart hervor, die nach Ausweis der ersten kürzlich erschienenen Lieferung nicht minder bedeutend zu werden verspricht. Daneben erscheint nun aber auch unter dem Titel „Geschichte der vervielfältigenden Künste" ein ebenso umfassend angelegtes Werk, welches die Entwickelung dieser Techniken in der Vergangenheit zu schildern berufen ist. Der erste Abschnitt desselben ist den Rubensstechern gewidmet, und in A. Rosenberg, dem wir u. A. die schöne Publikation der Rubensbriefe (Leipzig, Seemann) verdanken, fand sich die geeignete Persönlichkeit für die kunstwissenschaftliche Behandlung dieses hochinteressanten Themas. Zwei Lieferungen mit zwölf trefflich ausgeführten Tafeln und 22 Textillustrationen liegen vor und geben eine vortheilhafte Anschauung von dem, was wir hier erwarten dürfen.

Ein interessanteres Thema hätte für den Anfang dieser großen Publikation kaum gewählt werden können. Wie Rafael einst sich den Marc Anton für die Wiedergabe seiner Werke heranzog, so, nur in noch viel umfassenderer Weise, wußte Rubens für die Nachbildung seiner Schöpfungen eine Reihe von Stechern zu gewinnen, die er allmählich so in seinen Geist und seine Ausdrucksweise einweihte, daß kaum je ein anderer Künstler einen so durchgreifenden Einfluß auf eine ganze Stecherschule ausgeübt hat. Die Darstellung, welche Rosenberg gibt, zeugt von einer soliden Kenntniß des Stoffs und der zugehörigen Literatur und eindringendem künstlerischen Verständniß, die sich mit einer klaren und lebendigen Schilderung verbinden, wo jedes Einzelne zu seinem Recht kommt und der Blick auf das Ganze nie verloren geht. Wir erfahren, wie Rubens schon früh bei seinem Aufenthalt in Italien dem Kupferstich seine Aufmerksamkeit zuwandte und in Rom bei der Bekanntschaft mit Adam Elsheimer sich eifrig nach der Technik desselben erkundigte. Gewiß hat Rubens sich niemals selbst eigentlich als Stecher versucht, aber daß er hinreichend mit der Technik vertraut war, geht schon aus dem Umstand hervor, daß er die nach ihm gestochenen Blätter meistens selbst retouchirte. Dies erfahren wir nicht bloß aus einem Briefe des Meisters an Peiresc, sondern auch aus den Rechnungsbüchern der berühmten Druckerei Plantin-Moretus in Antwerpen, wo z. B. Rubens für die Retouchirung einiger Kupferstiche zu einer Seneca-Ausgabe des Lipsius u. A. 36 Gulden erhielt. Dies bringt uns auf sein Verhältniß zu jener weltberühmten Druckerei und ihrem damaligen Besitzer Balthasar Moretus, welcher ein besonderes, äußerst interessantes Capitel gewidmet ist. Wir erfahren, welch' großen Werth Moretus darauf legte, für seine Bücher Zeichnungen und Entwürfe zu Vignetten, Allegorien u. dergl. von Rubens zu bekommen. Der große Meister benutzte zu derartigen Arbeiten nur die Sonn- und Feiertage, wo sie ihm als geistige Erholung dienten, während die Werktage der Malerei vorbehalten blieben. Moretus selbst erzählt in einem Briefe, daß Rubens gern Monate lang vorher benachrichtigt sei, um einen Titel auszudenken und in vollster Muße und fast nur an Feiertagen auszuführen.

„Werktage verwendet er nämlich nicht auf solche Arbeiten," setzt er hinzu, „denn er würde 100 Gulden für eine einzige Zeichnung verlangen." Hierdurch wird bestätigt, was wir auch sonst wissen, daß Rubens für jeden Arbeitstag 100 Gulden berechnete; aber was brachte er auch in einem Tage fertig, dieser großartige Künstler, den man nicht bloß als pictor celeberrimus, sondern auch celerrimus bezeichnen darf! Aus den Geschäftsbüchern der Druckerei erfährt man, daß Rubens für die von ihm gezeichneten Titelblätter je nach ihrer Größe fünf bis zwanzig Gulden erhielt. Bezeichnend ist es aber, daß er sich das Honorar nicht auszahlen ließ, sondern dafür als großer Bücherfreund sich durch Moretus Bücher oder Ein-

Digitized by Google

bände besorgen ließ. Seit dem Jahre 1637 zog sich jedoch Rubens von dieser Thätigkeit zurück und beschränkte sich auf die Angabe der Ideen, welche dann sein Schüler Erasmus Quellinus zur Ausführung brachte. Für den Stich dieser Blätter zog Rubens in erster Linie den Cornelius Galle heran. Als einmal ein geistlicher Autor sich beklagte, daß auf dem Titelblatt eines seiner Werke die Wahrheit zu nackt dargestellt sei, erwiderte Moretus, die Blätter seien bereits gedruckt und Rubens habe gemeint, die Wahrheit sei genügend bekleidet.

Der Familie Galle ist der nächste Abschnitt gewidmet. Es handelt sich zunächst um Philipp Galle, der 1537 in Harlem geboren war und 1570 sich in die Lucas-Gilde zu Antwerpen aufnehmen ließ, wo er eine Kupferdruckerei und einen Handel mit Kupferstichen betrieb und namentlich mehreres von Goltzius veröffentlichte. Letzterer übte dann durch seine freiere und großartigere Technik mit den klaren durchsichtigen Strichlagen einen bedeutenden Einfluß auf die Antwerpener Stecher. Philipp Galle, der 1612 starb, wurde nicht durch die Einwirkung von Rubens berührt, um so mehr aber sein Sohn Cornelius, der, 1576 zu Antwerpen geboren, sich in der Schule seines Vaters bildete und schon mit zwanzig Jahren für dessen Verlag thätig war. Seine früheren Arbeiten, welche etwas trocken sind und wenig malerische Wirkung verrathen, scheinen auf einen Aufenthalt in Italien zu deuten. Bald nach seiner Heimkehr trat er mit seinem Bruder Philipp in Beziehungen zur Moretus'schen Druckerei und dadurch auch zu Rubens. Der geschäftliche Betrieb war so stark, daß die Brüder um 1610 schon etwa 1900 Gulden jährlich, und um 1630 gegen 2500 Gulden von Moretus bezogen. Rubens zeichnete damals mehrere Blätter für eine neue Ausgabe des Missale, welche Theodor Galle in Kupfer stach und für deren Retouche Rubens 36 Gulden erhielt. Der Stecher bekam für seine Blätter 65—75 Gulden, obwohl er mit seinem Bruder nicht wetteifern konnte. Es würde uns zu weit führen, in alle Einzelheiten näher einzutreten. Es genügt für unseren Zweck darauf hinzudeuten, daß der jüngere Bruder Cornelius den älteren bald verdunkelte, so daß er bei Rubens sich großer Gunst erfreute. Er war auch der erste Stecher, der außer seiner Thätigkeit für den Buchhandel selbständige große Blätter nach Compositionen von Rubens in dessen Auftrage ausführte. Als frühester dieser Stiche wird die „große Judith" bezeichnet, welche noch unter italienischen Einflüssen entstanden ist. Bald darauf folgt ein Ecce homo, namentlich aber die große Madonna in der Portalnische, das Hauptblatt dieses Stechers, in welchem derselbe die volle Höhe seiner Kunst erreicht. Auch unter den übrigen nach Rubens ausgeführten Stichen nimmt dieses in der zweiten Lieferung vortrefflich nachgebildete Blatt eine bedeutende Stelle ein.

Wir müssen auch hier auf ein genaueres Eingehen in manche interessante Einzelheit verzichten und wenden uns zu einer Art von Uebergangsepoche, in welcher Rubens es versuchte, holländische Stecher zu verwenden. Es sind Willem Swanenburg aus Leyden, Jacob Matham und besonders der treffliche Jan Müller, welcher in den hier mitgetheilten Bildnissen des Erzherzogs Albert und seiner Gemahlin besonders in der Wiedergabe der reichen Prachtcostüme große Meisterschaft bekundet. Weiterhin gehören hierher Egbert van Tanderen, und der Franzose Michel Lasne aus Caen.

Nach allen diesen Versuchen sahen wir nun bald nach 1617 Rubens ernstlich bestrebt, sich eine eigne Stecherschule zu bilden, um die Arbeiten dieser Werkstatt im eignen künstlerischen und finanziellen Interesse selbst herauszugeben. Die ersten Künstler, welche er heranzog, waren Pieter Soutman und Lucas Vorsterman, beide aus Holland gebürtig. Ersterer hatte sich in der Malerei unter Rubens gebildet und war vielleicht dessen Gehülfe bei Ausführung der großen Thierstücke und Jagden. Bald jedoch wurde er ebenso wie Vorsterman durch Rubens zum Kupferstechen herangezogen. Ueber letzteren besitzen wir ein bemerkenswerthes Zeugniß von Sandrart, der unter anderem von ihm aussagt, er sei „also verwunderlich erfahren gewesen, daß Alles sich meisterhaft gerundet, auseinander gehoben, und kräftig nach Verlangen über sich gezogen, daß es nicht besser mit Pinseln in Weiß und Schwarz hätte zu Wege gebracht werden mögen". Um seine Stiche gegen Nachbildungen zu schützen, verschaffte sich Rubens Privilegien von Belgien, Frankreich und mit einigen Schwierigkeiten auch von Holland. Trotzdem war er im Anfang der dreißiger Jahre gezwungen, beim Pariser Parlament einen Proceß gegen die Kopisten anzustrengen, der 1635 zu seinen Gunsten entschieden wurde. Wir ersehen dabei aus Briefen von Rubens an Peiresc, daß es ihm weniger um den materiellen Verlust als um Wahrung seiner künstlerischen Ehre durch die Verhinderung schlechter Nachbildungen zu thun war. Auch hierbei erwähnt er, daß er jeden Stich mit eigner Hand zu retouchiren pflege.

Der Thätigkeit Soutman's ist der folgende Abschnitt gewidmet, wobei dann dargelegt wird, daß die von diesem Künstler nach Rubens gestochenen Blätter in rascher Folge entstanden sind und in der „Löwenjagd" und dem „Fischzug" ihren Abschluß finden. Bemerkenswerth ist darunter das Abendmahl von Lionardo und die Uebergabe der Schlüssel von Rafael, sowie eine schlafende Venus von Tizian, sämmtlich nach Zeichnungen von Rubens ausgeführt. An zartester Feinheit der Behandlung steht unter den Werken Soutman's der „Raub der Proserpina" unübertroffen da. Ueberhaupt zeichnet sich dieser Künstler durch eine fast an die Radirung erinnernde Leichtigkeit und Freiheit der Behandlung aus, welche es wahrscheinlich macht, daß er sich ohne eigentliche Schule aus sich selbst herausgebildet hat. Nachdem Soutman in seine Heimath zurückgekehrt war, kam er unter den Einfluß des Franz Hals und beschäftigte in seiner Werkstatt Künstler wie Suyderhoef, van Sompel, Jan Louijs und namentlich den ausgezeichneten Cornelius Vischer, das herporragendste Talent der jüngeren Harlemer Schule.

So weit der Inhalt der vorliegenden Hefte, in welchen dann in derselben eingehenden Weise noch der Anfang der Biographie und Charakteristik Vorsterman's den Abschluß des bis jetzt Erschienenen bildet. Wir behalten uns vor, bei Vollendung dieser prächtigen Publikation darauf zurückzukommen, und bemerken nur noch, daß die Textillustrationen und die beigegebenen Tafeln nichts zu wünschen übrig lassen.

Feuilleton.

Der Fall Therese Delhomme.

Humoreske von Wilhelm Berger.

Zwei junge Leute, die an der Pariser polytechnischen Schule ihre Studien betrieben, Eugen Saumier und Alphons Leblanc, fuhren an einem Sonntagmorgen des letzten Sommers nach dem kleinen Städtchen Asnières hinaus, welches von dem Bahnhof St. Lazare in etwa zehn Minuten zu erreichen ist. Das anmuthige, villenreiche Oertchen, bei welchem sich die Bahn nach St. Cloud und Versailles von der Hauptlinie abzweigt, liegt hart an der Seine, deren bogenreicher Lauf hier gegen Norden gerichtet ist, und wird an Sonn- und Festtagen von Paris aus viel besucht, namentlich von Denjenigen, die dem Wassersport ergeben sind.

Auch die beiden Freunde nahmen ein Boot und vertrieben sich auf das angenehmste die Zeit mit Rudern, Fischen und Baden. Erst als die Dunkelheit bereits angebrochen war, kehrten sie an das Land zurück und begaben sich nun, da sie einen Wolfshunger verspürten, in ein am Ufer belegenes Restaurant. Es war dies gerade kein Local erster Klasse; indessen sind die Polytechniker in diesem Punkte nicht eben wählerisch und immerhin ist der „Goldene Engel" noch ein leidlich respectables Haus. Es kostete ihnen einige Mühe, zu dieser späten Stunde noch warme Speisen zu erhalten, da auch in dieser Wirthschaft, wie in allen ihrer Art in Frankreich, nach sieben Uhr Abends das Heerdfeuer nicht mehr am Brennen gehalten wird; nach längeren Verhandlungen mit dem Personal jedoch gelang es ihnen, den Koch zur Anfertigung einiger Schüsseln auf dem Gasofen zu veranlassen.

Während sie speisten, ließ sich an dem Tische nebenan ein Pärchen nieder, dem sie Anfangs keine Aufmerksamkeit schenkten, einestheils, weil es sich sehr still verhielt, anderntheils, weil sie emsig mit den guten Dingen beschäftigt waren, die man ihnen vorgesetzt hatte. Später aber brach zwischen den Neuangekommenen ein lebhafter Disput aus, der gerade laut genug geführt wurde, um von ihnen verstanden zu werden,

Digitized by Google

und interessant genug war, um sie zu genauer Betrachtung der Zankenden zu veranlassen.

Sie war ein ansehnliches, nicht mehr ganz junges Mädchen, gekleidet wie die Tochter eines wohlsituirten Bürgers aus dem Mittelstande, und machte einen durchaus vortheilhaften Eindruck; er dagegen war ein widerwärtiger Bursche von rohen Manieren, in einem Anzuge, den wahrscheinlich vor ihm ein stutzerhafter Commis aus einem Bankgeschäfte getragen hatte. Vor den Beiden stand eine Flasche Rothwein. Sie rührte ihr Glas nicht an, während er hastig ein Glas nach dem andern hinuntertrank. Er redete heftig auf sie ein, in gebieterischem Tone, auf die Herrschaft pochend die er bisher über sie ausgeübt hatte; sie antwortete kurz, bitter, verächtlich, wie Eine, die des Joches überdrüssig ist, das sie getragen.

Es war die letzte Zusammenkunft, die das Mädchen seinem Liebhaber widerwillig gewährt hatte. Von nun an müßte es aus sein zwischen ihnen: darauf bestand sie. Sie habe ihn jetzt zur Genüge kennen gelernt; er sei leichtsinnig und ein nachlässiger Arbeiter; aus ihm werde niemals etwas Ordentliches werden. Dies wiederholte sie in verschiedenen Wendungen unablässig.

Als der Bursche endlich zu der Einsicht kam, daß der Entschluß seiner Schönen unwiderruflich sei, begann er, die schrecklichsten Drohungen gegen sie auszustoßen. Er sei Keiner, der sich einen Fußtritt geben lasse und sich dann winselnd in eine Ecke verkrieche; er habe Zähne zum Beißen, wie sie schon erfahren würde. Sie sollte nicht leben, wenn sie sich herausnähme, mit einem Andern zu gehen, den sie jedenfalls schon ausgesucht habe. Und was dergleichen Wuthausbrüche mehr waren.

Das Mädchen behandelte ihn als einen elenden Prahler; sie zeigte nicht die mindeste Furcht vor ihm. Schließlich, nachdem der Streit eine halbe Stunde gedauert haben mochte, gebot sie ihm, er möge sie verlassen; er sei ihr so gründlich zuwider geworden, daß sein Anblick ihr Ekel errege. Er gab ihr einen giftigen Blick aus seinen blutunterlaufenen Augen, stützte den Kopf auf beide Ellenbogen und stierte vor sich hin. Mit zitternden Nasenflügeln beobachtete sie ihn. „Du hattest wohl wieder erwartet, Geld aus mir hervorzulocken," sagte sie nach einer Weile geringschätzig. „Wenn Du mich deshalb hierher bestellt hast — nun wohl: — ich habe daran gedacht; es soll mir auf ein letztes Almosen nicht ankommen." — Sie zog ihre Börse; da zischte er ihr entgegen: „Ich will Deine gestohlenen Pfennige nicht!" — Gleich darauf erhob er sich und ging davon, ohne ein weiteres Wort.

Erleichtert athmete das Mädchen auf. Etwa eine Viertelstunde blieb sie noch sitzen, ohne sich zu rühren. Dann fuhr sie auf einmal auf, wie aus tiefen Gedanken, und rief den Kellner heran, um zu zahlen. Die beiden Freunde am Nebentische bemerkten, daß ihre Börse wohlgefüllt war; aus den grünseidenen Maschen schimmerte es von Goldstücken. Auch sie beglichen jetzt ihre Zeche; es war spät geworden inzwischen; sie fühlten sich müde nach den mannigfaltigen Strapazen des Tages und hatten noch einen weiten Weg vor sich. Wenige Minuten nach ihrer Nachbarin verließen sie das Local und schlenderten zu der Dampffähre, die oberhalb der Brücke zwischen Asnières und dem jenseitigen Ufer den Verkehr vermittelt.

Auf dem Boote trafen sie das Mädchen wieder; die Drei waren die einzigen Ueberfahrenden. Leblanc redete sie an; sie möge, bat er, in seiner und seines Freundes Gesellschaft den Weg nach Paris hinein zurücklegen, hinzufügend, daß sie den Tram bis in die Nähe der Madeleine benutzen würden. Das Mädchen wies indessen die Annäherung des Fremden mit Entschiedenheit, fast mit Entrüstung zurück. Saumier glaubte, seinem Gefährten zu Hülfe kommen zu müssen; bescheiden brachte er vor, sie seien Studirende, junge Leute von guten Sitten; Mademoiselle habe nicht die geringste Belästigung zu erwarten. Darauf wurde das Mädchen zwar etwas höflicher, verbat sich aber nichtsdestoweniger, daß man sich weiter um sie bekümmere. Soweit ging ihre Furcht, daß die Fremden sich ihr dennoch am Lande aufdrängen möchten, daß sie dieselben bei Ankunft des Bootes vorangehen ließ, in der Absicht, nach ihrer Entfernung eine andere Richtung einzuschlagen.

Leblanc drängte den Freund zur Eile; ihn verlangte nach dem Bett. Sie überließen also die spröde Schöne ihrem Schicksale. Noch einmal, während sie die öde Strecke durchmaßen, welche dort zwischen dem rechten Seineufer und den ersten Häusern von Levallois sich befindet, blickten sie sich nach ihr um, und glaubten sie an dem Flaggenstock lehnen zu sehen, der die Stelle der Fähre bezeichnet.

Nach mehreren Tagen, als Saumier dieses kleine Abenteuer beinahe schon vergessen hatte, las er zufällig im „Kleinen Journal", daß am Montag Morgen auf offenem Felde, diesseits der Fähre von Asnières, genauer bezeichnet seitwärts von dem Pfade, der von Levallois zur Seine führe, die Leiche eines jungen Mädchens gefunden worden sei. Ein Hutmacher in der Cité, Namens Joseph Delhomme, habe dieselbe bereits als diejenige seiner Tochter Therese anerkannt. Therese Delhomme sei erdrosselt und ausgeraubt worden.

Beim Lesen dieser Notiz erinnerte Saumier sich lebhaft seiner Nachbarin im „Goldenen Engel". Ohne allen Zweifel war sie die Ermordete. Und Niemand anders hatte, nach seiner Meinung, die Unthat vollführt, als jener wild aussehende Bursche, ihr verabschiedeter Liebhaber.

Schon überlegte er, ob es nicht seine Pflicht sei, die Polizei von seinen, am Sonntag Abend gemachten Wahrnehmungen zu unterrichten, als sein Auge ein paar Spalten weiter wiederum auf den Namen Therese Delhomme traf.

Zu seinem nicht geringen Schrecken las er Folgendes: „Aller Wahrscheinlichkeit nach ist Therese Delhomme, über deren entsetzliches Ende wir weiter oben berichtet haben, von zwei Studenten umgebracht worden, welche sich bereits in einem bekannten Restaurant von Asnières in auffälliger Weise mit ihr beschäftigten, indem sie vom nächsten Tische aus sie unablässig beobachteten. Muthmaßlich war denselben bekannt, daß Mademoiselle Delhomme eine nicht unansehnliche Geldsumme bei sich führte; jedenfalls haben sie dies entdeckt, als Therese die Unvorsichtigkeit beging, bei dem Bezahlen ihrer kleinen Rechnung eine volle Börse sehen zu lassen. Sie sind dann unmittelbar nach ihr aufgebrochen, ihr nachgegangen und mit ihr übergefahren. Während der Ueberfahrt haben sie ein Gespräch mit Fräulein Delhomme angeknüpft und derselben ihre Begleitung angeboten; nach Ankunft am Landungsplatze sind die drei Personen zusammen ausgestiegen und haben sich in der Richtung nach Levallois entfernt. Die Polizei ist im Besitze der genauen Personalbeschreibung der beiden Raubmörder, und da der Stand derselben bekannt ist, wird es ihr gewiß bald gelingen, sie zu ermitteln."

Nachdem Saumier sich von der ersten Bestürzung erholt hatte, war sein nächster Gedanke, er müsse auf der Stelle zu einem Polizeibureau eilen und den schrecklichen Verdacht zerstören, der auf ihm und seinem Freunde Leblanc ruhte. In der That ergriff er seinen Hut und entfernte sich mit schnellen Schritten aus dem Kaffeehause, wo er die Unglückskunde gelesen. Auf der Straße indessen kam ihm sehr bald das Bedenken, ob er auch im Stande sei, die Beamten von seiner Unschuld zu überzeugen. Und als er nun weiter nachdachte, konnte er nicht umhin, einzusehen, daß ihm dies keinenfalls gelingen würde. Das Personal im „Goldenen Engel" hatte, wie es schien, dem Gefährten Theresens keine Aufmerksamkeit geschenkt; dagegen hatten sich die jungen Leute von vornherein bemerkbar gemacht. Sodann waren sie Theresen gefolgt; sie hatten auf dem Fährboot mit ihr geredet; sie waren die Letzten, in deren Gesellschaft Therese Delhomme lebend gesehen worden war. Ueber diese Thatsachen konnte denn doch kein Unbefangener hinauskommen. Und es blieb sehr die Frage, ob Nachforschungen nach dem Liebhaber Theresens von Erfolg sein würden. Möglicherweise war derselbe im Hause Delhomme's unbekannt; man hatte dort keine Ahnung von dem Verhältniß, das die Tochter unterhalten. War dem aber so, dann mußte Saumier's Bericht über seine Beobachtungen als ein frecher Versuch erscheinen, die That auf einen Dritten abzuwälzen, und man würde ihn erst recht für schuldig halten.

Alle diese Erwägungen führten zu dem zwingenden Schlusse, daß eine Anzeige Saumier's zunächst und unfehlbar zu seiner Einkerkerung führen werde. Wenn das Glück ihm dann günstig war, so stellte sich im Laufe der Zeit seine Unschuld heraus und er wurde entlassen; wenn nicht, so hatten sich die Geschworenen mit ihm zu beschäftigen, und wie deren Spruch lauten würde, war nicht vorherzusehen.

Eisig überlief es den jungen Mann, als er bis zu diesem Punkte gekommen war. Er mußte schweigen, soviel war gewiß; wie aber konnte er den spürenden Polizeiagenten entgehen, die, mit seinem Signalement versehen, ihn suchten?

Rathlos begab er sich zu der Wohnung seines Freundes Leblanc. Dort theilte ihm der Concierge mit, Leblanc sei am Abende vorher nach seiner Heimath, Limoges, abgereist, in Folge einer schweren Erkrankung seines Vaters dorthin berufen.

Für den armen Saumier folgten nun einige schreckliche Tage. Er wagte nicht, sich in die Hörsäle zu begeben; Krankheit vorschützend, blieb er in seinem Zimmer und konnte sich doch nicht verhehlen, daß gerade sein Fehlen geeignet sei, Verdacht auf ihn zu lenken, da er sich bis dahin noch niemals hatte lässig finden lassen. Das beständige Brüten in der Einsamkeit machte ihm den Kopf wirr; Nachts suchten ihn schreckliche Träume heim: er befand sich im Gefängnisse, vor den Geschworenen; zum Tode verurtheilt, führte man ihn nach La Roquette; er hörte das Armesünderglöcklein läuten und sah das schwarze Gerüst vor sich, aus welchem oben die Schneide des Fallbeils hervorblinkte. Diese Existenz war nicht länger auszuhalten; er war drauf und dran, sich zu stellen, um nur, wie er meinte, zur Ruhe zu kommen. Zum Glück besann er sich noch, daß er einen Rathgeber besäße, dem er unbedingt vertrauen könne — seinen Vater. An diesen schrieb er, ihn bittend, er möge unverzüglich zu ihm reisen; es handle sich um eine Angelegenheit von der höchsten Wichtigkeit, die sich brieflich nicht mittheilen lasse und doch ungesäumte Entscheidung verlange.

Eugen's Vater, Hektor Saumier, in Amiens wohnhaft, war ein geschickter Zeichner und Porträtmaler, und nebenbei ein Original, in dem Kreise seiner näheren Bekannten als jovialer Gesellschafter und Anstifter spaßhafter Mystifikationen geschätzt und zugleich gefürchtet. Er besaß einen unverwüstlichen Humor und ließ sich durch nichts aus der Fassung bringen. An einem gelungenen Streiche, der die Lacher auf seine Seite brachte, hatte er ein unbändiges Vergnügen. Und so leicht nahm man ihm nichts übel, da in seiner Persönlichkeit etwas war, das keinen Zorn wider ihn aufkommen ließ. Dabei saß ihm das Herz auf der richtigen Stelle; er war ein Ehrenmann und genoß unter seinen Mitbürgern verdientermaßen des besten Rufs. Als junger Mann mochte er ungefähr so ausgesehen haben, wie jetzt sein Sohn sich darstellte, und noch immer war eine große Aehnlichkeit zwischen beiden vorhanden, nur daß der ältere Saumier allmählich in die Breite gegangen war und in seinem Gesichte nicht allein die Spuren des Alters zeigte, sondern auch des guten Lebens, das er seit lange führte.

Der Brief Eugen's bot dem alten Herrn eine willkommene Veranlassung, einmal wieder die Hauptstadt aufzusuchen, und er säumte nicht, dorthin aufzubrechen. Er fand seinen Sohn in einem bedauernswerthen Zustande und kaum fähig, ihm in geordneter Weise die Gefahr zu erklären, die über seinem Haupte schwebte. Hector's heller Kopf begriff indessen bald, worauf es ankam und er ließ seine nächste Sorge sein, den Sohn zu beruhigen.

„Die Sache ist freilich unangenehm," sagte er, „aber noch lange nicht schlimm genug, um zu verzweifeln. Allerdings damit, daß Du hier in

Digitized by Google

Deinem Zimmer hockst und Dir ausmalst, was geschehen könnte, wenn der Teufel freies Spiel auf Erden hätte, wird Dir nicht geholfen. Es ist vor allen Dingen erforderlich, daß die Polizei auf eine andere Spur geleitet werde. Das werde ich sofort besorgen."

„Was willst Du thun?" fragte Eugen.

„An Herrn Joseph Delhomme einen anonymen Brief schreiben. — Gib mir nochmals eine genaue Beschreibung des abgedankten Liebhabers, den Du für den Mörder hältst!"

„Du nicht?"

„Einstweilen halte ich ihn nur für höchst verdächtig. — Nun, was kramst Du da in alten Zeitungen herum?"

„Ich suche das Bild des Burschen für Dich."

„Wie das?"

„Ein wunderbarer Zufall . . . Denke Dir, als ich gestern aus Langeweile in einem Haufen illustrirter Blätter stöberte, der sich bei mir angesammelt hat, traf ich auf das Bild irgend eines Tageshelden, das eine auffallende Aehnlichkeit mit dem Unbekannten zeigt. Hier ist es."

„Hm . . . Der scheint allerdings kein passender Schwiegersohn für einen ehrsamen Bourgeois," sagte Hector Saumier. „Wenn ich ihm allein im Walde begegnete, würde ich meinen Knüppel fester fassen und auf die Seite treten. — Aber solche Schlüsse von der Physiognomie auf den Charakter entspringen einem landläufigen Vorurtheil. Ich sage Dir, mein Junge, ich habe Leute gemalt, denen ich ihrem Gesichte nach keinen Sou gepumpt haben würde, und sie waren schwerreiche Kerle und Zierden der Gesellschaft. Und wieder Andere mit engelsfrommen Zügen haben mir gesessen, die ein paar Jahre später nach Cayenne spedirt wurden."

„Bleiben wir bei dem Bilde, Papa," mahnte Eugen. „Stelle Dir die Linie der Augenbrauen etwas gerader vor, die Kinnbacken mehr ausgebuchtet und die Nasenwurzel breiter, dann hast Du, glaub' ich, den Unbekannten, wie er leibt und lebt."

„Warte einen Augenblick . . ." Hector zog ein Skizzenbuch aus der Tasche, das er immer bei sich führte, nahm einen Bleistift und fertigte in wenigen Minuten, nach dem Vorbilde und den Angaben seines Sohnes, ein Portrait an. „Stimmt's?" fragte er.

„Noch nicht ganz. Erlaube mir den Bleistift!"

Eugen half mit einigen Strichen nach. Schließlich war er zufrieden. „Der charakteristische Ausdruck ist da," sagte er. „Was aber willst Du mit dem Dinge?"

„Einstweilen nichts. Es ist ein Trumpf, den ich in Reserve behalte. Komm, kleide Dich an, während ich an Herrn Josef Delhomme schreibe; hernach gehen wir miteinander bummeln. — Keine Widerrede! — Und heute kein Wort mehr über Deine Affaire, das bitte ich mir aus. Du mußt einmal auf andere Gedanken kommen!"

Am nächsten Morgen ging der ältere Saumier allein aus. „Ich habe allerhand alte Bekannte, nach denen ich mich umsehen will," sagte er. „Setze Du Dich an die Arbeit. Construire ein paar Maschinen oder berechne meinetwegen den Druck der Seine auf einen Quadratzoll Brückenpfeiler. Was Du willst; nur vertiefe Dich in irgend etwas, das mit Deinem Metier zusammenhängt. Um sechs Uhr treffen wir uns zum Diner im Speisehause von Rabagas, meinem alten Freunde; Du kennst ja den Ort."

Dort, nachdem sie bis zum Dessert von gleichgültigen Dingen geschwatzt hatten, begann Vater Saumier: „Ich bin auch im »Goldenen Engel« gewesen, habe daselbst sogar gefrühstückt. Das Local hat recht viel Zuspruch, seit die arme Therese Delhomme daselbst ihre letzte Rast gehalten hat. Der Kellner zeigte mir, wo sie gesessen, und auch Euren Platz. Des Liebhabers erinnerte er sich übrigens auch, hält ihn indessen für eine Nebenperson. Ich wagte hinzuwerfen, ob der Bursche nicht vielleicht auch bei dem Verbrechen betheiligt sein könne, doch wies er diesen Gedanken förmlich mit Entrüstung zurück. Ich hatte eigentlich nichts Anderes erwartet; hat sich im Volke einmal eine Legende gebildet, so ist daran gar nicht zu rütteln. Aber Du ißt ja nicht mehr, Eugen; versuche wenigstens diesen Gervais, er ist delicat."

Eugen schüttelte den Kopf; ihm sei auf einmal der Appetit vergangen, sagte er niedergeschlagen.

„Nun," fuhr Vater Saumier fort, „die Herren von der Polizei sind glücklicher Weise intelligenter als das Publikum der kleinen Tagesblätter. Denke Dir, ich bin einem alten Bekannten begegnet, der jetzt als Schreiber bei der Criminalpolizei angestellt ist. Sobald ich dies erfuhr, schleppte ich ihn in eine Weinstube, bewirthete ihn mit Absynth und Wermuth, und pumpte ihn aus über den Fall Therese Delhomme. Colas — so heißt der Mann — war recht gut orientirt. Wenn, so zu sagen, das linke Auge der Polizei Euch sucht, Dich und Deinen Freund Leblanc, so sucht das rechte unseren Unbekannten. Herr Delhomme freilich schwört noch immer darauf, daß seine Tochter keinen Liebhaber gehabt habe, und wenn schon gewöhnliche Väter blind sind gegen die Schwächen und Fehler ihrer Lieblingstöchter, so sind verwittwete Väter es erst recht. Therese hatte an jenem Sonntag Nachmittag eine Freundin in Colombes besucht und dieselbe bald nach acht Uhr verlassen, um, wie sie angab, mit dem nächsten Zuge direct nach Paris zurückzukehren. Wie sie da nun so ganz unschuldig in den »Goldenen Engel« hineingerathen sein könnte, weiß sich freilich der gute Herr Delhomme nicht zu erklären. Wahrscheinlich, meint er, sei ihr ein Bekannter in den Weg gekommen, der sie bewogen habe, ein Stündchen mit ihm zu verplaudern, irgend ein junger Mann aus der Nachbarschaft, der sich nun fürchte, von dieser Begegnung verlauten zu lassen. Die Polizei indessen ist, wie ich schon andeutete, anderer Meinung über diesen jungen Mann. Sie hat es für angemessen gehalten, über das Privatleben der Ermordeten Nachforschungen anzustellen, und da hat sich ergeben, daß Therese sich schon seit längerer Zeit unter verschiedenen Vorwänden Abends von Hause zu entfernen pflegte, und niemals, oder doch nur immer ganz kurze Zeit bei den Personen gewesen ist, die sie angab besuchen zu wollen. Daraus hat die Polizei richtig geschlossen, daß sie einen Liebhaber hatte, dessen sie sich vor ihrem Vater schämte. Weiter ist die Polizei leider noch nicht gekommen. Aber Colas sagt: Wir werden ihn schon ermitteln! Von meinem Briefe wußte er noch nichts; hoffentlich wird der alte Esel von Delhomme ihn nicht für sich behalten haben!"

„Und um uns bekümmert man sich nicht weiter?" fragte Eugen schüchtern.

„Doch," mußte Vater Saumier zugeben. „Man führt die Kellner vom »Goldenen Engel« täglich in die Hörsäle der Universität. Daß Ihr Polytechniker sein könntet — daran scheint bis jetzt noch nicht gedacht worden zu sein."

Am nächsten Morgen ließ Eugen sich überreden, seine Studien wieder aufzunehmen; die Nachricht jedoch, welche Vater Saumier Abends von seinem Freunde Colas heimbrachte, zerstörte das Gefühl der Sicherheit, worin er anfing sich zu wiegen. Nachträglich hatte sich jener Bootvermiether gemeldet, von welchem Eugen und Leblanc an dem bewußten Sonntage ein Fahrzeug entnommen. Dieser Mann gab an, die beiden jungen Leute seien, nach ihrer Unterhaltung, Schüler der polytechnischen Schule gewesen. Die Polizei hatte sich die Liste sämmtlicher Besucher der Anstalt aushändigen lassen und beabsichtigte, methodisch vorzugehen, um mit Hülfe des Bootverleihers endlich die Gesuchten zu ermitteln.

„Morgen schon können sie Dir auf die Bude rücken," schloß Hector Saumier seine Mittheilungen. „Du mußt verschwinden, mein Junge, bis dieser Sturm vorübergeblasen ist. Fahre nach England hinüber, wie Du gehst und stehst. Treibe Dich dort umher, es gibt genug für Dich zu sehen. Mit Geld werde ich Dich ausrüsten. Und studire fleißig die Pariser Zeitungen; sobald der Mörder von Therese Delhomme gefunden ist, kommst Du wieder."

Der junge Mann war sehr bedrückt beim Abschied vor dem Bahnhof; er begriff nicht die heitere Miene, mit der sein Vater ihn entließ. Im letzten Augenblicke kam ihm die Befürchtung, derselbe möge irgend einen gewagten Streich ausgesonnen haben, um eine rasche Lösung des Falles Therese Delhomme herbeizuführen. Besorgt frug er: „Du hast doch nichts vor, was Dir Unannehmlichkeiten zuziehen kann?"

„Wart' es ab," erwiderte der Alte und kniff die Augen zusammen. „Was kann mir geschehen?"

„Wann gehst Du nach Amiens zurück?" forschte Eugen.

„Das weiß ich nicht, mein Junge. Sobald mein Geschäft erledigt ist." Und lachend schlug er ihm auf die Schulter: „Mach' daß Du fortkommst! Und sorge Dich nicht um mich; ich gedenke, noch recht viel Spaß in Paris zu haben." Damit schob er ihn in das Portal hinein.

(Schluß folgt.)

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

„Die glücklichen Bettler."

Morgenländisches Märchen in drei Aufzügen von Carlo Gozzi, frei bearbeitet von Paul Heyse.

(Deutsches Theater.)

Wir können leider erst sehr nachträglich über die Aufführung dieses Gozzi'schen Märchens berichten, da dasselbe jedoch für einige Zeit auf dem Repertoire des „Deutschen Theaters" sich zu halten scheint, wird auch diese verspätete Besprechung noch ihren Zweck erfüllen. Denn dieser kann lediglich darin bestehen, auf den Zwiespalt hinzuweisen, in welchen der erneute Versuch, eine der fiabe dramatiche des italienischen Märchendichters auf die deutsche Bühne zu bringen, den Zuhörer versetzt hat und versetzen mußte. Den ersten bemerkenswerthen Versuch, dies zu bewirken, hat bekanntlich Schiller mit seiner jambischen Bearbeitung der „Turandot" gemacht. Derselbe mißlang vor nunmehr fast neunzig Jahren aus demselben Grunde, welcher jetzt das Heyse'sche Unternehmen nicht voll und ganz gelingen ließ: Das deutsche Publikum weiß in seiner dramatischen Anschauung nichts mit den Masken anzufangen, die der italienische Dichter gleichsam wie in einer Pantomime oder in einem Schattenspiele auftreten läßt, und auch der deutsche Regisseur findet sich mit seinen Schauspielern nicht in den rechten einheitlichen Ton hinein, der allein für das „Dramatische Märchen" sich eignet. „Die Figuren sehen wie Marionetten aus, die am Draht bewegt werden", so sagt Schiller in einem Brief an Körner von den Gestalten der „Turandot", und auch Iffland, der aus Rücksicht auf Schiller, „der ihm werther ist als Gozzi", die „Turandot" mit einem Aufwande von 1500 Thalern in Berlin zur Aufführung brachte, erklärt sich aus demselben Grunde „gegen die Einführung der italienischen Masken". „Die deutschen Schauspieler können sie nicht geben", so führt er in einem schönen Brief an Schiller weiter aus. „Nur die volubile italienische Sprache, das Leben und Sein der Italiener, der jargon der italienischen Schauspieler, der dafür eine gleich-

Digitized by Google

sam anerkannte komische Melodie hat, nur das Maskenreich, was dort im ganzen Lande zu Hause ist, kann den Masken ein lebendiges und ein pikantes Interesse geben."

Die Sachlage hat sich seit jener Iffland'schen Kritik auf der deutschen Bühne durchaus nicht geändert. Auch jetzt konnte nur durch die auf die scenische Ausstattung des Märchens verwandten Mühen und Kosten es erreicht werden, daß die „junge Welt es liebt", dasselbe anzusehen; das „gestandene Alter ist nicht dafür", auch heute nicht, und die Kritik hat berechtigte Einwendungen gegen den erneuten Versuch einer Wiederbelebung Gozzi's zu machen. Auf jeden Fall hat auch Herr L'Arronge verhältnißmäßig denselben großen Aufwand für die Aufführung der „glücklichen Bettler" gemacht, den Iffland an die „Turandot" wagte. Auch im „Deutschen Theater" ist wie damals im „Nationaltheater" der Charakter des Märchens betont worden; wenigstens scheint mir das die Leitung des „Deutschen Theaters" durch den die Scene nebelhaft verhüllenden Gaze-Vorhang andeuten zu wollen, der am Anfang und am Schluß des Stückes die Bühne bedeckt. Und auch hinsichtlich des Tones, in welchem die Schauspieler zu reden und zu agiren haben, hat sich der Regisseur des neuen Versuches in demselben Zwiespalte befunden, den Iffland andeutet. „Geht es in Deutschland auf's Beste", fährt dieser nämlich fort, „so werden die Masken bescheiden vorgestellt. Aber dann sind sie zahm, zu zahm und nicht selten gar — lahm! Nun nehmen Sie den entgegengesetzten Fall, daß die Schauspieler entweder fühlen, es müsse doch etwas mehr geschehen — wie unbeholfen werden dann die Meisten in diesem Scherze, der eine feine und in der komischen Gewalt doch sehr keusche Zunge fordert, herumtappen? Die gemeinen Gesellen aber werden ein unbegrenztes Feld eröffnet glauben und auf eine wahrhaft gräßliche Weise erst grob, dann pöbelhaft gemein werden."

Die Aufführung der „glücklichen Bettler" im „Deutschen Theater" läßt diesen Zwiespalt unversöhnt bestehen und hat die Auffassung der Rollen vollständig in das Belieben der einzelnen Schauspieler gestellt. So kommt es, daß einige der Märchenfiguren pathetisch einherschreiten, andere ihren Schwerpunkt in das Gefühlvolle legen und nur einige wenige sich in der drastischen Komik versuchen, die nach Iffland's Meinung dem deutschen Schauspieler so schwer fällt. Einer der Darsteller meinte gar, durch Parodiren dem märchenhaften Charakter seiner Rolle gerecht werden zu können — eine totale Verkennung des literarischen Charakters des Gozzi'schen Stückes. So ist der Eindruck, den das Stück wie seine Darstellung hinterlassen, durchaus zwiespältig, entbehrt jeder Einheitlichkeit und läßt den Versuch der Neubelebung als abermals mißlungen erst einen.

Freilich sind die „glücklichen Bettler", noch mehr als die „Turandot", ein Stück, dessen Ton für unsere moderne dramatische Anschauung schwer faßbar ist. Wir sind durch unsere Classiker der „Masken" gänzlich entwöhnt worden, die überhaupt auf der nordischen Bühne nie in dem Umfange stereotyp wurden, wie auf dem italienischen und spanischen Theater der beiden vergangenen Jahrhunderte. Diese „Masken", wie Iffland treffend die schablonenhaften Figuren jenes Lustspiels nennt, zeichnen sich dadurch aus, daß sie eine Mischung oder Veränderlichkeit und individuelle Vertiefung eines Charakters während des Spieles nicht zulassen: der König des Märchens redet ein für alle Mal als König, und mag er auch, wie in dem vorliegenden Stücke, als Bettler verkleidet in sein Land zurückkehren, der Priester bleibt immer der salbungsvolle, segnende Priester, und der übliche Schurke wüthet durch alle Acte hindurch, ohne daß es nöthig wäre, daß der Darsteller seine Schurkerei durch parodirende Uebertreibung als nur fingirt hinstellt. Denn der boshafte Wesir, der während des Königs Abwesenheit den tugendhaften Vorgänger vertrieb und alle möglichen Ungesetzlichkeiten begeht, ist im Drama eine ebenso reale Figur, als dieser Tugendbold, der am Schlusse triumphirt; beide müssen in ihrer Art consequent dargestellt werden, der eine als Wütherich, der andere als larmoyanter Dulder, und Herr Tewele störte vollständig den Charakter des Stückes, wenn er durch Parodiren seinem Schurken den Charakter der Wirklichkeit raubte und ihn als nur gespielt spielte. Besser gelang Herrn Kadelburg der pfiffige und zugleich komische Gauner, den alle italienischen Stücke jener Zeit, meistens in der Bedientenrolle, haben. Sein Bettler Kusch war in feinerer Ausführung der echte buffone. Fräulein Sorma dagegen gab ihrer Gülnare zuviel modernen Liebhaberin-Charakter. Freilich muß bemerkt werden, daß ihr Paul Heyse in seiner Bearbeitung hierin vielfach vorgearbeitet hat. Dieses sentimentale Geschöpf, dessen neckisches Wesen erst in dem letzten Acte zum Durchbruch kommt, ist zu deutsch und ich möchte sagen, zu innig für die stereotype Liebhaberin des italienischen Lustspiels. Schiller hat in dieser Hinsicht seine Prinzessin richtiger als Heyse dieses Mädchen in dem conventionellen Tone reden lassen, den ihr Gozzi gab. Auch diese Rolle störte, trotz des sonst trefflichen Spiels der Darstellerin, den Gesammteindruck.

Ueberhaupt vermißten wir sowohl an der Heyse'schen Bearbeitung, wie an der Aufführung im „Deutschen Theater" die durchgehende Betonung des eigenthümlichen literarischen Charakters dieses Stückes. Dasselbe hätte nur als historische Merkwürdigkeit, der man als solcher vielleicht Geschmack abgewonnen hätte, wiedergegeben werden dürfen. Jeder Versuch, es unserer modernen dramatischen Anschauung durch Milderung mancher schablonenhaften Eigenthümlichkeiten oder durch Verleihung größerer innerer Bewegtheit an die Figuren näher zu bringen, muß im Voraus als aussichtslos bezeichnet werden und führt bei der Darstellung nur zu der schauspielerischen Willkür, die wir bei der Aufführung im „Deutschen Theater" beobachteten, und welche noch mehr jeden einheitlichen Eindruck unmöglich macht. Alle Pracht in der Ausstattung, die besonders im letzten Acte entfaltet wurde, vermag nicht diesen Zwiespalt in dem Gefühle des Zuschauers zu übertäuben. O. B.

„Nervöse Frauen."

Schwank in drei Acten von Ernest Blum und Raoul Toché.

Die Krankheit des Jahrhunderts ist die Nervosität, und Herr Franz Wallner brauchte nicht erst eine Pariser Posse, welche diese Diagnose stellt, in's Deutsche zu übersetzen und am Residenztheater aufführen zu lassen, um uns die Wahrheit dieser schmerzhaft empfundenen Erkenntniß vor Augen zu führen. Die wilde Jagd nach dem Glück, die uns Alle in ihren Wirbel zieht, unsere Ruhe und unsere Gesundheit raubt, afficirt vor Allem unser Nervensystem, und selbst der Weise, der „selbstzufrieden stumm in seinen Busen greift" und weder Hetzer noch Gehetzter sein will, wird unerbittlich mit fortgeschleift. Kann er seine Ohren dem wilden Halloh und Hallali, das an ihm vorüberrast, verschließen und den ohrenbetäubenden Lärm überhören oder nicht hören wollen? Verlorene Liebesmüh, denn die einfachsten Lebensbedingungen reißen ihn mitten in den Strudel hinein, und nur mit dem ganzen Aufgebote seiner Kräfte vermag er sich halbwegs zu retten. Man lebt heutzutage eben schneller, unruhiger, intensiver, und das muß die überreizte und überheizte menschliche Maschine naturgemäß mehr anstrengen und schneller abnützen. Schon alle die neuen Erfindungen, welche unter dem Vorwande, den Kampf um's Dasein zu erleichtern, diesen nur noch erbitterter und furchtbarer machen, vergrößern unsere Unruhe und unseren Unfrieden. Gibt es eine größere Qual für geschwächte Nerven als eine Eisenbahnfahrt? Haben wir nicht schon tausend Mal die Post verflucht, die mit ihren oft so unnöthigen Depeschen, Eilotorbriefen u. s. w. uns aus dem besten Schlafe weckt? Und nun erst der Fernsprecher, der dem Besitzer eines solchen Marterkastens bei Tag und Nacht die Ohren vollklingelt — ein musikalischer Genuß, gegen den das Claviergetrommel talentvoller Damen unter, über und neben uns schon ein Labsal ist! Gerade in dem von W. Mejo ebenfalls aus dem Französischen des M. Aftruc übersetzten Einacter: „Am Telephon", der übrigens höflich abgelehnt wurde, ist so ein moderner Krankheitserwecker in seiner bewährtesten Verheerungsthätigkeit geschildert. Ja, so werden wir Menschen von heute mit Dampfkraft und elektrischen Schwingungen nervös gemacht, und auch der robuste „Herr der Schöpfung" widersteht nicht den millionenfältigen Angriffen auf die langen, dünnen, weißen Fäden und Fasern, die sich netzartig durch unseren ganzen Körper verbreiten und eben das übersensitive Nervensystem bilden. Ist es da ein Wunder, wenn die menschgewordene Schwäche, Empfindlichkeit und Laune — um Verzeihung, natürlich schöne Leserin! — wenn die Frauen für diese moderne Krankheit besonders empfänglich und fast ohne Ausnahme mehr oder minder nervenfiech sind?

Also nervöse Frauen verspricht uns das neue Stück zu zeigen! Da haben wir zuerst eine gewisse Madame Antonine Pontgibaud, die im höchsten Grade nervenschwach ist. Gleich zu Anfang sitzt sie mit ihrem jungen, hübschen Gatten, den sie liebt, am gedeckten Tisch, aber die Tafelfreuden werden ihr zur Qual, denn der elektrische Apparat ihrer Nerven ist heute von einer fieberhaften Aufregung. Alles reizt, stört sie, bringt sie außer sich und macht sie wüthend, ohnmächtig, krank. Jede Zustimmung und jeder Widerspruch, jede Bewegung und jede Ruhe, jedes Wort und jeder Ton greifen sie an. Die Mahlzeit wird jäh abgebrochen, denn der Appetit, die gute Stimmung, die Ruhe sind dahin. Und da tritt auch schon das Kammermädchen herein und macht sie mit jedem Schritt, jeder Miene, jedem Blick nur noch nervöser und unglücklicher. Fort mit der Person, aus dem Hause, nur schnell, schnell! Aber da haben wir die Bescherung! Auch die Zofe ist nervös und bekommt ihre Weinkrämpfe und Ohnmachten so gut wie die Herrin, und dem armen Ehemann bleibt nichts anderes übrig, als auch sie zu beruhigen, zu trösten. Zwei nervöse Frauen! Doch nicht genug, da kommt noch eine Dritte, eine reichgewordene Putzmacherin. Sie will zwar nur über ein ehemaliges Dienstmädchen Erkundigungen einziehen, aber bei dieser Gelegenheit erzählt sie ihre ganze Lebensgeschichte, trotzdem es sie selbst, nach ihrer Versicherung, furchtbar nervös macht, wenn Jemand sie mit gleichgültigen Geschichten langweilt, die sie nichts angehen. Und zuletzt stürmt die bewährteste Zielscheibe alles Possenwitzes herein, die Schwiegermutter, aus der die Nervosität den schrecklichsten der Schrecken macht. Wenn Mama Chamoisel professionsmäßig wüthet und hetzt, so thut sie es unter dem Einflusse des modernen Leidens noch mit viel raffinirterer Grausamkeit und besorgt es in diesem Falle so gründlich, daß sie alle Welt noch nervöser macht, die Tochter gegen den Schwiegersohn aufstiftet bis zur Scheidung und auch ihr eigenes Eheglück zu zerstören droht.

Dies sind also die nervösen Frauen, und der unerschöpfliche Lustspielstoff, der zahllose Acte füllen könnte, ist im ersten Aufzuge mit prächtiger Laune entwickelt, eine unterhaltende Tragikomödie voll scharfer Beobachtung und erheiternder Laune. Was nachfolgt, ist leider bloß die herkömmliche Verwechslungsposse. Die junge Frau geht in einer nervösen Krise so weit, daß sie, um sich für die eingebildete Untreue ihres Gatten an diesem zu rächen und einen Scheidungsgrund zu schaffen, dem Erstenbesten um den Hals zu fallen beschließt. Sie ist eine bisher anständige Frau und weiß in ihrem Bekanntenkreise, unwahrscheinlich genug, kein passendes Object für ihre Ehebruchsnervosität. Sie öffnet also auf Geradewohl das Adreßbuch und sticht blindlings mit der Nadel in die Namen hinein. Der „Ausgestochene" ist der Bonbonfabrikant Chapeloux. Im zweiten Acte sucht sie den Auserwählten in seinem Laden auf und findet in ihm einen so albernen Gecken, daß sie die Flucht ergreift. Durch eine der auf dem Abbilde des Lebens, Theater genannt, beliebten unmöglichen Zufälligkeiten geräth sie jedoch in's Nebenzimmer und wird von ihrem auf's Höchste aufgebrachten Gemahl herausgeholt. Am Ende verzeiht dieser die Unbesonnenheit der Nervenkranken, „um der gebrechlichen Einrichtung

Digitized by Google

der Welt willen", wie Heinrich von Kleist sagen würde, vor Allem wohl aber deshalb, weil auch des viel ärger compromittirten Zuckerbäckers Unschuld sich herausstellt. Es war nämlich Alles Mißverständniß und Verwechslung. Herr Chapeloux richtete ja seine groteske Verliebtheit gar nicht an die Gräfin, sondern an die obbemeldete auch-nervöse Modistin, und da deren Gemahl keineswegs Papa Pontgibaud ist, sondern wirklich schon längst das Zeitliche gesegnet hat, so steht auch seinem Glücke nichts mehr im Wege, als höchstens die allgemeine Nervosität, welche wir ja Alle theilen und erdulden müssen.

Man kann es bedauern, daß die Verfasser so bald das satirische Thema und das Charakterlustspiel aufgegeben haben, um in die Hetzjagd der Posse zu verfallen, aber sie bleiben doch dabei immer unterhaltend und witzig. Auch ihren Geist lassen sie da und dort im beweglichen Dialog aufleuchten, und es ist zum Beispiel sehr hübsch gesagt, wenn der alte Chapeloux den Vorzug des Ehestandes damit erklärt, daß die Junggesellen sich überall langweilen, die Ehemänner jedoch nur zu Hause.

Es ist eine Freude, wie flott der französische Schwank im Residenz-Theater gespielt wird. Da greift Alles hübsch nervös in einander, und sogar das Publikum applaudirte und lachte krampfhaft, als wäre es auch bei ihm eine Aeußerung der Nervosität. Besonders schön und echt war die Decoration im zweiten Act, eine offenbar nach der Pariser Maquette ausgeführte Copie des berühmten Bonbonladens von Boissier auf dem Boulevard des Italiens. Z.

Notizen.

Franz Liszt. Erinnerungen einer Landsmännin. Von Janka Wohl. (Jena, Hermann Costenoble.) — Das ursprünglich französisch geschriebene Buch gehört zu den besseren Frauenarbeiten auf dem Gebiet der anecdotenhaften Biographie. Es ist natürlich weniger der Künstler, als der Frauenliebling und Salonheld, der uns aus diesen Erinnerungen entgegentritt. Aber jedes Erlebniß ist mit liebenswürdiger Naivität, ohne Aufdringlichkeit erzählt und liefert immerhin einen schätzenswerthen Beitrag zur Kenntniß eines interessanten Charakters. Das Zuviel des Enthusiasmus für den fascinirenden Landsmann verzeihen wir gern der eigenartigen Begeisterungsfähigkeit des schönen Geschlechtes. Von derselben Verfasserin erschien in letzter Zeit im nämlichen Verlag: Rauschgold. Roman aus der ungarischen Gesellschaft. Ist es wirklich die russische Gesellschaft, die hier geschildert wird? Uns will bedünken, als wäre gerade das Lokalcolorit nicht die stärkste Seite des Romanes. Dagegen ist es der Verfasserin gelungen, ein überaus fesselndes Seelengemälde zu entrollen. Es handelt sich um eine Art ungarischen Numa Roumestan, um eine glänzend, aber nicht tief veranlagte Natur, die von Männern und Frauen verhätschelt, an ihrem naiven Egoismus, an ihrer grenzenlosen Begehrlichkeit zu Grunde geht. Der liberale Schönredner wird zum Renegaten, der Gatte einer liebenswürdigen Frau zum Sclaven eines treulosen, berechnenden Weibes. Als all der äußere Glanz, den er um sich zu verbreiten verstanden, erlischt, endet er durch eine Art nicht einmal ernsthaft gewollten Selbstmordes. Das Pendant zu dem schwachen Egoisten bildet ein starker, in sich geschlossener Mannescharakter, der, dem eigenen Glück entsagend, seine Befriedigung in dem Mildern fremden Leids sucht. Daß er schließlich seinen Lohn in der Liebe eben jenes Weibes findet, von dem sich der Selbstsüchtling einer Laune halber abgewendet, ist bei der idealistischen Anlage des Ganzen selbstverständlich. Ist die Zeichnung dieser Männercharaktere nicht immer lückenlos consequent, so weiß die Verfasserin um so besser und realistischer mit dem complicirten Seelenleben der Frau umzugehen. Hier vermeidet sie jede Schönfärberei und entwickelt eine Beobachtungsgabe, die sich rücksichtslos in den Dienst der Wahrheit stellt. Wo es sich um die Politik handelt — und sie spielt in dem Roman eine große Rolle — verräth sich allerdings das unzulängliche Wissen der Frau, die mit allgemeinen Redensarten über die Unkenntniß der einschlagenden Verhältnisse fortzutäuschen sucht. m.

Deutsche Maler. Von Hermann Becker. Bearbeitet und herausgegeben von H. Becker d. J. (Leipzig, Carl Reißner.) — Diese gesammelten Kunstberichte des langjährigen Mitarbeiters der Kölnischen Zeitung verdienten wohl diese stattliche Buchausgabe, denn Becker urtheilt nicht nur als Journalist, sondern auch als Einer, der „zum Bau" gehört und weiß, worauf es bei einem Gemälde ankommt, denn er war ja selbst ein tüchtiger Historienmaler. Die Urtheile sind fein und gerecht, ohne Haß, aber nicht ohne Studium. Ein Register erhöht die Brauchbarkeit des dickleibigen Werkes.

Philipp II. August von Frankreich und Ingeborg. Von Robert Davidsohn. (Stuttgart, J. G. Cotta.) — Eine Inauguraldissertation, die einen der gewandtesten Berliner Journalisten zum Verfasser hat. Die fleißige Quellenschrift behandelt die unerquickliche Ehetragödie, deren Helden der gewaltthätige französische König und Geliebte von Agnes v. Meran und seine zweite Gemahlin, die schöne Ingeborg von Dänemark, die Tochter Waldemar's I., sind; deren Heirath, räthselhafte Verstoßung gleich nach der Hochzeitsnacht und Ehescheidungsproceß, der sich Jahrzehnte lang hinzog und in welchem der Papst keine sehr schöne Rolle spielte. Der Verfasser hat aus den Urkunden viel Neues geschöpft, und seine Darstellung ist fesselnd und klar. Es ist dabei sehr interessant, zu beobachten, wie da und dort mitten in den gelehrten Auseinandersetzungen die unverwüstliche Feuilletonistennatur wider Willen zum Vorschein kommt und da eine geistvolle Bemerkung, dort ein plastisches Bild einfügt, wodurch die strengwissenschaftliche Trockenheit angenehm unterbrochen wird. Wir machen übrigens unsere Dramatiker und solche, die es werden wollen, auf diesen Trauerspielvorwurf aufmerksam.

Lehrbuch des deutschen Urheberrechtes. Von P. Daude. (Stuttgart, F. Encke.) — Ein überaus brauchbares Handbuch über das literarische, künstlerische und gewerbliche Urheberrecht in knapper, übersichtlicher Darstellung, das wir praktischen Richtern, Verwaltungsbeamten und Studirenden empfehlen. Es sollte in keinem Redactionsbureau fehlen und wird auch Buchhändlern, Künstlern und Erfindern gute Dienste leisteu.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen (Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc.) sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren:

An die Redaction der „Gegenwart"

Berlin SW.,
Möckernstrasse 67.

Inserate.

Neuer Verlag von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Soeben erschien:

Richard Wagner's Briefe
an
Theodor Uhlig, Wilhelm Fischer, Ferdinand Heine.
Gr. 8. Velinpapier. 408 S. Preis geh. 7 M. 50 Pf.; fein geb. 9 M.

Wenn bei der von so großem Erfolge begleiteten Veröffentlichung des Briefwechsels zwischen Wagner und Liszt das vornehmlich Fesselnde und Überraschende in der Weise lag, wie zwei große Persönlichkeiten in freundschaftlichem Verkehre sich unverhüllt darstellten, so tritt bei der nun folgenden Herausgabe des wichtigen Briefwechsels des Meisters mit seinen Dresdener Freunden wohl hauptsächlich das Interesse für die werdenden Meisterwerke selbst in den Vordergrund. Über die Auffassung der früheren dramatischen Werke, wie über die Geschichte der ersten Kunstschriften, empfängt man durch diese Briefe die wichtigsten Fingerzeige, sodaß weite Kreise für dieses neue reichhaltige Geschenk den Herausgebern lebhaften Dank wissen werden.

Belletristische Novitäten
aus der **Deutschen Verlags-Anstalt**
in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Die Schlange im Paradiese.
Novellenkranz von
H. Rosenthal-Bonin.
Preis geheftet 5 M., fein gebunden 6 M.

Die Ritter des deutschen Hauses.
Roman von
Gregor Samarow.
(Oskar Meding.)
2 Bde. Preis geh. 12 M., fein geb. 14 M.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Verlag von **Ernst Homann** in **Kiel.**

Gustav u. Ina von Buchwald, kulturhistorische Erzählungen. **I. Der Heljäger von Waldbad.** 1888. 2 Bände. 8. XII u. 532 S. Geh. 7 M., fein geb. 8 M.

Siebenmal prämiirt mit ersten Preisen.

Violinen,

sowie alle sonstigen Streichinstrumente. **Stumme Violine** zum Studiren (Patent). **Zithern** in allen Formen. **Guitarren** und Blasinstrumente. Schulen zu allen Instrumenten. Reparatur-Atelier. Billige Preise. Empfohlen von Wilhelmj, Sarasate, Léonard u. A. Ausführliche Preiscourante werden grat. u. franco zugesandt.

Gebrüder Wolff,
Instrumenten-Fabrik, **Kreuznach.**

Digitized by Google

Bei S. Hirzel in Leipzig sind soeben erschienen:

Gesammelte Aufsätze

von

Gustav Freytag.

Zwei Bände gr. 8.

Erster Band: **Politische Aufsätze.**
Preis geheftet 6 Mk., in Halbfranz gebunden 8 Mk.

Zweiter Band: **Aufsätze zur Geschichte, Literatur und Kunst.**
Preis geheftet 6 Mk., in Halbfranz gebunden 8 Mk.

☛ Die Aufsätze dieser beiden Bände wurden — wenige ausgenommen — in den Jahren 1848—1874 geschrieben, zuerst in den Zeitschriften **„Die Grenzboten"** und **„Im neuen Reich"** gedruckt und bilden jetzt den **15.** und **16. Band** von Freytag's gesammelten Werken, welche in dieser Ausgabe **nicht einzeln** verkäuflich sind.

Vielseitig geäußerten Wünschen zu entsprechen, veröffentlichen Verfasser und Verleger diese Aufsätze nunmehr in einer besonderen Ausgabe.

Mondamin alleinige Fabr. **Brown & Polson** K. engl. Hofl.

Entöltes Maisproduct. Für **Kinder** und **Kranke** mit Milch gekocht speciell geeignet — **erhöht die Verdaulichkeit der Milch.** — In Colonial- u. Droguenhandlungen 1/1 und 1/2 Pfund engl. à 60 und 30 Pfennig. **Central-Geschäft Berlin C.**

Julius Lippert,

Kulturgeschichte der Menschheit.

Verlag von F. **Enke in Stuttgart.**

2 Bände. gr. 8. geh. 20 Mk.
Eleg. in Halbfr. geb. 25 Mk.

Gediegenes Festgeschenk
empfohlen von d. gesammten Presse!

Neuer Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Riehl, W. H., Lebensrätsel. Fünf Novellen. Oktav. XVI u. 508 S. Brosch. M. 6.—. Eleg. geb. M. 7.—.

Inhalt: Damals wie heute. — Gradus ad Parnassum. — Fürst und Kanzler. — Am Quell der Genesung. — Die Gerechtigkeit Gottes.

Roquette, Otto, Cesario. Erzählung in Versen. Kleinoktav. IV u. 98 S. Elegant gebunden M. 2.50.

Greif, Martin, Konradin der letzte Hohenstaufe. Trauerspiel in fünf Akten. Oktav. VI u. 138 S. Brosch. M. 2.—.

Neuer Verlag von Otto Wigand in Leipzig.

Hitopadeça. Ein indisches Lehrbuch der Lebensklugheit in Erzählungen und Sprüchen. Aus dem Sanskrit neu übersetzt von **Ludwig Fritze.** Preis 2 Mark.

Philosophie des gesunden Menschenverstandes. Von **Hannas.** Preis 4 Mark.

Die Entwickelung des Causalproblems von Cartesius bis Kant. Von Dr. **Edm. Koenig.** Preis 5 Mark.

Geschichte der ersten französischen Revolution. Von **Richard Mahrenholtz.** Preis 4 Mark.

Gebrechen und Leistungen des kirchlichen Protestantismus. Kanzelreden, gehalten von Dr. **Moritz Schwalb.** Preis 2 Mark.

Der Studententeufel, das ist: getrewliche Abkonterfeyung des aller erschröcklichsten Teuffels, so jetzo die Erde besäwet. Nebst etzlichen anderen Teuffeln. Durch **Richardum Jowirum.** Preis 1 Mark 50 Pf.

Religion und Hexenprozeß. Zur Würdigung des 400jährigen Jubiläums der Hexenbulle und des Hexenhammers, sowie der neuesten katholischen Geschichtschreibung auf diesem Gebiete. Von **Georg Längin.** Preis 6 Mark.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

In allen Buch- u. Musikalienhandlungen vorräthig:

Dr. Hugo Riemann's Musiklexikon

3te vollständig neu bearbeitete Auflage.

Zu haben in zwanzig Lieferungen à 50 Pfennig

20 LIEFERUNGEN à 50 PFENNIG

oder sofort complet solider Halbfranzband 12 Mark.

Die Kritik sagt einstimmig: „Das Riemann'sche Musiklexikon ist das zuverlässigste und verhältnissmässig billigste."

Max Hesse's Verlag Leipzig, Johannesg. 30

Einladung zur Mitgliedschaft u. anderweitig. Förderung des

Allwohls-Bundes.

Den schweren gesellschaftlichen Misszuständen und Gefahren gegenüber erscheint es dringlichst geboten die **Grundzinsreform,** die schon in vielen Ländern als eine nicht zu umgehende Nothwendigkeit erkannt worden ist, und alle ernsten Beherziger der Nothzustände und ihrer bedrohlichen Auswüchse in immer steigendem Maasse beschäftigt, durch einen **„Allwohls-Bund"** zu fördern. Gesuche um Zusendung des Programms und der Satzungen bitten wir an unseren Ehrenpräsidenten **Dr. med. et phil. Theodor Stamm, Wiesbaden, Victoriastrasse 21,** zu richten; Beitrittsanmeldungen und Mitgliederbeiträge, von mindestens jährl. 3 M., nebst dem beliebigen Eintrittsgelde u. sonst. Geldgeschenke für den Allwohls-Bund, sind dem Schatzmeister **W. A. Securius, Wiesbaden, Echostrasse 6,** einzusenden.

Der Vorstand:

Ehrenpräsident: Dr. med. et phil. **A. Theodor Stamm, Wiesbaden,** Victoriastrasse 21, der auch thatsächlich **einstweilen** Vorsitzender ist; Schatzmeister **W. A. Securius, Wiesbaden,** Echostrasse 6; Schriftführer: **Max F. Sebald,** Redacteur, **Berlin W.,** Potsdamerstrasse 122c; Vertrauensmänner: **E. v. Werth, Mainz,** Raimundistr. 11; Prof. Dr. **A. v. d. Linde, Wiesbaden,** Stiftstrasse 17; **Carl v. d. Leeden,** Gutsbesitzer **Herrnhof,** Post Reckawinkel, N.-Oesterreich; Profess. **Friedrich v. Bodenstedt, Wiesbaden,** Rheinstrasse 62.

Soeben erschien bei **Hermann Grüning** in **Hamburg,** zu haben durch alle Buchhandlungen oder direkt franko gegen Einsendung des Betrages, auch in Briefmarken:

Die Stellung des Reiches zur sozialdemokratischen Partei.

Schreiben eines

nationallib. Reichstagsmitgliedes

an den ehemaligen Redakteur der unterdrückten „Hamburger Rundschau" und Antwort des Letzteren.

2 Bogen. gr. 8, in Umschlag geh. 30 Pf.

Ein nationalliberaler Führer spricht sich hier den Forderungen einer gründlichen, wirklichen Sozial-Reform gegenüber höchst entgegenkommend aus, giebt aber zugleich dem demokratischen Vertreter der Sozial-Reform Gelegenheit, die Differenz, welche trotzdem übrig bleibt, auf's hellste zu beleuchten. Ein interessanter Beitrag zur objektiven Klärung der großen Hauptfrage unserer inneren Politik und hoffentlich ein Schritt zu einer europäischeren, die persönliche Achtung vor dem Gegner nicht verleugnenden Behandlungsart des Gegenstandes.

Hierzu eine Beilage von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig.

Redaction: Berlin S.W., Möckernstr. 67. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig. Expedition: Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.

Digitized by Google

№ 2. Berlin, den 12. Januar 1889. Band XXXV.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von **Georg Stilke** in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Die Währungsfrage. Von Karl Walcker. — Naturforschung und Strafrechtspflege. Von Moritz Alsberg. — **Literatur und Kunst:** Zum 200. Geburtstag Montesquieu's. Von H. Richter. — Wer ist der Faustdichter? Von M. Carriere. (Schluß.) — Ueber Schriftstellerei, Erfolg und Kritik. Von Eduard von Hartmann. (Schluß.) — **Feuilleton:** Der Fall Therese Delhomme. Humoreske von Wilhelm Berger. (Schluß.) — **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Aufführungen. „Die talentvolle Tochter." Lustspiel in drei Acten von Ernst Wichert. (Berliner Theater.) Von O. B. — Notizen. — Inserate.

Die Währungsfrage.

Von Karl Walcker.

Der kürzlich erschienene Schlußbericht der englischen Währungs-Enquêtencommission und der Beginn der Debatten über die 1890 bevorstehende Erneuerung des Lateinischen Münzbundes haben die Blicke der gebildeten Welt abermals auf die alte und ewig neue Währungsfrage gelenkt. Dazu kommt noch eine wenig bekannte, aber bedeutsame und erfreuliche, 1888 amtlich publicirte Thatsache. Das Deutsche Reich hat die 1879 eingestellte Einziehung seiner Thalerstücke wieder aufgenommen.

Bei der verwickelten Natur der Währungsfrage können im Nachfolgenden nur die wichtigsten, zur Orientirung nothwendigen Punkte dieses Problems kurz dargelegt werden.

Auf den niedersten Culturstufen gebraucht man Salz, Vieh, Muscheln und andere Gebrauchs- und Schmuckgegenstände als Geld. Auf den relativ höheren Culturstufen treten die Kupfer-, Silber-, Gold-, Doppel- und Papierwährung auf; die Letztere kaum jemals als etwas ausdrücklich Gewolltes, gewöhnlich nur als Folge einer allzu großen Papiergeldausgabe in Kriegsnöthen und einer starken Papiergeldentwerthung. R. Jenkinson, Graf von Liverpool, stellte schon 1805 das „Gesetz" auf, daß die Völker mit fortschreitender Cultur immer kostbarere Währungsmetalle wählen. England ging z. B. 1816 zur reinen Goldwährung über. Beiläufig bemerkt, enthielten auch diese Vorgänge eine schlagende Widerlegung der thörichten, von seichten Bimetallisten aufgestellten Behauptung, daß die Goldwährung etwas specifisch Liberales sei. Lord Liverpool war ein starrer Conservativer, ein Gegner der Parlaments- und freihändlerischen Zollreform, der Sohn eines Vaters, der das gehaßteste Mitglied der Camarilla Georg's III. gewesen war. Die Zeit von 1816 war ferner eine Periode der extremsten Reaction. Englische Journalisten wurden damals für harmlose Reformforderungen deportirt, die heutzutage vielleicht sogar in der Türkei gedruckt werden könnten.

Das Gold wird auf den höchsten Culturstufen nur wegen seiner größeren Seltenheit, seines höheren Tauschwerthes, dem Silber vorgezogen. Wenn beide Edelmetalle gleich selten wären, so würde wahrscheinlich das Silber dem Golde vorgezogen werden, denn das Erstere ist leichter, als das Letztere. Das specifische Gewicht des Silbers ist $10{,}_{505}$, des Goldes dagegen fast doppelt soviel, $19{,}_{25}$ bis $19{,}_{6}$.

Trotz seiner Richtigkeit muß das Liverpool'sche Gesetz mit einigen Körnlein Salz verstanden werden. Goldmünzen kommen bei den Juden schon unter David vor, ferner bei den Griechen, 207 v. Chr. bei den Römern, die 269 das erste Silbergeld geschlagen hatten. In deutschen und anderen Handelsstädten des Mittelalters spielten Goldmünzen eine nicht unbedeutende Rolle, und in der Gegenwart kommen selbst in Papier- und Silberwährungsländern inländische und ausländische Goldmünzen vor. Die russischen, sich an's Francsystem anschließenden Imperiale sind hauptsächlich für den auswärtigen Verkehr bestimmt. Die österreichischen Goldgulden schließen sich ebenfalls dem Francsystem an; die österreichischen Zölle werden, wie die russischen, in Gold erhoben. Zahlt man in Silber, so muß man das entsprechende Goldagio zulegen. Die Goldgulden bilden in Oesterreich-Ungarn nur dann im inneren Verkehr ein gesetzliches Zahlungsmittel, wenn von den contrahirenden Parteien ausdrücklich Gold bedungen und bewilligt worden ist. Solche Fälle kommen bis jetzt nicht häufig vor, aber sie bilden doch eine beachtenswerthe Annäherung an die dereinstige Einführung der Goldwährung. Goldmünzen, ausländische und inländische, kommen sogar im classischen Lande der Silberwährung, in Ostindien, vor. Sie sind bei den Exporteuren und Importeuren beliebt, und die indischen Fürsten setzen ihre Schätze, nach Analogie des deutschen Reichskriegsschatzes, so viel als möglich aus Goldmünzen zusammen. Sogar die Länder der sog. reinen Goldwährung haben ferner noch keinen Versuch gemacht, ihre silbernen Scheidemünzen durch etwas Anderes, z. B. durch Goldlegirungen, Aluminiummünzen u. dergl., zu ersetzen, was auch schwer oder gar nicht durchzuführen wäre. In Folge dessen und der starken Silberentwerthung der Gegenwart laufen die Goldwährungsländer eine gewisse Gefahr, daß ihre Silbermünzen nachgemünzt werden. Selbst wenn die betreffenden Münzverbrecher für jede Münze ebenso viel Feinsilber nehmen, wie die Münzstätten des Staates, so machen sie noch einen großen Gewinn. Die französische Doppelwährung von 1803 und das deutsche Münzgesetz von 1873 rechnen ein Pfund Gold = $15^{1}/_{2}$ Pfund Silber. Dies Verhältniß entspricht einem Londoner Preise von $60^{13}/_{16}$ Pence pro Standardunze Silber. Der Preis ist aber längst viel niedriger. Er betrug z. B. am 19. Mai 1888 $41^{5}/_{8}$, am 31. December 1888 $42^{9}/_{16}$ Pence. In Folge dessen haben in den 1880er Jahren Privatpersonen, vermuthlich in England selbst, unbefugter Weise englische Silbermünzen geprägt und in Umlauf gesetzt. Der Hauptschutz gegen solche Mißbräuche liegt darin, daß silberne Scheidemünzen in England nur bis zum Betrage von 40 Schillingen, im Deutschen Reiche von 20 Mark, in Frankreich von 50 Francs gesetzliches Zahlungsmittel sind. In früheren Jahrhunderten waren viele Gesetz-

Digitized by Google

gebungen für die Misch- oder Doppelwährung. Es war indeß schwierig, den Marktpreis beider Edelmetalle dabei richtig zu treffen. Das eine oder das andere Metall wurde häufig vom Gesetzgeber über- oder unterschätzt. In Folge dessen ging die Mischwährung in eine Silber- oder Goldwährung über.

Der Hauptgrund für die Beliebtheit des Goldes auf höheren Culturstufen besteht in der Bequemlichkeit des Gebrauches der Goldmünzen. 100 Mark in Gold kann man bequem in einem Portemonnaie mittlerer Größe bei sich tragen, aber nicht 100 Mark in Silber. Die Bimetallisten pflegen einzuwenden, daß 100 Mark in vollgedeckten Silberdepositenscheinen noch viel weniger wiegen, als 100 Mark in Goldmünzen. Das ist wahr, gibt aber nicht den Ausschlag. Wenn Jemand 100 Mark in Goldmünzen in der Tasche hat, so weiß er, was er hat. Er braucht keine starke und plötzliche Goldentwerthung zu fürchten, hat vielleicht sogar ein Steigen des Goldwerthes gegen Waaren zu hoffen. In manchen Zeiten und Ländern besteht dagegen die Gefahr, daß der Staat die für die Depositenscheine hinterlegten Silber-Barren, oder Münzen heimlich angreift; und eine noch so redliche Finanzverwaltung, ja, selbst internationale Münzverträge bieten keine irgend genügende Garantie gegen ein weiteres und starkes Sinken des Silberwerthes. Wenn die Vereinigten Staaten z. B. die sog. Blandbill von 1878 aufheben, so muß ein großer Preissturz des Silbers eintreten. Eine kurze, aber klare und im Wesentlichen richtige Uebersicht des gegenwärtigen Standes der Währungsfrage findet man in der kleinen Schrift von Dr. A. Ellmann, Zur Kritik der Doppelwährung (Leipzig, 1888, G. Fock). Der S. 19 stehende Druckfehler in Betreff der Blandbill ist folgendermaßen zu berichtigen: „Der Regierung wurde die Verpflichtung auferlegt, monatlich mindestens zwei und höchstens vier Mill. Silberdollars auszuprägen, zur Werthrelation von 1:15,988."

Die Hauptursachen der Silberentwerthung von 1873 ff. waren folgende. In Nevada, überhaupt in den Vereinigten Staaten, stieg die Silberproduction beträchtlich. Die Silbernachfrage für Ostasien, Ostindien, Singapore, China, nahm dagegen ab. Das Deutsche Reich, die skandinavischen Staaten und die Niederlande gingen zur Goldwährung über. In den Vereinigten Staaten wurden die Goldzahlungen 1879, in Italien 1883 aufgenommen. Die Länder der Lateinischen Münzunion, Frankreich, Belgien, die Schweiz und Italien, beschränkten 1874 ihre Prägung silberner Fünffrancsstücke, die 1876 in Frankreich ganz eingestellt wurde. Thatsächlich ist die Union zur Goldwährung übergegangen. Die Doppelwährung wird nur deshalb noch nominell aufrecht erhalten, weil die Staaten der Union sich vor der kostspieligen gänzlichen Einziehung der Fünffrancsstücke scheuen; und weil in jedem der vier Staaten Stücke umlaufen, die von den drei anderen geprägt sind.

Das Deutsche Reich verkaufte von 1873 bis zum Mai 1879 7,104,896 Pfund, zu $^1/_2$ Kilogramm, Feinsilber, welches aus den eingezogenen Silbermünzen gewonnen war. Der Ende März 1886 vorhandene Restbestand an Silberbarren von 26,166,0 Pfund fein wurde bis Ende Mai 1886 an die ägyptische Regierung verkauft. Im Etatsjahr 1886/87 wurden für 1,256,700 Mk. Thalerstücke eingezogen. Von den daraus gewonnenen Silbermengen wurden 13,834,0 Pfund fein an die ägyptische Regierung verkauft und 67,2 Pfund an die Münzstätten zur Deckung des Prägeverlustes abgegeben. Die Wiederaufnahme der deutschen Thalerverkäufe scheint bis jetzt nur, in feinem Druck, im „Statistischen Jahrbuch für das Deutsche Reich. Herausgegeben vom Kaiserlichen Statistischen Amte. 9. Jahrgang 1888" publicirt worden und deshalb wenig bekannt zu sein. Diese Wiederaufnahme ist aber eine sehr wichtige und erfreuliche Thatsache, der Anfang der völligen Einziehung der Thalerstücke, deren Betrag 1881 amtlich auf 410 bis 500 Mill. Mk. geschätzt wurde. Diese Schätzung ist wahrscheinlich noch zu hoch. Die Erfahrung aller Culturstaaten hat gezeigt, daß bei Münzeinziehungen ein sehr großer Theil der ausgeprägten Münzen nicht zum Vorschein kommt, weil er durch Schätzevergraben, Münzenausfuhr, Feuersbrünste, Schiffbrüche, Einschmelzungen von Seiten der Goldschmiede u. s. w. verloren gegangen ist. 1888 wurde von der Reichsregierung eine Erhebung über die in den öffentlichen Cassen befindlichen Thalermengen angeordnet. Dieser Umstand deutet ebenfalls auf die Ansicht weiterer Thalereinziehungen und Silberverkäufe von Seiten des Reiches.

Die englische Währungs-Enquêtencommission bestand aus zwölf Mitgliedern, sechs derselben sprachen sich gegen und sechs für den Bimetallismus aus. Die Monometallisten, die Goldwährungsfreunde, machten übrigens den Bimetallisten, den Doppelwährungsfreunden, ein aus den angeführten Gründen unpraktisches Zugeständniß. Sie empfahlen nämlich vollgedeckte Silberdepositenscheine zu 10 und 20 Schilling. Die Bimetallisten der Commission empfahlen die Doppelwährung, ließen aber die Frage offen, ob man das Werthverhältniß von 1:15$^1/_2$, oder von 1:20 bis 22 wählen solle. Dieses „oder" ist ein Zeichen ähnlicher Begriffsverwirrung und Unklarheit des Wollens, als wenn Jemand zur Zeit Watt's und Stephenson's gesagt hätte, er erkläre sich für, oder gegen die Dampfmaschinen und Eisenbahnen. Der Preissatz von 42$^9/_{16}$ Pence entspricht einem Werthverhältniß von 1:22,14.

Diejenigen Personen verschiedener Länder, die sich Bimetallisten nennen, wollen überhaupt sehr verschiedene, zum Theil diametral entgegengesetzte Dinge. Die amerikanischen Silberminenbesitzer und die europäischen Besitzer von Silber-Prioritäten und Renten wollen einen möglichst hohen, die Agrarier dagegen einen möglichst niedrigen Werth des Silbers. Händler mit Gold- und Silberbarren wollen recht große und häufige Werthschwankungen beider Edelmetalle, um dabei hohe Agiogewinne einzustreichen. Die bimetallistisch gesinnten Agrarier wollen Schulden, die sie in Gold contrahirt haben, in stark entwerthetem Silber zurückzahlen. Sie übersehen dabei, daß ein solcher Rechtsbruch, eine schwach verhüllte partielle Beraubung der Gläubiger, unter deutschen und ähnlichen Verhältnissen nicht möglich ist, und daß sich auch in solchen Fällen das alte Sprüchwort „Ungerechtigkeit schlägt den eigenen Herrn" bewahrheiten würde. In Folge eines solchen Rechtsbruches würde der Zinsfuß enorm, auf 6,8, oder mehr Procent, in die Höhe gehen; denn die Gläubiger müßten sich, ähnlich wie in rechtsunsicheren orientalischen Staaten, Risicoprämien gegen neue Zins- und Capitalverluste ausbedingen, d. h. viel höhere Zinsen nehmen. Wieviele Agrarier könnten aber einen Zins von 8, 10 oder mehr Procent zahlen, ohne bankrott zu werden? In rechtsunsicheren Ländern gilt ein solcher Zinsfuß noch für mäßig.

Alle, oder fast alle Freihändler sind Monometallisten. Im übrigen sind Monometallisten, gemäßigte und extreme Bimetallisten in fast allen wirthschaftlichen und politischen Parteien zu finden. Viele Conservative, z. B. der freiconservative Professor E. Nasse, sind für die Goldwährung. Die meisten industriellen Schutzzöllner, z. B. Lohren, Bueck und Kleser, sind ebenfalls Monometallisten. Unter den Socialdemokraten gibt es dagegen einige Bimetallisten. M. Schippel schrieb z. B. vor einigen Jahren für die Doppelwährung und steht wahrscheinlich noch jetzt auf diesem Standpunkte.

Weder eine nationale, noch eine internationale Doppelwährung sind möglich. Wenn z. B. das Deutsche Reich einseitig zur Doppelwährung überginge, was in Wirklichkeit nicht zu besorgen ist, so würde das deutsche Gold in's Ausland abströmen. Die Franzosen und andere Ausländer würden schadenfroh das schöne deutsche Gold zu billigen Preisen erwerben. Eine internationale Doppelwährung ist aus zahlreichen Gründen ebenfalls nicht möglich. Das Werthverhältniß von 1:15$^1/_2$ würde den Weltmarktpreisen viel zu sehr widersprechen, um haltbar zu sein. Selbst wenn man ein Verhältniß von 1:22 bis 23 wählte, so hätte man keine Garantie dafür, daß das Silber nicht weiter sänke, daß das Weltmarktverhältniß sich nicht wie 1:24 und mehr gestaltete. Der erste Kanonenschuß zwischen zwei Staaten eines internationalen Münzbundes würde ihre Münzverträge aufheben; und es wäre sehr fraglich, ob dieselben nach dem Friedensschlusse restaurirt werden könnten.

Digitized by Google

Von allen bimetallistischen Gründen und Phrasen pflegt die Schauerprophezeiung von einem künftigen starken Steigen des Goldwerthes gegen Waaren am meisten Eindruck zu machen. Bei nüchterner Betrachtung verliert indeß auch dies Gespenst seine Schrecklichkeit. Das Sinken vieler Waarenpreise des Großhandels beweist keineswegs, daß eine Goldvertheuerung bereits eingetreten ist. Es beruht einfach darauf, daß neue fruchtbare Landstrecken in Cultur genommen, der landwirthschaftliche und industrielle Betrieb sowie die Transportmittel stark verbessert worden sind, und daß die Transportkosten durch Eisenbahnen und Dampfschiffe heruntergedrückt sind. Sogar ein gemäßigter, wissenschaftlicher Bimetallist, W. Lexis, sieht darin einen Beweis eines gewissen Goldmangels, daß Italien Mühe hat, sein Gold vor dem Abschließen nach dem Auslande zu bewahren. Die behauptete Thatsache ist richtig, aber die Lexis'sche Erklärung ist ganz falsch. 1853 ff. hatte die Welt Ueberschuß an Gold, trotzdem floß nach dem sog. Gresham'schen, von Roscher (Nationalökonomie, Band III, §. 42) erwähnten Gesetze das russische Gold in's Ausland ab, weil Rußland sein Papiergeld zu stark vermehrt hatte. Eine ganz ähnliche, wenn auch nicht so hochgradige Krankheitserscheinung zeigt sich in Italien, wie z. B. das Brockhaus'sche Conversationslexikon Band 17, Artikel „Banken", ganz richtig constatirt. Italien leidet an einem Uebermaße von ungedeckten Banknoten und Papiergeldscheinen.

In der ganzen bisherigen Weltgeschichte ist ein wirkliches, wissenschaftlich bewiesenes Steigen des Goldwerthes gegen Waaren noch niemals vorgekommen. Sollte es in Zukunft vorkommen (?), so würden diejenigen Classen dabei gewinnen, welche bei den chronischen Geldentwerthungen der bisherigen Geschichte so viel verloren haben, nämlich die Festbesoldeten, die kleinen Rentiers, Wittwen, Waisen, Besitzer von Sparcassenguthaben, die Arbeiter, überhaupt die Masse der kleinen Leute. Selbst wenn es dann gerecht und zweckmäßig sein sollte, daß der Staat im Interesse der Hypothekenschuldner etwas thut, so kann man dies „etwas" nicht im Voraus bestimmen. Politik kann man nicht nach Art mancher, lange nicht aller, Waaren auf Jahre hinaus auf Vorrath arbeiten. Die Goldvertheuerung könnte jedenfalls nicht allein kommen, sondern nur in Verbindung mit zahlreichen anderen günstigen und ungünstigen wirthschaftlichen Erscheinungen, die kein Mensch im Einzelnen voraus berechnen kann.

Es ist wahrscheinlich, daß Oesterreich-Ungarn und Rußland, die einzigen Großstaaten, welche die Goldwährung noch nicht haben, früher oder später ebenfalls zu derselben übergehen werden. Dadurch braucht aber nicht einmal vorübergehend ein Goldmangel zu entstehen; denn alljährlich werden neue Goldmassen entdeckt, nach dem Londoner „Economist" ist die Goldproduction der Welt 1888 gegen die Vorjahre gestiegen, und der enorme industrielle Verbrauch des Goldes wäre wo nöthig einer Einschränkung fähig. Dieser Verbrauch wird von Soetbeer für die Zeit von 1880—1885 auf durchschnittlich 90,000 Kilogramm jährlich geschätzt.

Kurz, der Zug der Culturentwickelung ging und geht zur Goldwährung.

Naturforschung und Strafrechtspflege.

Von Moritz Alsberg.

Man hat der modernen Rechtswissenschaft wiederholt den Vorwurf gemacht, daß sie zu sehr auf dem Boden der Scholastik stehen geblieben sei, daß sie den Fortschritten, welche in neuerer Zeit auf anderen wissenschaftlichen Gebieten gemacht worden sind, nicht genügend Rechnung trage. Die soeben erwähnten Vorwürfe und Angriffe richten sich vorzugsweise gegen die Strafrechtspflege als eine wohl vergangenen Zuständen, nicht aber der Gegenwart entsprechende Institution, und ist es insbesondere die den Grundsätzen des Darwinismus huldigende Naturforschung, welche neuerdings auch auf dem Gebiete der Jurisprudenz ihre Stimme hören läßt, indem sie geltend macht, daß die Criminalistik, wenn sie den Anforderungen, die an sie gestellt werden, entsprechen will, die von der Naturwissenschaft festgestellten Thatsachen in Zukunft mehr als bisher in Betracht zu ziehen genöthigt sein wird. Nicht ohne Grund wird von naturwissenschaftlicher Seite darauf hingewiesen, daß man, statt wie bisher das Verbrechen zum Angelpunkte der Strafrechtspflege zu machen, in Zukunft den Verbrecher und dessen Eigenart studiren und auf diese Weise zunächst eine Basis für die unvermeidlich gewordenen Reformen auf strafrechtlichem Gebiete gewinnen müsse. Ein kürzlich in deutscher Uebersetzung erschienenes Werk*), dessen wichtigsten Inhalt wir im Nachfolgenden kurz skizziren, kennzeichnet jene neue Richtung, welche die Beurtheilung des Verbrechers als eines naturwissenschaftlichen Objectes ihren Deductionen zu Grunde legt und die insbesondere unter den Gelehrten Italiens zahlreiche Anhänger gefunden hat.

Nach den Untersuchungen Lombroso's stellt sich der Verbrecher dar als ein besonders geartetes Wesen; das Verbrechen beruht nach der Anschauung dieses Gelehrten auf somatisch-psychischen Eigenthümlichkeiten, die durch Erziehung und Umgebung zwar zurückgehalten werden können, aber plötzlich unter dem Einflusse von gegebenen Umständen wieder hervortreten. Von wie großer principieller Bedeutung solche Anschauungen sind, liegt auf der Hand; von Seiten hervorragender Juristen wurde bereits gegen dieselben das Bedenken geäußert, daß, sobald man das Verbrechen auf dem Verbrecher angeborene Eigenschaften bezw. Anlagen zurückführe, der Grundpfeiler der gesammten Strafrechtspflege, nämlich das Princip der Zurechnungsfähigkeit in's Schwanken kommen müsse. Auch hat Lombroso sich keineswegs eine leichte Aufgabe gestellt, wenn er als Vertreter der von ihm während der letzten Jahre gegründeten criminalistisch-anthropologischen Schule in seinem obenerwähnten, eine vollständige Naturgeschichte des Verbrechers enthaltenden Buche den Beweis für die Richtigkeit seiner Theorie zu erbringen versucht. Der besagte Gelehrte weist zunächst darauf hin, daß bereits im Thierreiche Handlungen uns entgegentreten, die man, wenn sie von Culturmenschen begangen werden, als Verbrechen bezeichnet und daß dem verbrecherischen Hange der Thiere in der Regel eine bestimmte Structur des Nervensystemes — insbesondere des Gehirnes — zu Grunde liegt.

Wenn wir von den Thieren zu den auf niedrigster Culturstufe stehenden Menschenrassen und Völkern fortschreiten, so lehrt uns bereits die Sprache, daß bei denselben sowohl das Verbrechen wie die Prostitution nicht als eine Ausnahme, sondern als die allgemeine Regel erscheint und daher als solches nicht betrachtet wird. Eine für alle Völker und Zeiten gültige Definition der Begriffe: „Recht", „Unrecht", „Verbrechen" und „Schuld" kann deshalb nicht gegeben werden, weil eben die Anschauungen verschiedener menschlicher Verbände durchaus verschieden sind. Gewisse hier nicht näher zu erörternde sprachliche Beweisgründe lassen z. B. erkennen, daß bei den indogermanischen Völkern, so lange dieselben auf niedriger Culturstufe sich befanden, ein deutlicher Unterschied zwischen den Begriffen: „Handlung" und „Verbrechen" noch nicht existirt hat; auch deuten alle Sprachen übereinstimmend auf Raub und Mord als die erste Quelle des Besitzes hin und die Mythologie gewisser Völker und Stämme zeigt uns sogar die Vergötterung des Verbrechens, indem bei denselben Diebstahl, Mord, Ehebruch und ähnliche Vorkommnisse unter den Schutz

*) Der Verbrecher in anthropologischer, ärztlicher und juristischer Beziehung von Cesare Lombroso, Professor an der Universität Turin. In deutscher Bearbeitung von Dr. M. O. Fränkel. Mit Vorwort von Prof. Dr. jur. A. v. Kirchenheim. Hamburg, J. F. Richter. Wir bemerken hier noch, daß auf der vor wenigen Wochen zu Köln abgehaltenen 61. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte Prof. Binswanger (Jena) in einem „Verbrechen und Geistesstörung" betitelten Vortrage gegen die Anschauungen Lombroso's polemisirt hat, ohne daß es ihm unseres Erachtens gelungen wäre, jene Behauptungen zu widerlegen, welche der italienische Gelehrte auf Grund seiner Untersuchungen aufgestellt hat.

Digitized by Google

besonderer Gottheiten gestellt sind. Auch sind gewisse Handlungen der Wilden, die wir von unserem Standpunkte aus betrachtet mit Fug und Recht als Verbrechen bezeichnen, darauf zurückzuführen, daß die betreffenden Naturvölker unter Existenzbedingungen leben, welche von denjenigen der civilisirten Nationen sich wesentlich unterscheiden.

Forschen wir nunmehr nach den ursächlichen Verhältnissen, welche den verbrecherischen Handlungen unter den europäischen Culturvölkern zu Grunde liegen, so lassen die Untersuchungen Lombroso's und der von ihm begründeten criminalistisch-anthropologischen Schule keinen Zweifel darüber bestehen, daß wir den „Atavismus", d. i. den Rückschlag auf frühere Entwickelungszustände der Menschheit, bezw. auf die thierischen Vorfahren des Menschen als eine der wichtigsten Ursachen für die beständige Wiederholung des Verbrechens inmitten der civilisirten Rassen zu betrachten haben. Zur Begründung seiner Ansicht wird von dem besagten Gelehrten zunächst hervorgehoben, daß die Keime der Verbrechernatur häufig schon bei Kindern nachgewiesen werden können, daß Zornesausbrüche, Versuche für vermeintliches oder wirklich erlittenes Unrecht sich zu rächen, Eifersucht, Neid, Vorliebe für den Müßiggang, Hang zur Lüge und zur Grausamkeit und ähnliche Charakterzüge in vielen Fällen schon während der ersten Lebensjahre als angeborene Eigenschaften sich bemerklich machen. Wenn wir wahrnehmen, daß gerade bei jugendlichen Verbrechern Reizungszustände und anderweitige Störungen im Bereiche der sexuellen Sphäre, epileptische Anfälle u. dergl. zu den gewöhnlichsten Vorkommnissen gehören und daß andererseits die an jugendlichen Insassen von Straf- und Besserungsanstalten angestellten anthropologischen Untersuchungen das häufige Vorkommen ungewöhnlicher Schädelbildungen und anderweitiger körperlicher Anomalien ergeben, daß z. B. nach den Feststellungen Lombroso's von 79 in einer Besserungsanstalt untergebrachten Minderjährigen (worunter 40 Diebe, 27 Landstreicher und 7 Mörder sich befanden) nur sieben sich körperlich völlig normal verhielten — wenn wir dieses außerordentlich häufige Vorkommen von abnormen Bildungen bei jugendlichen Missethätern in Erwägung ziehen, so ist es unmöglich, dasselbe mit der Annahme einer zufälligen Coincidenz zu erklären; wir werden vielmehr zu der Annahme gedrängt, daß der verbrecherischen Handlungsweise der in Rede stehenden Individuen eine von der Norm abweichende Beschaffenheit des Nervensystemes oder anderer Organe zu Grunde liegt. Auch wird der im Vorhergehenden bezüglich der Verbrechernatur gezogene Schluß durch die an erwachsenen Verbrechern angestellten anthropologischen Untersuchungen (wir reden hier wie im Nachfolgenden nur von dem Gewohnheitsverbrecher, nicht von solchen Individuen, welche, ohne für gewöhnlich verbrecherische Neigungen an den Tag zu legen, sich zu gelegentlicher Ausübung eines Verbrechens haben hinreißen lassen) in vollstem Umfange bestätigt. So haben z. B. die von Lombroso und anderen Gelehrten an einem umfangreichen Materiale, nämlich an 383 Verbrecherschädeln angestellten Untersuchungen das höchst bemerkenswerthe Resultat ergeben, daß bei dem Verbrecher das Durchschnittsmaß des Schädelraumes (durchschnittliche Schädelcapacität) erheblich geringer ist als dasjenige des Normalmenschen und Geisteskranken derselben Nationalität und Rasse — eine Beobachtung, die dadurch nicht umgestoßen wird, daß einzelne Verbrecher, welche gewissermaßen die geistige Elite des Verbrecherthumes repräsentiren, einen ziemlich bedeutenden Schädelraum aufweisen. Dazu kommt noch, daß das im Vorhergehenden für den jugendlichen Delinquenten constatirte häufige Vorkommen von Anomalien der Schädelbildung auch für den erwachsenen Verbrecher festgestellt wurde. Von den in Rede stehenden anthropologischen Eigenthümlichkeiten der Verbrecher sind einzelne, wie z. B. die frühzeitigen Nahtverwachsungen und die unentwickelten Nähte der Schädelknochen, die abnorm verdickte oder verdünnte Beschaffenheit derselben, die schiefe bezw. nach vorn spitz zulaufende Kopfform, die Asymmetrie der rechten und linken Schädelhälfte, das gespaltene Jochbein, die unregelmäßige Form des Hinterhauptsloches, gewisse Unregelmäßigkeiten in der Bildung des Hinterhauptbeines, das Auftreten von Knochenauswüchsen an den Schädelknochen, die unregelmäßige Entwickelung der Weisheitszähne — diese und andere körperliche Eigenthümlichkeiten des Verbrechers sind im Allgemeinen wohl nur als Abweichungen von der Norm ohne irgend welche ataviſtische Beziehungen zu betrachten. Dagegen geben gewisse andere Charaktere, welche der Schädel des Verbrechers mit den Schädeln der auf niedriger Entwickelungsstufe stehenden und der vorgeschichtlichen Menschenrassen gemein hat — so vor Allem das durch die Auftreibung der Stirnhöhlen bedingte Vorspringen der Augenbrauenbogen, die „fliehende" (zurückweichende) Stirn, das häufige Vorkommen des Schläfenfortsatzes am Stirnbeine, der Prognathismus (Schrägstellung und Vorspringen des Zahnrandes am Kiefer), die mächtige Entwickelung des Unterkiefers, sowie das Vorhandensein einer mittleren Hinterhauptsgrube — diese und andere körperlichen Eigenthümlichkeiten, welche bei Gelegenheit der an Verbrechern angestellten anthropologischen Untersuchungen mit besonderer Häufigkeit nachgewiesen wurden, geben sich mit größter Deutlichkeit als „Atavismen", d. i. Rückschläge auf vergangene Entwickelungszustände des Menschengeschlechtes, zu erkennen und sind somit besonders dazu angethan, der oben erwähnten Theorie Lombroso's, der zu Folge wir in dem Verbrecher einen ganz besonderen, durch seine körperliche Organisation von dem Normalmenschen sich unterscheidenden Menschentypus zu erblicken haben, eine starke Stütze zu verleihen. Um hier noch einiger anderer Umstände zu gedenken, welche ebenfalls zu Gunsten dieser Anschauung sprechen, so ist schon vor mehreren Jahren von dem Anatomen Th. von Bischoff festgestellt worden, daß das Durchschnittsgewicht des Gehirnes beim Verbrecher hinter demjenigen des Normalmenschen nicht unerheblich zurückbleibt, und ebenso lassen sich zwischen dem durchschnittlichen Schädelumfange dieser beiden Kategorien von Menschen nicht unerhebliche Unterschiede nachweisen. Weiterhin wurde von Tagliani constatirt, daß im jugendlichen Alter der Verbrecher hinsichtlich seiner Körpergröße den Normalmenschen nicht unerheblich übertrifft, und daß die Spannweite (Entfernung der Fingerspitzen der horizontal ausgestreckten Arme von einander) bei Ersterem eine bedeutendere ist als bei Letzterem, was im Hinblick auf die Thatsache, daß die Länge der Arme von der Mehrzahl der Anthropologen als eine Annäherung an den Affentypus, bezw. als ein Zeichen „niederer Bildung" aufgefaßt wird, wohl ebenfalls zu Gunsten der oben erwähnten Theorie von der zum Theil auf Atavismus beruhenden körperlichen Organisation des Verbrechers gedeutet werden darf.

Bezüglich der Gesichtsbildung des Verbrechers sei hier nur bemerkt, daß die bereits erwähnte zum Theil ganz enorme Entwickelung des Unterkiefers in Verbindung mit dem vorspringenden Zahnrand (Prognathie) und der zurückweichenden Stirn dem Verbrecher jenen Ausdruck thierischer Rohheit verleiht, den man bei den Insassen der Strafanstalten nur zu oft wahrnimmt. Als auf charakteristische Eigenthümlichkeiten des Verbrechertypus wird von den anthropologischen Untersuchern auf die im Verhältniß zur Breite des Gesichtes bedeutende Gesichtslänge, ferner auf den Abstand der beiden Jochbeine und auf das häufige Vorkommen der sogenannten „Henkelohren" (langer Gefäßhenkeln ähnelnder Ohrmuscheln) hingewiesen.

Ein besonderes Kennzeichen des Verbrechertypus besteht nach Lombroso in der Dichte und Stärke des zu dem spärlichen Bartwuchse in schroffem Contrast stehenden Haupthaares. Auch verdient z. B. der Umstand Erwähnung, daß bei der Mehrzahl der Delinquenten die Empfindlichkeit gegen Schmerz bedeutend herabgesetzt ist — eine Thatsache, die von Lombroso mit Hülfe eines von Du Bois-Reymond construirten electrischen Apparates festgestellt wurde. Bei den in Rede stehenden Untersuchungen wurde zugleich constatirt, daß die eine Körperhälfte — und zwar die rechte — in der Regel weniger empfindlich ist, als die linke. Bringen wir diese Beobachtung in Verbindung mit dem Umstand, daß die Hörschärfe des rechten Ohres beim Verbrecher fast regelmäßig eine bedeutendere ist

Digitized by Google

als diejenige des linken, sowie mit der Thatsache, daß die Linkshändigkeit bei Verbrechern drei bis vier Mal häufiger vorkommt, als bei normalen Individuen, und erinnern wir uns zugleich daran, daß die Extremitätennerven der linken Seite des Körpers in der rechten Hirnhälfte, diejenigen der rechten Seite in der linken Hirnhälfte ihren Ursprung haben — ziehen wir diese Thatsachen in Erwägung, so erhält die von Lombroso ausgesprochene Vermuthung, daß bei dem Verbrecher die rechte Hirnhälfte entwickelter ist als beim Normalmenschen, wo der umgekehrte Fall stattfindet, einen nicht geringen Grad von Wahrscheinlichkeit. Erwähnt sei hier endlich noch, daß nach den von italienischen Gelehrten angestellten Untersuchungen bei der Mehrzahl der Verbrecher eine besondere Empfänglichkeit für magnetische und Witterungseinflüsse beobachtet wird, und daß jene schon oben erwähnte Analogie, wie sie zwischen dem Verbrecher und den Angehörigen von auf niederer Culturstufe sich befindenden Völkern besteht, durch gewisse gemeinsame Züge sich zu erkennen gibt. So finden wir z. B. bei der Mehrzahl der Verbrecher jene Vorliebe für Tätowirungen, die den meisten Naturvölkern eigenthümlich ist, und jene Nachbildungen von Naturlauten, durch welche die Sprache der meisten Eingeborenenstämme charakterisirt sind, lassen sich auch in der Gaunersprache nachweisen.

„Eine fruchtbare Reform der Strafrechtspflege," also bemerkt ein deutscher Rechtsgelehrter, „wird erst dann eintreten, wenn die deutschen Criminalisten ihre Studien weniger in alten und neuen Rechtsquellen, in philosophischen Constructionen und Abstractionen, als in den Strafanstalten gemacht haben werden." Nicht der todte Buchstaben des Gesetzes, sondern die psychologische Erwägung jener Geistesverfassung, aus der das Verbrechen hervorgegangen ist, muß für den Strafrichter der Zukunft bei seinen Urtheilen maßgebend sein, und ebenso wie der Arzt bei seiner Behandlung die Körperconstitution des Kranken berücksichtigt, wird der Criminalist die geistige Constitution d. i. jene geistigen Anomalien und Defecte, welche dem Vergehen oder Verbrechen zu Grunde liegen, in Zukunft in Betracht ziehen müssen. Wenn auch die Rücksicht auf die Unschädlichmachung des Verbrechers der menschlichen Gesellschaft gegenüber nicht aus dem Auge gelassen werden darf, so dürfte es andererseits in vielen Fällen sich doch wohl ermöglichen lassen, das Lebenslovs jener Unglücklichen, welche eine defecte Hirnorganisation im Verein mit dem schädlichen Einflusse des bösen Beispieles und einer schlechten Erziehung zum Verbrechen getrieben hat, dadurch zu erleichtern, daß wir dieselben in Anstalten unterbringen, die nach dem Vorbilde unserer modernen Irrenanstalten den Insassen die Vortheile und den wohlthätigen Einfluß der Bewegung und Arbeit im Freien gewähren, sowie dadurch, daß wir die für das seelische Befinden und somit auch für den Körper höchst nachtheilige Einzelhaft so viel wie irgend möglich beseitigen. In welcher Richtung die zukünftigen Bestrebungen der Strafrechtspflege (insbesondere bei solchen Delinquenten, deren Gesetzesübertretungen keinen besonders gefährlichen Charakter haben) sich werden bewegen müssen — hierfür liefern jene Erfolge, welche in den von Bodelschwingh'schen Trinkerasylen neuerdings erzielt wurden, einige bedeutsame Winke. Endlich wird auch — und dies ist ein Punkt, auf den wir besonderes Gewicht legen — das Bestreben der Gesetzgebung, Communalverwaltungen und Behörden dahin gerichtet sein müssen, die Kinder von Verbrechern dem nachtheiligen Einflusse, den das böse Beispiel der Eltern auf sie ausübt, möglichst frühzeitig zu entziehen und dieselben in Verhältnisse zu versetzen, wo ihnen die Möglichkeit geboten ist, auf ehrliche Weise ihren Unterhalt zu erwerben. Indem die gemeinnützigen Bestrebungen von Privaten mit der Gesetzgebung vereinigt dem letzterwähnten Ziele entgegenstreben — auf diese Weise dürfte es in vielen Fällen gelingen, bei den Kindern von Verbrechern die Entwickelung der ihnen angeborenen schlechten Neigungen und Triebe zu verhindern und dadurch der Armee des Verbrechens gewissermaßen die Rekrutirung abzuschneiden.

Literatur und Kunst.

Zum 200. Geburtstag Montesquieu's.

Von H. Richter.

Schon an der Schwelle des für Frankreich so bedeutungsvollen Jahres 1789 steht der Gedenktag eines Helden des Geistes, der als Vorbote und Vorkämpfer der großen Ereignisse anzusehen ist, durch die in jenem Jahre die alte Ordnung der Dinge gewaltsam umgestürzt wurde. Aber nicht bloß Frankreich, sondern die ganze gebildete Welt wird am 18. Januar dieses Jahres des Mannes ehrend gedenken, dessen Name an der Spitze dieses Aufsatzes steht. Denn an diesem Tage sind es gerade zweihundert Jahre, daß auf dem alten Familienschloß La Brède bei Bordeaux Charles de Secondat, Baron de la Brède und Montesquieu, geboren wurde.

Von der Bedeutung, die der Träger dieses Namens sich im Leben errungen, wie von diesem Leben selbst zu erzählen, soll die Aufgabe dieser Skizze sein. Montesquieu war einer von den Menschen, die, so zu sagen, schon im Frack geboren wurden. Durch seine Abstammung gehörte er dem Adel der Robe an. Sein Vater vererbte ihm die Würde eines Präsidenten des Parlaments von Bordeaux und das dazu gehörige ansehnliche Vermögen. Nach seiner Verheirathung mit Johanna von Lartigues, die gleichfalls einer der ersten Familien des Landes angehörte, trat der junge Montesquieu auch in die Akademie von Bordeaux ein, wo er sich bald einen großen Einfluß zu verschaffen wußte. Es ist charakteristisch für den Mann wie für seine Zeit, daß er diesen Einfluß vorwiegend nach der Seite der Entwickelung der Naturwissenschaften auszuüben suchte. Noch war er also nicht im Klaren darüber, wo er seinen Schwerpunkt zu suchen habe; aber sein scharf prüfender Geist und die Energie seines Charakters führten ihn doch bald in die Richtung, in welcher alle Erfolge seines Lebens lägen.

Die trostlosen Zustände Frankreichs unter der Regierung Ludwigs XV. mußten auf alle freien und denkenden Geister einen überaus traurigen Eindruck hervorrufen. Der Staat krachte in allen Fugen, und eine vollständige Zersetzung aller Verhältnisse machte rapide Fortschritte. Sittenlosigkeit und Maitressenwirthschaft, Frömmelei und Despotismus, Willkür und Anarchie, Zügellosigkeit und Luxus drohten das Land zu zerstören. Und mit inniger Wehmuth sahen die Patrioten den unaufhaltsamen Verfall, die drohende Katastrophe immer näher rücken. Da erwachte in dem jungen, dem Treiben der großen Welt noch fremden Montesquieu der Gedanke, seiner Nation einen Spiegel ihrer Lage, ihrer Fehler und Verbrechen, vorzuhalten. Er schrieb die „Lettres Persanes" (1721), das „tiefste aller frivolen Bücher", im dreißigsten Lebensjahr. Ein nach Paris verschlagener Perser, Usbek mit Namen, gibt darin sein Urtheil über die europäischen, namentlich aber über die französischen Zustände mit einem Freimuth und einer Schärfe ab, die bis dahin auch in der französischen Literatur unerhört waren. Die Fiction, einen Fremden einheimische Verhältnisse naiv und doch scharf beurtheilen zu lassen, war freilich nicht neu, wohl aber die Grazie und Schärfe, die Klarheit und Energie, mit der dies in den „Persischen Briefen" versucht wurde. Unter „dem Vehikel einer reizenden Sinnlichkeit", wie Goethe sagte, wurde die Nation auf die bedeutendsten, ja gefährlichsten Materien ihrer Lage aufmerksam gemacht. Denn Montesquieu ist und bleibt auch in diesem Werk ein Franzose — und zwar ein Franzose der Rococo-Zeit mit ihrem Hang zum Genuß und zur Sinnlichkeit, mit ihrem Leichtsinn und ihren liebenswürdigen Tändeleien. Diesen Hang theilt Montesquieu, und seine Satire richtet sich so eigentlich mehr gegen den Staat als die Gesellschaft des achtzehnten Jahrhunderts.

Beiden aber sagt er vernichtende Wahrheiten unter per-

Digitized by Google

fischer Maske. Und man ist schuldig zu gestehen, daß auch das moderne Frankreich, wenn man ihm diesen alten, scheinbar schon blind gewordenen Spiegel vorhalten würde, sein eigen Bild darin erkennen müßte, wie damals, vor einem Jahrhundert, ein wahrheitsliebender Franzose, d'Alembert, es erkannte, indem er sagte: „Hier wurde unsre Gewohnheit, die nichtswürdigsten Dinge ernsthaft zu behandeln und uns über die ernstesten lustig zu machen, unsre ebenso geräuschvollen wie nichtigen Unterhaltungen, soviel Ruhmsucht bei so großer Ehrfurcht vor dem Götzen der Gunst, das kriechende Wesen und die Eitelkeit unserer Hofleute, unsre äußerliche Höflichkeit und innerliche Verachtung gegen alle Fremden oder unsre affectirte Vorliebe für dieselben, die Abenteuerlichkeit unsres Geschmacks, die von nichts, als von dem Eifer, mit dem ihn ganz Europa zu dem seinigen macht, übertroffen wird, unsre barbarische Geringschätzung der ehrenwerthesten Beschäftigungen eines Staatsbürgers, des Handels und der Verwaltung, unsre ebenso heftigen wie nutzlosen literarischen Zänkereien, unsre Wuth, zu schreiben ehe wir denken, und über Dinge abzuurtheilen, ehe wir sie kennen, unbarmherzig gegeißelt."

Der Erfolg dieser Briefe war ein ungeheurer. Aber nur der literarische. Denn so entartet war das französische Regime jener Zeit, daß die Angegriffenen und Verhöhnten selbst am lautesten in das Gelächter einstimmten, das die „Persischen Briefe" in den Salons der Pariser Gesellschaft hervorriefen. Montesquieu wurde nun natürlich der Held dieser Gesellschaft. Aber es zeugt für seinen gesunden Sinn und die Reinheit seines Charakters, daß er sich in das hohle und frivole Treiben dieser Gesellschaft nicht verstricken ließ, sondern unbeirrt die Bahn weiterging, die er einmal betreten: seinem Volke ein Mahner, ein Warner zu sein. Zwar in seinem nächsten Werk: „Le Temple du Gnide" (1724) scheint er ganz der Held der Salons des Rococo zu sein; es ist dies ein Gedicht in Prosa, „ein literarisches Seitenstück zu den damals entstehenden Bildern Watteau's, ein Schäferstück in Reifrock und Toupet", das Montesquieu nicht ohne Grazie zur Erheiterung der Gesellschaft gedichtet hatte, welche sich im Salon der Marquise von Clermont zusammenfand. Aber bald ermannte er sich und sagte den geistreichen Spielen der leichtfertigen Zeit Valet, um ganz seiner großen Aufgabe zu leben. Montesquieu legte sein Amt nieder, um fortan frei sich ganz seinen Studien widmen zu können. Und mit Recht bemerkt hierüber ein französischer Literarhistoriker: „Es schien dies in jener Zeit noch immer ein gewisses Herabsteigen für einen erblichen Präsidenten, geborenen Baron und Standesherrn." Aber Montesquieu wollte ja eben mit den ererbten Standesvorurtheilen brechen und ging seinen Zeitgenossen hierin mit glänzendem Beispiel voran.

Zunächst unternahm er nun, um seinen politischen Gesichtskreis zu erweitern, große Reisen. Er ging nach Oesterreich, wo er mit dem ritterlichen Prinzen Eugen von Savoyen viel verkehrte, nach Ungarn, Italien, von wo ihn die venetianische Inquisition vertrieb, in die Schweiz und schließlich nach Holland und England, für welche Länder er stets eine besondere Vorliebe hegte. In England hielt er sich zwei Jahre auf.

Dort machte er die Studien für die literarischen Schöpfungen, die er nach der Rückkehr in seine Heimath unternommen und die seinen jungen Ruhm vermehren sollten. Schon 1734 erschienen seine „Considérations sur les causes de la grandeur et la décadence des Romains". Man wird kaum fehlgehen, wenn man sich der Annahme zuneigt, daß es auch in diesem Fall die Lage seines eigenen Vaterlands war, die ihn zu seinen historischen Untersuchungen über die Größe und den Verfall der römischen Weltherrschaft geführt hatte. Es ist ja bekannt, daß auch die französische Literatur unserer Zeit in Drama und Roman Rom mit Frankreich zu vergleichen liebt. Aber freilich, Montesquieu ging nur von dieser Idee aus; er blieb aber dabei nicht stehen, sondern vertiefte sich in historische Untersuchungen von solcher Bedeutung, daß man mit Recht auf Grund dieser Arbeit ihn den Vater der neueren Geschichtschreibung genannt hat. Für seine Zeit hatte dieselbe natürlich noch ganz besonderen Werth; denn auch hier zeigte er seiner Nation „die Bedeutung des Patriotismus und des Bewußtseins eigener Kraft und unveräußerlicher Rechte" auf der einen Seite, und auf der anderen, wie ein Volk durch Despotismus herabgewürdigt wird und endlich ganz untergeht. Die Freiheit ist das Lebenselement des Volkes — diese Wahrheit hatte Montesquieu von seinen Reisen heimgebracht; sie bildet fortan das Grundelement seines Schaffens.

Das nächste und letzte, das Hauptwerk Montequieu's erschien 14 Jahre später. So lange arbeitete er mit einem auch in jener Zeit seltenen Fleiß und einer noch selteneren Gründlichkeit an seinem „Esprit des lois". Er war 60 Jahre alt, als dies Buch erschien und hatte in der französischen Gesellschaft sich eine hochangesehene Stellung erobert. In allen Salons wurde er gefeiert, und er selbst beklagte sich einmal, daß er in drei Wochen dieselbe Geschichte in den Pariser Salons 225 Mal habe hören müssen. Auch in der Akademie hatte er trotz des Widerstandes des Cardinals Fleury bereits lange seinen Sessel. Um so höher ist der Muth anzuschlagen, der ihn sein Buch wagen ließ. Denn daß es ein Wagestück war, fühlte er selbst nur zu wohl — und deshalb ließ er es auch in Genf erscheinen, wo damals in Sachen der Presse eine Freistätte war. Aber mit Blitzesschnelle verbreitete sich das Werk in Frankreich, ja in ganz Europa. In den ersten 18 Monaten nach seinem Erscheinen waren schon 22 Auflagen nothwendig, und Uebersetzungen verbreiteten das Werk in alle Länder der Culturwelt.

Worin lag nun aber die große Bedeutung dieses „Geist der Gesetze"? Um es kurz und knapp zu sagen: Montesquieu erklärt die Geschichte durch die Gesetze und die Gesetze wieder durch die Sitten und Gewohnheiten der Völker. Der Grundgedanke seiner Idee liegt in der scharfen Hervorhebung „der Naturbedingtheit aller rechtlichen und staatlichen Einrichtung durch Boden, Klima, Sitte, Bildung und Religion". Zweck des Staates ist die Verwirklichung der gesetzlichen Freiheit. Seine Auffassung des Begriffs der Freiheit verräth deutlich englischen Ursprung. Er fordert im Staate drei Arten von Gewalten: die gesetzgebende, vollziehende und richterliche. Durch seine Grundauffassung von diesen drei Arten der Staatsgewalt ist Montesquieu der Vater der modernen constitutionellen Staatsidee und sein Buch eine noch heute unentbehrliche Schule aller Staatsweisheit geworden.

Es ist begreiflich, daß ein für Recht und Freiheit so energisch eintretendes Buch wie der „Geist der Gesetze" von den damaligen Machthabern der französischen Staatsgewalt angefeindet werden mußte. In der That wurde sogar die Sorbonne zu einer Prüfung des Werkes aufgefordert, die sie indeß wohlweislich bis auf den heutigen Tag nicht zu Ende geführt hat. Alle Einsichtigen erkannten aber schon damals die hohe Bedeutung des „Geistes der Gesetze" an, und Voltaire hatte Recht, wenn er sich von diesem Werke eine völlige Umwälzung im Geiste der Nation versprach. Selbst die Gegner erschöpften sich in enthusiastischem Lob, und sogar die Marquise von Pompadour schrieb an den Autor: „Vous méritez le titre du législateur de l'Europe et je ne doute pas, qu'on vous l'accorde bientôt unaniment". Dagegen klammerten sich die Gegner an kleinliche Mängel, an Vorurtheile und Eigenheiten, die selbst ein so erleuchteter Denker wie Montesquieu nicht ablegen konnte. So ist es möglich gewesen, daß man noch in unserer Zeit seine bittere Satire auf die Negersclaverei in Amerika für baren Ernst genommen und als Vertheidigung dieser schönen „Institution" ausgegeben hat. Es soll uns nicht wundern, wenn sich auch in nächster Zeit noch seltsame Käuze finden, die Montesquieu für die Sclavenjagden in Ostafrika in's Feld führen!

Zwanzig Jahre nach dem Erscheinen seines Hauptwerkes starb Montesquieu, am 10. Februar 1755. Es war ihm erspart worden, den letzten Zusammenbruch der Regierung von Versailles und die Schmach Frankreichs, das er heiß geliebt hat, zu erleben. Sein Leichenbegängniß glich einer Nationalfeier und alle Theilnehmer durchzitterte das Gefühl, daß in seinem Leben und Schaffen „das Ziel und Losungswort einer glückverheißenden, wenn auch sturmbewegten Zukunft" liege.

Digitized by Google

Für unsere Zeit hat Montesquieu natürlich nicht diese Bedeutung mehr, wohl aber eine andere und womöglich noch höhere. Unter allen Schriftstellern der Aufklärungsliteratur des 18. Jahrhunderts steht er durch die Klarheit seines Geistes, durch die Lauterkeit seines Charakters oben an, selbst über Voltaire und Rousseau, die ihn wohl an Talent, nicht aber an Bedeutung und Einfluß überragen. Es ist wahr: seine Werke werden heute nicht mehr viel gelesen und die Wissenschaft hat dieselben vielfach auf englische Quellen zurückgeführt. Aber den mächtigen Einfluß, den diese Werke auf die Entwickelung des modernen Staatslebens ausgeübt haben, kann Niemand leugnen oder abschwächen. Dieses Verdienst sichert Montesquieu die Unsterblichkeit. Und Keiner hat dieses Verdienst klarer ausgedrückt als eben sein großer Zeitgenosse Voltaire, der Montesquieu zum Lobe sagte: Er habe der menschlichen Natur ihre Rechte, die sie im größten Theil der Erde verloren hatte, wieder dargestellt!

Wer ist der Faustdichter?

Von M. Carriere.

(Schluß.)

Ich habe die Faustfrage bisher wohl im Gespräch, auch einmal auf dem Katheder aufgeworfen, und habe ich öffentlich mit ihr hervorzutreten gewagt, seit in der „Allgemeinen Zeitung“ (1888, Nr. 348) zu lesen ist: „Nichts wäre falscher als die Meinung, daß es heute noch eine Shakespearefrage und einen Shakespearestreit geben darf. Die Wahrheit ist, daß seit einem Menschenalter eine große Thatsache bekannt geworden, und man weiß heute, daß der große Philosoph Bacon Dichter war und daß die nach Wilhelm Shakespeare genannten Dramen von ihm verfaßt worden sind.“ So steht an der Spitze eines Aufsatzes, nicht etwa als Ergebniß einer Untersuchung, und die Redaction versichert uns: es ist ein hervorragender Gelehrter, der so redet, wenn sie auch nicht für ihn eintritt, sondern ihre Unbefangenheit wahrt, und bedauert, daß der Verfasser seine Ansicht nicht auch mit dem Gewicht seines Namens decke. Das Buch, welches er zur Anzeige bringt, heißt: Shakespeare oder Shakspere? Von Graf Vitzthum von Eckstädt. (Stuttgart, Cotta.)

Es ist „Seiner Excellenz Herrn Dr. Kuno Fischer“ gewidmet, und so hat man diesen in dem hervorragenden Gelehrten vermuthet; mir scheint der Stil ein anderer, aber da der berühmte Geschichtschreiber der neueren Philosophie die Widmung angenommen, so dient für viele sein Name zum Schilde für das Buch. Dies belehrt uns: Shakspere sei der Schauspieler aus Stratford, der eine ganz unausgeschriebene Hand in seinen Namensunterschriften bekunde, des Schreibens gar nicht recht mächtig und ein ungebildeter Komödiant gewesen; Shakespeare aber sei der nom de plume, den Bacon von Verulam, der Großkanzler von England und Großmeister der Wissenschaft, für seine genialen Dichtungen gewählt, um seine Urheberschaft zu verbergen und einen Strohmann für die nicht hoffähige Abfassung von Schauspielen zu haben. In diesem Werke also, versichert der hervorragende Gelehrte, sei zum Abschluß gekommen, was der stupende Fleiß und ungewöhnliche Scharfsinn in zwei Welttheilen, in Amerika und namentlich in England, zu Tage gefördert, um Lord Bacon in sein Recht einzusetzen, und zwar auf die allervollkommenste Weise.

Als ich diesen Aufsatz gelesen, schlug ich zuerst verblüfft und reuig an meine Brust; doch dann hob meine Brust sich freudig: es schien Zeit mit meiner Entdeckung über den Faust hervorzutreten. Ich bereute, daß ich vor einigen Jahren in derselben Allgemeinen Zeitung beiläufig einmal die ganze Baconfrage für amerikanischen Humbug und englischen Schwindel erklärt hatte; aber die Strafrede, die der hervorragende Gelehrte den deutschen Neuphilologen und Kathedermännern hielt, die einmal an ihr Heft gebunden und festgenagelt seien, auch die Titel und Ueberschriften ihrer Werke nicht wollten umdrucken lassen*), sie brachte mich zur Umkehr. Doch brach erst nach hartem Kampf die neue Einsicht bei mir durch.

Hatt' ich mich doch seit vierzig Jahren in einem holden Traum eingesponnen, seit zwanzig Jahren in meinem Kunstbuch drucken lassen, wie der junge geniale Wildfang aus Stratford mit einigem Latein und noch weniger Griechisch (also doch Latein und Griechisch, nach Ben Jonson's Zeugniß!) nach London unter die Schauspieler ging, sich sittlich läuterte, sich dichterisch entwickelte. Wie prächtig schildert er sich selbst und sein Leben in Heinrich IV! Dem Dramatiker lag es ja näher, den Umschwung darzustellen, wie ein Mann aus Thorheiten, Ausschweifungen und verwegenen Jugendstreichen sich aufrafft, wenn eine ernste große Aufgabe an ihn herantritt; aber Shakespeare unterließ das, sein Prinz Heinrich ist von Anfang an über das liederliche und tolle Treiben erhaben, er macht es aber nur zu seiner Erheiterung mit, er ist sich bewußt, daß er jeden Augenblick sich höchst königlich bewähren kann, daß er dem Ernst wie dem Scherz in gleicher Weise gewachsen ist, und seiner inneren Würde sicher mit dem äußeren Schein der Dinge spielen kann. Und gab hier der Dichter das Bild seiner frohmüthigen Thatkraft, so sah ich ihn den Hamlet mit seinem Herzblut tränken, über die Räthsel der Welt wehmüthig brüten, seine Ansichten über Leben und Kunst aussprechen, und mit überlegenem Humor am Königshofe von Dänemark die Tagesgeschichte seines eigenen Theaters einflechten, wie dasselbe in's Gedränge kam, als die classicistischen Dichter ihre Werke durch die Chorknaben der königlichen Capelle aufführen ließen, die kleinen Nestlinge, die so gewaltig schrieen, daß sie Matrosen und Cavaliere heranzogen (II, 2). Und als der Dichter spürte, daß es für ihn Abend ward, als er eine Verstimmung über die Schlechtigkeit der Welt sich im Timon vom Herzen hinwegegeschoben, da versammelte er noch einmal alle Genien seiner Poesie im Sturm, um zu zeigen, wie der ein Diener der Vorsehung die Luft reinigt und unser Lebensschiff verschlägt, aber uns doch zu den seligen Inseln hinführt, wo wir von ihm geläutert uns selbst und unser Heil finden. Und nun versenkt Prospero-Shakespeare seinen Zauberstab in's Meer, mit einem Gebet um Gnade nimmt er im Epilog Abschied von seiner Kunst. Noch einmal war er aus seiner Vaterstadt nach London gekommen, und hat ein Schaustück für das Hochzeitsfest Friedrichs von der Pfalz mit Prinzessin Elisabeth von England eingelegt, und sagt als Prospero:

Noch hoff' ich die Vermählungsfeier
Des heißgeliebten Brautpaars anzuschauen,
Dann geh' ich in mein Mailand (Stratford), wo mein dritter
Gedanke soll das Grab sein.

Ja, ich gestehe, mir machte es Freude, als einige Documente über Geldgeschäfte Shakespeare's zu Tage kamen; sie zeigten ihn als sorgsamen Haushalter, und er legte das beim Theater verdiente Vermögen in einem Haus und Gut zu Stratford an. So war auch Goethe ein guter Wirth und Schiller ein vorzüglicher Geschäftsmann; das scheint mir eben ein Zeichen des echten dichterischen Genies, daß es die Phantasie da walten läßt, wo sie hingehört, in der Kunst, daß es im praktischen Leben aber den Verstand herrschen läßt und kein Phantast ist. Auch die vielerlei Kenntnisse in Shakespeare's Dramen hatten mir kein Bedenken gemacht. Zeigte doch ein paar Menschenalter vor Shakespeare der deutsche Schuster Hans Sachs eine vielleicht noch größere Vertrautheit mit Griechen und Römern, erfreute sich doch ein andrer deutscher Schuster, Jakob Böhme, ein Zeitgenosse Shakespeare's, herrlicher Offenbarungen edelster Weisheit, und war ein arabischer Kameeltreiber durch innere Erleuchtung der Prophet und Fürst seines Volkes geworden. Bekennt doch auch Goethe:

Sag' ich, wie ich es denke, so bildet einzig am Ende
Nur das Leben den Mann, und wenig bedeuten die Worte.

*) Der vorzüglichste deutsche Herausgeber Shakespeare's, Delius, soll auf die Zumuthung, sich zu Bacon zu bekennen, geantwortet haben: seine Verwandten würden ihn als unzurechnungsfähig unter Curatel stellen lassen, wenn er den Titel umdrucken lasse.

Digitized by Google

Ich erwähne das, um zu zeigen, daß mir der Kampf nicht leicht geworden ist. Aber am Ende galt der pseudo-goethesche Spruch:

Lange hab' ich mich gesträubt,
Endlich gab ich nach,
Wenn der alte Mensch zerstäubt,
Wird der neue wach.

Als „farbenblinden Weichensteller" wollt' ich mich in meinen alten Tagen doch im Gebiet der Aesthetik und Literaturgeschichte nicht absetzen lassen, und dafür erklärte ja „der hervorragende Gelehrte" seine noch ungelehrigen Gegner. Und mit Dampfgeschwindigkeit geht es ja auch im Zeitalter der Eisenbahnen in der Bacon-Shakespeare-Frage voran. So hat ein Mitarbeiter der „Gegenwart", der sich durch Gedichte im Stil der Goethe'schen Jugendlyrik hervorgethan, die Entdeckung gemacht: es war ein junges Genie in England, das hat sowohl eine Schrift über die Wiederherstellung der Wissenschaften entworfen, als auch classische Tragödien geschrieben; das gelehrte Werk ist von Bacon verballhornt, die Dramen sind von Shakespeare auf die Bühne gebracht und für das Publikum mit allerhand Zoten, Gräßlichkeiten und schlechten Späßen zugerichtet worden. Eugen Reichel schält die Urgestalt des Coriolan, des Hamlet, wieder aus diesen Umhüllungen heraus, wie es die Professoren Christ und Kirchhoff mit der Ilias und Odyssee Homer's gethan.

Kommt es noch einmal zu einer neuen Auflage meiner Bücher, so brauche ich keinen andern Titel drucken zu lassen, es bedarf aber einer Fußnote: Shakespeare = nom de plume für Bacon von Verulam. Doch um ganz ehrlich zu sein, ich bin in diesen Tagen noch einigemal zwar nicht rückfällig, aber doch zweiflerisch geworden. Da fielen mir ein paar Verse ein, mit welchen 1607 John Davies „unseren Terenz, William Shakespeare" begrüßte:

Hätt'st du gespielt nicht Kön'ge in der Posse,
Sagt mancher, was, Freund Will, ich scherzhaft singe,
Du wärst für einen König ein Genosse
Als König rogend, aus dem niedern Trosse.

„Freund Will!" Hat der Dichter den Schauspieler Shakspere gekannt und für den Dramatiker gehalten? Machte der Shakspere einen so königlichen Eindruck wie in Tieck's Novelle: Dichterleben? Oder will Davies seine Huldigung an den berühmten Lord nur maskiren?

Da gab es einen von Sir Walter Raleigh 1603 gestifteten Kreis von Schöngeistern in der Tavern the Mermaid; daß Bacon ihm angehört, sagt Niemand, wohl aber ist berichtet, das Inigo Jones der Baumeister, daß Dichter wie Ben Jonson, Beaumont, Fletcher und Shakespeare dort zusammen kamen, und in einer poetischen Epistel von Beaumont an Ben Jonson heißt es, daß in dieser Tafelrunde jeder gesucht habe, seinen ganzen Witz in Einem Scherz zu zeigen; der Literat Fuller berichtet: „Master Jonson war wie die Galeonen gebaut, an Gelehrsamkeit überragend, fest, aber langsam in seinen Bewegungen; Shakespeare niederer im Bau, aber flinker im Segeln wie unsere englischen Kreuzer, konnte sich mit jeder Strömung drehen und wenden und von allen Winden Vortheil ziehen vermöge der Schnelligkeit seines Witzes und seiner Einbildungskraft." Wie ging das zu? Hatte der Shakspere, von dem Graf Vitzthum weiß (woher?), daß er den Fallstaff gespielt, soviel Mutterwitz, daß er für den großen Dramatiker gelten konnte, oder wie kam es, daß dem Esel im Verkehr mit den geistvollen Genossen die Löwenhaut nicht abgezogen wurde, die Bacon ihm umgehangen? „Diesen Zwiespalt der Natur löst mir, Graf von Oerindur."

Einen schwereren Stein des Anstoßes glaube ich nun schon selbst aus dem Wege räumen zu können. Ben Jonson arbeitete auch als Dichter langsam und feilte viel und sorgsam. Da hörte er nun die Schauspieler nach dem Tod Shakespeares rühmen: „der habe niemals eine Zeile ausgestrichen." Das ist jetzt klar: er bekam die Dramen, die der Lord sorgsam hatte abschreiben lassen, und gab sie so seinen Genossen. Ben Jonson soll ärgerlich erwidert haben: „Ich wollte er hätte tausende von Zeilen ausgestrichen." Und darauf kommt Jonson selbst in seinen Discoveries zu reden.

„Die Schauspieler hielten das für übelwollende Nachrede. Ich aber hatte das nicht für die Nachwelt gesagt (die ja einmal wissen wird, wer der Dichter war, füg' ich erläuternd bei), sondern für die Unwissenheit, die ihren Freund gerade wegen eines Umstandes pries, in dem er sich Fehler erlaubte. Die gute Absicht meiner Gesinnung aufzuklären, — denn ich liebte den Mann und ehre sein Andenken, nach dieser Richtung hin Götzendienst, so sehr wie irgend Jemand — sag ich dies: Er war in der That ehrenwerth, eine offene und freie Natur, hatte eine vortreffliche Phantasie, tüchtige Kenntnisse und holde Ausdrucksweise. Seine Sprache floß so leicht dahin, daß es zu Zeiten nöthig war, ihm Einhalt zu thun: suffl aminandus erat, wie Augustus von Haterius sagt. Sein Witz stand ihm zu Gebote; hätte nur die Herrschaft darüber ihm ebenso zu Gebot gestanden! So verfiel er oft darauf, Dinge hervorzubringen, die dem Auslachen nicht entgehen konnten. Aber er löste seine Fehler durch seine Vorzüge ein. Es war immer mehr in ihm zu bewundern als zu verzeihen."

Wie vortrefflich ist doch diese Stelle, nachdem wir durch den Kenner Bacons wissen, daß er gemeint, daß Jonson im Geheimniß seiner Autorschaft der Dramen war! Wie weiß Jonson den Tadel fein einzukleiden, und dabei doch seine abgöttische Verehrung für den großen Lord auszusprechen, ein „Götzendienst", der gewiß einem Schauspieler gegenüber lächerlich gewesen wäre! Und so tritt auch das berühmte Weihegedicht vor der Gesammtausgabe von Shakespeare's Werken nun in das rechte Licht, nachdem wir wissen, wem es eigentlich galt. Aber eine Schwierigkeit bleibt doch wieder. Die Folioausgabe erschien 1623 gleichzeitig mit Bacon's Hauptwerk de dignitate et augmentis scientiarum; der Sturz des Siegelbewahrers und Großkanzlers von England war aber 1621 erfolgt, der Hof war ihm verboten, nichts stand mehr im Wege, um den gefallenen Staatsmann als den größten Dichter Englands auferstehen zu lassen, und doch versagte er sich diesen Triumph, gewiß um als guter Christ die Strafe, die seine Bestechlichkeit getroffen, ruhig auf sich zu nehmen, und es dem Scharfsinn der Nachwelt zu überlassen, daß sie ihn um so glorreicher erhebe.

Und es war Zeit, daß dies geschah. Bacon's Philosophenruhm fing an fadenscheinig zu werden. Macaulay hatte in glänzenden Antithesen geschildert, wie Bacon nach seinem Intellect ein Engel des Lichtes, nach seinem Charakter ein gemeiner Erdenwurm im Koth gewesen; da hatte ich das Frevelwort gewagt: seine Moral, der ordinäre Utilitarismus, sei ebenso viel werth wie sein Charakter; Lasson hatte in einem Berliner Schulprogramm die theoretische Philosophie Bacon's gewogen und zu leicht befunden, Justus Liebig in einer akademischen Rede dargethan, daß Bacon die Methode der neueren Naturforschung gar nicht erfunden, die zeitgenössischen Meister derselben, wie Galilei, wie Harvey schnöde verkannt, aber er sei als hochgestellter gewandter Mann, als geistreicher Schriftsteller und vielseitiger Anreger auch wissenschaftlich zu hohen Ehren gekommen. Da waren in Amerika seine Rächer erstanden, und der größte Denker Englands war auch sein größter Dichter. Und nun darf ihm auch Niemand mehr die Gemeinheit vorwerfen, die er gegen seinen Freund und Gönner Essex geübt, als er sich zum Ankläger desselben gebrauchen ließ, da er sicherlich seine guten Gründe dazu hatte, und den Werth der Freundschaft ja so edel im Kaufmann von Venedig und im Hamlet, offenbar nach eigenem Erlebniß, feiert.

Ich habe aber anfangs noch einen anderen Einwurf gemacht. Venus und Adonis erschien 1593, von William Shakespeare dem Grafen Southampton gewidmet; den ersten Erben seiner Erfindung nennt der Dichter das Werk. 1598 erschien in London ein Büchlein: „Palladis Tamia Wits Treasury" von Francis Meres, der darin die englischen Poeten mit den griechischen, lateinischen und italienischen vergleicht. Da heißt es von Shakespeare: in ihm lebe die süße würdevolle Seele Ovids, das bezeugen Venus und Adonis und die zuckrigen Sonette im Kreise seiner näheren Freunde.

Digitized by Google

Wie kam es, daß Bacon auch hier schon einen Namen wählte, der in dem Schauspieler Shakspere einen deckenden Strohmann finden konnte und fand? Die epische Erzählung im Stil der italienischen Renaissance, die an Petrarca anklingenden Sonettendichterei war ja salon- und hoffähig in England, Bacon machte ja Verse unter eigenem Namen; der Kritiker Nash meinte auch, es sei schade, daß der Dichter Shakespeare auch Theaterstücke verfaßte, statt auf der Bahn von Venus und Adonis und der Sonette weiter zu wandeln; er hätte so berühmt werden können wie Daniel, der vielbelobte Meister italienisirender Poesie. Bacon wird gewiß seine Gründe gehabt haben, Graf Vitzthum sie uns nicht vorenthalten. Aber auch ohne sie dürfen wir Bacon bewundern, wie er selbst hier die Maske beibehielt. Viele dieser Sonette sind ja Belustigungen des Witzes und Spiele der Einbildungskraft, aber es giebt auch einige darunter von so eindringlicher Wahrheit, daß sie als Selbstbekenntnisse einer edlen, mit ihrem äußeren Stand und inneren Leben ringenden Seele ergreifend wirken. Man höre nur, wie der Dichter einem Freunde beichtet, sich entschuldigt:

„Verklage nur des Glückes Göttin! Sie
Ist schuld an Allem, was mich Schuldiges beugt,
Weil sie nichts Beff'res mir zum Leben lieh
Als feiles Brot, das feile Sitten zeugt.
So liegt's auf meinem Namen wie ein Brand,
So wird mein ganzes Wesen schier entweiht
Von meinem Handwerk, wie des Färbers Hand.
Hab' Mitleid dann, und wünsch' ich werd' erneut.

Ach wohl ist's wahr: ich schwärmte her und hin,
Bot mich der Welt zum Narren, in die Seele
Schnitt ich mir selbst, gab Höchstes wohlfeil hin,
Mit neuen Trieben mehrt' ich alte Fehle.
Sehr wahr ist's: fremd und schielend und bedingt
Sah ich die Wahrheit.

Das letztere deutet doch auf den Philosophen, es ist doch der Lord, der Höchstes, wie Romeo und Julia, Hamlet, Kaufmann von Venedig, Heinrich IV., wohlfeil dem Theater freigegeben, nicht einmal Ruhm bei Lebzeiten erntend, und wie trefflich hat er auch hier die Maske festgehalten und den armen Schauspieler zum Träger seiner eignen Herzensforschung idealisirt!

Der Schauspieler Shakspere starb 1616 in Stratford. Er muß ein vorzüglicher Komödiant gewesen sein, nicht bloß die Rolle des Falstaff, sondern auch die des Dichters Shakespeare so gut gespielt haben, daß die biedern Stratforder gar nichts merkten. Sie begruben ihn in der Kirche, sie setzten ihm an der Nordwand einen Denkstein und 1622 stellten sie dort seine Büste auf und gaben ihr die wie man sagt von Dr. Hall verfaßte Inschrift:

Iudicio Pilium, genio Socratem, arte Maronem
Terra tegit, populus moeret, Olympus habet.

Wundern könnte man sich noch, daß Bacon nach dem Zurücktritt Shakspere's vom Theater keine Dramen mehr geschrieben, zumal er nach seinem Sturz ja weit mehr Muße hatte als vorher im Glanz und Gewühl des öffentlichen Lebens und der Staatsgeschäfte, wo er doch so erstaunlich große und viele Dramen schuf, wie sie allein als Lebenswerk eines arbeitsamen Dichters schon unsere Hochachtung verdienen. Aber hier hilft uns Graf Vitzthum, seine Entdeckung, daß schon vor Shakespeare der Dichter Marlowe dem großen Lord den Namen hergeliehen, um unter diesem Deckmantel den ersten Faust auf die Bühne zu bringen und auch dadurch das englische Gegenbild Goethe's zu sein. Einige Meisterwerke von Fletcher, Beaumont, Massinger werden von ihm sein; den Herzog von Mailand, das gebrochne Herz, die Jungferntragödie will ich nächstens darauf ansehen, und ich hoffe, der Beweis wird mir gelingen. Und in der gläubigen Zuversicht, daß die Baconianer mich in ihre „tolerante Kirche" aufnehmen, habe ich auch meine Entdeckung über den „Faust" den geneigten Lesern vorzulegen gewagt.

Ueber Schriftstellerei, Erfolg und Kritik.

Von Eduard von Hartmann.

(Schluß.)

Gilt dies schon für die mündliche und private Kritik der Wortführer der öffentlichen Meinung, so gilt es in noch erhöhtem Maße für die öffentliche literarische Kritik. Dieselbe hat ohne Zweifel das Recht, von demjenigen viel zu fordern, dem viel gegeben ist, und einen um so strengeren Maßstab anzulegen, je erprobter die Leistungsfähigkeit ist. Aber nur zu oft setzt sie unter diesem Vorwande die Achtung und das Wohlwollen aus den Augen und bestraft den Erfolg eines früheren Werkes an den späteren derart, daß dieselben den Lesern dieser Kritiken schlechter und werthloser erscheinen müssen als die gleichzeitig mit Wohlwollen oder Gleichgültigkeit beurtheilten Bücher ganz unbedeutender Schriftsteller. Niemand mag zu einem bereits fertigen Ruhme noch einen neuen Baustein hinzutragen, während man gern ein neu auftauchendes Talent protegirt. Die neuen Werke werden entweder breit ausgeschrieben, um die Verwerfung möglichst gründlich zu rechtfertigen, oder sie werden kurz abgefertigt oder ganz ignorirt; im ersteren Falle erhält das Publikum, das in seinem Journallesecirkel bereits mehrere ausführliche Auszüge und Reproductionen des Werkes gelesen hat, einen neuen Vorwand, um sich die Lectüre des Buches selbst zu schenken — im letzteren Falle erfährt es nichts von dessen Erscheinen, oder sieht gleichgültig über die Anzeige hinweg. So wird auf alle Fälle der frühere Erfolg zum Hinderniß neuer Erfolge, und wo solche doch eintreten, pflegen sie sich zumeist ebenso spontan und unerwartet aus dem Interesse des Lesepublikums und der öffentlichen Meinung heraus zu entwickeln wie der erste.

Es zeigt sich hier abermals, wie irrthümlich es ist, große Hoffnungen auf die literarische Kritik zu setzen, oder derselben große Wichtigkeit für die Entwickelung eines Erfolges beizumessen. Man kann die literarische Kritik niemals die Mutter, man kann sie höchstens die Hebamme des Erfolges nennen; aber sie ist noch dazu eine Hebamme, die gewöhnlich zur Entbindung zu spät kommt, bloß noch das Kind zu baden und zu wickeln nöthig hat, und dabei häufig noch demselben mehr schadet als nützt. Die Autoren haben trotzdem Recht, wenn sie der Kritik einen gewissen Werth beilegen; aber sie irren sich, wenn sie denselben in der Beförderung des Erfolges suchen. Der Werth der Kritik für den Autor liegt auf einem ganz anderen Gebiete, nämlich darin, daß die Gegenüberstellung und Vergleichung des eigenen Urtheils mit den Urtheilen Anderer klärend, berichtigend, verschärfend und befestigend auf das erstere wirkt.

Der Schriftsteller verlangt mit Recht darnach, zu wissen, welchen Eindruck Andere von seinem Werk empfangen haben, was an demselben ihnen bedeutend, was unbedeutend, was ihnen gelungen, was verfehlt erscheint; denn er lebt als Mensch unter Menschen und betrachtet die Summe der literarischen Kritik oder das Gesammtergebniß einer Recensionscampagne als ein mehr oder minder treues Abbild der Eindrücke, welche die Leser der verschiedensten Standpunkte und Geschmacksrichtungen von seinem Werke empfangen haben und voraussichtlich noch empfangen werden. Kann er gegen alle hier gemachten Ausstellungen sein eigenes Urtheil behaupten, so gewinnt dasselbe dadurch einen ganz anderen Grad von Zuversicht; muß er manchen Ausstellungen Recht geben, so hat er durch die Kritik etwas hinzugelernt und kann seine Fehler verbessern, oder doch künftig zu vermeiden bemüht sein. Findet er Mißverständnisse, die sich typisch wiederholen, so darf er auf mangelhafte Darstellung seinerseits schließen und kann nach Verdeutlichung und schärferem Ausdruck streben; sieht er, daß man Motivirungen mangelhaft gefunden hat, so kann er dieselben befestigen und vertiefen, oder einzelne Punkte weiter ausführen. Hat er sich mit Ueberflüssigem zu breit eingelassen, so kann das Werk durch Kürzungen und Zusammenziehungen

Digitized by Google

nur gewinnen. In allen diesen Punkten kann die Kritik dem Autor große und gute Dienste leisten, gleichviel ob es sich um Dichtungen oder wissenschaftliche Werke handelt, und gleichviel, ob der Gewinn in neuen Auflagen oder neuen Werken zu Tage tritt.

Andererseits kann die Kritik auch dem Autor schaden, nicht nur einem solchen von unsicherem eigenem Urtheil, indem sie ihn zu verkehrten Aenderungen veranlaßt, sondern auch einem in sich gefestigten, indem sie ihn verleitet, seine Zeit mit Antikritik zu vertrödeln, welche fast immer unfruchtbar ist. Wenn schon die Kritik direct zum Erfolge wenig beitragen kann, so die Antikritik so gut wie gar nichts, es sei denn bei Büchern, welche ohnehin schon der Skandalsucht dienen, wo dann allerdings die Antikritiken der Scandalsucht neue Nahrung geben können. Künstler sollten sich überhaupt niemals und unter keinen Umständen auf Antikritiken einlassen; das Kunstwerk muß aus eigner Machtvollkommenheit wirken, und seine künstlerische Wirkungsfähigkeit ist durch vorausgeschickte oder nachfolgende ästhetische Reflexionen auf keine Weise zu steigern. Der Künstler, der in der glücklichen Lage ist, sein Kunstwerk für seine Künstlerschaft zeugen zu lassen, ist in einem grundsätzlichen Irrthum befangen, wenn er glaubt, durch ästhetische Programme oder Belehrungen oder Streitereien die künstlerische Empfänglichkeit des Publikums irgend wie steigern oder berichtigen zu können. Man kann freilich den Künstler nicht hindern, nebenbei auch noch Kunstschriftsteller, Aesthetiker oder Literarhistoriker zu sein; aber er sollte beide Seiten seiner Thätigkeit streng auseinander halten und immer dessen eingenk bleiben, daß die künstlerische Productivität in ihrer Unmittelbarkeit, Unbefangenheit und Freiheit nothwendig eingeengt und geschädigt werden muß, wenn er seine ästhetische Ueberzeugung auf reflexionsmäßige und darum immer mehr oder minder einseitige Grundsätze und Programme verpflichtet. Die Gefahr liegt dann nahe, daß er bei seinen weiteren Productionen zu immer eigensinnigerer und absichtsvollerer Herausarbeitung dieser abstracten Grundsätze und Theorien gedrängt wird, anstatt aus der unbewußten Unmittelbarkeit seines unbefangenen Talents zu schöpfen, dem je nach der Beschaffenheit des Sujets alle Wege und Richtungen zur Auswahl offen stehen sollten.

Der Denker und Forscher ist nicht in so günstiger Lage wie der Dichter und die sonstigen Künstler; er soll die Wahrheit seiner Behauptungen ohnehin vor dem Verstande erweisen, muß sich theilweise durch Kritik und Negation der Vorgänger und älteren Zeitgenossen Raum schaffen für seinen Bau, und kann sich deshalb der Widerlegung von gewichtigen Einwendungen nicht ohne Nachtheil für sein Werk unbedingt entziehen. Aber die Erwiderung ist auf wirklich wichtige, grundstürzende und principielle Einwendungen von nicht leicht zu durchschauender Scheinbarkeit zu beschränken, und jeder Versuchung zum Eingehen auf eine nicht wirklich wissenschaftlich fruchtbare Discussion standhaft aus dem Wege zu gehen. Schon ein Narr kann mehr fragen als zehn Weise beantworten können; wie sollte da nicht ein Autor, und wäre er noch so weise, außer Stande sein, zu beantworten, was viele Narren fragen und einwenden! Das Publikum interessirt sich niemals für solche Streitigkeiten, es sei denn, so weit sie einen unsachlichen persönlichen Inhalt haben, welcher die Scandalsucht reizt. Selbst die engsten Fachkreise sträuben sich gegen die Lectüre von Antikritiken, die gegen eine schon halb wieder vergessene, und jedenfalls nicht mehr deutlich gegenwärtige Kritik gerichtet sind. Den Verfasser der Kritik überzeugt man selbstverständlich niemals; für diesen also könnte die Antikritik ganz sicher ungeschrieben bleiben. Nur die ganz seltenen Fälle, in welchen ein Anderer über denselben Gegenstand weiter forscht und sich bei der ihm zufällig bekannt gewordenen Discussion Raths erholt, kann eine Antikritik auch objectiv fruchtbar machen; subjectiv fruchtbar dagegen kann sie für die Abklärung und Vertiefung der Gedanken des Autors ebenso gut werden, wenn sie bloß geschrieben, als wenn sie auch noch gedruckt wird. Nur bei Autoren ersten Ranges, bei denen die Nachwelt auf authentische Interpretation und richtiges Verständniß der Hauptwerke größeren Werth legt, können auch Erläuterungsschriften apologetischer und antikritischer Natur von Bedeutung werden.

Von der Mitwelt läßt sich nun einmal nichts mit Gewalt erzwingen, weder Aufmerksamkeit und Gehör, noch Verständniß und Fahrenlassen von Mißverständnissen, noch auch die Anerkennung des Rechthabens in literarischen Streitfragen. Wem es nicht paßt, eine Wahrheit anzuerkennen, der kann und wird nach einer Reihe der schlagendsten Antikritiken, wenn er überhaupt von deren Veröffentlichung etwas erfahren hat, doch immer noch sagen: „Ja, das bezieht sich doch nur auf die Kritiken der Herren so und so; aber meine Einwendungen“ (die ihm selbst vielleicht sehr unklar sind) „würde der Autor doch nicht widerlegen können!“ Auch in der Wissenschaft gilt ebenso wie in der Kunst der Satz, daß eine gefühlsmäßig ablehnende Haltung gegen ein Werk oder einen Standpunkt oder eine Richtung durch keine Vernunftgründe zu überwinden ist, weil die etwa zur Begründung der Ablehnung angegebenen Gründe meist gar nicht die wahren Gründe sind, und weil auch nach ihrer Widerlegung die wahren, unbewußten Gründe in ungeschwächter Kraft fortbestehen und fortwirken. Es wird dann höchstens die ursprüngliche instinctive Abneigung noch durch den Aerger über das wohl gefühlte aber nicht eingestandene Unterliegen im Kampf der ausgesprochenen Gründe verschärft.

Es kommt hinzu, daß die mit Gründen fechtende literarische Kritik bei wissenschaftlichen Büchern vorzugsweise in den Händen von Fachmännern befindlich ist, welche im Autor einen Concurrenten im engeren Sinne sehen, und es deshalb darauf anlegen, zu prüfen, ob dessen Werke denn auch wirklich durch ihre wissenschaftlichen oder dichterischen Vorzüge einen Erfolg verdient haben, der den ihrigen überragt. Sind aber, wie dies bei den wissenschaftlichen Fachblättern die Regel ist, die Recensentenämter in den Händen von Professoren, und ist der Autor nicht ein Kollege, so tritt noch das Ueberlegenheitsgefühl des zünftig bestallten Gelehrten über den unzünftigen Concurrenten hinzu. Aber auch gegen Arbeiten von Collegen fehlt es oft genug nicht an Animosität, wenn derselbe nicht zu derselben Clique oder wenigstens zu der gleichen Richtung gehört; denn ein Professor ist nach der bekannten Definition „ein Mann, der anderer Meinung ist“. Der akademische Zunftgelehrte ist selten ein formgewandter Schriftsteller; er schreibt entweder gar nicht, oder er beschränkt sich auf akademische Gelegenheits-Abhandlungen und Festschriften, oder er nimmt einen Anlauf zu einem größeren Werke mit einem „ersten Bande“, der für immer ein Torso bleibt, oder er concentrirt seine ganze Kraft auf ein einziges Buch, das er günstigen Falls im Laufe seines Lebens mehrmals umarbeitet, oder er gelangt, wenn es hoch kommt, dazu, im Laufe eines gewöhnlich recht langen Lebens sogar mehrere Bücher in die Welt zu setzen. Die Koryphäen der letzteren Art sind jedoch in der Regel zu vornehm, um sich noch mit dem Recensiren neuer Bücher zu befassen, sodaß diese Aufgabe wesentlich unproductiven Köpfen überlassen bleibt. Diese messen dann natürlich die Productivität Anderer unwillkürlich an ihrer eigenen, und finden dabei jedes über die letztere erheblich hinausgehende Maß von Productivität „unheimlich“ oder „ungesund“. Da sie sich ein beträchtlich größeres Maß von Arbeitskraft, von Ueberblick in der sichtenden Verarbeitung des Materials und von Leichtigkeit und Schnelligkeit in der Darstellung als das ihrige nicht vorstellen können, oder doch nicht gern an dessen Vorhandensein in einem mißliebigen Concurrenten glauben mögen, so ziehen sie es vor, in einer solchen „unheimlichen“ oder „ungesunden“ Productivität ein sicheres Kennzeichen von dilettantischer Oberflächlichkeit und handwerksmäßiger Schnellfabrikation zu sehen und sich in ihrer eigenen Ueberlegenheit über dieselbe zu sonnen. Sie stimmen dann wohl gelegentlich Klagelieder an über die Abkehr des Publikums von ihrer Wissenschaft, thun aber nichts, um solche Werke, welche im Stande wären, diese Gleichgültigkeit des Publikums zu besiegen, mit ihrer Empfehlung zu beglaubigen*), sondern versteifen

* So hat z. B. die Universitätsphilosophie nach dem Rückgang des Hegelianismus nichts gethan, um in den vierziger und fünfziger Jahren

Digitized by Google

sich darauf, daß die Wissenschaft nur in ihren oder ihrer Freunde Werken vertreten sei, und werfen auf die verachteten ungünstigen Concurrenten obendrein noch ihren Haß, weil sie den Rest von Interesse, den das Publikum für diese Wissenschaft bewahrt hat, noch von diesen Werken auf sich ablenken. Diese Abneigung wirkt dann naturgemäß und unwillkürlich wieder verschärfend auf die Kritik der neuen Werke des Autors, sowohl auf die schriftliche wie auf die mündliche, falls sie es nicht vorziehen, auf eine Frage nach ihrem Urtheil mit einer verächtlichen Bemerkung über den „oberflächlichen Dilettanten" oder auch bloß mit einem vielsagenden spöttischen Achselzucken zu antworten.

Gegen solche übelwollende Kritiker gibt es keine Hülfe. Schreibt ein Autor wenig, so gilt er als ein im Ganzen unproductiver Kopf, dem nur einmal zufällig ein glücklicher Wurf gelungen; schreibt er viel, so wird er als ein oberflächlicher Vielschreiber beurtheilt, dem es nur um geschäftliche Ausbeutung des zufällig einmal erzielten Erfolges zu thun ist. Läßt er die Kritiken unbeantwortet, so wird sein Schweigen als Eingeständniß seines Unrechts und der erfahrenen Widerlegung gedeutet; läßt er sich auf Antikritiken ein, so wird er als rechthaberischer Streithammel getadelt, der durchaus das letzte Wort behalten will, und sich immerfort vertheidigt, bloß um neue Bücher zu füllen und sie mit Gewinn auf den Markt zu werfen. Ist er maßvoll in dem Umfang seiner Apologetik, so wird ihm vorgeworfen, daß er die wesentlichsten und wichtigsten Entgegnungen geschickt übergangen und sich an leicht zu widerlegende gehalten habe; versucht er, ausführlich und erschöpfend in seiner Rechtfertigung zu sein, so schilt man über unerträgliche Breite und Geschwätzigkeit, welche seine neuesten Veröffentlichungen ungenießbar mache. Kurz, wem man das Zugeständniß, daß er Recht habe, nicht gönnen *will*, der wird es sich nicht erstreiten, noch ertrotzen; er möge es anfangen, wie er es wolle, so macht er es verkehrt in den Augen der Gegner.

Aus diesen Ausführungen folgt, daß es im Großen und Ganzen aus inneren Gründen ebenso verfehlt ist, sich mit Antikritiken aufzuhalten, wie aus äußeren Gründen; die Sache wird dadurch ebenso wenig gefördert wie der Erfolg. Nur wer unbeschränkte Zeit und große Arbeitskraft zur Verfügung hat, und das Bedürfniß fühlt, sich zwischen der Abfassung größerer Werke an kleineren kritischen und apologetischen Arbeiten gleichsam zu erholen, der mag auch mit Antikritiken sich befassen, wenn er nur von der Einbildung frei bleibt, durch dieselben irgend etwas Greifbares zu erreichen. Er wird immerhin Commentare zu seinen größeren Werken liefern, die demjenigen von Nutzen werden können, welcher ein eindringendes Verständniß der letzteren anstrebt, und er wird sich selbst in seiner Entwickelung fördern und in seiner Ueberzeugung befestigen, was ihm für seine künftigen Werke nur dienlich sein kann. Gegen die Kritiken aber, die ihm nicht wichtig genug zur Entgegnung scheinen, soll der Autor die Brust mit dreifachem Erz umpanzert haben; wer diese Gleichgültigkeit und Unempfindlichkeit gegen das Urtheil Anderer von Natur nicht besitzt, der möge sich ja nicht durch Ruhmsucht und Durst nach Erfolgen verleiten lassen, als Autor vorzeitig an die Oeffentlichkeit zu treten, sondern möge ruhig für sich arbeiten und seine stillen Monologe erst dann veröffentlichen lassen, wenn er sich durch Selbstbeherrschung und Selbsterziehung diese Unempfindlichkeit angeeignet hat.

Die in den Zuständen der Kritik liegenden Uebelstände sind nicht zu beseitigen. So lange die Recensentenämter mit Menschen besetzt sein werden, wird es menschlich darin zugehen; so lange sie vorzugsweise mit zünftigen Fachleuten und Professoren besetzt sind, wird es zünftlerisch und professorlich dabei zugehen. Wer neu an die Aufgabe des Recensirens herantritt, faßt sie ideal auf; wer aber nicht ganz nach eigner Neigung die zu beurtheilenden Werke auswählen kann, sondern recensirt, was ihm zur Beurtheilung zugeht, der muß nothwendig bald ermüden und, wenn er trotz der Ermüdung das Recensiren fortsetzt, mit seinen Idealen pactiren. Alle Versuche, dem bestehenden Cliquenunwesen zu steuern und unabhängige, nur der Wahrheit und den idealen Interessen dienende kritische Organe zu gründen, scheitern entweder im Versuchsstadium, oder sie fügen zu den bestehenden Cliquen eine neue Clique hinzu; denn die Literatengruppe, welche sich zur Mitarbeiterschaft an einem solchen Unternehmen zusammengefunden hat, wird, weil sie alle übrigen Cliquen anfeindet, auch ihrerseits von allen angefeindet und dadurch zum cliquenhaften Zusammenhalten selbst wider Willen gezwungen. Nun ist es ja ohne Zweifel auf der einen Seite nützlich, wenn die Nachtheile des literarischen Cliquenwesens durch eine möglichst große Zahl divergirender und concurrirender Cliquen gemildert werden; auf der andern Seite nehmen aber damit auch die Uebelstände der literarischen Zerfahrenheit und Zersplitterung zu, und die Verwirrung der öffentlichen Meinung über literarische Dinge wird dadurch gesteigert bis zu einem Grade, daß völlige Rathlosigkeit, müde Skepsis und mißachtende Gleichgültigkeit gegen alle Kritik immer mehr die Oberhand gewinnt. So wenig ein solcher Zustand, dem wir uns gegenwärtig in bedenklichem Maße genähert haben, für das Publikum dienlich uud wünschenswerth ist, so kann er doch für die Autoren nur willkommen geheißen werden, da er wohl geeignet ist, denselben die für ihre Thätigkeit unentbehrliche Unempfindlichkeit gegen Kritik zu erleichtern. Auf die Recensenten zu schelten, ist nachgrade ein veralteter Standpunkt, dessen Aeußerungen anzuhören das Publikum müde geworden ist; man sollte endlich sich darein finden lernen, daß in allen Garküchen mit Wasser und altem Fett gekocht wird, und die Recensenten ruhig in ihrer Weise gewähren lassen. Schaden können sie ohnehin wenig oder gar nicht mehr; dem Autor durch Belehrung nützen aber können die besseren unter ihnen gelegentlich immer noch.

Man wirft hauptsächlich das eine der Kritik vor, daß sie den Talenten den Weg versperrt und sie vor ihrer vollen Entfaltung in materieller Noth zu Grunde gehen läßt. Diese Ansicht geht von der stillschweigenden Voraussetzung aus, daß es die Kritik sei, welche den Erfolg mache oder zu verhindern vermöge. Diese Voraussetzung ist aber, wie wir schon oben sahen, entschieden irrthümlich. Die Kritik kann höchstens einen bereits im Gange befindlichen Erfolg verstärken oder im Tempo beschleunigen, aber nicht hervorbringen, und *noch weniger* ist sie im Stande, einen ohne ihr Zuthun sich vollziehenden Erfolg zu *verhindern*. Wenn ein Buch in der Zeit seines Erscheinens die Bedingungen des Erfolges nicht vorfindet, später aber durch den Eintritt dieser Bedingungen zu einem verspäteten Erfolge emporgetragen wird, so ist es ganz unbillig, das Ausbleiben eines sofortigen Erfolges der Kritik als eine Schuld auf's Kerbholz zu schneiden, oder den nachträglichen Erfolg aus einer späteren Nachholung der anfänglich von der Kritik versäumten Pflichten abzuleiten. Man schreibt damit im ersteren Falle der Kritik eine Macht zu, die sie gar nicht besitzt, und thut ihr im letzteren Falle eine Ehre an, die ihr nicht gebührt. Es ist nicht sowohl der Verstand als vielmehr die Eitelkeit der Autoren, welche in ihrem Durst nach Anerkennung und Lob und in ihrer Empfindlichkeit gegen Zurücksetzung und Tadel immer von Neuem der Kritik eine Bedeutung einräumt, gegen welche alle Erfahrungen sprechen.

Die Thatsache, daß viele Talente, die zu Großem berufen zu sein scheinen, in materieller Noth vorzeitig verkümmern, ist ja leider unbestreitbar; aber daran ist nicht die Kritik schuld, sondern der Mangel eines mit dem Talent gepaarten Charakters. So lange die Welt steht, hat die Bethätigung als productiver Autor, sei es als Dichter, Denker oder Forscher, nicht ausgereicht, um eine materielle Existenz in einigermaßen auskömmlicher Weise zu begründen. Paulus war Teppichwirker, Jakob Böhme Schuhmacher, Spinoza Brillenschleifer, Rousseau Notenschreiber, Lessing, Goethe, Grabbe, Hoffmann, Grillparzer, Chamisso Beamte, Klinger Officier, Shakespeare, Iffland, Benedix Schauspieler, Schiller und Rückert Universitätsprofessoren, Fitger Maler, Richard Wagner Capellmeister,

die Werke Schopenhauer's, in den sechziger Jahren den Mikrokosmus Lotze's dem Publikum näher zu bringen, obwohl dies die einzigen Werke waren, welche zu jener Zeit im größeren Publikum ein philosophisches Interesse wachrufen konnten.

Digitized by Google

Freiligrath, Roeber Kaufleute u. s. w. Alle diese Talente wären wahrscheinlich verkümmert, wenn sie sich darauf versteift hätten, keinen andern Beruf ausfüllen zu wollen, als die schriftstellerische Thätigkeit, zu welcher ihr Talent sie hindrängte. Alle haben sich die außerhalb ihres Talents liegende Berufsthätigkeit mit schwerem Herzen abringen müssen; aber sie hatten Charakter genug, um der Möglichkeit einer Ausübung ihrer Talente das Opfer zu bringen, daß sie sich durch eine ihrer Neigung theilweise widerstrebende Berufsthätigkeit die materielle Basis der bürgerlichen Existenz sicherten. An dieser charaktervollen Selbstüberwindung fehlt es vielen Neueren, und sie lieben es dann, die natürlichen üblen Folgen ihrer Unfähigkeit zur Einfügung in die gegebene Welt von sich abzuwälzen und die Unfähigkeit oder Böswilligkeit der Kritik für dieselben verantwortlich zu machen.

Die Thatsache, daß man bei der ausschließlichen Production epochemachender Werke in der Jugend verhungern muß und höchstens im Alter zu leben hat, liegt klar vor jedermanns Augen, der sehen will; wer sich weigert, daraus die Folgerung zu ziehen, daß man zunächst durch einen anderweitigen Beruf seine Existenz sichern muß, der hat es sich selbst zuzuschreiben, wenn er bei dem gegen die Wand Rennen sich den Kopf einstößt. Wer nicht soviel Charakter besitzt, um sich eine ihm gleichgültige Erwerbsthätigkeit als Unterbau für seine Talentausübung abzuringen, der kann sich noch weit weniger das viel höhere Maß von Charakter zutrauen, welches dazu erforderlich ist, um in einer durch keinen äußeren Zwang eingeengten Productivität nicht zu verbummeln und zu verlottern. Selbst wer die Mittel zu sorgenfreiem Leben besitzt, prüfe wohl seinen Charakter, ob er auch Festigkeit genug hat, um stetig und unbeirrt sich ernster selbstgewählter Arbeit hinzugeben, und stelle sich andernfalls lieber unter die Zucht einer äußerlich aufgenöthigten Berufsthätigkeit, um nur an Arbeit gewöhnt zu bleiben; er wird voraussichtlich in den Mußestunden seines Berufs seinem Talent werthvollere Leistungen entlocken als in der Zuchtlosigkeit eines berufslosen Lebens. So segensreich auch sonst Stiftungen wie die Schiller-Stiftung wirken mögen, so liegt doch in ihrem Bestehen und ihrer weiteren Entwickelung die nicht zu unterschätzende Gefahr, daß die heilsame Abschreckung des drohenden Hungergespenstes für junge Talente abgeschwächt wird, welche noch schwanken, ob sie ihre materielle Existenz ihrem Talent allein anvertrauen sollen.

In neuerer Zeit hat sich diese einfache Alternative durch die Entwickelung der Journalistik eingermaßen verschleiert, insofern man sowohl die handwerksmäßige Journalistik und Bücherfabrikation als auch die literarische Productivität in irreleitender und verwirrender Weise mit dem gleichen Namen „Schriftstellerei" bezeichnet. Wer sich durch Neigung und Talent zur productiven Thätigkeit hingezogen fühlt, der hat jetzt eine scheinbare Entschuldigung vor sich selbst, wenn er nicht in irgend einen ferner liegenden Beruf eintritt, sondern die Journalistik als Mittel des Lebensunterhaltes ergreift, in dem Glauben, damit ja eben noch innerhalb des Schriftstellerberufes zu verbleiben. Nun ist ja gewiß die Journalistik ein Beruf so gut wie jeder andere, wenn auch die ihr anhaftende specielle Berufsmoral bedenklichere Seiten hat als die Berufsmoral der meisten anderen Erwerbszweige; es ist ein Beruf, der seinen Mann ernährt, und zwar um so besser, je weniger skrupulös derselbe in der Auslegung der Berufsmoral ist. Auch ist es ein Beruf, der mit manchen Elementen, die nicht jedem genehm sind, in collegialische Berührung führt, und der theils wegen der ihm anhaftenden Berufsmoral und theils wegen der geringeren Bildung vieler seiner Vertreter nach außen nicht grade ein unzweifelhaftes Ansehen genießt. Es ist endlich ein anstrengender Beruf, der nicht einmal den Vorzug hat, sich an Solidität der materiellen Erfolge mit kaufmännischen Geschäften oder ehrsamen Handwerken messen zu können. Mancher Vater wird seinem Sohn den Rath geben, lieber Schriftsetzer als Schriftsteller zu werden, und einige sind soweit gegangen, daß sie die Schriftstellerei in diesem Sinne für die schlechteste Art erklären, sich vor dem Verhungern zu schützen. Indessen das sind Uebertreibungen. Der gewandte und fleißige Einzelne kann sich schon auf die Feder stützen und, wenn er Glück hat, auch wohl voran kommen; der Schriftstellerstand aber strebt mit Erfolg nach einer Consolidirung seiner Existenzbedingungen.

Man könnte also sagen: die Schriftstellerei sei als Handwerk nicht schlechter als jedes andre, um sein Brod damit zu verdienen, und deshalb könne es dem productiven Talent nahe liegen, sich seinen Unterhalt gerade durch dieses Handwerk zu verdienen. Dagegen ist indessen zweierlei einzuwenden. Erstens wirkt die Berufsmoral der Journalistik ungünstig auf die originelle Individualität, welche durchaus nur den Antrieben des eigenen Talents gehorchen soll, und lehrt dieselbe durch Gewöhnung, sich vor allerlei Rücksichten zu beugen und allerlei unsachlichen Ansprüchen anzubequemen. Zweitens aber sind es wesentlich dieselben Hirntheile, welche durch die gewerbswäßige Schriftstellerei und durch die literarische Productivität angestrengt, ermüdet und abgenutzt werden; das Talent schleift also die Werkzeuge seines freien Schaffens ab und verurtheilt sich zu vorzeitigem Erlahmen seiner Productivität, wenn es für seinen Unterhalt unter allen Handwerken gerade dasjenige der Schriftstellerei auswählt. Je mechanischer und je weniger anstrengend für den Geist die Erwerbsthätigkeit ist, desto sparsamer und heilsamer für das Talent; ist das Handwerk aber ebenfalls geistiger Art, dann ist es um so vortheilhafter, je weiter die Art seiner Thätigkeit von derjenigen des Talents abliegt. Ein Dichter wird also in der mechanischen Thätigkeit eines Bureaus oder Contors relativ am besten aufgehoben sein; ein Denker aber kann nichts Besseres thun, als ein Handwerk im eigentlichen Sinne zu treiben, etwa als Kunstschlosser, Kunsttischler, Mechaniker, Musterzeichner, Decorateur u. s. w.

Diese Ansichten dürften der Mehrzahl der Heutigen so paradox erscheinen, daß es nicht schaden kann, auf ein paar übereinstimmende Aeußerungen hinzuweisen, welche schon Friedrich Roeber zustimmend zusammengestellt hat.*) Freiligrath schrieb im Jahre 1846 an Schücking: „Louis Blanc in seinem Büchlein von der Organisation der Arbeit hat vollkommen recht: Der wohlhabende Autor widme sich nur dem Cultus des Gedankens — er kann es. Der Arme aber schaffe sich sein täglich Brod durch irgend ein unbescholten praktisch Gewerbe und überlasse sich nur in seinen Weihestunden dem Höheren, zu dem er eigentlich berufen ist. So Rousseau, so Beranger. — Mögen sie sich zusammenthun; zum Trinken und Toastiren, das geht schon an, aber weiter bringen sie es auch nicht. Ueberhaupt der Genius ist immer einsam gewesen. Einsam schafft er und bringt das Geschlecht durch Einen Gedankenblitz weiter, als Millionen raisonnirender, brüderlich mit einander faselnder Hohlköpfe." Und Chamisso ruft in seinem Gedicht „Nachhall" dem Dichter zu:

Ernähret euch von ehrlichem Erwerb!
Eßt euer Brod, das ist des Menschen Loos,
In eures Angesichtes Schweiß! Dem Tage
Gehöret seine Plage: spaltet Holz,
Karrt Steine, wenn die Noth es von euch heischt!
Wenn aber schlägt die Feierabendstunde,
Und in des Himmels Räumen sich entzündet
Das Licht der Sterne, dann, Geweihte, schüttelt
Von euch die Sorgen! Frei erhebt das Haupt,
Und frei belebt die heil'ge Nacht mit Tönen!

Wenn solchen Ansichten mehr nachgelebt würde, so würde sich allerdings die Summe dessen, was in einem Jahre für die Veröffentlichung zusammengeschrieben wird, erheblich verringern; aber wer möchte bei den heutigen Literaturzuständen die Behauptung bekämpfen, daß eine solche Verringerung ein entschiedener Gewinn wäre? Auch unsere productivsten Talente, wenn sie sich einmal entschlossen haben, von der Feder zu leben, werden durch das Bedürfniß des Verdienens zu einer Ueberproduction verleitet, welche den Werth jeder einzelnen Production ungünstig beeinflußt. Wenn solche Autoren sich versucht fühlen, der Kritik mehr Bedeutung beizumessen, als

*) Literatur und Kunst im Wupperthale, Iserlohn 1886, S. 113 bis 115.

Digitized by Google

sie verdient, so ist es großentheils deshalb, weil das Maß ihres schriftstellerischen Credits und mit ihm die Höhe der Honorare für künftige Werke von derselben mitbestimmt zu werden scheint. Es mischt sich dann also eine mehr oder weniger blinde Eitelkeit, Empfindlichkeit und Beifallssucht mit geschäftlichen Interessen des schriftstellerischen Erwerbs, und wenn die Eitelkeit allein nicht vermöchte, den Autor zu Concessionen an den Geschmack des Publikums zu bewegen, so bringt der hinzukommende Antrieb des geschäftlichen Interesses dies zu Stande. Nun sind zwar die vorübergehenden äußeren Erfolge durch Rücksichtnahme auf den Geschmack und die literarischen Bedürfnisse der Zeitgenossen zu erringen; die dauernden, nachhaltigen und großen Erfolge von innerem Werth aber fallen immer nur demjenigen zu, der unbekümmert um jeden äußeren Erfolg den Muth hat, die öffentliche Meinung seiner Zeit zu verachten und ihren Vorurtheilen vor den Kopf zu stoßen. Eine derartige Selbständigkeit ist aber nur von einem solchen zu erwarten, dessen wirthschaftliche Existenz von dem äußeren Erfolge seiner Bestrebungen unabhängig ist. Soll also das Talent oder Genie vor dem Pactiren mit dem Zeitgeschmack und den Vorurtheilen des Tages geschützt und zur unbeirrten Production origineller Werke befähigt bleiben, so muß es sich vor allen Dingen vor den Versuchungen schützen, welche aus der Verquickung von Eitelkeit und geschäftlichen Interessen fast nothwendig erwachsen. Wie es sich in der Stille bilden muß, so muß es einsam, d. h. nur aus sich heraus, schaffen, und zu dem Zweck sich vor allen Dingen eine von allem Tageserfolg unabhängige Existenz gründen, wenn ihm das Glück nicht schon eine solche in den Schoß geworfen hat.

In solcher Lage kann man aber auch von dem Talente fordern, daß es sein Licht nicht unter den Scheffel stelle, sondern mit dem geliehenen Pfunde wuchere, nicht hastig oder überanstrengt, sondern ruhig und stetig und gleichmäßig. Man darf von ihm verlangen, daß es sein Bestes der Welt nicht entziehe, unter dem Vorwand, daß die Welt doch keine Anerkennung dafür habe, und ihm keinen Lohn oder Gewinn zu Theil werden lasse. Beides ist ein kleinlicher, des Talents unwürdiger Standpunkt. Es ist nicht nöthig, daß jede Zeile noch naß, wie sie vom Schreibpult kommt, gedruckt werde; denn die Eitelkeit der Ungeduld soll dem wahren Talent ebenso fremd sein wie die Eitelkeit der Ruhmsucht oder die geschäftliche Gewinnsucht. Es kommt nicht darauf an, ob eine Leistung zehn Jahre früher oder später an die Oeffentlichkeit gelangt, aber es kommt darauf an, daß der wirklich Berufene seine Leistungen der Oeffentlichkeit nicht dauernd vorenthält und spätestens nach seinem Tode für Veröffentlichung nach Kräften Sorge trägt. Kleinlich aber ist es, wenn ein bereits erprobtes Talent sich bloß durch Empfindlichkeit über kränkende Mißerfolge bestimmen läßt, alle weiteren Veröffentlichungen bei seinen Lebzeiten aufzugeben und dem Zufall nach seinem Tode zu überlassen; noch kleinlicher, wenn das bloße Ausbleiben des von früheren Werken erwarteten Ruhmes und Gewinnes den Autor zum schmollenden Schweigen bringt, obwohl ihn äußerlich nichts hindern würde, mit immer neuen Werken hervorzutreten.

Es schleicht sich bei solchen Erwägungen über Mißerfolg oder mangelnden Erfolg sehr oft ein ganz unbegründeter Respect vor Absatzziffern und todten Zahlen ein, der durchaus verkennt, um was es sich eigentlich bei dem Fruchttragen eines Talents handelt. Grade das Höchste und Tiefste in der Welt muß nothwendig auf die kleinste Zahl von Verstehenden und Genießenden rechnen, und wenn sich eine größere Zahl darum schaart, so kann man sicher sein, daß es Nebensachen sind, welche dieselbe anlocken und fesseln. Die vornehmsten, erhabensten und tiefsten Dichtungen werden unter den Zeitgenossen immer nur eine beschränkte Würdigung finden können und auch von vielen hervorragenden Beurtheilern völlig verkannt werden; es wäre aber ganz thöricht, sie deshalb der Mitwelt vorzuenthalten. In der Wissenschaft giebt es Werke von höchstem Werthe, die im günstigsten Falle von einem Dutzend Lesern einigermaßen verstanden werden, wenn sie auch von einer größeren Zahl gekauft und gelesen werden. Wenn es einem solchen Autor nur um das innerliche Fruchttragen seiner Leistung zu thun ist, so kann er zufrieden sein, daß sein Buch dieses Dutzend Leser findet, in welchen seine Gedankenkeime auf fruchtbares Erdreich fallen und weiterwuchern; es kann ihm aber aus inneren Gründen ganz gleichgültig sein, ob außer diesem Dutzend auserwählter Leser noch 100 oder 1000 oder 10 000 weitere unberufene Leser das Buch zur Hand nehmen oder gar kaufen. Ein wesentliches Interesse kann der Autor an der absoluten Käuferzahl nur aus zwei Rücksichten nehmen, erstens, damit die Kosten der Herstellung gedeckt und ihm nicht bei künftigen Veröffentlichungen gar noch pecuniäre Opfer zugemuthet werden, und zweitens, damit das Buch mehr Aussicht und Sicherheit gewinnt, auch wirklich in die Hände jenes Dutzend von Lesern zu gelangen, für die es eigentlich allein verfaßt ist. Es ist eine Ehrenpflicht der wirklichen Talente, sich nicht von einem kleinlichen Mißmuth über erfolglose Concurrenz niederdrücken zu lassen, sondern ruhig weiter zu arbeiten und weiter zu veröffentlichen, damit nicht der literarische Markt ausschließlich den vordringlichen Schreiern und geriebenen Speculanten auf den Zeitgeschmack eingeräumt werde, die ohnehin schon auf demselben in der Ueberzahl sind und die Herrschaft führen.

Feuilleton.

Der Fall Therese Delhomme.

Humoreske von Wilhelm Berger.

(Schluß.)

Auf dem Rückwege zu der Wohnung seines Sohnes machte Hector Saumier verschiedene Einkäufe, hauptsächlich von Nahrungsmitteln. Aber auch mit Malergeräth rüstete er sich aus, und als er Eugen's Zimmer erreicht hatte, setzte er sich vor den Spiegel und arbeitete mit Pinseln und Farben in seinem Gesichte umher. Endlich war er mit seinem Werke zufrieden. „Mögen sie jetzt nur kommen!“ sagte er triumphirend. „An dem Eugen Saumier, den sie vorfinden, sollen sie ihre Freude haben. Schade ist es nur, daß ich mir meinen Bauch nicht wegschminken kann. Aber gibt's nicht auch corpulente junge Leute? Pah! ich werde mich in's Bett legen.“

Nicht lange brauchte er auf den Besuch zu warten, für welchen er sich vorbereitet hatte. Noch konnte Eugen die englische Küste nicht erreicht haben, als ein Commissär in Civil, begleitet von dem Bootvermiether aus Asnières, dem vermeintlichen Studenten seine Aufwartung machte.

„Sie sind Eugen Saumier aus Amiens, und besuchen die polytechnische Schule?“

Auf diese Frage des Commissärs erwiderte Hector mit schwacher Stimme: „Jawohl, mein Herr. Sie wünschen?“

Unterdessen war der Andere an das Bett getreten und stierte Saumier in das Gesicht, als ob er ihm Maß für eine neue Nase nehmen wollte.

„Das ist Einer von ihnen,“ erklärte er.

„Aha, endlich!“ seufzte der Commissär erleichtert auf, und, an Saumier sich wendend, fragte er: „Erinnern Sie sich dieses Herrn?“

„Nicht gerade deutlich; doch könnte ich ihn schon gesehen haben.“

„In Asnières vielleicht? Besinnen Sie sich!“

„Ganz richtig; ich habe neulich einmal ein Boot von ihm gemiethet — ein altes leckes Ding. Er hat sich Geld genug dafür bezahlen lassen.“

„Das ist eine vermaledeite Verleumdung,“ fiel der Mann hitzig ein. „Meine Schiffe sind die besten im Ort, und meine Taxe ist mäßig.“

Der Commissär wies ihn zurecht: „Schweigen Sie einstweilen!“ Und, Saumier sich wieder zuwendend, setzte er das Verhör fort: „War's an einem Sonntag?“

„Natürlich an einem Sonntag; an Werktagen habe ich keine Zeit, mich auf der Seine umherzutreiben. Ohnehin ist mir der Spaß theuer genug zu stehen gekommen; ich stecke voll von Rheumatismus seitdem und kann kaum ein Glied rühren.“

„Sie waren nicht allein damals?“

„Nein, wir waren zu Zweien.“

„Und wer war der Andere?“

Saumier sagte gereizt: „Ich glaube, genug geantwortet zu haben. Wollen Sie endlich so gütig sein, mir zu sagen, wer Sie sind und was Sie von mir wünschen?“

„Lassen wir den Namen Ihres Freundes einstweilen auf sich beruhen,“ sagte der Commissär, ohne die an ihn gestellte Frage einer Antwort zu würdigen. „Sie waren Abends mit demselben im »Goldenen Engel«?“

„Leider. Wir haben dort Mühe genug gehabt, Essen zu bekommen.“

Digitized by Google

„Und dann?“

„Mein Gott — dann gingen wir nach Hause.“

„Auf welchem Wege?“

„Zunächst ließen wir uns übersetzen —“

„Halt! Haben Sie nicht auf dem Fährboote mit einer jungen Dame gesprochen, die im »Goldenen Engel« in Ihrer Nähe saß?“

„Sie sind vortrefflich unterrichtet, mein Herr!“ rief Saumier erstaunt aus. „Wahrhaftig, das haben wir gethan! Ein hübsches Mädchen war's; leider wollte sie nichts von uns wissen.“

„Und hernach, vor Levallois, haben Sie dieser jungen Dame nicht aufgelauert?“

„Mein Herr!“ rief Saumier entrüstet, „was denken Sie von mir?“

Nachdrücklich sagte der Commissar: „Die junge Dame ist in jener Nacht unfern der Fähre ermordet worden.“

„Ach, wirklich? — Das thut mir von Herzen leid,“ erwiderte Saumier. „Und Sie haben mich aufgesucht, um mir dies mitzutheilen?“

Saumier that diese Frage möglichst harmlos; der Commissär indessen war nicht der Mann, sich zum besten haben zu lassen. „Für Ihr Alter besitzen Sie eine seltene Kaltblütigkeit“, sagte er mit gerunzelter Stirne. „Wenn es Ihnen erst an den Kragen geht, wird es Ihnen weniger scherzhaft zu Muthe sein.“

„Ich verstehe Sie nicht“, versetzte Saumier, noch immer in seiner Rolle eines Dummkopfs.

„Daß Sie im höchsten Grade verdächtig sind, jene junge Dame umgebracht zu haben, brauche ich Ihnen doch nicht erst zu sagen. Sie sind mein Arrestant! Stehen Sie auf und legen Sie Ihre Kleider an! — Ihrer bedarf ich für heute nicht mehr“, wandte der Commissär sich an den Bootverleiher. „Treten Sie auf meinem Bureau vor und berichten das hier Vorgefallene; Ihr Weg führt Sie ja vorüber. Oder warten Sie: ich will Ihnen lieber einen Zettel mitgeben.“

Er riß ein Blatt aus seiner Brieftasche und warf rasch einige Zeilen darauf. „Hier, mein Freund! Und eilen Sie!“

Saumier hatte sich nicht gerührt in seinem Bette.

„Wird's bald?“ herrschte der Commissar ihn an.

„Ich habe Ihnen doch schon gesagt, daß ich durch und durch rheumatisch bin“, sagte Saumier kläglich. „Kein Glied kann ich rühren ohne Schmerzen.“

„Machen Sie doch keine Umstände! es nützt Ihnen nichts.“

„Sie können es nicht verantworten, daß Sie mich aus der Wärme nehmen“, verharrte Saumier. „Es würde mein Tod sein.“

Aergerlich begann der Commissär in den umherliegenden Papieren zu kramen. „Wo sind die Schlüssel zu jener Kommode?“

„In der Tasche meines Beinkleides. Bitte, bedienen Sie sich!“

Der Commissar untersuchte brummend den Inhalt der Schiebladen, während Saumier sich nach der Wand drehte und die Augen schloß, als wenn die ganze Sache ihn nichts weiter angehe. Nach kurzer Zeit trafen ein Paar Gehülfen ein. Der Commissar sandte den einen wieder hinweg um einen Fiaker zu holen. Der Gefangene sei krank oder stelle sich so, erklärte er. Dann, als der Gehülfe zurückkehrte, ordnete er an, Saumier sei in seine Bettdecke einzuwickeln und hinabzutransportiren.

„Ist der aber schwer!“ stöhnten die Männer.

Prüfend betrachtete der Commissar Saumier's Figur, die sich jetzt in der engen Umhüllung deutlich ausprägte. „Wie alt sind Sie eigentlich?“ fragte er plötzlich den passiv verharrenden Komödianten.

„In einigen Tagen hoffe ich meinen dreiundzwanzigsten Geburtstag zu feiern“, antwortete Saumier. „Eine amtliche Bescheinigung befindet sich irgendwo im Zimmer; bitte, suchen Sie nur!“

„Vorwärts!“ befahl der Commissar gereizt.

Es kostete nicht geringe Mühe, Saumier die vier Treppen hinabzubringen und in den Wagen hineinzuschieben, da er sich so steif hielt wie eine Mumie und beständig über die unsanfte Behandlung sich beschwerte, die man ihm angedeihen ließe. Endlich saß er glücklich und fort ging es nach Mazas.

Am nächsten Morgen erklärte er, daß er sich besser befinde und aufzustehen wünsche. Man möge seinen Anzug herbeischaffen, forderte er. Und er verlange, innerhalb der gesetzlichen Frist vor den Richter geführt zu werden.

„Ein ungeberdiger Bursche!“ berichtete der Wärter. „Der wird uns noch zu schaffen machen, ehe wir ihn an's Messer liefern können.“

Der Fall war wichtig genug, um den Untersuchungsrichter zu bestimmen, die sofortige Vorführung des Gefangenen zu veranlassen. Der Raum, worin das erste Verhör stattfand, war nur mäßig erhellt, und dem etwas kurzsichtigen Richter kam nicht der geringste Zweifel an der Identität des Angeschuldigten. Er ließ denselben erzählen, was er an dem verhängnißvollen Sonntag Abend erlebt habe, ohne ihn zu unterbrechen. Saumier schilderte in der ersten Person die Abenteuer seines Sohnes mit großer Anschaulichkeit; namentlich gab er die Unterredung zwischen Therese Delhomme und dem Unbekannten mit möglichster Ausführlichkeit wieder. Als er geendet hatte, war die erste Frage des Untersuchungsrichters die, ob er einen Brief an Josef Delhomme, den Vater der Ermordeten, geschrieben habe.

Saumier verneinte. Er habe erst gestern, bei seiner Verhaftung, von dem traurigen Schicksal des hübschen Mädchens gehört und eben aus dem Munde des Richters ihren Namen erfahren.

„Sehr auffallend ist nur,“ bemerkte der Richter, „daß jener Brief genau dieselben Mittheilungen enthält, die Sie soeben gemacht haben.“

„Darf ich mir eine Muthmaßung erlauben?“ versetzte Saumier. „Der Brief wird von meinem Freunde herrühren, den ich seit jenem Sonntage nicht gesehen habe, da ich krank in meiner Wohnung lag. Ich freue mich, daß seine Angaben die meinigen bestätigen.“

„Ich möchte diesen Freund gern persönlich kennen lernen. Es würde Ihnen nur förderlich sein, wenn wir ihn hier zur Stelle hätten.“

„Er ist zu sehr mein Freund, Herr Richter, als daß ich ihn den Unannehmlichkeiten meiner eigenen Lage aussetzen möchte.“

„Recht wohl. Ich mache Sie darauf aufmerksam, daß dieser Beweis Ihrer Freundschaft nachtheilige Folgen für Sie haben wird. Ihrem Freunde aber nützt Ihr Schweigen nichts; wir werden ihn auffinden, so gut als wir Sie aufgefunden haben.“

„Ich muß es darauf ankommen lassen. Uebrigens — wenn ich mir an dieser Stelle eine Meinung erlauben darf — übrigens scheint es mir viel wichtiger, daß dem Liebhaber der Therese Delhomme nachgeforscht wird als meinem armen Freunde; denn daß Jener der Mörder des Mädchens gewesen ist, liegt doch klar am Tage.“

„Nicht so klar als Ihretwegen zu wünschen wäre,“ entgegnete der Richter. „Daß wir indessen den dringenden Wunsch haben, auch seiner habhaft zu werden, brauche ich nicht zu verhehlen. Ist denn in seinem Gespräche mit Fräulein Delhomme keine Andeutung gefallen, aus welcher zu entnehmen wäre, in welchen Kreisen man ihn etwa suchen müßte?“

„Leider nicht. Aber warten Sie, Herr Richter; ich kann Ihnen doch vielleicht behülflich sein . . .“

Saumier faßte in die Brusttasche seines Rockes und zog seine Hand enttäuscht zurück. „Man hat mir meine Sachen genommen,“ klagte er.

Der Richter, dessen Neugierde erregt war, fragte, was er suche.

„Ein kleines Heft mit Zeichnungen und Skizzen,“ erwiderte Saumier.

„Meinen Sie dieses?“ sagte der Richter, indem er aus einer neben ihm liegenden Mappe das Heft herausnahm.

Als Saumier es in der Hand hielt, begann er: „Ich muß vorausschicken, daß ich mich unter meinen Commilitonen eines gewissen Rufes als Portraitzeichner erfreue. Ob ich denselben verdiene, kommt mir nicht zu, zu entscheiden. An Uebung freilich lasse ich's nicht fehlen. Sobald ich ein Gesicht sehe, das mich interessirt, juckt's mir in den Fingern, dasselbe auf dem Papier zu fixiren. So ist mir's im „Goldenen Engel“ gegangen . . . Das Portrait des Liebhabers von Therese Delhomme befindet sich in diesem Hefte.“

Der Richter streckte die Hand aus: „Zeigen Sie her!“

„Erlauben Sie noch einen Augenblick,“ sagte Saumier. „Es liegt mir daran, daß Sie auch Vertrauen zu der Aehnlichkeit des Bildes gewinnen; ich möchte Ihnen deshalb, ehe ich's Ihnen überantworte, eine kleine Probe meiner Geschicklichkeit geben. Wenn Sie gütigst einige Minuten stillsitzen wollten . . .“

Schon hatte Saumier den Bleistift aus der Hülse gezogen und zu zeichnen begonnen.

Es war etwas in seinem ganzen Gebahren, das auf den Richter einen günstigen Eindruck machte. Zudem frappirte ihn die Neuheit des an ihn gerichteten Gesuchs. Ein Untersuchungsgefangener, der seinen Richter während des Verhörs portraitirt — das war noch nicht dagewesen! — Er war gefällig genug, sich dem Ansinnen Saumiers zu fügen.

Dieser zeichnete mit einer Ruhe und Sicherheit, als ob er in seinem Atelier säße. Und sein Talent ließ ihn nicht im Stich: das rasch hingeworfene Bild zeigte den Richter, wie er leibte und lebte.

Als Saumier das Blatt aus dem Hefte gerissen und hinübergereicht hatte, drängten sich der Schreiber und die beiden anwesenden Polizeisergeanten neugierig hinter dem Richter zusammen, um das Wunder zu besichtigen. Unwillkürlich entfuhr ihnen ein Ausruf des Erstaunens.

Diesen Moment nahm Saumier wahr. Er trat vor, legte das geöffnete Heft vor dem Richter nieder, und sagte mit erhobener Stimme: „Und hier, Herr Richter, sehen Sie den Mörder von Therese Delhomme!“

Der Eindruck war, wie Saumier ihn beabsichtigt hatte.

„Ich muß Sie einstweilen in Gewahrsam behalten, Herr Saumier,“ sagte der Richter höflich, „doch sollen Sie möglichst wenig unter der Haft zu leiden haben.“

Saumier verbeugte sich. „Es ist gar nicht so übel, einmal vollständig ungestört nachdenken zu können,“ antwortete er. „Jeder Mensch sollte sich zuweilen vierundzwanzig Stunden lang einsperren lassen, um in seinem Innern Ordnung herzustellen.“

Der Richter lächelte: „Sie sind ein praktischer Philosoph, Herr Saumier.“ Und mit der Hand winkend, ließ er den Maler in seine Zelle zurückführen.

Schon eine Stunde später wurde Saumier's Zeichnung dem Herrn Josef Delhomme vorgelegt. Ob er den Besitzer dieser Physiognomie kenne?

„Ei freilich, wie sollt' ich nicht?“ rief Delhomme sofort aus. „Das ist ja Henri, der Henri Davenant, der ein paar Häuser weiter die Straße hinab in der Handschuhfabrik von Boucicault arbeitet!“

Zehn Minuten später hatten sich zwei Polizeidiener der Person Henri Davenant's bemächtigt. An ihm befand sich der grünseidene Geldbeutel Theresens. Sofort scharf in's Verhör genommen, mit Saumier confrontirt und durch dessen Aussage verwirrt und erschreckt, gestand er und berichtete alle Einzelheiten der schrecklichen That.

Am Nachmittage wurde Saumier zum letztenmale vor den Untersuchungsrichter geführt, diesmal in dessen helles Arbeitszimmer. Die Malerei auf dem Gesichte des Gefangenen hatte inzwischen gelitten, und der Richter betrachtete ihn mit einiger Verwunderung.

„Man altert schnell im Gefängnisse,“ sagte Saumier ernsthaft.

Kopfschüttelnd kündete der Richter ihm an, er sei frei, habe sich jedoch für die demnächstige Verhandlung vor den Assisen als Zeuge zur Verfügung des Gerichts zu halten. Und er fügte hinzu: „Sie werden jetzt nicht länger Anstand nehmen, Herr Saumier, den Namen Ihres Freundes zu nennen. Auch seiner bedürfen wir in dem Prozesse.“

Da verbeugte Saumier sich höflich und erwiderte: „Gestatten Sie mir, Herr Richter, einen Irrthum aufzuklären, worin ich Sie in Betreff

Digitized by Google

meiner Person versetzt habe. Ich bin Hektor Saumier, Portraitmaler, wohnhaft in Amiens, und der Vater desjenigen Saumier, den Sie vor sich zu haben glauben. Mein Sohn Eugen befindet sich auf einer Erholungsreise; ich hatte seine Wohnung inne, als Ihr Herr Commissar darin erschien. Da ich ein excentrischer Mensch bin, gerieth ich auf den Einfall, mich für den Gesuchten auszugeben, als welcher ich von dem Bootsverleiher bereits bezeichnet worden war. Aus den Erzählungen meines Sohnes kannte ich dessen Sonntagsabenteuer . . ."

„Und das Bild von Henri Davenant?"

„Mein Sohn hat es verfertigt; der Junge hat das Talent seines Vaters geerbt . . . Ich hoffe, von weiterer Mitwirkung in dem Falle Therese Delhomme dispensirt zu werden; dagegen verpflichte ich mich, dafür zu sorgen, daß mein Sohn Eugen und sein Freund Alphons Leblanc in spätestens acht Tagen zur Stelle sind."

Der Richter war zwar nicht sonderlich erbaut von der kecken Täuschung, welcher Saumier sich der Behörde gegenüber schuldig gemacht hatte, doch imponirte ihm andererseits auch wieder die Gewandtheit und der Humor des Malers, und da in der Sache selbst ein günstiges Ergebniß erreicht worden war, so entschied er, daß das Gericht die stattgehabte Stellvertretung ignoriren dürfe. „Ich rechne indessen darauf," fügte er mit strenger Amtsmiene hinzu, „daß die beiden Zeugen innerhalb der angegebenen Zeit sich bei mir melden. — Sie sind entlassen."

Ehe Saumier die Thüre erreicht hatte, rief der Richter ihn zurück. „Apropos, Herr Saumier," sagte er höflich, „ich möchte mich gerne von Ihnen malen lassen. Wollen Sie die Güte haben, mich in meiner Wohnung zu besuchen? — Morgens vor neun Uhr, wenn ich bitten darf. Hier ist meine Karte."

Als Saumier mit sehr elastischem Schritt den Corridor entlang ging, dem Ausgange zu, begegnete ihm der Commissar, der ihn verhaftet hatte.

Saumier schwenkte den Hut. „Leben Sie wohl, Verehrtester! Und nehmen Sie meinen nachträglichen Dank für die Droschke!"

Mißtrauisch brummte Jener: „Sie sind Ihren Rheumatismus verteufelt schnell losgeworden."

„Das macht die Gefängnißluft, mein Lieber," erwiderte Saumier. „Bei dem nächsten Anfall werde ich mich wieder an Sie wenden . . ."

Pfeifend verließ er das Gefängniß.

Der Commissar ballte die Faust hinter ihm her. „Der Kerl hat mich angeführt! Und wahrscheinlich den Richter auch . . . Diese Studenten haben eben nichts im Kopf wie tolle Streiche; sie würden dem Präsidenten der Republik einen Schabernack spielen, wenn sie könnten. Alle müßten sie unter Polizeiaufsicht — alle! — Na, warte du . . ."

Das Uebrige verschluckte er.

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

„Die talentvolle Tochter."

Lustspiel in drei Acten von Ernst Wichert.

(Berliner Theater.)

Es mag selten vorkommen, daß die Kritik für Milderungsgründe plädiren muß gegenüber dem allzuharten Verdammungsurtheile, welches vom Publikum über ein Stück ausgesprochen worden ist. Bei dem obengenannten Wichert'schen Lustspiele, welches übrigens nur für Berlin neu ist und aus einer weiter zurückgelegenen Schaffungszeit des literarisch vornehmen Autors stammt, tritt dieses seltene Verfahren in Kraft: gegenüber dem Pfeifen und der ungeberdigen Ablehnung von Seiten des Sylvesterpublikums müssen wir betonen, daß dieses Werk, wenn es auch durchaus anspruchslos und harmlos auftritt, doch nicht zu der unterwerthigen dramatischen Waare gehört, die von der Bühne schnell wieder zu verscheuchen jedes Mittel geboten wäre. Im Gegentheil glauben wir, daß „die talentvolle Tochter", sowohl hinsichtlich der Tendenz, die der Verfasser hier dramatisch vertritt, als auch hinsichtlich der Ausführung als Lustspiel ein bescheidenes Dasein auf den Brettern recht lange und recht glücklich führen könnte und manchen ruhigen Gemüthern einen behaglichen Abend bereiten würde. Für die tolle Laune einer Zuhörerschaft, in deren Köpfen schon die aufgeregten Geister einer Sylvesternacht spuken, ist es freilich zu zahm. Und vielleicht auch für das Berliner Publikum. Denn dieses ist im Laufe der Jahre recht ungeduldig geworden und schmeichelt sich, jetzt auch im Drama ein Bedürfniß nach „attischem Salze" zu haben oder nach einem ähnlichen Gewürze, welches wohl im Laufe der Zeit sich als echter „spreeathenienſischer Pfeffer" herausstellen wird.

Wichert kämpft durch sein Lustspiel in dem großen Kampfe mit, der in der Neuzeit, allerdings, wie es scheint, vergeblich, gegen die Verbildung der „höheren Töchter" entbrannt ist. Die Hauptfigur seines Stückes ist ein solches Dämchen, die in allen möglichen Künsten und Wissenschaften dilettirt und in ihrem eifrigen aber aussichtslosen Bemühen, auf diesen, der weiblichen Erziehung ferner liegenden Gebieten etwas Hervorragendes zu leisten, von der blinden Eitelkeit ihrer Mutter unterstützt wird. Ihr wird ein echter Künstler gegenübergestellt, der Anfangs redlich gegen den Dilettantismus eifert, aber durch den kleinen Kobold Amor verführt wird, schließlich auch seinerseits die Leistungen der jungen Dame gegen seine Meinung als werthvolle zu loben. Diese Idee ist recht hübsch, und geschickt führt der Autor eine große Verwirrung herbei, die durch diese der Liebe zur Schuld fallende Gesinnungslosigkeit des Künstlers erzeugt wird. Ebenso trefflich löst der Dichter diese Verwirrung wieder durch ein mannhaftes Sich-Aufraffen des Künstlers, welches auch durch anderweitige Lustspielmomente gut motivirt wird. Es ist zu bedauern, daß Wichert nicht auch äußerlich den Schwerpunkt seines Lustspiels in diese Handlung verlegt hat, die doch innerlich seinen Kern bildet, daß er vielmehr durch ein mattes Eifersuchtsspiel zwischen den Eltern der talentvollen Tochter und durch zwei andere nebenher mit spielende Liebespaare unsere Aufmerksamkeit auf Kleinigkeiten ablenkt, die zu abgedroschen sind, als daß sie noch überraschen könnten und die er in der That salzlos behandelt. Sein ganzes Stück wird hierdurch bis zum Schlusse des zweiten Actes hin lediglich eine matte Exposition, die mit kleinen Lustspielscherzen verbrämt ist, bleibt dann nur allzu kurz bei der wirklich hübschen Hauptidee stehen und verschwimmt schließlich im dritten Acte in einer die Verwirrung wieder unter kleinen Scherzen auflösenden Behaglichkeit.

Es fehlt also dem Lustspiele an einem gleichmäßigen Aufbaue, der die grundliegende Idee in den Vordergrund rückt, und es fehlt, um diesen Mangel zu verdecken, des Weiteren an neuen und überraschenden Episoden und an einem pikanten Dialoge. Jenem Mangel allein entspringt auch die übelgerathene Zeichnung des Elternpaares — dasselbe ist wirklich läppisch — und der talentvollen Tochter selbst, während die anderen Figuren des Stückes, besonders der Künstler und sein Bruder, ein aufopferungsvoller aber pedantischer Buchhalter, dann auch der kernige Australier, der durch den Wink des Schicksals seine Braut findet, trefflich ausgeführt sind. Nicht auf der Komik der Situationen, die lediglich in Verwechselungen besteht, sondern auf dem stillen Humor, mit dem diese letztgenannten Figuren gezeichnet sind, beruhte der behagliche Beifall, den das Stück in der zweiten und dritten Wiederholung nach jener unglücklichen Sylvesteraufführung fand und der, so wagen wir zu hoffen, ihm auch fernerhin bleiben wird. — Dem Spiele im „Berliner Theater" gebührt auch diesmal volles Lob. O. B.

Notizen.

Dramatische Dichtungen von Carlo Gozzi. Aus dem Italienischen von Volkmar Müller. (Dresden, E. L. Knecht.) — Heyse's jüngst in Berlin auf die Bühne gekommene Bearbeitung der „Glücklichen Bettler" hat die Aufmerksamkeit wieder auf den Märchendramatiker Gozzi gerichtet, um dessen Einbürgerung sich schon Schiller, Schröder, Gotter, Streckfuß, Baudissin u. A. bemüht haben, wenn auch ohne Erfolg. Die vorliegende Verdeutschung des Re de' Genj, des Mostro turchino und Amore assotiglia il cervello enthält drei der besten fiabe, von denen die letztere selbst die Bearbeitung eines spanischen Lustspiels war. Wir haben die drei tragikomischen, stark moralisirenden Phantasiestücke in dieser sorgfältigen und feinsinnigen Uebersetzung mit großem Genusse gelesen und glauben mit dem Bearbeiter, daß dieselben nur durch die Um- und Nachdichtung eines deutschen Poeten für unsere Bühne gerettet werden könnten. Einer solchen wird die Müller'sche Uebersetzung als Unterlage dienen, denn sie schließt sich eng an das Original an. Die dort bloß skizzirten Stellen, die der improvisirende Schauspieler auszuführen hat, sind von dem Bearbeiter in Prosa gegeben, wobei der lustige Maskenton sehr glücklich getroffen ist. Aber auch die metrischen Stellen zeigen dichterische Gewandtheit und kommen dem Charakter des Originals sehr nahe. Schwungvoll und erhaben im Pathetischen und derb komisch im Grotesken, wirken diese Stücke im Deutschen zwar höchst fremdartig, aber das freie Spiel der Phantasie erhebt sie in eine Sphäre des rein Dichterischen, das nicht mehr national gebunden erscheint und den nachdenklichen Leser aller Orten ansprechen wird.

Erna. Lyrisch-episches Gedicht von Karl Rudolf Beisler. (Essen, A. Silbermann.) — Der Inhalt dieser etwas romantischen Künstlergeschichte ist weder durch Neuheit, noch durch Fülle der Motive bemerkenswerth, aber die Erzählung von dem treuen Maler, der sein Liebchen in der Heimath auch auf Italiens Fluren nicht vergessen kann und selbiges ohne Bedenken heirathet, sobald es sein Vermögen verloren, wird zumal auf weibliche Leser den bewährten Eindruck auch in der vorliegenden Variation nicht verfehlen. Die übereinfache Geschichte ist voll anmuthiger Bilder und Zierrathen, das Ganze ist anspruchslos, freundlich und liebenswürdig. Ganz vortrefflich behandelt der Verfasser die Form. Wer die Schwierigkeiten der deutschen Octaven kennt, wird die feierlichen und doch nirgend eintönigen Strophen um so höher schätzen, als die Reime durchwegs rein sind. Ein wahres Dichtergemüth leuchtet überall durch die marmorne Glätte und weiß auch das Herz des Lesers zu erwärmen. Das hübsch ausgestattete Büchlein ist Friedrich Bodenstedt gewidmet.

Digitized by Google

Inserate.

Neuigkeit von Rudolf Baumbach.

Soeben erschien im Verlag von A. G. Liebeskind, Leipzig:

Kaiser Max und seine Jäger.

Dichtung
von
Rudolf Baumbach.

Preis brosch. 2,50 Mark, in Leinwand mit Goldschnitt gebunden 3,25 Mark.

Verlag von Hermann Costenoble in Jena.

Erlebtes und Geschautes.

Bilder aus Italien
von
Richard Voß.

Ein starker Band. Hochelegante Ausstattung. 7 M. Geb. in Glanzl. 8,20 M.

Ein neues Werk von Richard Voß, dem beliebten und gediegenen Autor, wird von unserem **vornehmen Publikum mit Jubel begrüßt** werden. Des wahrhaft originellen Inhaltes und der hocheleganten Ausstattung wegen eignet sich das Werk vorzüglich auch zu Geschenkzwecken.

Neue billige Lieferungs-Ausgabe.

BEETHOVEN'S WERKE.

Gesammtausgabe für Unterricht und praktischen Gebrauch.

(Orchester für Klavier übertragen.)

Vollständig in 20 Bänden binnen zwei Jahren.

Preis jeder Lieferung ℳ 1.

Auf Gesang- und Klavierwerke einerseits, Kammermusik andererseits wird besondere Subscription angenommen.

Beginn des Erscheinens 15. September 1888. Verzeichnisse unentgeltlich.

Durch jede Buch- oder Musikalienhandlung zu beziehen.

Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Verlag von Ferdinand Enke in Stuttgart.

Lehrbuch

des deutschen litterarischen, künstlerischen und gewerblichen

Urheberrechts.

Von Dr. P. Dande,
Geh. Regierungsrath, Universitätsrichter bei der kgl. Friedrich-Wilhelms-Universität Berlin.

8. geh. 6,60 Mark, elegant in Leinwand geb. 7,60 Mark.

Hans Land, Stiefkinder der Gesellschaft. Preis 2 Mk.
soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen.
Alfred H. Fried & Cie.

Verlag von Ernst Homann in Kiel.

Gustav u. Ina von Buchwald, kulturhistorische Erzählungen. **I. Der Heljäger von Waldbad.** 1888. 2 Bände. 8. XII u. 532 S. Geh. 7 M., fein geb. 8 M.

Auflage 352,000; das verbreitetste aller deutschen Blätter überhaupt; außerdem erscheinen Uebersetzungen in zwölf fremden Sprachen.

Die Modenwelt. Illustrirte Zeitung für Toilette und Handarbeiten. Monatlich zwei Nummern. Preis vierteljährlich M. 1.25 = 75 Kr. Jährlich erscheinen: 24 Nummern mit Toiletten und Handarbeiten, enthaltend gegen 2000 Abbildungen mit Beschreibung, welche das ganze Gebiet der Garderobe und Leibwäsche für Damen, Mädchen und Knaben, wie für das zartere Kindesalter umfassen, ebenso die Leibwäsche für Herren und die Bett- und Tischwäsche ꝛc., wie die Handarbeiten in ihrem ganzen Umfange.

12 Beilagen mit etwa 200 Schnittmustern für alle Gegenstände der Garderobe und etwa 400 Muster-Vorzeichnungen für Weiß- und Buntstickerei, Namens-Chiffren ꝛc.

Abonnements werden jederzeit angenommen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. — Probe-Nummern gratis und franco durch die Expedition, Berlin W, Potsdamer Str. 38; Wien I, Operngasse 3.

Das Kasernenblümchen.

Von
Carl Hecker.
Illustrirt von **H. Schlittgen** u. A.
Preis 2 Mk.

Memoiren eines Lieutenants.

Von
Carl Hecker.
Mit 100 Illustrationen von **H. Albrecht.**
Preis geh. 3 Mk., geb. 4 Mk.

Manöver- und Kriegsbilder.

Von
Johannes v. Dewall.
Mit 80 Illustrationen von **H. Albrecht.**
Preis geh. 2 Mk., geb. 3 Mk.

In Reih' und Glied.

Soldatenbilder von
H. Ferschke.
Mit 100 Illustrationen von **H. Albrecht.**
Preis geh. 2 Mk., geb. 3 Mk.

Verlag von Carl Krabbe in Stuttgart.

Verlag von Gustav Engel in Leipzig.

Soeben erschien:

Die Welt- und Lebensanschauung Friedrich Ueberwegs

in seinen gesammelten philosophisch-kritischen Abhandlungen. Nebst einer biographisch-historischen Einleitung von
Dr. Moritz Brasch.
34 Bogen gr. 8°. Eleg. geheftet 8 Mk.

Bestellungen auf die

Einbanddecke

zum XXXIV. Bande der „Gegenwart“, sowie zu den früheren Bänden oder Jahrgängen (letztere zwei Bände umfassend), elegant in Leinwand mit blinder und vergoldeter Pressung zum Preise von à 1 Mark 50 Pf., werden in allen Buchhandlungen entgegen genommen.

Hierzu je eine Beilage von F. A. Brockhaus in Leipzig und der Weidmann'schen Buchhandlung in Berlin.

Redaction: Berlin S.W., Möckernstr. 67. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig. Expedition: Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.

Digitized by Google

№ 3. Berlin, den 19. Januar 1889. Band XXXV.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von **Georg Stilke** in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Der Ausgang des Processes Geffcken. Von Judex Curiae. — Zur Frage der Grundzinsreform. Von Alfred Stelzner. — **Literatur und Kunst:** Dante Gabriel Rossetti. Von Wilhelm Weigand. — „Ueber die Kraft" von Björnstjerne Björnson. Besprochen von Albert Dresdner. — Aus dem wissenschaftlichen und künstlerischen Leben Bayerns. Von Martin Greif. — **Feuilleton:** Seraphine. Von Salvatore di Giacomo. Autorisirte Uebersetzung von Ant. Andrea. — **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Aufführungen. Von O. B. — Das Ausziſchen der Theaterdichter. (Zum Fall Wichert.) Von Otto Felsing. — Notizen. — Inserate.

Der Ausgang des Processes Geffcken.

Wenn man das rein rechtswissenschaftliche Interesse am Ausgang des Processes Geffcken im Auge behalten will — und das haben wir uns für die hier folgenden Zeilen fest vorgenommen, wenn es auch schwer sein mag, dem Vorsatze ganz treu zu bleiben — so ist es einerseits unvermeidlich, einer Anschauung der Rechtsfrage hier zu gedenken, welche in einer norddeutschen Zeitschrift entwickelt worden ist, sowie andererseits es offen auszusprechen und womöglich zu begründen, daß es im Beruf des Richters eine der größten, nie ganz zu überwindenden Schwierigkeiten ist, die Rechtsfrage so rein von Lebensfragen gleichsam mit dem geistigen Secirmesser abzulösen, daß auch keine Faser der letzteren an ihr hängen bleibt. Das Erste ist unvermeidlich, weil das Reichsgericht durch seinen Beschluß über die Einstellung des Verfahrens zu erkennen gegeben hat, daß jene Anschauung nicht von ihm adoptirt worden ist — und das Zweite wollen wir nicht unterlassen, weil uns dieser Einstellungsbeschluß ein Beleg dafür zu sein scheint, den uns die höchste juristische Autorität Deutschlands in die Hand gibt.

Jene Anschauung von dem Sinn des § 92 des R.St.G. ging von folgenden Gedanken aus: Ein Geheimniß (im Allgemeinen) ist nur das, was nicht Jeder wissen; nicht das, wovon er auf völlig erlaubtem Weg sich mit einiger Mühe Kunde verschaffen kann. Ein Staatsgeheimniß ist also nur ein Geheimniß, welches von dem staatlichen Organismus und in demselben geheim zu halten ist. Alles, was auch andere Personen wissen können, ohne sich unerlaubter Mittel der Erkundigung zu bedienen, ist nicht Staatsgeheimniß. Wenn Personen, denen als Organen der Staatsgewalt die Bewachung eines Staatsgeheimnisses obliegt, dasselbe an andere Personen mittheilen, die nicht irgend als Beauftragte des Staates in der fraglichen Angelegenheit zu betrachten sind, so sind diese Personen zur Wahrung des Geheimnisses juristisch nicht verpflichtet — selbst dann nicht, wenn der Mittheilende ihnen die weitere Mittheilung verboten und sich von ihnen Stillschweigen hätte geloben lassen, denn ein Beamter, der in solcher Weise eine Verletzung seiner Pflicht begeht, kann unmöglich hierdurch Andere verpflichten. Die Verpflichtung jener Vertrauensperson würde eine rein moralische sein. Das Staatsgeheimniß existirt also juristisch nur, soweit es sich im Gewahrsam und in der Obhut des Staates und seiner Organe und Beauftragten befindet.

Hätte auch das Reichsgericht dieser Anschauung gehuldigt, so hätte gegen Geffcken von vornherein gar nicht wegen Landesverrathes eingeschritten werden dürfen, denn daß er nicht Beamter im Sinne jener Auffassung war, ist nie zweifelhaft gewesen und als Privat- resp. Vertrauensperson hätte er keine juristische Verpflichtung gehabt, die im veröffentlichten Tagebuch enthaltenen Staatsgeheimnisse zu hüten. Es hätte also von vornherein so sehr am Thatbestand des Verbrechens gefehlt, daß auf die Frage nach der aus der Veröffentlichung für das Reich entstehenden oder nicht entstehenden Gefahr gar nichts angekommen wäre. Bekanntlich hat aber das Reichsgericht in seinem Einstellungsbeschluß gesagt, „es lägen nach dem Ergebniß der Voruntersuchung hinreichende Verdachtsgründe für die Annahme vor, daß Geffcken durch die Veröffentlichung aus Kaiser Friedrich's Tagebuch Nachrichten, deren Geheimhaltung anderen Regierungen gegenüber für das Wohl des Deutschen Reichs erforderlich war, öffentlich bekannt gemacht habe" — eine Wortfassung, auf welche wir nachher zurückkommen müssen.

Darin, daß das Reichsgericht das Gesetzeswort „Nachrichten" (und nicht „Urkunden" oder „Staatsgeheimnisse") braucht, liegt eine zweite Zurückweisung jener Rechtsauffassung, wie sie jene Zeitschrift mittheilt. Denn auch der Begriff „Nachrichten" wird dort besprochen und es wird gesagt: es sei zwar richtig, daß etwas, das ein Staatsgeheimniß im Sinne des § 92 nicht sei, doch gleichwohl im Sinne dieses Paragraphen eine „Nachricht" sein könne. Aber eine Nachricht im Sinne des Gesetzes dürfte nur eine Mittheilung sein, die lediglich unter sofortiger und baldiger Verwerthung Bedeutung habe, während das kundgemachte Geheimniß nach längerer Zeit noch benutzt werden könne. Man denke bei „Nachrichten" auch wohl hauptsächlich an Nachrichten bei Ausbruch eines Krieges oder während eines solchen. Bei der „Nachricht" im Sinn des Strafgesetzbuchs § 92, Abs. 1 müsse also der unmittelbare, wahrscheinliche Nachtheil, welcher aus der Mittheilung hervorgehe, klar vor Augen liegen. Mittheilungen, bei denen der Nachtheil erst durch weitere Verkettung der Umstände entstehen könne, seien nicht Nachrichten im Sinn des § 92.

Auch die „Gegenwart" hat in Nr. 46 des vorigen Jahrgangs eine Erörterung des Rechtsfrage im Proceß Geffcken veröffentlicht, woselbst sich der Wortlaut des Paragraphen wörtlich mitgetheilt findet. Schon aus diesem Wortlaut dürfte mit Sicherheit zu entnehmen sein, daß es nie und nimmermehr im Willen des Gesetzgebers gelegen haben könne, dem Wort „Nachrichten" eine so enge Begriffssphäre anzuweisen, wie es in der Presse geschehen ist. Auch liegt es auf der Hand,

Digitized by Google

daß die aus der Veröffentlichung der Nachrichten zu besorgende Gefahr nicht sofort und in kürzester Zeit hereinbrechen mußte, wenn sie auch unmittelbar und klar vor Augen lag. Darauf, ob sie wirklich eingetreten, kommt ja nach dem klaren Sinn des Gesetzes nichts an. Auch die enge Begrenzung des Begriffes „Staatsgeheimniß" theilt jene Erörterung in Nr. 46 der „Gegenwart" nicht. Das Reichsgericht hat beide Begriffe ganz im Sinn dieser letzteren aufgefaßt. Das ist von einigem Belang, denn jene engere Begriffsbestimmung ist in der ganzen Strafgesetzbuchsliteratur noch nicht eingehend besprochen worden. Es bestätigt sich eben hier abermals, daß erst der wirklich im Leben vorkommende Rechtsfall, wenn man das Gesetz auf ihn anwenden muß, auf letzteres ein so durchdringend scharfes Licht wirft, daß man die geringste Fadenscheinigkeit darin sofort wahrnimmt, die selbst bei dem sorgfältigsten abstracten Studium unbemerkt bleibt.

Das Reichsgericht hat bereits in einer früheren Entscheidung (vergl. Entscheidungen des Reichsgerichts in Strafsachen Bd. X. S. 421) des vereinigten II. und III. Strafsenates durch Urtheil vom 12./19. Mai 1884 sich über den strafrechtlichen Begriff von „Nachrichten" im Sinne des § 92, 1 ausgesprochen und betont, daß Anlaß zu Erörterungen nur die Frage geben könne, unter welchen Umständen eine Nachricht, als eine solche zu erachten sei, daß das Wohl des Deutschen Reichs ihre Geheimhaltung erfordere, da es sich hierbei offenbar nicht um Staatsgeheimnisse im eigentlichen Sinn handle. Wir würden davon Umgang nehmen, dieser Entscheidung hier Erwähnung zu thun, wenn nicht der Vertreter der erwähnten engeren Begriffsbestimmung sie zur Unterstützung seiner Interpretation herangezogen hätte. Denn wenn sie dies wirklich wäre, so würde das Reichsgericht durch seine Entschließung in Sachen Geffcken mit seiner, erst 1884 vertretenen Auffassung in Conflict gerathen sein. Das ist aber nicht der Fall, denn damals hob das Reichsgericht nur hervor: der Schwerpunkt liege in den Worten: „einer anderen Regierung gegenüber". Das vorausgesetzte Geheimniß sei kein absolutes, sondern ein nur relatives, denn es komme ausschließlich darauf an, ob eine Nachricht vorliege, welche der fremden Regierung nicht bekannt und daher ihr gegenüber der Geheimhaltung fähig sei. So lange dies der Fall, sei es für den Thatbestand an sich gleichgültig, ob die betreffende Nachricht im Inland nicht geheim, sondern Vielen oder Wenigen bekannt sei. Die Thatsache eines solchen Bekanntseins könne von wesentlicher Bedeutung sein für die Beurtheilung der auf rein thatsächlichem Boden liegenden Frage, ob die Mittheilung an die fremde Regierung geeignet sei, das Wohl des Reichs zu gefährden; principiell ohne Bedeutung aber für die Frage, ob die betreffende Nachricht eine solche sei, welche der fremden Regierung gegenüber geheim gehalten werden könne und müsse. Wenn also das Reichsgericht in dem Einstellungsbeschluß gegen Geffcken in dessen Veröffentlichung des Tagebuches die Veröffentlichung von „Nachrichten" erkennt, so hat es dieselbe rechtliche Auffassung bekundet, wie 1884, und wenn es darin Nachrichten sieht, deren Geheimhaltung anderen Regierungen gegenüber nothwendig war, so hat es die soeben erwähnte Thatfrage entschieden, aber in keinem Fall jene engere Begriffsbestimmung unterstützt.

So hat denn die Untersuchung ein sehr wichtiges Resultat ergeben. Denn wenn das Reichsgericht daraus das Material entnehmen und feststellen konnte, daß die von Geffcken verübte Veröffentlichung des Tagebuches dem Wohl des Reichs Gefahr hätte bringen können, so war dies die Feststellung einer Thatfrage. Die an der Entscheidung betheiligten Mitglieder des Gerichts können also nicht nach persönlicher politischer Ueberzeugung, sondern müssen auf Grund von thatsächlichen Ermittelungen, resp. erbrachten Beweisen, ihren Beschluß gefaßt haben. Worin diese bestehen, entzieht sich vorläufig unserer Kenntniß, was umsomehr zu bedauern ist, als uns dadurch der Blick in Verhältnisse entzogen wird, die wir vielleicht noch gar nicht kennen. Die künftige Geschichtschreibung wird sie aber aufdecken dürfen und verwerthen. Freilich erst zu einer Zeit, wo den dann Lebenden an dem Charakterbild Geffcken's nicht mehr viel oder nichts gelegen sein mag. Für uns aber? Von der Parteien Haß und Gunst getragen, schwankt sein Charakterbild in der Geschichte!

Erwägt man dies Alles, so müssen die Gründe, aus denen das Reichsgericht dennoch das Verfahren gegen ihn eingestellt hat, sehr gewichtige gewesen sein. Leider kennen wir auch sie nicht näher, denn die Entscheidung sagt nur: Für die Annahme des Bewußtseins Geffcken's, daß es sich um Nachrichten bezeichneter Art (deren Geheimhaltung für das Wohl des Reiches erforderlich gewesen) handle, seien genügende Gründe nicht vorhanden. Warum diese Gründe nicht genügend vorhanden, theilt das Reichsgericht nicht mit. Es hat auch dazu weder eine gesetzliche, noch eine geschäftsgebräuchliche Verpflichtung. Die Entschließung fällt noch in den Rahmen der Voruntersuchung und diese ist der Oeffentlichkeit gesetzlich entzogen. Ein zweites „Warum" bleibt für uns gleichfalls unbeantwortet. Wir müssen nämlich annehmen, daß Geffcken jenes Bewußtsein entschieden in Abrede gestellt hat. Aus welchen Gründen gerade er dies gethan hat? Das ist eben dies zweite Warum. Wir wissen nur aus der Tagespresse, daß dem bekannten Entmündigungsantrag keine Folge gegeben worden ist. Wie oberflächlich man es im Publikum und seitens juristisch ungebildeter Schriftsteller mit jenem „Bewußtsein" nimmt, beweist die Aeußerung der „N. Fr. Presse": es sei die Frage berechtigt, warum es einer Haft von vierzehn Wochen bedurft habe, um festzustellen, daß Geffcken bei der Veröffentlichung des Tagebuches der Vorsatz eines Landesverraths fern lag. Das hat das Reichsgericht nicht festgestellt — vergl. die soeben citirten Worte — und hat dasselbe, oder das Gegentheil weder feststellen wollen noch müssen, weil auf diese Frage rechtlich gar nichts ankommt. Das Reichsgericht hat in dem vorhin erwähnten Urtheil von 1884 u. a. ausdrücklich ausgesprochen, es gehöre zwar zum Thatbestand des §. 92, 1, daß der Thäter sich bei der Mittheilung der betreffenden Nachricht bewußt gewesen, daß ihre Geheimhaltung für das Wohl des Reichs erforderlich gewesen sei; nicht aber setze dieser Paragraph die auf Gefährdung des Reichs gerichtete Absicht voraus. Hiermit stimmen auch die Commentatoren des Strafgesetzbuchs überein. Und mit Recht. Denn § 92, 1 verlangt, um die Veröffentlichung von Nachrichten gedachter Art als Landesverrath bestrafen zu können, nur das Bewußtsein, das Wissen der Gefahr auf Seiten des Thäters, also weniger als die Absicht, das Reich schädigen zu wollen. Es nimmt den strafbaren Willen schon dann als vorhanden an, wenn dies Bewußtsein, nicht erst dann, wenn auch die Absicht festgestellt ist. Ist jenes nachgewiesen, so kommt auf diese nichts mehr an.

Ob nun, bezw. wie weit jenes Bewußtsein anzunehmen war, ist keine Rechtsfrage. Ganz ausgeschlossen war es nach der Aeußerung des Gerichts nicht, denn es sagt, für die Annahme desselben seien keine „genügenden" Gründe vorhanden. Das könnte also die Lebensfrage sein, von welcher die juristische, wie wir oben sagten, nicht haarscharf abgetrennt werden kann. Bei vielen strafbaren Handlungen, ja bei den meisten, ist Bewußtsein und Gewissen identisch. Selten bezieht sich das Bewußtsein auf Thatsachen, noch seltener auf Erwägungen des Verstandes. Letzteres ist bei Geffcken der Fall. Selbstverständlich hat er das Tagebuch nicht ohne jegliche vorhergegangene Erwägung veröffentlicht. Ob die Veröffentlichung Interesse bei dem deutschen und auswärtigen Publikum erregen werde, kann unmöglich der einzige Gegenstand seiner Erwägung gewesen sein. Daß gewisse Enthüllungen — wir brauchen sie ja nicht zu wiederholen — den Regierungen der süddeutschen Bundesstaaten gleichgültig sein würden, kann er unmöglich geglaubt, er muß vielmehr erwogen haben, daß sie dort mindestens Befremden erregen würden. Daß es bei diesem Befremden aber nicht geblieben, sondern daß die Geheimhaltung jener Nachrichten sogar für das Wohl des Deutschen Reiches erforderlich war, hat der Beschluß des Reichsgerichts festgestellt. Warum nun Geffcken das Bewußtsein dieser Gefahr nach der Ansicht des Gerichts nicht gehabt haben soll, kann nur auf Gründen beruhen, die nicht der juristischen, sondern nur der menschlichen, bezw. thatsächlichen Beurtheilung des Falles entstammen. Die

Digitized by Google

juristische Beurtheilung würde nur zwei persönliche Gründe für die Annahme des mangelnden Bewußtseins haben, nämlich jugendliches Alter oder Unzurechnungsfähigkeit. Die menschliche hat deren mehr. Und das unserer Rechtsprechung zu Grunde liegende, schwer wiegende Princip der freien persönlichen Ueberzeugung des Richters legalisirt sie. Man braucht deshalb noch nicht zu glauben, wie die „Kölner Zeitung" schrieb: das Gericht habe angenommen, „der verbohrte Haß Geffcken's gegen den Fürsten Bismarck habe ihn an der Einsicht der Tragweite seiner Handlungsweise verhindert". Wenn aber der Vertheidiger Geffcken's, Rechtsanwalt Wolffson, wie wir soeben lesen, einen Artikel veröffentlicht, wonach dessen Gesundheitszustand und Zurechnungsfähigkeit nicht in Frage gekommen sei, so scheint hierin doch eine Vorbotschaft dafür liegen zu sollen, daß Geffcken selbst demnächst mit Aufklärungen über den Proceß vor die Oeffentlichkeit treten werde.

Es liegt natürlich die Frage nahe: hätte denn nicht Geffcken, als ein Mann höherer wissenschaftlicher und politischer Bildung, bei genügendem Nachdenken sich sagen müssen, daß die Geheimhaltung der von ihm veröffentlichten Nachrichten für das Wohl des Reiches erforderlich gewesen sei? Wenn wirklich Gesundheitsverhältnisse und Zurechnungsfähigkeit nicht in Frage gekommen sind — hätte dann nicht wenigstens das Reichsgericht Grund gehabt, jenes anzunehmen? Es ist bereits in dem in Nr. 46 dieser Zeitschrift enthaltenen Artikel: „Die Rechtsfragen im Proceß Geffcken" darauf hingewiesen worden, daß nicht das „wissen müssen", wie bei anderen Reaten, sondern das thatsächliche „Wissen" zum Thatbestand des Verbrechens des Landesverrathes gehört, daß also das Gesetz — § 92, 1 — nicht in dem unterlassenen, wenn auch pflichtmäßigen gewissenhaften Erwägen, sondern in der Handlung trotz besserem Wissen den strafbaren Willen des Thäters erkennt. Ueber diese Frage nach dem „wissen müssen" konnte also das Gericht hinweggehen, da sie für die Hauptsache ohne allen Einfluß war.

Wir kommen nunmehr auf die Wortfassung des ersten Theiles der reichsgerichtlichen Entschließung zurück.

Wenn die Voruntersuchung hinreichende Verdachtsgründe für die Annahme ergeben hat, „daß Geffcken durch die Veröffentlichung des Tagebuches Nachrichten öffentlich bekannt gemacht hat, deren Geheimhaltung anderen Regierungen gegenüber für das Wohl des Reiches erforderlich war", so steht dem die Thatsache gegenüber, daß die Veröffentlichung wirklich stattgefunden hat, daß es also hierzu nicht erst der „Verdachtsgründe" bedarf. Verdächtig ist Geffcken nicht, diese Veröffentlichung verübt zu haben, sondern es steht fest, daß er sie verübt hat. Ferner: Die Entschließung sagt mit kategorischer Bestimmtheit: „Nachrichten, deren Geheimhaltung für das Wohl des Reiches erforderlich war." Also nimmt das Gericht an, daß es wirklich Nachrichten dieser Art waren, die veröffentlicht worden sind. Worauf beziehen sich also die „Verdachtsgründe?" Mag nun immerhin diese Fassung der Entschließung nicht glücklich genannt werden können, weil sie ihren eigentlichen Sinn nicht ausdrückt, so kann dieser doch aus dem zweiten Theil der Entschließung entnommen werden.

Wäre das Gericht zu der Annahme des verbrecherischen Bewußtseins auf Seiten Geffcken's gelangt, so hätte die Voruntersuchung alles zur Erhebung der Anklage nöthige Material ergeben und es wäre nur darauf angekommen, in der Hauptverhandlung vor den zur Urtheilsfällung berufenen Mitgliedern des Reichsgerichts jene Annahme durch die processualische Vernehmung des Angeklagten und das Plädoyer zur Geltung zu bringen oder hinfällig werden zu lassen. Da nun aber das Gericht in seiner anderen Zusammensetzung, d. h. die zur Fassung einer Entschließung über Einstellung oder Nichteinstellung des Verfahrens berufenen Mitglieder desselben, das Vorhandensein jenes Bewußtseins nicht annahm, so konnte die Reichsanwaltschaft keine Anklage erheben; ein Glied des Thatbestandes war weggefallen und der Sinn der Entschließung war und mußte sein: Es steht zwar fest, daß der Beschuldigte Nachrichten veröffentlicht hat, deren Geheimhaltung für das Wohl des Reichs erforderlich war, aber es haben sich genügende Gründe dafür nicht ergeben, daß er sich der Nothwendigkeit dieser Geheimhaltung zum Wohl des Reichs bewußt war. Deshalb hat das Verfahren eingestellt werden müssen und hat nicht zur Hauptverhandlung verwiesen werden können.

Es wird kein Zweifel darüber bestehen, daß diese Nothwendigkeit und namentlich der Grad derselben und der Grad etwaiger Gefahr für das Reichswohl der verschiedensten Auffassung unterliegen können. Es ist auch möglich, daß erst die Voruntersuchung Verhältnisse an's Licht gezogen hat, nach denen sich der Grad jener Nothwendigkeit bemessen läßt, die aber Geffcken zur Zeit der Veröffentlichung thatsächlich nicht gekannt hat, vielleicht nicht einmal kennen konnte. Wenn dies der Fall, so entzieht sich allerdings die Verschuldung Geffcken's dem Strafgesetzbuch und der juristischen Verurtheilung, aber auch nur diesen. Wir haben schon vorhin angedeutet, daß uns deshalb das Charakterbild Geffcken's noch verschleiert bleibt, so sehr wir auch über die Thatsache der Veröffentlichung des Tagebuches uns entrüstet fühlen mögen. Dann würde auch die Trennung der Rechtsfrage von der Lebensfrage, wie wir sie oben nannten, sich in aller Schärfe vollzogen haben und der Richter hätte nur als solcher und nicht auch zugleich als Mensch gesprochen. Es erklärt sich aber auch ferner aus der soeben angeführten Möglichkeit die lange Dauer der Untersuchungshaft. Denn diejenigen Verhältnisse, welche die Nothwendigkeit der Geheimhaltung des Tagebuches ergeben haben, mußten doch erst bezüglich ihres thatsächlichen Materials erörtert und zusammengetragen werden, bevor sich untersuchen ließ, ob sie Geffcken bekannt gewesen. Die Untersuchung bezüglich seines Wissens wird also wohl den wesentlichsten Theil der Arbeit in der Voruntersuchung nöthig gemacht haben.

Der Ausgang des Processes hat — das müssen wir schließlich noch in den Kreis dieser Unterhaltung ziehen — verschiedene Aeußerungen in der Presse hervorgerufen, welche fast wie ein jetzt fallengelassenes Mißtrauen gegen die Rechtsübung in Deutschland und wie ein Zweifel klingen, ob denn der Immediatbericht nöthig und berechtigt gewesen sei. Die eine Aeußerung lautete: „Ja! es gibt noch Richter in Deutschland!" — die andere: „Was bleibt denn nun vom Immediatbericht übrig?" Man wird sich erinnern, wie vor wenigen Jahrzehnten die allgemeine Meinung darüber einig war, daß die sogenannten „politischen Processe" vor Geschwornengerichte gehörten. Sogar diejenigen Rechtsgelehrten, welche man die „kühlsten Freunde" dieses Instituts nannte, z. B. Mittermaier, machten in diesem Punkt der allgemeinen Strömung eine Concession. Unser heutiges Strafproceßrecht verweist aber gerade jene Processe vor das nur mit rechtsgelehrten Richtern besetzte, ohne Geschwornenbank fungirende Reichsgericht und der Proceß Geffcken war ein politischer Proceß ausgeprägtesten Charakters. Das Reichsgericht hat zwar kein Endurtheil gefällt, es hat weder verurtheilt, noch freigesprochen. In seiner Entschließung der Einstellung des Verfahrens liegt aber ein fast noch sprechenderer Beweis seiner parteilosen und unabhängigen Erwägung, als er in einer Freisprechung gelegen haben würde. Diejenigen also, welche für Geffcken eine Schutzwehr des Rechts in den Geschworenen gesehen und von diesen eine Freisprechung erwartet haben würden, — können nun überzeugt sein, daß auch rechtsgelehrte Richter auf der parteilosen Höhe der Anschauung stehen und daß die vielgeschmähte Einrichtung und Competenz des Reichsgerichts sich auch bei gegenwärtiger Sache bewährt hat. Befriedigter freilich würde man auf allen Seiten gewesen sein, wenn das Reichsgericht hätte sagen können und wollen: Die Voruntersuchung habe Gründe für die Reichsgefahr ergeben, welche bei der Veröffentlichung des Tagebuchs nicht bekannt gewesen seien. Hierbei hätte sich jedes juristische Gewissen beruhigen können. — Was vom Immediatbericht übrig geblieben sei? Wir meinen: sehr viel. Denn es steht ja fest, was er annahm. Auf die rechtliche, unter das Gesetz fallende persönliche Schuld kam es ihm in erster Linie nicht an. Es ist vollkommen genug, daß sich bestätigt hat, daß die Veröffentlichung des Tagebuches eine Gefährdung des Reichswohles in sich schloß. Diesem Ergebniß gegenüber ist es ganz ohne Belang, daß von dem Ver-

Digitized by Google

dacht der Fälschung des Tagebuches und der Herabsetzung des Andenkens Vorstorbener in der reichsgerichtlichen Entschließung nicht gesprochen worden ist.

Vorläufig wird der Proceß Geffcken von der Tagesordnung des öffentlichen Interesses verschwinden. Seine Ergebnisse für die Rechtswissenschaft und für die Ueberzeugung des Publikums von der Rechtssicherheit in Deutschland werden aber von Dauer sein. Sollte früher oder später Geffcken selbst durch Mittheilungen aus dem Proceß an die Oeffentlichkeit treten, so werden diese Ergebnisse davon nicht berührt werden.

Judex Curiae.

Zur Frage der Grundzinsreform.

Von Alfred Stelzner.

In unseren Tagen der „Socialreform", welche den wesentlichen Inhalt der inneren Politik der Reichsregierung ausmacht und auf dem Satze beruht, daß der Staat seine Macht anzuwenden habe, um eine Ausgleichung der Vermögensverhältnisse zu erzwingen, kann das öffentliche Vorgehen eines „Reformators" nicht Wunder nehmen, der bereits in seinem Hauptwerke*) mit unumstößlicher Logik die Unabweisbarkeit der Landzinsgemeinschaft erörtert und nachgewiesen hat, daß — wie die Sclaverei des Alterthums, die Leibeigenschaft des Mittelalters und die Negersclaverei das Privatbodeneigenthum als Grundlage hatten — die gegenwärtig so tief betrübenden und bedrohlichen Gesellschaftszustände mit Naturnothwendigkeit aus dem Privatmißbrauch des Erdbodens hervorgewachsen sind; und es ist wohl der Mühe werth, einmal den Blick auf eine Frage zu lenken, welche in ihrer ganz außerordentlichen Bedeutung und Tragweite noch nicht halbwegs gewürdigt, über kurz oder lang die Welt in Bewegung zu setzen berufen scheint.

Wenn man von den Gracchen mit ihren eigenthümlichen Forderungen, den an die „Bodenreform" erinnernden leges Semproniae, welche Ackervertheilungen zu Gunsten der ärmeren Bürger vorschlugen, absehen will, so ist vielleicht Thomas Spence, in Newcastle 1750 geboren, als der Erste zu betrachten, der für die Landeigenthumsgemeinschaft nachdrücklich in die Schranken trat, dafür aber nichts erntete als Verfolgungen, ebenso wie die englischen Chartisten nach ihm, die sich zum Rufe nach der Landnationalisation erhoben hatten. Merkwürdig für alle Zeit aber bleibt es, daß der Grundgemeinnießbrauch schon eine Forderung des deutschen Rechtes war, bevor dasselbe zum großen Nachtheil für das Völkerleben durch das römische Recht verdrängt wurde. Für jeden Germanen wurden die Felder von der souveränen Volksversammlung durch das Loos ausgegeben. Niemand konnte mehr Land erhalten, als er zu bestellen vermochte; Niemand vor Allem konnte die Ueberschüsse seiner Thätigkeit in Anderer Arbeit werbend als „Capital" anlegen. Erst das römische Recht mit seiner Ueberlieferung des unbeschränkten Privateigenthums am Erdboden brachte unsere Vorfahren in „Zinsknechtschaft" und rief in weiterer Folge unseren modernen Capitalismus hervor, der sich längst bis in die höchsten Berufsarten geltend macht und — durch die wirthschaftliche Gesetzgebung in der Lage, sich den größten Theil der Producte anzueignen — künftighin immer größere Tribute für sich in Anspruch nehmen und schließlich der Arbeit jegliche Bedingung stellen wird.

Im Alterthum und im Mittelalter, ja bis in's 18. Jahrhundert hinein galt das Zinsnehmen bekanntlich für etwas Verächtliches. Im 16. Jahrhundert aber, als die durch Entwickelung der Städte und des Handels gehobene Volkswirthschaft schon einen Theil des Bodens „mobil" gemacht hatte, entstand allererst eine Beleihung des Bodens, die das Zinsnehmen gestattete, der sog. Gültkauf: das Grundstück des den Credit nehmenden Eigenthümers wurde mit einem Zinse (Rente) belastet, von dem der Schuldner oder seine Erben sich durch Abtragung des Capitals befreien konnten. Im 17. Jahrhundert wurde der Gebrauch des Zinsnehmens trotz des kanonischen Verbots häufiger; es wurden Zinstaxen festgesetzt; im 18. Jahrhundert sanken die „Vorurtheile" gegen das Zinsnehmen immer mehr, bis endlich die Gesetzgebung sich der öffentlichen Meinung anschloß. Und doch unterliegt es keinem Zweifel, daß gerade die Möglichkeit, in Grund und Boden sich „anzulegen", die Kräfte der Natur in Beschlag zu nehmen, dem Capitalismus seine heute so verderbliche Macht verliehen, die Arbeit — körperliche wie geistige jeglicher Art — geknechtet hat. Denn wie zur Hervorbringung aller Güter zwei Factoren nothwendig sind: Grund und Boden und menschliche Arbeit, derart, daß nur mit Hülfe der natürlichen Vorräthe und Kräfte, welche die Natur in dem Boden aufgespeichert hat und noch erzeugt, die Arbeit alle Dinge liefert, welche der Befriedigung aller menschlichen Bedürfnisse dienen, so gab erst die private Aneignung der natürlichen Kräfte des Bodens dem Eigenthümer Gelegenheit, für die Ueberlassung derselben von Anderen eine Entschädigung zu fordern, welche man Zins nennt. Und dieser Bodenzins ist — wie Schulze-Delitzsch trotz Lassalle sehr richtig bemerkt — die natürliche Grundlage des Capitalzinses. Die volle wirthschaftliche Wahrheit aber, daß nämlich der Zins eine nothwendige Folge des privaten Eigenthums an Grund und Boden sei, erkannte zuerst Theodor Stamm in seiner „Erlösung der darbenden Menschheit", wo es S. 233 heißt: „Von dem Augenblicke an aber, wo der Grund und Boden und die Macht über seine Producte in die Hände Einzelner übergegangen ist, verlangen diese für die Ueberlassung der Nutzung der Naturgüter an Andere eine Entschädigung, und dies ist der wahre Ursprung alles dessen, was als Zins bezeichnet wird, der Zins ist anfänglich nur Bodenproductszins, nur Naturarbeitsresultat."

Stamm betrachtet die Rückwandlung des Privatgrundzinses in die Grundzinsgemeinschaft als die Rettungsaufgabe der Civilisation. Mit unentwegtem Kampfesmuthe hat dieser merkwürdige, so viel verketzerte Mann sein Leben der „Entelendigung" seiner Mitmenschen, der Lösung jener gewaltigen Aufgabe insbesondere gewidmet, und zwar mit augenscheinlichem Erfolg. Denn seit 1871 (erste Auflage) sind in Ländern unbehinderter Volksbewegung kaum noch zu zählende Vereine für „Landnationalisation" entstanden. 1873 trat John Stuart Mill und bei uns Eduard Baltzer für dieselbe ein, später Herbert Spencer für England und A. Samter bei uns, und 1879 erschien Henry George's für die gesammte englisch sprechende Welt epochemachendes Buch „Progress and Poverty", das fast genau dieselben Principien wie Stamm's „Erlösung", und zwar in so auffallender Uebereinstimmung vertheidigt, daß dasselbe sich auf den ersten Blick als auf dem Gedankengange der Stamm'schen „Erlösung" beruhend darstellt. Im Jahre 1882 veröffentlichte der berühmte Reisende und Naturforscher Alfred Russel Wallace sein besonders für England und dessen Colonien bedeutendes Werk „Land Nationalization, its necessity and its aims" (Landnationalisation, ihre Nothwendigkeit und ihre Ziele), und begründete im selben Jahre mit Stamm's edlem Freunde, dem bekannten Professor F. W. Newman u. A., worunter sich auch mehrere Geistliche befanden, die englische „Land Nationalization Society". Diese Gesellschaft hat seiner Zeit schon Gladstone bei seinem Vorschlag der Landnationalisation für Irland beeinflußt, wenn sich auch dieser Staatsmann noch nicht zu der Einsicht erheben konnte, daß der erworbene Boden dann auch unveräußerlich bleiben müßte. Bei einer im September 1887 in Swansea vereinigten Vertretung der englischen, so einfluß- und mittelreichen Gewerkschaften, die fast 800,000 Mitglieder zählen, erklärten diese sich für die Landnationalisation. — In der Union treten nicht nur englisch-amerikanische Blätter ersten Ranges, wie z. B. Henry George's „Standard" beständig für die Bodenreform ein, sondern ebenso widmen sich sehr bedeutende deutsche Zeitungen der freiesten Besprechung dieser „Rettungsaufgabe der Civilisation".

Die Verwirklichung der Grundzinsgemeinschaft tritt uns

*) Die Erlösung der darbenden Menschheit. Von A. Th. Stamm. Stuttgart, J. H. W. Dietz.

Digitized by Google

jetzt bereits in ihrer Verbreitung über Territorien doppelt so groß als Europa mächtiger und mächtiger als Weltaufgabe entgegen. Neuseeland hat sogar die Forderung schon in so weit durchgeführt, daß alles noch der Regierung gehörige oder zukommende Land nicht mehr verkauft, sondern nur noch für begrenzte Zeiträume verpachtet werden darf.

Es handelt sich bei der Zurückführung des Erdbodens und des darin wurzelnden Zinses aus dem Privatnießbrauch in den Gesammt- und Nationalnießbrauch um die Entelendigung der Volksmassen, um die wirthschaftlich-sittliche Entfesselung des freien Spiels der Arbeitskräfte, um die unverkürzte Vergütigung der Arbeitsleistungen, die mit Naturnothwendigkeit aus der Grundzinsgemeinschaft hervorgehen wird — um's Allwohl.

Daß Deutschland, wie bei so vielen von ihm zuerst bahnbrechend dargelegten Dingen, in Bezug auf die praktische Verwirklichung der Völkerfrage der Landzins-Nationalisation hintennach hinkt, liegt an seinen politischen Verhältnissen. Wie aber die Sclaverei gleicher Racen nicht dauerndes Recht bleiben konnte, trotz der Vertheidigung eines Plato, Cicero und Aristoteles und trotz allen Widerstandes der Besitzenden; wie die selbstgierige Tyrannei sammt ihrem Anhang und das „l'Etat c'est moi" nicht Recht behalten konnte; wie die Negersclaverei nicht bestehen bleiben konnte, obschon im Jahre 1870 auf Cuba die Neger zu Tode gegeißelt wurden, weil sie frei sein wollten; ebenso wenig kann die Hauptstütze der Capitalstyrannei, der Hauptgrund der Besitzlosigkeit der vom Capital übervortheilten darbenden Millionen, der Bodenbesitz der Einzelnen, sich dauernd aufrecht erhalten, weil auch er seinen Ursprung der Anmaßung und dem Unrechte verdankt und weil auch er in sich selbst eine Verhöhnung der Vernunft und des natürlichen Rechtes ist. Denn die Völker und die Menschen haben das unantastbare Ureigenthum des Erdbodens. Wie die persönliche Freiheit und das Streben nach Vergeistigung und Glückseligkeit unveräußerliches Ureigenthum eines jeden Menschen sind, so ist der Erdboden unveräußerliches Ureigenthum der Gesammtheit. Oder glaubt man wirklich, daß die eigennützige Menschengesellschaft diejenige ist, die mit dem Entwickelungsgebote der Menschenvernunft in Uebereinstimmung geblieben ist, daß die heut zu tage die menschliche Gesellschaft leitende selbstgierige Zunft die Endoffenbarung des Weltgeistes auf Erden sein sollte? Sollte der gemein-pfiffige und brutale Kampf um's Dasein, der die niedrigste Thierwelt kopirende Kampf Aller gegen Alle, sollte dies verächtliche Bild des heutigen Menschengewirrs eine gar nicht zu mildernde und zu ändernde fortdauernde Nothwendigkeit sein?

Ginge es aber so fort wie heute, so würde einerseits die Volksarmuth und andererseits die Eigenthumsübermacht der Einzelnen immer mehr wachsen. Und gerade durch den Bodenbesitz der Einzelnen werden bekanntlich die wucherischesten Capitalssteigerungen ohne alle Arbeit gewonnen, die Miethen und Nahrungsmittel für die Volksmassen werden immer theurer, — Luft, Licht, Bildung und Gesundheit werden das Privilegium der Besitzenden. Und für die darbenden Millionen ist kein Besitz da, kein Capital, kein Gegengewicht gegen die sie aussaugenden Grundeigenthums-, Capitals- und Gewaltmächte! Hier gibt es nur ein einziges durchgreifend wirksames Rettungsmittel, welches als Gegengewicht gegen die capitalistische Ausbeutung dienen kann: die Wiedereinsetzung des Volkes in den Landbesitz oder die Verstaatlichung der Grundzinsen mit Hülfe der Grundzinsen-Versteuerung. Dadurch würde das Volk selber zum größten aller Capitalisten, und so wäre das Gegengewicht gegen die Ueberwucherung und Erdrückung durch die Einzel-Capitalsmächte gewonnen. Das Volk hat also — und das ist das Fundament von Stamm's Lehre und das punctum saliens des von ihm und seinen Gesinnungsgenossen kürzlich begründeten „Allwohlsbundes" — den ihm unveräußerlich gehörenden Grund und Boden, auf dem es lebt, von den jetzigen Usurpatoren zurückzufordern. Das Volk hat durch gesetzliche Volksabstimmung die Verstaatlichung des Grund und Bodens zu beschließen, wie es ehedem bereits die Verstaatlichung der Eisenbahnen beschloß. Da aber die jetzigen Usurpatoren unschuldig sind an dem Unrecht der vor ihnen Existirenden, die einst durch Gewalt oder Unrecht den Grundbesitz an sich brachten, so sollte den jetzigen Inhabern eine gerechte Entschädigung zu Theil werden.

Die Verstaatlichung des Grund und Bodens aber oder die Ueberführung der Grundrente — des Einkommens, welches der Eigenthümer des Landes für die Ueberlassung desselben an Andere von diesen empfängt — in den Nießbrauch des gesammten Volkes könnte je nach den historisch herangebildeten Verhältnissen 1) mittelst eines Enteignungs-Gesetzes unter Entschädigung der jetzigen Besitzer vor sich gehen, welcher Weg ja von der Staatsregierung bereits gelegentlich beschritten ist, als man einen Fonds von 100 Millionen Mark behufs Ankaufs polnischer Güter in den Provinzen Posen und Westpreußen auswarf, oder 2) mittelst der Grundzinsversteuerung oder 3) mittelst Hypotheken-Credit-Gewährung durchgeführt werden.

Was aber wären die Folgen der Bodenreform, wie sie der „Allwohlsbund" zur „Allwohls-Erringung" anstrebt?

Der Allwohlsbund ist überzeugt, wie die über die Aufhebung des unbeschränkten privaten Grundeigenthums erschienenen Schriften in ausführlicher Darlegung begründen, daß die Umwandlung der Privat-Grundzinsen in die Grundzins-Gemeinschaft dem deutschen Volke jährlich einige Milliarden Mark National-Einkommen geben und als Folge haben würde: 1) eine solche Steigerung des öffentlichen Einkommens, daß jede weitere Besteuerung nicht nur überflüssig wird, sondern auch Mittel zur besten Volksbildung und zu den verschiedensten gemeinnützigen Zwecken, in einem, jede bisherige Vorstellung weit übersteigenden Maße, verfügbar bleiben; 2) die Beschränkung der für die Selbst-Erwerbenden so verderblichen, übermäßigen Capitalansammlung in einer Hand, die sich zu ihrer Erhaltung immer auf die Privat-Bodenhypotheken stützt; 3) eine erhöhte Bodenproduction, unter Rückbildung der gemeinschädlichen Aufhäufung von Grundbesitz in der Hand Einzelner; billigere und gesundere Wohnungen; eine sehr bedeutende Steigerung des Werthes und Ertrages der Arbeit; 4) die Sicherung des vollen Ertrages des Werthes der Arbeit für die Arbeiter in Folge des nun wirklich entfesselten freien Spiels der Arbeitskräfte, kurzum: eine wie von selbst eintretende Lösung der socialen Nothzustände in einem Umfange, wie sie durch nichts Anderes bewirkt werden könnte.

Wenn dabei die Hauptmethode, Geld sicher auf Zins anzulegen — durch Privathypotheken nämlich — verschwindet, so wird man flüssige Capitalien in weit größerem Umfang als bisher zu Arbeitsunternehmungen aller Art verwenden und so dem mercantilen und industriellen Fortschritt und immer der Arbeit dienen. Die anscheinende Feindschaft zwischen Arbeit und Capital wäre dann für immer gehoben; beide wären sich Freunde geworden, die sich gegenseitig stützen. Ohne Zweifel aber ist die Umwandlung des Landbesitzes der Einzelnen oder des Grundzinses in Nationalbesitz überall die nothwendige Vorbedingung eines gedeihlichen Völker- und Menschheitslebens. Und wenn die Bodenreform mit ihren weittragenden Folgen auch kein Universalmittel sein kann, das allem Elend mit einem Schlage den Garaus machte, so wird sie doch die natürliche Grundlage herstellen, auf der ein gerechter Ausgleich der wirthschaftlichen und sittlichen Forderungen Aller stattfinden kann.

Digitized by Google

Literatur und Kunst.

Dante Gabriel Rossetti.

Von Wilhelm Weigand.

Carlyle bestreitet einmal in seinen Vorlesungen über die Heroenverehrung, daß diese moderne Zeit noch einen Poeten hervorbringen könne. Vielleicht meinte er damit nur dies zu Ende gehende 19. Jahrhundert, da er selbst vorher, in seiner Vorlesung über den Helden als Dichter, diese Erscheinungsform des Helden als allen Epochen zugehörig bezeichnet hat. Freilich, die Dichter haben einen harten Stand in einem Zeitalter, das den Rath gewisser Sänger, sich doch den Himmel auf Erden zu gründen, in einem zu wörtlichen Sinne genommen hat und als Ideal des Lebensmahles eine Gasterei ersehnt, wie sie uns der Grazienmagister Petronius in seinem Mahl des Trimalchio geschildert. Ja, es ist wahr, Dichter-Helden, die mit göttlicher Stimme das Höchste der Menschenbrust, die ewigen Geheimnisse der Natur, das gewaltige Schauspiel der Geschichte, uns zu künden suchen, gibt es nicht mehr in diesen Scheidejahren des Jahrhunderts, das der nächste Erbe der französischen Revolution geworden. Die größten sind zu Künstlern oder Aerzten geworden, welche die umgebende Welt mit dem Grimm eines Juvenal schildern und die Menschheit als ein großes Narrenhaus oder Lazareth betrachten, oder in bewußten Spielereien einer ausgesungenen Form sich genüge thun und das schwache schöpferische Bedürfniß zu stillen suchen, Geistesaristokraten, welche einer genießenden Elite, aller Energie und hohen Sinnes bar, die Phantasie zu berücken trachten. Wir leben in einer Zeit der Krise, des Uebergangs, welche fast plötzlich zu dem Bewußtsein des tiefsten Leides der Menschheit gekommen ist. Immer ferner tritt die Schönheit einem Leben, das nur in behaglicher Muße ganz den Reiz derselben auszukosten vermag. Aus den Kämpfen des Tages flüchten die Dichter in die Vergangenheit, denn noch immer gibt es kranke Männer, die sich Hellenen wähnen, wie der unglückliche Hölderlin, oder mit Seherblick in die Zukunft schauen, allwo der allgemeine, selige, rosige Weltenfrühling schon dämmern soll, mit all seinen Wonnen, seiner Schönheit, seinem Erdenfrieden. Für beide Geschlechter dämmert das Ideal in der Ferne, nur weil es geheimnißvoll lockt und lächelt, ist es des süßesten Reizes voll. Immer zahlreicher wird das Geschlecht derer, die der Gegenwart alle Schönheit absprechen; es sind die zarten Naturen unter den Schönheitsbedürftigen; die Starken rütteln am Bau dieser Welt und preisen das Leben in seinen frühern Formen, auch das Leben einer verfeinerten, überreifen Cultur als das Höchste, dessen Darstellung die Kunst anzustreben habe. Immer tiefer wird die Kluft zwischen der dumpfen Masse, und den Geistesaristokraten, welche alle Genüsse im weiten Reiche des Geistes, ein ganzes bedrückendreiches Erbe ausgenossen haben, und nun auf Werke sinnen, welche einer übersättigten Phantasie einen neuen Schönheitsschauer geben können. Und doch wird es Dichter geben, so lange es schöne Frauen, neuen Frühling, neue Rosen und die ewig-junge Liebe geben wird. Jede Zeit hat den Dichter, den sie verdient, und wehe ihr, wenn sie den Herzenskundigen zwingt, sie nur zu unterhalten, etwa wie ein Fürst der Renaissance sich einen Hofnarren hielt, der mit seinen Späßen die lange Weile eines selbstherrlichen Fürstenthums erheitern mußte. Zwar, der moderne vielköpfige Souverän, das Volk, bedarf dessen so gut, wie der prunkliebende Fürst einer alten Zeit; aber zu diesem Amte gibt es Tagesseelen genug, die von dem Tage auch den klingenden Lohn einheimsen, und nicht ungestraft stellt eine Epoche diese Männer des Tages und die Verkündiger des Ewigen im flüchtigen Wechsel der täglichen Erscheinungen in eine Reihe.

Schiller ist vielleicht der letzte populäre Dichter gewesen, der zu allen sprach, zu den Vornehmen und Geringen. Aber schon frägt eine spätere Generation: Was wäre aus dem hohen Manne geworden, wenn er den Idealen seiner Titanenjugend nicht untreu geworden wäre. Goethe wird nie ein wahrhaft populärer Dichter sein; er ist der Vertreter der modernen Bildung, zu dem sich jeder Einzelne hinanbemühen muß. Er ist der moderne Mann par excellence geworden, weise, mild, kritischen Auges, ein großer Arbeiter, der die ganze reiche Errungenschaft des menschlichen Geistes wie spielend trägt und bewußt verarbeitet. In ihm tost die elementare Schöpferkraft nur bei Zeiten auf, und es scheint fast, daß er sie fürchtet, daß er weit eher jenen ruhig behaglichen Zustand vorzieht, aus dem heraus er seine antikisirenden Studien schafft.

Die größten Dichter dieses Jahrhunderts hat wohl England hervorgebracht; denn unser Heine, obgleich ein großer Dichter, gehört doch nur zu den dii minores, welche die Zeit gut verstehen und als durchaus liebenswürdige Gestalten unsterblich werden. Byron und Shelley sind die beiden Sonnensöhne, welche die Werke des Jahrhunderts geschaffen. An dem Abglanz des Weltenbrandes scheint sich ihre Phantasie entzündet zu haben, welche das ganze All durchstürmte in schmerzlichem Suchen. Byron ist der geistige Erbe der französischen Revolution, Shelley der lichtbringende Ariel der englischen Poesie. Beide Männer gehörten einem Geschlecht an, in dem die Phantasie allmächtig war. Dies müssen wir immer bedenken, wenn wir den großen Britten beurtheilen, und etwa seine Türkereien, seine Posen und seine Rhetorik ungerecht beurtheilen wollen, und uns gar, wie Carlyle, zu der Behauptung versteigen möchten, er sei durchaus unwahr. Nein, ein so großer Dichter kann gar nicht unwahr sein; aber der Gott in seinem Busen hat sich auch dem Zeitlichen entrungen, und nichts Menschliches ist vollkommen. Und ebenso dürfen wir diese Allmacht der Phantasie nicht vergessen, wenn wir dem herrlichen Shelley vielleicht vorwerfen möchten, daß er immer im Aether schwebte und nie die nährende stärkende Allmutter Erde betrat, um da Werke zu schaffen, in denen das ganze Leben bebt, athmet, lacht und weint. In beiden Dichtern hat die englische Phantasie ihre höchste Kraft und Macht entfaltet, der freie Gedanke sein Sturmpanier entrollt. Schon Keats ist ein geringerer Dichter, einer jener Phantasieschwelger und Formkünstler, welche nun, nach dem frühen Tode der Herrlichen, die Herrschaft antreten sollten, als Sprecher eines weit zahmeren Geschlechtes. Tennyson heißt der weit überschätzte Salonpoet, in dem die Herrschaft einer zahmen, geschmackvoll erzogenen Phantasie ihren liebenswürdigsten Ausdruck fand. Er ist kein großer Dichter, und mögen ihn alle feinen Ladies und aufwachsenden Jungfrauen als solchen preisen; er ist nur ein großer Künstler, welcher die schmelzendsten Verse zu dichten wußte, und es verstand, jedem Stoffe gerecht zu werden, die sentimentale Salonidylle, die alte Märe, einen Dramenstoff in ein gleiches Formgewand zu hüllen, auf dem die lieblichsten bunten Bilder zur Freude einer kunstgebildeten Gesellschaft von Lebemenschen gestickt sind. Er ist wie Keats ein Phantasieschwelger, ohne alles Urfeuer, kein Mann des Gedankens, sondern der milden Empfindung, er ist im Vergleich zu den Göttersöhnen Byron und Shelley durchaus ein Bürgerlicher, ein Rentner, welcher von seinem aufgestapelten Reichthum an schönen Bildern und Gefühlen lebt. Auch in seinen Kühnheiten ist er artig, und an die tiefsten Gründe des menschlichen Herzens wagte er sich nur zagend heran. In allen Epochen ist er daheim. Immer müder wird die englische Phantasie, bis sie in Swinburne wieder aufloht. Aber es ist etwas Eigenes um diesen Brand, wie ich weiter unten zeigen werde. In seinem Mitstrebenden und Freunde Dante Gabriel Rossetti wendet sich die Müde zur Flucht in die Vergangenheit, um da, im Lande der Poesie auszuruhen und süße Stimmungen und liebliche Bilder mit nach Hause zu bringen.

Das Leben der modernen Dichter ist meist dunkel und gering, wie das von Tausenden der leidenden, arbeitenden Menschheit, und nur der Gott, der im Innern thront, kann die Schmerzen und Wonnen dieses Lebens vergöttlichen, daß Tausende darin die Schmerzen der eigenen Brust erkennen können. Freilich, ein Dichter, der ein großes, bedeutendes Leben lebt, wird rasch einen größeren Kreis von Zuhörern

Digitized by Google

und Bewunderern um sich sammeln, als der kleine Mann, dem ein stumpfer Haufe nicht das Genie von der sorgenvollen Stirne ablesen kann. Nur ein Byron konnte berühmt über Nacht erwachen und seine gewaltige Persönlichkeit so mit einem Schlage in den Vordergrund eines reichen, öffentlichen Lebens stellen, und später, als ihn diese Gesellschaft ausstieß, den Kampf mit ihr aufnehmen und siegreich für alle Zeiten durchführen. Er, der freie Peer, der Mann, welcher in seinem kurzen Leben mehr genossen, als Hunderte von Menschen, konnte von dem Schönheitslande Italien aus die Anathemen des Genius in die faule Welt der heiligen Allianz schleudern und das unsterbliche Spottesgelächter im Don Juan aufschlagen, mitten unter den lieblichsten Bildern der kühnsten, bilderreichsten Phantasie. Seine Stimme fiel aus der Lebenshöhe; seine Persönlichkeit ist die Hälfte seiner Poesie, die darum auch nie so wirken kann, wie eine allherrlich objective Dichtung gleich der Shakespeare's. Er hat ausgenossen, was ihm an Ruhm blühen sollte; ein demokratisches Zeitalter wird den Lord minder günstig beurtheilen, weil er den Dichter vielleicht schädigte. Byron's Leben gestaltet sich zu einem Epos, in Griechenland endet der freie Sohn der Phantasie, mit Träumen des Ruhmes und der Größe. Wer weiß, wie leuchtend diese Träume gewesen? Ob nicht das strahlende Diadem um eine Königsstirn darin seine blitzenden Strahlen versandte! Um Byron's Poesie zu verstehen, muß man sein Leben kennen, er ist eine Ausnahme unter den englischen Dichtern dieses Jahrhunderts, ein Beispiel für die tiefe Wechselwirkung zwischen Charakter und Dichtungsart.

Einsam und verschlossen lebte der Dichter Dante Gabriel Rossetti sein Leben dahin. Er gehört zu jenen innigen Künstlergemüthern, die sich ein Heim in ihren Träumen schaffen und fremd in einer fremden Welt dahinleben, die an ihrem Gartenthore endet. Doch auch diese Seelen finden die Sorgen und die Schmerzen. Auch bei ihm fragt man nach den Schicksalen seines einsamen Lebens, um manchen Schmerzensruf besser verstehen zu können.

Dante Gabriel Rossetti stammt aus einer italienischen Familie, die in England im Exile lebte. Der Vater, einer jener Danteforscher, denen die ganze „Göttliche Comödie" nur der Ausbruch eines durchaus revolutionären Herzens, mußte nach den Ereignissen des Jahres 1821 aus Neapel flüchten, und erhielt keine Amnestie. In England gründete er eine Familie, aus der als zweites Kind der Dichter entsproßte. Alle Kinder des politischen Flüchtlings sind Künstlernaturen; eine Schwester erfreut sich eines schönen Rufes als Dichterin. Dante Gabriel ward Maler; dieser erste Beruf sollte einen großen Einfluß auf seine dichterische Thätigkeit ausüben. Im Jahre 1860 heirathete er Miß Elisabeth Siddall; nach zweijähriger Ehe starb ihm das leidenschaftlich geliebte Weib. Der Künstler war wieder einsam, in seinem alten Hause in Chelsea, mit seinen Freunden, zu denen Algernon Charles Swinburne zählte. Er war nur Maler und Dichter. Spät entschloß er sich, seine Gedichte zu veröffentlichen; er zählte bereits 42 Jahre; zwölf Jahre darauf, als er eben einen neuen Band in die Welt gesandt, starb er, am 9. April 1882. Er zählte 54 Jahre. Die Kenner, denen seine Bilder bekannt waren, zählten ihn noch bei seinen Lebzeiten zu den größten englischen Malern des Jahrhunderts, und die öffentliche Meinung hat dies Urtheil bestätigt, als man nach dem Tode Rossetti's eine Ausstellung seiner Werke veranstaltete.

Uns interessirt der Dichter Dante Gabriel Rossetti, dessen Bedeutung noch durch den Umstand erhöht wird, daß er als Haupt einer Schule, der Präraphaeliten, gefeiert wird.

Von früher Jugend an war die feinfühlige Künstlerseele in der Welt Dante's daheim; der große Dichter der katholischen Welt wurde sein Führer durch dies Erdenleben. Ja, Rossetti erscheint wie ein eigenthümliches Phänomen, wie ein Mann aus jener Zeit, verirrt in den nebeligen Norden, an die Ufer der Themse, und voller Heimweh nach jenen Zeiten, wo die Poesie noch auf Erden zu wandeln schien. Dies Verweilen in den Zeiten der Frührenaissance ist durchaus keine Laune, wie bei unseren Romantikern, welche den Genüssen der Gegenwart durchaus nicht aus dem Wege gingen, oder bei den Franzosen der dreißiger Jahre, die in den fremden Ländern und Zeiten nur den künstlerischen Sinn für das Malerische und Pittoreske nährten und immer echte Franzosen, d. i. Lateiner der Gegenwart blieben. Die Welt Dante's und der vorraphaelitischen Maler ist seine geistige Heimath; er spricht ihre Sprache, und wenn er dennoch durchaus modern ist, so beweist dies eben nur, daß kein Mensch, auch die allherrlichste Künstlerseele, seiner Zeit entfliehen kann, sondern immer mit deren Augen sehen muß. Die Präraphaeliten sind die Romantiker Englands.

Aber die Bewegung, welche sie hervorriefen, ist zunächst rein künstlerischer Natur; sie gehören zu jenen übersättigten modernen Naturen, welche nur das Künstlerisch-Einfache einer überfeinerten Kunst, der haut-goût der Gefühle mit echtem Genußbehagen erfüllt. Sie ziehen die ersten naiven florentinischen Meister Raphael vor, die Glaubensinnigkeit eines Memling erscheint ihnen größer, als der titanische Schaffensmuth, die überschäumende Kraftverschwendung eines Rubens.

Chaucer wird größer als Shelley, die Vorläufer Shakespeare übertreffen den größten aller Dichter, weil sie noch stammeln, weil die Naturleute aus diesem Stammeln mit entzückender Nacktheit brechen, weil sie der Natur näher zu stehen scheinen. Nichts Neues unter der Sonne. Da haben wir denn bei einem stammverwandten Nachbarvolke die gleiche Erscheinung wie bei uns im Anfange dieses Jahrhunderts. Freilich ist der Leiter der Bewegung, Dante Gabriel Rossetti, ein Sproß Italiens, und es könnte scheinen, als ob in dem einsamen Maler in Chelsea eine Seele jener alten Zeiten wieder auferstanden wäre. So neu war die Geistesrichtung, so bezaubernd erschien diese Rückflucht in eine glaubensinnige, naive Zeit, daß gleich die ersten Geister Englands unter der Jugend sich der Bewegung anschlossen. Von je hatten die Engländer eine große Bewunderung für Italien und seine Natur gehegt; wie die Deutschen, machte jeder Engländer, der auf Bildung Anspruch erhob, seine Italienreise, und die reichen Lords kauften die schlechten Copien der alten Meister als Originale und schmückten damit die Wände der gothischen Schlösser in der Heimath. Das Italien der Präraphaeliten aber war nicht das Italien der farbentrunkenen, leuchtenden, sinnlichen, heidnischen, humanistischen Renaissance eines Leo X., oder des medicäischen Hofes in Florenz, sondern das Italien Dante's. Wenn die Maler der Bewegung eine Venus malten, so geschah es nicht in leuchtenden Farben, und nicht in siegender Nacktheit stieg die Göttin aus dem Schaum des Weltmeeres, nein, sie trug ein schweres brokatenes Gewand und eine christliche Trauer lag in ihren dämonischen Augen, und um sie herum lagen Symbole des christlichen Märtyrerthums, Palmen, vielleicht eine Leier. Das war eine Venus, die den Schmerz ausgekostet, welchen das Christenthum in die Welt gebracht, die lieben konnte wie ein modernes Weib, keine Olympierin, welche das bekannte Abenteuer mit dem Kriegsgott Mars bestanden, unter unauslöschlichem Gelächter der himmelsbewohnenden Götter. Nicht durch die leuchtende Gegenwart der Schönheit ist ihre Liebesgöttin Venus victrix, sondern durch das Geheimniß, das in ihren schmerzensvollen Augen dämmert. Sie lieben ein Italien, das noch nicht so offenbar heidnisch fühlte und handelte, wie das Italien der Blüthe der Renaissance.

Der Erfolg, den die Poesien des Dichters gleich zu Beginne davontragen, ist ein bedeutsames Zeichen für eine ganze Geistesströmung. Ein neues Schönheitsideal dämmerte vor den Augen des poesieliebenden Publikums auf, ähnlich wie den Franzosen, als Baudelaine seine „Fleurs du mal" in die Welt sandte. Den Dichter schreckten diese Beifallsbezeichnungen nicht aus seiner Einsamkeit; er lebte fort in seinem geistigen Exil, als ein Verbannter unter einem fremden Volke, in dessen Sprache er sang. Auch seine Seele blieb angekrankt von Schmerzen; er trug nicht den Himmel in der Brust, hier auf Erden schon, wie jener große Mönch Fra Angelico da Fiesole, das glaubensinnigste Gemüth unter allen Malern. Rossetti ist ein moderner Mensch, und einige seiner modernen Poesien sind gelungene Meisterwerke. Nur die Wahlverwandtschaft zieht ihn zu jenen

Digitized by Google

Geistern einer heroischen Zeit. Er ist eine mystische Natur, die aber in plastischen Bildern schwelgt. Seine ganze Poesie ist malerisch; wenig Gedanken und viele Bilder, die mit den bedeutendsten Zügen vor dem Geiste aufsteigen; er ist nicht einfach, seine Poesie ist abstract, ist Kunstpoesie, ja eine Poesie für Dichter, welche an schönen Formen und alten Redeformen und Bildern eine reine Kunstfreude haben. Ein Dichter des himmlischen Heimwehs, ein Mystiker, der in formvollendeten Sonetten seine Visionen kündet, so erscheint der Dichter-Maler einem späten Geschlecht. Der Dichter ist kein Lyriker im deutschen Sinne; seine Bilder sind zu gesucht, als daß sie unmittelbar aus dem Geiste entsprungen sein könnten. Er ist zu viel Maler. Er scheint allerdings den deutschen Einfluß bestanden zu haben, aber vor Allem in seinen Balladen, die durch pittoresken Versbau und die Rhythmik sich auszeichnen. Aber bedeutender für die Eigenart des Dichters sind seine Gedichte und vor Allem seine Sonette.

Da grüßt uns gleich beim Eingang in den mystischen Tempel mit den alten, künstlich archaischen Formen, die Gestalt der „blessed Damozel", eine Gestalt, die man nicht wieder vergißt, den Typus der Rossetti'schen Frauen, mit einem Heiligenantlitz, fließendem Goldhaar und tief innerlichen Augen:

The blessed damozel leaned out
From the gold bar of Heaven;
Her eyes were deeper than the depth
Of waters stilled at even;
She had three lilies in her hand
And the stars in her haire were seven.

Eine Gestalt auf Goldgrund, eine Schwester der Dante'schen Beatrix; sie erwartet den Geliebten, mit dem sie durch die Gefilde der Seligen wandeln will, und aus dem seligen Munde fallen die Worte der Liebe, der Erinnerung; doch er, der Dichter, weilt noch auf Erden, und thränend verbirgt sie ihr Haupt, durchwoben von Sternen, in ihre Hände, und weint. Eine tiefe Gefühlsinnigkeit weht durch das Gedicht, dessen Verse oft von anschaulichster Kraft.

Da ist die sündige Jenny:

Lazy laughing languid Jenny,
Fond of a kiss and fond of a guinea.

mit dem gleichen Familienausdruck. Das Gedicht ist durchaus modern und schildert die Stimmungen des Dichters, der die schöne eingeschlafene Sünderin auf dem Knie hält, in der Nacht, die ihm die ernsten Gedanken emporruft. Auch dies war ein reines Weib! Und doch wird der Dichter nicht sentimental in schlechten Sinne. Mir scheint, ein echter Engländer hätte das Gedicht nicht schreiben können; er wäre entweder sinnlich geworden, wie Swinburne, der die fatalen Frauen liebt, oder er hätte aus „respectability" sich nicht an den Stoff gewagt. Die Behandlung des Stoffes ist höchst kunstvoll, die Dichtkunst wirft ihren goldenen Schimmer auf alle Wesen. —

Bedeutungsvoll für den Dichter ist auch „The Portrait" aus der wehmüthigen Erinnerung an seine so früh verstorbene Gattin hervorgegangen. Aus geheimnißvollem Hintergrunde schaut ihm das geliebte Antlitz an, aus einem Walde. Nur zur Nachtzeit kommt die Erinnerung an diese Stunden im Walde gegangen, wo sich die Liebenden einst getroffen, zur Nachtzeit, wenn die Blätterschatten auf dem Wege im Hauche kleiner werden nud Haide, Wald und Gewässer, weit und fern, im klaren Glorienlichte der Sterne liegen, wie das Geheimniß des Todes.

Zu den eigenartigsten Erzeugnissen des Rossetti'schen Geistes aber gehören seine Sonette; sie sind streng nach den südlichen Mustern gebaut, und nur der Ausdruck gemahnt zuweilen an Shakespeare, der ja auch ein Mann der Renaissance war. Seltsam ferner gemuthet uns zuweilen der alterthümlich gebaute Vers an, der in der Mitte oft abbricht, wie im Gebet, als wenn der Geist des Dichters aus seiner unglaublich innigen Vision plötzlich aufgeschreckt worden wäre. Die Verse sind wie gemeißelt, reich an Bildern, ein sorgsam in einsamen Stunden gewobenes Prachtgewand.

Ein Sonett ist eines Augenblickes Denkmal, Erinnerungsgebild der Ewigkeit der Seele für eine sterblich unsterbliche Stunde. Sieh zu, daß es, für geweihte Handlung oder vorbedeutenden Spruch, der eignen glühenden Fülle ehrerbietig eingedenk sei. Schneide es in Elfenbein oder in Ebenholz, je nachdem Tag oder Nacht herrschen und lasse die Zeit seinen blühenden Federbusch perlgeschmückt und prächtig sehen. — Ein Sonett ist eine Münze; die Vorderseite offenbart die Seele, die Rückseite, welcher Gewalt es entsprungen, ob es als Tribut den erhabenen Forderungen des Lebens, ob es als Brautschatz in dem hohen Gefolge der Liebe diene, oder ob es unter dem höhlendumpfen Hauch des dunklen Strandes in Charon's Hand den Todeszoll bezahle!"

Und überall, in allen Sonetten, die gleiche Häufung der Bilder, die einfachen Gemüthern nicht gleich den ersehnten Genuß geben kann.

Rossetti ist in seinen Sonetten der Sänger der Liebe, aber er besingt nicht die irdische Glut, die sündhafte Lust, nein er ist ein Platoniker, im besten Sinne des Wortes. Er kennt die hohe Extase, welche nicht in den Herzen der Minnesänger lebte; er ist ein moderner Erneuerer seiner Gefühlswelt, die längst erloschen schien. Selbst da, wo er einmal sinnlich scheint, in den beiden Brautnachtsonetten „The supreme surrender" und „Nuptial sleep", ist er von innigster Keuschheit. Aus den zierlichen, schmuckvollen Versen seiner Sonette schauen, wie aus einem goldenen Gitter, die Gesichter seiner Visionen, der Frauen mit den gleichen friedensvollen Lidern, dem stillen Mund, dem Goldhaar, und sie gleichen sich Alle, wie wenn die Erinnerung an eine geliebte Frau die Hand des Dichtermalers geführt beim Entwurfe dieser lieblichsten Gestalten, welche oft nur wie ein rosiges, kaum geschautes Gebild hinter dem Gitter der Reime verschwinden. Der Dichter sieht dabei die umgebende Welt mit ganz modernen Augen. „Das Haus des Lebens", dieser Sonettenkranz ist ein einziges Lied der Sehnsucht, ein Versenken in das Mysterium einer reinen ekstatischen Liebe. Und es ist nicht die himmlische Ekstase eines Fra Angelico, sondern der eingeschlafene Schmerz einer modernen feinfühligen Künstlerseele, die sich von mystischen Visionen wiegen läßt.

Oft ist ein solches Sonett nur ein einziges kunstvolles Bild, das dem Dichter eine tiefe Gedankenreihe erweckt, ein schimmerndes Gefolge. Und willig überlassen wir uns dem geheimnißvollen Reize, der aus diesen alterthümlichen Versen spricht. Aber, wie erwähnt, nur eine künstliche Blüthe ist diese mystische Liebespoesie; nach der derben Leidenschaft, nach den Sturmflügen der englischen Phantasie, versenkte sich eine genußmüde Gesellschaft so in diese mystisch-plätschernde Fluth; der Dichter wurde Mode; sein ist die Schuld nicht; denn er ist vor Allem tief aufrichtig. Ein moderner Geschmack mag sich ferner von der Personifikation aller Tugenden und Gefühle, Jugend, Leidenschaft, Liebe, abgestoßen fühlen; aber wir dürfen nicht vergessen, daß Rossetti ein malender Dichter ist, vor dessen Auge wirklich die Gestalten emporgestiegen sind.

Er wird seine Stelle in der englischen Literatur behalten, eine besondere Nische, zu der mystische Herzen wallfahrten, um so mehr als er von den meisten Auswüchsen seiner Schule frei ist, als ein gewissenhafter Künstler. Er ist kein großer Dichter, aber er hat es verstanden, eine ganze erloschene Gefühlswelt wieder zu erneuern, die zwar noch ihre Denkmale in einer Literatur besitzt, aber gerade in England neu erscheinen mußte. In seinen plastischeu Bestrebungen ist er ferner durchaus modern, und die englische Sprache eignet sich auch vorzüglich für diesen künstlerisch-vollendeten Versbau. Er hat einen neuen Schönheitsschauer geschaffen, und das will viel sagen; denn weit größere Geister giebt es, denen, trotz kräftigen Wirkens, ein solches nicht gelungen ist. —

Digitized by Google

„Ueber die Kraft" von Björnstjerne Björnson.

Besprochen von Albert Dresdner.

Jedes Land schafft sich seine eigenen Menschen. Norwegens Bewohnern gab ihre Heimath mit ihren mächtigen Gebirgen, ihren weiten, wüsten Bergebenen, ihren meilenlangen, schweigsamen Fjorden zwischen senkrechten Felswänden, dies Land des Nordlichts, in dem „fast den ganzen Winter Nacht und fast den ganzen Sommer Tag" ist, einen Charakter, dem das Ungeheuerliche nicht fremd, das Außergewöhnliche gewöhnlich ist, der beständig in einer nervösen, zitternden Spannung lebend zwischen den äußersten Gegensätzen hin und her schwankt. Ohnehin abgeschlossen in seinen engen Felsthälern und einigermaßen entfernt von den Mittelpunkten europäischer Gesittung, gewann dies Volk eine Eigenartigkeit des Wesens, die manchmal an die Grimasse erinnert, aber immer ursprünglich und kräftig ist.

So traten die Norweger in die Literatur ein. Begreiflich, daß sie hohes Aufsehen erregten, daß sie von den einen begeistert gepriesen, von den anderen auf's heftigste angefeindet wurden. Aber unbestritten bleibt ihnen, wie es scheint, von jedem Standpunkte der ergreifende Ernst ihres Strebens, die Tiefe und Gewalt der Gedanken, die hinreißende dichterische Leidenschaft, die sie nicht selten beweisen. Beschäftigt man sich mit ihnen, so muß man sie so oft bewundern, als man befremdet wird, wird man so oft angezogen als abgestoßen; immer aber sind sie interessant.

Vielleicht werden alle diese Eigenschaften bei keinem Erzeugnisse der neueren norwegischen Literatur in so hervorragendem Maße bemerklich, als bei einem der neuesten Werke Bj. Björnson's „Ueber die Kraft", das vor einiger Zeit in deutscher Uebersetzung erschien*). Werk sagen wir: denn die Arbeit Drama zu nennen hat der verdienstliche Uebersetzer, L. Passarge, mit Absicht vermieden, und auch wir sind, obschon sich die Dichtung der dramatischen Form bedient, in Verlegenheit, welcher Gattungsname füglich auf sie Anwendung finden könne. Doch das ist weder das einzige noch das bemerkenswertheste Räthsel, welches das seltsame Buch dem Leser aufgibt.

Pastor Sang ist eine Natur von großer religiöser Innigkeit, von einer tiefen Kraft des Glaubens; dabei fehlt ihm, wie es bei solchen Menschen nicht selten der Fall zu sein pflegt, der „Sinn für das Wirkliche" gänzlich, im täglichen Leben ist er kindlich, ja fast möchte man sagen unzurechnungsfähig. Aus der sieghaften Macht seines Glaubens heraus thut er Wunder, wirkliche unbezweifelte Wunder. Er hat eine Gelähmte gehen gemacht, hat eine Todte zum Leben erweckt. Die ganze Gegend glaubt an ihn, — die Gefährtin seines Lebens nicht. Clara liebt ihren Mann mit einer nahezu religiösen Liebe, seinen Glauben theilt sie nicht. Um so größer das Opfer, das sie bringt: denn wie ein Kind kleidet und nährt sie ihren Mann, macht sie ihm sein Leben erst möglich. Sie bezahlt diese aufreibende Thätigkeit, diesen unausgesetzten Kampf mit ihrer Gesundheit: gelähmt liegt sie da, nahezu ein halbes Jahr jeden Schlaf entbehrend.

Alles dies erfährt man in einer etwas langen, aber an Feinheiten reichen Exposition aus einer Unterredung Claras mit ihrer eben aus Amerika angekommenen Schwester Hanna. Mit ihr kehrten auch die fünf Jahre entfernten Kinder des Hauses, Elias und Rahel, zurück, vom Vater berufen. Denn Sang hat eine große Absicht: er will seine Wunderkraft auch an seiner kranken Frau erproben. Warum nicht schon früher? fragt man. Darauf gibt der Dichter keine genügende Antwort. Er kann mit ihr, die seinen Glauben nicht theilt, nicht gemeinschaftlich beten, und um dies Hinderniß, das ihn machtlos sein läßt, zu beseitigen, will er sie in Gemeinschaft mit den Kindern, „mit einer Gebetskette umwinden" und nicht eher ruhen, als bis sie Schlummer und Bewegungsfähigkeit wiedergewonnen. Will man sich nicht daran genügen lassen, daß dem Manne der Gedanke eben erst jetzt kommt, so findet man keine weitere Begründung. — Aber auch die Kinder haben in der Fremde den Glauben verloren. Einen Augenblick steht Sang vor dieser Thatsache erschüttert und fassungslos; dann jedoch erhebt er sich zu um so höherer Zuversicht: er begibt sich zum Gebet in die nahe Kirche, und in dem Augenblick, wo Glockengeläute den Beginn seiner Andacht verkündigt, schläft Clara ein. Damit schließt in der Hauptsache der erste Act.

Wie entwickelt sich nun in dem zweiten — und letzten — die Handlung weiter? Unwillkürlich denkt man an die Kinder und ihren inneren Kampf. Nun sprechen sie sich zwar in einer längeren Unterhaltung sehr erregt miteinander aus, — aber die Handlung schreitet dadurch nicht vorwärts. Um es kurz zu sagen: bis zum Ende hin entwickelt die Handlung sich überhaupt nicht mehr, man müßte es denn als Entwickelung betrachten, daß während des ganzen Actes Sang betend, singend, läutend in der Kirche zu denken ist. Der größte Theil desselben wird vielmehr ausgefüllt durch eine — übrigens meisterhaft ausgeführte — Conferenz von Pastoren, die mit dem Missionsschiff angekommen sind und sich hier, in Sang's Hause, versammeln, um sich über die Mirakel des Wundermannes klar zu werden. Ich komme auf diese Conferenz weiter unten zurück. Erst ganz am Ende schreitet die Handlung weiter. Clara erhebt sich wirklich von ihrem Lager, sie geht; als Sang erscheint, sinkt sie ihm mit einigen zärtlich-begeisterten Worten in die Arme, um in ihnen zusammenzubrechen. Dieser Ausgang ist Sang gänzlich unerwartet: „Aber so war es ja nicht gemeint," sagt er, um dann fortzufahren: „Oder — ? — Oder — ?" und leblos zusammenzusinken.

Der Donnerschlag, der Sang so zu Boden streckt, scheint auf ein Doppeltes zurückzugehen. Sang geht von den Voraussetzungen aus, daß ein persönlicher Eingriff Gottes stattfinden, und daß derselbe in der Genesung seiner Frau bestehen werde. Aber Clara's wenige Worte zeigen ihm, daß der Erfolg vielmehr durch ihre gläubige Liebe zu ihm persönlich herbeigeführt wurde; und der Ausgang belehrt ihn, daß keine Genesung, sondern nur ein letztes Aufflackern des dann erlöschenden Lebenslichts erfolgt sei. Hat aber Gott nicht eingegriffen, seine Bitte nicht erhört, so ist seinem ganzen Dasein der Boden unter den Füßen fortgezogen. — Die Frage, ob der Tod unter diesen Bedingungen eintreten könne, sei den Aerzten zur Erörterung überlassen; jedenfalls wird man es wohl nicht von vornherein als unmöglich abzuweisen brauchen, daß ein nervös im höchsten Grade angespannter Mensch diesen Entdeckungen erliegt. Wenden wir uns vielmehr zur genaueren Untersuchung der Dichtung im Einzelnen.

Diese Untersuchung kann von einem zweifachen Standpunkte ausgehen. Betrachtet man das Dichtwerk lediglich als ein document humain, die in ihm vorgeführte Entwickelung nur als einen „Ausschnitt aus der Wirklichkeit", so steht nur die Frage zur Beantwortung, ob alle diese Vorgänge psychologisch und logisch möglich, und ob sie so nothwendig sind. Daß nun die ganze Entwickelung möglich sei, wird man nicht in Abrede stellen. Vergegenwärtigen wir uns noch einmal die bestimmenden Bedingungen. Man denke an die im Eingange betonte besondere Natur des Landes, die die Menschen zum Wunderglauben, wie zum Unglauben gleich empfänglich macht*); man beachte Clara's Abstammung von einem „alten, nervösen Zweiflergeschlecht"; man fasse die Möglichkeit hysterischer und somnambulistischer Momente in's Auge: führt doch Björnson selbst zwei französische Werke derartigen Inhalts an**). Auch verdient es, wie der Uebersetzer treffend bemerkt, in Rücksicht gezogen zu werden, daß in dem Stücke ein gut Theil der Entwickelungsgeschichte des Dichters selbst liegt, welcher sich, das Kind eines strenggläubigen Geistlichen, zum Freidenker entwickelte. Gewiß also: die Dinge konnten in der That so

*) Reclam's Universalbibliothek Nr. 2170.

*) Das Problem des Glaubens und Unglaubens kehrt ja in der norwegischen Literatur öfters wieder: es sei hier nur an Ibsen's „Brand" oder „Rosmersholm" erinnert.

**) Notiz des Uebersetzers (S. 4).

Digitized by Google

gehen; ob sie es mußten, ist eine andere Frage. Für menschliche Charaktere oder Handlungen eine zwingende und lückenlose Reihe von Bedingungen und Beweggründen aufzustellen, ist eine schwere und manchmal für den Dichter vielleicht unausführbare Aufgabe. Schiller hat, um ein bestimmtes Beispiel anzuführen, seinen Wallenstein mit einer Kette von Bedingungen zu fesseln verstanden, die es begreiflich macht, daß er auf dem zögernd betretenen Wege, obwohl widerwillig und ungern, weiter gehen muß. In unserem Falle scheinen mir, um den Eindruck zwingender Nothwendigkeit hervorzurufen, die Daten nicht vollständig genug gegeben, zumal sich im Gange der Entwickelung einige, wenn auch schmale Lücken entdecken lassen. Es sei abgesehen von dem Tode Sang's und der Möglichkeit seines Eintretens; warum Sang gerade jetzt auf den Gedanken verfällt, die Heilung seiner Frau zu versuchen, warum Clara gerade in diesem Augenblicke, nicht früher, noch später, sich von ihrem Lager erhebt, — das sind Fragen, die unbeantwortet bleiben, und die, obwohl an sich sehr untergeordnet, doch den Eindruck unbedingter Nothwendigkeit der Entwickelung verhindern.

Ganz anders stellt sich die Frage, wenn die Betrachtung vom poetischen Standpunkt ausgeht. Da handelt es sich nicht allein mehr um das Was, sondern auch um das Wie; da ist die Aufgabe das Problem festzustellen, das der Dichter sich vorgesetzt hat, und zu verfolgen, wie er es anfaßt und ausführt.

Dramatische Probleme liegen in jenem Grenzgebiete, wo das Wollen und Handeln des Einzelnen in Zusammenstoß geräth mit der bestehenden oder mit einer sittlichen Weltordnung. Ob der Einzelne diese Ordnung durchbreche und sich gefügig mache, ob sie ihn besiege, ob beide einen Vergleich schließen, das bedingt Entwickelung und Ausgang der dramatischen Handlung.

„Ueber die Kraft" zeigt uns einen wundergläubigen und wunderthätigen Menschen. Aber die Welt dieser Tage ist nicht wundergläubig; ja das Wunder selbst paßt in ihre festgezogenen Kreise durchaus nicht hinein. Und von dieser Seite aus gesehen, erhebt sich das Problem zu seiner ganzen Höhe, zu einer wahrhaft allgemeinen und weltgeschichtlichen Bedeutung: das intuitive Handeln des Einzelnen, das seinen Rechtstitel in der Beschaffenheit des Gefühlslebens hat, auf der einen Seite, und auf der anderen die rechtliche und gesellschaftliche Ordnung der Welt, wie sie nun einmal, schön oder häßlich, gerecht oder gehässig, sich in Jahrhunderten gebildet hat, — sie treten einander gegenüber, unversöhnliche Feinde. Die Frage ist klar gestellt: wird der Wundermann in seinem Kreise das Gebäude einreißen? wird die bestehende Ordnung das heilige Gefäß in Scherben schlagen?

Der Dichter hat das Problem gespalten: er läßt die feindliche Ordnung Sang in seiner näheren Umgebung und in der weiteren Welt entgegentreten. In seiner engeren Umgebung ist es vor allem seine Frau, die den Gegensatz verkörpert. Sie geht neben ihm her, sie gibt ihr Leben für ihn hin — und theilt seinen Glauben nicht. In Wahrheit ein furchtbarer seelischer Conflict, ein gewaltiger Stoff für dramatische Behandlung. Aber wie erfahren wir, in welcher Weise sich diese Entwickeluug vollzog? Nur in Gesprächsform wird erzählt, daß Clara in der unausgesetzten und mühsamen Fürsorge für das Leben des geliebten Mannes keine Zeit mehr fand, sich mit den Fragen des Glaubens zu beschäftigen, und daß derselbe ihr so abhanden kam. Mithin wird das Problem nicht vor uns entwickelt, wir sehen nicht, wie der Zusammenstoß erfolgt oder wie er vermieden wird; was uns vorgeführt wird, ist nur der Schluß des Vorganges, nur der letzte Act des Trauerspiels. Das Problem ist angedeutet, aber nur in seinem Ende ausgeführt.

Zum zweiten Male erscheint derselbe Gegensatz in den Kindern. Auch ihre Entwickelung zum Unglauben ist bereits vollendet, als wir ihre Bekanntschaft machen; aber wenn uns von der Tragödie, die sich zwischen Clara und Sang abspielt, wenigstens der Schluß vorgeführt wird, — von der zwischen dem Vater und den Kindern erfahren wir gar nichts. Die Kinder treten auf, sie hemmen den Gang der Handlung für einen Augenblick; aber keinen anderen Zweck ihres dramatischen Daseins kann man entdecken. In der That: nähme man sie aus dem Stücke fort, es verlöre wohl einige Scenen, aber es erlitte keinen Schaden in Bezug auf seine gesammte Gestaltung und Entwickelung. Denn die in ihnen verkörperte Idee bleibt gänzlich unausgeführt; das Problem wird hier gewissermaßen hingeworfen, aber der Dichter hebt es nicht auf.

Und nicht viel anders steht es mit der letzten noch übrigen Seite des behandelten Gedankens. Auch der Zusammenstoß Sang's mit der weiteren Welt ist angedeutet und zwar in der Pastorenconferenz. Unverkennbar entdeckt sich der Meister in der vollendeten Art, wie mit wenigen Strichen alle Ideen und Personen scharf gezeichnet werden, die nöthig gewesen wären, um die Maschine eines großen Dramas in Bewegung zu setzen. Da ist der vorsichtige und ängstliche Blank, der „weder anerkennen noch nicht anerkennen, sondern nur Gott in Gemeinschaft mit der Gemeine preisen" will; da ist der skeptische Jensen, der eine „Untersuchung jedes einzelnen Mirakels, ein ordentliches medicinisches Gutachten, ein juristisches Protokoll" verlangt, ehe er seine geistliche Meinung abgeben will; da ist der orthodox-bornirte Falk, dem „das Mirakel, welches nicht von dem Geistlichen anerkannt, nicht sozusagen angestellt und eingesetzt ist von der obersten Kirchenbehörde unter dem Vorsitze Sr. Majestät, ein Einbruchsdieb" ist; da ist weiter der tiefangelegte Grübler Bratt, der mit sich selbst um seinen Glauben ringt, der von ganzem Herzen bereit und begierig ist, das Wunder zu schauen und zu glauben, dessen glühende, etwas mystische Beredtsamkeit zu dem Vollendetsten gehören möchte, was neuere Literatur in dieser Gattung erzeugt hat. Und da ist endlich der blinde Haufen, der, von jedem Windhauche bewegt, sich immer dem zuneigt, dessen Worte eben in seinen Ohren klingen. Kurz: ganz und gar erkennen wir sie wieder, die Gesichter und Bestandtheile jener Menge, die, obschon sehr unverdient, die Entscheidung über das Schicksal einer starken und ausgesprochenen Individualität fällt. Aber das ist auch alles, was geboten wird. Es ist, als habe der Dichter nur einem späteren Arbeiter Grundriß und Elemente eines künftig zu schreibenden Dramas geben wollen, an dem er selbst gleichgültig vorüberging; als habe er zeigen wollen, daß er alle Seiten seines großen Dramas wohl erkannt habe, um es nach diesem Beweis fallen zu lassen. Wie die Pastorenconferenz im Stücke steht, kann man sie vom Standpunkte der dramatischen Oeconomie aus nur als ein Füllsel bezeichnen, das die Handlung keineswegs weiterführt.

Fassen wir das Ergebniß zusammen. Der Dichter hat die Frage klar gestellt, die Gegensätze scharf entwickelt, auch den Ausgang, wie er ihn sich denkt, angedeutet: er läßt den Helden im entscheidenden Augenblicke den Glauben an sich selbst verlieren und merken, daß er etwas „über die Kraft" versucht habe. Aber von drei Problemen, die er in Bewegung bringt, läßt er zwei ganz liegen; von dem dritten führt er uns nur den Schluß der Entwickelung vor. Drei Probleme und keines: daran scheitert die Dichtung. Nur beiläufig sei bemerkt, daß an der Hand dieses Ergebnisses sich vielleicht auch für einige andere Dramen Björnson's die richtige Formel finden läßt.

Diese Ausstellungen sind freilich nur dann als Fehler zu bezeichnen, wenn „Ueber die Kraft" als ein Drama anzusehen ist. Die Beantwortung dieser Frage jedoch, ob es dies in der That sei, geht wirklich nahezu „über die Kraft". Der Dichter selbst bezeichnet seine Dichtung als „Erstes Stück". Da nach den obigen Auseinandersetzungen ein etwaiges „Zweites Stück" zu unserem ersten kaum in dem Verhältnisse stehen dürfte, in dem der erste Theil des Faust zum zweiten steht, so muß ich gestehen, daß mir der Sinn dieser Bezeichnung nicht ganz klar ist. Björnson bedient sich doch nun einmal der dramatischen Form und der üblichen Eintheilung in Acte: so wird er sich schon gefallen lassen müssen, sein Stück als Drama beurtheilt zu sehen. Hat man doch auch in Stockholm — am 2. Januar 1886 — den Versuch einer Aufführung gemacht, freilich mit dem Mißerfolge, den man von vornherein vermuthen durfte.

Wenn wir im Laufe unserer Untersuchung allerlei ausgesetzten und das Einzelne nicht besonders zu loben für nöthig

Digitized by Google

hielten, so geschah es in der Voraussetzung, daß der Leser von selbst des Lobenswerthen genug entdecken werde. So sei denn auch hier nur auf das Eine hingewiesen, welch' ein tiefer und mächtiger Gedankeninhalt auch in diesem Werke lebt. Wir glauben, daß die Behandlungsart eine schiefe ist; aber welcher Gewinn schon für die Bühne, wenn solche Gedanken ihr zugeführt werden! Und unwillkürlich empfindet man den Wunsch, daß man in recht vielen unserer deutschen Bühnenschriftsteller dieses Geistes einen Hauch verspüren möge.

Aus dem wissenschaftlichen und künstlerischen Leben Bayerns.

Von Martin Greif.

Die selbständige Bedeutung, welche die einzelnen Staatswesen innerhalb des neuen deutschen Reiches, unserem Nationalcharakter entsprechend, bewahrt haben, bringt es mit sich, daß auch die geschichtliche Forschung, wie bisher, fortgesetzt ihr Augenmerk auf die Erhellung und Durchforschung der einzelnen Landesgeschichten richtet, ohne daß sie dabei den allgemeinen Gesichtspunkt, das Verhältniß des Theiles zum Ganzen, je einmal zu vernachlässigen braucht. Tritt doch gerade aus dem immerwährenden Nachweis eigenthümlicher Triebkraft in den Zweigen des Baumes dessen gesunde Stärke um so überzeugender hervor. Auch das Buch von Ludwig Trost, dessen Titel wir unserer Besprechung vorangesetzt haben*), bildet für jeden Deutschen eine erhebende Lectüre und verdient in den weitesten Kreisen unseres Volkes bekannt zu werden. Schon daß es so Vieles bringt, das mit München und seinen Kunstschätzen in engster Beziehung steht und das dabei, weil aus sonst nicht zugänglichen Quellen geschöpft, nur in ihm zu finden ist, sichert ihm das allgemeineste Interesse, denn welche deutsche Stadt, Berlin nicht ausgenommen, erfreut sich so allseitiger Sympathien in allen deutschen Gauen als eben das zugleich schaffens- und lebensfrohe München! Der verflossene Sommer hat es uns wieder gelehrt, was Bayerns Hauptstadt den Gebildeten in ganz Deutschland bedeutet, und daß sie, wenn auch nicht in politischem und merkantilem Sinne, eine Metropole deutschen Geistes genannt zu werden verdient. Daß aber Nichts, das in der Welt zu hervorragender Bedeutung gelangt, ohne stetiges Streben dieses Ziel erreicht, dieses lernen wir am Besten aus dem ganzen Verlaufe einer solchen vom Erfolge gekrönten Entwickelung kennen und darum muß der, welcher sich Rechenschaft ablegen will über den Emporgang und Flor Münchens mit den bewegenden Energien sich vertraut machen, welche die übrigen Kräfte in Schwung brachten und eine solche selbständige Blüthe überhaupt ermöglichten. Aber wohl arbeiten einer entscheidend wirkenden Generation gewöhnlich schon ganze Reihen von Geschlechtern vor, denn ein Gemeinwesen trägt im Keime längst in sich, was es oft erst spät zur Reife bringt, und auch dem trefflichen Könige Ludwig I., der zahllose Kunstschätze hervorrief und sammelte, müssen ähnlich gesinnte Ahnen schon mit verwandten Anregungen vorangegangen sein. In der That läßt sich eine sich vererbende Großsinnigkeit und ein auf das Höhere gerichtetes Trachten, ein idealer Schwung als gemeinsamer Zug der in ihrer übrigen Erscheinung unter sich so verschiedenen Lenker Bayerns in den letzten Jahrhunderten angeben, und diesem die Herrscherreihe verbindenden Merkmale finden wir vor Allem Ausdruck gegeben in dem Eingangskapitel des Buches „Die Pflege der Geschichte durch die Wittelsbacher". Nur von ihrem Herrscherberuf durchdrungene und mit Bewußtsein ihn erfüllende Fürsten können ein Wohlgefallen an dem eifrigen Betriebe der Geschichtskunde haben, da ja sie es ist, welche die Zustimmung und den Beifall des Augenblickes erst bestätigt und ein machterfülltes Leben auch als ein gut angewandtes kennzeichnet. Was aber Ludwig Trost an der Hand archivalischer Belege über den geschichtlichen Sinn der Wittelsbacher berichtet, beweist, daß ihnen das von Einem aus ihrer Mitte, dem edlen Kurfürsten Max Joseph III., ausgesprochene Wort: „Ohne Vaterlandsgeschichte keine Vaterlandsliebe" ohne Unterschied im Sinne gelegen hat.

Eine gleichfalls dem bayrischen Hause eigenthümliche Neigung, die ihm durch die langen Zeiten erbeigenthümlich wurde, ist das beharrliche Streben nach einer unablässigen Mehrung desjenigen Besitzes, der die souveräne Würde hauptsächlich darstellt, nach einem wahrhaft königlichen Kron- und Hausschatze, welcher die gegenwärtige Größe andeutend und zugleich ehrwürdig erscheint. Die hierzu von den einzelnen Regenten gemachten Anstrengungen und geschehenen Erwerbungen finden wir in dem Kapitel „Der bayerische Schatz" dargestellt, das Allen, welche die Münchener Schatzkammer und die in aller Welt berühmte reiche Capelle besucht haben, ein besonderes Interesse erregen wird. Diesem fachmännischen Aufsatze reihen sich zwei farbig geschriebene culturhistorische Skizzen, „die Geschichte der den historischen Fresken beigegebenen Aufschriften" und „die Grundsteinlegung der Allerheiligen Hofkirche" in anmuthigem Wechsel an, welche der Erinnerung an die unvergeßliche Person des zweiten Gründers von München, an König Ludwig I., gewidmet sind und denselben in seiner Alles bedenkenden Fürsorge und in seiner stets den Kern einer Sache in's Auge fassenden Geisteskraft uns vor Augen führen. Auf seinen gleichfalls hochstrebenden Sohn Maximilian II. beziehen sich die beiden folgenden Abschnitte: „Drei Briefe des Joseph Freiherr von Hormayr zu Hartenburg und König Maximilian II. von Bayern" und „das Sanktuarium" des Königs Maximilian II., welche Gaben uns um so werthvoller erscheinen müssen, als sie nur von einem eigens dazu Ermächtigten uns dargeboten werden konnten. Der Leser weiß, als welche Berühmtheit Freiherr von Hormayr unter seinen Zeitgenossen gegolten, und daß derselbe auch zu dem verantwortungsvollen Amte als Prinzenerzieher befähigt war, erfahren wir nun aus den trefflichen Anleitungen, die er seinem fürstlichen Zöglinge ohne Menschenfurcht bei aller Kenntniß der Welt und ihrer Arglist ertheilt hat. Was aber die von dem so äußerst gewissenhaften und das Beste seines Volkes stets wollenden Monarchen in seinem Palaste zu zeitweiliger Absonderung und Meditation hergestellte Zelle betrifft, so dürfte deren eingehende Beschreibung um so anziehender sein, als es Niemandem gestattet ist, das seit fast 25 Jahren verschlossene Gemach zu betreten und in seiner bedeutungsvollen Ausstattung zu betrachten.

Zur Geschichte eines Landes gehört aber nicht nur, was es durch die Gesammtheit seiner Bevölkerung und in Gemeinschaft seiner Fürsten vollführt hat, sondern auch was Einzelne aus seiner Mitte durch die eigenthümliche Kraft ihres Geistes oder ihrer Charaktereigenschaften zu vollbringen befähigt waren. Von diesem Gesichtspunkte aus dürfen wir es daher nicht nur als einen besonderen Schmuck, sondern als einen Hauptbestandtheil dieses patriotischen Buches betrachten, daß ihm in zwei Schlußcapiteln, die sich „Erinnerung an Hermann Schmid" und „Gedichte aus dem Nachlasse Hermann Schmid's" betiteln, eine Charakteristik des in allen deutschen Gauen beliebten und gefeierten bayerischen Volksschriftstellers als literarhistorische Gabe zugewogen wurde. Der Werth dieser mit liebevoller Pietät und feinstem Verständniß durchgeführten Arbeit ist aber um so höher anzuschlagen, als wir außer einem unmittelbar nach Schmid's Tode von Joseph Ritter verfaßten Lebensbildnisse noch keine Studie über denselben besitzen, obgleich er uns bereits vor acht Jahren entrissen wurde. Es gehört zu den traurigen Merkmalen unserer Epoche, daß dieselbe, obgleich in ihr der literarhistorische Sinn den ästhetischen leider überwiegt, für das eigenthümliche Verdienst ihrer heimgegangenen Vertreter nur ein sehr schwaches Gedächtniß bekundet und daß sie dem Todten stillschweigend wieder gern entzieht, was sie dem Lebenden, in manchen Fällen sogar in überschwänglichem Maße, zugestanden hatte. Dadurch verräth sich am deutlichsten das persönliche Moment, das heutzutage eine so überwuchernde Rolle spielt und die Kritik vielfach aller

*) München, M. Rieger.

Digitized by Google

sachlichen Grundlage beraubt. Wie könnte sonst eine solche Vergessenheit in denjenigen Kreisen eintreten, welche die Theilnahme an den Werken aller Meister, mögen sie zu einem früheren oder späteren Zeitalter zählen, zunächst zu erwecken und wach zu erhalten berufen sind! Daß aber Hermann Schmid keinen unverdienten Nachruhm genießt und daß er es werth ist, in seinen besten Schriften unter uns fortzuleben, dieses erfährt man so recht aus dem herrlichen Denkmale, das ihm eine treue und berufene Freundeshand hier endlich aufgerichtet hat. Mögen Alle, die sinnend davor verweilen, sich der Schuld bewußt werden, die durch Vernachlässigung eines so würdigen Vermächtnisses für jeden Einzelnen und nicht nur für die Chorführer des Geschmackes entsteht.

Feuilleton.

Seraphine.

Von Salvatore di Giacomo.

Autorisirte Uebersetzung von Ant. Andrea.

Wenn der alte mürrische Rothkopf, der Thürhüter des Pilgerspitals, an gewissen Tagen seinen ölfleckigen, fadenscheinigen Ueberrock anzieht, der ihm bis auf die Fersen reicht, und sich den Kopf mit seinem ungeheuren Cylinder belädt, bildet er sich ein, wenigstens Thürhüter des königlichen Palastes zu sein. Wahrscheinlich hat er einst im Heere des Königs „Mbomma"*) gedient, denn man merkt ihm noch heute den Calabreser Dialect und die Unverschämtheit der Bourbonensoldaten an.

Gestern verdaute dieser Kerberos gerade sein Mittagsbrot und unterhielt sich nebenbei zischelnd mit einem alten Männchen, das an das Schilderhaus gelehnt ihm allerlei Mittheilungen machte.

Kurz vorher hatte die große Meldungsglocke zwei Mal angeschlagen. Ein einziger Schlag bedeutet eine einfache Wunde, zwei Schläge einen gefährlichen Zustand, drei eine tödtliche Verletzung. Man trug ein Frauenzimmer zum Verbandsaal hinauf: es war jung. Fünf Messerstiche. Nicht mehr und nicht weniger. Sich furchtsam umschauend hatte sie leise vor sich hin geklagt und gemurmelt:

„O heilige Anna! Ich mache Dir ein Gelübde — — Laß mich nicht sterben! Oh — — Oh! Sachte — — sachte!".

Sie kam vom St. Franciscusplatz, aus einem der verrufensten Häuser Neapels, hatte prächtige Zähne und Haare und eine sehr kleine Hand. In ihren großen, blauen Augen glänzten Thränen. Sie nannte sich Seraphine.

* * *

Unten am Schilderhaus rauchte der Thürhüter seine Pfeife. Der weite Pilgerhof wurde ganz von der Sonne überströmt, und der Koch, ein gewaltig dicker Kerl, benutzte das schöne Wetter, um sein großes, dunkelcarrirtes Halstuch über einer Stuhllehne auszulüften. Im Hintergrunde lasen zwei Schutzleute ein Bändchen „Neuer neapolitanischer Lieder" mit Auslegungen. Der Brigadier war zum Verbandsaal hinaufgegangen, um sich die Zeugenaussage über Seraphine zu notiren.

Da sagte das alte Männchen zum Thürhüter:

„Jetzt seht Ihr sie freilich so; sie ist gleich mir unter einem bösen Stern geboren. Aber vor zwei Jahren hättet Ihr sie sehen sollen! Eine Blume konnte nicht schöner sein. Die Leute standen auf der Straße still, um ihr nachzusehen.... Wie ich Euch schon sagte, arbeitete ich damals bei einem Schneider in der Giudecca, schlief im Laden auf einem zerlumpten Sopha und — dachte unaufhörlich an sie, die sich heimlich auf und davon gemacht hatte. Drei Monate ohne sie zu Gesichte zu bekommen! Begreift Ihr, die Ihr selbst Vater seid, was das sagen will? Habt Ihr Töchter?"

*) Rè Bomba, der Neapel 1848 bombardirende Ferdinand II.

„Das versteht sich! Drei sogar. Peppinella! Peppina!" rief er einem kleinen Mädchen, das auf der Straße spielte, zu. „Komm her! Hörst Du? Da! Das ist eine."

„Der liebe Herrgott behüte sie! Und haltet auch Ihr die Augen offen, ich rathe es Euch wie ein Bruder."

Der Thürhüter lächelte, faßte mit der Hand zwischen die Mauer und den Pfosten des Schilderhauses und zog einen Stock hervor:

„Kennt Ihr diesen? Der denkt an Alles; ist gut für Alle, ohne Unterschied — selbst für die Eheliebste... Was sagtet Ihr doch?"

„Ja, so: Eines Abends — und was für ein Abend! Ich schäme mich nicht es einzugestehen, die Wahrheit über Alles! Eines Abends war ich also ausgegangen, um Almosen zu suchen. An der Ecke der Sergentengasse erblickte ich eine Dame, welche Blumen kaufte. Ich näherte mich: Schöne Frau, etwas für einen armen braven Mann! — Habe nichts bei mir. — Mich hungerte, und Hunger kennt keinen Aufschub. Ich wollte mich nicht abweisen lassen. Plötzlich drehte sie sich um und befahl mir barsch fortzugeben. Sie sah mich nicht dabei an, aber ich erkannte sie doch."

„War sie es?"

„Ja; Seraphine".

Der Alte seufzte, sah auf seine abgemagerten Hände nieder und senkte den Kopf. Mit einem Mal schaute er in die Höhe, nach dem kleinen Balcon des Verbandssaals. An der Balustrade desselben stand ein diensthuender Wärter und zupfte, mit dem Koch schwatzend, der von unten herauf gesticulirte und lachte, Charpie.

„Was werden sie alles mit ihr anstellen?" murmelte der kleine Alte. Langsam rollten ihm zwei Thränen über die Wangen. Der Thürhüter klopfte seine Pfeife aus und fragte nach kurzem Schweigen:

„Was weiter?"

„Ja, — — ein Jahr dauerte das schöne Leben. Dann kam's zu einem großen Fall, etwa wie wenn Jemand vom Balcon des obersten Stockwerks stürzt und im Nu auf der Straße liegt.... Armes Mädchen! Sie war zwei Monate krank und verlor Alles. Und Alles wurde anders. Die Hüte gingen d'rauf, Kleider mußten versetzt werden, Ringe verkauft — welch' ein Handwerk, lieber Bruder! Welch' ein Handwerk! — O mein Jesus!" —

Den Blick zu Boden geschlagen, die Hände auf die Brust gedrückt, ließ er seinen Thränen freien Lauf. „Zuletzt ist sie auf den St. Franciscusplatz gekommen, und man hat ihr so mitgespielt. Ach, es scheint mir Alles wie ein Traum!" —

„Wer hat's denn gethan?"

„Zwei Kameraden .... Aus Eifersucht."

In diesem Augenblicke kam ein Wagen angefahren, in welchem ein junger Mann lehnte, dem ein dünner Blutstreif vom Halse auf das weiße Hemd niederlief. Er hatte den Arm um den Hals eines Schutzmannes gelegt, der ihn bewachte und zu gleicher Zeit aufrecht hielt.

Von einer Schaar Neugieriger umringt, fuhr der Wagen in den Hof. Auch der kleine Alte eilte hin und schaute entsetzt zu. Der Thürhüter faßte den Glockenstrang: Drei Schläge! Vielsagend nickte der Schutzmann ihm zu. Dann wurden die Leute vom Hof getrieben und das Thor geschlossen.

„Das ist Einer von ihnen!" sagte der Thürhüter zu dem kleinen Alten.

„Der Aermste!" murmelte dieser. Nach einer Pause fragte er:

„Bleibt Seraphine lange hier?"

„Bewahre!" erwiderte der Kerberos. „Wenn sie verbunden ist, wird sie in's Hospital der Unheilbaren geschafft. Hier behält man keine Frauenzimmer."

Damit drehte er dem Alten den Rücken zu.

* * *

Man führte Seraphine herunter und setzte sie in einen geschlossenen Wagen. Ein Schutzmann nahm an ihrer Seite Platz. Dann wurde das Fenster niedergelassen, und Nichts mehr war zu sehen.

Sie mußte jedoch den kleinen Alten bemerkt haben. Eine Hand erschien am Fenster. Jener lief hinzu. Aus dem Wagen drang eine zitternde Frauenstimme:

Digitized by Google

Ich komme zu den »Incurabili«! — Komm' mit! — Es hat nichts zu bedeuten. — Aengstige Dich nicht!" ...

Die Augen voll Thränen, rannte der Alte athemlos hinter dem Wagen her und rief:

„Seraphine! — Meine Seraph! — Seraph!" ....

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

„Eine Lüge." Schauspiel in drei Aufzügen von Carl Schönfeld. — „Cornelius Voß." Lustspiel in vier Acten von Franz von Schönthan.

Der Verfasser des erstgenannten Schauspiels, welches im Deutschen Theater gespielt wird, hat sich, eingeschüchtert durch den vollständigen Durchfall, den vor Kurzem sein Lustspiel „Mit fremden Federn" im Berliner Theater erlebte, erst nach der ersten, im Ganzen freundlich aufgenommenen Aufführung dem Publikum zu nennen gewagt. Es war das eine sehr gegründete Vorsichtsmaßregel, denn gerade dieses Schauspiel würde am wenigsten eine von vorneherein mißtrauische Betrachtung seines Inhalts wie seines Aufbaues vertragen haben, und ich glaube bestimmt, daß es sogar eine Ablehnung erfahren haben würde, hätte nicht die Zuhörerschaft in ihrem größten Theile die stille Vermuthung gehegt, daß sich hinter den drei Sternen, die an Stelle des Autornamens auf dem Zettel prangten, der Director des Deutschen Theaters selbst versteckte. Freilich mußte diese Vermuthung für Jeden, der einige Aufmerksamkeit auf den Stil des Dialogs zu verwenden gelernt hat, bald hinfällig werden, aber immerhin schwebte von der Vorliebe, welche das Publikum für Herrn L'Arronge auch als Autor hegt, noch ein so guter Rest über dem Zuhörerraum, daß die mancherlei Schwächen des Stückes gern übersehen und dafür der Eindruck vieler dramatisch höchst wirksamer Stellen um so williger empfunden wurde. Und dramatisch auf's Feinste zugespitzt ist in der That Vieles in diesem Schauspiele, dem man es überall anmerkt, daß sein Verfasser in unmittelbarer und täglicher Berührung mit der Bühne lebt.

Der Stoff selbst ist ja schon von größeren Dramatikern besser und tiefer behandelt worden; die Lösung der Frage, die sich der Verfasser stellt, ob nämlich ein Mädchen, das seine Ehre verloren, noch eine Ehe mit einem Ehrenmanne eingehen darf, ist von Dumas in seiner „Dénise" seiner und von Hebbel in seiner „Maria Magdalena" großartiger versucht worden; gleichwohl ist dem Schönfeld'schen Stücke nicht die Geschicklichkeit in der dramatischen Frageſtellung selbst abzusprechen, wenn auch die Motivirung der Antwort nicht gerade logisch und überzeugend klingt. Hedwig, die Tochter einer Beamtenwittwe, ist von einem adligen Lebemann, der sich unter falschem bürgerlichen Namen bei ihr einschlich und ihr die Ehe versprach, verführt und dann heimtückisch verlassen worden. Sie wird, nachdem ihre Schande der alten Mutter das Herz gebrochen, Gesellschafterin in einer adligen Familie. Dort lernt sie den Bruder ihres Verführers, einen vollkommenen Edelmann, kennen, der sie liebt und um ihre Hand wirbt. Sie verweigert ihm anfangs dieselbe, ohne ihm aber den Grund ihres Nein's anzugeben. Ihr Verführer kommt in diesem Augenblicke von weiten Reisen in die Heimath zurück; er findet sein Opfer in dem Hause seiner Verwandten und geliebt von seinem Bruder. Entrüstet besonders über den letzten Umstand behandelt er das arme Mädchen in der brutalsten Weise, wirft ihm vor, daß es sich in die Familie eingeschlichen habe, um sich an ihm zu rächen und will nicht begreifen, daß Hedwig von seinem wahren Namen ja gar keine Ahnung gehabt haben konnte. Das junge Mädchen, durch seine Vorwürfe auf's Aeußerste gereizt, beschließt nun in einem Augenblicke der höchsten Erregung, ihn gänzlich zu demüthigen und reicht seinem Bruder die Hand zur Ehe. Daß diese Scene, gut gespielt, einen vortrefflichen Actschluß ergeben mußte, ist leicht einzusehen, jedoch liegt gerade in ihr das Unwahrscheinlichste des ganzen Stückes. Und um sich auf natürlicheres Gebiet zurückzuretten, muß nun der Verfasser im dritten Acte sich vielfach winden und drehen. Der Verführer Hedwig's sieht ein, daß seine Verdächtigungen gegen das Mädchen ungerecht waren, aber der dunkle Punkt, daß eine Gefallene die Verlobte seines Bruders ist, bleibt trotzdem bestehen. Auf eine allgemein gehaltene Frage bekennt ihm der Bruder seine allgemein gehaltene Ansicht, daß ein Ehrenmann wohl eine Verführte heirathen dürfe, aber nur unter der Voraussetzung, daß der Verführer nicht mehr lebe. Diese theoretische, im Vorhergehenden nicht im Geringsten vorbereitete Antwort wird nun dadurch in's Praktische umgesetzt, daß der Verführer sich erschießt und sterbend seinen Bruder und dessen Braut segnet. So soll jene schwierige und peinliche Frage dramatisch gelöst sein.

Daß sie es in der That nicht ist, begreift sich leicht, denn es ist, wie gesagt, im Drama selbst auch nicht der geringste Grund dafür angegeben, daß die im Allgemeinen geäußerte Ansicht des Edelmanns, der Verführer müsse todt sein, dann sei Alles auf's Beste arrangirt, auch wirklich richtig ist. Warum soll die ganze Frage an dem Dasein des Verführers hängen? Weil der vielleicht plaudern oder höhnisch lächeln könnte? Ist das Bewußtsein des Weibes von der erlittenen und doch auch mit verschuldeten eigenen Schmach denn gar nichts? Und die Pein, die der Mann in dem Gedanken an die einstige Schwäche seines Weibes ausstehen muß, ist sie denn wie weggewischt, sobald der Verführer verschwindet? Auch Hebbel hat in seiner „Maria Magdalena" an jenen Punkt gedacht. „Vor dem Kerl, dem man in's Gesicht spucken möchte, die Augen niederschlagen müssen!" Aber er überspringt ihn, als einen im Grunde nebensächlichen und vertieft seine Lösung durch das tragische Ende Clara's. Für ein Drama bleibt eben diese tragische Lösung nun einmal der einzig richtige Ausgang, wenn nicht das Ganze eine Illusion bleiben soll, die in dem Gemüthe des Zuhörers einen peinlichen Rest, ein ungelöstes Weiterfragen zurückläßt. In „Dénise" wird wenigstens eine tiefere, psychologische Beantwortung der Frage nach dem Weiterleben des zweiten Paares versucht, aber auch dort ohne eigentlich befriedigenden Erfolg. „Darüber kann kein Mann weg!" sagt Hebbel. Das bleibt nun einmal die einzig berechtigte dramatische Antwort auf jene Frage, und auch „Eine Lüge" wird durch den versuchten Compromiß mit jener tragischen Nothwendigkeit in der That zu einer dramatischen Lüge.

Im Uebrigen ist das Schauspiel nicht ungeschickt „gemacht", besonders sind die Actschlüsse von großer Wirkung. Jedoch entbehrt das Ganze eines einheitlichen Tones. Es ist derselbe Compromiß in der Ausführung, der in der Anlage besteht, welcher das Schauspiel zu einem Ding „weder Fleisch noch Fisch" macht. Da scherzt noch ein triviales Liebespärchen neben den tragischen Personen umher und die Figur eines moralisch verwahrlosten, stets Champagner saufenden russischen Studenten führt zu schwankhaften Episoden. Es ist ein häßlicher Ton, der leider immer mehr auf unserer Bühne einreißt, die plumpe Komik so innig mit der ernsten Tragik zu verbinden. Wenn man Beides wenigstens unvermittelt neben einander stellte, wie eine Hanswurstscene oder ein Satirspiel neben die Tragödie, aber dieses Verquicken, das auch Schönfeld wieder anwendet, ist allzu störend, wie es ja auch nur ganz äußerliche Effecte herbeiführen soll. Daß außerdem durch diese halbe und faule Art der Dialog auf's Empfindlichste leidet, ist begreiflich, und die Schönfeld'sche Redeweise, die an und für sich nicht sonderlich fein ist, erhält durch jene Art zuweilen einen fast brutalen Anstrich. Der Autor kann es sich zu seinem Glücke anrechnen, daß er als Vertreterin seiner weiblichen Heldin eine so tüchtige Künstlerin hatte, wie Marie Pospischill es ist. Hätte sie nicht durch ihr leidenschaftliches und doch dabei fein berechnetes Spiel die arme Verführte uns als wahrscheinliche Figur hingestellt, so würde man wohl mit diesem Mädchen wie mit dem ganzen Stücke weniger Mitleid gehabt haben.

Im Berliner Theater kam einen Tag später das vieractige Lustspiel „Cornelius Voß" von Franz von Schönthan zur längsterwarteten erstmaligen Berliner Aufführung, und zwar mit einem großen äußerlichen Erfolg, der wohl hauptsächlich aber den Darstellern galt, denn unter diesen vertraten Barnay und Haase neben Frln. Odilon, Nuscha Butze und Herrn Stahl die Hauptrollen. Wenigstens wüßte ich nicht, worin sonst der außergewöhnliche, das Publikum zu endlosen Beifallsstürmen veranlassende Zauber dieses Stückes bestehen sollte. Haase spielte einen alten Cabinetsrath, der sich in einer eingebildeten diplomatischen Sendung sehr wichtig fühlt, mit vielem Raffinement, aber ohne dieser Figur den stillwirkenden Humor verleihen zu können, an dem es auch der Dichter bei der Ausstattung derselben fehlen ließ, und Barnay gar versucht sich diesmal in der episodischen Rolle eines vornehmen Tagediebes, der mit seinem Gelde und mit seiner Zeit nicht weiß, wohin, und unter dessen durch diese Zwecklosigkeit des Daseins etwas verlottertem Wesen sich zum Schlusse ein warmfühlendes Herz zeigt. Diese Rolle war wohl von dem Dichter als derb humoristisch gedacht und hätte einem Engels trefflich gelegen. Der große Künstler Barnay wußte diese Art von Komik trotz der Geschmeidigkeit seines Wesens doch nicht recht zur Geltung zu bringen, und wäre nicht noch im letzten Acte eine wirklich humoristische Scene für ihn, in welcher er als Probe für eine Brautwerbung einem Sessel seine feurige Liebeserklärung macht, so hätte seine Gesammterscheinung wohl schließlich kalt gelassen trotz des großen Interesses, das man ihr in den ersten Acten erwartungsvoll entgegenbrachte. Frln. Odilon als frischer, herzhafter, leider allzu oft auch etwas unnatürlicher Backfisch mußte das Ganze retten, dessen Idee nicht sonderlich packend ist. Denn daß dieses Mädchen einen jungen Maler, Namens Cornelius Voß, liebt, der aber ein verkleideter, und von jenem Cabinetsrath mit komischem Ungeschick gesuchter junger Fürst ist, und daß nach einigen Mißverständnissen Alles an den Tag kommt und sich zu allseitiger Zufriedenheit auflöst, ist eigentlich die ganze Handlung. Die hübschesten Scenen, wie das Rendezvous der zwei Liebesleute in Pelzen am heißen Camine und die Bekehrung eines alternden Herzogs durch den reizenden Backfisch über das, was eigentlich Liebe sei, im letzten Acte, sind episodenhafter Natur und überdecken kaum das dünne und fadenscheinige Gewebe des Ganzen. Aber im Grunde unterhält man sich bei solchen, wenn auch nur lose zusammengeknüpften Episoden doch recht gut, besonders wenn eine geschickte Hand, wie die Franz von Schönthan's, die reizenden, kleinen Genrebildchen gezeichnet hat, und fragt nicht weiter nach der großen dramatischen Handlung. Eines nur müßte der Autor bei dieser Zusammenstellung von hübschen scenischen Einzelheiten noch vermieden haben, das ist die Unnatürlichkeit des Tones, in dem zuweilen gesprochen wird. Wenigstens scheint es mir höchst zweifelhaft, daß jemals eine junge Gräfin, und wenn sie noch so sehr Backfisch ist, sich derartig frei gegenüber einem erst einmal gesehenen jungen Künstler benimmt, wie es hier im ersten Acte geschieht. Solche Gespräche lassen doch das Lustspiel ein wenig allzu märchenhaft erscheinen, wenn wir auch gerade von den Schönthan'schen und Moser'schen Lustspielen anerkennen müssen, daß die harmlose, moderne Märchenhaftigkeit ihren Hauptreiz bildet.

O. B.

Digitized by Google

Das Auszischen der Theaterdichter.

(Zum Fall Wichert.)

Vor Jahren bin ich einmal in einemder kleineren Theater Londons Augenzeuge gewesen, wie das von einem im Ganzen wenig ustigen Lustspiele gelangweilte Publikum, ohne sich an die unverkennbaren Spuren eines vorhandenen, aber noch unbeholfenen Talentes zu kehren, die armen Schauspieler mit Kugeln aus Zeitungspapier, mit Victualienresten und schließlich, wohl um sie den Schmerz weniger empfinden zu lassen, mit ziemlich großen und schweren kupfernen Pennystücken bewarf, und zwar unter einem Gejohle, einem (wie der Berliner sagen würde) Geulke, das wahrhaft ohrbetäubend war. Als der Tumult eine kaum noch zu überbietende Höhe erreicht hatte, und die an das Heulen, Pfeifen und Füßegetrampel augenscheinlich noch nicht gewöhnten Schauspieler minutenlang ihr Spiel unterbrechen mußten, da trat plötzlich ein Herr im Frack aus der Coulisse, schritt zur sichtlichen Bestürzung der Darsteller wie zum Erstaunen des sofort den Lärm einstellenden Publikums bis vorn an die Fußlampen und rief, zwar bleichen Angesichts, aber mit fester Stimme in das Haus: „Ladies und Gentlemen, ich bin der Autor des Stückes, das zu meinem Schmerze Ihr Mißfallen so lebhaft erregt hat. Hier bin ich, lassen Sie es mich entgelten, daß ich einen Fehlschlag that, indem ich es unternahm, Sie zu amüsiren — aber schonen Sie der unglücklichen Actricen und Acteure, die ja nicht das Mindeste dafür können, daß mein Versuch mißlang. Bin ich schuldig — diese hier sind keine Mitschuldigen, sie sind Opfer meines Verbrechens — wenn es ein Verbrechen ist, Sie nicht so unterhalten zu können, wie ich es angestrebt und gehofft habe!"

Ja wohl: wenn es ein Verbrechen ist, das Publikum nicht so amüsiren zu können, wie es der Autor versuchte und hoffte — das ist der Kernpunkt der Erwägungen, welche uns Alle, die wir mit den „Ulkern" im Theater keine Gemeinschaft haben, jedesmal bestürmen, wenn wir es schaudernd miterleben müssen, daß ein Theaterschriftsteller ausgezischt, d. h. unter Hohn und Spott geradezu moralisch mißhandelt wird — denn dazu gestaltet sich das Auszischen neuerdings in Berlin immer mehr! Und wir haben leider nur allzu oft Gelegenheit, diese Vergröberung der Form einer Ablehnung beobachten zu können. Nicht bloß deshalb, weil unsere zeitgenössische dramatische Literatur immer schlechter wird" — wie die Pessimisten und die Verächter aller nichtausländischen und nichtclassischen Werke zu behaupten pflegen — sondern wohl ebenso sehr und vielleicht noch mehr deshalb, weil ein Theil unseres Theaterpublikums, speciell des großstädtischen Premièrenpublikums, einer immer stärkeren Verrohung der Sitten anheimfällt. Es ist das ein starkes Wort; ich weiß; aber es ist leider auch ein wahres Wort, das einzige die Thatsache völlig deckende! Erst jüngst noch, am Sylvesterabend, hat jener Theil des Premièrenpublikums in Barnay's „Berliner Theater" den Beweis dafür geliefert — hoffentlich aber auch gerade durch die selbst für Berlin ungewöhnliche Ausdehnung der tumultuösen Scenen einem anderen Theile des Publikums die Augen darüber geöffnet, wie herrlich weit wir es im Ausdrucke dafür gebracht haben, daß uns das nicht gefällt, was uns der Dichter zu sagen hatte! Denn in der That, wer am letzten Abend des abgelaufenen Jahres Zeuge davon gewesen war, wie Ernst Wichert's Lustspiel „Die talentvolle Tochter" abgelehnt . . . abgelehnt? nein, grausam, stellenweise sogar brutal massacrirt wurde, wer mit angehört hatte, wie ein Schriftsteller, dem das Lese- wie das Theaterpublikum Deutschlands doch manche nicht nur amüsante, sondern auch werthvolle Arbeit verdankt, geradezu erbarmungslos durch „Verulken" des Stückes und „Mitspielen" verhöhnt wurde — — nur weil ihm diesmal der Versuch mißglückt ist, das Publikum zu unterhalten wie schon manches Mal, der wird sich (falls er nicht gewohnheitsmäßig Theil nimmt an solchen Scenen) denn doch wohl haben fragen müssen, ob eine derartige Form der Ablehnung eines Bühnenwerkes, eine solche, weit über das bloße Auszischen hinausgehende Behandlung des Verfassers nicht ein Act der Ungesittung, ein Zeugniß der Verrohung ist, unwürdig der gebildeten Klassen der deutschen Reichshauptstadt!

Gewiß, das Wichert'sche Stück war nicht gut; gewiß, die meisten der solchermaßen „angeblasenen" Stücke verdienen eine Ablehnung; gewiß auch, das Publikum ist souverainer Richter über das, was ihm öffentlich zur Beurtheilung dargeboten wird; gewiß schließlich, es hat das Recht, wie seinen jubelnden Beifall als Billigung, so auch seine entschiedene Bekundung des Gegentheils als Ausdruck seiner Mißbilligung zu äußern: nur fragt sich's dabei, ob das nicht in einer Form geschieht, welche in ihrer starken Uebertreibung des Berechtigten zu einer auf den Urheber selber zurückfallenden Ungerechtigkeit wird. Oder wäre es vielleicht keine Ungerechtigkeit, wenn man den Versuch, uns zu erheitern, uns wenigstens ein paar Stunden lang über die Schwere des Lebens, das abstumpfende Gleichmaß des Alltagslebens durch das heitere Spiel der Musen hinwegzutäuschen, wenn man diesen Versuch, nur weil er einmal nicht so gelang wie schon so manchesmal, bestraft, als habe der Verfasser des Stückes es sich vorgenommen, uns irgend etwas so recht Niederträchtiges anzuthun oder uns doch mindestens für unser Geld zum Narren zu halten? — Für unser Geld? Das ist auch so eine Frage; denn wer das Premièrenpublikum, und nur dieses lyncht ja den Autor, nur einigermaßen kennt, der wird bei der Betrachtung Derjenigen, welche am meisten „ulken" und zischen, zu seiner nicht geringen Verwunderung sehen, daß zu den grausamsten und unermüdlichsten „Verreißern" des Stückes gerade eine ganze Anzahl von Denen gehören, welche der Theaterdirector oder Autor unter Uebersendung von Billets gebeten hat „ihm die Ehre erweisen zu wollen, der Primière beizuwohnen". — Man wende nicht ein, daß das Premièrenpublikum das Recht habe, schärfer zu urtheilen, als dasjenige, welches die Existenz der Theater durch seinen den größten Theil der Einkünfte beisteuernden Besuch überhaupt erst ermöglicht. Denn einmal ist diese Berechtigung zu einem schärferen Urtheil, geschweige denn zu einem „Begräbnisse" des Stückes unter einer wahren Lawine von Hohn und Verachtung, denn doch noch sehr fragwürdig, und zweitens: wenn das Premièrenpublikum sich mit Recht als das befähigtere, das ästhetisch reifere halten dürfte, so dürfte es gerade deswegen nicht vergessen, daß ihm seine kritisch höhere Stellung die Verpflichtung auferlegt, sie auch im Ausdruck seiner Beurtheilung zu bekunden — noblesse oblige — so müßte es sich gerade auf Grund seiner besseren Einsicht die Thatsache vor Augen halten, daß die „Geschmäcker verschieden" sind, und ein auf Unterhaltung abzielendes Werk vielleicht am folgenden Abende ein sich aus der großen Masse zusammensetzendes Publikum ganz gut amüsiren würde . . . . wenn dieses nicht schon durch die Zeitungen erfahren hätte, das Stück sei von der ersten Instanz zu einem jämmerlichen Tode verdonnert worden, und der Autor, weil er einen solchen „Schund" geschrieben, bei der Première moralisch geschunden worden! Wie, man behandelt den strebenden Autor wie einen Verbrecher, man verhindert ihn nicht nur, den erhofften materiellen Lohn für seine oft mit Aufbietung der besten Kräfte geförderte Arbeit zu erlangen, indem man das große Publikum vom Besuche, die Provinzialbühnen von dem Erwerbe des Stückes abhält; nein man fügt, nach dem bekannten, eine der schlechtesten Seiten des menschlichen Charakters sentenziös ausdrückenden Sprüchworte: „Wer den Schaden hat braucht für Spott nicht zu sorgen" zu dem materiellen Schaden auch noch die moralische, jeden feinfühligen Menschen auf's grausamste verletzende Pein der öffentlichen Verhöhnung und Verspottung! Und ist es denn in Wahrheit ein die schärfste Züchtigung verdienendes Verbrechen, gelegentlich und nach manchen glücklicheren Versuchen ein Werk geschrieben zu haben, bei dem die Kraft dem guten Willen nachsteht oder bei dem sich das Urtheil des Autors wie des Theaterleiters nicht mit dem des Premièrenbesuchers deckt? Wäre es denn nicht würdiger zugleich und gerechter, wenn man ein verfehltes Stück einfach ohne Sang und Klang begräbt, falls man schon nicht Gemüth genug hat, um den Autor wie das Theater wegen der fruchtlosen Bemühung zu bedauern?

Und wie seltsam! Diese Grausamkeit des „Verreißens" findet von allen Kunstdarbietungen einzig und allein dem Theater gegenüber statt! Ist einem Maler ein Bild mißglückt, so gibt's eine vielleicht strenge, aber sicher ohne Hohn geschriebene Kritik, und das Publikum geht einfach achselzuckend daran vorüber, sich dem nächsten Bilde zuwendend. Und ist das mißlungene Werk gar eines, dessen Urheber ehedem bessere gemalt hat, so wird man oft genug das bedauernde „Schade um so viel Mühe und Arbeit" hören können. — Hat ein Bildhauer ein verfehltes Werk ausgestellt, so verhöhnt man ihn nicht, sondern wendet sich kopfschüttelnd davon ab — höchstens, daß man ein wenig sarkastisch lächelt oder parodirende Vergleiche zieht, wenn eine kleine Kraft sich mit riesenhaften Vorwürfen abmüht. Und was die Musik anlangt — hat vielleicht schon Jemand erlebt, daß eine schlechte, eine langweilige Symphonie im Concertsaale ausgezischt, voll Hohn und Spott „verulkt" wurde? Nein, man sitzt ganz still da, bis der letzte Ton verklungen ist, und die einzige Justiz, die das Publikum am Schlusse übt, ist die, daß es nicht klatscht — — überall begegnet man unzulänglichen Versuchen mit würdigem Tadel, nur den nichtglücklichen Theaterschriftsteller, gerade ihn, auf dessen Tummelfeld der Schritt vom Erhabenen zum Lächerlichen so klein wie auf keinem anderen Kunstgebiete ist, ihn beurtheilt man nicht mit Wohlwollen, sondern mit Uebelwollen, ihn hört man, und wenn auch so Manches in seinem der Hauptsache nach unzulänglichen Werke hübsch ist und gefällt, nicht zu Ende an, sondern lacht ihn aus und zerreißt so auch den minder hart Urtheilenden die Stimmung, sodaß das Haus für etwa noch später kommende Schönheiten keine Empfänglichkeit mehr hat, ihm schleudert man als Lohn für seine redliche, wenn auch erfolglose Bemühung, die nicht nur scharfspitzigen, sondern oft auch durch manche der Person, nicht der Sache geltende Bosheit und Rancüne vergifteten Pfeile des Spottes und der Verhöhnung in das Herz!

Es ist wahr, und ich bin weit entfernt davon, es zu übersehen oder zu leugnen: es ist mit dem guten Willen allein noch nicht gethan, und es werden gerade von den Theaterdichtern oft Vergehen der schlimmsten Art gegen den guten Geschmack begangen, es wird zuweilen das Publikum sträflich gelangweilt; und ich bin in diesem Punkte gewiß nicht der Ansicht, das Publikum sei verpflichtet, das ohne Protest über sich ergehen zu lassen. Aber einerseits wird an der Sache nichts gebessert, wenn dieser Protest unwürdige Formen annimmt, und andererseits hat auch durch den Erwerb eines Theaterbillets Niemand das Recht, Leuten, die gleichfalls ein Billet erworben haben, aber möglichst viel Genuß (Amüsement oder künstlerische Erbauung) aus dem ihrem Geschmacke vielleicht besser zusagenden Stücke ziehen wollen, die Möglichkeit dazu durch tumultuöse, die Nerven feinfühliger, an den Autor denkender Personen aufregende Scenen zu berauben! — Wie das eigentliche Publikum über solche modernen Marsyas-Schindungen seitens des Premièrenpublikums denkt, das konnte man u. A. auch am letzten Sylvesterabend wieder beim Verlassen des „Berliner Theaters" hören — Schmeichelhaftes wurde über die theatralischen Lynchrichter keineswegs geäußert! Ich habe es als eine „Anmaßung" bezeichnen hören (um nicht die noch schärferen Ausdrücke wiederzugeben), daß man „dem zahlenden Publikum (!)" sein Vergnügen verdirbt; ich habe an jenem Abende wie schon oft die Meinung aussprechen hören, daß „anständige Leute besser thäten, den Premièren ganz fern zu bleiben, weil es ja doch meist Radau-Abende würden"; ich habe von Neuem die Erfahrung machen müssen, daß man von „neidischen Literaten und anderen Billet-Rassauern" sprach, die „einen Bedeutenderen nicht aufkommen lassen wollen und das anständige Publikum terrorisiren"! — Es sind das stark übertriebene Urtheile über das Premièren-Publikum. Aber, Hand auf's Herz:

Digitized by Google

sind sie ganz und gar unbegründet? Und wäre es nicht im eigenen Interesse der gewohnheitsmäßig zu den Erstaufführungen Gehenden besser, sich reservirter zu halten, damit im Publikum solche zum größeren Theil unberechtigten Anschauungen nicht aufkommen und weiter verbreitet werden können, zumal sich ja die Bühne gerade naturgemäß weit mehr an das große, ganz unbefangen und weit milder urtheilende Publikum wendet, als an die bloß zu den Premièren- und Jubiläums-Vorstellungen erscheinende Minderzahl?

Es kommt noch Eines hinzu, was Jeden, der im Theater etwas mehr sieht als eine Stätte zum „Ulken", zum Nachdenken über die Haltung eines Theils der Premièrenbesucher veranlassen muß. Nämlich: was wird denn durch solche grausame „Ablehnungen", solche Zisch- und Hohnsalven, solche brutalen Verspottungen und Malicen eigentlich erzielt? Nichts Anderes, als daß wirklich feinfühlige Schriftsteller, die bei objectiver Beurtheilung oder gar bei wohlwollender Aufmunterung trotz des einen oder öfteren verfehlten Versuches noch Ersprießliches leisten, das Publikum erheitern oder erbauen, jedenfalls ihm nach dem Zwecke des Theaters dienen und uns zu Dank verpflichten könnten, durch eine solche hämische, verletzende Behandlung auf das Tiefste verwundet werden und sich zurückziehen, worauf dann das Feld noch freier als bisher für die „Macher" wird, für die Theaterstücklieferanten, deren öde Schablonenstücke die deutsche Bühne überschwemmen! Zu den mannigfachen Ursachen, weshalb sich die Dichter so selten von der Bühne herab vernehmen lassen, gehört auch die leider nicht ungerechtfertigte Besorgniß, für ein mißlungenes Werk moralisch auf's Grausamste gemißhandelt, öffentlich an den Pranger gestellt und zum Gespött der Welt gemacht zu werden, behandelt zu werden, als ob es nicht ein Mißgeschick wäre, mit seiner Kraft in dem Bemühen, das Publikum zu erheitern, nicht ausgereicht zu haben, sondern vielmehr eine unverzeihliche, nicht scharf genug mit Hohn und Spott zu züchtigende Anmaßung und Ueberhebung, als ob es ein Verbrechen wäre, das mit der Bloßstellung am Schandpfahl der Oeffentlichkeit geahndet zu werden verdiente!

So! Ich hab's gesagt und meinem Herzen Luft gemacht. Und damit nun Keiner denke: „Aha, auch ein »Angeblasener« oder ein Freund des Autors vom Sylvesterabend", so bekräftige ich's mit meinem hinter diese Zeilen gesetzten Namen, daß mir bei den gerügten moralischen Schindungen weder die eigene Haut juckt, noch daß ich das Vergnügen habe, den Mann zu kennen, dessen Bühnenmißgeschick mir Gelegenheit gab, anstatt des Stückes einmal das Publikum einer kritischen Besprechung zu unterziehen!

Otto Felsing.

Notizen.

Schiller's Weltanschauung und die Bibel. Erläuterungen über „Kassandra" und „Das Ideal und das Leben" von J. Goldschmidt. (Berlin, Rosenbaum & Hart.) — Die Schrift könnte man lustig finden, wären nicht zwei Bogen für eine Parodie weithergeholter Erklärungen gar zu viel. Längst haben wir gewußt, daß Schiller sich viel aus der Bibelsprache angeeignet hat (unser neuer Schillerrabbi scheint gar nicht zu ahnen, daß wir von Boxberger eine umfassende Arbeit über den Einfluß der Bibelsprache auf Schiller's „Räuber" besitzen), was in gleicher Weise, wie man ausführlich nachgewiesen, von Goethe gilt, aber neu ist es, daß der große Dichter in der „Kassandra" die Klagen der Propheten Israels und Judas in sein „geliebtes Griechisch" übertragen, und die biblische Erzählung von den Bäumen des Lebens und der Erkenntniß als „Anker" gebraucht habe, „um die Grundidee von »Kassandra« daran zu befestigen", ja daß er den Bericht vom Sündenfalle nicht allein zum Gedichte „Das Ideal und das Leben" benutzt, sondern darin eine Deutung desselben gegeben, durch welche er manche Zweifel gegen das Paradies der Bibel gehoben habe, wenn der glückliche Entdecker auch die Frage nicht entscheiden will, ob „die Schiller'sche Idealisirung als kritisch-exegetischer Commentar zu behaupten ist". Der Verfasser hat eine so ganz eigene Art zu beweisen und zu widerlegen, auch so wunderliche Begriffe von den Dichtarten, daß mit ihm schlechterdings nicht zu rechten ist; jedes Wort, seine Verworrenheiten aufzulösen, wäre verschwendet. Wer so naive Begriffe von der Gedankendichtung hat, wer nicht ansteht, in einer Ballade nicht die dichterische Darstellung einer Sage oder Geschichte zu sehen, sondern nach einer allgemeinen Bedeutung zu suchen, den muß man ruhig seines Weges gehen lassen. Schiller hat nach Goldschmidt „die Tragik seines dichterischen Prophetenberufes uns in seiner »Kassandra« niedergelegt, den Sieg in seinem großen Geiste in seinem . . . »Ideal und Leben«". Das „Lied von der Glocke" ist „der Hymnus seines Dichterberufes", die lateinische Glockeninschrift auch „die Inschrift des Priesterdiadems auf der Stirn des Dichters". Es muß auch solche Käuze geben.

h. d.

Sinngedichte von Ludwig Fulda. (Dresden, Minden.) — Ebenso witzig pointirte, als fein gedrechselte Epigramme, die mit Humor unsere Schwächen bespotten und mit Geist manche Weisheit verkünden, an die wir sehr zu unserem Heil erinnert werden.

Inserate.

Verlag von Hermann Costenoble in Jena.

Staatlos.

Eine heitere Zeitgeschichte auf ernstem Hintergrunde

von

Hans Blum.

Ein starker Band. Hocheleganter Format broch. 7 M., eleg. geb. 8 M.

Der bekannte Verfasser, der durch seine früheren historischen Romane zu unseren **berühmtesten Autoren** zählt, schildert die Noth eines Deutschen, der aus Verdruß über Preußens Siege 1866 sein Heimathsrecht aufgegeben und ein kleines (bis vor Kurzem wirklich vorhandenes) staatloses Gebiet in Mitteldeutschland erworben hat, in einer Reihe lustiger Verwickelungen, denen der Ausbruch des Krieges von 1870 die ernsteste und zugleich erlösende Prüfung des staatlosen Helden hinzufügt.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Baumgarten, Hermann, **Geschichte Karls V.** Zweiter Band. Zweite Hälfte. Oktav. VIII u. 335 S. Mk. 5. —

Davidsohn, Dr. Robert, **Philipp II. August von Frankreich und Ingeborg.** Oktav. VI u. 337 S. Mk. 4. —

Almann, Dr. Heinrich, Professor der Geschichte, **Kaiser Maximilians I. Absichten auf das Papsttum in den Jahren 1507—1511.** Oktav. 74 S. Mk. 1. 50.

Hans von Zwiedineck-Südenhorst, Die öffentliche Meinung in Deutschland im Zeitalter Ludwigs XIV. 1650—1700. Ein Beitrag zur Kenntnis der deutschen Flugschriften-Litteratur. Oktav. VI u. 117 S. Mk. 2. —

Wasserrab, Karl, Dr. jur. et cam., **Preise und Krisen.** Volkswirtschaftliches aus unseren Tagen. Eine von der staatswirtschaftlichen Fakultät der Universität München gekrönte Preisschrift. Oktav. VIII u. 221 S. M. 4. —

Graf Vitzthum von Eckstädt, K. F., **Shakespeare und Shakspere.** Zur Genesis der Shakespeare-Dramen. Oktav. 264 S. Mk. 4. —

Grillparzers Sämtliche Werke. Sechs Ergänzungsbände aus der Gesamtausgabe in vierter Auflage. Oktav. XIX u. 1453 S. Mk. 7. —

Für die Besitzer der älteren Ausgaben von Grillparzers Werken, besonders der zweiten und dritten in Kleinoktav.

Im Verlage von **F. und P. Lehmann** in **Berlin** ist erschienen:

Anno Zweitausend.

Posse mit Gesang und Tanz von

Karl Bilz.

Zweite Auflage. Preis broschirt 2 Mark.

Gedichte von Karl Bilz.

Zweite Auflage. Preis brosch. 2 M., eleg. geb. 3 M.

Der Fürst von Raiatea.

Posse mit Gesang und Tanz von

Gnophilus.

Preis broschirt 2 Mark.

Die vorstehenden Possen zeichnen sich durch einen feinen, über den Parteien stehenden Humor, die Gedichte durch Tiefe des Gemüths und Formvollendung aus.

Verlag von **Breitkopf & Härtel** in Leipzig.

Aus dem Nachlaß

von

Heinrich von Stein.

Dramatische Bilder und Erzählungen.

VIII, 219 S. gr. 8°. Geh. 6 M.; fein geb. 7 M. 25 Pf.

Heinrich von Stein, durch sein Buch über die „Entstehung der neueren Aesthetik" weiteren Kreisen bekannt, ist 1887 als Privatdocent der Philosophie an der Universität Berlin, dreißig Jahre alt, gestorben. Die aus seinem Nachlaß veröffentlichten dramatischen Bilder und Erzählungen sind der poetische Ausdruck einer von ihm erstrebten Neugestaltung des sittlichen und geistigen Lebens, welche mit der von Richard Wagner angebahnten künstlerischen Kultur in innigem Zusammenhange steht.

Digitized by Google

Allen neu hinzutretenden Abonnenten des **„Berliner Tageblatt“** wird der bis 1. Februar bereits abgedruckte Theil des neuesten **Friedrich Spielhagen**'schen Romans:

„Ein neuer Pharao“

gratis und franco

nachgeliefert. Alle Reichs-Postanstalten nehmen Abonnements auf das „Berliner Tageblatt“ nebst seinen werthvollen 4 Separat-Beiblättern: **„ULK“**, „Deutsche Lesehalle“, „Zeitgeist“, „Mittheilungen über Landwirthschaft, Gartenbau und Hauswirthschaft“ für **Februar und März** zum Preise von 3 Mark 50 Pf. entgegen.

Deutsche Verlags-Anstalt
in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Dahiel, der Konvertit.
Roman von
Richard Voß,
3 Bände. Preis geheftet M. 12.—; fein in Leinwand gebunden M. 15.—

Richard Voß, der rasch berühmt gewordene Autor und preisgekrönte Dramatiker, bezeichnet diesen Roman als die reifste seiner bisherigen Schöpfungen. Der Dichter hat mit der ganzen Naturgewalt seines großen Talentes in diesem Werke ein wahrhaft hinreißendes Seelengemälde geschrieben.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

In Sachen der August-Jenny-Stiftung.

Bezugnehmend auf das Preisausschreiben des Vorstandes des **Allg. Deutschen Schriftsteller-Verbandes** vom 15. Febr. 1887 machen wir hierdurch bekannt, daß wegen der großen Anzahl der eingelaufenen Concurrenzarbeiten sowohl novellistischen als auch wissenschaftlichen Inhaltes der ursprünglich in Aussicht genommene Endtermin für die Erledigung dieser Angelegenheit (am 31. December 1888) um einige Wochen hinausgeschoben werden mußte. Wir hoffen jedoch, daß wir spätestens am 15. Februar 1889, dem Todestage Gotthold Ephraim Lessings, die Zuerkennung der Preise, sowie die Namen der etwaigen Sieger werden veröffentlichen können.

Das Preisrichter-Collegium der August-Jenny-Stiftung.

Privatier **August Jenny** (Dresden), Dr. **Moritz Brasch** (Leipzig),
Professor Dr. **Rudolf Seydel** (Leipzig), Dr. **August Becker** (Eisenach i. Thür.).

Mondamin alleinige Fabr. **Brown & Polson** k. engl. Hofl.

Entöltes Maisproduct. Für **Kinder** und **Kranke** mit Milch gekocht speciell geeignet — **erhöht die Verdaulichkeit der Milch.** — In Colonial- u. Droguenhandlungen 1/1 und 1/2 Pfund engl. à 60 und 30 Pfennig. **Central-Geschäft Berlin C.**

Bei der von mir im August d. J. ausgeschriebenen und am 15. d. M. zur Entscheidung gelangten

Preis-Concurrenz für die beiden besten Novellen

erhielten die beiden folgenden die ausgesetzten Preise, welche heute an die Verfasserinnen abgesandt wurden:

1) Erster Preis: **„Warum?“** von Frau **Konstanze Lochmann** in **Breslau,**
2) Zweiter Preis: **„Rolf Siegfried“** von **Maria Theresia Ma** in **Troppau** (Oest.-Schles.).

Betreffs einiger Erzählungen, die mir zum Ankauf empfohlen wurden, werde ich mit den Autoren in Verbindung treten.

Berlin N, Weißenburger Straße 8, den 17. December 1888.

Paul Köhler, Literarisches Bureau.

Im Verlage der Unterzeichneten sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Schatten.
Erzählung von
K. E. Franzos.
25 Bogen gr. 8°. Geheftet 6 Mk., eleg. geb. 7 Mk. 20 Pf.

Gedichte aus dem Nachlaß von J. V. von Scheffel.

Inhalt: Humoristische Gedichte. — Vermischte Gedichte und Uebertragungen. — Gelegenheitsgedichte. — Sprüche.
11 Bogen 8°. Elegant gebunden mit Goldschnitt 4 Mk.
Stuttgart. **Ad. Bonz & Comp.,** Verlagsbuchhandlung.

Einladung
zur Mitgliedschaft u. anderweit. Förderung des Allwohls-Bundes.

Den schweren gesellschaftlichen Misszuständen und Gefahren gegenüber erscheint es dringlichst geboten die **Grundzinsreform,** die schon in vielen Ländern als eine nicht zu umgehende Nothwendigkeit erkannt worden ist, und alle ernsten Beherziger der Nothzustände und ihrer bedrohlichen Auswüchse in immer steigendem Maasse beschäftigt, durch einen **„Allwohls-Bund“** zu fördern. Gesuche um Zusendung des Programms und der Satzungen bitten wir an unseren Ehrenpräsidenten **Dr. med. et phil. Theodor Stamm, Wiesbaden, Victoriastrasse 21,** zu richten; Beitrittsanmeldungen und Mitgliederbeiträge, von mindestens jährl. 3 M., nebst dem beliebigen Eintrittsgelde u. sonst. Geldgeschenke für den Allwohls-Bund, sind dem Schatzmeister **W. A. Securius, Wiesbaden, Echostrasse 6,** einzusenden.

Der Vorstand:
Ehrenpräsident: Dr. med. et phil. **A. Theodor Stamm, Wiesbaden,** Victoriastrasse 21, der auch thatsächlich **einstweilen** Vorsitzender ist; Schatzmeister **W. A. Securius, Wiesbaden,** Echostrasse 6; Schriftführer: **Max F. Sebald,** Redacteur, **Berlin W.,** Potsdamerstrasse 122c; Vertrauensmänner: **E. v. Werth, Mainz,** Raimundistr. 11; Prof. Dr. **A. v. d. Linde, Wiesbaden,** Stiftstrasse 17; **Carl v. d. Leeden,** Gutsbesitzer **Herrnhof,** Post Reckawinkel, N.-Oesterreich; Profess. **Friedrich v. Bodenstedt, Wiesbaden,** Rheinstrasse 62.

CACAO-VERO,
entölter, leicht löslicher
Cacao.
Unter diesem Handelsnamen empfehlen wir einen in Wohlgeschmack, hoher Nährkraft, leichter Verdaulichkeit und der Möglichkeit schnellster Zubereitung (ein Aufguss kochenden Wassers ergiebt sogleich das fertige Getränk) unübertreffl. Cacao.
Preis: per 1/1 1/1 1/2 1/4 = Pfd.-Dose
850 300 150 75 Pfennige.
HARTWIG & VOGEL
Dresden
Zu haben in den meisten Conditoreien, Colonial-, Delicatess- und Droguengeschäften.

Bestellungen auf die
Einbanddecke
zum XXXIV. Bande der „Gegenwart“, sowie zu den früheren Bänden oder Jahrgängen (letztere zwei Bände umfassend), elegant in Leinwand mit blinder und vergoldeter Pressung zum Preise von à 1 Mark 50 Pf., werden in allen Buchhandlungen entgegen genommen.

Redaction: Berlin S.W., Möckernstr. 67. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig. Expedition: Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.

Digitized by Google

№ 4. Berlin, den 26. Januar 1889. Band XXXV.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Theophil Zolling in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Das Nachspiel zum Fall Geffcken. Von * Zur Dienstbotenfrage. Von Victor Mataja. — **Literatur und Kunst:** Zur Reform des Concertwesens. Von Paul Marsop. — Goethe und Karl August. Von Oskar Bulle. — **Feuilleton:** Eine Prüfung. Humoreske von Albert Roderich. — **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Aufführungen. „Olivia." Schauspiel in vier Acten von W. G. Wills. Von Z. — Neue Inscenirungen. Von Georg Malkowsky. — Notizen. — Inserate.

Das Nachspiel zum Fall Geffcken.

Durch kaiserliche Ordre ist die Publication der Anklageschrift gegen Geffcken befohlen worden. Daß diese Anordnung auf dem Boden des Gesetzes steht, bedarf keiner weiteren Auseinandersetzung, daß sie ungewöhnlich ist, ebensowenig. Wer aber mit Ruhe jenes Actenstück lesen und prüfen wird, wird zugestehen müssen: nach Lage der Umstände war es unbedingte Pflicht im Interesse des Staates, jene Materialien dem deutschen Volke zur Bildung eines eigenen Urtheiles vorzulegen. Es wäre sonst doch allenthalben nur bei der Entscheidung des Reichsgerichtes geblieben: Geffcken sei außer Verfolgung zu setzen, ergo unschuldig. Was jetzt aber dem deutschen Volke über die „Affaire Geffcken" officiell mitgetheilt wurde, ist von so erdrückender Schwere, daß Niemand im deutschen Volke mehr die Verschuldung Geffcken's, selbst wenn sie juristisch wirklich nicht strafbar wäre, wird leugnen können.

Das Nachspiel zur reichsgerichtlichen Entscheidung in Sachen Geffcken ruft zu einer ganzen Fülle von Erwägungen auf.

Das Reichsgericht hat in dem Handeln Geffcken's den objectiven Thatbestand von R.St.G.B. §. 92,1 als gegeben angenommen, den subjectiven Thatbestand aber — „von denen er weiß" ꝛc. — als nicht vorhanden betrachtet und demgemäß Einstellung des Verfahrens beschlossen. Das Reichsgericht ist nicht sacrosanct und seine Rechtsauffassung zu kritisiren verbietet weder eine Rechts-, noch Gewissens-, noch Anstandspflicht. Nach Prüfung des in der Anklageschrift enthaltenen Materiales werden Tausende und Tausende von Juristen in Deutschland die reichsgerichtliche Entscheidung nicht für haltbar erachten können. Und es ist kaum denkbar, daß das „audiatur et altera pars" das Urtheil irgendwie mildern könnte, zumal ja der Staatsanwalt nicht „Partei", sondern Vertreter des öffentlichen Interesses d. i. der Gerechtigkeit ist. Nur eine Möglichkeit für Substantiirung der reichsgerichtlichen Entscheidung wäre denkbar: die Unzurechnungsfähigkeit Geffcken's. Doch davon kann ja im Ernste nicht gesprochen werden. Aber ein zurechnungsfähiger ehemaliger hochgestellter Diplomat und langjähriger Professor des Völkerrechtes sollte die Tragweite der strafgesetzlichen Vorschriften über Landesverrath nicht beurtheilen können?! Ueberdies spricht ja aus den Verhandlungen Geffcken's mit Redacteur und Verleger der Rundschau, aus den Erörterungen mit seiner Frau, aus der Aeußerung: „vogue la galère" das Schuldbewußtsein Geffcken's, das „Wissen", mit aller Klarheit. Wir hegen keinen Zweifel: weitaus die große Mehrzahl der deutschen Juristen wird im Gegensatz zum Reichsgericht auch das subjective Schuldmoment im Falle Geffcken als zweifellos vorhanden annehmen.

Den objectiven Thatbestand erachtet auch das Reichsgericht für gegeben; hier ist also nach dieser Seite keine Bemerkung erforderlich. Die fortschrittliche Presse hat auch nach dieser Richtung jede Schuld verneint. Ob alle in der Anklageschrift aufgeführten Punkte landesverrätherischen Inhalt haben, kann dahingestellt bleiben, ist auch für unsere Erwägungen irrelevant. Nur einen Punkt müssen wir herausgreifen. Selbstverständlich enthalten wir uns jeder Kritik über die Richtigkeit und insbesondere politische Zweckmäßigkeit der im Tagebuche niedergelegten Anschauungen über süddeutsche Personen und Zustände. Daß aber die Veröffentlichung jener bitter wehthuenden Aeußerungen über die süddeutschen Könige und das denselben gegenüber eventuell einzuschlagende Verfahren zu einer Zeit, da deren Landeskinder auf den Schlachtfeldern mitbluteten und glorreiche Siege erfochten, geradezu Ruhe, Sicherheit und Gedeihen des Reiches zu gefährden geeignet war und zwar gerade im Zeitpunkte der ersten welthistorischen Probe des Reiches, da die Träger des deutschen, auch des süddeutschen Heldenruhmes von der Bühne der Weltgeschichte abberufen worden waren: das müßte auch die Fortschrittspresse einsehen. Mit heißem Dankgefühl dürfen wir es betonen: die süddeutschen Regierungen und Stämme sind verständiger und patriotischer als die norddeutsche Fortschrittspresse; weder jene Publication noch die gerade in Bezug auf süddeutsche Dinge daran geknüpften Commentare fortschrittlicher Blätter haben, so hoffen wir, die innere Einheit des Reiches geschädigt oder auch nur eine dauernde Verstimmung hinterlassen. Dank dem sofortigen Eingreifen des Kaisers selbst wurde das Geschwür, das weiterfressend den Organismus des Reiches hätte ergreifen können, sofort mit glühender Zange ausgebrannt. Welchen Eindruck aber die Publication in Süddeutschland gemacht hat und machen mußte, darüber hat ein Münchener Fortschrittsblatt, die verbreitetste Zeitung Bayerns, die „Neuesten Nachrichten", klar und deutlich Zeugniß abgelegt. Die Süddeutschen aber wissen ja nun, was sie vom Berliner Fortschritt und dessen Trabanten zu erwarten haben.

Das Urtheil des deutschen Volkes vermag aber nicht stehen zu bleiben bei dem Geffcken-Fall im engeren Sinne, bei der objectiv wie subjectiv zu bejahenden Frage: ist Geffcken ein Landesverräther im Sinne von St.G.B. §. 92, 1? Die Anklageschrift hat ergeben, daß Geffcken durch die nahe persönliche Freundschaft des hochseligen Kaisers Friedrich ausgezeichnet war, ja geradezu eine Vertrauensperson desselben war, daß Geffcken in Conferenz mit dem ehemals badischen Minister Roggenbach und dem ehemaligen Chef der Admiralität Stosch

Digitized by Google

jene denkwürdigen Actenstücke verfaßt hat, mit welchen Kaiser Friedrich die tragische Regierung der 99 Tage antrat, und zwar bereits im Jahre 1885 verfaßt hat, da Kaiser Wilhelm in Ems in schwerer Ohnmacht lag; daß dieser selbe Geffcken sich für bedeutend genug gehalten hat, an unseren jetzigen Kaiser Wilhelm eine Denkschrift auszuarbeiten, in welcher er die innere und äußere Politik unseres großen und erfolgreichen Staatsmannes wie das Heft eines Schulbuben durchzucorrigiren sich unterstand und daß diese Denkschrift an den Kaiser übergeben werden sollte! In der That, der erste Gedanke, wenn man diese Dinge liest, kann kein anderer sein, als: Unzurechnungsfähigkeit! Aber Herr Geffcken hatte genau abgewogen, was er that und erst jüngst hat er noch wissenschaftliche Arbeiten publicirt, welche nichts an Klarheit des Geistes vermissen lassen.

Dann noch Eines, was selbst von der fortschrittlichen Presse zugegeben wird und was ethisch Herrn Geffcken in aller anständigen Menschen Augen, mögen sie politisch denken wie sie wollen, richtet und vernichtet. Geffcken hat — und er war nach seinem eigenen Zeugniß sich dessen vollkommen bewußt — an unserem hochseligen Kaiser Friedrich einen Vertrauensmißbrauch begangen, wie er furchtbarer und unglaublicher nicht gedacht werden kann.

Was Geffcken als hanseatischer Ministerresident geleistet hat, ist uns unbekannt, ebenso was als Professor in Straßburg; auffallend war es immerhin, daß er den letzteren, gerade für einen deutschen Patrioten so überaus reizvollen Posten noch bei bester Manneskraft freiwillig aufgab. Die literarischen Publicationen Geffcken's sind allen denjenigen, welche auf dem Gebiet des Kirchen- und besonders Völkerrechtes zu arbeiten haben, bekannt. Das Hauptfach Geffcken's war Völkerrecht. Neben mancherlei kleineren Arbeiten, von welchen einzelne sicherlich nicht ohne Verdienst sind (so die vor kurzem erschienene Studie über die völkerrechtliche Stellung des Papstes), hat Geffcken besonders die neuesten Ausgaben von Heffter's Völkerrecht besorgt. Dies Buch war erschienen zu einer Zeit, da die Völkerrechtswissenschaft überhaupt und speciell für uns Deutsche noch ganz andere thatsächliche Voraussetzungen hatte, als dies heute der Fall ist. Um heute brauchbar zu sein, müßte dies Werk einer vollständigen Neugestaltung unterworfen werden: eine solche vorzunehmen, fehlt aber Geffcken der erforderliche sorgsame Fleiß in Verarbeitung des riesig angewachsenen Materiales, die erforderliche Schärfe des Denkens und der nöthige wissenschaftliche Ernst.

Geffcken schleppte lieber den alten Schlendrian fort, als daß er gründlich das neue Material durchdacht und verarbeitet hätte. Mit welcher unglaublichen Nonchalance Geffcken auch im Völkerrechte arbeitete, davon mag das einzige Beispiel eine Vorstellung geben: daß Geffcken im Jahre 1881 noch Nichts weiß von dem Erlaß des fundamental wichtigen Gesetzes über die deutsche Consulargerichtsbarkeit, welches bereits 1879 erlassen worden war (vgl. §. 247)! Geffcken gehörte überhaupt zu einer Gruppe von „Autoritäten" des Völkerrechtes, welche allgemeine Redensarten über Verhältnisse des internationalen Lebens für viel wichtiger erachtete als die Vorschriften der deutschen Gesetzgebung, und welche insbesondere in Nichtbeachtung jener tief eindringenden und wissenschaftlich ausgezeichneten Arbeiten der jungen Wissenschaft des deutschen Reichsstaatsrechtes Laband, Hänel, Seydel u. a. alles nur Mögliche leistete, wofür § 18 des Heffter'schen Lehrbuches in der Ausgabe von 1881 Zeugniß geben mag!

Das größte Aufsehen unter allen Geffcken'schen Publicationen machte das im Jahre 1875 erschienene Buch über „Staat und Kirche". Es war damals die Zeit des in hohen Wogen gehenden „Culturkampfes". Ueber jenes Buch erstattete Otto Mejer, damals Professor in Göttingen, jetzt Consistorialpräsident in Hannover, ein Mann, in welchem ernsteste Wissenschaftlichkeit und streng religiöser Sinn sich verbinden, in der „Jenaer Literaturzeitung", Jahrgang 1875 (Artikel 365), ein Referat, welches die ganze Persönlichkeit Geffcken's in helles Licht setzt; „unbestrittene Sätze mit einiger Breite zu wiederholen, ist ihm nicht zuwider"; das Buch ist „eine Art staatskirchenrechtlich-historischer Eilfahrt von den alten Indern und Aegyptern an — bis zu den neuesten Vorgängen herunter, aber von Station zu Station sich langsamer bewegend"; die Hälfte des Buches ist Kirchenpolitik, wogegen an sich ja Nichts einzuwenden wäre; „aber was die Geschichte unter allen Umständen, also auch bei solcher Verwendung fordert, ist, daß, wenn man sie zu benutzen unternimmt, man sie mehr als oberflächlich ansehe und daß man wenigstens die leicht zu bemerkenden Unrichtigkeiten vermeide. In dieser Beziehung jedoch gibt die Arbeit des Verfassers zu einer langen Reihe von Ausstellungen Anlaß", was dann von Mejer durch den Nachweis einer unglaublich leichtfertigen Behandlung des Westfälischen Friedensinhaltes belegt wird; speciell über a. V. „ist auch alles Einzelne unrichtig", was Geffcken angibt. „Wie erklärt sich," fragt Mejer in berechtigter Entrüstung, „ein solches Referat? Man sollte doch meinen, wenigstens von völkerrechtlichen Studien her würde dem Verfasser der Westfälische Friede nicht unbekannt sein. In der That weiß man nicht, was man von der Zuverlässigkeit eines an der Hand der Geschichte docirenden Politikers sagen soll, dem das historische Material entweder so wenig vertraut oder auch so gänzlich gleichgültig ist, wie obiges Exempel darthut. — Ich wiederhole: es finden sich in dem Buche nicht wenig ähnliche Fehler." Mejer beleuchtet dann den politischen Theil des Buches und kommt hier zu dem gleichen vernichtenden Urtheile, daß nämlich „die Frage nicht unterdrückt werden kann, ob Geffcken wohl in der That berufen gewesen sei, als Lehrer der Kirchenpolitik aufzutreten". Mejer schließt mit dem, die ganze Persönlichkeit Geffcken's nicht allein kirchenpolitisch, sondern in jeder politischen und wissenschaftlichen Beziehung, charakterisirenden Wunsche: „der Verfasser möchte seine Aufgabe etwas größerer »Mühe« werth gehalten haben, als er in seinem Buche documentirt"; dann würde er vielleicht etwas Förderliches geleistet haben, „während er jetzt bloß demselben Ultramontanismus Vorschub gethan hat, den er bekämpft."

Das ist die Persönlichkeit jenes „Politikers", welcher in einer dem Kaiser vorzulegenden Denkschrift unseren Reichskanzler zu schulmeistern unternahm! *

Zur Dienstbotenfrage.

Von Victor Mataja.

Unter dem Worte Dienstboten oder Gesinde begreift man gewöhnlich höchst verschiedene Personenklassen, nämlich sowohl solche, die speciell zur Dienstleistung für die Person und das Hauswesen ihrer Arbeitgeber bestimmt sind, als auch diejenigen, welche in dem Hause ihres Dienstherrn leben, aber auch andere, namentlich landwirthschaftliche Arbeiten verrichten, und diese Zusammenfassung hat insofern Berechtigung, als eben auf dem Lande diese verschiedenen Dienstzweige nicht strenge getrennt sind und dieselbe Person bald im Hause, bald auf dem Felde oder im Stalle thätig wird. Wir haben jedoch im Nachstehenden in erster Linie nur jene, den häuslichen Diensten gewidmete Kategorie im Auge.

Das Gesinde ist offenbar jene Arbeitergruppe, welche noch am wenigsten den Hauch moderner Entwickelung verspürt hat. Die neuen Organisationsformen der arbeitenden Klassen, die moderne Socialpolitik und andere Ereignisse gingen im Wesentlichen spurlos an ihm vorbei, kaum daß in dem Projecte einer Alters- und Invalidenversicherung auf dasselbe Bedacht genommen wurde. Hingegen mahnt uns die ganze ökonomische und rechtliche Stellung der Dienstboten lebhaft an frühere Zeiten und vergangene Einrichtungen.

Das heutige Gesinde ist vielfach an eine Stelle getreten, die früher Unfreie einnahmen, und lange noch verschaffte der Dienstzwang den Gutsherrschaften unentgeltliche oder sehr wohlfeile Arbeitskräfte. Und fast scheint es, als ob das Recht diesen Ursprung auch heute noch nicht vergessen könnte, wenigstens erhalten sich auf dem Gebiete des Gesinderechtes mit einer

Digitized by Google

eigenthümlichen Zähigkeit Bestimmungen, die hinsichtlich anderer Arbeitergruppen schon längst als im Widerspruch mit den modernen Anschauungen fallen gelassen worden sind, bezw. fallen gelassen worden wären, wenn sie jemals existirt hätten.

Die auch heute noch gültige preußische Gesindeordnung vom 8. November 1810 ist ein sprechendes Beispiel hierfür: nicht nur daß die Bezeichnung der Arbeitgeber als „Herrschaft" einen nach unseren gegenwärtigen Anschauungen etwas eigenthümlichen Beigeschmack hat — darüber könnte man sich leichten Herzens hinaussetzen —, sondern auch in der ganzen Behandlung dieses Arbeitsverhältnisses, in dem Meritorischen der Bestimmungen zeigt es sich, daß es sich nicht darum handelt, einen freien Lohncontract zwischen gleichberechtigten Parteien zu regeln, sondern in der That ein herrschaftliches Verhältniß des Einen über einen Anderen constituirt werden soll.

Bemerkenswerth in dieser Gesindeordnung sind z. B. jene Bestimmungen, durch welche die Herrschaft, wenn durch ungebührliches Betragen der Dienstboten zum Zorne gereizt, geradezu zu Scheltworten und geringen Thätlichkeiten ermächtigt oder durch welche dem Gesinde verboten wird, sich der Herrschaft zu widersetzen, wofern nicht das Leben oder die Gesundheit des Dienstboten durch Mißhandlungen in gegenwärtige und unvermeidliche Gefahr geräth. Mögen nun immerhin diese und ähnliche Sätze durch die neuere Strafgesetzgebung als modificirt oder aufgehoben gelten, so sind sie doch äußerst charakteristisch und damit werthvoll für die Beurtheilung des das Gesindewesen noch heute regelnden Gesetzes. Die Theorie von der Gleichberechtigung von Arbeitgeber und Arbeitnehmer erscheint hier wenigstens mit aller nur wünschenswerthen Deutlichkeit über Bord geworfen.

Heben wir indessen noch einige andere Bestimmungen hervor, welche nicht zum Gebiete des Strafrechtes gehören. § 60 z. B. enthält eine Vorschrift zu Ungunsten der Dienstboten entgegen dem klaren Wortlaut etwaiger vorhandener Abmachungen. Er besagt: „Auch Gesinde, welches zu gewissen Arbeiten oder Diensten angenommen ist, muß jedoch auf Verlangen der Herrschaft andere häusliche Verrichtungen mit übernehmen, wenn das dazu bestimmte Nebengesinde durch Krankheit oder sonst auf eine Zeitlang daran verhindert wird." § 73 spricht ferner in einer für das Gesinde bedenklichen Allgemeinheit aus: „Allen häuslichen Einrichtungen und Anordnungen der Herrschaft muß das Gesinde sich unterwerfen."

Noch bemerkenswerther übrigens als die Gesindeordnung ist das Gesetz vom 24. April 1854, betreffend die Verletzungen der Dienstpflicht des Gesindes und der ländlichen Arbeiter. Dasselbe bedroht Gesinde, welches sich hartnäckig Ungehorsam oder Widerspenstigkeit gegen die Befehle der Herrschaft oder der zu seiner Aufsicht bestellten Personen zu Schulden kommen läßt oder ohne gesetzmäßige Ursache den Dienst versagt oder verläßt, ebenso jene Gesindepersonen, welche die Arbeitgeber oder die Obrigkeit zu gewissen Handlungen oder Zugeständnissen dadurch zu bestimmen suchen, daß sie die Einstellung der Arbeit oder die Verhinderung derselben bei einzelnen oder mehreren Arbeitgebern verabreden oder zu einer solchen Verabredung andere auffordern, mit Strafen; in dem zweiten Falle sogar mit Gefängnißstrafe bis zu einem Jahre!

In derselben Richtung bewegt sich auch das österreichische Gesinderecht. Nehmen wir aus den für die einzelnen Kronländer erlassenen, im Wesentlichen mit einander übereinstimmenden Dienstbotenordnungen die für Niederösterreich (vom 1. Juli 1856) als Beispiel, so finden wir den contractbrüchigen Dienstboten gleichfalls mit Strafe bedroht, und Aehnliches, nebstdem auch folgende bemerkenswerthe Bestimmungen:

Der Dienstbote hat jeden seinen Verhältnissen unangemessenen Aufwand in der Kleidung, in Vergnügungen oder sonst zu vermeiden, und dem Dienstherrn kommt es zu, solchen Aufwand zu verbieten (§ 13). Ohne Vorwissen und Bewilligung des Dienstherrn darf der Dienstbote seine Kleidung und Wäschstücke und seine sonstigen Habseligkeiten außer dem Hause, wo er dient, nicht aufbewahren. Er muß sich die Durchsicht seiner Truhen, Koffer oder sonstigen Behältnisse von Seite des Dienstherrn in seiner und eines Zeugen Gegenwart gefallen lassen (§ 15). Der Dienstbote ist bei seinem Austritte verpflichtet, Alles, was ihm zur Aufsicht, Besorgung ꝛc. übergeben wurde, dem Dienstherrn ordentlich zurückzustellen und auf Verlangen des Dienstherrn die Gegenstände, die er als sein Eigenthum mit sich nimmt, vor deren Wegbringung in Augenschein nehmen zu lassen (§ 16).

In Uebereinstimmung mit diesen Rechtssätzen steht es, wenn noch ganz allgemein das Dienstbotenbuch gefordert wird.

Einen seltsamen Contrast hingegen mit allen diesen Vorschriften, welche die Unterwürfigkeit des Gesindes normiren, bilden die in der Neuzeit so vielfach erhobenen Klagen über die Unbotmäßigkeit und die schlimme Beschaffenheit der Dienstboten, welche uns fast zur Annahme bringen könnten, es rege sich auch in diesen Kreisen ein gewisses Klassenbewußtsein. Allerdings werden wir gut thun, uns rechtzeitig daran zu erinnern, daß diese Klagen nichts der Gegenwart Eigenthümliches sind, daß sie schon zu einer Zeit erhoben wurden, wo sicherlich von einer Lockerung der alten Abhängigkeitsverhältnisse durch neuzeitliche Ideen nicht die Rede sein konnte. So sagt z. B. Dorn in seinem 1794 erschienenen Gesinderecht:

„Wohl nie sind die Klagen über bösartiges und verdorbenes Gesinde häufiger gewesen als heutzutage"; er fügt aber freimüthig hinzu: „und wohl nie hat man doch weniger Ursache zu solchen Klagen gehabt; nicht etwa, als wenn nicht wirklich das Gesinde größtentheils bösartig und ungesittet wäre, sondern weil die Herrschaften selbst fast immer entweder in ihrem Betragen überhaupt oder noch besonders in ihrem Verhalten gegen das Gesinde Veranlassung dazu gegeben haben."

Wir möchten nun unsererseits nicht behaupten, daß das Gesinde zum größten Theile bösartig und ungesittet wäre, wir wollen auch nicht die „Herrschaften" allzu sehr anklagen, wenngleich wir den Zweifel nicht ganz unterdrücken können, ob alle jene Frauen, die so sehr über die Unbotmäßigkeit der Dienstleute klagen, ihrerseits es ganz genau mit den ihnen obliegenden Pflichten der Unterordnung nehmen. Allerdings sind wir aber der Ansicht, daß auch das Gesindewesen in den socialen Umwandlungsproceß miteinbezogen ist, der unsere Zeit charakterisirt, und dieser Umstand viel dazu beiträgt, die Beziehungen zwischen Dienstgeber und Diener oftmals nicht ganz erquicklich zu machen.

Was nämlich das rein häusliche Gesinde anbetrifft, so sind für dessen Stellung mancherlei Erscheinungen in der ökonomischen Entwickelung der Neuzeit von Bedeutung.

Auf der einen Seite verengert sich der Kreis von Verrichtungen, deren Besorgung dem Gesinde zufällt, er verengert sich naturgemäß mit dem Wirkungskreis des Hauses selbst. Vieles, was früher im Hause durch häusliche Kräfte verrichtet wurde, wird heute von auswärts beschafft und besorgt, ist Gegenstand eines selbständigen gewerblichen Berufes geworden. Das gilt mehr oder minder hinsichtlich Küche, Keller, Wäschereinigung, Anfertigung von Kleidungsstücken u. A. mehr. Andererseits äußert sich der gestiegene Luxus wiederum in einem vermehrten Bedarf nach Dienerschaft So vermochte Marx darauf hinzuweisen, daß die erhöhte Productivkraft in der großen Industrie erlaube, einen stets größeren Theil der Arbeiterklasse unproductiv zu verwenden und namentlich die dienende Klasse, wie Bediente, Mägde, Lakaien u. s. w. stets massenhafter zu vermehren, wie denn auch in der That von 1861 auf 1870 in England die Zahl der männlichen Diener sich beinahe verdoppelt habe.

Die industrielle Entwickelung kommt dem Gesinde aber auch insofern zu Gute, als sie auch demjenigen, der keine eigentliche gewerbliche Schulung mitgemacht hat, eine zunehmende Gelegenheit zum Erwerbe bietet und namentlich der weibliche Theil des Gesindes vermag aus der gesteigerten Verwendung von Frauen in der Industrie zu profitiren. Mag auch der Erwerb der Frau in der Industrie ein nur mäßiger sein, so unterliegt es doch nach zahlreichen Berichten keinem Zweifel, daß er oftmals mit Vorliebe gegenüber dem Gesindedienst aufgesucht wird, weil er mit einer weit größeren Unabhängigkeit des Lebens vereint und häufig viel weniger anstrengend ist. Daneben macht sich auch geltend, daß den gedrückten Erwerbsverhältnissen, der heutigen Geringfügigkeit so vieler Beamtenbesoldungen u. dergl. oftmals mehr auf Kosten des Haushaltes, als durch Abbruch der Repräsentationsauslagen Rechnung getragen wird, welche

Digitized by Google

Sparsamkeit auch der Dienstbote mitzufühlen bekommt; ebenso macht die Wohnungsnoth die Unterbringung vieler Dienstboten zu einer geradezu unleidlichen.

Alle diese Umstände zusammengenommen mögen in der That bewirkt haben, daß das Verhältniß von Angebot und Nachfrage bei jenen Dienstplätzen, woselbst eine wirkliche und anhaltende Arbeit gefordert wird, sich zu Gunsten der Dienstboten verschoben hat, was namentlich hinsichtlich der weiblichen Dienerschaft für den Mittelstand gelten dürfte, welcher eben regelmäßig eine größere Arbeitsleistung in Anspruch nimmt und obendrein dem oft einzigen „Mädchen für Alles" weniger Freiheit gewährt, als es in großen Häusern mit zahlreicher Dienerschaft der Fall ist.

Uebrigens mögen sich unsere Hausfrauen trösten: anderwärts stellen die Dienstboten noch höhere Ansprüche. Ein klassisches Beispiel hierfür ist Nordamerika. Douai, der die Lage der arbeitenden Klassen in Amerika keineswegs optimistisch geschildert hat, erklärt, daß ohne Frage die Dienstmädchen in Amerika unter den verschiedenen Arbeiterinnen-Kategorien am günstigsten gestellt erscheinen. Die Löhne betragen nach ihm für junge Kindsmädchen 2—5 Dollars im Monat, für Bonnen 6—8 Dollars, für Mädchen für Alles je nach den Leistungen 8—20 Dollars bei freier Kost und Wohnung. Arthur von Studnitz erzählt uns wiederum:

„Die Stellung der Dienstboten in amerikanischen Häusern ist unabhängiger als in europäischen. Ein aus einem der westlichen Staaten gebürtiges Mitglied des Repräsentantenhauses erzählte, daß es zu seiner Jugendzeit seinen Eltern unmöglich gewesen wäre, einen Dienstboten zu dingen, es sei ihm denn das Recht zugestanden worden, am herrschaftlichen Tische zu essen. In manchen Theilen des Landes ist dies noch heute der Fall. Selbst im Osten, dessen Cultur sich der europäischen viel mehr anschmiegt, gibt es Häuser, in denen die Dienstboten das Recht haben — sind sie nicht bei der Arbeit beschäftigt — von der Bibliothek, dem Empfangs- und allen anderen Zimmern des Hauses Gebrauch zu machen. Ihnen ist in jedem Falle gestattet, in ihren eigenen Räumen jederzeit Bekannte zu empfangen. Außerdem wird ihnen wöchentlich ein ganzer Nachmittag und jeder Sonntag zum Ausgehen, zur eigenen Erholung oder Beschäftigung gewährt."

Wir sehen also, daß die vielbeklagten Ansprüche unserer Dienstboten noch durchaus nicht an der Spitze der Entwicklung stehen. Das weitere Steigen derselben kann aber, wofern es nur in der richtigen Weise erfolgt, vom socialpolitischen Standpunkte aus unmöglich als ein Unheil betrachtet werden, denn mancherlei Erscheinungen weisen darauf hin, daß gerade beim Gesinde ein größeres Selbstbewußtsein, eine mit einem solchen gepaarte größere Energie und Widerstandsfähigkeit höchst wünschenswerth wäre. Das schon in's Uebermaaß erweiterte, vornehmlich das Gesinde und die demselben nahestehenden Personengruppen betreffende Trinkgeldunwesen ist, wie allgemein zugestanden, radicaler Einschränkung höchst bedürftig; die Trinkgelder und üblichen „Geschenke" zu Weihnachten, Neujahr und dergl. stellen oftmals theils nur von Rechtswegen verdienten Lohn dar, der zum Schaden für Geber und Empfänger die Maske einer Gabe der Liberalität annimmt und im Gegensatze zu dem sonst herrschenden Bestreben nach deutlichen klaren Abmachungen häufig an voller Unbestimmtheit krankt, theils Ausflüsse des Geldhochmuthes von Reichen, welcher nicht gestattet, eine unentgeltliche Gefälligkeit seitens eines niedriger Gestellten anzunehmen oder die der eigenen geheiligten Persönlichkeit geleisteten Dienste nach dem Normalpreise zu entlohnen. Wir verweisen diesbezüglich auch auf v. Ihering's geistvolle und bekannte Broschüre. Der Trinkgeldgeber steht aber seinerseits nur zu oft, selbst wenn er die Unsitte bekämpfen will, unter dem Druck derselben; eine Hebung des Selbstgefühles der dienenden Klassen wird nun zweifellos den Versuch einer Reform dieser Entlohnungsweise auf's beste unterstützen. Die Unbeholfenheit und Unwissenheit des Gesindes hingegen — namentlich des weiblichen — wird uns schon dadurch dargethan, daß es notorisch Ausbeutungsobject der häufig in sehr unreeller Weise betriebenen gewerbsmäßigen Stellenvermittlung bildet. Auf Aehnliches weist ferner hin das bedeutende Contingent, das nach verschiedenen statistischen Erhebungen die weiblichen Dienstboten zur Prostitution stellen — wenigstens für Denjenigen, welcher zu würdigen weiß, welche Rolle bei dem Hinabsinken auf diese Stufe Hülflosigkeit, Verführung und Unwissenheit spielen.

Die Steigerung der Ansprüche — namentlich in Bezug auf größere Freiheit und Unabhängigkeit — und Hebung des Standesgefühles wird aber durchaus nicht allein für das Gesinde günstig wirken. Auch die Dienstgeber werden daraus Nutzen ziehen, sie werden weniger unterwürfige Diener, aber bessere Arbeiter haben; denn offenbar wird dann ein größeres Zuströmen energischer gewandter Kräfte nach jenem Berufszweig stattfinden, der ihnen sonst durch die mit ihm verbundene rechtliche Inferiorität im Vergleiche mit anderen Arbeitergruppen, sowie durch die weitgehende Entziehung der persönlichen Freiheit verleidet wird. Und gerade der Gesindedienst erfordert oft Verständniß und Arbeitstüchtigkeit, gerade bei ihm wäre es oft wünschenswerth, da er mancherlei Gelegenheit zu Versuchungen bietet, daß sich ihm nicht bloß gefügige, sondern charakterfeste Naturen widmeten.

In diesem Sinne möchten wir an eine rechtliche und sociale Reform des Gesindewesens gedacht wissen, also auch um den Preis, daß die „Herrschaft" mehr zurücktrete, um dem neuzeitlichen Arbeitgeber Platz zu machen. Die Bäume der Freiheit werden sicherlich auch dann nicht in den Himmel wachsen.

Literatur und Kunst.

Zur Reform des Concertwesens.

Von Paul Marsop.

Es gibt Concertstatistiker, welche es sich angelegen sein lassen, das von ihnen angesammelte Material auch innerlich zu verarbeiten. Diese dürften sich der Wahrnehmung nicht verschließen, daß neuerdings im Norden und Süden Deutschlands bald schüchtern bald mit anscheinendem Nachdruck Versuche unternommen werden, welche darauf abzielen, den Programmen der öffentlichen musikalischen Veranstaltungen von äußerlich glänzenderem Zuschnitt auch einen künstlerisch ausgesuchteren Schliff zu verleihen. Obwohl es an drastischen Rückfällen nicht fehlt, obwohl manche Concertleitung, die einen klingenden Namen trägt, alsbald vom stylisirten reuig zum Potpourriprogramm sich zurückwendet, mehren sich die Anläufe zum Guten von Tag zu Tag. Es mag wohl demgemäß die Ueberzeugung, daß unser deutsches Concertwesen reformirt werden sollte, sich zusehends Bahn brechen. Ob es freilich gelingen möchte, eine derartige Reform unter den gegebenen Verhältnissen planmäßig, ungesäumt und mit Erfüllung aller streng idealen Forderungen durchzuführen, das dünkt uns sehr zweifelhaft. Ebenso wenig werden sich die allmächtigen Musikagenten, ohne deren Vermittelung gegenwärtig kein Künstler einen Saal mehr findet, durch die zartsinnigsten Andeutungen dazu bewegen lassen, auf ihre so überaus ertragreiche Thätigkeit fortan zum Besten des allgemeinen Wohles zu verzichten, als das Publikum von heute auf morgen dazu bekehrt werden wird, bei musikalischen Veranstaltungen, für deren Besuch es Eintrittsgeld erlegt, nur mehr erhoben und erbaut sein zu wollen. Es wird voraussichtlich bei den Anläufen bleiben; es wird sich schließlich auch der Beste und Willenskräftigste, trotz aller erfochtenen Siege, im Kampfe mit den materialistischen Dämonen der Zeit müde und muthlos geworden zur Ruhe legen. Wenn wir also im Weiteren Einiges darüber bemerken, wie wir unsererseits über die Hebung der öffentlichen Musikpflege im neuen Reiche denken, so möge uns Niemand vorhalten, daß wir Utopien nachjagen: wir wissen selbst nur allzugut, daß man unsere Vorschläge, sofern man sie aus dem Gesichtspunkte der Modernität betrachtet, für nicht „praktisch" und eben deshalb für so gut wie unausführbar halten wird.

Digitized by Google

Treten wir mit ihnen dennoch heraus, so geschieht dies vorwiegend, um nicht daran mitschuldig zu werden, daß die in dieser Welt des erbarmungslosen Realismus dem idealistischen Theoretiker einzig noch übrig gebliebene Machtbefugniß: diejenige, ab und zu ein freies Wort zu äußern, etwa durch Nichtausübung allmählich auch noch in Wegfall komme.

In den Staats- und Kunstresidenzen, welche als die Brennpunkte deutschen Geisteslebens zu gelten haben, sowie in den größeren und wohlhabenderen Provinzstädten stehen die Cyclen der „Abonnementsconcerte" im Vordergrunde der musikalischen Interessen. Es sind Anforderungen der mannigfachsten Art, welchen die Veranstalter dieser Unternehmungen zu entsprechen haben. Dem classischen Repertoire soll Genüge gethan, die Production der Gegenwart thunlichst berücksichtigt werden. Die vaterländische Kunst will vorzugsweise gefördert, doch auch die des Auslandes, soweit die fesselnderen oder gar hervorragenden Erscheinungen derselben in Betracht kommen, gebührend beachtet sein. Die Mehrzahl der Hörer verlangt nach der gewohnten, im Laufe der Jahre auch den Bequemsten mundgerecht gewordenen Kost und bevorzugt, falls es ohne Neues nicht abgehen soll, den ohrgefälligen, gehaltlosen Klingklang; den ehrlichen, selten von Einseitigkeit freien Musikern ist hinwiederum das Gediegenste nicht gediegen genug. Der Historiker möchte seinen antiquarischen Gelüsten Rechnung getragen sehen, der berufsmäßige Klopffechter am liebsten nur Parteimusik hören und die concertfreundliche Weiblichkeit würde einen Orchesterabend, an dem lediglich Solisten zu Wort kämen, für die Krone aller Genüsse erklären. Es liegt auf der Hand, daß man all' diese so verschiedenartigen Geschmacksansprüche nicht kurzweg mit einem Hinweis auf die Unvergänglichkeit des Beethoven'schen und die Vergänglichkeit des Max Bruch'schen Ruhmes abfertigen kann. Legten es unsere Musiker darauf an, ihrem Publikum in Zukunft jedesmal und unter allen Umständen nur das Allerbeste, nach Form und Inhalt durchaus Unanfechtbare vorzusetzen, so müßten sie darauf gefaßt sein, demnächst vor leeren Bänken oder vielleicht vor einem winzigen Häuflein sonderlich fürnehmer Liebhaber zu spielen. Selbige Liebhaber jedoch wären wohl nur ausnahmsweise in der Lage, für die Unkosten aufzukommen und die Künstler nach Gebühr zu entschädigen. Es würde also Niemandem damit gedient sein, daß man stracks den unversöhnlichen Puritanismus herauskehrte.

Dagegen ließe sich wohl Manches erreichen, wenn man einstweilen etwas bedächtiger vorginge. Angenommen, es stände ein Cyclus von sechs bis sieben großen Concerten in Rede, für welche das Publikum dem alten Brauche zufolge Abonnementskarten löst. Man versuche es nun einmal, für zwei oder drei dieser Aufführungen ein durchaus im vornehmsten Sinne classisches Normalprogramm aufzustellen, ohne dabei nach irgend einer Seite hin das geringste „Zugeständniß" zu machen. Wie möchte ein solches wohl aussehen?

Es könnte beispielsweise bestehen aus: einer Haydn'schen und einer Mozart'schen Symphonie — oder aus einer Bach'schen Cantate und einer Beethoven'schen Symphonie — oder aus einer Cherubini'schen Ouverture, einer der relativ leichter zu erfassenden Beethoven'schen Symphonien (I, II, IV), und einer Ouverture der deutschen Romantiker.

Auffällig kurze Programme, hören wir sagen. Gewiß: kurz im Vergleich zum Hergebrachten. Sie dürften, mit Einfügung ausgiebiger Pausen — wir kommen auf diesen Punkt noch zurück — in kaum mehr als je anderthalb Stunden oder etwas darüber erledigt werden. Das ist jedoch, insofern man die Qualität der bezüglichen Meisterschöpfungen in Betracht zieht, reichlich genug. Eine „Eroica", eine „C-moll", eine „Neunte", die in einer der hehren Großheit dieser Tonstücke angemessenen Vollendung dargeboten werden, mit Hingebung, mit ungetheiltem Empfinden in sich aufnehmen, heißt: Etwas erleben. Neben solchem Erlebniß hat aber nicht viel Anderes mehr Raum. Wäre es vielleicht möglich, unmittelbar nach einer Shakespeare'schen Tragödie noch einer weiteren scenischen Vorführung mit rechter Aufmerksamkeit zu folgen? Schwerlich. Man wende nicht ein, daß mit der Wiedergabe eines Dramas, gleichviel ob es ein recitirendes oder musikalisches sei, bereits mehrere Stunden ausgefüllt werden. Es kommt nicht darauf an, wie viele Zeit man in dieser oder jener Musenhalle zubringt, sondern darauf, wie stark während derselben der Geist angespannt und das Gemüth in Mitleidenschaft gezogen wird. Der empfängliche Zuhörer im Concertsaal arbeitet viel intensiver als der empfängliche Zuhörer im Theater. Bei letzterem werden verschiedene Sinne abwechselnd mehr oder weniger stark in Anspruch genommen; bei ersterem ist der eine Gehörssinn unausgesetzt angestrengt thätig: daher tritt unverhältnißmäßig leichter Ermüdung ein. Auf der anderen Seite kann man hüben und drüben eine entsprechend größere Quantität von nicht so schwer in's Gewicht fallendem Stoffe eher bewältigen. Wie man im „Théâtre français" zwei Lustspiele Molière's hintereinander mit ungemindertem Behagen an sich vorüberziehen läßt, so kann man auch am gleichen Abende einer Haydn'schen und einer Mozart'schen Symphonie vollkommen gerecht werden. Damit indessen wäre man an der Grenze des Möglichen angelangt. Ist der Hörer während der Dauer von Aufführungen, deren Programme unseren Vorschlägen gemäß zusammengestellt sind, ganz bei der Sache, so hat er für ein Mehreres nichts mehr übrig: weder für die conventionelle „Ouverture", noch für eine appetitreizende Mitteleinlage, noch für das rauschende Schlußstück.

Wie er nun seinerseits das „kurze Programm" besser, ruhiger, mit größerem Nutzen für seine ästhetische Durchbildung in sich verarbeiten kann, so ist es den Musikern möglich, sich für die Erledigung desselben sorgsamer vorzubereiten und damit sowohl ihre Leistungsfähigkeit zu steigern, als auch dem Publikum werthvollere Gaben zu gewähren. An den Orten, an welchen die für den Theaterdienst angestellte Capelle zugleich die Hauptstütze des Concertlebens ist, hört man oft darüber klagen, daß diese und jene Composition, mangels ausreichender Zeit für genügend ausgedehnte Proben, nicht gründlich genug studirt sei. Wohlan: stehen anstatt zweier Symphonien, einer Ouverture, einer symphonischen Dichtung und einem Doppelconcert für Fagott und Pauke mit Orchester nur eine Symphonie und eine oder zwei Ouverturen auf dem Zettel, dann kann Selbiges — ein achtbares Durchschnittsvermögen der Capelle und eine leidlich entwickelte musikalische Intelligenz ihres Leiters vorausgesetzt — auch mittelst einer beschränkten Anzahl von Proben gut herausgebracht werden. Non multa, sed multum: nicht das Wieviel, sondern das Was und das Wie fällt in's Gewicht. Eine vorzügliche Wiedergabe eines Tonstückes ist dann ferner schon eine halbe Bürgschaft für die Güte der nächsten Reproduction desselben. Der begabte, der Kunst aufrichtig ergebene Instrumentalist, welcher einmal mit seinen Genossen Beethoven's C-moll-Symphonie musterhaft durchgenommen hat, wird, wenn man es in der Folgezeit je versucht, das Werk nach flüchtigem Durchgehen „einzuwerfen", den Kopf schütteln und sich gegen ein derartiges Vorgehen nach Möglichkeit zur Wehr setzen. Der Zuhörer, dem jene Composition einmal in ungetrübter Deutlichkeit der Zeichnung und mit der ganzen Gewalt ihres Pathos entgegengetreten ist, wird sich weiterhin mit unzureichenden Darbietungen derselben nicht zufrieden geben: nach und nach wird er sich im Stande sehen, mit darüber zu wachen, daß den classischen Meisterwerken ihr Recht wird. Besitzt er erst die zutreffende Vorstellung davon, was ein „großer Beethoven" zu bedeuten habe — und er kann diese, sofern ihm nur etwas Gehör und natürlicher Geschmack zu eigen ist, recht wohl gewinnen — dann wird er sich ebensosehr gegen die Verstümmelung jenes, als eines Nationalheiligthumes, wehren, wie gegen die liebloße Behandlung eines Schiller'schen Dramas: er wird in gleicher Weise, wie in diesem, so auch in jenem Falle gegen unleugbare Betonungs-(Accent-)Fehler, wie gegen unzureichende oder gar schiefe Charakteristik sich nachdrücklich auflehnen. Außerdem wird sich für ihn aus dem zu erlangenden Beethoven-Verständniß ergeben, daß er den Abstand zwischen Beethovenischer und — nicht Beethovenischer Kunstkraft mit Unbehagen ermessen dürfte. Er wird sich des unschätzbaren Werthes der classischen musikalischen Literatur erst bewußt werden. Und

Digitized by Google

das Gefallen an dem Schwächlichen, rein Spielerischen, bloß sinnlich Reizvollen wird sich allgemach bei ihm vermindern, wenn nicht gar verlieren. Er wird sich auch nicht mehr aufschwatzen lassen, daß zwischen der feurigen, sturmfrohen Genialität eines Beethoven und Wagner und der grimassirenden Coulissenrhetorik eines Liszt irgendwelcher Zusammenhang bestünde. Er wird, wie auf den compositorischen Virtuosenkram, so auch auf die mit der Würde einer wahrhaft strengen Kunst nicht in Einklang stehenden Tändeleien der Clavier- und Violinspecialisten in symphonischen Concerten ohne viel Bedauern verzichten. Zu all' dem können jene kurzen Programme den Anstoß geben.

Wir gebrauchten das Wort: Virtuosenkram. Es wird dem Leser nicht entgangen sein, daß in den von uns versuchsweise aufgestellten classischen Normalprogrammen gar keine Solovorträge vorgemerkt sind. Aus wohlerwogenen Gründen. Solovorträge heißt, wie sich der Begriff im Verlaufe der Zeiten nun einmal festgestellt hat, Virtuosenvorträge. Es ist freilich nicht alles, was Virtuosen spielen, Virtuosenmusik: denn Einige unter ihnen bringen ja gelegentlich ein Beethoven'sches, seltener allerdings noch ein Mozart'sches Concert zu Gehör. Selbst aber diese Compositionen, so hochbedeutend sie an sich sind, stehen nicht auf gleichem Boden mit den Werken des großen symphonischen Stiles. Wenngleich Vieles sie jenen verwandt erscheinen läßt — das individualistisch Geschwisterliche der Themenerfindung, das ähnliche Mischungsverhältniß von schönen und charakteristischen Elementen, die gleichen subjectiven Instrumentirungseigenheiten — so lebt doch ein anderer Geist in ihnen. Dies ist, bis auf den heutigen Tag, fast durchgängig übersehen worden. Es ist ein anderes Ding um das D-moll-Concert als um die G-moll-Symphonie des Wolfgang Amadeus, so urmozartisch beide auch sein mögen. Es weht doch noch ein anderer Hauch durch Beethoven's „Eroica", als durch sein Es-dur-Concert, so männlich kühn und sicher, wenn man will, so „heroisch" die Rhythmen des letzteren auch ausschreiten. Jene ist Monumentalarbeit, dieses das wunderbarste, wiewohl von Titanenhand geschaffene Stimmungsgemälde. Vielleicht — wer will das entscheiden, der nicht selbst dergleichen schreibt? — Gleichwerthiges, aber Andersartiges. Nicht daß der Aufbau, die Gliederungen im Concert weniger logisch sind, als in der Symphonie: aber in letzterer sind sie mit Eisenklammern gefügt, in ersterem mit Gewinden von Eichenlaub und Epheu geschürzt. Es darf nun zwar nicht vergessen werden, daß Mozart und ebenso der jüngere Beethoven ihrerseits Virtuosen waren, wiewohl Virtuosen, die, weil sie niemals mit der meisterlichsten Technik um dieser selbst willen prunkten, auch als solche im Vornherein den Wappenbrief reifster, selbstlosester Künstlerschaft im Schilde führten. Dennoch bestaunte die Welt ein anderes Schauspiel der Geister, wenn Beethoven den Marschallsstab des Symphonikers schwang, als dann, wenn er sich herabließ, sich an das Clavier zu setzen. Und als der Virtuose Beethoven in Hans von Bülow wieder auflebte, da mußte der erste unter den Beethovendirigenten den ersten unter den Beethovenspielern schon deshalb überflügeln, weil Beethoven für das Clavier keine C-moll-Symphonie schreiben gekonnt hatte. Somit ist es, sobald man, um ein Musterbeispiel eines Idealprogramms zu geben, an dem Gedanken der unanfechtbaren Stilhöhe festhalten will, nicht einmal angebracht, ein Beethoven'sches Clavier- oder das Beethoven'sche — einzig classische — Violinconcert vor einer Beethoven'schen Symphonie aufführen zu lassen. Dementsprechend wäre es mit den Mozart'schen Concerten zu halten. Der Einwand, daß ein Mozart dieselben seiner Zeit öffentlich vortrug, würde an dieser Stelle keineswegs stichhaltig sein. In Ansehung der enggezogenen Schranken, innerhalb deren damals das öffentliche Musiktreiben hin- und wiederfluthete, hatte in jenen Tagen sicherlich Niemand Veranlassung dazu, über classische Normalprogramme nachzudenken — und dies um so weniger, als das, was wir heute Classicität der Instrumentalmusik nennen, damals erst im frischen Erblühen begriffen war. Heute thut das Sondern noth. Das ungesichtete Zuviel an Musik, das unüberlegte Durcheinanderwerfen von Tonstücken hundertfach verschieden schattirter Stilarten, zu allermeist jedoch der übermäßige Genuß von Leckerbissen aus der Hexenküche der Virtuosen verdirbt den musikalischen Charakter. In unseren von dem Dunst unzähliger einander entgegenbrodelnder Widersprüche erfüllten Concertsälen sind die schlechten Virtuosen, ermuntert durch das Beifallstoben und das platte, unkritische Lobesgeschwätz der musikalischen Bourgeoisie, die vordringlichsten und schädlichsten Kunstschmarotzer. Sie muß man auf's Rücksichtsloseste verfolgen — selbst auf die Gefahr hin, daß man zugleich die guten Virtuosen vor der Hand etwas über Gebühr zurückdrängt. Ihnen und ihrer kurzsichtigen Gefolgschaft gegenüber gilt es mit aller Schärfe zu betonen, daß die wahre Kunst eine „res severa", etwas furchtbar Ernstes sei, und, damit einmal Klarheit geschaffen werde, vorerst für Veranstaltungen besonderer Art die Grenzen eben dieser Kunst mit möglichster Genauigkeit abzustecken. Jeder in einem Orchesterconcert auftretende Solist, und sei er der Objectivste der Objectiven und spiele er nur Engelsmusik, zieht die Aufmerksamkeit der Menge auf seine Person. Dadurch wird die ideale Stimmung getrübt. Sobald der Zuhörer an etwas Anderes denkt als an das aufgeführte Kunstwerk, ist es mit der „Weihe des Hauses" dahin. Deshalb halten wir dafür, daß in unseren Concerten mit classischem Normalprogramm der erste und einzige Solist — das Orchester sein müsse. Compositionen aber von der Gattung der classischen Clavierconcerte, zu denen wir auch, trotz seiner dürftigen und ungeschickten Instrumentirung, das Chopin'sche in E-moll, das Schumann'sche und die beiden Brahms'schen zählen, sollten künftig dazu dienen, den Virtuosenconcerten, die als solche eine gewisse Berechtigung haben — zumal, wenn die Veranstalter ohne Schönfärberei ankündigen, um was es ihnen zu thun ist — einen besonderen Schmuck zu verleihen.

Ueber die der einfachsten Regeln der Aesthetik spottende Ungeheuerlichkeit, zwischen zwei Orchestercolossen, wie etwa Beethoven's A-dur-Symphonie und Volkmann's Ouverture zu Richard III., Cabinetsstückchen von der Art des Mendelssohn'schen Rondo capriccioso oder eines Chopin'schen Walzers einzuzwängen, brauchen wir uns nach dem Vorangegangenen wohl nicht eingehender auszulassen. Dergleichen zart aquarellirte musikalische Album- und Stammbuchblätter gehören in ein Miniaturenconcert. (Im Vorbeigehen sei hier die Bemerkung gestattet, daß man neben diesen neueren Elitestücken der Kleinkunst auch die älteren: Bach's und Händel's Gavotten und Sarabanden, Scarlatti's Gigues, Beethoven's Bagatellen nicht vergessen möchte!) Ebenso wenig ist das Lied, selbst das bedeutende, schubertische, nebst seiner ausgewachsenen Schwester, der Ballade, im symphonischen Concerte an seinem rechten Platze. Das Lied ist Kammermusik des Gesanges. Seine Reize erschließen sich naturgemäß im kleineren Raume; wer mit ihm vor einer breiten Menge Wirkungen erzielen will, muß ihm Gewalt anthun, muß seine feinen Züge vergröbern.*)

*) Sachgemäß ist der neuerdings sich einbürgernde Brauch, „Liederabende" zu veranstalten. Nur hüte man sich auch hier vor dem Zuviel: eine geschlagene Glockenstunde Liedergesang ist des Guten reichlich genug. Als Intermezzo empfiehlt sich ein Instrumentalvortrag, der sich in ungefähr gleichen Stimmungskreisen hält, als die ihm vorangegangenen und auf ihn folgenden Vocalnummern; beispielsweise könnte man den Cyclus der „Müllerlieder" zweckdienlich durch Schubert's A-moll-Sonate (op. 42) unterbrechen. Andererseits ist dringend anzurathen, inmitten einer Quartettaufführung einige Lieder auserlesener Art zur Auffrischung vortragen zu lassen: denn auch mit dem verwunderlichen Herkommen, drei Streichquartette an demselben Abend zu Gehör zu bringen, muß gebrochen werden. Ist jemals ein noch so ehrgeiziger und zäher Capellmeister mit drei Symphonien nach einander vor das Publikum getreten? Und doch ist in drei Symphonien durchschnittlich nicht mehr musikalischer Gedankengehalt verarbeitet als in drei Streichquartetten. Zudem schützt das in stets neuen Strahlenbrechungen erschimmernde Tonfarbenspiel des Orchesters allein den Zuhörer für Zeit und Weile vor Ermüdung, erleichtert ihm das wechselweise Gegenübertreten der einzelnen Instrumentalgruppen die Auffassung — welche beiden Momente bei dem kleinen Ensemble der vier klangverwandten Saiteninstrumente in Wegfall kommen. Es wird Niemand mit gutem

Digitized by Google

Das Unding der „Concertarie" — auf deutsch: fingirter Opernmonolog — verschwände dagegen besser ganz und gar aus der Oeffentlichkeit, um als schätzbares Material für den Gesangsunterricht zurückgelegt zu werden. Womit durchaus nicht gesagt sein soll, daß es auch nur um ein Haarbreit verständiger sei, anstatt solcher Concertarien echte Opernarien, das heißt, Stücke, die man nicht ungestraft aus einem dramatischen Zusammenhang reißen kann und die nur im Theaterlicht eine rechte Figur machen, im Concertsaal vorzutragen. Den Gipfel der Thorheit bezeichnet es allerdings, langgestreckte Scenen oder gar ganze Acte aus einem Musikdrama mit mythischer Fabel von Künstlern in Frack und weißer Halsbinde aus Notenblättern herunter singen zu lassen. Schreiber dieser Zeilen kämpft seit Jahren gegen einen derartigen Unfug an. Wie es scheint, ohne rechten Erfolg. Denn fortdauernd zeigen sich ergebene Anhänger der Bayreuther Sache darin geschäftig, der Idee des Gesammtkunstwerkes und der unzweideutigen Willensmeinung seines Urhebers zum Trotz mit Nibelungen- und Parsifalfragmenten im deutschen Abonnements-Musikpublikum hausiren zu gehen.

Dasjenige, was anstatt all' dieses entweder an sich zu Kleinen und Flachen oder für Ort und Gelegenheit Unzulässigen in unseren classischen Normalconcerten neben der großen symphonischen Literatur vorherrschen müßte, wäre, nach unserem Dafürhalten, das bedeutende kirchliche Chorwerk von mäßigem Umfange. Sieht man von der Oper, von den Musterbeispielen ihrer wichtigen früheren und späteren Entwickelungsstufen ab, so ist das den Instrumentalwerken der musikalischen Wiener Dreifaltigkeit an Stilhoheit einzig Ebenbürtige auf dem Felde der religiösen Tonkunst geschaffen worden. Wir haben die Bach'sche Cantate Eingangs neben die Beethoven'sche Symphonie gestellt: sie sollte der andere Eckpfeiler des Concertwesens der Zukunft werden! Man kann, wie bei der Heranbildung von Berufsmusikern, so auch bei der öffentlichen musikalischen Erziehung der Massen im Bach-Cultus überhaupt nicht weit genug gehen. Zumal gegenwärtig. In einer Zeit, in welcher es noch an allen Himmelsecken von abziehenden Gewittern künstlerischer Revolutionen zuckt und wetterleuchtet, ist nichts so sehr darnach angethan, die in den Nachwehen starker Erregungen noch zitternden Gemüther zu ruhigem Nachdenken und Genießen zurückzuleiten, als die Bachpflege. Für das Volk, ja für viele Künstler ist Bach immer noch mehr der traditionelle Säulenheilige, als der befruchtende, lebenspendende Gott. Es ist hoch an der Zeit, daß dieser Kinderglaube der richtigen Erkenntniß weicht. Außer Bach hätte man für diesen Theil unserer Programme vornehmlich die alten italienischen und niederländischen Meister der Chorcomposition und nächst diesen Händel zu berücksichtigen. Das Händel'sche Oratorium ist, im Gegensatze zur Bach'schen Passion, nur in den selteneren Fällen als ein durch unzerreißbare psychologische Fäden fest verheftetes Ganzes anzusehen. So wäre es zulässig, die zweite Partie aus „Israel in Aegypten" ganz wohl einzeln für sich zur Aufführung zu bringen — unbeschadet der Pietät gegen den Tondichter und ohne ängstliche Sorge darum, daß sich die Wirkung eines solchen Abschnittes als eine geringere herausstellen könnte, wie die von einer vollständigen Wiedergabe der bezüglichen Schöpfung ausgehende. Denn da Händel zwar durchweg mit gewaltigen, aber ziemlich gleichartigen Mitteln arbeitet, gelangt er nur ausnahmsweise dazu, dem Hörer mit Unerwartetem unbekannte Tiefen des Fühlens zu erschließen und, das „Halleluja" abgerechnet, nie dazu, sich selbst zu übertreffen. Die Capellmeister werden nun mit künstlerischem Tacte abzuwägen haben, welche Händel'schen oder Bach'schen Geisteskinder dem symphonischen Mozart oder Beethoven im besonderen Falle an die Seite zu stellen seien. Betonen wollen wir nur noch, daß sich kein zureichender Grund dafür auffinden ließe, das Nebeneinander von geistlicher und einer solchen „weltlichen" Musik, wie wir sie im Auge haben, principiell zu verwerfen. So wenig einerseits religiöse Musik ohne warmes religiöses Empfinden componirt werden kann, so wenig hat andererseits die Vorführung eines selbst auf den wahrsten und edelsten kirchlichen Ton gestimmten Kunstwerkes auch nur das Geringste von einem gottesdienstlichen Acte an sich. Eine Motette, eine Messe ist und bleibt, wofern anders man ihr beträchtlicheren musikalischen Werth zusprechen darf, ein Kunstwerk und nichts als ein Kunstwerk — das Mystische der inbrünstigen religiösen Seelenerregung hat sich mit dem Mystischen der künstlerischen Conception verschmolzen. Der dieser Motette unterliegende Text läßt es statthaft erscheinen, daß ihr auch in der Kirche ein Heimrecht gewahrt bleibt; doch kann sie ebenso gut im Rahmen des Concertsaales gesungen werden, wenn nur der ganze Zuschnitt der Veranstaltung ein ernster, würdiger ist und sie in die Nachbarschaft von Tonstücken vornehmen Charakters gestellt wird. Verletzt es Niemand, daß in einer Galerie eine Kreuzabnahme neben einer Landschaft von bedeutender Anlage hängt, so hat auch die Bach'sche Cantate neben der Beethoven'schen Symphonie einen ihr angemessenen Platz.*)

Schließlich noch ein Wort über hochwichtige Programmbestandtheile, die man in der Regel für unwesentlich erachtet: über die Pausen. Wir beantragen unter allen Umständen lange Pausen: nicht zwischen den einzelnen Abschnitten desselben Werkes, aber zwischen den verschiedenen Compositionen. Dem Zuhörer muß reichlich Zeit gewährt werden, um die in seinem Innern angeschlagenen Empfindungssaiten austönen zu lassen, um aus den gewonnenen Eindrücken die Summe zu ziehen. Das seither übliche Verfahren, daß der Dirigent unmittelbar nach Beendigung eines Vortrages, bevor Spieler und Publikum ordentlich Athem schöpfen gekonnt haben, das Zeichen zum Beginn des nächsten Stückes gibt, erinnert an die an Hoftafeln eingeführte Tischordnung, dem Gast, noch ehe er mit einer Speise recht fertig wurde, alsbald eine neue vorzusetzen. Dazu ist anzunehmen, daß bei den meisten Menschen das Gehirn schwerer verdaut als der Magen. Stopft man freilich die Programme bis über den Rand mit Musik voll, dann kann, falls man es nicht darauf anlegen will, daß die versammelte Kunstgemeinde noch einen Theil der Nacht im Concertsaale zubringe, die Frist zum Ausrasten nur spärlich bemessen werden. So stellt sich denn, auch von dieser Seite betrachtet, die Forderung, es bei möglichst knappen Programmen bewenden zu lassen, als eine unabweisbare dar.

Ein Mehreres über unsere Normalprogramme haben wir nicht hinzuzufügen. Wir hatten solche vorläufig für zwei bis drei Abende des Abonnementscyclus in Aussicht genommen. Zwei weitere desselben möchten dann ausgesprochenermaßen Novitätenabende sein. Eine solche Einrichtung wäre für das Publikum wie für die lebenden Componisten gleich vortheilhaft: jenem würde es erspart bleiben, abwechselnd in classischen und unclassischen Gefilden umhergescheucht zu werden und diese kämen nicht in den Fall, mit Mozart und Beethoven, sondern nur in den, mit Ihresgleichen einen Wettstreit einzugehen. Wir sind zwar die Letzten, die unter allen Umständen

Gewissen behaupten mögen, daß er noch fähig sei, von einem Beethoven'schen Quartett den voll auszuschöpfenden Genuß zu haben, nachdem er zuvor ein Haydn'sches und ein Mozart'sches eifrig und bewegt lauschend in sich aufgenommen hat. Also: wer hat den Muth, wieder ein Stück Gewohnheitszopf abzuschneiden?

Wie wir uns ein Musterprogramm für Kammermusik-Aufführungen denken? Ungefähr so: Haydn: Streichquartett. Sodann einige Lieder; Mozart: An Chloë, Abendempfindung; Beethoven: Adelaide. Zum Beschluß: Mozart: Streichquartett.

Oder: Beethoven: Streichquartett (I. oder II. Periode). Darnach: Lieder aus Schubert's „Schwanengesang" oder Schumann's „Liederkreis". Zum Abschluß: Schubert's Streichquartett in D-moll (mit den Variationen über „Der Tod und das Mädchen").

*) Die Voraussetzung für Zusammenstellungen von classischer Chor- und symphonischer Musik ist natürlich die, daß die hervorragenderen Instrumental- und Vocalkörperschaften in den größeren Städten sich verbünden und gemeinsam in Action treten. Sie mögen bedenken, daß von einem Aufschwung des gesammten Musiklebens auch die einzelnen ausübenden Genossenschaften und zwar in dem Verhältnisse Nutzen ziehen, in welchem sie selbst zu jenem beitragen.

Digitized by Google

ein Vergleichen befürworten. Wir glauben, daß man einer jeden Leistung gegenüber nicht zu fragen hat: Was soll der Componist? sondern: Was kann der Componist? — — wir glauben also, daß, wenn Herr Bodo Ziegenmüller Deutschland mit einer symphonischen Dichtung: „Weimar und Sedan" beschenkt, man nicht in Rechnung zu ziehen hat, was Beethoven vermochte, sondern was Ziegenmüller zu Stande bringt. Dennoch ist es leider nicht thunlich, daß man von dem Vergleichen völlig absieht. Ohne Vergleich, ohne Abschätzung kann sich Niemand eine Vorstellung davon bilden, was er, was man für schön oder unschön, für bedeutend oder unbedeutend hält. Daher unser Vorschlag, Novitäten mit Novitäten zu paaren. Warum aber denselben überhaupt so viel Raum bewilligen? Es kommt nicht in Betracht, ob man die Epoche der Ziegenmüller an sich für eine mehr oder weniger musikalisch fruchtbare hält: jedenfalls muß dem Publikum, welchergestalt auch seine Sympathien und vornehmlich die der Kunstverständigen unter ihm seien, die Möglichkeit offen stehen, sich über das Können der lebenden Componisten ein Urtheil zu bilden. Desgleichen soll ausgiebig dafür gesorgt sein, daß der nur einigermaßen begabte Künstler, selbst wenn man ihn auf Abwegen begriffen glaubt, Gelegenheit habe, auch seine eigenen Werke zu hören. Nicht nur um des etwa zu zollenden Beifalls willen, der ihm nicht selten ein kräftiger Antrieb zu neuem Schaffen wird. Sondern hauptsächlich darum, weil er sich erst bei und nach der öffentlichen Vorführung seiner Arbeit über das relativ Gelungene und Mißlungene in derselben recht klar zu werden fähig ist. Er kann, mag seine Phantasie noch so reich und lebhaft sein, in seiner Studirstube nur Vermuthungen darüber hegen, wie seine Composition klingen dürfte. Durch nichts lernt er hingegen so viel als durch die Feuerprobe vor dem Publikum, als durch das dieser vorangehende Studiren mit dem Orchester. Wie mancher vortrefflich begabte Tondichter — man erinnere sich Anton Bruckner's — ist im Ungeklärten und Fragmentarischen haften geblieben, weil es ihm nicht beschieden war, in den Jahren, in welchen der künstlerische Charakter sich festigt, die Träume des Einsamen in das helle Ertönen der Wirklichkeit hinüberzuführen!

Für die noch übrigen Abende des Cyclus mache man vorderhand den Gewohnheiten und Neigungen des Publikums einige, für die Zukunft nicht schlechthin moralisch bindende Zugeständnisse. An ihnen käme also für's erste noch die Virtuosenmusik von mehr aristokratischer Haltung zu Wort. An ihnen wäre ferner den Spätromantikern, deren Werke nicht mehr als Novitäten gelten, insbesondere den symphonischen Phantastereien von Hector Berlioz und seiner Nachklügler eine Stelle frei zu halten; an ihnen hätte man von den weniger formvollendeten oder gedankenschweren, selten gehörten aber immerhin kennenswerthen Compositionen älterer Meister den Bibliothekenstaub abzustreifen. Später könnten diese verschiedenen Rücksichten dienenden Concerte gegen die mit classischem Normalprogramm ganz zurücktreten — falls nämlich im Laufe der Zeit mit jenem auch die breite Mehrzahl der heute noch einer ergötzlich bunten Abwechselung zugethanen Musikfreunde nähere Fühlung gewinnen sollte. Den Virtuosen müßte es alsdann überlassen bleiben, ihr Heil außerhalb der Aufführungen vornehmeren Stiles zu suchen.

Wir haben uns wieder einmal den Kopf darüber zerbrochen, auf welchem Wege fürderhin zur größeren Ehre unserer nationalen Musikheiligen und zur kräftigeren Förderung deutscher Gemüthspflege etwas Rechtes zu erwirken sei. Wir bitten die schmunzelnden Optimisten, welche berufsmäßig das gegenwärtig Bestehende als das erdenklich Beste preisen, uns unsere Bemühungen freundlichst nicht verübeln zu wollen. Vielleicht werden sie großmüthigerweise dazu bereit sein: können sie doch, als diejenigen denen daran liegen muß, den weniger guten Instinkten der ausschlaggebenden Menge zu schmeicheln, darauf rechnen, Recht zu behalten, während der Idealist sich damit bescheiden soll, Recht zu haben.

Goethe und Karl August.

Von Oskar Bulle.

Das unter diesem Titel seit 1864 unvollendet ruhende Werk Heinrich Düntzer's*) über die Lebensbeziehungen der beiden genannten großen Weimaraner ist jetzt endlich zu einem schönen Ganzen gediehen. Die Goethe-Literatur hat mit demselben einmal wieder eine wirkliche Bereicherung erfahren, und der unermüdliche Forscher, der in seinem vierundsiebzigsten Lebensjahre diese, so bedeutenden Aufwand von Zeit und Kraft erfordernde Aufgabe vollendete, — denn auch die vor dreißig Jahren erschienenen beiden ersten Theile des Werkes galt es auf's Neue zu bearbeiten — darf sich getrost rühmen, auch diesmal wieder das Beste von alledem geleistet zu haben, was Fleiß, Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit auf solchem Gebiete überhaupt zu leisten vermögen. Düntzer gehört zu den hervorragendsten Vertretern der exacten Forschung über die Werke wie über die Lebensverhältnisse unserer großen Dichter; er hat nach dieser Richtung hin oft bahnbrechend und auf jeden Fall immer läuternd, aufklärend und andeutend gewirkt, und das positive Material, welches er, gewissenhaft nachgrabend, aus dem schätzereichen Boden unserer classischen Literaturperiode zu Tage förderte, ist so gewaltig und umfangreich, daß am wenigsten die Hypothesenfänger und Grillenjäger, die in unseren Tagen aller Orten wieder anfangen, ihren Geistesreichthum auch in die Tiefen jener Periode hineinleuchten zu lassen, über solche mühsame und manchmal kleinlich scheinende Arbeit des Nachgrabens die Achseln zucken dürften, denn ihre hohen und ästhetischen Gedankengespinnste heften sich doch allesammt erst an die gediegenen Felsblöcke an, die die ernste Detailforschung aus der Tiefe wühlte. Auch in dem vorliegenden, großen Werke zeigt sich Düntzer lediglich als der emsige und gewissenhafte Sammler, der von überall her mit Umsicht und Genauigkeit einen gewaltigen Stoff zusammenträgt, der diesen Stoff dann mit Klarheit und zu schöner Uebersichtlichkeit ordnet und durch die dünnen Fäden bescheidener Andeutungen in seinen Einzelheiten verbindet, der sich aber maßvoll jeder subjectiven Ausbeutung desselben, jeder von außen her hineingetragenen Beurtheilung und nach vorgefaßten Principien veranstalteten ästhetischen Bearbeitung enthält.

Daß bei dieser Art der biographischen Arbeit, welche „auf jede eigenmächtige Spiegelung im Geiste des Beschauenden verzichtet", eine glatte, im ebenen Laufe sich ergehende Darstellung nicht immer möglich ist, versteht sich von selbst, dafür wird aber meines Erachtens die geistige Selbstthätigkeit des Lesers schärfer angeregt, und es gewährt deshalb eine solche Stoffsammlung, wie sie Düntzer uns hier in möglichster Vollständigkeit vorlegt, einen zwar andersartigen, aber sicherlich ebenso großen, ästhetischen Genuß, wie etwa die gedankenvolle Darstellung des Eindrucks, den ein geistreicher Autor von dem Wesen eines Heroen empfindet, ihn uns verschafft. Denn auch „die schlichte, aber zu jedem rein Fühlenden treu sprechende Wahrheit" übt einen unwiderstehlichen geistigen Zauber aus. Und so muß ich auch jetzt gestehen, nachdem ich das umfangreiche Düntzer'sche Buch — es ist ein Band von beinahe 1000 Seiten — durchgelesen habe, daß ich selten eine Lectüre so gerne immer wieder zur Hand genommen, wie diejenige dieser Materialiensammlung, und daß ich, je mehr ich in ihr fortschritt, immer klarer und immer schärfer die Gestalten der beiden Männer, von denen sie handelt, vor meinem geistigen Auge, wie aus einem Nebel sich formend, erstehen sah.

Hier sehen wir einmal, wie der Dichter vom ersten Anfang seines Weimarer Lebens an durchaus nicht bloß der verwöhnte Liebling und Günstling eines trotz seiner Jugend selbständigen Fürsten war, sondern mit Vorsicht und Festigkeit sowohl gegen die sonderbaren Launen seines Gönners selbst,

*) Goethe und Karl August. Studien zu Goethe's Leben von Heinrich Düntzer. Zweite neubearbeitete und vollendete Ausgabe. Drei Theile in einem Bande. Leipzig, Dyk'scher Verlag.

Digitized by Google

als auch gegen die durch Neid und Philisterhaftigkeit eines engen Hofes erzeugten Feindseligkeiten seiner nächsten Umgebung sich zu wehren hatte. Und nirgends mehr müssen wir Goethe's Charakterfestigkeit bewundern, als in diesen seinen ersten Weimarer Jahren, denn wenn er auch auf manche Absonderlichkeiten Karl August's gerne einging, wenn er auch in eigener, noch ungezähmter Jugendlust das tolle Leben willig mitmachte, das dem um 10 Jahre jüngeren fürstlichen Freund so sehr behagte, freilich ihn auch schädigte, so begann er doch damals schon den unerschrockenen Mahner zu spielen, der den Strudelkopf von manchen Unüberlegtheiten zurückhielt, so verleugnete er schon damals so wenig seine Selbständigkeit gegenüber dem Fürsten, daß er sich stolz von ihm zurückzog, wenn ihm das unruhige Wesen und Treiben des Austobenden unleidlich wurde, so führte er ihn leise, aber sicher, so oft die Gelegenheit sich bot, zu würdigeren Beschäftigungen hin. Niemals wieder, in ihrem ganzen späteren Zusammenleben, war die persönliche Einwirkung Goethe's auf Karl August so stark und unmittelbar, wie in diesen ersten Jahren, denen man wohl einen äußerlichen Abschluß durch die gemeinsame Schweizerreise geben darf, und niemals später hatte Goethe selbst auch es so nöthig, wie damals, fest auf sich selbst und in sich selbst zu stehen, denn wir sehen an allen anderen Begleitern des jungen Herzogs aus jenen Tagen, daß sie dem Fürsten gegenüber ihre Selbständigkeit vollständig einbüßten. Karl August war eine überlegene Natur. Ausgerüstet mit großer Geistesschärfe, bewunderungswürdiger Auffassungskraft und energischem Willen, aber schlecht erzogen und ungebändigt in seinem Eigensinne, bedurfte er gewaltiger Anregung von außen, um sich immer beschäftigt und thätig zu fühlen, und leider suchte er diese Anregung nicht stets auf die beste Art. Sein Kraftgefühl machte sich in oft kindischem Muthwillen, in schlechten Späßen und Derbheiten Luft, brauste sich auch in gewaltigen körperlichen Leistungen, Eilritten, Trinkgelagen, wilden Jagden aus und fand nur wenig Genügen in der Leitung der damals ziemlich verlotterten Zustände seines Landes oder in dem engen Zirkel seines von einer ungeliebten Frau gehaltenen Hofes. Goethe dagegen fand schon damals in den Anfangs kleinen, später sich immer vergrößernden Geschäften, welche ihm Karl August übertrug und in die er sich erst einarbeiten mußte, sowie auch bald in seiner stillen Leidenschaft für Frau von Stein ein Gegengewicht gegen den Sturm und Drang in seiner Seele, und es wurde recht bald aus dem „genialen Schwärmer", der eigentlich nur als ein „von der ganzen Noblesse angestaunter" Besuch nach dem kleinen Weimar gekommen war, ein besonnener Streber, wenn man diesen Ausdruck auch im guten Sinne gebrauchen darf. Er besaß soviel bürgerlichen Ehrgeiz, um sich ernsthaft zu bemühen, seinem fürstlichen Freunde auch geschäftlich unentbehrlich zu werden, und soviel Klugheit, um einzusehen, daß derselbe eines besonnenen Rathgebers bedürfe. Es ist interessant, in den Aufzeichnungen der ersten Jahre des Zusammenlebens zu verfolgen, wie rasch Goethe zu dieser Einsicht gelangt, wie bald er das geschäftliche Uebergewicht erhält und wie im Laufe der Zeit sein Geschäftssinn sich so stark ausbildet, daß aus diesem Grunde sogar seine Zuneigung zu dem immer noch umhertollenden und sich in unnützen Unternehmungen verlierenden Herzog zu erkalten scheint. Einige herbe Urtheile aus ziemlich früher Zeit finden sich in Goethe's Briefen deshalb über des Herzogs Treiben vor.

Je mehr sich Goethe in seine Geschäfte vertiefte, desto freier wurde er zwar in seiner Stellung gegenüber dem Herzog und gegenüber der Weimarer Gesellschaft und oft genug erkennt er dieses Glück an, aber auch desto mißmuthiger wurde er über die Verwaltung, in der er thätig war, und deren Oberhaupt, der Herzog, nur verwirrend wirkte, wenn er auch nicht gerade lässig war. Deshalb sehen wir die Mißverständnisse zwischen dem Dichter und dem Fürsten sich mit den Jahren häufen, sehen aber auch nach der andern Seite wieder, wie gut und philosophisch sich Goethe mit seiner Lage abzufinden weiß und wie frei und vertrauensvoll ihn der Herzog im Ganzen in dem ihm zugewiesenen Bereiche schalten und walten läßt. Nach einigen Jahren hatte Goethe, nachdem er zu seinen vorher geringfügigen Geschäften auch die Kammerdirection und damit das Finanzministerium des kleinen Ländchens übernommen hatte, in die Verwaltung so viel Ordnung gebracht, daß er nach Italien reisen konnte, ohne fürchten zu müssen, unentbehrlich zu sein. Diese Flucht — denn eine solche war es in der That — aus der peinigenden Enge in's Weite, ist man gewöhnt, lediglich als einen Versuch Goethe's zu betrachten, sich aus den Banden der Frau von Stein zu befreien. In Wirklichkeit, das sieht man aus den fortlaufenden Aufzeichnungen, erforderte auch sein Verhältniß zu Karl August eine solche Ausspannung aus den Geschäften des Ministers für längere Zeit. Denn dieses Verhältniß war schließlich so geworden, daß über kurz oder lang ein peinlicher Zusammenstoß zwischen dem seine Verwaltung sehr umsichtig und sorgsam führenden Dichter und dem zur Ausführung hoher politischer Pläne in's Weite schweifenden Fürsten hätte erfolgen müssen. Karl August hatte damals auf einmal den Gedanken an die Gründung eines deutschen Fürstenbundes und an den Anschluß dieses Bundes an das mächtige Preußen mit dem ganzen Eifer einer feurigen Seele erfaßt und reiste nun unaufhörlich an den kleinen Höfen Mitteldeutschlands umher, um seine fürstlichen Vettern für seinen Gedanken zu gewinnen. Für Goethe war dieser Gedanke selbst und noch mehr das fahrende Leben des Herzogs ein Greuel. Er sah, wie viel im Lande zu thun war und wurde durch die fortwährende Abwesenheit des Fürsten, wie durch den unverhältnißmäßigen Geldaufwand, den die Reisen erforderten, doch stets in seinen guten Absichten für dieses Land gehemmt und gestört; er hatte unterdessen auch das Vertrauen der beiden Herzoginnen — ein schöner Brief der Herzogin-Mutter an Fritsch liegt hierfür vor — sowie der Weimaraner Beamtenwelt so fest gewonnen, daß er oft der Vertreter ihrer Interessen dem dieselben zuweilen schroff verletzenden Herzog gegenüber sein mußte; kurz, er war aus dem feurigen Freund des Herzogs sein getreuer Eckart geworden, dessen mahnende Stimme oft genug dem raschen Fürsten allzu philisterhaft geklungen haben mag, so daß er durch dieselbe sich nur gereizt, nicht beruhigt fühlte. Unter solchen Umständen war es sicher an der Zeit gewesen, daß Goethe sich für eine Weile aus jenem Kreise entfernte, denn theilnehmen an dem intimeren Leben des Herzogs konnte er nicht mehr völlig, und eine gänzliche Erklärung zwischen den beiden Freunden würde sicher rasch eingetreten sein.

Goethe's zweijährige Abwesenheit führte ihn, so sonderbar es auf den ersten Blick auch scheinen mag, seinem Fürsten doch erst wieder menschlich näher und bestimmte zugleich die Grundlage, auf welcher sich ihr Zusammenleben in der Zukunft harmonischer bewegen sollte. Denn der Dichter wurde in diesen zwei Jahren, so wenig er sich das Anfangs auch eingestehen mochte, aus seiner verantwortlichen Stellung als Verwalter des kleinen Staates leise aber sicher hinausgedrängt und fand, als er zurückkehrte, nicht die Stellung als allein maßgebender Berather in politischer und administrativer Hinsicht wieder, die er vorher, zum Schaden ihres persönlichen Verhältnisses, beim Herzog eingenommen hatte. Karl August wurde in dieser Zeit überhaupt selbständiger und weihte den abwesenden Minister, mit dem er wohl häufig und gerne sich brieflich über Kunst und seinem Amte ferner liegende Dinge unterhielt, nur oberflächlich in seine Regierungsabsichten ein. Er fand in anderen Personen tüchtige Berather und Helfer und gewöhnte sich an sie, so daß Goethe, als er heimkehrte, zwar formell wieder in den alten Kreis seiner Geschäfte eintrat, in der That aber nur in gleichsam subalterner Weise in demselben wirken konnte. Die Initiative für die Verwaltung fing an hauptsächlich in die Hände des braven Voigt überzugehen, und der Dichter fand sich nur selbständig auf den Gebieten, die wir heute als zum Ressort des Cultusministers gehörig bezeichnen würden. Das war ein unermeßlicher Vortheil für das Verhältniß zwischen ihm und dem Herzog. Denn wenn wir auch zuweilen in den Aufzeichnungen, die über das erste Jahrzehnt nach der italienischen Reise vorliegen, finden können, daß sich Goethe über sein gänzliches Uneingeweihtsein in des Herzogs Absichten beklagt und in den gekränkten Ton

Digitized by Google

verfällt, den die ganze Weimaraner Hofwelt wegen der „ausländischen" Unternehmungen des Herzogs damals anschlug, so müssen wir doch auch andererseits die Mäßigung bewundern, mit der Goethe sich nun, sei es nothgedrungen, sei es absichtsvoll, auf das ihm näher liegende Gebiet der Pflege der Kunst und Wissenschaften beschränkt und so die früheren Controverspunkte zwischen dem Herzog und sich vermeidet. Jetzt beginnt erst eigentlich das richtige Nebeneinanderarbeiten der beiden großen Männer, das zum ersprießlichen Ende führen sollte. So viel auch während der Wirren der Napoleonischen Kriege, an denen der Herzog Anfangs als preußischer General, später als Rheinbundesmitglied und schließlich wieder als Heerführer thätigsten Antheil nahm, Goethe Gelegenheit geboten wurde, hilfreich im engen Kreise des Weimarer Landes seinem Fürsten zur Seite zu stehen, so wenig hatte er doch Einfluß auf die Regierungsacte desselben, mögen sie die äußere Politik oder die innere Verwaltung berührt haben, und andererseits wußte wieder Karl August, so sehr er sich inmitten aller seiner öffentlichen Geschäfte und intimen Liebeshändel immer für Kunst und Wissenschaft und besonders für das Theater das lebhafteste Interesse bewahrte, seinem dichterischen Freunde vollständig freie Hand in allen diesen Dingen zu lassen, die er seiner besonderen Pflege anvertraut hatte. Diese Arbeitstheilung wurde, als Weimar Großherzogthum geworden und eine Neuorganisation seiner inneren Verwaltung eintrat, dadurch aus dem provisorischen Zustande in einen definitiven gebracht, daß Goethe neben den drei eigentlichen Staatsministern, welche fortan die Geschäfte führten, ein Ministerium der „Oberaufsicht" über die Universität Jena, über die Bibliotheken und Museen erhielt, also gleichsam Titularstaatsminister wurde, dem nur bestimmte, eigentlich dem Cultusministerium unterstehende Anstalten zur Pflege überwiesen waren. Mit dieser nach staatsrechtlichen Begriffen eigenthümlichen Regelung von Goethe's Staatsstellung, an die alle äußeren Ehren in reichlichster Weise angehängt waren, bewies Karl August, wie scharfsinnig und richtig er das dienende Verhältniß des Freundes zu sich auffaßte. Er wollte nicht den Geschäftsmann in ihm ausnutzen, sondern dem genialen Freunde nur die passendste Gelegenheit geben, sich ihm nützlich zu machen.

Und dieses äußerliche Verhältniß, das sich nach Goethe's Reise von selbst provisorisch herausgebildet hatte, bis es später legalisirt wurde, bestand nun fruchtbringend zwischen den beiden Freunden bis an ihre Trennung durch den Tod. Nicht immer zwar ohne Störung. Karl August hatte seine eigenthümlichen Ansichten, besonders über das Theater, in denen er sich trotz aller Bewunderung des großen Dichters in dem Freunde nicht stören ließ. So mußte sich Goethe als Theaterleiter oft genug Manches von dem Fürsten aufnöthigen und aufbinden lassen, was seinem ästhetischen Gefühle zuwider war, und ganz abgesehen von den beiden Vorfällen, in denen es zum offenen Kampfe kam, von der bekannten Hundeaufführung, die Goethe zur Niederlegung seiner Aufsicht über das Theater veranlaßte, und von der Baugeschichte des neuen Theaters, in der Goethe's Rath von der Geliebten des Herzogs, der Jagemann, über den Haufen geworfen wurde, sehen wir immer und immer wieder den Herzog mit seinen Launen und Vorurtheilen in des Dichters Bereich eingreifen. Besonders ist es seine Vorliebe für französische Stücke, die Goethe und manchmal auch Schiller höchst ärgerlich wurde. Aber über alle diese Störungen hinweg, ja selbst über die tiefen Risse, die jene beiden erwähnten Vorfälle verursachten, reicht der Herzog wieder dem Dichter die Hand hin mit einem zutraulichen: „Guten Morgen, lieber Alter!" Und nicht das allein: wie erfreulich ist die Selbständigkeit anzuschauen, in der Goethe über alle Angelegenheiten der Universität Jena, der Bibliotheken und der Kunstanstalten schalten darf! Jede Geldforderung, die freilich Goethe stets sehr vorsichtig und immer die finanzielle Lage des Staates bedenkend stellte, wird ohne Weiteres bewilligt, jedes Talent, das der Dichter entdeckt, hülfreich unterstützt, jede Neuigkeit, die der eifrige Sammler herbeischleppt, eingehend betrachtet und besprochen. Und für alle seine kleinen Kunstneigungen und Liebhabereien, die sich in dem alternden Herzog immer reiner herausbildeten, holt er des Dichters Rath und Beistand herbei: seine Kupferstichsammlung, seine meteorologischen Anstalten, seine chemischen Fragen und Curiositäten bilden immer und fast täglich die Anknüpfungspunkte für eine kurze, zutrauliche briefliche Unterhaltung, in der oft genug auch die intimsten häuslichen Verhältnisse kurz besprochen oder angedeutet werden.

Es ist ein Genuß, die Aufzeichnungen aus dem letzten Jahrzehnt des Zusammenlebens Beider zu verfolgen, und die Frage, die sich uns oben aufdrängte, was eigentlich diese beiden doch so verschiedenartigen Freunde so innig an einander fesselte und zu einander hinzog, beantwortet sich aus ihnen ganz von selbst. Sie haben Beide die ihnen eigenthümlichen Wirkungskreise gefunden, in denen sie sich gegenseitig nicht stören, sondern nur ergänzen und fördern, und sie haben in der strengen Pflichterfüllung, die Jeder von ihnen in seinem Kreise mit den Jahren immer glänzender entfaltet, sich gegenseitig achten gelernt, nachdem die stürmische Jugendliebe sich etwas abgekühlt hat. Der Herzog behält bis an sein Lebensende seine originelle, kraftvolle Derbheit, seine Frische und Munterkeit und die unbedingte Wahrheit seines Wesens, die sich nirgends schöner zeigt, als in seinen Briefen; der Dichter wird philisterhafter, pedantischer und beginnt, Grillen zu fangen, aber das Leuchtende seines großen Geistes, seiner reichen Bildung und seines im Grunde edelen Herzens erblaßt am wenigsten seinem fürstlichen Freunde gegenüber. Beide können mit Stolz auf einander blicken, auch das macht schon ihr Verhältniß schön und erhaben und wenn es auch lediglich der Herzog ist, der zuweilen in seinen Briefen den munteren Ton der Jugend wieder trifft und bei seinen alten, herzlichen Neckereien bleibt, so ist doch auch wieder Goethe der Einzige, der dieses Wesen seines Herzogs genau kennt, lächelnd betrachtet und die manchmal seltsamen Aeußerungen dieser frischen Menschennatur mit den schönen Worten gerührt entgegennimmt: „Das ist Er!" In der That, daß Beide ganz sie selbst bleiben, daß weder der Dichter dem Fürsten seine Individualität opferte, noch dieser dem genialen Freunde eine sein eigenes Wesen unnatürlich gestaltende Beeinflussung einräumte, macht ihren Lebensbund so dauerhaft und rein und läßt uns die Zeugnisse von demselben mit wirklichem Wohlgefühle betrachten.

Feuilleton.

Eine Prüfung.

Humoreske von Albert Roderich.

Gestatten Sie mir, verehrter Leser: Mein Name ist Hugo Rothe, ich bin 28 Jahre alt, von nicht unvortheilhaftem Aeußern und unverheirathet, wenigstens im Beginn dieser Geschichte. Vor elf Jahren, kurz nach dem Tode meiner Eltern, begab ich mich nach Amerika, um dort dasjenige Glück zu erringen, für das mir im lieben deutschen Vaterlande wenig Aussichten vorhanden schienen. Meine Hoffnungen sind in Erfüllung gegangen, und ich habe in der neuen Welt das gefunden, was man im allgemeinen Glück zu nennen pflegt. Ein kluger, tüchtiger und braver Mann, an den ich Empfehlungen hatte, nahm mich in sein Geschäft, und ich gewann sein Vertrauen. Ich widmete ihm alles, was ich an Wissen, Arbeitskraft und Fähigkeiten besitze, und seit zwei Jahren bin ich der Compagnon meines väterlichen Freundes.

Es war im Anfang vergangenen Jahres, als ich mich am Bord eines englischen Steamers befand, um nach so langer Abwesenheit mein liebes Deutschland wieder zu sehen.

Zum nicht geringsten Theile waren es auch geschäftliche Angelegenheiten, die mich die Reise unternehmen ließen; viel wichtigere geschäftliche Angelegenheiten aber zwangen mich, meine Reise auf die Dauer von höchstens sechs Wochen zu beschränken. An einem bestimmten Tage des nächstfolgenden Monats mußte ich unter allen Umständen wieder in New-York sein.

Es war an einem recht langweiligen Abend, der auf einen düstern, nebligen Tag folgte, und die Mehrzahl meiner Reisegefährten hatte sich bereits zur Ruhe begeben, als ich in meiner Cabine saß und Briefe schrieb. Der längste dieser Briefe war an meinen väterlichen Freund und Compagnon in New-York gerichtet und lautete, — nach einigen für den Leser dieser Geschichte unwichtigen Auslassungen — folgendermaßen:

„... Ich sehe im Geiste, verehrter Freund, wie Sie nach diesen

Digitized by Google

Herzensergüssen einen Augenblick diesen meinen Brief sinken lassen und innerlich meine deutsche Gefühlsseligkeit tadeln. Schwer freilich wird Ihr Tadel nicht werden, denn ich weiß aus Erfahrungen, denen ich so viel zu danken habe, daß Sie gar mancherlei von dem Sinne und dem Herzen Ihres deutschen Vaters geerbt haben. Und deshalb wage ich es auch, Ihnen etwas aus der Ferne mitzutheilen, was ich dem kühlen, kaufmännischen Amerikaner wohl nimmer mündlich anzuvertrauen gewagt hätte. Eine gewisse Art von Scheu, für die ich so leicht keinen passenden Namen zu finden weiß, hätte mich gewiß davon zurückgehalten ... Also ich gestehe Ihnen, mein väterlicher Freund, daß ich vom ersten Augenblick an, da ich den Boden der neuen Welt betrat, bis zur jetzigen Secunde — am Heimweh gelitten habe! Je nach Ort und Gelegenheit hat mich diese nagende Seelenkrankheit bald leichter, bald schwerer gepeinigt, — nie aber so schwer wie gerade in diesem Augenblicke, wo ich im kleinen, engen, dumpfen Raume so über die Maßen allein bin! — Und ist es denn auch nur allein das Heimweh, das mich so unwürdig weich und wehmüthig macht? Nein, ich fühle noch ein anderes Etwas in meinem Herzen, für das ich in Worten keine Erklärung geben kann! — ich möchte einen kleinen, kleinen Punkt in irgend einer Region der wahrnehmbaren Welt haben, — nach dem ich mich sehnen könnte! Ja, das ist's, mein verehrter Freund! »Es ist die höchste Zeit, daß er sich eine Frau nimmt!« höre ich Sie jetzt sagen, wie ich Sie es schon so oft habe sagen hören. Nun denn, ja, — ich will mir eine Frau nehmen, aber — Verzeihung, mein Wohlthäter! — keine von den Frauen unserer amerikanischen Bekanntschaft, die Sie mir schon so zahlreich vorgeschlagen, — ich muß eine deutsche Frau haben! Sie runzeln die Stirne. »In Amerika lebt man am besten mit einer amerikanischen Frau«, sagen Sie mir. Diese Ihre Meinung aber widerlege ich mit etwas, vor dem Sie bisher immer Respect gehabt haben: mit stichhaltigen Gründen; diese Ihre Ueberzeugung bekämpfe ich mit etwas, dem Sie Ihr arbeitsvolles Leben lang immer Rechnung getragen haben: mit Thatsachen! — Drei Freunde Ihres Hauses, zwei geborene Deutsche und ein Franzose, — ich brauche Ihnen die Namen nicht zu nennen, haben Jeder, wie man es so nennt: ein Mädchen kennen gelernt. Jeder hat das Mädchen, das er kennen gelernt hat, geheirathet, und als Jeder kurze Zeit nach der Hochzeit seine Frau kennen lernte, — da hätte Jeder viel darum gegeben, das Mädchen nicht kennen gelernt zu haben! Diese drei Herren sind mir zu abschreckenden Beispielen geworden, und, ja, ich fürchte mich, — ein Mädchen kennen zu lernen ... Nun aber, jetzt kommt ein neues Bekenntniß, verehrter Freund, nun aber lebt in meiner deutschen Heimath ein Mädchen, das habe ich schon gekannt, als ich noch ein Kind war. Zwölf Jahre alt war die Gespielin meiner Jugend, als ich Deutschland verließ, — von der Jungfrau, wie sie jetzt ist, weiß ich nur aus wenigen, in langen Zwischenräumen erhaltenen Briefen, daß sie klaren Geistes und guten Herzens ist. Ich glaube es wenigstens zu wissen, denn Briefe — Briefe, was bedeuten Briefe?! Man kann sich das alles so sorgfältig ausdenken, eh' man's niederschreibt! Und nun um Ihre Ungeduld zu befriedigen: Meine ehemalige Jugendgespielin ist meine Base, — nein, meine Stiefbase, denn ihr Vater ist nur der Stiefbruder meiner seligen Mutter, und heißt Julie Holle. Und wenn dies Mädchen das werden könnte und wollte, was ich suche und ersehne, ein Weib für's Haus und für's Herz, dann — ja, das ist's eben! Vier Wochen habe ich nur, sie zu prüfen und, — wer will ein Weiberherz kennen lernen in so kurzer Zeit? Und dazu, wenn man eine so gute Partie ist, wie ich es zu sein scheine!

Die uns Beiden wohlbekannte, vielerfahrene Lady Westland sagte einmal zu mir: »Ein Mädchen mit etwas Schönheit und etwas Geist, das einen Mann gewinnen will, hat tausend unsichtbare Engel im Dienste. Wenn der Mann gewonnen ist, sieht er die Engel — einzeln davonfliegen.«

Ja, prüfen, prüfen will ich mit den schärfsten Blicken, ehe ich mein Loos entscheide! Ich will nicht ein Mädchen, ich will mein zukünftiges Weib kennen lernen! Und ich habe mir einen Plan ersonnen, der mir dabei helfen soll. Ich gebe mich für verlobt aus? Dann bin ich nicht mehr der zu gewinnende Mann, — dann wird meine liebe Base die tausend Engel nicht zu Hülfe rufen, — sie wird sein — wie sie ist!

Und nun, verehrter Freund, glätten Sie Ihre in Falten gelegte Stirn und — — —"

Nachdem ich diesen Brief beendigt, schrieb ich noch einen kürzeren an Onkel Holle in Hamburg, in dem ich meinen Besuch anmeldete, und legte mich dann erregt und nachdenklich zum Schlafen nieder.

Zwei Tage später liefen wir in die Themse ein. Ich gab, so bald ich an's Land kam, meine Briefe zur Post. — Nach dreitägigem Aufenthalte in London trat ich die Reise nach meiner Vaterstadt Hamburg an.

Mein erster Weg vom Hotel war nach Onkel Holle's Comptoir. Der liebenswürdige alte Herr nahm mich mit großer und herzlicher Freundlichkeit auf und führte mich gleich nach der ersten Begrüßung in seine Wohnung. Bei meinem Eintritte in's Zimmer sah ich zwei Mädchen mit Handarbeiten beschäftigt.

„Kinder, hier ist der Vetter Hugo", rief Herr Holle, und seine beiden Töchter erhoben sich und schritten mir entgegen.

„Du bist Emma", sagte ich zu der Jüngeren, die ein Kind von acht Jahren war, als ich sie zuletzt gesehen hatte, „und Du — Du bist Julie, meine getreue kleine Spielgefährtin — wie geht's der Puppe mit den rothen Augen, Julie?"

Emma begrüßte mich mit der Würde und Neugier eines ausgewachsenen Backfisches, während Julie mir mit etwas gemessener Freundlichkeit die Hand reichte.

Wenn man von lieben Freunden lange Zeit getrennt gewesen ist, so hat man einander in der ersten Stunde des Wiedersehens so viel zu sagen, daß man für's Erste kaum dazu kommt, einander irgend etwas zu sagen.

Mitten in einem kaum begonnenen Satze bemerkte Emma plötzlich den schlichten Goldring an meinem Finger — ich hatte ihn mir als Hauptrequisit meiner wohleinstudirten Comödie in London gekauft — und rief hocherstaunt:

„Oh, Vetter Hugo trägt einen Ring — er ist verlobt!" Ich fühlte, wie ich trotz allen Studiums ein wenig roth und verlegen ward.

„Was?!" rief nicht minder erstaunt Onkel Holle, „verlobt?! Und davon hast Du uns nichts mitgetheilt, Junge?"

„Lieber Onkel", log ich wohl einstudirt, „ich habe mich erst ganz kurz vor meiner Abreise von New-York verlobt und wollte Euch persönlich die Botschaft überbringen."

Nun beglückwünschte man mich; Onkel Holle laut und herzlich, meine ehemalige Gespielin etwas kühl und gemessen, und Base Emma fügte ihrem Glückwunsche eine ganze Menge Fragen hinzu nach Aussehen, Alter und Stand meiner Braut, wie wir einander kennen gelernt, wie lange wir einander kennen, — im Ganzen waren es wohl ein gutes Dutzend Fragen auf einmal. Ich log das betreffende Pensum herunter, und zeigte schließlich auf besonderes Verlangen Emma's den jungen Damen das gekaufte Bild einer Londoner Schauspielerin als dasjenige meiner Braut.

Bevor mein Onkel mich entließ, mußte ich ihm fest versprechen, jede Minute, die meine Geschäfte mir übrig ließen, als lieber Gast in seinem Hause zu verbringen. Ich habe das gerne fest versprochen und gerne getreulich gehalten. — Und schon in den nächsten Tagen habe ich von meinen Geschäften manche Minute und manche Stunde zu erübrigen gewußt und sie dazu verwendet, meine Base und Jugendgespielin zu prüfen.

Und als acht Tage vorüber waren, da hatte ich mich um Sinn und Verstand geprüft!

Onkel Holle's Frau war seit mehreren Jahren todt. Julie stand dem väterlichen Hause vor und füllte es mit heiterer Ruhe und Behaglichkeit. — In den ersten Tagen meiner Anwesenheit im Hause meines Onkels, da ich noch einige Herrschaft über meine Sinne besaß, unternahm ich meinem Vorhaben gemäß einige mir sehr geistreich scheinende Versuche, meine schöne Base zu prüfen. Ich verrückte in ihrem Beisein scheinbar zufällig die Vasen und Nippes auf Schränken und Tischen, um zu sehen, ob Juliens Ordnungsliebe sie wieder in ihre symmetrische Stellung brächte; ich warf die Asche meiner Cigarre in achtsamer Unachtsamkeit neben das Rauchservice auf die weiße Tischdecke; ich stieß eine hübsche Terracottafigur zu Boden und goß eine Tasse Kaffee über Juliens helles Kleid. — Julie verlor nicht einen Augenblick ihre Ruhe und Geduld; nur bei meinem Manöver mit dem Kaffee und dem hellen Kleide tauschte sie mit ihrer Schwester einen Blick aus, in dem so etwas wie Verwunderung oder Vorwurf über meine Ungeschicklichkeit zu lesen war.

Und wie benahm sich bei alledem Julie mir gegenüber? Freundlich aber unveränderlich ruhig und gemessen. Sie zeigte mir nicht den geringsten Theil an Zuvorkommenheit oder Herzlichkeit mehr als andern Gästen ihres Hauses, und die geringfügigen Vertraulichkeiten, die ich mir als Verwandter erlauben durfte, nahm sie mit gleichgültiger Freundlichkeit und still schweigender Duldsamkeit auf. »Er ist ja mein Vetter und reist in ein paar Wochen wieder nach Amerika«, diesen Gedanken las ich deutlich in Juliens Mienen, wenn ich ihr kleine Geschenke brachte, wenn ich ihre Hand beim Kommen und Gehen ein wenig länger als nöthig in der meinen hielt, oder wenn ich mir gar gestattete, diese reizende, kleine Hand einmal leise zu küssen. — Ach, die Prüfung dieses geliebten Mädchens ward bald für mich selbst eine herbe Prüfung! Ich verwünschte die Idee meiner angeblichen Verlobung, — Julie konnte, — sie durfte ja gar kein tieferes Interesse fassen für den Verlobten einer andern!

Am Abend des nächsten Tages traf ich Julie allein. Ihr Vater und ihre Schwester waren ausgegangen, und sie war unter einem Vorwande zu Hause geblieben, weil sie, wie sie mir gleich nach der Begrüßung sagte, weil Julie — mich allein sprechen wollte. — Ich stammelte in der Erregung über diese Mittheilung einige gewiß recht zweckentsprechende Worte und setzte mich darauf mit hochklopfendem Herzen an Juliens Seite.

„Lieber Vetter Hugo", begann sie nach kurzer Pause mit zur Erde gewandtem Blick, „wir haben unsere schönsten Kinderjahre mit einander verlebt, wir haben einander während der langen Trennung nicht ganz vergessen, und ich glaube, wenn mich nicht alles täuscht, daß Du mir ein guter Freund geblieben bist."

Sie hielt einen Augenblick inne.

„Ja, Julie", rief ich tief aufathmend und unwillkürlich ihre Hand ergreifend, „das bin ich! glaube mir, ich bin Dein getreuer Freund!"

„Und willst Du mir einen großen Dienst leisten, einen Dienst, mit dem Du mein Lebensglück begründen kannst?"

„Oh, wie gern, Julie, wie gern!"

„So höre mich an! Ich werde von einem Manne geliebt und liebe ihn wieder. Mein Vater aber ist gegen unsere Verbindung, weil die gesellschaftliche Stellung meines Geliebten der unserigen nicht gleich ist. Er ist abhängig und ohne Vermögen, aber fleißig und tüchtig, und unsere Ansprüche sind bescheiden. Mein Vater ist bis jetzt unerbittlich geblieben und Du, Vetter Hugo, bist meine letzte Hoffnung. Mein Vater hält viel auf Dich, er lobt Dich fast überschwenglich, — er schätzt Deine Meinung hoch, — lieber Vetter Hugo, sprich Du noch einmal für uns!"

Ich fühlte, wie ich während der Rede Juliens todtenbleich geworden war; ich sprang zitternd auf und wandte mich ab, aber ich konnte meiner Erregung nicht Herr werden.

„Julie — ich — ich — soll?! Wer ist Dein — Dein Geliebter?"

„Er heißt Martin Groß und ist seit fünf Jahren Procuraträger des Hauses Gutkil & Welling; — mein Vater will seine Tochter nicht einem einfachen Angestellten geben, — heile Du ihn von seinem Vorurtheil, Vetter Hugo, — sage Du ihm, daß die Liebe doch mehr ist als Reichthum und Stellung, daß — — doch Du bist ja klug, Du wirst schon wissen, was Du ihm sagen mußt! Hilf mir, lieber Hugo!"

Digitized by Google

Sie legte ihre Hand leicht auf die meine; ich schauerte zusammen

„Nein, nein, Julie," rief ich, „verlange was Du willst, nur das nicht — ich kann es nicht, Julie!"

„Und Du sagtest, Du seist mein getreuer Freund? Hugo, ich hätte mich auch wohl nimmer an Dich um Beistand gewandt, wenn ich nicht wüßte, daß Du selber liebst. Du hast die Geliebte Deines Herzens errungen — sie ist Deine Braut — und Du hast kein Mitleid mit unglücklich Liebenden?!"

Ich stöhnte laut auf. „Julie, Du — Du — liebst ihn so sehr?"

Sie wandte sich wie vor Scham vergehend zur Seite. „Ja," hauchte sie.

Ein heißer Kampf entbrannte in mir. Ich faßte aber die Schlangen, Kröten und das ganze abscheuliche Gewürm, das da in mir emporzüngelte und zischte, mit einem einzigen festen Griffe und drückte es mit aller Kraft zu Boden.

„Julie," sagte ich dann mit nur noch leise vibrirender Stimme, „Julie, ich bin Dein Freund, Dein getreuer Freund, was ich über Deinen Vater vermag, es soll geschehen — Du sollst glücklich werden!"

Da fühlte ich zum ersten Male einen zärtlichen Druck ihrer Hand, ich sah zum ersten Male einen Strahl aus ihrem Auge, der eine beseligende Verheißung enthielt — für ihn, für ihn, den übermenschlich Glücklichen.

Gleich darauf entfernte ich mich, indem ich vorgab, mit mir zu Rathe gehen zu wollen, wie Julien am besten zu helfen sei. Ich ging auch mit mir zu Rathe, aber, ich will es offen bekennen, ich ging zuerst mit mir zu Rathe darüber, wie mir selber zu helfen sei; und sehr bald gelangte ich zu dem Resultate, daß mir überhaupt nicht zu helfen sei.

Am nächsten Morgen begab ich mich sofort zu Onkel Holle in's Comptoir und erbat mir eine Unterredung unter vier Augen. Wir schlossen uns in seinem Privatbureau ein, und ich ging ohne Umschweife auf mein Ziel los. Ich sagte ihm geradezu, daß Julie mich in ihr Vertrauen gezogen, rannte mit förmlichen Sturmblöcken von Gründen gegen sein Vorurtheil an und suchte seinen Widerspruch mit wahren Sturzwellen von Beredtsamkeit hinwegzuspülen.

Onkel Holle hörte mich ganz ruhig, ja, lächelnd an und sagte: „Lieber Hugo, wenn Julie Dich in ihr Vertrauen gezogen hat, will ich Dich auch in mein Vertrauen ziehen. Ich glaube, Du verdienst Vertrauen. Also, mein Junge, im Grunde meines Herzens bin ich gar nicht gegen die Verbindung Juliens mit ihrem Liebsten. Ich halte den Herrn Martin Groß für einen tüchtigen und anständigen Menschen, und gerade seit acht Tagen, seitdem Du hier bist, Hugo, habe ich einen heimlichen Grund weniger gegen diese Verlobung Juliens."

„Seitdem ich hier bin, Onkel?!"

„Ja, Hugo, ich will's Dir geradezu sagen, es war mein Herzenswunsch, daß Du mein Sohn würdest; aber, wie ich hörte, daß Du verlobt bist —"

Ich fühlte wieder die jähe Blässe und das Zittern über mich kommen.

„Nun," fuhr Onkel Holle fort, „der eine heimliche Grund ist also fortgefallen, aber trotzdem kann ich keinenfalls jetzt schon in die Verlobung Juliens einwilligen. Du bist ein zu vernünftiger Mensch, um das nicht selber einzusehen. Herr Martin Groß hat ein jährliches Einkommen von 6000 Mark und kein eigenes Vermögen. Er ist geschäftlich und privatim an kleine Verhältnisse gewöhnt. Meine Julie würde sich als seine Frau in Ansprüchen und Gewohnheiten um ein ganz Bedeutendes herabmäßigen müssen. Natürlich würde sie, wie sie sagt, mit Freuden ihrer Liebe dies Opfer bringen? Jawohl! Ich bin vielleicht etwas zu praktisch und gewöhnlich, aber ich bin nun einmal nicht für die Ehen mit Liebe und Opfer. Wenn die Liebe mal geringer wird, ist das Opfer um so viel größer. Nun könntest Du vielleicht fragen, warum ich meinem Schwiegersohne nicht einen jährlichen Zuschuß geben will —"

„Lieber Onkel," unterbrach ich die Rede des würdigen Mannes, „ich glaube, ich kann Dir alles Weitere ersparen und alle Deine Einwendungen beseitigen. Ich bin, wie Du weißt, hauptsächlich Geschäfte halber nach Deutschland gekommen und zu diesen Geschäften gehört es auch, hier in Hamburg einen Agenten für mein Haus zu engagiren. Wir machen ganz bedeutende Waarenconsignationen nach Hamburg, und wir gebrauchen einen tüchtigen und durchaus zuverlässigen Mann, der hier am Platze ausschließlich nur für uns thätig ist. Wenn Herr Martin Groß diese Eigenschaften besitzt, so will ich ihm unsere Vertretung übergeben. Wir würden ihm ein Einkommen von jährlich 15,000 Mark garantiren."

Onkel Holle war bei meinen Worten aufgestanden, hatte ein paar Mal das Zimmer durchschritten und blieb jetzt vor mir stehen.

„Hm, hm, Hugo, mein Junge," sagte er mit einem eigenthümlichen Blicke, „wenn Du das wolltest, wenn Du das thätest — hm, hm — ja — freilich — allerdings, dadurch würde die Sache viel einfacher; weißt Du was, Hugo? Ich schicke Dir den Martin Groß heute noch in's Hotel, sprich mit ihm, verhandle mit ihm — und, weißt Du, Hugo, ich halte Dich für einen gewiegten Menschenkenner, ich möchte auch erst mal Dein Urtheil hören über Herrn Martin Groß. Wenn Du einig mit ihm wirst, und wenn er Dir gefällt — nun denn — meinetwegen! Aber, Hugo, kein Wort davon zu irgend wem, ehe Du mir nicht Bericht erstattet hast. Kein Wort, hörst Du, Hugo, sonst überrumpeln mich die jungen Leichtfüße . . ."

„Ich werde gewiß Niemandem ein Wort davon sagen."

„Sehr gut — ich schicke also heute Mittag den jungen Herrn zu Dir."

Onkel Holle wollte mich durchaus noch mit in seine Wohnung zum Frühstück hinunterschleppen; ich lehnte aber energisch ab und begab mich an meine Geschäfte. —

Präcise zur festgesetzten Zeit erschien Herr Martin Groß in meinem Salon im „Hamburger Hof". Ich prüfte meinen glücklichen Nebenbuhler mit scharfen Blicken und mußte mir gestehen, daß seine äußerlichen Vorzüge die meinigen um ein nicht Geringes überragten. Er war von hoher, elastischer Gestalt, und aus dem hübschen, einnehmenden Gesichte blitzten voll jugendlichen Feuers ein Paar klare, ehrliche Augen.

Die Antworten und Auskünfte, die Herr Groß mir auf meine Fragen und Mittheilungen gab, waren klar und bündig und durchaus sachgemäß; sie ließen auf einen tüchtigen und gewandten Kaufmann schließen. Wir wurden deshalb schnell handelseinig und die Präliminarien unseres Contractes waren bald festgestellt. Herr Groß schied von mir mit aufrichtigen Dankesworten, die ich aber bestimmt zurückwies. Um gleich das mir richtig scheinende Verhältniß zwischen uns herzustellen, entgegnete ich ihm, daß wir uns zu gegenseitigem Nutzen vereinigt hätten, und daß mein Haus ebenso nöthig einen leistungsfähigen Vertreter gebrauche, wie der Vertreter ein leistungsfähiges Haus.

Onkel Holle hatte gerade sein Mittagsschläfchen absolvirt, als ich bei ihm eintrat. Nachdem ich meinen Lobgesang auf meinen neuen Agenten beendigt, sprang Onkel Holle vergnügt auf, drückte mir die Hand und rief:

„Danke Dir, mein Junge; danke Dir vielmal! Na, nun sollen die Leutchen sich auch nicht lange mehr quälen; ich denke, Du wirst heute Abend noch eine Verlobung mit uns feiern, Hugo! Die Mädchen sind drüben; ich werde ihnen mal gleich den Freudenschreck einjagen. Wart' hier einen Augenblick, mein Junge, die Julie wird sich bei Dir bedanken wollen!"

Onkel Holle ging, und ich blieb, ohne ihm zu widersprechen. Ich sehnte mich, das glückliche Angesicht Juliens wenigstens einmal zu sehen, und ein Paar liebreiche Worte von ihr konnte ich wohl gebrauchen auf dem einsamen, öden Wege, den ich nun zu wandern verurtheilt war.

Ich weiß nicht, wie viele Minuten ich gesessen hatte, den Kopf verzagt in die Hand gestützt und in schwermuthsvollen Gedanken versunken, als die Thüre sich öffnete und Julie hereintrat.

Ich erhob mich, sie reichte mir die Hand und dankte mir in einfachen, aber herzlichen Worten für das Glück, zu dem ich ihr verholfen. Mir war zu ernst zu Sinne, als daß ich einige gewöhnliche Phrasen hätte erwidern können; ich verneigte mich schweigend.

„Vetter Hugo," begann Julie nach einer Pause, „Du hast mir einen Dienst geleistet, für den ich Dir mein Leben lang verpflichtet bleiben werde. Kannst Du mir nicht irgend etwas sagen, womit ich Dir wieder dienen kann?"

„Nein, Julie!"

„Vetter Hugo, ich habe Dir mein Vertrauen geschenkt, mein ganzes volles Vertrauen, willst Du mir dafür nicht von dem Deinen einen ganz geringen Theil zukommen lassen?"

„Ich — Dir?! was meinst Du, Julie?"

„Ich habe Dich genau beobachtet, mein Freund; Du bist verlobt, aber — Du liebst Deine Braut nicht!"

Ich schrak heftig zusammen und stammelte: „Wie — wie kommst Du darauf, Julie, wie kannst Du glauben —"

„Ich glaube es, weil Du nur immer dann von Deiner Braut gesprochen hast, wenn Andere ihrer erwähnt, und auch dann nur ungern und widerstrebend."

„Oh nein — ich — ich — Du irrst, Julie; das muß Zufall gewesen sein; ich — ich — versichere Dir —"

„Versichere nichts," fiel Julie ein, „Du täuschest mich doch nicht! Sieh, Vetter Hugo, Du hast so viel zu meinem Glücke beigetragen, daß es Dir wohl erklärlich erscheinen kann, wenn ich Dich vor einem großen Unglücke zu bewahren versuchen möchte. Wenn Du Deine Verlobte nicht von ganzem Herzen lieb hast, — sieh, Vetter Hugo, ich kenne drei Freunde unseres Hauses, zwei geborene Franzosen und einen Deutschen, von denen Jeder, wie man es so nennt, ein Mädchen kennen gelernt hat. Jeder hat das Mädchen, das er kennen gelernt hatte, geheirathet, und als Jeder einige Zeit nach der Hochzeit seine Frau kennen lernte, da hätte Jeder viel darum gegeben, das Mädchen nicht kennen gelernt zu haben!"

Ich war während dieser Rede entsetzt zurückgewichen und starrte sprachlos auf Julie, die mit erhobener Stimme fortfuhr:

„Nimm Dich zusammen, Vetter Hugo, und prüfe, ehe es zu spät ist! Eine vielerfahrene Dame sagte einmal zu mir: Ein Mädchen mit etwas Schönheit und etwas Geist, das einen Mann gewinnen will, hat tausend unsichtbare Engel im Dienste. Wenn der Mann gewonnen ist, sieht er die Engel — einzeln davonfliegen!"

„Julie," schrie ich auf, „Ihr habt — Du hast meinen Brief gelesen!"

„Ja, Vetter Hugo, warum adressirst Du Deine Briefe falsch?!"

Ich sank auf einen Sessel und verbarg mein Gesicht in den Händen.

„Du bist also gar nicht verlobt, Hugo?"

„Nein, Du weißt es ja doch," stöhnte ich.

„Nun denn, lieber Freund, ich bin auch nicht verlobt!"

Ich sprang empor. Wie mit Purpur übergossen und mit gesenkten Blicken stand das schöne Mädchen vor mir.

„Julie," rief ich, meiner selbst nicht mächtig, „mache mich nicht wahnsinnig! Wer ist Martin Groß?"

„Seit vier Wochen der heimliche Verlobte meiner Schwester und mit in unserem Complott. Du wolltest prüfen und Du bist geprüft worden!"

„Julie," rief ich wie von Sinnen vor Freude und überschwenglichem Glück, „dann bist Du mein — mein — mein!"

Was wir Beide einander in den nächsten Minuten im berauschend wirren Durcheinander von Fragen, Antworten, Geständnissen und Betheuerungen laut und leise zuriefen und zuflüsterten, wenn ich von alledem auch nur einen winzig kleinen Theil niederschreiben könnte, dann wäre ich die Fülle meines Glückes zu fassen im Stande gewesen und hätte also die Fülle meines Glückes nicht verdient.

Digitized by Google

Als wir Hand in Hand in den Salon traten, eilten ein anderes junges Paar und Onkel Holle mit lauten Jubelrufen auf uns zu. Onkel Holle schloß mich fest in seine Arme und, obwohl ich weiß, daß er schelten und es ableugnen wird, wenn er's hier liest, aber wahr ist es doch: Onkel Holle hat einen Augenblick an meiner Brust ein klein wenig geweint.

Und Abends ward die Doppelverlobung gefeiert. Es war eine glänzende, prächtige und höchst seltene Gesellschaft; sie bestand aus fünf glücklichen Menschen!

Bei Tisch stand Onkel — nein Vater Holle auf, zog gravitätisch einen Brief aus der Tasche und las ihn mit sorgfältigster Betonung vor. Es war mein irre gegangener Brief an meinen väterlichen Freund in New-York.

Und ich saß während der Vorlesung da wie ein armer Sünder, der zu lebenslänglicher Verbannung verurtheilt gewesen ist; aber aus den Augen meiner Königin strahlte mir glückverheißende Begnadigung.

„Seht," sagte Papa Holle, indem er den Brief zusammenfaltete und ihn meiner Julie feierlich überreichte, „seht, da sitzt der Mann und schämt sich, daß das feste Gebäude seiner Philosophie zusammengeweht ist von einem einzigen Hauche der Liebe. Er schämt sich! Julie, mein Kind, bewahre diesen Brief, lies ihn oft und sorge dafür, daß Dein Mann sich seiner schämt bis an sein seliges Ende!"

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

„Olivia."

Schauspiel in vier Acten von W. G. Wills.

Die alte Erfahrung, daß Bühnenkünstler schlechte Beurtheiler von Theaterstücken sind, weil sie stets nur ihre eigenen Rollen im Auge haben, wird wieder durch den Mißerfolg der von Ernst Possart aus Amerika mitgebrachten Dramatisirung des „Vicar of Wakefield" bestätigt. Das Stück war lange Jahre Kassenmagnet des Lyceum-Theaters in London, dessen Director, der rühmlichst bekannte Schauspieler Irving, auch die Shakespeare'schen Dramen und sogar Goethe's Faust als Ausstattungs- und Spektakelstücke seinem großen Publikum vorzuführen liebt. „Olivia" ist ebenfalls ein bloßer Vorwand zu zwei Paraderollen und allerlei Inscenirungswundern.

Es ist übrigens nicht das erste Mal, daß der treffliche „Landprediger" für die Bühne ausgeschlachtet wird. Es sind mir drei deutsche Bearbeitungen bekannt, von denen eine bereits vor Jahren in Berlin zur Darstellung gelangte. Gewiß verlockte die Volksthümlichkeit des Romans dazu, die allgemein beliebt gewordenen Figuren einmal in Fleisch und Bein auf die Rampe zu stellen, aber die fingerfertigen Herren bedachten nicht, daß gerade der beste Reiz des Werkes, die lieblich geschilderte Idylle im Landpfarrhaus, sich nicht auf die Bühne übertragen läßt. Was aber der Versetzung auf die Bretter nicht widerstrebt, ist ein schaler Rest: eine banale Verführungsgeschichte, über die sich schon Macaulay lustig gemacht hat. Die pietätlose Dramatisirung wirft auf den englischen Dichter und sein eigenstes Werk ein unzuträgliches Licht, in welchem eine der liebenswürdigsten Schöpfungen der Weltliteratur mit den Runzeln und Flecken des Alters und allen menschlichen Unzulänglichkeiten erscheint. Die Fehler des Romans, über welche die Kunst des unvergleichlichen Erzählers, sein warmherziger Vortrag, seine meisterhafte Kleinmalerei den Leser hinwegtäuschen, die Schwäche der Erfindung, die Unmöglichkeit der eigentlichen Handlung, hier erscheinen sie alle nackt und greifbar in der unerbittlichen Vergrößerung der Bühnenoptik. Fragt sich vielleicht schon der Leser verwundert, wie so denn der große Wohlthäter Burchell nur in dem Pfarrhaus für arm gelten und als der Onkel des Junkers unbekannt bleiben konnte, so muß der Zuschauer über dessen Zögerung, sich den Freunden und dem Neffen zu erkennen zu geben, durchaus entrüstet werden. Wie kann der sogenannte Burchell auch dann noch schweigen, als er die Pfarrerstochter Olivia von dem Böswicht umgarnt und in's Verderben geführt sieht? Ein Wort von ihm genügt, um den Alp hinwegzunehmen, aber nein, er läßt Alles ruhig geschehen. Und wie empörend erscheint auf der Bühne der „gute Ausgang", womit uns im Buche die mildfreundliche Art des Erzählers versöhnt! Wie, der schuftige Verführer soll straflos ausgehen, seine verbrecherische Trauungscomödie muß ihm von uns und allen Personen des Stückes verziehen werden, weil zufällig der bestochene Geistliche kein Strohmann war, sondern sich als ein geweihter Priester entpuppt, dessen Handlung also Rechtskraft vor Gott und den Menschen hat? Und dann die handwerksmäßige Verarbeitung der schönsten Scenen und Charaktere des Buches! Das anmuthige Stillleben im Pfarrhause wird zu einem langweiligen Episodenkram mit dem salbungsvollen Prädicantenton aller Theaterpfarrer, mit Kinderaufzügen, Festessen, Choralen hinter den Coulissen, Glockengebimmel, geistlichen Concerten mit Clavier- und Flötenbegleitung, mit Kuckucksrufen der alten Wanduhr ... In Amerika kommt noch das Tremolo der Orchesterbegleitung hinzu, das man uns im Lessingtheater in Gnade erlassen hat! Gewiß, die Inscenirung des Stücks, obgleich der englischen Bühne treu nachempfunden, zeigt uns den unvergleichlichen Regisseur Possart auf der Höhe seiner Kunst, aber all' der Krimskrams von echten Rocococostüms, von Beleuchtungseffecten, von Gesang und Musik auf und hinter der Bühne müht sich vergeblich ab, eine Stimmung zu erzeugen, welche Oliver Goldsmith aus der Fülle seines von Menschenliebe und Poesie überquillenden Herzens mit einem kurzen, schmucklosen Prosasatz, einem einzigen Worte zu erwecken weiß.

Aber auch der Schauspieler Possart hat seinen Lohn dahin. Wollte er sich uns in einer ihm zusagenden Rolle zeigen, so bewies er doch nur, daß er nicht der echte Vicar John Primrose ist. Das nirgend frömmelnde Gottvertrauen des edlen Landpfarrers bekam unwillkürlich einen häßlichen Zug von Heuchelei und Ironie; die von Goldsmith aus seiner eigenen wunderlichen Natur geschöpften Rückfälle in allzu menschliche Eitelkeit z. B. bei Erwähnung seiner „wirklich vortrefflichen" Predigt, waren nicht mehr rührend naiv, sondern fast possenhaft. Keine Frage, wie der Pastor seinen Ruin erfährt und tapfer verschweigt, um die Festfreude der Seinigen nicht zu stören, seine Verzweiflung bei der Entdeckung von Olivia's Flucht, die Strenge, womit er seinen Liebling abgewendeten Angesichts zurechtweist und plötzlich in überwältigender Vaterliebe Alles verzeihend und Alles entschuldigend und beschönigend an sein Herz zieht, kein Gottesmann mehr, nur noch ein Mensch, das war von Herrn Possart vortrefflich gemacht, aber eben doch nur gemacht. Wir sahen überall den Virtuosen, den Techniker der Theatermittel, aber vermißten die innere Größe, die Herzenswärme, den Naturlaut. Er hatte sich auch schon dadurch um die beste Wirkung und Steigerung gebracht, daß er von Anfang an einen sentimentalen Ton anschlug, der sich durch alle vier Acte gleich blieb, und dadurch trug er eine unsägliche Eintönigkeit in das ganze Werk. Der Humor fehlte, etwas von jener zarten Heiterkeit, die aus jeder Seite des herrlichen Buches leuchtet. Vieles davon war freilich schon vom Dramatiker fortescamotirt, doch hätten dessen Fehler durch den Darsteller nicht mit äußerlichen Mitteln, sondern mit seiner Innerlichkeit möglichst gut gemacht werden können. Auch die übrigen Künstler unterließen dies. Fräul. Petri, die eine naive Liebhaberin ist und bleiben wird, und deren großes Talent man mit der Zuweisung sentimentaler und heroischer Partien verdirbt, überzeugte in der Titelrolle Niemand. Die seelengute, aber etwas weltliche Pastorin war hier eine hochmüthige böse Sieben, der dem Vater nacheifernde brave Moses wurde zur farblosen Hosenrolle, und die lieben kleinen Bengel Dick und Bill verwandelten sich in vorlaute Theaterkinder, die Schrecklichsten der Schrecken. Wie gesagt, dafür trifft die Hauptschuld den Dramatiker, dessen Machwerk nicht nur ein Attentat auf den prächtigen Oliver Goldsmith, sondern auch ein Frevel an dem guten Geschmack ist.

Z.

Neue Inscenirungen.

In unserm vielgeschäftigen, das Alte rücksichtslos zerstörenden und zum Schaffen eines beständigen Neuen offenbar noch nicht reifen Zeitalter thut es hin und wieder noth, sich einen festen Standpunkt zu sichern, von dem aus man sich wohl oder übel mit der Flucht der Erscheinungen abfindet. Wie es im Leben selbst überall gährend nach Neugestaltungen drängt, da muß auch der Spiegel des Lebens, wie ihn die Schaubühne bietet, sich trüben und mit unbestimmten, schwankenden Schatten füllen. Wollte man den Vertretern der alten Generation glauben, dann gäbe es überhaupt keine Schauspielkunst mehr, die Menschendarstellung hätte sich mit den Dawison, Dessoir und Döring erschöpft, der Rest wäre künstlerische Impotenz, im günstigsten Falle handwerksmäßige Kleinkunst. Dem gegenüber besteht die jüngere Generation auf das gute Recht der Lebenden, nimmt für sich das Verdienst in Anspruch, den Gliederpuppen der alten Komödie zu neuer selbstständiger Bewegung verholfen zu haben und möchte am liebsten mit der ganzen Rumpelkammer der Tradition endgültig aufräumen. Die Kritik begnügt sich mit dem schnell fertigen Referat von Fall zu Fall. Das Urtheil des Publikums schwankt, dem augenblicklichen Impuls nachgebend, haltlos hin und her.

Daß die Menschendarstellung auf der Bühne zu den reproducirenden Secundärkünsten gehört, daß der Schauspieler zum Dichter in einem ähnlichen Verhältniß wie der Virtuos zum Componisten steht, ist eine jener Wahrheiten, die man unseren skeptischen Zeitgenossen nicht oft genug in die Erinnerung rufen kann. Die überzeugte Anerkennung dieses Verhältnisses würde nicht nur den Mimen vor Selbstüberhebung bewahren, sondern auch der Kritik eine ästhetische Richtung geben, die ihr im letzten Jahrzehnt abhanden gekommen ist. Die Beurtheilung eines Bühnenwerks hat ein für allemal von der Cardinalfrage auszugehen: Was hat der Dichter gewollt und wie ist die Darstellung diesem höheren Willen gerecht geworden?

Die akademische Frage, ob sich die Entwickelung der Schauspielkunst in aufsteigender oder absteigender Linie bewegt, führt zu end- und fruchtlosen Discussionen. Jede Zeit hat bestimmte Aeußerungsformen für die ihr innewohnenden Ideen, jeder sich organisch von innen heraus entwickelnde Stil hat seine Berechtigung. Kunstströmungen wollen nicht kritisirt, sondern begriffen werden. Die mit vollem Munde arbeitende, sich im Wohlklang des Verses berauschende Rhetorik ist von der natürlichen Sprechweise abgelöst worden, der Schwerpunkt der schauspielerischen Darstellung hat sich von der Einzelleistung nach der Richtung des Zusammenspiels hin verschoben, die plumpe Massenwirkung ist der Individualisirung ihrer einzelnen Glieder gewichen. Das sind Thatsachen, mit denen man rechnen, denen man seine ästhetischen Ueberzeugungen anpassen muß. Besonnene Schmiegsamkeit in Stilfragen berechtigt zu um so größerer Starrköpfigkeit in dem Grundprincip: der Schauspieler ist der Interpret des Dichters und hat sich seinen Intentionen bedingungslos unterzuordnen. Da sich diese Unterordnung meist nur gewaltsam vollzieht, bedarf es einer

Digitized by Google

höheren Kraft, die sich in den Händen eines idealen Regisseurs concentrirt, wie ihn die deutsche Schaubühne im letzten Vierteljahrhundert nur einmal in der Person Heinrich Laube's besessen hat.

Verfolgt man mit einiger Aufmerksamkeit die Theaterkritikasterei, wie sie am Biertisch, in der Gesellschaft und in einem großen Theile der Tagespresse geübt wird, so stößt man immer wieder auf die Verwechselung der beiden Begriffe Inscenirung und Regie. Allgemein genommen würde Inscenirung die Gesammtthätigkeit bezeichnen, die zur Ueberführung einer Dichtung auf die Bühne nöthig ist, sie erfolgt eigentlich durch den Theaterdirector, der sich den Decorationsmaler, den Costümschneider, den Maschinenmeister, den Schauspieler, kurz den ganzen Theatermechanismus dienstbar macht. Im engeren Sinne des Wortes umfaßt die Inscenirung den äußeren Bühnenapparat, vor allem die Decoration und das Costüm, sie bildet einen kleinen Bestandtheil der Regie, wie sie uns vorschwebt, einer Regie, der es einzig und allein darauf ankommt, das fest umrissene Kunstwerk des Dichters ohne Verballhornung zur Anschauung zu bringen. So lange sie nicht mit ihrem geistigen Fluidum die Darstellung bis in ihre kleinsten Theile durchdringt, bleibt das Ganze geflicktes Stückwerk, buntes Mosaik ohne einheitlichen Farbenton.

In der äußerlichen Inscenirungskunst haben wir es bekanntlich gar herrlich weit gebracht. Die Echtheit ist zur ersten ästhetischen Forderung der Schaubühne geworden und noch niemals hat man auf der Scene so natürlich gegessen und getrunken, geschnupft und genießt, geschlafen und geraucht. Die Grenzen der Kunst und der Wirklichkeit werden nur noch durch den Vorhang markirt, im Leben wie auf der Bühne herrscht das Kleinliche, das Nebensächliche. Der Mime kommt dem unerfahrenen, nur in's Große arbeitenden Poeten zu Hülfe, individualisirt jeden Bedienten und erfindet für das: „Es ist angespannt, Herr Graf" überraschende Nüancen. Daß der Kern der Dichtung von dem überwuchernden Realismus erstickt wird, ist dem Publikum gleichgültig. Man will vor Allem spielen sehen.

Wenn nur nicht so entsetzlich viel gespielt würde! Ein großer Theil der Erfolge des Deutschen Theaters beruht auf diesem, die Geschmacksrichtung beherrschenden Zuviel. Eine starke schauspielerische Individualität, wie Josef Kainz, paßt sich Shakespeare's Romeo wie ein Kleid an, das sich seinen Körperformen fügen muß. Sein krankhaft nervöses Temperament macht aus dem hohen Lied der Liebe die Tragödie' knabenhafter, qualmüder Sinnlichkeit. Die wundersamen Verse der Balkonscene und der Brautnacht ersterben in unarticulirtem Schluchzen und Stöhnen. Das Publikum läßt sich an Stelle des Shakespeare'schen Geistessprossen einen schauspielerischen Wechselbalg unterschieben. Komisch wird die Sache, wenn der große Brite und der realistische Mime neben einander auftauchen. Am Schluß der Balkonscene braucht Julia das Gleichniß vom Vögelchen, das sie am seidenen Faden flattern läßt, um es tändelnd wieder zurückzuziehen. Josef Kainz faßt den herabwehenden Schleier der Geliebten und hüpft daran herum wie ein kranker Sperling: Wär' ich Dein Vögelchen! Wo ist der Regisseur? Der circulus vitiosus zieht natürlich auch die Mimen zweiten und dritten Ranges in seinen Bereich. Peter, der Diener der Wärterin, beherrscht die vierte Scene des fünften Actes zum Gaudium des lachlustigen Publikums durch Wallnertheatermätzchen. Wo ist der Regisseur? Mercutio hat Zeit und Raum, auf der Bühne während mehrerer Minuten eine pathologische Studie des Todes an einer Stichwunde zu produciren. Wo ist der Regisseur? Unser Ruf gilt nicht dem Routinier, dem die Trics des Collegen im Interesse der äußeren Wirkung Beifall abzwingen, sondern dem geistig bedeutenden, durch literarische Bildung überlegenen Bühnenleiter, der dem anspruchsvollen Mimen Raum und Zeit zumißt und ihn daran erinnert, daß er als bescheidener Handlanger an dem Aufbau eines von einem Größeren entworfenen Kunstwerks mitzuarbeiten hat.

In der vielgerühmten Faustaufführung des Deutschen Theaters ist die Individualität des Darstellers der Titelrolle nicht stark genug, um das Ganze, wenn auch in anfechtbarer Form, zu beherrschen. So entsteht ein buntes Mosaik mehr oder weniger gelungener Scenen, unter denen das Studentengelage am besten gefällt. Das Publikum verläßt das Theater, und bis auf die Straße hinaus pflanzen sich die entzückten Ausrufe fort: „Nein, diese Scene in Auerbach's Keller!" Es ist eine rührende Bescheidenheit, die sich mit ein paar regulär betrunkenen Studenten begnügt, wo sie einen Faust verlangen könnte! Sie entspringt aus einer noch unerklärlicheren Dankbarkeit für nervenerschütternde Inscenirungsmätzchen, wie beispielsweise die Verkörperung der Gewissensstimme Gretchens in eine alte Frau mit weiß geschminktem Leichengesicht, die grausig langsam über den vorderen Theil der Bühne gezogen wird. Man kann die Verdienste des Deutschen Theaters um die Schauspielkunst voll anerkennen und doch eine größere Rücksichtnahme auf die Intentionen des Dichters verlangen. Jedenfalls darf nicht vergessen werden, daß unser classisches Drama kein Experimentirfeld für dieser oder jener Scene zugewandte Inscenirungskünste und nüancensuchende Episodenspielerei ist. Was das Deutsche Theater oft vermissen läßt, das ist die rechte Betonung der Hebung und Senkung im dramatischen Aufbau, die aus einem Conglomerat von Scenen ein harmonisch wirkendes Kunstwerk schafft. Schauspielereitelkeit und Bühneneffecthascherei sind von einer wahrhaft überlegenen Regie mit allen Mitteln zu bekämpfen.

Als Ludwig Barnay es unternahm, dem Virtuosenthum Valet zu sagen und ein Berliner Volkstheater zu begründen, durfte man seiner Thätigkeit mit berechtigten Hoffnungen entgegensehen. Seine ersten beiden Inscenirungen Schiller'scher Dramen fanden uneingeschränkten wohlverdienten Beifall. Der „Demetrius" war eine Musteraufführung, an der nur die Scheelsucht mäkeln konnte. Eine Reihe junger, frischer Kräfte zeigte sich von einem überlegenen Geiste belebt, der sie gerade so weit in Bewegung setzte, als sie ohne Ueberspannung reichten, und jede übermäßige Expansion niederhielt. Bis zum letzten Statisten herunter machte sich die Barnay'sche Regiekunst fühlbar, und Barnay ist, wenn er will, ein Regisseur ersten Ranges. „Die Braut von Messina" hielt sich auf derselben Höhe. Den Hauptnachdruck auf die Chöre legend, die Einzelleistungen, selbst die einer Routinière wie Clara Ziegler, sorgfältig abtönend, gestaltete Barnay eine Schicksalstragödie großen Stils heraus, an der Schiller seine Freude gehabt hätte. Seither hat die Energie dieses unstreitig berufenen Bühnenleiters merklich nachgelassen. Statt seines zwingenden Geistes beginnen die Geisterchen seiner schauspielerischen Mithelfer freier zu walten, als ihnen gut ist. „Uriel Acosta" und „Julius Cäsar" markiren trotz des lärmenden Beifalles einen Rückschritt. Der Schauspieler Barnay steht dem Regisseur Barnay im Lichte und treibt unerquickliche Schattenspiele. Dem Gutzkow'schen „Zweifler und Denker" fehlte der poetische Hauch, und sofort wurde Judith zur hausbackenen jüdischen Banquierstochter, de Silva zum nicht mehr practicirenden, aus Mangel an Beschäftigung dilettantisch philosophirenden Doctor der Medicin. Im „Julius Cäsar" wirkt Barnay's Marc Anton geradezu erdrückend. Der ganze Aufbau gipfelt in der Forumsscene, was davor und dahinter liegt, ist nur dramatisches Nothgerüst. Statt die eigene fertige Arbeit in den Vordergrund zu rücken, hätte Barnay die seiner schwächeren, unbeholfenen Mitarbeiter fördern sollen. Der Schauspieler war zu sehr in Anspruch genommen, als daß er den Regisseur hätte zu Worte kommen lassen. Das darf sich schon deshalb nicht wiederholen, weil das Publikum dem Berliner Theater mit überraschendem Vertrauen entgegenkommt und ihm vom Tage der Eröffnung an uneingeschränkten künstlerischen Credit gewährt. Damit hat es sich das Anrecht erworben, in einer Pflegestätte ernster Kunst in allen Theilen durchgearbeiteten Darstellungen zu begegnen. Barnay kann seiner Aufgabe nur genügen, wenn er zeigt, daß sich mit Durchschnittskräften, die, an die richtige Stelle gesetzt, in einem Geiste arbeiten, mehr erreichen läßt, als mit Routiniers, deren zweifelhafte Meisterstücke nach allen Richtungen auseinanderklaffen.

Wir haben bisher ausschließlich mit classischen Dramen exemplificirt, um darzulegen, was wir von einer Regie verlangen, die sich auf der Höhe der Situation hält. Wie sich der Regisseur und der Dichter neuer und neuester Dramatik in die Arbeit theilen, Thränendrüsen oder Lachmuskeln ihres Publikums zu kitzeln, ist Geschäftssache. Der Eine hilft eben dem Andern, und da sie's Beide nöthig haben, kommt keiner zu kurz. Handelt es sich um ein wirkliches Dichtwerk, so muß sich der verständige Bühnenleiter sofort seiner veränderten Stellung bewußt werden. Der einzelne Darsteller sieht natürlich nur seine Rolle und sucht ihr das Menschenmögliche abzugewinnen, der Regisseur darf niemals den Aufbau des Ganzen aus dem Auge verlieren. Das vom Mimen Gelieferte hat er, rücksichtslos ändernd und modelnd, dem poetischen Gesammtbilde, wie es ihm vorschwebt, einzufügen. Das Maß seiner Verantwortlichkeit hängt von der Energie ab, mit der er seinen Einfluß geltend zu machen weiß. Ein Jahrzehnt eifrigen Theaterbesuches hat uns ein einziges Beispiel vollkommener, ihrer Machtstellung dem Schauspieler, ihrer Abhängigkeit dem Dichter gegenüber bewußter Regie geliefert. Die Ibsen-Inscenirungen des Residenztheaters unter der Direction Anno waren Regieleistungen ersten Ranges und sind als solche bei Weitem nicht genügend gewürdigt worden. Der nordische Dramatiker stellt dem Schauspieler durch seine knappe, jede Figur scharf umreißende Charakteristik die denkbar verführerischsten Aufgaben. Ein vom Darsteller fortgenommener oder hinzugefügter Zug schädigt das anatomische Gefüge der Einzelgestalt und verrückt gleichzeitig die Perspective des Ganzen. Bescheidene Kräfte, an den ihnen angemessenen Platz gestellt, wirkten, bisweilen gerade durch ihre individuellen Mängel, zum Gelingen des Ganzen. Die Besetzungen des schwachköpfigen Oswald in den „Gespenstern", des verbummelten Redacteurs in „Rosmersholm" waren Meistergriffe einer energisch zufassenden Regie, die es nicht verschmäht, gelegentlich den natürlichen Menschen statt des agirenden Schauspielers auf die Bühne zu stellen. Dabei lag über dem Ganzen, durch bescheidene, unmerkliche Inscenirungskunst vermittelt, jene klare nordische Luftstimmung, die dem verwöhnten Auge, den verweichlichten Lungen anfangs nicht behagen will, bis der Blick sich weitet und die Brust sich dehnt. Wer Augen hatte zu sehen, dem tauchte hinter dem oft verketzerten Naturalisten die wahre Gestalt des Idealisten Ibsen auf, dem es um die höchsten und heiligsten Güter der Menschheit zu thun ist. Hier verwirklichte sich einmal die edelste, leider in den Hintergrund gedrängte Aufgabe der Schaubühne, das Dichtwerk in seiner keuschen Reinheit und Geschlossenheit ohne trübende Zusätze zur Anschauung zu bringen. Gebt dem Poeten, was des Poeten ist, und nehmt dem Mimen, was ihm nicht zukommt, das ist der Grundsatz, von dem sich eine gedeihliche Entwickelung der modernen Bühnenkunst erwarten läßt. Etwas weniger Inscenirung und ein wenig mehr Regie, wäre der erste Schritt auf dem angedeuteten Wege.

Georg Malkowsky.

Notizen.

Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. Von Friedrich Kluge. (Straßburg, Karl J. Trübner.) — Mit der soeben erschienenen 10. Lieferung ist die vierte Auflage des ausgezeichneten Werkes vollständig geworden. Nicht nur dem Sprachforscher, auch dem denkenden Laien ist da ein Feld geistreicher Unterhaltung und wissenschaftlicher Belehrung geboten. Indem der Verfasser Form und Bedeutung jedes Wortes

Digitized by Google

im deutschen Sprachschatze bis zu den entferntesten orientalischen Quellen des Sanskrit und Zend verfolgt und auch die keltischen und slavischen, die romanischen und übrigen germanischen Sprachen heranzieht, erhellt er nicht nur die dunkelsten philologischen Seiten, sondern wirft zugleich ein Licht auf die Geschichte der germanischen und indoeuropäischen Urzeit. Eigene und fremde Forschungen wirken hier mit einem unendlichen Fleiß und seinen Verständniß zusammen, und in der geistvollen Einleitung werden die einzelnen Stifte gelehrten Denkens zum großartigen historisch-philologisch-culturgeschichtlichen Gesammtbilde vereinigt. Besonnen und mit durchdringender Schärfe, ohne je in phantastisches Sprachwurzelgraben zu verfallen, enthüllt er an der Hand unserer Sprache sowohl die Geschichte derselben, als auch den Ursprung, die Sitten und die Geschichte unserer Vorfahren in Südosteuropa oder wahrscheinlicher Asien. Er zeigt das untrügliche Erkennungszeichen des indogermanischen Ursprungs der europäischen Sprachen in der Gemeinsamkeit der Verwandtschaftsbezeichnungen der Zahlwörter bis hundert und der Benennungen der Körpertheile und des Naturlebens, und findet urältestes Erbgut in einer Fülle einzelner Worte, welche die einfachsten Daseinsäußerungen betreffen. Es ist bezeichnend, daß „gut", „übel", „mild", „arg", „hold", „treu", ausschließlich germanische Worte sind. Der Nomadencharakter unserer indischen Altvordern spricht aus den mittelhochdeutschen Längenmaßen der „Tageweide" und „Rasten". Der Einfluß der Slaven und Kelten drückt sich auch linguistisch aus, nur der Name, mit welchem die Germanen sich selbst benannten, fehlt uns leider, wie auch zahllose alte Worte, die sich im gothischen und skandinavischen Schwesterdialekte bewahrt haben. Auch der Einfluß des Lateinischen in der dritten Periode unserer Muttersprache zumal auf die Terminologie des Handels, Weinbaus, der Architektur und Küche wird aufgezeigt. Kleiner ist der griechische Einfluß („Kirche", „Pfaffe", „Arzt" ꝛc.); das Gothische wirkt in „Heide", „taufen" nach. In einer jüngeren Sprachperiode übt das Latein durch die Terminologie der Kirchensprache, das Französische mit seiner Terminologie für Kriegswesen, das Slavische in „Dolmetsch", „Grenze", „Kummet", „Peitsche", „Petschaft", „Schöps" einen Einfluß. So stoßen wir in diesem trefflichen Wörterbuche bei jedem Schritt auf fruchtbare Anregungen. Gleichzeitig erscheinen Prof. Kluge's sprachgeschichtliche Aufsätze: Von Luther bis Lessing im nämlichen Verlag schon in 2. verbesserter Auflage, die wir jedem Gebildeten, der sich für unsere Muttersprache und deren Geschichte interessirt, nicht minder warm empfehlen können. Wie unser Neuhochdeutsch um die Wende des 15. und 16. Jahrhunderts entstand, seine Kämpfe gegen das Kirchenlatein und die ober-, mittel- und niederdeutschen Mundarten und seine Alleinherrschaft seit der Mitte des 18. Jahrhunderts, das ist hier in klarer, gemeinverständlicher und doch wissenschaftlicher Form in neun Essays erzählt, die eine zusammenhängende und ziemlich vollständige Geschichte der deutschen Sprache bieten.

Chronik der Stadt Breslau von der ältesten bis zur neuesten Zeit. Herausgegeben von F. G. Ad. Weiß. (Breslau, Woywod.) — Die alte Hauptstadt Schlesiens hat eine lange und ereignißreiche Geschichte hinter sich, die weit weniger bekannt ist, als sie es verdient. Ein vorgeschobener Posten des Deutschthums gegen die Slaven, hat die Stadt und die Einwohnerschaft schwere Kämpfe durchgemacht und sich um die Erhaltung deutscher Cultur an der Oder große Verdienste erworben. Eine mehr als 800jährige Entwickelung führt uns die Chronik vor Augen. Von der Dominsel, wo die ersten Niederlassungen lagen, dehnte sich der Ort zu beiden Seiten der Oder aus und wurde durch seine günstige Lage zum vielbesuchten Handelsplatz von Polen und Böhmen. Ein starkes Selbständigkeitsgefühl lebte allezeit in der wackeren, arbeitsamen Bürgerschaft, die oft genug zu Wehr und Waffen griff, um ihre Freiheit zu wahren. Im fünfzehnten Jahrhundert in die böhmisch-ungarischen Kämpfe verwickelt, stellte sie am Ende desselben doch ihre Selbständigkeit her. Die zeitige Einführung der Reformation führte das städtische Wesen zu hoher Blüthe, die aber unter den Wirren des dreißigjährigen Krieges und unter der österreichischen Herrschaft bald schwand. Einen mächtigen Aufschwung nahm es seit der Eroberung Schlesiens durch Friedrich den Großen, die Verlegung der Universität Frankfurt nach Breslau hob das geistige Leben, der beginnende Befreiungskrieg stellte die Stadt in den Mittelpunkt, und seitdem ist sie in aufsteigender Entwickelung begriffen. Rein deutsch, was man im Westen Deutschlands noch immer nicht zu wissen scheint, reich an geschichtlichen Denkmälern und Erinnerungen, bestrebt mit der Neuzeit fortzuschreiten, bietet sie ein höchst erfreuliches Städtebild, dessen geschichtliches Werden das dankens- und empfehlenswerthe Werk an der Hand der besten Quellen darlegt. g.

Aus der alten Reichsstadt Frankfurt. Erzählungen und Charakteristiken von Emil Neubürger. (Frankfurt, Mahlau & Waldschmidt.) — In erster Linie wendet sich der in Frankfurt lebende Lyriker mit seinem neuen Buch an seine Mitbürger, aber dasselbe enthält doch auch Manches, was allgemein zu interessiren vermag und nicht bloß von localer Bedeutung ist. Der Prolog zu Joachim Raff's Todtenfeier, das Poem aus Helgoland, die Satiren und Erzählungen sprechen von einer entschiedenen Dichterbegabung. Der Aufsatz über den Gymnasialprofessor Schwenck, den Freund Platen's, enthält zwei bisher noch ungedruckte Briefe des Dichters aus dem Jahr 1829, die von wachsender Verstimmung sprechen. Manches Neue enthalten auch die Essays über die drei Frankfurter Klinger, Lazarus Geiger und den Humoristen Friedrich Stoltze. Der lustige Redacteur der Frankfurter Laterne, der ein wirklicher gemüthvoller Humorist und kein bloßer kalauernder Witzbold, wie seine meisten Berliner Collegen, ist, verdient in der That auch außerhalb des Weichbildes seiner Vaterstadt immer allgemeiner bekannt zu werden.

Culturhistorische Erzählungen von Gustav und Ina von Buchwald. I. Der Heljäger von Waldbad. (Kiel, Ernst Homann.) — Der Verfasser, Archivar in Neustrelitz, hat sich durch seine culturhistorischen Studien aus dem späteren deutschen Mittelalter im Stile Gustav Freytag's vortheilhaft bekannt gemacht. Der vorliegende Roman schildert Personen und Ereignisse auf der Grenzscheide zweier Weltanschauungen. Die ideelle Grundlage bildet das philosophische System Baruch Spinoza's, mit dem die stark mystisch gehaltene Hauptperson in persönliche Beziehungen gesetzt wird. Durch die Cautio Criminalis des Jesuitenpaters Friedrich von Spee angeregt, bekämpft der frühere kaiserliche Feldhauptmann Don Cucifer den verheerenden Wahnsinn der Hexenprocesse. Es gelingt ihm, auf etwas ungewöhnlichen Wegen, einen deutschen Fürsten für seine humanen Zwecke zu begeistern und gleichzeitig eine reiche Braut heimzuführen. Ueberall auf ernsthaften geschichtlichen Studien fußend, weiß der Verfasser köstliche Schilderungen kleinstädtischen Lebens kurz nach den Verwüstungen des dreißigjährigen Krieges einzuflechten. Das Buch ist ein werthvoller Beitrag zur Kenntniß des Mittelalters und dient ohne pedantische Absichtlichkeit dem Zweck fesselnder Belehrung. m.

Zur Psychologie der Liebe. Von Max Alfred Ferdinand. (Berlin, Richard Eckstein's Nachf. Hammer & Runge.) — Der Verfasser, Max Wundtke, ist zuerst als Lyriker mit einem Bändchen Gedichte und Märchen „Liebesweben" in die Oeffentlichkeit getreten. Hier wandelt er als Moralphilosoph in den Fußstapfen von Schopenhauer, Hartmann, Nordau. Uebrigens ist er bei aller realistischen Lebensauffassung nichts weniger als ein Pessimist, und seine begeisterte Sprache klingt mitunter so idealistisch wie möglich. Er plädirt namentlich dafür, daß die Erziehung unsere Jugend „für den höchsten Beruf: die Liebe" vorbereiten möge, bleibt uns aber freilich die Erklärung, wie er sich ein solches Schulprogramm in der Ausführung denkt, schuldig.

Aus meinem Leben. Von Mathilde Marchesi. (Düsseldorf, Felix Bagel.) — Der Name der Verfasserin dieses reizenden Memoirenwerkes hat in der musikalischen Welt einen guten Klang. Frankfurterin von Geburt, jahrelang gefeierte Opernsängerin und Gemahlin eines berühmten Sängers, treffliche Gattin und durch und durch Künstlerin, hat Frau Marchesi ganz Europa bereist, ist mit den ersten Componisten und Musikern persönlich bekannt geworden und hat in den letzten Jahrzehnten als allgemein beliebte Gesanglehrerin in Wien, Köln und Paris segensreich gewirkt. Die begeisterte Prophetin des bel canto blickt auf ein reich bewegtes Künstlerleben zurück, und wir danken ihr dafür, daß sie ihre anfänglich nur für Freunde und Schülerinnen geschriebenen Denkwürdigkeiten nun auch dem großen Publikum zugänglich macht. Mit lebhaftem Antheil haben wir namentlich ihre Erinnerungen an den jovialen Rossini, an Verdi und Berlioz gelesen. Interessant und neu war uns, daß Rubinstein ein slavophiler Fanatiker des Nationalprincips in der Kunst ist; der mitgetheilte Brief des großen Claviervirtuosen an Frau Marchesi wäre drollig, wenn er nicht von so verkehrten Anschauungen ausginge. Mit Recht bemerkt die Verfasserin: „Es gibt nur eine gute Gesangsschule, es ist diejenige, in welcher das Gesangsinstrument vollkommen ausgebildet und dem Schüler die richtige Declamation, der gute Stil, die Aussprache und der Gefühlsausdruck beigebracht werden." Wir empfehlen das mit dem Portrait der Signora Marchesi geschmückte und auch sonst geschmackvoll ausgestattete Buch allen Freunden der Musik.

Die sprichwörtlichen Redensarten im deutschen Volksmund nach Sinn und Ursprung erläutert. Ein Beitrag zur Kenntniß deutscher Sprache und Sitte von Wilh. Borchardt. (Leipzig, Brockhaus.) — Eine Erklärung einzelner Redensarten ist schon hier und da versucht worden, ein Sammelwerk von einiger Vollständigkeit aber unseres Wissens noch nicht erschienen. Das Büchmann'sche Werk enthält von den vorliegenden Redensarten nur einige wenige biblischen Ursprunges. Das Buch zeugt von einer erstaunlichen Belesenheit, und wenn auch die folgenden Auflagen gewiß noch manches neue Material und manche Berichtigung bringen werden, so ist schon das hier Gebotene sehr reichhaltig. Das Werk wird jedem Lehrer des Deutschen ein willkommenes Hülfsmittel sein; durch die vielfachen Hinweise und Vergleichungen mit den entsprechenden lateinischen, französischen und englischen Redensarten wird es auch beim fremdsprachlichen Unterricht von Nutzen sein. Aber auch jeder Gebildete wird unbeschadet des gelehrten Beiwerkes mit großem Interesse in dem Buche lesen. Unsere Sprache droht immer abstracter zu werden. Die ursprünglich concreten Bedeutungen der Begriffe, die Beziehungen zur Mythologie und Sage, zur Fabel, zu den Rechtsalterthümern, zur Culturgeschichte u. s. w. sind meistens nur noch dem Fachmann bewußt. Die Bemühungen eines Freytag und andererer neueren Dichter, diesen concreten Gehalt der Sprache dem Volke wieder zum Bewußtsein zu bringen und dadurch ein gut Stück nationaler Culturgeschichte wieder zu beleben, diese Bestrebungen wird auch das vorliegende Werk auf's Beste fördern. e. l.

Berichtigung. S. 40, 2. Spalte der letzten Nummer muß es heißen Zeile 20: „welche einst in dem Herzen" und Zeile 21: „Erneuerer einer Gefühlswelt".

Digitized by Google

Inserate.

Alfred Meißner's literarische Hinterlassenschaft.

Mosaik.

Eine Nachlese zu den gesammelten Werken von

Alfred Meißner.

2 Bände. Octav. 34 Bogen. Geheftet ℳ 9.—; elegant in einen Band gebunden ℳ 10.50.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin.

Neuer Verlag von Karl J. Trübner in Straßburg.

Soeben erschien:

Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache

von

Friedrich Kluge,

ord. Professor der deutschen Sprache an der Universität Jena.

Vierte umgearbeitete und vermehrte Auflage.

Lex.-8°. XXIV u. 453 Seiten. Preis: broschirt ℳ 10.—, geb. in eleg. Halbfranz ℳ 12.—.

Von Luther bis Lessing.

Sprachgeschichtliche Aufsätze

von

Friedrich Kluge,

Professor an der Universität Jena.

Zweite, durchgesehene Auflage.

Inhalt: Kirchensprache und Volkssprache. — Maximilian und seine Kanzlei. — Luther und die deutsche Sprache. — Schriftsteller und Buchdrucker. — Schriftsprache und Mundart in der Schweiz. — Oberdeutscher und mitteldeutscher Wortschatz. — Niederdeutsch und Hochdeutsch. — Latein und Humanismus. — Oberdeutschland und die Katholiken.

8°. XII u. 150 Seiten mit einem Kärtchen.

Preis: broschirt ℳ 2.50, geb. in Ganzleinwand ℳ 3.50.

Verlag von Leopold Voss in Hamburg, Hohe Bleichen 18.

Soeben erschien:

Joseph Sittard.

Studien und Charakteristiken.

3 Bände. gr. 8°. 1889. Gebunden in Leinwand.

Preis eines jeden Bandes Mk. 4.—.

Jeder Band ist einzeln käuflich.

*

Bunte Blätter.

* *

Künstler-Charakteristiken. Aus dem Konzertsaal.

* * *

Alte und neue Opern. Musikalische Gedenktage. Aphorismen.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Fritz Borstell's Lesezirkel

verbunden mit der

Nicolaischen Buchhandlung in Berlin

C., Brüderstraße 13 und W., Potsdamer Straße 123b.

Größtes deutsches Bücher-Leih-Institut von belletristischen und wissenschaftlichen Werken in deutscher, englischer, französischer und italienischer Sprache. Lager über 500,000 Bände.

Jahres-Abonnements für auswärtige Leser und Lese-Gesellschaften:

4 Bände	8 Bände	12 Bände	25 Bände	50 Bände	100 Bände
30 ℳ	40 ℳ	50 ℳ	75 ℳ	125 ℳ	200 ℳ

Wechselzeit beliebig. — Emballage frei. — Prospekte gratis.

Auslieferung

unserer Vorräthe in neuen oder aufgeschnittenen Exemplaren zu sehr ermäßigten Preisen.

Günstige Bedingungen für Export, sowie für Anlage und Ergänzung von Leihbibliotheken.

Umfassende Verzeichnisse gratis und franko.

Maler K. Braun, Thal i. Thür.

empfiehlt seine so allgemein beliebten

Landschaften (Oelgemälde)

Motive aus Thüringen, dem Harz, vom Rhein, Erzgebirge ꝛc. in kleinem wie großem Formate, mit und ohne Rahmen, zu den billigsten Preisen. Anfragen werden brieflich und ausführlich beantwortet.

Von allgemeinem Interesse:

Aus der alten Reichsstadt Frankfurt.

Von **Emil Neubürger.**

Eleg. geb. M. 4.—, broch. M. 3.—

Frankfurt a. M. **Mahlau's Verlag.**

Die in der heutigen Nummer besprochene

Illustrirte Chronik der Stadt Breslau

von der ältesten bis auf die neueste Zeit.

Nach den besten Quellen bearbeitet von

J. G. Adolf Weiß.

Ein Band in gr. 8, 1185 und VIII Seiten, mit 27 Vollbildern.

kostet broschirt M. 13,50, hocheleg. geb. M. 15.— und ist durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Breslau. **Verlagsbuchh. Max Woywod.**

Verlag von Gustav Engel in Leipzig.

Soeben erschien:

Die Welt- und Lebensanschauung Friedrich Ueberwegs

in seinen gesammelten philosophisch-kritischen Abhandlungen. Nebst einer biographisch-historischen Einleitung von

Dr. Moritz Brasch.

34 Bogen gr. 8°. Eleg. geheftet 8 Mk.

Verlag von **Breitkopf & Härtel** in Leipzig.

Aus dem Nachlaß

von

Heinrich von Stein.

Dramatische Bilder und Erzählungen.

VIII, 219 S. gr. 8°. Geh. 6 M.; fein geb. 7 M. 25 Pf.

Heinrich von Stein, durch sein Buch über die „Entstehung der neueren Aesthetik" weiteren Kreisen bekannt, ist 1887 als Privatdocent der Philosophie an der Universität Berlin, dreißig Jahre alt, gestorben. Die aus seinem Nachlaß veröffentlichten dramatischen Bilder und Erzählungen sind der poetische Ausdruck einer von ihm erstrebten Neugestaltung des sittlichen und geistigen Lebens, welche mit der von Richard Wagner angebahnten künstlerischen Kultur in innigem Zusammenhange steht.

Soeben erschien der neueste Roman von

August Niemann

Eulen & Krebse.

24 Bogen 8° in solidester Ausstattung. Preis brosch. 6 M., eleg. geb. 7.50 M.

Gotha. C. F. Windaus' Bh. (J. Goetsch.)

Redaction: Berlin S.W., Möckernstr. 67. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig. Expedition: Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.

Digitized by Google

№ 5. Berlin, den 2. Februar 1889. Band XXXV.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von **Georg Stilke** in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Zur Nothlage unserer Landwirthschaft. Von A. Eschenbach. — **Literatur und Kunst:** Eine Jugendliebe Robert Schumann's. Mit bisher ungedruckten Briefen. Von Adolph Kohut. — Gedichte von Isolde Kurz. Besprochen von Franz Muncker. — Die Concurrenz für das Grimm-Denkmal in Hanau. Von F. Luthmer. — **Feuilleton:** Volksfest. Von Alexander Kielland. Autorisirte Uebersetzung. — **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Aufführungen. „Prinzessin Sascha." Lustspiel in vier Acten von Paul Heyse. Von Z. — Opern und Concerte. Von Heinrich Ehrlich. — Die Ausstellung der Hellmaler. Von G. M. — Offene Briefe und Antworten: Ernstes Nachwort zu literarischem Scherz. Von M. Carriere. — Notizen. — Inserate.

Zur Nothlage unserer Landwirthschaft.

Von A. Eschenbach.

Die seit Ende der siebziger Jahre auf der Tagesordnung stehende sog. „Nothlage der Landwirthschaft" hat durch die tief in das wirthschaftliche und ethische Leben der Nation eingreifenden Kornzölle unzweifelhaft einen Charakter angenommen, der auch weitere, als nur die grundbesitzenden Kreise selbst angeht, und die Wichtigkeit dieser Frage wird verdoppelt durch die seit Beendigung der letzten Ernte eingetretene, sowohl relativ wie absolut zur Geltung gekommenen Steigerung der Lebensmittel, namentlich der aus Körnerfrüchten hergestellten, welche für die unbemittelteren Volksklassen eine ungleich hervorragendere Rolle spielen als für die wohlhabenderen. Es steht jedoch nun in dieser Beziehung auch weiter fest, daß die betreffenden Klagen ungleich mehr im Norden und Nordosten erhoben werden, als in den geographisch entgegengesetzten Bezirken; die Ansicht aber, daß, weil jene, die sog. Ackerbauprovinzen, die eigentlichen Ernährer und Grundstützen des Staates seien, nun auch deshalb mit ihren Klagen und Wünschen unter allen Umständen und unbeschränkt von der Gesetzgebung gehört worden müßten, diese Ansicht ist eine nur bedingt richtige. Denn außer der Production hat naturgemäß deren Bruder, der Consum, ein volles Recht auf Berücksichtigung auch seiner Bedürfnisse und zwar um so mehr, als die denselben in der Hauptsache darstellende Groß- und Kleinindustrie bei uns von Tag zu Tag wichtiger wird, da wir im Interesse einer möglichst günstigen Handelsbilance auf einen möglichst billigen und concurrenzfähigen Export von Halb- und Ganzfabrikaten angewiesen sind. Naturgemäß muß jedoch die Herstellung von Exportartikeln theurer werden, wenn der Lebensunterhalt der Arbeiter theurer wird. Sodann aber ist auch die Landwirthschaft selbst als solche im gesammten Reiche eine verschiedene, sowohl was ihren Betrieb wie ihren sonstigen Charakter angeht. Selbstverständlich stoßen daher aus allen diesen Gründen die entgegengesetztesten Interessen auf einander (es sei hier nur an den jüngsten Streit über die Aufhebung des Identitätsnachweises erinnert), die jedoch wieder mit Rücksicht auf die Allgemeinheit, Staat und Gesammtwirthschaft, ebenso nothwendig einen Ausgleich erfordern: Jedermann will, was er producirt, möglichst hoch verkaufen, was er consumirt, dementgegen gern so billig wie möglich erwerben. In diesen wenigen Worten liegt das ganze Problem der Wirthschaft der Volksmillionen und des Einzelnen.

Nun gibt aber der geographische Ursprung der agrarischen Klagen selbst einen deutlichen Hinweis auf den Grundsitz des Uebels: dieselben kommen nämlich besonders aus denjenigen Gegenden, wo der sog. „Großgrundbesitz" heimisch ist, der Süden und Südwesten mit seinem notorisch bereits in Folge einer älteren und höheren Cultur fast ausschließlich in mittlere und kleinere Bauerhöfe zerlegten Flächen stimmt nur sehr theilweise in die betreffenden Klagen ein; desgleichen sind auch die Bauern und Büdner des nordöstlichen Deutschlands ebenfalls durchaus nicht ausnahmslos enragirte Schutzzöllner, wie noch weiter unten dargelegt werden soll. Die Frage in wie fern ein Großgrundbesitz für Staat und Gesellschaft thatsächlich nöthig und nützlich, oder aber für die betreffende, einzelne, besitzende Klasse nur angenehm sei, ist eine zu umfassende, als daß sie hier erörtert werden könnte; die völlig unbestrittenen Thatsachen aber der rapid wachsenden Bevölkerung und der Mehrausnützung des Grund und Bodens bei dem Vorhandensein von mehreren kleineren anstatt einer großen Wirthschaft wird für die Klarlegung derselben zweifellos eine sehr wichtige Rolle spielen müssen, zumal der wachsende industrielle Charakter unserer Volkswirthschaft aus den triftigsten Gründen darauf hinweist, eine kräftige bäuerliche Basis dem Staate nicht nur zu erhalten, sondern dieselbe soviel nur irgend möglich noch zu vergrößern.

Dieses staatswirthschaftliche Gesetz beginnt denn auch in den von Tag zu Tag sich mehrenden Parcellirungen großer Güter in Norddeutschland sich selbst zu vollziehen, nach der alten goldnen, der modernen Staatsgewalt allerdings unbequemen Regel, daß fast alles, was Noth thut, von selbst sich bildet, und diese selbstschöpferische Art innerer Colonisation kann auch an sich warm willkommen geheißen werden, wenn allerdings ihre Art und Weise im Gegensatze dazu eine meist nichts weniger wie zu billigende ist. Wir möchten bez. dieses Punktes der sog. Güterausschlächtereien nur zusammenfassend bemerken, daß bei denselben Betrug und Wucher nur zu oft Hand in Hand gehen, wenn freilich auch so geschickt und verschleiert, daß die einschlägigen Strafgesetze fast vergeblich gegeben erscheinen. Hier ist es im höchsten Grade zu bedauern, daß diejenigen Großgrundbesitzer, welche ihre Liegenschaften verkaufen wollen, nicht dem Sombart'schen Vorbilde folgen wollen, sondern das Unternehmen aus Lässigkeit und zum guten Theile auch aus falschem Stolze gewissenlosen Agenten und Wucherern zu überlassen pflegen, wenn ihnen auch mit diesem Tadel nicht zugemuthet sein soll, gleiche Opfer zu bringen, wie der gedachte Volkswirth um des allgemeinen Besten willen selbstlos sie gebracht hat.*)

*) Bekanntlich hat der Rittergutsbesitzer Reichstagsabgeordneter Sombart-Ermsleben das ihm gehörige Rittergut Steesow in der Art parcellirt,

Digitized by Google

Betrachten wir also die einschlägigen Verhältnisse der nothleidenden norddeutschen Landwirthschaft näher und zwar zunächst bei den weniger umfangreichen Wirthschaften. Hier fällt dem Kundigen sofort auf, wie ungleich mehr der südwestdeutsche kleine Landwirth schon gelernt hat, sich auf eigene Füße zu stellen und es versteht, den Verdienst, welchen fast mühelos die Zwischenhändler, oft deren sogar zwei bis drei, sich aneignen, selbst in die eigene Tasche zu stecken, wenn die Mittelsperson nur irgend entbehrt werden kann. Und das ist nämlich thatsächlich zu gut dreiviertel stets der Fall. — In dieser Beziehung will es fast scheinen, als ob in ganz Pommern, Preußen, ja selbst noch der Mark die Selbsthülfe in Gestalt der Genossenschaften ein für den Bauern in sogar großen und blühenden Dörfern beinahe unbekannter Begriff ist. Man hat hier anscheinend von drei für die Landwirthschaft besonders wichtigen Momenten, welche namentlich seit der zweiten Hälfte des Jahrhunderts unter dem Einflusse eines sich entwickelnden Welt- anstatt engeren Heimathsverkehres zu Tage getreten sind, kaum eine Ahnung: das ist einmal die moderne gesteigerte Consumtionsfähigkeit an theueren landwirthschaftlichen Producten, wie Fleisch, Eier, Butter anstatt der Mehlfrüchte, sodann die Benutzung der Mittel, welche dem Verkehre an sich zur Verfügung stehen, und endlich die wichtigste Thatsache im Allgemeinen: daß nämlich die Landwirthschaft an sich, falls diejenigen, welche sie betreiben, nicht zu Grunde gehen sollen, heute nicht mehr als ein gewissermaßen rein occupatorischer Beruf zu gelten hat, sondern eine eigenartige Industrie geworden ist, welche durchaus fachmännisch aufmerksam fortschreitend und beobachtend getrieben werden, ja, was Arbeitstheilung, Ausnutzung der Conjunctur in Bezug auf Herstellung der Producte, Maschinenwesen u. s. w. angeht, dem Fabrikbetriebe sich nähern muß. So lange dieser Verkehrsentwickelung auch Seitens der Grundbesitzer nicht im vollsten Maße Rechnung getragen wird, werden auch die Klagen nicht verstummen; sie werden vielmehr um so lauter erhoben werden, als man hinter diesen Anforderungen an Intelligenz, Umsicht und Rührigkeit zurückbleibt.

Daß vereinte Kräfte ungleich eher zum Ziele führen, und wirthschaftliche Hauptfactoren sind, kennt man im Nordosten nur sehr sporadisch und oberflächlich: kaum daß es in den Gegenden, wo besonders Milchwirthschaft getrieben wird, wie Vorpommern, Holstein und Umgegend, einige Molkerei-Genossenschaften gibt. — Wie anders ist es da z. B. im westfälischen und vor Allem nassauischen, hessischen Lande. Hier mögen die Dörfchen noch so klein sein, — es wird kaum eines unter ihnen geben, welches nicht wenigstens eine Genossenschaft hätte, sei es einen Consumverein, einen Verein zum Absatz von Wein (die Winzervereine in selbst ultramontan verdummten Gegenden, welche notorisch außerordentliche Resultate erzielen), Butter-, Milch-, Rindviehzuchtgenossenschaften, eine Gesellschaft zwecks Erwerb und Abfuhr des Düngers aus der benachbarten Stadt oder diesen und jenen Verein zur Erfüllung von Dutzenden gleicher oder verwandter Zwecke.

Der stets gemachte Einwand, daß der südliche Bauer schon an sich besser daran sei, weil einmal er seine Producte besser zu verwerthen vermöge und sodann ein Klima habe, das ihn ungleich mehr unterstütze, ist heute zum größten Theile so gut wie völlig hinfällig geworden. Denn der letztere Umstand wird reichlich aufgewogen durch die durchschnittlich ungleich höheren Bodenpreise, die oft das Dreifache derjenigen im Norden betragen. Der Nutzen andrerseits, der aus dem lohnenderen Absatz im Süden resultirt, steht heute jedem Landwirth, selbst dem hinterpommerschen und märkischen offen, nachdem auch seine Heimath mit Chausseen, Bahnen, Telegraphen u. s. w. in einer Weise durchzogen ist, wie solcher Einrichtungen selbst kaum jene Gegenden sich erfreuen. Hier heißt es vielmehr nur: auf dem Posten sein und in intelligenter und umsichtiger Weise die so erschlossenen Hülfsmittel und Wege zum Absatz der eigenen und Bezug der fremden Producte vielseitig be- und ausnützen.

Notorisch ist ja der Einfluß und das Ansehen in der Stellung der Landräthe und Amtsvorsteher im Norden und Nordosten noch ungleich größer wie im Süden und Südwesten; deshalb bietet sich aber dort auch diesen Beamten ein Thätigkeitsfeld, wie es ebenfalls hier nicht bekannt ist. Hier mögen darum die betreffenden Beamten einsetzen und vor allem in den Bauerndörfern ihrer Bezirke, wo die selbstschöpferische Intelligenz mangeln sollte, auf die Gründung von Consumvereinen und ähnlichen Genossenschaften hinwirken, unseres Wissens ein Wirkungskreis, mit welchem sich die Landräthe bisher leider nur zu wenig beschäftigt haben. Freilich bedarf es hierzu eines directen persönlichen Nähertretens zwischen Landrath und Kreiseingesessenen und nicht allein einer möglichst nur autoritativen Auffassung des Amtes, und es mag fraglich erscheinen, ob namentlich die unter den Einflüssen der Puttkamer'schen Ministerzeit herangebildeten jüngeren Beamten sämmtlich hierzu sich bereit finden lassen, resp. geeignet sein werden. Trotzdem aber dürfte, namentlich wenn erst das neue Genossenschaftsgesetz mit beschränkter Haftbarkeit in's Leben getreten sein wird und damit so manches Mißtrauen als ungerechtfertigt wird zurückgewiesen werden können, dieser Punkt einer Pflege seitens der oberen Behörden wohl werth sein, denn die Erfolge solcher Selbsthülfe sind, wie immer, so auch in der Landwirthschaft oft kaum glaubliche, sowohl was die materielle Besserung der Lage des Einzelnen, wie auch die Intelligenz, die Opferfreudigkeit und der Sinn für die Allgemeinheit angeht. — Und auch den Richtern in kleineren Orten eröffnet sich hier ein Feld segensreichster Anregung, zumal sie fast mit der Bevölkerung der gesammten Umgegend in persönlichen Verkehr treten und die Verhältnisse oft außerordentlich genau kennen, sowohl die der Gemeinden wie der Einzelnen.

Charakteristisch für die so zur Erörterung gestellten Klagen ist nun aber ferner die Thatsache, daß, wie der soeben veröffentlichte Bericht über das Sparkassenwesen in Preußen bestätigt hat, die Sparkassen der kleineren Provinzialstädte im Norden, in welchen die Landleute ihre Ersparnisse niederzulegen pflegen, fast durchgehends nicht eine Abnahme solcher Einlagen, sondern eher eine Erhöhung derselben zu constatiren in der Lage sind, ein Beweis also dafür, daß unser bäuerliches Element nicht ebenso Noth leidet, wie der Groß- resp. Größtgrundbesitz es von sich behauptet. Sollte aber der bäuerliche Stand trotzdem der Regierung noch überlastet erscheinen (und gerade von ihr wird ja diese Behauptung als Argument für die Kornzölle in's Feld geführt), so dürfte sich durch eine staffelweise Herabsetzung der Grundsteuer bei größeren und kleineren Wirthschaften wenigstens für Preußen, den Hauptackerbaustaat, zweifellos baldigste und eingreifendste Abhülfe schaffen lassen, und zwar nach Analogie der Aufhebung von Klassensteuerstufen. Hiermit würde das oft genug von Regierung und Parteien abgegebene Versprechen einer Entlastung der kleineren Vermögen und Einkommen auch für den Immobilienbesitz erfüllt werden, eine gesetzgeberische Maßnahme, die ja selbstverständlich — abgesehen von der Gerechtigkeit — auch schon wegen der Wichtigkeit gesunder bäuerlicher Verhältnisse nicht nur für den Capitalbesitz und anderweiten kleinen Erwerb allein beabsichtigt sein kann.

Wir sehen also, daß dem norddeutschen Bauer, falls er klagen sollte, noch die gangbarsten, bisher nur so gut wie gar nicht betretenen Pfade zur Verbesserung seiner Lage und zu höherer Cultur offen stehen.

Alle diese Momente gelten nun aber auch zum guten Theile für den Großgrundbesitz, nur daß noch eine Reihe weiterer Ursachen zu diesen hinzutritt, welche die Klagen desselben zwar als voll begründet, nicht aber auch als ebenso berechtigt erscheinen lassen können. Dies sind namentlich folgende: Die Nichtbeachtung des Gesetzes der Theilung bei Erbfolge, die mangelhafte oder gänzlich fehlende Ausbildung als

daß er aus demselben eine bäuerliche Gemeinde machte. Die außerordentlich interessante Geschichte dieses Unternehmens findet sich in den Schriften des Vereines für Socialpolitik, Bd. 32 (Leipzig, Duncker & Humblot), sowie in den Landwirthschaftlichen Jahrbüchern pro 1886 (Berlin, Parey).

Digitized by Google

Landwirth, die unverhältnißmäßig künstliche und selbstgeschaffene Steigerung der Bodenpreise, der Irrthum bez. der Baareinnahmen, das Sinken aller Renten und endlich der Luxus.

Angehend zunächst den ersten Punkt, das Gesetz der Erbtheilung, so ist es klar, daß bei mobilem Capital, falls dasselbe nach den einzelnen Erbfällen nicht wieder selbständig vermehrt wird, schließlich in Theorie und Praxis unter normalen Verhältnissen eine Theilung in das Unendliche stattfindet und stattfinden muß. Das Gleiche muß aber ebenso nothwendig eintreten, wenn anstatt aus Mobilien ein Vermögen in der Hauptsache aus Immobilien besteht und falls nicht durch Errichtung von Majoraten, Fideicommissen u. s. w. diesen Consequenzen principiell vorgebeugt ist oder wird. In Wirklichkeit aber wird dieses Malthusianische Gesetz von der in geometrischer Progression sich vermehrenden Menschheit von der agrarischen Gruppe für ihre Verhältnisse so gut wie gar nicht beachtet oder, deutlicher ausgedrückt, man will die eisernen Consequenzen desselben, die sonst Jedermann zur Anstrengung aller Kräfte im Kampf um's Dasein auffordern, auf sich nicht angewandt wissen und ruft um Hülfe dagegen, und zwar nicht um Selbst-, sondern um Staatshülfe auf allgemeine Kosten, jedoch ohne ein wirkliches Recht hierzu zu haben. Wie schon erwähnt, soll hier über die Nothwendigkeit oder nur Berechtigung des Latifundienbesitzes nicht gestritten, nur muß Folgendes auf das zweifelloseste festgestellt werden: seitdem der Großgrundbesitz sein früheres Recht, in dem patrimonialen Ackerbaustaate vergangener Jahrhunderte, den Haupttheil aller Staatslasten zu tragen, wie Kriegsdienst, Frohnden, Steuern ꝛc., in Folge der modernen Entwickelung des Staates mit allen Bürgern getheilt hat, seitdem ist auch die Nothwendigkeit, den Großgrundbesitz durchaus auf dem status quo ante zu erhalten, eine verminderte geworden. Hierzu kommt weiter, daß gerade die ältesten grundangesessenen Familien durch ewig gleiche Lebensweise und fortwährende Heirathen im Familienkreise selbst in ihren Sprossen nicht vorwärts, sondern rückwärts kommen, wofür sich die traurigsten Belege in Gestalt von leider nur zu vielen Tief- und Wahnsinnsfällen beibringen lassen. Daher ist es denn eine auch von diesem Standpunkte aus nicht absolut zu verneinende Frage, ob ein höherer staatsrechtlicher und nationalökonomischer Standpunkt es als einen wirklich schädlichen und nicht vielmehr heilsamen Vorgang betrachten muß, wenn die großen Immobilienbesitze auch im Falle der Nichtparcellirung etwas beweglicher werden und an die Stelle der Jahrhunderte lang im Besitze gewesenen Adelsfamilien neue frische Kräfte treten, welche voll und ganz ihre Zeit verstehen. Denn gerade diese Art von Grundbesitzern leistet jedem, selbst dem besten Fortschreiten oft geradezu fanatischen Widerstand, wofür als Beweis nur an das Verhalten des Herrenhauses bei der Kreisordnung von 1872 erinnert sein mag. Hierzu kommt weiter die oft völlige Unbekanntschaft der betreffenden Eigenthümer mit dem Ackerbau überhaupt. Meist einseitig militärisch, im Cadettencorps, erzogen, sind die betreffenden Herren, falls später dann der Grundbesitz an sie übergeht, selbstverständlich ohne auch nur die geringste Kenntniß des Betriebes und meist auch nicht einmal den Rathschlägen erfahrener Inspectoren zugänglich, sondern entweder beanspruchen sie — bisweilen durch die Offizierjahre auch sehr derangirt — nur möglichst hohe Revenuen oder wollen selbst die Wirthschaft führen, ohne dies irgend gelernt zu haben. Fritz Reuter's „Herr Lieutenant Axel von Rambow" ist eine typische Figur, nur theilweise mit zu gütigem weichen Charakter gezeichnet.

Mit diesen persönlichen Verhältnissen eines nur zu großen Bruchtheiles von Großgrundbesitzern gehen nun aber auch noch eine Menge thatsächlicher Hand in Hand, welche die gleiche Wirkung haben.

Es ist nämlich auch der Werth des Geldes in den letzten 20 Jahren nicht so gesunken, wie derjenige des Bodens künstlich gestiegen. Setzt man das Werthverhältniß des Geldes in einen Vergleich zwischen jetzt und etwa der fünfziger oder ersten sechziger Jahren, so kann man von einer Scala wie drei zu vier sprechen oder mit anderen Worten: vier Mark von heute haben die Kaufkraft von einem Thaler ehemals. Diese bei dem Umlauf und Austausch von beweglichen Sachen eingetretene Umwandlung der Werth- resp. Geldverhältnisse hat aber der Immobilienverkehr für sich nicht beibehalten, sondern wesentlich anders gestaltet, indem er den Grund und Boden im Verhältniß zu beweglichen Gütern und Werthen plötzlich höher stellte und zwar etwa in dem Verhältniß von drei zu fünf anstatt zu vier, und sogar hierüber noch hinausging. Rittergüter, welche zu Anfang der angezogenen Zeitvergleichsperiode ausweislich der öffentlichen Bücher etwa 100,000 Thaler werth geschätzt und entsprechend gehandelt wurden, haben inzwischen von ihren Besitzern einen Werth von nicht etwa 130,000, sondern 150, ja 160,000 Thalern und noch mehr beigelegt erhalten und zwar einfach dadurch, daß einmal die Gründerjahre, in welchen auch das Getreide horrend bezahlt wurde, weil der Geldwerth unnatürlich gesunken war, mit ihren reichen Erträgnissen als für die fernere Grundrente maßgebend angesehen wurden. Sodann auch vor allem dadurch, daß bei dem Capitalüberschuß seit 1870 (die Milliarden) und der notorischen Annehmlichkeit des Lebens als Großgrundbesitzer viele Güter zwei-, drei-, ja bisweilen sogar viermal den Besitzer wechselten und für jeden abgehenden Eigenthümer entsprechende Restkaufgelder eingetragen wurden, da ja fast nie ein Gut zum gleichen Preise auch wieder verkauft wurde, wie es vor oft nur Monaten gekauft worden war.

Bei solcher Sachlage wirft sich allerdings unabweisbar die Frage auf, ob denn auch das Publikum mit Recht gezwungen werden kann, diese theilweise durch und durch ungesunde Entwickelung der landwirthschaftlichen Verhältnisse durch Opfer aus eigener Tasche zu erhalten, womöglich sogar noch zu fördern und solche künstlichen angeblichen Werthe durch Bezahlung hoher Brot- und Fleischpreise auch zu verzinsen, indem es die gesammten Producte der Großgrundbesitzer im eigenen Lande theurer bezahlt, als der Weltmarkt sie bietet.*) Notorisch bilden ja dann auch gerade diejenigen Güter einen Haupttheil der Zwangsversteigerungen, welche in den letzten 20–30 Jahren mehrmals ihren Eigenthümer gewechselt haben und die sogenannten „eingetragenen Restkaufgelder" nicht zu verzinsen vermögen. Dieser Rückschlag macht sich aber auch noch nach einer anderen Seite hin geltend, denn der letzte Bericht des landwirthschaftlichen Ministers für Preußen muß selbst zugeben, daß der Rückgang der Bodenpreise nicht im Verhältnisse stehe zu demjenigen der Preise für die Producte, mit anderen Worten: die zu straff gespannt gewesene Sehne läßt trotz aller Agrarpolitik nach und der Pfeil trifft den Schützen. Daher denn weiter die Thatsache, daß in den Ackerbauprovinzen wirklich gut situirte Grundbesitzer, welche auch Baarcapitalien besitzen, nicht etwa von dem Erwerbe fernerer Güter zurückschrecken, sondern im Gegentheile außerordentlich gern als Käufer derselben auftreten. Eine Enquête dahingehend, welche Preisschwankungen diejenigen Güter durchgemacht haben, welche in den letzten 25 Jahren ihren Besitzer gewechselt haben, würde zweifellos außerordentlich interessante Resultate ergeben, namentlich wenn die Untersuchung sich auch erstreckte auf die Hypotheken und Restkaufgelder, welche in diesem Zeitraume in den öffentlichen Büchern zur Eintragung und Löschung gelangt sind, und doppelt interessant wäre weiter alsdann die Verbindung dieser Resultate mit den Preisen der Producte in der betreffenden Periode, und — falls dies möglich — auch mit den Ausgaben, welche die Großgrundbesitzer zu Anfang und Ende dieses Zeitraumes für die nothwendigen und Luxusbedürfnisse ihrer eigenen Person sowie Familie für angemessen erachtet haben, bezw. noch erachten. Es würden da, wie man mit höchster Wahrscheinlichkeit vorhersagen kann, gar merkwürdige Schlaglichter auf den „Nothstand der Landwirthschaft" fallen, zumal die Thatsache, daß nach einer wirthschaftlich-internationalen Tendenz alle Renten heruntergegangen sind, doch naturnothwendig auch für die „Grundrente" und dem-

*) Vergl. hierüber das außerordentlich interessante Werk des Prof. Sering in Bonn: „Die landwirthschaftliche Concurrenz Nordamerikas." Mit einer Karte. (Leipzig, Duncker & Humblot.)

Digitized by Google

entsprechend auch für die Nutznießer derselben gelten muß, wenn anders dieselben nicht ungerecht und unbillig sein wollen. Dem „Capital" gegenüber wird die günstige Conjunctur durch Herabsetzung der Hypothekenzinsen denn auch nach Kräften activ ausgenutzt, — und kein billig Denkender wird hierin etwas Arges finden; — passiv jedoch von diesem, wie gesagt allgemeinen Weltwirthschaftsgesetz, auch das eigene, im Grundbesitz angelegte Capital treffen zu lassen, ist man nicht gewillt, im Gegentheil, man will davon den denkbarsten Nutzen ziehen, indem der allerdings vollständig wahre Grundsatz, daß der Ackerbau die Grundlage der Volkswirthschaft sei, unter Umständen bis zur Unverantwortlichkeit mißbraucht wird und gerade wegen des Uebertreibens dieser ihrer Ansprüche sind die agrarischen Bestrebungen so außerordentlich unbeliebt und in weiten Kreisen geradezu verhaßt geworden. Unter dieser Thatsache hat aber die Popularität der Regierung als solcher überhaupt außerordentlich mit zu leiden.

Wie man sieht, gibt es also außer Goldwährung, capitalistischer Ausbeutung und wie die Schlagworte sonst alle heißen, doch auch noch eine Menge anderer Gründe für die „Unrentabilität" der Landwirthschaft, deren Beseitigung sehr wohl bis zu einem ziemlichen Grade auch ohne Staatshülfe und Kostentragung der Gesammtheit möglich erscheint, soweit die betreffenden Klagen nicht überhaupt schon an sich nichts weiter wie die Ansprüche eines unberechtigten Egoismus sind. Hierzu kommt aber noch Eines: nämlich der außerordentlich verhängnißvolle Irrthum vieler Großgrundbesitzer, daß sie die Erträgnisse fremden Geldes — nämlich der geliehenen Hypotheken — weil sie dieselben als Erträge der Güter selbst einnehmen, nun auch unwillkürlich als Eigenthum betrachten und dieser eingebildeten eigenen, thatsächlich aber fremden Rente gemäß weit über die eigenen Verhältnisse hinaus leben. Und wir stehen nicht an zu sagen, und wissen uns eins darin mit tausenden objectiv urtheilender Großlandwirthe: Hierin liegt vor allem der wunde Punkt des Großgrundbesitzerthums. Dieser Irrthum mag zwar ein sehr angenehmer sein, allein er ist ein thatsächlicher — nicht rechtlicher — und darum auch absolut nicht entschuldbarer. Wir können uns voll und ganz in die Lage versetzen, daß es ein schmerzliches Gefühl sein muß, die Hälfte oder gar noch mehr von den baaren Nettoeinnahmen, nachdem die Brutto- (Gewinnungs- und Wirthschafts-)kosten abgezogen sind, als Zinsen fortzugeben für Capitalien, welche man nicht einmal sehen und greifen kann — aber dies schmerzliche Gefühl darf nicht so weit gehen, daß durch dasselbe der klare Blick für die Thatsachen getrübt wird. — Setzen wir den Fall, ein Gut habe einen Werth von 200,000 Thaler, der Nettoertrag beträgt 10,000 Thaler, wovon ein Fünftel als Unternehmergewinn für die Arbeit des Gutsherrn und zwei bis drei weitere Fünftel mit 4—6000 Thalern als Zinsen für Hypotheken, Restkauf- oder eingetragene Erbtheilungsgelder und der Rest als das Erträgniß des unverschuldeten Eigenthums des Besitzers sich darstellen: da mag es gewiß scheinen, als komme der Gutsherr zu schlecht weg, thatsächlich ist dies aber durchaus nicht der Fall, denn er gewinnt durch die Verwendung fremden Capitals einen meist sehr behäbigen Lebensunterhalt und hohe Zinsen des eigenen nur immobilen und verhältnißmäßig geringen Anlagecapitals. Und dieser trügerische Schein im Verein mit dem verlockenden Arbeiten mit großen Baarsummen verleitet eben Tausende und Abertausende von Großgrundbesitzern zu dem Wahne, daß sie zu ganz anderen Ausgaben und Ansprüchen berechtigt seien, als es auf Grund ihrer wirklichen materiellen Lage der Fall ist. Einem kaufmännischen Geschäftsmann würde man auch solchen Irrthum nie verzeihen und mit Recht ihn einen Banquerotteur schelten. Und hiermit verbindet sich dann eben der außerordentliche Luxus im Familienleben und in der Geselligkeit, der leider auch auf dem Lande nur schon zu sehr heimisch geworden ist und für den das Wort des unvergeßlichen Kaisers Friedrich von der „hochgesteigerten Lebensführung Einzelner" seine nur zu volle Berechtigung hat. Die Behauptung agrarischer Blätter, daß viele Großgrundbesitzerfamilien pecuniär zu Grunde gingen, weil sie in der Erziehung ihrer Söhne zu Staatsdienern und Offizieren über ihre Kräfte hinausgehen müßten, ist eine so gut wie völlig unberechtigte. Denn auch hier ist es eine bekannte Erscheinung, daß die Söhne von Großgrundbesitzern nur zu oft ein mehr wie luxuriöses Leben führen, sowohl als Offiziere wie als Studenten und junge Beamte und oft um des „standesgemäßen Auftretens" und „der Verpflichtungen, welche der Name auferlegt", Eltern, Geschwister und die gesammte Familie an den Rand des Ruins führen, zumal auch diese letztere selbst auf dem heimathlichen Gute mit Equipage, Dienerschaft, ausgedehntester Geselligkeit u. s. w. in einer Weise zu leben pflegen, wie — wir wiederholen das oben Gesagte — man es einem Geschäftsmanne in gleicher Vermögenslage nie und nimmer verzeihen würde.

Für die Richtigkeit dieser Wahrnehmungen läßt sich aber auch noch ein weiterer Beweis beibringen, — das ist der Ausfall der Wahlen. Bekanntlich fanden vor kürzerer Zeit in zwei bis dahin streng conservativ vertretenen Wahlkreisen Hinterpommerns — dem Cammine- und Colberg-Cösliner — Nachwahlen statt, in welchen zum allgemeinen Erstaunen die entschieden liberale Partei als unzweifelhafte Siegerin hervorging, trotzdem der Charakter beider Bezirke ein durchaus ackerbautreibender ist. — Würde Groß- und Kleingrundbesitz die unzweifelhafte Ueberzeugung gehabt haben, daß agrarische Schutzzölle ihnen den so viel gerühmten Nutzen thatsächlich brächten, so kann man wohl nach dem allgemeinen Selbsterhaltungsgesetze mit Sicherheit annehmen, würden sie weiter agrarisch, conservativ gewählt haben. — Dem kleinen und kleinsten Grundbesitzer ist es aber allmählich klar geworden, daß die industriellen Schutzzölle auf Eisen, Geräthe, Kleidung u. s. w. ihm den angeblichen höheren Verkaufspreis seiner wenigen Producte mehr wie in gleicher Summe wieder aus der Tasche ziehen, wozu noch weiter die Thatsache hinzukommt, daß nach der Statistik selbst nur ein Grundbesitz von mindestens 30 Morgen mehr Kornfrüchte an Werth producirt, als die auf ihm wohnende Familie im Lauf des Jahres zum eigenen Lebensunterhalt nothwendig consumirt.

Von vielen Großgrundbesitzern aber, — und namentlich der unter dem Einfluß jüngerer liberaler Gesinnungen aufgewachsenen Generation — habe ich gehört, daß sie es geradezu unbillig finden würden, wenn auf Grund der Nothwendigkeit eines Imports von Lebensmitteln für die arbeitenden minderbegüterten Klassen sie ihrerseits in nacktem Egoismus die Grundrente nicht nur unter allen Umständen auf gleicher Höhe erhalten, sondern, während alle übrigen Einkommen die Neigung zeigen, sich zu vermindern, womöglich dieselbe noch zu erhöhen suchen würden.

Und mit dieser, die Verwirklichung liberaler Ideen und Grundsätze nicht minder wie jene Männer selbst ehrenden Thatsache will ich schließen. Möge sie eine gute Vorbedeutung für die Selbstlosigkeit und den dereinstigen endlichen Sieg der idealen und vernunftgemäßen freiheitlichen Sache sein.

Literatur und Kunst.

Eine Jugendliebe Robert Schumann's.

Mit bisher ungedruckten Briefen.

Von Adolph Kohut.

Robert Schumann ist uns in den letzten Jahren, seitdem seine Compositionen frei wurden, nicht nur als Tonschöpfer und Schriftsteller, sondern auch als Mensch viel näher getreten. Eine ganze Reihe von Biographien und Briefwechseln, herausgegeben von Wasielewski, Janssen, Erler, seiner Gattin Clara Schumann u. A., haben uns das Verständniß für das Wesen

Digitized by Google

und die Eigenart dieses großen und edlen Mannes erschlossen. Immerhin ist noch so manche Seite im Leben dieses Lieblingscomponisten der deutschen Nation nicht erforscht, und es muß daher jeder Beitrag, welcher etwas mehr Licht zu verbreiten geeignet ist, willkommen geheißen werden; denn wie Mozart, Beethoven und Weber uns immer sympathischer werden, je klarer wir in ihrer Seele lesen können und je deutlicher ihr Sinnen und Trachten sich uns offenbart, ebenso ergeht es uns auch mit Robert Schumann, dessen tiefinnerliche und ernste Natur nicht so leicht zu erfassen war.

Wie Mozart seine Constanze und Weber seine Caroline über alle Maßen liebten, so war auch Schumann seiner Clara aus tiefster Seele zugethan. Schon damals, als diese erst ein 13jähriges Mädchen war, interessirte er sich für sie, und bis zu seinem Tode beherrschte ihn die innigste Zuneigung zu jener ebenso schönen als gottbegnadeten Frau, welche als Künstlerin, wie als Gattin und Mutter zu den reizvollsten Erscheinungen der deutschen Frauenwelt gehört. In dem ersten Brief, welchen er an Clara Wieck, an das noch kaum zur Jungfrau herangeblühte Kind, schrieb, sagt er sehr sinnig: „Ich denke oft an Sie, nicht wie der Bruder an seine Schwester, oder der Freund an die Freundin, sondern wie ein Pilgrim an das ferne Altarbild.“ Dieses Gleichniß drückt bezeichnend das Verhältniß aus, welches stets zwischen den beiden congenialen Geistern bestand. Seine Braut und Gattin war ihm nicht allein ein Gegenstand heißer Liebe, sondern auch frommer Verehrung: sie war ihm ein Altarbild, das er vergötterte. Deshalb bergen nicht nur die Jugendbriefe Schumann's, sondern auch diejenigen, welche er an seine Gattin selbst in den späteren Jahren seines Lebens richtete, eine solche Fülle zärtlicher Liebe und Treue in sich, daß man nur mit Entzücken an diese Seelenharmonie und an diesen lauteren Herzensbund denken kann.

Nur ein einziges Wesen ist ihm eine kurze Zeit näher getreten und hat augenscheinlich auf ihn einen tiefen Eindruck gemacht, aber es hat nicht vermocht, das Bild seiner Clara in seiner Seele ganz verdunkeln zu machen. Da diese weibliche Gestalt wiederholt in seinen Briefen genannt wird und eine sehr interessante Erscheinung war, mag ihrer hier in eingehenderer Weise gedacht werden, zumal ich in der Lage bin, über sie und ihre Beziehungen zu Robert Schumann auf Grundlage der Mittheilungen, die mir von noch lebenden Bekannten der Dame gemacht wurden und gestützt auf Briefe der letzteren, neue Mittheilungen zu machen.

Dieses Verhältniß nannte Robert Schumann selbst den „Sommernachtstraum“ seines Lebens, und dieser Ausdruck bezeichnet die Schönheit, aber auch die Flüchtigkeit des Herzensromans.

Der junge, blasse und stille Componist war 24 Jahre alt, als er im Hause seines Meisters Friedrich Wieck, des berühmten Clavierpädagogen in Leipzig, eine 16jährige junge Dame kennen lernte, welche sich Ernestine von Fricken nannte. Sie war die Adoptivtochter des Hauptmanns und Rittergutsbesitzers Freiherrn von Fricken aus dem an der sächsisch-böhmischen Grenze gelegenen Städtchen Asch, und von diesem zu Wieck in Pension gegeben worden, um dort im Pianofortespiel sich zu vervollkommnen, denn sie hatte bereits eine ziemliche Fertigkeit im Clavierspiel erlangt. Ein Biograph Schumann's behauptet nun, daß Ernestine von Fricken weder besonders schön war, noch hervorragende Begabung besessen habe. Beides ist nicht richtig. Die Bilder der jungen Dame und unparteiische Zeugnisse noch Lebender bestätigen vielmehr, daß sie ein frisches, aufgewecktes und naives Mädchen voll verführerischer Reize gewesen ist. Von Ostern bis Michaeli 1834 blieb sie Pensionärin im Wieck'schen Hause, wo bekanntlich Schumann sehr fleißig verkehrte und als Hausgenosse betrachtet wurde. Sein Herz gehörte bereits der damals 15jährigen Clara, die er schon vor Jahren, als er im Hause seines Lehrers, Grimmaische Gasse Nr. 36, wohnte, zu verehren Gelegenheit hatte. Es war keine Redensart, wenn der Zögling seinem Meister schrieb: „Jeder Tag, an dem ich Sie oder Clara nicht sprechen kann, macht eine Lücke in meinem Lebensbuch.“ Seine Zuneigung zu dem Wunderkinde hatte sich unter andern auch darin bekundet, daß er ein Thema derselben einem seiner frühesten Werke, den „Impromptus“ op. 5, zu Grunde legte.

Als Ernestine von Fricken in Leipzig auftauchte, weilte jedoch sein Ideal in Dresden, wo sie bei Johannes Mikisch, dem größten Gesangslehrer seiner Zeit — er war unter andern Lehrer der Schröder-Devrient, der Agnese Schebest, eines Mitterwurzer ꝛc. — und bei dem Hofcapellmeister Reißiger Gesang- und Instrumentationslehre trieb. War sie auch fern von ihm, so denkt er doch gar oft an sie, wie dies seine Briefe aus jener Zeit bekunden. Um so überraschender bleibt es, daß Robert Schumann von der sinnlich-blühenden Schönheit Ernestinens so mächtig ergriffen wurde, daß er darüber einige Zeit hindurch Clara vergaß und sich sogar mit der Idee trug, das junge Mädchen als Gattin heimzuführen. Dieser Sinneswechsel erscheint aber nur für den ersten Augenblick als psychologisches Problem, während die Lösung desselben ziemlich einfach ist. Wir wollen zuvörderst bedenken, daß Clara fern in Dresden weilte, ihr unmittelbarer Zauber also nicht wie gewöhnlich wirken konnte; hierzu kam das öftere Zusammentreffen Schumann's mit Ernestine, und Gelegenheit macht nicht nur Diebe, sondern auch Herzensromane. Ein drittes Motiv war die augenscheinliche Begünstigung dieser Neigung durch Friedrich Wieck, der schon damals die Beziehungen Schumann's zu seiner Tochter mit nichts weniger als günstigen Blicken betrachtete und froh gewesen wäre, wenn die Wahl des Jünglings auf eine andere junge Dame gefallen wäre. Auch muß in Erwägung gezogen werden, daß Fräulein von Fricken etwas Fascinirendes und Blendendes in ihrem Wesen hatte.

Thatsache ist es, daß Schumann in Ernestine bis über die Ohren verliebt war, und daß diese Neigung von ihr erwidert wurde. Sie waren immer zusammen, gingen spazieren und musicirten mit einander. Sie erglühte für den träumerischen, blassen und genialen Componisten und er schwärmte für sie, wie nur ein Robert Schumann schwärmen konnte. Seine ganze Zuneigung spricht sich am deutlichsten in seinen damaligen Briefen an seine Mutter, an Henriette Voigt und an Andere aus. In einem Briefe vom 2. Juli 1834 macht er der Mutter sein erstes Geständniß. Er schreibt ihr unter andern, daß in seinen Kreis ein herrliches weibliches Wesen getreten sei: „Ernestine, Tochter eines reichen böhmischen Barons von Fricken, ihre Mutter eine Gräfin Zettwitz, ein herrlich reines, kindliches Gemüth, zart und sinnig, mit der innigsten Liebe an mir und allem Künstlerischen hängend, außerordentlich musikalisch — kurz, ganz so, wie ich mir etwa meine Frau wünsche, und ich sage Dir, meiner guten Mutter, in's Ohr: richtete die Zukunft an mich die Frage »wen würdest du wählen? »Ich würde fest antworten: »diese«“. Noch lag ihm aber der Gedanke an eine Verbindung mit ihr ferne, denn er fürchtete, daß Baron von Asch seine Einwilligung zu einer „Mesalliance“ mit dem damals noch unberühmten Künstler, ohne „Brotstellung“, nicht geben werde. Selbst in einem Briefe an Clara, welche mit Ernestine übrigens befreundet war, nennt er sie einen „hellen Edelstein, der nie überschätzt werden kann“, und in einer Zuschrift an Henriette Voigt: „Ernestine mit dem Madonnenkopf, der kindlichen Hingebung für mich, sanft und licht, wie ein Himmelsauge, das blau durch die Wolken dringt.“

Wenn er anfänglich unschlüssig war, ob er um die Hand Ernestinens werben sollte, so wurden seine Bedenken immer mehr zu nichte, je beseligender die Nähe des geliebten Wesens für ihn wurde. Seine Briefe, die er von Zeit zu Zeit an sie richtete, werden immer wärmer, zuweilen glühend. So schreibt er ihr einmal am Ende desselben Juli 1834, nachdem sie bei Wiecks gemeinschaftlich Gevatter gestanden: „Ich werde nimmer jenem schönen Genius vergelten können, der mir wie nie zuvor den Blick in ein reiches Leben gönnte und mich in den Kreis herrlicher Menschen zog, denen Sie werth und unvergeßlich geworden sind. Hab' ich jemals gewünscht, daß die Zeit stille stehen möchte, so ist es jetzt.“ Wie es scheint, hat der Vater Ernestinens aus den schwärmerischen Briefen, die sie an ihn über Robert Schumann schrieb, bald gemerkt, was die Glocke geschlagen, denn er beeilte sich, an Friedrich

Digitized by Google

Wieck sich um Auskunft in dieser Angelegenheit zu wenden. Am 1. August 1834 richtete nun Wieck den nachstehenden, mir zur Verfügung gestellten Brief an den Baron von Fricken, welcher ein beredtes Zeugniß von dem zarten Verhältniß gibt, das zwischen den jungen Leuten herrschte:

„Zwischen Ernestine und Schumann besteht eine — ich will nicht sagen — innige, doch große Zuneigung. Davon bin ich überzeugt und gehe nicht weiter in's Einzelne. Diese Neigung, dieses Beieinandersein, dieses Zusammengehen — bei Weitem nicht führen — auf Spaziergängen, dieses Vertrautsein ist aber nicht unedler Art. Mündlich hätte ich Ihnen bewiesen, daß Beide noch keinen Kuß gewechselt — nicht die Hand gedrückt, aber doch großes Interesse an einander nehmen, das liegt in Schumann's Persönlichkeit. Wie viel müßte ich schreiben, um diesen etwas launigen, störrischen, aber noblen, herrlichen, schwärmerischen, hochbegabten, bis in's Tiefste geistig ausgebildeten genialen Tonsetzer und Schriftsteller zu beschreiben! Nun, mein erfahrener Freund, denken Sie sich unsere Ernestine etwas unruhig — denn ein Mädchen in den Jahren ahnt — manche Tage ziemlich zerstreut, denn sie fühlt. Kurz, mein erfahrener Freund, hätte ich nöthig, Ihnen noch zu sagen, daß sie eine Stunde früher schon im Erker steht und nachsieht, ob Schumann heute nicht eine Stunde früher kommen könnte, als er ihr zufällig angedeutet, weil es doch einmal der Fall gewesen! Meinen Sie nicht, daß Ernestine von einem Spaziergange Abends mit ihm und einigen unserer anderer Freunde sich nicht noch einmal anders umkleidet, was eben nicht nöthig ist? Daß sie nach 10 oder 20 Minuten vom Clavier aufspringt, an ein anderes Clavier geht, im Nebenzimmer zufällig an's Fenster geräth — einmal in ihre Stube geht — mich sehnsüchtig, furchtsam (aber nie zudringlich, ungestüm, leidenschaftlich, gebieterisch) ansieht und fragt, ob wir nicht morgen früh im Rosenthal Kaffee trinken — und Schumann ist auf ihrem Gesichte zu lesen . . .

Sie fragen: was macht Ernestine, wenn sie nicht spielt? Nie was Unrechtes! Aber sie trödelt oft träumerisch und liest gar nichts — denn sie liest und studirt so viel auf Schumann's Gesicht, und was sind todte Buchstaben gegen ein lebendiges Gesicht! . . ."

Wo die gegenseitige Liebe einen solchen Grad erreichte, konnte wohl nur eine Verlobung daraus werden, und nachdem Baron von Asch nach Leipzig gereist war und sich mit eigenen Augen über die Sachlage überzeugt hatte, fand im September 1834 die officielle Verlobung zwischen Robert und Ernestine statt. Am 5. September desselben Jahres begab sich Schumann mit seiner Braut und ihrem Vater zu seiner Mutter nach Zwickau, um ihren Segen zu dieser Verbindung zu erbitten. Seinen Jubel über die Einwilligung des Herrn von Fricken bekundet ein Brief aus jener Zeit an Henriette Voigt, worin es unter anderm heißt: „Henriette, er gibt sie mir! . . . Fühlen Sie, was das heißt? und dennoch dieser qualvolle Zustand! . . Wollten Sie einen Namen für meinen qualvollen Zustand, könnte ich keinen nennen, — ich glaube, es ist der Schmerz selbst, ich könnte es nicht richtiger ausdrücken, ach, und vielleicht ist es auch die Liebe selbst und die Sehnsucht nach Ernestinen."

Es kamen qualvolle Tage für das junge Liebespaar, als Herr von Fricken gegen Ende September seine Tochter wieder zu sich nahm und Briefe die persönlichen Berührungen ersetzen mußten. Aus jeder Zeile an sie und seine Mutter spricht die Sehnsucht nach ihr. Er prägt ihrem Vater ein, daß sie ja recht fleißig studire, Tonleiter spiele, auch Gesang und Lied nicht ganz vergesse, denn ihre Stimme sei „zart und geschmeidig". Sie schrieb wöchentlich und sehr viel. „Wie die mich liebt", jauchzt er auf — in einem Schreiben an seine Mutter vom 17. October 1834 —, „es ist ein Himmelsglück!"

Und diese flammende Liebe sollte kaum nach Jahresfrist in Eiseskälte sich verwandeln. Im Sommer 1835 wurde die Verlobung nach gegenseitigem freundschaftlichen Einverständniß aufgehoben, und Schumann verlobte sich mit Clara Wieck, während Ernestine später einen Grafen von Zettwitz heirathete. Wie ist plötzlich dieser Gesinnungswechsel eingetreten? Was hat dem schönen „Sommernachtstraum" ein so jähes Ende bereitet?

Wir wissen den eigentlichen Grund nicht mit Bestimmtheit anzugeben; der allerwahrscheinlichste ist der schon oben angedeutete, daß mit der Abreise Ernestinens und der Rückkehr Claras aus Dresden die alte Liebe Schumann's zu letzterer aufs Neue mächtig aufflammte.

Die beiden Freundinnen Clara und Ernestine blieben auch nach ihrer Verheirathung sehr intime Vertraute, wie dies aus den Briefen ersichtlich ist, welche letztere an erstere richtete. In einer dieser interessanten und mir zur Verfügung gestellten Zuschriften Ernestinens spricht ergreifend der Schmerz der getäuschten Liebe. Es heißt dort unter anderem (Schloß Bulbern, 26. Juli 1836:

„. . . O Gott, in einem Jahre kann sich so Vieles verändern, können Menschen so ganz anderen Sinnes werden, daß man staunt und nicht begreifen kann, wie das möglich ist . . . Alles war nur ein Traum und o welch' schreckliches Erwachen! O wer mir das vor zwei Jahren gesagt hätte, ich würde gelacht haben und ihm geradezu gesagt: Du lügst. Ich habe viel, viel gelitten, seit ich von Dir schied, wollte ich Dir Alles aufzählen, Du würdest es nicht glauben, es nicht für möglich halten, es ist Manches darin von so delicater Art, daß man froh ist, wenn es Niemand anders weiß . . . Der Kummer tödtet nicht, sonst wäre ich längst aus dieser Welt, vielleicht besser für mich, denn ich glaube an kein Glück mehr, für mich blüht keins mehr, für mich ist der Himmel für immer verschlossen! . . . Ich kann sagen, daß ich diesen Mann (Schumann) sehr, sehr geliebt, wie vielleicht nie mehr, es haben sich mir seit Leipzig schon so viele Männer mit Liebe genaht, aber ich kann Dir heilig versichern, nie fühlte ich im Geringsten das, was für Schumann."

Nie ließ Schumann die Achtung vor ihr aus den Augen; er widmete ihr bekanntlich das Allegro opus 8 und nach ihrer Verheirathung das Liederheft op. 31 mit den Worten: „Frau Gräfin Ernestine von Zettwitz."

Für die Kunst war es eine herrliche Fügung, daß der große Tonkünstler die große Meisterin des Claviers, und nicht die Baronesse von Fricken geheirathet hat. Sehr schön sagte einmal Franz Liszt über diesen Ehebund: Ihre Geschicke erfüllten sich in dieser unter dem Segensstrahl der Kunst erblühten gegenseitigen Liebe und fortan „lebte er dichtend und sie dichtete lebend". Es war keine glücklichere, keine harmonischere Vereinigung in der Kunstwelt denkbar, als die des erfindenden Mannes mit der ausführenden Gattin, des die Idee repräsentirenden Componisten mit der ihre Verwirklichung vertretenden Virtuosin. Beide übten die Kunst nach verschiedenen, aber gleich bedeutenden Richtungen aus. Interpreten desselben poetischen Gefühls, schauten und verkündeten sie dasselbe Vorbild des Schönen, waren sie von demselben Abscheu gegen Triviales in der Kunst, von derselben Ehrfurcht gegen gleiche Eigenschaften erfüllt.

Gedichte von Isolde Kurz.*)

Besprochen von Franz Muncker.

Schriftstellernde Damen erwecken bei vielen Menschen und zwar nicht nur bei den engsinnigen Gegnern jeglicher, auch der maßvollsten Frauenemancipation ein gewisses Mißtrauen, wenn nicht gar ein persönliches Mißbehagen. Beruht das wirklich nur auf einem alteingewurzelten, durchaus verwerflichen Vorurtheil, oder ist jene unwillkürliche Abneigung vielleicht doch nicht ganz ohne einen vernünftigen Grund und somit wenigstens einigermaßen berechtigt? Alles, was wir bei dem Manne voraussetzen, der sich mit Ernst und Erfolg dem schriftstellerischen Berufe widmen will, eine gründliche, vielseitige wissenschaftliche Bildung, unmittelbares Studium der bedeutendsten Werke der einheimischen und derjenigen fremden Literaturen, die von je uns die edelsten Beispiele und Vorbilder des Schönen geliefert haben, genügende Kenntniß der politischen und der geistigen Entwickelungsgeschichte der wichtigeren Culturvölker, dazu eine fast gelehrte Einsicht in das Wesen und die Gesetze der eigenen Sprache, alles das dürfen wir bei einer normal erzogenen Frau nicht erwarten. Leicht, fast spielend

*) Gedichte von Isolde Kurz. Frauenfeld, J. Huber.

Digitized by Google

kann der Jüngling sich jenes Wissen aneignen, wenn er den gewöhnlichen Bildungsweg durch Gymnasium und Universität hindurch einschlägt; für das Mädchen gibt es noch keine Schule, die es auf eine literarische Thätigkeit hinreichend vorbereiten könnte. Sie muß in angestrengtem Privatstudium allein für sich mit doppelter Mühe lernen, was sie zu ihrem besonderen Zwecke braucht. Und dazu hat von zwanzig Schriftstellerinnen kaum Eine den Muth und die Ausdauer. Nur zu Viele lassen sich von ihrer etwaigen natürlichen Begabung und von dem fröhlichen Drang nach literarischen Werken und literarischem Ruhme zum Schreiben fortreißen, ohne nach den Gesetzen und Regeln der Kunst lange zu fragen, und bringen dann eben auch trotz aller Begabung und allen echten Eifers Leistungen hervor, die man in fachmännischen Kreisen geringschätzig als „frauenzimmerliche Arbeit" zu bezeichnen pflegt, d. h. Leistungen mit mangelhafter Technik, mit dilettantenhafter Behandlung der Sprache und des Verses, ohne wissenschaftliche Tiefe und Gründlichkeit, ohne ruhig überlegenden und ordnenden Kunstverstand. Desto höher aber ist die Frau zu schätzen, die jene Mühen gelehrter Vorstudien nicht scheut, um ihren literarischen Versuchen kein solches „frauenzimmerliches" Gepräge aufzudrücken; sie erntet von der für sie doppelt schwierigen Arbeit meistens auch drei- und vierfach herrliche Früchte.

Den Gedichten von Isolde Kurz würde, wenn das Titelblatt minder aufrichtig wäre, Niemand die weibliche Hand anmerken, die sie geschrieben hat. Die Tochter des liebenswürdigen schwäbischen Poeten wurde allerdings von Jugend auf mit literarischen Kenntnissen und künstlerischen Anschauungen genährt, die den meisten anderen Mädchen fremd bleiben. Hermann Kurz, der Uebersetzer des „Tristan" von Gottfried von Straßburg, war wohl bewandert in der Sage und Dichtung der mittelalterlichen Völker; durch ihn wurde seine Tochter früh mit den Gestalten der altgermanischen Mythologie befreundet, und wenn sich dann in ihre Gedichte gelegentlich Anspielungen auf die strengen Nornen oder auf den Asathor eindrängten, so tauchten mit diesen Namen alte, liebe und lebendige Erinnerungen in ihrer Phantasie auf. Aber noch eher wurde Isolde Kurz heimisch in der griechischen Götter- und Heldenwelt. In dem Gedichte „Aus der Kindheit" schildert sie anschaulich und innig, wie schon ihre ersten Kinderspiele den Kampf um Ilions Mauern nachahmten, wie sie dann die schönen Götter Griechenlands, deren Bilder von der Bücherwand des Vaters heiter herabblickten, fromm wie nur je ein Kind von Hellas verehrte, wie endlich das eindringende Studium der Gesänge Homer's ihren dichterischen Bestrebungen für immer das Ziel und die Richtung wies:

Mein Hellas! Jugendland! Kein holder Wahn,
Wie dich im Sehnsuchtstraume Dichter sah'n,
Nein, mir verwachsen mit lebendigen Banden,
Auf unsres Gartens Rasen neu erstanden,
So reich auch unterm kargen Himmelsstrich!
In deinem Boden wurzelt all' mein Wesen,
An deinen starken Brüsten zogst du mich
Und lehrtest am Homer mich lesen.
Wer denkt noch dein? Der Wirklichkeit versöhnt,
Hat Jeder mit dem Glück sich abgefunden.
Ach, mir nur will kein andrer Trank mehr munden,
Die nie von deiner Milch sich ganz entwöhnt.

Durch den Verkehr mit der Antike, die sie dann später in Italien herrlich wiedererstanden und neu belebt sah, wurde der Sinn für Schönheit in Isolde Kurz geweckt; die Bedeutung der künstlerischen Form ging ihr auf. Strenge, Reinheit, Adel der äußeren Form, der Sprache und des Verses, galt ihr nunmehr als erste Pflicht. Sie erkannte, daß uns kein höheres Zeichen ward als das Wort, daß aus ihm allein alle Wahrheit quillt, die den Menschen zu erreichen verstattet ist, und was sie deshalb mahnend den „Priestern des Wortes" zurief: „Sorgt, daß ihr seine Würde nicht verletzt!" das hat sie selbst gewissenhaft auf Schritt und Tritt befolgt. Sie setzt nirgends ein unedles und nirgends ein überflüssiges Wort. Sie vermeidet grundsätzlich die nichtssagenden abgebrauchten Adjectiva und Appositionen, die wir sonst auch bei besseren Dichtern nicht selten finden. Sie wählt nicht leicht ein Wort, das nur als rhetorischer Zierath den Satz füllt; jeder Ausdruck soll zugleich etwas Nothwendiges, Bezeichnendes, Eigenartig-Neues sagen. Sie bildet ihre Sätze einfach, natürlich, klar: sie läßt sich durch den Vers oder Reim kein Flickwort, keine fremdartig klingende Phrase, keine verschrobene oder verkünstelte Wortstellung abzwingen. Sie handhabt mit der gleichen Sicherheit und Leichtigkeit die reimlosen antiken und die gereimten modernen Versmaße. In der ganzen, an den mannigfaltigsten Metren und Rhythmen reichen Sammlung ihrer Gedichte ist ein einziger Verstoß gegen das Silbenmaß (S. 76: „So laßt mich fort, wo Namen stolzeren Klangs" als erste Zeile einer Alcäischen Strophe), ein einziger störend unreiner Reim (S. 67: „stets" und „Netz") zu finden, und in beiden Fällen wäre es für die Dichterin ein Leichtes, den Fehler zu verbessern, ebenso wie sie ohne besondere Mühe hier und da — es mögen im Ganzen keine zehn Fälle sein — einen Vers ändern könnte, in dem ein Hiatus unangenehm in's Ohr fällt (z. B. S. 63: „lange, eh' ich dich sah"). Der rhythmische Wohllaut ihrer Gedichte würde dann, durch nichts mehr getrübt, den Hörer überall gleich so unmittelbar einnehmen, wie er es jetzt bereits fast überall thut. Ihre meisten Verse klingen schon, ohne daß die Tonkunst dazutritt, wie Musik. Sie würden sich auch zum größeren Theile vortrefflich zur musikalischen Composition eignen, und zwar nicht bloß ihrer rhythmischen Vorzüge wegen.

Nur Stimmungen und Empfindungen, die der Dichter im Liede künstlerisch rein ausklingen läßt, können durch die Musik eine tiefere Bedeutung oder neuen Reiz gewinnen. Mit Gedichten hingegen, die durch rednerisches Pathos, durch aufregende Spannung, durch effectvolle Schlußpointen oder epigrammatisch kitzelnde und stichelnde Witze wirken wollen, kann der Componist wenig anfangen. Isolde Kurz verschmäht alle diese unechten Kniffe und zwingt uns einzig und allein durch die reinen Mittel wahrer, zielbewußter Kunst, daß wir überall ihren Gedanken, Anschauungen und Empfindungen willig und freudig folgen. Sie weiß ganz genau, wie weit der Verstand bei einer dichterischen Schöpfung mit thätig sein darf und soll. Ueberall waltet er in ihren Versen ordnend, regelnd, klärend, mäßigend; aber nirgends unterdrückt er die Unmittelbarkeit oder die Wärme des Empfindens, nirgends die Lebhaftigkeit und Frische der Phantasie, nirgends treibt er selbständig tüftelnd und klügelnd sein verwerfliches Spiel. Was Isolde Kurz dichtet, hat stets seinen Ursprung im Herzen, nicht im Kopfe. Dieses Herz empfindet bald leidenschaftlich-heiß, bald innigtief, stets aber wahr und schön. Und die Dichterin weiß für all' diese Gefühle stets einen reinen, von allen wirr gährenden Elementen geklärten, schönen Ausdruck zu finden. Ihre Phantasie, die überall schöpferisch regsam ist, alles anschaulich und lebendig ausgestaltet und unter Umständen selbst vor kühnen Ueberschwänglichkeiten nicht zurückscheut, bietet ihr eine Fülle sinnlich schöner Anschauungen, eigenartiger Bilder, neuer, treffender Vergleiche dar, deren poetischer Zauber uns immer auf's Neue zu entzücken vermag. Da erscheint ihr etwa der Liebesgott als ein Schmied, der schartige, rostzerfressene Herzen wie altes Eisen einschmilzt, daß sie wieder ganz und spiegelrein aus dem Feuer seiner Esse hervorgehen, oder der Mann, den es aus den Armen der Liebe stürmisch zu ziellosem Laufe fortreißt, dünkt sie dem brausenden und brandenden Meere gleich, das ruhelos nach ewigem Naturgebot vom Gestade flieht und zu ihm zurückkehrt, von seinem „lächelnden Ufer" nicht gehalten und doch stets von ihm umschlossen. Oder sie vergleicht den Mund der Liebsten mit einem Beet wildwuchernder Rosen, die im Pflücken lose zerflattern. Ja sogar gewisse schon etwas abgebrauchte Bilder wendet sie neu, indem sie sie eben echt dichterisch wieder verwerthet. So sieht sie Amor als kleinen, braunen, barfüßigen Blumenverkäufer, dem durch das zerrissene Jäckchen auf dem Rücken das Flügelpaar verrätherisch guckt.

Sie vermeidet jede Eintönigkeit. Mannigfache Stimmungen werden in ihren Gedichten laut; sie bewegt sich in verschiedenen

Digitized by Google

Arten und Gattungen der Lyrik. Am unmittelbarsten scheint sich ihre eigene Persönlichkeit in ihrer Poesie wiederzuspiegeln, wo sie echte Frauenlieder verfaßt, Lieder, die ein specifisch weibliches Empfinden ausdrücken und schon äußerlich einem Weibe in den Mund gelegt sind. Unsere moderne Literatur ist nicht reich an guten Gedichten dieser Art; man bemerkt das vor allem unliebsam, wenn im Concertsaal immer und immer wieder Sängerinnen Lieder vortragen, die nach ihrem dichterischen Charakter ausschließlich für einen Mann passen. Es wäre ungerecht, wollte man deshalb die Sängerin allein oder auch nur zumeist tadeln; der gut componirten Frauenlieder sind zu wenige, als daß sie sich auf sie beschränken dürfte. Auch unsere Tonsetzer sind für den unleugbaren Mißstand nicht ausschließend verantwortlich; die Armuth unsrer kunstmäßigen (nicht unsrer volksthümlichen) Literatur an solchen Gedichten entschuldigt sie bis zu einem gewissen Grade. Desto freudiger mögen sie in Isolde Kurz eine Dichterin begrüßen, die ihnen zahlreiche, nach Inhalt und Form gleichmäßig vortreffliche und gleichmäßig zur Composition geeignete Lieder für Frauen darbietet. Vor andern seien daraus die Gedichte des Cyclus „Mädchenliebe", die „Tantenlieder" und die meisten unter dem Titel „Asphodill" vereinigten Gesänge hervorgehoben. In den letzteren erklingt eine besonders volltönende Saite auf der Leier unserer Dichterin. Es sind Todtenklagen, im höchsten Stil der Poesie gehalten, trotz des allen gemeinsamen wehmüthigen Grundcharakters an Inhalt und Färbung im einzelnen sehr verschieden. Eine große Elegie in prachtvollen Stanzen eröffnet die Reihe, der Erinnerung an die künstlerische Größe des Verstorbenen gewidmet, der in genialischem Schaffen und Streben früh das Höchste errang, dann aber bald verdüstert den goldenen Zauber seiner Kunst zerrinnen sah und, von den Dämonen im eignen Innern qualvoll fortgetrieben, Euphorion gleich in der Blüthe seiner Jahre dem Verhängniß zum Raube ward. In der Schilderung dieses Lebens, das nicht „der Jugend rosige Blüthenwelt", sondern nur Früchte im Uebermaß gab, glaubt man einen würdigen Nachruf auf einen Byron ähnlichen und ebenbürtigen genialen, aber durch sittliche Schranken zu wenig gehaltenen Menschen und Künstler zu vernehmen:

Des Herzens Blume freundlich zu behüten,
Gab dir kein guter Geist die Führerhand;
Aus jedem Keime rissest du die Blüthen
Und standst zu früh in Frost und Sonnenbrand.
Im Arm des Glücks wie bei des Schicksals Wüthen,
Im Rausch des Ruhms, an liebster Gräber Rand,
Hast du, ein Jüngling noch, in wenig Jahren,
Des Erdendaseins höchstes Maß erfahren.
— — — — — — — — — — —
O du, so vielgeliebt, so hoch gestiegen,
Denn alles Schönen Meisterrecht war dein,
Gewohnt die steilsten Pfade zu ersliegen,
Und lerntest nie die Kunst ein Mensch zu sein!
Denn ewig mußtest du dich selbst bekriegen
Und, was du liebtest, dem Verderben weih'n,
Was du erschufst, durch deinen Hauch zerstören,
Und Todesweihe war's dir angehören!

Dann sprechen mehrere kürzere, zum Theil nur liedartige Gedichte den leidenschaftlichen Schmerz der Ueberlebenden aus, ihre liebevolle Hingebung an den Todten, ihre Sehnsucht ihm gleich zu sein, ihren Verzicht auf jede fernere Lebenshoffnung, ihren Gleichmuth gegen alle äußeren Gefahren. In fieberhaft quälenden Vorstellungen durchwacht sie die erste Nacht, die der Geliebte in der kalten Erde schläft, nur sein gedenkend:

Vom letzten Regen ist dein Kissen feucht,
Nachtvögel schrei'n, vom Wind emporgescheucht,
Kein Lämpchen brennt dir mehr, nur kalt und fahl
Spielt auf der Schlummerstatt der Mondenstrahl.

Die Stunden schleichen — schläfst du bis zum Tag?
Horchst du wie ich auf jeden Glockenschlag?
Wie kann ich ruhn und schlummern kurze Frist,
Wenn du, mein Lieb, so schlecht gebettet bist?

Aber die Phantasie der Dichterin, die dem Todten nacheilt in's Reich der Nacht, belebt den Tod selbst; in ihm erblickt sie von nun an das wahre Leben, während ihr das Erdenleben rings um sie zum bloßen Schattenspiele wird. So erscheint ihr die Trennung von dem Geliebten und die Trauer um ihn wie ein schwerer Traum, aus dem sie dereinst zum seligen Morgen erwachen wird, oder die Grabesruhe des Todten selbst stellt sich ihr nur als ein tiefer Schlaf dar, dessen Träume zart und freundlich mitbestimmt werden durch das, was droben auf der Erde geschieht. Sie weiß den Schlummernden treu geborgen an der Brust der Liebe, die zu ihm in den stillen Grund hinabstieg, oder sie sieht ihn gar der Erde entschwunden, heimgekehrt in das Wunderland, aus dem er einst als „ein Streiter edler Sitte, mild und mächtig, schön und schlicht", den Menschen nahte. So heftig ihr Schmerz um den Entrissenen auch tobt, er artet nie in einen dichterisch unfruchtbaren trüben Pessimismus aus. Sogar uralte, im Grunde tiefpessimistische Gedanken weiß sie sinnlich schön und neu zu umkleiden und dadurch wirklich poetisch auszugestalten. Sie beklagt z. B. ihre Genesung von einer Krankheit, die sie schon an den Rand des Grabes gerissen hatte. Glänzend wie in Abendröthe war ihr die Welt in des Abschieds heiliger Klarheit erschienen; der freundliche Genius aber, der sie in's Nimmersein geleiten sollte, hat sie nur lächelnd in's Auge gefaßt und ist an ihr vorüber geflogen: genesend fühlt sie wieder, wie ihr „im Marke wühlt des Lebens schleichendes Fieber, das langsam tödtet". Und unmittelbar daran schließt sich dann das in der Form fast kindlich einfache Gedicht vom jüngsten Tag, an dem das traute Mütterlein, wie einst täglich in der Frühe, alle ihre lieben Schläfer wecken wird. Alle folgen dem Ruf; nur die Tochter läßt sich vergebens mahnen:

Eine wendet sich zur Seit',
Will nicht sehn noch hören:
Zu verschlafen Erdenleid,
War zu kurz die Ewigkeit;
Laß dein Kind nicht stören!

Alle verletzende Bitterniß des Weltschmerzes ist hier schon durch die naiv-schlichte Form des Gedichts hinweggenommen; nur die klare Erkenntniß des Weltleidens ist geblieben. Aus dieser Erkenntniß erwächst der Dichterin keineswegs nur das Gefühl stummer Resignation, sondern zugleich der Muth zu kämpfen ohne Hoffnung auf Glückeslohn, aber nicht ohne Hoffnung auf ehrenvollen, wenn auch wundenreichen Sieg. Besonders bedeutsam ist in dieser Hinsicht eines ihrer schönsten Gedichte, das „Alrunenlied an der Wiege eines Neugebornen". Es liegt etwas von dem Trotz des Goethe'schen „Nimmer sich beugen, kräftig sich zeigen" darin, aber ohne die Zuversicht auf die Hülfe der Götter, die der kampfgestählte Sänger dieser Verse halb und halb erzwingen zu können glaubt. So lautet die Mahnung der späteren Dichterin an den Starken, dem die Göttergabe zum Götterfluch geworden, an den Helden, der seine vom Geschick ihm freiwillig verliehene Größe wie eine Schuld mit Schmerzen büßen muß, nur: „Leide, kämpfe, schweige!"

Ein männlich starker Geist offenbart sich in diesen Versen und nicht allein in ihnen. Zahlreichen ihrer Gedichte hat Isolde Kurz geradezu einen männlichen Stempel aufgedrückt. Sie versteht es nicht nur in einigen Liebesliedern, die sie Männern in den Mund legt, sich völlig in das Denken und Empfinden des Mannes hineinzuversetzen, sondern sie behandelt auch in einzelnen längeren Gedichten religiöse Stoffe mit einer Freiheit der Auffassung und Kühnheit der Darstellung, die uns bei einer Frau fast befremdet. Sie erzählt die biblische Geschichte von dem Besuch des Heilands in seiner Vaterstadt, die ihren größten Sohn, eben weil er ihr Sohn war, nicht hören wollte, und die Legende von der Erlösung Satans, die Maria und Christus von Gott dem Herrn erbitten, der trotzig-stolze Feind aber verschmäht. Vermenschlichung des Göttlichen, so daß die heiligen Personen der christlichen Lehre sinnlich anschaulich und zugleich menschlich liebenswürdig vor unsern Augen stehen, uns verwandt und vertraut wie etwa die Götter des griechischen Olymps, das ist hier ihr höchster Zweck. Deshalb läßt sich etwa die Himmelskönigin, um Satan in sehn-

Digitized by Google

süchtiger Liebe zu dem verlorenen Eden zurückzulocken, von den Engeln einen Spiegel stellen und löst ihr goldnes Haar, daß es in Strahlenwellen niederrollt, und Christus umarmt in jugendlich schöner Schwärmerei leidenschaftlich-innig den Erzfeind, der diesem Lockrufe folgt, um bald darauf den neuen Verlust des Unversöhnlichen schmerzlich zu beweinen; Gott Vater aber, der halb verdrossen den vereinten Bitten des Sohnes und der heiligen Jungfrau Gewährung zugenickt hatte, fühlt sich wieder erleichtert, als Satan die zum Frieden dargereichte Hand zurückgestoßen hat. Diese Behandlung des Heiligen widerstrebt durchaus einer kirchlich-gläubigen, ja wohl auch einer schlichten christlich-frommen Auffassung; die Poesie und vielleicht auch die Religion im allgemeineren Sinne hat nichts dagegen einzuwenden. Noch um einen Schritt weiter geht Isolde Kurz in dem „Weltgericht", einem längeren Gedichte im Hans Sachsischen Versmaß, wie es der junge Goethe für die moderne Literatur neu schuf. Den Inhalt bildet das Verhältniß Gottes zur Welt, die Schöpfung, die der Herr, verdrießlich über die negative Kritik Satans, im letzten Augenblick unvollendet ließ, der vergebliche Versuch des liebevollen Gottessohnes, durch sein Beispiel und seinen Tod die selbstsüchtige Welt zur Liebe zu erlösen, der Beschluß des Vaters, die verfehlte Schöpfung im Weltgericht zu vernichten, und endlich der Rath des Geistes, das uncorrigirbare All unbekrittelt weiter bestehen zu lassen. Auch hier treten die Personen der göttlichen Dreieinigkeit und der Satan uns vollkommen als Menschen entgegen, mit menschlichen Trieben und Leidenschaften, ja selbst mit kleinen menschlichen Schwächen. Dazu stimmt der humoristische, fast burschikos-derbe Ton, in welchem das ganze Gedicht gehalten ist. Die gemüthliche Manier, in welcher der biedere Hans Sachs gelegentlich den lieben Gott mit den Menschen verkehren läßt, ist doch viel harmloser, und selbst Goethe schlägt in seinen Fragmenten des „Ewigen Juden" den kecken Ton, der uns aus dem „Weltgericht" von Isolde Kurz überall entgegenhallt, nur vereinzelt an. Und auch in diesen wenigen Stellen wird Goethe nur unehrerbietig-derb; ihm fehlt aber das überlegene ironische Lächeln, das den Mund der modernen Dichterin bei der Betrachtung des Weltlaufs öfters zu umspielen scheint und das sie eher mit Voltaire als mit Goethe oder gar mit Hans Sachs gemein hat. Nichtsdestoweniger enthält auch das „Weltgericht" trotz aller Negation im Einzelnen so viel des Positiven, daß sein Inhalt ein wahrhaft freisinniges religiöses Gemüth kaum verletzen sollte; unter rein künstlerischen Gesichtspunkten betrachtet, verdient auch seine Form nur Lob.

Friedlicher und heitrer waltet der Humor in einem andern Gedichte, das sich durch die überaus lebendige, sinnlich-gegenständliche Phantasie der Verfasserin auszeichnet, „Mittag am Meer". In dem Traumgesicht, das Isolde Kurz hier schildert, meint man mitunter geradezu die grotesken Nereiden- und Tritonengestalten aus Böcklin's Gemälde „Im Spiel der Wellen" aufsteigen und ihre tollen Späße treiben zu sehen. Italienische Sommersonne strahlt über dem Bilde, das die Dichterin hier vor uns entrollt. Noch ein paar Mal führt uns ihr Gesang auf italienischen Boden, aber nicht bloß äußerlich, wie das so viele andere moderne Lyriker thun, nur um eine literarische Mode mitzumachen. Bei Isolde Kurz umfängt uns wirklich italienische Stimmung; Gedichte wie „Auf San Miniato", wie „Nekropolis" können nur in Italien entstanden sein, so wenig auch in dem ersteren von italienischer Landschaft und ihren Bewohnern geredet wird. Die Kunst, ohne alle äußerlichen Mittel Stimmung auszudrücken und Stimmung bei den Lesern zu erwecken, versteht Isolde Kurz überhaupt vortrefflich. Die schlichten Strophen „Der alte Teppich" oder der kleine, an osteuropäische Volkslieder anklingende Balladencyclus „In der Pußta" geben davon schön Zeugniß. Einige Sinngedichte, theils zahme Xenien von geringem Umfange, theils mehrstrophige Sprüche, schließen das Buch würdig ab. Es ist so reich an echter lyrischer Empfindung, an geistigem Gehalt und an formaler Kunst, daß es kein Leser ohne Dank für bedeutende Anregung und wahren Genuß aus der Hand legen wird.

Die Concurrenz für das Grimm-Denkmal in Hanau.

In der Mitte des Januar ist in Hanau die Entscheidung darüber getroffen worden, welchem Künstler die Ehre zu Theil werden soll, die Geburtsstadt der Brüder Jacob und Wilhelm Grimm mit einem Denkmal ihrer berühmten Söhne zu schmücken. Als Sieger aus dem Wettbewerb mit neun anderen, zu dieser Aufgabe eingeladenen Bildhauern ist Professor Max Wiese hervorgegangen, der Director der Königlichen Zeichenakademie in Hanau, ein Schüler Siemering's, der sich durch häufige Beschickung von Kunstausstellungen, am meisten wohl durch sein überaus lebensvolles Schinkel-Standbild für Neu-Ruppin bekannt gemacht hat.

Der Gedanke, die Schuld der Nation an die Pfleger ihres Sprachschatzes durch ein Denkmal in ihrer Geburtsstadt abzutragen, entstand vor vier Jahren bei der hundertjährigen Geburtsfeier Jacob Grimm's — gleichzeitig mit der Ueberzeugung, daß dasselbe nur ein Doppelstandbild sein könne, in welchem das innige und untrennbare geistige Zusammenwirken des Bruderpaares zum Ausdruck zu bringen sei.

Für die Ausführung steht eine Summe von 100,000 Mark zur Verfügung, welche zu drei Vierteln durch die Bemühungen des Hanauer Denkmalcomités aus freiwilligen, in ganz Deutschland gesammelten Beiträgen, zu einem Viertel aus Staatsmitteln zusammengebracht wurde. Als Aufstellungsort wurde der neustädtische Markt in Hanau in's Auge gefaßt, ein regelmäßiger, viereckiger Platz von etwas nüchternem Eindruck, dem das im Zopfstil erbaute Rathhaus jedoch eine entschiedene architektonische Mitte gibt. Im Sommer vorigen Jahres erging dann die Aufforderung, Skizzen zu dem Grimm-Denkmal einzureichen, an die folgenden Bildhauer: R. Bärwald, Bergmayer, Eberlein und Römer in Berlin, Eberle in München, Echtermeyer in Braunschweig, Hassenpflug in Cassel, Henze in Dresden, Kaupert in Frankfurt, Zumbusch in Wien und Wiese in Hanau. Zumbusch und Römer haben sich nicht betheiligt; die elf eingegangenen Arbeiten — Wiese stellte zwei Auffassungen zur Wahl — sind seit dem 7. Januar in der Aula des Hanauer Akademiegebäudes ausgestellt.

Der beim Ausschreiben ausgesprochene Gedanke, das Denkmal der berühmten Germanisten mit einem öffentlichen Brunnen verbunden zu sehen, bezweckte wohl, demselben von vornherein eine möglichste Volksthümlichkeit zu gewähren; daß die Verquickung eines Erinnerungsbildes mit einem praktischen Bedürfniß die künstlerische Aufgabe an sich günstiger gestaltet hätte, wird man kaum behaupten wollen. Inzwischen haben sich sämmtliche Concurrenten, mit Ausnahme des Münchener Eberle, zu dieser Anordnung verstanden.

Am meisten bestimmend hat dieselbe auf Wiese's Entwürfe eingewirkt. Der erste derselben, von großartiger und einheitlicher Conception, umgibt das Denkmal mit einer im Grundriß viergetheilten Brunnenschale, aus welcher das eigentliche Monument in reichbewegter Silhouette, die Architektur im ausgesprochenen Charakter des Barock, aufsteigt. Auf Consolen, welche in der Diagonale aus dem Postament vorspringen, ruhen vier weibliche Gestalten, als Forschung, Märchen, Ballade und Mythe charakterisirt. Zwischen denselben werden die Seiten des Postamentes von Muschelschalen eingenommen, welche, von fischgeschwänzten Kinderfiguren getragen, das Wasser in die unteren Schalen überfließen lassen. Sehr glücklich ist das Größenverhältniß der Theile dieses Sockels unter sich und zu der Hauptgruppe abgewogen, welche in ansprechender, klar charakterisirender Weise das Brüderpaar darstellt. Jacob, eine Schriftrolle in der Hand, welche den Gegenstand des Austausches zu bilden scheint, steht neben dem sitzenden Wilhelm, welchem er die rechte Hand auf die Schulter gelegt hat. Wiese's zweiter Entwurf stellt sich als eine Reduction des ersten, mit noch entschiedenerer Berücksichtigung der örtlichen Verhältnisse dar: hier erhebt sich das Denkmal auf einer von einer Balustrade abgeschlossenen Plattform, deren halbkreisförmigen seitlichen Abschlüsse mit je einer selbständigen Brunnennische geziert sind. Diese zur wirklichen Wasserentnahme von der Straße aus bestimmten Brunnen haben eine figurale Bekrönung durch liegende Frauengestalten, Sage und Forschung verkörpernd. Das eigentliche Denkmal erhebt sich von der Plattform auf

Digitized by Google

einem Stufenunterbau mit einem von figürlichen Eckconsolen flankirten Postament, welches vielleicht durch ein weniger der Cubusform angenähertes Verhältniß gewinnen würde. Die Gruppe ähnelt in der Auffassung der ersten, welcher wir, ihrer größeren statuarischen Ruhe wegen, für die Ausführung den Vorzug geben würden.

Ein Entwurf, der sich durch die markige Kraft der Hauptfiguren und die dazu im Gegensatz stehende genrehafte Lieblichkeit des Beiwerks sehr schnell die Sympathien des Publikums erworben hat, ist der mit dem zweiten Preise gekrönte von Eberlein. Die wunderbare Mache, welche alle Werke, vor allem aber die Skizzen von der Hand dieses Künstlers auszeichnet, entzückt auch bei diesem Concurrenzentwurf. Er zeigt das Bruderpaar in scharfer Charakterisirung der Persönlichkeiten: Jacob ruht in sitzender Stellung, in lebenswahrer Bewegung die Hände über das heraufgezogene Knie gefaltet, auf einem Stuhle und scheint blitzenden Auges einem Gedankenzuge nachzuspähen, der seinen Sinn in weite Ferne führt; Wilhelm, neben ihm stehend und mit der rechten Hand die Schulter des Bruders berührend, neigt das geistvolle Antlitz gegen denselben. Das Postament, etwas schmächtig für die mächtigen Gestalten der Brüder, ist architektonisch wenig glücklich; auch die Brunnenschalen, von welchen zwei an der Vorderfront über Eck, eine dritte aus der halbkreisförmig gerundeten Rückseite hervorwächst, sind unorganisch angebracht. Dafür verdient die Gruppe von Kinderfiguren, welche dies Postament in seiner Anordnung umgeben und seine Silhouette mit Aufhebung der architektonischen Symmetrie malerisch beleben, die volle Bewunderung. Mit dem Anbringen von Kränzen beschäftigt, streben dieselben in schwungvollem Zuge von links nach vorn, wo sie sich um eine in einer Nische sitzende weibliche Idealfigur gruppiren. Als Märchenerzählerin ist dieselbe aufzufassen und erinnert damit nur an eine, freilich die volksthümlichste Seite von der Thätigkeit der Brüder Grimm. Den Eindruck des Erzählten, vom unheimlichen Grauen, bis zur heiteren Lust sehen wir auf den Gesichtern der Kinder sich widerspiegeln. Nur die Erzählerin selbst, so reizvoll die jugendliche Gestalt gebildet ist, möchten wir nach ihrem Gesichtsausdruck und der tragischen Bewegung eher für eine düstere Schicksalsnorne halten.

Von großer Einfachheit und Schönheit ist der Entwurf von Eberle (München), welcher mit dem dritten Preise ausgezeichnet worden ist. Ja wir stehen nicht an, der Auffassung der Hauptfiguren bei demselben den Preis vor allen Concurrenten zu geben. Wenn auch nicht von dem hinreißenden Schwung wie bei Eberlein oder der starken, beinahe dramatischen Action wie bei Wiese, ist das geistige Zusammenwirken zweier Gelehrten in diesen beiden besonders gut charakterisirten Gestalten in vollendeter Weise zum Ausdruck gekommen. Wilhelm sitzt, ein Buch auf dem Schoß, über welches hinaus er sinnend in's Weite blickt. Dasselbe Buch ist Gegenstand der Aufmerksamkeit für den Bruder, der neben ihm stehend in leicht vorgebeugter Haltung den Blick in dasselbe versenkt. Das edel und einfach gezeichnete Postament entsagt auch in seinen figuralen Schmuck der architektonischen Symmetrie nicht. Neben dem Genius der Poesie, der mit ausgebreiteten Flügeln auf dem Sockel sitzt, knieen links und rechts zwei Kinderfiguren, den Offenbarungen desselben lauschend; die ernste, ruhige Schönheit, welche dem ganzen Entwurfe eigen ist, durchweht auch diese Gruppe.

Einer vollständig von den übrigen Preisbewerbern abweichenden, für den Platz jedenfalls glücklich empfundenen Auffassung begegnen wir bei dem Entwurf von Kaupert (Frankfurt). Hier baut sich das Denkmal breit auf mit einem Mittelpostament, welchem eine Brunnenschale vorgelegt ist, und zwei Seitenflügeln, welche sitzende Gruppen tragen. Links ist die Märchenerzählerin, diesmal die historische alte Frau aus Niederzwehrn, deren mündlichen Mittheilungen die Brüder einen Theil ihres deutschen Märchenschatzes verdanken; rechts der Genius der Wissenschaft — beide in Profilstellung und von Kindergruppen begleitet. Die Gestalten der Hauptfiguren, die hier beide stehend aufgefaßt sind, zeichnen sich durch eine besonders durchgeführte Portraitähnlichkeit aus.

Ein großer Zug geht durch die Skizze, welche Echtermeyer aus Braunschweig eingesandt hat. Auch hier beherrscht das Brunnenmotiv die Auffassung. Das architektonisch schön gegliederte Postament würde besser zur Geltung kommen, wenn sein Aufbau aus der Brunnenschale nicht durch Felsmassen vermittelt wäre, welche an dieser Stelle unorganisch und unschön wirken. An diesem Postament entwickeln sich die Beziehungen der Forscher zu Sage und Volksmärchen: An der Rückseite die alte hessische Erzählerin mit einer anmuthigen Kindergruppe — an der Vorderseite ein gewaltig geformtes, finsterblickendes Weib, der ein Rabe uralte Weisheit zuraunt, die Sage. In zwei rechts und links angebrachten Schalen speien Drachen — nicht Feuer, wie es Drachenart ist, sondern Wasser; Zwerge, welche unter den Schalen kauern, tragen die bekannten Sagenschätze, den Nibelungenring, das Schwert Balmung und den Hort. Die Gruppe der Brüder, in würdiger und schöner Portraitbehandlung, zeigt Wilhelm an einen Fels gelehnt lesend, Jacob, der stehend seinen Arm auf des Bruders Schulter stützt, über das Gehörte nachsinnend. Hassenpflug's Modell gegenüber kann man das Bedauern nicht zurückdrängen, daß die verwandtschaftlichen Beziehungen des Künstlers zu der Familie Grimm augenscheinlich Anlaß gewesen sind, ihn zu einem Wettstreit heranzuziehen, welchem die schöpferische Kraft des bejahrten Mannes offenbar nicht mehr gewachsen war. Die Kritik zieht daher vor, über das Größenmißverhältniß der Postamentfiguren und die nicht eben würdige Behandlung der durch das Denkmal zu feiernden Forscher den Mantel des Schweigens zu breiten. Wenig Schwung zeigt auch bei einer über das Skizzenhafte hinausgehenden Durchführung der Entwurf des Dresdeners Henze. An den halbrunden seitlichen Vorbauten des schlanken Postaments entwickeln sich zwei Gruppen: die Forschung, welcher ein Genius die Leuchte hält, und die alte Märchenfrau von Niederzwehrn mit den lauschenden Kindern: Bei etwas traditioneller Correctheit entbehren diese beiden Gruppen doch der Anmuth nicht. Eine etwas langweilige Verkörperung der Stadt Hanau hat sich auf ein von der Vorderseite des Postaments vorspringendes Consol geschwungen und die Namen der zu Vereinigenden in den Stein gegraben. Die Brüder sind in der oft wiederholten Auffassung, bei welcher vielleicht der Bion-Sichting'sche Stich unbewußt Gevatter gestanden, sitzend und stehend aufgefaßt.

Es erübrigt noch über zwei Leistungen der jüngern Berliner Schule zu sprechen, für welche sich die letztere bei ihren Vertretern nicht eben zu bedanken hat. Hat auch R. Bärwald's weibliche Postamentfigur, welche eine Tafel mit den Namen der Forscher hält, etwas von dem großen Zug, den wir bei der jüngeren Berliner Plastik zu finden gewohnt sind, so fehlt dieser doch gänzlich in der Zeichnung des architektonischen Theiles, wird dafür aber zur Carricatur in der Gestalt der Brüder. Jacob, von einem Runenstein aufgesprungen, steht mit vorgestrecktem Bein thatsächlich in einer Boxerpose, während neben ihm Wilhelm aus einem mit Fransen besetzten Sessel sich vergeblich zu erheben sucht. Auch hier begegnen wir den wasserspeienden Drachen über zwei seitlich angebrachten Muschelschalen; auf der Rückseite des Postamentes endlich in einer Nische in eigenthümlich behandeltem Flachrelief einem Gedanken, den wir gerne in angemessenerer Umgebung begrüßt hätten: Dornröschens Erwachen nach der schönen Uhland'schen Allegorie.

Auch in Bergmayer's Entwurf erinnern uns die zwei weiblichen Allegorien des Sockels: „Lied und Sage" daran, daß wir das Werk eines talentvollen Begas-Schülers vor uns haben; besonders in ersterer Figur nehmen wir Anklänge an die Sockelfiguren des Schillerdenkmals gern in den Kauf für die ernste Anmuth dieser Verkörperung des deutschen Heldengesanges. Diesem unleugbaren Können gegenüber dürfen wir die zwerghaften, völlig ausdruckslosen Gestalten der Brüder nur als Ausdruck einer gezwungenen Naivetät betrachten, die hier allerdings um so weniger am Platze scheint, als sie die Arbeit um jeden Erfolg bringt.

Den Ausfall des Wettbewerbs um ein Kunstwerk, welches durch seinen Gegenstand das ganze deutsche Volk interessirt, haben wir in einer möglichst eingehenden Schilderung darzustellen versucht. Irren wir nicht, so geht durch die gesammte Künstlerschaft zur Zeit eine tiefgreifende Meinungsverschiedenheit über den grundsätzlichen Werth künstlerischer Concurrenzen. Der Hanauer Wettbewerb scheint uns für diejenige Partei, welche diesen Werth als beschränkt ansieht, neues Material geliefert zu haben. Nach der Absicht der Preußischen Landes-Kunst-Commission hätte der Entwurf zum Grimmdenkmal dem Professor Wiese frei übertragen werden

Digitized by Google

sollen; das Hanauer Comité hielt einen beschränkten Wettbewerb für erspießlicher. Es mag für Wiese eine hohe Genugthuung sein, daß er auch in diesem sich als der Berufenste für die gestellte Aufgabe bewährt hat: neue Gesichtspunkte für die Lösung der Aufgabe, also einen Nutzen für die Sache hat die Concurrenz nicht ergeben. F. Luthmer.

Feuilleton.

Volksfest.

Von Alexander Kielland.

Autorisirte Uebersetzung.

Es war ganz zufällig, daß Monsieur und Madame Lousseau in den ersten Tagen des Septembers nach Saint-Germain-en-Laye kamen. Vor vier Wochen hatten sie Hochzeit in Lyon gehalten, wo sie zu Hause waren; wo sie sich aber später aufgehalten hatten, war ihnen so wunderlich unklar. Die Zeit war ihnen in Sprüngen davongelaufen; ein paar Tage waren ganz verschwunden, und umgekehrt erinnerten sie sich einer kleinen Villa in Fontainebleau, wo sie in einer Abendstunde gesessen, so deutlich, als hätten sie ihr halbes Leben dort zugebracht. Paris war das eigentliche Ziel ihrer Hochzeitsreise, und sie wohnten jetzt dort in einem gemüthlichen kleinen Hôtel garni; aber sie hatten keine Ruhe, und heiß war es auch, darum streiften sie in den benachbarten Städtchen umher, und so kamen sie auch eines Sonntags Nachmittags nach Saint-Germain.

„Monsieur und Madame kommen vermuthlich, um sich das Fest anzusehen?" fragte die kleine, wohlgenährte Dame im Hôtel Henri-Quatre, während sie den Fremden die Treppe hinauf folgte.

Das Fest? — sie wußten von keinem anderen Fest in der Welt, als ihrem eigenen Hochzeitsfest; aber davon ließen sie sich nichts merken.

Nun wurde ihnen in aller Eile mitgetheilt, sie seien so glücklich gewesen, gerade zu dem großen berühmten Volksfest einzutreffen, das jährlich am ersten Sonntag im September im Wald von Saint-Germain gehalten wurde. Das junge Paar freute sich köstlich über sein Glück. Es war, als folge das Glück ihnen auf den Fersen, oder besser, als laufe es vor ihnen her und arrangire Ueberraschungen. Nach einem prächtigen Mittag zu Zweien hinter einer der beschnittenen Taxushecken im schnurrigen Garten stiegen sie in den Wagen und fuhren zum Walde. Neben der kleinen Fontaine, mitten auf der Rasenfläche des Hôtelgartens, saß ein struppiger Condor, den der Wirth zum Ergötzen seiner Gäste angeschafft hatte. Ein gehöriger Strick band ihn an dem kleinen Stativ fest. Aber wenn ihn die Sonne recht warm beschien, fielen ihm die Bergspitzen von Peru wieder ein, die gewaltigen Flügelschläge über tiefen Thälern — und dann vergaß er den Strick. Dann that er zwei gewaltige Flügelschläge, daß sich der Strick stramm anzog — und fiel in's Gras nieder. Stundenlang konnte er da liegen, dann schüttelte er sich und kletterte wieder auf sein kleines Stativ. Als er den Kopf den glücklichen Menschen zuwandte, mußte Madame Lousseau über seine melancholische Miene laut lachen.

Die Nachmittagssonne glitt durch die dichten Kronen der endlosen, schnurgeraden Allee, die mit der Terrasse parallel lief. Der Schleier der jungen Frau hob sich bei der raschen Fahrt und wickelte sich rund um den Kopf von Monsieur. Es kostete Zeit, bis das in Ordnung gebracht war, und der Hut mußte unzählige Male zurechtgerückt werden. Darauf sollte die Cigarre wieder angezündet werden, und das war auch eine ganze Arbeit. Denn der Fächer der jungen Frau machte immer eine kleine, verdächtige Bewegung, so oft das Streichhölzchen aufflammte; das mußte gestraft werden, und das kostete wieder Zeit.

Die feine, englische Familie, die den Sommer über in Saint-Germain wohnte, wurde in ihrem reglementirten Spaziergange durch den lustigen Wagen gestört, der vorbeirollte. Sie erhob die correcten grauen oder blauen Augen; es lag weder Aerger, noch Geringschätzung in ihrem Blick; nur ein ganz kleiner, matter Schimmer von Verwunderung. Aber der Condor starrte dem Wagen nach, bis dieser als ein kleiner, schwarzer Punkt ganz am Ende der schnurgeraden, unendlichen Allee verschwand.

La joyeuse fête des Layes ist ein rechtes Volksfest mit Pfefferkuchen, Schwertfressern und glühheißen Waffeln. Um die uralte Eiche, die mitten auf dem Festplatz steht, werden bunte Lampen und Papierlaternen angezündet, wenn die Nacht hereinbricht; und zwischen den höchsten Aesten klettern Jungen umher mit bengalischem Feuer und Pulverblitzen. Erfinderische Herren tragen Laternen an den Hüten, an den Stöcken und wo sie nur angebracht werden können, und die allererfinderischesten wandeln mit ihrer Geliebten unter einem großen Regenschirm umher, der Laternen an allen Stäben hängen hat. In der Ferne brennen Feuer auf den Feldern; da werden Hühner am Spieß gebraten, während Kartoffeln in Scheiben geschnitten in Schweinefettmalz schmoren. Jeder Geruch scheint seine Liebhaber zu haben, denn es stehen immer Viele herum. Aber die Meisten spazieren in der großen Straße mit den vielen Buden an beiden Seiten.

Monsieur und Madame Lousseau hatten Alles mitgenommen. Sie hatten in der vortheilhaftesten Lotterie Europas bei einem Mann gespielt, der in zweifelhaften Witzen excellirte; sie hatten die fetteste Gans der Welt gesehen und den berühmten Floh, der sechs Pferde kutschiren konnte. Außerdem hatten sie Pfefferkuchen gekauft, nach dem Ziel auf Kreidepfeifen und weichgekochte Eier geschossen und schließlich Walzer in dem großen Ballzelt getanzt. Nie hatten sie sich so gut amüsirt. Es waren gar keine feinen Leute da, jedenfalls keine feineren, als sie selbst. Kein Mensch kannte sie; deshalb lachten sie Alle an und nickten ihnen sogar zu, wenn sie denselben Menschen zweimal begegneten. Alles schien ihnen so vergnüglich. Vor den großen Zelten, in denen Circus oder Balletdivertissement gehalten wurde, standen sie und lachten über die Ausrufer. Magere Bajazzos bliesen die Trompete, und junge Mädchen mit geweißten Schultern lockten von der Tribüne.

Monsieur Lousseau's Portemonnaie hatte viel zu thun; aber sie wurden der ewigen Prellerei nicht überdrüssig. Im Gegentheil, sie lachten nur über die unerhörten Anstrengungen, die diese Menschen machten, um etwas zu verdienen — vielleicht einen halben Franc, oder einige wenige Centimes. Plötzlich standen sie vor einem Gesicht, das sie kannten. Es war ein junger Amerikaner, dem sie in ihrem Pariser Hôtel begegnet waren.

„Nun, Monsieur Whitemoore!" rief Madame Lousseau munter, „hier haben Sie doch endlich den Ort gefunden, wo Sie sich amüsiren müssen?"

„Was mich betrifft," antwortete der Amerikaner langsam, „so finde ich kein Vergnügen daran, zu sehen, wie Menschen, die kein Geld haben, sich zum Narren für Menschen machen, die Geld haben."

„Sie sind unverbesserlich!" lachte die junge Frau, „übrigens muß ich Ihnen für das ausgezeichnete Französisch, das Sie heute sprechen, mein Compliment machen."

Nachdem noch ein paar Worte gewechselt worden, wurden sie vom Schwarm getrennt; Mr. Whitemoore wollte gleich nach Paris zurückkehren.

Madame Lousseau's Lob war mehr als ein Compliment gewesen. Der ernste Amerikaner sprach für gewöhnlich ein Französisch zum Weinen. Aber die Antwort, die er Madame gegeben, war fast correct. Man mußte annehmen, sie sei vorher überlegt worden — es hatte sich eine ganze Reihe von Eindrücken in diesen Worten niedergeschlagen. Vielleicht war das der Grund, daß seine Antwort sich an Monsieur und Madame Lousseau so festhakte.

Es schien ihnen Beiden nicht, als sei die Antwort besonders hübsch; im Gegentheil, sie fanden es Beide traurig, einen so schweren Sinn zu haben wie ihr junger Bekannter. Trotzdem blieb ein Stachel in ihnen zurück; es wurde ihnen nicht mehr ganz so leicht zu lachen. Madame wurde müde, und sie begannen an die Heimkehr zu denken. Als sie durch die lange Straße zwischen den Buden gingen, um zum Wagen zu gelangen, kam ihnen eine lärmende Schaar entgegen.

„Laß uns einen anderen Weg gehen," sagte Monsieur.

Sie gingen zwischen zwei Buden hindurch und kamen an die Rückseite der einen Reihe. Sie stolperten über Baumwurzeln, ehe ihre Augen sich an das unsichere Licht gewöhnten, das in Streifen zwischen den Zelten hindurchfiel. Ein Hund, der dalag und etwas benagte, erhob sich knurrend und schleppte seinen Raub weiter in das Dunkel zwischen den Bäumen. An dieser Seite bestanden die Buden aus alten Segeln und allerlei wunderlichen Draperien. Zwischen den Rissen sah man hier und da Licht; an einer Stelle entdeckte Madame ein Gesicht, das sie kannte. Es war der Mann, bei dem sie den unvergleichlichen Pfefferkuchen gekauft hatte, Monsieur ging mit der anderen Hälfte noch in der Tasche seines Rockschoßes. Aber es war auch so sonderbar, den Pfefferkuchenmann auf dieser Seite wiederzusehen. Er hatte auch gar nicht mehr das lächelnde verbindliche Gesicht, mit dem er der schönen Frau so viele schöne Dinge gesagt hatte — und so unermüdlich gewesen war, seine Kuchen zu loben — sie waren ja auch vortrefflich. Nun saß er zusammengekauert da und aß etwas Unbestimmbares aus einem gemusterten Taschentuch — eifrig, gierig, ohne aufzusehen.

Weiterhin hörte man eine gedämpfte Unterhaltung. Madame wollte durchaus hineingucken. Monsieur hatte keine Lust, that es aber schließlich doch. Ein alter Bajazzo saß da, schalt und brummte und zählte Kupfergeld in der Hand. Das junge Mädchen, das vor ihm stand, fror und bat; sie war in einen langen Regenmantel gehüllt. Der Mann fluchte und stampfte auf den Boden. Da warf sie den Regenmantel ab und stand halbnackt in einer Art Ballettracht. Ohne ein Wort zu sagen und ohne ihr Haar oder ihren Putz zu ordnen, stieg sie die kleinen Stufen empor, die zur „Scene" führten. In diesem Augenblick wandte sie sich um und sah den Vater an. Ihr Gesicht hatte schon das Balletlächeln angelegt, aber es wich jetzt einem ganz anderen Ausdruck. Vom Mund war nichts zu sehen, aber die Augen versuchten ihm flehend zuzulächeln — eine Secunde lang; der Bajazzo zuckte die Achseln und hielt ihr die Kupferstücke hin. Das junge Mädchen wandte sich um, schmiegte sich unter dem Vorhang durch und wurde mit Geschrei und Applaus empfangen.

An der großen Eiche hielt der Mann mit der Lotterie unausgesetzt seine fließende Rede. Seine Witze waren immer unzweideutiger geworden, je mehr die Nacht hereinbrach. Das Gelächter des Publikums wurde auch anders, die Menschen waren wilder, die Bajazzos dünner, die Damen frecher, die Musik falscher — jedenfalls schien es Madame und Monsieur so.

Als sie am Ballzelte vorüber kamen, klang der Lärm einer Quadrille zu ihnen heraus: „Herrgott! haben wir da wirklich getanzt!" sagte Madame Lousseau und drückte sich enger an ihren Mann. Sie arbeiteten sich, so eilig sie konnten, durch das Gedränge; der Wagen war bald erreicht, wenn man erst das große Circuszelt hinter sich hatte. Das würde gutthun, sich hineinsetzen und all diesem Lärm entrinnen!

Die Tribüne vor dem Circuszelte war jetzt leer. Die Vorstellung

Digitized by Google

war in vollem Gang, drinnen in dem dumpfen halberleuchteten Raum. Nur die alte Frau, die Billete verkauft, saß schlafend an der Casse. Und ein Stückchen weiter im Lichte ihrer Lampe stand ein ganz kleiner Junge. Er war in Tricots gekleidet, das eine Bein grün, das andere roth; auf dem Kopf hatte er eine Narrenmütze mit Hörnern. Unter der Tribüne stand, in ein großes, schwarzes Tuch eingewickelt, eine Frau; sie schien zu dem Kleinen zu sprechen. Er setzte abwechselnd das rothe und das grüne Bein vor, zog es aber gleich zurück; endlich machte er drei Schrittchen auf seinen Schwefelhölzchen und reichte die Hand der Frau hinab. Sie nahm das, was er in der Hand hatte, und verschwand im Dunkel. Einen Augenblick stand er still, dann murmelte er einige Worte und fing an zu weinen, hielt inne und sagte: Maman m'a pris mon sou!" und weinte weiter.

Er trocknete seine Augen und stand eine Weile so. Aber jedesmal, wenn er sich selbst sein tristes Schicksal erzählte: daß seine Mutter seinen Groschen genommen, brachen seine Thränen heftiger und heftiger hervor. Er beugte sich und drückte das Gesicht in den Vorhang. In die steife, zersprungene Oelmalerei war es kalt und hart zu weinen. Der kleine Körper krümmte sich zusammen, er zog das grüne Bein ganz unter sich und stand wie ein Storch auf dem rothen. Denn die drinnen hinter dem Vorhang durften nicht hören, daß er weinte. Deshalb schluchzte er auch nicht wie ein Kind, sondern er kämpfte wie ein Mann mit seinem Kummer. Als der Anfall vorüber war, schneuzte er sich in die Finger, und wischte sie an seinen Tricots ab. Mit dem schmutzigen Lappen fuhr er über sein verweintes Gesicht, daß es ganz streifig aussah, und dann starrte er einen Augenblick mit trockenen Augen hinaus in's Volksfest.

„Maman m'a pris mon sou!" und so fing es wieder von Neuem an. Wie die ebbenden Wellen den Strand einen Augenblick trocken lassen, während neue sich sammeln, so spielte der Kummer in schweren Wogenschlägen über das kleine Kinderherz. Seine Tracht war so lächerlich, sein Körper so dünn; sein Weinen war so bitterlich schwer und sein Schmerz war so groß und erwachsen. Aber daheim beim Hôtel — Pavillon Henri Quatre — wo die französischen Königinnen in Kindesnöthen zu liegen geruhten — da saß der Condor und schlief auf seinem Stativ. Und er träumte seinen Traum, seinen einzigen Traum, den Traum von den Berggipfeln in Peru, von den mächtigen Flügelschlägen über den tiefen Thälern, und er vergaß den Strick. Er erhob mit aller Macht seine struppigen Flügel. Zwei gewaltige Schläge schlug er, daß das Tau sich stramm anzog; und fiel, wo er niederzufallen pflegte; der Fuß that ihm weh, und der Traum glitt von ihm mit der Kette.

Die feine englische Familie beklagte sich, und der Wirth selbst ärgerte sich am nächsten Morgen, denn der Condor lag todt im Grase.

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

„Prinzessin Sascha."

Lustspiel in vier Acten von Paul Heyse.

Das neue Stück Heyse's hatte einen rauschenden Erfolg — in den mit dem Dichter oder dem Director des Lessingtheaters befreundeten Zeitungen. Aber auch von einem rauschenden Mißerfolge kann nicht wohl gesprochen werden, denn das sonst so nervöse Publikum der Erstaufführungen war sich bewußt, daß es einem Dichter wie Heyse gegenüber nicht bloß Rechte, sondern auch Pflichten hat. Erst am Schlusse wagten sich die landesüblichen Zischer hervor, ohne jedoch den Beifall, der den zwei Mal aufgehenden Vorhang begrüßte, übertönen zu können. Es wird sich nun zeigen, ob die Verkünder eines Erfolges oder einer Niederlage Recht haben. Wir unseren Theils befürchten, daß die Novität sich auf dem Repertoire nicht werde halten können.

Das Stück soll, wie man versichert, älteren Datums sein. Es hieß ursprünglich „Dr. Diogenes" und lag in dieser Gestalt schon einigen Bühnen vor. Die seitherige Umarbeitung soll es nicht gebessert haben. Es krankt an einer gewissen Zwiespältigkeit des Tons und der Handlung. Während es der Dichter — es liegt bereits gedruckt vor — ein Schauspiel nennt, wählt der Theaterzettel die Bezeichnung „Lustspiel", und sie haben eigentlich alle Beide Recht. Es ist, genauer besehen, eine Salonkomödie mit satirischen Anläufen und ein Volksstück ohne Gesang und Tanz. Auch dem großen Dichter ist es nicht gelungen, diese widerstrebenden Theile harmonisch zu verbinden.

„Prinzessin Sascha" ist der Pensionsname eines frischen, übermüthigen Mädchens, Alexandra v. Döbling, der Tochter einer vormaligen Wiener Ballettänzerin und eines russischen Fürsten. Die Ehe ihrer Eltern wurde in einem Dörfchen an der Riviera heimlich geschlossen, war indessen nur von kurzer Dauer, und nun hat sich die verwittwete Fürstin, die auf den Namen einer solchen keinen Anspruch weder hat, noch erhebt, aus ihrer österreichischen Heimath fortgewandt, um als eine Frau von Döbling in Berlin zu leben, wo sie sich vor der in ihrer Vaterstadt Gratz blühenden Klatschsucht und der allzu lebhaften Erinnerung an ihre choreographischen Triumphe, die in Wien die Zukunft ihrer Tochter gefährden könnten, gesichert glaubt. Aber wie täuscht sich die Gute! Der Klatsch in der Reichshauptstadt ist noch viel größer als bei ihr zu Hause. Wohl ist es ihr gelungen, ihre Tochter mit dem Sohn eines Commerzienrathes Bornheim zu verloben, allein wie viele Hindernisse und Widerwärtigkeiten thürmen sich da auf! Der adelige Hochmuth, der Bettelstolz, die vornehme Kühle und Steifheit der zukünftigen Schwiegereltern sind allein schon der natürlichen Oesterreicherin ein Greuel und dann überhaupt das übermoralische Gethue und falsche Gerede all' dieser „Norddeutschen"! Wie strenge sie besonders im Punkte der Moral sind, das soll die treffliche Frau gleich erfahren, als es die Verlobung zu proclamiren gilt. Die Papiere sind in Ordnung bis auf eine Kleinigkeit. Sascha's Geburtsschein ist nämlich auf den Namen Brendel ausgestellt: „Tochter des Fräuleins Brendel". Das ist bitter, und beweisen kann die Mutter leider auch nicht, daß sie mit dem Fürsten rechtmäßig verheirathet war, denn — sie hat den Ort, wo sie getraut wurde, vergessen! Die Verlobung, die im Leben jedenfalls in der Stille gelöst würde, geht hier auf der Bühne mit einem öffentlichen Eclat zurück.

Nun setzt das Volksstück ein. In einem Dachkämmerchen lebt zufrieden und still, wie Diogenes in seiner Tonne, der arme Privatgelehrte Dr. Lambertus, ein Afrikareisender, der allerlei Negersprachen studirt und nebenbei ein begeisterter Clavierspieler ist. In der Wirklichkeit würden der Mansardenbewohner und die Familie in der ersten Etage wohl schwerlich zusammenkommen, doch Dichterträume machen's wahr. Auf einer Soirée bei Frau von Döbling bleibt der bestellte Clavierspieler aus. In der Welt des Bühnenscheins ist nun nichts natürlicher, als daß man auf die Empfehlung eines Dienstmädchens hin den Herrn Diogenes herunterbittet, um zum Tanz aufzuspielen. Der Doctor kommt auch wirklich, erklärt aber stolz, daß er nur zu seinem Vergnügen Musik treibe, und wird besonders schroff, als man, tactlos genug, ihm für seine Mühe Bezahlung anbietet. Warum er nach diesem Auftritte doch noch in der Wohnung verweilt und sogar mit der Tochter des Hauses allein bleibt, das paßt so ganz in den Ton des Volksstücks, wo man derlei Verstöße gegen die gesellschaftliche Möglichkeit nicht allzu genau zu nehmen braucht. Dahin gehört auch, daß Sascha sich über Kopf und Hals in den stolzen Gelehrten verliebt und ihn im zweiten Act in Begleitung eines hübschen Zöschens — welche Vorsicht! — in seiner Dachstube besucht. Der Vorwand? Damit er ihr etwas vorspiele. Und der Zweck? Natürlich um ihm ihre Liebe zu erklären, denn wie in so vielen Novellen Heyse's ist auch hier das Weib der werbende Theil. Aber auch diesmal wird das Concert vereitelt. Die Polizei erscheint und verhaftet den Dr. Lambertus, auf eine anonyme Anzeige hin, als einen gefährlichen Socialisten. Keine unnöthige Aufregung! Noch am gleichen Tage wird er nicht nur der Haft entlassen, sondern erhält obendrein durch die gütige Vermittelung der Polizei eine Anstellung als Reichscommissar in Afrika. So spiegelt sich in einem Dichtergeist die Welt — des kleinen Belagerungszustandes!

Verweilen wir nicht länger bei den handgreiflichen Schwächen der seltsamen Handlung, sondern freuen wir uns mit dem Publikum in dankbarer Erinnerung an den ausgezeichneten Novellisten der mancherlei wohlgelungenen Einzelheiten. Namentlich in der Charakteristik der Hauptpersonen. Der bescheidene, feinfühlende Gelehrte, der seine Mitbrüder in Leute und Menschen theilt und trotz der theaterüblichen Weigerung, ein reiches Mädchen zu heirathen, ein wirklicher, ein „wesentlicher" Mensch ist, wie Vischer sagen würde, keine Theaterpuppe, sondern ein Idealist mit Kopf und Herz. Oder das fesche Balletmadel von einst, trotz ihrer Fehler eine gute Mutter und wackere Frau, die so herzig zu plaudern versteht und im Eifer — mitten im Berliner Salon! — die unverfälschten Laute Lerchenfelds über die Lippen sprudeln läßt. An ihr ist Alles brav und gediegen, nur nicht das Gedächtniß, aber am Ende kommt sie ja durch Zufall wieder auf den verzwickten italienischen Namen — und nun wird Alles gut, und die bösen Norddeutschen haben vergeblich die Nasen gerümpft über die fatale Fräulein-Mutter. Auch ihr Bruder, der ehemalige Balletmeister Leopold Brendel, ist ein prächtiger Kerl, dem der Humor im Munde wie in den Beinen steckt. Welcher glückliche Zug, daß er, um die eingebildete Commerzienräthin zu vernichten, nur auf ihre incorrecte Fußstellung zeigt! Nicht mal nach den Regeln der Tanzkunst ordentlich dastehen können diese Norddeutschen! Das Beste aber ist die Titelheldin selbst, eine Mädchenfigur, so ursprünglich frisch und keck, so schlecht erzogen und doch edel und zart! Nur daß sie ihre mit Schande bedeckte Mutter verlassen will, was in einer Novelle gar leicht anzudeuten und psychologisch zu erklären wäre, berührt auf der Bühne, in nackten Worten ausgesprochen, unsagbar peinlich und verdirbt uns ihr Bild. Die Scenen aber, in denen sie ihr ganzes volles Herz dem Geliebten enthüllt, sind bei aller Unbefangenheit so keusch und innig, so voll geistvoller Blitze und feiner Wendungen im Dialog, daß ihr bester intimer Reiz eigentlich erst bei der Lectüre aufgeht. Besonders wenn, wie im Lessingtheater, bei der Besetzung dieser Mädchenrolle ein entschiedener Mißgriff geschieht. Fräul. Wolf, die seelenvolle, arg gesetzte Sentimentale gab diesen gar nicht jung und kindisch genug zu spielenden Kobold. In der Darstellung von Fräul. Petri, welcher sonst alle möglichen Partien aufgebürdet werden, und die doch gerade eine prädestinirte Prinzessin Sascha ist, hätte diese wichtige Rolle ganz anders gewirkt.

Die anmuthigen Figuren gehören sämmtlich dem Volksstück an, während der lustspielartige Theil an unerquicklichen Personen nur allzu reich ist. Wiegt dort das süddeutsche Element, das Wienerische, vor — auch im Dialoge, denn Frau Stägemann und Herr Schönfeld bemühten sich den Wiener Dialect Heyse's noch echter zu machen — so ist das Berliner Conversationsstück reich an satirischen Episoden und Dialogspitzen. Neben der unangenehmen Commerzienrathsfamilie marschiren einige gut erfundene Nebenrollen auf: der joviale Consul, welcher in Gesellschaften nur seinen Seat klopft, der elegische Spiritist Saint Alban, der als Taschenspieler und biederer Deutscher Namens Weiß entlarvt wird, und vor allem der naturalistische Schriftsteller Römpler. In dieser köstlichen

Digitized by Google

Charge zielt der Dichter auf das junge und allerjüngste Deutschland, das ihn in zahlreichen Flug- und Fluchschriften naseweis bekrittelt und seinen allverehrten Namen fast als ein Schimpfwort gebraucht. Die Figur ist für den idealistischen Stil Heyse's auffallend realistisch und offenbar ein Portrait nach dem Leben. Wie man uns mittheilt, hat ein bekannter Münchner Literat da Modell gestanden. „Composition, Idee, Handlung — Unsinn!" läßt Heyse den verlotterten Schriftsteller sagen, welcher, ewig scandalsüchtig und geldbedürftig, die Dienerschaft aushorcht und mit einem Freiabonnement auf seine Zeitung belohnt, und der sogar in der Dachstube des Gelehrten „menschliche Documente" sammelt, indem er das dürftige Mobiliar in sein Notizbuch einträgt. Die Scene, wo der Edle — von Herrn Blencke wirkungsvoll gespielt — um die Hand der „entlobten" Sascha anhält und natürlich mit Grazie abblitzt, ist zwar nicht neu doch unterhaltend. Auch wie der eben angekommene gute Onkel aus Wien von Sascha, die ihn bereits im Vorsaal husten hörte, mit spiritistischem Hokuspokus beschwört wird, ist reizend erdacht. Ueberall belebt ein munterer Geist den immer natürlichen Dialog, wenn auch mancher Schlager die Wirkung versagte, was zuweilen an den Darstellern liegen mochte. In den Ensemblescenen fiel die Unbeholfenheit auf, womit die Unterhaltung nur immer von zwei Personen geführt wird, indeß die anderen Anwesenden überreiche Gelegenheit haben, sich im stummen Spiele zu üben. Die Regie, die geschmackvoll wie immer ihres Amtes waltete, that ihr Möglichstes, um diese und andere Fehler des Dichters gutzumachen oder zu verdecken. Z.

Opern und Concerte.

Meyerbeer's „Feldlager in Schlesien". — Neue Compositionen: Dräseke: Tragische Symphonie. Villers-Stanford: Symphonie, Suite für Geige und Orchester, Festouverture. Dreßler: Scenen aus „Krimhilde", Kaiserhymne. Grieg: Ouverture „Im Herbst"; Musik zu Ibsen's „Peer Gynt". — Concerte: Clara Schumann. Sarasate.

Wie schon die Ueberschrift des Artikels zeigt, ist das Musikleben nur in den Concertsälen ein reges. Die Königliche Oper begnügte sich in den letzten Monaten seit der Neuheit „Turandot" mit einer Neueinstudirung von Meyerbeer's „Feldlager in Schlesien", das im Ganzen schon durch den Text*) nur eine ganz schwache Gesammtwirkung zurückläßt, dessen zweiter Act aber — die Darstellung des Soldatenlebens im Felde — in Originalität, Erfindung und Einheitlichkeit als das Bedeutendste in dieser Gattung Geschaffene dasteht, mit „Wallenstein's Lager" vergleichbar. Hätte Meyerbeer nicht in sehr unverständigem Ehrgeize und aus schwacher Nachgiebigkeit gegen die französische Oper sich herbeigelassen, das „Feldlager" in Text und Musik ganz zu verändern, und zum Machwerke „Nordstern" umzugestalten; hätte er die deutsche Grundlage, besonders das eigentliche „Feldlager", beibehalten, und nur für den dritten Act eine wirksamere Handlung erfinden lassen, so würde diese Oper nicht dem Schicksale der Gleichgültigkeit und Vergessenheit anheimgefallen sein, denn sie enthält manches wahrhaft Großartige.

Von neuen Orchesterwerken ist zuerst eine „Tragische Symphonie" von Felix Dräseke zu nennen, die Hans von Bülow in einem Philharmonischen Concerte vorführte. Der Componist ist ein entschiedener „Neudeutscher", der aber den „Herodes" überherodest**), den Berlioz überberliozt, den Lisz über-Lisztet. Er hat viel gelernt, handhabt die schwierigsten Formen mit Geschick, gebietet auch über ein achtbares Maß der Erfindung; aber seine fixe Idee (anders kann ich's nicht nennen), immer originell zu sein, nie etwas musikalisch zu sagen, was vielleicht ein Anderer einmal gesagt haben könnte, verleitet ihn zu sehr großen Extravaganzen, die selbst seine Freunde nur bedauernd — mit Hinweis auf sein Talent — entschuldigen. Seine früheren Werke haben überall Ablehnung erfahren, und erinnerten mich an das Bild in den „Fliegenden Blättern", da ein Capellmeister das Orchester mitten im eifrigsten Spiele mit dem Rufe unterbricht: „Halt! es hat Einer gefehlt, der Accord klang richtig!" Erst diese letzte Symphonie gestaltete sich annehmbarer, und der wackere Bülow versuchte, sie durch seinen Schutz weiterer Kenntnißnahme zu empfehlen. Der erste Satz wurde auch günstig aufgenommen; das Adagio war schwach; das Scherzo bot interessante Momente und das Finale ließ erkennen, daß der Componist in schwierigen contrapunktischen Formen sich mit Sicherheit bewegt, jedoch öfters anstatt der Kunst die Künstelei walten läßt.

Erschien nun Dräseke zu überspannt, so zeigten dagegen die Schöpfungen des Herrn Villers-Stanford große Zahmheit. Der Componist war im verflossenen Jahre von Bülow eingeführt worden. Eine „Irische Symphonie" erfreute sich freundlicher Aufnahme, von welcher der glänzenden Ausführung unter Bülow's Leitung ein Antheil gebührte. Nunmehr versuchte Herr Stanford ein ganzes Concert mit seinen Compositionen zu füllen. Er brachte ein Vorspiel zu „König Oedipos*, das da bewies, daß er Sophokles nicht sehr gut studirt hatte, eine Symphonie, welche den Beweis liefern sollte, daß er durchaus nicht immer originell zu sein beabsichtigt — in dem Scherzo trat das Motiv der „Rheintöchter" so entschieden hervor, daß selbst Laien das sofort ganz laut bemerkten — zum Schlusse eine „Festouverture zur 300jährigen Feier des Sieges der englischen Flotte über die Spanische Armada" und in welcher (zu Folge ausdrücklicher Erklärung des Componisten im Programm) der Versuch gemacht wird, „den Kampf der englischen mit der spanischen Flotte darzustellen"; wenn an dem denkwürdigen Tage die englischen Kanonenkugeln in ihrer Wirkung den musikalischen Ideen der Ouverture und deren Durchführung glichen, so konnte jede feindliche Flotte unversehrt durch den Canal segeln. Außer diesem Orchesterwerke kam noch eine Suite für Geige und Orchester zu Gehör, deren Wiedergabe der große cole Künstler Joseph Joachim übernommen hatte; er ist seit seinen Jugendjahren alljährlich in England, genießt daselbst die höchste Verehrung, und fühlt sich daher so zu sagen verpflichtet, allen englischen Musikern Gastfreundschaft zu erweisen; um des integralen künstlerischen Werthes allein willen, dürfte er dieser Suite seinen mächtigen Schutz nicht gewährt haben. Einige Lieder, die Herr von Milde vortrefflich sang, sind irischen Melodien nachgebildet, die Begleitung ist von Herrn Stanford für Orchester gesetzt worden.

Herr Dreßler gab ein Concert zum Besten des Oberlin-Vereins, der unter dem Protectorate des Feldmarschalls Grafen von Moltke steht; und er setzte das ganze Programm aus seinen Compositionen zusammen. Ich behaupte, daß eine richtige Auffassung dessen, was ein Wohlthätigkeitsconcert bedeutet, die Pflicht auferlegt, nur das in jeder Hinsicht Allerbeste zu bieten; und ein Componist, und sei er noch so bedeutend, darf seine Werke nicht als das allerbeste zu Bietende betrachten! Und was Herr Dreßler an jenem Abende vorführte, war nicht einmal sein Allerbestes! Vor Jahren hat er eine Symphonie vorgeführt, die ganz andere Erwartungen als die in diesem Concerte befriedigten anregte. Die ersten Nummern brachten Musik zu Krimhild, eine dramatische Dichtung von Arnd-Kürenberg*). Selbstverständlich sind die Nibelungen, den grimmen Hagen an der Spitze, die Hauptpersonen. Als in Frankreich nur (Marquis) Achilles und (Vicomte) Brutus auf der Bühne erschienen, fragte Fénélon: Wer befreit uns endlich von den Griechen und Römern (Qui nous délivrera des Grecs et des Romains)? Man könnte jetzt fragen: Wer befreit uns von der Edda und den Leutomanen? Der gewaltige Richard Wagner hat Allen die Köpfe verdreht; denn wer gerade zu denken vermag, wird sich hüten, ihn nachahmen zu wollen! In der Musik des Herrn Dreßler ist ein Lied des Volker das Beste, was er überhaupt an jenem Abende vorgeführt hat. Die Ouverture ermangelt jeglichen Interesses, und in der Scene zwischen dem sprechenden Hagen und den singenden Meerweibern tauchen nur wenige Wellen empor, die einige Aufmerksamkeit zu erregen vermögen. Noch schlimmer jedoch erging es dem kunstverständigen Hörer bei der Musik zu den patriotischen Gedichten des Herrn von Wildenbruch, besonders zu dem Festgedichte: „Des Kaisers 90. Geburtstag." Jeder Leser wird mit mir übereinstimmen, daß das wahre patriotische Gefühl des Musikers auch die richtige Auffassung des vom Dichter gegebenen Momentes verleiht, daß also, wenn der Dichter sagt: „die Lippen verstummen", der Componist nicht wie Herr Dreßler den ganzen Chor fortissimo singen lassen darf, daß dagegen, wenn die Textworte lauten: „ein tosender Schrei erhebt sich: Wir haben ihn noch!" des ganzen Chores mächtige Stimme erschallen muß, und nicht bloß ein zarter Frauenchor singen darf. Dem höchst eleganten, aus der besten Gesellschaft (und einigen dazu gezahlt sein wollenden Personen) zusammengesetzten Publikum entgingen solche Dinge; es sind ja Kunst-, daher gleichgültige Fragen, so blieb denn auch die einzige wirklich poetisch-musikalische Stelle, das anschwellende Fugato bei den Worten, „Wer ist das" ganz unbeachtet. Herr Dreßler wurde zu Anfang sehr stark beklatscht; nach und nach nahm der Beifall ab, weil auch das Concert zu lang dauerte. Herr Dreßler ist ein Musiker, der entschieden viel Besseres geleistet hat, als sein Programm für das Wohlthätigkeitsconcert zu bieten vermochte.

„Wie anders wirkt das Zeichen auf mich ein", Edm. Grieg's Compositionen! Das ist ein Componist, an dem man seine Freude haben kann, ohne seine Schwächen zu verkennen. Er ist ein moderner Scandinavist, der allüberall die norwegischen Rhythmen und Harmonien anwendet, und das gibt größeren Werken einen zu stark national ausgeprägten Charakter; es fehlt ihnen die Mannigfaltigkeit der Formen und der thematischen Durchführung, und der Hörer wird durch die Monotonie abgespannt. Aber es treten doch auch viele eigenthümliche und kräftige Gedanken hervor, die den Eindruck einer selbständig schaffenden Kraft hinterlassen. Und eine solche zeigt sich besonders in der Suite, in der Musik zu Ibsen's phantastischer dramatischer Dichtung „Peer Gynt", die in dem siebenten Philharmonischen Concerte und durch Bülow's Gastfreundschaft angeregt, unter des Componisten Leitung ausgeführt wurde. Von dem Inhalte der Dichtung gibt das von Dr. Langhans verfaßte Programmbuch in Kurzem Kunde: „Peer Gynt ist ein Bauernsohn, dessen Eltern reich waren, aber Alles vergeudet haben. Er steht nun mit seiner Mutter verarmt da, weiß ihr aber so viel von seinen großen Plänen zu erzählen, daß sie, trotz seiner dummen Streiche, an ihn glaubt. Sein jugendlicher Uebermuth kennt keine Grenzen. Er kommt zu einer Hochzeit, raubt die Braut, die er nach den Bergen schleppt, wo er sie verläßt. Nachher treibt er sich in der Nacht unter öden Felsen im Hochgebirge mit wilden Sennerinnen herum, bis er endlich in das Reich des Bergkönigs gelangt. Er verliebt sich in die Tochter des Bergkönigs, wird aber aus dessen Schloß verjagt. Er kehrt wieder heim, wo seine Mutter, Ase, im Sterben liegt. Nun geht er über's Meer und kommt nach Jahren als reicher Mann nach Aegypten, wo er in der Wüste die Tochter eines Beduinenhäuptlings, Anitra, antrifft. Diese vermag ihn aber nur vorübergehend zu fesseln, und er träumt

*) Die Oper ward zur Eröffnung des neuen Opernhauses am 7. December 1844 von Rellstab gedichtet. Der erste und dritte Act sind eine sehr schwache Nachahmung des alten Schauspiels „Des Königs (oder »Herzogs«) Befehl". Nur der zweite Act ist eine selbständige Schöpfung.

**) „It outherods Herod." Hamlet III. Act, 2. Scene.

*) Wer „Kürenberg" ist, wage ich zu vermuthen; wohl der „von Kürenberc", den manche Germanisten als Dichter des Nibelungenliedes bezeichnen; wer aber ist Arnd?

Digitized by Google

von seiner Jugendgeliebten Solwejg, welche ihn in der Heimath treu erwartet hat, und in deren Armen er als alt gewordener Mann schließlich zurückkehrt." Die vier Stücke aus der umfangreichen Suite, die Grieg vorführte, „Morgenidylle", „Ase's Tod, „Anitra's Tanz" und „die Hetze der Kobolde gegen Peer" sind ungemein interessante Stücke; „Ase's Tod" ist eine sehr bedeutende Schöpfung, die einen tiefen, nachhaltigen Eindruck erzeugte. Dem Componisten wurde eine sehr ehrenvolle Aufnahme zu Theil, er ward wiederholt stürmisch gerufen.

Die geneigten Leser meiner Berichte wissen, daß ich über Virtuosen-Concerte nicht berichte, doch kann ich nicht umhin, an dieser Stelle das Concert zu erwähnen, das die 70jährige Clara Schumann mit Joachim zusammen gab. Man ging hin, um die greise, hohe Künstlerin zu begrüßen, nicht um an ihre ausübende Kunst große Forderungen zu stellen. Und man verließ das Concert mit der begeisterten Ueberzeugung, daß diese Frau noch immer als die edelste Verteterin des classischen Clavierspieles dasteht; sie hat das f-moll Concert von Chopin geradezu vollendet wiedergegeben, mit jugendlicher Kraft und Sicherheit und mit edelstem Vortrage. Joachim spielte Schumann's Phantasie, ein herrliches Werk, das nur er allein zu solcher Geltung zu bringen vermag, weil es mit noch mehr anstrengendsten Forderungen an den Musiker wie an den Geiger herantritt.

Am nächsten Abend stand an derselben Stelle Herr Pablo de Sarasate, spielte ein Concert von Saint Saëns, das allbekannte von Max Bruch, und zuletzt als größtes Effectstück eine von ihm aus allen möglichen Schwierigkeiten zusammengeleimte Phantasie (?!!) über Carmen-Motive. Das Ding, das nicht einmal die Bezeichnung „Machwerk" verdient, rief tosenden Beifall und endloses Verlangen nach Zugaben hervor; denn in ihm zeigte Herr Sarasate, daß er als der wenigst tief musikalische, aber unstreitig auch als der unvergleichlich eleganteste, glänzendste Geigenvirtuose unserer Zeit anerkannt werden muß.

Heinrich Ehrlich.

Die Ausstellung der Hellmaler.

Es ist nicht leicht, sich einer jungen, in ihrer Eigenart aufdringlichen Kunstrichtung gegenüber die nöthige Unbefangenheit des Urtheils zu bewahren, ja es ist schwer, für sie auch nur die richtige Bezeichnung zu finden. Hellmaler, plein-air-Maler, Luft- und Lichtmaler, Naturalisten, das Alles sind Namen, die je eine Seite der Strömung bezeichnen, ohne ihr Wesen zu erschöpfen. Als allgemeines Kennzeichen wird sich eine Abwendung von der stilisirenden Idealmalerei, eine bewußte, aber in ihren Darstellungsmitteln unsicher tastende Rückkehr zur Natur anführen lassen. Wer die Erscheinungen im Entwickelungsgange der bildenden Künste in ihrem Zusammenhange zu beobachten gewohnt ist, erkennt, daß es sich weniger um eine neue, ihre Principien scharf formulirende Schule, als um das generelle Streben handelt, bisher vernachlässigte Stoffgebiete in voller Wahrheit zu erfassen und dem Bestande des künstlerisch Darstellbaren hinzuzufügen.

Auf dem Gebiete der Landschaftsmalerei sind wir seit Jahrzehnten über die schöne Gegend hinausgekommen, die nordische Ebene hat sich mit ihren intimen Reizen ebenbürtig dem linienstolzen Hochgebirge an die Seite gestellt. Für ganze Perioden der Kunst begann die ästhetische Coursfähigkeit mit den Heiligen und Engeln, heute dehnt sie sich bis auf die untersten Schichten des arbeitenden Volkes aus, und der ästhetische Kanon wird sich wohl oder übel eine Erweiterung gefallen lassen müssen. Mit den Stoffen wechseln die Darstellungsmittel. Die fleißige, jedem Detail gerecht werdende Ateliermalerei wird durch die flüchtige, mit einem Blick die Gesammterscheinung erfassende plein-air-Malerei verdrängt. Luft und Licht dienen als natürliches, künstlerisch ausnutzbares Medium, um die hart aufeinander stoßenden Farben und Formen vermittelnd zusammenzuschließen.

Charakteristisch für neu einsetzende Phasen der Kunstentwickelung ist das stoffliche und technische Experimentiren. Daher die Versuche, das Häßliche gleichwerthig neben das Schöne zu stellen, daher das verächtliche Fortwerfen des Pinsels und sein keckes Ersetzen durch den Spatel. Man kann über die Resultate solchen jugendlichen Uebermuthes lachen und spotten und doch seine heimliche Freude daran haben.

Der Vorliebe für das technische Experimentiren dürfte der Münchener W. Leibl seinen Platz in der Gurlitt'schen Ausstellung der Hellmaler verdanken. Als Bildnißmaler hat er Lenbach Manches abgesehen, ohne auch nur entfernt an sein Vorbild heranzureichen. Es liegt etwas Fahriges, Unsicheres in seinen verschiedenen Manieren, sich mit der Persönlichkeit abzufinden. Bald frei nach Holbein, bald frei nach Rembrandt arbeiten, ist an sich kein Kunststück, erst die sichere, der darzustellenden Individualität angepaßte Wahl des Stils macht den Meister. Was Leibl an Genrebildern und Landschaftsstaffage ausgestellt hat, ist meist trocken in der Farbe und uninteressant in der Auffassung.

Unter vorwiegend französischen Einflüssen stehen nach wie vor F. Skarbina und M. Liebermann. Besser und eigenartiger vertreten ist dieses Mal der Berliner Meister. Sein herbstlicher Kirchhof mit einer vor dem Crucifix betenden und einer langsam zwischen den Gräbern hinschreitenden Bäuerin ist besonders in der Luftstimmung von frappanter Naturwahrheit. Das Innere einer holländischen Heringsräucherei — mehrere Frauen sind beschäftigt, die silbern glänzenden Fische auf lange Stangen aufzureihen — interessirt coloristisch durch das den ganzen Vorgang beherrschende Ziegelroth der Backsteinwände. Am wenigsten können wir dem an einem Kanal angelnden Knaben abgewinnen. Hier fehlt die Entschädigung für die Unerheblichkeit des Motivs durch energische Auffassung oder frappirende Darstellungsmittel. Nach der letzteren Richtung hin leistet M. Liebermann mit seinen Netze trocknenden und flickenden Fischerinnen das Menschenmögliche. Die Naturwahrheit des Vorganges läßt nichts zu wünschen übrig. Man fühlt ordentlich den Seewind über die Strandlandschaft hinwehen und die Kleider der mit Netzen beladenen Frau aufbauschen, die rückwärts gebeugt in das Bild hineinschreitet. Aber es ist schwer, über die technischen Eigenthümlichkeiten, in denen sich Liebermann gefällt, fortzukommen. Man fragt sich vergeblich, warum er die schönen Oelfarben schichtweise übereinanderschmiert, um Kleiderfalten reliefartig herauszuarbeiten. Die Dickflüssigkeit der Oelfarben darf den Maler unter keinen Umständen verleiten, sie wie Mörtel zu behandeln. Er setzt sich dadurch dem Verdachte aus, als wolle er sich das Modelliren durch Vertheilung von Licht und Schatten auf unstatthaften Wegen erleichtern. Derselbe Vorwurf ist einem Düneneinschnitt zu machen, durch den ein Bauernwagen, tiefe Spuren zurücklassend, dahinfährt. Die zähen, durch die Seeluft gefeuchteten Sandmassen sind nicht gemalt, sondern über die Leinwand hingestrichen. Max Liebermann's malerisches Können ist in dem letzten Lustrum so mächtig gewachsen, daß es solcher unkünstlerischer Darstellungsmittel wohl entrathen könnte.

Auch Gotthard Kuehl ist durch die französische Schule gegangen, ohne mit ihren Vorzügen ihre Unarten angenommen zu haben. Seine Vorhalle einer weißgetünchten holländischen Kirche mit zwei sie von links her durchschreitenden Frauen ist ein Cabinetstück ersten Ranges. Die durch das blendend einfallende Licht in ihrer Farbenwirkung total neutralisirte bunte Fensterrosette, die auf der weißen Wand körperlich schneeig lagernden Reflexe, die von einem schmalen Lichtstreifen eingerahmte Silhouette einer großen Truhe, das Alles ist mit einer Meisterschaft vorgetragen, die Kunst und Wirklichkeit in einander aufgehen läßt. Die Vollendung der Form läßt die Frage nach dem ideellen Gehalt gar nicht aufkommen.

Eine exceptionell idealistische Stellung nimmt unter seinen hell malenden Genossen F. v. Uhde ein. Ebenso treu in der Wiedergabe der natürlichen Erscheinung, weiß er allen seinen Gestaltungen ein tief innerliches Gepräge aufzudrücken. Seine Armen und Elenden sind nicht um ihrer malerischen Lumpen, sondern um ihres Seelenleids, um des geistigen Drucks willen gemalt, unter dem sie erliegen. Die beiden Einzelfiguren, ein auf einer Wiese sitzendes Mädchen und ein mit unter die Schürze gesteckten Armen aus dem Rahmen herausschreitendes Kind sind Repräsentanten der socialen Misere, die ihnen trübe und hoffnungslos aus den Augen starrt. Um sich klar zu machen, was Uhde an geistigem Gehalt voraus hat, braucht man diese beiden Bilder nur mit der stofflich verwandten Reisigsammlerin Langhammer's zu vergleichen. Die unbarmherzige Naturwahrheit ist ihnen gemeinsam, aber Langhammer's Können bleibt an der Oberfläche, während Uhde durch die unschöne Außenseite das rein menschliche Empfinden durchbrechen läßt. Tendenzloser, mehr auf die allgemeine Stimmung hinarbeitend, malt Graf L. von Kalckreuth. Seine Mutter mit Kind im dörflichen Gemüsegarten ist eine plein-air-Studie, nicht besser und nicht schlechter, als sie mancher Andere zu machen im Stande ist. Dagegen hat er zwei weibliche Portraits ausgestellt, deren Ensemble eben das ergiebt, was wir als einheitliche Stimmung bezeichnet haben. Seine Dame in Schwarz mit dem gelben Strohhut auf dem leicht vorgebeugten Haupt, den Zeichenstift in der müde im Schooß ruhenden Hand, ist eben in der gleichmäßig beleuchteten Flachlandschaft gemalt, in der sie sitzt, und gehört untrennbar mit ihr zusammen. Der röthlich blonde, nichts weniger als schöne Kopf der jungen Frau in dem blaß lila Kleide ist auf einem anderen Hintergrunde, in einem reicheren Interieur, in kräftigerem Farbenauftrag gemalt gar nicht denkbar. Das Auge des Künstlers hat trefflicher das Ensemble gefunden, in dem das Stabile in dem Charakter der darzustellenden Person am besten zum Ausdruck kommt. In dem Erfassen des Momentanen, in dem Festhalten der augenblicklichen Gemüthsregung, der eine ebenso augenblickliche Körperbewegung entspricht, liegt die Stärke H. v. Habermann's. Sein Kniestück einer jungen Dame in Weiß, die sich halb lachend, natürlich gegen das Licht gemalt, aus dem Bilde herausbeugt, ist zugleich ein Specimen jener fascinirenden Unschönheit, die man nicht als absolut häßlich zu bezeichnen wagt.

G. M.

Offene Briefe und Antworten.

Ernstes Nachwort zu literarischem Scherz.

Ein eigenthümlicher Zug geht durch die Wissenschaft unserer Tage, so weit sie mir auf dem Gebiete der Literatur- und Kunstgeschichte kund ist: man bezweifelt die alte Ueberlieferung, auch wo sie der Lage der Dinge entspricht, und setzt subjective Einfälle an deren Stelle; das geschieht bald in jugendlichem Drang, sich geltend zu machen, bald in der Superklugheit des Alters, und dilettantisches Halbwissen schließt sich der Neuerung an, um zu zeigen, daß sie nicht hinter der Zeit zurückbleibt, und was bei den führenden Männern Hypothese war, das wird bei den Nachzüglern und Verbreitern zur ausgemachten Gewißheit. Das vielfältige Umtaufen der Kunstwerke in den Galerien hängt auch damit zu-

Digitized by Google

sammen. Kunst- und Literaturhistoriker brüsten sich damit, daß sie das Band gelöst, welches ihre Wissenschaft mit der Philosophie verknüpft gehalten; sie vergessen, daß Literatur- und Kunstgeschichte sich im Bund mit der Aesthetik entwickelt haben, die Aesthetik dadurch stets den Zusammenhang mit der Fülle des Wirklichen bewahrt und sich nie in leere Abstractionen verloren hat; dafür sucht man nach sogenannter exacter Wissenschaftlichkeit. Ich verkenne ja den Werth nicht, welchen die Durchforschung der städtischen Archive und der Kirchenbücher hat, um über Künstler sichere Nachrichten zu gewinnen, über Bestellung und Preis einzelner Werke urkundlichen Aufschluß zu geben; aber der wahre Werth, die Bedeutung, der Zusammenhang der Kunst- und Literaturwerke mit der Culturgeschichte wird dadurch nicht bestimmt, und wenn man mit jedem Goethe'sche Waschzettel auch noch das Wasserzeichen des Papiers mit abdrucken läßt, das Wesen Goethe's wird dadurch nicht erklärt. Franz von Baader pflegte von solchem un- oder widerphilosophischen Treiben zu sagen: es gebe seine Impotenz für Keuschheit aus. Ihm gesellt sich ein anderes Uebel, die jesuitische Geschichtschreibung, welche die Geisteshelden der Reformation und der Poesie, die ja der formalschöne Ausdruck der deutschen Culturideen ist, dadurch herabzuziehen und dem Volke zu verleiden trachtet, daß sie alles Nachtheilige, was in dem gedruckten Klatsch über sie sich findet, zusammenträgt, aber das Große, Edle verschweigt oder durch das aufgebauschte Schwache und Kleine verdeckt; auch da wird sehr exact citirt, aber freilich aus dem Zusammenhang herausgerissen, und quellenmäßig ein Zerrbild ausgemalt. Die Schlagbäume im Innern von Deutschland sind gefallen, aber in den Köpfen der Protestanten und Katholiken sollen sie wieder aufgerichtet werden, die Nation soll in Gläubige und Ungläubige geschieden werden, und während eine ideale Einheit Deutschlands der politischen vorausging, soll das neue Reich von der Geistesbildung aus wieder gespalten oder Rom unterworfen werden.

Gegen solche und andere Dinge habe ich mich wiederholt im Ernst ausgesprochen und ihnen positive Arbeiten entgegengestellt. Da glaubte ich mir den Scherz erlauben zu dürfen, einmal durch ironische Uebertreibung die Behandlung, welche Goethe und Shakespeare heutzutage erfahren, in ihrer Verkehrtheit offenbar zu machen, und durch den scheinbaren Beweis einer ungeheuerlichen Hypothese in Bezug auf Goethe die Bacontheorie in Bezug auf Shakespeare in's Licht zu stellen, und die Widersprüche derselben durch scheinbare Lösung klar zu machen. Sollte das gelingen, so mußte der Leser zuerst durch das Ergebniß einer mit ernster Miene geführten Untersuchung verblüfft, dann aber durch die sich offenbarende Ironie erheitert werden. So schrieb ich den Aufsatz: Wer ist der Faustdichter? in Nr. 1 und 2 dieser Zeitschrift. Nach meiner Ansicht sollte er als Ganzes erscheinen; seine Länge veranlaßte aber die Oekonomie des Blattes, die Redaction, ihn zu theilen. Aber auch so, noch ehe der aufklärende Schluß erschienen war, beglückwünschten mich nahe und ferne Freunde ob der gelungenen Humoreske, deren befreiende luftreinigende Wirkung nicht ausbleiben könne. Dagegen nahmen mehrere Zeitungen die Sache für Ernst, und ohne den Schluß abzuwarten, konnten sie es sich nicht versagen, mir gründlich den Kopf zu waschen.

Wenn ein Berliner und ein Wiener Blatt mich für einen der ernstesten Gelehrten erklärten, von dem man keinen Aprilscherz im Januar erwarte, und Beweise dafür forderten, daß Goethe wirklich einen Diebstahl an Lessing begangen habe, so war mir das der erheiternde Beweis, daß der recht ernst gemeinte Spaß gelungen, und es war ganz in der Ordnung, wenn sie dann nach dem Schluß des Ganzen sich beruhigt bekannten. Wenn Berliner Witzblätter die Parodie wieder parodirten, so war das ja in der Ordnung. Die Pariser „Revue bleue" nahm in einem langen Artikel die Sache ebenfalls für Ernst und beglückwünschte die französische Wissenschaft, daß nun auch ein deutscher Gelehrter der Meinung ihres Barbey d'Aurevilly von Goethe's Nichtsnutzigkeit beipflichte! Andere Berliner Blätter wollten vorausgesagt haben, daß nach dem Vorgang der Baconianer mit Shakespeare die Hyperkritik auch die Autorschaft Schiller's am „Don Carlos", Goethe's am „Faust" in Frage stellen würde; sie triumphirten, daß das so rasch geschehen sei, sie belehrten mich: daß nicht Gelehrsamkeit, sondern Genialität ein Kunstwerk schaffe — gerade was ich ja auch meine; aber ich habe nicht gesehen, daß sie mir diese Ehrenerklärung nachträglich gaben. Ein jüngerer Literarhistoriker, Richard Hamel, goß in der „Haller Zeitung" die Schale der Entrüstung über mein graues Haupt aus, daß ich zu solcher Trivialität, zu solchen verwegenen Einfällen herabgesunken sei, aber er besann sich zum Schlusse: vielleicht sei das Ganze nicht ernst gemeint, und als die Fortsetzung des Aufsatzes ihm dessen Absicht klar machte, da gab er seine freudige Zustimmung, und nahm all' die Vorwürfe und Ausfälle, mit denen er mich überschüttet hatte, förmlich zurück. So handelt ein Ehrenmann. Die „Frankfurter Zeitung" behauptete: die Lorbeeren der Baconianer ließen mich nicht schlafen, ich wolle mir ähnliche erobern; sie nahm die parodistischen Parallelstellen aus Goethe und Lessing, die vielen Lesern die Augen geöffnet und den Spott kenntlich gemacht hatten, für baren Ernst und zweifelte an dem Verstand des Münchener Professors. Und als ihr dann von München aus die Kunde vom Sinn und Zweck der Sache ward, da hatte sie die Stirn zu schreiben: „Es thut uns leid, daß es uns mit dieser Persiflage gegangen ist wie seiner Zeit unseren Mitbürgern mit Dr. Feibel's Ironie, die wegen ihrer übergroßen Feinheit nicht verstanden und für Dummheit gehalten wurde." Hinterher habe Herr Feibel erklärt: seine Ausführungen seien nicht ernsthaft gemeint. Der Fortgang des Artikels solle Alles klar machen. „Das freut uns; dann fällt auch der Zweifel fort, den wir in die Beschaffenheit der geistigen Urtheilskraft des Herrn Professors setzen mußten." Ich hielt so was für einzig in seiner Art, doch scheint Aehnliches auch sonst vorgekommen zu sein, denn ein College aus Norddeutschland schrieb mir: „Erst schimpften die Leute, weil sie die Sache für Ernst nahmen, und dann schimpften sie, weil sie sich über das eigene Mißverständniß ärgerten. Sie sind mit so viel Koth beworfen worden, daß ein großer Stoicismus dazu gehört, ganz gleichgültig zu bleiben." Ich antwortete ihm mit dem Goethe'schen Vers:

Ueber's Niederträchtige
Niemand sich beklage,
Denn es ist das Mächtige,
Was man dir auch sage.
Wandrer, gegen solche Noth
Wolltest du dich sträuben?
Wirbelwind und trockner Koth,
Laß sie drehn und stäuben!

M. Carriere.

Notizen.

Gothaischer Genealogischer Hofkalender, 126. Jahrgang. (Gotha, Justus Perthes.) — Der zuverlässige Berather des Staatsmanns, Politikers, Beamten und Journalisten enthält manche nützliche Aenderung. Der statistische Theil ist sehr anschaulich redigirt. Als Curiosum sei bemerkt, daß der bulgarische Herrscher als Fürst Ferdinand aufgeführt ist, doch wird seine Nichtanerkennung durch die Mächte ausdrücklich erwähnt. Gleich elegant sind die neuen Jahrgänge des „Gräflichen und Freiherrlichen Taschenbuchs" mit dem trefflichen Bilde des Viceadmirals Grafen von Monts. Der neu creirte Graf Douglas fehlt noch; andere Lücken haben wir nicht entdecken können. Seltsam ist, daß die Massen der beiden letzteren Ausgaben für die Grafen und Freiherren auch in diesem Jahre wiederum gegen früher abgenommen haben, und der Gedanke, den Grund dazu in der immer größeren Verarmung des Adels zu suchen, ist nicht abzuweisen. Diese Bücher bilden in adligen Häusern für die weiblichen Mitglieder, die ja auch gewöhnlich die Familienverhältnisse für diese Taschenbücher zu redigiren pflegen, gleichsam den Morgen- und Abendsegen für die Heirathscombinationen der heranwachsenden adligen Jugend. Die Dicke der Bücher erweist sich in ihrem Anschwellen progressiver als das Anschwellen des Besitzes. So kommt es, daß schon in dem Gräflichen Taschenbuche nicht alle Beiträge verwendbar sind. In dem Freiherrlichen ist's nun geradezu ein horreur, die vielen Nachweisungen auf frühere Jahrgänge ansehen zu müssen, und dieser Umstand vermindert natürlich den Absatz sicher um ein Bedeutendes. Welche freiherrliche Dame wird das Buch in ihrem Boudoir liegen lassen, wenn ein neugieriges Auge entdecken könnte, daß gerade ihre Familie als so unbedeutend angesehen wird, um nicht jedes Jahr im Kalender verzeichnet zu stehen? Gewiß keine — das wäre wider die Natur. Erst wenn sie wieder verzeichnet ist, wird der neue Jahrgang gekauft. Das ist gewiß gefährlich für das wohlthätige Unternehmen.

Wolken und Sunn'schein benennt sich die neueste Sammlung Dorfgeschichten von L. Anzengruber (Stuttgart, W. Spemann), die den Freunden des Dichters um so willkommener sein wird, als er schon etliche Jahre her keine solchen Gaben gebracht. Wie die vorhergehenden Bände dieser Art besteht auch der vorliegende zumeist aus Kalenderbeiträgen, an die sich Feuilletons und einige Skizzen verschiedenen Umfanges anreihen. Von den 14 Erzählungen — es sind deren eine mehr, als das Inhaltsverzeichniß angibt — gehören acht dem „Sunn'schein" an, worunter namentlich „der Schatzgräber" und die Schlußgeschichte der Sammlung den Humor des Dichters in vortheilhaftester Weise hervortreten lassen. Die übrigen Erzählungen, dem Umfange nach mehr, als das Doppelte des Buches umfassend, behandeln tiefernste Probleme, von denen die erste und die drittletzte des Bandes, meisterhaft in der Darstellung, eben so ergreifend dem Gegenstande nach sind, wie beherzigenswerth hinsichtlich der darin berührten Verhältnisse. In „Gott verloren!" hat der Dichter die reichhaltige Galerie seiner Dorfpfarrer um ein Prachtexemplar vermehrt, an dem sich mancher Diener des Wortes ein Beispiel nehmen könnte; die übrigen Gestalten der Erzählung, namentlich die Figur, welche derselben ihren Namen gegeben, sind von einer nicht minder packenden Lebenswahrheit, wodurch sie sich tief dem Gemüthe des Lesers einprägen und fortan einen festen Bestand seiner Welterfahrung zu bilden geeignet sind. Ein Gleiches gilt von der hochtragischen und dabei in ihrem Verlauf überaus schlichten Erzählung „Wissen macht Herzweh". Deren weibliche Hauptgestalt reiht sich den bedeutendsten Schöpfungen des Dichters an, und man hat nur den Wunsch, daß er sein prächtiges Thema zu einem Dorfroman ausgearbeitet hätte, statt sich nur auf eine für Kalenderbedarf berechnete Ausführung zu beschränken. Aber gerade dieser Umstand dürfte hier maßgebend gewesen sein, indem der Dichter eine rechtliche Angelegenheit von weittragendster Bedeutung hat zur Sprache bringen wollen, um sie dem allgemeinen Bewußtsein möglichst nahe zu legen. In der That handelt es sich dabei um eine Frage, die auch den Gesetzgebern unserer hochcivilisirten Staaten dringend zur Beachtung empfohlen sein möge. Das Herz des Dichters hat hier einen Punkt aufgedeckt, dem die gesetzliche Ordnung bisher noch keine genügende Aufmerksamkeit geschenkt.

w. b.

Digitized by Google

Inserate.

Preisausschreiben.

Das **Literarische Institut Greiner & Comp.** in **Berlin**, Unter den Linden 40, eröffnet ein Preisausschreiben für einen

Zeitungs-Roman.

Zur Uebernahme des Preisrichter-Amtes haben sich bereit erklärt die Herren:

Dr. Karl Frenzel, Feuilleton-Redacteur der National-Zeitung,
Dr. Adolf Glaser, Herausgeber der Westermann'schen Monatshefte,
Alexander Baron von Roberts,
Dr. Julius Rodenberg, Herausgeber der Deutschen Rundschau,
Ernst Wechsler, Redacteur der Feuilleton-Zeitung — sämmtlich in Berlin.

Demjenigen Roman wird der ausgesetzte Preis von

10 000 (Zehntausend) Mark

zuerkannt, welcher den unten ausgeführten Bedingungen entspricht und von den Herren Preisrichtern als würdig befunden wurde. Der Betrag ist bei der **Deutschen Bank** deponirt.

Die Bedingungen des Preisausschreibens sind folgende:

a) Der Roman soll nicht unter 10 000 und nicht über 12 000 Druckzeilen — Format der „Deutschen Rundschau" — umfassen.

b) Das deutlich und nur auf einer Seite beschriebene, geheftete Manuscript darf weder von der Hand des Verfassers geschrieben noch mit dessen Namen versehen sein, sondern muß als Aufschrift ein Motto, sowie den Vermerk „**zur Preisbewerbung**" tragen.

c) Jedem Manuscript ist ein mit demselben Motto versehenes versiegeltes Couvert beizulegen, das den Namen und die Adresse des Autors enthält. Selbstverständlich darf weder auf dem Manuscript noch auf dem verschlossenen Couvert der Name des Autors angedeutet werden.

d) Der Roman soll **Original-Arbeit** sein und darf vorher keiner Redaction vorgelegen haben. Die Handlung soll dem modernen deutschen Leben entnommen sein. Das Werk muß neben literarischer Bedeutung in erster Linie die Eignung zur **Veröffentlichung in Zeitungen** besitzen.

Die Handlung muß so gleichmäßig vertheilt sein, daß jede Fortsetzung lebhaft bewegte, farbenreiche, interessante Scenen enthält und den Leser in stets wachsende Spannung versetzt. Der Inhalt muß so klar dargestellt, jede auftretende Person so wahrheitsgetreu und eindringlich geschildert sein, daß der ernste, gebildete, ebenso wie der einfache Leser schon nach kurzem Einblick angeregt wird, dem Verlauf der Ausführungen zu folgen.

Die Art des Erscheinens des Zeitungs-Romans bedingt, daß ihm eine große, ungehemmt sich entfaltende Handlung innewohnt, und daß er namentlich von arabeskenartigen Ausschmückungen, die oft einer Buchausgabe zur Zierde gereichen, möglichst freibleibt.

Die **Einreichungsfrist** läuft mit dem 31. Januar 1890, 6 Uhr Abends, ab; nach diesem Termin werden keine Manuscripte mehr zur Preisbewerbung zugelassen.

Die **Eröffnung des Couverts**, dessen Motto mit dem der preisgekrönten Arbeit identisch ist, findet in Gegenwart der Preisrichter durch einen Notar in Berlin am ersten Sonntag des Monat Mai 1890 statt.

Die **Zahlung des ausgesetzten Preises** von 10 000 Mark erfolgt sofort nach festgestellter Adresse des Autors. Der preisgekrönte Roman wird durch Zuerkennung des Preises unbeschränktes Eigenthum des Literarischen Instituts **Greiner & Comp.** resp. dessen Rechts-Nachfolger.

Nach erfolgter Entscheidung werden die übrigen Manuscripte den Autoren auf **Wunsch zurückgesandt**; die unverlangten Manuscripte werden 6 Monate nach der Preisvertheilung sammt den dazu gehörigen Couverts vernichtet.

Greiner & Comp., Literarisches Institut,
Berlin, Unter den Linden 40.

Mondamin aReinige Fabr. **Brown & Polson** k. engl. Hofl.

Entöltes Maisproduct. Für **Kinder** und **Kranke** mit Milch gekocht speciell geeignet — **erhöht die Verdaulichkeit der Milch.** — In Colonial- u. Droguenhandlungen 1/1 und 1/2 Pfund engl. à 60 und 30 Pfennig. **Central-Geschäft Berlin C.**

Neue billige Lieferungs-Ausgabe.

BEETHOVEN'S WERKE.

Gesammtausgabe für Unterricht und praktischen Gebrauch.

(Orchester für Klavier übertragen.)

Vollständig in 20 Bänden binnen zwei Jahren.

Preis jeder Lieferung ℳ 1.

Auf Gesang- und Klavierwerke einerseits, Kammermusik andererseits wird besondere Subscription angenommen.

Beginn des Erscheinens 15. September 1888. Verzeichnisse unentgeltlich.

Durch jede Buch- oder Musikalienhandlung zu beziehen.

Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Auflage 352,000; das verbreitetste aller deutschen Blätter überhaupt; außerdem erscheinen Uebersetzungen in zwölf fremden Sprachen.

Die Modenwelt. Illustrirte Zeitung für Toilette und Handarbeiten. Monatlich zwei Nummern. Preis vierteljährlich M. 1.25 = 75 Kr. Jährlich erscheinen:

24 Nummern mit Toiletten und Handarbeiten, enthaltend gegen 2000 Abbildungen mit Beschreibung, welche das ganze Gebiet der Garderobe und Leibwäsche für Damen, Mädchen und Knaben, wie für das zartere Kindesalter umfassen, ebenso die Leibwäsche für Herren und die Bett- und Tischwäsche 2c., wie die Handarbeiten in ihrem ganzen Umfange.

12 Beilagen mit etwa 200 Schnittmustern für alle Gegenstände der Garderobe und etwa 400 Muster-Vorzeichnungen für Weiß- und Buntstickerei, Namens-Chiffren 2c.

Abonnements werden jederzeit angenommen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. — Probe-Nummern gratis und franco durch die Expedition, Berlin W, Potsdamer Str. 38; Wien I, Operngasse 3.

Verlag von Franz Ebhardt & Co. in Berlin.

Ebhardt's
Costümbilder.

Eine neue Sammlung farbiger Vorlagen für Maskenanzüge.

Jedes Heft in klein Folio, enthaltend in geschmackvollem Umschlage sechs Blatt mit je einer auf das feinste kolorierten Kostümfigur nebst den dazu gehörigen Beschreibungen.

Heft I—VIII. Preis des Heftes 2 M.

Ebhardt's
Masken-Album.

Heft I—VI.

Jedes Heft in Folio, enthaltend 6 farbige Kupfertafeln mit 24 bis 30 Kostümen nebst Beschreibung.

Preis des Heftes 3 M.

Im Verlage der **Dyk'schen Buchhandlung** in **Leipzig** ist soeben erschienen:

Düntzer, Goethe und Karl August. 2. Aufl. 3 Theile in einem Bande. Brosch. M. 18. Geb. M. 20.

Dieses längst erwartete Buch von der Hand des vertrautesten Kenners des Weimarischen Hof- und Dichterlebens stellt die Beziehungen Goethes zu seinem Fürsten, dem bedeutendsten seiner Zeit, in ausführlicher Weise dar und wird nicht nur Goetheverehrern, sondern auch Freunden unserer neueren vaterländischen Geschichte willkommen sein.

Neuer Verlag von Breitkopf & Härtel, Leipzig.

10 Studentenlieder mit neuen Weisen
von
W. Armknecht.

Für Sologesang (Baryton) mit Klavierbegleitung Mk. 2.50.

Für Chorgesang m. Klavierbegl. Mk. 2.50.

Hierzu eine Beilage der Königlichen Universitäts- und Verlagsbuchhandlung Ferdinand Hirt in Breslau.

Redaction: Berlin S.W., Möckernstr. 67. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig. **Expedition: Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.**

Digitized by Google

№ 6. Berlin, den 9. Februar 1889. Band XXXV.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von **Georg Stilke** in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt:

Zum Tode des Kronprinzen von Oesterreich. Von Austriacus. — Sir Morell Mackenzie über Stottern und Stammeln. Von N. Nicolaisen. — **Literatur und Kunst:** Ranke und die Entstehung seiner Weltgeschichte. Erinnerungen von Georg Winter. — Berliner Kunstzustände. Von Georg Malkowsky. — Moderne Xenien. — **Feuilleton:** Kein Schwan. Humoreske von P. Hann. — **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Aufführungen. „Weltuntergang." Volks-Schauspiel in fünf Acten von Paul Heyse. Von O. B. — „Alexandra." Schauspiel in vier Acten von Richard Voß. Von Z. — Aus Schulte's Kunstsalon. Von G. M. — Notizen. — Inserate.

Zum Tode des Kronprinzen von Oesterreich.

Wien, 1. Februar.

Der doppelten Tragödie am deutschen Kaiserhof ist nun das Trauerspiel im Hause Habsburg gefolgt. Erschien dort der Tod zweimal vor dem Thron, um einen allverehrten greisen Monarchen und bald darauf auch seinen hochsinnigen Sohn abzurufen, so hat hier der Allgewaltige ein junges, frisch aufblühendes, hoffnungsreiches Leben geknickt, das sich ihm in unbegreiflichem Lebensüberdruß entgegen neigte. Daß Könige freiwillig aus dieser Welt scheiden, hat die Geschichte schon öfter gesehen, aber einzig dürfte der Fall sein, daß ein Kronprinz in der Blüthe und Kraft seiner Jahre, der Gatte einer edlen und schönen Frau, der Stolz und die Hoffnung seiner schwärmerisch geliebten Eltern und seines großen mächtigen Reiches, plötzlich auf ein Dasein verzichtet, in welchem ein hoher Beruf seiner harrte und ihm noch viele Rosen und Lorbeeren geblüht hätten. Ganz Oesterreich-Ungarn trauert um den schweren Verlust, und auch das Volk des verbündeten Deutschen Reiches bezeigt ein stilles, inniges Beileid. Noch ist in den Schaufenstern in Wien jenes schöne Bild zu sehen, das unseren Thronfolger mit dem Prinzen Wilhelm Hand in Hand darstellt, und dieser herzliche Bund war den beiden Völkern und allen Freunden des Friedens eine freundliche Gewähr für die Zukunft. Nun hat der Tod das Alles vernichtet!

Die entsetzliche Botschaft traf uns Wiener, die wir den Kaisersohn immer in unserer Mitte wußten, wie ein Blitz aus heiterem Himmel. Noch vor wenigen Tagen sahen wir den „Kronprinzen Rudi" seine Vollblutpferde durch den Prater lenken. Bei der Eröffnungsvorstellung des neuen Burgtheaters erblickten wir ihn zwischen seinem kaiserlichen Vater und dem Prinzen von Wales: hoch, schlank, mit glänzenden Augen und kirschrothen Lippen, lebenslustig und leutselig. Heute liegt er mit dem blutigen Schußmal in der Schläfe starr und bleich auf dem Paradebett. Wir stehen schaudernd vor einem Räthsel, dessen Dunkel kaum jemals erhellt werden wird, und umsonst forschen wir nach einem psychologischen Motiv der entsetzlichen That.

Kronprinz Rudolf war reich an Gaben des Geistes, noch reicher an denen des Herzens. Er war ein Idealist und geschworener Feind jeder Lüge. Von seiner Offenheit, die sich so schwer mit seiner Stellung und ihren tausend Rücksichten vertrug, erzählt man sich zahlreiche Beispiele. Seine Anhänglichkeit und Liebe zu den Auserwählten seiner Umgebung war groß. Kam oft ein ungeduldiges, rauhes Wort, ein strenger Befehl über seine Lippen, so folgte gewiß bald ein begütigendes Wort, ein warmer Druck der Hand, ein freundlicher Blick. Er war aufbrausend, von einer mimosenhaften Empfindlichkeit, aber einer tiefen Herzensgüte. Seine Eltern, namentlich seinen Vater, vergötterte er. In seinem Wesen lag aber etwas Sprunghaftes Unbeständiges, jenes Problematische der Wittelsbacher, denen er ja durch seine Mutter halb angehörte. Innige Freundschaft schlug bei ihm, zumal in den letzten Jahren, leicht in Abneigung um. Man entschuldigt seinen jähen Bruch mit dem Naturforscher Brehm damit, daß dieser die an ihn gerichteten Briefe des kaiserlichen Schülers und Freundes Anderen mitgetheilt habe. Immerhin ist dieser Bruch dem Kronprinzen sehr nahe gegangen, und lange konnte er den gelehrten, jovialen Mentor nicht vergessen. Man will seit jener Zeit an ihm die ersten Spuren von Schwermuth, jähen Stimmungswechseln und Excentricitäten bemerkt haben. Es schien, als hätte er den Halt verloren.

Er hatte in seiner Jugend viel zu lernen, zu viel für einen normalen Verstand. Diese Ueberbürdung führte oft eine zeitweilige Erschlaffung seiner geistigen Receptionsfähigkeit herbei, und es ist nicht ausgeschlossen, daß ein Keim zu jener „Sinnesverwirrung", die sein Ende herbeiführte, schon in jener allzu anstrengenden Erziehung gelegt wurde. Er selbst klagte öfter, daß er von der Kindheit, die Anderen Spiele und Freuden bringe, eigentlich nichts als Mühe und Arbeit hatte. Schon die vielen Sprachen seiner zukünftigen Landeskinder, welche er lernen mußte, verbitterten ihm die Jugend. Von klein auf quälte man ihn mit dem Czechischen, Kroatischen, Slovenischen und anderen Winkelsprachen. Seit der Annexion von Bosnien kam sogar das Türkische hinzu. Obendrein besaß er kein hervorragendes Sprachentalent. Er erlernte nur das Französische und Ungarische gründlich; im Englischen vervollkommnete er sich erst in letzterer Zeit im Umgange mit dem Prinzen von Wales; im Czechischen, Polnischen und Rumänischen hat er es niemals auch nur zu einer erträglichen Aussprache gebracht. So verlor er bald den Eifer und zog sich immer mehr auf seine Lieblingsstudien zurück, zumal die Naturwissenschaften. Er war ein begeisterter Anhänger Darwin's, und damit mag es denn auch zusammenhängen, daß er bei aller Anerkennung der Nothwendigkeit eines positiven Glaubens selbst nicht eigentlich fromm war. Die Clericalen in Oesterreich wußten dies und ahnten, daß sie von ihrem zukünftigen Kaiser eine Anerkennung ihrer Rechte, aber nicht ihrer Uebergriffe erhoffen durften. Innerhalb der Naturwissenschaften war es namentlich die Ethnologie, die ihn anzog. Er war

Digitized by Google

ein leidenschaftlicher Jäger und Tourist und hatte oft genug Gelegenheit, Natur- und Volksleben zu studiren. In dieser Hinsicht war er von nie ermüdender Lernbegierde und voll scharf erfassender Beobachtung. Er liebte es, in seiner herzlichen, offenen Weise mit dem Volke zu verkehren, dessen Ansichten zu erhorchen, ihm gleichsam den Puls zu fühlen. Als passionirter Jäger kam er oft genug mit den Gebirgsbewohnern in Berührung. Auch sein ungezwungener Verkehr mit den populären Figuren der Wiener Volkssänger und „Fiaker" hängt damit zusammen. Die Natur fand in ihm einen Beobachter, den es oft zur Niederschrift des Gesehenen drängte. Seine schriftstellerische Begabung war unleugbar, wenn er auch nicht entfernt das literarische Genie war, zu dem ihn seine oft sehr eigennützigen Freunde stempeln wollten. Er verfügte über eine gewisse Leichtigkeit des Ausdruckes; sein Stil ist anschaulich und prägnant, seine Naturschilderungen haben Farbe und Relief. In seiner erst für engere Kreise gedruckten, dann im Buchhandel erschienenen Schrift: „Acht Tage auf der Donau" findet seine recht eigentlich feuilletonistische Kunst der lebendigen Wiedergabe des Geschauten eine erfreuliche Bethätigung und auch in seiner „Orientreise" ist manches Ansprechende, ohne daß man den Verfasser gleich, wie seine Lobredner pflegten, zu einem großen und eigenartigen Schriftsteller zu ernennen braucht, womit man ihm wirklich keinen guten Dienst erwies. Auch die Herausgabe des groß angelegten Werkes: „Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild" beschäftigte seinen literarischen Ehrgeiz vielleicht mehr, als ihm zuträglich war.

Da er kaum Aussichten hatte, sobald den Thron besteigen zu können, und auch in Staatsangelegenheiten wenig Einfluß üben durfte, so ist es begreiflich, daß er auf anderen Gebieten zu wirken suchte. Nach habsburgischem Hausgesetze gehörte er der Armee schon seit seiner Geburt an, und doch war sein Verhältniß zu derselben ziemlich lau. Eine strenge Pflichterfüllung, aber keine Leidenschaft. Das für ihn viel zu beschwerliche Amt eines Generalinspectors übte er mit unermüdlichem Eifer, und namentlich in Sachen der Disciplin war er von unnachsichtiger Strenge. Jetzt erst dürfen wir es aussprechen, daß er es gewesen, der die Pensionirung des verdienten aber altmodischen Feldzeugmeisters Kuhn veranlaßt hatte, die letzten Sommer in der ganzen österreichischen Armee eine hochgradige Erregung hervorrief. Die turbulenten Kundgebungen in Graz, zu denen sich namentlich die Officiere hinreißen ließen, waren ein Beweis, daß der Kronprinz die Gefahr mit scharfem Auge erkannt hatte.

Ein Prinz, der in josephinischen Traditionen aufgewachsen und so durch und durch deutsch und liberal war, konnte natürlich auch von Oesterreichs innerer Politik nicht erbaut sein. Es ist ausgemacht, daß er von Anfang an dem System des Premierministers Taaffe unfreundlich gegenüberstand und von seiner Abneigung gegenüber Vertrauten kein Hehl machte. In der That konnte es dem künftigen Thronerben nicht gleichgültig sein, ob das Reich ein starkes, einheitliches Ganzes blieb oder ob es föderalistisch auseinander fiel. Die sogenannte Versöhnung der Nationalitäten, welche in Wirklichkeit nur eine Verhetzung derselben bedeutet, war ihm in tiefster Seele verhaßt. Er war ein ehrlicher Anhänger des Ausgleichs, liebte Ungarn und sein Volk, aber wie er dessen Führerschaft in Transleithanien wünschte, so wollte er dieselbe in der anderen Reichshälfte den einzig staatserhaltenden Deutschen gewahrt sehen. Die polnischen, czechischen, kroatischen und clericalen Umtriebe ekelten ihn an, und es ist bezeichnend, daß er sich in Prag, wo er einige Jahre lebte, niemals wohl fühlte. Graf Taaffe kannte die Gegnerschaft des Thronerben, die indeß seine Vertrauensstellung bei dem Kaiser, seinem Jugendfreunde, nicht zu erschüttern vermochte, und er bekämpfte sie nach Möglichkeit. Es heißt, daß Kronprinz Rudolf in letzter Zeit sich mit der Taaffe'schen Richtung befreundete. Das sind ohne Zweifel bloß ausgestreute Gerüchte, gerade wie seine angebliche Abneigung gegen Kaiser Wilhelm II. Der ehrgeizige Kronprinz mochte es allerdings mit Wehmuth empfinden, daß sein etwas jüngerer Freund vor ihm auf den Thron gelangte, aber es ist sicher, daß er auch dem Kaiser die innige Freundschaft bis zuletzt bewahrte. Daß bei Kaiser Wilhelm's letzter Anwesenheit in Wien die beiden Freunde so wenig zu vertraulicher Aussprache zusammenkamen, lag nicht allein in der veränderten Stellung des hohen Gastes, sondern noch mehr gewiß in absichtlichen Vorkehrungen des cisleithanischen Ministers, dessen viel besprochene Nicht-Decorirung durch Kaiser Wilhelm vielleicht gerade damit zusammenhängt. Sicher ist Kronprinz Rudolf im Groll mit der Politik Taaffe's geschieden. Es heißt, daß seine letzten Briefe auch politische Mißstimmung als Grund für sein freiwilliges Ende angeben. Jedenfalls hatte der echt österreichische Pessimismus, der in unseren öffentlichen Zuständen reiche Nahrung findet, auch den unglücklichen Kaisersohn erfaßt. Die innere Politik Oesterreichs ist wahrlich wenig angethan, um einen Thronerben mit Befriedigung zu erfüllen. Sie verbitterte denn auch dem Kronprinzen Rudolf die Freude an der Gegenwart und ließ seinen wunderlich überspannten Geist auch an der Zukunft verzweifeln.

So mußte denn der Lebensüberdruß einen günstigen Boden finden. Es ist ja möglich, daß der Sturz vom Pferde, von dem die Zeitungen zu erzählen wissen, eine Gehirnerschütterung und jene abnormen Erscheinungen herbeigeführt hat, von denen die Obduction zeugt. Gewiß lag aber die melancholische Gemüthsverfassung in ihm, so wie sie sich schon bei einigen seiner Vorfahren, bei Karl V. und Rudolf II., gezeigt hat. Das tragische Ende des ihm blutsverwandten Königs Ludwig II. von Bayern, zu dem er sich magisch hingezogen fühlte, hatte ihn gleichfalls mächtig erregt. Es ist psychologisch leicht zu erklären, daß er sich aus seinen seltsamen Stimmungen oft gewaltsam aufrüttelte, um sich zu zerstreuen und zu betäuben. Daher seine Morphiumsucht, die er mit der bei solchen Kranken üblichen Meisterschaft zu verheimlichen verstand. Daher ferner seine zeitweilige überschäumende Lebenslust, die oft alle Schranken übersprang, seine nächsten Angehörigen erschreckte und verletzte und dem Gerede der Wiener reichen Stoff gab. Wer hätte ahnen können, daß in dem Lebemann ein weltmüder Melancholiker steckte, der gern auf die winkende Krone und das Leben selbst Verzicht leistete? Und doch beweist sein Tod, daß er eine tiefere Natur war, als man dachte, und das entschuldigt Vieles und sogar seinen Selbstmord. Alles wissen, heißt Alles verzeihen. Der tiefgebeugte kaiserliche Vater hat die Veröffentlichung des ärztlichen Befundes angeordnet und so allem officiellen Vertuschen und Bemänteln ein Ende gemacht, aber dem vielberufenen gesunden Menschenverstand, der so wenig versteht, sind die Motive noch nicht handgreiflich genug, und man kann voraussehen, daß der unglückliche Kaisersohn zum Helden einer Legende wird, die schon jetzt von einem amerikanischen Duell, einem Mord aus Eifersucht, einer unglücklichen Ehe u. s. w. fabelt. Für den Menschenkenner braucht es dieser Romantik nicht. Das traurige Ende des Kronprinzen von Oesterreich ist aus dem Gesichtswinkel der Psychologie, des Vererbungsgesetzes, medicinisch und politisch zu erklären, und erschüttert stehen wir vor dem schaurigen Verhängniß, das auch die Großen dieser Erde nicht verschont.

In der äußeren Politik wird die schreckliche Katastrophe ohne Folgen bleiben. Die Thronfolge ist geordnet. Falls der Bruder des Kaisers, Erzherzog Karl Ludwig, welcher schon 56 Jahre alt ist, seine Rechte auf seinen ältesten Sohn aus zweiter Ehe überträgt, so tritt Prinz Franz Ferdinand das Erbe seines unglücklichen Vetters an. Während Erzherzog Karl Ludwig in Wien als feiner Kunstkenner sich bekannt gemacht hat, ist über die Geistesrichtung seines nunmehr 25jährigen Sohnes wenig in die Oeffentlichkeit gedrungen. Man sagt ihm einen bedächtigen, schwer zum Entschlusse treibenden Charakter nach, aber dafür auch eine größere Selbstbeherrschung, als sie z. B. seinem lebensfrohen Bruder Otto eigen ist. Hoffentlich findet der junge Prinz noch lange Jahre Gelegenheit, sich auf seinen schweren aber schönen Beruf vorzubereiten!

Austriacus.

Digitized by Google

Sir Morell Mackenzie über Stottern und Stammeln.

Von N. Nicolaisen.

Es ist Thatsache, daß über Sprechgebrechen in weiten Kreisen die sonderbarsten und verkehrtesten Ansichten herrschen. Daß aber ein Mann, dessen Specialität der menschliche Kehlkopf ist und der ein Buch über Pflege und Ausbildung der menschlichen Stimmorgane geschrieben hat, auch noch über diese Gebrechen verworrene und längst antiquirte Vorstellungen hegt, sollte man kaum glauben, wenn es nicht schwarz auf weiß zu lesen wäre. Dieser Mann ist Sir Morell Mackenzie, und das Buch, in dem seine Ansichten über Sprechgebrechen einen Ausdruck finden, das auch in's Deutsche übersetzte Werk: „Singen und Sprechen" (Verlag von Leopold Voß in Hamburg). In dem 2. Abschnitt des 7. Capitels dieser Schrift werden verschiedene Fehler der Sprache genannt und besprochen, z. B. Stammeln und Stottern, Lispeln, das Sprechen mit nasalem oder belegtem Beiklang u. s. w. Die genauere Erörterung über Stammeln und Stottern beginnt mit der Bemerkung, daß zwischen diesen Fehlern unterschieden werden müsse. Das ist unzweifelhaft richtig. Wenn dann aber behauptet wird, daß in den verschiedenen Schriften über Stimme und Sprache überall eine große Confusion bestehe, und daß es schwer sei, zwischen denselben zu unterscheiden, so ist dies ebenso unzweifelhaft unrichtig. Seit dem 3. Jahrzehnt dieses Jahrhunderts sind Stammeln und Stottern von zahlreichen Autoritäten auf diesem Gebiet scharf unterschieden, wovon jeder sich überzeugen kann, der z. B. die betreffenden Abschnitte in Kußmaul's „Störungen der Sprache" nachliest. Dabei handelt es sich aber nicht um einen bloß theoretischen Unterschied, der in der Praxis schwer durchzuführen sei. Jeder, der in der Theorie einigermaßen bewandert ist und Gelegenheit zum Beobachten hat, wird schon nach den ersten Worten, die er von einer mit einem Sprechgebrechen behafteten Person hört, auf der Stelle sagen, ob es sich um Stammeln oder Stottern handle. Die Art und Weise, in welcher diese Fehler sich äußern, ist so grundverschieden, daß ein Irrthum gar nicht möglich ist.

Ich will versuchen, diesen Unterschied deutlich zu machen. Jedermann kennt das unvollkommene Sprechen kleiner Kinder. Anstatt Kuchen sagen sie „Tuchen", statt geben „deben" u. s. w. Diese Art des Sprechens ist eine Vorstufe zum normalen Sprechen und wird, wie die Erfahrung lehrt, von selbst überwunden. Trifft man nun Personen, die, obwohl sie ihrem Alter nach längst über diese Stufe der Sprachentwickelung hinaus sein müßten, in ähnlicher Weise gewisse Laute entweder gar nicht oder falsch articuliren, so hat man Stammler vor sich. So erinnere ich mich eines Landmannes, der das r nicht bilden konnte. Wollte er einen Ring zu einem Rad bestellen, so sagte er etwas wie „Ding zu einem Dad". Vielleicht machten ihm noch andere Laute Schwierigkeiten, da seine Sprache so undeutlich war, daß nur Eingeweihte ihn verstanden. In einem andern Fall konnten mehrere Kinder in einer Familie das l nicht bilden. Ein drolliges Beispiel dieser Art erzählt Kußmaul von einem Jäger, der sagen wollte: „Lill's Luise ist verliebt bis in den Hals", und es mit den Worten that: „Ninn's Nuise ist verniebt bis in den Hans." Diese Beispiele veranschaulichen diejenige Form des Stammelns, in welcher das Uebel in der Unfähigkeit besteht, gewisse Laute zu bilden. In andern Fällen äußert es sich in einer falschen Articulation einzelner Laute. Ein häufig vorkommender Fehler dieser Art ist das Lispeln, welches in einer falschen Bildung der s-Laute besteht. Lispelnde Personen bringen bei diesen Lauten die Zungenspitze zwischen die Zähne und erzeugen auf diese Weise einen Laut, der Aehnlichkeit mit dem englischen th hat. Aus diesen Beispielen, die zur Veranschaulichung des Uebels genügen mögen, ergibt sich, daß man unter dem Ausdruck Stammeln alle diejenigen Sprechgebrechen zusammenfaßt, die sich in einer fehler- oder mangelhaften Articulation äußern.

Unter den Ursachen des Stammelns nenne ich erstens Fehler in den äußern Sprachwerkzeugen, z. B. schlechte Stellung der Zähne, gespaltene Lippe (Hasenscharte), defecten Gaumen u. s. w.; ferner Schwerhörigkeit, Mangel an Intelligenz und endlich schlechte Spracherziehung in der Jugend und in Folge dessen mangelhafte Uebung einzelner Sprachlaute.

Von dem Stammeln ist das Stottern grundverschieden. Der Stotterer stößt in der Rede an, er kann über gewisse Laute oder Silben nicht hinaus, wiederholt dieselben oder bleibt ganz stecken, bis es ihm nach allerlei krampfhaften Versuchen, bei denen das Gesicht sich mehr oder weniger verzerrt, geröthet wird und einen ängstlich verlegenen Ausdruck erhält, manchmal auch die Gliedmaßen oder gar der ganze Körper in Mitleidenschaft gezogen werden, endlich gelingt, das widerspenstige Wort wohl oder übel herauszubringen. Das Sprechen geht nun so lange gut, in der Regel etwas hastig, bis sich wieder ein Stein des Anstoßes findet, wobei sich dieselben Erscheinungen wiederholen. Das Merkwürdige dabei ist, daß diese Erscheinungen nicht zu allen Zeiten und nicht immer in demselben Maße auftreten. Der Stotterer spricht zuweilen fließend wie jeder andere Mensch, namentlich unter Freunden und Bekannten, beim fröhlichen Spiel u. s. w. Fragt man einen Stotterer, welches Wort er nicht sagen könne, so wird er dasselbe oft anstandslos angeben. Manchmal macht ein Ausdruck keine Schwierigkeiten, sobald andere Wörter vorausgehen. So kannte ich einen jungen Menschen, dem es die größten Schwierigkeiten machte, beim Eintreten „guten Tag" zu sagen. Ich gab ihm den Rath, sich nicht lange mit dem Wort abzuquälen, sondern irgend etwas anderes zu sagen. Als er am nächsten Tage wieder eintrat, geschah es mit den Worten: „Ich kann wieder nicht guten Tag sagen, — guten Tag!" — Endlich erwähne ich noch, daß der Stotterer beim Singen und oft auch bei einem tactmäßigen Declamiren von Versen vollständig die Herrschaft über sein Organ gewinnt.

Untersucht man die Erscheinungen beim Stottern etwas genauer, so kommt man bald zu der Erkenntniß, daß das Leiden nicht — wie es die gewöhnliche Ansicht ist — in der Unfähigkeit besteht, gewisse Laute zu bilden. Stößt jemand z. B. bei dem Wort „bitten" an, so liegt es nicht daran, daß ihm die Articulation des Lautes b unmöglich ist, denn thatsächlich wiederholt er bei seinen Bemühungen, das Wort zu sprechen, diesen Consonanten oft zmal. Was ihm aber nicht gelingt, das ist die Verbindung des nachfolgenden Vocals mit dem Consonanten herzustellen. Der Vocal, die Stimme bleibt ihm in der Kehle stecken, und das oft auch dann, wenn kein Consonant vorangeht, das ist das Charakteristische des Stotterns. Die Bemühungen, diese Verbindung herzustellen, die Stimme aus der Kehle herauszubringen, veranlassen jene bekannten krampfhaften Versuche. Dieses Steckenbleiben der Stimme hängt zunächst mit einer fehlerhaften Respiration zusammen. Man sieht, wie der Stotterer seine Lungen nicht ordentlich mit Luft füllt, die eingeathmete aber theilweise unbenutzt fahren läßt, dann wieder hastig nach Luft ringt und auf diese Weise nicht dazu kommt, einen vollen, continuirlichen Luftstrom gegen die Stimmbänder zu treiben, daher diese nicht in Schwingungen gerathen und in Folge dessen der Ton nicht entstehen kann.

Wodurch wird nun aber dieser merkwürdige Zustand hervorgerufen? Auf diese Frage muß zunächst eine negative Antwort gegeben werden: Die Ursache liegt nicht in groben Fehlern der Sprechwerkzeuge oder sonst in irgend welchen anatomisch nachweisbaren Mängeln derselben, wie das so vielfach geglaubt wird. Das ergibt sich schon aus der angeführten Thatsache, daß das Uebel nicht immer eintritt. Wären Fehler der angeführten Art die Ursache, so müßte das Stottern ebenso wie das Stammeln stets eintreten. Die wahre Ursache liegt auf psychischem Gebiet. Fragt man einen Stotterer, nachdem man ihm zum Bewußtsein gebracht hat, daß das Sprechen ja manchmal ganz gut gehe, warum er bei andern Gelegenheiten, z. B. bei der Ausführung einer Bestellung, so schlecht spreche, so wird er etwa sagen, er habe Angst vor dem Sprechen, er könne ja leicht anstoßen und sich blamiren. Ein derartiger Gedanke

Digitized by Google

muß aber nothwendig eine Hemmung, ein Schwanken in seinem ursprünglichen Entschluß zum Reden bewirken. Diese Hemmung überträgt sich nun weiter auf den äußerst verwickelten Nerven- und Muskelapparat, der beim Sprechen zusammenwirken und ineinandergreifen muß, richtet hier Unordnung an und — das Uebel ist da.

Aus diesem ängstlichen Vorgefühl erklären sich mit einem Schlage all' die merkwürdigen Erscheinungen, die man beim Stotterer wahrnimmt. Stellt sich dasselbe nicht ein, wie z. B. bei guten Freunden, beim Spiel ꝛc., so geht das Sprechen verhältnißmäßig gut; ist es aber da, so will kein Satz anstandslos heraus. Fasse ich das Gesagte zusammen, so ergibt sich etwa Folgendes: Das Stottern äußert sich in dem Ausbleiben des Vocals und den krampfhaften Versuchen, denselben aus der Kehle herauszubringen, verbunden mit einer fehlerhaften Respiration. Hervorgerufen wird das Uebel nicht durch anatomisch nachweisbare Fehler in den Sprachorganen, sondern durch einen eigenthümlichen psychischen Zustand, den man als den der Befangenheit und Aengstlichkeit charakterisiren kann.

Wie unterscheidet nun Mackenzie zwischen Stammeln und Stottern? Nachdem er erklärt hat, sich überall, wo Zweifel in der Theorie vorhanden sind, auf die Thatsachen allein zu beschränken, sagt er:

„Bei manchen mit Sprechfehlern behafteten Personen hat die Schwierigkeit in der Tonbildung, bei anderen in der Wortbildung ihren Sitz. Im ersteren Fall hat das Leiden seinen Sitz im Kehlkopf (Stammeln), im zweiten beruht es auf einer mangelnden Herrschaft des Willens über die Bewegungen der Zunge und der Lippen. Stammeln ist die Unfähigkeit, die Thätigkeit der Stimmbänder zum Zweck der Stimmbildung genügend zu beherrschen oder hat seinen Grund in krampfhaften Zusammenziehungen des Zwerchfelles, wodurch die Bildung eines gleichmäßig ausströmenden Luftstromes vereitelt wird.

„Stottern andererseits beruht auf einem Krampf der Zunge, d. h. auf unwillkürlichen, kräftigen Zusammenziehungen der Muskeln dieses Organs oder auf fehlender Herrschaft des Willens über die Lippenbewegungen. Die Sprechversuche des Stammelnden machen einen mitleiderregenden Eindruck auf den Beobachter, weil der Stammler immer nach Luft zu ringen scheint; der Stotterer dagegen erregt in seinem Kampf mit den Buchstaben und dem fortwährenden Wiederholen der Silben mehr Heiterkeit als Bedauern."

So Mackenzie — und das soll heißen, „sich überall, wo Zweifel vorhanden sind, auf die Thatsachen beschränken"! Genau das Gegentheil ist der Fall; Thatsachen sind wenige angeführt und obendrein noch in einem Maße verwechselt, daß ich beim ersten Lesen glaubte, entweder habe der Uebersetzer die englischen Ausdrücke „stammering" und stuttering" verwechselt und das letztere Wort mit Stammeln, das erstere mit Stottern übersetzt, oder auch müßte Mackenzie stammering für Stottern und stuttering für Stammeln gebrauchen. Allein auch mit dieser Annahme wird die Sache nicht wesentlich verbessert, da auch so die angeführten Thatsachen nicht passen. Ich nehme daher die ganze Auseinandersetzung so, wie sie im Buche steht. Da aus falschen Thatsachen sich keine richtigen Theorien ergeben können, so sind auch diese selbstverständlich nichts weniger als über jeden Zweifel erhaben, sondern verworren und dabei noch theils veraltet, theils höchst einseitig. Es ist geradezu unerhört, wenn man liest, Stammeln habe seinen Sitz im Kehlkopf und bestehe in der Unfähigkeit, die Stimmbänder zum Zweck der Stimmbildung genügend zu beherrschen. Wenn diese Worte eine Thatsache bedeuten sollen, so können sie sich nur auf das Stottern beziehen, wie der Leser das leicht aus meinen obigen Erörterungen erkennen wird. Aehnlich steht es mit „den krampfhaften Zusammenziehungen des Zwerchfelles", die man übrigens kaum zu den Thatsachen rechnen kann. Diese Worte enthalten offenbar ein Stück einer Theorie, nach welcher das Stottern, nicht das Stammeln, in solchen krampfhaften Zusammenziehungen seinen Grund haben soll. Es ist das eine Ansicht, die ich einmal von einer sogenannten klugen Frau gehört habe, die offenbar von gewissen Manipulationen von Heillehrern des Stotterns unterrichtet war, da sie mir gleichzeitig sagte, man müsse Stotterern mit der Hand den Bauch eindrücken, dann würde es mit dem Sprechen besser.

Ebenso grundfalsch wie die Definition des Stammelns ist diejenige des Stotterns. Was Mackenzie darüber sagt, ist amerikanischer Humbug und dazu noch gänzlich veralteter. In den zwanziger Jahren unseres Säculums trat eine Amerikanerin, Madame Leigh, mit einer neuen Heilmethode gegen das Stottern auf. Sie soll Erzieherin gewesen sein und das Uebel bei einer Schülerin beobachtet haben, wodurch sie zu der Ansicht kam, daß dasselbe seine Ursache in der Zunge, namentlich in einer zu tiefen Lage derselben habe und dadurch ungeschickt werde, die richtigen Bewegungen zu machen. Die Heilmethode war eine ebenso einfache; sie bestand im Wesentlichen in einer Zungengymnastik, die darauf hinzielte, der Zunge beim Sprechen die richtige Lage zu geben. Von Amerika kam diese Theorie nach Frankreich, wo sie in den Gebrüdern Malebouche warme Anhänger fand. Sie fügten der Gymnastik der Zunge eine solche der Lippen hinzu und reisten nun mit der Madame Leigh auf Heilung des Stotterübels umher, überall ihre Methode als die einzig heilbringende anpreisend. Selbstverständlich ward dieser ganze Humbug bald aufgedeckt und bessere Theorien an die Stelle gesetzt, die, wie schon gesagt, aus dem Anfang der dreißiger Jahre datiren. Man sieht aber, woher Mackenzie seine Zungen- und Lippentheorie hat.

Von der ganz unglaublichen Weise, in welcher Mackenzie sich auf die Thatsachen zu beschränken versteht, legt auch der Passus Zeugniß ab, in dem von dem Eindruck geredet wird, den Stotterer und Stammeler auf den Beobachter machen. Wenn an der Stelle gesagt wird, daß die Sprechversuche des Stammelnden einen Mitleid erregenden Eindruck machen, weil der Stammelnde immer nach Luft zu ringen scheint, so bemerke ich, daß dieser ebenso wenig wie jeder gut sprechende Mensch nach Luft ringt, sondern daß es gerade der Stotterer ist, bei dem man einen derartigen verkehrten Gebrauch der Athmungsorgane wahrnimmt. Daher ist es auch gar nicht der Stammler, der besonders Mitleid und Bedauern erregt, sondern wiederum der Stotterer, wenngleich bekannt ist, daß letzterer namentlich durch seinen „Kampf mit den Buchstaben und dem fortwährenden Wiederholen der Silben" bei Unkundigen oft auch Heiterkeit erregt. Wer jedoch das Wesen des Uebels kennt und eine Ahnung davon hat, in welchem Maße es seine Opfer drückt, ihnen im Verkehr mit anderen Menschen fast jede Freude raubt, sie in Schule und Leben in ihrem Fortkommen hindert, der wird jedenfalls weit mehr Veranlassung zum Mitleid als zur Heiterkeit finden. Indeß läßt sich über Empfindungen ebenso wenig wie über den Geschmack streiten und so will ich mit Sir Morell Mackenzie nicht weiter über diesen Punkt rechten, sondern meine Kritik schließen, was ich auch mit gutem Gewissen kann, da die übrigen Bemerkungen, die sich auf die Statistik, auf das Vorkommen des Stotterns beim männlichen und weiblichen Geschlecht u. dergl. beziehen, für das Wesen des Uebels von keiner Bedeutung sind.

Literatur und Kunst.

Ranke und die Entstehung seiner Weltgeschichte.

Erinnerungen von Georg Winter.

Es sei mir gestattet, diesen von der Redaction dieser Zeitschrift erbetenen Bericht über die unter meiner Mitwirkung zu Stande gekommene abschließende Fortsetzung der Ranke'schen Weltgeschichte mit einigen persönlichen Erinnerungen an den großen Altmeister der deutschen Geschichtschreibung, die in unmittelbarem Zusammenhang mit der Entstehung der Weltgeschichte stehen, zu beginnen.

Digitized by Google

Es sind jetzt zwölf Jahre her, seitdem es mir vergönnt war, die Stellung eines wissenschaftlichen Assistenten bei Leopold von Ranke zu erhalten. Der greise Gelehrte, damals im Alter von 82 Jahren, erfreute sich noch immer derselben geistigen Frische und Lebhaftigkeit, die wir bis zu seinem im 91. Lebensjahre erfolgten Tode stets an ihm bewundern konnten. Er war damals, als ich in die nächsten persönlichen Beziehungen zu ihm trat, eben mit der Abfassung der beiden Biographien Friedrich's des Großen und Friedrich Wilhelm's IV. beschäftigt. Die Durchsicht der aus dem Königlichen Hausarchive und dem Geheimen Staatsarchive entnommenen Materialien über die Jugend und Erziehung Friedrich Wilhelm's IV. und über die erste Berufung eines vereinigten Landtages von 1847 war die erste Arbeit, die ich mit ihm und für ihn zu leisten hatte. Nachdem auf Grund des so gesammelten Rohstoffes die Darstellung der Biographie des Königs im ersten Entwurfe abgeschlossen worden war, reiste Ranke auf einige Wochen zu seinem alten, vertrauten Freunde, dem Feldmarschall von Manteuffel, der sich damals auf seinem in der Nähe von Frankfurt a/O. gelegenen Gute Topper aufhielt. Der Aufenthalt bei dem Freunde sollte ganz der Muße und Erholung gewidmet sein, und wirklich entschloß sich der sonst so unermüdliche Forscher, der die Arbeit niemals auch nur einen Tag zu unterbrechen pflegte, auf dringendes Anrathen des Arztes, sich ganz von seiner geliebten Arbeit zu trennen und sein Reisegepäck mit keinem einzigen Buche zu belasten.

Um so größer war meine Ueberraschung, als ich nach seiner Rückkehr nach Berlin alsbald aus seinen ersten Mittheilungen entnahm, daß der Aufenthalt in Topper keineswegs eine Zeit des Ausruhens gewesen war, daß sein unermüdlich schaffender Geist auch dort in der ländlichen Stille nicht gerastet, sondern theils alte Pläne zur Ausführung gebracht, theils neue, höchst umfassende erwogen hatte. Da er selbst seit Jahren sich bei seinen Arbeiten der eigenen Augen nicht mehr bedienen durfte, sein wissenschaftlicher Assistent aber ihn auf der Reise nicht begleitete, so hatte er sich, von Schaffensdrang getrieben, an eine gelehrter Bildung gänzlich ermangelnde, aber doch des Schreibens kundige Persönlichkeit des Dorfes, die es freilich mit den Gesetzen der Orthographie nicht allzu genau nahm, gewandt und dieser, wenn ich so sagen soll, aus dem Stegreif, d. h. ohne Zuhülfenahme irgend welchen gelehrten Apparates, den ersten Entwurf zur Biographie Friedrich's des Großen in vollem Umfange in die Feder dictirt. Riß mich diese staunenswerthe Beherrschung des gewaltigen Stoffes schon zu größter Bewunderung hin, als wir nun daran gingen, jenen ersten aus Einem Guß hingeworfenen Entwurf nun im Einzelnen durchzuarbeiten, so wurde ich in noch höherem Grade überrascht, als mir Ranke nach einigen Tagen, zunächst unter dem Siegel strengster Verschwiegenheit, die Mittheilung machte, daß in Topper ein großer Plan, den er schon seit Jahren mit sich herumtrage, ausgereift sei; er habe nämlich den Beschluß gefaßt, eine allgemeine Weltgeschichte zu schreiben. Nun hatte ich mich schon früher bei der Lectüre seiner Werke und dann noch mehr im täglichen Verkehr daran gewöhnt, die Arbeits- und Schaffenskraft Ranke's nach ungewöhnlichem Maße zu messen. Daß aber der mehr als 80jährige noch an die Lösung dieser größten Aufgabe, welche seiner Wissenschaft gestellt ist, herangehen werde, hatte ich doch nicht für möglich gehalten. Ich glaubte daher annehmen zu müssen, daß Ranke nicht an eine Weltgeschichte in großem, umfassenden Maßstabe, sondern nur an eine mehr auf das Allgemeine, auf die Darstellung der leitenden Ideen sich beschränkende universale Skizze denke, von der ich mir bei der aus seinen früheren Werken überall sich glänzend offenbarenden Beanlagung gerade für die Schilderung der universalen Zusammenhänge der einzelnen Völkergeschichten ein Werk versprechen zu dürfen glaubte, welches der historischen Wissenschaft trotz seines engen Rahmens eine Fülle von Anregung und eine erkenntnißtheoretische Grundlage gewähren werde, und zwar um so mehr, als Ranke es bisher geflissentlich vermieden hatte, sich über die letzten Probleme seiner Wissenschaft anders als in gelegentlichen Andeutungen zu äußern. In dieser Ansicht wurde ich noch mehr bestärkt, als Ranke gewissermaßen zur Einleitung und zum Beginn der Arbeit ein Manuscript hervorholte, welches eine stenographische Niederschrift einer Reihe von Vorträgen enthielt, die er dereinst bei einem Besuche in den bayerischen Bergen dem König Maximilian II. von Bayern gehalten hatte. Hier hatte er in der That in dem engen Rahmen eines mäßigen Quartbandes ein Bild von den weltgeschichtlichen Bewegungen und Ereignissen gegeben, welche er als die grundlegenden und entscheidenden ansah, hier hatte er seine universale und einheitliche Auffassung von dem Wesen der weltgeschichtlichen „Begebenheit" gleichsam in lapidaren Zügen niedergeschrieben, in einer Größe und Originalität der Conception, wie sie nur ihm eigen war; und — last not least — hier fehlte auch die erkenntnißtheoretische Einleitung über Aufgabe, Wesen und Charakter der Geschichtswissenschaft nicht, deren Verdeutlichung ich mir als die vornehmste Aufgabe, die er sich in seinem hohen Alter noch gesetzt habe, dachte. Die Lectüre des kleinen Werkchens machte einen tiefen Eindruck auf mich, mit dessen Aeußerung ich nicht zurückhielt: ich war der Ansicht, daß Ranke im Wesentlichen nichts Weiteres beabsichtige, als einen mehr oder weniger überarbeiteten Abdruck dieser kühn und genial hingeworfenen weltgeschichtlichen Skizze.

Wie sehr aber war ich erstaunt, als Ranke nunmehr an die eindringendsten und detaillirtesten Studien der alten Geschichte heranging, als er, vom ägyptischen Alterthum ausgehend, nicht etwa bloß in den neueren Forschungen sich umzusehen, sondern allüberall auf die originalen Quellen zurückzugehen, die großen Denkmälerwerke über das alte Aegypten auf das eingehendste mit meiner Hülfe zu studiren begann. Aus den Aufzeichnungen, die er mir alsdann sogleich über die durchgearbeiteten Quellen und Forschungen zu dictiren begann und die theils seine Urtheile und Eindrücke aus den gelesenen Forschungsarbeiten, theils eigene kritische Bemerkungen über Werth und Art der erforschten Quellen schriftlich festlegten, war alsbald zu ersehen, daß Ranke in der That nichts Geringeres beabsichtige, als die Abfassung einer Weltgeschichte in weitester, umfassendster Ausdehnung, daß er allein und im höchsten Alter die Aufgabe zu lösen unternehmen wollte, welche in neuerer Zeit seit Schlosser, Rotteck und Weber eigentlich nur noch von einer Vereinigung mehrerer Gelehrter in die Hand genommen worden war.

Um die Schwierigkeiten, welche der Lösung dieser gewaltigen Aufgabe im Wege standen, voll zu ermessen, muß man sich nicht nur das hohe Alter des Gelehrten, sondern auch die eigenthümliche Art, wie Ranke in den letzten Jahren seines Lebens durch sein schwaches Augenlicht zu arbeiten gezwungen war, vergegenwärtigen. Ich erwähnte schon, daß Ranke seit Jahren weder lesen, noch schreiben durfte und sich daher fremder Augen bedienen mußte. Er hatte, da er täglich 8—10 Stunden zu arbeiten pflegte und kaum eine jüngere Kraft gefunden haben würde, die ihm ihre ganze Arbeitszeit hätte widmen können, stets zwei wissenschaftliche Assistenten zu gleicher Zeit, mit deren einem er in den Vormittagsstunden von $9^1/_2$—$2^1/_2$ Uhr arbeitete, während der andere Abends 7 Uhr bei ihm erschien und meist mit kurzer Unterbrechung der Theestunde bis nach Mitternacht ihm zur Hand gehen mußte. Diese Arbeitstheilung zwischen zwei jüngeren Gelehrten erhöhte natürlich noch die in der Sache liegenden Schwierigkeiten des Arbeitens mit fremder Hülfe, da jeder der Assistenten sich immer erst in den Gedankengang hineinarbeiten mußte, welchen Ranke am Morgen oder Abend vorher mit dem anderen verfolgt hatte. Nur die staunenswerthe geistige Elasticität und nie ermüdende Schaffenskraft Ranke's vermochte diese Schwierigkeiten zu überwinden, vermochte zu erreichen, daß die Arbeiten aus seinen letzten Jahren denselben großen und einheitlichen Charakter zeigen wie die aus den früheren Lebensjahren. Vor Allem war es sein fast unerreichtes Gedächtniß, welches ihm dabei zu Hülfe kam und ihn besonders auch befähigte, mit Hülfe fremder Augen die detaillirtesten, bis auf die Prüfung einzelner Worte und Redewendungen gehenden kritischen Vergleiche verschiedener Quellenreihen anzustellen und seine Schlüsse über das Verhältniß der einzelnen Quellen unter

Digitized by Google

einander zu ziehen. Nur der Fachmann, der selbst ähnliche kritische Analysen vorgenommen hat, vermag sich eine völlig zutreffende Vorstellung davon zu machen, was es heißt, derartige geistige Operationen vorzunehmen, ohne die zu vergleichenden Quellen auch nur in die Hand zu nehmen. Wie oft ist es vorgekommen, daß ich Ranke mehrere Stunden hinter einander lange Stellen aus griechischen und lateinischen Autoren vorlesen mußte, und daß er mir dann eine Kritik der eben gelesenen Quellen in die Feder dictirte, in der er einzelne Sätze und Redewendungen wörtlich anführte und zur Feststellung des Verhältnisses der Quellen unter einander verwerthete! Dabei offenbarte sich dann in oft wahrhaft wunderbarer Weise seine außerordentliche Befähigung, aus der Fülle des ihm auf diese Weise zugeführten Stoffes die einzig entscheidenden Punkte mit divinatorischer Sicherheit herauszufinden. Nicht selten kam es vor, daß er an einem Vormittag auf Grund zweier oder dreier zusammenhängender Stücke aus verschiedenen dasselbe Ereigniß behandelnden Quellen eine quellenkritische Entdeckung machte, zu der irgend ein jüngerer Gelehrter eine ganze Dissertation gebraucht hätte. Mit größter Schnelligkeit fand er heraus, ob von zwei an einander anlautenden Quellen A und B die eine die andere benutzt, oder ob beide aus einer gemeinsamen dritten Quelle geschöpft hatten. Nicht zu verkennen ist freilich, daß er dabei, weil er auf dem unermeßlichen Gebiete, das er behandelte, unmöglich alle neueren Specialforschungen beherrschen oder auch nur kennen konnte, hier und da beim Ziele vorbeischoß oder eine von ihm gemachte Beobachtung für eine neue Entdeckung hielt, welche thatsächlich längst vor ihm von anderer Seite gemacht war. Hier mußten natürlich die Assistenten mit ihrer etwaigen specielleren Bücherkenntniß eintreten oder sich in ihren „dienstfreien" Stunden über den Stand der Forschung orientiren. Für jeden, auch den kleinsten in dieser Richtung geleisteten Handlangerdienst durften sie des herzlichen Dankes des großen Forschers gewiß sein. Im Großen und Ganzen aber dienten diese eigenen Nachforschungen der Assistenten nur dazu, ihnen die Ueberzeugung zu verschaffen, daß Ranke doch trotz aller Irrthümer im Einzelnen in den meisten entscheidenden und wesentlichen Sachen das Richtige mit genialem Scharfblick gesehen hatte.

Auf diese Weise wurde in Jahre langer, emsiger Forschung das gesammte, fast unübersehbare Quellenmaterial zur Geschichte des Alterthums durchgearbeitet: selbst die Hieroglyphen- und Keilinschriften wurden in den Bereich des Studiums gezogen, wenngleich sich Ranke natürlich hier zumeist den bewährten Specialführern auf diesen Gebieten, einem Lepsius, Brugsch, Schrader u. A. im Wesentlichen anvertrauen und sich damit begnügen mußte, die auf verschiedenen Specialgebieten gewonnenen Resultate Anderer zu einem einheitlichen, von durchaus originalem Geiste durchdrungenen Gesammtbilde zu vereinigen. Immerhin suchte er sich doch auch hier von Wesen und Charakter der Quellen selbst eine eigene Anschauung zu verschaffen, soweit ihm das möglich war. Die großen Veröffentlichungen über die ägyptischen Denkmäler mit ihren Abbildungen in Großfolio, welche er trotz seines schwachen Auges wenigstens in den Grundlinien zu erkennen vermochte, mußten ihm vorgelegt werden, und befreundete Specialforscher fanden sich stets, welche bereit waren, ihm mit erläuternden und erklärenden Bemerkungen zur Hand zu gehen. Sowie er aber den festen Boden der griechischen Geschichte betrat, gab er es sofort so gut wie völlig auf, sich auf die Resultate früherer Forscher in der Hauptsache zu verlassen. Hier wurde vielmehr in der That das gesammte vorliegende Quellenmaterial einer erneuten und eingehenden Durchforschung unterworfen, die sich bei den Haupthistorikern, namentlich bei Thucydides, an eigene frühere Forschungen anlehnen konnte.

Das so gesammelte und gesichtete Quellenmaterial wurde nun zunächst — natürlich nach seinen unmittelbar an die Lectüre der Quellen anschließenden Dictaten — in großen Foliobänden zusammengetragen, welchen der bezeichnende Name Ὕλαι (Wälder), wohl in Erinnerung an Herder's kritische Wälder, gegeben wurde. Sie bildeten den Rohstoff, aus dem sich dann später nach immer erneuter Durchsicht desselben die eigentliche Darstellung herausgestaltete, die ebenfalls wieder dem jeweilig anwesenden Assistenten in die Feder dictirt wurde.

Außerdem aber war für die Darstellung noch eine andere Grundlage vorhanden, die gewissermaßen das aus früherer Zeit überkommene Gerippe der großen Neuschöpfung darstellte. Es waren das die stets sehr ausführlich angelegten und von Zeit zu Zeit durch zahlreiche Nachträge und Umarbeitungen wieder auf den jeweiligen Stand der Forschung gebrachten Hefte, die er seinen akademischen Vorlesungen zu Grunde gelegt hatte und die dann in ihren späteren Theilen die vornehmste Quelle gebildet haben, welche die Herausgeber der Fortsetzung seiner Weltgeschichte für diese verwerthen konnten. Ranke selbst freilich hat in den noch von ihm selbst bearbeiteten Bänden des Werkes von jener früheren Darstellung in den Collegienheften kaum einen Stein auf dem anderen gelassen. Jene Hefte waren ihm eben nichts Anderes, als ein Mittel der Vergegenwärtigung der großen Züge seiner früheren Anschauung, deren Grundpfeiler er wohl hier und da bestehen ließ, deren ausfüllende, Leben gebende Formen aber aus dem in jenen Ὕλαι gesammelten Rohstoff vollkommen neu geschaffen wurden.

Im Jahre 1881 war die Arbeit so weit gediehen, daß an eine endgültige Ausgestaltung und Drucklegung des ersten Bandes gedacht werden konnte. Zum Weihnachtsfeste 1881 brachte der greise Gelehrte der erstaunten Welt, die ein solches Unternehmen von dem Hochbetagten nicht mehr zu erwarten gewagt hätte, den ersten Band als kostbare Festgabe dar.

Und aus dem Staunen wurde, je mehr sich Publikum und Kritik in das großangelegte Werk vertiefte, um so ungetheiltere Bewunderung. Am Anfange wurden wohl noch hier und da vereinzelte Stimmen von Specialisten auf den von Ranke behandelten Gebieten laut, die das umfassende Universalwerk nach dem den Specialforschungen gegenüber hergebrachten Maßstabe zu messen versuchten und auf die zahlreichen „Irrthümer und Versehen", auf die mannigfachen Widersprüche mit der neueren Forschung hinwiesen; aber auch sie vermochten sich doch der Größe des Gesammteindruckes, den das Werk auf sie gemacht hatte, nicht zu entziehen, auch sie vermochten nicht zu leugnen, daß alle etwaigen Versehen im Einzelnen, die bei einem Werke dieser Art nun einmal nicht zu vermeiden waren, der Thatsache keinen Eintrag thun können, daß diese Weltgeschichte des größten deutschen Historikers in der That in mehr als Einer Richtung die großartigste und eigenartigste Leistung darstelle, welche die universalhistorische Wissenschaft bis dahin hervorgebracht habe. Wohl mochte man hier und da die Bemerkung machen, daß die „Weltgeschichte" an Frische und Lebhaftigkeit der Darstellung, an Classicität der Ausdrucksweise hinter den Werken aus den Mannesjahren Ranke's zuweilen zurückstehe. Auf der andern Seite aber bezeichnete sie eine Höhe des Betrachtungsstandpunktes, eine Universalität des Geistes und Wissens, eine Einheitlichkeit und Tiefe der wissenschaftlichen Grundanschauung, wie sie auch einem Gelehrten von der unvergleichlichen Fruchtbarkeit und Schaffenskraft Ranke's nur am Abend eines beispiellos arbeitsamen Lebens beschieden sein kann. Wie verschwanden doch alle auf eine Darstellung der Weltgeschichte im Rahmen des Nebeneinanders der einzelnen Völkergeschichten gerichteten Bestrebungen neben diesem Werke, welches den einzigartigen Versuch mit größter Folgerichtigkeit machte, die Alles umschlingende Einheit aus der Vielheit zur Anschauung zu bringen. Wie war dieses Werk doch ein so lebhafter und erfolgreicher Protest gegen die vor seinem Erscheinen nur allzu verbreitete Anschauung, daß eine Darstellung der Weltgeschichte im Grunde nichts anderes sei, als eine Nebeneinanderstellung der Geschichte aller einzelnen Völker, welche als Träger der menschlichen Cultur erscheinen! Mit voller Klarheit und Bestimmtheit und doch ohne alle abstract-systematischen Erörterungen hatte Ranke hier den Grundsatz proclamirt, daß die Aufgabe der Weltgeschichte nicht bloß quantitativ, sondern auch qualitativ von der der Specialgeschichte verschieden sei, daß ihr Hauptaugenmerk stets nur auf den Fortgang der universalen Entwickelung, welche alle Völker mit einander verbinde, gerichtet sein müsse, daß

Digitized by Google

alle einzelnen Völker nur in soweit in den Kreis der Betrachtung zu ziehen seien, als sie an jener universalen „Begebenheit", die sie alle zu einer Einheit verbinde, theilgenommen haben. Dabei aber blieb Ranke doch weit entfernt davon, die Weltgeschichte in deductiver Weise nach einem festbestimmten Schema leitender Ideen zu construiren. Es hat im Gegentheil wohl kaum einen schrofferen Gegner der Hegel'schen Schule deductiver Geschichtsconstruction gegeben als den großen Empiriker Ranke. Nur aus der eingehenden und erschöpfenden Beobachtung des Einzelnen darf das Allgemeine, Einheitliche abstrahirt werden. Dieser Grundsatz ist es, den Ranke wie in allen früheren Werken so auch in der Weltgeschichte mit äußerster Folgerichtigkeit durchgeführt hat. Aber mit meisterhafter Kunst hat er es verstanden, diese Empirie durch ihre geniale Handhabung gleichsam über sie selbst herauszuheben und sich vom Einzelnen aus zu einer Höhe der universalen Betrachtung zu erheben, von welcher aus er dem Leser Einblicke in wissenschaftliche Regionen eröffnen konnte, die vor ihm in solcher Klarheit vielleicht noch keines Forschers Auge geschaut. Er wurde bei der Lösung dieser Aufgabe vor Allem durch sein wahrhaft phänomenales Gedächtniß, durch die wunderbare Vertrautheit mit den geistigen und künstlerischen Erzeugnissen aller Culturvölker unterstützt, die ihn wie seinen großen Genossen Niebuhr befähigte, mit einer Fülle historischer Analogien zu operiren, die ihm zur Veranschaulichung der einzelnen Erscheinung oft die überraschendsten Dienste leisteten.

Es hieße nicht mehr und nicht weniger als einen Auszug aus dem umfassenden Werke geben, wollte ich diese allgemeinen Bemerkungen über Wesen und Art desselben durch Anführungen im Einzelnen belegen. Aber Niemand wird an dieser Stelle eine auch nur flüchtige Charakteristik der neun starken Doppelbände eines Werkes*) erwarten, welches fast drei Jahrtausende allgemeiner Geschichte zur Anschauung zu bringen bestimmt ist. Auch wäre es, selbst wenn es möglich wäre, überflüssig, diese Aufgabe zu lösen, da man — von der inneren Werthschätzung völlig abgesehen — schon aus dem äußeren Erfolge des Werkes zu schließen berechtigt ist, daß seine wissenschaftliche Grundanschauung Gemeingut aller Gebildeten unserer Nation zu werden im Begriff ist. Denn es ist gewiß eine in Deutschland nicht häufige Erscheinung, daß ein Werk, welches an die Fassungskraft und die historischen Vorkenntnisse seiner Leser so hohe Anforderungen stellt, in jedem seiner Bände unmittelbar nach dem Erscheinen einen nach Tausenden zählenden Abnehmerkreis gefunden hat, so daß schon vom vierten Bande an sich die Nothwendigkeit herausstellte, drei starke Auflagen auf einmal herauszugeben, welche sich dann nach kurzer Zeit wiederum als noch nicht ausreichend erwiesen.

Diese allgemeine Theilnahme an dem großartigen Werke, die als ein schönes Zeugniß des idealen Sinnes unseres Volkes betrachtet werden darf, macht auch die Spannung erklärlich, mit der man, zwischen Hoffnung und Befürchtung schwankend, der Vollendung des Werkes entgegensah. Wohl ließ die hohe Spannkraft und körperliche wie geistige Frische, deren sich Ranke bis in das höchste dem Menschen beschiedene Alter hinein erfreute, hoffen, daß es ihm noch vergönnt sein werde, das große Werk, an dem er mit fast fieberhafter Thätigkeit arbeitete, so daß Jahr für Jahr ein starker Doppelband erscheinen konnnte, zur Vollendung zu bringen, aber doch wuchs auch von Jahr zu Jahr bei dem großen Umfange, in dem die Weltgeschichte angelegt war, die Befürchtung, daß die Feder den greisen Händen entsinken könne, bevor sie ihr letztes und größtes Werk vollendet. Und als dann dieser längst befürchtete Fall doch eingetreten war, tauchte natürlich alsbald unter den zahlreichen Verehrern des Ranke'schen Genius die Frage auf, ob es nicht möglich sei, das als Torso von ihm hinterlassene Werk zu einem wenigstens einigermaßen befriedigenden Abschluß zu bringen. An eine Fortführung der Weltgeschichte bis in die neueste Zeit hatte Ranke selbst, wie er wiederholt geäußert hat, nicht gedacht. Seine weltgeschichtliche Auffassung der Jahrhunderte nach der Reformation hatte er in allen seinen umfassenden früheren Werken, die stets, wenngleich sie die specielle Geschichte einzelner Völker zum Gegenstande hatten, vom universalen Standpunkte aus geschrieben waren, niedergelegt. Diese Jahrhunderte noch einmal im Rahmen der Weltgeschichte zu schildern lag ihm weniger am Herzen; dagegen hat er wiederholt in seinen letzten Lebensjahren den innigen Wunsch kundgegeben, seine Auffassung der späteren Jahrhunderte des Mittelalters, über die er sich in seinen früheren Werken noch nie im Zusammenhange geäußert hatte, der Nachwelt erhalten zu sehen. Die Frage, die in den dem Verewigten nahestehenden Kreisen erwogen wurde, war also nur die, ob es möglich sei, wenigstens die Grundzüge der Ranke'schen Auffassung von der Hohenstaufenzeit bis zur Reformation auf Grund seiner nachgelassenen Papiere zu reconstruiren, da er sie selbst nicht mehr auszubauen vermocht hatte.

Nun lag auf der Hand, daß eine gleichartige und gleichwerthige Fortsetzung unter erneuter Durcharbeitung der Quellen und umfassender Benutzung der neueren Forschung ein Ding der Unmöglichkeit sei. Wäre diese umfassende Arbeit in derselben Weise, wie sie Ranke gelöst hatte, von den Herausgebern der Fortsetzung des Werkes unternommen worden, so wären diese Theile des Werkes eben nicht Ranke'sche Weltgeschichte, sondern eine Weltgeschichte der Herausgeber geworden. Nicht darum aber handelte es sich, eine abgeschlossene Weltgeschichte herzustellen, sondern darum, die Ranke'sche Auffassung in ihren Grundzügen vor dem Untergange zu retten. Da jene in den Ὕλαι niedergelegten Vorarbeiten Ranke's selbst aber nur noch für kleine Partien der weiteren Darstellung vorhanden waren, so blieben als einzige Quelle für die Lösung dieser Aufgabe nur jene Aufzeichnungen aus früheren Jahren, welche Ranke für seine akademischen Vorlesungen niedergeschrieben und, wie wir sahen, auch bei der endgültigen Ausgestaltung der Weltgeschichte stets zu Rathe gezogen hatte. Zur Ergänzung konnten dann etwa noch Nachschriften seiner Zuhörer verwendet werden. Aus diesen Materialien ließ sich natürlich nicht eine Fortsetzung gewinnen, wie Ranke selbst sie dem Druck übergeben haben würde: nicht die Auffassung des 90jährigen, wohl aber die des 70- oder 80jährigen konnte man aus diesen Quellen herzustellen hoffen.

Mit dieser eng umgrenzten, aber auch in diesem Umfange noch sehr dankbaren Aufgabe wurden Professor Alfred Dove und der Schreiber dieser Zeilen von der Familie Ranke's betraut. Es ist hier nicht der Ort, die Schwierigkeiten, welche die Lösung darbot, eingehender zu schildern. Den Freunden des Werkes ist darüber in der Vorrede zu dem ersten Fortsetzungsbande (dem achten des ganzen Werkes) Rechenschaft abgelegt worden. Genug, die Ausführung erwies sich als möglich: ein Jahr nach dem Beginn der Arbeit konnte der achte, nach einem weiteren Jahre vor wenigen Monaten der neunte und letzte Band des Werkes der Oeffentlichkeit übergeben werden. Er reicht inhaltlich so weit, als Ranke selbst, wie wir sahen, die Weltgeschichte zu führen gedachte: bis zum Uebergang des Mittelalters zur Neuzeit: die Reichsreformen unter Maximilian I. bilden den Schluß des Werkes, wie sie den Anfang von Ranke's „Deutscher Geschichte im Zeitalter der Reformation" gebildet haben. Damit ist der Zusammenhang mit Ranke's früheren Werken hergestellt.

Und auch für ein von Ranke beabsichtigtes Schlußcapitel, welches, nicht in eingehender Darstellung, sondern in flüchtigen Skizzen einen Ueberblick über die weltgeschichtliche Entwickelung der letzten Jahrhunderte geben sollte, zu dem aber leider gar keine directen Vorarbeiten vorhanden waren, konnte dem Leser doch ein Ersatz geboten werden, indem als Ergänzung dem neunten Bande jene Nachschrift der Vorlesungen, welche Ranke dereinst dem Könige Maximilian von Bayern gehalten hatte, beigegeben wurde. Hier findet der Leser noch einmal in großangelegten Zügen und in dem engen Rahmen von kaum 15 Druckbogen ein Bild der weltgeschichtlichen Gesammtauffassung Ranke's, wie sie kürzer und prägnanter nicht gedacht werden kann. Endlich ist dem neunten Bande noch ein von mir hergestelltes eingehendes Sachregister zu sämmtlichen

*) Leipzig, Verlag von Duncker & Humblot.

Digitized by Google

Bänden der Weltgeschichte beigegeben worden, welches hoffentlich dazu beitragen wird, das umfassende Werk auch für Specialfragen leichter benutzbar zu machen.

Auf diese Weise ist es doch ermöglicht worden das Werk, welches Ranke seinem Volke als letztes großes Vermächtniß seines unerschöpflich reichen Geistes hinterlassen hat, in einer Weise fortzuführen, daß man auch diesen Abschluß als sein eigenstes Erzeugniß betrachten darf, dem von den Herausgebern außer der unumgänglich nothwendigen und stets mit schonendster Pietät gehandhabten äußeren Bearbeitung kein nennenswerthes fremdes Element beigemischt zu werden brauchte. Die Weltgeschichte Ranke's brauchte kein großartiger Torso zu bleiben, sie konnte zu einem abgeschlossenen Kunstwerke ausgestaltet werden, dem nur in den abschließenden Partien die letzte bearbeitende Hand des Meisters fehlt. Als einheitliches und eigenartiges Ganze aber ist es eines der unvergänglichsten Denkmäler deutscher Forschergröße, ein κτῆμα εἰς ἀεί, welches der deutschen Wissenschaft immer zur Zierde gereichen und, wenn auch im weiteren Laufe der historiographischen Entwickelung in Einzelheiten überholt, doch in der Größe seiner universalen Gesammtauffassung immer als das Werk bezeichnet werden wird, welches in vollendetster Form die abschließende Zusammenfassung dessen enthält, was die deutsche Geschichtsschreibung des 19. Jahrhunderts auf dem Gebiete der Universalgeschichte geleistet hat.

Berliner Kunstzustände.

Von Georg Malkowsky.

Der Schlußsatz des unter gleichem Titel in Nr. 52 der „Gegenwart" abgedruckten Aufsatzes: „Ein auf gegenseitiges Vertrauen gebautes Zusammenarbeiten der im Vorstehenden erwähnten Factoren (Verwaltung, Akademie, Künstlerschaft, Presse) würde jedenfalls zur Besserung der Berliner Kunstzustände mehr beitragen, als die bis zur Ermüdung wiederholte Phrase von der Interesselosigkeit des großen Publikums" bedingt eine positive Erweiterung des in negativer Form Angedeuteten. Eine Reihe von Zuschriften aus berufenen und unberufenen Kreisen zustimmenden und ablehnenden Inhalts hat uns inzwischen belehrt, daß die gute Absicht ausnahmsweise selten den dem „Kunstschreiber" gegenüber erlaubten Mißdeutungen begegnet ist. Außer der berichtigenden Thatsache, daß Kunstgeschichte an der Akademie durch Professor Dobbert gelehrt wird, ist an unseren früheren Auslassungen nichts zu ändern, und wir werden es uns nicht nehmen lassen, neben den laufenden Referaten unsere Kunstzustände von Zeit zu Zeit principiell zu besprechen.

Zusammenhanglosigkeit und Zerfahrenheit ist ein Hauptmerkzeichen der Berliner Kunstbestrebungen. Gegenseitiges Mißtrauen zeitigt Competenzconflicte zwischen Verwaltung, Akademie und Künstlerschaft, die ernsthafte Unternehmungen hemmen und lahm legen. Man braucht nicht auf die Geschichte älterer Kunstdenkmäler zurückzugreifen, um Belege für diesen Antagonismus zu finden. Daß man Miene macht, die Dombauangelegenheit auf dem Verwaltungswege zu erledigen, ist bezeichnend genug. Die Verurtheilung des Naschdorff'schen Bauentwurfs war eine allgemeine und wohl begründete. Bei aller Pietät vor den Ideen Kaiser Friedrichs konnte man sich nicht verhehlen, daß die unter seiner Mitwirkung versuchte Lösung des Problems sich als durchaus verfehlt erwies. Die den Prospect der Kaiser Wilhelmstraße durchschneidende Verbindung mit dem Schloß, der unvermittelt hochaufragende Glockenthurm, die jede architektonische Harmonie des Platzes zerstörende Riesenkuppel, das Alles ergab eine künstlerische Unmöglichkeit. Statt nun diesem unzweifelhaften Mißlingen gegenüber alle verfügbaren Kräfte zum Wettbewerb aufzurufen, wie ihn die nationale Aufgabe bedingt, hält man krampfhaft an dem unmöglichen Entwurf fest und begegnet dem Protest der Künstlerschaft mit bureaukratischem Schweigen.

Es ist nicht zu verkennen, daß sich in der Verwaltung geschäftige Regsamkeit bemerkbar macht, aber uns will in aller Bescheidenheit bedünken, als ob sie bisweilen von unkünstlerischen Nebeneinflüssen geleitet würde. Von oben her läßt sich ein bewußtes Streben nach Decentralisation beobachten, wie es sonst keineswegs zu den Eigenthümlichkeiten unserer Verwaltung gehört, und zwar kommt dieses Streben vorwiegend den neuen Provinzen zu Gute. Goslar und Hildesheim sind auf Staatsunkosten mit Monumentalmalereien geschmückt worden, deren Pracht der Verherrlichung der alten Kaiseridee dienen soll. In Cassel und Danzig hat man öffentliche Gebäude mit malerischem Schmuck ausgestattet, den man in der Reichshauptstadt schmerzlich vermißt. Ob eine solche Zersplitterung der verfügbaren Mittel in unserem der Kunst abgewandten Zeitalter lohnend ist und wirklich Gutes schafft, wird die Erfahrung lehren. Zunächst steht diesem decentralisirenden Streben die Thatsache gegenüber, daß in der Reichshauptstadt die Bebauung der Museumsinsel, ein würdiger Ausstellungspalast, Akademie- und Bibliotheksgebäude auf der Liste der ad calendas graecas verschobenen Fragen stehen. Und doch hätte die Kaiserresidenz unseres Erachtens den ersten Anspruch darauf, ihre Machtstellung in würdigem Prunk zum Ausdruck zu bringen. Bei aller Anerkennung der energischen Anregung von oben her wird der Wunsch eines verständnißvolleren Eingehens auf die Intentionen der Künstlerschaft, einer besonnenen Concentrirung der Kraft auf nächstliegende Anforderungen nicht unberechtigt erscheinen.

Von der Berliner Kunstakademie wird, wie von einer guten Hausfrau, wenig gesprochen, ohne daß ihr Ruf dadurch wesentlich gefördert würde. Die alma mater entläßt ihre ausgewachsenen Kinder ohne Sang und Klang, und sie gehen pietätlos ihre eigenen Wege. Daß eine Berliner Malerschule nicht existirt, wäre an sich kein Unglück, als symptomatische Erscheinung gibt es zu bedenklichen Rückschlüssen Anlaß. Sollte der Einfluß der künstlerischen Erziehung auf der Akademie wirklich so wenig nachhaltig sein? Thatsächlich ist der leistungsfähige jüngere Nachwuchs meist aus dem Atelier eines Meisters hervorgegangen, der, bei der Reorganisation der Akademie berufen, nach kurzer Thätigkeit aus dem Lehrkörper wieder ausgeschieden ist. Eine einzelne kräftige Individualität hat mehr zu Wege gebracht, als ein ganzes planmäßig arbeitendes Collegium. Daraus ist für den unbefangenen Beobachter der Schluß zu ziehen, daß die denkbar beste schulgerechte Vorbereitung nicht ausreicht, um jene Continuität der Tradition herzustellen, ohne die eine gedeihliche künstlerische Entwickelung erfahrungsmäßig unmöglich ist.

Auf der Grenze des durch elementare Schulung erreichten Könnens sollte der freie Einfluß des Meisterateliers beginnen. Wer die Antiken-, die Akt-, die Malklasse leitet, ist unter Voraussetzung eines bestimmten Maßes des Wissens und der Lehrgabe gleichgültig. Eine nachhaltige künstlerische Einwirkung wird nach Ueberwindung der elementaren Schwierigkeiten nur durch eine im freien Zusammenarbeiten mit dem Schüler sich bethätigende Individualität ausgeübt. Statt die selbständigen Lehrkräfte der Akademie wie Ordinarien eines Gymnasiums durch die einzelnen Classen unter steter Controle langsam aufrücken zu lassen, sollte man ihnen von vornherein Gelegenheit geben, die ganze Summe ihres Könnens auf eine Anzahl vorgerückter Schüler zu übertragen. Die Anzahl der coordinirten, ohne Begrenzung des Stoffgebietes selbständig lehrenden Meisterateliers kann gar nicht groß genug sein.

Wäre die Berliner Kunstakademie das, was sie sein sollte, nicht eine bloße Vorbereitungsschule, sondern ein freies Lehrstift der bildenden Künste, dann würde sich bald jener ununterbrochene Kreislauf der Kräfte herstellen, der ohne die Nothwendigkeit frühzeitiger Wanderschaft den Lehrling zum Gesellen und Meister heranwachsen läßt. Damit würde die Akademie auch aus ihrer isolirten Stellung heraus in den so wünschenswerthen engen Connex mit der Berliner Künstlerschaft treten, mit der sie jetzt bei Gelegenheit der jährlichen Ausstellungen — collidirt. Hier nimmt sie plötzlich die Vertretung einer Genossenschaft in Anspruch, mit der sie sonst in einem sehr losen

Digitized by Google

ideellen Zusammenhange steht. Es wäre interessant, einmal statistisch festzustellen, wie viele Maler sich der Jurisdiction der in der Mehrzahl aus Akademikern zusammengesetzten Jury unterwerfen müssen, ohne der Akademie auch nur den geringsten Theil ihres Könnens zu verdanken.

Das eigenartige Verhältniß zwischen Akademie und Künstlerschaft, der Mangel an Continuität in ihren Bestrebungen zeigt sich am auffallendsten in dem getrennten Vorgehen beider Factoren in der wichtigen Ausstellungsgebäudefrage. Akademie und Verein theilen das Schicksal mehr oder weniger fühlbarer Obdachlosigkeit. Das Gebäude vor den Reitställen des Gardes du Corps, die Miethsräume im Architektenhause und der Glaspalast mit dem monumentalen Stuckkuppelraum im Dreher'schen Bierpark genügen gleich wenig den an ihre Zweckmäßigkeit zu stellenden Anforderungen. Statt nun die Lösung dieser drei brennenden Lebensfragen gemeinschaftlich mit der Akademie energisch in Angriff zu nehmen, geht der Verein Berliner Künstler einseitig vor und setzt für ein todtgeborenes Project alle möglichen Hebel in Bewegung. Auf dem Terrain des Kroll'schen Locals soll sich in irgend einem Winkel des Gartens ein Clubhaus erheben, die Seitenflügel sollen umgebaut und zu Ausstellungssälen eingerichtet werden, die übrigen Räume sollen ihren theatralischen Bestimmungen erhalten bleiben und durch die für sie zu entrichtende Pachtsumme die Kosten des Ganzen decken. Es ist wohl selten ein verzwickteres Project ausgeheckt worden. Selbst wenn sich die Schwierigkeit, das fiscalische Terrain mit den nöthigen Hypotheken zu belasten, beseitigen ließe, würde ein Unternehmen zu Stande kommen, wie es sich aussichtsloser gar nicht denken läßt. Auf dem schönsten Schmuckplatz der Kaiserstadt würde sich als Pendent des Reichstagsgebäudes ein Complex von Baulichkeiten erheben, deren ideelle Zusammenhangslosigkeit von ihrer Unzweckmäßigkeit übertroffen werden würde. Theater und Gemäldegalerie, Concertpark und Clubhaus, das ist eine Mesalliance, wie sie nur lebhafte Künstlerphantasie erträumen kann. Das Ganze ließe sich übrigens als ein für die Oeffentlichkeit uninteressantes Privatunternehmen des Vereins Berliner Künstler betrachten, bei dem im schlimmsten Falle ein paar Geldmänner zu Schaden kommen, wenn es sich nicht um die Hergabe eines staatlichen Terrains handelte, das unter allen Umständen für monumentale Zwecke ersten Ranges reservirt bleiben muß. Der Königsplatz ist für ein bescheidenes Clubhaus mit Ausstellungsconnex unter allen Umständen zu Schade.

Herrschte unter den betheiligten Factoren die nöthige Einmüthigkeit, dann würden Verwaltung, Akademie und Künstlerschaft gemeinschaftlich dahin streben, zu einem der Hauptstadt des Deutschen Reiches würdigen Kunstpalast zu gelangen, der sich mitten im Werktagstreiben als eine Feierstätte für den Cultus des Schönen erheben müßte. Wo der Verein Berliner Künstler seine Clubräume, wo die Akademie ihre Schulsäle und Ateliers findet, ist im Grunde genommen gleichgültig. Die stets zunehmenden Verkehrsmittel heben die Entfernungen auf. Hat doch das Polytechnikum ohne Schaden an die Grenze des Charlottenburger Weichbildes verlegt werden können. Der Ausstellungspalast, wie er uns vorschwebt, gehört hart an die belebtesten Stadttheile, als eine stete Mahnung, daß es neben den erstrebenswerthen materiellen auch leicht erreichbare ideelle Güter gibt. Man hat das altersschwache Akademiegebäude mit seinen odiösen Stellungen für die Bibliothek in Aussicht genommen. Unseres Erachtens gehören die für weltfremde Gelehrsamkeit bestimmten Lehrsäle in die dem Straßenlärm entzogene Einsamkeit. Die Kunst wendet sich mit allgemein verständlichen Ausdrucksmitteln an das ganze Volk und muß ihm auch räumlich möglichst nahe gerückt sein. Anstatt ein nothdürftiges Unterkommen vor den Thoren zu suchen, sollte die gesammte Künstlerschaft sich in den Bemühen vereinigen, die Schwierigkeiten zu beseitigen, die sich der Errichtung eines Kunstpalastes auf dem Platze der jetzigen Akademie entgegenstellen. Der dort zu errichtende Prachtbau würde ganz gut neben der jährlichen großen Ausstellung auch einer perennirenden Bilderschau die nöthigen Räume gewähren können, ja es wäre die Möglichkeit discutirbar, ob er nicht die gesammte Kunstschule zu beherbergen geeignet wäre. Damit wäre denn ein Vereinigungspunkt für alle der bildlichen Darstellung des Schönen gewidmeten Bestrebungen geschaffen, dessen praktische Verwendbarkeit seiner symbolischen Bedeutung nicht nachstehen würde.

Moderne Xenien.

Es ist ein schmuckes Büchlein, das H. Haessel, der Verleger und Entdecker Conrad Ferdinand Meyer's, gleich nach dem Sturm und Drang der Jahreswende in die Welt hinausgeschickt hat: Moderne Xenien, Ein Glaubensbekenntniß in Sprüchen und Strophen von Ernst Ziel. Der treffliche Lyriker und Essayist zeigt sich uns da von einer neuen Seite. Der Dichter, der uns in seinem 1867 erschienenen Bande so zarte Liebeslieder und gedankenvolle Strophen aus jugendfrischem Herzen herauszusingen wußte, von ihm sollten wir nun plötzlich kleine Stachelverse und Sinngedichte hören? Nun, der Kenner seiner Muse ist über diese Wandlung nicht sehr erstaunt. Der zarte lyrische Mollklang durfte mit den Jahren schon einem ernsteren, schärferen Dur weichen, und auch Geibel ist nicht lange der „Dichter der Backfische" geblieben. Ziel's philosophisch um sich und in sich schauende Art war ja bereits in jener Sammlung deutlich hervorgetreten. Wer schon in seinen Jugendgedichten so aufrichtig für Freiheit und Recht erglüht und eintritt, muß früher oder später auch einen ironischen, sarkastischen, polemischen Ton finden, denn es gibt ja Dinge genug, bei denen uns nicht nur der Humor, sondern auch die Lyrik vergeht. Uebrigens enthielt schon die Gabe des Fünfundzwanzigjährigen mehrere sehr heftige Distichen, und wir erinnern uns noch seiner besonders schönen Aufforderung an die mattherzigen Alltagspoeten, die „ihres winzigen Selbst seufzendes Echo sind", während die Zeit schon längst durch weiblichen Mollklang übersättigt sei. „Starke nur haben ein Recht, heute noch Dichter zu sein!" Und so apostrophirt er denn auch dies Mal wieder seine Brüder in Apoll:

O Dichter, ich bitt' euch, seid heute nicht lyrisch!
Voll Lug ist die Zeit — auf! packt sie satirisch,
Und um sie zu geißeln und zu verdammen,
Zieht weidlich vom Leder mit Epigrammen —
Denn sie sind Schwerter und züngelnde Flammen.

So geht er denn Allen mit gutem Beispiele voran, und indeß er mit wuchtigen Schlägen auf das Verkehrte und Schlechte einhaut, beschwichtigt er sein weiches Dichtergemüth:

Funken, vom Ambos gestoben,
Fallen nach unten und flammen nach oben.

Und doch ist er zu sehr Poet und Künstler, um ganz in der Tendenz aufzugehen. Ein gutes Theil seiner Xenien sind weniger im eigentlichen Sinne Streitverse, als schön geformte Aphorismen, worin er sich über Gott und Welt, die Kunst und das Schöne „melodisch austönt". Die Form ist immer tadellos. Er vermeidet die classischen Strophen der Xenie, Hexameter und Pentameter, er ergeht sich am Liebsten in freien Rhythmen. Die Reime sind durchgängig rein, und gerne tändelt er mit der Form, ihre Schwierigkeiten mehrend und spielend bewältigend. Oft wählt er die Ghasele, wie es sich für einen Schüler Platen's schickt.

Herdenmensch ist der Philister, der vom Troß nicht scheiden kann,
Der, was nicht der Hürde gleich sieht, in der Seel' nicht leiden kann.
Stolz und glücklich ist er einzig, wenn er seinem Leitbock stumpf
Mit den lieben Schafen folgen und Apartes meiden kann,
Wenn er Stempel trägt und Nummer, eingebrannt auf seinem Vließ,
Und auf dem Gemeindeanger mit den Andern weiden kann.

Die werthvollsten Gedichte dieser Sammlung sind indessen jene, wo Ziel nicht als Satiriker auftritt und hier ein poetisches Bild ausführt, dort eine geistvolle weltphilosophische Ansicht entwickelt. Von allen Seiten drängen sich ihm die treffenden Vergleiche, die schönen Bilder auf, und Manches ist von einer schlagenden Anschaulichkeit und Prägnanz.

Wohl keines Kusses Feuer brennt so heiß,
Als den's zu scheiden mahnt,
Und der von seiner kurzen Wonne weiß.
Des Aetna's Traube ist so feuervoll,
Weil sie die Lava ahnt,
Die, ach! schon morgen sie begraben soll.

Digitized by Google

Schön ist auch z. B. die folgende Betrachtung:

Als Gott ob seiner jungen Schöpfung saß,
Da griff er nach dem feinsten Thon und schuf
Sich selbst ein Ebenbild — er schuf den Menschen,
Ein zartbesaitet Herze gab er ihm,
Ein Harfenspiel voll schlummernder Musik,
Berufen zu den schönsten Harmonien,
Und sprach: Nun such' dir selbst die Melodie.

Der nachdenkliche Poet, der wehmüthigen Blickes das Getriebe der Welt betrachtet, ist trotz alledem ein Optimist, der keine Spur von Weltschmerz zeigt. Sein philosophischer Zug, sein starkes Mannesherz bewahren ihn davor. Wohl stellt auch er die alten, nie beantworteten Fragen nach dem Endzwecke des Daseins. Was sollen wir mit dem Schweiß eines ganzen Lebens das Nichtsein erkaufen und uns um ein Bischen Schlaf so lange mühen? Wird alles Drängen und Glühen des Herzens mit dem Roth unserer Wangen verschwinden und sogar die höchsten Triumphe des Menschengeistes einst auch nur Schutt und Asche werden?

Irgendwo im tiefen Grunde
Wächst die Erdenkrume schon,
Dir das Herz zu decken.
Irgendwo im Weltenraum
Schweift das leichte Wölkchen schon,
Auf dein Grab zu regnen.
Denk es, da du unterm Himmel,
Denk es, da du überm Grund,
Wandelst, liebe Seele.
Erdenkrume, Wolkenregen —
Ist es nicht dein eigen Selbst,
Kind du zweier Welten?
Athmest in dem Unermeßnen
Eine kurze Weile hier,
Wechselst Kleid und Wesen.
Was heißt scheiden? was heißt enden?
Erde tief und Himmel hoch —
Wohnst in beiden — endlos.

Er lächelt über den eitlen Glauben, daß Gott nur unser Glück im Auge habe, während wir im Grunde bloß „der Dünger auf dem Mistbeet der Cultur" sind. Und doch leugnet er es nicht, daß es schön ist, nach dem Höchsten zu streben und möchte dieses mannhafte Ringen nicht missen, wenn er schon weiß, daß das Höchste in uns selbst liegt, denn „jedes Großen Quell ist strenge Eigenart".

Was dir, ein Heiliges, die Brust durchbebt,
Namen nicht leihe ihm, daß es lebt,
Namen nicht, wie der Markt sie leiht!
Stumm soll es bleiben und unentweiht,
Stumm, wie ein ungeborenes Lied,
Welches die Seele in Andacht umspinnt.
Lüfte den Schleier — und es zerrinnt!
Nenne die Gottheit — und sie entflieht!

Allein auch für den eingefleischten Idealisten auf dieser besten aller möglichen Welten kommt die Stunde, wo er der Zeiten Spott und Geißel fühlt, und auf sein doppelt empfindliches Dichtergemüth wirkt die Niedertracht immer tiefer. So wird auch bei ihm der Schmerz zur Entrüstung, die Ungeduld zum heiligen Zorn, und seine Muse nimmt unwillkürlich einen scharfen und spöttischen Zug an, sein unentweglicher Humor verliert das Milde, Versöhnliche, wird stechender Witz, und in seiner Empörung züchtigt er das feile Menschenpack mit Scorpionen. Wir müssen nun offen gestehen, daß uns der Satiriker Ziel nicht ebenso bedeutend scheint, als der didaktische Poet. Es fehlt ihm der scharfe zersetzende Witz, die gottüberlegene Ironie, vor Allem aber die leichte Grazie des Epigrammatikers. In seinen Streitgedichten greift er als ehrlicher Mann lieber gleich zur Keule, als zum feinen Stilet. Er schlägt lieber todt, als daß er kitzelt und straft, nur lächerlich macht. Geschieht es nun da und dort, daß das bekämpfte Object zu ungefährlich, zu kleinlich oder auch zu gemein ist für seine ehrlich deutsch dreinfahrende Art und seinen hohen Dichterschwung, so macht der Kämpfer leicht den Eindruck eines Riesen, der gegen Mücken streitet. Ja, in seinem Zorn geht er manchmal zu weit und dann übertreibt er und wird sogar ungerecht. Dies kommt selten genug vor. Ueberwiegend sind die Fälle, wo der Schütze auf ein ebenbürtiges Ziel anlegt und in's Schwarze den Kernschuß thut.

Alles spricht in diesen feilen Tagen:
Eines loben wir in allen Lagen:
Nie den Kragen soll man wagen —
Tantamschlagen, Achseltragen
Und am Alltag nagen,
Das allein erquickt uns Herz und Magen.

So blickt er sich unter den Menschen um, die er doch gerne lieben möchte, aber bald wird er gewahr, daß unter Dreien immer Einer ein Schurke und dem Zweiten leider auch nicht zu trauen ist. Was er vermißt, sind Geister, Selbstnaturen ohne Schablone und Vorschrift; ihm ist die Welt zu correct und uniform oder, wie er sich ausdrückt: zu sehr nach dem Referendar- und Lieutenant-Ideal.

Es fiel in Deutschlands Frühling, o Herzweh!
Ein eisiger Märzschnee.
Wir wurden ein Volk — da kam die Amtjagd,
Die Pfötchen von Sammt macht.
Schnell merktet ihr, wie man der Sache beikomm'
Und wurdet kanzleifromm,
Und weil der Staat zu Kriegesehr' kam,
Sogar militärzahm.

Unter diesen unsere allgemeinen Zustände und Modethorheiten behandelnden Verse sind einige sehr böse Dinger. Die verkehrte Kindererziehung, der lateinische Unterricht, der Antisemitismus und andere Strömungen erregen seinen Zorn. Besonders auf die Presse, der er ja als Redacteur der „Gartenlaube" lange Jahre angehörte, ist er übel zu sprechen: er findet sie nicht mit Unrecht

„berberlinert und verwienert,
Sie schachert und liebedienert."

Es wunderte uns sehr, ob sich auch in diesen Spottgedichten Spuren an seinen Conflict mit den Erben Ernst Keil's vorfinden würden, welcher 1881 seinen plötzlichen Austritt veranlaßte. Nun, es ist bezeichnend für seine Art, alles Persönliche aus dem Spiele zu lassen und die Dinge möglichst sub specie aeterni zu betrachten, daß höchstens das folgende Gedicht etwa auf jene Katastrophe in seinem Leben zu beziehen wäre:

Verliert an Abonnentenzahl,
O Redacteur, dein Journal,
So wird es, natürlich! „schlecht redigirt".
Doch stecken Philister und alte Basen
Hinein die Nasen,
Gleich wird dir zu dem „Erfolg" gratulirt.

Zu dem Besten gehört jedenfalls das köstliche Gedicht, worin er den Typus einer weit verbreiteten gefährlichen literarischen Species festnagelt.

Das ist Ben Sprenkel-Sprenkelmann —
Seht euch den Rabbienkel an!
Im Trüben weiß er schlau zu fischen
Und schwarz und weiß in grau zu mischen —
Der Tropfen hängt ihm an der Nase.
— — Das ist Ben Sprenkel-Sprenkelmann —
Fing auch mit mir Geplänkel an.
Da hab' ich an die Luft zuletzt
Durch's Vorderthor den Schuft gesetzt —
Der Tropfen hing ihm an der Nase.

Dann das folgende Stillleben vom neudeutschen Parnaß:

Manch' schreibendes Herrlein, du lieber Gott,
Manch' schreibende Jungfer und Madame,
Die sitzen in Wolken — es ist kein Spott —
Hoch oben in Wolken der Reclame.
Der Geschmack dagegen, der wohnt sehr tief —
Ihr kennt ja die Ebene, flach und schief.
Von unten gesehen, imponirt die Ferne,
Und es leuchten die Herrleins und Fräuleins wie Sterne.

Und was produciren sie, daß Gott erbarm'! Der ehemalige Redacteur der „Gartenlaube" ist allerdings mehr als jeder andere ein befugter Kenner ihrer Erzeugnisse.

O deutscher Familienroman,
Was hat man dir angethan!
Wer spricht von Liebe, doch nicht vom Lieben?
Wer wäscht den Pelz und macht ihn nicht naß?
So steht es im Codex der Prüden geschrieben.
Sie möchten ohn' Unterlaß
Den ganzen Parnaß
Mit seinen Göttern und Musen und Tempeln
Zum Mädchenpensionate stempeln.
Wo jeder Galan ein Tugendhüter
Und Milch nur fleußt für Milchgemüther.

Digitized by Google

Aber auch die Jungen und Jüngsten schreiben ihm nicht zu Dank, und das kann man ihm wahrhaftig nicht verargen.

Und greif ich mir nun einen Realisten,
Einen jüngsten aus der Masse hervor —
Der macht die Tugend zum Statisten,
Das Laster zum Matador,
Als wäre mit seinem Trug und Schein
Das Leben noch nicht genug gemein,
Als müßte die Kunst sich mühen und strecken,
Das Deficit zu decken.

Nicht minder verhaßt sind ihm die beliebten griechischen und ägyptischen Nippfigürchen unserer Moderomanschreiber. Kurz, er sieht wenig des Erfreulichen und preist die Alten um ihrer jugendfrischen, begeisterungsfähigen Zeit willen glücklich, aber er hofft doch auch von unseren nüchternen Tagen, daß sie trotz Dampf und Dunst eine neue Kunst gebären werde, und schließt mit dem Glaubensbekenntnisse:

Nur was die Zeit, die kreißende Zeit
Ringend geboren,
Bleibt für die Ewigkeit
Unverloren.

Feuilleton.

Kein Schwan.

Humoreske von P. Hann.

„Was hilft das vortrefflichste Beispiel, die tadelloseste Erziehung, wenn der angeborene Hang den Menschen in den Schlamm hinabzieht!" rief Fräulein Schulze, die Vorsteherin des berühmten Damenpensionats, roth vor Zorn. Aber selbst im höchsten Affect ließ sie nicht von ihrer Gewohnheit, in Sentenzen zu sprechen. „Ein häßliches Mädchen zu hüten ist schwerer als alle Herculesarbeiten zusammen" (Fräulein Schulze hat übrigens noch keine probirt), „denn die Stummen wollen am meisten sprechen und die Tauben machen die lauteste Musik."

Das war ein Strafgericht! Der bewußte Feuerregen, der sich über Sodom und Gomorrha ergoß, muß dagegen ein angenehmes Nachmittagsvergnügen gewesen sein. Die Mädchen aus der obersten Klasse blickten schaudernd auf das verirrte Schäflein.

Es war ein kleines schwarzes Ding mit plebejisch rothen Wangen und ganz gewöhnlichen Zügen, einem Bäckerdutzendgesicht, — denn davon gehen bekanntlich dreizehn auf's Dutzend.

Fräulein Jenni hatte niemals besondere Sehnsucht empfunden, der Urkraft (von der Professor Henkel so dunkel und tief zu reden wußte, daß den höhern Töchtern nach jedem Vortrag in der Naturkunde eine Hammerschmiede in den Köpfen arbeitete) in ihre Töpfe zu gucken, aber was sie eigentlich im Sinne gehabt, welchen Zweck sie verfolgt, als sie das erwähnte verirrte Schäflein geschaffen, das hätte das kleine Mädchen gar zu gern gewußt. Sie muß keinen Zierrath beabsichtigt haben, sonst hätte sie die schwarze Jenni mit irgend einer Eigenschaft ausgerüstet, die den Augen des Beobachters wohlgefällig erscheint, keine Säule an ihrem Bau, sonst hätte die Kleine nicht seit frühester Kindheit das Bewußtsein vollständiger Ueberflüssigkeit mit sich herumgetragen. Wenn sie heute die Augen schloß, dann wurde keine Wimper naß, keine stecknadelkopfgroße Lücke entstand, nein, sie war zu keinem Stützpfeiler bestimmt, denn sie war keinem Menschen auf Erden unentbehrlich. Halt, doch Einem! Und das bringt mich wieder in ihre Klasse und das Strafgericht zurück.

Hätte Jenni zärtliche Eltern gehabt, wie die andern Mädchen, oder wäre sie wenigstens mit Schönheit und einem einschmeichelnden Wesen begabt gewesen, dann hätte ihr Fräulein Schulze eine Privatvorlesung im Allerheiligsten ihres Schlafgemachs gehalten und die Gefährtinnen wären um die Erbauung an den Sentenzen gekommen. Das Pensionat war zwar ob seiner Tugend und Sittenstrenge berühmt, aber durch die Thürritzen hatte der Klatsch doch die Kunde von Lieutenantsbriefen und darauf folgenden Thränen und Sentenzen in Fräulein Schulze's Cabinet getragen. Aber zwischen Julie von Minkwitz und der soeben gerichteten Sünderin bestand ein kleiner Unterschied. Als Jene in die Schule eintrat, bat man um Nachsicht und Zärtlichkeit für das liebe Mädchen, während Jenni's Mama nur von vulgären Neigungen sprach, die streng im Zaum gehalten werden müßten.

Ihre Pflegeeltern hatten viel für die undankbare Kleine gethan. Sie ließen ihr eine Erziehung angedeihen, als wäre sie wirklich eine der Ihrigen und bestimmt mit anmuthigem Flügelschlag durch vornehme Gesellschaftskreise zu schweben. Aber als sie in das berühmte Pensionat kam, hatte sie, damals noch ein halbes Kind, bereits die Ueberzeugung, sie werde aus dem Hause entfernt, damit Robert und Lili nicht von ihren vulgären Neigungen angesteckt würden. Diese waren ihr leider angeboren und ließen sich, trotz der heilsamen Strenge, die angewendet wurde, nicht ausrotten. Dafür waren auch der ehemalige Kammerdiener und die ehemalige Zofe von Papa und Mama ihr Vater und ihre Mutter. Sie starben Beide während einer Epidemie. Jenni konnte sich ihrer kaum erinnern, denn sie zählte erst vier Jahre, als sie der unersetzliche Verlust traf. Unersetzlich, — wiewohl Papa und Mama, die in kinderloser Ehe lebten und längst daran gedacht hatten, eine Waise an Kindesstatt anzunehmen, sie in ihr leeres großes Haus nahmen. Auch an ihr Herz? Vielleicht. Ihr schwebt vor, als habe Mama sie zuweilen mit ihren eigenen feinen Händen in weiße, gestickte Kleidchen gehüllt und sei am Abend, wenn sie keine Gesellschaft hatte, an ihr Bettchen getreten, um sie ein kurzes Kindergebet zu lehren. Und Papa habe sie im Sommer, der stets auf seinem Landsitz verlebt wurde, in die Zweige der Kirschenbäume emporgehoben, damit sie mit ihren Kinderhänden — sie waren leider immer von ansehnlicher Größe, — die rothen Herzkirschen pflücke. Damals unterschied sie sich in nichts von ihren Altersgenossinnen. Vielleicht hatten die häufigen Lobsprüche, die sie erhielt, ein gewisses kindliches Pharisäerthum in ihr groß gezogen. Mit leisem Grauen betrachtete sie den schmutzigen, wilden Burschen des Pächters. Der Knabe, der etwa um fünf Jahre älter war als sie, kam täglich mit zerrissenen Kleidern und zerschlagenem Gesicht nach Hause, so daß seine Mutter lange prophezeite: „Wenn der Junge erwachsen ist, läuft er ohne Nase in der Welt umher."

Damals schlummerten Jenni's angeborene Neigungen noch unentdeckt in ihrer Brust. Sie haben sich erst später entwickelt.

Papa und Mama waren selig. Der Erbe, den sie nicht mehr erhofft, lag schreiend in der Wiege. Das ganze Haus ging auf Zehenspitzen. Die Dienerschaft hatte Anderes zu thun als sich um Jenni zu kümmern, die sie wohl stets im Stillen als in die Gesindestube gehörig betrachtet hatten. Es war im Sommer. Hinter dem Schlößchen zog sich ein großer Park, von einer Steinmauer umfriedet, hin. Daran stieß die Pächterwohnung mit den Wirthschaftsgebäuden. Im Park war es langweilig. Das kleine Mädchen reckte sich auf den Zehen empor und klinkte ein Seitenpförtchen auf, um auf Entdeckungen auszuziehen. Sie brauchte nicht in die Ferne zu schweifen; das Gute in Gestalt eines Ententümpels lag vor ihr und Balthasar (er heißt wirklich Balthasar, möglicherweise verschärft dies Jenni's Vergehen in Fräulein Schulze's Augen) warf Steine in das grünlich schmutzige Wasser. Vor einigen Wochen hätte das kleine Schloßfräulein vermuthlich bei diesem Anblick ihr weißes Kleidchen zusammengenommen und wäre mit dem Gedanken „wohl mir, daß ich nicht bin wie dieser" aus der vulgären Welt, in der Hühner scharrten, Gänse gackerten und Enten auf schmutzigem Tümpel schwammen, in die vornehme Abgeschlossenheit des Parks zurückgewichen. Aber man ließ sie nun viel allein, sie langweilte sich und so trat sie näher: „Du, das kann ich auch."

Der schmutzige Bengel starrte sie verdutzt an, aber sie imponirte ihm nicht lange, denn als sie den ersten Stein schleuderte und dieser mit einem Plumps versank, ohne wie Balthasar's Wurfgeschosse, Kreise ziehend, über das Wasser hinzutanzen, lachte er sie aus. Doch zeigte er ihr großmüthig die Handgriffe. Das Wasser spritzte hoch auf, und als sie nach geraumer Zeit entdeckt wurden und der Gärtner das verirrte Schäflein heimgeleitete, triefte dieses von Nässe. Die Folge davon war ein heftiger Schnupfen, der Jenni's Augen thränen, die Nase aufschwellen, das ganze Gesicht, wie Papa leise zu Mama bemerkte, dem seines ehemaligen Kammerdieners ähnlich machte. Mama gerieth in Todesangst, die Erkältung könnte „dem Kinde" mitgetheilt werden, und so blieb die Pflegetochter lange Zeit aus ihrer und Robert's Nähe verbannt. Sie tröstete sich in ihrem Exil so gut es ging, streifte mit Balthasar herum und lernte von ihm allerhand merkwürdige Künste und Fertigkeiten, wie Haselnüsse mit den Zähnen aufbeißen, Birnbäume zu erklettern, die Kühe zusammenzutreiben. Seit damals war sie vulgär, und je größer Robert wurde, desto schlimmer trat die Erbsünde zu Tage. Balthasar war ein rührend treuer Kamerad, das Obst, das er Papa mauste, theilte er gewissenhaft mit seiner Freundin und (wer zweifelt noch, daß sie das vernichtende Urtheil ihrer Pflegeeltern verdiente) es schmeckte hundertmal besser in einem Winkel der Scheune, als von den Krystallschalen an der Tafel.

Mama und Papa, die den unpassenden Freundschaftsbund mißbilligten, hofften, der Winter werde ihm ein Ende bereiten; aber jedes Frühjahr knüpfte ihn fester. Das kleine Ding wußte sich vermuthlich keine Rechenschaft darüber zu geben, was sie zu Balthasar und seinen braven, tüchtigen Eltern hinzog. Es war nicht bloß die ererbte Vorliebe für vulgäre Gesellschaft, sondern die Thatsache, daß sie im Pächterhause etwas galt und wohlgelitten war, während sie daheim kalt übersehen oder getadelt wurde. Allerdings als etliche Jahre nach Robert die kleine Lili zur Welt kam, besserte man nicht mehr an ihr herum und ließ sie treiben, was ihr gefiel. Sie ging der Pächtersfrau, deren Abgott Balthasar sich auf der landwirthschaftlichen Schule befand und die sich sehr einsam fühlte, zur Hand, butterte, streute dem Geflügel das Futter, knetete und backte ordinäres schwarzes Brod. Daheim war sie stets in so zerknirschter Armensünderstimmung, mit all' den Frevelthaten auf dem Gewissen, daß es wirklich kein Wunder war, wenn man sie für feige und lakaienhaft hielt. Sie fühlte sich als dunkler Flecken auf dem sonnigen Familienbilde, für eine Art von Schlagschatten, der die Vortrefflichkeit und feine Ausführung der andern Schöpfungswerke gebührend hervorhob, sich und den Andern aber nichtsdestoweniger ziemlich überflüssig dünkte. Zuletzt wurde sie Fräulein Schulze ausgeliefert, die noch einen Versuch machen sollte, das ererbte Uebel auszurotten. In den letzten zwei Jahren durfte sie nicht einmal in den Ferien nach Hause kommen. In ihrer ersten Sommervacanz verfiel Miß Burton, Lili's Gouvernante, auf den Gedanken, es bestehe ein geheimes Einverständnis zwischen Jenni und ihrem baumlangen Kameraden, mit dem sie Pflanzen und Steine suchte. So erging das Verbot ihrer Heimkehr, und während die anderen Mädchen in die Berge und an die See zogen, saß sie wie ein Sträfling hinter der Steinmauer des verstaubten Pensions-

Digitized by Google

gartens. Nächstes Jahr durfte sie wohl Papa und Mama besuchen, denn (sie war nun unbeachtet in ihrem Zimmer und ihre Thränen begannen zu fließen) Balthasar sollte nicht mehr als Schlange im Paradies lauern. Er zog auf ein Gut nach Pommern, das ein kinderloser Onkel ihm vererbte. Er hatte es ihr geschrieben und seine Jugendgespielin gefragt, wann er sie sehen könne. Als er sich Papa und Mama zum Abschied vorgestellt und dabei die Bitte gewagt hatte, Jenni die Hand drücken zu dürfen, bevor er abreiste, war ihm dies als etwas vollkommen Ungehöriges abgeschlagen worden. Sie dürfe ihre Studien unter keiner Bedingung unterbrechen. Als ob nicht Hopfen und Malz an ihrer Wasserfarbenmalerei und ihrem Klavierklimpern verloren gewesen wären!

Der Brief, der erste heimliche Brief in ihrem siebzehnjährigen Leben, fiel einer Aufseherin in die Hände, ward zu einer Haupt- und Staatsaction aufgebauscht und verschaffte ihr vernichtende Sentenzen vor der ganzen Klasse. Zuletzt erhielt sie Hausarrest und saß nun wie ein Häuflein Unglück auf ihrem Zimmer, ihre Schönheit durch ein paar rothe, vom Weinen geschwollene Augen erhöhend.

Vermuthlich verdankte sie es ihren vulgären Neigungen, daß sie unter den Handwerkern, die für die Schule arbeiteten, warme Freunde besaß. Ihre Antwort hatte der Bäckerjunge dem langen Balthasar überbracht und nun wartete dieser ohne Zweifel in dem windschiefen Gartenhäuschen an der Mauer, in welches er sich, Dank seinen früh erworbenen Kletterkünsten, leicht genug hinauf zu schwingen vermochte. Jenni aber war gefangen und wenn auch nicht in Banden, so doch durch eine gut und sicher verschlossene Thür von der Außenwelt getrennt, denn zu diesem äußersten Mittel hatte Fräulein Schulze gegriffen, als ihr entarteter Zögling es entschieden ablehnte, durch ein feierliches Versprechen ihren Verzicht auf eine heimliche und scandalöse Zusammenkunft auszudrücken. Ihr Zimmer lag eine Treppe hoch, aber das Haus war niedrig und unter ihrem Fenster befanden sich ein paar kümmerliche Blumenbeete. Sie würde weich fallen. Natürlich würden die zerdrückten Blumen morgen aller Welt ihren Frevel verkünden, aber sie war in einer Stimmung, so verzweifelt und aufgeregt, daß sie keine Bedenken abhielten. Mit Balthasar schied ihre glückliche Kindheit von ihr. Ohne Abschied ließ sie den einzigen Menschen, der ihr zugethan war, nicht von dannen ziehen,

In minder verlockender Gestalt ist wohl noch nie eine junge Dame bei einem Rendez-vous erschienen. Die weiche, regengetränkte Erde des Gartens hatte sich in rührender Anhänglichkeit ihrem Kleide mitgetheilt, sie hinkte, da sie sich beim Sprung aus dem Fenster den Fuß verstaucht hatte, und zum Ueberfluß fing sie noch zu schluchzen an, als bei dem Schein einer Laterne, die in dem Gäßchen hinter der Gartenmauer brannte, Balthasar in dem windschiefen Sommerhäuschen auftauchte.

Er hatte mit seiner großen, ehrlichen Rechten ihre Hand gefaßt und begann ihr mit der Linken unbeholfen das Haar zu glätten. Und da sie dadurch nicht beruhigt wurde, wollte er sie an sich ziehen. Aber sie machte sich los.

„Nein", sagte sie (ein Glück, daß Papa sie nicht hörte! welche Anklänge hätte er in ihrer verschnupften, weinerlichen Stimme entdeckt!). „Wenn wir auch gezwungen sind, auf heimlichen Wegen zu gehen, so wollen wir doch nicht den geringsten Anlaß zum Tadel geben." Damit setzte sie sich auf eine Seite des wackeligen Gartentisches und wies ihm den Platz an der andern an.

„Doch wenn ich Deine Hand nicht in meinen ungeschlachten Fingern halten kann, dann weiß ich nicht recht, wie ich anfangen soll", versetzte ihr langer Freund hilflos. Die freundliche Straßenlaterne warf ihr Licht auf sein Gesicht. Was für treue Augen er hatte und wie warm Einem um's Herz wurde, wenn man in sie hinein sah! Jenni reichte ihm ihre Hand und er begann:

„Du weißt, Jenni, daß ich ein Gut geerbt habe, keinen Edelhof, behüte, aber ein hübsches, stattliches Bauerngut."

Er drückte ihr die Hand, aber da sie nicht wußte, wo er hinaus wollte, — vielleicht auch wußte sie es und behielt es nur für sich — wünschte sie ihm Glück. Es werde ihm gut thun, für sich selber, auf seinem eigenen Grund und Boden zu arbeiten.

„Hm", sagte er, stockte und fing mit einem Anlauf wieder an, „zu solch' einem Gut gehört eine hübsche kleine Frau." Das überraschte die Heuchlerin. Seine Mutter war ja noch so rüstig und würde gewiß mit Freude für ihn haushalten. Aber sie wurde feuerroth, als sie diese passenden Bemerkungen murmelte, und segnete die Straßenlaterne, in deren Schatten sie saß. Er schüttelte den Kopf. Die Alten wollten nicht mehr wirthschaften. Sie hatten sich ein hübsches Sümmchen erspart und gedachten, im Hause des Sohnes der Ruhe zu pflegen. Und dann meinte er mit verlegenem Lachen, er wisse auch schon von einer Frau. Die Frage sei nur, ob das Loos, das er ihr bieten könne, genug glänzend sei, denn sie habe bessere Aussichten. Aber ein treueres Herz, eine wärmere Liebe fände sie sicher niemals. Dabei blickte er sein Gegenüber so bittend an und in seinem Gesicht lag solch eine Sorge wegen der glänzenden Aussichten, daß sie von Holz hätte sein müssen, um länger an sich zu halten.

„Kein glücklicheres Loos kann es geben, als an Deiner Seite, Balthasar!" rief sie.

Es wird eine ewig ungelöste Frage bleiben, ob er sie zuerst an sich zog, oder ob sie sich ihm (entsetzlich, Fräulein Schulze!) an den Hals geworfen; aber da war sie nun, und er machte keine Miene, sie je wieder aus seinen Armen zu lassen. Am liebsten hätte er sie, wie sie ging und stand, über die Gartenmauer und zu seinen Eltern getragen, um alle Förmlichkeiten abzuschneiden. Aber der Gang zu Papa und Mama konnte ihm nicht erspart werden, obschon er vermuthlich lieber in einen Kugelregen hineinmarschirt wäre. Man konnte sich keine längeren Gesichter denken, als die ihren, nachdem er um Jenni's Hand geworben und, ihrem „Nein" zuvorkommend, erklärt hatte, die Hauptpersonen seien einig.

„Mein Gott, wir können doch unser Adoptivkind nicht mit dem Sohne unseres Pächters verheirathen", rief Mama, „was würde die Welt dazu sagen! Es hieße, wir hätten sie abgeschüttelt, weil wir nun eigene Kinder haben!"

Aber Papa versetzte mit der schneidenden Ironie, die Jenni so oft in einen Winkel gescheucht:

„Laß die Leute lästern. Wir können ihnen entgegnen, Art läßt nicht von Art, und eine Ente wird durch die sorgfältigste Erziehung nicht zum Schwan."

Und so saß Jenni bald darauf im Tümpel. Im Ganzen ist ihr Leben nicht gar so übel und sie ginge nicht für die Welt in den Schwanenteich zurück. Wenn sie in den Spiegel blickt und ihr ein frisches, glückliches Gesicht entgegengrüßt, dann möchte sie schier glauben, die Urkraft habe sie Anfangs doch zum Zierrath bestimmt und sei nur auf halbem Wege stehen geblieben. Aber Balthasar hält sie thatsächlich für etwas ganz Kostbares und trägt sie auf starken treuen Händen durch das Leben. „Und das ist eigentlich mehr, als solch' ein unscheinbares graues Entlein beanspruchen kann", behauptet Jenni.

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

„Weltuntergang."

Volks-Schauspiel in fünf Acten von Paul Heyse.

(Königliches Schauspielhaus.)

Eines muß man an Paul Heyse immer wieder bewundern, das ist der schier unerschöpfliche Reichthum seiner poetischen Erfindungen. Wie aus einem nimmer sich leerenden Füllhorn schüttet er Jahr für Jahr seine stets abwechslungsvollen und in die überraschendsten Verwicklungen sich zusammenfügenden dichterischen Vorwürfe auf uns herab, selten nur wiederholt er sich in seinen Problemen und in den für sich ersonnenen Lösungen und nie wird er monoton, wo es auf die Vorführung bunter Augenblicksbilder ankommt. Die ungeheure Zahl seiner Novellen, seine breitangelegten Romane und die in den letzten Jahren in immer rascherer Folge sich ablösenden dramatischen Schöpfungen legen schon ein ausreichendes äußerliches Zeugniß für diesen Ideenreichthum ab; eine genauere kritische Betrachtung einer dieser Schöpfungen, wie wir sie anzustellen in diesem Theile unserer Zeitschrift in der letzten Zeit ja so oft Gelegenheit fanden, gewährt uns dann auch immer ein deutliches Bild von dem Einflusse, den jene Ueberfülle auf den inneren Charakter der Werke äußert. Auch das neue Volks-Schauspiel, „Weltuntergang", zeigt alle Vortheile auf, die eine solche glückliche, nie versagende Erfindungsgabe einem Dichter in die Hand legt, und wenn wir neben ihnen viele große und schwerwiegende Mängel zu betonen finden, so sind es eben immer wieder die alten, schon oft hervorgehobenen, welche in dem Heyse'schen Reichthum ihren Ursprung haben und mit demselben unlösbar verknüpft sind, wie mit dem Lichte der Schatten. Friedrich Vischer pflegte gern von einem „Kaliber" der Dichter und ihrer Werke zu sprechen. In seinen dramatischen Schöpfungen fehlt es Heyse sicher an diesem echten, wuchtigen Kaliber, und das scenische Schnellfeuer, mit welchem der Dichter uns, auch in jedem einzelnen seiner Stücke, überschüttet, macht nicht so viel Eindruck auf uns, wie ihn einige gute Kernschüsse gewichtigen Kalibers hervorrufen würden.

Ein wahres Schnellfeuer von hübschen Erfindungen und fruchtbaren Gedanken eröffnet Heyse in der That auch in diesem neuen Volksschauspiele, dessen Handlung in eine kleine rheinisch-westphälische Stadt und in die Zeit unmittelbar nach dem dreißigjährigen Kriege verlegt ist. Die Bevölkerung dieses „Nestes" — so wird das Städtlein von seinen eigenen Bewohnern immer wieder genannt — ist in eine protestantische und eine katholische Hälfte gespalten, der confessionelle Zwist ist durch den westphälischen Frieden eher geschürt als beschwichtigt worden und der einzige über den Parteien stehende Bürger, ein Arzt, empfindet das hadervolle Leben und Treiben seiner Mitbürger so schmerzlich und tief, daß er selbst einen frommen Betrug als gutes Heilmittel für dieses Uebel nicht von der Hand zu weisen vermag. Ein Komet schreckt durch sein himmlisches Bummlerleben nämlich gerade die Völker und die Prophezeiung von dem bevorstehenden Weltuntergang knüpft sich, durch Volksmund weiter geraunt, selbstverständlich für jene Zeit, an das Erscheinen der „Ruthe" am Himmel. Dr. Cornelius, als weiser Mann, der auch heimlicher Dinge kundig ist, wird um seine Meinung über diese Prophezeiung befragt und da er glaubt, daß der Hinblick auf ein nahes Ende alle seine halsstarrigen Mitbürger zu friedlichen Gesinnungen bringen werde, bestätigt er die himmlische Warnung und kündet den Weltuntergang schon für den übernächsten Morgen ganz sicher an. Aber die Gewißheit des allgemeinen Zusammensturzes erzeugt in den Gemüthern der Gläubigen gerade die entgegengesetzte Wirkung: statt friedlicher Versöhnung greift die tollste Verwirrung wie loderndes Feuer um sich, der religiöse Zwist wird durch die Aussicht, bald vor dem höchsten Richter zu stehen, nur geschärft, ein wildes Genußleben, Empörung der niederen Stände und daneben thatlose Verzweiflung der ordnungsliebenden Elemente sind die Folgen des falsch bedachten Wortes und der arme Doktor muß, damit sich nicht alle Bande lösen, im vierten Acte öffentlich seine Prophezeiung als irrig verkünden.

Digitized by Google

Aber die Geister, die er beschwor, kann er auch durch sein offenes Eingeständniß nicht mehr fesseln, denn der lutherische Pfarrer, Osiander, der Anfangs nicht an des Doktors Wahrsagung glaubte, und in seiner Halsstarrigkeit gegenüber der anderen Confession sich nicht durch sie beugen ließ, ist inzwischen durch Forschungen, die er in der Apocalypse anstellte, zu der Ueberzeugung gelangt, daß in der That der Weltuntergang für den anderen Morgen bevorstehe. Er reißt das Volk mit sich fort, entgegen den nachträglichen Warnungen des Arztes, und bewirkt, als der „letzte" Morgen wirklich mit einem gewaltigen Gewitter anhebt, sogar eine Versöhnung der Parteien, die alle ihr letztes Stündlein gekommen glauben. So ist des Doktors Zweck erreicht, aber lediglich durch einen äußerlichen Zufall, das Alle einschüchternde Gewitter; und die nach dem bösen Wetter nun aufgehende Sonne beschein eine friedliche und zugleich wieder lebensfreudig gewordene Menge.

Ist schon dieser Weg, auf welchem die dramatische Absicht schließlich noch zu einem glücklichen Schlusse hingeführt wird, sehr verschlungen und unklar, so ist es noch mehr die Motivirung der plötzlichen Umkehr und Friedlichkeit des Pfarrers. Dieser Gottesheld — eine Hauptfigur des Dramas — ist in den drei ersten Acten in festen und sicheren Umrissen gezeichnet: selbst die innigste Liebe zu seiner Schwester, die sich an einen Katholiken verheirathet hat, und das tiefste Mitleid mit seinem Sohne, der die Tochter jener Schwester liebt, konnten ihn nicht von seiner dogmatischen Ueberzeugung abbringen, daß eine Gemeinschaft mit den Andersgläubigen eine Todsünde sei. Eine lebensvolle Scene des dritten Actes, in welcher er den schwärmerisch geliebten Sohn hart von sich stößt, weil derselbe mit dem katholischen Mädchen sich in heimlicher Ehe verbunden hat, bildet den Höhepunkt für die Entwicklung seines Charakters. Aber wie jäh und plötzlich stürzt diese starre Glaubensgröße auf einmal von dieser Höhe herab — im vierten Acte —, nur weil ihr Träger inzwischen selbst an den nahen Weltuntergang zu glauben gelernt hat! Nun wird auf einmal aus dem felsenfesten Glaubenseiferer ein weicher Vater, ein zärtlicher Bruder und noch mehr — im fünften Acte — ein weitherziger Priester, der in melodramatischer Scene dem Pfarrer der anderen Confession die Hand zur Versöhnung reicht, nur weil es ein wenig donnert. Ein Mann wie dieser Osiander der drei ersten Acte dürfte auch in den zwei letzten Acten nicht weich werden, denn seine Ueberzeugung, daß er mit den Andersgläubigen niemals vereint vor dem Thron des Weltrichters stehen werde, war ja vorher dogmatisch motivirt worden, und gegen dogmatische Starrheit hat auch das rührseligste Volks-Schauspiel keine Mittel in's Feld zu stellen.

Diese Kluft in der Motivirung der einen Hauptgestalt war aber allerdings unvermeidlich bei der mangelhaften Concentrirung der dramatischen Idee des Ganzen. Der wohlmeinende Arzt, diese andere Hauptfigur des Stückes, bleibt ebenfalls in der Entwicklung stecken. Sein Pessimismus in dem ersten Theile des Dramas, der ihn schließlich jenes verzweifelte Heilmittel der Prophezeiung anwenden läßt und der Ausbruch seiner Verzweiflung an der Heilung, der ihn antreibt den eigenen Betrug kund zu thun, stehen wie zwei einzelne Felsen in dem Meere der dramatischen Handlung, zwischen denen nur ein sehr unterseeischer Zusammenhang vorhanden ist.

Die übrigen hervortretenden Figuren des Dramas sind alle nur episodisch angelegt. Sie fördern die eigentliche Handlung keineswegs, sondern sind nur geschickt aus der Menge herausgehobene Typen, die deren passives Hin- und Herwogen allerdings trefflich kennzeichnen. In der Wahl dieser Figuren ist Heyse sehr glücklich. Da ist ein schwedischer Cornet, der eben aus dem großen Kriege heimgekehrt ist und frisches Leben in die Kneipgesellschaft bringt, als welche uns die Spießbürger im ersten Acte vorgeführt werden. Neben ihm der stutzerhafte Bürgermeisterssohn, mit dem er bald Krakehl bekommt; auch diesen Streit beendet das wohlthätige Gewitter am Schlusse. Und die wohlgefügten Gestalten der Bürger, des Steinmetzmeisters, der bis zum Ende der Welt seine Verbindlichkeiten treu erledigt, des Glockengießers, der bei der vermeintlichen Katastrophe sich über den schönen Klang seiner Glocken noch freut, des Wirthes zur goldenen Taube, der in der allgemeinen Todesahnung seiner trutzigen Wittib noch das Jawort abgewinnt, und des Rectors, der inmitten des Weltuntergangs noch über eine horazische Partikel streitet — das sind alles treffliche Lustspielfiguren. Auch prächtige lebensvolle Scenen fügen sich dem Ganzen episodisch ein. Der biedere westphälische Bauer bezahlt eine Schuld, die eigentlich bereits verjährt ist, noch vor dem Ende, damit er mit der Quittung in der Hand vor den Weltrichter treten könne, die jungen Bürgersfrauen sorgen um ihre Wäsche, die auf der Bleiche liegt und beim Einfallen des Himmels wohl verderben würde, auch zerbrechen sie sich die Köpfe über den Anzug, in welchem sie untergehen sollen; die Schuljugend plündert noch rasch die Körbe der Bretzelfrau, weil es morgen ja nichts mehr giebt und die Handwerksgesellen stürzen sich aus dem gleichen Grunde auf die Weinfässer ihrer Meister.

Kurz, die Einzelheiten des Heyse'schen Dramas sind wieder vortrefflich angelegt und vortrefflich ausgeführt. Aber sie bleiben eben Einzelheiten. Der große Zug fehlt, der alle sentimentalen, melodramatischen, komischen und realistischen Bestandtheile, die auch der „Weltuntergang" wieder in reicher Fülle enthält, mit sich fortreißt und auf einen idealen Mittelpunkt der Handlung hinführt. So fühlt man sich auch durch dieses Volksschauspiel wohl trefflich unterhalten — und der reiche Beifall, den seine erste Aufführung im Schauspielhause fand, ist in diesem Sinne ein verdienter — aber nicht erregt, nicht bewegt, nicht erschüttert und durchbebt. Jener Beifall mag wohl übrigens auch dem Zusammenspiel der Darsteller gegolten haben, welches unter Herrn Anno's Regie besonders in den Volksscenen gut herausgearbeitet war. Weniger wird er auf die Rechnung der einzelnen Schauspieler zu setzen sein, denn diese fanden schon in ihren Rollen wenig Anlaß als Individuen wirksam hervorzutreten und zeichneten sich im Uebrigen auch zum großen Theile nicht durch eine besonders gefeilte und kunstmäßige Deklamation der gereimten Verse aus, in denen Heyse, graziös und geistreich wie immer, diesmal seine Sache vorträgt. O. B.

„Alexandra."

Schauspiel in vier Acten von Richard Voß.

Es ist uns unerfindlich, warum auf dem Theaterzettel des Lessingtheaters das Stück ein Schauspiel genannt wird, denn es ist ein Trauerspiel, wie trauriger noch selten eines über die Bretter ging. Handlung, Composition und Stil, Alles ist auf die bürgerliche Tragödie gestimmt fast jeder heitere Contrast vermieden. Also warum nicht gleich von vornherein Farbe bekennen und den Zuschauer, der allerdings gegen neue Tragödien ein nicht unberechtigtes Vorurtheil hegt, darauf vorbereiten, daß man von ihm Furcht und Mitleid erwartet und die ganze aristotelische Katharsis anstrebt? Es würden dadurch unliebsame Enttäuschungen erspart, die sich immer rächen.

Richard Voß wirft hier eine Frage wieder auf, die schon vielfach auf der Bühne Handlung und Gestalt annahm. Was soll aus dem entlassenen Sträfling werden? Wie stellt sich die Gesellschaft zu dem abgestraften und rechtlich entsühnten Verbrecher? Bleibt noch etwas an ihm haften, oder darf es ihm gelingen, durch ehrliche Arbeit wieder einen geachteten Platz in der Gesellschaft zu erobern? Die meisten Antworten unserer Dramatiker fallen negativ aus, wobei sie sich meist auf die Seite des reuigen Sünders stellen und die erbarmungslose bürgerliche Gesellschaft verurtheilen. So Giacometti in seiner „Morte civile", die Salvini in seinem Wanderrepertoire mitführt, so Bohrmann-Riegen in dem Volksschauspiel: „Verlorene Ehre", das nichts weiter ist als eine Bearbeitung von Montecorboli's „Riabilitazzione", so Max Kretzer in seinem neulich im Berliner Volkstheater aufgeführten Drama „Der bürgerliche Tod", so Wilbrandt in der „Tochter des Herrn Fabricius", vor Allem aber die genialste dichterische Verkörperung der vergeblichen Ehrenrettung: Victor Hugo's Roman „Les Misérables", der ja ebenfalls in der Bearbeitung von Paul Meurice über die Bretter ging. Richard Voß hat nun der Sache eine neue Wendung gegeben und den Jean Valjean in's Weibliche übersetzt.

Alexandra, eine böhmische Gauklerstochter, ist wegen Kindesmord zu sieben Jahren Gefängniß verurtheilt worden und hat ihre Strafe abgesessen. Ihr Vertheidiger Rechtsanwalt Andrea holt sie aus der Strafanstalt ab. Dem dämonischen Reize der schönen rothhaarigen Verbrecherin vermag auch er sich nicht zu entziehen. Er liebt sie und ist sogar allen bürgerlichen Vorurtheilen zum Trotze bereit, sie zu heirathen. Aber schon beim ersten Schritt in die Freiheit bekommt sie den Haß und Abscheu der Welt zu fühlen. In dem Hôtel garni, wo natürlich rein zufällig auch ihr Verführer wohnt, der ihr ahnungslos, wie Tellheim seiner Minna von Barnhelm, sein Zimmer räumen muß, wird ihr sogleich wieder die Wohnung gekündigt, sobald man erfährt, daß sie aus dem Zuchthause kommt. Der „Sturm unter einer Hirnschale", wie es bei Victor Hugo heißt, nimmt bei ihr im Anblick des Vaters ihres Kindes eine ganz bestimmte Form an. Nicht an der Gesellschaft will sie sich rächen, sondern an ihrem Verführer. Sie weist des Anwalts Antrag zurück und folgt dem noch immer in sie verliebten Urheber ihres Unglücks, der sie unter den Schutz seiner Mutter zu stellen verspricht.

Im zweiten Acte sehen wir sie in dem freundlichen Bergasyl — so heißt auch Voß' Roman, aus dem das Drama geschnitten ist — wo die zärtliche alte Mutter ihren heißblütigen Sohn vor den Verführungen der Welt bewahren will. Das Schloß, über dessen Eingang der Willkomm steht: Friede sei mit Dir! nimmt also die Haftentlassene auf, nachdem sie ein Verhör der sittenstrengen Frau Präsidenten nicht übel bestanden. Hier in ländlicher Einsamkeit soll die trotzige, verbitterte Seele wieder frei und glücklich werden, denn die Liebe der Mutter und des Sohnes werden gewiß mithelfen, um ihre Wunde zu heilen. Schon im dritten Aufzug erkennt Alexandra schaudernd, daß die Liebe in ihr leiderstarrtes Herz eingezogen ist und ihre Rachepläne daraus verdrängt hat. Vergeblich bäumt sie sich dagegen auf, aber wie vermöchte sie es, sich an ihrer greisen Wohlthäterin und ihrem trotz aller Schuld edlen Sohne zu rächen! Nach einem vereitelten Fluchtversuche willigt sie in ihre Verlobung. Aber da steht ihre Vergangenheit gegen sie auf. Diesmal in Gestalt eines eifersüchtigen Försters. Er droht ihr, das Geheimniß ihrer grausigen Schuld und Sühne dem Bräutigam zu enthüllen, und als sie ihm den Weg vertritt, stürmt er zu der Mutter und verräth derselben Alles. Umsonst sucht Alexandra ihre That zu beschönigen und ihren Mord nur als eine Folge übergroßer Zärtlichkeit hinzustellen, denn sie habe das Kind eigentlich nur unter ihren Liebkosungen erdrückt. Die Greisin ist unerbittlich. Ihr Sohn kann keine Kindesmörderin und Zuchthäuslerin heirathen. Nun appellirt Alexandra an ihren Geliebten. Sie thut dies nicht frei und offen, wie wir es unter solchen Umständen erwarten dürfen, sondern erzählt ihm ihre Geschichte als das Erlebniß einer Andern und fragt ihn, wie er als Verlobter einer solchen Verbrecherin handeln würde. Sie findet eine kleinliche Alltagsseele. Erwin hält eine solche Ehe für unmöglich und würde einer Kindesmörderin, die am Besten thäte, sich selbst aus der Welt zu schaffen, gewiß nicht die Hand zum Ehebunde reichen. Das ist für Alexandra ein Todesurtheil. Ohne von der Mutter, die doch ahnen muß, was in der gefolterten Seele vorgeht, in ihren Vorbereitungen gestört zu werden, vergiftet sich die Unglückliche.

Digitized by Google

Es ist dem Dichter nicht gelungen, den Zuschauer von der Nothwendigkeit dieses Ausgangs zu überzeugen, und er hat dies zum guten Theile den mildernden und beschönigenden Retouchen zuzuschreiben, mit deren Hilfe er uns seine Heldin menschlich näherbringen, sympathischer, bühnenfähiger machen wollte. Damit hat er die tragische Nothwendigkeit aufgehoben. Wenn Hebbel in „Maria Magdalene", diesem echt naturalistischen Drama dreißig Jahre vor Zola und Ibsen, den Secretair von Klara's Fehltritt sagen läßt: „Darüber kann kein Mann weg", so hat das schließlich seinen guten Grund, denn ein Anderer ist ja der Verführer. Alexandra dagegen hat alle mildernden Umstände für sich. Sie hat keinem Andern angehört, als dem Vater ihres Kindes. In einem hysterischen Anfall, wie wir uns das zurechtlegen wollen, hat sie ihr Kind zu Tode geherzt. Sie hat dafür in sieben Jahren der Sühne sich abgehärmt, und gebessert entsteigt sie dem Kerker. Aber weil ihr jetziger Verlobter auch der pflichtvergessene Vater ihres Kindes ist, der sie damals in ihrer Schande verließ, so darf er gar nicht ihr Richter sein, denn er ist Mitschuldiger an ihrem Unglück und die mittelbare Ursache ihres Verbrechens. Nein, statt ihm die Geschichte einer angeblichen Dritten zu erzählen, mußte sie vor ihn hintreten und sprechen: „Ich liebte Dich und fiel. Du verließest mich in meinem Unglück, und ich wurde zur Verbrecherin. Jetzt hast Du es in der Hand, mich wieder ehrlich zu machen. Der blutige Schatten unseres Kindes wird uns nicht trennen. Wohlan, kann auch darüber kein Mann weg?"

Die bejahende Antwort auf diese Frage schwebte auf den Lippen aller denkenden und fühlenden Zuschauer, und daß dieses trotz der Sophistik des Dichters der Fall war, beweist eben nur, daß alle theatralischen Verdunkelungen des Thatbestandes nichts halfen. Das Publikum hat gegen die grausame Präsidentin und ihren jämmerlichen Sohn entschieden. Damit hat auch der Dichter den Proceß verloren, und er mag sich nicht wundern, wenn sein Stück nirgends Fuß fassen kann und höchstens als Parade für sentimentale Liebhaberinnen vorgeführt wird.

Dazu ist es aber entschieden zu Schade, denn wir spüren da überall den wahren Dichter, der an unsere Herzensnerven zu greifen versteht. Der heiße Athem der Leidenschaft erfüllt den leider oft schwülstigen und rührseligen Dialog. Die Composition ist unvergleichlich besser, straffer und einheitlicher als in „Eva", und uneingeschränktes Lob verdient die markige Charakterzeichnung der Heldin. Die Exposition, wenn man ihre Voraussetzungen gelten lassen will, führt uns meisterhaft in Handlung und Geist des Stückes ein, und in athemloser Spannung, wenn auch widerstrebend, folgen wir dem Verfasser bis zum Schluß.

Die Aufführung im Lessingtheater, von Director Blumenthal selbst geleitet, war gut und geschmackvoll. Eine Decoration — die Landschaft zwischen Berchtesgaden und dem Königsee, darüber der Watzmann mit dem schimmernden Schneefeld in der Scharte — wurde sogar applaudirt. Die melodramatischen Actschlüsse sind vom Dichter vorgeschrieben. Wenn er wüßte, wie der zweite Actschluß, wo die Greisin die Sünderin an der Hand in ihr reines Haus geleitet, durch die menschliche Größe der Situation und die Natürlichkeit der Sprache alle Zuschauer ergriff, würde er gewiß in Zukunft auf den theatralischen Stimmungsschwindel mit Glockenklang und Gesang verzichten. Dafür ist man eben Dichter, dem ein Gott gab zu sagen, was wir empfinden sollen. Für die Titelrolle war Fräulein Heese vom Münchner Hoftheater hergekommen, eine stolze, glänzende Bühnenerscheinung, und sie spielte in der bekannten pathetisch-rhetorischen Münchner Manier, welche dem eben aus Berlin geschiedenen Ernst Possart hier jeden nachhaltigen Erfolg verkümmert und die fernere Wirksamkeit am Lessingtheater verleidet hat. Schon der Gastin Auftreten im ersten Acte war in Haltung, Spiel und Maske die unnatürlichste Schauspielerei. Wer so auffallend zuchthausmäßig aussieht, darf sich nicht wundern, wenn er von der Wirthin ermittirt wird. Uebertriebene Mienenspiele und Geberden, Grabestöne und Augenrollen, „malerische" Posen à la Clara Ziegler, ein singendes Declamiren und Wolterschreie, Alles ohne Herz und Gefühl, — mit solchen rein äußerlichen Mitteln reißt man wohl Coulissen um, aber rührt bei uns höchstens die Galerien. An derartigen Künsten findet der realistisch geschulte Geschmack in Berlin denn doch keinen Gefallen mehr. Z.

Aus Schulte's Kunstsalon.

Neben der historischen und mystisch-symbolischen gibt es eine naiv-märchenhafte Auffassung der christlichen Legende, die ihr Vorbild im früheren deutschen Mittelalter findet und ausdrucksicher vorgetragen auch auf den modernen Menschen ihre Wirkung nicht verfehlt. Dem Andachtsbilde mit seiner traditionellen Formenschönheit, mit seinen dogmatisch fixirten Typen stehen wir verständnißlos gegenüber, weil es den Glauben voraussetzt. Soll eine der Andacht verwandte Wirkung erzielt werden, so ist es nur durch das Medium der märchenhaften Stimmung möglich, die uns wie eine Hypnose umfängt und den Zusammenhang von Ursache und Wirkung vergessen läßt. Diese märchenhafte Stimmung ist es denn auch, die der ruhenden Madonna des Müncheners W. Dürr zu einem überraschenden Erfolge verholfen hat. Gegen die im Schatten eines Busches sitzende Mutter mit dem Kinde wird sich Manches einwenden lassen. Die Züge der Jungfrau sind wie im Gefühl der Unzulänglichkeit flüchtig behandelt, der Körper des Kindes weist arge Zeichenfehler auf. Aber das Alles vergißt sich dem unvergleichlichen coloristischen Gesammteindruck gegenüber, der vom Landschaftlichen ausgeht. Er dämmert dem Beschauer aus der gleichmäßig ruhigen Abendbeleuchtung, aus der stillen Luftstimmung und dem dunklen Blatt- und Rasengrün entgegen. Die ganze Natur ist in Andacht versunken und ihr Empfinden verkörpert sich in drei Engelsgestalten, die musicirend vor dem heiligen Wunder der Gottesmutterschaft knieen. Was die Blätter rauschen und die Blumen flüstern, sie lassen es aus alterthümlichen Instrumenten, Kniegeige, Doppelflöte und Schwegel, als Loblied heraustönen. Die naive Andacht, die sich in ihren Zügen ausdrückt, überträgt sich auf den Beschauer und umfängt ihn, bis sich als Surrogat für den mangelnden Glauben die beabsichtigte Märchenstimmung einstellt.

Weniger naiv, wenn überhaupt ernst gemeint, will uns der Mysticismus des Amerikaners C. Gutherz erscheinen. In seinem lux incarnationis steckt ein gut Theil echt französischer Coquetterie. Jubelnd begrüßen die himmlischen Heerscharen auf Wolken schwebend den Stern der Menschwerdung. In der Mitte des Bildes nach links hin glimmt aus der Tiefe herauf das bescheidene Heerdfeuer der Hütte von Bethlehem, oben ist das strahlende Licht des Gestirns aufgegangen, das den Weisen aus dem Morgenlande als Führer dienen soll. Ein weißgekleideter Engel schwingt ihm huldigend das Räucherbecken entgegen, zwei andere Himmelsbewohner tragen ihm Dornen- und Königskrone zu, reizende Putten winden ihm Kränze aus wilden Rosen. Jede Wolke trägt ihren Engel, die ganze Luft schwirrt von farbigen Flügeln, hier und da taucht ein neugieriges Köpfchen auf. Dazwischen flattern Kolibris und Schmetterlinge und über das Ganze senkt sich ein duftiger Blumenregen herab, der auf den compacteren Wolkenschichten lagert. Der wirkliche Goldauftrag der Nimben, der vorherrschende rosige Grundton verleiht dem ganzen Bilde etwas festlich Jubilirendes. Daß dabei viel ideelle und technische Spiegelfechterei mit unterläuft, wird man erst bei einigem Nachdenken gewahr. Es ist ein Phantasma im Stil Doré's, eine künstliche malerische Variation auf ein Thema, das durch die absichtlichen Schnörkeleien nur eben noch gelegentlich durchklingt. Um Perspective und Modellirung heraus zu bringen, werden einzelne Gestalten des Vordergrundes willkürlich und im vollen Gegensatz zu der sonstigen malerischen Behandlung emailleartig herausgearbeitet, in den Contouren, besonders der Extremitäten, mit feinen schwarzen Strichen umrissen. Bei aller Achtung vor dem malerischen Können überschleicht Einen allmählich das Gefühl, einem gekünstelten Empfinden, einer unechten Technik gegenüberzustehen.

Eine Specialität des Schulte'schen Salons sind ältere Bilder berühmter Meister. So taucht aus Privatbesitz Ludwig Knaus' Taufffest vom Jahre 58 wieder auf und erweist sich in der Wirkung ebenso frisch wie vor 30 Jahren. Leuchtend in den Farben, ungezwungen in der Gruppirung, ist es von gesundem, unabsichtlichem Humor durchsättigt. Die beiden Jungvermählten, der freundlich auf das Kind im Stechkissen herablächelnde Pfarrer, der vergnügt mit den Augen zwinkernde Großvater, der gleichgiltig seinen Kaffee aus der Untertasse schlürfende junge Dörfler, das Alles sind Figuren, denen wir schon einmal im Leben begegnet zu sein glauben. Das Ganze ist keine durch die idealisirende Phantasie verklärte Dorfidylle, sondern ein echtes, wirklich gesehenes und ebenso dargestelltes ländliches Familienfest. Dabei ist es in der breiteren kräftigeren Manier gemalt, die der Meister später zu Gunsten einer glatten, vertriebenen Technik aufgegeben hat. Auch ein prächtiger kleiner Hoguet, eine Ansicht aus dem alten Paris, lehrt, daß sich das Lebenswerk eines Malers nur dann beurtheilen läßt, wenn man sein Schaffen möglichst lückenlos überschaut. Das Bildchen verräth in seiner unmittelbaren Naturwahrheit noch nichts von dem späteren emailleartigen Farbenauftrag Hoguet's.

Zwei seltene Gäste in einem deutschen Ausstellungssalon sind die Pariser Detaille und Princeteau. Der Schüler Meissonier's und vielfach überschätzte Rivale Alfred de Neuville's ist durch eine unvollendete Skizze vertreten, die er als les ôtages bezeichnet. Elsässische Dorfbewohner werden durch eine Patrouille preußischer Kürassiere einem höheren Offizier vorgeführt, der sie mit seinem um ein Wachtfeuer versammelten Stabe erwartet. Der Grundzug der französischen Revanchemalerei, das Streben, dem preußischen Offizierstypus bei aller Wahrheit einen leisen Stich in's Gemeine, Barbarische zu verleihen, macht sich auch hier bemerkbar. Leider fehlt ihm das Repoussoir in Gestalt edler französischer Krieger, da die biederen Elsässer ihre Stammverwandtschaft mit den Barbaren nun einmal nicht gut verleugnen können. Die Revancheidee steckt latent auch in der einsamen Kürassiervedette Princeteau's. Der prächtig gemalte Reiter hält in grimmiger Ruhe mit gespanntem Revolver auf seinem Rosse, als erwartete er jeden Augenblick, die verhaßten Prussiens über die Grenze kommen zu sehen. Der schmutzige Schnee ist natürlich mit der ganzen rücksichtslosen Verve der Franzosen in compacten Massen über die Leinwand hingeschmiert. G. M.

Notizen.

Ferdinand Hirt's Geographische Bildertafeln (Breslau, F. Hirt; Leipzig, Hirt und Sohn) liegen nach zehnjähriger Arbeit nunmehr vollständig vor. Der erste Theil ist der allgemeinen Erdkunde gewidmet (2. Auflage mit erläuterndem Text); der zweite Theil enthält typische Landschaften, einen überaus geistreichen und wohlgelungenen Versuch einer Physiognomik der Erdoberfläche. Der dritte Theil besteht aus drei Abtheilungen, welche der Völkerkunde gewidmet sind. Uns liegt die besonders schöne dritte Abtheilung vor, welche die Menschentypen von Afrika und Amerika abbildet und von der Pracht und Güte des hier dem Anschauungsunterrichte gebotenen überreichen Stoffs, dessen Beschaffung gewiß mit erheblichen Opfern verbunden war, einen guten Begriff gibt. Diese Abtheilung

Digitized by Google

ist gerade im gegenwärtigen Augenblicke von um so größerer Bedeutung, als da auch die Bewohner unserer Colonien in ihrer typischen Erscheinung und Umgebung, in ihrem Leben und mit ihren Geräthen dargestellt sind. Nicht bloß die Landsleute Tamasese's, die sich von dem würdigen Deutsch-Amerikaner Klein anführen ließen, auch die schwarzen Helden von Zanzibar, die Widersacher der ostafrikanischen Gesellschaft, stellen sich uns im Bilde dar. Wir sehen da die deutschen Handelsfactoreien in Oberguinea und in Kamerun und werden durch die Darstellungen des Lebens jener wilden Völkerschaften in Krieg und Frieden, auf Jagd und Palavers besser belehrt, als durch weitschweifige theoretische Erklärungen. Lehrreich sind auch die zeichnerischen Veranschaulichungen des Riesenwachsthums amerikanischer Städte. Da haben wir z. B. drei Bilder von Denver, der Hauptstadt von Colorado: 1858 einige Indianerzelte auf öder Savanne, ein Jahr später eine Straße mit einem halben Dutzend Blockhäuser, 1885 aber eine große Stadt mit ansehnlichen Gebäuden, schönen Anlagen und 40,000 Einwohnern. Gewiß würde sogar Chidher der Ewigjunge über diesen schnellen Wandel der Dinge erstaunen. Dabeit bietet aber dieses treffliche Lehrbilderbuch nirgends werthlose Phantasieschöpfungen hinterm deutschen Ofen sitzender Zeichner, sondern stets authentische Abbilder nach der Natur an Ort und Stelle aufgenommen, theils Originale nach Photographien, theils aber den Werken anerkannter Reisender, wie Schweinfurth, Ellis, Gleerup, Cronau, Joest u. A. entnommen, die stets als Quellen angegeben sind. Der Werth solcher charakterisirenden Abbildungen von fast documentarischer Genauigkeit liegt auf der Hand. Sehr anschaulich und belehrend kommt auch hier dem Bilderschmuck ein erklärender Text zu Hülfe, der in knappen und doch vollständigen Zügen die wichtigsten Momente der Erd- und Völkerkunde, das Wesentliche und Charakteristische hervorhebt und die statistischen Belege nach den neuesten und besten Quellen bringt. Die Holzschnitte sind von außerordentlicher Schärfe und bei aller Treue künstlerischer Schönheit. Diese Bildertafeln sollten in keiner Schule fehlen, und wir empfehlen sie zuvörderst den Unterrichtsbehörden, allen Schulmännern, und sind überzeugt, daß sie auch dem Selbststudium im deutschen Hause eine willkommene und gediegene Gabe sein werden.

Der Friede Gottes. Gedichte von Bruno Weiß. (Bremen, J. Kühtmann.) — Der Verfasser ist Pastor in Bremen, und seine Lieder haben daher auch meist einen frommen, erbaulichen Charakter. Zum Theil waren sie bestimmten Anlässen entsprungen und Predigten eingefügt, und der tief religiöse Geist, der sie durchweht, wird gleichgestimmten Gemüthern eine Erhebung sein. Nicht umsonst haben Paul Gerhard und Gellert, die als Dichter zum Vorbild dienen, auch zweimal als poetische Gestalten gedient. Aber auch die weltlichen Lieder zeichnen sich durch schöne Form und tiefes Gemüth aus; besonders die Sinnsprüche enthalten manchen treffenden Gedanken.

Enthüllungen über den Fall Morier. Von G. Dannehl. (Sangerhausen, Franke.) — Wer von der kleinen Broschüre unseres Mitarbeiters, auf ihren sensationellen Titel vertrauend, auch sensationelle Enthüllungen über den „Verrathscasus" des englischen Botschafters in Petersburg erwartet, wird enttäuscht sein, denn die „publicistisch-psychologisch-linguistische Untersuchung" ist nichts weiter als eine gelungene Humoreske, die sich über Bazaine's mangelhafte Bildung und schlechtes Französisch lustig macht und diesen Maßstab auch an die vorgebrachten Actenstücke von ihm legt. Die Lectüre der frisch geschriebenen Flugschrift ist unterhaltend.

Hegel und Schopenhauer. Ihr Leben und Wirken. Dargestellt von Graf Alex. Foucher de Careil. Aus dem Französischen übersetzt von J. Singer. (Wien, Carl Konegen.) — Der Verfasser dieses Buches, ehemaliger Botschafter der französischen Republik am Wiener Hofe, steht hinsichtlich des Verständnisses für deutsches Geistesleben und speciell für deutsche Philosophie dem großen Victor Cousin zur Seite und hat dasselbe, was dieser in seiner Jugendperiode für die Verarbeitung des Hegel'schen Systems durch den französischen Geist geleistet, für Schopenhauer gethan. Er ist außerdem einer der maßgebendsten Forscher auf dem Gebiete der Leibnizliteratur, hat durch seine Entdeckung der „Réfutation inédite de Spinoza par Leibniz" zum ersten Male Klarheit über das Verhältniß des Spinozismus zur Monadologie verbreitet und ist Veranstalter einer auf 20 Bände berechneten Gesammt-Ausgabe von Leibniz' Werken, die Deutschland trotz mancher Anläufe noch immer nicht besitzt. — Das vorliegende Werk stellt zwar das Hegel'sche System nur in dem Spiegelbilde dar, welches die Cousin'sche Bearbeitung und spätere Kritik desselben gewähren, trifft aber doch dadurch, daß die Darstellung, um den überrheinischen Lesern verständlich zu werden, sich an die Idee des Fortschrittes in der Philosophie Hegel's klammert, in den Hauptpunkten den Nagel auf den Kopf und weist besonders die Gründe für den Bankerott dieser Philosophie mit großer Verständlichkeit und in schöner Uebersicht nach, ohne doch dabei die Genialität des Systems zu verkennen. Deshalb finden gewiß auch viele deutsche Leser, auch wenn sie in philosophischer Hinsicht nicht Laien sind, Vergnügen an dieser Darstellung. Das Hauptgewicht des Werkes liegt aber im zweiten Theile, der Schopenhauer behandelt. Auch hier werden wir erfreut durch große Verständlichkeit, graciöse Darstellung, geistreiche Auffassung des Stoffes, jedoch scheint uns die Kritik des Schopenhauer'schen Systems nicht den Kernpunkt zu treffen und zwar deshalb nicht, weil sich der Verfasser trotz des schön ausgeführten Nachweises des Zusammenhangs zwischen Schopenhauer und Kant zu weit von der Grundlage des Kant'schen Kriticismus fern hält. Inwiefern dies geschieht, kann hier, in dem Raume einer kurzen Anzeige, nicht ausgeführt werden, dem Leser des Buches wird es jedoch nicht verborgen bleiben. — Das Werk erschien schon 1862, berücksichtigt also viele biographische Forschungen über Schopenhauer und besonders auch die Kritiken des Systems, die in den letzten zwanzig Jahren erschienen, nicht mehr, jedoch behält es als geistreich geschriebenes Document für die Bedeutung des Frankfurter Philosophen auch jetzt noch seinen Werth. Die Uebersetzung ist recht verständnißvoll und formgewandt hergestellt.

Der Studententeuffel. Von Richardum Jowirim. (Leipzig, Otto Wigand.) — Diese in dem urkräftig drolligen Deutsch des alten Fischart gehaltene „getrewliche Abconterfeyung des allererschröcklichsten Teuffels, so jetzo die Erde besäwet, nebst etzlichen anderen Teuffeln" könnte ein nachgelassenes Werk des „Alten vom Zürichberg", Johannes Scherr, sein. Die Strafpredigt, die da dem modernen deutschen Studio, seinen Lasten und seinen geckenmäßigen, renommistischen, kneipgeniehaften Gewohnheiten gehalten wird, ist, in seiner Sprache zu reden, zwar saugrob, aber zum Theil berechtigt und verdient. Noch triftiger und hoffentlich „erwecklicher" sind die gegen die pessimistische Modekrankheit, gegen den „Tintendurchfall", gegen die „höhere Tochter" und andere „Teuffel" gerichteten Angriffe. Wenn der Privatdoctus übrigens behauptet, Vischer's prächtiger „Faust 3. Theil" sei von der Presse todtgeschwiegen worden, so übersieht er, daß die „Gegenwart" demselben 1886 einen eingehenden Essay durch zwei Nummern gewidmet hat.

Philosophie des gesunden Menschenverstandes. Von Hannas. (Leipzig, Otto Wigand.) — Ein wohlgelungener Versuch, die Welt und den Menschen zu erklären und an der Hand einer praktischen Lebensphilosophie den Kampf um's Dasein bestmöglich zu bestehen. Der Verfasser ist ein Rationalist mit mannigfach idealen Anschauungen, der nicht in blinder Wuth über die „überlebten" Meinungen Andersdenkender herfällt, sondern schließlich Jeden nach seiner Façon selig werden läßt. Seine Sprache ist klar, eindringlich und überzeugend, und zumal die Capitel über die beste Verfassung, das Familienleben und die sociale Bedeutung der Frauen enthalten goldene Worte, die auch Derjenige gutheißen wird, der mit manchen ketzerischen Ansichten desselben nicht einverstanden ist. Er ist entschiedener Optimist. Sein Credo läßt sich etwa zusammenfassen: Fort mit dem positiven Glauben, hin zur Natur und liebet euren Nächsten, aber viel umfassender als bisher.

Zurück in's Leben. Novelle in Versen und andere Dichtungen von B. Noelting. (Riga, N. Kymmel.) — Der Verfasser ist unseren Lesern durch zwei Novellen, die wir im Feuilleton veröffentlichten, bekannt geworden. Das vorliegende Bändchen enthält ein an Heyse's Novellen in Versen gemahnendes kleines Epos, das eine mittelalterliche Liebesgeschichte in warmherzigen Strophen behandelt. Bedeutender scheint uns das Stimmungsbild: Ein hohes Ziel, worin ein sterbender Dichter einen jungen Mitstrebenden auf den rechten idealen Weg verweist. Das Beste enthält der Liedercyklus „Zu schwach", welcher Leidenschaft, Gluth und tiefinnerliche Rührung athmet und ohne Zweifel Erlebtes und Erlittenes wiederspiegelt. Von den Balladen gefiel uns am besten: „Arnold von Köln" und das seelenvolle: „Versprich mir."

Die Ekstasen des Menschen. Von Paul Mantegazza. Aus dem Italienischen von Dr. med. Teuscher. (Jena, Costenoble) — Der viel angefochtene Florentiner Professor schildert hier nicht etwa, wie seine Gegner voraussetzen könnten, die Ekstasen der Geschlechtsliebe, das „Außersichsein" der Wollust, sondern das ekstatische Vergnügen, das „seine Quelle in den höher stehenden Sinnen des Gesichts und Gehörs, in einigen Gefühlen und in einigen Formen der Gedankenbildung hat". Er beginnt mit der Ekstase bei den Thieren, bei Kindern und Wilden, dann kommen die Ekstasen des Gefühls in der Verwandtschafts- und Vaterlandsliebe, der Freundschaft und der platonischen Liebe. Drei fesselnde Capitel sind den religiösen Verzückungen gewidmet, wobei die Legendengestalten der heiligen Therese, die der Anna Katharine Emmerich u. A. geschildert werden, auch Louise Lateau und andere „hypnotische" Weiber hätten hier genannt werden können. Den Bezauberungen, denen uns Naturerscheinungen (Land, Meer, Himmel, Blumen) unterwerfen, gesellen sich Ekstasen der Kunst, zumal der Musik, des Gedankens, der Phantasie und der Beredtsamkeit. In dem Capitel von den Ekstasen des Kampfes und der Macht zeigt sich der Verfasser als kühner Seelenkünder, indem er den Schlachtendenker Moltke im Reichstag schildert, wie er „in einem Augenblick der Extase alle Schlachten, in denen er siegte, überblickt," oder wie Bismarck auf dem Congocongreß „sich in dem Gefühle berauscht, alles zu können, was er will, und in sein Haus die Regierungen der ganzen Welt wie zahme Tauben zusammenzurufen". In diesen und ähnlichen Phantasiebildern zeigt sich Mantegazza als Schüler des Pariser Geschichtsphilosophen Michelet, und da nebenbei auch der geistvolle Psycholog und der gelehrte Physiolog oft genug zum Worte gelangt, so wird dies unterhaltende Buch nur um so interessanter und werthvoller.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen (Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc.) sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren:

An die Redaction der „Gegenwart"

Berlin SW.,
Möckernstrasse 67

Digitized by Google

Inserate.

Scheffel's Lieder aus dem Engern.
In den von der Studentenschaft allgemein recipirten Originalweisen komponirt von
Fr. u. Chr. Schmezer
mit Klavierbegleitung von **Carl Sienold.**
Einzige berechtigte Ausgabe. No. 1—18. Preis 3 M.
Verlag von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Siebenmal prämiirt mit ersten Preisen.
Violinen,
sowie alle sonstigen Streichinstrumente. **Stumme Violine** zum Studiren (Patent). **Zithern** in allen Formen. **Guitarren** und Blasinstrumente. Schulen zu allen Instrumenten. Reparatur-Atelier. Billige Preise. Empfohlen von Wilhelmj, Sarasate, Léonard u. A. Ausführliche Preiscourante werden grat. u. franco zugesandt.
Gebrüder Wolff,
Instrumenten-Fabrik, **Kreuznach.**

Verlag von Carl Konegen in Wien.
Hegel und Schopenhauer,
ihr Leben und Wirken.
Dargestellt von
Graf Alex. Foucher de Careil,
Mitglied des französischen Senates, ehemaliger französischer Botschafter am Wiener Hofe.
Mit Autorisation des Verfassers aus dem Französischen übersetzt von J. Singer.
Mit einer Vorrede von Robert Zimmermann.
L, 417 Seiten gr. 8. Preis 8 Mark.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Billige Bücher!
Aus der Hinterlassenschaft eines Schriftstellers werden unter der Hälfte des Ladenpreises verkauft: **Die Hohenzollern u. d. deutsche Vaterland.** Reich illustr. Prachtw. Folio. geb. München, 1881, neu 30 M. — **Bauernfeld,** Ges. Schriften. Wien 1873. 12 Bde. Hlbf. 20 M. — **Blumauer,** Sämmtl. Werke, ill. v. Chodowiecky 1801, 4 Bände, und **Collin,** Sämmtl. Werke. Ill. 1813. Schön Leder. 3 Bände. Zusammen 15 M. — **Goethe's** Italienische Reise. Illustr. v. Kahle. Berlin 1885. Reich ill. Prachtw. geb. neu 30 M. — **Wolfgang Menzel,** Gesch. der deutschen Literatur, Leipz. 75. 3 Bde. Lw. 5 M. — **Schiller,** Die Horen, eine Monatsschrift, 1795 bis 97. br. compl., schön, 20 M. — **Klinger,** Sämmtliche Werke, Königsberg 16, 12 Lederbände 5 M. — **Niebuhr,** Reisebeschreibung nach Arabien u. and. umlieg. Ländern, Kopenhagen 1778, ill. 2 schöne Lederbände, 5 M. — **Corneille,** Oeuvres, Par. 65, 12 vols. Hlf. (Coll. du Prince Impérial) und **Lamartine,** Oeuvres poetiques. Paris 32, 4 vols. maroquin. Zus. 30 M.
Bestellungen gegen Postnachnahme durch Vermittlung der Expedition der „Gegenwart", Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.

Verlag von Breitkopf & Härtel in Leipzig.
Poetische Werke
von
Adam Mickiewicz,
übersetzt von Siegfried Lipiner.
Band II.
Todtenfeier (Dziady).
Mit erklärender Einleitung.
XXXII u. 284 S. gr. 8. Geh. M 6.—; geb. M 7.—
„Die Verdeutschung, welche uns Lipiner soeben geboten hat, darf sich kühn neben die besten Übersetzungen stellen, welche wir besitzen."
(Die „Nation" 1888 No. 13.)

Im Verlage von J. **Kühtmann's Buchhandlung** (Gustav Winter) in **Bremen** ist soeben erschienen:
Der Friede Gottes.
Gedichte von Bruno Weiß.
Brochirt 3 Mark. Eleg. gebunden 4 Mark.

Soeben erschien:
Dannehl,
Enthüllungen über den Fall Morier.
Preis 50 ₰
Langerhausen u. Leipzig. **Bernh. Franke,** Verlagsbuchhandlung.

Bei der von mir im August d. J. ausgeschriebenen und am 15. d. M. zur Entscheidung gelangten
Preis-Concurrenz für die beiden besten Novellen
erhielten die beiden folgenden die ausgesetzten Preise, welche heute an die Verfasserinnen abgesandt wurden:
1) Erster Preis: „**Warum?**" von Frau **Konstanze Lochmann** in **Breslau,**
2) Zweiter Preis: „**Rolf Siegfried**" von **Maria Theresia May** in **Troppau** (Oest.-Schles.).
Betreffs einiger Erzählungen, die mir zum Ankauf empfohlen wurden, werde ich mit den Autoren in Verbindung treten.
Berlin N, Weißenburger Straße 8, den 17. December 1888.
Paul Köhler, Literarisches Bureau.

Verlag von Ferdinand Enke in Stuttgart.
Lehrbuch
des deutschen litterarischen, künstlerischen und gewerblichen
Urheberrechts.
Von **Dr. P. Daude,**
Geh. Regierungsrath, Universitätsrichter bei der kgl. Friedrich-Wilhelms-Universität Berlin.
8. geh. 6,60 Mark, elegant in Leinwand geb. 7,60 Mark.

Neuer Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.
Riehl, W. H., Lebensrätsel. Fünf Novellen. Oktav. XVI u. 508 S. Brosch. M. 6.—. Eleg. geb. M. 7.—.
Inhalt: Damals wie heute. — Gradus ad Parnassum. — Fürst und Kanzler. — Am Quell der Genesung. — Die Gerechtigkeit Gottes.
Roquette, Otto, Cesario. Erzählung in Versen. Kleinoktav. IV u. 98 S. Elegant gebunden M. 2.50.
Greif, Martin, Konradin der letzte Hohenstaufe. Trauerspiel in fünf Akten. Oktav. VI u. 138 S. Brosch. M. 2.—.

Neuer Verlag von Otto Wigand in Leipzig.
Hitopadeça. Ein indisches Lehrbuch der Lebensklugheit in Erzählungen und Sprüchen. Aus dem Sanskrit neu übersetzt von **Ludwig Fritze.** Preis 2 Mark.
Philosophie des gesunden Menschenverstandes. Von **Hannas.** Preis 4 Mark.
Die Entwickelung des Causalproblems von Cartesius bis Kant. Von Dr. **Edm. Koenig.** Preis 5 Mark.
Geschichte der ersten französischen Revolution. Von **Richard Mahrenholtz.** Preis 4 Mark.
Gebrechen und Leistungen des kirchlichen Protestantismus. Kanzelreden, gehalten von Dr. **Moritz Schwalb.** Preis 2 Mark.
Der Studententeuffel, das ist: getrewliche Abkonterfeyung des aller erschröcklichsten Teuffels, so jetzo die Erde besäwet. Nebst etzlichen anderen Teuffeln. Durch **Richardum Jowirim.** Preis 1 Mark 50 Pf.
Religion und Hexenprozeß. Zur Würdigung des 400jährigen Jubiläums der Hexenbulle und des Hexenhammers, sowie der neuesten katholischen Geschichtschreibung auf diesem Gebiete. Von **Georg Längin.** Preis 6 Mark.
Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Bestellungen auf die
Einbanddecke
zum XXXIV. Bande der „Gegenwart",
sowie zu den früheren Bänden oder Jahrgängen (letztere zwei Bände umfassend), elegant in Leinwand mit blinder und vergoldeter Pressung zum Preise von à 1 Mark 50 Pf., werden in allen Buchhandlungen entgegen genommen.

Redaction: Berlin S.W., Möckernstr. 67. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig. Expedition: Berlin N.W., Dorotheenstr 31.

Digitized by Google

№ 7. Berlin, den 16. Februar 1889. Band XXXV.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Theophil Zolling in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Unsere Colonialpolitik. — Zur Geffcken-Debatte im Reichstag. Von * — **Literatur und Kunst:** Etymologische Sagenbildungen. Von Rudolf Kleinpaul. — Max Müller über Sprache und Vernunft. Von Th. Achelis. — Volksliteratur in Rußland. Von Hermann Roskoschny. — **Feuilleton:** Die Leimruthe. Humoreske von Stephan Petelei. Autorisirte Uebersetzung aus dem Ungarischen. — **Aus der Hauptstadt:** Ferdinand Keller's Colossalgemälde Wilhelm der Siegreiche. Von G. M. — Notizen. — Inserate.

Unsere Colonialpolitik.

Die Kanzlerrede zur Beleuchtung unserer Colonialpolitik ist am 26. Januar gehalten worden und hat, wie zu erwarten stand, der Commentatoren so viele gefunden, daß wir davon absehen, ihre Zahl um einen zu vermehren. Gleichwohl können wir uns nicht versagen, auch ein paar Worte über den Gegenstand zu sagen, über den Gegenstand, der gerade in diesen Tagen in und außerhalb der Presse das Tagesgespräch bildet.

Die Sehnsucht unseres Volkes nach Colonien ist keineswegs erst neueren Datums. Schon zur Zeit des seligen Bundestages gab es sogenannte Colonialschwärmer, die es verdroß, daß der Deutsche im Auslande allenthalben die Rolle des Geduldeten zu spielen genöthigt war, daß Deutschland kein coloniales Erzeugungsgebiet seiner sich mehrenden Bedürfnisse, kein lohnendes Absatzgebiet für seine eigenen Erzeugnisse, kein festes Ziel für seine Auswanderer habe. Dieses und vieles mehr glaubte man nun erreichen zu können durch die Gründung eigener Colonien. Und als nun erst unser Vaterland einig im Innern und gefürchtet nach außen dastand; als unsere Marine den Interessen deutscher Reichsangehöriger wirksamen Schutz zu leihen vermochte: da regte sich das Verlangen nach Colonien stärker denn je; da machte man der Regierung bittere Vorwürfe, daß sie nichts thäte, um dem nationalen Drange Genüge zu thun. Ueber das Wie natürlich, und über das Wo ließ man sich keine grauen Haare wachsen. Es ist eine bekannte Thatsache, daß Enthusiasten ihre Projecte als leicht durchführbar betrachten.

Als nun im Jahre 1884 die deutsche Regierung die Hand nach colonialen Erwerbungen ausstreckte; als in West-, in Südwest-, in Ostafrika und in Australien Gebiete unter den Schutz des Deutschen Reiches gestellt wurden: da war der Jubel im Lande groß. Freilich erschien manchem die Sache allzu unscheinbar begonnen. Begnügte sich Deutschland doch Anfangs damit, solche Gebiete unter seinen Schutz zu stellen, in denen deutsche Geschäftsleute, namentlich die deutsche Handelswelt, bereits thätig waren, und erst später hat Deutschland sich dazu verstanden, auch solche Districte zu annectiren, deren demnächstige Ausbeutung durch Deutsche mit Sicherheit zu erwarten stand. Auch standen den Colonialschwärmern die beschlagnahmten Gebiete nicht wohl an, weil es nicht solche waren, wo man mühelos etwas holen konnte, sondern wo man mühevoll etwas erwerben mußte. Aber man tröstete sich bald in diesen Kreisen und begann zuversichtlich zu reden vom schwunghaften Handel mit den Negern, der Hunderte von Procenten Reinertrag abwerfen sollte, von den Auswanderungen nach Ostafrika, vom Metallreichthum des Lüderitzlandes, von den Plantagen Kameruns und ähnlichen Dingen, die vor der Hand lediglich Luftgebilde waren.

Natürlich konnte da der Rückschlag nicht ausbleiben und es waren zunächst Kenner der Gegenden, die vor allzu kühnen Erwartungen warnten. Da hörte man zum ersten Male reden von den Sumpffiebern Afrikas, vom unergiebigen Lateritboden seiner Ostküste und dergleichen mehr, Sachen, die in colonialfeindlichen Kreisen bejubelt wurden. Diese verstiegen sich am Ende zu der Behauptung, wo Afrika fruchtbar sei, sei es ein solches Fieberneſt, daß kein Europäer ohne Gefahr für Leben und Gesundheit sich aufhalten könne; wo dagegen das Fieber herrsche, sei das Land unergiebig. So gefiel man sich im Lager der Colonialfeinde darin, Kamerun als ein Sumpfnest mit für Europäer tödtlichem Klima, das Lüderitzland als eine Wüste, in der nichts zu holen sei, Ostafrika als unergiebig und Deutsch-Australien als ein unbekanntes Land zu schildern, das aber ohne Zweifel auch nicht viel werth sei. Man stellte ungeheure Ausgaben an Geld und Menschenleben in Aussicht, aber wenig oder keinen Gewinn.

Die praktischen Erfahrungen haben gelehrt, daß man unsere Colonien von der einen Seite über-, von der anderen unterschätzte. Die Plantagen lassen sich in ihnen anlegen und lohnen die Anlage, im Lüderitzlande gibt es Metalle, auch edle, aber für Europäer ist das Klima mindestens gefährlich. Daß es besser werden wird, wenn man erst für bessere Be- und Entwässerung des Bodens wird Sorge getragen haben, ist anzunehmen, aber gesund in unserem Sinne des Wortes dürfte es nie werden. Es läßt sich ja mit menschlicher Kraft kaum verhindern, daß nicht zur Regenzeit der Boden unter den Tropen einem Sumpfe ähnlich wird. Wenn widerstandsfähige Personen schon jetzt vom Fieber wenig oder nichts zu leiden haben, so werden künftighin auch andere den Anfällen widerstehen, und vielleicht findet die eifrig forschende Wissenschaft ja auch hier ein Gegenmittel. Aber mindestens in Ostafrika und Kamerun dürfen wir nicht hoffen, je deutsche Arbeiter am Plantagenbetrieb wirksam theilnehmen zu sehen. Mit anderen Worten: Wenigstens die beiden genannten Landstriche eignen sich nicht als Auswanderungscolonien. So muß denn die Arbeit dort durch Landeseingeborene, durch Neger gethan werden. Es dürfte aber allgemein bekannt sein, daß der Neger nicht sonderlich für die Arbeit ist, daß er gewöhnlich nur von der Hand in den Mund lebt und sich um die Zukunft herzlich wenig bekümmert. Aus dem Grunde ist aber auch der gepriesene, gewinnbringende Handel mit den Negern nicht weit her. Gold ist spärlich im Lande, Elfenbein wird selten und die sonstigen Landesproducte sind, wenn auch gut

Digitized by Google

genug zu benutzen, so doch weniger gewinnbringend. Auch ist der Neger, namentlich der an der Küste wohnende, nicht mehr der Wilde von ehedem, der seine werthvolle Waare für europäischen Tand hingibt, sondern er weiß auch die Erzeugnisse seiner Heimath ihrem Werthe nach zu schätzen. Und wenn auch für den Europäer gewinnbringende Geschäftsabschlüsse noch zu machen sind, so lohnend wie früher ist der Handel mit den Wilden heute nicht mehr. Auch mit dem ungeheuren Absatzgebiet, welches in Afrika für europäische Waaren vorhanden sein soll, ist es nicht so weit her. Der Neger mag unsere Waaren ja ganz gern leiden, aber wenn's zum Zahlen geht, ist meistens nichts da, und die Kauflust nützt wenig, wenn die Kaufkraft fehlt.

Kurz: unsere Colonien sind nicht Orte, wohin man geht, um schnell reich zu werden, auch können sie nicht das Ziel unserer Auswanderer werden, und daß der Aufenthalt für Europäer dort nicht zuträglich ist, läßt sich nicht leugnen. Aber darum sind sie nicht werthlos. Unseren Capitalisten ist ein Platz gewiesen, an dem sie ihr Geld nutzbringend verwerthen können, jedenfalls nützlicher, als wenn sie daheim allerlei verderbliche Speculationen damit betreiben. Die Plantagenwirthschaft wirft etwas ab, kann wenigstens mit der Zeit lohnende Zinsen abwerfen, wenn es gelingt, die Eingeborenen zur Arbeit zu erziehen, und wenn der Handel mit den Negern auch kein Geschäft ist, welches schnell reich macht, im mäßigen Umfang betrieben bringt er auch einen zufriedenstellenden Gewinn. Das lebende Geschlecht wird vielleicht den greifbaren Nutzen der Colonien nicht erfahren. Was der Deutsche da anbahnt, pflanzt und gründet, thut er für seine Kinder und Enkel; er sät eine Saat, deren Früchte erst die Zukunft ernten wird.

Auch die Enthusiasten gaben zu, daß in der That schon vieles erreicht sei, wenn das Vorerwähnte sich nur realisiren lasse, und daß eine andere Art, Colonialpolitik zu treiben, zur Zeit nicht möglich sei. Und die Feinde jeglicher Colonialpolitik mußten einräumen, daß unser neuerworbener Besitz doch so werthlos nicht sei, wenn sie es auch nicht lassen konnten, jeden kleinen Unfall innerhalb der Colonien an die große Glocke zu hängen und über Gebühr aufzubauschen. Die Freunde ruhiger Entwickelung aber freuten sich des fröhlichen Gedeihens unserer Schutzgebiete. Früher angelegte Plantagen sandten ihre Erzeugnisse auf den deutschen Markt, wo sie Anerkennung und Beifall fanden. Neue Plantagen wurden angelegt. Die alten Handelsbeziehungen festigten sich und neue spannen sich an. Unsere äußere Politik aber war mit Erfolg bestrebt, unsere deutschen Interessensphären gegen die anderer Colonialmächte abzugrenzen. Und dabei brachten die Colonien dem Reiche kaum nennenswerthe Ausgaben. Wenn einmal Unruhen ausbrachen, wie damals in Kamerun, so konnten sie mit leichter Mühe unterdrückt werden, und sie wiederholten sich nicht, seitdem die Schwarzen einmal gesehen hatten, daß mit den Deutschen nicht zu spaßen sei.

Da kam das Jahr 1888, das in der deutschen Geschichte wohl das Unglücksjahr genannt zu werden verdient. Auch auf dem Gebiete der Colonialpolitik brachte es uns drei schwere Schläge: den Aufstand in Ostafrika, den Krawall auf Samoa, bei dem Angehörige der deutschen Marine ihr Leben haben lassen müssen und der möglicherweise Unruhen in unsern sonstigen australischen Colonien zur Folge haben kann. — Samoa ist ja eigentlich nicht deutsche Colonie, wenngleich deutsche Interessen dort in erster Linie vertreten sind — und die Unannehmlichkeiten, die Deutschland dadurch in Südwestafrika bereitet werden, daß ein englischer Händler behauptet, auf einen Theil des Gebietes ältere Rechte zu haben. Die letztgenannten beiden Punkte lassen sich durch diplomatische Verhandlungen aus dem Wege räumen. Den Aufstand in Ostafrika zu beseitigen aber bedarf es militärischer Maßregeln.

Es läßt sich nicht leugnen und soll auch gar nicht geleugnet werden, daß die deutsch-ostafrikanische Gesellschaft sich bedeutende Fehler hat zu Schulden kommen lassen. War es schon gewissermaßen ein Fehler, den Schutz des Reiches für ein Gebiet zu begehren, welches die Gesellschaft erst zu colonisiren gedachte, so läßt sich der doch entschuldigen, wenn man annimmt, die Gesellschaft habe den Schutz des Reiches weder entbehren können, noch mögen. Schlimmer war es jedenfalls, daß sie den mit dem Sultan von Sansibar geschlossenen Vertrag nicht innehielt. Nur nach längerem Widerstreben war der Sultan darauf eingegangen, die Verwaltung des ihm gehörigen Küstenstriches an die Gesellschaft auf 50 Jahre gegen bestimmte Vergütungen zu übertragen und zwar unter der Bedingung, daß die Gesellschaft die Verwaltung in seinem Namen führen solle. Um so unkluger war es, daß die Vertreter der Gesellschaft es dem Wali von Bagamoyo nicht gestatten wollten, ferner die Sultansflagge über seinem Hause zu führen, und erklärten, dieselbe müsse fortan über dem Hause der Gesellschaft wehen, weil diese nunmehr die Verwaltung übernommen habe und weil zwei Sultanatsflaggen Mißverständnisse erregen könnten, um so unkluger, weil es sich im Grunde nur um eine Formalität handelte. Wenn auch Sultan und Wali schließlich nachgaben, so kann man sich doch leicht vorstellen, daß das nur gezwungen geschah und daß die Anhänger des Sultans von Stund an der Gesellschaft übel wollten.

Aber es darf doch nicht verkannt werden, daß die Schuld am Aufstande nicht in erster Linie den Maßnahmen und Mißgriffen der Gesellschaft zugeschrieben werden darf, sondern daß der wahre Grund desselben in der Unzufriedenheit des arabischen Elements in Ostafrika mit der Neuordnung der Dinge zu suchen. Seit über 100 Jahren sind gerade in dem Gebiete, das dem Namen nach oder wirklich dem Sultan von Sansibar gehört, die Araber mächtig gewesen. Ihre Zahl ist keine große; sie übersteigt im deutschen Interessengebiet schwerlich die Höhe von 5000 Köpfen. Aber im Besitze von Feuerwaffen und einer, wenn auch gegen die unsrige nicht aufkommenden, so doch immer einer Bildung, gegen welche die der eingeborenen, dunkelhäutigen Bevölkerung ganz wegfällt, haben die an Zahl Schwachen sich zu Herren und Meistern in dem Gebiete zwischen der Ostküste und den großen Seen, ja über dieselben hinaus bis tief in's Kongobecken hinein gemacht. Diese ihre Herrschaft benutzen sie nun, um dem Sclavenhandel zur Blüthe zu verhelfen. Um die Mitte dieses Jahrhunderts gab es in Afrika zwei große Central-Sclavenmärkte, und zwar Chartum und Sansibar. Hier lag der Handel fast gänzlich in den Händen der Araber, dort participirten auch Europäer, der Abschaum aller Nationen, daran. Gegenwärtig hat die Sclavenausfuhr aus Sansibar ganz aufgehört, aber von den gegenüberliegenden Gestaden des ostafrikanischen Festlandes gingen bis vor kurzem Jahr für Jahr Schiffsladungen „schwarzer Bestien" namentlich nach den mohammedanischen Ländern des Orients. Das Fangen und Vertreiben der schwarzen Waare war Sache der Araber, die dabei reich wurden, denn die Sclaven wurden geraubt und kosteten ihnen nur den Durchgangszoll, den die kleinen Häuptlinge unter dem Namen Geschenke erhoben, und auch diese kosteten den Händlern kaum etwas, da sie bei ihren Sclavenjagden überhaupt alles fortschleppten, was nicht niet- und nagelfest war und was überhaupt das Mitnehmen lohnte.

Von Leuten, die mit afrikanischen Verhältnissen wenig oder gar nicht vertraut sind, hört man oft, daß sie sich darüber verwundern, daß die Araber von den Eingeborenen gegen uns unterstützt werden. Aber die Sache ist ganz einfach. Die Stämme des Innern würden gewiß keinen Augenblick zaudern, mit uns gemeinsame Sache zu machen, wenn es uns möglich wäre, mit ihnen Verbindungen anzuknüpfen, aber die der Küste nahe wohnenden Stämme werden von den Arabern wenig belästigt, da sie sich, wenn auch nur dem Namen nach, zum Islam bekennen und der Koran verbietet, Anhänger desselben in die Sclaverei zu verkaufen. Auch sind die Küstenstämme selbst beim Sclavenhandel interessirt, da sie zum Theil im Gefolge der Araber an den Jagden theilnehmen und am Gewinn einen wenn auch nur geringen Antheil haben, zum Theil aber von den durchziehenden Sclavenhändlern einen Tribut von Geschenken erpressen. Zudem werden die Araber, deren Fertigkeit im Lügen ja landeskundig ist, den Negern eine schöne Schilderung von dem gemacht haben, was sie zu erwarten hätten, wenn

Digitized by Google

die Deutschen dort mächtig würden, und wenn thatsächlich von deutscher Seite Taktlosigkeiten vorgekommen sind, so werden die Araber solche nach besten Kräften für ihre Zwecke ausgebeutet haben.

Die Araber aber waren klug genug, einzusehen, daß die Herrschaft einer europäischen Macht in Ostafrika ihren Interessen diametral entgegenlaufe, und wie sie sich nun gegen die Deutschen empören, würden sie sich gegen jede Colonialmacht empört haben, die Besitz von dem in Frage stehenden Lande ergriffen hätte. Sie wissen es ja ganz genau, daß die Maßregeln des Sultans von Sansibar gegen den Sclavenhandel auf die Europäer zurückzuführen sind. Und wenn bis dahin ein Schmuggelhandel mit Sclaven von den Häfen in Flor stan, und daß dies der Fall war, sehen wir jetzt daran, daß derselbe nicht einmal unterbleibt, nachdem die Blockade zur Ausführung gelangt ist, so mußten die Araber sich sagen, daß dem Handel der Nerv abgeschnitten sei, seitdem die dem Sultan gehörige Küste in deutsche Verwaltung übergegangen war. Dazu ist Sultan Bargasch ben Sejjid, der auch von den Arabern des Festlandes gefürchtet war, im Vorjahre mit Tode abgegangen und sein Nachfolger wird wenig respectirt. Das geht schon daraus hervor, daß Buschiri, der sich Jahre lang im Küstengebiet nicht sehen lassen durfte, dort jetzt ungestört sein Wesen treibt und ohne Zweifel die Seele des Aufstandes ist.

Deutsch-Ostafrika ist gegenwärtig fast ganz in den Händen der Aufständischen. Für uns fragt es sich nun, sollen wir dasselbe aufgeben oder wieder zu gewinnen suchen. Zwar sind die Meinungen getheilt, aber die Mehrzahl der Deutschen ist nicht für das Aufgeben. Einmal kann es nicht geleugnet werden, daß es für uns eine Art von Ehrenpflicht ist, das festzuhalten, wonach wir einmal die Hand ausgestreckt haben. Und es handelt sich ja nicht um eine kleine Fläche werthlosen Landes, sondern um ein großes culturfähiges Gebiet. Auch dürfen wir uns nicht verhehlen, daß, wenn wir diesen Landstrich ohne Schwertstreich preisgeben, es uns dann von den Landeseingeborenen und von unseren Concurrenten schwer genug gemacht werden würde, jemals für den Verlust Entschädigung zu gewinnen. Letztere würden es schwerlich unterlassen, uns allenthalben Schwierigkeiten zu bereiten, wenn wir nun unseren Besitz nicht festzuhalten verstehen. Endlich aber ist es unsere Ehrenpflicht, auch an unserem Theile dazu beizutragen, dem fluchwürdigen Menschenhandel ein Ende zu machen. Mögen immerhin die Berichte der Reisenden über die Greuel der Sclavenjagden stark übertrieben sein, wir geben das gern zu, unmenschlich wird es ohne Zweifel dabei hergehen. Und im allgemeinen wird es richtig sein, daß es dem Neger wenigstens an einigem Fleiß nicht fehlt und daß der Fremde gut von ihm aufgenommen wird und an Geschenken nicht allzuviel hergeben muß, soweit die Sclavenjäger noch nicht gekommen sind. Die Sclaverei ist in Afrika eine uralte Institution. Die Häuptlinge sind Herren über Person und Eigenthum ihrer Unterthanen, und der Kriegsgefangene ist ohne Widerrede Sclave. Aber der Sclavenhandel, die Sclavenjagden mit ihren Greueln sind doch nur möglich, so lange Sclaven aus Afrika ausgeführt werden können. Hört die Ausfuhr auf, so lohnen sich weder der Handel noch die Jagden, da in Afrika für Sclaven ein lohnendes Absatzgebiet nicht zu finden ist. Man könnte nun fragen: Wohin gehen die Sclaven? Der ganze mohammedanische Orient braucht noch solche, und wenn man noch so viele Versuche macht, den Handel auszurotten, im Stillen geht er seinen Gang weiter und die Händler, die ihre Waare glücklich gelandet haben, werden selbige auch mit leichter Mühe los und zu guten Preisen. Außerdem sind wir fest überzeugt, daß, nominell freilich nicht, aber factisch Sclaverei vorkommt, wo sie gesetzlich nicht statthaft ist. Wir enthalten uns vorläufig weiterer Andeutungen, bis uns für unsere Behauptung vollständiges Beweismaterial zu Gebote steht.

Deutschlands Interessensphäre in Ostafrika umfaßt nun gerade ein Gebiet, in dem die schlimmsten Sclavenjäger so zu sagen beheimathet sind und aus dem die schwarze Waare besonders stark zur Ausfuhr gelangt. Europa darf also von Deutschland erwarten, ja verlangen, daß es das Seinige zur Beseitigung des Sclavenhandels thun wird. Zur Unterdrückung des Sclavenhandels ist es aber nöthig, daß wir unsere Colonialpolitik zu behaupten suchen. Gerade das Problem der Unterdrückung des Sclavenhandels ist es, welches heute Europa beschäftigt. Man tröstete sich damit, daß ähnliche Greuelscenen, wie Livingstone und seine Nachfolger sie uns schilderten, heute nicht mehr vorkommen könnten, daß der Sclavenhandel nunmehr fast auf Null herunter sei. Und plötzlich erfahren wir, daß ein Stamm revoltirt, weil man ihm die Sclavenausfuhr abgeschnitten hat. Das zeigt doch deutlich genug, wie stark in Ostafrika der Sclavenhandel noch betrieben wird. Da darf man sich nicht wundern, wenn die Philanthropen Europas dringend fordern, das Uebel müsse mit Stumpf und Stiel ausgerottet werden und Deutschland müsse vorangehen, weil die Länder seiner Interessensphäre an der Sache am stärksten betheiligt seien. Wir begreifen auch ganz gut, warum unsere Regierung die zwei Millionen nicht zur Unterstützung der Colonialpolitik, sondern zur Unterdrückung des Sclavenhandels verlangt. Einmal will sie Europa zeigen, daß sie ihre Aufgabe richtig aufgefaßt hat. Sodann aber weiß man in leitenden Kreisen, daß mit der Beseitigung des Sclavenhandels auch unsern ostafrikanischen Colonie Boden gewinnen werden. Endlich will sie mit den zwei Millionen, die der Tasche der Steuerzahler entstammen, nicht der Gesellschaft direct unter die Arme greifen.

Wollen und können wir also unsere Colonien nicht so darangeben, so fragt es sich, was für Schritte wir zu thun haben, um sie uns zu erhalten. Wir haben mehr als einmal die unmuthvolle Frage gehört: Warum schickt man nicht ein paar Regimenter Soldaten dahin und treibt das arabische Gesindel zu Paaren? Wer so redet, kennt natürlich die Verhältnisse nicht. Unsere Soldaten nach Ostafrika schicken, hieße, sie in den sicheren Tod schicken. Den Strapazen unter dem glühenden Himmel der Tropen und in den fieberschwangeren Gefilden dieser Landschaft ist auch unsere kernige Mannschaft nicht gewachsen. Dazu kommt, daß die Araber es zu eigentlichen Schlachten kaum würden kommen lassen. In einzelnen Streifcorps würden sie unsere Truppen fortwährend belästigen, aber sich nie fassen lassen. Ein solcher Krieg würde ein Streifkrieg schlimmster Sorte werden, ein Guerillakrieg von unabsehbarer Dauer und ohne Aussicht auf durchschlagenden Erfolg.

Einen Vernichtungskampf gegen die Araber zu führen, sind wir trotz überlegener Strategik, trotz Magazingewehren und Krupp'scher Kanonen nicht im Stande. Wir müssen uns damit begnügen, sie financiell zu vernichten, indem wir den Sclavenhandel, den Sclavenexport thunlichst zur Unmöglichkeit machen. Zu diesem Zwecke ist die Blockade der Küste angeordnet worden. Daß aber dieselbe für sich allein nicht ausreicht, läßt sich unschwer einsehen. Ein Kriegsschiff beherrscht immer nur einen kleinen Strich der langen Küste. Soll dieselbe wirksam abgesperrt werden, so ist dazu eine Flotte erforderlich, die Europa gar nicht aufbieten kann, und selbst dann noch würden die verschlagenen Araber Listen ersinnen, um die Kette zu durchbrechen. Was helfen kann, ist zunächst die Besetzung der wichtigsten Häefn durch eine genügende Polizeimacht. Stärkere Streifcorps könnten dann den Verkehr der einzelnen Nationen mit einander vermitteln und Hülfe bringen, wo sie erforderlich ist. Große Truppenmassen dürften dazu kaum nöthig sein, denn auch die Feinde sind nicht zahlreich und ihre Bewaffnung ist weit schlechter, als die unsrige. Die Polizeimacht in den Häfenplätzen hätte zunächst diese vor Angriffen zu schützen, dann aber auch die Sclavenausfuhr unmöglich zu machen. Sie muß an einem Orte fest stationirt sein. Ihre Thätigkeit hat sich auf diesen Ort und seine Umgebung zu beschränken. Solcher Polizeistationen bedarf es natürlich mehrere. Ebenso empfiehlt es sich, mehrere Streifcorps herzurichten. Dieselben haben die aus dem Innern kommenden Sclavenzüge abzufassen und sonderlich bedrohten Hafenplätzen Unterstützung zu bringen. Zu letzterem Zwecke und um eine schnelle Verbindung der Stationen unter einander zu vermitteln, dürfte es sich empfehlen, einige Kriegsschiffe in den ostafrikanischen Gewässern kreuzen zu lassen. Unter dem Schutze der Hafenplätze und ihrer Polizei kann dann auch die

Digitized by Google

deutsch-ostafrikanische Gesellschaft beginnen, ihre Plantagen zu gründen und die Missionäre können ihr Werk fortsetzen. Wenn dann das Land sich nach und nach beruhigt, können auch weiter im Innern Stationen begründet werden. Die Gesellschaft hat also in erster Linie Nutzen von der Regelung der Verhältnisse. Das ist aber nicht anders möglich. Die Regierung muß auch in Afrika mit den gegebenen Factoren rechnen, und die Gesellschaft verfügt noch über ein Capital von reichlich einer Million. Späterhin aber, wenn die Gesellschaft erst financiell zu Kräften gekommen ist, kann sie selbst die Besoldung der Colonialtruppen theilweise und schließlich auch ganz übernehmen und wird das im eigenen Interesse auch thun.

Woher aber die Colonialtruppe nehmen? Die Ausbildung und Leitung muß Sache von Europäern sein, und für eine gute Gage dürften auch geeignete Persönlichkeiten dafür zu finden sein. Jedenfalls ist es schon sehr viel werth, daß in der Person des Hauptmanns Wißmann ein Leiter des Ganzen gewonnen ist, der mit den Verhältnissen in Ostafrika in hervorragendem Maße vertraut ist. Die eigentliche Mannschaft muß aber wohl in Afrika gewonnen werden. Afrikaner sind eben gegen die Einflüsse des Klimas, namentlich auch gegen das Fieber so gut wie gesichert. Landeseingeborne aber, Leute aus Ostafrika, sind nicht zuverlässig, weil zu befürchten steht, daß sie mit unseren Feinden, den Arabern, gemeinsame Sache machen. Man wird sich also genöthigt sehen, Neger aus entfernter Gegend, vielleicht aus Westafrika, anzuwerben und als Colonialtruppe zu verwenden.

Trotzdem nun die kriegerischen Vorbereitungen in vollem Gange sind und der Reichstag die vorläufig nöthigen zwei Millionen bewilligt hat, ist immer noch die Möglichkeit vorhanden, daß die Streitigkeiten gütlich geschlichtet werden, und man wird sicher nichts unversucht lassen, die afrikanische Frage auf diese mindest kostspielige Weise zu schlichten. Es ist nämlich Thatsache, daß man sich in Ostafrika über die Macht der Deutschen täuscht und dieselbe als zu klein, viel zu klein ansieht. Wo aber die Güte nichts nützt, muß Gewalt angewendet werden. Dazu bedarf es freilich mehr Mittel, als die bewilligten zwei Millionen. Aber das deutsche Volk wünscht keinen Rückzug und so dürfen wir auch erwarten, daß der Reichstag auch ferner etwa nöthige Mittel bewilligen wird.

Zur Geffcken-Debatte im Reichstag.

Der Fall Geffcken ist im Reichstag Gegenstand einer ziemlich erregten Debatte geworden, welche jedoch in keiner Beziehung abschließend war. Mit dem politischen Theile dieser Debatte, den Reden von Munckel und Eugen Richter, uns zu beschäftigen, haben wir keinen Anlaß, da wir diese Seite der Frage hier bereits erörtert haben und jene Reden nichts bieten, was zu neuen Betrachtungen anregen könnte. Wohl aber scheinen die Reden von Windthorst, scheint die rein juristische Seite der Frage noch näherer Erwägung werth und bedürftig; es könnte sonst wohl die Meinung sich festsetzen: Windthorst habe juristisch unzweifelhaft Recht. Dem ist aber keineswegs so.

Die beiden juristischen Argumente Windthorst's waren: 1. die gesetzlich vorgeschriebene Nichtöffentlichkeit der Voruntersuchung; 2. das Amtsgeheimniß. Mit diesen Argumenten kam Windthorst zu dem Schluß: die Publikation der Anklageschrift und der Briefe sei gesetzwidrig.

Es sei zunächst bemerkt, daß wir kein Wort der Rechtfertigung verlieren werden über die Publikation der Briefe in privaten Zeitungen und ohne amtliche Firma. Hier liegt auch nach unserer Ueberzeugung ein bedauerlicher und bedenklicher Verstoß gegen die Rechtsordnung vor, welcher leider den Vertretern der richtigen Ansicht: daß die Publikation der Anklageschrift juristisch zulässig und politisch nothwendig war, die Geltendmachung ihrer Meinung in hohem Grade erschwert; ein Verstoß, welcher natürlicher Weise dazu benutzt wird, das Volksgewissen in der Sache selbst zu verwirren.

Wir unsererseits halten uns an den Kernpunkt der Sache: die Publikation der Anklageschrift. Was Windthorst für deren Rechtswidrigkeit vorgebracht hat, ist nicht beweisend.

Die Voruntersuchung ist nicht öffentlich: so lange sie währt, darf nichts von ihrem Inhalt bekannt werden. Windthorst wird zugeben, daß hiergegen nicht verstoßen wurde.

Nach Abschluß der Voruntersuchung wird das Hauptverfahren eröffnet oder dies geschieht nicht. Im ersteren Falle wird entweder die Nichtöffentlichkeit fortgesetzt oder die Oeffentlichkeit angeordnet; geschieht Letzteres, so ist die Sache plan und klar; geschieht auf Grund des Gesetzes das Erstere, so erfährt zunächst die öffentliche Welt erst von der Sache im Stadium des Urtheils; weiterhin gilt hier das Nämliche, wie in dem Falle, daß kein Hauptverfahren eröffnet wurde. Falls aber kein Hauptverfahren eröffnet wird, so hört die gesetzliche Bestimmung der Nichtöffentlichkeit in ihrer Wirkung auf mit dem Moment, wo die Voruntersuchung abschließt, denn nur für dieses Stadium besteht sie. Das formale Recht ist nach dieser Richtung vollkommen klar, was kein Jurist bestreiten kann.

Für den weiteren Verlauf sieht das Strafproceßgesetz überhaupt nichts vor, weder positiv noch negativ. Auch darüber muß ja juristisches Einverständniß herrschen, daß der Veröffentlichung einer Anklageschrift in solchem Falle kein positives Verbotsgesetz entgegen steht.

Man ist also für diese Behauptung auf den immerhin problematischen Beweis aus der Natur der Sache angewiesen. Windthorst sagt: die gesetzliche Vorschrift der Nichtöffentlichkeit des Vorverfahrens habe den Sinn, daß aus diesem Stadium des Processes überhaupt nichts „öffentlich" werden solle. Das wird ja thatsächlich die Regel sein: wollte man es aber als zwingenden Rechtssatz aufstellen, so hätte man es im Gesetz aussprechen müssen, denn aus der Natur der Sache kann es zwar, aber muß es nicht gefolgert werden; und nur darauf kommt es an, nur dazu wäre im vorliegenden Falle die Rechtswidrigkeit erwiesen. Vielmehr sieht gerade der von Windthorst zwar sehr leichthin als völlig werthlos für die Frage behauptete § 17 des Preßgesetzes eine Veröffentlichung der Anklageschrift vor, auch ohne daß es zum Hauptverfahren gekommen ist. Die Möglichkeit einer solchen ist also gesetzlich auch ohne Hauptverfahren gegeben, und von dieser Möglichkeit Gebrauch zu machen hat man sich im vorliegenden Falle aus sehr triftigen, ja zwingenden politischen Gründen entschlossen, obwohl Geffcken außer Verfolgung gesetzt wurde, und man hatte hierzu das Recht, weil kein Gesetz es verbot. Hält Windthorst dies für einen schlechten Rechtszustand, so mag er die Revision der Strafproceßordnung herbeizuführen suchen, die er für erforderlich hält: dann erst wird seine Meinung einen juristischen Boden haben.

Das zweite Argument Windthorst's ist das Amtsgeheimniß; dies ist noch unhaltbarer als das erste. Der Beamte darf Angelegenheiten, welche ihm durch sein Amt bekannt wurden, nicht zu allgemeiner Kenntniß bringen, falls „deren Geheimhaltung ihrer Natur nach erforderlich oder von seinem Vorgesetzten vorgeschrieben ist". Hätte der Reichsanwalt von sich aus die Anklageschrift veröffentlicht, so hätte man gewiß aus obigem Gesichtspunkt an eine disciplinarische Haftbarkeit denken können. Aber nicht der Reichsanwalt, sondern der Kaiser auf Antrag des Reichskanzlers, also juristisch: der Reichskanzler hat die Anklageschrift veröffentlicht.

Das gerichtliche Verfahren ist erledigt. Der Staatsanwalt und seine Acten sind der verwaltungsrechtlichen Verfügung der vorgesetzten Behörde unterworfen. Vorgesetzte Behörde ist das Reichsjustizamt und der Reichskanzler. Die vorgesetzte Behörde ordnet verwaltungsrechtlich die Publikation einer Anklageschrift an; die Maßregel muß, da kein Gesetz im Wege steht, befolgt werden. Wie weit das Amtsgeheimniß zu reichen habe, steht, wo kein Gesetz Entscheidung gibt, lediglich im Ermessen der vorgesetzten Behörde. Die vorgesetzte Behörde aber war hier der Meinung, daß die Veröffentlichung der von der untergeordneten Behörde geschehenen Schritte geboten sei. Die Berufung auf das Amtsgeheimniß ist hier

Digitized by Google

ganz unglücklich: denn was Amtsgeheimniß zu sein habe, entscheidet das Gesetz oder Mangels einer gesetzlichen Vorschrift wie hier die vorgesetzte Behörde.

Ob dieser Rechtszustand wirklich so bedenklich ist, wie Windthorst dies ausmalte, bleibe dahingestellt. Wer Correspondenzen führt, deren Einklang mit dem Strafgesetzbuch zweifelhaft ist, wird gewiß gut thun, sich den von Windthorst empfohlenen großen Ofen zu halten.

Daß im Falle der Einstellung des Verfahrens der Inhalt der Acten in der Regel der Welt unbekannt bleibt und bleiben soll, mag gern zugegeben werden. Aber uns beweist gerade der Geffcken-Fall, daß es Ausnahmen hiervon geben muß. Die juristische Seite des Falles erschöpft sich in den wenigen Sätzen: Kein Gesetz verbietet die Publikation der Anklageschrift. Die Publikation bei Einstellung des Verfahrens wird die seltene Ausnahme bilden müssen; ob die Voraussetzungen für eine solche vorliegen, hat die Justizverwaltung, zu deren Acten die Anklageschrift gehört, zu prüfen und dafür die staatsrechtliche Verantwortlichkeit zu tragen.

Alle Freunde der gesetzlichen Ordnung aber haben Eines jedesfalls mit ungetheilter Freude begrüßt: daß Windthorst so feurig den Gehorsam gegen das Gesetz gepredigt hat, wenn auch nur in einem Falle, wo kein Gesetz vorhanden war. *

Literatur und Kunst.

Etymologische Sagenbildungen.

Von Rudolf Kleinpaul.

Bekanntlich hat man bis auf Herder die Frage nach dem Ursprunge der Sprache immer als Controverse gefaßt, ob die Sprache menschlichen oder göttlichen Ursprungs, eine menschliche Erfindung oder eine göttliche Gabe an die Menschheit sei. Da nun die einzelnen Worte der Sprache ebenfalls von jeher für lautliche Nachbildungen, so zu sagen Nachklänge der Dinge erklärt worden sind: so hätten sie die Verfechter des göttlichen Ursprungs consequent alle den *εἰκόνες ἀχειροποίητοι*, das heißt den wunderbar entstandenen, nicht-mit-Menschenhänden-gemachten Christusbildern; und im besonderen Worte, die etymologisch zusammenhängen, da sie gleichsam Copien von demselben Original darstellen, den Abdrücken von Christi Angesicht vergleichen müssen, welche die fromme Matrone Veronica erhielt, als sie zu Jerusalem vor ihrem Hause stehend dem unter der Last des Kreuzes erliegenden Erlöser auf dem Wege nach Golgatha, an der sechsten Station der Via Dolorosa, ihr weißes, dreifach zusammengelegtes Taschentuch zum Abwischen des Schweißes und Blutes reichte — es heißt gewöhnlich Schweißtuch oder Sudarium, aber man würde unrecht thun, darin etwas anderes als ein gewöhnliches Taschentuch zu sehen, das nur in südlichen Ländern häufig zu einem Schweißtuch wird. Da Christus das Tuch gebraucht zu haben scheint, ohne es auseinander zu machen, so drückte sich auch sein Antlitz nicht bloß einmal, sondern auf jeder Lage einzeln ab, und es entstanden wenigstens drei authentische Copien, wenn auch schwerlich so viele, daß alle Kirchen Italiens, Frankreichs und Spaniens, die sich neben Sanct Peter eines Veronicabildes rühmen und eigne päpstliche Bullen darüber empfangen haben, in ihrem Recht sein könnten — die unechten Exemplare würden sich dann wieder gut zu einem Vergleich mit falschen Etymologien, scheinbar verwandten Worten eignen. Freilich ist die Veronicalegende selbst von einer falschen Etymologie nicht weit: eine Fiction, auf eine fingirte Ableitung gegründet, ein seltsames Gemisch von unerwiesenen Voraussetzungen und von willkürlichen Combinationen, eine etymologische Dichtung auf ein einziges Wort, einen einzigen Namen, den alten macedonischen Frauennamen Berenice.

Derselbe, soviel wie die Siegbringerin und identisch mit *Φερενίκη*, war namentlich bei den Ptolemäern, sowie in der Familie des Herodes Magnus sehr beliebt. Man kennt das vielbesungene, unter die Sterne versetzte Haar der Berenice, der Gemahlin des Ptolemäus Euergetes, das diese treffliche Frau der Aphrodite Zephyritis opferte; man kennt nicht minder die schöne jüdische Fürstentochter Berenice, die den Vespasian durch ihre Geschenke, den Titus durch ihre Reize bezauberte, die der letztere zu heirathen wünschte, aber die er, da eine solche Verbindung dem römischen Volke zuwider war, seinem kaiserlichen Berufe opferte. Und noch eine dritte Berenice kennt man, wenn auch vielleicht nicht unter diesem Namen: das Blutflüssige Weib des Evangeliums, die sogenannte Hämorrhoissa, *ἡ Αἱμορρόουσα*, die Jesu Kleid anrührte und gesund ward (Matthäi IX, 22). Sie wird in dem aus dem V. Jahrhundert stammenden Nicodemus-Evangelium und von dem byzantinischen Geschichtschreiber Johannes Malalas (VI. Jahrhundert) übereinstimmend Beronice (*Βερονίκη*) genannt, weshalb sie der französische Alterthumsforscher Maury mit einem weiblichen Aeon der Gnostiker, der *Προύνικος*, zusammenstellt; doch ist Beronice nur eine Nebenform von Berenice (*Βερενίκη*). *Βερονίκη* latinisirt ergibt, da sich Beta und Vau entsprechen und zum Beispiel der römische Name Verus mit *Βῆρος* transscribirt wird: Veronica — mit dieser Latinisirung fing eigentlich erst die Legende und das schwerentwirrbare Ineinanderspinnen und -weben der Sagen an.

Denn so kam es, daß nun das Blutflüssige Weib seine Rolle weiterspielte und Veronica zur Inhaberin des heiligen Schweißtuches wurde. Aus Veronica glaubte man nämlich schon frühe das lateinische Adjectivum verus, wahr, und das bekannte griechische Fremdwort icon = *εἰκών*, Bild, herauszuhören, was beides zu ver-icona zusammengesetzt und weiter durch Metathesis in ver-onica verwandelt worden wäre. Veronica hieße demnach ursprünglich: „wahres Bild", wie denn das Wort bei mittelalterlichen Schriftstellern in der That nicht sowohl eine Person, als vielmehr das Christusbild schlechthin, die Figura Domini, die Pictura Domini vera, ja ganz im allgemeinen ein Porträt überhaupt bedeutet. Das Blutflüssige Weib schien also den Christen gleichsam eine „Frau Porträt", eine „Frau Vanderbilt" zu sein — der erste Grund, ihr den Besitz eines Christusbildes wirklich zuzuschreiben. Diese Vorstellung wurde noch durch den Umstand begünstigt, daß die Hämorrhoissa, wie der Vater der Kirchengeschichte Eusebius selbst erzählt, wirklich bereits eine plastische Porträtstatue des Erlösers besaß. Veronica stammte nach damaliger Tradition aus der Stadt Cäsarea Philippi oder Paneas im Norden Palästinas, wo sie ein Haus hatte, wie sie nachmals in Jerusalem eins bekam. Vor demselben war, mit hoher königlicher Bewilligung des Herodes, das Wunder ihrer Heilung in einer Broncegruppe dargestellt: auf einem Piedestale stand in würdiger Haltung Christus, vor ihm kniete Veronica und streckte die Hände mit der Geberde einer Bittenden nach ihm aus. Eusebius will besagte Gruppe im IV. Jahrhundert mit eignen Augen gesehen haben. Man nimmt allerdings an, daß es wohl eher ein römischer Kaiser und eine Provinz gewesen und das Mißverständniß etwa durch eine Widmung wie *Σωτῆρι* oder *Σωτῆρι τοῦ κόσμου* veranlaßt worden sei: aus der ganzen Erzählung geht jedoch hervor, daß man das Blutflüssige Weib schon im IV. Jahrhundert mit Christusbildern und mit Porträtfiguren zusammennannte, und der Boden zur Entwickelung der Hauptlegende genugsam vorbereitet war.

Warum dieselbe jetzt aber das Blutflüssige Weib auf einem so neuen, absonderlichen Wege, durch Vermittelung einer Art von Zeugdruck, in den Besitz eines andern Christusbildes gelangen ließ? — O, der Weg war gar nicht neu, sondern bereits mit Glück betreten worden; die Veronicalegende ist, wie Wilhelm Grimm, der Bruder Jacobs, nachgewiesen hat, auf die edessenische Abgarsage gegossen und geformt und eine lateinische Concurrenzerfindung zu jener griechischen Geschichte. Schon die Angabe des Macarius Magnes (Ende des IV. Jahrhunderts), daß Veronica oder Berenice eine Prinzessin von Edessa gewesen sei, weist auf diese für die Kirchengeschichte so wichtige Stadt in Mesopotamien als eine Quelle der Veronica-

Digitized by Google

legende hin. Das Christenthum fand zeitig in Edessa Eingang, ja, es ging die Rede, daß bereits Abgar der Schwarze, der fünfzehnte König von Edessa, bis zu dessen Ohren der Ruf von Christi Wunderthaten gedrungen war, in schwerer Krankheit den Erlöser brieflich eingeladen habe, die unwürdigen Juden zu verlassen und bei ihm zu wohnen; worauf ihn Jesus in einem Antwortschreiben um seines Glaubens willen selig gepriesen, die Einladung zwar abgelehnt, aber versprochen habe, nach seiner Himmelfahrt einen seiner Schüler nach Edessa zu senden, der seine Krankheit heilen und ihm und den Seinigen das ewige Leben bringe werde. Wirklich that das bald darauf Thaddäus, einer der Siebzig Jünger, der Apostel und der erste Bischof von Edessa, welcher den König Abgar taufte und mit dem Taufwasser die letzte Spur der schrecklichen Krankheit aus seinem Angesichte wegnahm, nachdem dieselbe bereits beim Empfange von Christi Brief und beim Anblick seines Bildes gewichen war. Mit der Zeit wurde nämlich die Erzählung mit immer mehr neuen und wunderbaren Zügen ausgeschmückt; wenn man sich modern ausdrücken wollte, so würde man sagen: Christus schickte dem König Abgar zum Ersatz seine Photographie mit. Das Schreiben des Königs hatte der Läufer Ananias besorgt. Dieser war zugleich Maler und wollte Jesum malen, konnte es aber nicht, weil er von dem Glanze des göttlichen Angesichtes geblendet ward. Infolgedessen wusch sich Jesus, nahm sein leinenes Hemd (*ιμάτιον*) und trocknete sich daran ab, wobei sich das Antlitz geheimnißvollerweise auf der Leinwand abdrückte: dieses älteste Bildniß Christi brachte dann Ananias mit der Antwort Christi nach Edessa, wo es Abgarus in eine Nische über dem Stadtthor an die Stelle eines griechischen Götterbildes setzte. Unter dem Enkel Abgar's, unter welchem der Götzendienst wieder einriß, sollte es entfernt werden; da ließ der Bischof eine ewige Lampe davor hängen und die Nische mit einem Ziegel verschließen. Fünf Jahrhunderte später, als es die von den Persern unter Chosroës belagerte Stadt gerettet hatte, A. D. 540, wurde das heilige Gemälde wiederentdeckt — die Lampe brannte noch und siehe da, durch eine Art von Lichtdruck war das Brustbild des Erlösers inzwischen auf den Ziegel übertragen worden. Das Original wurde A. D. 944, unter der Regierung des Kaisers Constantinus Porphyrogenitus nach Constantinopel gebracht, eine Ueberführung, die von der Griechischen Kirche alljährlich am 16. August mit Pomp gefeiert zu werden pflegt. Was zur Zeit der Türken daraus wurde, weiß man nicht; doch gibt es in Italien unterschiedliche Christusbilder, die für Abgarusbilder gegolten haben und zum Theil noch gelten — byzantinischer Typus, blühendes Gesicht, hohe und offene Stirne, klare Augen, lange, gerade Nase, gescheiteltes Haar, starker, brauner, gespaltener Bart. Aber in Italien brauchte man es nicht mehr; man hatte hier schon etwas Besseres erfunden.

Bis auf die Einkleidung war die edessenische Abgarsage von den Lateinern nachgebildet worden. Nach jener war es eine Krankheit, eine Complication von Gicht und Aussatz, die den König von Edessa auf den Gedanken brachte, den berühmten Jesus zu berufen: die Lateiner setzten an die Stelle des kranken Abgar den kranken Tiberius, der ebenfalls auf Christus aufmerksam geworden war und Christus nach Rom haben wollte, um ihn hier zu consultiren. Wie Abgarus den Maler Ananias, so sandte Tiberius seinen Freund Volusianus nach Jerusalem, damit er die Einladung überbrächte; aber bei seiner Ankunft fand Volusianus den Wunderdoctor schon gekreuzigt, und wie Ananias mußte er sich begnügen, dem Kaiser Christi Porträt zu bringen, das sich abermals vollkommen heilkräftig erwies. Was war das für ein Porträt? — das Tuch, das die Hämorrhoissa dem Erlöser auf der Via Dolorosa reichte, das heilige Schweißtuch, auf welchem der Sohn Gottes sein Schmerzensangesicht zum zweitenmale abdrückte, die Veronica der frommen Veronica, die dieser ihrer etymologischen Dublette wie ihrem Schatten zu folgen sich nicht entbrechen konnte. Das Abgarusbild kam nach Edessa und nach Constantinopel, das Veronicabild kam nach Rom — natürlich hat sich diese Gestalt der Sage erst allmählich herausgebildet; sie hat lange unsicher herumgetastet. Nach den ältesten Quellen war es nicht das heilige Schweißtuch, was dem kranken Tiberius gebracht wurde, sondern eine Holztafel mit einem Christusbild; und die Ueberbringerin nicht die Hämorrhoissa, sondern Martha, die Schwester des Lazarus, die jene Holztafel besaß und der sie Volusianus nehmen wollte. Erst nach und nach setzt sich der Name Veronica für die „Frau mit dem Bilde" fest, die Veronicalegende entpuppt sich und lernt gewissermaßen laufen. Uebertrifft sie doch sogar nachgerade die Abgarsage nicht nur was einen gewissen mystischen Tiefsinn, sondern auch was Erhabenheit und Großartigkeit angeht — für Edessa ist Rom, für den kleinen König Abgar der Kaiser Tiberius und für das Brustbild eines jungen Mannes das heilige Angesicht des leidenden, dornengekrönten Erlösers eingetreten.

Wirklich nach Rom gekommen zu sein scheint das Veronicabild, nämlich die Editio Princeps, um das Jahr 700; zu Anfang des achten Jahrhunderts führte Papst Johann VII., ein Grieche, in der alten Peterskirche vor dem Oratorium der heiligen Jungfrau ein Tabernakel zur Aufbewahrung des Schweißtuches (Ciborio del Sudario oder del Volto Santo) nebst einem Altar (Altare Vultus Sancti) auf; in der neuen Peterskirche erhielt es einen noch hervorragenderen Platz. An den vier Pfeilern der großen Kuppel, welche sich über dem Hochaltar erhebt, stehen die colossalen Bildsäulen der heiligen Veronica, der heiligen Helena, des heiligen Longinus und des heiligen Andreas; die erstere ist von Francesco Mochi. Sie beziehen sich auf die vier bedeutendsten Reliquien der Kirche nach den Gebeinen des heiligen Petrus, die in den vier Loggien oben aufbewahrt werden und unter denen eben das Schweißtuch der heiligen Veronica obenan steht. Zu ihnen führen Treppen im Innern der Pfeiler empor. Nur die Domherren der Peterskirche dürfen sie besteigen und die Reliquien in der Nähe betrachten. Wer daher Verlangen dazu hat, muß sich zuvor zum Titulardomherrn der Kirche ernennen lassen, und wenn's der deutsche Kaiser wäre — Kaiser Friedrich III., der letzte deutsche zu Rom gekrönte König, mußte seiner Zeit das viereckige Barett aufsetzen und den Ornat eines Canonicus anlegen, um sich das Schweißtuch anzusehen. Dem Volke werden die vier Reliquien an bestimmten Tagen, z. B. am Charfreitag, von der Höhe der Veronica-Loggia aus gezeigt; mit besonderer Feierlichkeit geschah dies am 8. December 1854, als Rom von Bischöfen wimmelte, welche der Verkündigung des Dogmas von der Unbefleckten Empfängniß Mariä beiwohnen wollten. Man sieht da freilich nicht viel, obgleich unzählige Kerzen brennen. Das Bild steckt in einem kleinen Gehäuse, wie in einem Schilderhäuschen, unter Glas. Auf der Rückseite ist es leider, wie so häufig in Italien, mit Metall belegt, so daß höchstens die Umrisse der Figur zu erkennen sind — man kann allenfalls das herabwallende Haar und den kurzen, gespaltenen Bart unterscheiden, aber sonst sind die Züge so schwach markirt oder so vollkommen verwischt, daß die lebendigste Phantasie dazu gehört, um Spuren von Augen und Nase, oder gar der „Backenstreiche" zu entdecken. Wie eine Silhouette ist die Zeichnung fast ganz schwarz ausgefüllt und einem Schattenrisse ähnlich, wobei man sich vielleicht erinnert, daß Silhouette wie Veronica ursprünglich ein Menschenname ist. Das Volk beugt seine Knie — es schaut andächtig und in heiliger Furcht zu der Veronica empor, die St. Peter wie ein Palladium in seiner großen Kirche ausstellt — in ea namque Basilica, sagt Papst Nicolaus IV. unterm 13. April des Jahres 1290, sui pietiosissimi vultus imaginem, quam Veronicam fidelium vox communis appellat, in singularis amoris insigne tribuit venerari.

Nur noch ein Wort über eine andere etymologische Fiction, die in unmittelbarem Zusammenhange mit der Veronicalegende steht. Zugleich mit der Veronica wurde Pontius Pilatus nach Rom citirt, der Landpfleger, der eigentlich schuld gewesen war, daß Christus selbst nicht hatte kommen können, um den Kaiser Tiberius zu heilen. Pilatus stellt sich, und zwar in dem heiligen ungenähten Rocke. Der wirkt Anfangs auf den Kaiser wie ein Zauber, hindert aber nicht, daß Pilatus bald in's Ge-

Digitized by Google

fängniß wandert, in welchem er sich entleibt. Der Leichnam wird in den Tiber geworfen, da aber Ueberschwemmungen und Ungewitter eintreten, fischen ihn die Römer wieder heraus und transportiren ihn nach Vienne, wo er in die Rhone geworfen wird. Dieselbe Calamität: er wird nach Luzern gebracht und hier in einen Bergsee versenkt, nicht ohne daß auch der wieder in gewaltigen Aufruhr gerathen wäre. Es liegt nahe, hier an den düstern See, den sogenannten Höllensee auf dem Gipfel des Pilatusberges zu denken, in welchen sich Pilatus auch selbst gestürzt haben soll; des Pilatus wegen, den man nicht wecken durfte, wurde der Hochsee und der ganze Berg Jahrhunderte lang abergläubisch gemieden. Niemand durfte ihn ohne specielle Erlaubniß des Luzerner Magistrats besuchen; die dortigen Schäfer wurden eidlich, und zwar jedes Jahr von Neuem, verpflichtet, niemals einen Fremden hinzuführen. Es hieß, wenn Jemand einen Stein in das Wasser werfe, so entstehe ein grausames Gewitter und ein furchtbarer Wolkenbruch; die ganze Gegend war schon wiederholt dadurch verwüstet worden. Aber auch ungereizt ging der Verfluchte in bösen Wettern und Stürmen hierselbst um — ein Gespenst, erzählte man, taucht ab und zu, namentlich am Charfreitag, aus dem Höllenpfuhle auf und wäscht sich die Hände, und in demselben Augenblicke sammeln sich schwarze Wolken um den Kessel des Sees, hüllen die zahlreichen Gipfel des Berges in tiefes Dunkel, und es ist, als ob die Welt untergehen sollte. Erst ein Luzerner Pfarrer, Johannes Müller, wagte es, diesen Vorurtheilen zu trotzen (A. D. 1584).

In Folge dessen war der Pilatus, dieser wunderlich zerklüftete, von tief ausgefressenen Schluchten in zwölf Felszacken zerspaltene Bergstock, der, namentlich vom Vierwaldstätter See aus gesehen, schon an sich einen unheimlichen, dämonischen Eindruck macht, früher vielleicht der bekannteste Berg der Schweiz, wenn man ihn auch nicht bestieg. Freilich läßt sich aus der bloßen Erscheinung des Gebirges die Benennung desselben nicht erklären, man fragt also mit Recht: wie mag es gekommen sein, daß die Pilatussage gerade auf diesem so ganz außerhalb der Route liegenden Berge localisirt ward? Denn damals reiste man doch noch nicht in die Schweiz. Diese Frage zu beantworten, hat man nun vermuthet, daß hier abermals eine etymologische Sagenbildung vorliegen möge. An den zerrissenen kahlen Hörnern des Pilatus, den äußersten Vorposten der Alpenkette, sammelt sich bekanntlich jedes Unwetter, das von Norden oder Westen über die Gegend hereinbricht, in dichten Wolken. Deshalb ist der zerklüftete Gipfel, wie bei den höchsten Bergen, selten von Wolken oder Nebel frei, nicht einmal an hellen Tagen; ja ein Hütchen (pileus) pflegt sogar dann noch übrig zu bleiben, wenn das schönste Wetter eintritt, im Gegentheil, das Nebelhütchen zeigt das schöne Wetter an:

Hat der Pilatus einen Hut,
So wird das Wetter gut —

während in südlichen Ländern ein aufsitzender Nebelhut gewöhnlich den Eintritt von Regen anzeigt (Monte Morello in Toscana, Monte Jabalcuz in Andalusien). Es wäre also nicht unwahrscheinlich, daß der Berg von seinem Hute den Namen Mons Pileatus bekommen, wie ja auch in Deutschland verschiedene Berge Hutberg heißen; und daß sich aus dem Mons Pileatus ein Mons Pilatus mit allem Zubehöre von Legenden entwickelt hätte. Vielleicht daß der Name des Landpflegers selbst eine Zusammenziehung von Pileatus und so viel wie Freigelassener ist.

Indessen der Name Mons Pileatus liegt nicht vor. Von seinen vielen Brüchen und Schrunden hat der Berg das Mittelalter über Fracmont (Fractus Mons) geheißen und erst gegen Ende des vorigen Jahrhunderts ist der Name Pilatus allgemein geworden; nur der See wurde seit Menschengedenken Pilatussee genannt. Man muß zugeben, daß sich die Sage allenfalls auch von selbst, ohne der Krücken der Sprache zu bedürfen, auf den Gipfel des Fracmont ziehen konnte, wie sie nach Rom, wo man das Haus, und nach Vienne, wo man das Grab des Pilatus zeigt, gewandert ist. Sie gehört zu den ältesten, in deutscher Sprache bearbeiteten Legenden; Pilatus wird sogar zu einem Deutschen, zu einem Bastard des Königs Tyrus von Mainz, gemacht, der seinen Bruder todtschlägt, von Mainz nach Rom, nach Pontus und endlich zur Bezwingung der Juden nach Jerusalem gesandt wird. Vilmar vermuthet, daß diese seltsame Fiction durch die 22. römische Legion, welche zur Zeit der Zerstörung von Jerusalem in Palästina stand, nicht lange darauf aber nach Mainz verlegt wurde, vermittelt worden sei. Nun er wieder über die Alpen gekommen und in deutsche Lande zurückgekehrt ist, dürfte er wohl bis an den jüngsten Tag in seinem See gefangen liegen bleiben, um dann abermals nach Jerusalem zu wandern und in dem Thale Josaphat, wo die heidnischen Völker von Gott versammelt und wegen ihrer Missethaten gegen Israel gerichtet werden sollen, sein Urtheil zu empfangen. Zwar ist der Prophet Joel, von dem diese Vorstellung herrührt, wohl nur durch den Namen des großen Königs Josaphat (der in einem Thale in der Wüste Tekoah auf dem Gebirge Juda über die Völker von Ammon, Moab und Seir um 888 v. Chr. einen beispiellos glänzenden Sieg errungen hatte), weil dieser Name „Gottesgericht“ bedeutet, dazu veranlaßt worden, die Entscheidungsschlacht der Endzeit gegen die heidnischen Völker oder das Weltgericht in ein „Thal Josaphat (Emek Jehosaphat)“ zu verlegen, aber das „Thal Josaphat“ ist traditionell geworden, man hat es sogar localisirt und auf das enge, abschüssige Thal zwischen Jerusalem und dem Oelberg, das Nachal Kedron, bezogen. Da wird auch Pilatus zitternd vor den Stuhl des höchsten Richters treten — er wird Christum sehen in Majestät und Jugendschönheit, wie er auf dem Abgarusbilde gewesen ist — aber unmittelbar daneben wird die heilige Veronica stehen und ihm das Tuch mit dem Haupt voll Blut und Wunden vorhalten — und eine Stimme wird die schneidenden Worte des Tacitus wiederholen: Christus, Tiberio imperitante, per procuratorem Pontium Pilatum supplicio affectus est (Annalen XV, 44).

Max Müller über Sprache und Vernunft.

Von Th. Achelis.

Wohl wenige Wissenschaften können mit solchem Stolz auf ihre Vergangenheit zurückblieben, wie die neuere Sprachvergleichung; die weitgreifendsten Aufschlüsse über den geheimnißvollen Zusammenhang des Denkens mit der Sprache, über die Geschichte und Entwickelung der einzelnen Rassen in vorhistorischer Zeit sind ihr zu verdanken, und was fast noch schwerer wiegt, eine Menge verhängnißvoller Irrthümer, wie sie z. B. manche naturwissenschaftliche Disciplinen verunstaltet haben, ist ihr erspart geblieben. Und keiner unter ihren gegenwärtigen Vertretern mag mit gerechterer Befriedigung seine Lebensarbeit betrachten, als unser Landsmann Max Müller, der in seinem jüngsten Werke*) der Nachwelt ein Vermächtniß seines reichen Geistes hinterlassen hat. Daß der berühmte Verfasser das Geheimniß des menschlichen Denkens durch die Endergebnisse der Sprachforschung aufzuklären, wie kein anderer berufen war, da Keiner in dem Maße das reichste empirische Wissen mit tiefer philosophischer Erkenntniß vereinigt, wird Jeder ohne Weiteres dem Uebersetzer zugestehen. Obgleich Müller selbst mit einer gewissen Resignation der Gleichgültigkeit des durch andere Interessen geleiteten Publikums entgegenzusehen scheint, so beseelt ihn doch andererseits — wie das auch gar nicht anders sein kann — das Vertrauen, daß, wie er sich bescheiden ausdrückt, die aufgestellten Ansichten, das Ergebniß eines langen Lebens, das stiller Betrachtung und dem Studium der ersten Denker aller Nationen geweiht war, gewisse Wahrheiten enthalten, welche verzeichnet zu werden verdienen. Das Buch enthält in vollster Ausführlichkeit gleichsam das philosophische Glaubensbekenntniß des Urhebers und schon

*) Das Denken im Lichte der Sprache. (Leipzig, Wilh. Engelmann.)

Digitized by Google

deshalb, weil es somit auch auf die sog. actuellen Tagesfragen eingeht (soweit sie den Rahmen der ernsteren Wissenschaft berühren), verdient es eine weitgehende Aufmerksamkeit.

Von diesen Problemen, welche auch allmählich von der Höhe akademischer Weisheit in die breiten Schichten der populären Aufklärung heruntersickern, beansprucht kaum eines eine solche Bedeutung und Wirksamkeit, wie die moderne Entwickelungstheorie, und deshalb ist auch Müller genöthigt, sich mit ihr, und zwar sehr eingehend, auseinander zu setzen. Zunächst handelt es sich um den allgemeinen, principiellen Standpunkt, und in dieser Beziehung herrscht zwischen ihm und dem großen Begründer der neueren Biologie volle Uebereinstimmung. Er schreibt: „Wenn Darwinismus im Sinne von Entwickelung gebraucht wird, dann war ich Darwinianer schon lange vor Darwin, wie aus meinem Briefe über die turanischen Sprachen hervorgeht. Kein Sprachforscher kann etwas anderes als Evolutionist sein; denn wohin er blickt, sieht er nichts als Entwickelung um sich her. Aber hinsichtlich einer Frage, welche vom Parteigeiste unverdienter Weise in den Vordergrund gedrängt wurde, nämlich der Abstammung des Menschen von dem Affen, bin ich kein Darwinianer, nicht weil ich mich scheute, so weit wie Darwin zu gehen, sondern weil ich noch viel weiter gehe als er. Ich glaube mit Recht behaupten zu können, daß die berufensten Richter gegenwärtig die Abstammung des Menschen von irgend einem anderen Thier als nicht erwiesen betrachten. Aber während Darwin zufrieden gewesen wäre, wenn er die Abstammung des Menschen von irgend einem Thiere hätte beweisen können, habe ich nie bezweifelt, noch bezweifele ich jetzt, daß der Mensch ein Thier, d. h. ein lebendes Wesen war, ist und immer sein wird; nur ist er nicht ein stummes Thier, sondern ein Thier begabt mit der Sprache und Allem, was mit der Sprache mit einbegriffen wird." Vor Allem kommt es darauf an, daß dem wüsten Mißbrauch, der mit dem gefeierten Wort Entwickelung jetzt vielfach getrieben wird, Einhalt gethan wird; die landläufige Ansicht dieser naturwissenschaftlichen oder besser gesagt naturphilosophischen Systematiker geht nämlich dahin, mit Niederreißung aller trennenden Schranken und Eliminirung der charakteristischen Eigenthümlichkeiten Alles und Jedes durch diese Zauberformel zu erklären. Es liegt aber auf der Hand, daß jede solche organische Entfaltung nur dasjenige gleichsam zu Tage fördern kann, was implicite, der Möglichkeit und Fähigkeit nach schon gegeben war, daß der ganze Proceß hingegen sofort in's Stocken gerathen muß, wenn diese verschwiegene Beziehung außer Acht gelassen wird und etwas schlechthin Neues geschaffen werden soll. Um diese Unbequemlichkeit zu beseitigen, ist bekanntlich die Alles vermögende Zeit zu Hülfe gerufen und der paläontologische Naturforscher, dem ja ungezählte Aeonen zur Verfügung stehen, rettet sich vor der zudringlichen Kritik durch die Berufung auf die im Laufe unendlicher Perioden unmeßbaren, unmerklichen Veränderungen. Mit vollem Recht hat unser Gewährsmann diese trügerische Ausflucht verworfen, weil die Zeit als solche genommen durchaus keinen rationellen Factor liefert, d. h. in diesem Falle es nicht verständlich machen kann, wie etwas, das in sich widersprechend ist, dadurch vernünftig wird, daß man ihm einige Millionen Jahre zur Verfügung stellt. Dieser springende Punkt, „dieser Rubicon", ist für Mensch und Thier die Sprache, d. h. die Fähigkeit, mit Lauten bestimmte Begriffe zu verbinden. Aber die Lockrufe und das Schreien der Thiere? Ließe sich nicht auch hier der gewünschte Uebergang herstellen? Unseres Erachtens verneint Müller diese Möglichkeit mit Recht, indem er sich auf die Thatsache beruft, daß kein einziges Beispiel je dafür hat angeführt werden können, „daß irgend ein Thier zu sprechen versucht oder es erlernt, noch viel weniger Sprache gebildet hätte". Man muß nur nicht die einfachen Materialien der Sprache (die phonetischen Zeichen) mit den Elementen derselben, mit den Worten verwechseln.

Wir können an dieser Stelle natürlich nicht auf die weitere Opposition des Verfassers in voller Ausführlichkeit eingehen, wie er z. B. betont, daß manche der Darwin'schen Gesetze sehr erklärungsbedürftig sind (so die natürliche Zuchtwahl), oder daß Darwin selbst, entgegen seinen späteren monogenistischen Anhängern, eine generatio aequivoca aus einem mythischen Urschleim stets verworfen, sondern wir fassen diese ganze Ausführung dahin zusammen, daß Müller ähnlich wie der geniale Lazarus Geiger Sprache und Vernunft als zu gleicher Zeit entstanden ansieht. „Ist nun unser erster Grundsatz richtig, sind Sprache und Vernunft identisch oder nur zwei Namen oder zwei Seiten eines und desselben Dinges, und können wir zweitens nicht daran zweifeln, daß Sprache einen historischen Anfang hatte und die durch viele Jahrtausende geschaffene Menschenarbeit repräsentirt, so können wir uns der Folgerung nicht entziehen, daß es vor diesen vielen Jahrtausenden eine Zeit gab, in welcher der erste Stein zu dem großen Tempel der Sprache gelegt wurde und daß vor dieser Zeit der Mensch ohne Sprache und deshalb auch ohne Vernunft war." Gegen die strenge Logik dieses Schlusses läßt sich freilich nichts einwenden, und dennoch möchten wir glauben, daß uns hier der abstrahirende Verstand aus dem Bereich des exacten Wissens und der festen Thatsache in das trügerische Nebelmeer unbestimmter Vermuthungen führt. Denn eben diese Periode einer angeblichen Sprach- und Vernunftlosigkeit ist ja ein richtiges caput mortuum, d. h. ein leeres Gedankenphantom, das in Wirklichkeit nie existirt hat, was wir uns zum Mindesten nicht vorstellen können. Unsere inductive Forschung beginnt überall mit der socialen Existenz des Menschen und mit dieser ist selbstredend die Sprache gegeben; was vor dieser Epoche liegt, das Dasein des vielberufenen Urmenschen gehört eben nicht mehr in die Sphäre unserer kritischen Erkenntniß, sondern des gänzlich uncontrolirbaren Glaubens. Wie gesagt, der angebliche Urahn unseres Geschlechts spielt allmählich eine bedenkliche, fast romanhafte Rolle in unserer naturwissenschaftlichen Literatur und es wird Zeit, daß er wieder zum Orcus hinabfährt. Die Formulirung des eigenen philosophischen Standpunktes verräth übrigens trotz aller monistischen Tendenz eine unverkennbare Anlehnung an Herbart's Theorie der Selbsterhaltung in dem Gewirre der auf das Ich eindringenden Störungen; indem er sich an die bekannten Reactionen unseres Bewußtseins auf äußere Eindrücke (Licht, Wärme, Schall) anlehnt, überträgt er diese Anschauung auch auf unser geistiges Sein: „Während sich ein Monon gegen den Andrang eines anderen oder in Wirklichkeit gegen eine unendliche Anzahl anderer Mone behauptet, schwingt es. Es bekundet seine Existenz durch Vibration, d. h. durch einen beständigen und regelmäßig wiederholten Versuch, sich gegenüber dem Andrange von Außen aufrecht zu erhalten. Schwingen im weitesten Sinne genommen ist ein Kampf um's Dasein, „ein Kampf um Sein oder Nichtsein" u. s. w. Unseres Bedünkens wird durch diese Anwendung physikalischer Beobachtungen und Vorgänge auf die Verhältnisse und Gesetze unseres Bewußtseins nicht viel gewonnen; denn trotz aller geistreichen Analogien, die selbst bis in's Detail ausgeführt werden können, ist unstreitig eine Psychologie auf der Basis exclusiv physikalischer oder physiologischer Vorstellungen, z. B. einer eventuellen Mechanik der Atome ein in sich widerspruchsvolles Unternehmen.

Für die weitere Entwickelung der Sprache ist eine sachgemäße Auffassung der Mythologie jedenfalls ungemein wichtig. Man braucht nicht zu den oft verlachten euhemeristischen Deutungen zurückzugreifen, um die vielfachen Irrthümer der Erklärung drastisch zu illustriren; viel näher liegt es, z. B. auf die falsche Meinung hinzuweisen, als ob diese ganze phantastische Welt in der That das Product poetischer Spielereien gewesen, einzelner tiefsinnig angelegter Geister, bis dann endlich diese ursprünglichen Metaphern und Floskeln wirkliche Glaubenssätze des ganzes Volkes geworden seien. Offenbar ist der wahre Hergang gerade der umgekehrte, indem die anfänglich wesenhafte Reihe der göttlichen Gestalten allmählich, wie der naive Glauben sich verlor, zu bloßen Schemen herabsank, die im Reiche der Poesie vielleicht noch ihr Dasein fristen könnten, während ihnen sonst jeder Rechtsgrund auf eine unmittelbare, körperhafte Wirklichkeit fehlte. Am Anfang der Dinge, in den ersten Stadien unseres Bewußtseins existirt noch nicht eine so abstracte Figur wie die Metapher; diese entsteht erst, nachdem

Digitized by Google

die schaffende Phantasie erstarrt und ihre Gebilde zu einem bloßen rhetorischen Putz degradirt sind. Wenn wir auch gewünscht hätten, daß dieser naturgesetzliche Proceß klar hervorgehoben wäre, so können wir andererseits dem Verfasser darin nur völlig beistimmen, wenn er das Wesen der mythologischen Anschauung in einer unbewußten Uebertragung des eigenen Seins auf die Außenwelt findet. Sobald dieser geistige Act vollzogen war, war die Mythologie im weitesten Sinne des Wortes geschaffen. Eine neue Welt war geschaffen, eine Welt, welche nichts Anderes sein konnte als ein Reflex unseres Selbst. Denn das einzige Licht, das wir darauf fallen lassen könnten, war das Licht aus unserem Innern, die einzigen Begriffe, durch welche wir sie begreifen konnten, waren die Begriffe von unseren eigenen Thätigkeiten und Zuständen, die einzige Sprache, welche wir darauf anwenden konnten, war die Sprache, die uns und unseren arbeitenden Genossen eigenthümlich war. — Es war unmöglich, die äußere Welt zu erfassen und festzuhalten, zu erkennen und zu verstehen, zu begreifen und zu benennen, ohne diese fundamentale Metapher, diese Universalmythologie, dieses Blasen unseres eigenen Geistes in das Chaos der Objecte und das Wiedererschaffen nach unserem Bilde. Der Beginn dieser zweiten Schöpfung war das Wort, und wir können in Wahrheit hinzufügen, daß Alles durch dieses Wort gemacht, d. h. benannt und erkannt wurde und daß ohne dasselbe Nichts gemacht wurde von dem, was gemacht ist.

Zum Schluß noch ein Wort über die Identität oder Unzertrennlichkeit von Sprache und Vernunft. Man mag unserem Gewährsmann völlig Recht geben, wenn er seinen Widersachern höhnisch zuruft, als ob außer in der Spache auch sonst noch irgendwo die Logik existiren könnte, und doch dem Satz beitreten, daß Logik und Grammatik zwei verschiedene Dinge sind, daß die Logik für alle Sprachen dieselbe, die Grammatik aber für jede Sprache eine besondere sei. Denn in der That decken sich beide Sphären nicht so vollständig, wie unser Linguist anzunehmen scheint; schon die völkerpsychologische Thatsache, daß die Chinesen, ein höchst intelligentes Volk, sich mit einem sehr dürftigen, flexionslosen Idiom behelfen, während die den Naturzuständen so nahe stehenden Buschmänner eine ungemein reich entwickelte Sprache besitzen, sollte uns in dieser Beziehung vorsichtig machen. Im Uebrigen versteht es sich eigentlich von selbst, daß das Wort nur die Hülle für den geistigen Inhalt ist, nicht aber mit diesem selbst zusammenfällt und daß somit die sprachliche Gestaltung eines Begriffes als solche genommen nicht mit diesem identisch ist. Die Logik ist ihrem Wesen und Ursprung nach international, bei allen Völkern und Rassen der verschiedensten Herkunft und Gesittung dieselbe, Grammatik aber und Sprache ganz und gar national, und nur bis auf bestimmte Stammbäume unseres Geschlechts vergleichbar.

Volksliteratur in Rußland.

Von Hermann Roskoschny.

Im letzten Jahrzehnt ist Moskau der Sitz einer eigenartigen schriftstellerischen Thätigkeit geworden, deren Erzeugnisse in hunderttausend und aber hunderttausend Bänden und Bändchen eine weit größere Verbreitung gefunden haben, als die Werke der ersten Dichterfürsten Rußlands. Die Spur ihrer Verbreitung läßt sich durch das ganze weite Gebiet zwischen dem Weißen Meere und der persischen Grenze verfolgen, aber vergebens forscht man auf all den Bänden nach den Namen der Verfasser. Dieselben wissen, daß die Nachwelt ihnen keine Kränze flicht und daß auch die Mitwelt — ihre Leser ausgenommen — ihre Thätigkeit nichts weniger als anerkennend beurtheilt; da ihnen aber — eine seltene Erscheinung! — an dem Beifall ihrer Leser nichts gelegen ist, verzichten sie auf allen schriftstellerischen Ruhm und begnügen sich mit dem klingenden Lohne.

Die Schriften, die sie in die Welt senden, sind sämmtlich für das Volk im weitesten Sinne des Wortes bestimmt, also für die 70 Millionen Bauern, die das europäische Rußland zählt. Nun gibt es zwar in Rußland eine Menge Vereine zur Verbreitung von Bildung und Aufklärung, die sich die Herstellung guter und billiger Volksbücher zum Ziele setzen, und große Verlagsbuchhandlungen wirken in demselben Sinne, aber das vorhandene Bedürfniß vermögen sie alle nicht zu befriedigen. Unter der Bauernschaft regt sich eine dunkle, unklare Ahnung, daß Wissen eine Macht ist, und mancher, der des Lesens und Schreibens nicht kundig ist, greift gierig nach jedem Buche, das ihm in die Hände fällt, um es sich von einem jüngern Hausgenossen oder Nachbar, der die Schule besucht hat, vorlesen zu lassen. Auch das Bedürfniß, in das ewige Einerlei des von Wodka und Kabak (Branntweinschenke) beherrschten Alltagslebens einige Abwechslung zu bringen, spielt dabei mit. Was das Buch enthält, ob sein Inhalt gut und nützlich sein kann, vermag aber der Bauer, der ein Buch kauft, nicht zu beurtheilen, da er ja nicht einmal die Aufschrift zu lesen vermag; er läßt sich beim Kauf meist durch Aeußerlichkeiten bestimmen, durch eine packende drastische Abbildung auf dem Buchumschlag, und in dieser Beziehung leisten heute gewisse Verleger von „Volksbüchern" Außerordentliches. Die Schundliteratur, die dergestalt entstanden ist, beherrscht den Markt, und der Bauer kauft ihre Erzeugnisse viel eher als die besten Bücher, die zu seiner Belehrung geschrieben werden. Für eine so begehrte Waare kann selbstverständlich auch ein bedeutender Preis gefordert werden, und es ist gar keine Seltenheit, daß solch ein „Volksbuch" einen Rubel kostet, bevor es aber in irgend einem entlegenen Gouvernement in den Kreisen, für die es bestimmt ist, zur Verlesung gelangt, kann in den Händen von Zwischenhändlern sein Preis noch um das drei- bis fünffache sich steigern. Durch den großen Gewinn, den der Vertrieb solcher Bücher auf dem Lande abwirft, ist ihren Erzeugern die Unterstützung all der tausende Hausirer und Aufkäufer gesichert, die von Dorf zu Dorf ziehen, um dort allerhand der Bauernbevölkerung unentbehrliche Sachen zu verkaufen oder ihrerseits Getreide, Vieh, Hanf, Erzeugnisse der Hausindustrie, kurz alles, was nicht niet- und nagelfest ist, und sei's ein altes Hufeisen, einzukaufen. Die Aufkäufer versäumen schon seit langer Zeit nicht mehr, sich vor Antritt ihrer Rundreise mit einer gehörigen Anzahl Bücher zu versorgen, die sie mit einem Gewinn von 300 bis 500 Procent an den Mann zu bringen verstehen.

Solch' ein Aufkäufer hat z. B. in einem Dorfe einen Bauer gefunden, der eine Kuh verkaufen will. Der Bauer verlangt 15 Rubel für seine Kuh, und die Kuh ist diesen Preis auch unter Brüdern werth, doch der Aufkäufer bietet nur wenig über die Hälfte des verlangten Preises. Nach langem Feilschen erklärt er sich endlich bereit, 12 Rubel zu zahlen und dem Bauer ein Buch als Zugabe zu überlassen. Das Wort „Buch" verfehlt seine Wirkung nicht. Der Bauer, obwohl noch immer fest entschlossen, an seiner Forderung festzuhalten, will doch das Buch sehen, das der Aufkäufer ihm anbietet, und dieser holt ein Büchelchen hervor, dessen Aufschrift er ihm mit ausdrucksvoller Betonung vorliest: „Wie ein Koldun*) sich selbst auffraß." Zur Erhöhung der Zugkraft ist die merkwürdige Begebenheit der Selbstverzehrung auf dem Umschlag bildlich dargestellt: ein Mann nagt an seinem eigenen Arm. Während der Bauer mit dem Aufkäufer verhandelt, haben sich Neugierige angesammelt, theils Hausgenossen, theils Nachbarn, alle drängen sich heran, das Buch zu betrachten, und ein Schuljunge muß die Aufschrift vorlesen. Sie lautet wirklich: „Wie ein Koldun sich selbst auffraß!" Nun hat der Aufkäufer bereits gewonnenes Spiel. Jeder möchte gern wissen, wie es möglich ist, daß jemand sich selbst verzehrt, und bald bestürmen alle den Bauer, auf das Anerbieten des Aufkäufers einzugehen und das Buch zu erwerben. Die Kuh ist plötzlich mit allen möglichen Makeln behaftet. „Sie ist ja alt!" sagt der Eine. „Sie wird verrecken und Du wirst dann höchstens

*) Zauberer, Hexenmeister.

Digitized by Google

ihre Haut verkaufen können," sagt ein Zweiter. „Sei kein Knauser," fügt ein Dritter hinzu. „Mehr als 12 Rubel ist ja die Kuh ohnehin nicht werth." Und der Aufkäufer benutzt die Gelegenheit, einzuschalten, daß das Buch ihn selbst 5 Rubel koste, er also eigentlich die Kuh mit 17 Rubel bezahle — kurz und gut, der Aufkäufer erhält die Kuh und der Bauer nimmt für sie 12 Rubel und das fesselnde Buch. Auf diese Weise kommen viele tausend Bücher unter das Volk, und die besten Absichten von Vereinen und Gesellschaften werden zu nichte durch die Macht, welche die Schundliteratur bereits erlangt hat.

Ein Blick in die Werkstätten, in denen solche Waare hergestellt wird, müßte höchst fesselnde Neuigkeiten zu Tage fördern, aber es ist ungemein schwer, näheres über das Verhältniß von Schriftstellern und Verlegern zu erfahren. Die Buchhändler in der Nikolskaja-Straße und der Iljinka in Moskau sind in Bezug auf die schriftstellerischen Größen, deren Werke sie vertreiben, verschwiegen wie das Grab, und die Schriftsteller selbst bekennen sich nicht gern zur Vaterschaft der Kinder, die sie in die Welt gesetzt haben. Doch auch der Uneingeweihte wird nicht lange im Zweifel sein, wo er die Verfasser zu suchen hat: sie können sich nur unter den Hunderten befinden, durch welche der Name literátor (Schriftsteller) in Moskau ein so verrufener geworden ist. Dieses Schriftstellerheer ergänzt sich aus den verschiedensten Berufszweigen: da sind Gymnasiasten und Studenten, die aus irgend einem Grunde ihre Studien nicht beenden konnten, ehemalige Beamte und Offiziere, deren mancher eine nicht ganz makellose Vergangenheit hinter sich hat, beschäftigungslose Schauspieler — ein buntes Sammelsurium verkannter Genies, deren gemeinsames Kennzeichen eine höchst mangelhafte Vorbildung ist. Sie leben alle nur vom Ertrag ihrer Feder und ernähren oft von demselben noch Weib und Kinder, und doch sieht man nur höchst selten den Namen des Einen oder des Anderen unter irgend einem kleinen Aufsatz in einem kleinen Winkelblättchen. Ihre Mitarbeiterschaft bei diesen Zeitungen kann ihnen nicht die Mittel zum Lebensunterhalt liefern — wovon leben sie also? Von der „Volksliteratur"!

Wie der Bauer den Werth des Buches, das er kauft, nicht zu beurtheilen vermag, so ist auch der Verleger selten im Stande, ein richtiges Urtheil über das ihm angebotene Schriftstück zu fällen. Er gibt sich damit überhaupt nicht ab und verläßt sich vollständig auf das Gutachten eines Mannes, der so zu sagen der General en chef dieses Schriftstellerheeres ist. Er war erst Handlungsdiener in einer der Buchhandlungen Kitai-gorods*), eine Zeit lang selbst Besitzer eines Buchladens, gab dann ein wenig gelesenes Blättchen heraus, und ist jetzt der oberste Censor für Volksliteratur. An ihn wendet sich alles, was durch dieselbe sein Brod verdienen will, denn nur ein von ihm gut geheißenes Manuscript findet einen Verleger. Fesselnde Enthüllungen über dieses Haupt des Moskauer Schriftstellerproletariats finden sich in einer neueren Reisebeschreibung, deren Verfasser es sich angelegen sein ließ, den Schleier zu lüften, der diesen eigenartigen Erwerbszweig verhüllt.**)

Der Neuling, der sich bei Nikolai Dmitrijewitsch meldet, findet einen sehr kalten Empfang. Ohne ihm die Hand zu reichen, ohne ihm einen Stuhl anzubieten, frägt der Gewaltige nach den Fähigkeiten des Bewerbers. Gewöhnlich beruft sich derselbe auf seine Mitarbeiterschaft bei dieser oder jener Zeitung. „Das ist nicht unser Fach," erwidert Nikolai Dmitrijewitsch mit geringschätziger Miene. „Verstehen Sie zu schreiben wie wir es brauchen?" — „Ich will es versuchen," entgegnet der Bewerber. — „Gut! Schreiben Sie etwas zur Probe. Ich will's beurtheilen." — „Aber was soll ich schreiben?" — „Was? Wie kann ich das wissen?! Trinken Sie einen halben Stof Branntwein aus, und dann schreiben Sie! Meinetwegen über den Ball bei der Herodias, wie das Haupt Johannes des Täufers auf der Schüssel gebracht wird!" — Der zukünftige Volksschriftsteller befolgt den Rath; er geht nach Hause, leert eine Branntweinflasche und beginnt zu schreiben. Bald erscheint er wieder bei Nikolai Dmitrijewitsch mit dem fertigen Manuscript. In einer Minute überfliegt der General en chef einige Seiten und sagt dann entweder: „Dummes Zeug!" oder „Gut!" Im letzteren Fall ertheilt er dem Bewerber einen Auftrag. „Können Sie selbständig eine Handlung ersinnen?" frägt er. Wird die Frage bejaht, beauftragt er den Schriftsteller, ihm zehn packende Aufschriften und zehn Entwürfe zur Auswahl zu bringen; im entgegengesetzten Falle gibt er ihm ein Buch, irgend einen Roman eines bekannten Verfassers, und heißt ihn, denselben so zu bearbeiten, wie es am Rande der Seiten angegeben ist. Nun beginnen für den Schriftsteller Stunden fieberhafter Arbeit. Der Auftrag muß so schnell als möglich ausgeführt werden, um Geld zu bekommen, denn es fehlt an Holz, um die Stube zu heizen, die Kinder schreien nach Brot, vielleicht dringt auch noch der Hauswirth auf Zahlung der rückständigen Miethe . . . was liegt da näher, als daß der Schriftsteller vor Allem zur Flasche greift, um aus ihr Kraft und Begeisterung zu schöpfen. Der Bauer betrinkt sich, und der Schriftsteller, der für ihn schreibt, thut desgleichen. Wie soll er, der in seinem Leben nicht viel gelesen hat, rasch zehn packende Aufschriften ersinnen und zehn Entwürfe von Erzählungen ausarbeiten? Ohne Wodka ist dies offenbar unmöglich. Das Buch, das ihm Nikolai Dmitrijewitsch mitgegeben, sieht auch gar merkwürdig aus. Am Rande der Seiten stehen Bleistiftbemerkungen: „alle Namen ändern", „hierher eine Rauferei", „der Sohn schlägt die Mutter" u. s. w. Ein seitenlanges ruhiges Gespräch zwischen Mutter und Sohn erschien Nikolai Dmitrijewitsch langweilig; darum muß der Sohn plötzlich die Mutter schlagen — das packt, derartiges verlangen die Leser! Der Schluß des Romans ist auch ganz unbrauchbar; der Verfasser hat seine Erzählung glücklich zu einem befriedigenden Abschluß geführt, aber Nikolai Dmitrijewitsch hat ihn gestrichen und an den Rand geschrieben: „Hierher einen Mord!" Solche Arbeit — das sieht gewiß Jeder ein — kann man nicht in nüchternem Zustand vollbringen. Der Schriftsteller sinnt und schreibt und — trinkt. Endlich hat er die zehn packenden Aufschriften gefunden, hat einige Entwürfe zu Papier gebracht, einen Abschnitt des Romans umgearbeitet, und eilt nun mit einem Stoß Manuscripte zu Nikolai Dmitrijewitsch. Die Umarbeitung des Romans findet den Beifall des Generals und er gibt dem Schriftsteller eine Anweisung auf einen Vorschuß. Auch von den packenden Aufschriften und Entwürfen gefällt ihm der eine oder der andere. Er schreibt darunter: „gut befunden, am so und so vielten", und gibt dem Schriftsteller das Blatt zurück. — „Dafür suche Dir einen Verleger", sagt er. Der Verfasser eilt spornstreichs in die Nikolskaja oder Iljinka und tritt in einen Buchladen. „Was wünschen Sie?" frägt der Buchhändler. — „Ich bringe Ihnen eine Aufschrift und einen Entwurf, die von Nikolai Dmitrijewitsch gut befunden sind." — „Geh' Deiner Wege! Ich habe keinen Bedarf!" — Der Schriftsteller wandert weiter von Laden zu Laden, bis er endlich einen Käufer findet. Ueber das Honorar wird nicht lang verhandelt, die Volksliteratur hat feststehende Preise: der Verleger zahlt für jedes Buch zehn Rubel. Von der rosenrothen Farbe der Zehnrubelscheine stammt das Wort „rosantschik", mit dem dieses Honorar bezeichnet wird, und da die Farbe der Scheine auch an das nationale rothe Kattunhemd erinnert, das der Bauer über die Beinkleider herabhängen läßt, nennt sich dieses Schriftstellerheer in einem Anflug von Galgenhumor: „Die Kattunmannschaft", sitzewaja kománda.

Aus alledem wird der Leser schon ersehen haben, daß es in Rußland nicht leicht ist, Volksschriftsteller zu werden, und daß auch der nicht auf Rosen gebettet ist, der es schließlich geworden. In den Keller- und Dachwohnungen, in denen diese Leute hausen, ist und bleibt die Noth Stammgast. Doch es ist auch nicht leicht, Verleger zu sein, denn seine Kundschaft ist ein eigensinniges, schwer zu befriedigendes Völkchen, dessen Eigenheiten studirt sein wollen. Vor allem muß sich solch' ein Verleger hüten — zu viel Bildung zu besitzen und dieselbe in seinem Gewerbe zu verwerthen. Ein Beispiel mag dies klar

*) Der dicht am Kreml gelegene Stadttheil Moskaus.

**) A. N. Moltschanow, Po Rossii. (Kreuz- und Querfahrten durch Rußland.)

Digitized by Google

machen. Ein Volksbuch unter der Aufschrift Serij wolk (der graue Wolf) hatte großen Erfolg erzielt, trotzdem auf dem Umschlag schon das erste Wort einen argen Fehler aufwies. Das Wort serij war nämlich mit einem e anstatt des Buchstaben jat gedruckt, wie es die Rechtschreibung verlangt. Auf den Fehler aufmerksam gemacht, verbesserte ihn der Verleger bei der nächsten Auflage, und — kein Mensch wollte das Buch kaufen. „Das ist nicht dasselbe Buch!" sagten die des Lesens unkundigen Hausirer, indem sie auf den Buchstaben jat wiesen, und keine Ueberredungskunst vermochte sie zu überzeugen, daß da nur ein Druckfehler verbessert worden. Dem Verleger blieb nichts übrig, als neue Umschläge zu drucken, auf denen wieder der alte Fehler prangte.

Je mehr der Verleger auf die Eigenheiten der Zwischenhändler und der Leser Rücksicht nehmen muß, desto rücksichtsloser ist er gegen die Kattunmannschaft. Das Angebot ist stets bedeutend größer als die Nachfrage, und der Volksschriftsteller muß daher mit dem zufrieden sein, was der Verleger ihm bietet. Unter solchen Umständen ist es aber auch erklärlich, daß alles Sinnen und Trachten der Kattunmannschaft darauf gerichtet ist, sich zu einer besseren, unabhängigeren Stellung emporzuschwingen, und eine solche erblicken alle in der Mitarbeiterschaft an einer größeren Zeitung oder — ihr höchstes Ideal — in der Stellung eines Zeitungsleiters. Die abenteuerlichsten Pläne werden in ihrer Mitte geboren, und doch findet immer noch ein guter Theil derselben seine Verwirklichung, da an wohlhabenden aber ungebildeten Leuten kein Mangel ist, denen es auf einige tausend Rubel nicht ankommt, wenn sie ihre Eitelkeit befriedigen und ihren Namen an der Spitze einer Zeitung als den des Herausgebers verzeichnet sehen können — selbst wenn sie nicht im Stande sind, das von ihnen herausgegebene Blatt zu lesen. Manche journalistische Eintagsfliege verdankt solcher geschickter Ausnutzung fremder Eitelkeit durch die Kattunmannschaft ihr kurzes Dasein, das immerhin genügt, ein hübsches Sümmchen aus der Tasche des Herausgebers in die Taschen seiner Redacteure und Mitarbeiter hinüberzuleiten. Wenn sie einen solchen Goldonkel nicht zu finden vermag, arbeitet die Sippschaft auch mit geringeren Mitteln. Es muß ja keine große Zeitung sein; wenn es nur überhaupt eine Zeitung ist! Man findet dann immer Gelegenheit, die Erzeugnisse seiner Feder zu verwerthen, und erhält oft ein hohes Honorar — doch nicht für den Abdruck, sondern für das Unterbleiben desselben. Nicht etwa, daß irgend ein Menschenfreund ihre Manuscripte aufkaufte, um der Welt die Qual zu ersparen, sie gedruckt zu lesen — Gott bewahre! Menschenfreundlichkeit ist dabei nicht im Spiel, gerade das Gegentheil! Die Franzosen haben für diese Art schriftstellerischer Thätigkeit den Namen erfunden, chantage, aber dieselbe ist vielleicht in ihrem Ursprungsland nie so in Blüthe gestanden wie in Rußland. Von der Kattunmannschaft wird sie allerdings nur sozusagen als Kleingewerbe betrieben, die chantage im großen Stile bleibt anderen Kreisen der Schriftstellerwelt überlassen. Die altväterischen Anschauungen eines großen Theiles der Moskauer Bevölkerung, namentlich der Kaufleute alten Schlags, bieten der chantage ein viel geeigneteres Feld als sie in dem schon mehr unter westeuropäischem Einfluß stehenden Petersburg findet. Mancher Moskauer Kaufmann würde es für eine unvertilgbare Schmach ansehen, wenn irgend eine Zeitung, und sei's das unbedeutendste Schmutzblättchen, einen gegen ihn gerichteten Schmähaufsatz veröffentlichte. Nun erhält er eines Tages einen Brief, in dem ihm ein „Schriftsteller" mittheilt, er habe allerlei über die Art und Weise seiner Geschäftsführung erfahren und werde dies in der Zeitung veröffentlichen, wenn er nicht umgehend 50 Rubel erhalte; vielleicht findet sich auch der „Schriftsteller" persönlich mit dem fertigen Aufsatz ein, oder er hat ihn sogar setzen lassen und legt nun einen Bürstenabzug vor, um sein Opfer glauben zu machen, der Aufsatz befinde sich bereits unter der Presse und es sei keine Zeit zu verlieren, wenn sein Erscheinen noch verhindert werden solle. Selbst wenn der Kaufmann ein völlig reines Gewissen hat, wird er zahlen, um öffentliches Aergerniß zu vermeiden. Auch die des Lesens und Schreibens unkundigen kleinen Gewerbetreibenden, Bäcker, Fleischer, Gastwirthe u. s. w., werden oft Opfer der chantage. Von ihnen läßt sich zwar nicht so viel erpressen, wie von einem reichen Kaufmann, aber sie können wenigstens auf das Blättchen abonniren. Manches Schmutzblättchen verdankt seine Abonnentenzahl nur der Erpressung. Der Herausgeber vertheilt an seine Mitarbeiter Sammellisten und sendet sie damit zu Gewerbtreibenden, und da sie mit der Liste in der einen, mit dem Revolver in der anderen Hand sammeln, wird ihnen selten die Thür gewiesen. Die Furcht, „in die Zeitung zu kommen", ist eben in den ungebildeten Kreisen so groß, daß sie kein Opfer scheuen, um dieses Unheil von sich abzuwenden.

So bieten sich dem Schriftstellerproletariat die mannigfaltigsten Mittel und Wege zum Gelderwerb, und darum wird auch die edle Zunft nicht so bald aussterben. All die Hunderte, die heute hungernd und frierend in feuchten Kellerwohnungen sitzen und mit fieberhafter Hast die Feder über das Papier führen, hält in ihrem Elend die Hoffnung aufrecht, daß sich einmal doch noch ein Goldregen über sie ergießen werde.

Feuilleton.

Die Leimruthe.

Humoreske von Stephan Petelei.

Autorisirte Uebersetzung aus dem Ungarischen.

Der Brief war auf blauem Papier geschrieben und lautete:

„Lieber Neffe!

Mit Vergnügen habe ich Deinen Zeilen entnommen, daß Du Dein juristisches Staatsexamen gemacht hast. Ich gratulire. Mag der Himmel Dir besondere Kraft in der Beweglichkeit der Zunge und dazu eine große Leber verleihen! Mir geht es ganz gut. Seitdem ich die Stadt verlassen und die Praxis aufgegeben, bin ich wie neugeboren. Hier auf dem Lande, in Bog, lebe ich ausschließlich meiner Passion. Hier lärmt mich Niemand aus dem Hause, wenn ihm der linke Ellenbogen juckt oder wenn sein Junge einen „wunderlichen" Blick hat. Ich hatte es endlich satt! Desto lebhafter bedauere ich es, daß ich Dein liebenswürdiges Anerbieten, mich jetzt hier zu besuchen, nicht annehmen kann. Wie sehr ich mich darauf unter anderen Umständen gefreut hätte, so muß ich jetzt aus triftigen Gründen auf die Visite verzichten und Dich bitten, Dich noch einige Monate zu gedulden, ich werde Dich dann aus eigenem Antriebe einladen. In meiner Wohnung ist nämlich Alles von oberst zu unterst gekehrt und ich könnte Dir keine Gastfreundschaft erweisen. Mich beschäftigt jetzt ein großes Werk, welches, wie ich mir schmeichle, der Wissenschaft einen wesentlichen Dienst erweisen wird; mir bereitet es jedenfalls ein außerordentliches Vergnügen. Ich züchte Spinnen, mein lieber Neffe. Ich errichte eine Spinnenwebefabrik und will die Seide meiner kleinen Weber, diese prachtvolle Seide, diesen weichen, zarten und fabelhaft dünnen Stoff, zu verwerthen suchen.

Die Idee rührt zwar nicht von mir her, aber ich darf wohl mit Stolz sagen, daß ich sie vervollkommne. Der eigentliche Vater dieses Gedankens war Réamur, der im Anfange des vorigen Jahrhunderts 5000 Kreuzspinnen zu einem ähnlichen Zwecke zusammengebracht hat. Die Welt tritt die Spinnen in unwürdiger Weise mit Füßen und fegt sie mit dem Besen weg, lieber Neffe! Réamur beging jedoch einen Irrthum. Er war nämlich der Ansicht, daß man die kleinen Spinnen statt mit Fliegen, kleinen Mücken, Brummern ꝛc. mit Würmern und den Federkielen junger Tauben füttern könnte. Die Spinne gehorchte nicht. Charakter hat auch das Thier! Die trefflichen Thiere haben sich lieber gegenseitig aufgefressen — schließlich blieben Réamur nur zwei ganz fette Exemplare — als daß sie die Würmerspeise genossen hätten. Dieser Irrthum verzögerte lange Zeit hinaus die Lösung des schwierigen Problems. Wo wären wir jetzt, wenn die Frage schon ihre Erledigung gefunden hätte! Welchen Umsturz im Handel und Wandel hätte die Spinnenseide hervorgerufen, wenn der sonst so treffliche Réamur nicht an seiner fixen Idee der Spinnenernährung festgehalten hätte! Ich will meine Fabrik auf eine viel rationellere Grundlage errichten. Sehr einfach! Ich gebe der Spinne das zu essen, was sie gern hat — also Fliegen, Mücken, Brummer ꝛc. Die Züchtungsvorrichtungen entziehe ich keineswegs dem Sonnenlichte, lasse sie vielmehr ganz frei. Ich lasse bei der Scheune vorne Latten anbringen, sie mit süßem Honig bestreichen, mit Zuckerwasser und aller übrigen, der Fliege und dem Brummer so angenehmen Kost beträufeln, und ich bin überzeugt, daß ich alle die kleinen Thierchen des Landes nach Bog ziehe — die Leimruthe wird Wunder verrichten.

Schon jetzt kann ich Dir, lieber Neffe, die erfreuliche Nachricht geben, daß Bog noch nie so sehr von Fliegen aufgesucht war, wie jetzt; ich kann wohl sagen, daß förmliche Wolken dieser Thierchen meinen Hof und die

Digitized by Google

baumlosen Bergabhänge belagern. So können meine Spinnen feist werden, wirken, und ich rechne bestimmt auf einen glänzenden Erfolg. (Unter Parenthese will ich Dir mittheilen, daß Bog ein baumloses, elendes und schmutziges wallachisches Dorf und daß meine jetzige Wohnung mehr ein Nest als ein Haus ist; wer sich einmal daran gewöhnt hat, der erträgt es eben mit Resignation, aber ein Fremder würde sich hier zu Tode langweilen. Das ist eine der oben an Dich gerichteten verwandtschaftlichen Bitten.) Diese Arbeit nimmt mich außerordentlich in Anspruch; meine Bekannten suchen mich, seitdem ich in Bog wohne, nicht auf, weil sie sich, wie sie sagen, vor meiner Beschäftigung entsetzen, aber mir liegt nichts daran! Das Bewußtsein, Gutes zu thun, und das Vergnügen, welches ich mir selbst bereite, entschädigt mich für Alles. Ich weiß, daß Dir mein Spinnenhof unangenehm sein würde — wer sie eben nicht liebt, mein lieber Neffe, der liebt sie einmal nicht, dagegen läßt sich nichts thun! — so wollen wir denn, wie gesagt, Deinen lieben Besuch auf eine Zeit verschieben, wo mein Haus nicht so derangirt sein wird.

Gott erhalte Dich! Ich grüße und küsse Dich, sowie Deine Mutter, meine liebe Schwester Emilie, und verbleibe Dein ergebener Onkel

Dr. Andreas Baczkó."

Die Adresse lautete: „An Herrn Dr. Paul Edes."

Nach drei Tagen traf auf dieses Schreiben eine auf Velinpapier mit zierlichen Buchstaben geschriebene Antwort ein, welche also lautete:

„Mein lieber und guter Onkel!

Ich umarme Sie aus der Ferne. Ich freue mich wie ein Kind und werfe meinen Hut in die Luft, so sehr hat mich der Inhalt Ihres Briefes entzückt. O ich schwärme für die Spinne — habe ich doch mit meiner Abhandlung über die Verpflanzung der „Gnophosa exornata" aus der Sahara nach unserem Vaterlande einen Preis gewonnen, besitze ich doch eine Sammlung in Spiritus, die ihres Gleichen sucht. Ich bewundere diese kleinen Künstler, ihren Charakter und ihr Genie, ja, ich kann wohl sagen, daß ich die Spinnen anbete, und Sie, lieber Onkel, züchten dieselben? Spinnen? Und jetzt erst theilen Sie mir das mit?!

Sie haben übrigens Recht! Die Wissenschaft wird Ihre edlen Bemühungen gewiß zu würdigen wissen, sie wird von der einfachen, aber doch zielbewußten Entdeckung, womit Sie in Bog die Fliegen auf die Leimruthe locken, entzückt sein. Bald wird Bog eine geographische Berühmtheit sein, wovon man überall in Europa, so weit nur die Civilisation reicht, rühmend singen und sagen wird: Es leben die Spinnen! Ich will nur meine dringendsten Angelegenheiten ordnen und dann sofort zu Ihnen eilen, um Ihre Besitzung zu besichtigen und mich Ihnen zu diesem großartigen Unternehmen als Ihr Famulus zur Verfügung zu stellen. Bequemlichkeit? Was bedeutet Bequemlichkeit für den, der nicht auf Kissen und Divans, sondern auf dem harten Schemel der Wissenschaft am wonnigsten ruht? Ich finde selbst in dem miserabelsten Käfig mein Plätzchen und es genirt mich nicht im Geringsten, wenn in Bog weder ein Baum gedeiht, noch auch die Sonne scheint. Wenn es nur Spinnen, Fliegen, Mücken und Brummer gibt, wie Sie sich in Ihrem lieben Briefe auszudrücken beliebten.

In der Hoffnung auf baldiges Wiedersehen umarmt sie in freudiger Bewegung Ihr getreuer Neffe Paul.

PS. Interessirt sich die kleine Luise gleichfalls für die Spinnen oder haben Sie sie gar nicht mitgenommen?"

Als Dr. Baczkó, welcher in Zurückgezogenheit den Wissenschaften lebte, diese Zeilen erhielt, sprang er ärgerlich von seinem Stuhle auf und rief: „Da soll ja gleich das Donnerwetter drein schlagen!" Er setzte sich sofort an den Schreibtisch und sandte seinem Neffen die folgende Epistel:

„Du irrst, mein lieber Neffe Paul, wenn Du glaubst, daß mein Besitzthum schon in Ordnung sei; es soll erst Alles zurecht gemacht werden. Allerdings gibt es in Bog viele Fliegen, aber noch nicht genug, und ich weiß noch nicht genau, ob die klimatischen Verhältnisse hier besonders günstige sind? Ich muß deshalb so früh als möglich, um mich zu orientiren, nach der Hauptstadt zurück. In meinem Hause bleibt nur mein wallachischer Diener als Hüter, sowie als Beaufsichtiger der Latten und der Leimruthen zurück. Deshalb bitte ich Dich nochmals, Deinen Besuch so lange aufzuschieben, bis ich Dich selbst aufsuche, um Dich mitzubringen. Im Uebrigen freue ich mich, daß Du die Spinnen liebst, und ich verharre mit herzlichen Grüßen Dein Dich liebender Onkel."

Nach Verlauf von vier Tagen, als eben Dr. Baczkó auf der mit wildem Wein bewachsenen Veranda saß, erschien Pawel plötzlich mit verstörten Mienen vor dem Hausherrn mit der Botschaft, daß soeben ein herrschaftlicher Wagen in den Hof gefahren sei.

Dr. Baczkó sprang auf, wie von einer Tarantel gestochen: „Welcher Wagen ist's? Was will der Besuch? Um des Himmels willen, es wird doch nicht Paul sein? Sieh doch nach, lieber Pawel. Sag', ich sei verreist, ich sei ausgegangen ... Doch nein, sage nichts ... Warte ... Geh' ... Spanne seine Pferde aus und bring' ihn hierher."

Und in größter Verwirrung stürzte er nach seiner Wohnung, man wenn er vor seinem Zusammentreffen mit seinem Neffen noch eine dringende Angelegenheit zu ordnen gehabt hätte.

Dem Wagen entstieg ein schöner, junger Mann mit blühenden Wangen. Als Pawel ihn begrüßte, klopfte er ihn auf die Schulter und sagte: „Ach, Du bist also das Factotum Pawel?"

„Ja, gnädiger Herr!" „Sind wir in Bog?" „Ja, gnädiger Herr!" „Und die Bäume? Die Felsen? Die Wälder auf den Felsen? Ist Dr. Baczkó Dein Herr?" „Ja, gnädiger Herr!" „Nun, sorge für meine Pferde und führe mich zu Deinem Herrn!"

Die Begrüßung zwischen Onkel und Neffen war eine sehr herzliche, wenn auch Ersterer seine Verlegenheit nicht verbergen konnte; denn Bog war sehr behaglich eingerichtet, überall Feld und Wald und von den Fliegen war gar nichts zu bemerken. Auch die kleine Luise war nicht aufzufinden und allen Anfragen Paul's nach ihrem Aufenthalt wußte der Onkel geschickt aus dem Wege zu gehen.

„Und doch ist sie hier," murmelte der Neffe, als er in seinem Zimmer allein war. „Ich fühle, daß sie hier sein muß. Es ist mir, als ob mich ihr Athem berührte ..."

Er nahm aus seiner Brusttasche einen zerknitterten Brief und entfaltete ihn. Wie oft hatte er ihn schon gelesen, er kannte jedes Wort auswendig und doch las er ihn gleich allen verliebten Männern, welche die Liebesbotschaft ihrer Angebeteten studiren, immer auf's Neue.

„Er brachte mich nach Bog; alle meine Bekannten wußte er zu verscheuchen; durch welche Kunst — ich weiß es nicht. Wir leben hier wie in der Gefangenschaft, doch ich will ihn nicht anklagen. Als meine Mutter unter seinen Händen starb und ich Waise wurde, beschützte er mich. Er hat mich erzogen und er ist auch heute noch so zärtlich gegen mich, als ob ich seine Tochter wäre. Und doch war ich ihm durchaus fremd und sein erbarmungsvolles Herz fesselte mich an sein Haus ... Doch warum verbirgt er mich jetzt vor der Welt? Von Dir, lieber Paul, darf ich gar nicht mit ihm reden. Er ist augenscheinlich auf Dich eifersüchtig. O komme bald. Schreibe dem Onkel nicht vorher, sondern überrasche ihn. Er hat mir verboten, ihn »Onkel« zu nennen. Er ist seit einiger Zeit ganz eigenthümlich gegen mich ... Ich erwarte Dich ... Ich weiß nicht, wie ich diesen Brief auf die Post geben soll? ... Ist es schicklich, Dich einzuladen? Wirst Du auch kommen? Oder hast Du meiner schon vergessen? Denn seit dem Dienstag, als ich Dich zum letzten Male sah, sind schon 49 Dienstage verflossen. Doch glaube ich, daß Du kommen wirst. Die Blume, welche wir im Blumentopfe pflanzten, jene schöne weiße, sie lebt und blüht noch und gleicht einem Sterne. Ich habe alle herabgefallenen Blätter gesammelt. Ich hoffe, sie werden Dir angenehm sein ..."

Er hatte kaum Zeit, diesen Brief zu verbergen, denn Dr. Baczkó trat in sein Zimmer. „Man bringt uns zu essen. Ein Schuft ist, der mehr gibt, als er hat. Du wirst mit der ländlichen Mahlzeit schon zufrieden sein müssen. Womit vertreibst Du Dir übrigens die Zeit? Was liest Du?"

„Ich lese eine Abhandlung über die Spinnorgane der „Phileus" genannten springenden Spinne. Es ist ein ausgezeichnetes Instrument, womit das achtfüßige Thier sehr feine Gewebe bereitet."

„Also, mein lieber Paul, Du bist in der That ein Liebhaber der Spinnen? Wie bist Du nur auf ihre Vollkommenheiten gerathen? Es ist eine große Seltenheit, eine angenehme Ausnahme im Reiche der allgemeinen Narrheit. Wie bedaure ich, daß wir unsere Erfahrungen und Forschungen mit einander nicht austauschen können, weil ..."

„Ich weiß es, lieber Onkel. Wer kann genau sagen, woher die Sympathien kommen? Wie die Leimruthe für die Fliege, so ist es für mich die Lehre von den Spinnen. Ich bin auf den Leim gegangen und bin gefangen, aber bereue es nicht. Es ist ein Hochgenuß ..."

„Da nun, lieber Neffe, es sehr fraglich ist, ob nicht, wie ich Dir geschrieben habe, die klimatischen Verhältnisse, der Mangel an Ruhe und die Nähe der Stadt meinen Projecten bezüglich der Spinnenzucht im Wege stehen, muß ich in meinen Operationen vorläufig eine Pause eintreten lassen. Ich muß mir auch, wegen des Grundstücks, in der Residenz Rath holen. Du bist noch in zwölfter Stunde gekommen ..."

„Ich will nur offen eingestehen, daß ich mir früher nur für dreierlei Art von Spinnen, die „kleinen Weber", wie Sie sie treffend nennen, die Kreuz-, Webe- und Springspinnen interessirt habe; ich wußte nur so viel, daß wenn eine dieser Arten uns den Rücken entlang kriecht, wir einen Schauder und ein Gruseln empfinden, welches dem Gefühl des tollen Hundes gleicht, wenn er Wasser sieht ... Später, allmählich, als ich durch das Glas der Wahrheit die Weltordnung erkannte, als ich sah ..."

In diesem Augenblicke brachte Pawel das Abendbrod. Beide setzten sich zu Tische und sie glichen im Grunde zweien auf die Beute lauernden Springspinnen. Einer lauerte auf das Wort und den Blick des andern und beide hielt nur ein dünner seidener Faden an dieses Zimmer gefesselt. Dünn, aber unzertrennlich — die Zuneigung zu einem holden Mädchen. Die Unterhaltung gerieth oft in's Stocken.

„Er spricht nichts von Luise", dachte Paul.

„Am nächsten Tage bist Du nicht mehr hier", tröstete sich Andreas.

Laut plauderten sie vom Wetter, dem Verlegenheitsthema der Menschen.

„Wie schön ist doch der Abend! Wollen wir nicht, lieber Onkel, in den Garten gehen? Jetzt zu promeniren, muß doch sehr hübsch sein!"

„Draußen ist es zu thauig. Außerdem bin ich zu matt. Um diese Zeit pflegen wir schon im Bett zu sein. Wie bedaure ich es, daß ich schon morgen früh abreisen muß! Man wartet auf mich."

„Aber, lieber Onkel, ich kann doch hier bleiben, auch wenn Du abreisest? Früher war ja dies der Fall!"

„Das war früher ... Du kannst doch mit Pawel nicht hier bleiben?"

„Warum denn nicht? ... Uebrigens habe ich die beste Gesellschaft — Spinnen. Ich werde die Latten mit Honig bestreichen und so mir die Zeit vertreiben."

„Das geht nicht ... aus verschiedenen Gründen" ... Immer wird es mir klarer, daß er ihretwegen gekommen ist, eiferte der Onkel im Innern. Das Mädchen ist ja auch seit einer Woche wie umgewechselt; sie singt und tanzt, während sie früher so stumm war wie das Grab. Und doch hat sie keinen Brief bekommen. Ich habe ja schon eine ganze Unmasse seiner an sie gerichteten Liebesbriefe. Sollte ich sie für ihn erzogen haben? Für ihn? Wer hat auf Erden mehr Anrecht an sie als ich? Wem gehört sie mehr zu eigen — mir oder ihm? Wer liebt sie mehr?

„Du wirst in diesem Zimmer schlafen", sagte er laut. „Wenn Du mir ein anderes Mal das Vergnügen Deines Besuches bereitest, werde

Digitized by Google

ich für Dich das Gastzimmer herrichten lassen. Heute mußt Du schon mit diesem Gemach vorlieb nehmen. Der Wagen, auf welchem Du gekommen bist — ist doch Dein Eigenthum? Wenn Du nicht müde bist, will ich Dir gern bis zum Tagesanbruch Gesellschaft leisten und mit Dir die Zeit verplaudern. Wir . . ."

„Der Körper muß Ruhe haben, lieber Onkel! Auch kann ich es unter keinen Umständen zugeben, daß Sie sich meinetwegen Ihrer Nachtruhe berauben, wie angenehm mir natürlich Ihre Gesellschaft wäre. Berücksichtigen Sie Ihr Alter . . ."

„Mein Alter? Mein Alter? Du hältst mich hoffentlich nicht für alt und hinfällig?"

Er antwortete nicht, sondern dachte nur: Du willst mich aus dem Wege schaffen; da es Dir mit Deinen Spinnen nicht gelungen ist, soll es Deine Grobheit bewirken. Bah! Du hast noch kein Netz gesponnen, um darin meine goldhaarige Fliege fangen zu können. Du gewährst mir nur eine einzige Nacht. Wir werden ja sehen! . . .

Der Mond strahlte durch das offene Fenster. Ab und zu flatterte eine Motte oder Libelle in's Zimmer und man hörte das Kosen des Windes mit den Blättern der Bäume. Dr. Paul Edes hatte einen Entschluß gefaßt. Er ergriff leidenschaftlich die Hände des Nachfolgers Réamur's und sagte: „Mein lieber Onkel! Seien Sie aufrichtig zu mir. Sie haben mich nicht so herzlich wie sonst empfangen. Was drückt Sie?"

„Thörichte Reden, lieber Neffe! . . . Mich treibt nur das Interesse für die Wissenschaft und die Ehre, damit ich das einmal begonnene Werk nicht im Stiche lasse . . . Mein Besitzthum . . . Meine Spinnen . . . Meine Fliegen . . ."

„Ich weiß, lieber Onkel . . . Die Fliegen . . . Die Honigtöpfe . . . Réamur und Pawel . . . Die Brummer und Mücken . . . Nun, wir wollen uns schlafen legen. Ich will morgen mit Ihnen reisen."

„Mein liebes Kind! Es kommt die Zeit . . . Es kommen Tage . . . Es giebt Augenblicke im menschlichen Leben . . . Morgen reisen wir. Leg' Dich zu Bett. Ich will Dich zu Deiner Mutter begleiten, um sie zu umarmen. Ich habe sie schon lange nicht gesehen . . . Ich wußte, daß Du kein schlechter Mensch bist; dann reise ich nach der Stadt . . . die Spinnen — der Teufel hole die Spinnen!"

Paul Edes blieb allein. In seinem Kopfe jagten sich die Projecte wild durch einander, eines phantastischer als das andere. Verzweifelt ging er im Zimmer auf und ab, wüthend an seinem Schnurrbart drehend und ab und zu die Stirn sich reibend. Er wurde plötzlich durch ein Räuspern aus seinen düstern Träumen aufgeschreckt. In einer Ecke des Zimmers dehnte sich eine dunkle Gestalt — Pawel, den Dr. Andreas klüglich als Wächter zurückgelassen hatte.

„Ei, Du bist ja hier, Pawel? Komm doch etwas näher. Wir wollen plaudern."

„Zu Befehl, gnädiger Herr!"

„Was halt' ich in meiner Hand, Pawel?"

„Einen Hundertguldenschein, gnädiger Herr!"

„Willst Du die Banknote haben? Sie soll Dir gehören, wenn Du mir sagst, wo Fräulein Luise ist!"

„Werden Sie mich nicht verrathen, gnädiger Herr? Nun — für 100 Gulden thut ein Wallache viel. Also, es sei. Sie ist im Garten, aber auch er."

„Sie ist im Garten? Wie komme ich hin? Zeige mir den Weg denn ich muß zu ihr!"

„Aber bedenken Sie, der gnädige Herr ist auch dort!"

„Sei ohne Furcht und folge mir."

Sie schlichen behutsam in den Garten, wo ein kleiner Pavillon neben dem Bienenhause sich befand. Hier verbarg Herr von Bog seinen köstlichsten Schatz.

„Bleib zurück, Pawel."

Paul klopfte leise an die Thüre, die sich bald öffnete, als er seinen Namen nannte. Die Fichten vor der Thür seufzten; Rosen, Lavendel und Salbei gossen dort ihren Duft aus; die Blumenflur und die Sterne am Himmel lauschten heimlich auf das Liebesgeflüster der beiden jungen Leute, die sich so viel zu sagen hatten, daß sie gar nicht zu Worte kommen konnten, trotzdem sich ihre Lippen sehr eifrig bewegten — allerdings mehr zum Kusse als zum Reden.

„Ich wußte, daß Du kommen wirst", flüsterte sie endlich.

„Ich verlasse Dich nicht mehr, . . . nicht eine Minute, mein Liebling", versicherte er.

„Seit 49 Dienstagen habe ich Dich nicht gesehen. Warst Du mir auch treu?"

„Ich konnte früher nicht kommen. Das Studium . . . Das Examen. Ich war und bin Dir treu bis zum Tode."

Baczkó hatte gesehen, wie sein Neffe in den Garten kam, wie er an die Pavillonthüre klopfte und von Luise hineingelassen wurde. Nun trat er aus seinem Lauscherposten unter den Fichten hervor. Er war entsetzlich bleich . . . Er hatte die hülflose Waise in sein Haus genommen, sie erzogen, sie vor jedem Windhauch geschützt, sie wie der Geizhals seine Schätze behütet; er hatte, um sie den Verführungen der Stadt nicht auszusetzen, die Residenz verlassen, auf seine Verbindungen, seine Freunde, ja sogar auf seinen Beruf verzichtet; er hatte sogar zur List und zur Lüge gegriffen, um Jedermann von ihr fernzuhalten — und doch! O schnöder Undank! O schwaches Weib! Seine Zähne schlugen auf einander und seine Faust ballte sich, als Paul und Luise ihm gegenüber standen.

„Mein Herr!" sagte er fassungslos vor Wuth, „nur der Dieb und die Bestie schleicht in der Nacht herum. Wofür soll ich Sie halten? Was suchen Sie hier? Weg von hier! Weg aus meinen Augen! Verlassen sie sofort meinen Grund und Boden!"

„Aber, Onkel!"

„Kein Wort! Ich bin Ihr Onkel nicht mehr! Fort von hier! Zwingen Sie mich nicht zum Aeußersten!"

Er machte Anstalten, sich auf seinen Neffen zu stürzen, als Luise — eine blonde, bezaubernde junge Dame — zwischen die Beiden trat und sagte:

„Ich bin die Schuldige, lieber Onkel. Ich liebe ihn. Ich würde ohne ihn sterben. Habe ich Dir dadurch wehe gethan und an Dir einen Frevel begangen? O zürne nicht!"

Und der bisher so erregte und leidenschaftliche Baczkó wandte sich von Beiden stumm ab. Er wurde unschlüssig und schließlich weich. Er konnte dem Zauber ihrer Stimme, ihren Bitten und ihren Thränen nicht widerstehen. Und als sie an seine Brust sank und ihn mit ihren zarten Armen umhalste, gab er seinen Widerstand auf. Als Paul die Stimmung seines Onkels bemerkte, bat auch er: „Nicht wahr, Sie wollen nicht so grausam sein, uns von einander zu reißen? Lieben Sie uns Beide denn nicht mehr?"

„Nie wirst Du Ursache haben, auf uns ungehalten zu sein", bestürmte Luise ihren Pflegevater. „Wir trennen uns natürlich nie von Dir, wo Du bist, werden auch wir sein, Du sollst in uns folgsame Kinder finden, deren Bestreben sein wird, alle Deine Wünsche zu erlauschen, Dich glücklich zu machen."

„Na, laßt mich zufrieden!" murmelte der große Spinnenzüchter.

„Gnädiger Herr!" ließ sich jetzt die Stimme Pawel's hören. „Es ist schon Tagesanbruch. Der Kutscher hat angespannt. Soll ich das Gepäck herunter schaffen?"

„Dummkopf . . . Schaffe nichts herunter . . . Laß ausspannen!"

Aus der Hauptstadt.

Ferdinand Keller's Colossalgemälde Wilhelm der Siegreiche.

Das erstarkte deutsche Nationalbewußtsein hat unter dem Einfluß praktischer Aufgaben auffallend nüchterne Formen der Bethätigung gefunden. Die Kunstforscher des zweiten Jahrtausends werden dereinst mühsam nach monumentaler Verherrlichung des neuerstandenen Kaiserreiches suchen müssen und an ihren Entdeckungen selten große Freude haben. Am sprödesten hat sich unter den bildenden Künsten die Malerei verhalten, deren naturalistische Richtung ängstlich jede Begeisterungsfähigkeit unterdrückt. Seit dem Velarium Anton von Werner's begegnen wir in Ferdinand Keller's Colossalgemälde, das an dieser Stelle schon in Nr. 43 durch Wilhelm Lübke Würdigung fand und ausführlich beschrieben worden ist, zum ersten Male wieder einer Schöpfung der Idealmalerei, die mit großem Wurf dem, was die Herzen des deutschen Volkes im großen Jahre 1870—71 bewegt, Ausdruck zu verleihen sucht. Einer der Hauptanziehungspunkte der Münchener Ausstellung, wird es auch im Uhrensaal der Berliner Akademie nicht verfehlen, die allgemein Aufmerksamkeit zu erregen, und hoffentlich der Kaiserstadt durch Staatsankauf erhalten bleiben.

Was da auf der Riesenleinwand vorgeht, ist mit kräftigen Mitteln klar und deutlich vorgetragen. Jeder Irrthum in Person und Action ist ausgeschlossen, sobald man dem Maler seine idealen Voraussetzungen zugibt. Der erste Eindruck ist ein überaus festlicher und erhebender. Wir stehen unter dem Banne eines begeisterten Künstlers, der aus dem Vollen heraus schaffend auf naive Empfänglichkeit ein Anrecht hat. Wer's nicht empfindet, wird's auch nimmer verstehen. Wir tragen keinen Augenblick Bedenken, das Colossalgemälde Ferdinand Keller's als eine der bedeutendsten Schöpfungen der Monumentalmalerei unseres Jahrhunderts zu bezeichnen, und würden es auf's Tiefste bedauern, wenn es nicht als Wahrzeichen für kommende Geschlechter vom Staate angekauft einen bleibenden Ehrenplatz fände.

Wird es uns nach diesem unumwundenen Zugeständniß der Künstler verzeihen, wenn wir, aus dem Begeisterungsrausch, in den er uns zu versetzen gewußt, erwacht, mit ihm krittelnd und nörgelnd zu rechten beginnen? Nach voller empfindender und begreifender Hingabe an das Kunstwerk bleibt ein Rest kritischer Bedenken, der sich nicht unterdrücken läßt. Durch die Schöpfung Ferdinand Keller's geht ein unheilbarer Riß, der sich schon in der Conception bemerkbar macht und sich bis in die nebensächlichen Ausdrucksformen hinein verfolgen läßt. Die idealen und die realen Elemente des Bildes klaffen trotz aller malerischen Bindemittel haltlos aus einander. Handelt es sich um eine Apotheose des Kaisers Wilhelm I., so wollen wir nicht durch das Brandenburger Thor, durch die Trophäen und Festons, wie sie wirklich die Siegesstraße im Jahre 1871 geschmückt haben, an die Berliner Linden erinnert sein. Die Phantasie des Beschauers denkt sich sofort die Gewerke mit Innungsabzeichen, in Angströhre und Frack hinzu, und du sublime au ridicule — Soll der Siegeseinzug mit allegorischem Beiwerk dargestellt werden, so tritt das Uebeirdische in allzu anspruchsvoller Form auf. Es drängt sich zu gewaltsam an die Wirklichkeit heran und läßt seine Idealgewänder zu dicht um die modern nüchterne Uniform flattern. Dem Sturmhauch der Begeisterung, der droben weht, die Tuniken der Genien aufbauscht, die Togafalten der Gerechtigkeit knittert und auch noch die Fahnen am Brandenburger Thor wallen macht, widerspricht unten eine absonderliche ceremonielle Windstille. Es ist dem Künstler nicht gelungen, das Portrait

Digitized by Google

in's Monumentale hinein zu überhöhen. Der Kopf des rothen Prinzen begnügt sich beispielsweise mit einer nüchternen Bildnißähnlichkeit, die ihn wie eine Cabinetphotographie gewaltsam in das allegorische Ensemble hineinpreßt. Die Züge der übrigen Paladine, selbst die des Kronprinzen, bleiben unbewegt, als handelte es sich um eine Staatsaction und der Flügelschlag der Begeisterung droben in den Wolken ginge sie eigentlich gar nichts an. Es ist gewiß schwer, Wirklichkeit und Phantasiegestaltung zu einem einheitlichen Ganzen zu verschmelzen, aber Ferdinand Keller hat sich eins der gangbarsten Mittel entgehen lassen. In dem bewußten Streben nach festlichem Farbenprunk hat er die Wirkungen des clair-obscur verschmäht und ist bei dem gleichmäßig über das ganze Bild vertheilten Licht gezwungen gewesen, die Strahlenglorie, die sich schräg aus den Wolken herab über die Quadriga ergießt, wie farbloses elektrisches Licht zu behandeln. Dadurch erhält der ganze Mittelgrund einen Stich in das kreidig Weiße, das die kräftigen Localtöne von links und rechts her allzu symmetrisch eng umschließen. Ferdinand Keller ist ein Colorist ersten Ranges und wird nicht mit Unrecht als würdiger Nachfolger Hans Makart's bezeichnet. Seine Apotheose Kaiser Wilhelm's des Siegreichen verweist ihn so ungefähr in die Mitte zwischen den farbenfreudigen Wiener Rubens und seinen speciellen Karlsruher Kunstgenossen, den Meister des Velariums und späteren Maler des Ceremonienbildes Anton von Werner.

G. M.

Notizen.

Wilhelm Jordan. Von K. Schiffner. (Frankfurt a. M., Osterrieth.) — Die schön ausgestattete, mit drei Bildnissen geschmückte Schrift eines vertrauten Freundes und begeisterten Verehrers des Dichters gibt sich als ein Gelegenheits- und Huldigungswerk zu dem 50. Schriftstellerjubiläum und 70. Geburtstage Jordan's. Es wird viel neues und authentisches Material geboten, das einem zukünftigen Biographen als werthvolle Grundlage dienen kann. Persönliches und Biographisches wechseln mit kritisch-ästhetischen Betrachtungen ab, und nichts wird versäumt, um uns die kraftvolle menschliche und dichterische Individualität näher zu bringen. Manches Urtheil des Verfassers dieser Lobschrift bedarf der Correctur, aber im Ganzen kann man seiner hohen Schätzung dieses stets für Freiheit und Recht kämpfenden, gedanken- und hoheitsvollen Poeten beistimmen. Der markige Ostpreuße, der aus den Stürmen der Politik sich in das Reich der Dichtung hinüberrettete und den Idealen seiner Jugend nicht nur treu geblieben, sondern auch im Silberhaar ihr jugendfrischer Verkünder geblieben, ist ein so durch und durch moderner und stets in der Wirklichkeit fußender Poet, daß er nur im Zusammenhange mit seiner Zeit zu verstehen und zu erklären ist. Hätte sich der ehemalige Marinerath im „tollen Jahre" nicht verstimmt zu seiner Muse zurückgezogen, so würde er gewiß auch im öffentlichen Leben sich eine hervorragende Stellung geschaffen haben, denn die starke staatsmännische Ader, das organisatorische Talent, die zielbewußte Energie seines Willens zeichneten schon den Achtundvierziger aus. Es spricht für seinen weitausschauenden Blick und seinen praktischen Verstand, daß er aus dem Sturm und Drang jener unklar wollenden Zeit in unsere mit Blut und Eisen gezimmerte Gegenwart so gewandt den Uebergang fand, ohne von seinem Wesen das Geringste zu opfern. Während z. B. ein Gottfried Kinkel bis zuletzt ein Achtundvierziger blieb und ohne wahres Verständniß der neuen Zeit gegenüberstand, vergaß Jordan das vergebliche Streben des Politikers und kämpfte als Dichter begeistert an der Seite der Männer der neuen Zeit. Was er als Prophet in seinen Liedern verkündet, wurde That, und es ist noch gar nicht genug gewürdigt, wie gewaltig der Rhapsode Jordan durch seine Wandervorträge durch Deutschland und Amerika die Stimmung für die große nationale Einigung mit vorbereitet hat. Seine „Nibelunge" in ihrer urgermanischen Kraft und Poesie verkündeten in trüber Zeit das Evangelium deutscher Schönheit, Eigenart und Freiheit, und sie haben den Namen des Dichters unseren gefeiertsten und volksthümlichsten beigeordnet. Und doch ist damit seine Bedeutung nicht erschöpft. Sein gedankenwuchtiges Mysterium „Demiurgos" strebt nicht ohne Erfolg dem Goethe'schen „Faust" nach; seine Neudichtungen des Sophokles und Homer sollten längst schon Gemeingut unseres Volkes sein; als Lyriker sind ihm unsterbliche Klänge gelungen, trotzdem er zuvörderst Epiker und nur Epiker ist. Aber wie reimt sich das mit seiner wahrhaft sophokleischen Tragödie „Die Wittwe des Agis" und zumal seinen graziösen Lustspielen in Versen: „Tausch enttäuscht", „Die Liebesleugner" und die schon 500 Mal aufgeführte Komödie: „Durch's Ohr", worin er den großen Spaniern Calderon und Moreto den Lorbeer streitig macht?... Aber auch auf einem anderen Feld hat er neuerdings zwei große Würfe gethan, die ihn als einen Schöpfer des naturwissenschaftlich-religiös-philosophischen Romans zeigen, trotzdem „Die Sebalds" und „Zwei Wiegen" den realistischen Zeitgeschmack allzu construirt, symbolisirend und tendenziös anmuthen. Endlich erscheint der Jubilar selbst mit einer neuen herrlichen Gabe, seiner Nachdichtung der „Edda", auf die wir noch eingehend zurückkommen werden. Kein Wunder, daß die wärmsten Sympathien des ganzen deutschen Volkes sich dem edlen Sänger zuwenden, und sie sind an seinem Ehrentage denn auch in großartig herzlicher Weise zum Ausdruck gebracht worden.

Taotekking. Von Laotse. Aus dem Chinesischen von Friedr. Wilh. Noack. (Berlin, Carl Duncker [C. Heymons].) — Die erste Uebersetzung, welche von dem Taotekking erschien, war die französische von Stanislaus Julien, welche nach Anleitung buddhistischer Commentatoren den asiatischen Quietismus dieses chinesischen Classikers stark betonte. Die erste deutsche Uebersetzung wurde im Jahre 1870 von R. von Plänckner veröffentlicht und von mir seiner Zeit ausführlich besprochen („Ges. Studien und Aufsätze." 3. Aufl. Abschn. A, Nr. III). Plänckner tritt mit christlichen Vorurtheilen an seine Aufgabe heran und sucht den quietistischen Hauch des Originals ganz abzustreifen; er gibt nicht sowohl eine Uebersetzung, als vielmehr eine umschreibende Bearbeitung von mindestens dreifacher Länge, in welche Vieles willkürlich hineingetragen ist. Bald darauf trat Victor v. Strauß mit einer gleichzeitig und unabhängig bearbeiteten Uebersetzung hervor, welche sich möglichst eng an die sprachliche Form des Originals anzuschließen versuchte. Die Folge dieses Bestrebens war völlige Unverständlichkeit und Ungenießbarkeit des Textes für die Lectüre; der philologische Werth dieser Arbeit, sowohl der Uebersetzung, als auch der sehr ausführlichen Erklärungen, bleibt natürlich von diesem Urtheil unberührt. Für einen des Chinesischen unkundigen Leser war es einfach unmöglich, sich aus dem Vergleich der Uebersetzungen von Plänckner und Strauß ein übereinstimmendes Bild von dem Inhalt des Originals zu entwerfen. Diesem Uebelstand sucht die neueste Uebersetzung abzuhelfen, indem sie zwischen Umschreibung und Interlinearversion die Mitte hält. Sie ist ganz wohl lesbar, und die lapidare Kürze der Laotse'schen Spruchweisheit kommt hier zu ihrem Rechte, ohne daß dabei an Verständlichkeit eingebüßt wird. Die von Laotse vielfach eingestreuten Citate aus alten Volksliedern erscheinen hier zum ersten Mal in lyrischer Form wiedergegeben und sind zum Theil wohlgelungen. Da inzwischen auch eine mir unbekannte englische Uebersetzung von J. Chalmers erschienen war, so hatte Noack bedeutend leichtere Arbeit als seine Vorgänger, und man war berechtigt, von seiner Leistung einen Fortschritt zu erwarten. Daß er allen Ansprüchen genügt habe, wird man bei einem so ungemein schwierigen Gegenstand von vornherein nicht erwarten. Einzelne Uebersetzungsausdrücke und Wendungen gefallen mir bei seinen Vorgängern entschieden besser. Vielleicht ist es überhaupt unmöglich, mit einem bloßen Uebersetzungstext in das volle Verständniß des Originals einzuführen, und es wird vielleicht hierzu nöthig sein, eine wortgetreue Uebersetzung und eine erläuternde Umschreibung in zwei Spalten neben einander zu drucken, oder doch die Uebersetzung fortlaufend durch Fußnoten zu erläutern. Jedenfalls erscheint diese neue Ausgabe genügend für eine erste, allgemeine und flüchtige Bekanntschaft mit einer der köstlichen Gaben des Orients; das kleine wohlfeile Heft sollte in keinem Hause fehlen, dessen Glieder Werth darauf legen, sich von Zeit zu Zeit an der milden und tiefsinnigen Spruchweisheit dieses uralten frommen Weisen eine Stunde der Erbauung zu bereiten.

Eduard v. Hartmann.

Arabella Stuart. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Heinrich Kruse. (Leipzig, S. Hirzel.) — Vor sechs Jahren erschien Kruse's zwölftes Trauerspiel „Alexei". Da derselbe seitdem mit anderen Dichtungen auftrat, konnte man glauben, er habe das ernste Drama aufgegeben, aber der 71jährige Dichter hat uns eben mit einer neuen Gabe seiner tragischen Muse beschenkt, die noch seine volle Schaffungskraft auch auf diesem Gebiete bezeugt. Seine vor 40 Jahren begonnene, von Zeit zu Zeit wieder vorgenommene „Arabella Stuart" trat als Mitbewerberin um den tragischen Kranz neben Gottschall's schon in zweiter Auflage vorliegende Behandlung desselben Stoffes auf, ohne aber von dieser, deren Lesung er absichtlich gemieden, irgend beeinflußt zu sein. In einem kurzen Vorwort vertheidigt Kruse sich gegen den in sich haltlosen, dazu thatsächlich nicht begründeten Vorwurf, daß er schon behandelte Stoffe liebe. Eine solche Vorliebe würde nur von großem dichterischen Selbstbewußtsein zeugen, da die schon vorhandene Behandlung einer dichterischen Fabel dem Dichter, wenn er sie kennt, seine Aufgabe insofern erschwert, als sie ihn beschränkt, ihn nöthigt, natürlich Naheliegendes zu vermeiden oder ihm eine andere Wendung zu geben, um neu zu erscheinen; wenn er dagegen, ohne sie zu kennen, mit ihr zusammentrifft, vermag sie den Eindruck zu schwächen, ohne freilich innerlich der einen lebendigen Organismus bildenden Dichtung zu schaden. Das Capitel von der Wahl der Stoffe, das Goethe und Schiller schon vor 90 Jahren einer tiefen Betrachtung unterzogen, ist noch immer nicht erschöpft. Ersterer empfahl zu einer Zeit, wo die Künstler mit Vorliebe unüberwindliche Stoffe sich aussuchten, die Wahl günstiger, da bei anderen die Kunst sich fast erschöpfte, um ihnen das zu geben, was jene schon mitbrächten. Besitzt auch der dramatische Dichter das Vorrecht freier Umgestaltung, nicht alle Stoffe fügen sich seiner magischen, sie zu reiner Kugelform ballenden Hand. Die erste Grundbedingung ist ein tragischer Kern, ohne den alles Bemühen eitel; weiter aber muß die Handlung sich auf der Bühne in der zur Aufführung beschränkten Zeit leicht entwickeln lassen, Zustände und Charaktere bedeutend sein, da nur dann der Dichter die zu dichterischer Einheit gebildete Fabel so zu beleben hoffen darf, daß sie den Zuschauer fesselt. Freilich durchaus günstige Stoffe sind wahre Phönixe, so daß die Dichter auch an solchen, die nicht allen Anforderungen voll entsprechen, ihre Kunst versuchen müssen. Die traurige Geschichte der Arabella Stuart bietet dem Dramatiker große Schwierigkeiten, sowohl in der weitausgedehnten Handlung, wie in dem Charakter des pedantischen, dem eingebildeten Staatswohl das Recht unterordnenden, allen Einflüssen eigener und fremder Schmeichelei zugänglichen, auch den Glauben zu seinem Zwecke sich zuschneidenden Despoten. Eigentlich bildet seine Bestrafung durch den Tod seines Sohnes, der ihn erst zur Einsicht bringt, welches Unheil seine Starrheit angerichtet, den Kern der Handlung, der freilich durch manche bedeutende Charaktere gehoben wird und uns mit Bewunderung, Herzensantheil und Rührung ergreift. Trotz alles Widerstrebens des Stoffes hat Kruse durch lebendige Vergegenwärtigung der Zeit, in die uns sein Zauberstab versetzt, durch anschauliche, wirkliche Persönlichkeiten

Digitized by Google

schaffende Ausführung der Charaktere (von den erfundenen ist Arabella's Kammerfrau der gelungenste), echt dramatisch bewegtes und gespanntes Leben, kunstreiche Führung des Gesprächs, gedankenvolle und bilderreiche, selten ermattende Sprache ein in sich abgerundetes Bild geliefert, das auch von der Bühne herab das Gemüth ergreifen und dem Geiste einen anziehenden Blick in das verworrene Spiel menschlicher Leidenschaften gewähren dürfte. Heinrich Düntzer.

Von Meyer's Reisebüchern ist der schöne Band: Aegypten, Palästina und Syrien soeben in 2. Auflage erschienen. Der treffliche kartographische Schmuck ist sich gleich geblieben und der Text bis in die neueste Zeit ergänzt, so daß das Buch allen Orientfahrern als durchaus zuverlässig empfohlen werden kann. Ein großer Vorzug der Meyer'schen Reisebücher vor allen Andern, auch Bädeker, Murray und Joanne nicht ausgenommen, besteht in der Lesbarkeit des Textes, der nirgends bloß knapp andeutet und trocken referirt, sondern auch stylistische Künstlerleistungen anstrebt. Wenn wir sagen, daß im vorliegenden Bande Aegypten von Prof. Heinrich Brugsch-Pascha bearbeitet wurde, so enthebt uns dieser Name jedes weiteren Lobes in dieser Hinsicht. Gleichzeitig liegt uns vom Bibliographischen Institut auch Band 10—12 der 4. Aufl. von Meyer's Conversationslexikon vor, der mit seinem sorgfältigen Texte und seiner unvergleichlich reichen Ausstattung (Plänen, Karten, Holzschnitten und Farbendrucktafeln) ein Inventarstück jedes deutschen Hauses zu werden verdiente. K.

Aus dem Nachlaß von Heinrich von Stein. Dramatische Bilder und Erzählungen. (Leipzig, Breitkopf & Härtel.) — In Nr. 24 der „Gegenwart" befand sich eine kurze Lebensskizze des frühvollendeten Dichter-Philosophen, dessen Leben so hoffnungsreich und freudig war. Treue Freundeshand hatte jene Skizze entworfen und reicht nun auch den damals versprochenen schriftstellerischen und dichterischen Nachlaß des genialen Menschen uns dar. Nicht eine überwältigende dramatische Begabung überrascht uns in den dramatischen Bildern und nicht eine kühne Erfindungskraft in den Erzählungen, die das Heft umschließt, dafür aber begegnen wir in der That überall der Reinheit der Gesinnung, der Klarheit des Denkens und der Schönheit der Empfindung, von denen jene Lebensskizze sprach, und fühlen die Wehmuth nach, mit welcher der Freund seinem dahingeschiedenen Freunde dieses literarische Denkmal aus seinem Nachlaß errichtete.

Tisiphone. Eine Geschichte aus dem Decumatenlande von Gottfried Schwab. (Stuttgart, Ad. Bonz & Co.) — Eine historische Novelle, welche, anknüpfend an die Inschrift eines römischen Grabsteines, der in der Nähe von Darmstadt gefunden wurde, recht hübsch erfunden und erzählt ist. Das Leben der römischen Soldateska unter dem Kaiser Alexander Severus, der Charakter dieses weichen Kaisers selbst und die Culturzustände in dem germanischen Decumatenlande sind mit kurzen Strichen, aber trefflich geschildert. Die Leidenschaftlichkeit einer römischen Hetäre, und das Unglück, welches dieselbe einer ganzen ehrbaren Familie bringt, bilden den novellistischen Stoff der kleinen Dichtung.

Blondel. Eine Aventiure von Ferdinand Heitmüller. (Hamburg, Otto Meißner.) — Für einen Aventiurensänger dürfte es wohl kaum einen handlicheren Stoff geben als die sagenhafte Befreiung des hochgemuthen Richard Löwenherz durch seinen treuen Sangesgenossen; und es ist eigentlich zu verwundern, daß erst jetzt, nachdem das Wohlgefallen an dem Reimgeklingel der Wolff'schen Epen schon wieder im Abnehmen begriffen ist, ein junger Dichter jenen, für das romantische Epos so prächtig liegenden Vorwurf gleichsam neuentdeckt. Für eine romantische Oper hat derselbe nämlich schon einmal gedient, und es scheint sogar, daß erst das Libretto dieser Oper, deren Musik nur in Frankreich nicht vergessen ist, der Sage die Gestaltung gab, in welcher sie heute im Volke lebt, und welche auch der vorliegenden Dichtung zu Grunde liegt. Rein opernhaft hat der junge Dichter den Troubadour uns auf's Neue vor die Augen gerückt. Derselbe zieht im Lande umher und sucht nach seinem verschollenen königlichen Freund, dabei laufen ihm am Rhein und in Thüringen mancherlei holde Abenteuer in den Weg, denn seinem Geigen und seinem Singen kann niemals ein Mädchenherz widerstehen. Auch nur durch die Liebe eines blonden Kindes, der Tochter des Schloßvogtes von Trifels, gewinnt er die Verbindung mit dem in dieser Burg gefangenen Löwenherz und erreicht er dessen Befreiung. Aber die Kunde, daß sein König gerade in Trifels schmachtete, ward ihm in diesem Epos nicht erst durch die schöne und wunderbare Zufälligkeit, von welcher die Sage erzählt. Heitmüller erfindet als Mittelsmann für diese Kunde den die Ketten des Gefangenen fertigenden Schmied von Landau, während es nach unserer Meinung doch gerade den schönsten poetischen Reiz der Sage bildet, daß dem vor allen Burgen sein Lied anstimmenden Sänger urplötzlich und überraschend aus den Mauern des Trifels heraus die Antwort des Königs in's Ohr klingt. Die Art, wie in der vorliegenden Dichtung dieser Moment in die Handlung verflochten ist, entbehrt der zauberhaften Unmittelbarkeit und rückt den eigentlichen Kern der Blondelsage in den Hintergrund. Die ganze Anlage dieser Dichtung erforderte natürlich den romantischen Ton der Darstellung, den der jugendliche Dichter mit seiner vortrefflichen und gediegenen Behandlung der gebundenen Rede auf's Glücklichste trifft. Die vielen eingestreuten lyrischen Gaben — meistens Lieder des Blondel — sinken nie auf die Linie des Trivialen herab, manche lassen sogar eine ungemein poetische Auffassung der Natur und echten lyrischen Schwung erkennen, und es sollte uns wundern, wenn nicht einzelne von ihnen die musikalische Composition anregen würden. Auf jeden Fall kann der offenbar noch junge Dichter, wenn er einst an ernsteren Aufgaben seine Kraft erprobt haben wird, immer mit Freudigkeit auf dieses erste, frisch und herzlich empfundene Werk zurückschauen, sollte ihm auch dann die Wahrnehmung gekommen sein, daß auch mit der wonnigsten Minne und Maienlust, mit reichlichstem Geigenspiel und Singsang noch nicht das Wesen der Poesie erschöpft ist. o. b.

Dialektgedichte. Sammlung von Dichtungen in allen deutschen Mundarten. Herausgegeben von Hermann Welcker. (Leipzig, F. A. Brockhaus.) — Der bekannte Hallenser Anthropolog bietet unter diesem Titel die zweite verbesserte Auflage seiner zuerst anonym herausgegebenen Mustersammlung: „Die deutschen Mundarten im Liede." Die schöne Anthologie zeigt unsere sämmtlichen Dialekte in ihren besten Musterstücken in sorgfältiger Redaction. Unrichtig ist die Bemerkung zu dem „verbesserten" Schweizerliede Goethe's, daß der Allemanne nur „bi", aber nicht „bin" kennt, auch ist der Hiatus „Und da zeig' i em froh" viel erträglicher, als die Correctur: „i nem", nach der gar nicht passenden Analogie des Küßnachter Liedes (S. XVI). Die Lesung dieser Lieder im Volkston, die zum großen Theil humoristisch sind, ist sehr unterhaltend, aber auch der Sprachforscher wird diese deutschen Polyglotten mit um so größerem Beifall aufnehmen, als zur Vergleichung auch alt-, mittel- und neuhochdeutsche und neuniederdeutsche Proben, sowie solche aus den germanischen Sprachen (Gothisch, Nordisch, Angelsächsisch, Friesisch, Niederländisch) herangezogen werden.

Deutsche Schlösser und Burgen. Von Schulte vom Brühl. (Leipzig, Voß.) — Ansprechende Schilderungen, worin Historisches, Landschaftliches und Architektonisches vereinigt werden. Das 3. Heft, das der Ebernburg gewidmet ist, wird anläßlich des Hutten- und Sickingendenkmals actuelles Interesse erregen. Der reiche Bilderschmuck bietet keine Phantasiebilder, sondern Originalaufnahmen an Ort und Stelle, meist von dem Verfasser selbst. Erschienen sind bisher die Hefte über die Kaiserpfalz Gelnhausen, deren Ausbau bekanntlich als Nationaldenkmal für Kaiser Wilhelm empfohlen wurde, über die durch Scheffel volksthümlich gewordene Burg Rodenstein im Odenwald, über die Ebernburg Sickingen's im Nahethal, über das Schloß zu Marburg, über die vier Burgen zu Neckarsteinach, wo Julius Wolff's „Recht der Hagestolze" spielt, Schloß Hohenzollern, die Rudelsburg. Zehn Hefte sollen einen Band bilden, so daß da ein stattliches Haus- und Familienbuch entsteht, das vaterländischen Sinn, Geschichtskenntniß und auch künstlerische Neigungen wecken und fördern wird.

Humoristisches Kleeblatt. Drei Erzählungen von Oscar Justinus (Berlin, Mehring). Der treffliche Humorist erzählt namentlich in der ersten Geschichte ein unterhaltendes Geschehniß, wie zwei Heirathslustige sich um eine schöne Amerikanerin bemühen und dann durch das Erscheinen ihres regelrechten Gemahls ernüchtert werden. „Das Kränzchen von Lämmerwitz" hat ein Quiproquo zum Vorwurf, während die feinere Humoreske: „Der Zug nach dem Osten" wahre Herzenstöne anschlägt. Das amüsante Buch verdient eine Empfehlung. Auch desselben Verfassers: Amor auf Reisen (Berlin, Steinitz) enthält einige gelungene Humoresken wie „das Rundreisebillet als Ehevermittler" und eine reizende Plauderei über das Trinkgeld.

Unausgesprochene Liebe und andere Novellen. Von Marie Charlotte *** (Stuttgart, Carl Krabbe.) — Vier hübsch geschriebene und erfundene Erzählungen, die bis auf die erste alle den erfreulichen Ausgang einer glücklichen Heirath finden. In der ersten bleibt die Liebe eines Mädchens und eines trefflichen jungen Arztes unausgesprochen, weil letzterer an einer erblichen Krankheit zu leiden glaubt. In der zweiten erwirbt sich die Gouvernante durch ihre geschickte Erziehung des Neffen die Liebe und die Hand des gräflichen Oheims. In der dritten pflegt ein häßliches Mädchen ihre Freundin treu bis zum Tode, und aus der Dankbarkeit des Bruders entwickelt sich eine Herzensneigung. Ein an seine Adresse nicht gelangender Brief trennt in der vierten Erzählung ein Liebespaar und führt sie erst am Ende ihres Lebens wieder zusammen. In Summa kleine saubere Novellen ohne besondere Originalität und Kraft, die sich aber gut lesen lassen. g.

Der Umzug und andere Novellen. Von Hans Arnold. (Stuttgart, Adolf Bonz & Co.) — Zwei frische Humoresken in der Manier Eckstein's, eine liebenswürdige Plauderei nach dem Muster von A. de Musset's „Zwischen Thür und Angel", und eine ernsthafte Herzensgeschichte, wie sich zwei Menschen verlieren und wiederfinden, das ist der Inhalt des hübsch ausgestatteten Bändchens. Hans Arnold gehört unter den Kleinromanciers zu den begabtesten. Er besitzt das schriftstellerische Augenmaß, das zwanglos in den Miniaturrahmen der Novelle hineincomponiren lehrt. Ohne sich auf psychologische Spitzfindigkeiten einzulassen, charakterisirt er mit wenigen energischen Strichen und handhabt vor Allem den individualisirenden Dialog mit bemerkenswerthem Geschick. m.

Leibeigen. Novellen von G. v. Beaulieu. (Dresden und Leipzig, E. Pierson.) — Die beiden zu einem Bande vereinigten Erzählungen sind zuerst in der Kölnischen Zeitung und in Schorer's Familienblatt erschienen und haben sicher dem Zweck feuilletonistischer Unterhaltung trefflich gedient. In der anspruchsvolleren Buchform nehmen sie sich ein wenig dürftig aus. „Ihm gleich" läßt zwei Liebende, die sich in dem falschen Glauben, Geschwister zu sein, trennen, nach Berichtigung des Irrthums sich zusammenfinden. Hier ist das Interesse ein rein stoffliches, das sich um die Frage dreht: Sind sie's oder sind sie's nicht? „Das Kleinod des Passerino" schildert den Lebenslauf eines Mädchens, das, in früher Jugend an einen alten Lüstling verkauft, einen ungeliebten Mann heirathet, um den Anträgen des Geliebten, dessen sie sich nicht würdig fühlt, zu entgehen. Hier ist der Rahmen zu eng für einen psychologischen Vorgang, der einer tieferen Begründung bedarf. g. m.

Digitized by Google

Inserate.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Soeben erschien:

Von der Monarchie,
ihrer Nothwendigkeit u. Gefahr.

Ein wissenschaftliches Capitel
von
Dr. Victor Hartogensis.

gr. 8. 52 Seiten. brosch. 1 M.

Die vorliegende Schrift wird nicht blos für politische Kreise von hervorragendem Interesse sein. Es ist die erste inhaltsreiche Arbeit, welche an das Jahr 1789 erinnert. Von der französischen Monarchie redet sie und ein Stück Geschichte des Königthums ist darin enthalten. Der Verfasser ist ein begeisterter Monarchist, aber kein Anhänger des Absolutismus. Aus eingehender Kenntniß französischer Literatur und Geschichte bis in einzelne fernliegende Daten erklärt der Verfasser die traurige Katastrophe der Revolution, ohne die Möglichkeit der Wiederherstellung des Königthums auszuschließen.

Zu haben in allen Buchhandlungen.

Das Normalkind.

Praktische Anweisung für Mütter, Kinder gesund, gut und schön großzuziehen, von Frau **Anna Woas.** Berlin W. 57, Verlag der „Werkstatt". Preis 80 Pf.

Eine prächtige Landschaft
(Oelgemälde, Mühle in der Eifel),

Copie nach C. Schultze, 32:41 cm, mit 10 cm breitem Goldrahmen, verkaufe für den billigen Preis von nur 35 Mark.

Herm. Braun, Thal (Thüringen).

Billige Bücher!

Aus der Hinterlassenschaft eines Schriftstellers werden unter der Hälfte des Ladenpreises verkauft: **Die Hohenzollern u. d. deutsche Vaterland.** Reich illustr. Prachtw. Folio. geb. München, 1881, neu 30 M. — **Bauernfeld,** Ges. Schriften. Wien 1873. 12 Bde. Hlbf. 20 M. — **Blumauer,** Sämmtl. Werke, ill. v. Chodowiecky 1801, 4 Bände, und **Collin,** Sämmtl. Werke. Ill. 1813. Schön Leder. 3 Bände. Zusammen 15 M. — **Goethe's** Italienische Reise. Illustr. v. Kahle. Berlin 1885. Reich ill. Prachtw. geb. neu 30 M. — **Wolfgang Menzel,** Gesch. der deutschen Literatur, Leipz. 75. 3 Bde. Lw. 5 M. — **Schiller,** Die Horen, eine Monatsschrift, 1795 bis 97, br. compl., schön, 20 M. — **Klinger,** Sämmtliche Werke, Königsberg 16, 12 Lederbände 5 M. — **Niebuhr,** Reisebeschreibung nach Arabien u. and. umlieg. Ländern, Kopenhagen 1778, ill. 2 schöne Lederbände, 5 M. — **Corneille,** Oeuvres, Par. 65, 12 vols. Hlf. (Coll. du Prince Impérial) und **Lamartine,** Oeuvres poetiques. Paris 32, 4 vols. maroquin. Zus. 30 M. — **v. Sybel,** Gesch. d. Revolutionszeit. 5 Bde. Hf. 20 M. — **Ulrici,** Shakespeare's dram. Kunst. 2 Bde. Hf. 10 M. — **Reissmann,** Handb. d. Tonkunst. Berl. 82. Lw.; ferner: Derselbe, Gluck's Leben und Werke. Eleg. Lw. und **Nohl,** Musikerbriefe. Leipz. 67, Lw. zus. 15 M. — **Thackeray,** Vanity fair. Lond. 71, ferner **Goldsmith,** Works. Edinb. 78 und **Defoe,** Rob. Crusoe, by himself. Lond. 3 eleg. Lwbde. zus. 20 M. — **Brümmer,** Dtsch. Dichterlexikon. 2 Bde. m. Nachtr.; ferner **Dtsche. Dichter u. Denker d. Gegenw.** (Autographen). Eleg. Lw. und **Viehoff,** Goethe's Leben. 4 Bde. Lw. zus. 15 M.

Bestellungen gegen Postnachnahme durch Vermittlung der Expedition der „Gegenwart", Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.

Neuer Verlag von Otto Wigand in Leipzig.

Abälard und Heloise oder **Der Schriftsteller und der Mensch.** Eine Reihe humoristisch-philosophischer Aphorismen. Von **Ludwig Feuerbach.** 4. Aufl. Preis 1 M 50 Pf.

Gebrechen und Leistungen des kirchlichen Protestantismus. Kanzelreden, gehalten von **Moritz Schwalb,** Dr. theol., Prediger an der reformirten Kirche St. Martini zu Bremen. Preis 2 M.

Menschenverehrung und Menschenvergötterung. Vortrag, gehalten im Local des Bremer Protestantenvereins von Dr. **Moritz Schwalb.** Preis 75 Pf.

Handbuch der chemischen Technologie. Von **Rudolf von Wagner.** Dreizehnte stark vermehrte Auflage. Neu bearbeitet von **Dr. Ferdinand Fischer.** Mit 623 Abbildungen. Preis 15 M.

Das Schulwesen und seine Verwaltung. Reform der Volks-, Bürger-, Mittel- und Hochschulen. Von Dr. **Ferdinand Brodlowski,** Professor an der Universität in Lemberg. Preis 2 M.

Die Krankenhäuser. — Die Fürsorge für Arme und insonderheit die **Versorgungshäuser.** Von Dr. **Ferdinand Brodlowski.** Preis 1 M 50 Pf.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Mondamin alleinige Fabr. **Brown & Polson** k. engl. Hofl.

Entöltes Maisproduct. Für **Kinder** und **Kranke** mit Milch gekocht speciell geeignet — **erhöht die Verdaulichkeit der Milch.** — In Colonial- u. Droguenhandlungen 1/1 und 1/2 Pfund engl. à 60 und 30 Pfennig. **Central-Geschäft Berlin C.**

Verlag von Hermann Costenoble in Jena.

Erlebtes und Geschautes.

Bilder aus Italien
von
Richard Voß.

Ein starker Band. Hochelegante Ausstattung. 7 M. Geb. in Glanzl. 8,20 M.

Ein neues Werk von Richard Voß, dem beliebten und gediegenen Autor, wird von unserem **vornehmen Publikum mit Jubel begrüßt** werden. Des wahrhaft originellen Inhaltes und der hocheleganten Ausstattung wegen eignet sich das Werk vorzüglich auch zu Geschenkzwecken.

Verlag von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Poetische Werke
von
Adam Mickiewicz,
übersetzt von Siegfried Lipiner.

Band II.

Todtenfeier (Dziady).

Mit erklärender Einleitung.

XXXII u. 284 S. gr. 8. Geh. M 6.—; geb. M 7.—

„Die Verdeutschung, welche uns Lipiner soeben geboten hat, darf sich kühn neben die besten Uebersetzungen stellen, welche wir besitzen."
(Die „Nation" 1888 No. 13.)

Verlag von A. Deubner in Berlin.

Die Kosaken.

Kaukasische Novelle
von
Graf Leo Tolstoi.

Deutsche Ausgabe von K. Kuchel.

Dritte Auflage. — Preis 2 Mark.

Neuer Verlag von Breitkopf & Härtel, Leipzig.

10 Studentenlieder mit neuen Weisen
von
W. Armknecht.

Für Sologesang (Baryton) mit Klavierbegleitung Mk. 2.50.

Für Chorgesang m. Klavierbegl. Mk. 2.50.

Verlag von Dietrich Reimer in Berlin.

Ost-Afrika.

Politische Uebersichtskarte v. Ost-Afrika. Nach den neuesten Verträgen und Besitzergreifungen. 1:8000000. 1887. Preis etik. 2 Mk.

Kiepert, H., Politische Uebersichtskarte v. Afrika. Nach den neuesten Forschungen und Reiseergebnissen berichtigt u. ergänzt. (Hand-Atlas Nr. 33, Einzel-Ausgabe.) 1:20000000. Neue Ausgabe. 1888. Preis etik. 1 Mk. 20 Pfg.

Kiepert, R., Neue Handkarte v. Afrika. 1:30000000. Mit Kartons v. Kamerun, Süd-Afrika, Nilländer, Ost-Afrika. Zweite Aufl. 1888. Preis etik. 60 Pfg.

Redaction: Berlin S.W., Möckernstr. 67. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig. Expedition: Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.

Digitized by Google

№ 8. Berlin, den 23. Februar 1889. Band XXXV.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von **Georg Stilke** in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt:

Das Staatsrecht der deutschen Schutzgebiete. Von Justizrath A. Fleischmann. — Die baltische Frage. Von Paul Neuhaus. — **Literatur und Kunst:** Ignaz von Döllinger. Zu seinem 90. Geburtstage. Von Karl Jentsch. — Gustav Freytag als Journalist. Von Theophil Zolling. — Literarische Industrie. Von Paul von Schönthan. — **Feuilleton:** Die Geschichte der römischen Gerichtsverfassung. Humoreske von Julius Weil. — **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Aufführungen. „Germania." Großes nationales Ausstattungsstück in vier Acten. Dichtung von Ernst Scherenberg. — Offene Briefe und Antworten: Nochmals die Berliner Kunstzustände. — Notizen. — Inserate.

Das Staatsrecht der deutschen Schutzgebiete.

Von Justizrath A. Fleischmann.

Jedes Capitel der Rechtswissenschaft beruhte bisher auf der Erkenntniß der Geschichte der Rechtsbildung. Seit wenigen Jahren hat sie sich aber mit einem der jüngst hervorgesprossenen Zweige dieser Rechtsbildung zu beschäftigen, für welchen es noch keine Geschichte gibt. Alles ist noch Gegenwart, unentwickelte, erst reifende Frucht, meist nur noch Hoffnung bergende Blüthe im Staatsrecht der deutschen Schutzgebiete — und doch ist es nicht nur von wissenschaftlichem, sondern von ganz allgemeinem Interesse, den Werdegang dieses so eigenthümlichen, sich nicht aus nationalen Anschauungen, sondern nur aus Thatsachen herausbildenden Rechts zu beobachten. Eine Literatur hat bereits empor zu wachsen angefangen, aber unseres Erachtens etwas zu früh und in einer mehr ethnographischen Richtung, wohin ihr staatsrechtliche Studien nicht folgen konnten, weshalb man sie auch wieder verlassen hat. Auch das Staatsrecht nichtdeutscher Colonien, dem eine Geschichte nicht abzusprechen ist, bietet uns wenig Belehrendes, weil die deutsche Colonialpolitik auf anderen Grundlagen sich aufgebaut hat, als diejenige der Engländer, Holländer, Portugiesen u. s. w. Letztere beruhte auf einfacher Speculation und Unternehmungslust der Staaten oder kühner Gesellschaften; die deutsche auf volkswirthschaftlichen Erwägungen und ihre neueste Phase auf dem Bewußtsein einer Staatsmacht, welche befähigt ist, große culturelle Aufgaben zu lösen. Daß die Deutsch-Freisinnigen den Fürsten Reichskanzler gleichsam herausgefordert haben, in seiner Rede vom 26. Januar diesen Unterschied scharf zu betonen, müssen wir ihnen danken. Denn klarer und überzeugender konnte es vor Europa, ja vor der ganzen Welt nicht ausgesprochen werden, daß er, bei seiner nur kühlen colonialpolitischen Anschauung, es doch entschieden ablehnte, das Reich statt als eine nationale Einrichtung der deutschen Nation, gewissermaßen nur als ein Finanzinstitut zu betrachten und wenn es nicht rentire, nicht danach zu fragen, ob inzwischen in den Schutzgebieten die deutsche Flagge heruntergerissen worden und Ereignisse sich zugetragen haben, für die man „an den Degen greifen" und sich wehren müsse. Unsere Colonialpolitik, also auch das Colonialstaatsrecht, muß sich nur aus den Bedürfnissen und Verhältnissen der Gegenwart seine Richtschnur holen. In ökonomischer und merkantiler Beziehung dagegen mögen die älteren Colonialstaaten uns so manche nachahmungswerthe, aber auch warnende Beispiele lehren.

Es sind eigentlich bis jetzt nur wenige Fragen, mit denen man sich bei einer Skizze des Staatsrechts der deutschen Schutzgebiete beschäftigen kann. Aber die Fragen sind wichtig genug und das gebildete, vaterlandliebende Publikum wird bald ebenso, wenn nicht noch mehr, sich mit denselben beschäftigen, als mit den Berichten über Land und Leute, über Klima und Boden, über gute oder schlechte Ertragsaussichten, über Erweiterung unseres Ausfuhrhandels und die Vortheile der Einfuhr aus den neu erworbenen Ländern. Denn jene Fragen handeln von der Rechtmäßigkeit unseres Besitzes, also von dessen Sicherheit anderen Mächten gegenüber; von dem Verhältniß der Schutzgebiete zum deutschen Reich, also von der Verpflichtung desselben, ihnen Schutz angedeihen zu lassen, und von den Grenzen dieser Verpflichtung; von den staatsbürgerlichen Rechten und Pflichten der Bewohner der Schutzgebiete dem Reich gegenüber und von der Gültigkeit der Gesetze des Reichs in den Schutzgebieten, also von der Rechtssicherheit in denselben; alles Fragen, auf denen das Wohl und Wehe der Colonien nicht minder wesentlich beruht, als auf ihrer Verwaltung. Auf diese Fragen wollen wir uns wenigstens bei gegenwärtiger Unterhaltung beschränken, wenn sie auch das Staatsrecht der Schutzgebiete bei Weitem noch nicht erschöpfen.

Der Rechtsgrund, auf welchem der Besitz der Schutzgebiete und der Herrschaft über dieselben beruht, ist nicht bei allen derselbe. Bei den Besitzungen in der Südsee, dem Gebiet der Neu-Guinea-Compagnie, den Marschall-Brown- und Providenzinseln liegt er fast durchweg in dem einseitigen Act der Besitzergreifung (Occupation), weil die eingeborene Bevölkerung noch nicht einmal auf den ersten Stufen staatlicher Organisation stand, also kein Rechtssubject vorhanden war, mit welchem Verträge hätten abgeschlossen werden können. Entweder ging die Occupation direct vom Reich aus oder einzelne Reichsangehörige und deutsche Gesellschaften ergriffen Besitz und das Reich machte sich dann deren Occupation zu eigen. In Africa dagegen erfolgte die Besitzergreifung allenthalben auf Grund von Verträgen mit den einheimischen Gewalten. Diese Verträge wurden entweder unmittelbar vom Reich oder von Privaten unter nachträglicher Genehmigung des Reiches abgeschlossen. Sowohl Occupation herrenloser Gebiete, als auch Verträge sind völkerrechtlich und staatsrechtlich unantastbare Rechtstitel. Unmittelbar unter Reichsverwaltung stehen Togo (Biafrabai), Kamerun und das südwestafrikanische Gebiet. Unter der Verwaltung von Colonialgesellschaften stehen die Gebiete von Ostafrika und in der Südsee. Daß das Deutsche Reich die verfassungsmäßige Berechtigung hat, solche Erwerbungsacte vorzunehmen, beruht auf Art. 4 Nr. 1 der Reichs-

Digitized by Google

verfassung. Daß der deutsche Kaiser als Vertreter des Reichs sie vorzunehmen befugt ist, ergibt Art. 11 der Reichsverfassung. Hieraus folgt, daß ein Versuch anderer Mächte, uns diese Erwartungen streitig zu machen, unberechtigt und wo nöthig mit Gewalt zurückzuweisen sein würde, daß also die Rechtssicherheit des Besitzes jenen gegenüber völkerrechtlich ebenso fest begründet ist, wie der Besitz der Reichslande Elsaß-Lothringen, obgleich das staatsrechtliche Verhältniß der Letzteren zum Reich ein anderes ist wie dort. Die Reichslande sind Bundesgebiet und im Sinne der Reichsverfassung ein Bestandteil desselben. Das Reich, als Inbegriff der Einzelstaaten und nicht getrennt von diesen, hat die Souveränetät von Elsaß-Lothringen auszuüben. Das Reich als Inbegriff der deutschen Bundesländer hat es erworben. Die Herrschaft über die Schutzgebiete steht dem Kaiser als Vertreter des Reichs ohne Rücksicht auf das Bundesverhältniß mit den deutschen Regierungen zu. Beide gleichen sich, indem sie der Souveränetät des Reichs als solchem unterstehen; sie unterscheiden sich aber, weil die Schutzgebiete nicht Bundesgebiet sind. Hieraus müssen wir eine, wie uns scheint unpraktische und wohl für die Zukunft schwerlich aufrecht zu erhaltende, aber nach der Lage des dermaligen Reichsverfassungsrechts theoretisch unabweisbare Folgerung ziehen. Nach Art. 11 der Reichsverfassung bedarf nämlich der Kaiser zu einer Kriegserklärung der Zustimmung des Bundesrathes. Er bedarf sie aber nicht, wenn ein Angriff auf das Bundesgebiet vorliegt. Folglich bedarf er dieser Zustimmung nach der allgemeinen Regel, wenn ein Angriff auf irgend welche Schutzgebiete erfolgt, weil diese kein Bundesgebiet sind, also die gesetzliche Ausnahme von der Regel in diesem Fall nicht zutrifft. Als die Reichsverfassung entstand, schlummerte noch der Gedanke an die Erwerbung von Schutzgebieten. Mit Recht statuirte sie also die Ausnahme im Hinblick auf die Gefahr eines Angriffs auf Bundesgebiet. Ob dieser Beweggrund aber nicht ebenso berechtigt ist, wenn Schutzgebiete angegriffen werden, wird sich kaum verneinen lassen. Die nächste Zukunft schon wird lehren, ob und welche Folgen es für Ostafrika haben wird, daß wir zur Verwilligung von nur 2 Millionen Mark den ganzen Apparat der gesetzgebenden Gewalten haben in Thätigkeit setzen und sehr viel Zeit haben aufwenden müssen. Wäre auch nur Ostafrika bereits in das Stadium der Rentabilität eingetreten, so würden selbst die Deutsch-Freisinnigen dem Kaiser das alleinige Kriegserklärungsrecht bei einem Angriff auf irgend welche Schutzgebiete votiren.

Das staatsrechtliche Verhältniß der Schutzgebiete zum Deutschen Reich ist nicht dasjenige der eigentlichen Colonien. Diese sind lediglich Provinzen des Mutterlandes, also kein Ausland dem letzteren gegenüber. Die Schutzgebiete aber sind „Ausland" dem Reich gegenüber, denn Inland ist nach dem Staatsrecht des Reichs nur dasjenige Territorium, welches nach Art. 1 der Verfassung zum Bundesgebiet gehört oder später mit diesem vereinigt wird. Diese Vereinigung geschieht aber nicht durch die Thatsache des Landerwerbs seitens des Reichs, sondern durch Gesetz. So lange also die Schutzgebiete nicht auf diesem Weg mit dem Bundesgebiet vereinigt worden sind (was schon der Natur der Sache widersprechen würde), können sie auch nicht als In-, sondern müssen als Ausland betrachtet werden. Dieses gewiß richtige, wenn auch in der Literatur bestrittene Princip erleidet aber eine erhebliche Modification, welche veranlaßt hat, daß man die Schutzgebiete als Inland betrachten wollte. Bezüglich dieser Modification müssen wir uns, um nicht zu weit zu greifen, auf ein Beispiel beschränken. In den Schutzgebieten gilt auf Grund des dort nach Uebereinkommen mit dem Reichstag eingeführten Consulargerichtsbarkeitsgesetzes vom 10. Juli 1879 das bürgerliche und das Strafrecht des Deutschen Reiches, also auch das Reichsstrafgesetzbuch. Der Geltungsbereich dieses ganzen Rechtsgebietes ist also auf die Schutzlande ausgedehnt und bildet mit ihnen ein einheitliches Rechtsgebiet. Der deutsche Richter wird also im Hinblick auf § 4: „Wegen der im Ausland begangenen Verbrechen und Vergehen findet in der Regel keine Verfolgung statt" nicht nach § 8 des Strafgesetzbuches („Ausland im Sinn dieses Strafgesetzes ist jedes nicht zum Deutschen Reiche gehörige Gebiet.") die Schutzlande als Ausland ansehen, sondern einen Ausländer, welcher in einem Schutzgebiet ein Verbrechen begangen hat, geradeso bestrafen, als ob er die That in Deutschland begangen hätte. Das Gericht der Schutzgebiete aber wird beispielsweise jeden seiner Gerichtseingesessenen auch wegen eines in Deutschland begangenen Delictes bestrafen müssen.

Ist das Schutzgebiet „Ausland", so ist es von doppeltem Werth, die rechtliche Natur der Schutzgewalt in's Auge zu fassen, die dem deutschen Kaiser zusteht. Auch hier nehmen wir zunächst die Negative zu Hülfe. Die Schutzgewalt ist kein Protectorat, obgleich sie diesem völkerrechtlichen Begriff verwandt ist. Im Allgemeinen versteht man unter Protectorat ein Verhältniß zwischen einem größeren und einem kleineren Staat, vermöge dessen ersterer dem letzteren seinen Schutz gegen auswärtige Mächte gewährt (wie dereinst beim Rheinbund unseligen Angedenkens). Die Schutzgewalt bezweckt aber außer diesem Schutz zugleich und zwar hauptsächlich Denjenigen der im beschützten Staat sich aufhaltenden Angehörigen des schutzherrlichen Staates. Das Reich hat also neben den völkerrechtlichen auch ein besonderes staatsrechtliches Verhältniß zu den Schutzgebieten; sie ist im Fall des Erwerbs durch Verträge eine dem Deutschen Reich über ausländische Gebiete zustehende Staatsgewalt, welche durch bestimmte vertragsmäßige Hoheitsrechte anderer, diese Gebiete beherrschender Rechtssubjecte beschränkt, im Uebrigen aber uneingeschränkt ist.*) Hat eine staatliche Occupation stattgefunden, so ist diese Staatsgewalt immer eine uneingeschränkte und bedarf kaum einer rechtswissenschaftlichen Zergliederung. Anders bei vertragsmäßiger Erwerbung. Wo diese zunächst seitens einer Colonialgesellschaft und nicht seitens des Reichs, sondern erst mittelbar durch dasselbe geschehen ist, bedingt sie eine besondere Auffassung. Es ist ganz gleichgültig, auf welcher Stufe politisch entwickelter Organisation sich der Schutzstaat befindet — zum Vertragsabschluß genügen auch die unter Häuptlingen geeinigten wilden Stämme, die wir kaum „Staat" nennen können. Ebenso gleichgültig ist es an sich, ob das Reich, oder ob eine Colonialgesellschaft vertragsmäßig Schutzgebiete übernimmt. Denn eine solche Gesellschaft, welche von einem Häuptling ein Territorium mit allen Hoheitsrechten erworben hat, ist sehr wohl — rechtlich angesehen — befähigt, Souveränetätsrechte über dies Gebiet auszuüben. Sie gründet einen Staat, ebenso wie in früheren Jahrhunderten die Niederländisch-Ostindische und die Britisch-Ostindische Gesellschaft durch Verträge mit Eingeborenen zweifellos die Souveränetät über sehr bedeutende Gebiete erworben haben. Dies gilt für unsere Zeit von der Deutsch-Ostafrikanischen und von der Neu-Guinea-Gesellschaft, welche aus eigener Kraft in den erworbenen Gebieten ein „Staatswesen aufzurichten" beabsichtigen. Daß diesen Gesellschaften vom Reich Schutzbriefe verliehen worden sind, um welche sie nachgesucht haben, erzeugt aber einen Unterschied zwischen der Natur ihrer Rechte und denjenigen der Häuptlinge. Diese Letzteren hatten vor Abschluß jener Verträge alle Hoheitsrechte inne. Durch die Verträge haben sie einen Theil derselben auf das Deutsche Reich übertragen, der andere Theil ist ihnen ungeschmälert vorbehalten geblieben. In dieser letzteren Beziehung sind sie also von der deutschen Reichsgewalt vollständig befreit. Daher konnte auch die Sclaverei in den Schutzgebieten nicht verboten werden, weil man in den Verträgen (vorläufig noch) den Grundsatz der Nichteinmischung in die Sitten der Eingeborenen sanctionirt hatte, wogegen das völkerrechtliche Verbot des Sclavenhandels von ihnen respectirt werden muß. Die Colonialgesellschaften haben ihre durch die Verträge erworbenen Hoheitsrechte an das Reich abgetreten. Die Schutzbriefe enthalten für sie keinen Vorbehalt dieser Rechte oder eines Theils derselben, sondern das Reich verleiht sie ihnen durch dieselben unter Vorbehalt seiner Oberhoheit, und das Reich kann bestimmen — und hat es schon gethan — in welcher Weise die Hoheitsrechte von

*) Annalen des Deutschen Reichs ꝛc. 1887, herausgegeben von Dr. Hirth und Dr. Seidl. (München und Leipzig, Hirth.) S. 195.

Digitized by Google

den Gesellschaften auszuüben sind. Dennoch üben sie dieselben aber nicht etwa im Namen des Reichs als dessen Beauftragte oder Beamte, sondern kraft verliehenen eigenen Rechts aus. Es ist schon hiernach eine Aufzählung der dem Reich zustehenden Rechte in den Schutzbriefen und Schutzverträgen werthlos, besonders aber deshalb, weil sie eine generelle Zusicherung des Schutzes seitens des Reichs gegenüber dem Schutzstaat enthalten. Hierin liegt nicht nur die jedem Protectorat eigene Schutzberechtigung gegen auswärtige Verwickelungen, sondern hauptsächlich der dem gewöhnlichen Protectorat fremde Zweck, den im Schutzstaat sich aufhaltenden Deutschen jedweden Schutz zu gewähren und zwar nicht nur in persönlicher Beziehung, sondern auch in Bezug auf die Förderung ihrer Interessen. Deshalb hat das Reich in den Schutzgebieten den Wissenschaften und Künsten seinen Schutz zu gewähren, für Errichtung von Universitäten und Akademien zu sorgen u. dergl.*). Hierin liegt der Keim einer künftigen großartigen culturellen Mission des Deutschen Reiches, indem es zugleich Zeugniß der Macht gibt, welche es in sich fühlt und sich den übrigen Großstaaten Europa's, welche an der Spitze der Cultur schreiten, würdig und gleichberechtigt an die Seite stellt. Der Reichskanzler betont diesen Gesichtspunkt in jener Rede laut genug mit dem Satz: „Die Regierung hat durch ihr Eintreten in die gleiche Front mit England und Frankreich in Afrika bei der Kongofrage die Verpflichtung übernommen, an der Civilisirung dieses Welttheils Antheil zu nehmen."

Wir können uns nicht enthalten, bei dieser Gelegenheit eine Parallele zu beobachten, welche den Erfolg kennzeichnet, mit welchem energische culturelle Bestrebungen nicht eines in seiner Machtsphäre im Vergleich zum Reich wenig mächtigen Staates, sondern eines einzigen Mannes in den letzten 50 Jahren gekrönt worden sind. Als der Wittelsbacher, König Otto I., den Thron von Griechenland bestieg, fristete Athen ein armseliges Dasein. Freilich klingt es beinahe falsch und mißlich, Hellas mit Ostafrika zu vergleichen; aber es klingt nur so. In Wahrheit waren die Zustände Griechenlands damals in allen Beziehungen so verrottet, daß die Arbeit an ihrer Emporhebung nicht viel geringer gewesen sein dürfte, als sie in Ostafrika nöthig sein wird, um daselbst ein Staatswesen modernen Zuschnittes erblühen zu lassen. Jener Mann war König Ludwig I. von Bayern, nicht unterstützt und getragen von staatsrechtlichen Beziehungen zu Griechenland, sondern nur gehoben und begeistert durch den Willen, an jener Stätte althellenischer Cultur wieder einen Altar für das Staats- und Geistesleben unserer Zeit zu errichten.

Schon aus dem soeben entwickelten Verhältniß der Schutzgewalt des Reiches zu den anderen Inhabern von Hoheitsrechten, seien sie vorbehaltene oder verliehene, ergiebt sich ein Bild, dem von vornherein der Stempel der Vergänglichkeit aufgedrückt ist. Seine kürzere oder längere Dauer beruht nicht auf den Institutionen, sondern auf ihrer Handhabung; weniger auf dem Recht an sich, als auf Politik. Dazu kommt noch das wenn auch theoretisch klare, aber praktisch schwankende Verhältniß der „Unterthanen". Der Satz, den das Schutzgebietsgesetz an seine Spitze stellt: „Die Schutzgewalt in den deutschen Schutzgebieten übt der Kaiser im Namen des Reichs aus," ist an sich völlig gleichinhaltlich mit dem, der für das Reichsland Elsaß-Lothringen gilt, denn Schutzgewalt und Staatsgewalt sind begrifflich identisch unbeschadet bestehender Modificationen. Folglich sind nicht nur die in den Schutzgebieten wohnenden Deutschen, sondern auch alle Eingeborenen Unterthanen. Daß vertragsmäßige Einschränkungen der Staatsgewalt bestehen, kann hieran nichts ändern. Sie sind nicht etwa zugleich Unterthanen der mit verliehenen Hoheitsrechten ausgestatteten Colonialgesellschaften; schon deshalb nicht, weil diesen, nachdem sie sich unter den Schutz des Reichs gestellt haben, keine Souveränetät mehr zusteht, und ebenso wenig sind sie Unterthanen ihrer Häuptlinge im staatsrechtlichen Sinn, weil sie aufgehört haben, dies zu sein, indem sich der Häuptling selbst, seiner vorbehaltenen Hoheitsrechte ungeachtet, der Souveränetät des Kaisers unterworfen hat. Von dieser Auffassung geht auch das Schutzgebietsgesetz aus, wenn es bestimmt, daß der Reichskanzler oder ein durch ihn delegirter Beamter sowohl Ausländern, die in einem Schutzgebiet sich niederlassen, als auch Eingeborenen die Reichsangehörigkeit — das Reichsindigenat — verleihen kann. Nach dem deutschen Indigenatsrecht kann die Reichsangehörigkeit nur mittelst einer deutschen Staatsangehörigkeit besessen werden und eine abstracte Reichsangehörigkeit gibt es nicht. Dieser Staatsangehörigkeit entspricht also die Landesangehörigkeit des Schutzgebietes. Sie erzeugt aber nicht von selbst die Reichsangehörigkeit, sondern diese ist erst Folge besonderer Verleihung von Fall zu Fall. Tritt sie hiernach ein, so knüpft sich daran auch nach dem Gesetz als von selbst eintretende Folge das Recht auf Behandlung als Inländer innerhalb des deutschen Bundesgebietes nach Art. 3 der Reichsverfassung, sowie die Wählbarkeit zum Reichstag. Letzteres läßt sich theoretisch nicht bestreiten, aber es wird wohl bei der Verleihung des Reichsindigenats im einzelnen Falle als erheblicher Factor vom praktischen Gesichtspunkte aus in Rechnung gestellt werden.

Wenn das Schutzgebietsgesetz vom 17. April 1886 den vorhin angeführten Satz an die Spitze stellt, daß der Kaiser im Namen des Reichs die Schutzgewalt ausübe, so erleidet dies auf dem Gebiet der Rechtspflege eine so wesentliche, dem Charakter des Staatsrechts der Colonien einen starken deutsch-nationalen Zug verleihende Ausnahme, daß wir dieselbe in vorliegender kleiner Skizze nicht übergehen können. Als nämlich laut der ursprünglichen Vorlage des Gesetzes an den Reichstag beabsichtigt war, lediglich eine Regelung der Rechtspflege in den Schutzgebieten herbeizuführen und zwar dieselbe durch kaiserliche Verordnung unter Zustimmung des Bundesrathes bewirken zu lassen, wurde innerhalb des Reichstags entschieden für den Bereich des gesammten Justizwesens auch eine Mitwirkung des Reichstags gefordert. Dieselbe sollte in der Form eines Widerspruchsrechts gegen die kaiserlichen Verordnungen in's Leben treten, worauf die Regierung mit Recht nicht einging, um eine Schädigung der Reichsautorität in den Schutzgebieten zu vermeiden. Das Gesetz vom 17. April 1886 erhielt deshalb eine weitere Fassung dahin, daß unter Zustimmung des Reichstags für die Schutzgebiete bezüglich des bürgerlichen Rechts, des Strafrechts und des gerichtlichen Verfahrens das Consulargerichtsbarkeitsgesetz vom 10. Juli 1879 und außerdem noch das Gesetz betr. die Eheschließung und Beurkundung des Personenstandes von Reichsangehörigen im Ausland vom 4. Mai 1870 eingeführt wurde. Nur die Bestimmung des Zeitpunktes der Inkrafttretung jener Gesetze ist kaiserlicher Verordnung anheimgestellt worden. Hieraus folgt, daß innerhalb des Justizwesens dem Kaiser das Gesetzgebungsrecht entzogen ist und eine außerordentliche Ausübung der Schutzgewalt durch mehrere Organe des Reichs, Bundesrath und Reichstag, stattfindet. Selbstverständlich gilt dies Alles aber nur insoweit, als nicht in den Schutzbriefen die Gerichtsbarkeit den Regierungen vorbehalten oder verliehen ist. Wo dies geschehen, üben diese letzteren die Justizhoheit zwar selbstständig und unabhängig vom Reich, aber immer unter der Oberhoheit des Reichs aus. Die hiernach thatsächlich ausgebildeten Verhältnisse zu schildern, würde uns viel zu weit über den Rahmen dieses Aufsatzes hinausführen. In der juristischen Literatur ist noch mancher Punkt bestritten.

Auch abgesehen vom Justizwesen steht vieles noch nicht fest, z. B. ob ein Schutzgebiet einen besonderen Fiscus habe oder nicht. Man mag sich theoretisch zu der Frage stellen wie man will, praktisch scheint die Reichsregierung die Frage im bejahenden Sinne zu behandeln. In Finanz-, in allgemeinen Landesverwaltungs- und Polizeisachen ist das kaiserliche Verordnungsrecht — die Gegenzeichnung des Reichskanzlers vorausgesetzt — ganz unbeschränkt. Der Kaiser kann Steuern auferlegen und Zölle aller Art einführen.

So viel auch schon am Bau des Staatsrechts in den Schutzgebieten geschehen ist, ein fertiges Werk sehen wir noch lange nicht vor uns stehen, denn auch die thatsächlichen Verhältnisse sind noch im Werden begriffen.

*) Annalen ꝛc loc. cit. S. 505 ff.

Digitized by Google

Die baltische Frage.

Von Paul Neuhaus.

Es ist sicherlich kein zufälliges Zusammentreffen, daß gleichzeitig mit der Erkaltung der traditionellen Freundschaft zwischen den Höfen von Berlin und St. Petersburg auch in dem Verhalten der russischen Regierung gegenüber den baltischen Deutschen eine entscheidende Wendung eintrat. Wenigstens hat man in Rußland selbst einen ursächlichen Zusammenhang zwischen diesen beiden Erscheinungen herausgefunden. Die politische Presse unseres östlichen Nachbarstaates begründete die veränderte baltische Politik desselben mit angeblichen Gelüsten des wieder aufgerichteten und mächtigen Deutschen Reiches nach dem Besitz der russischen Ostseeprovinzen. Nun kann nicht bestritten werden, daß hierhin gehende Wünsche thatsächlich im deutschen Publikum, insbesondere bei uns im alten Ordenslande Preußen, vielfach verbreitet sind. Das deutsche Publikum ist aber doch noch lange nicht die deutsche Reichsregierung. Vielmehr muß eine kühlere politische Ueberlegung zu dem Ergebniß führen, daß die gedachte Gebietserweiterung für das Deutsche Reich selbstmörderisch sein würde und daher nicht einmal nach einer Niederwerfung Rußlands in Betracht kommen könnte.

Die Verfechter solcher Eroberungspläne gehen offenbar von dem Gedanken der geschichtlichen Zusammengehörigkeit aller einstigen deutschen Ordenslande und dem Nationalitätenprincip aus. Sie betrachten das Deutsche Reich von heute als Rechtsnachfolger des Ordensstaates und seiner Ansprüche und lassen sich von der immer noch gebräuchlichen Bezeichnung „deutsche Ostseeprovinzen“ irre leiten. Dieselbe ist jedoch durchaus unberechtigt, da den $1^1/_2$ Millionen Letten und Esthen und den 65,000 Russen in Kurland, Livland und Esthland nur 200,000 Deutsche gegenüber stehen, welche sich sogar in einigen Städten, z. B. in Reval, in der Minderheit befinden. Entschlössen sich die verbündeten Regierungen zur Errichtung eines baltischen Reichslandes, so müßten sie zur Sicherung der Landverbindung zwischen diesem und dem bisherigen Reichsgebiet auch die Einverleibung eines beträchtlichen Stücks von Groß-Lithauen, also doch mindestens des Gouvernements Kowno, aussprechen, wo nicht einmal die oberen Classen dem Deutschthum angehören. Bei der feindlichen Gesinnung der Letten und Esthen wäre die Entnationalisirung derselben ein Gebot der Nothwehr, müßte aber, wenn vor der Unschädlichmachung der preußischen Polen unternommen — und diese dürfte trotz der Ansiedelungscommission in absehbarer Zeit nicht zu erwarten sein —, zu einer verhängnißvollen Zersplitterung der deutschen Kräfte führen.

Aber selbst in dem Falle, daß die russischen Ostseeprovinzen soweit verdeutscht wären wie das heutige Ostpreußen, würde sich ihre Erwerbung durch das Reich nicht rechtfertigen lassen. Die von den Deutschherren und den Schwertbrüdern eroberten Lande haben nur in einem rein äußerlichen, der Idee des mittelalterlichen Kaiserthums entsprechenden Verhältniß zum heiligen römischen Reiche gestanden, niemals aber zu Deutschland gehört; sie waren eben überseeische Tochterstaaten desselben. Daß der eine von ihnen durch Erbschaft an das brandenburgische Kurhaus gelangte und nachmals mit dem Mutterlande durch die Theilungen Polens verwuchs, kann für Kurland, Livland und Esthland keinen Präcedenzfall bilden.

Vor allem aber wäre die Ausdehnung des Deutschen Reiches bis an den finnischen Meerbusen eine geographisch-strategische Ungeheuerlichkeit. Unerhört ist die Zumuthung an einen wegen der Besonnenheit und Mäßigung seiner auswärtigen Politik gepriesenen Staat, er solle den Friedensschluß nach einem glücklichen Kriege dazu benutzen, seine Grenzen in der muthwilligsten Weise zu verschlechtern. Erscheint die deutsche Nordostmark nicht schon exponirt genug? Gegen dieses Bedenken habe ich verschiedentlich den Einwand machen hören, daß das als Vormauer gegen Rußland wieder herzustellende Polen die deutsche Grenze bis zur Düna vollkommen decken würde. Man setzt also voraus, daß dieser junge Staat, dessen Dasein allerdings die Vorbedingung für die Trennung der baltischen Lande vom russischen Staatskörper wäre, selbst dann ein getreuer Gefolgsmann des Deutschen Reiches sein würde, wenn dieses ihm außer den polnischen Landestheilen Preußens den Zugang zur Ostsee vorenthielte. Freilich würde das neue Jagellonenreich in erster Linie Grenzwacht im Osten zu halten haben. Das mußte aber auch das alte; und trotzdem zeigt die Geschichte, daß sich Polen und Moskowiter, ihres eigenen Haders vergessend, gegen Schweden verbanden, wie einst Polen und Lithauer gegen die Ordensritter, um sich Luft und Licht nicht absperren zu lassen. Mit einer solchen Coalition Polens mit dem als Gegner vielleicht furchtbaren Rußland der Zukunft würde es nun das Deutsche Reich nach menschlicher Voraussetzung ganz allein aufzunehmen haben, indem die übrigen Staaten, zumal die scandinavischen, unmöglich ein Interesse daran haben könnten, daß Deutschland ein entschiedenes Uebergewicht in der Ostsee erlange. Ein solches könnte sich übrigens aus einer Verlängerung der deutschen Küste nach Norden doch nur indirect durch die dann nothwendige Verstärkung der deutschen Seemacht ergeben. In noch höherem Grade jedoch würde der Besitz eines langen löffelförmigen Ausläufers dazu zwingen, in demselben eine ganz unverhältnißmäßige Zahl von Landtruppen zusammenzuziehen. Gegen einen Staatsmann, welcher, sentimentalen Wallungen zu Liebe, dem deutschen Volke ein solches Danaergeschenk machen sollte, müßte die schwere Anklage erhoben werden, daß er über sein Vaterland die Gefahr eines zweiten Tannenberg heraufbeschwöre. Zum Ueberfluß mag hier auch noch an einen Ausspruch des Fürsten Reichskanzler in einer seiner Septennatsreden erinnert werden: Als Gebietserweiterung im Osten käme doch nur polnisches Land in Betracht und davon besitzen wir bereits mehr, als uns lieb ist!

Allerdings würde eine Beschränkung des russischen Antheils am baltischen Meere in vieler Beziehung wünschenswerth sein. Zu diesem Zweck aber brauchte Deutschland sich nicht aufzuopfern. Es ließe sich ja auch ein selbständiges Königreich Baltien errichten, in welchem natürlich dem veränderten Zeitgeist entsprechend dem deutschen Elemente nicht die Herrscher-, sondern nur die Führerrolle zufallen dürfte. Es müßte dann nur Libau mit seinem lithauischen Hinterlande in der Hand Polens vereinigt bleiben. Einen solchen neutralen Kleinstaat gegen russische Rückeroberungsgelüste zu schützen, würden sämmtliche Ostseestaaten einschließlich Polens zusammenstehen. Ja, Polen und Schweden würden ihrer geographischen Lage nach an der Erhaltung desselben sogar noch mehr interessirt sein als Deutschland.

Ein deutsch-russischer Krieg könnte also wirklich zur Aufwerfung einer baltischen Frage führen. Indessen vermag Rußland dies sehr wohl zu verhindern. Zunächst selbstverständlich durch eine friedliche Politik gegenüber Deutschland, welches, wie im Vorstehenden ausgeführt, durch einen glücklichen Feldzug im Osten für sich selbst nur mittelbaren oder, wenn man an die Möglichkeit einer Wiederherstellung der preußisch-österreichischen Grenze von 1795 denkt, gar einen sehr zweifelhaften Gewinn davontragen könnte, mithin gute Beziehungen zu seinem östlichen Nachbar wünschen muß. Sodann zweitens durch die Emancipation der Letten und Esthen von dem Einfluß der deutschen Schule, sowie durch größere Geltendmachung des russischen Staatsgedankens und der russischen Staatssprache, Maßnahmen, welche an sich durchaus noch keine Unterdrückung des Deutschthums in sich schließen und gegen welche die Berufung auf den in die erste Hälfte des 18. Jahrhunderts zurückreichenden Nystädter Frieden durchaus hinfällig ist, da das heutige russische Reich, wenn man von dem Großfürstenthum Finnland absieht, ein Einheitsstaat und nicht etwa nur ein loses Gefüge von durch Personalunion verbundenen Ländern ist. Drittens endlich besitzt die russische Herrschaft in den Ostseeprovinzen einen nicht zu unterschätzenden Bundesgenossen in den Handelsinteressen der Balten selbst, welche mit der Trennung von dem natürlichen Hinterlande dieselben bösen Erfahrungen machen müßten wie die altpreußischen Emporien Danzig, Königsberg und Memel. Da Rußland ja

Digitized by Google

selbst im äußersten Falle nur bis hinter den Peipussee und die Narowa zurückgedrängt werden könnte, würde Riga in Pskow ein gefährlicher Nebenbuhler erstehen. Ein lebhafter Verkehr zwischen beiden Seiten der neuen Zollgrenze würde nur vermittelst der Dünaschifffahrt und im Winter möglich sein. Gegenwärtig aber muß die Herstellung neuer Eisenbahnverbindungen mit dem inneren Rußland die baltischen Interessen noch enger mit den russischen verknüpfen.

Indem sich die russischen Machthaber aber nicht auf die angedeuteten Maßregeln beschränken, sondern die Pflege des einheitlichen Reichsgedankens in einen Kampf gegen alle nationalen Eigenthümlichkeiten ausarten lassen und mit dem nationalen Druck den religiösen verbinden, müssen sie alle drei baltischen Stämme erbittern und die eben erst gegen die Deutschen aufgehetzten Letten und Esthen zu einer Versöhnung mit jenen zwingen. Unter diesen Umständen wäre ein siegreiches Deutschland schon um der öffentlichen Meinung willen genöthigt, seine baltischen Schmerzenskinder von solch' unerträglichem Joche zu befreien. Die russische Regierung führt also durch ihre verderbliche Politik die baltische Frage gerade derjenigen Lösung entgegen, welche unmöglich zu machen ihre Sorge sein sollte.

Literatur und Kunst.

Ignaz von Döllinger.

Zu seinem 90. Geburtstage.

Von Karl Jentsch.

Einige Jahre vor der Unfehlbarkeitserklärung, die ja materiell nichts geändert hat, entwarf Robert von Mohl sein Idealbild einer deutschen Akademie und bemerkte dabei: katholische Theologen könnten als solche freilich nicht zugelassen werden, weil sie die Ergebnisse ihrer Forschungen der Entscheidung einer äußerlichen Autorität unterwerfen müßten; aber ein Möhler werde in der philosophischen, ein Döllinger in der historischen Abtheilung seinen Platz finden. Sehr passend nennt er als Repräsentanten ihres Standes gerade die beiden Männer, welche vorzugsweise den Gebildeten unter den Katholiken Deutschlands die Ueberzeugung von der Vernünftigkeit und der historischen Berechtigung ihres Glaubens wiedergegeben hatten.

Eine Charakteristik aller der Werke, durch welche sich Döllinger schon in jungen Jahren den Ruhm eines Hauptes der deutschen Ultramontanen erworben hatte, gehört nicht hierher. Aber eines wenigstens muß erwähnt werden: „Die Reformation, ihre innere Entwickelung und ihre Wirkungen", 1848. Eine rudis indigestaque moles, nicht weil es Döllinger an Gestaltungskraft gebrach — er hatte sie vordem schon bewiesen — sondern mit Absicht als ein Conglomerat von Citaten angelegt, welches packender wirkt als alle Kunst der Anordnung und Darstellung es vermöchte. Geständnisse Luther's, seiner Freunde und Anhänger, der andern Reformatoren, ihrer Gehülfen und Schüler setzen sich zu einer Selbstverurtheilung der Reformation zusammen. Und alles Häßliche, Unheilvolle, Thörichte jener wildbewegten Zeit erscheint in diesem furchtbaren Mosaik nicht etwa als Nebenproduct oder Abschaum der großen Gährung, sondern als die eigentliche Frucht der Glaubens- und Grundsätze Luther's. So lange die größere Hälfte der Nation ihr Lutherbild einem Köstlin, die kleinere unmittel- oder mittelbar dem Werke Döllinger's entlehnt, bleibt Verständigung rein unmöglich, denn aus den Quellen selbst ein unparteiisches Urtheil zu schöpfen, ist doch nur eine winzige Minderzahl in der Lage. Verständigung aber muß den leitenden Geistern als Ziel vorschweben; sie ist ein reales und heilverheißendes Ziel, im Unterschiede von dem phantastischen einer Wiedervereinigung der Confessionen. Den Weg zur Verständigung zeigen u. a. K. A. Menzel und Ranke; Döllinger hat in seiner letzten Periode nicht wenig dazu beigetragen, die Kluft von der entgegengesetzten Seite her zu erweitern, obwohl er noch im Jahre 1864 in beredten Worten den König Maximilian II. u. a. darum pries, weil derselbe vom historischen Studium die Versöhnung der Confessionen erhofft habe. („Akademische Vorträge" II, 217.)

In eine Specialität, sei es auch eine so umfang- und inhaltreiche wie die Reformationsgeschichte, konnte ein Döllinger mit seiner gewaltigen Arbeitskraft, seinem weitschauenden Blick und seinen umfassenden Kenntnissen sich nicht verlieren, und schon 1857 erfreute er die wissenschaftliche Welt mit einem Werke, dem auch die protestantische Kritik rückhaltlose Anerkennung zollen durfte: „Heidenthum und Judenthum. Vorhalle zur Geschichte des Christenthums." Die große und schöne Idee des in hellenischen Anschauungen aufgewachsenen Clemens Alexandrinus findet hier ihre herrliche Ausgestaltung, dank jener Fülle von Mitteln, welche gründliche Kenntniß des classischen Alterthums und des Judenthums einem philosophisch gebildeten Geiste der Neuzeit darbietet.

Als sich Döllinger aus dem neutralen Gebiete der römischen Kaiserzeit wieder der Gegenwart zuwandte, mußte er die Wahrnehmung machen, daß die unter seiner Mitwirkung eingeleitete ultramontane Bewegung ihm über den Kopf wuchs. Er fand sich mit seinen Freunden ein wenig in der Lage von Fiesco's Mohren. In der Aufklärungsperiode hatte der Katholicismus als ein für allemal abgethaner Aberglaube gegolten; nur schüchtern, ihrer eignen Sache ungewiß, hatten damals die Frömmeren unter den gebildeten Katholiken hier und da am Gottesdienste ihre Kirche theilgenommen. Nachdem ausgezeichnete Theologen ihnen das Vertrauen zu ihrer Kirche wiedergegeben, kannte der Glaubenseifer der Massen, die nun Grafen, Geheimräthe und Professoren den Rosenkranz beten sahen, keine Grenzen mehr. Ein jüngeres Geschlecht scholastisch gebildeter Theologen, zum Theil Jesuitenzöglinge, trat ohne Schwierigkeit die Erbschaft der deutschen Forscher und Denker an. Diese hatten sich selbst im heißesten Feuer der Polemik wohl gehütet, alle Fühlung mit den Gegnern zu verlieren; war es doch die moderne protestantische Wissenschaft, der sie Waffen und Methode entliehen. So schlossen sie sich denn der neuen, von rechts her drohenden Gefahr gegenüber enger zusammen; wie in Frankreich, wo der Kampf zwischen den Gefolgschaften des „Univers" und des „Correspondant" tobte, zerfiel jetzt auch in Deutschland die katholische Theologie in zwei Heerlager.

In der politischen Krisis, welche von 1859 ab über den Kirchenstaat hereinbrach, bestand der wieder mittelalterlich naiv gewordene Glaube der Katholiken seine Feuerprobe: sie hofften auf ein Wunder. In dieser Lage entschloß sich der klar sehende Döllinger zu einer That, mit welcher er seinen Glaubensgenossen einen großen Dienst erwiesen haben würde, wenn diese willens und fähig gewesen wären, davon Gebrauch zu machen. Er hielt im April 1861 im Odeonssaale zu München zwei Vorträge, um die katholische Welt auf eine „zeitweilige Unterbrechung" der weltlichen Herrschaft vorzubereiten. „Was soll man" — so war er wiederholt gefragt worden — „jenen Außerkirchlichen erwidern, welche mit triumphirendem Hohn auf die zahlreichen bischöflichen Kundgebungen hinweisen, in denen der Kirchenstaat für wesentlich und unentbehrlich zum Bestande der Kirche erklärt wird, während doch die Ereignisse seit dreißig Jahren mit steigender Klarheit den Zerfall desselben zu verkündigen scheinen?" Der Zerfall ist jetzt vollendet, aber die Bischöfe reclamiren den verschwundenen Staat. Man kann sich vorstellen, wie damals Döllinger's gutgemeinte Worte aufgenommen wurden; den Frommen galt er fortan als ein Abtrünniger. Nachträglich fand er, daß er „eine Erklärung darüber schuldig" sei, wie er dazu gekommen, „die schwierigste, verwickeltste Frage unsrer Zeit . . . in einer von der herkömmlichen stark abweichenden Weise zu besprechen", und gab diese Erklärung im October des nämlichen Jahres in dem Buche „Kirche und Kirchen, Papstthum und Kirchenstaat". Darin unterwirft der Verfasser die verschiedenen Kirchenthümer einer Generalinspection ihres wissenschaftlichen und sittlichen Zu-

Digitized by Google

standes, ihrer Einrichtungen, ihrer politischen und socialen Wirksamkeit. Der erste Effect war allgemeines Staunen über die ungeheure Gelehrsamkeit und die Gewandtheit des Mannes, der binnen 6 Monaten ein ganzes Nachschlagewerk für die theologischen und einige anderen Wissenschaften zusammenzuschreiben vermochte. Aber über die 120. Seite mögen die meisten der Protestanten, welche es in die Hand nahmen, nicht hinausgekommen sein, denn das Gemälde, welches hier von den protestantischen Ländern und „Denominationen" entworfen wird, schmeichelt ebenso wenig wie das ältere des Jahres 1848, wenn auch Luther jetzt schon „der gewaltigste Volksmann, der populärste Charakter, den Deutschland je besessen", genannt wird. Die Muthigeren, welche bis über die 500. Seite hinauslasen, fanden sich ja dann einigermaßen entschädigt, denn gegen das Ende hin sagt er dem Papstthum nicht weniger unangenehme Dinge. Ganz drastisch wirkt die Schilderung der Zustände im Kirchenstaate, welche vorzugsweise auf den Berichten des englischen Geschäftsträgers Lyons beruht. Durch die Fülle des darin niedergelegten authentischen Materials ist diese Rechtfertigung der anstößigen Reden ein Buch von bleibendem Werth und vorzüglicher Brauchbarkeit geworden.

Im Jahre 1863 leitete Döllinger eine Besprechung katholischer Gelehrter von der liberalen Richtung in der Benedictinerabtei zu München. Aber der Plan periodisch wiederkehrender Versammlungen wurde von Rom hintertrieben. Der Zwiespalt vertiefte sich, die Erbitterung stieg. Trotzdem stand Döllinger noch so fest auf dem katholischen Standpunkte, daß er 1868 in der zweiten Auflage des Buches „Christenthum und Kirche in der Zeit der Grundlegung" den Primat des Petrus und seiner Nachfolger in der herkömmlichen Weise vertheidigt. (S. 30 ff., 295 ff.) Seite 100 erwähnt er die bekannte Erzählung vom Tode des Petrus in Rom und fügt hinzu: „So lautet das einstimmige Zeugniß der ganzen alten Kirche, und die Gründe, mit denen man es bestritten, sind auf einem andern Boden als dem der historischen Forschung erwachsen." (Vergl. noch S. 315.) Aber schon im folgenden Jahre sah er sich veranlaßt, jene berühmte Artikelserie der „Allgemeinen Zeitung": „Das Concil und die Civiltà" zu inspiriren (die Mitarbeiter und der genaue Antheil eines jeden am Werke sind bis heute nicht authentisch bekannt geworden), welche nebst den darauf folgenden Concilsbriefen (von Quirinus, d. i. Lord Acton, redigirt von Döllinger und Huber) die Abonnentenzahl des damals stark zurückgekommenen Weltblattes vervierfachte. Im Juli desselben Jahres 1869 erschienen diese Artikel in „weiter ausgeführter und mit Quellennachweis versehener Neubearbeitung" als Buch unter dem Titel „Der Papst und das Concil" von Janus. Ihren dogmatischen Standpunkt geben die Verfasser im Vorwort dahin an, daß sie zwar den Primat als göttliche Einrichtung anerkennen, dessen Fortentwickelung aber zum Papat als Mißbildung verwerfen. Sie bekennen sich als Gesinnungsgenossen derjenigen, welche erstens überzeugt sind, „daß die katholische Kirche zu den Principien der politischen, intellectuellen und religiösen Freiheit und Selbstentscheidung ... sich nicht feindlich und ablehnend verhalten dürfe, vielmehr positiv auf dieselben eingehen ... solle." Und sie theilen zweitens die Ansicht derjenigen, welche eine große und durchgreifende Reformation der Kirche für nothwendig und unvermeidlich halten. Sie gestehen ein, daß „seit dem elften Jahrhundert in der ganzen Kirchengeschichte sich kein Zeitraum mehr entdecken läßt, bei welchem der Blick des gläubigen Forschers mit reinem Wohlgefallen verweilen könnte". Armes elftes Jahrhundert! In dir also ist das Entsetzliche geschehen, ist die Christenheit über den Graben gesprungen, welcher das Reich Gottes von dem Reiche der gefallenen Engel scheidet! Nicht ohne ein Lächeln des Bedauerns kann der unbefangene Geschichtsfreund, der in allen Jahrhunderten dieselben Menschen findet und nichts anderes zu finden erwartet, diesen verzweifelten Versuch einiger großen Gelehrten notiren, den Riß in ihrer eigenen Persönlichkeit unter einem Bruche der geschichtlichen Entwickelung zu verstecken, der in keinem Jahrhundert sich ereignet hat und sich niemals ereignen kann; die Menschheit macht so wenig Sprünge wie die Natur. Seitdem haben die naiven Anhänger Döllinger's jene Fälschungen, durch welche sich der Bischof von Rom zum Papste emporgeschraubt haben soll, sammt allem kirchlichen Verderben bis in die ersten Jahrhunderte hinein verfolgt, so daß man wohl fragen darf, ob denn jene Kirche, welche sie reformiren wollen, überhaupt einmal irgendwo und irgendwann auf Erden dagewesen sein mag. Eben solche Sachen, die wenig geeignet sind, „das Wohlgefallen des gläubigen Forschers" zu erregen: Fälschungen für curialistische Zwecke, Inquisition, finanzielle Ausbeutung der Christenheit durch die Curie, bilden den Hauptinhalt des Janus.

Seit dem bekannten Ausgange der Concilsangelegenheit, welche Europa, oder eigentlich nur Deutschland, über Jahr und Tag in einer wenig gerechtfertigten Aufregung erhalten hatte, darf Döllinger kaum noch als katholischer Theolog angesehen werden. Zwar jene Festrede beim Jubiläum der Universität München (1. August 1872), welche die ἀκμή seines Weltruhms darstellt, hat er als Rector Magnificus gehalten, und diese Würde konnte er nur als Mitglied der theologischen Facultät bekleiden; aber die Vorlesungen stellte er ein — berechtigte ihn doch schon sein hohes Alter hierzu. Fast nur noch auf den Unionsconferenzen, welche er veranstaltete, entwickelte er eine specifisch theologische Thätigkeit. Daß diesen Verhandlungen zwischen liberalkatholischen, anglikanischen und griechischen Theologen nur ein rein akademischer Charakter zukommt, versteht sich von selbst. Wie die Erfahrung der Jahrhunderte lehrt, beruht die Verzweigung der Christenheit in verschiedene Kirchen weit weniger auf Unterschieden der Glaubenslehre, die den Massen immer gleichgültig und meist unverständlich bleiben, als vielmehr auf Volksgebräuchen, nationalen Neigungen und Abneigungen, kirchlichen Einrichtungen und Gewohnheiten und der Einmischung politischer Mächte. Zudem war Döllinger mit der Kirche, die er hätte vertreten können, zerfallen, und die Religionsgespräche früherer Zeiten sind sogar dann resultatlos verlaufen, wenn die Theilnehmer mit allen erdenklichen Vollmachten ausgestattet waren. Die Urkundenforschung, welcher Döllinger mit ungeschwächter Kraft und unermüdlichem Fleiße bis heute obliegt, und von deren Ergebnissen er in den Festsitzungen der Königlich bayerischen Akademie der Wissenschaften Einiges zu verrathen pflegt, umfassen das ganze Gebiet der mittelalterlichen und neueren Geschichte, und was er davon veröffentlicht, zeigt den allgemein wissenschaftlichen, nicht den theologischen Charakter. Der von ihm gelieferte Stoff zur Biographie Bellarmin's (siehe „Gegenwart" Nr. 31, Jahrg. 1887) und zu dem jüngst erschienenen umfangreichen Werke: „Geschichte der Moralstreitigkeiten in der katholischen Kirche, mit Beiträgen zur Geschichte des Jesuitenordens" (Nördlingen, Beck) ist zwar theologischer Natur, aber die Bearbeitung hat Professor Reusch übernommen. Was Döllinger in seiner dritten Periode für sich allein herausgegeben hat, das sind Beiträge an historische Zeitschriften und Akademievorträge von allgemein wissenschaftlichem Interesse. Die letzteren, sowohl schon veröffentlichte als bisher ungedruckte, sammt zwei Universitätsreden, hat Döllinger gesammelt und in zwei Bänden (ebenfalls bei Beck 1888 und 1889) dem großen Publikum zugänglich gemacht. Mehr als irgend eines seiner großen Werke werden diese „Akademischen Vorträge" seinen Nachruhm begründen, denn sie werden gelesen werden. Dem Gelehrten legt der erstaunliche Reichthum urkundlicher Nachrichten, die sonst nirgends zu finden sind, die Pflicht auf, von ihnen Kenntniß zu nehmen, und den Gebildeten zieht die schöne Darstellung, die interessante Gruppirung der Thatsachen, die Fülle geistreicher Gedanken und überraschender Aufschlüsse zu diesen Essays. Die Frische und Präcision der Sprache, die Schärfe des Urtheils, die sich offenbarende lebhafte Theilnahme des Verfassers an seinem Gegenstande scheinen dem großen Gelehrten, der am 28. d. M. seinen 90. Geburtstag feiert (Greis kann man einen Mann unmöglich nennen, an welchem von allen Merkmalen des Greisenalters kein einziges sichtbar ist), noch eine längere Wirksamkeit zu verheißen.

Stellen aus einem Buche mitzutheilen, welches die Freunde der „Gegenwart" ohnehin lesen werden und theilweise schon

Digitized by Google

gelesen haben, wäre überflüssig. Zur Charakteristik des Inhalts nur die eine Bemerkung: wären Döllinger noch 30 Lebens- und Arbeitsjahre gegönnt, so könnte er — für sich allein und ohne Gehülfen — eine Geschichte der Wissenschaften schreiben; den erforderlichen Stoff, das sieht man hier, hat er schon gesammelt. Herzerquickend wird er, wo er von der Eigenart und den Aufgaben des deutschen Volkes spricht, dem nunmehr die Rolle zugefallen sei, „welche den Hellenen in der alten Welt übertragen war". Auf das Tiefste wird der Antheil der Deutschen am großen Culturwerke der Völker erfaßt, ohne chauvinistische Ueberhebung, ohne Ungerechtigkeit gegen andere Nationen. Daß er der katholischen Theologie nicht ohne Wehmuth gedenken kann, wird Jeder verstehen. „Damals (als er noch mit Möhler, Klee u. s. w. zusammen wirkte) durfte man hoffen, daß durch diese Männer . . . eine wahrhaft deutsche und universale, den anderen Wissenszweigen in Ernst und Wahrhaftigkeit der Forschung ebenbürtige Theologie sich ausbilden werde" (II, 80). Sollte Döllinger diese Wehmuth nicht doch noch überwinden können durch die Einsicht, daß das Ziel jener Männer unerreichbar, die in Erstrebung desselben geleistete Arbeit aber unverloren ist? Die theologische Wissenschaft hat, so viel man sehen kann, ihre Aufgabe vollendet. Sie hat den Gläubigen der älteren Zeit dogmatische Systeme gebaut, und sie hat einem jüngeren kritischen Geschlechte durch Zerstörung jener Bauten gedient. Da die Zerstörung lediglich subjectiver Art ist, so bleiben die dogmatischen Gebäude für jene bestehen, welche sie heute noch benützen wollen. Es ist schwer zu sagen, was der Theologie noch zu thun übrig bleiben sollte, als etwa die alten Systeme nach neuem Geschmack herzurichten und auszuschmücken. Sie kann sich mit der Philosophie trösten, deren Jünger ebenfalls nichts mehr anzufangen wissen, als uralte Systeme frisch aufzuputzen und als neue Weisheit zu empfehlen, ohne daß durch diese Thätigkeit der Denkkünstler die Denkthätigkeit der Massen sonderlich beeinflußt würde. Die Kirchen vollends werden durch die Schicksale der Theologie so wenig in ihrem Lebensnerv berührt, wie ein lebenskräftiger Staat von politischen Theorien, oder die Volkssittlichkeit, die bei allen civilisirten Völkern seit 4000 Jahren wesentlich dieselbe geblieben ist, durch das Auftauchen und Absterben zahlloser Moralsysteme. Ja die Kirche ist gerade als eine Gemeinde der trostbedürftigen Sünder, Armen und Einfältigen entstanden, daher nicht allein dem Tugendstolz und der Weltherrlichkeit, sondern auch der weltlichen Weisheit ihrer Natur nach abgeneigt.

Döllinger aber vermag trotz allen Reichthums weltlicher Wissenschaft die theologische Vorstellung nicht abzustreifen, daß mit der Theologie die Kirche selbst stehe und falle. Als ihm der Widerspruch zwischen seiner theologischen Ansicht und der kirchlichen Autorität zum Bewußtsein kam, da suchte er die Ursache des Zwiespalts nicht in seiner theologischen Entwickelung, sondern er glaubte einen Abfall der Kirche von ihrem eigenen Wesen wahrzunehmen, und als er weiter bemerkte, daß dieser sich nicht erst neuerdings ereignet habe, sondern bis in sehr alte Zeiten zurückgehe, da zeigte sich ihm die Geschichte der alten Kirche in demselben düsteren Lichte eines dogmatischen Vorurtheils, wie ehedem die der jüngeren reformirten Kirche.

Ranke war ohne dogmatisches Vorurtheil an sein Quellenstudium gegangen. Im Fortschritte desselben wurde ihm, sehr allmählich, der Zusammenhang der Dinge klar, und nachdem er die Geschicke von einer Reihe einzelner Völker dargestellt, fühlte er sich gedrungen, eine Universalgeschichte zu schreiben: von der heitern Höhe seiner milden Weltansicht herab die kämpfenden, leidenden, strebenden, schaffenden Völker zu überschauen, und einem jeden seinen Platz im großen Haushalte der Menschheit anzuweisen. Auch vor der imposanten Erscheinung des mittelalterlichen Papstthums verweilt er mit einer Art von liebevoller Bewunderung, ohne seinem protestantischen Standpunkte etwas zu vergeben oder seine protestantische Ueberzeugung beirren zu lassen. Döllinger begann als junger Mann vom dogmatischen Standtpunkte aus eine Kirchengeschichte zu schreiben, die er nicht beendete, ward im Verlaufe seiner Studien an seinem Standpunkte irre, und wendet sich nun gegen denselben, ohne, wie es scheint, bis jetzt einen neuen gefunden zu haben. Seine Thätigkeit läuft in Einzeldarstellungen aus, die bei allem Schönen, Belehrenden und Interessanten, was sie bieten, die Wurzel einer festen Welt- und Lebensansicht vermissen lassen. Bricht der Katholik mit seiner „unfehlbaren" Kirche, ohne dem nihilistischen Atheismus zu verfallen, so öffnen sich ihm drei Wege. Entweder er verurtheilt mit den streng Evangelischen den Katholicismus als eine Verderbniß des Christenthums, die für ihr Dasein keine Berechtigung, und seit der Reformation auch keine Entschuldigung mehr geltend machen kann. Oder er hält mit Hegel den Katholicismus für eine Vorstufe des Protestantismus, welcher seinerseits im absoluten Staat aufzugehen hat. Oder er glaubt, daß die nach einander entstandenen Confessionen neben einander sowie neben und in dem Staate eine jede ihre eigene Aufgabe zu erfüllen haben. Döllinger hat bis jetzt mit keinem Worte verrathen, welchen dieser Wege er eingeschlagen, oder ob er sich einen vierten, bisher unbekannten, gebahnt hat. Bedauern müßte man es, wenn ein so hoher und reicher Geist bis an's Ende seiner irdischen Laufbahn in der Kritik befangen bliebe, die doch selbst unser Kritiker par excellence, Lessing, überwunden hat. Die Gebrechen Luther's und der Päpste, der Deutschen und der Welschen aufzudecken, ist ja ebenfalls eine unerläßliche Aufgabe, aber zu ihrer Bewältigung bieten sich jederzeit untergeordnete Geister in Menge an. Sache der Großgeister ist es, den guten und erfreulichen Sinn des Weltwirrwesens zu ergründen und durch dessen Mittheilung die Herzen der armen Sterblichen zu erquicken. Ihnen gilt das Wort des Herrn:

Doch ihr, die echten Göttersöhne,
Erfreut euch der lebendig-reichen Schöne!

Gustav Freytag als Journalist.

Von Theophil Zolling.

Es wird ein Ruhmestitel der deutschen Journalistik sein, daß einer unserer besten Dichter aus den Reihen der Zeitungsschreiber hervorgegangen und ein alter Vorkämpfer ihrer Zunft ist. Fünfundzwanzig Jahre lang hat Gustav Freytag als Redacteur der Leipziger „Grenzboten" und Herausgeber der Wochenschrift „Im neuen Reich" an den politischen und literarischen Zeitfragen sich betheiligt und mit dem Völklein der Journalisten „mit Behagen" verkehrt. Sein bestes Lustspiel heißt die „Journalisten" und schildert die Redactionsstube mit ihren ernsten und drolligen, ehrenwerthen und verkommenen Gesellen, einem Oldendorf und Bolz, Bellmaus, Kämpe und Schmock, und der Held seines letzten Romans ist abermals ein „Soldat der Feder". Der Dichter fand den mühevollen Beruf auch schön und groß genug, um zu seinen Gunsten auf die gelehrte Laufbahn und die eines Bühnenschriftstellers zu verzichten. Denn vom Katheder kam der junge Schlesier her, als er in Leipzig und dann in Dresden sich niederließ, um das Theater zu studiren, und plötzlich einsah, daß die Zeit Aufgaben stellte, „die größer waren als alle Eroberungen auf der Bühne". In den „Erinnerungen aus meinem Leben"*) hat er umständlich und in seiner von liebenswürdigster Ironie erfüllten Art erzählt, wie er in den ersten Monaten des „tollen Jahres" die Bekanntschaft eines kleinen Herrn mit hübschen blonden Locken und rundlichem Kindergesicht machte, der ihn so lebhaft anzog, daß er sich sogar zur Zeitungsschreiberei von ihm verführen ließ. Mit Julian Schmidt zusammen erwarb er Eigenthumsrecht an den „Grenzboten", welche bis dahin ein vorzugsweise österreichisches Blatt gewesen waren und nun nach dem Aufhören der Wiener Censur ein mehr deutsches Organ werde sollten. Die beiden Freunde, unterstützt anfänglich von Jacob Kaufmann, dann von Moritz Busch, Max Jordan, end-

*) Leipzig, S. Hirzel.

Digitized by Google

lich von Julius Eckardt, richteten sich ihre Arbeit höchst gemüthlich ein. Jeder widmete dem Blatte nur die Hälfte des Jahres, im Winter redigirte Freytag, im Sommer Schmidt.

Seitdem verlief mein Leben, wie das unserer alten Heidengötter, zweigetheilt zwischen Sommer und Winter; so oft der Frühling kam, die Obstbäume blühten, Fink und Staar ihre Stimmchen erhoben, zog ich hinaus in's freie Land, dort pflanzte ich Blumen, beobachtete meine alten Lieblinge die Kürbisse, sprach mit meinen Dorfleuten kluge Worte und schrieb an neuen Büchern; genoß den Zuspruch werther Männer aus der Nähe und Ferne, verkehrte auch artig nach Hofgebrauch mit Fürsten und hohen Herren. Wenn aber der Wintersturm über die kahlen Felder fegte, fuhr ich mit der Heldenschaar meiner Phantasie nach der Stadt zurück, wurde Journalist und hauste, von meinen Artikeln, den Raben, umflattert, im Schatten der Bücherschränke ... Im Winter sammelte ich ein, was ich im Sommer ausgab.

Auf solche Art gingen die beiden Redacteure wenigstens nicht in der journalistischen Tretmühle auf, und dieser Arbeitstheilung verdanken wir Julian Schmidt's Literaturgeschichte, „Die Journalisten", „Soll und Haben", „Die Fabier", „Die verlorene Handschrift". Allerdings bedarf es für den Sachkundigen nicht erst der Versicherung, daß bei diesem Wechsel „Verschiedenheiten in der Behandlung der Eingänge" und wohl auch andere Uebelstände bemerkbar wurden. Da der deutsche Journalismus damals in Kinderschuhen ging, so mag ja das Blatt nicht allzu sehr darunter gelitten haben. Freytag selbst berichtet, daß es dazumal nicht nur keine erprobten Staatsmänner mit festen Zielpunkten und keine maßgebenden Politiker gab, sondern auch keine festen politischen Parteien, so daß der politische Journalist keinen andern Anhalt hatte, als das Idealbild, das er sich selbst von einer wünschenswerthen Zukunft des Vaterlandes machte, und keinen andern Maßstab für sein Urtheil, als die Ansicht, die ihm zufällige Eindrücke seines eigenen Lebens vermittelt hatten. „Sprache, Stil und die nothwendige journalistische Taktik, Alles was er haßte und was er liebte, mußte ihm der eigene Charakter geben."

Es ist den Freunden von Freytag's Muse gewiß willkommen, von dieser Tagesschriftstellerei des Dichters zu hören. Er selbst bietet uns jetzt die Proben seiner Thätigkeit im Dienste der Presse in den zwei Bänden seiner „Gesammelten Aufsätze", die eben bei S. Hirzel herausgekommen sind. Als Mann von Geist und Geschmack, der seinen Ruhm auf einem anderen Felde fand, hat er nicht jedes Blättchen pietätvoll wieder abgedruckt, sondern eine Auswahl getroffen. Die politischen Aufsätze im ersten, die Aufsätze zur Geschichte, Literatur und Kunst im zweiten Bande bilden nur einen kleinen Theil all' jener Artikel, die der Journalist für seine grünen Wochenblätter geschrieben hat. Sie sind nicht allein charakteristisch für seine Denk- und Schreibweise, sein Wesen und Streben, seinen Entwickelungsgang, sondern auch wichtige Beiträge zur politischen und künstlerischen Geschichte der Jahre 1848 bis 1873. Enthalten sie auch nicht das Beste, was aus seiner Feder geflossen, so doch gewiß das Frischeste und Lebendigste. Hier gibt sich der Verfasser wie er fühlt und denkt, ohne dichterisches Medium, ganz als ein im Tagewerk schaffender und kämpfender Mensch, an dem wir unsere Freude haben können. Er bezeugt selbst, daß er hier die höchsten Interessen seines Lebens zu vertreten suchte; „es waren die mannhaftesten Gefühle, unter deren Herrschaft ich schrieb, wohl oder übel, wie ich es verstand". Hier verdient auch hervorgehoben zu werden, daß Freytag in diesem Neudrucke einer berechtigten Strömung folgt und alle überflüssigen Fremdwörter nach Möglichkeit vermeidet. Eine Vergleichung der Buchausgabe mit den ersten Drucken ergibt manche glückliche Verdeutschung. Er schreibt jetzt für Diplomatie: Kreise der Staatsmänner, für modern: neuzeitlich; die Individuen sind Einzelbürger; die Processe: Verfahren geworden. Statt Plaid lesen wir Umschlagetuch, für Bureau Amtsgemach; Debatte: Wortgefecht; prägnant: gedrängt; Krisis: Schicksalswendung u. s. w. Doch setzt er, wo der Ausdruck nach Kurzem wiederkehrt, lieber ein Fremdwort, als eine Wiederholung des verdeutschten Wortes. Statt Compromiß schreibt er jetzt „Ausgleich", ein von Oesterreich hereingekommenes Wort, das vor einiger Zeit gerade in den „Grenzboten" in Acht und Bann gethan worden ist.

Den beiden Redacteuren verursachte in jener bewegten Zeit, deren wahre Aufgabe sie in prosaisch nüchterner und klarverständiger Arbeit erblickten, die Politik zunächst die meiste Mühe. Sie richteten offene Briefe, wie damals Zeitgeschmack war, an die verschiedenen Staatsmänner und Parteiführer, und predigten ihnen schonungslos Tugend und Weisheit „ohne nähere Kenntniß der Personen und der Verhältnisse, durch welche sie beschränkt wurden". Dabei verurtheilten sie die Demokratie der Straße und benutzten von ihrem „kleindeutschen" Standpunkte aus jede Gelegenheit, „den aufgeregten Deutschen zu sagen, daß Preußen noch vorhanden und unter allen Umständen unentbehrlich sei." In Freytag's Leitartikeln erkennen wir, wie viel er von seiner eigenen schlesischen Leichtlebigkeit seinem Lustspielhelden Conrad Bolz mitgetheilt hat. Manches könnte wirklich von dem berühmten Leiter der „Union" verfaßt sein. Zweimal geht er dem ungebildeten, verbohrten Bauer Michael Mroß nach Bolz' Recept „vornehm aber tüchtig" zu Leibe. Diesem Deputirten des Kreises Strehlitz in Schlesien für die constituirende Versammlung in Berlin, der die Wissenschaft des Lesens für reactionär hält, „weil Jedermann während des Lesens in widerliche Abhängigkeit von Schriftsteller und Drucker lebt", ruft er stolz zu: „Auch ich stamme aus dem Strohdach eines Bauernhauses und so oft ich neben dem verständigen, erfahrenen Mann sitze, der jetzt darunter wohnt, habe ich meine Freude daran, daß ich aus Bauernblut bin." Er wettert bei jedem Anlasse gegen die Redefertigkeit der Revolutionshelden, nennt sich offen einen Stockpreußen und erzählt dem k. k. Professor Mauß in Lemberg die köstliche Geschichte von dem Förster Jobs und dem Teufel mit nachdenklicher Nutzanwendung auf die deutschen Verhältnisse. Wie Walter in seinem Trauerspiel „Der Gelehrte", tritt er immer den Radicalen gegenüber conservativ, der Reaction gegenüber liberal auf und schwebt über den Parteien. Von prächtigem Humor ist ferner die Petition der Zigeuner an das österreichische Ministerium, vor Allem aber die wundervolle Abhandlung über die Kunst, ein dauerhafter Minister zu werden, die an die besten Satiren jener Zeit von Detmold und Schrödter hinanreicht. Er zählt alle die großen und kleinen Kniffe auf, womit sich ein wackliger Minister im Amt erhalten kann, und bemerkt u. A.:

Dramatische Form der Regierungsmaßregeln ist zu allen Zeiten höchst wichtig, unvermeidlich bei großen Staatskrisen, beim Antritt der Regierung, beim Besiegen einer feindlichen Partei, sehr nützlich endlich für den Nachruhm selbst beim Abgange vom Posten: die Wirkungen auf das Volk sind unermeßlich, es gibt Völker, z. B. die Franzosen, welche auf die Länge nur durch dramatische Kunst zu regieren sind, und Louis Philipp wäre vielleicht noch heute König, wenn er mehr dramatisches Talent gehabt hätte, er war aber von den unglücklichen Dilettanten, welche stets Komödie spielen wollen und doch keinen Muth haben, die Pointen herauszutreiben; außerdem war sein Rollenfach durchaus nicht im Einklang mit seiner Stellung; er war von dem Genre Kozebue'scher Väter, so eine Art launenhafter Rechnungsrath und Partienmacher, während die Nation einen Helden und Coulissenreißer wünschte, deshalb langweilte er die Franzosen und es half nur eine Zeit lang, daß er, um diesen Mangel seines Wesens zu verdecken, Andere gegen sich dramatisch werden, d. h. auf sich schießen ließ. Und nun vollends sein schlechter Abgang! Dieser Abgang hat seine Familie ruinirt, es war sogar keine Gelegenheit zum Beifallklatschen dabei, selbst nicht für seine Freunde. — —

Die Völker haben von je das Bedürfniß gefühlt, über ihre Götter zu lachen. Jupiter stand unter dem Pantoffel, Thor mußte sich von den Riesen ganz nichtswürdig vexiren lassen, und selbst Napoleon wurde zum „kleinen Corporal", um der Phantasie seiner Soldaten recht handlich zu sein. Und die Völker danken es durch rührende Anhänglichkeit, wenn sie hin und wieder das eigene Selbstgefühl durch Erniedrigung ihrer Heiligen aufblasen dürfen. Wer seinem Volke ein Gott werden will, soll den Punkt nicht außer Acht lassen. Er überlege sich, ob er irgend etwas Komisches in seiner Erscheinung hat oder hineinbringen kann, etwa einen seltsam gestutzten Bart oder ein humoristisches Bäuchlein oder eine große Nase oder wenigstens einen lächerlichen Zug um die Augen. Diese komische Seite soll er cultiviren und dem Volke preisgeben, und er wird den Vortheil überall merken. Seine Volksthümlichkeit wird sich erstaunlich schnell befestigen, jedes edle Wort, das er spricht, wird in dem unedlen Beiwerk seiner Erscheinung die beste Unterlage finden, und seine Neider und Feinde werden so viel Witze über seine Nase oder seinen Bauch zu schreiben und zu zeichnen haben, daß sie darüber andere gefährlichere Angriffe versäumen.

Hier ein lustiges Bild: Gustav Freytag als österreichischer Correspondent in Leipzig. Wer denkt da nicht an das moderne Beispiel des bekannten Kriegsberichterstatters in Bernau? Wirklich waren dem Redacteur in Ermangelung eines passenden

Digitized by Google

österreichischen Mitarbeiters die Berichte aus Wien zugefallen, und durch mehrere Jahre schrieb er denn auch tapfer darüber. Der Verfasser der „Erinnerungen" braucht gar nicht ironisch zu schreiben: „vielleicht bewirkte gerade dieser Umstand, daß ich damals — es ist lange her — die Aufsätze über Oesterreich mit einem gewissen Selbstgefühl betrachtete", denn lesen wir heute diese Berichte, so wundert es uns nicht, daß sie für das Werk eines österreichischen Correspondenten gelten konnten. Wenn der kleindeutsche Standpunkt, der den Einschluß Oesterreichs mit seinem slavisch-ungarisch-italienischen Völkermischmasch in den neuen deutschen Bund für ein Unding erklärte, dem Leser verdächtig schien, so führten gewiß die offenbare große Vertrautheit mit den österreichischen Personen und Verhältnissen und die lebendige, kecke Darstellung den Zweifler irre. Conrad Bolz, der gewiß in erster Linie an diesen Correspondenzen betheiligt war, wächst hier über sich hinaus und steht als Phantasiemensch, als Dichter, als möglicher Verfasser von unsterblichen Romanen da. „Unter uns die gelbe Donau, über uns ein dunkler Wolkenmantel, in der Seele Groll und Unmuth", schreibt er angeblich auf der Wiener Ferdinandsbrücke, und wir lächeln wahrlich nicht mehr, wenn er uns auch die Vorübergehenden leibhaftig schildert, wie die erschütternden Helden eines Zeitromans: den Arbeitsmann mit den deutschen Farben an der schmutzigen Mütze, den säbelklirrenden Helden der akademischen Legion, den böhmischen Bramarbas, den Volksredner aus dem Reichsrath, den demokratischen Lump, all' die Haupthelden der deutschen Partei im märzlichen Wien, Opfer des Standrechts oder zukünftige Staatsmänner. Wehmüthiges Gefühl beschleicht uns heute, wenn wir da von der „deutschen Stadt Weißenburg in Ungarn" lesen, von der Blüthe und dem Uebergewichte Wiens, von jenen Siebenbürger Sachsen, die noch laut ihr deutsches Wort erheben durften, und von den bloß als Spitzel auftretenden Czechen, die sich noch nicht als Culturvolk aufspielten, das goldene Prag noch nicht entdeutscht hatten und mit einem österreichischen Minister noch nicht auf Kosten der Deutschen unterhandelten. Ein tolles Jahr, gewiß, aber wo ist heut in Oesterreich all' die flammende deutsche Begeisterung von dazumal?

Dann kommen die bangen Jahre der Reaction, des Conflicts, der Sammlung, 1850—1864. Conrad Bolz mit seiner unbändigen Kampflust ist endgültig aus der Redaction verschwunden, und Gustav Freytag schreibt an seinem Pulte weise, ernste, gediegene Aufsätze zur Tagesgeschichte, „immer besonnen, mit weiser Einschränkung der Ideale". Nur einmal noch in dem traurigen Kapitel vom Deutschen Trost flackert die alte Ironie auf. Die Politik beherrscht übrigens nicht mehr ausschließlich die Gemüther, man wendet sich wieder der Literatur und Kunst zu, und die beiden Redacteure kehren in ihr eigenstes Revier zurück, das ihnen gewiß mehr am Herzen liegt. Julian spießt mit seiner Feder allwöchentlich einen Jungdeutschen auf, am Liebsten Gutzkow, aber tritt auch zuerst für Otto Ludwig und Fritz Reuter ein, „ehrlich gegen sich und die Kunst", wie der Genosse heute bezeugt. Auch dieser schrieb damals vorzugsweise literarische Artikel, nebenbei auch geschichtliche Essays. Letztere sind dem Lesepublikum später gesammelt als die vierbändigen „Bilder aus der deutschen Vergangenheit" lieb geworden; von den literarischen Aufsätzen aber finden wir hier eine Auswahl, die viel Schönes von bleibendem Werth enthält. Zuerst die Nekrologe seiner Freunde und Bekannten: Wenzel Messenhauser, Baron Ernst von Stockmar, Wolf Graf Baudissin, dessen maßgebender Antheil an der Schlegel-Tieck'schen Uebersetzung richtig gestellt wird, Chamisso, Reinick, Willibald Alexis u. a. In seinen Bücherbesprechungen, die voll feiner Bemerkungen sind, schweift sein Blick gern vom Besonderen in's Allgemeine. Wie hübsch zeichnet er in der liebevollen Anzeige der Schlesischen Gedichte Holtei's das Gemüth seiner engeren Landsleute: „ein allerliebstes Gemisch von polnischer Lebhaftigkeit und altsächsischer Bedächtigkeit, von gutmüthiger Einfalt und calculirendem Scharfsinn, von sentimentaler Weichheit und reflectirender Ironie, von lauter Fröhlichkeit und andächtigem Ernst". In dem Aufsatz über Otto Ludwig bewundert er die energische Gestaltungskraft, welche deshalb nur in einzelnen Stunden das Höchste zu leisten vermochte, weil ihr naturgemäßes Schaffen vielleicht zu musikalisch, vielleicht zu malerisch, in der Hauptsache nicht rein dramatisch war, sondern „wie sein ganzes Wesen ähnlich der Art eines epischen Sängers aus der Zeit, wo die Gestalten dem Dichter lebendig, mit Klang und Farbe, in der Dämmerung des Völkermorgens um das Haupt schwebten". Ueberall verweist er auf den hohen Werth, der in der gesunden Kraft des Volkes liegt. Es ist ein demokratischer Zug in ihm, der ja auch in seinen Romanen, die das Volk bei der Arbeit aufsuchen, zum Ausdrucke kommt, und der doch immer vornehm und maßvoll bleibt. Er läßt es sich daher nicht verdrießen, die Gedichte eines Fabrikarbeiters und eines Hausirers eingehend zu besprechen, weniger weil deren poetischer Gehalt dies rechtfertigt, sondern weil ihn der volksthümlich ideale Drang dieser Naturdichter fesselt. Dieses gut bürgerliche Gefühl beherrscht ihn auch bei dem Artikel, den er auf die Nachricht von Richard Wagner's Flucht aus München schreibt. Hier betont er vor Allem, daß der Künstler in die Kreise der menschlichen Gesellschaft gehört, in denen er vorzugsweise die Vorbilder für seine Kunstgebilde, sowie das wärmste Verständniß für seine Werke findet. „Billige Schätzung kann nicht zugeben, daß zur Zeit unsere Fürstenhöfe vorzugsweise solche Stätten sind. Ungleich reicher, frischer, unbefangener und charakteristischer äußert sich jetzt die Lebenskraft des Volkes in den mittlen Schichten der Gesellschaft, welche gleich weit entfernt von der Absonderung der Höhe und dem beschränkten Blick der Tiefe Bewahrer und Verbesserer unserer Bildung, unserer Sitte, unseres Wohlstandes sind." Ein andermal eifert er gegen die Nobilitirung Bürgerlicher und führt aus, daß „zumal der von keinem irdischen Fürsten einen Adelsbrief nehmen darf, den die höhere Macht selbst gefürstet hat der Nation zu Freude und Segen." Und diesem Vorsatz ist er treu geblieben. Bei Gelegenheit des Streites über das Judenthum in der Musik, wo er Wagner's Angriff für unzeitgemäß und ungerecht erklärt, kommt er mit sarkastischer Schärfe auf den Dichtercomponisten und seine Bedeutung zu sprechen. Der Wiederabdruck dieser heftigen Stelle beweist, daß er damals nicht nur im Eifer der Polemik geschrieben, sondern jene Ansicht noch heut aufrecht erhält.

Im Sinne seiner Broschüre erscheint er selbst als der größte Jude. Die Effecthascherei, das anspruchsvolle und kalt überlegte Streben nach Wirkungen, welche nicht durch sicheren Kunstgeschmack hervorgebracht werden, der Mangel an Fähigkeit, musikalischer Empfindung ihren melodischen und harmonischen Ausdruck rein und voll zu geben, die übergroße nervöse Unruhe, Freude am Seltsamen und Gesuchten, das Bestreben, durch witzigen Einfall und äußerliche Kunstmittel die gelegentliche Schwäche seiner musikalischen Erfindung zu decken, dazu selbst das große Talent für raffinirte Regie der Effecte, endlich hinter Allem statt eines eigenwilligen Dilettanten, welcher begehrlich über die Grenzen seiner Kunst hinausfährt und Gesetzen der Schönheit auch deshalb widerspricht, weil er ihnen zu folgen außer Stande ist; ein abenteuerlicher Sinn, der im Ungeheuerlichen Befriedigung sucht, unbekümmert darum, ob durch seine Arbeit Sänger, Orchester und der schöne Gesammtbau des musikalischen Dramas verwüstet werden. Solche Schwäche und Unart finden wir überall in seinen Werken neben Theilstücken von wahrhaft schöner, zuweilen wahrhaft hinreißender Empfindung. Diese Beschaffenheit seiner merkwürdigen und für unsere Musik verhängnißvollen Begabung scheint uns gerade eine solche zu sein, welche in seinem Sinne als eine dem Judenthum eigenthümliche aufgefaßt werden müßte.

Der Tod des einzigen Dickens, dem Freytag als Romandichter allerdings viel mehr verdankt, als die Kritik gemeiniglich annimmt, gibt ihm zu einigen Seiten Anlaß, wobei er dessen Einfluß auf uns Deutsche „gerade zu einer Zeit, wo die eigene schöpferische Kraft schwach, das nationale Leben krank, das Einströmen der französischen Oppositionsliteratur, socialistischer Ideen und frecher Hetärengeschichten übermächtig zu werden drohte", als einen Segen für die damals thätige Generation betrachtet. Nebenbei gibt er jungen Novellisten gute Rathschläge, z. B. daß sie erst, nachdem der Zusammenhang der Ereignisse gefunden ist, den Charakter der Helden wie der Nebenpersonen ausarbeiten sollen. Die allzu künstlichen, problematischen, unmöglichen Charaktere deutscher Novellen seien in der Regel Folge einer unrichtigen Art der Arbeit, denn nicht die behagliche Dichterfreude an dem Ersinnen einheitlicher Erzählung erfülle den Schaffenden, sondern der hastige Drang,

Digitized by Google

eine Tendenz, einige auffällige Situationen, lyrische und pathetische Stimmungen in Gestalten zu individualisiren. Freilich hängt das mit einem deutschen Erbfehler zusammen, über den er sich folgendermaßen äußert:

In der That scheint den Deutschen seit ältester Zeit nicht leicht gewesen zu sein, den Zusammenhang einer Geschichte gut zu erfinden und gut zu berichten. Schon die älteste alliterirende Poesie unseres Stammes ist weit entfernt von der Fülle und dem Behagen hellenischer Heldenerzählung. Die Virtuosität zu erzählen und die Freude zu hören ist noch heute bei dem Araber, Italiener, Slaven, Franzosen größer als bei uns. Die edelste Schönheit unserer erzählenden Poesie liegt selten in dem Gewebe der Erzählung, sondern in dem durchleuchtenden Gemüth des Erzählers. Selbst Goethe hat zwar in seinen Novellenstoffen Werther und Hermann und Dorothea die Fabel mit schöner Meisterschaft gefügt, nicht ebenso in den Romanen. Denn nicht die Dinge an sich, wie sie waren und verliefen, sondern was sie den Menschen bedeuteten, war unseren werthen Ahnen die Hauptsache. Und nicht die Thatsachen in ihrer Verknüpfung, sondern die Gedanken und Gefühle, welche durch sie aufgeregt worden, beschäftigen noch heute am meisten den erzählenden Schriftsteller. Aber die moderne Bildung gibt uns die Möglichkeit und legt uns die Pflicht auf, in unserem Schaffen die Einseitigkeit unserer Anlage durch ernste Arbeit zu besiegen.

In seinen Theaterkritiken ist er immer wohlwollend und gründlich. Die nothgedrungen hastige Berichterstattung von heute ist dem Journalisten von damals ohne Zweifel unbekannt, denn er schreibt sorgfältig stilisirte Abhandlungen, Lob und Tadel wohl erwägend und begründend. Die Analyse des Spieles der Rachel in Deutschland (1850) gibt ihm Gelegenheit zu einer geistvollen Untersuchung der klassischen Tragödie der Franzosen, in der Besprechung eines Ponsard'schen Schauspiels prophezeit er die Unmöglichkeit einer Verjüngung jenes Stils auf diesem Wege. Er spricht — um seinen Ausdruck zu gebrauchen — „kluge Worte" über Emil Devrient, Dawison, die unsinnige Größe und Pracht unserer neuen Schauspielhäuser, und weiß viel Anerkennendes über Eduard Devrient's Bühnenleitung zu sagen. Bei solcher Gelegenheit erinnert er immer wieder an einzelne Gesetze des dramatischen Schaffens und zeigt sich als der treue Mentor junger Bühnendichter, der diesen ja ein eigenes Receptbuch, die „Technik des Dramas", gewidmet hat. Und dabei ist sein Ton niemals der eines nüchternen, ernsten Pedanten, sondern mild, klar und unter Umständen voll guter Laune. Man höre:

Es ist kein Zweifel, der würdige Beamte des Himmels, welcher im dortigen Bundeskanzleramt die deutschen Angelegenheiten besorgt, hat seit der Urzeit einen stillen Zorn gegen die dramatischen Dichter. Er läßt keine Gelegenheit vorüber, ihnen ihre Arbeit so mühsam als möglich zu machen. Er setzt Charakter und Gedanken der deutschen Helden aus sehr verschiedenartigen und schwer verständlichen Motiven zusammen und fügt ihnen gern ein sonderbares Etwas ein, das den geradlinigen Zug ihres Wesens stört, er macht Kaiser Heinrich IV. vor Canossa winseln und er trägt in den letzten Willensact des großen Kurfürsten eine bedenkliche fürstliche Gemüthlichkeit. Er schafft den geschichtlichen Größen besonders verwickelte und künstliche Lebensbedingungen, unter deren Zwang sie ihre Kraft zu bethätigen haben, Verhältnisse, welche der poetischen Darstellung sehr spröde widerstehen und dazu hängt er ihnen gern einen verlockenden Schein von tragischer Größe an, der die Dichter immer wieder anzieht und der doch in Tragödien nur selten dauert.

Doch „Hexe Politik", das Wort ist von ihm, nimmt ihn bald wieder gefangen. In den sechziger Jahren beschäftigt er sich zumal mit Napoleon III., der ja damals im Mittelpunkte des europäischen Interesses stand, und seine innere und äußere Politik wird scharf kritisirt, die Vorzüge seines Systems hervorgehoben, die Unsicherheit seiner Lage richtig aufgezeigt. Nirgend spielt der Verfasser den Propheten, aber er überhört nicht das Krachen in dem äußerlich glänzenden, doch innerlich morschen Gebäude. In dem Artikel von der Zukunft Preußens (1859) jedoch ist er ein Hellseher, wenn er die vielgeschmähte Gestalt des Prinzregenten von Preußen erhöht und die zukünftige Größe des nachmaligen ersten Hohenzollernkaisers ahnt.

Daß er redlich sei, gewissenhaft, pflichtgetreu, das weiß man. Aber eine andere Eigenthümlichkeit ist wohl seltener. Er ist gerade im reiferen Mannesalter, wo sonst der Horizont des Mannes sich begrenzt, das Neue leicht unhold erscheint, fortdauernd sicherer, innerlich freier, im besten Sinne des Wortes liberaler geworden. Es muß edler Wein sein, der sich so vergeistigt ... Ihm ist die Kraft und der Wille gewachsen mit der Schwere der Aufgaben. Selbst der würde irren, welcher meint, seine Natur sei mehr empfänglich und anerkennend als productiv ... Daß er als Regent in den Fragen, welche ihm vertraut sind, selbständige schöpferische Kraft besitzt, wird er seinen Preußen wie seinen Gegnern noch beweisen, Er gilt nur da für redefertig und wortreich, wo ihm von Herzen wohl ist. Dann aber dringt, so hören wir, seine einfache Rede, die männliche Haltung, die große Wahrhaftigkeit und Innigkeit seines Ausdrucks mächtig zum Herzen. Und solche milde Humanität ist wohl der Kern seines Wesens. Ein Fürst, so beanlagt, eine innerliche Natur, mit dem sicheren Tact, den nur ein reines und wohlwollendes Gemüth verleiht, durch und durch human, nach so herben Erfahrungen doch voll festen Glaubens an den Adel menschlicher Natur, voll Vertrauen zu der Tüchtigkeit und voll Achtung vor dem Verstande seines Volkes, und dabei von einer stillen, aber dauerhaften Willenskraft und in den Jahren seiner Reife stark zu rücksichtslosem Entschluß, ein solcher Fürst scheint uns doch keine ganz gewöhnliche Erscheinung auf einem Königsthron zu sein. Und solche Persönlichkeit scheint uns vorzugsweise geeignet, das innere Leben des neuen Verfassungsstaates zu kräftiger Entwickelung zu führen und Preußen nach außen allmählich zu einer Bedeutung zu erheben, die der inneren Tüchtigkeit des Volkes entspricht.

Werthvoll und erhebend sind die Blätter aus der Zeit der blutigen Wiederaufrichtung des neuen Reiches. Beim Ausbruch des Krieges von 1866 schildert er einmal die Lage in Leipzig mit köstlichen Farben, ein Stück Frieden im Krieg. Und dann der glorreiche Feldzug in Frankreich. Es ist bezeichnend für seine stets zur Mäßigung und Nüchternheit mahnende Art, daß er im Anfange der Kriegsnoth, in jenen bangen Tagen der Erwartung und des höchsten patriotischen Zorns wieder in der Maske einer seiner humoristischen Figuren erscheint. Diesmal ist es nicht der übermüthige Bolz, der zu uns spricht, sondern der bekannte Weinhändler Philipp Piepenbrink, der an die „Grenzboten" einen Brief richtet und discret P. P. unterzeichnet. Wir ersehen daraus mit Freude, daß der ehrenwerthe Urwähler und Weinkenner noch immer in unserer Mitte weilt, seinen biederen Bürgersinn bewahrt hat und verständig und nüchtern geblieben ist, wenn er auch die leidenschaftliche Empfindung viel weniger „ehrbar bändigt", als der Redacteur in einer Fußnote versichert. Gesteht er doch selbst, daß er einem welfischen Intriganten gegenüber nur schwer der Versuchung widerstand, „seine Glacéhandschuhe mit darin befindlicher Faust gegen seinen Magen zu schleudern und ihn Kobolz hinzulegen". Also noch immer der Alte, wie sein Schöpfer! Denn als der Kampf losbricht, wird der etwas angejahrte, aber noch immer rüstige Journalist Freytag, seinem Berufe getreu, Kriegscorrespondent. Er folgt in der letzten Hälfte des Juli 1870 einer Aufforderung, nach dem Hauptquartier des Kronprinzen zu kommen und bei der dritten Armee zu verweilen, und zieht in der Wetterwolke über Weißenburg, Wörth und die Vogesen nach Sedan. Manchen schönen Bericht schickt er aus dem Feld an die grünen Blätter, aber in diesen Sammelband scheinen nur die wichtigeren aufgenommen zu sein. Er bemerkt bescheiden im Vorwort, daß er sich damals und später ausgeführter Schlachtenbilder mit Fug enthalten: „Wir haben seither von Sachkundigen bessere und reichere Auskunft erhalten, als ein Laie zu geben vermöchte", doch stellt er sich selbst ein gutes Zeugniß aus, wenn er bemerkt: „Es fehlt nicht an guten Schilderungen, und das Wenige, was ich von Anderen erfuhr, gehört nicht in die Oeffentlichkeit." Schon am 16. August schreibt er: „den Elsaß müssen wir behalten", aber stimmt gegen jede Annahme eines französischen Flottentheils als Kriegsentschädigung. Die an Ort und Stelle verfaßten Berichte sind an Anschaulichkeit nnd Lebendigkeit eines Gustav Freytag würdig. Meisterhaft ist z. B. der Marsch auf Sedan geschildert.

Dichter Wasserdampf liegt am frühen Morgen über der Landschaft, der Anmarsch des Heeres gleicht einem unabsehbaren Geisterzuge. In dem wogenden Nebelmeere schimmern die Brände der verlassenen Lagerfeuer, hier und da werden ein Pferdehaupt, die schwankenden Umrisse einer Menschengestalt sichtbar, dazwischen ragt ein Baum, ein Hausdach, ein Kirchthurm als dunklerer Schatten. Ueberall tönt um den Fahrenden das dumpfe Geräusch der marschirenden Colonnen, aber der Weg und die Fuhrwerke darauf sind wenige Pferdelängen entfernt unsichtbar. In der umschließenden Wolkenmasse tönt aus der Ferne ein Dröhnen, nicht wie Geschützdonner, sondern wie Geräusch unzähliger stürzender Bäume, und man meint das Getöse vom Boden her zu vernehmen. Durch eine Dorfstraße marschirt Infanterie, es sind Landsleute aus der Heimath, aber seltsam, auch sie scheinen geisterhaft verwandelt. Schweigend ziehen sie dahin, der Tritt ist fest, aber die Gesichter bleich, um die tiefliegenden Augen zuckt die Erregung, einer Anrede folgt höfliche, aber kurze Antwort, sie Alle schreiten wie unter dem Zauber finsterer Mächte. Das ist

Digitized by Google

das Aussehen tapferer Männer vor der Schlacht, und ihre Gedanken flattern in der Erwartung des Todes um die Bilder, die sie in ihrem Herzen aus der Heimath mitbringen.

Leider dauerte seine Kriegsberichterstattung nicht lange. Als sich die Heere zur Belagerung von Paris südwärts wandten, erbat er seine Entlassung, weil es ihm Unrecht schien, in einer Zeit, wo die Kraft der Anderen in höchster Anspannung war, ein müßiger Zuschauer zu bleiben und weil auch die Thätigkeit eines Berichterstatters durch persönliche Beziehungen, welche Zurückhaltung auferlegten, verhindert wurde. Die übrigen Artikel aus jenen Tagen sind nach der Heimkehr geschrieben, nicht mehr farbige Stimmungsbilder, sondern feine Glossen zu den Tagesereignissen. Schön ist hier namentlich seine Bitte an das Heer, das „Retten" und „Rollen" des feindlichen Privatgutes zu unterlassen und mit lauterem Gewissen und reinen Händen heimzukehren. Noch behandelt er in einigen politischen Artikeln den Schlachtenmuth der Deutschen sonst und jetzt, das alte und neue Kaiserceremoniell, den Tod des Kaisers Napoleon, und eine wehmüthig-freudige Betrachtung eines Preußen aus dem Jahr 1813 vor der Siegessäule schließt bedeutsam den Band.

Inzwischen hatte sich aber auch die Stellung des Journalisten zu seiner Wochenschrift geändert. Das Verhältniß war gelockert worden und wurde ganz abgebrochen. Wohl hatte sich, wie er versichert, im Laufe der Zeit die Wochenschrift bei den Lesern festgesetzt und auch gute Mitarbeiter gewonnen, allein es gelang nie, „dem Blatt die Fülle und Reichlichkeit der Beiträge zu verschaffen, deren eine große Revue bedarf; die besten französischen und englischen Unternehmungen blieben nach dieser Richtung ein unerreichtes Vorbild. Der kleinen Wochenschrift war die Vieltheiligkeit Deutschlands hinderlich, die Enge unserer Verhältnisse und die immer noch bescheidene Abonnentenzahl". Noch während des großen Krieges veranlaßte ein Gegensatz mit dem Verleger, „welcher durch die Haltung des Blattes in confessionellen Fragen schon oft schmerzlich berührt worden war", die Redacteure, von den „Grenzboten" zu scheiden. Alfred Dove, jetzt Professor in Bonn, übernahm die Leitung der Zeitschrift „Im neuen Reich", welche von Hirzel für Freytag's Journalistenkreis eingerichtet wurde, aber nach wenigen Jahren einging. Auch dorthin lieferte der Dichter Beiträge, doch war er der Ansicht, daß die Aufgabe, die er als Tagesschriftsteller übernommen, gelöst sei. „Durch 25 Jahre hatte ich, wenn auch in den bescheidenen Verhältnissen einer Wochenschrift, unter den Stimmführern der deutschen Presse gestanden. Was Traum und Sehnsucht meiner Jugend gewesen war, das war auf den Schlachtfeldern und in den Cabinetten, durch die Tapferkeit unserer Soldaten und durch die Größe unserer politischen Führer Wirklichkeit geworden: ein machtvoller deutscher Staat." Er kehrte zu seinen Büchern und zu seiner Dichterarbeit zurück, und im Schatten seiner Obstbäume und beim Gesange der Vögel entstand, durch keine journalistischen Obliegenheiten mehr gestört, das dichterische Hauptwerk seines Lebens, der Romancyklus „Die Ahnen". Der Held der abschließenden Geschichte, Victor König, der letzte Enkel der Ahnen, ist ein Journalist, der seinem treuen Henner am Arbeitstische gegenüber liberale Artikel schreibt inmitten eines großen deutschen Volkes, welches über der Arbeit ist, das Haus seines Staates zu zimmern, und so recht aus der Seele des Dichters und Journalisten Gustav Freytag kommt ihm der schöne Spruch: „Was wir uns selbst gewinnen an Freud' und Leid durch eigenes Wagen und eigene Werke, das ist doch immer der beste Inhalt unseres Lebens, ihn schafft sich jeder Lebende neu."

Literarische Industrie.

Von Paul von Schönthan.

Ein nicht ganz unbekannter Verleger hat mir vor einiger Zeit mit der verschämten Schüchternheit eines Liebhabers die Frage vorgelegt: Wüßten Sie mir nicht einen guten Buchtitel?

Zu welchem Zweck? erwiderte ich, den wackeren Mann mit aufkeimendem Mißtrauen anblickend. Und er rechtfertigte diese meine Empfindung in der That, denn er gestand mir, daß er die Absicht habe seinen Verlag zu erweitern, gerade heraus, er wollte zu einem geschenkten Titel von einem der zahlreichen, müßig auf dem Markte stehenden Tintenarbeiter ein Buch schreiben lassen und es mit rasselndem Tam-Tam vertreiben. Viele Hundert buchhändlerische Novitäten sind in den letzten Jahren auf diese Weise entstanden; es gibt Bücher und Broschüren, die nur ihres Titels wegen gekauft werden, manchmal ist es auch die „originelle Ausstattung", die ein literarisches Product als hervorragendes Stück für das Schaufenster empfiehlt. Genügt der heimische Erfindungsgeist nicht, so wird der Blick nach dem Ausland gerichtet und es entstehen verschämte Uebersetzungen, „verdienstliche" Bearbeitungen.

In der Heimath der guten äußeren Formen, der übertriebenen Schamhaftigkeit, des steifen gesellschaftlichen Verkehrs erschien vor einiger Zeit eine für den handlichen Gebrauch eingerichtete populäre Anstandslehre, die sich eines großen spontanen Erfolges zu erfreuen hatte, unter dem Titel „Don't". Ich vermuthe fast, daß zwischen diesem Buch und der unlängst bei uns aufgetauchten Einemark-Schrift: „Es schickt sich nicht" ein gewisser Zusammenhang besteht. „Es schickt sich nicht" — ein famoser Titel, und dabei war das „Ganze des feinen Tons" in die lapidare Form strenger Gebote zusammengefaßt, die man sich zur Noth während einer Zehnpfennigtour auf der Pferdebahn aneignen konnte. Der mundgerechte Titel blieb nicht ohne Nachahmung. Die zahllosen Hypochonder, die der Sorge für das Wohl ihres Leibes ihre ganze Seelenruhe opfern, wurden durch eine in demselben Stil gehaltene Schrift: „Es ist nicht gesund" beglückt. Gleichzeitig erschien ein drittes Büchlein, auf dessen Umschlag von einer Ecke zur Andern schräg gedruckt, die Worte zu lesen waren: „Es ist ein Blödsinn!" Ueber den Inhalt des Werkchens bin ich nicht unterrichtet, ich bin daher nicht berechtigt, mir eine naheliegende Anzüglichkeit zu erlauben.

Ganz prächtig aber ist der Titel eines seit mehreren Jahren vielverbreiteten Buches: „Die Kunst verheirathet und doch glücklich zu sein", — eine Sammlung von Aphorismen, Aussprüchen und Einfällen verschiedener Herrschaften, die ihre Zeit der Lösung des Lebens- und Glücksräthsels gewidmet haben. Das Buch — ein für den großen Markt berechneter „gangbarer Artikel" — stammt gleichfalls aus dem Englischen, oder doch wenigstens der Titel. Der Inhalt wäre ja ganz gut aus dem reichen Sentenzenschatz der deutschen Literatur zusammenzustellen: „Goethe's Sprüche", Lavater's „Worte des Herzens", Feuchtersleben's „Diätetik der Seele" liefern schon das nöthige Material, man braucht nur zusammenzukleben. Der für Kurzathmige etwas beschwerliche Titel ist „das baare Geld", — er ist Sirenengesang für die ach! nur zu zahlreichen verstimmten und müden Träger des Ehejochs, für die Biedermänner, die sich im Theater immer ausschütten vor Lachen, wenn es Spötteleien und Witze auf die Frauen und Schwiegermütter und die Institution der Ehe überhaupt herabregnet. Wer weiß, ob das Buch nicht in manchem verschwiegenen Boudoir Eingang gefunden hat, — denn auch die Frauen bleiben in der Kunst, verheirathet und doch glücklich zu sein, nur allzuoft Stümperinnen, und es ist begreiflich, daß sich manche zarte Hand, die, wie Storm sehr schön sagt, „des Nachts auf krankem Herzen ruht", heimlich nach dem Leitfaden des ehelichen Glücks ausstreckte, daß manche „mißverstandene" Gattin hier Belehrung und die „Mittel zur Abhülfe" zu finden hoffte.

Aber alle diese Bücher sind als literarische „Geheimmittel"

Digitized by Google

anzusehen, die Anpreisung ist lärmend, der Titel packend und mit Schlauheit gewählt, der Preis so mäßig, daß auch die Minderbemittelten sich in den Besitz des Arcanums bringen können.

Die genaue Analyse ergibt — ähnlich wie es bei den Wunderpillen, den heilsamen Einreibungen, den Salben und Pomaden der Charlatane der Fall ist — ein klägliches Resultat, und die kranke Seele erlebt eine niederschlagende Enttäuschung, das Wunderbuch enthält nichts als werthlose Sentenzen, ein Gemisch von gutgemeinten Lehren, die oft nicht tiefsinniger sind wie die Aussprüche „Meide das Grab", — „Sage mir den Namen Deiner Freunde und ich werde Dir sagen mit wem Du umgehst" u. s. w., man ist dem literarischen Kurpfuscher in die Falle gegangen. Die Zahl dieser literarischen „Geheimmittel" für schwache oder kranke Gemüther ist erstaunlich, und diese Specialität gehört so recht in die Kategorie der buchhändlerischen Speculation, die in dem felsenfesten Vertrauen darauf, „daß sie nicht alle werden", ihre Stütze findet.

Ja, es gibt unter den Verlegern anstellige und findige Köpfe, die ein feines Verständniß dafür besitzen, was das Publikum verlangt. Natürlich laufen auch so viele überflüssige Bücher mit unter, oder ist ein Brevier der telephonisch Angeschlossenen, welches unter dem Titel „Der Angeschlossene, wie er sein soll" neulich angekündigt wurde — etwa aus einem Bedürfniß hervorgegangen? Die Industrie und die Speculation zeitigen manche wunderliche buchhändlerische Erscheinung, z. B. verschämte Anleitungen zur vortheilhaften Bankerotterklärung, Unterweisungen, wie man sich gegen die Folter der Steuerschraube schützen und „erfolgreich reclamiren kann", Belehrungen, wie man „mit einer Mark täglich leben kann" und sogar „wie man im Spiel oder am Totalisator sicher gewinnt". — Jedes Schlagwort, das auftaucht, verfällt sofort den „Buchmachern": Die großen Heilerfolge des Professors Schwenninger haben natürlich dieselbe Erscheinung hervorgerufen, es entstanden einige billige Bücher, welche „das Ganze der Schwenninger-Cur" enthielten. „Jeder sein eigener Schwenninger", das leuchtet dem Beleibtesten ein; die Tagesparolen: Duell, Colonialpolitik, Schwiegermutter u. s. w. riefen, sowie sie actuell wurden, sofort eine ganze Literatur hervor. Wie gesagt, in der Regel ist an diesen Büchern, die in reinlichen, noch druckfeuchten Exemplaren, mit der Anmerkung „Novität" im Schaufenster der Sortimenter prangen, der Titel das Beste und in diesem Fall scheint mir das Unternehmen doch noch einige literarische Berechtigung zu besitzen.

Es gibt nun aber auch Bücher, zu denen der — Buchbinder die „Idee" geliefert hat. Vor ein paar Jahren tauchte — es war zur Zeit des Schliemann-Rummels — ein humoristisch gemeintes Bilderbuch für Große auf, welches äußerlich danach aussah, als wäre es aus dem Sarge einer uralten ägyptischen Mumie entnommen; der vermoderte Leinwandeinband war künstlich zerfasert und in dunkle Farbenmischungen zweifelhafter Schattirung getaucht, die Nachahmung des „Ausgegrabenen" war sogar sehr gelungen, aber trotzdem scheint mir der Gedanke nicht sehr glücklich. Eine ältere Buchbinderschöpfung ist das in Cigarrenkistenholz mit aufgebranntem Titel gebundene „Bilderbuch eines Hagestolzen", zu welchem die alten Clichés eines der Nuditäten cultivirenden Wiener „Witzblätter" verwendet wurden. Damit ist aber die Reihe der Einbandscherze noch nicht erschöpft. Vielleicht ist einem oder dem anderen meiner Leser zur Weihnachtszeit ein neues Bilderbuch zugeschickt worden, welches sich als ein appetitliches, mit Mandeln beklebtes Stück Honigkuchen präsentirt (!!); um die Täuschung zu vervollständigen, hat man dem geschmackvollen Einband auch noch das süße Aroma des Honigkuchens zu verleihen gewußt. Das solcher Gestalt gebundene Bilderbuch muß sich aber wohl auch wieder als eine gelungene buchhändlerische Speculation erwiesen haben, denn im vorigen Jahr erschien ein anderes Bilderbuch, dessen Einband die genaue Nachbildung einer Tafel Stollwerk'scher Chocolade darstellt. Ich bin der Meinung, daß man ein sehr artiges Kind sein muß, um diese Enttäuschung ohne Murren hinzunehmen, ein paar Bilder anstatt einer Tafel Chocolade, — der Handel ist bedenklich.

Auch die gelehrte Buchmacherei, die freilich höheren Motiven entspringt — der pecuniäre Vortheil ist meistens ausgeschlossen, ja es gibt sogar Bücherschreiber, die sich ihre edle Passion was kosten lassen — auch dieses Fach des literarischen Fleißes würde hier noch zu erwähnen sein. Man weiß, daß eine große Anzahl gut gemeinter, aber ebenso überflüssiger Bücher dieser Art nach kurzer Zeit spurlos im Kreislauf der Maculatur untergehen. Dazu gehören die ungedruckten Briefwechsel vergessener Classiker, Monographien, Erklärungen, Beiträge und Abhandlungen ohne Zahl und Anderes. Charakteristisch ist die Anekdote von der hitzigen Polemik, die zwei Literaturgelehrte über die Frage führten, ob Goethe reiten konnte oder nicht. Der „Erlkönig" war die Veranlassung zu diesem Streit, dem wir unfehlbar einen mit tausend und mehr Belegstellen, Buchauszügen, Briefen ꝛc. gefüllten Band: „Konnte Goethe reiten?" verdankt hätten, wenn sich ein Verleger dafür gefunden hätte. Wie nahe hätte dann die Frage gelegen: „War der Dichter des »Taucher« Freischwimmer oder nicht?" Mit einigem guten Willen und tüchtigem Fleiß ließe sich auch daraus ein Buch machen, — denn leider führt ja heutzutage der geringfügigste Anstoß dahin.

Feuilleton.

Die Geschichte der römischen Gerichtsverfassung.

Humoreske von Julius Weil.

Geehrter Herr Redacteur!

Für die Zusendung des Aufsatzes „Zur Geschichte der römischen Gerichtsverfassung" bin ich Ihnen aufrichtig verbunden. Ich theile Ihre Ansicht über diese Arbeit vollkommen und bin überzeugt, daß sie einen sehr werthvollen Beitrag für Ihr „Magazin" abgeben wird. Der Verfasser hat damit offenbar nur ein Programm für eine erschöpfendere Darstellung geben, nur die allgemeinen Gesichtspunkte andeuten wollen, die die sich ihm bei seinen von Glück und Genie begünstigten Forschungen ergeben haben; und es ist mir nicht zweifelhaft, daß wir in kurzer Zeit ein großartig angelegtes Werk über die hier behandelten Fragen erscheinen sehen werden, welchem dieser Aufsatz als Disposition untergelegt, und welches eine Fundgrube gelehrten Materials und überraschender Ideen sein wird. Lediglich aus diesem Grunde halte ich heute die mannigfachen Gedanken zurück, zu denen die Arbeit wie kaum eine andere anregt. Wenn der Autor uns sein vollständiges Werk anvertraut haben wird, wird es an der Zeit sein, dazu Stellung zu nehmen. Drucken Sie, wenn ich Ihnen rathen darf, den Artikel ohne jedes Vor- und Nachwort ab und lassen Sie ihn durch seine eigne Sprache und seinen eignen Inhalt wirken. Diese Wirkung wird nicht ausbleiben und sie wird eine außerordentliche sein.

Soweit, denke ich, stimmen wir überein. Was indessen Ihre Bemerkung betrifft, daß der Autor ein „junger und vielversprechender Gelehrter" sei, so gestehe ich, dieselbe nicht ohne Mißtrauen aufgenommen zu haben. Ein weiter Gesichtskreis, ein umfassendes Wissen, ein knapper und doch glänzender Stil — alles das sind Eigenschaften, welche sich bei der Jugend selten vorfinden, und wer so Bedeutendes geleistet hat, wie der Schreiber dieses Aufsatzes, braucht nichts mehr zu versprechen.

Uebrigens, wenn das Wort: ex ungue leonem wahr ist, so hält es nicht schwer, aus der eigenthümlichen Verbindung echter Wissenschaftlichkeit und reizvoller Darstellungsweise, welche die Arbeit auszeichnet, den Urheber derselben zu erkennen. Wollen Sie dem „berühmten Unbekannten" in meinem Namen sagen, daß auch die tiefste Anonymität bisweilen nicht vor Entdeckung schützt. Und nun nochmals herzlichen Dank von

Ihrem ergebenen

C. D.

* * *

Hochverehrter Herr Professor!

Ihre Bemerkungen über den Ihnen zur Begutachtung gesandten Artikel habe ich mit derjenigen Werthschätzung entgegengenommen, welche der Ansicht eines so ausgezeichneten Alterthumsforschers gebührt. Dagegen kann ich nicht unterlassen, Ihre Vermuthung über die Person des Verfassers nach meinen bestimmten Informationen für irrig zu erklären. Ich hoffe, daß der, wie ich wiederhole, junge und vielversprechende Gelehrte, welchem die Ehre der Autorschaft zusteht, in nicht allzuferner Zeit Gelegenheit nehmen wird, Ihren Irrthum persönlich aufzuklären.

Ich verbleibe mit dem Ausdruck größter Verehrung

Ihr ergebener Fr. Koch.

* * *

Indem ich diesen Briefwechsel zwischen dem trefflichen Redacteur des „Magazins für Alterthumsforschung" und meiner Wenigkeit der Oeffent-

Digitized by Google

lichkeit übergebe, kann ich mich eines Lächelns über die Kurzsichtigkeit gewisser, sich für gelehrte Kenner haltender Leute nicht erwehren. Und ich hoffe, diejenigen, welche es angeht, werden dieses Lächeln verstehen — und mitlächeln.

Kein volles Jahr war seit dem Erscheinen des erwähnten Artikels im „Magazin" vergangen, als ich eines Morgens einen stattlichen Band auf meinem Schreibtisch vorfand, der den Titel trug: „Geschichte der römischen Gerichtsverfassung". Sofort erinnerte ich mich jener Abhandlung und ließ gespannt meinen Blick zu dem Namen des Autors heruntergleiten.

Was bedeutete das? Dort stand groß und deutlich der Name meines Sohnes und dahinter ein bescheidenes Dr. phil.!

Im ersten Moment hatte ich das überwallende Gefühl eines großen Glückes. Das Buch zitterte in meiner Hand, und die Worte tanzten vor meinen feuchtgewordenen Blicken. Aber es war nur ein kurzer Anfall jener Verblendung, von welcher Väter zuweilen heimgesucht werden, in der ihnen ihre Söhne plötzlich als zu großen Dingen auserkorene Wesen erscheinen. Ich kehrte von meiner Illusionsreise schnell zurück und sagte zu mir:

„Was fällt Dir ein, Thor von einem Vater? Dein Sohn Karl ist ein leidlich gescheidter Mensch, aber ein Genie ist er durchaus nicht. Und dieses Buch? Nun, die Sache ist doch ziemlich einfach. Als Doctor Koch jenen Artikel einsandte, hat ihn auch Karl zu lesen bekommen; wir sprachen damals des Langen und Breiten darüber, und unzweifelhaft ist er dadurch zu eignen Forschungen angespornt worden, deren Frucht dieses Buch ist. Nun, man weiß ja, wie heutzutage Bücher gemacht werden!

Durch diesen Gedankengang ernüchtert, setzte ich mich zurecht, um es genauer anzuschauen. Ein hübscher Band. 530 Seiten. Keine Kleinigkeit! Und der Verleger? Ei, ein guter Name! Er hat Glück, der Junge!

Ich empfand doch eine herzliche Freude. Man nenne mir den Vater, der das Erstlingswerk seines Sohnes in Händen hält und sich einer Empfindung des Stolzes erwehren kann!

Ich legte das Buch auf den Tisch zurück, um zu sehen, wie es sich in der Ferne ausnehme.

Gut!

Dann las ich noch einmal bedächtig das Titelblatt: „Geschichte der römischen Gerichtsverfassung!" Ich mußte unwillkürlich lächeln: Die ganze Geschichte! Natürlich. Anfänger thun es nicht anders. Keine Aufgabe ist ihnen schwierig genug, kein Gebiet der Forschung groß genug für die Riesenschwingen ihres Geistes. Recht charakteristisch für die — ich will nicht sagen Unbescheidenheit, aber für die Schnellfertigkeit, das Hochhinauswollen der Jugend! Wie anders dagegen jener Gelehrte, der seine grundlegende Arbeit bescheiden einen „Beitrag zur Geschichte der römischen Gerichtsverfassung" nannte! Nun immerhin; wenn er sich nur die Ideen seines Vorgängers zu Nutze gemacht, das Quellenmaterial sorgfältig gesichtet und nach richtigen Grundsätzen zusammengestellt hat, so kann es doch ein ganz verdienstvolles Opus sein.

So mich tröstend schlug ich das Buch auf — mein Sohn hatte mich der lästigen Arbeit des Aufschneidens überhoben — und begann darin zu blättern und hier und da ein paar Sätze zu lesen. Nun, umsonst hatte er den Aufsatz im „Magazin" nicht studirt, das mußte man sagen. Ueberall zeigten sich die Spuren des berühmten Autors, denen mein Sohn nachging wie ein ungeübter Bergsteiger dem kundigen Führer, der mitten durch pfadloses Gebirge sicher den Weg zur Höhe bahnt. Einzelne Partien waren allerdings genauer ausgeführt, manchmal war sogar ein selbständiger Schritt gethan, aber im Allgemeinen war doch die von dem Meister vorgezeichnete Linie streng innegehalten.

Ich schüttelte enttäuscht den Kopf. Es ist ja ganz löblich, dachte ich, guten Vorbildern zu folgen, aber eine allzu sclavische Nachfolge ist doch nicht das Zeichen eines großen Geistes. Indessen, vielleicht war das nur der allgemeine Eindruck, vielleicht zeigte sich in der Behandlung des Details mehr Originalität.

Ich machte mich also daran, das Anfangscapitel im Zusammenhange durchzulesen. Aber jetzt verwandelte sich mein Verdruß in offene Entrüstung. Das war keine bloße Ausführung fremder Gedanken mehr, das war Raub, schmählicher Raub an fremdem Eigenthum! Wer jenen Artikel mit Aufmerksamkeit gelesen hatte, fand hier dieselben Grundgedanken, dieselben Gesichtspunkte, dieselbe Gruppirung des Stoffes, ja stellenweise dieselbe Form und Ausdrucksweise wieder. Es war ein Plagiat im schlimmsten Sinne!

Zornig schlug ich das Buch zu und überließ mich den finstersten Gedanken. Darüber öffnete sich die Thür, mein Sohn Karl trat ein und als er mich mit düsterer Miene vor seinem Buche sitzen sah, kam er zu mir heran und legte seinen Arm um meine Schultern.

„Bist Du verstimmt, Papa?" fragte er.

„Verstimmt?" antwortete ich. „Nein, aber erzürnt, aufgebracht über Dich!"

„Ah, urtheilst Du nicht ein wenig zu streng, Papa?" fragte er darauf mit seinem liebenswürdigsten Lächeln, das mich aber nur noch mehr aufregte.

„Zu streng?" rief ich, von meinem Sitze aufspringend und mich dicht vor ihn hinstellend. „Zu streng gegen einen Plagiator? ... Ja, ich muß es Dir sagen: ich schäme mich Deiner! Man kann sich an einen berühmten Meister anlehnen, kann auf fremden Ideen weiterbauen, wenn man keine eigenen hat, aber man darf nicht fremde Ideen für seine eigenen ausgeben. Thut man dies, so ist man einfach ein — —!"

„Aber Papa!" unterbrach mich mein Sohn Karl mit verwunderter Miene.

„Vertheidige Dich nicht!" rief ich, noch ein wenig mehr in Hitze gerathend. „Ich bin empört über Dein Buch, welches nichts ist, als eine vermehrte und wahrscheinlich verschlechterte Auflage der gleichlautenden Abhandlung im »Magazin«, mit der Du Dich nur allzu sehr vertraut gemacht hast!"

„Ja, aber das Buch soll ja gar nichts Anderes sein, als eine vermehrte Auflage der Abhandlung, lieber Papa!" erwiderte mein Sohn trocken.

„Wie? Ich verstehe Dich nicht."

„Du hast es ja selbst ausgesprochen, Papa, daß der Verfasser jener Abhandlung damit nur das Programm eines größeren Werkes publicirt habe."

„Freilich, der Verfasser —"

„Der ich selbst bin, Papa! Verzeihe mir den kleinen Betrug, den ich unter Beihülfe des Doctor Koch gegen Dich in's Werk gesetzt habe. Hier ist ein Briefchen, worin sich der gute Doctor auch seines Theils geziemend entschuldigt."

Er zog es aus der Tasche und reichte es mir hin.

„Hochzuverehrender Freund!" las ich. „Hatte ich nicht Recht? Ist der Autor der »Geschichte der römischen Gerichtsverfassung« nicht ein »junger und vielversprechender Gelehrter«? Und verdient nicht Verzeihung

Ihr allzeit Ihnen dankbar ergebener

Fr. Koch?"

Was nun? Man hatte mich getäuscht, es ist wahr. Aber was blieb mir übrig, als mich über meinen Irrthum zu freuen? Stürmisch umarmte ich meinen — ich hatte es ja selbst ausgesprochen — berühmten Sohn, aber dann sagte ich zu ihm:

„Gut, ich verzeihe Euch, aber meiner Kritik entgehst Du doch nicht, Karl!"

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

„Germania."

Großes nationales Ausstattungsstück in vier Acten. Dichtung von Ernst Scherenberg.

Gebührt die Ehre der Erfindung des Ausstattungsstückes Paris oder London? Wir wissen es nicht. Thatsache ist, daß dermalen Berlin die einzige Stadt auf dem Festland ist, welche für diese Art dramatischer Vorführungen ein eigenes Theater hat. Freilich nicht mehr lange, denn der Director der Bühne, Herr Scherenberg, verläßt uns, und es ist unwahrscheinlich, daß sich ein anderer Unternehmer finden wird, der die geforderte hohe Pacht bezahlt und sein Vermögen an überaus kostspielige Schaustellungen setzt, die, wenn sie einschlagen, große Summen einbringen, aber nach wenigen Mißerfolgen den sicheren Ruin herbeiführen. Nun, wir werden dem Victoriatheater und seinen Freuden keine Thräne nachweinen und haben auch nur sehr selten die Gelegenheit wahrgenommen, ihrer an dieser Stelle zu erwähnen. Wenn es diesmal wieder geschieht, so ist es nicht etwa, weil wir dem Abschiede des Ausstattungsstückes hier ein Denkmal setzen wollen oder weil das neue und letzte Werk eine kritische Besprechung verdient oder auch nur erträgt, sondern weil diesmal ein beliebter Poet, dem manches schöne patriotische Lied gelungen, ein Recht auf Beachtung auch dort verdient, wo er seinem Bruder zu Liebe sein Talent an ein unwürdiges Ziel setzt.

Es ist eine eigenthümliche dramatische Gattung, welche nur auf Augen und Ohren, die blöde Schaulust der Menge speculirt und auch dem alltäglichsten Verstande nicht das Geringste bietet. Der Dichter wird vom Costümschneider, Maschinisten, Musiker, Balletmeister; der Menschendarsteller, wie man zu Lessing's Zeiten gern zu sagen pflegte, wird vom Statisten und Balletcorps verdrängt. Nur recht viel schöne Decorationen und gleißende Costüme, recht viele anziehende Frauenzimmer, möglichst wenig angezogen, viel Gold, Seide, Gaze, Schleier, Schminke, Wattons und zumal prächtige Decorationen in elektrischer und bengalischer Beleuchtung, bunte Aufzüge, sinnverwirrende Massentänze. Der Text soll ja nur ein Vorwand für die Ausstattungswunder und mit seinem Dialog und Gesang möglichst beschränkt sein. Also was hat ein Dichter in dieser Galeere zu suchen, Herr Ernst Scherenberg?

Aber der Sänger der wehrhaften Lieder „Gegen Rom!" hat wohl in künstlerischer Absicht gehandelt, als er seine Kraft noch vor Thorschluß dem Ausstattungsstück zu widmen wagte. Er wollte es heben, und er ist nicht der Erste, der dies versucht. Ohne Zweifel hervorgegangen aus dem dramatisirten Märchen, ist das Genre nur allzu bald und unrettbar verkommen. Erst war es eine Weihnachts- und Kinderkomödie, dann das Zaubermärchen, das unter den Händen des witzigen Räder und vor Allem des genialen Ferdinand Raimund neu aufblühte, um endlich der von Paris immer mächtiger einherziehenden Corruption zu erliegen. Auch dort versuchte man es anfänglich mit der Dramatisirung des Däumling, des Rothkäppchen, des Dornröschen, meist nach der Weise des prächtigen alten Perrault, der pikanter und wirksamer erzählt als unser gemüthinniges deutsches Volksmärchen. Aber je größere Fortschritte die Theatermaschinenbauer machten, desto verwickelter, raffinirter und auch anspruchsvoller wurde ihre Arbeit. Das Hauptgewicht wurde auf Zauberei, Taschen-

Digitized by Google

spielerei, Tricks gelegt, großen und kleinen Kindern zum gerechten Erstaunen. So entstanden an der Seine „Pied de mouton", „Die Teufelspillen", „Rothomago", und wie die „Feerien", die zum großen Theil auch zu uns gedrungen sind, alle heißen. Der erste Reformator war auch ein Poet oder doch ein in seiner Art ganz hervorragender Schriftsteller und glänzender Erzähler: Jules Verne. Er bearbeitete seine „wissenschaftliche" Erzählung: „Die Reise um die Welt in 80 Tagen" für die Bühne, und er und mancher Director haben Millionen damit verdient. Das „wissenschaftliche" Ausstattungsstück war geschaffen. Was in dem neuen Genre seither hervorgebracht wurde, auch Verne's weitere Versuche: „Dr. Ox", „Capitän Grant", „Strogoff" u. s. w., auch „Un drame au fond de la mer" reichen nicht an diesen Erfolg hinan. Die geographische Feerie bekam nunmehr einen Stich in's Naturwissenschaftliche. „Die Reise in den Mond", Figuier's „Sechs Welttheile" und deren deutsche Nachahmungen schlugen auch nicht mehr recht ein. Dann erschien das allegorische Ausstattungsstück. Nur dem italienischen Balletmeister Manzotti — wir sehen ihn noch im Victoriatheater sich tänzelnd vor dem Publikum verneigen — errang mit „Excelsior" und „Amor", wo der Schwerpunkt in das Ballet und die getanzte Apotheose verlegt wird, große Erfolge. Nachahmungen wie Bukovics' „Zwanzigstes Jahrhundert" fielen kläglich durch. Und nun kommt Herr Scherenberg mit einer neuen Erfindung, dem „nationalen" Ausstattungsstück. Gemach, das ist nichts Neues, sondern eine bloße weitere Ausführung der schon bei Verne und in Manzotti's getanzter Allegorie stark vertretenen patriotischen Speculation. Aber Herr Scherenberg setzt ja an die Stelle des trivialen Dialoges glatt geschliffene Reime. Auch das hat schon einer der witzigsten Köpfe Berlins, dem mancher schöne Vers gelungen ist, Oscar Blumenthal, in seinem poetischen Text zu „Excelsior" längst versucht. Folglich bedeutet „Germania" durchaus keinen Fortschritt. Ob sie jedoch gut oder doch zu großem Erfolg bestimmt ist? Wir glauben nicht.

Die Grundidee ist poetisch, aber nicht faßlich genug in Action gesetzt: Germania, nach den Verheerungen des dreißigjährigen Krieges im Jammer, wird getröstet vom Genius der Geschichte, der ihr am Schicksal anderer Völker das Vergängliche und Ewige zum Trost und zur Nachachtung zeigen will.

Entfaltet schau in Hellas Heiligthume
Der Kunst und Freiheit schöne Doppelblume.
Sieh, wie am Thron der römischen Cäsaren
Sich Macht und Reichthum sinnberauschend paaren.
Erfahr', wie Glaub' und Wissen sich verband
Im Hirtenvolke aus dem Mohrenland,
Das sich in Spanien höchsten Glanz errungen,
Bis es, ein Traum, ein Schwanenlied, verklungen.

Nach diesem Programm sehen wir die Spiele in Olympia, wobei sich alle möglichen Herrschaften Perikles, Phidias u. s. w. benamsen und die Damen vom Ballet als Gladiatoren fechten; dann Nero's Cäsarenwahnsinn und Christenverfolgung, endlich den Untergang des Maurenreiches in der Alhambra. Daraus lehrt Germania — offenbar mehr als der bloß geblendete Zuschauer, der wenig Folgerichtigkeit und Zusammenhang entdeckt —:

Nur wo sich Freiheit paarte mit der Macht,
Wo Kunst und Wissenschaft mit reinem Licht
Die Sinne adeln in dem Dienst der Schönheit,
Wo Reichthum quillt aus fleiß'ger Hände Arbeit,
Wo milder Glaube andern Glauben achtet,
— — Da nur erblüht das wahre Völkerglück.

Und diese Ideale will der Dichter im lieben Vaterlande von heute hübsch beisammen gefunden haben, und so zeigt er uns in schönem Wandelbild die Stätten des erlauchten Hohenzollerngeschlechts von der Burg im Schwabenlande bis zum fertigen Reichstagsgebäude neben der Siegessäule. Germania und die zwei ersten Hohenzollernkaiser steigen empor, umjubelt von allen deutschen Stämmen, dem Volk in Waffen und den versöhnten Parteien: Windthorst, Richter und Stöcker Hand in Hand, leibhaftig dargestellt! Da das Publikum diese Apotheose beklatschte, so schweigt des Kritikers Höflichkeit, die schon größere Geschmacksverwirrungen geduldig ertragen mußte. Leider täuschen auch das warme Vaterlandsgefühl, das den Text durchhaucht, und die Pracht der Ausstattung Niemand über die Mängel der Novität. Im ersten Bilde, wo sich eine sentimentale Familiengeschichte vordrängt, sprechen die edlen Griechen zu viel und handeln zu wenig; auch fehlt die Pointe. Nach dem wirksamen römischen Bild ist die matte Elegie Boabdil's keine Steigerung. Im letzten Bild aber capitulirt der Dichter und überläßt alles Weitere dem Maschinisten. Bedenklich sind ferner die Zwischenbilder, wo die allegorischen Herrschaften, eingequetscht zwischen zwei Wolkenvorhängen, immer die Moral aus dem vorangegangenen Tableau ziehen. Daß die junonische Darstellerin der Germania auch als griechische Mutter dient, illustrirt gewiß weniger die Seelenwanderung, als den Mangel einer zweiten Sprecherin. Jedenfalls hat Ernst Scherenberg, dessen sorgsam gefeilte und, wie erwartet, überaus schwungvolle Verse, die unverdient schlecht gesprochen oder gesungen werden, durch „Germania" bewiesen, daß sein Talent auch für das „nationale" Ausstattungsstück zu gut ist.

Offene Briefe und Antworten.

Nochmals die Berliner Kunstzustände.

Aus Künstlerkreisen ist uns von hervorragender Seite eine Entgegnung auf die Ausführungen unseres Kunstreferenten in Nr. 52 u. 6 zugekommen, die wir hier sammt den Glossen des Letzteren zum Abdruck bringen.

I.

Aus den Behauptungen, welche Herr Malkowsky in seinen zwei Artikeln aufstellt, ist ersichtlich, daß ihm jede tiefere Kenntniß der Verhältnisse abgeht, besonders so weit dies die Einrichtungen der Königlichen Akademie der Künste und der Königlichen Hochschule für die bildenden Künste betrifft. Dasselbe gilt von seinen Behauptungen über die Beziehungen dieser Anstalten zur „Verwaltung", zur Künstlerschaft, zu den akademischen Ausstellungen und der Aufnahmejury für dieselben. Vielleicht läßt Herr Malkowsky es als drastisches Beispiel dafür gelten, daß die „Königliche Kunstakademie" (er meint die Königliche Hochschule für die bildenden Künste) nicht das Mindeste amtlich mit den akademischen Ausstellungen zu thun hat.

Das Arrangement der akademischen Kunstausstellungen ist statutenmäßige Pflicht des Senats der Königlichen Akademie der Künste, die Jury und die nöthigen Commissionen werden auf dem Wege freier Wahl aus Mitgliedern des Senats, der Genossenschaft der Mitglieder der Akademie, und des Künstlervereins zusammengesetzt.

Wir müssen es uns versagen, auf die Aeußerungen des Herrn Malkowsky über die Dombaufrage, die Bebauung der Museumsinsel, den Neubau einer Kunstakademie, die Errichtung eines Kunstausstellungsgebäudes auf dem Platze der jetzigen Kunstakademie u. v. a. näher einzugehen, da die endgültige Entscheidung über alle diese Fragen an Allerhöchster Stelle liegt. Was endlich die Behauptungen und Vermuthungen des Herrn Malkowsky über die Projecte des Vereins Berliner Künstler bezüglich des Krollschen Etablissements betrifft, so versichert der Vorstand des Vereins, daß Herr Malkowsky so wenig als nur irgend möglich über seine Absichten und Bestrebungen unterrichtet ist, und alle diesbezüglichen Angaben jeder ernsthaften Unterlage entbehren.

II.

Erwiderung.

1. Was dem Herrn Verfasser des Offenen Briefes aus meinen Behauptungen ersichtlich ist, bleibt so lange gleichgültig, als diese Behauptungen nicht widerlegt sind.

2. Die mir supponirte Verwechselung der Kunstakademie mit der Königlichen Hochschule für die bildenden Künste besteht nur für den unachtsamen Leser, da Beide in meinem ersten Artikel genau unterschieden sind. Die intimen Wechselbeziehungen zwischen Beiden gehören in das Gebiet der Personenfrage, deren Berührung ich thunlichst vermieden habe.

3. Die statutenmäßige Pflicht des Senats der Königlichen Akademie der Künste betreffs des Arrangements der Ausstellungen ist mir bekannt. Nicht die freie Wahl der zuständigen Commissionen, sondern die Zusammensetzung derselben, bei denen die außerhalb der Akademie stehende Künstlerschaft zu kurz kommt, ist der angegriffene Punkt.

4. Die Versicherung des Vorstandes des Künstlervereins befremdet mich auf's Höchste, da der Schriftführer des Vereins mit dem Besitzer des Krollschen Locals einen vorläufigen Contract behufs Ankaufs der Baulichkeiten unter Vorbehalt der Kaiserlichen Genehmigung abgeschlossen hat. Sollte diese Thatsache — und sie genügt mir als „ernsthafte Unterlage" für meine Ausführungen — dem Vorstande nicht bekannt sein, so macht es mir besonderes Vergnügen, sie demselben mitzutheilen.

Georg Malkowsky.

Notizen.

Hector Berlioz, sa Vie et ses Oeuvres. Par Adolphe Jullien. (Paris, Librairie d'Art.) — Seinem vor zwei Jahren erschienenen und an dieser Stelle gewürdigten Prachtwerk über Richard Wagner läßt Adolphe Jullien jetzt eine ganz ähnlich ausgeführte und ausgestattete Biographie des größten „romantischen" Componisten von Frankreich folgen. Es ist ein würdiges Seitenstück zu seiner ersten Arbeit über den deutschen Meister. Auch in ihrem Talent und Schicksal haben die beiden Tonsetzer, die sich persönlich kannten, viel Gemeinsames. Sie waren Beide ebenso gewandte Schriftsteller als Componisten, und kämpften mit ihren musikalischen Offenbarungen gegen eine heftige Opposition, aber während der glücklichere Meister von Bayreuth noch bei Lebzeiten Anerkennung und eine wahrhafte Apotheose fand, die alle Träume seines Lebens herrlich verwirklichte, so ist der nicht weniger angefeindete Berlioz eigentlich erst nach seinem Tode verstanden und gefeiert worden. In seinem Leben hat er eigentlich nur in Deutschland für seine Musik zahlreiche verständnißvolle

Digitized by Google

Verehrer gewonnen, wie er denn auch auf seinen Reisen durch Deutschland seine bedeutendsten Werke meist mit Erfolg aufführte, während in Paris seine Oper „Benvenuto Cellini", „La Damnation de Faust" schmählich durchfielen. Ohne Zweifel stand der (wie Wagner) ziemlich schroffe Mensch und scharfe Kritiker der „Débats" dem Componisten im Wege. Die vorliegende Lebensbeschreibung ist eine durch und durch gewissenhafte Arbeit, die viel Neues und Geistvolles enthält. Wir geben ihr in jedem Betracht den Vorzug vor der Wagner-Biographie, denn Jullien hat ohne Zweifel ein besseres Verständniß für seinen Landsmann, als für den rücksichtslosen genialen Meister von Bayreuth, so sehr er diesen auch verhimmelt. Es ist ihm gelungen, über viele unbekannte Einzelnheiten in Berlioz' Leben, die sogar in Hippeau's „Berlioz intime" gar keine oder eine falsche Beleuchtung erfuhren, ein neues Licht zu verbreiten, und es geschieht dies immer mit Tact und Pietät. Welche Schwierigkeiten diese Arbeit bot, erhellt schon daraus, daß die in erster Linie zu verwerthenden Quellen, Berlioz' Memoiren und Briefe, durchaus unzuverlässig und nur mit größter Vorsicht zu gebrauchen sind, sei es daß der Componist dort selbst die Wahrheit mit einer starken Dosis Dichtung vermischte oder sich vor der Nachwelt kunstvoll drapirte, sei es daß der Herausgeber seiner Briefe, Daniel Bernard, den Text geradezu fälschte, um einen Berlioz nach seiner Theorie zu construiren. Es bleibt das Verdienst Jullien's, daß er überall der Wahrheit auf den Grund gegangen ist und uns den echten Berlioz mit all seiner Größe und seinen zahlreichen Schwächen und Eigenheiten zeigt. Die Ausstattung ist des Textes werth. Große, meist allegorisirende Tafeln von Fantin Lacour schmücken auch diese Musikerbiographie, ferner zwölf zum Theil ganz unbekannte Bildnisse des Tonsetzers, worunter jenes seltene Wiener Blatt Kriehuber's, dem wir ja auch das beste Schubert-Bild verdanken: Liszt am Flügel phantasirend, umgeben von seinen Freunden Berlioz, dem Clavierlehrer Czerny, dem Violinisten Ernst und Kriehuber selbst. Einen eigenartigen Schmuck erhält das noch außerdem mit Theaterscenen, Costümbildern, Künstlerportraits, Autographen ꝛc. geschmückte Buch durch die aus allen möglichen französischen und ausländischen Witzblättern zusammengetragenen Caricaturen, deren Held Berlioz ist. Man wird diese zum Theil sehr drolligen Zerrbilder, welche dem Werk einen pikanten Beigeschmack geben, als werthvolle Documente auffassen und sich damit trösten, daß nur das Große sich carikiren läßt, denn das Kleine ist schon Caricatur. Wenn übrigens der Verfasser des schönen Buches mehr als einmal Berlioz zusammen mit Wagner und Schumann nennt, so möchten wir darin das Kennzeichen einer besonderen Präoccupation und fast ein Versprechen sehen, für das wir ihn gern beim Worte nehmen. Nach seinen Büchern über Wagner und Berlioz möge Jullien nun auch noch dem dritten lang Verkannten der neueren Musik, Robert Schumann, ein ähnliches Denkmal setzen!

Vier Novellen von Heinrich Bulthaupt. (Dresden, E. Pierson.) — Bulthaupt zeigt sich auch in seinen Novellen als feinfühliger und gewiegter Kritiker und ausgezeichneter Stilist. Die erste Geschichte „Ganymed" ist so unwahrscheinlich als möglich. Ein alter Maler, der später als einsamer Melancholiker in Tyrol lebt, wird zum Mörder, um seinen geliebten Neffen an einer verführerischen Schauspielerin zu rächen, doch wird er nicht hingerichtet, sondern als Einer, bei dem es nicht ganz richtig im Oberstübchen ist, freigesprochen. Dieser Neffe, ein leichtsinniger Jüngling, dem kein Mädchenherz widerstehen konnte, wenn er sich durch das wellige Blondhaar fuhr, hatte es dem Onkel angethan. Sonst pflegt zwischen Onkel und Neffe nicht gerade ein besonders angenehmes Verhältniß zu bestehen, hier liebt der Onkel seinen Neffen in geradezu fanatischer Weise. Der arme Maler hatte freilich nichts auf der Welt, woran er sich mit Liebe klammern sollte. Sein eigener Bruder verführte seine Braut und vernichtete so sein Lebensglück, und der Neffe, den er vor der List der alten Schlange, vor dem Verderben durch das Weib bewahren wollte, bereitete ihm den Kummer, daß er die — Nichte jenes Weibes liebte, welches ihn — den Onkel — verrathen, und die nun auch den Neffen schmählich verrathen sollte. Den Unglücklichen beherrscht nur ein Gedanke: Rache an der Schändlichen, die ihn so elend gemacht — denn der Neffe hatte sich aus Kummer erschossen — und wie ein feiger Bube schleicht er sich in das Schlafgemach der Künstlerin und erdolcht sie. Die Beschreibung der Art und Weise, wie der Maler die wehrlose Dame tödtet, ist schauerlich. Durch und durch phantastisch ist das „Heiligenbildchen". Es wird hier von dem kurzen Liebesfrühling eines edel veranlagten Bauernmädchens erzählt, das einen Anderen liebt, als von dem es geliebt wird, und das nach einem kurzen, verfehlten Leben wie eine ungeschützte Leuchte vor einem feindlichen Windstoß erlischt. Sehr romantisch und in hohem Grade unwahrscheinlich ist es in unserer Zeit, daß ein junger und reicher Doctor der Philosophie sich sofort in ein schönes, fünfzehnjähriges Bauernmädchen verliebt und sie stante pede zu heirathen beabsichtigen sollte. Nachdem die Liebenden nach vielen Jahren und Hindernissen sich glücklich verlobt hatten, entdeckt „das Heiligenbildchen" ihrem Bräutigam plötzlich und zwar schriftlich, daß sie ihn nicht liebe und daß nur ihr dankbares Herz und noch etwas anderes, das sie nicht sagen könne, sie veranlaßt habe, seiner Werbung zu folgen. Nicht nur der harmlose Doctor der Philosophie, sondern auch der etwas klügere Leser wird durch diese urplötzliche, durch nichts motivirte Beichte aus der Fassung gekommen sein. Auch „das Heiligenbildchen" endet tragisch, denn Therese stirbt ein Jahr darnach, nachdem sie ihrem Geliebten durchgegangen war. Die Erzählung „Narcissus" ist zu unbedeutend, um näher analysirt zu werden. Am meisten Beachtung verdient die vierte Novelle: „Die hängenden Gärten der Semiramis." Hier ist wieder etwas Sonnenschein, hier athmet man gesunde frische Luft, hier wandelt man unter Menschen mit natürlichen Gefühlen und Empfindungen. Es weht hier sogar der Hauch eines würzigen Humors, der nach dem bisherigen Leichenduft ganz ausnehmend wohlthuend berührt. Der kleine und lustige „Froschmäuslerkrieg" zwischen der Conditorswittwe und dem Uhrmacher wegen einer gemeinsamen Marquise am Schaufenster — die „hängenden Gärten der Semiramis" — ist mit breitem Behagen und guter Laune geschildert und es zeigt sich, daß der Verfasser für das Stillleben in einer Kleinstadt ein feines Verständniß besitzt. k.

Conradin. Trauerspiel in fünf Acten von Martin Greif. (Stuttgart, Cotta.) — Erschüttert stehen wir vor der großen Katastrophe des Heldengeschlechtes der größten deutschen Kaiser des alten Reiches. Sie haben sie selbst verschuldet durch jenen tragischen, wenn auch durch den Lauf der Geschichte nothwendig entstandenen Wahn ihrer Zeit, daß ihre Zukunft und ihre Größe nur dann in Deutschland wurzeln könne, wenn sie auch in Italien anerkannt und fest begründet sei. Wir finden überall ruhige, in den Vers gebannte Gemessenheit, oft Kühle, zuweilen zwar Mißverhältniß zwischen der Tragik des Vorganges oder des Gedankens und zwischen der Sprödigkeit des hinter ihnen zurückbleibenden Wortes, aber immer reiches und edles Material für das Genie des Schauspielers. — Greif hat in sein, sonst treu dem geschichtlichen Vorgang nachgebildetes Werk die Liebe eines solchen Weibes zu Conradin hineingeflochten, welche bei diesem keine Ahnung und noch weniger Erwiderung findet. Violante, die Tochter Frangipani's, der bereits dem jubelnd vom Volk auf dem Capitol begrüßten Heldenjünaling den Giftbecher gemischt hat, haßt diesen als den Unterdrücker ihres Volkes. Deshalb erwärmt sie sich für die Verschwörung. Nachdem sie ihm auf dem Capitol begegnet ist, ihn gesehen, gesprochen und eine Rose von ihm erhalten hat, liebt sie ihn und verwünscht die Verschwörung. Sie sucht sie zu zerstören und ruft die Warnung öffentlich in das Volk hinein, dessen dichte Massen sie nicht zu durchdringen vermag, um zu den Verschwörern oder zu Conradin zu gelangen. Endlich gelingt es ihr, sich ihm zu Füßen zu werfen und Begnadigung ihres Vaters zu erflehen, die ihr sofort (!) gewährt wird. Dankerfüllt bietet sie dem Geliebten für den Unglücksfall seines Unternehmens ihres Vaters Schloß am Meer, Astura, als Zuflucht und Schutz an. Nach der Schlacht von Tagliacozza entkommt Conradin mit seinen Getreuen nach Astura, wo ihn Violante, die benachrichtigt ist, mit einem zur Flucht für sie Beide reich ausgestatteten Boot — sogar ihr Schleier und Fächer liegen schon dort — erwartet. Hier erst wird ihr klar, daß Conradin von Liebe für sie nichts weiß und nichts wissen will. Ihre Leidenschaft und der erste Haß flammen wieder auf, sie verweigert dem Unglücklichen das Boot zu seiner Flucht und wirft den Schlüssel zum Schloß, mit dem es am Ufer befestigt ist, in's Meer. Da nahen die Verfolger, die Carl v. Anjou ihm nachgesandt, sie ruft sie herbei und liefert ihnen die Deutschen aus, deren sich nun der mit erscheinende Sieger bemächtigt. Der weitere Verlauf entspricht der geschichtlichen Tradition, weshalb wir ihn nicht zu erzählen brauchen. Die Reue Violantens nach Conradins Hinrichtung läßt uns kalt. Die andere weibliche Hauptfigur, Elisabeth, Herzogin v. Bayern, Conradins Mutter, eröffnet (nächst dem Freund, Friedrich v. Oesterreich) das Stück. Sie warnt den Sohn vor dem Zug über die Alpen und sagt ihm seinen Untergang voraus. Nach langem Widerstreben gibt er nach. Doch — vom See herauf erklingt ein Gesang der Schiffer, der ihn verhöhnt, weil er nicht in den Streit ziehe, nicht dem Leu, sondern dem Lamm gleiche. Dies stimmt ihn im Augenblick um. Er ruft den Sängern zu, sie sollen in ihr Volk die Kunde tragen, daß er bald zur Hülfe ihm erscheinen werde, und übergibt ihnen seinen Hermelin zum Pfand. Sowohl die Erscheinung Violantens, als die Warnung der Mutter haben historischen Untergrund. Ausführung und Ausschmuck sind Werke des Dichters. Ebenso, so viel wir wissen, dieser Schiffergesang, von dem die Geschichte nichts meldet. Doch dünkt uns, es wäre bei der dramatischen Wichtigkeit dieser Umstimmung Conradins richtiger und jedenfalls wirkungsvoller gewesen, ihn etwa durch einen treuen Boten aus dem Reich mit Thatsachen über die öffentliche Meinung auf offener Scene belehren, statt diese hinter den Coulissen aus unerkennbarem und zweifelhaftem Munde einiger Schiffer laut werden zu lassen. Von diesem Bedenken abgesehen, bringt die Tragödie durch den klar gruppirten Complex der reichen Handlung und den echt dramatischen Gang ihrer Entwickelung schon im Leser einen mächtigen Eindruck hervor, der sich bei einer guten Aufführung zu einem großen Erfolg steigern muß. A. F.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen (Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc.) sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren:

An die Redaction der „Gegenwart"

Berlin SW.,
Möckernstrasse 67.

Digitized by Google

Inserate.

CACAO-VERO,

entölter, leicht löslicher

Cacao.

Unter diesem Handelsnamen empfehlen wir einen in Wohlgeschmack, hoher Nährkraft, leichter Verdaulichkeit und der Möglichkeit schnellster Zubereitung (ein Aufguss kochenden Wassers ergiebt sogleich das fertige Getränk) unübertreffl. Cacao.

Preis: per 3/1 1/1 1/2 1/4 = Pfd.-Dose
850 300 150 75 Pfennige.

HARTWIG & VOGEL
Dresden

Zu haben in den meisten Conditoreien, Colonial-, Delicatess- und Drogueriegeschäften.

Auflage 352,000; das verbreitetste aller deutschen Blätter überhaupt; außerdem erscheinen Uebersetzungen in zwölf fremden Sprachen.

Die Modenwelt. Illustrirte Zeitung für Toilette und Handarbeiten. Monatlich zwei Nummern. Preis vierteljährlich M. 1.25 = 75 Kr. Jährlich erscheinen: 24 Nummern mit Toiletten und Handarbeiten, enthaltend gegen 2000 Abbildungen mit Beschreibung, welche das ganze Gebiet der Garderobe und Leibwäsche für Damen, Mädchen und Knaben, wie für das zartere Kindesalter umfassen, ebenso die Leibwäsche für Herren und die Bett- und Tischwäsche ꝛc., wie die Handarbeiten in ihrem ganzen Umfange.

12 Beilagen mit etwa 200 Schnittmustern für alle Gegenstände der Garderobe und etwa 400 Muster-Vorzeichnungen für Weiß- und Buntstickerei, Namens-Chiffren ꝛc.

Abonnements werden jederzeit angenommen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. — Probe-Nummern gratis und franco durch die Expedition, Berlin W, Potsdamer Str. 38; Wien I, Operngasse 3.

Billige Bücher!

Aus der Hinterlassenschaft eines Schriftstellers werden unter der Hälfte des Ladenpreises verkauft: **Die Hohenzollern u. d. deutsche Vaterland.** Reich illustr. Prachtw. Folio. geb. München, 1881, neu 30 M. — **Bauernfeld,** Ges. Schriften. Wien 1873. 12 Bde. Hlbf. 20 M. — **Blumauer,** Sämmtl. Werke, ill. v. Chodowiecky 1801, 4 Bände, und **Collin.** Sämmtl. Werke. Ill. 1813. Schön Leder. 3 Bände. Zusammen 15 M. — **Goethe's** Italienische Reise. Illustr. v. Kahle. Berlin 1885. Reich ill. Prachtw. geb. neu 30 M. — **Wolfgang Menzel,** Gesch. der deutschen Literatur, Leipz. 75. 3 Bde. Lw. 5 M. — **Schiller,** Die Horen, eine Monatsschrift, 1795 bis 97, br. compl., schön, 20 M. — **Klinger,** Sämmtliche Werke, Königsberg 16, 12 Lederbände 5 M. — **Niebuhr,** Reisebeschreibung nach Arabien u. and. umlieg. Ländern, Kopenhagen 1778, ill. 2 schöne Lederbände, 15 M. — **Corneille,** Oeuvres, Par. 65, 12 vols. Hlf. (Coll. du Prince Impérial) und **Lamartine,** Oeuvres poetiques. Paris 32, 4 vols. maroquin. Zus. 30 M. — **v. Sybel,** Gesch. d. Revolutionszeit. 5 Bde. Hf. 20 M. — **Ulrici,** Shakespeare's dram. Kunst. 2 Bde. Hf. 10 M. — **Reissmann,** Handb. d. Tonkunst. Berl. 82. Lw.; ferner: Derselbe, Gluck's Leben und Werke. Eleg. Lw. und **Nohl,** Musikerbriefe. Leipz. 67, Lw. zus. 15 M. — **Thackeray,** Vanity fair. Lond. 71, ferner **Goldsmith,** Works. Edinb. 78 und **Defoe,** Rob. Crusoe, by himself. Lond. 3 eleg. Lwbde. zus. 20 M. — **Brümmer,** Dtsch. Dichterlexikon. 2 Bde. m. Nachtr.; ferner **Dtsche. Dichter u. Denker d. Gegenw.** (Autographen). Eleg. Lw. und **Viehoff,** Goethe's Leben. 4 Bde. Lw. zus. 15 M.

Bestellungen gegen Postnachnahme durch Vermittlung der Expedition der „Gegenwart", Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.

Wesen, Bedeutung und Ziele der Freimaurerei.

Zugleich eine bescheidene Antwort auf die jüngste Zeitungs-Polemik gegen diesen Orden.

Von **Br. O.**

= Preis elegant broschirt M 1. =

Jeder Freimaurer wird nach Kenntnißnahme dieses Büchlein gern und freudig der weitesten Verbreitung empfehlen, es ist begeistert und begeisternd geschrieben. Nichtangehörige des Ordens finden hochinteressante Aufschlüsse und eine eingehende Schilderung des eigentlichen Wesens der Freimaurerei.

Verlag v. Herm. Oesterwitz, Frankfurt a. O.

Was ist Character und Wie kann er durch die Erziehung gebildet werden?

Von

Dr. August Hagemann,

weiland Director am Königl. Gymnasium zu Graudenz.

= 4. Auflage. = Preis 60 Pf. =

Diese hochwichtige, viel begehrte Broschüre sei allen Philologen, Lehrern, sei jedem gebildeten Manne warm empfohlen.

Verlag von

Herm. Oesterwitz, Frankfurt a. O.

Preisausschreiben.

Das **Literarische Institut Greiner & Comp.** in **Berlin,** Unter den Linden 40, eröffnet ein Preisausschreiben für einen **Zeitungs-Roman.**

Zur Uebernahme des Preisrichter-Amtes haben sich bereit erklärt die Herren:

Dr. Karl Frenzel, Feuilleton-Redacteur der National-Zeitung,
Dr. Adolf Glaser, Herausgeber der Westermann'schen Monatshefte,
Alexander Baron von Roberts,
Dr. Julius Rodenberg, Herausgeber der Deutschen Rundschau,
Ernst Wechsler, Redacteur der Feuilleton-Zeitung — sämmtlich in Berlin.

Demjenigen Roman wird der ausgesetzte Preis von

10 000 (Zehntausend) Mark

zuerkannt, welcher den unten ausgeführten Bedingungen entspricht und von den Herren Preisrichtern als würdig befunden wurde. Der Betrag ist bei der **Deutschen Bank** deponirt.

Die Bedingungen des Preisausschreibens sind folgende:

a) Der Roman soll nicht unter 10 000 und nicht über 12 000 Druckzeilen — Format der „Deutschen Rundschau" — umfassen.

b) Das deutlich und nur auf einer Seite beschriebene, **geheftete** Manuscript darf weder von der Hand des Verfassers geschrieben noch mit dessen Namen versehen sein, sondern muß als Aufschrift ein Motto, sowie den Vermerk **„zur Preisbewerbung"** tragen.

c) Jedem Manuscript ist ein mit demselben Motto versehenes versiegeltes Couvert beizulegen, das den Namen und die Adresse des Autors enthält. Selbstverständlich darf weder auf dem Manuscript noch auf dem verschlossenen Couvert der Name des Autors angedeutet werden.

d) Der Roman soll **Original-Arbeit** sein und darf vorher keiner Redaction vorgelegen haben. Die Handlung soll dem modernen deutschen Leben entnommen sein. Das Werk muß neben literarischer Bedeutung in erster Linie die Eignung zur **Veröffentlichung in Zeitungen** besitzen.

Die Handlung muß so gleichmäßig vertheilt sein, daß jede Fortsetzung lebhaft bewegte, farbenreiche, interessante Scenen enthält und den Leser in stets wachsende Spannung versetzt. Der Inhalt muß so klar dargestellt, jede auftretende Person so wahrheitsgetreu und eindringlich geschildert sein, daß der ernste, gebildete, ebenso wie der einfache Leser schon nach kurzem Einblick angeregt wird, dem Verlauf der Ausführungen zu folgen.

Die Art des Erscheinens des Zeitungs-Romans bedingt, daß ihm eine große, ungehemmt sich entfaltende Handlung innewohnt, und daß er namentlich von arabeskenartigen Ausschmückungen, die oft einer Buchausgabe zur Zierde gereichen, möglichst freibleibt.

Die **Einreichungsfrist** läuft mit dem 31. Januar 1890, 6 Uhr Abends, ab; nach diesem Termin werden keine Manuscripte mehr zur Preisbewerbung zugelassen.

Die **Eröffnung des Couverts,** dessen Motto mit dem der preisgekrönten Arbeit identisch ist, findet in Gegenwart der Preisrichter durch einen Notar in Berlin am ersten Sonntag des Monat Mai 1890 statt.

Die **Zahlung des ausgesetzten Preises** von 10 000 Mark erfolgt sofort nach festgestellter Adresse des Autors. Der preisgekrönte Roman wird durch Zuerkennung des Preises unbeschränktes Eigenthum des Literarischen Instituts **Greiner & Comp.** resp. dessen Rechts-Nachfolger.

Nach erfolgter Entscheidung werden die übrigen Manuscripte den Autoren **auf Wunsch zurückgesandt;** die unverlangten Manuscripte werden 6 Monate nach der Preisvertheilung sammt den dazu gehörigen Couverts vernichtet.

Greiner & Comp., Literarisches Institut, Berlin, Unter den Linden 40.

Scheffel's Lieder aus dem Engern.

In den von der Studentenschaft allgemein recipirten Originalweisen komponirt von

Fr. u. Chr. Schmezer

mit Klavierbegleitung von **Carl Stenold.**

Einzige berechtigte Ausgabe. No. 1—18. Preis 3 M.

Verlag von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Eine prächtige Landschaft

(Oelgemälde, Mühle in der Eifel),

Copie nach C. Schultze, 32:41 cm, mit 10 cm breitem Goldrahmen, verkaufe für den billigen Preis von nur 35 Mark.

Herm. Braun, Thal (Thüringen).

Redaction: Berlin S.W., Möckernstr. 67. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig. Expedition: Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.

Digitized by Google

№ 9. Berlin, den 2. März 1889. Band XXXV.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von **Georg Stilke** in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt:

Ostafrika und der Reichstag. Von W. Kulemann, M. d. R. — Die britische Verwaltung in Ostindien. Von Victor Frank. — **Literatur und Kunst:** Wilhelm Jordan's Edda. Besprochen von Oskar Bulle. — Neue Schriften zur Schulreform. Von Eduard von Hartmann. — Freiligrath und seine Jugendliebe. Von Gustav Karpeles. — **Feuilleton:** „Ein Mann über Bord!" Von K. M. Stanjukowitsch. Autorisirte Uebersetzung aus dem Russischen von N. Golant. — **Aus der Hauptstadt:** Opern und Concerte. Von Heinrich Ehrlich. — Fritz v. Uhde's „Heilige Nacht". Von G. M. — Dramatische Aufführungen. „Das Schützenfest." Schwank in drei Acten von R. Misch und W. Jacoby. — Notizen. — Inserate.

Ostafrika und der Reichstag.

Von W. Kulemann, M. d. R.

Durch das nach Genehmigung Seitens des Reichstages unterm 2. Februar 1889 veröffentlichte Gesetz betreffend die Bekämpfung des Sclavenhandels und den Schutz der deutschen Interessen in Ostafrika ist für die angegebenen Zwecke eine Summe bis zur Höhe von 2,000,000 Mark der Reichsregierung zur Verfügung gestellt, und die Ausführung der erforderlichen Maßregeln einem Reichscommissar übertragen, als welcher der durch seine beiden Durchquerungen des dunklen Erdtheils bekannte Afrikareisende Hauptmann Wißmann bestimmt ist.

Die Annahme der Vorlage im Reichstage erfolgte mit erdrückender Stimmenmehrheit, indem lediglich die deutsch-freisinnige Partei, von welcher sich übrigens die beiden Abgeordneten Goldschmidt und Siemens trennten, gegen den Entwurf sich erklärte. Die Verhandlungen des Reichstags in den drei Lesungen vom 26., 29. und 30. Januar, welche den Vertretern sämmtlicher Parteien (den Abgeordneten Bamberger, v. Bennigsen, Windthorst, v. Kardorff, v. Helldorff, Bebel, Simonis, Richter, Meyer (Jena), Oechelhäuser, Graf v. Mirbach, Virchow, Stöcker, Magdzinski und Sabor) Gelegenheit gaben, die mit der Vorlage in unmittelbarem und selbst nur in mittelbarem Zusammenhange stehenden Fragen nach allen Richtungen hin zu beleuchten, haben in erfreulicher Weise dazu beigetragen, eine Klärung der Ansichten auch in den weiteren Kreisen der Bevölkerung herbeizuführen und im Gegensatz zu den früheren Stadien einer etwas verschwommenen und deshalb nicht hinreichend nachhaltigen und widerstandskräftigen Colonialschwärmerei eine ruhigere und besonnenere, aber deshalb nur um so thatkräftigere Ueberzeugung von der nationalen und culturellen Nothwendigkeit des Eintretens Deutschlands in die Reihe der Colonialmächte zum Durchbruch zu bringen.

Die Begründung der Vorlage freilich hatte diese allgemeine Seite der Frage nicht in ihren Bereich gezogen; ihr war die andere, nicht minder schwierige Aufgabe zugefallen, eine Grenzlinie zwischen der Thätigkeit zu ziehen, welche bei der Ausübung praktischer Colonialpolitik einerseits das Reich und andererseits die an den materiellen Erfolgen betheiligten Privatpersonen zu übernehmen haben, insbesondere aber festzustellen, in welchem Maße das Reich derjenigen Gesellschaft Schutz und Hülfe zu gewähren habe, welche zur Zeit in erster Linie als die Trägerin unserer Colonialbestrebungen in Ostafrika zu betrachten ist. Die Lösung dieser Aufgabe ist nun in der That der der Regierungsvorlage beigegebenen Begründung in so völligem und allseitig anerkanntem Maße gelungen, daß selbst von Seiten der grundsätzlichen Gegner der noch am 14. Dec. v. J. bei Gelegenheit der Etatberathung erhobene Vorwurf, es werde jetzt im Gegensatz zu früheren Erklärungen das sog. französische System der Colonialpolitik vertreten, bei welchem nicht der Staat dem privaten Unternehmungsgeiste schützend folge, sondern ihm ermunternd vorangehe, nicht mehr aufrecht erhalten werden konnte. Es mußten vielmehr die erhobenen Angriffe sich darauf beschränken, neben der Behauptung der allgemeinen Schädlichkeit aller Colonialpolitik und der besonderen Werthlosigkeit gerade der deutschen ostafrikanischen Besitzungen der Befürchtung Ausdruck zu geben, daß die jetzt verlangten Mittel nur den Anfang weit erheblicherer Aufwendungen für die Zukunft bilden würden.

Die Grenze, welche in der Begründung für den Anspruch der Reichsangehörigen auf Reichsschutz gezogen wird, ist eine ganz klare und unzweideutige: sie liegt in der „Sicherstellung des zu colonisirenden Gebietes gegen Störungen und Eingriffe anderer Colonialmächte", während „die Bewältigung des Widerstrebens wilder Eingeborener und anderer in der Beschaffenheit des zu colonisirenden Landes liegender natürlicher und localer Hindernisse Aufgabe der Unternehmer bleiben muß" und auf diesem Gebiete „außerhalb des Bereiches unserer maritimen Streitkräfte colonialen Unternehmungen eine materielle Unterstützung nicht geleistet werden kann", wie es endlich „nicht in das Programm der deutschen Colonialpolitik gehört, für die Herstellung staatlicher Einrichtungen unter barbarischen Völkerschaften einzutreten und dort eine unseren Anschauungen entsprechende Ordnung der Verwaltung und Justiz herzustellen".

Die Voraussetzungen eines Schutzes gegen andere Colonialmächte liegen in Ostafrika zur Zeit nicht vor. Wenn also deßungeachtet das Reich die Vorbedingungen für sein Eingreifen gegeben sieht, so müssen dieselben in einem besonderen Umstande zu finden sein, und dieser ist die Verbindung der dort entstandenen Unruhen mit der ganz Afrika durchziehenden großen Bewegung, welche ihren äußeren Anlaß den von den europäischen Nationen ausgehenden Einschränkungen des Sclavenhandels entnommen hat, ihrem eigentlichen Grunde nach aber viel tiefer liegt und vielmehr die Auflehnung des bisher in Afrika vorherrschenden arabischen Elementes gegen das andrängende europäische darstellt. Der Neger hat sich in ganz Afrika dem Araber unterworfen, ohne Widerstand, weil in der instinctiven Erkenntniß, daß derselbe ihm gegenüber die höhere Rasse und deshalb zur Herrschaft berufen sei. Ebenso instinctiv fühlt der Araber seinerseits die Ueberlegenheit des europäischen

Digitized by Google

Elements, er ist aber nicht Willens, in derselben Weise, wie er von dem Neger als Herr anerkannt wurde, diese Herrschaft seinerseits wieder abzutreten, vielmehr kämpft er mit der Kraft der Selbsterhaltung den Kampf um die Existenz, in dem richtigen Gefühle, daß, wollte er dem Eindringen der Europäer noch länger unthätig zusehen, sehr bald der Zeitpunkt gekommen sein würde, wo ein Widerstand sich als aussichtslos erweisen müßte.

Daß dies der wahre Grund für die in dem deutschen Schutzgebiete ausgebrochenen Unruhen ist, kann Niemandem entgehen, der die Ereignisse des letzten Jahrzehntes verfolgt hat; die Kämpfe im ägyptischen Sudan, welche den Tod Gordon's zur Folge hatten, der Aufstand Arabi Pascha's, die Mahdistische Bewegung, die Angriffe auf europäische Ansiedelungen und Missionen am oberen Congo, an den afrikanischen Binnenseen und in anderen Gebieten Centralafrikas bilden dafür unwiderlegliche Beweise. Will man auf gegnerischer Seite einzig und allein die Fehler und Mißgriffe der Ostafrikanischen Gesellschaft als Ursache der jetzigen Unruhen hinstellen, so übersieht man, daß ganz ähnliche Erscheinungen, insbesondere Angriffe auf Missionsstationen, nicht minder in den Gebieten der englischen Interessensphäre vorgekommen sind, obgleich allerdings die aus englischen Quellen stammenden Nachrichten aus leicht begreiflichen Gründen bemüht sind, jener Auffassung Vorschub zu leisten. Daß Seitens der deutschen Gesellschaftsbeamten Fehler gemacht sein mögen, wird man selbst ohne jeden Nachweis von vornherein als sehr wahrscheinlich, ja als unvermeidlich zugeben; wie sollte es auch denkbar sein, auf einem völlig unbekannten Felde der Thätigkeit, auf dem alle praktische Erfahrung bisher fehlte, in jeder Hinsicht sofort das Richtige zu treffen? Aber ist denn das ein Grund, unseren deutschen Landsleuten unsere Sympathien und innerhalb der noch zu erörternden Grenzen unseren Schutz zu versagen? Das wäre nicht allein hart und unbillig, das wäre außerdem auch in hohem Maße unverständig und kurzsichtig.

Ja freilich, wenn man jede Colonialpolitik ohne Weiteres als verkehrt und schädlich ansieht, dann trifft ja der letztere Vorwurf nicht zu, und insofern ist es allerdings richtig, daß auch die Stellungnahme zu den in der Vorlage vorgeschlagenen Maßnahmen immer abhängig bleiben muß von jener grundsätzlichen Entscheidung. Aber es ist doch in der That einigermaßen schwer, einen solchen bedingungslos ablehnenden Standpunkt zu verstehen. Man sagt: „Der Handel ist nicht abhängig vom Colonialbesitz; wir können auch Handel treiben in Gegenden, in welchen wir keine Colonien besitzen. Wir haben dann also den gleichen Vortheil ohne die mit eigenen Colonien verbundenen Nachtheile und Gefahren." — Ja, wäre das richtig, so wäre es freilich schwer begreiflich, wie es kommt, daß so verständige, nüchtern-praktische Leute, wie die Engländer anerkanntermaßen sind, sich bewogen finden, nicht allein überall Colonialpolitik zu treiben, sondern insbesondere gerade unsere ebenmäßigen Bestrebungen mit dem ausgesprochensten Neide und Uebelwollen zu verfolgen, daß sie nicht verstehen sollten, eine Einrichtung sich nutzbar zu machen, welche ganz einzigartig in der Welt dastände, insofern es sonst noch niemals anders gewesen ist, als daß Nachtheil und Vortheil, Nutzen und Gefahr in einem gewissen Verhältniß zu einander stehen. Gäbe es hier wirklich ein Feld, auf dem „des Lebens ungemischte Freude" dem Sterblichen beschieden wäre, so müßte es in der That als ein Beweis recht mangelhafter Urtheilskraft betrachtet werden, wenn die übrigen Colonialvölker es nicht verständen, die Rosen des Handels zu pflücken, ohne sich an den Dornen der Colonialpolitik zu ritzen.

Nun bliebe allerdings noch die Möglichkeit, daß freilich für europäischen Handel das Vorhandensein europäischer Colonien unvermeidlich wäre, daß aber Beides nicht in derselben Hand zu liegen brauchte, so daß wir bei ausreichender Klugheit es vielleicht erzielen könnten, auch aus fremder Arbeit für uns den Nutzen zu ziehen. Daß solches internationales Schmarotzerthum für Deutschland besonders ehrenvoll sein würde, dürfte sich kaum behaupten lassen. Setzt deutscher Handel europäische Colonien voraus, so würde gerade dann, wenn man das Halten von Colonien an sich als ein nothwendiges Uebel betrachten müßte, der nationale Anstand erfordern, daß Deutschland sich dieser Verpflichtung nicht entschlage. Aber man braucht doch auch nur oberflächlich die einschlägigen Verhältnisse z. B. in Indien verfolgt zu haben, man braucht nur Mittheilungen seine Aufmerksamkeit zu schenken, wie sie z. B. der Abgeordnete Woermann im Reichstage über die englische Royal-Niger-Comp. machte, um sich zu überzeugen, daß in englischen Colonien der deutsche Kaufmann nichts weniger als auf dem Fuße der Gleichheit behandelt wird. „Der Handel folgt der Flagge." Noch vor wenigen Jahren galt es als eine fast triviale Wahrheit, daß der englische Welthandel und Englands Weltstellung als Colonialmacht sich gegenseitig bedingten, daß ohne die Colonien nicht der Handel, und ohne den Handel nicht die Colonien sich hätten entwickeln können. Jetzt versucht man die Behauptung, daß der Handel keine Colonien verlange. Der Gegenbeweis ist vielleicht schwer zu führen, aber es giebt Dinge, für die es wirklich keines mathematischen Beweises bedarf.

Nun wendet man ein: „Die Colonien anderer Völker sind mit den ostafrikanischen Gebieten gar nicht zu vergleichen. Wo Afrika fruchtbar ist, da ist es ungesund, und wo es gesund ist, da ist es unfruchtbar." Die letztere Behauptung stammt bekanntlich aus dem Werke des Dr. Fischer: „Mehr Licht im dunkeln Erdtheil", und es ist ein Verdienst des Hauptmanns Wißmann, bei den Verhandlungen im Reichstage darauf hingewiesen zu haben, daß dieser viel benutzte Ausspruch keineswegs im Sinne seines Urhebers verwandt wird, daß vielmehr dieser Letztere, den auch Wißmann als eine Autorität anerkennt, lediglich einer Ueberschätzung entgegentreten und zur Vorsicht mahnen wollte, im Uebrigen aber die Erwerbung von Colonien als eine Lebensfrage für Deutschland ansah. Die Fruchtbarkeit Afrikas ist natürlich nur nach praktischen Erfahrungen zu beurtheilen, aber so lange solche, wie wohl Niemand bestreiten kann, noch nicht vorliegen, muß doch eine Behauptung etwas wunderlich anmuthen, nach welcher über einen ganzen Continent, oder auch nur über die deutschen Besitzungen in einer Ausdehnung des Deutschen Reiches ein so uneingeschränktes abfälliges Urtheil gesprochen wird. Noch auffälliger aber wird dieselbe, wenn man berücksichtigt, daß die topographische Beschaffenheit Ostafrikas eine solche ist, wie sie den wesentlichsten a priori zu stellenden Anforderungen durchaus entspricht. Die deutschen Besitzungen bilden in ihrer westlichen Anlehnung ein terrassenförmiges Plateau, aufsteigend von der Küste bis zu einer Höhe von 20,000 Fuß im Konia- und Kilimandscharogebiete. Der den südamerikanischen Anden entsprechende Höhenzug zieht sich, soweit bekannt, von Abessinien bis zu Natal und bietet einen Abfall, welcher die sämmtlichen Klimate der Erde nebeneinander vereinigt. Berücksichtigt man endlich den großen Wasserreichthum, welcher, abgesehen von den Flüssen Tana, Dschuba, Pangani, Rowuma, Kingani u. s. w. schon in dem großen Seengebiete, dem Victoria-Nyanza-, Tanganyka-, Nyassa-, Albert-Nyanza-See u. A. seinen Ausdruck findet, so erscheint es durchaus verständlich, daß die weitaus meisten der anerkanntesten Reisenden, Stanley, Thompson, Speke, Burton, v. d. Decken, Kersten u. A. die ganz außergewöhnliche Fruchtbarkeit des Landes behaupten.

Aber was sollen überhaupt diese nicht auf Erfahrungen gestützten allgemeinen Urtheile, mögen dieselben günstig oder ungünstig lauten? Haben wir doch die bereits angestellten praktischen Versuche, welche überraschend günstig ausgefallen sind, haben wir doch insbesondere die Ergebnisse der Tabak-, Kaffee- und Baumwollpflanzungen, welche von den berufensten Fachleuten die günstigste Beurtheilung erfahren haben. Und daß die Erzeugung dieser Waaren schon allein für den Absatz in Deutschland einen Handelsfactor von ungemeiner Bedeutung darstellt, ergibt sich, wenn man bedenkt, daß Deutschland jährlich allein für Kaffee 172, für Baumwolle 168, für Tabak 45 Millionen an das Ausland bezahlt. Daß auch jetzt schon der Handel in den deutschen Gebieten eine ganz erhebliche Bedeutung hat, insbesondere in Gummi und Elfenbein, ergibt sich daraus, daß die Zollverwaltung, welche durch den Ver-

Digitized by Google

trag vom 28. April 1888 seitens des Sultans von Zanzibar auf die deutsch-ostafrikanische Gesellschaft übertragen ist, selbst während der jüngsten Aufstände und Unruhen, wo sie in großen Bezirken völlig unterbrochen wurde, einen Ertrag ergeben hat, welcher die Kosten deckte. Dieser Vertrag, durch welchen auf die Dauer von 50 Jahren die ganze Zollerhebung der Gesellschaft gegen eine Vergütung von 50% des Reinertrages überlassen ist, bildet die feste Grundlage, auf welcher das deutsch-ostafrikanische Unternehmen beruht; durch ihn erst hat die Gesellschaft zu ihren ausgedehnten inneren Gebieten durch den 10 englische Meilen breiten Küstenstreifen hindurch völlig freien Zugang erworben, durch ihn erst die Machtstellung erlangt, deren sie der eingeborenen Bevölkerung gegenüber nothwendig bedarf.

Aber — sagt man weiter — das Klima ist so ungesund, daß es auf die Dauer kein Europäer dort aushalten kann. Nun, es war doch gewiß ein beachtenswerther Gegenbeweis, wenn Hauptmann Wißmann sich im Reichstage darauf berufen konnte, daß, obgleich er jetzt seit acht Jahren fast ununterbrochen in Afrika sich aufgehalten, sowohl er, als seine Begleiter bei verständiger Lebensweise völlig gesund geblieben seien. Aber auch abgesehen von dieser unmittelbaren Erfahrungsthatsache war es völlig einleuchtend, wenn Wißmann ferner darauf hinwies, daß die gesundheitlichen Verhältnisse sich ganz nothwendig in zwei Richtungen im Verlaufe der Zeit bessern würden: nämlich insofern, als einerseits es der ärztlichen Wissenschaft gelingen werde, den eigenartigen und bisher noch nicht genügend beobachteten Krankheitserscheinungen des tropischen Klimas entgegenzutreten, insbesondere aber andererseits die dort sich ansiedelnden Europäer lernen würden, sich in ihrer Lebensweise den veränderten Lebensbedingungen anzupassen. Daß deßungeachtet Ostafrika nicht aufhören wird, Opfer an Menschenleben zu kosten — wer wollte das bestreiten? Aber ist das ein Grund, der uns abhalten kann, in die Reihe der großen Colonialmächte einzutreten? — Die Frage bejahen, hieße einen sehr engherzig-sentimentalen Standpunkt vertreten. Bedenke man doch, daß zehn Mal, hundert Mal mehr Menschenleben Jahr aus Jahr ein im Kampfe um das Dasein im eigenen Heimathlande untergehen, ganz ungezählt diejenigen, welche Amerika verschlingt, und die Keime, die in frühester Jugend durch die unzureichenden Existenzbedingungen zerstört werden. So zartfühlend-philisterhaft ist das Leben nun einmal nicht eingerichtet. Niemand zwingt den Einzelnen, sich einem gefahrvollen Berufe zu widmen, aber solche Berufe darum verhindern zu wollen, weil Menschenleben dabei verloren gehen werden, das hieße eine kurzsichtig-kleinliche Nachtmützen-Politik treiben.

So viel über die grundsätzliche Berechtigung einer deutschen Colonialpolitik. Die Vorlage hat, wie bemerkt, diese Fragen nicht berührt, sondern eine neue, ganz scharf abgegrenzte Seite der Sache zu ihrem Ausgangspunkte genommen, nämlich die Bekämpfung des Sclavenhandels. Es kann ja keinem Zweifel unterliegen, daß die Sclavenjagden und der Sclavenhandel in Afrika nicht allein einen Schandfleck der Cultur darstellen, sondern einen Krebsschaden für die Entwickelung des ganzen Erdtheils. Man hält es kaum für möglich, wenn man von sachverständiger Seite Schätzungen liest, nach welchen jährlich nicht weniger als zwei Millionen Menschen durch die Sclavenjagden zu Grunde gehen, und man begreift es völlig, wie es einzelnen edeldenkenden Menschenfreunden, insbesondere dem Cardinal Lavigerie, gelungen ist, eine Art modernen Kreuzzug gegen die Sclaverei in Gang zu setzen. Und doch muß bezweifelt werden, ob diese Bewegung in Deutschland, insbesondere auch in den Kreisen der Reichsregierung, so warme Aufnahme und Unterstützung gefunden hätte, wenn dieselbe nicht in ihren Zielen mit den Colonialbestrebungen nothwendig zusammenfiele.

Das könnte nun ja als eine Hineinmischung materieller Gesichtspunkte in eine ideale Frage, ja als eine Zweideutigkeit und Unaufrichtigkeit erscheinen. Allein, daß nicht der Regierung die Bekämpfung des Sclavenhandels lebhaft am Herzen läge, soll ja keineswegs behauptet werden, und wenn dieselbe das für dieses Ziel wach gewordene Interesse gleichzeitig in den Dienst einer von ihr mit Recht nicht minder hoch angeschlagenen Aufgabe stellt, so verdient sie dafür sicher keinen Vorwurf.

Aber auch noch von anderen Leuten werden die Anti-Sclavereibestrebungen benutzt, um praktische Politik zu treiben. Es ist ein offenes Geheimniß, daß die Wellen der deutschen Colonialbewegung tief hineingedrungen sind in die Kreise auch des katholischen Deutschlands, daß insbesondere eine Anzahl Angehörige der Centrumspartei entweder geradezu Mitglieder oder wenigstens eifrige Gesinnungsgenossen der mehrfachen deutschen Colonialgesellschaften sind. Wenn beßungeachtet der Abg. Windthorst, wie er noch letzthin ausdrücklich bestätigte, ein grundsätzlicher Gegner dieser Bestrebungen geblieben ist, so überhebt ihn dies nicht der Verpflichtung, auf jene entgegengesetzte Strömung die gebührende Rücksicht zu nehmen, will er nicht befürchten, daß der Thurm des Centrums allmählich durch immer mehr in praktischen Fragen begründete Spaltungen Risse bekommt, die durch den in seiner Festigkeit nachlassenden Culturkampf-Mörtel nicht mehr ausgeglichen werden. Dazu kommt, daß die durch den Cardinal Lavigerie angebahnte Bewegung bei der obersten Autorität der katholischen Kirche kräftige Unterstützung findet, und da Fürst Bismarck klug genug ist, um sich den hieraus für seine Colonialabsichten ergebenden Vortheil nicht entgehen zu lassen, so erschien für den Centrumsführer die Gefahr am Horizonte, daß vielleicht in ähnlicher Weise, wie in der Kirchenpolitik, eine diplomatische Einwirkung auf sein Gefolge über seinen Kopf hinweg stattfinden könnte. Unter solchen Umständen war es denn in der That taktisch völlig richtig, Vorhand zu spielen und lieber sich der Bewegung als Führer zu bemächtigen, als von ihr gegen seinen Willen mitgerissen zu werden.

Wenn Windthorst mit seinem bekannten Antrage auf Bekämpfung der Sclavenjagden und des Sclavenhandels diesen Gesichtspunkten Rechnung trug, so konnte er sich darüber nicht täuschen, sprach es vielmehr offen aus, daß er durch sein Vorgehen die deutsche Colonialpolitik wesentlich unterstützen werde. Aber eben darin bestand ja das Opfer an seiner Ueberzeugung, welches er den zwingenden Verhältnissen brachte, und welches zu bringen ihm dadurch sehr erleichtert wurde, daß er, ohne sich mit seiner früheren Haltung, wenigstens offen, in Widerspruch zu setzen, sagen konnte: „Der Zweck ist für mich allein die Bekämpfung der Sclaverei; fällt dabei aber gleichzeitig ein Vortheil ab für meine colonisirenden Landsleute, so kann mich das nicht hindern, sondern soll mich im Gegentheil freuen.“ Ja, er erreichte noch mehr, denn während die Versammlungen in Freiburg und im Gürzenich sich geradezu für die Förderung der Colonialbestrebungen, insbesondere der Emin Pascha-Expedition ausgesprochen hatten, erlangte er jetzt, daß dieser letzte Satz der Resolution wegblieb und daß auch die übrigen Parteien in Uebereinstimmung mit der Regierung, welche lieber eine überwältigende Mehrheit für eine beschränkte, als eine geringe für eine ausgedehntere Unterstützung haben wollte, darauf verzichteten, denselben wieder herzustellen.

Die Regierungsvorlage hat diesen Rücksichten thunlichst Rechnung getragen, indem überall der Gesichtspunkt der culturellen Erschließung Afrikas, zu welcher Deutschland sich in Gemeinschaft mit den übrigen Mächten durch die Congo-Acte verpflichtet habe, in den Vordergrund gerückt wird, wobei es als wesentlicher Vortheil in Betracht kam, daß Hauptmann Wißmann offenbar mit Recht erklären konnte, zu einer Bekämpfung des Sclaverei-Unwesens würde, ganz unabhängig von jeder Colonialpolitik, der Ausgangspunkt doch ohnehin unter allen Umständen von den deutsch-ostafrikanischen Gebieten aus genommen werden müssen. Daß freilich im Texte des Gesetzes als Zweck desselben neben der Unterdrückung des Sclavenhandels noch ferner der „Schutz der deutschen Interessen“ stehen blieb, hätte vom Standpunkt Windthorst's angreifbar erscheinen können, denn hiernach würde dem Gesetze nicht zuwidergehandelt werden, wenn auch solche Maßregeln ergriffen und aus den bewilligten zwei Millionen bezahlt

Digitized by Google

würden, welche lediglich diesem Zwecke dienen. Es war das aber ein nothwendiges Zugeständniß, und Windhorst begnügte sich damit, die in der Vorlage enthaltene Clausel zu streichen, nach welcher dem zu bestellenden Reichscommissar gleichzeitig die Aufsicht über die Deutsch-ostafrikanische Gesellschaft und deren Angestellte sollte übertragen werden können. Die Befugniß hierzu beruht auf dem §. 41 des Gesellschaftsstatutes, nach welchem die Aufsicht über die Gesellschaft von dem Reichskanzler, bezw. einem von diesem zu bestellenden Commissar geführt wird, sodaß die ausdrückliche Erwähnung im Gesetze in der That entbehrlich erschien. Wenn freilich in der Begründung der Vorlage als Inhalt des erforderlichen Aufsichtsrechtes auch die Befugniß bezeichnet wird, Verordnungen und Reglements der Gesellschaftsorgane außer Kraft zu setzen, so wird es hierzu einer Abänderung des Statuts bedürfen, da aus dessen jetziger Fassung ein solches Recht sich nicht ergibt.

Ueber die beabsichtigte Art der Verwendung der bewilligten Mittel konnte, um den verfolgten Zweck nicht zu gefährden, im Reichstage nur so viel mitgetheilt werden, daß das hauptsächlichste Mittel zum Eingreifen in der Schaffung einer aus etwa 1000 Mann bestehenden Colonialtruppe unter europäischen Führern gefunden werde. Hauptmann Wißmann hat sich, wie die Zeitungen berichten, nach Beendigung der erforderlichen Vorbereitungen bereits auf den „Kriegsschauplatz" begeben, und so werden wir also hoffentlich in den nächsten Monaten von deutschen Erfolgen hören, welche dazu beitragen werden, die Autorität des deutschen Namens wieder herzustellen und Ruhe und Ordnung zurückzuführen, welche dann auch der Deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft die Möglichkeit schaffen werden, die von ihr zum Heile Deutschlands übernommene Culturaufgabe zu erfüllen.

Die britische Verwaltung in Ostindien.

Von Victor Frank.

Als wir „Rußlands Wirthschaft in Centralasien" (in Nr. 32—34 des letzten Jahrgangs) kennzeichneten, konnten wir nur beiläufig durch ein paar Ziffern die Erfolge der englischen Verwaltung in Ostindien andeuten und sie der russischen Destruction und Impotenz gegenüberstellen: während Rußland in Fergana das überkommene Bewässerungswesen zerstört, durch Einführung eines rohen und bedrückenden Steuersystems das Land in äußerste Bedrängniß versetzt und, trotz herannahender Uebervölkerung, nichts für Erweiterung der Bewässerungsculturen gethan hatte, konnte darauf hingewiesen werden, daß in Indien, auf Anregung der britischen Regierung, schon damals etwa 5000 Kilometer (zu einem Fünftel schiffbarer) Canäle gegraben worden seien, und daß die Tiefebene Bengalens an 100,000 Sammelteiche, zum Aufspeichern des Ueberflusses der Regenperiode für die darauf folgende Zeit der Dürre, besitzen sollte.

Bei dem immer drohender werdenden Vorrücken Rußlands gegen die britisch-indische Grenze, mit der kaum verhüllten Absicht, England in der Beherrschung Ostindiens dereinst abzulösen, muß es von Interesse sein, weiteren Einblick in die Segnungen zu gewinnen, deren Indien während der letzten Decennien britischer Verwaltung theilhaft geworden, und sich im Gegensatze dazu eine Vorstellung davon zu machen, wie wohl Rußlands Wirthschaft in Indien sich gestalten müßte. Vor den Gefahren dieser letzteren zu warnen und die vielverheißende Entwickelung der britisch-indischen Zustände darzustellen, ist die Aufgabe eines neuerdings erschienenen verdienstvollen Werkes gewesen, welchem wir die nachstehenden Daten entnehmen, eines Werkes*), welches noch lange nicht die gebührende Beachtung gefunden hat, namentlich nicht in dem Vaterlande des Verfassers, welches er warnend hat aufrufen wollen: es möge von seinen inneren Zwistigkeiten und von seinen Revanchegedanken ablassen und sich aufrichtig der mitteleuropäischen Friedensliga anschließen, zur Bekämpfung der die Cultur der Menschheit bedrohenden russischen Anmaßungen.

In einem historischen Abrisse über den Entwickelungsgang der britischen Herrschaft in Indien wird vom Verfasser dargestellt, daß die englische Verwaltung Indiens zwei wesentlich verschiedene Epochen aufweist: während die lange Periode des fast unbeschränkten Waltens der Ostindischen Compagnie vorwiegend, fast ausschließlich, der kaufmännischen, wenig rücksichtsvollen Ausbeutung jener unermeßlichen Gebiete und ihrer zahllosen Einwohner gewidmet gewesen war, hat seit dreißig Jahren, seit die britische Krone an die Stelle der Compagnie getreten ist, Großbritannien keinerlei directe Einkünfte von seinem indischen Besitze bezogen. Knüpft sich auch an denselben ein immenses Handelsinteresse im Hinblick auf den Austausch englischer Industrieerzeugnisse gegen indische Rohproducte, so würde doch, nach Meinung hervorragender englischer Politiker, Großbritanniens Existenz durch den Verlust seiner ostindischen Besitzungen keineswegs wesentlich berührt werden; wohl aber käme ein solcher Verlust einer unwiederbringlichen moralischen Einbuße gleich. England hat sich der culturlichen Erziehung Indiens gewidmet; es wird dieser Aufgabe gerecht in bewußter Weise, mit einer in der Geschichte beispiellosen Großherzigkeit und Zähigkeit. Wenn diese Culturarbeit durch brutale Gewalt unterbrochen werden sollte; wenn dreihundert Millionen reich begabter Menschen aus freiheitlich geordneten Zuständen, welche sie zu schätzen, aber noch nicht selbständig zu erhalten gelernt haben, wieder in das Chaos innerer Wirren und barbarischer Gewaltherrschaft gestürzt werden sollten, so wäre das eine Katastrophe, welche ihrem Umfange nach dem Untergange des römischen Weltreichs gleichkäme, durch ihre Bedeutsamkeit aber denselben weit überträfe.

Seit den ältesten Zeiten ist dem Bewässerungswesen in Indien hervorragende Sorgfalt gewidmet worden und die Engländer sind dem Beispiele des Alterthums mit außerordentlicher Energie gefolgt. Die, auch im Hinblicke auf ihre Rentabilität, mit großer Umsicht unter der britischen Verwaltung gebauten Canäle repräsentiren ein Anlagecapital von mehr als 450 Millionen Mark und brachten im Jahre 1883 eine directe Reineinnahme von 17,6 Millionen Mark. Die Ausdehnung der Bewässerungscanäle betrug rund 43,000 Kilometer. Von den 75,2 Millionen Hectaren Ackerlandes des britisch-ostindischen Reiches waren 14,2 Millionen Hectaren bewässert. Allein der große Gangescanal, welcher eine Gesammtlänge von 1400 Kilometer erhalten soll, besaß bereits, ohne seine Verzweigungen, eine Ausdehnung von 920 Kilometer und diente zur Bewässerung einer Zone von 50 englischen Meilen oder 88 Kilometer Breite. — Andererseits ist der Ackerbau Indiens auch gefördert worden durch außerordentlich kräftige Entwickelung des Eisenbahnwesens und des Straßenbaues. Zur Anlage solcher Verkehrsanstalten, sofern sie eine Rente von mindestens $4^1/_2$ Procent in Aussicht stellen, dürfen seit 1879 bis 50 Millionen Mark jährlicher Anleiheerträge verwendet werden. Außer den von der britischen Regierung angelegten und verwalteten Eisenbahnen gibt es auch solche, die von den Vasallenstaaten und von den Schutzgebieten erbaut wurden. Im Jahre 1883 gab es in Ostindien 20,400 Kilometer Eisenbahnen im Betriebe; sie hatten insgesammt ein Anlagecapital von 2963 Millionen Mark beansprucht. Von den 185,261 Beamten dieser Bahnen waren nicht weniger als 177,287 oder 85,5 Procent Eingeborene. Der Verkehr auf diesen Bahnen entwickelt sich ungemein rapid. Im Laufe der Jahre 1873 bis 1884 stieg der Waarentransport von 4,696,624 auf 17,089,264 Tonnen à 1000 Kilogramm. — Was will es, im Vergleiche hiermit, bedeuten, wenn russische Zeitungen neuerdings damit renommirten: es seien von der heurigen Baumwollenernte Centralasiens bereits 1000 Tonnen die Transkaspibahn passirt und es dürfe einem Transporte von im Ganzen 15,000 Tonnen entgegengesehen werden! Ist es überhaupt zu verstehen, daß mit der Erbauung dieser Bahn soviel Aufhebens gemacht wird?

*) J. Barthélemy-St. Hilaire: L'Inde Anglaise, son état actuel, son avenir, précédée d'une introduction sur l'Angleterre et la Russie. Paris, Perrin & Cie.

Digitized by Google

Würdigt man auch nach Gebühr die Größe der dabei überwundenen Schwierigkeiten, so bleibt es doch ein beschämendes Armuthszeugniß, daß es Decennien bedurft hat, bevor Rußland in seinen centralasiatischen Besitzungen den Anfang mit Eisenbahnbauten machte; daß 30 Jahre nach Eröffnung der Dampfschifffahrt auf dem Syr-Darja sein Wasserspiegel noch immer gänzlich unbelebt geblieben war u. s. w. Und statt, wie es in Indien geschah, die Bewässerung des Landes zu fördern, hat Rußland es nur verstanden, überkommene Irrigationen zu zerstören, indem es die vieltausendjährig bewährte, selbst von Timur und Dschengis-Khan respectirte Wasserpolizei auflöste! Während in Indien, unter dem Segen geordneter Zustände, der landesübliche Capitalzins $4^1/_2$ Procent beträgt, hat die russische Wirthschaft mit ihrem entsetzlichen Steuersysteme in Centralasien — wie wir a. a. O. gezeigt haben — den Zinsfuß auf 20 Procent wöchentlich oder 1040 Procent jährlich zu erheben verstanden! Es liegt hierin nebenbei ein klares Zeugniß für die Regelmäßigkeit der Rechtsprechung unter russischer Herrschaft: bei der Unsicherheit der Rechtsverhältnisse ist eben der Darleiher genöthigt, sich eine entsprechend hohe Assecuranzprämie zu berechnen.

Wie beredt auch die vorstehenden Ziffern die Tüchtigkeit der britischen Verwaltung in Ostindien illustriren, so beziehen sie sich doch nur auf die materielle, sozusagen äußerliche Kultur. Unendlich bedeutsamer sind die Erfolge, welche England in Indien auf dem Gebiete der geistigen und sittlichen Entwickelung aufzuweisen hat, — zunächst im Unterrichtswesen, welchem bereits die Ostindische Compagnie ihre Fürsorge gewidmet hatte, und welches sich unter der directen Verwaltung der britischen Krone zu einem großartig aufgebauten und wohlgeregelten Systeme entwickelt hat. Den drei großen Unterrichtsgebieten mit ihren „Universitäten" sind nach englischem Muster in großer Zahl separate Hochschulen oder Facultäten (colleges) unterstellt, sowie ausgedehnte Netze von Mittel- und Volksschulen. Alle diese Anstalten sind zum Theil mehr oder weniger vollständig aus localen Mitteln unterhalten, zum Theil vorherrschend vom Staate subventionirt um den Preis staatlicher Mitverwaltung und Beeinflussung. Im Ganzen bestanden im Jahre 1882 in britisch Ostindien 114,109 Schulen mit 2,643,978 Schülern; die Schulen erhielten zum größten Theile Unterstützung seitens der Regierung und standen unter ihrer Aufsicht. In demselben Jahre gab es nicht weniger als 59 Colleges oder Fakultäten der Philosophie, wie man nach deutscher Auffassung sagen würde, mit 5399 Studirenden; ihre Subventionirung verursachte einen Kostenaufwand von 2,705,560 Mark. Daneben bestanden noch 11 „orientalische" Facultäten mit 1806 Studirenden für das Studium der indigenen Sprachen und Literaturen. Alle jene Facultäten ertheilen nach abgelegten Prüfungen successiv die Grade eines Fellow, eines Baccalaureus und eines Magisters. Weniger zahlreich sind diejenigen Colleges, welche Doctore der Rechte oder der Medicin ernennen, und die Facultäten für Ingenieurwissenschaften. — Gleichzeitig gab es an Mittelschulen, etwa den Gymnasien entsprechend, welche zu den Universitätsstudien vorbereiten, 3916 Anstalten mit 214,077 Schülern; allein Bengalen besaß davon nahebei 1900, Madras 764, die Nordwestprovinzen nahebei 600. Das Budget der Mittelschulen belief sich auf 8,054,400 Mark. Die Kosten der Volksschule hatten sich im letzten Decennium verdoppelt und bezifferten sich im Jahre 1882 auf 15,819,880 Mark, aber im Budget von 1887 waren dafür bereits 25,842,000 Mark eingestellt worden. Endlich gab es 1882 nicht weniger als 106 Lehrerseminare mit 3886 Studirenden, von denen 1593 das Diplom erhalten haben, sowie 15 Lehrerinnenseminare mit 515 Lernenden. Bei der enormen Schwierigkeit, welche die orientalische Sitte der weiblichen Erziehung bereitet, sind die Bemühungen, welche die englische Regierung ihr gewidmet hat, besonders anerkennenswerth. Unter den Volksschülern zählten immerhin nicht weniger als 119,647 Mädchen, in den Mittelschulen 2054, in den Seminaren 515, und in den Facultäten oder Colleges 6 Schülerinnen. Im Ganzen gab es 2697 weibliche Schulen mit einem staatlichen Zuschusse von 1,695,840 Mark. Außer den staatlichen Subventionen kommen noch der Volksschule zu Gute 12,128,280 Mark Provinzialsteuern, 5,284,580 Mark Localtaxen, 7,572,000 Mark Schulgelder und 5,415,040 Mark aus Stiftungen.

Es wäre interessant, zu erfahren, welche russische Erfolge, auf dem Gebiete des Unterrichtswesens in Centralasien, den englischen Leistungen in Indien gegenübergestellt werden könnten. Allerdings besitzt Rußland die geheimnißvolle Kunst, zu exportiren, was es selbst daheim nicht besitzt. So hat sich z. B. unter russischer Herrschaft auffallender Weise in Centralasien die Sicherheit der Person und des Eigenthums gemehrt; das ist noch allenfalls verständlich; dazu mußte die Bezwingung der nur von Raub lebenden Turkmenen beitragen. Mehr aber dürfte es auffallen, daß die Russen, welche daheim unter confessionellem Zwange leben und unter despotischer Willkürherrschaft, — daß sie nach Bulgarien parlamentarisches Regime und nach Samarkand relative Glaubensfreiheit importirten. Es wäre jedoch eine noch befremdlichere Anomalie, wenn sie, obwohl daheim der Volksschule noch selbst entbehrend, dennoch in Centralasien Bildungsanstalten in Flor zu bringen vermöchten.

Keinen russischen Anstrengungen aber wird es gelingen, in Centralasien auf zwei anderen Gebieten so reichen Segen zu verbreiten, wie es die englische Verwaltung in Indien gethan hat —: einestheils die Bevölkerungen an den Gebrauch vollster bürgerlicher Freiheit zu gewöhnen, anderntheils ihnen den hohen Grad von Rechtssicherheit zu gewähren, wie er in Indien, Dank der englischen wohlorganisirten und geregelten Justizpflege, sich eingebürgert hat.

Die ostindischen Unterthanen und Schutzbefohlenen der britischen Krone stehen im vollsten Genusse aller bürgerlichen Freiheiten, in so weiter Ausdehnung, als es mit Erfüllung der staatlichen Aufgaben nur irgend vereinbart ist; Glaubens- und Bekenntnißfreiheit, Rede- und Preßfreiheit, Versammlungs- und Coalitionsfreiheit sind Jedermann gewährleistet. Nicht nur alle christlichen, jüdischen, muhamedanischen, brahmanischen, buddhistischen, sowie neuere, vermittelnde, eklektische Glaubensgemeinschaften erfreuen sich vollständigster Gleichberechtigung, sondern auch alle die excentrischen, recht eigentlich heidnischen Religionen sind keinem anderen Zwange unterworfen, als lediglich der Nöthigung, von Menschenopfern und anderen solchen Riten abzulassen, welche als Verbrechen und grobe Vergehen zu gelten haben. Desgleichen erleidet die Preßfreiheit keine andere Einschränkung als durch die der Administration ertheilte Befugniß, erotisch-zügellose Poesien zu unterdrücken, welche zu allen Zeiten die indische Literatur mit Vorliebe hervorgebracht hat, deren öffentliche Verbreitung aber von einem gesitteten Staatswesen nicht geduldet werden kann.

Hand in Hand mit der Gewährung des weitesten Maßes bürgerlicher Freiheit geht eine leicht zugängliche, streng geregelte, entsprechend abgestufte, mit allen nöthigen Garantien umgebene bürgerliche und strafgerichtliche Rechtspflege, deren Unparteilichkeit, wie Barthélemy-St. Hilaire es nachdrücklich betont, allgemeine Anerkennung findet und von der Bevölkerung ihrem hohen Werthe entsprechend geschätzt wird. Auch die regelmäßig und unparteiisch fungirende Polizei, deren Ausübung zum Theil örtlichen Autoritäten obliegt, zum Theil Regierungsbeamten zufällt, ist in den letzten Decennien angemessen organisirt und mit einem Etat von 52,857,840 Mark dotirt worden.

Endlich ist hervorzuheben, daß die britische Krone es verstanden hat, das großartig ausgedehnte, in seinen Theilen so vielgestaltige Staatswesen ihres ostindischen Reiches, zu dessen die örtlichen Traditionen möglichst schonender Verwaltung in ausgedehntem Maße einheimische Kräfte hinzugezogen werden, — daß sie es verstanden hat, dieses Staatswesen auch finanziell in bemerkenswerther Weise zu entwickeln. Selbstverständlich hat es, bei der kräftigen Förderung productiver Anlagen, mit Deficiten zu kämpfen gegeben; aber nach Maßgabe des Fruchtbarwerdens dieser Anlagen hat sich die finanzielle Lage gebessert und ohne drückende Steuern haben sogar Budgetüberschüsse erzielt werden können. Im Finanzjahre 1884/85 gab es bei 1787,3 Millionen Mark Einnahmen und 1792,9 Millionen Mark Ausgaben ein Deficit von 5,6 Millionen Mark, aber schon im Finanzjahre 1886/87 einen Ueberschuß

Digitized by Google

von 3,7 Millionen Mark, obschon die außerordentlichen kriegerischen Rüstungen des Vorjahres, zu welchen die Ereignisse in Afghanistan und Birma genöthigt hatten, zu einem Deficite von 57,8 Millionen Mark, resp. zu einer entsprechenden Vergrößerung der Schuldenrente, geführt hatten. Die öffentliche Schuld des britisch-ostindischen Reiches hat im Jahre 1883 betragen 3185 Millionen Mark, verzinsbar mit $4^1/_2$ Procent. — Ohne in weitere Details einzugehen, wird man schon aus folgenden Ziffern eine Vorstellung von der vielverheißenden Zukunft dieses Finanzwesens erhalten. — Die auf Grund kostspieliger Catasterarbeiten gerecht und gleichmäßig umgelegte Grundsteuer, welche vor 40 Jahren nur 280 Millionen Mark eintrug, figurirt nunmehr, lediglich zufolge der Ausdehnung des Ackerbaues, mit mehr als 440 Millionen unter den Einnahmen, und die übrigen Staatseinkünfte erfreuten sich analoger Zunahme. Das Opium-Monopol hat 1883 eingetragen 184,6 Millionen Mark, die Accise auf verschiedene Genußmittel 72 Millionen Mark; die Salzsteuer, welche damals noch 120 Millionen Mark eintrug, ward im darauf folgenden Jahre ermäßigt, so daß sie seit 1884/85 nur 38,9 Millionen Mark eingebracht hat; die Stempelsteuer hat 1883 eingetragen 65 Millionen Mark; die Importzölle, vormals 30 Millionen Mark einbringend, sind ermäßigt worden und tragen nur noch 8,3 Millionen Mark u. s. w. — und trotz aller dieser Steuerermäßigungen bezifferte sich das Einnahmebudget von 1886/87 auf 1520 Millionen Mark, von denen nach Abzug der Ausgaben, wie gesagt, ein Ueberschuß von 3,7 Millionen Mark verblieb. — Welcher Ausdehnung die Hilfsmittel Ostindiens noch fähig sind, ergibt sich beispielsweise aus der Thatsache, daß seine Baumwollenausfuhr zu gewöhnlichen Zeiten den Werth von etwa 320 Millionen Mark erreicht, während sie zur Zeit des amerikanischen Secessionskrieges bis zu 700 Millionen Mark gesteigert werden konnte. Der auswärtige Handel des britisch-ostindischen Reiches hat sich in den letzten vierzig Jahren versechsfacht, wobei die Handelsbilanz stets, in letzter Zeit zum Mindesten im Betrage von 320 Millionen Mark, zu Gunsten Indiens sich gestaltet, oft mit viel größeren Beträgen. Dementsprechend überwiegt die Einfuhr von Edelmetallen sehr beträchtlich ihre Ausfuhr, z. B. im Jahre 1884/85 um 238,4 Millionen Mark. —

Die in der Weltgeschichte wohl beispiellos dastehende Thatsache, daß eine Bevölkerung von 300 Millionen Menschen von einer Fremdherrschaft regiert wird so gut wie ohne jede Anwendung materieller oder militärischer Gewalt — denn die 60,000 Mann europäischer Truppen, über welche hochgerechnet die ostindische Regierung verfügt, kämen durchaus garnicht in Betracht, wenn nicht die 5000 Mal zahlreichere Bevölkerung sich gutwillig der britischen Krone unterordnen wollte, in richtiger Erkenntniß der von ihrer Herrschaft gebrachten Segnungen — diese Thatsache würde geradezu unerklärlich und räthselhaft bleiben, wenn sich der Schlüssel zu ihrem Verständnisse nicht in der anderen, wohl ebenso beispiellos dastehenden Thatsache fände, daß eben, auf jeden directen Gewinn verzichtend, die britische Krone sich der Aufgabe gewidmet hat, die zahllosen Völkerschaften ihres ostindischen Reiches zum Genusse derselben politischen, socialen und ethischen Güter zu befähigen, resp. zu erziehen, wie daheim im Mutterlande ihre älteren Unterthanen sie besitzen und genießen.

Literatur und Kunst.

Wilhelm Jordan's Edda.

Besprochen von Oskar Bulle.

Als jüngstens Wilhelm Jordan unter der Theilnahme des ganzen deutschen Volkes seinen siebzigsten Geburtstag feierte, ging die folgende hämische Anecdote über ihn durch manche Berliner Tagesblätter: er soll einmal, aus seinem Hause heraustretend, einen Architekten mit seinen Arbeitern beschäftigt gefunden haben, die durch die Straße hinlaufende Wasserleitung abzureißen. Verwundert habe er nach dem Zwecke dieser Arbeit gefragt. „Ja, es soll eine neue Wasserleitung gelegt werden," wäre die Antwort gewesen. „Aber warum denn das?" habe der Dichter gezürnt, „die alte war ja noch trefflich im Stande und that ihre Dienste zur Genüge." Darauf habe der Architekt, satirisch lächelnd, entgegnet: „Nun, die alten Nibelungen waren ja auch noch ganz gut." Der Dichter sei beschämt seines Weges gegangen.

Wenn jemals eine Anecdote schlecht erfunden worden ist, so ist es diese, und daß sie gerade für des Dichters Ehrentag wieder aufgewärmt wurde, zeugt von einer gewissen literarischen Heuchelei. Denn das Behagen, mit dem man sie in witzelnder Weise unmittelbar hinter den panegyrischen Artikeln über Jordan's Lebenslauf und dichterische Wirksamkeit anbrachte, wie einen fratzenhaften Schnörkel an einer idealisirenden, schönen Zeichnung, deutet nur darauf hin, daß Alles, was vorher über des selbständigen Mannes große Bedeutung gesagt war, nicht aus einem vollen und wirklich ergriffenen Herzen geflossen sein konnte. Die Bewunderung Jordan's, wie sie sich in den meisten dieser Artikel aussprach, schien mir überhaupt von einer sehr conventionellen Art zu sein. Man vermag es nicht, den großen Zug in den Dichtungen und in der ganzen Lebensauffassung dieses Mannes abzuleugnen oder zu verkleinern, aber man empfindet es als zu mühsam, gleichsam als unbehaglich, sich wirklich mit den gewaltigen epischen Grundgedanken, die überall aus seinen Werken herausleuchten, ernsthaft zu beschäftigen, sich in sie mit ganzer Seele zu versenken. Dieser Dichter verlangt etwas mehr von seinen Lesern und Zuhörern, als es gemeiniglich die Schöpfer unserer modernen Literatur-Erzeugnisse thun: er spornt nicht nur ihre Phantasie zu einem gewaltigen Kraftaufschwunge an, der bei der Verweichlichung und Entkräftung, in welchen dieselbe schon seit den rosigen Tagen der Romantik gehalten wird, der modernen Seele so hart ankommt, sondern stellt auch an die gedankliche Arbeit seines Publikums durchaus ernste Anforderungen. Denn er geht in seinen epischen Schöpfungen von dem großen und schönen Gedanken aus, daß er nicht als ein dichterisches Individuum zu der Mitwelt spricht und ihr nur die kleinen Leiden und innerlichen Bewegungen eines solchen mitzutheilen hat, sondern daß er der Erfüller und Vollender einer durch Jahrtausende währenden epischen Entwickelung ist, welche die schönsten und reinsten Blüthen des germanischen Geistes gezeitigt hat. Er faßt seine dichterische Wirksamkeit als ein Schlußglied der großen Kette auf, welche die indischen, die iranischen, die griechischen und germanischen Götter- und Heldenmythen zu einem weltgeschichtlichen Ganzen zusammenfesselt, und stellt, indem er auf die Wurzeln und Keime des epischen Stoffes zurückgreift, der uns bis dahin nur in vielfache falsche Blüthen ausgewuchert, den eingeborenen Maßen und Formen „entgeilt", vorlag, einen Zusammenhang her, welcher eine auch dichterische Betrachtung sub specie aeternitatis ermöglicht.

Deshalb soll man die „Nibelungen" Jordan's mit der im Mittelalter entstandenen Fassung des Nibelungenliedes überhaupt nicht zusammenstellen, auch nicht zum Zwecke einer oberflächlich-witzelnden Antithese, wie sie in der oben erwähnten Anecdote vorliegt. Es müßte ja an und für sich für Jeden, welcher der „Nibelungen Noth" im Urtexte zu lesen vermag, auch die Entstehung dieses Gedichtes klar sein, so klar, um eine Sehnsucht nach der eigentlichen epischen Grundlage des Stoffes, die im mittelalterlichen Gedankenkreise so viele Ueberdeckungen und Entstellungen fand, in ihm wachzurufen; und wenn ein von dieser Sehnsucht ergriffener Leser nicht durch eigene Forschungen und Studien sich jene Grundlage in ihrer schönen Reinheit aus dem Quellenmaterial der nordischen Götter- und Heldensagen herauszuschälen und zusammenzustellen vermag, warum sollte er dann nicht zu Jordan's „Nibelungen" greifen, in denen ein geistesgewaltiger und kundiger Mann diesen Grundstoff in kraftvoller poetischer Darstellung verwerthet hat? So würden in der That Jordan's „Nibelungen" sich als ein für das literarische Bedürfniß höchst nothwendiger Schluß-

Digitized by Google

stein in dem gewaltigen Bau des germanischen Epos erweisen, wenn nur überhaupt unsere Zeit dieses literarische Bedürfniß empfände. Aber kann man wirklich sagen, daß das mittelhochdeutsche Gedicht von den Nibelungen Gemeingut unseres gebildeten Publikums ist? Haben die kurzen und bloß cursorischen Einführungen in dasselbe, welche der deutsche Gymnasiast in der Prima erlebt, so nachhaltige Wirkung, daß etwa der gereifte Mann das Gedicht in einer Mußestunde zur Erholung wieder zur Hand nimmt? Ich glaube, noch mehr als das Nibelungenlied wird ab und zu Homer in solcher, wirklich genießender Weise wieder gelesen, obgleich auch das selten der Fall sein soll. Jordan's Lebenswerk findet demnach überhaupt wenig in genügender Weise vorbereiteten Boden in unserem Volke, die innere Nothwendigkeit, welche seine „Nibelungen" gebar, wird nur von engen Kreisen begriffen, und nur von diesen wird das Werk selbst gewürdigt. Ja sogar nur unter der führenden Begleitschaft der zur Modesache gewordenen Wagner'schen Musik begannen überhaupt die Ahnungen von der Größe und wuchtigen Bedeutung der germanischen Mythendichtung wieder in der Brust der Masse des deutschen Volkes aufzudämmern und mehr als alle rhapsodischen Vorträge des Vollenders des reinen, heimischen Epos wirkten die verballhornisirten und verzwickten Texte, die der Bayreuther Meister in den unmöglichsten Stabreimen zu seiner Musik schrieb, für das Erwachen einer neuen Götterdämmerung im Busen des modernen Menschen.

Und doch bleibt das Lebenswerk Jordan's vielleicht das bedeutendste dichterische Erzeugniß der neuesten Zeit. Mag es auch noch wenig Boden in der Masse des Volkes gefunden haben, mag es auch in seiner abschließenden Nothwendigkeit nicht gewürdigt werden, mag es auch als das reine poetische Werk durch das mit Nebenwirkungen verquickte werthlosere Wagner'sche Phantasiestück in seinem Einfluß auf die Gesammtheit benachtheiligt worden sein, die Grundlagen seiner Entstehung und der große Zusammenhang, in welchen es sein Dichter mit prophetischem Sinne einfügte, stempeln es trotzdem zu einem dichterischen Gebilde höherer und unvergänglicher Art. Und auch die Ausführung, welche der Dichter der vorgefundenen und von ihm episch weitergebildeten und abgerundeten Sage gab, wird einer schließlichen allgemeinen Anerkennung des Werkes durch das deutsche Volk nicht im Wege stehen. Denn Wilhelm Jordan fand auf seinen rhapsodischen Streifzügen durch deutsche Städte beider Hemisphären genug Anlaß, auch die äußere Form seiner Dichtung auf ihre Wirksamkeit und Verständlichkeit hin zu prüfen, und wenn er selbst gesteht, daß er fast keine Verszeile der ursprünglichen Gestalt in ihrer Fassung belassen habe, da er durch den Eindruck auf die Hörer erst das richtige Gefühl für den wahren wirksamen epischen Ausdruck, auch in den Einzelheiten, gewonnen habe, so ist das ein Zeugniß dafür, daß in der nunmehrigen Fassung wohl das Werk seine Eindrucksfähigkeit schon genügend erwiesen hat.

Im Grunde ist aber auch die Dichtung der „Nibelungen" nur ein Theil des epischen Lebenswerkes Wilhelm Jordan's. Schon durch seine rhapsodischen Vorträge that der Dichter dar, daß er, um das große Gebilde des germanischen Epos dem deutschen Volke wieder deutlich vor die Augen zu stellen und die im Grunde der deutschen Volksseele schlummernde Ahnung von diesem versunkenen Schatze wieder zu wecken, nicht die Ausgabe dieser Dichtung allein für genügend halte. In allen jenen Vorträgen wies er schon didaktisch auf den Zusammenhang des von ihm vollendeten Werkes mit dem germanischen Grundepos hin, und seine ebenfalls in Buchform veröffentlichten Studien über die Kunst des Epikers und des Rhapsoden ergänzen theoretisch jene praktische Ausgestaltung des vaterländischen Heldengedichts. Auch seine Arbeiten über Homer, seine Uebersetzungen der „Ilias" und der „Odyssee" und die allgemeinen Abhandlungen über „das Kunstgesetz Homer's und die Rhapsodik", über den „epischen Vers und den Stabreim", sowie endlich die einen Niederschlag seiner dichterischen Grundanschauungen enthaltenden „Epischen Briefe" müssen im Zusammenhange aufgefaßt und genossen werden, will man verstehen, was Jordan eigentlich erstrebt. Und wenn er jetzt diesen einzelnen Bausteinen, die er zu seinem Lebenswerke zusammengetragen und zugehauen hat, noch die Verdeutschung der älteren „Edda"*) hinzufügt, so darf diese literarische That nicht als eine zufällige Einzelleistung des Dichters und Philologen betrachtet werden, sondern muß uns als die nothwendige Ergänzung aller seiner bisherigen epischen Thaten und im engsten Anschlusse an dieselben vor den Augen stehen. Es würde ja über eine solche neue Uebersetzung der nunmehr schon fünf- oder sechsmal in's Deutsche übertragenen altnordischen Liedersammlung zunächst nur die philologische Kritik zu befinden haben, wenn nicht eben der Epiker Wilhelm Jordan diesmal der Verdeutscher wäre. Daß die beste der bisher vorliegenden Uebersetzungen, die von Simrock, einer auffrischenden und manche neuere Forschungen berücksichtigenden Ueberarbeitung bedurfte, war längst anerkannt, nicht ebenso aber befanden sich die germanistischen Gelehrten im Einverständniß darüber, ob die von Simrock gewählte metrische Form der Uebertragung überhaupt beizubehalten sei. Die treffliche, prosaische, aber poetisch durchhauchte Wiedergabe einiger der Lieder der Edda, wie sie von den Gebrüdern Grimm schon vor nunmehr 70 Jahren geleistet wurde, mußte eigentlich dazu verlocken, auch für eine Musterübersetzung des Ganzen die Prosa zu wählen. Da kommt nun Wilhelm Jordan mit seiner Verdeutschung, die er ebenso, wie seine „Nibelungen" in dem „epischen Vers der Germanen", in der Stabreimzeile, ausgeführt hat und entscheidet diese Zweifel auf's Bündigste. Denn es ist nicht zu verkennen, daß eine solche Wiedergabe, die zugleich nach dem Princip der ächten Uebersetzungen den wörtlichen Abklatsch in gleicher Form und Vers vermeidet und von dem Ganzen nicht eine slavische Copie, sondern einen nachbildenden Guß herstellt, dem Sinn und Inhalte des Originals am meisten entspricht. Eine nach den Gesetzen unserer heute gültigen Metrik vorgenommene Uebertragung hat nämlich von vorneherein den ungünstigen Umstand gegen sich, daß die Maßverhältnisse der knappen altnordischen und der silbenreicheren gegenwärtigen deutschen Sprache durchaus verschieden sind. Jordan schätzt das Verhältniß auf 1:3. Dazu kommt, daß der altnordische Stabreim vielfach den Gedanken abhängig von der Form macht, insofern, als bei der meistens dreifachen Kettung des Stabreims von den alliterirenden Drillingen immer nur je einer von dem Gedanken gänzlich durchdrungen wird; dieser Stab ist gleichsam der rufende, welcher zwei andere von dem Gedanken nicht so beherrschte und oft nur um ihrer äußeren Form willen gewählte Stäbe anruft. Hierdurch kommt oft eine mit der ganzen Richtungslinie des Hauptgedankens nicht übereinstimmende Abschwächung des Sinnes in die Zeile, welche der Uebersetzer klar erkennen muß, um sie, da ihn die Form nicht so, wie den altnordischen Dichter zu dieser Abschwächung zwingt, zu vermeiden. In diese Lage wird er am öftesten bei den dunklen Götterliedern der Edda kommen, in die nach Jordan's Meinung, wenn nicht schon von den Dichtern, so doch von den Nacherzählern und Abschreibern, die diesem reizvollen Zwang der Form gänzlich erlagen, ungeheuer viel hineingeheimnißt worden ist. Alle diese Schwierigkeiten hat Jordan durch seine, nicht dem Wortlaut aber dem Sinne nach treue Wiedergabe in dem mit Stabreim versehenen epische Verse, der für diesen Stoff eine größere Schmiegsamkeit besitzt, als man von vorneherein vermuthet, wenn nicht zu lösen, so doch abzuschwächen versucht, und es gewinnt hierdurch seine Uebertragung etwas Leichtflüssiges, Verständnißvolles, Klares, Eigenschaften, die von allen mir bekannten Eddaübertragungen nur die Grimm'sche prosaische bisher an sich trug.

Zum vollen Verständniß der Edda und besonders zur vollen Einsicht in die Stellung, welche ihre Lieder in dem Zusammenhange der germanischen epischen Dichtung einnehmen, hat ja Jordan durch seine ausführliche Einleitung sowie durch die Anmerkungen, welche er den einzelnen Liedern beifügt, auch in dem neuen Buche viel beigetragen, durch dasselbe an sich

*) Die Edda. Deutsch von Wilhelm Jordan. Frankfurt a. M. Jordan's Selbstverlag.

Digitized by Google

allein aber noch nicht verholfen. Man muß, um jenen großen Zusammenhang der gesammten germanischen Epik verstehen zu lernen, noch Jordan's „Epische Briefe" lesen, auf die er in der Edda-Ausgabe auch immer wieder verweist. Denn es ist zunächst schwierig, den Uebergang der Götter-Mythen in die Heldenlieder zu verstehen, während doch nur aus diesem Verständnisse die Einsicht in die Grundbedeutung und in den schönen, tiefen Sinn der Heldensagen und besonders der einen, großen Heldensage von Siegfried und den Nibelungen entspringt. Ohne den Hinblick auf die Vermenschlichung, welche der im Göttermythus symbolisirte Naturvorgang schließlich in der Heldensage erlitt, steht die letztere vielfach unverständlich da, und ohne die Kunde von dem innigen Zusammenhang, welchen der germanische Göttermythus mit dem indischen, iranischen und griechischen hat, finden wir wiederum oft nicht den Sinn in dem Tiefsinn des ersteren. Es ist also eine fortlaufende Kette, welche an die letzten, uns noch etwa im Volksmärchen gegenwärtigen Spuren der altdeutschen Heldensage anknüpfend zu dieser selbst sich fortschlingt, von ihr die Verbindung knüpft mit den großartigen und phantasievollen religiösen Vorstellungen unserer Ahnen und diese Vorstellungen wieder auf die ersten, unserem arischen Stammvolke eigenthümlichen, gemüths- und gedankenreichen Symbolisirungen der Naturvorgänge zurückführt. Ein überwältigender geschichtlicher Zusammenhang, wie ihn die Entwickelung der semitischen Völker nie in dieser Großartigkeit und in diesem Geistesreichthum aufweist, offenbart sich auf diese Weise dem Gemüthe und läßt es zugleich in der neuzeitlichen Dichtung, insofern sie nur ihren Ursprung aus jenem überreichen, durch das Zusammenarbeiten eines ganzen, gemüthreichen Volkes und mehrerer Völker geschaffenen Stoffe darthut, die ethischen wie religiösen und gedanklichen Elemente erkennen, die die Grundbestandtheile der ewig schaffenden und gährenden Volksseele bilden.

Inwieweit gerade in den Liedern der Edda der gemeinschaftliche Grundgedanke des Göttermythus und der Heldensage vorliegt und zur Ausbildung gelangt ist, das läßt sich nur erkennen, wenn man an der Hand der, den anderen arischen Völkern, wie den Indern und Persern, eigenthümlichen ersten mythischen Vorstellungen den Sinn mancher Symbolisirungen zu verstehen gelernt hat. Jordan, der in seinen „Epischen Briefen" meint, daß es überhaupt nur wenige „epische Völker" gebe und daß z. B. den Italienern, Spaniern, Franzosen, wie bisher, das wahre Epos immerdar versagt bleiben werde, weist die verschiedenen Umformungen dieser Vorstellungen bei den Indern zu zwei Epen, bei den Persern zu einer die religiösen Grundlagen besonders scharf ausprägenden Liederchronik (des Firdusi), bei den Griechen zu den alle ursprünglichen Vorlagen schon kunstgemäß verschmelzenden Gesängen des Homer und bei den Germanen endlich zu dem „Epos auf der Liederstufe" in geistreicher Ausführung nach. Die einzelnen Lieder der Edda gehören also insgesammt, das lernen wir aus diesem Nachweis, zu dem einen großen Epos des germanischen Stammes und ihre besonderen Ausprägungen entweder zu Göttermythen oder zu Heldenliedern sind nur zeitlich abgeschattete Darstellungen desselben Grundgedankens. Und zwar ist dieser Grundgedanke der Kampf der Lichtmächte mit den finsteren Mächten, der in allen Epen der arischen Völker das Leitmotiv bildet. In der Wala Weissagung, der Völu-Spa, dem dunkelsten aber auch großartigsten Liede der älteren Edda, ist dieser Kampf, in mythologische Räthsel eingehüllt, immer wieder die Grundmelodie und der dort schon wie ein schwermüthiger Oberton durchklingende Hinweis auf den Endstreit in diesem Kampfe, auf die Vernichtung der Asen und mit ihnen der bestehenden Ordnung durch die von Loki angeführten verderblichen Mächte kehrt ebenso geheimnißvoll in den nächstfolgenden Liedern wieder, in Vafthrudnismal, wo die leisen Worte, die Odin dem todten Baldur in's Ohr spricht, diese letzte Entscheidung andeuten und in Grimnismal, in dem die ganze Schwermüthigkeit dieses das Weltende ahnenden Göttermythus sich in Odin's Worten ausdrückt. Kräftiger, frischer, man möchte sagen kampfesfroher und dadurch das germanische Wesen besonders deutlich ausdrückend, kommt dann das Kampfesmotiv zum Vortrage in den Liedern, welche nicht mehr den schwermüthig sinnenden Odin, sondern den seinen Hammer gebrauchenden Thörr zum Helden haben, den stets auf der Fahrt nach dem Ostland, dem Land der Stürme und des Winters, sich befindlichen Blitzesgott, der mit seiner Waffe die Riesen zerschmettert, die Lüfte reinigt und für Frigga, den hellen klaren Himmel, durch wilde Gewitterkämpfe die Pfade ebnet. Und wie diese Thörrs-Lieder von den mythologischen allgemeinen Vorstellungen, welche Odin's Weisheit uns enthüllte, schon zu der Symbolisirung des Kampfes der Elemente in der Natur hingeführt haben, so leitet nun das schöne Lied von „Skirners Fahrt" hinüber zur Ausprägung dieses Kampfes in den Geschicken menschenähnlicher und schließlich menschenartiger Helden. Skirner, der „Laufdiener" Freyr's, des Sonnengottes, eilt hinüber zu Gymin's Hof, wo die Riesen, Winterkälte und Schneestürme, Gerda, die fruchtbringende Erde, gefesselt halten. Mit dem Schwerte des Gottes, dem Sonnenstrahle, und auf seinem Rosse, der Frühlingswolke, durchbricht er die Umwallung und befreit die trotzig sich wehrende Maid aus dem Winterbanne, um sie zur Vermählung mit dem Sonnengotte in dem Walde, der „Baumgrün" heißt, zu führen. Hier sind wir schon theilweise in der Heldensage, denn die Gestalten dieses Götterliedes sind menschlich individualisirt, während die Götter der vorhergehenden Lieder unveränderlich und leidenschaftslos in ihren durch der Nornen Fügung festgesetzten Charakteren beharren, und nach der anderen Seite ist in diesem Liede bereits der ganze Stoff der Heldenlieder, wie er in der ganzen folgenden Hälfte der Edda vorgetragen wird, angedeutet. Diese Heldenlieder handeln alle, mit Ausnahme des Wielant-Liedes, von dem um Siegfried, der Sonnengestalt, sich schaarenden Gestaltenkreis, dessen, allerdings sehr verwischte Spuren sich in dem mittelalterlichen Nibelungenliede zum letzten Male, abgesehen vom Volksmärchen, dichterisch ausgeprägt zeigen.

So zeigt uns gerade die Edda-Sammlung besonders schön den Uebergang der allgemeinsten, indogermanischen mythologischen Vorstellungen vom Kampfe des Lichtes mit der Finsterniß in die schon mehr zur Symbolisirung der elementaren Ereignisse, aber im Sinne desselben Kampfes, umgeschmolzenen Götter-Mythen und weiter die Umprägungen dieser Mythen mit ihrem ganzen tiefen Grundgehalte in die Heldengestalten, welche die Phantasie unseres Volkes so überreich und schön ausschmückte. Es ist ein epischer Werdegang von tiefster und großartigster Bedeutung, und wenn ein Dichter, wie Wilhelm Jordan es that, die Kraft seines Lebens und seines Wesens daran setzt, diese Entwickelung seinem Volke auf's Neue zu verdeutlichen, die Spuren, welche von jener dichterischen Arbeit des Volkes noch in der Volksseele vorhanden sein mögen, wieder aufzusuchen und die etwa dort noch schlummernden Keime von dieser erhabenen epischen Anschauung wieder zu wecken, so muß dieses Unternehmen in der That als das bedeutendste in unserem an anderen großen literarischen Thaten so armen Zeitalter bezeichnet werden. Jordan hat in seinen „Nibelungen" gezeigt, welchen Verlauf etwa die Weiterbildung der schönen und gedankenreichen deutschen Heldensage genommen hätte, wenn nicht das Christenthum mit seinem Haß gegen alles Volksthümliche und besonders mit seinen semitischen, der Ausbildung germanischen Heldenthums so feindlichen Anschauungen diese natürliche Entwickelung gehemmt hätte.

Jetzt weist er uns nun in seiner so wohl gelungenen und äußerst lesbaren Edda-Ausgabe auf die Vorentwickelung dieser Heldensage hin. Er schließt den Kreis, dessen eine Hälfte seine Nibelungenausgabe bildet. Es wäre wirklich zu wünschen, daß nun wirklich die deutsche Heldensage mit ihrem reichen und schönen Kerne auch Gemeingut des Volkes würde. Die Bedingungen, daß sie es werden könne und daß unsere Bildung nicht ausschließlich mehr auf der classischen Mythologie fuße, sind schon längst vorhanden, denn die germanistische Philologie hat bereits, Dank ihren Gründern den Gebrüdern Grimm, genügend genug vorgearbeitet. Jetzt kommt es darauf an, daß die Resultate dieser Vorarbeiten auch für das Verständniß des Volkes verarbeitet werden und daß sich vor

Digitized by Google

Allem auch die Dichtung des deutschen Volkes wieder mehr des Stoffes bemächtige, der ihr eigenthümlich ist. Wilhelm Jordan hat hierin als leuchtender Vorkämpfer sein Lebenswerk geleistet, wie Siegfried hat er der schlafenden deutschen Heldensage mit dem Balmung der Poesie zuerst die Brünne gelöst.

Neue Schriften zur Schulreform.

Von Eduard von Hartmann.

Der Vortrag des Professor Preyer über „Naturforschung und Schule" auf der Wiesbadener Naturforscherversammlung hat durch die Entschiedenheit seiner Angriffe gegen das humanistische Gymnasium in weiteren Kreisen Aufsehen erregt. Gegen ihn hauptsächlich richtet sich die von Heidelberg aus angeregte „Erklärung" zu Gunsten des Gymnasiums und einer schrittweisen besonnenen Reform desselben, gegen ihn auch ein Vortrag über dasselbe Thema, den Professor Vaihinger auf der letzten Naturforscherversammlung zu Köln am 22. September 1888 gehalten hat, und der jetzt im Druck vorliegt.*) Vaihinger stellt sich auf den Standpunkt der Entwickelungslehre, in der berechtigten Erwartung, dadurch zu den Naturforschern um so verständlicher und überzeugender zu sprechen. Speciell ist es das biogenetische Gesetz, daß das Einzelwesen in seiner Individualentwickelung die Stammesentwickelung seiner directen Vorfahrenreihe zu wiederholen habe, von welchem aus er seine Beweisführung antritt. Dieses Gesetz ist ohne Zweifel auch für die Culturgeschichte und Pädagogik zutreffend, und Vaihinger bringt in den Anmerkungen überreiche literarische Nachweise bei, daß diese Erkenntniß keineswegs neu ist, sondern bereits eine weite Verbreitung besitzt. Dieses Gesetz ist aber gerade von Preyer gänzlich übersehen worden; sonst hätte er nicht zu so einseitigen und extremen Ergebnissen gelangen können. Vaihinger ist weit davon entfernt, diesem Princip eine allein maßgebende Bedeutung für die Pädagogik beizulegen, und erkennt an, daß es durch andere Principien und Gesetze durchkreuzt und modificirt wird (S. VII). Aber er fordert seine Berücksichtigung und verlangt mit Recht, daß keine der großen Hauptepochen unserer Culturgeschichte in der Erziehung unvertreten bleibe.

Gegen seine nähere Fassung des Gesetzes möchte ich drei Punkte hervorheben, in denen ich größere Genauigkeit gewünscht hätte. Zunächst muß die Erziehungsgeschichte des einzelnen Menschen nicht sowohl der culturhistorischen Entwickelung der ganzen Menschheit parallel gehen (S. 5) als vielmehr derjenigen seiner directen leiblichen und geistigen Ahnen; wir Deutsche haben weder das Chinesenthum noch die Cultur der Inkas individuell zu wiederholen, sondern nur diejenigen culturhistorischen Stufen, durch welche unsere directen Vorfahren dereinst hindurchgegangen sind. Sodann muß jede ontogenetische Recapitulation der Stammesgeschichte nothwendig eine sehr stark abgekürzte Wiederholung sein, welche nur die wesentlichen Etappen in sich reproducirt, die unwesentlichen Durchgangsstufen aber überspringt; mit der Erwägung, welche Zwischenstufen des Entwickelungsganges wesentlich und welche unwesentlich seien, sind wir aber an einem Punkte angelangt, wo das biogenetische Grundgesetz uns im Stiche läßt und anderweitige Gründe entscheiden müssen. Endlich scheint mir die Formulirung der drei Hauptstufen als griechisch-römische Cultur, Christenthum und neuere Naturwissenschaft und Literatur anfechtbar, und ich würde dafür lieber setzen: antike Classicität, Mittelalter und Reformationszeit und moderne Weltanschauung. Denn das Christenthum ist nur eine, wenn auch die innerlich wichtigste Seite des Mittelalters und der Reformationszeit, und die neuere Naturwissenschaft ist nur eine, und zwar nur eine der äußerlich hervorstechendsten Seiten der modernen Weltanschauung. Ob aber die römische Cultur, durch welche uns die antike Classicität thatsächlich vermittelt worden ist, eine wesentliche oder unwesentliche Durchgangsstufe der Entwickelung für uns war, ob sie bei der Abkürzung beibehalten oder ausgeschieden werden muß, ob sie zu der Stufe der antiken Classicität gehört und einen positiven Beitrag zu derselben geleistet hat, das ist eben die brennende Frage, um welche der Streit zwischen Hellenisten und Latinisten sich dreht, und diese Frage kann nicht mehr durch Berufung auf das biogenetische Grundgesetz entschieden werden.

Im Uebrigen ist Vaihinger für Beseitigung des lateinischen Aufsatzes, der in den württembergischen Gymnasien schon seit Jahrzehnten verschwunden ist, für Einbeziehung der analytischen Geometrie in das mathematische Pensum des Gymnasiums und für eine vorerst facultative Einführung des Englischen, welcher später die obligatorische nachfolgen soll. Daß es ein principieller pädagogischer Fehler ist, mehr als eine alte und eine neuere Fremdsprache in den obligatorischen Lehrplan aufzunehmen, beachtet Vaihinger ebenso wenig, als daß der facultative Unterricht im Englischen nur eine Concession an das praktische Bedürfniß, aber keineswegs ein Steigerungsmittel der allgemeinen Bildung bedeuten würde. So lange die Einsicht von der Unstatthaftigkeit zweier alten Sprachen sich nicht Bahn bricht, wird die Gymnasialreform sich mit Palliativmittelchen begnügen, die keinen Gegner entwaffnen; nur wenn die Wahl zwischen Griechisch und Lateinisch sich als unerläßlich aufdrängt und zu Gunsten des Griechischen entschieden wird, nur dann kann auf die Dauer der Bestand des humanistischen Gymnasiums gegen den stets wachsenden Ansturm seiner Gegner gerettet werden. Deshalb ist es geradezu eine Lebensfrage für das Gymnasium, die Einsicht in die Nothwendigkeit einer allmählichen Beschränkung und endlichen völligen Beseitigung des Lateinischen in immer weitere Kreise zu verbreiten.

Ein neuer energischer Bundesgenosse ist dieser, seit achtzehn Jahren von mir vertretenen Ueberzeugung soeben in Professor Konrad Maurer erwachsen,*) welcher mit dem schweren Rüstzeug schulmännischer Erfahrung und philologischer Gelehrsamkeit den Kampf gegen das Lateinische auf der ganzen Linie aufnimmt und durch eben so scharfsinnige wie tief eindringende Untersuchungen die sämmtlichen Vorurtheile widerlegt, welche unter den Philologen zur Zeit noch zu Gunsten des Lehrwerthes und formalen Bildungswerthes der lateinischen Sprache bestehen. Es ist unmöglich, den Beweisführungen des Verfassers in einer nicht philologischen Fachinteressen gewidmeten Zeitschrift in's Einzelne nachzugehen. Nur so viel sei hier gesagt, daß in Zukunft keiner mehr sich zum Vertheidiger des Lateinischen aufwerfen darf, der nicht die Argumente Maurer's vorher geprüft und entkräftet hat. Maurer beweist, daß das Französische dem Lateinischen nach der einen Seite ebenso überlegen ist, wie das Griechische nach der andern, und daß die nebeneinander herlaufende Pflege des Französischen und Griechischen diejenige des Lateinischen in sprachlicher Hinsicht vollkommen überflüssig macht, weil sie bereits etwas Vollkommeneres als Ersatz bietet.

Höchst wichtig sind Maurer's Ausführungen in Bezug auf den Inhalt der Schriftsteller und ihre Angemessenheit als Jugendlectüre. Er hat Recht, daß Cäsar den Tertianern seinem Inhalt nach unverständlich bleibt, während Ovid für dieselben geradezu unpassend und Cornelius Nepos seit längerer Zeit glücklich beseitigt ist. Er hat ebenso Recht, daß Homer und Herodot Erzähler für Knaben sind, welche ganz wohl schon in Quarta und Tertia gelesen werden könnten, wenn der griechische Unterricht schon in Sexta begonnen hätte. Da jedoch die inhaltliche Ueberlegenheit der griechischen Classiker über ihre römischen Nachahmer nachgerade ziemlich anerkannt ist, so be-

*) Naturforschung und Schule. Ein Vortrag von Dr. H. Vaihinger, Prof. d. Phil. an der Univ. Halle. Köln, Albert Ahn.

*) Die Lateinfrage, oder in welcher Richtung muß die Reform des Gymnasiums sich bewegen? Von Professor Konrad Maurer. Beilage zum Programm der St. Gallischen Cantonschule für das Schuljahr 1888 bis 1889. St. Gallen, Kälin.

Digitized by Google

schränkt Maurer sich in diesem Punkte auf eine kurze, aber nachdrückliche Zusammenfassung, während das Eigenartige und Neue seiner Schrift, das in dem Nachweis der Inferiorität des sprachlichen Werths und der formalen Bildungskraft des Lateinischen liegt, eine desto ausführlichere Behandlung zeigt. Wenn man die Maurer'sche Schrift aufmerksam durchgelesen hat, so kann man nur noch ausrufen: Wer wird uns endlich vom Lateinischen erlösen!?

Ich bin weit entfernt, plötzliche radicale Umwälzungen für heilsam und möglich zu halten, ich bin im Gegentheil ein Anhänger schrittweiser und allmählicher Reformen und habe meine Wünsche in Bezug auf diesen Gegenstand immer auf die nächsten dringlichsten Schritte beschränkt. Aber man darf nicht verkennen, daß auch die nächsten, und in noch höherem Maße die daran anknüpfenden weiteren Reformschritte nur dann zweckmäßig und vernünftig ausfallen können, wenn man sich des letzten idealen Zieles der Umgestaltung klar bewußt ist. So lange als dieses letzte Ziel nicht die Beseitigung des Lateinischen in's Auge gefaßt ist, so lange ist all' unser Reformiren ein planlos tastendes Tappen im Dunkeln. Die heillose Verwirrung, welche gegenwärtig in den von allen Seiten sich kreuzenden Reformvorschlägen herrscht, kommt meines Erachtens lediglich daher, daß dieses Ziel von den Meisten noch nicht klar erkannt ist; sobald dies geschieht, müssen und werden die scheinbar entgegengesetztesten Reformtendenzen sich in dem Kampf gegen den unseligen lateinischen Zopf zusammenfinden, und die Anhänger der echten Classicität werden sich mit den Anhängern der modernen Weltanschauung versöhnt die Hände reichen, weil mit der Beseitigung des Lateinischen auf einmal für die Bestrebungen beider vollauf Licht und Luft gewonnen sein wird. Für das Lateinische spricht nichts mehr als der alte Schlendrian, die Macht der Trägheit, welche sich jeder Aenderung und jedem Fortschritt hartnäckig widersetzt, aber kein ideales Culturmoment und nicht einmal mehr ein praktisches Bedürfniß, auf das sich übrigens, auch wenn es bestände, die Humanisten nur im Widerspruch mit ihrem Princip berufen könnten.

Freiligrath und seine Jugendliebe.

Von Gustav Karpeles.

Ein Leben ohne Liebe ist wie ein Sommer ohne warme Tage, wie ein Mai ohne Blüthen. Zumal aber ein Dichterleben. Wir haben uns schon so sehr daran gewöhnt, die Liebe in jedem Dichterleben aufzusuchen, daß uns dieselbe fast wie ein integrirender Bestandtheil eines solchen erscheint. Liebe und Poesie gehören ja auch in der That zusammen. Und es ist zur Genüge bekannt, welche wichtige Rolle in der gesammten Weltpoesie gerade die unglückliche Liebe spielt, die sich von jeher der Muse der Dichter als sehr förderlich erwiesen hat. Ohne das Object der unglücklichen Liebe würde ein großer Theil dieser Weltpoesie geradezu nicht haben existiren können.

Um so merkwürdiger muß uns ein Dichterleben erscheinen — noch dazu ein deutsches — dem dieses Ingrediens fehlt. In dem Leben Ferdinand Freiligrath's hat man bisher vergeblich darnach gesucht. Und es war dies um so merkwürdiger, als man ja berechtigt war, gerade diesen Dichter sich als einen warmherzigen, rasch begeisterten und hingebungsvollen Jüngling zu denken. Vergeblich aber sucht man in seiner Jugenddichtung nach Liebesliedern. Nur drei Gedichte finden sich im Ganzen, die von der Liebe sprechen — und diese drei gehören keineswegs zu den besten des Dichters. So stand man vor einem psychologischen Räthsel, das auch die Biographie des Dichters nicht aufzuklären vermochte.

Erst in letzter Zeit ist auch dieses Räthsel gelöst worden — und zwar durch die Schwester des Dichters, die sich mit dankenswerther Bereitwilligkeit entschlossen hat, den Schleier zu lüften, der bisher über dem wenig bekannten Jugendleben Freiligrath's sich ausbreitete. Gisberte Freiligrath hat ein kleines, aber sehr interessantes Buch: „Beiträge zur Biographie Ferdinand Freiligrath's" (Minden i. W., J. C. C. Bruns' Verlag) herausgegeben, das über all' die Fragen und Räthsel in dem Jugendleben des uns so sympathischen Dichters die werthvollsten Aufschlüsse giebt.

Ferdinand Freiligrath hat in jungen Jahren das Unglück gehabt, seine geliebte Mutter zu verlieren, zugleich aber auch das seltene Glück, eine Stiefmutter zu finden, die den Knaben so liebte wie die eigene Mutter. Eine Schwester dieser Stiefmutter, die mit in's elterliche Haus zog, betheiligte sich an dieser Erziehung in liebevollster Weise. Sie hieß Caroline Schwollmann. Von ihr, der Heldin in dem Jugenddrama Freiligrath's, erzählt dessen Schwester Folgendes:

„Caroline nahm in dem Hause ihres Bruders bald eine wichtige und verantwortliche Stellung ein. Anstatt der damals beständig kränkelnden und häufig pflegebedürftigen Schwägerin übernahm sie die Aufsicht über den großen Haushalt ... In schweren und lebensgefährlichen Krankheiten der Kinder war sie, anhaltendes Opfern der eigenen Nachtruhe nicht achtend und als selbstverständlich ansehend, deren Hauptpflegerin und den vielen im Hause einkehrenden auswärtigen und einheimischen Gästen immer eine liebenswürdige Wirthin. Das außerordentlich seidige, weiche Haar vom dunkelsten Blond trug sie nach damaliger Sitte mit einem Schildplattkamm hoch aufgesteckt und vorn in nicht zu langen, das Gesicht einrahmenden Locken ... Es umgab sie ein Hauch von Frische, Natürlichkeit und ernster Heiterkeit; ihre Bewegungen waren rasch, doch ohne Unruhe, und sie hatte das Verständniß feinfühliger Naturen für die Bedürfnisse und Wünsche ihrer Umgebung. Ihr eigenes, im ersten Stock gelegenes Zimmer, in welches sie sich in ihren Mußestunden zurückzog, war ein wahrer Blumen- und Poetenwinkel, und die Werke der Dichter, deren Bildnisse an den Wänden gruppirt waren, standen vollständig oder theilweise in ihrem Bücherbrett. Ihrer tiefen, einfachen und durchaus wahren Natur lag jede überschwängliche Gefühlsäußerung fern; was sie aber in dieser Hinsicht — wie in jeder anderen — sagte oder schrieb, wog schwerer, als alle Sentenzen."

Caroline hatte, als sie in das Haus Wilhelm Freiligrath's kam, bereits einen Frühverlobten durch den Tod verloren. Und nun trat der junge Ferdinand Freiligrath in ihr Leben ein, verhängnißvoll für Beide.

Es war am Abend eines Spätsommertages, wenige Monate vor dem Tode Wilhelm Freiligrath's, als dieser Caroline zu einem Spaziergange aufforderte. Sie gingen zum Kirchhof. Ernst und schweigsam war der Vater, bis sie an der Begräbnißstätte sich befanden. Hier machte er dem Mädchen die seltsame Eröffnung, daß sein Ferdinand sie liebte und daß es ihn beruhigen würde, die Gewißheit über das Glück seines Sohnes mit in's Grab zu nehmen. Caroline war natürlich von dieser Mittheilung an solcher Stelle im höchsten Grade überrascht und entgegnete, daß Ferdinand ihr lieb sei wie ein Bruder, daß aber er, der Vater, sich sicherlich über die Gefühle seines Sohnes täusche, dem sie nur eine schwesterliche Freundin sei. Der Alte wollte das nicht zugeben; er behauptete, über die Gefühle seines Ferdinand nicht im Zweifel zu sein, und drang förmlich in sie, dessen Gattin zu werden. Als Caroline sich weigerte und auf den Unterschied der Jahre — sie war etwa um zehn Jahre älter als Ferdinand — hinwies, suchte der Vater auch diesen Einwand zu entkräften. Und als sie den Kirchhof verließen, hatte er nicht nur Carolinens Wort, sondern auch ihren Schwur, daß, wenn Ferdinand ihr seine Liebe gestehe, sie ihn nicht zurückweisen und überhaupt niemals aufgeben werde.

In der That, eine unheimliche Verlobung, und der alte Freiligrath hatte Recht, den Kirchhof für diese seltsame Scene zu wählen. Er rechnete auf die Schauer des Ortes und er hat sich nicht verrechnet.

Den Verlauf dieses Verhältnisses kann man sich ungefähr denken. Wer hätte in seinem Leben nicht solche Verhältnisse gekannt, die sich Jahre lang hinschleppen, beiden Theilen zur Last, bis dann plötzlich irgend ein unerwartetes Ereigniß die Kette bricht, ohne daß dadurch die beiden Sclaven ihres Wortes völlig frei würden. Ein bitterer Bodensatz bleibt allemal zurück, und eins von beiden geht stets als das Opfer

Digitized by Google

aus einem solchen Verhältniß, das nur in seltenen Fällen zur Ehe, in den seltensten zu einem reinen Glück führt.

In der ersten Zeit war natürlich die aufrichtige Freundschaft, die der junge Freiligrath für seine Braut empfand, hinreichend, um ihn über den Defect an Liebe hinwegzutäuschen. Am Ende redete er sich ein, das sei die Liebe, die er ja bis dahin noch nicht gekannt hatte. Da er zudem das Vaterhaus verließ, vergoldete die Entfernung die daheimgebliebene Braut mit einem gewissen Strahlenschimmer. Und wenn er nach Soest auf einige Tage kam, so waren diese in der That Festtage für die gesammte Familie. Es ward ihm nur zu leicht, sich über die wirkliche Empfindung hinwegzuphantasiren.

Erst langsam und spät kam Freiligrath — man weiß nicht, wie — das Bewußtsein einer Fessel durch dieses Verhältniß. Man sah Falten des Unmuths auf seiner Stirn und ein drückendes Gefühl bemächtigte sich aller Hausgenossen, die ja ihn ebenso wie Caroline liebten. In solchen Momenten entwickelt aber ein liebendes Weib oft geradezu einen todesmuthigen Heroismus. Mit blutendem Herzen gibt sie dem geliebten Mann seine Freiheit wieder, sie weiß, daß sie für's Leben unglücklich und einsam sein wird — aber was thut's, wenn nur er, der Geliebte, der Einzige, dadurch glücklich wird! Um wie viel höher und reiner steht meist das Weib in einem solchen Verhältniß da als der egoistische Mann, der zu einem solchen Opfer sich nur selten entschließen kann. Auch Caroline Schwollmann hatte den Muth und die Tapferkeit, sobald sie auf der Stirn ihres Verlobten die ersten Wolken sah, diesem zuerst die Hand zu einer friedlichen Lösung des Verhältnisses zu bieten; aber Freiligrath wies sie förmlich entrüstet zurück, indem er jede Aenderung seiner Gefühle in Abrede stellte.

Die Schwester erklärt Freiligrath's Verhalten in jener Zeit — zwischen 1836—38 — aus einem großen inneren Zwiespalt und aus einem Mangel an Muth, die drückenden Fesseln zu lösen, obwohl Caroline ihm wiederholt die Hand dazu geboten hatte. Gleichwohl neigt sie sich der Meinung zu, Freiligrath habe seine Braut wirklich geliebt. Und sie wird in diesem Glauben durch die Briefe des Dichters in der That bestärkt, die ganz regelrechte und eigentliche Liebesbriefe sind. Schon einer seiner ersten Briefe aus Amsterdam schließt mit der feierlichen Versicherung: „Nun lebe wohl, liebes, herrliches Mädchen! Ich liebe Dich jetzt, ich werde Dich immer lieben! — — O bewahre mir Deine Liebe und baue auf Gott, der unsere Zukunft ja licht und hell machen kann, wenn sie auch jetzt noch trübe vor uns liegt."

Und in diesem Ton geht es all' die folgenden Jahre fort. Caroline ist nicht nur die Braut, sie ist auch die vorsorgliche Freundin, die treue Beratherin des jungen Dichters bei seinen Geschäften sowohl wie bei seinen Dichtungen. Denn oft entstehen ihm selbst Zweifel an seiner dichterischen Begabung, die dann die liebende Freundin zerstreuen muß. In einer solchen Stunde des Zweifels schreibt er ihr: „Nun verhehl' mir aber nichts, darum bitt' ich Dich herzlich. Tadle mich ohne Rückhalt, wo ich's verdiene — das ist das einzige Mittel, mich wilde Ranke noch zu etwas Ordentlichem zu ziehen. Ich meine immer, ich machte Bilder und keine Lieder — am Ende bin ich gar kein Dichter — es ist zum Todtschießen." —

Als sie ihm die Hand zur Lösung des Verhältnisses bot, schrieb ihr Freiligrath folgende Zeilen:

„Kannst Du denn wirklich glauben, daß ich so auf's erste Wort von Dir scheiden würde? Kannst Du glauben, daß ich mein gegebenes Versprechen brechen und Dich, die Du durch Deine Herzensgüte über tausenden von Weibern stehst, einer trüben Erinnerung, mich aber einer nie endenden Reue preisgeben würde? — »Das Glück ist eine lachende Minute, das Bewußtsein, recht gehandelt zu haben, eine zufriedene Ewigkeit!« schrieb mir vor zehn Jahren eine gute alte Frau in's Stammbuch, und ich fühle, was es sagen will. Und wenn mir durch Dein Entsagen auch das Glück, die lachende Minute zu Theil werden könnte, was nie, nie geschehen wird, hältst Du gerade mich denn für leicht genug, um der Minute eines Glücks die Zufriedenheit einer Ewigkeit opfern zu wollen? — Daß ich Dich geliebt habe, daß ich Dich liebe, daß ich die Absicht hatte und habe, Dich so glücklich zu machen, wie Du es verdienst — brauche ich Dir das noch zu sagen?"

In der That, ein veritabler Liebesbrief! Aber man muß doch sagen, daß die Empfindung, die sich darin, wie in den folgenden Briefen ausspricht, nicht gerade die einer stürmischen, reinen Neigung ist. Man hat das Gefühl, daß irgendwo in diesem Orchester ein Instrument nicht ganz in Ordnung sei; aber man weiß noch nicht anzugeben, wo der Mißton sitzt. Schließlich wird dies immer schwerer, je mehr sich der junge Freiligrath in das Gefühl dieser Liebe hineintäuscht. Mit seinem warmen Gefühl, mit seinem überströmenden Herzen weiß er alle Mißverständnisse zu beseitigen, alle Nebel zu zerstreuen. Wie komisch und rührend zugleich klingt es, wenn der junge Dichter seine ältere Braut verschämt um Entschuldigung bittet, daß er sich am letzten Sonntag in Barmen ein Räuschchen getrunken, und feierlich verspricht, es nie wieder thun zu wollen! Wie liebenswürdig hört sich seine Mittheilung an, da ihm von Oldenburg aus Hoffnung auf die Stelle eines Hafeninspectors mit 600 Thalern Gehalt gemacht wird! Da will er seine Lina gleich zur „Brückenwärterin" machen. „Die Poeten sind doch Hauptkerls" ruft er jubelnd aus, „und ich sehe mich schon im Geiste als König einer Insel in der Nordsee!"

Mit der Poesie ist es ihm in jenen Jahren überhaupt eine sehr ernste Sache. Und die Anregungen, die ihm Caroline auch nach dieser Richtung gegeben, mögen nicht wenig dazu beigetragen haben, seinen Geist auf das Bleibende zu lenken und zu hohem Streben zu ermuthigen.

Gleichwohl wiederholt sie im Frühjahr 1839 den Versuch, das Verhältniß zu lösen. Vergeblich! Er erklärt vielmehr bestimmt, daß er sie im Herbst holen werde. Dabei hat er sich aber gelegentlich wieder einmal „zwei Zöpfe angebunden", und bittet seine Lina dafür demüthig um Verzeihung. Er wird ja jetzt als Dichter so gefeiert, daß er allen Festen beiwohnen muß. Der Erfolg seiner bei Cotta eben erschienenen Gedichte ermuthigt ihn auch, dem Kaufmannsstande Valet zu sagen und sich auf eigene Füße zu stellen. In Ukel am Rhein will er sein Nest aufbauen. Dorthin zieht er auch wirklich und verlebt im fröhlichen Treiben einen Herbst, „wie ich zuvor verlebte keinen gleichen." Dieser Herbst sollte aber auch die Entscheidung in seiner Liebestragödie bringen. Inmitten des frischen und frohbewegten Lebens, das den Dichter jetzt umspielte, lernte er über den Gartenzaun seines Häuschens hinweg eine schöne Nachbarin kennen, Ida Melos, die Tochter eines Weimarer Professors, mit der ihn bald eine innige Freundschaft verband. Aber freilich — auch sie war verlobt und so fühlten sich die Beiden in ihrem Gebundensein um so sicherer. Die Kunde von diesen bis nun so harmlosen Beziehungen drang aber doch auch nach Soest in das Schwollmann'sche Haus, und nun raffte sich Caroline zu einem entscheidenden Schritt auf. Sie beauftragte den Maler Schlickum, einen Freund Freiligrath's, diesem ihr „entschiedenes Abschiedswort" und einen an den Gräbern der Eltern gebrochenen kleinen Strauß „als ernstfreundlichen Friedensboten" zu überbringen. Schlickum entledigte sich dieses Auftrages Mitte August 1840.

Aber Gisberte Freiligrath scheint mir im Irrthum zu sein, wenn sie annimmt, daß ihr Bruder diese Botschaft nicht verstanden habe, weil er Carolinen keine Antwort auf dieselbe gab und überhaupt drei Jahre lang weder ihr noch der Mutter oder den Geschwistern schrieb. Ach nein! Er war, als ihm diese Botschaft wurde, bereits in eine heiße, allgewaltige Liebesleidenschaft verstrickt, die alle Bande löste, alle Dämme durchbrach und ihn in die Arme des geliebten Mädchens trieb, das ein Jahr darauf seine treue Gattin wurde. Nun erst war für den Dichter die Zeit der Liebespoesie gekommen, und jetzt sang er aus übervollem Herzen:

So bin ich fromm, so bin ich stille,
So bin ich sanft, so bin ich gut!
Ich habe dich — das ist die Fülle!
Ich habe dich — mein Wünschen ruht!
Dein Arm ist meiner Unrast Wiege,
Vom Mohn der Liebe süß umglüht;
Und jeder deiner Athemzüge
Haucht mir in's Herz ein Schlummerlied!

Digitized by Google

Wenn man den Unterschied zwischen der Liebe zu Carolinen und der zu Ida kennen lernen will, dann muß man nur die Briefe des Dichters an beide Mädchen lesen. Die letztern hat Wilhelm Buchner in seiner Biographie Freiligrath's schon 1882 zum Theil veröffentlicht, die erstern theilt uns Gisberte Freiligrath mit. Aber es müßte der ein seltsamer Kauz und ein schlechter Menschenkenner sein, der dem Dichter aus seinem Verhalten gegen Caroline irgend einen Vorwurf machen wollte. Er glaubte sie zu lieben und verwechselte Freundschaft mit Liebe. Das Gefühl der Pflicht war aber in ihm so mächtig, daß er diesem jedes Glück zu opfern bereit war. Erst als er das Gefühl wahrer Liebe kennen lernte, sah er ein, daß jene Empfindung nicht die wahre und daß dieses Opfer ein unmögliches sei!

Es bleibt uns nun der fünfte Act noch übrig, der ja in keinem rechtschaffenen Familienstück fehlen darf. Er spielt nach drei Jahren und wird durch einen wahrhaft herzerschütternden Brief Ferdinand's an die Mutter eingeleitet, in dem er diese — geradezu fußfällig um Verzeihung bittet! „Wohl wiegen meine Thränen die nicht auf, die Lina um mich geweint", heißt es da, „aber sie zeigen ihr doch, daß und wie ich bereue!"

Es müßten keine deutschen Frauen gewesen sein, an die dieser Brief gerichtet war, wenn sie nicht, zögernd freilich und verschämt, doch aber mild und selbstlos dem Dichter die erbetene Verzeihung hätten zu Theil werden lassen. Die Mutter schrieb zugleich im Namen Lina's, der Freiligrath nie aufhört im Herzen Abbitte zu thun, und die nach der Katastrophe in eine schwere Krankheit verfallen war.

Erst nach siebenundzwanzig langen, schweren Jahren, im Herbst 1867, sah Freiligrath seine erste Braut wieder. Er kam aus dem Exil zurück, „ein müder alter Mann" — sein erster Weg war nach Soest. „Tiefste Erschütterung sprachen seine Züge aus, als er zur brieflich bestimmten Zeit bei uns eintrat — und da stand er, Carolinen's Hand in der seinigen, einen fragenden, bittenden Blick auf sie gerichtet, den sie mild und freundlich erwiderte. Seine Frau, seine Kinder waren vor ihm dagewesen; zuletzt kam er selbst." —

So Gisberte. Wir haben dem wenig hinzuzufügen. Caroline Schwollmann überlebte Freiligrath um drei Jahre. Sie hat das Glück der Ehe nach den trüben Erfahrungen der Jugend nicht mehr gesucht, sondern wurde der gute Hausgeist, die liebevolle, fürsorgliche Tante, die ihre Tage der Arbeit und der Wohlthätigkeit, ihre Abende der Geselligkeit im Kreise der Kinder oder den Erinnerungen ihres Lebens widmete. Wir kennen diese alten Mädchen in der Literatur wie im Leben, und keines von ihnen geht an uns vorüber, ohne daß wir ihm einen wehmüthigen Blick, ja eine Thräne der Rührung nachsenden. Auch Caroline Schwollmann nicht, die im Leben Ferdinand Freiligrath's eine so bedeutsame Rolle gespielt hat und ihr eigenes Lebensglück hinopferte, um das des geliebten Dichters zu begründen.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

„Ein Mann über Bord!"

Von K. M. Stanjukowitsch.

Autorisirte Uebersetzung aus dem Russischen von N. Golant.

Die Hitze des tropischen Tages begann allmählich nachzulassen; langsam rollte die Sonne dem Horizonte zu. Von einem sanften Passat getrieben, glitt der Klipper geräuschlos über den Atlantischen Ocean, stündlich seine sieben Knoten zurücklegend. Ringsum ist Alles öd und leer: kein Segel, kein Rauch zeigt sich im ganzen Gesichtskreis. Ueberall, wohin der Blick schweift, sieht er nur immer dieselbe grenzenlose Wasserfläche, die, vom durchsichtigen Blau des wolkenlosen Himmels rings umsäumt, ruhig auf- und abwogt und geheimnißvoll dumpf dabei rauscht. Die Luft ist klar und weich und dem Meer entsteigt ein erquickender Seegeruch. Nur selten belebt sich die ringsum herrschende Oede. Dann und wann blitzen im Sonnenglanz die goldenen Schuppen eines fliegenden Fisches auf oder ein schneeweißer Albatros durchsegelt die Luft oder ein kleiner Sturmvogel jagt hastig über das Wasser, der langgestreckten Küste Afrikas entgegen, oder man hört das Brausen des Wasserstrahles, den ein Wal ausstößt. Dann ist wieder kein einziges lebendes Wesen zu sehen. Ueberall nur Ocean und Himmel, Himmel und Ocean, beide friedlich, freundlich, lächelnd.

„Erlauben Euer Wohlgeboren, daß der Sängerchor einige Lieder anstimme?" frug der wachthabende Unteroffizier, indem er sich dem auf der Brücke apathisch auf und ab schreitenden Capitän näherte. Der nickte bejahend und eine Minute darauf ergossen sich die harmonischen Töne eines wehmuthsvollen Dorfliedes über den Ocean. Der Abendkühle nach dem schwülen Tage froh, sammelten sich die Matrosen auf dem Back und lauschten dem Chore, der neben den Backkanonen stand. Ausgesprochene Freunde des Gesanges, umringten sie die Sänger in geschlossener Kette und hörten ernst und aufmerksam zu. Auf den sonnverbrannten Gesichtern leuchtete stummes Entzücken. Da war der breitschulterige, über die Menge emporragende alte Matrose Lawrentjitsch mit seinen muskulösen betheerten Händen — ein hoffnungsloser Trunkenbold, den man vom Ufer stets berauscht und mit zerschlagenem Gesicht an Bord brachte, denn er raufte immer mit den fremdländischen Matrosen, weil sie nach seiner Ansicht den unverfälschten Branntwein nicht trinken können und nur ein Gemisch von Rum und Wasser genießen. Dieser Lawrentjitsch war über dem Anhören des Gesanges in eine Art Verzückung versunken, sein gefurchtes Antlitz, das mit seiner rothblauen Nase und dem borstigen Schnurrbart für gewöhnlich so zornig dreinschaute, als sei sein Besitzer mit irgend etwas arg unzufrieden und im Begriffe, einen ganzen Born von Schimpfwörtern zu entleeren, dieses Antlitz hatte jetzt einen ganz ungewöhnlich sanften, weichen Ausdruck des stillen Nachsinnens. Ein paar Matrosen stimmten leise in den Chor ein; andere sprachen, in kleine Gruppen vertheilt, halblaut mit einander, nur zeitweilig ihren Beifall durch Lächeln oder einen Ausruf ausdrückend. Und in der That, die Sänger machten ihre Sache vortrefflich. Es waren junge, frische und wohlgeschulte Stimmen. Besonders entzückte Alle der ausgezeichnete Tenor eines Matrosen, Namens Schutikow. Seine Stimme zeichnete sich vor den übrigen durch ihre zarte Schönheit aus; mit ihrer bezaubernden Innigkeit und Wärme drang sie tief in die Herzen der Zuhörer. „Mitten in's Herz greift er Einem, der Schelm —" sagten die Matrosen von Schutikow. Ein Lied folgte dem anderen, und jedes erinnerte die Männer an die ferne Heimath mit ihren Schneeflächen und Fröſten, ihren Wäldern und schwarzen Hütten, an ihre zum Herzen dringende Trübseligkeit und Armuth. Von den wehmüthigen Weisen hingerissen, saßen die Matrosen wie bezaubert.

In diesem Augenblicke drückte sich ein behäbiger Seemann, der alte Ignatow, eilends durch den Haufen in den Kreis hinein. Blaß und verworren, den kurz geschorenen Kopf unbedeckt, theilte er mit vor Zorn und Aufregung gebrochener Stimme mit, daß man ihm ein Zwanzigfrancsstück gestohlen habe. „Zwanzig Francs, Brüder, zwanzig Francs!" wiederholte er in jämmerlichen Tönen, die Höhe der Summe betonend. Alle waren über die Nachricht bestürzt; dergleichen war auf dem Klipper fast noch nie vorgekommen. Mürrisch runzelten die alten Theerjacken die Stirne; die jüngeren, unzufrieden, daß Ignatow die heitere Stimmung so plötzlich getrübt, hörten eher mit Schrecken und Neugier als mit Mitgefühl zu, wie der Alte keuchend erzählte, daß er noch vor einer Stunde Alles in Ordnung fand, und jetzt sei das Schloß aufgesprengt und das Zwanzigfrancsstück sei verschwunden. „Was soll das nun heißen, den eigenen Kameraden, den eigenen Bruder berauben?" schloß der Unglückliche, dessen Blicke unstät über die Versammlung hinglitten. Sein glattes, sauber rasirtes, aber von Sommersprossen bedecktes Gesicht mit den kleinen runden Augen und der scharfgebogenen, an einen Habicht erinnernden Nase war sonst stets ruhig und zufrieden, aber jetzt war es von der Verzweiflung eines Geizhalses entstellt, dem man seine Habe geraubt. Seine Unterlippe zuckte nervös und die Blicke seiner runden Aeuglein huschten kummervoll über die Anwesenden hin und her. Man sah ihm an, daß der Verlust ihn ganz sinnverwirrt machte. Seine habgierige, geizige Natur trat offen an den Tag.

„Den Diebstahl hat ganz sicher der Halunke Proschka begangen, sonst kann ihn Niemand verübt haben," fuhr Ignatow aufgeregt und zornentflammt fort, „erst vorhin hat er sich auf dem Verdeck herumgetrieben, während ich in meinem Koffer Ordnung machte. Was soll ich jetzt mit dem Schufte anfangen, ihr Brüder?"

Die Frage war hauptsächlich an die älteren Matrosen gerichtet, als erwarte der Bestohlene von ihnen Unterstützung. „Es ist doch unmöglich, daß ich das Geld so ohne Weiteres verlieren soll. Ich habe es ja blutig erworben. Ihr wißt es selber, meine Brüder, wie ein Matrose sein Geld verdient. Einen Groschen zum andern, so habe ich es zusammengespart. Meine Ration Branntwein trinke ich nicht einmal!" fügte der Alte in wehmuthsvollem Jammer hinzu. Schuldbeweise waren nun freilich nicht da, außer dem, daß Proschka „sich vorhin erst auf dem Verdeck herumgetrieben", trotzdem aber zweifelte Keiner daran, daß Proschka Schitin das Geld gestohlen habe, da er ja wiederholt kleine Diebstähle an seinen Kameraden begangen hatte. Keine einzige Stimme erhob sich zu seiner Vertheidigung. Im Gegentheile überhäuften viele von den entrüsteten Seeleuten den muthmaßlichen Dieb mit Schimpfnamen.

„Ein solcher Schuft! Er besudelt den ganzen Matrosenstand!" rief Lawrentjitsch zornig. „I — ja, in unserer Herd' ist ein schlechtes Schaf," meinte ein Anderer. „Man soll ihn jetzt einmal ordentlich durchhauen, damit er sich's merkt, der Lotterbub!" entschied ein Dritter. „Also was thun wir, meine Brüder?" frug Ignatow, „was soll ich mit Proschka anfangen? Wenn er das Geld nicht gutwillig zurückgibt, werde ich's dem Capitän melden. Dann soll man nach dem Gesetz verfahren." Allein dieser Gedanke fand bei der Versammlung keinen Anklang. Die Seeleute

Digitized by Google

haben ihr eigenes ungeschriebenes Gesetz und die älteren unter ihnen waren seine Vollstrecker. Lawrentjitsch war der Erste, der Protest einlegte.

„Das heißt also, man soll bei der Obrigkeit Anzeige machen!" sagte er verächtlich, „Ränke schmieden! Hast wohl vor Schrecken den Seemannsbrauch vergessen? Ei pfui, Du — Mensch! Und zählt sich noch zu den Matrosen," fügte er mit einem unfreundlichen Blick auf Ignatow bei. „Nun also, was meint Ihr?" fragte der Letztere abermals. „Wir? wir meinen, wir sollen so handeln, wie man es uns bisher gelehrt hat. Hau den Hundesohn tüchtig durch und laß Dir das Geld zurückgeben! Das ist unser Rath." „Als ob man den Halunken nicht schon oft genug geprügelt hätte! Und wenn er das Geld nicht zurückgibt? Soll es mir so ohne Alles verloren gehen? Warum denn? Man soll den Dieb lieber nach dem Gesetze verurtheilen. Einen solchen Hund braucht man nicht zu schonen, ihr Brüder!" „Du bist gar so geldsüchtig, Ignatow!" wandte Lawrentjitsch ironisch ein, „und mir scheint, Proschka hat Dir doch nicht alles Geld gestohlen, ein wenig wird Dir doch noch geblieben sein." „Hast Du vielleicht meinen Besitz abgezählt?" „Nein, das nicht, aber Ränke schmieden ist nicht Matrosenart, es geht nicht!" erklärte Lawrentjitsch mit entschiedenem Ton, „habe ich nicht Recht, Kinder?"

Und die „Kinder" erklärten zu Ignatow's Aerger fast einstimmig, daß „Ränke schmieden nicht gehe". „Jetzt bring' den Proschka her! Verhör' ihn hier vor uns!" entschied Lawrentjitsch, und Ignatow, obwohl erbost und unzufrieden, unterwarf sich dem gemeinsamen Beschluß und ging, den Beschuldigten zu holen. Voll Erwartung schlossen sich Alle zum engeren Kreis zusammen.

II.

Prochor Schitin, oder, wie Alle ihn verächtlich nannten, Proschka, war der allerletzte der Matrosen. Ein Feigling ersten Ranges, den nur die Drohung mit Prügeln auf den Mastkorb hinaufzutreiben konnte, war er zugleich ein Faulenzer und Lotterbube und dazu machte er noch lange Finger. Gleich zu Anfang der Fahrt trat er in die Stellung eines elenden Paria. Alle hudelten ihn; die Bootsmänner und die Unteroffiziere schimpften und schlugen ihn selbst ohne jede Verschuldung von seiner Seite. Und er protestirte niemals dagegen, sondern duldete die Schläge mit der stumpfsinnigen Unterwürfigkeit eines vielgeprügelten Thieres. Nach einigen kleinen Diebstählen, die er sich zu Schulden kommen ließ, sprach fast Niemand mehr mit ihm und Jeder behandelte ihn nur noch mit Verachtung. Wer nur je Lust hatte, konnte ihn straflos schimpfen und schlagen, konnte ihn verspotten und verhöhnen, und Jeder hatte Lust dazu. Es schien, als sei ein anderes Benehmen ihm gegenüber gar nicht mehr denkbar.

Proschka lag unter dem größten Ruderboote des Schiffes und schlief fest. Ein kräftiger Fußtritt weckte ihn. Er wollte sich weiter wegschieben, aber ein neuer Tritt gab ihm zu verstehen, daß man ihn brauche und daß er sein einsames Plätzchen verlassen müsse. Er kroch hervor, stellte sich auf die Füße und sah mit stumpfem Blick in das zornige Antlitz Ignatow's, als sei er schon der Schläge gewärtig.

„Folg' mir!" herrschte ihn Ignatow an, der dem Wunsche, den Elenden gleich auf der Stelle zu Boden zu schmettern, kaum zu widerstehen vermochte. Proschka folgte mit dem Gehorsam eines schuldbewußten Hundes. Er war ein Mann von ungefähr dreißig Jahren, fleischig und plump, dazu schlecht gebaut, mit einem unverhältnißmäßig langen Rumpf auf kurzen, schiefen Schneiderbeinen. Seine unbeholfene Gestalt hatte nichts Matrosenhaftes. Seine Kleider waren schmutzig und saßen ihm sehr schlecht, kurz: sein Aeußeres nahm nicht für ihn ein. Als er hinter seinem Führer in die Mitte der Seeleute trat, hörten plötzlich alle Gespräche auf. Der Kreis schloß sich enger und alle Augen richteten sich auf den Dieb.

Ignatow begann das Verhör damit, daß er dem Angeschuldigten einen Schlag in's Gesicht versetzte. Das kam dem Letzteren unerwartet und er taumelte zurück, die Ohrfeige ohne Widerrede einsteckend. Nur blickte er noch ängstlicher drein als vorher.

„Zuerst befrag' ihn mit deutlichen Worten!" mahnte Lawrentjitsch zornig, „zum Zuschlagen wirst nachher noch Zeit haben."

„Das soll dem Halunken als Drangabe dienen," erwiderte Ignatow und wandte sich wieder gegen Proschka: „Gesteh' es ein, Halunke! Du hast mir aus meinem Koffer ein Zwanzigfrancsstück gestohlen!" Ein Aufleuchten des Verstandes flog bei dieser Anklage blitzartig über das für gewöhnlich so blöde Gesicht Proschka's. Er schien die ganze Wucht derselben zu begreifen; er erbleichte plötzlich und warf einen erschrockenen Blick auf die ernsten, nichts weniger als wohlwollenden Gesichter der Umstehenden. Stumpfsinniger Schreck sprach aus seinen Zügen.

Diese plötzliche Veränderung bestärkte Alle im Verdachte. „Wo ist das Geld? Wo hast Du es versteckt? Sprich!" fuhr der Untersuchungsrichter fort. „Ich habe das Geld nicht genommen," versicherte Proschka leise. Ignatow wurde wüthend. „Du! — Hüte Dich! ... Ich schlag' Dich todt, wenn Du mir mein Geld nicht gutwillig zurückgibst." Vor dem Zorn und drohenden Ernst in Ignatow's Blick und Stimme bebte Proschka erschrocken zurück. Von allen Seiten rief man ihm mit feindseligen Blicken zu:

„Gestehe Deine Schuld lieber ein, Du Tölpel!" — „Sei nicht so verstockt, Proschka!" — „Gib doch das Geld lieber freiwillig zurück!" Er sah, daß Alle gegen ihn waren, und die Mütze vom aufgerichteten Haupte nehmend, wandte er sich mit der Verzweiflung eines Ertrinkenden, der sich an einen Strohhalm klammert, an die Menge und betheuerte mit gebrochener Stimme:

„Brüder! Wie vor Gott, so versichere ich Euch und auch einen Eid will ich darauf ablegen: ich habe das Geld nicht genommen. Macht mit mir was ihr wollt, aber ich habe es nicht genommen." Die Worte schienen einen günstigen Eindruck gemacht zu haben, aber Ignatow ließ demselben keine Zeit und rief hastig: „Lüg' nicht! laß Gott bei Seite! Du hast auch damals bei Gott geschworen, als Du dem Kusmein einen Frank gestohlen hast."

„Durchsuch' mich! Ich habe Dein Geld nicht", entgegnete Proschka halblaut. Ignatow wollte ihn beim Haar packen und die Drohung, ihn zu erschlagen, in Ausführung bringen, als plötzlich die Stimme Schutikow's, des allbeliebten Sängers, sich vernehmen ließ. „Laß ab! Schlag' ihn nicht! Erst durchsuch' ihn!" Viele Andere schlossen sich dem Sänger an und riefen unwillig: „Laß ab von ihm! laß ab!"

Ignatow ließ sein Opfer fahren und trat zornbebend zur Seite. Proschka huschte aus dem Kreise. Einige Minuten herrschte tiefes Schweigen. „Da seht Ihr, der Dieb leugnet und will das Geld nicht zurückgeben," sprach Ignatow keuchend, „aber ich werde mit ihm schon abrechnen."

„Und wer weiß, am Ende ist er doch nicht der Dieb", sagte auf einmal Schutikow leise. „Was? er nicht der Dieb? wer denn sonst? Passirt es ihm vielleicht zum ersten Mal?" knurrte Ignatow ärgerlich, und, zwei Kameraden mit sich nehmend, ging er, Proschka's Sachen zu durchsuchen.

Die Menge begann sich zu verlaufen und schon nach ein paar Minuten erzählte man sich auf dem Back, daß das Geld weder auf Proschka's Person noch unter seinen Sachen gefunden wurde. „Der Schelm hat es gut versteckt," meinten Viele und fügten hinzu, Proschka solle sich jetzt nur auf das Schlimmste gefaßt machen, denn der Geizhals Ignatow werde ihm das Geld gewiß nicht schenken.

(Schluß folgt.)

Aus der Hauptstadt.

Opern und Concerte.

Königliche Oper: Ein altes Singspiel von W. Taubert, und ein neues Ballet „Die Jahreszeiten" von E. Taubert (Sohn) und E. Graeb. Neue Compositionen: Bazzini's Symphonische Dichtung „Francesca da Rimini". Concerte: Dreyschock, Gura, Bülow.

Die Königliche Oper überraschte die Musikwelt mit der Vorführung resp. Neueinstudirung eines alten einactigen Singspieles von W. Taubert „Die Kirmes", Text von E. Devrient. Der verdienstvolle Componist der beliebten „Kinderlieder", der Musik zum „Sturm", des „Cäsario" kann der Königlichen Generalintendanz nur zu geringstem Danke verpflichtet sein für die Galvanisirung dieser „Kirmes". Der Text ist ein schwacher Abklatsch von Goethe's „Jery und Bätely": Das Bauernmädchen Suschen liebt zwar den Anton, verzankt sich aber mit ihm, Hans, der Freund Anton's, erfindet eine Kriegslist, um eine Einigung zwischen den Beiden herbeizuführen; auf der Kirmes verkleidet er sich als Hanswurst, fängt Streit an mit Anton, dieser soll in Strafe genommen werden und Suschen erklärt nun ihre Liebe. Diese sehr einfache Handlung ist im Textbuche endlos lang gedehnt, auch ist die „Kirmes" ganz unnütz; wenn Hans nicht mit der weißen Mütze und der falschen Nase erschiene, so wüßte kein Mensch im Zuschauerraume, daß auf der Bühne ein Bauernfest stattfindet. Die Musik ist gerade so anständig und so schleppend wie der Text; ein Liedchen des Suschen, das von der Nachtigall handelt und zur eigentlichen Handlung nicht in Beziehung steht, dann ein Männerterzett im Anfange sind wenigstens anregend; alles Andere läßt nur wünschen, daß man nicht darüber schreiben und einem alten Herrn nicht wehe thun müßte.

Das neue Ballet „Die Jahreszeiten", „Tanzpoëm", wie der Theaterzettel es bezeichnet, ist kein Ballet, denn es hat durchaus keine Handlung, sondern eine Reihenfolge von „vier Bildern", welche Herr Taubert (der Sohn des Componisten) gedichtet, und Herr Graef in Tanz gesetzt hat. Zuerst erscheint der Winter mit seinem Sturmwinde, Schneeflocken, dem Knecht Ruprecht u. s. w. Dann der Frühling mit den Knospen, dem Fliedertanz, den Schäferspielen. Den Sommer feiern die Schmetterlinge und Dryadentänze, den Herbst die Winzer, Jäger, „Piqueure" und eine Polka. Die Gruppirungen und Tänze sind reizend erfunden und erzeugen angenehmste Wirkung, in den Einzeltänzen glänzte Fräulein dell' Era als unübertreffliche Fußvirtuosin. Die Leichtigkeit und Sicherheit, mit der sie sich wie ein Kreisel dreht, setzt in Erstaunen; aber eine höhere ästhetische Befriedigung kann sie nicht bieten. Für schöne plastische Stellungen ist sie zu eckig gebaut, zu mager, und dramatisch-mimischen Ausdruck kann ihr ewig lächelndes Gesicht nicht wiedergeben. Aber nochmals sei es betont, in der Tanzvirtuosität ist Fräulein dell' Era jetzt die Erste; die Tanzkunst scheint mit der Granzow in's Grab gesunken zu sein. Ob die „Jahreszeiten" Erfolg haben, d. h. „volle Häuser machen" werden, wage ich nicht zu bestimmen; nur erschienen sie mir mehr als sehr geschmackvoll erfundene Episoden; ein eigentliches Ballet kann man sie nicht nennen.

Von neuen Compositionen ist nur Bazzini's Symphonische Dichtung „Francesca da Rimini" zu nennen, die Hans von Bülow in einem Philharmonischen Concerte vorgeführt hat. Diese symphonische Dichtung soll eine musikalische Darstellung der bekannten Episode aus dem fünften Gesange von Dante's „Inferno" sein, die in der romantischen Zeit vielfach von Malern und Zeichnern als Gegenstand ihrer Schöpfungen gewählt wurde, in neuerer Zeit aber den Musikern als Vorwurf dient. Schon vor einigen Jahren ward hier eine „Francesca da Rimini" von Tschaikowsky aufgeführt, die ein gewisses Interesse erregte, aber dauernden

Digitized by Google

Eindruck nicht hinterließ; jetzt hat sich Bazzini dieselbe Aufgabe gestellt. Der Componist war einst ein berühmter Geigenkünstler, der durch seinen großen Ton und edlen Vortrag ganz besonders in Deutschland günstigste Erfolge errang. Jetzt ist er Director des Mailänder Conservatoriums, des bedeutendsten in Italien. Seine Compositionen zeigen überall den Einfluß deutscher Musik, vorzugsweise in der Instrumentation, die melodischen Theile lassen den Italiener erkennen. So auch in dieser Symphonischen Dichtung. Der Anfang, da die Qualen der armen Sünder, die sich von Liebe bethören ließen, tonlich geschildert werden, die heulenden Winde, welche die Seelen rastlos dahin treiben, ist ganz in neudeutschem Stile gehalten und bietet auch manche interessante Instrumenteffecte. Dagegen klingt die Melodie, welche die Erzählung Francesca's andeuten soll, ganz italienisch, doch vornehm. Solche Instrumentalcompositionen, bei denen der Phantasie des schaffenden Musikers von vorhinein der Gang der Ideenentwickelung durch das Dichtungsprogramm wie durch einen Zwangspaß vorgeschrieben ist, werden immer nur einen sehr bedingten Erfolg gewinnen. Vor Jahren haben sich die Ausleger den Kopf zerbrochen über einen Vers aus diesem fünften Gesange (den 59.) und noch heute ist der Streit nicht entschieden, ob man Semiramis „sugger dette" oder „succedete" lesen müsse. Ich glaube nicht, daß jemals Commentatoren nothwendig sein werden für Tschaikowsky's oder Bazzini's „Francesca da Rimini".

Bülow hat einen „Beethoven-Abend" gegeben und, obwohl er nicht ganz gut disponirt war, gezeigt, wie ein ernster großer Künstler die Werke der Classiker mit Weihe und Gewissenhaftigkeit behandelt, und nicht mit genialer Willkür. Gura hat einen Liederabend veranstaltet; das Berliner Publikum hat seinen Fehler vom verflossenen Winter gut gemacht, dieses Mal den Saal bis in die letzten Winkel gefüllt und dem unvergleichlichen Künstler die glänzendsten Huldigungen dargebracht. Herr Felix Dreyschock, der junge treffliche Pianist und Musiker, hat in seinem Clavierabend einen entschiedenen Erfolg und einen guten Platz in der ersten Reihe der Pianisten gewonnen. Er spielte Beethoven's op. 106 mit glücklicher Auffassung und vollständig sicherer Technik. Und dieses Werk ist ein untrüglicher Probirstein für den Gehalt eines Musikerclavierspielers, denn es stellt die höchsten Forderungen. Heinrich Ehrlich.

Fritz v. Uhde's „Heilige Nacht".

Wir haben es Herrn Gurlitt's opfervollem Mühen zu danken, daß wir Fritz von Uhde's „Heilige Nacht" in ihrer veränderten Gestalt auf einige Tage bewundern können. In München ist das Bild lebhaftem Widerspruch begegnet, in Paris wird es voraussichtlich lebhaften Beifall finden, und in Berlin steht man ihm mit gemischten Gefühlen gegenüber. Mit einem Künstler wie Uhde hat die Kritik nicht zu rechten, sie muß es versuchen, ihn zu verstehen und sich wohl oder übel mit seinen Gestaltungen abzufinden. Man lege zunächst alles dogmatische Vorurtheil ab und fasse das Ganze als eine tief empfundene Illustration eines legendarischen Vorganges. Da ist in der niederen, von einer an der Wand hängenden Laterne spärlich beleuchteten Hütte ein Kind geboren, über das sich die Mutter mit gefalteten Händen herabbeugt. Ueber das ärmliche Lager ist ein brauner Mantel gebreitet, das Kind liegt, vom Beschauer abgewandt, frisch gewickelt auf den Knieen der blonden Mutter, die nicht häßlicher und nicht schöner ist, als eine Frau aus dem Volke eben sein kann. Im Hintergrunde der Hütte sitzt auf einer zum Boden führenden Stiege der Vater, den Kopf in die Hände gestützt. Aermlicher Hausrath bedeckt den Boden. So weit ist der Vorgang ein rührend einfacher, wie er zu allen Zeiten und an allen Orten passirt. Man nehme der Mutter den leicht angedeuteten Nimbus, und man ist nicht einen Augenblick gezwungen, an Bethlehem zu denken. An dieses Mittelstück des als Altarbild gedachten Kunstwerks fügen sich zwei oben halbbogig abschließende Flügel. Links schreiten durch den winterlich verschneiten Wald die Hirten herein, vor Kälte schauernd, auf Stäbe gestützt. Ihnen voran leuchtet eine Handlaterne. Es sind verwitterte, von der Last der Arbeit gebeugte Greisengestalten. Nur aus den Augen leuchtet das heiße Verlangen nach Erfüllung der ihnen verkündeten frohen Botschaft. Aus dem Sparrenwerk des Stalles auf dem rechten Flügel tönt sie herab. Da haben sich die Schaaren der Engel auf Brettern und Balken niedergelassen und singen es über die Hütte hin in die Welt hinaus: „Friede auf Erden!" Das sind keine traditionellen Putten, wie sie die christliche Mythologie aus den heidnischen Amoretten herausgerettet hat, keine conventionellen Jungfrauen in weißen Gewändern mit Lilienstengeln, sondern die echten, dem Erdenland entrückten Kinder jener Armen und Beladenen, denen die frohe Botschaft zunächst und vor Allem gilt.

Die Principien der religiösen Malerei Uhde's sind an dieser Stelle oft genug erörtert und vertheidigt worden. Sie haben etwas Reformatorisches, die Gesammtheit seiner Bilder repräsentirt ein echt protestantisches Programm, an dem unsere Orthodoxen und ihre Gefolgschaft keine rechte Freude haben. Und doch hätten sie alle Ursache, es zu unterstützen. Uhde versuchte es mit Einsetzung all' seines künstlerischen Könnens, an Stelle der abgestorbenen dogmatischen Ausdrucksformen echtes, unmittelbares Empfinden zu setzen. Er rückt die Legende direct in die gegenwärtige Wirklichkeit hinein und es gelingt ihm fast immer, das Symbolische mit dem Realen zu einer wahrscheinlichen Mischung zu verbinden. Die „Heilige Nacht" Uhde's, die junge Mutter in der ärmlichen Hütte, die gläubig und hoffnungsvoll herbeieilenden Mühseligen und Beladenen, die verklärten Kinder des Elends, stehen dem Empfinden des schlichten Mannes unbedingt näher, als das gleichnamige Bild Correggio's mit seinen Idealfiguren und Lichteffecten.

Uhde's Malweise verleugnet die französische Schule nicht. Die treue Wiedergabe der Erscheinungswelt ohne Rücksicht auf Schön oder Häßlich ist ihm zunächst die Hauptsache. Aber die Form wird überall und unbedingt durch die Idee beherrscht, die Lumpen sind ihm nur die nothwendige Hülle des Elendes, das er unserem Empfinden nahe bringen will. Die Darstellung gefurchter, verwitterter Züge ist ihm nicht Selbstzweck, aus ihnen heraus leuchtet Mitleid heischend hoffnungsloses Sehnen nach Trost und Hülfe. Und Beides naht in menschlich vertrauter, der überirdischen Verklärung entkleideter Gestalt. Der angebliche Naturalist Uhde ist ein Ideen-, ja ein Wundermaler ersten Ranges. Daß er das Wunder nicht nach der Schablone malt, dazu berechtigt ihn seine unbestrittene Künstlerschaft. Seine im Sparrenwerk des Stalles singenden Engel sind nichts weniger, als vulgär. Sie sind ein Meisterstück der Kunst, die das Gewöhnliche veredelt. Im bloßen Hemdchen mit nackten Füßen sitzen sie auf den Balken und singen andächtig von den Noten ihre Hymne herunter. Wollte man diese Noten, die Holzschuhe in der Hütte, die Handlaterne mit Glasscheiben, die Winterlandschaft im Orient dem Künstler zum Vorwurf machen, so müßte man mit den alten Meistern ganz anders in's Gericht gehen.

Die Farbenwirkung des Bildes hält sich innerhalb einer beschränkten Scala stumpfer Töne, aber sie ist ungemein ruhig und harmonisch. Leider sind die Farben stellenweise stark eingeschlagen, so daß eine Neufirnissung geboten erscheint. Gegen die Umrahmung des dreitheiligen Bildes, die es als Altarbild charakterisirt, ist Manches einzuwenden. Uhde's Stil läßt sich schwer in einen gegebenen Raum hineinpressen. Gerade der Flügelaltar verlangt eine gewisse Symmetrie der Ideen und Ausdrucksformen, der sich die Eigenart des Münchener Künstlers nicht anbequemt. So schneidet der Rahmen des linken Flügelbildes gerade mit dem Arm eines Hirten ab. Zum Glück hängt an der Hand dieses Armes die Laterne, die den nachfolgenden Wanderern als Führer dient. Der ebenfalls durchschnittene Kopf des Esels, der noch in München die rechte Ecke des Stalles füllte, ist von dem Künstler inzwischen beseitigt worden. G. M.

Dramatische Aufführungen.

„Das Schützenfest."

Schwank in drei Acten von R. Misch und W. Jacoby.

„Madame Bonivard" (Les Surprises du Divorce) hat nach der 100. Aufführung auf dem Zettel des Wallnertheaters einem deutschen Schwanke Platz gemacht. Erst einige Tage nach der Premiere ist es uns möglich, unseren Bericht darüber niederzuschreiben und wir müssen unsere Verlegenheit offen eingestehen, denn das Stück ist schon so ziemlich unserem Gedächtnisse entschwunden. Wir trösten uns damit, daß es den Collegen von der Tageskritik, die meist noch am Abend der Vorstellung oder am Tage darauf gewissenhaft ihres Amtes walten, nicht besser erging: auch sie wußten von der Novität herzlich wenig zu berichten und lobten am ausführlichsten die darstellenden Kräfte, die ohne Zweifel den stärksten, nachhaltigsten Eindruck hinterlassen haben. Das ist bezeichnender für das Stück, als eine lange kritische Auseinandersetzung.

So bleibt uns also eine verworrene Erinnerung an alle möglichen unmöglichen Verwickelungen und Verwechslungen, die sich damals vor uns abgespielt haben. Wir denken nicht gering vom Quiproquo. Es ist ein Hauptfactor des Lustspiels, der Erzieler beliebter und bewährter komischer Wirkungen. Es dient manchem Meisterwerk zur Grundlage und Erheiterung, und die besten Stücke eines Plautus, Molière, Kotzebue, Benedix, Moser würden nicht vorhanden sein, wenn man den Gebrauch dieses Motivs untersagt hätte. Aber die Verwechslung muß auch in der Posse vorbereitet, motivirt sein, den Schein der Möglichkeit besitzen und der Grundidee, dem Kern der Handlung entspringen. Aber das haben die beiden Redacteure aus Wiesbaden und Mainz bei ihrer gemeinsamen Arbeit außer Acht gelassen. Die Verwechslung, die den Kern ihres Schwankes bildet, ist überdies weder neu noch interessant genug, um den ganzen Bau zu stützen. Daher die absolute Gleichgültigkeit, die der Zuschauer den Vorgängen auf der Bühne entgegenbringt, der geringe Eindruck, den das Werk hinterläßt. Alle diese Figuren und Motive haben schon tausende von Malen gedient, und fast bei jeder Scene fällt uns ein berühmteres Muster ein. Wie bei Clauren ein Wollmarkt, bei Moser ein Stiftungsfest, bei Heinemann ein Schriftstellertag, dient hier das Schützenfest als Vorwand, um alle Figuren zusammenzubringen, was wenigstens für Berlin ziemlich schlecht gewählt ist, denn für die Poesie der Bundesschießen fehlt hier das Verständniß und also auch die Resonanz. Der Festordner Lämmel, der nebenbei Dichter und Factotum ist und sogar als Zeiger im rothen Wams erscheint, ist ebenfalls ein Bekannter aus dem „Stiftungsfest". Noch älter sind die Ehemänner, die vor ihren eifersüchtigen Frauen böse Streiche zu verbergen haben und zu allerlei Nothlügen und Kniffen ihre Ausflucht nehmen, die ihnen selbstverständlich übel bekommen. Sie stammen in gerader Linie aus der französischen Posse, und Labiche, Gondinet, Hennequin haben die Vorbilder geschaffen. Hier erscheinen sie freilich für den deutschen Geschmack ausstaffirt. Im französischen Schwanke sind es nicht mehr zweideutig zu nennende Damen, für welche die pflichtvergessenen Ehemänner schwindeln und lügen, und daraus ergiebt sich allein schon das triftige Schuldbewußtsein der Sünder, wie die Entrüstung ihrer besseren, wenn auch eifersüchtigen

Digitized by Google

Ehehälften. Es war nun den Verfassern des „Schützenfestes" vorbehalten, für diese Versucherinnen einen neuen Typus zu finden, der sich mit der deutschen Wohlanständigkeit verträgt. Sie machen aus den Damen ganz legitime Cousinen! So ist es denn eine unzweifelhafte und anständige Cousine seiner Frau, die Herr Engelbert aus Furcht vor der ehelichen Eifersucht krampfhaft zu verstecken sucht, erst in seiner Wohnung, dann in einem Gasthof, endlich bei einem gefälligen Freunde. Mit dem Schützenfest hat die Ankunft dieser fatalen Cousine nicht das mindeste zu thun, erst in den Festfreuden verwickelt sich die Sache. Der gefällige Freund Sommerfeld macht nämlich auf dem Feste die Bekanntschaft der eifersüchtigen Braut eines Weinreisenden, einer jungen Wittwe à la Bauernfeld, soupirt mit ihr im Nebenstübchen, wird von seiner Frau überrascht und stellt sie als die Cousine Engelbert's vor, als welche sie auf Wunsch der Gattin in sein Haus geführt wird, wo natürlich im letzten Acte die echte und die falsche Cousine zusammentreffen. Entlarvung, Lärm, Versöhnung am Schluß wie herkömmlich. Dahinein spielen schwer entwirrbare Verwechslungen, deren Held ein durchgebrannter Student und seine Freundin oder Schwester und ein ungeschickter Geheimpolizist sind, deutliche Nachklänge aus „Tricoche und Cacolet", „Durchgegangene Weiber", „Andrea" u.s.w. Immerhin waren die Verfasser bestrebt, dem gut gerathenen Weinreisenden, der für jede Gefälligkeit eine „Ordre" verlangt, von dem feuchtfröhlichen Humor ihrer rheinischen Heimat etwas beizumischen. Sonst ist der Dialog nicht allzuwitzig und dafür reich an versagenden Effecten. „Verbiete Du dem Regenwurm zu spinnen", citirt der Schützenfestdiener Lämmel. „Dem Seidenwurm", corrigirt jemand. — „Ach was, Wurm ist Wurm!" — Wer lacht da?

Die Darstellung war tadellos. Director Hasemann hat ein treffliches Ensemble für die Posse zusammengebracht, und bei ihm mögen sich die Verfasser bedanken, daß ihr Faschingstuck nicht Schiffbruch erlitten. Vor Allem aber bei Frau Anna Schramm, der drastischen Madame Bonivard, die hier zumal in der Scene Beifall auf offener Bühne errang und verdiente, wo sie die Untreue ihres Mannes entdeckt und ihre Entrüstung aus Rücksicht auf die Anwesenden muthig dämpft und niederkämpft. Es ist erfreulich, wie die „kleine Handschuhmacherin" von ehemals nach jahrelangem sternlosen Wanderleben den kaum noch erhofften Uebergang ins ältere Fach doch endlich mit Glück bewerkstelligt hat. Als komische Alte dürfte sie schon jetzt nicht ihresgleichen finden.

Notizen.

Von der Monarchie, ihrer Nothwendigkeit und Gefahr. Ein wissenschaftliches Capitel von Dr. Victor Hartogensis. (Berlin, Georg Stilke.) — Die Centennarfeier der französischen Revolution hat den unmittelbaren Anlaß zu der vorliegenden Broschüre gegeben, in welcher der Verfasser, der sich bereits durch eine werthvolle Arbeit über die Luxemburgische Erbfolge als politischer Schriftsteller eingeführt hat, eine große Fülle fleißig gesammelten und klug gesichteten Materials vor uns ausbreitet. Die kleine gehaltvolle Schrift beginnt mit einer Schilderung der französischen Zustände unter der Regierungszeit Ludwigs XVI. und zeigt an manchen überraschenden anekdotischen Einzelheiten, daß noch wenige Monate vor der großen Eruption des Volksaufruhrs nirgends eine bestimmte Ahnung von der drohenden Katastrophe zu spüren war. Selbst der scharfsichtige und mißtrauische Voltaire konnte noch den loyalen Ausspruch wagen: „Alle Bullen der Welt wiegen die Brust und die Lunge des einzigen Sohnes des Königs von Frankreich nicht auf" — und doch war damals bereits der Zündstoff angesammelt, der den Königsthron von Frankreich und damit auch alle überlieferten Begriffe von der monarchischen Regierungsform in die Luft sprengen sollte. Aus den Trümmern der alten Tradition wuchsen aber neue staatsrechtliche Anschauungen empor, welche den Begriff des Königthums mit einem neuen, dem Jahrhundert der Aufklärung entsprechenden Inhalt erfüllten. Daß die französischen Könige Cäsaren sein wollten, rief die blutige Gefahr herbei. Aber das moderne constitutionelle Königthum, das nicht ohne die gern gespendete Berathung des Volkes bestehen will, steht wurzelfest in den Anschauungen eines politisch reiferen Jahrhunderts aufgerichtet. Der Verfasser, der diesen modernen Begriff des Königthums in gedankenreichen staatsrechtlichen Erörterungen weiter entfaltet, ist der Meinung, daß auch für Frankreich die Tage der Königsherrschaft wiederkehren werden, aber daß sie nicht aus einem künstlichen Wahlgesetze, sondern nur aus dem ungefärbten Volkswillen hervorgehen muß. Die geschichtlichen Erinnerungen, durch welche der Autor diese Ansicht begründet, sind zum Theil aus wenig zugänglichen Quellen geschöpft und mit geschickter Hand zu einem artigen Bouquet zusammengestellt, das von mancher ernsteren Erwägung durchflochten wird. In die karge Zahl von politischen Schriftstellern, welche unser öffentliches Leben nicht durch eine gefärbte Parteibrille, sondern mit unbefangenem Klarblick betrachten, hat sich auch der Verfasser der vorliegenden Broschüre eingereiht, die einer allseitigen Beachtung werth ist.

Oscar Blumenthal.

Das Normalkind. Praktische Anleitung für Mütter von Frau Anna Woas. (Berlin, Verlag der Werkstatt.) — Die übel gerathene Titelvignette, die lebhaft an die abschreckenden Bilder der Antivivisectionsschriften erinnert, ließ uns eine Sensationsschrift befürchten, doch wir wurden angenehm enttäuscht durch den klaren und verständigen Inhalt, aus dem ein warmes Mutterherz spricht. Die Anleitung, Kinder gesund, schön und gut großzuziehen, begleitet die Entwickelung des Neugebornen bis zum reiferen Kindesalter, spricht von Haut- und Krankenpflege, von naturgemäßer Kleidung, von Anerbung, Angewöhnung und Anerziehung und schließt mit wohl zu beherzigenden Grundsätzen für die Erziehung. Wir empfehlen die verdienstliche Schrift einem Jeden, dem das Wohl der heranwachsenden Generation am Herzen liegt, insonderheit den Müttern und Kinderpflegerinnen.

Was ist Charakter und wie kann er durch die Erziehung gebildet werden? Von August Hagemann. (Frankfurt a. O., Oesterwitz.) — Diese schöne Rede zur Entlassung der Abiturienten, von einem verstorbenen Schulmanne gehalten, untersucht in klarer, eindringlicher und nirgend langweilig lehrhafter Weise den vornehmsten Zweck der Erziehung, nämlich die Charakterbildung, und ist ein dankenswerthes Seitenstück zu den vielverbreiteten Werken von Smiles, Lubbock u. A. Während jenen englischen Werken trotz aller Anpassungen der Bearbeiter etwas Fremdes anhaftet, ist die vorliegende Schrift ganz deutschen Verhältnissen entwachsen und verdient schon darum den Vorzug.

In dem vornehmen Verlage von Robert Oppenheim in Berlin erscheint ein durchaus eigenartig angelegtes Werk unseres vogelkundigen Karl Ruß: Das heimische Naturleben im Kreislauf des Jahres. Es soll hier in einem Bande gewissermaßen ein Jahrbuch der Natur geboten werden, ein Führer und Berather für alle Naturfreunde und in ihrem Beruf auf dieselbe Angewiesenen. In Monatsbildern gleichsam als Kalender wird unser gesammtes Naturleben in seinen Vorgängen und Lebensäußerungen geschildert, wobei die in jeden Monat fallenden Arbeiten im Fache der Blumengärtnerei, Land- und Forstwirthschaft, Jagd, Fischerei, Bienen- und Geflügelzucht u. s. w. registrirt werden, alles gründlich, anschaulich und praktisch. Auch der beigegebene astronomische Kalender mit seiner allgemeinverständlichen Uebersicht der jeweiligen Himmelserscheinungen ist nützlich. Vielleicht läßt sich auch noch ein Capitel zur Wetterkunde beifügen, das gewiß manchem Landmann willkommen wäre. Wir wünschen dem schönen Werke, für das sich der Verfasser mit bewährten Fachmännern verbunden hat, einen gedeihlichen Fortgang.

Wesen, Bedeutung und Ziele der Freimaurerei. Von Br. O. (Frankfurt a. O., Oesterwitz.) — Gerade gegenwärtig, wo ein preußischer Prinz sich in den Orden aufnehmen ließ, während Kaiser Wilhelm II. zum Unterschiede von seinem Vater und Großvater der Maurerei anscheinend ablehnend gegenübersteht, dürfte dieses maßvolle und gut geschriebene Enkomion auf das Logenwesen Interesse erwecken. Es ist zunächst eine Antwort auf die neulichen Zeitungsangriffe von strengkirchlicher, hochconservativer und ultramontaner Seite, welche die Logen bloße Filialen der Israelitischen Allianz nannten. Ueberzeugend wird dargelegt, daß der Orden nur edle, ideale Ziele verfolgt und keine Gefahr für Staaten und Kirchen bedeutet. Die Vorschläge zu Reformen innerhalb des Bundes beweisen, daß der Verfasser kein blinder Eiferer ist, sondern hohe ethische Zwecke für das Allgemeinwohl verfolgt.

Die Arbeit in den Gefängnissen. Von R. P. Falkner. (Jena, Gustav Fischer.) — Dem Verfasser dieser tüchtigen kleinen Schrift ist es gelungen, nicht bloß deutsches, sondern auch österreichisches, niederländisches, englisches, französisches, italienisches und nordamerikanisches statistisches Material zu erhalten. Er erörtert auch das Verhältniß der Gefangenarbeit zu dem freien Gewerbe. k. w.

G. Wolf, durch zahlreiche Arbeiten über österreichische Geschichte bekannt, hat eine Studie „Aus der Zeit der Kaiserin Maria Theresia" (Wien, Alfred Hölder) veröffentlicht. Sie enthält eine kleine Nachlese von Archivalien über Hof und Regierung der großen Fürstin, zahlreiche eigenhändige Bemerkungen und Entscheidungen, insbesondere Beiträge zur kirchlichen Lage jener Zeit und der persönlichen Stellung der Souveränin zu den verschiedenen Confessionen ihres Landes. An den Grundzügen in ihrem Bilde ändern natürlich diese in bunter Mannigfaltigkeit mitgetheilten Kleinigkeiten nichts, aber sie werden mit Interesse gelesen und beachtet werden. g.

Flittergold. Roman aus dem Offiziersleben der Gegenwart von Fedor von Zobeltitz. (Jena, Hermann Costenoble.) — Fedor von Zobeltitz kennt Freud und Leid des Offiziersstandes aus eigener Erfahrung und schildert das Erfahrene mit rühmenswerther Wahrheitsliebe. Seine Weltanschauung ist eine wesentlich optimistische, das Böse im Leben und in der Gesellschaft erscheint ihm als ein Natürliches, aus dem sich ebenso natürlich das Gute entwickelt. Was sich in dieser Evolution als nicht widerstandsfähig erweist, geht zu Grunde, das Gesunde, Kräftige bleibt als daseinsberechtigt bestehen. Das Flittergold fällt ab, das einfache echte Metall kommt zur Geltung. Die Ereignisse spielen sich in Börsen- und Offizierskreisen ab, welche durch materielle Interessen, Uebergoldung des auf unehrenhaftem Wege geschaffenen Wohlstandes und Neuvergoldung des brüchig gewordenen Wappens in Beziehung gesetzt werden, die durch das Zusammenspiel dieser Interessen geeinigten Bande lösen sich, das von Natur für einander Geschaffene findet sich zusammen. m.

Digitized by Google

Inserate.

Im Verlage von L. Staackmann in Leipzig erschien soeben:

Friedrich Spielhagen.

Ein literarischer Essay

von

Gustav Karpeles.

Mit dem Bildniß des Dichters.

8°. brosch. M. 1.50.

Gratis u. fr. versende Katalog über m. reichh. Verlag. Grösste Auswahl in kl. Lustspielen, Possen, kom. Scenen, Fastnachtssp., Pantomimen, Schattensp., leb. Bildern, Couplets, Prologen, Cot.-Touren etc.

G. Kramer, Buchh., Hamburg St. P.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Soeben erschien:

Von der Monarchie,

ihrer Nothwendigkeit und Gefahr.

Ein wissenschaftliches Capitel

von

Dr. Victor Hartogensis.

gr. 8. 52 Seiten. brosch. 1 M.

Aus eingehender Kenntniß französischer Literatur und Geschichte bis in einzelne fernliegende Daten erklärt der Verfasser die traurige Katastrophe der französischen Revolution, ohne die Möglichkeit der Wiederherstellung des Königthums auszuschließen.

Zu haben in allen Buchhandlungen.

Billige Bücher!

Aus der Hinterlassenschaft eines Schriftstellers werden unter der Hälfte des Ladenpreises verkauft: **Die Hohenzollern u. d. deutsche Vaterland.** Reich illustr. Prachtw. Folio. geb. München, 1881, neu 30 M. — **Bauernfeld,** Ges. Schriften. Wien 1873. 12 Bde. Hlbf. 20 M. — **Blumauer,** Sämmtl. Werke, ill. v. Chodowiecky 1801, 4 Bände, und **Collin,** Sämmtl. Werke. Ill. 1813. Schön Leder. 3 Bände. Zusammen 15 M. — **Goethe's** Italienische Reise. Illustr. v. Kahle. Berlin 1885. Reich ill. Prachtw. geb. neu 30 M. — **Wolfgang Menzel,** Gesch. der deutschen Literatur, Leipz. 75. 3 Bde. Lw. 5 M. — **Schiller,** Die Horen, eine Monatsschrift, 1795 bis 97, br. compl., schön, 20 M. — **Klinger,** Sämmtliche Werke, Königsberg 16, 12 Lederbände 5 M. — **Niebuhr,** Reisebeschreibung nach Arabien u. and. umlieg. Ländern, Kopenhagen 1778, ill. 2 schöne Lederbände, 15 M. — **Corneille,** Oeuvres, Par. 65, 12 vols. Hlf. (Coll. du Prince Impérial) und **Lamartine,** Oeuvres poetiques. Paris 32, 4 vols. maroquin. Zus. 30 M. — **v. Sybel,** Gesch. d. Revolutionszeit. 5 Bde. Hf. 20 M. — **Uirici,** Shakespeare's dram. Kunst. 2 Bde. Hf. 10 M. — **Reissmann,** Handb. d. Tonkunst. Berl. 82. Lw.; ferner: Derselbe, Gluck's Leben und Werke. Eleg. Lw. und **Nohl,** Musikerbriefe. Leipz. 67, Lw. zus. 15 M. — **Thackeray,** Vanity fair. Lond. 71, ferner **Goldsmith,** Works. Edinb. 78 und **Defoe,** Rob. Crusoe, by himself. Lond. 3 eleg. Lwbde. zus. 20 M. — **Brümmer,** Dtsch. Dichterlexikon. 2 Bde. m. Nachtr.; ferner **Dtsche. Dichter u. Denker d. Gegenw.** (Autographen). Eleg. Lw. und **Viehoff,** Goethe's Leben. 4 Bde. Lw. zus. 15 M.

Bestellungen gegen Postnachnahme durch Vermittlung der Expedition der „Gegenwart", Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.

Zu Friedrich von Bodenstedt's 70. Geburtstage.

Der Sänger des Mirza Schaffy — wie Bodenstedt nun schon seit einem Menschenalter all überall genannt wird — begeht am 22. April die Feier seines 70. Geburtstages.

Der nimmermüde Wanderer, der die Welt vom Orient zum Occident, vom Kaukasus bis San Francisco durchstreifte, der die deutsche Nation nicht nur, sondern die ganze gebildete Welt durch die lebfrischen Schilderungen seiner Reisen erfreute, der die Schätze der orientalischen Literatur erschloß — er hat sicher einen gegründeten Anspruch auf die Anerkennung und den Dank aller Nationen.

Ungeachtet seiner rastlosen Arbeit war ihm das Glück nicht günstig! Ihm nunmehr nach langer Lebensfahrt ein bescheidenes, eigenes Heim, ihm die zu angestrengter Geistesarbeit nöthige Ruhe zu schaffen, ist die Absicht seiner unterzeichneten Freunde und Verehrer. Harren doch noch einige größere Werke Bodenstedt's ihrer Vollendung.

Möge dem greisen Dichter an seinem Lebensabende vergönnt sein, was ihm Fügung und Geschick bis dahin nicht gewährten.

Und so wenden wir uns an unsere Landsleute nicht nur, sondern an alle Verehrer Bodenstedt's — in der alten wie neuen Welt —, welcher Sprache und nationalen Abstammung sie auch seien, mit der Bitte: des bevorstehenden Tages und des Dichters eingedenk sein zu wollen, damit es uns vergönnt werde, Friedrich Bodenstedt

eine Ehrengabe

an seinem siebenzigsten Jahrestage

darzubringen, seiner poetischen Gaben werth und werth der Anhänglichkeit und Verehrung, deren sich der hervorragende und gemüthreiche Dichter der Lieder des Mirza Schaffy erfreut.

Wiesbaden, im Februar 1889.

von Wurmb, Regierungs-Präsident. Dr. jur. von Ibell, Oberbürgermeister. Professor Dr. R. Fresenius, Geheimer Hofrath. Dr. Georg Ebers, Professor. Dr. Außfeld, Archivar. Graf von Seckendorff, Kammerherr und Legationsrath. Ferd. Hey'l, Cur-Director. H. Dickmann, Schriftsteller. C. Hensel, Buchhändler. L. Dreyfus, Rentner. J. Lahm, Redacteur. Wilh. Aufermann, Gutsbesitzer. Dr. jur. Albert Wilhemj. W. Nötzel, Rentner. Dr. jur. Bergas, Rechtsanwalt. Fr. Kalle, Reichstags-Abgeordneter. Dr. med. Zinßer, sämmtlich in Wiesbaden.

Bei uns ist soeben erschienen und zu beziehen durch alle Buchhandlungen:

Theorie der Preßfreiheit

und

der Beleidigungen.

Von

Dr. Karl Walcker,

Docenten der Staatswissenschaft an der Universität Leipzig.

VIII u. 102 Seiten. Preis 3 M. 50 Pf.

Die Walcker'sche, gemeinverständlich gehaltene Schrift ist für Juristen, Politiker und andere gebildete Leser aller Richtungen von großem Interesse. Der Verfasser wird von Roscher in seiner Geschichte der Nationalökonomie als „vielseitig und geistreich" bezeichnet.

Macklot'sche Buchhandlung und Buchdruckerei in Karlsruhe.

Deutsche Verlags-Anstalt

in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Soeben ist erschienen:

Der Alan.

Roman von

Johannes van Dewall.

Dritte Auflage.

Mit 141 Illustrationen von H. Brandt.

26 Bogen in Oktav.

Preis kartonirt 4 M.; fein in Leinwand geb. 5 M.

Dieser von echt deutschem Nationalgefühl beseelte Dewallsche Roman behandelt ein Stück Zeitgeschichte: Die Deutschen in Paris. — Nachdem zwei Auflagen davon erschienen und verkauft sind, haben wir uns zur Herausgabe dieser **dritten, illustrirten Auflage** entschlossen. Die Schöpfung des allbeliebten Erzählers in diesem neuen Gewande **mit den reizenden Illustrationen H. Brandts** wird gewiß mehr noch als bisher Anklang finden.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Neuer Verlag von Karl J. Trübner in Straßburg.

Soeben erschien:

Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache

von

Friedrich Kluge,

ord. Professor der deutschen Sprache an der Universität Jena.

Vierte umgearbeitete und vermehrte Auflage.

Lex.-8°. XXIV u. 458 Seiten. Preis: broschirt M 10.—, geb. in eleg. Halbfranz M 12.—.

Von Luther bis Lessing.

Sprachgeschichtliche Aufsätze

von

Friedrich Kluge,

Professor an der Universität Jena.

Zweite, durchgesehene Auflage.

Inhalt: Kirchensprache und Volkssprache. — Maximilian und seine Kanzlei. — Luther und die deutsche Sprache. — Schriftsteller und Buchdrucker. — Schriftsprache und Mundart in der Schweiz. — Oberdeutscher und mitteldeutscher Wortschatz. — Niederdeutsch und Hochdeutsch. — Latein und Humanismus. — Oberdeutschland und die Katholiken.

8°. XII u. 150 Seiten mit einem Kärtchen.

Preis: broschirt M 2.50, geb. in Ganzleinwand M 3.50.

Hierzu eine Beilage von Fr. Bassermann in München.

Redaction: Berlin S.W., Möckernstr. 67. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig. Expedition: Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.

Digitized by Google

№ 10. Berlin, den 9. März 1889. Band XXXV.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von **Georg Stilke** in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt:

Französische Ministerkrisen. Von J. Norder-Ney. — Irische Gesetzlosigkeit. Von Ph. Aronstein. — **Literatur und Kunst:** Literarische Grenzstudien. Von Wilhelm Goldbaum. — Ein Bildniß der Familie Goethe. Von H. Düntzer. — Aus der Geschichtswissenschaft. Von Bruno Gebhardt. — **Feuilleton:** „Ein Mann über Bord!" Von K. M. Stanjukowitsch. Autorisirte Uebersetzung aus dem Russischen von N. Golant. (Schluß.) — **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Aufführungen. „Weh' dem, der lügt." Eine Komödie in fünf Aufzügen von Grillparzer. (Deutsches Theater.) Von O. B. — „Der Fall Clémenceau." Schauspiel in fünf Aufzügen von Alexander Dumas und Armand d'Artois. Von Z. — Offene Briefe und Antworten: Nochmals Stamm's Allwohlbund. Von Dr. L. A. — Notizen. — Inserate.

Französische Ministerkrisen.

Von J. Norder-Ney.

Paris, Anfang März.

„Die Republik ist das höchste Ideal. Sie ist die einzige Staatsform, die eines Menschen würdig ist. Aber ihre Verwirklichung scheint bei den zeitgenössischen Völkern fast unmöglich, da sie entweder noch nicht genug oder schon zu sehr civilisirt sind." Diesen Ausspruch that kein an seiner Sache verzweifelnder Freiheitskämpfer, nach dem Anhören seines Todesurtheils, auch kein aus einer Revolution hervorgegangener Dictator, sondern der erste Minister eines der ältesten Königreiche: Benjamin Disraeli, Earl of Beaconsfield, der Führer der Tories und Gründer der „Primelliga". Frankreich hat die Wahrheit der obigen Worte schon zu wiederholten Malen erfahren müssen. Sobald es den Versuch machte, die Herrschaft eines Einzelnen abzuschütteln, ist es unter das Joch von Hunderten gerathen, die es nur einem schärferen Absolutismus entgegenführten. Seit der ersten Rede Mirabeau's: „Wir, die Erwählten des Volkes, wir beanspruchen die Freiheit, bei einem Ministerwechsel um unsere Meinung befragt zu werden," ist in der französischen Kammer unendlich viel über das Verhalten der Cabinette gestritten worden. Die Abgeordneten haben unaufhörlich über ihr unveräußerliches Recht gesprochen, die verantwortlichen Vertreter der Regierungsgewalt dem Parlament unterzuordnen. Die öffentliche Abstimmung hat über das Schicksal von nicht weniger als 173 Ministerien entschieden. Es liegt dabei nicht außer dem Bereich der Möglichkeit, daß die hundertjährige Feier des Bastillensturms mit einem anderen Jubiläum zusammenfällt: der Wahl des 175. Conseilpräsidenten!

Solch' ungeheurer Verbrauch an hohen Beamten, welche den verschiedensten Parteien angehören, zeigt klar die Fehlerhaftigkeit des ganzen Staatskörpers. Jeder ablehnende Kammerbeschluß gilt nicht den Personen, sondern vielmehr den Einrichtungen, an deren Spitze sie stehen. Napoleon III. hat einmal eine derartige Willensäußerung in sehr satirischer Weise beantwortet: „Sie beklagen sich auch über jeden Polizeiminister, Ich sehe schon, Sie werden nicht eher zufrieden sein, bis dies Portefeuille ganz abgeschafft ist!" Er that dies — und ernannte den ersten von der Kammer unabhängigen Polizeipräfecten! Dies Verfahren läßt sich leider nicht auf alle Verwaltungszweige ausdehnen. Man könnte es höchstens auf Heer- und Seewesen erstrecken. Die häufige Veränderung in der Leitung bringt dort die gröbsten Unzuträglichkeiten und Inconsequenzen hervor. Gerichtsbarkeit, Finanzwirthschaft, innere und äußere Politik werden sich aber nie der genauen Rechenschaftsablegung vor den Volksvertretern entziehen können, sonst wäre überhaupt ein Parlament überflüssig. Der Erhaltungstrieb zwingt daher jeden Minister, sich eine ihm gefällige Mehrheit zu sichern. Diese ist auf dreierlei Art zu erlangen: 1. durch strenge Bevormundung aller Parteien, an der Hand jede freie Bewegung einengender Gesetze und eines wohlgeordneten, dem Staatsoberhaupt willenlos ergebenen Heeres; 2. durch Verzichten auf jede selbständige Antragstellung und Annahme aller von einer Mehrheit ausgehender Gesetzvorschläge, und 3. durch den Abgeordneten unablässig erwiesene Privatzugeständnisse und Vortheile.

Letzteres System blüht augenblicklich an der Seine am meisten. Kein Bureau ist davon ausgeschlossen. Ganz unglaubliche Widersinnigkeiten und haarsträubende Rechtsvergewaltigungen werden von Ministern vorgenommen, die sonst Ehrenmänner sind, nur des „blauen Zettels" wegen. Personen mit weitem Gewissen, wenig Witz, gänzlicher Unempfindlichkeit gegen die schärfsten Angriffe, und der Gabe, sich allen Verhältnissen anzuschmiegen, eignen sich allein zur Rolle eines französischen Ministers. Charakterfestigkeit, eigener Wille und höhere Absichten gehören in die Mazarin'sche Rumpelkammer. Die glühendste Beredsamkeit, die kühnsten Pläne mit der zutreffendsten Logik dargestellt, sind nutzlose Waffen gegenüber der Verschwendung von Orden und Vorrechten, von den Geheimfonds und einträglichen Stellen gar nicht zu reden. Anders geartete Minister könnte die französische Kammer gar nicht vertragen. Sie braucht, um selbst zu bestehen, gefügige Werkzeuge ihres Ehrgeizes und ihrer Sonderinteressen. Es klingt wohl im Auslande sehr gut: „Den Mitgliedern des jetzigen Cabinets ist nicht das Geringste vorzuwerfen." Die Deputirten sähen sich dann aber jedes Einflusses beraubt. Die Wähler würden „machtlosen" Abgeordneten einfach ihre Stimme versagen. Die allgemeine Rücksichtnahme auf ihre wichtige Persönlichkeit verschwände mit einem Schlage. Niemand wagt heute dem Andern ernstlich nahe zu treten, da man nicht weiß, ob der eben Angeklagte nicht der Ankläger von morgen sein wird, der Gleiches mit Gleichem vergilt. Ein Dutzend Streber scheinen darum nach dem Abgang des Dreigestirns Thiers, Favre, Gambetta sämmtliche Ministersitze in Erbpacht genommen zu haben. Wie sich das Volk an seine Deputirten gewöhnt und immer dieselben wählt, so haben sich diese mit den Nachfolgern der Regierung von Tours abgefunden. Sie

Digitized by Google

wissen, daß sie von denen nicht viel Schlimmes, aber manchen Nutzen zu erwarten haben. Eine Auflösung ist ihnen nicht einmal ein Schreckgespenst. Heute wird die alte Kammer aufgelöst, morgen tritt die neue zusammen und die bekannten Gesichter sehen sich wieder! Die eben abgeschafften Minister können noch so deutlich ihre Regierungsunfähigkeit bewiesen haben, das frische Cabinet wird aus den Reihen seiner Vorgänger gebildet sein. Die einzelnen Portefeuilles sind allenfalls ausgetauscht. Wirklichen Vortheil haben nur die Möbelwagenvermiether, welche dieselben Sachen bald vom Quai d'Orsay nach der Place Vendôme, dann nach der Place Beauveau, dem Louvre oder der Rue Dominique fahren müssen. Und ihr Verdienst ist bei den geringen Entfernungen nicht sonderlich bedeutend! Die jetzige Kammer hat den Ruhm, in vier Jahren sechs Massenumzüge außer der Ziehzeit veranstaltet zu haben. Constans, Fallières, Tirard, Rouvier, Freycinet werden nun ziemlich alle Dienstwohnungen kennen. Spuller's Hinzutritt ist auch keine Neuerung. Der Freund Gambetta's war so zu sagen in allen Cabinetten heimisch. Seine Rathschläge wurden nicht gerade zum allgemeinen Besten ertheilt. Frankreich hat seit der Entlassung des Herzogs von Broglie eigentlich nie ein wirkliches Ministerium gehabt, sondern nur Vereinigungen von Deputirten, die mit den Amtsgeschäften der Minister vertraut waren. Sie haben von ihrem Ressort selten etwas verstanden, aber Alle ritten das Steckenpferd der „republikanischen Concentration". Die alten Minister, welche das neueste Ministerium bilden, machen davon keine Ausnahme. Drei bis vier verständige Köpfe sind darunter. Das Uebrige zählt nicht mit, und man spricht höchstens davon, wenn es einen außerordentlich groben Fehler begeht. Aber was sind überhaupt alle diese Leute auf der ersten Bank im Palais Bourbon? — Strohmänner! Die Cabinetschefs und die Unterstaatssecretäre, das sind die eigentlichen Leiter der Geschicke Frankreichs!

Frau Rouvier, in ihren Mußestunden Bildhauerin, konnte Frau Tirard bei einem freundschaftlichen Besuche den Vorschlag machen, mit ihr das Logis zu wechseln, da sich für ihr Atelier die Aussicht auf den Fluß sehr gut eignen würde. Frau Tirard konnte mit Freuden hierauf eingehen, weil ihr Mann in Folge der feuchten Nachbarschaft an Rheumatismus litt. Die Damen wußten gefällige Abgeordnete geschickt von der Berechtigung ihrer Wünsche zu überzeugen. Eine kleine Krisis wurde veranstaltet, — und der Handelsminister wechselte mit dem Finanzminister seinen Posten — ohne daß der Staat etwas gemerkt hätte. Denn Rouvier und Tirard tauschten auch ihre Cabinetschefs aus. Das ist indeß gewöhnlich nicht der Fall, und darin liegt ein Hauptgrund der häufigen Ministerkrisen.

Jeder Abgeordnete, Präfect oder Minister hat seinen „Privatsecretär", einen politischen Handlanger, der vom Bau mehr versteht als der Meister. Er besorgt die Correspondenzen seines Vorgesetzten, so weit sie nicht ganz intimer Natur sind. (Und man weiß, daß Andrieux sogar seine Liebesbriefe von seinem Secretär anfertigen und sie sich nur zur Unterschrift vorlegen ließ. Boulanger hat für diesen Zweck einen eigenen Secretär. Der Minister Allain-Targé sandte auch an seine legitime Frau nur Botschaften vermittelst seines „Chefs".) Sie verfassen die Reden, welche meistens abgelesen werden, falls dieselben nicht von weiblicher Seite inspirirt sind, und empfangen die meisten Besuche ihrer zu „beschäftigten" Herren. Sie gewinnen auf diese Weise Einblick in alle Verhältnisse. Eine gewisse Arroganz und Ueberhebung bildet sich dadurch gewöhnlich bei ihnen aus. Es dauert nicht lange, bis sie die eigentlichen Machthaber sind. Sämmtliche einlaufenden Briefe werden von ihnen zuerst geöffnet und den Deputirten vorgelegt — oder nicht, wie es ihnen paßt. Ob immer alle Antworten genau nach dem Dictat des Abgeordneten geschrieben und verschickt werden, ist eben so zweifelhaft. Aber über jeden Zweifel erhaben ist die Thatsache, daß diese Herren ihre eigene Politik, ihre besonderen Zwecke und Ziele verfolgen. Sie stehen mit der Presse in directer Verbindung, denn sie sind gewöhnlich ehemalige Journalisten. Ihre früheren Collegen wenden sich zuerst auskunftshalber an sie. Daß die ertheilten Informationen ihren eigenen Plänen nicht zuwider laufen, ist selbstverständlich. Ihr Hauptplan ist stets, Geld zu verdienen. Sie beziehen fast gar kein Gehalt, sind also auf Nebeneinkünfte angewiesen. Durch eine ungemeine Wichtigthuerei und Selbstüberhebung wird ihnen das Ansehen gegeben, als könnten sie Alles allein verfügen. Stellensuchende und Bittende aller Art drängen sich täglich um sie. Je mehr Wünsche sie erfüllen, je mehr Ehrgeizige sie zu befriedigen versprechen, um so höher steigt ihr Ansehen und ihre Einnahme. Ob der von ihnen empfohlene Beamte sich für seinen Beruf eignet oder nicht, ist ihnen gleichgültig. Der ganze französische Verwaltungsapparat zersetzt sich selbst auf diese Weise immer mehr. Da außerdem jeder Beamte weiß, daß seine Herrschaft mit dem Ministerium steigt und fällt und von dem guten Willen des Cabinetschefs abhängt, so sucht er sich nur zu bereichern, anstatt zu belehren. Die Unterbeamten fühlen sofort den Mangel an Geschäftskenntniß ihrer Vorgesetzten heraus. Sie geben sich auch keine Mühe, für ihr geringes Gehalt mehr zu leisten als jene, die dreifach so hoch besoldet sind. Allgemeine Verschleppung der Angelegenheiten, Nachlässigkeit im Dienst und Unfähigkeit, den geringsten außerordentlichen Anforderungen gerecht zu werden, begleiten das officielle Raubsystem. Man kann Namen und Personen wechseln, die Thatsachen bleiben dieselben. Sie sind Alle wie Eine, in jedem Fach, unter jeder Leitung. Der verantwortliche Minister ist in der Regel nur der Prügeljunge für die unverantwortlichen Thorheiten seiner „rechten Hand". Jules Ferry wäre nicht den Ränken Clémenceau's zum Opfer gefallen, hätte ihm nicht Herbette zur Seite gestanden. So lange die französische Politik von dem guten Déjeuner oder den Spielverlusten der Unterbeamten abhängt, so lange wird die Ministerkrisis ein chronischer Zustand sein!

Keine der jetzt abermals am Ruder befindlichen Personen ist jedoch im Stande dieses Grundübel auszurotten. Sie fingen ihre politische Laufbahn in der Mehrzahl selbst so an, oder verstehen nicht einen einzigen Bericht ohne Hülfe sachlich abzufassen. Die Furcht vor ihrem Sturz ist das Einzige, was sie erfüllt. Sie haben die größte Angst, sich um etwas selbst zu kümmern, irgendwo selbst thatkräftig einzugreifen: es könnte mißdeutet werden. Ferry bekam vor jeder Rede Zahnschmerzen; Brisson mußte stark gefrühstückt haben, ehe er auf die Tribüne stieg; Freycinet entschließt sich zum Hervortreten nur, nachdem ihm seine Tochter förmlich jedes Wort eingetrichtert hat. Die armen, ehrgeizigen Ministerfrauen und -Freundinnen haben einen schweren Stand bei den Cabinetten seit Mac-Mahon! Alle ihre Aufmunterungen helfen nichts. Die Minister ermangeln jeglicher Kühnheit und persönlicher Initiative auf dem Felde der Politik! Die Zaghaftigkeit ihrer Herren und Diener hat seinen Grund in der Unzuverlässigkeit des Heeres.

Eine straffe einheitliche Leitung fehlt demselben. Das Parteiwesen bemächtigte sich der Führer, drang durch Reservisten und Landwehrleute in die Kasernen ein. Fast spanische Zustände sind dort eingerissen. Der Major Labordère eröffnete die Reihe der Pronunciamentes am 16. Mai 1879 durch seine Weigerung auszurücken „da es gegen das Volk sei". Er gab das Beispiel des Ungehorsams und der Disciplinlosigkeit. Er ist dafür heute über die Köpfe alter, bewährter Generäle hinweg zum Präsidenten der Armeecommission ernannt! General Boulanger wurde auf gleich ungerechtfertigte Weise zum Kriegsminister erhoben und auf viel weniger motivirbare Art jäh entlassen. Solches Verfahren bringt Erbitterung hervor bis in die niedrigsten Rekrutenkreise. Die Heerführer, welche den Feind vor die Spitze ihres Degens gefordert haben, die Wunden und Entbehrungen für ihre Tapferkeit davontrugen, sind einem Civilisten untergeordnet! Er mag vielleicht den Bau der Festungen verstehen, aber im Leben nichts vom einfachsten Reiterangriff. Was Wunder, wenn Offiziere und Mannschaft einem solchen Ministerium, einer Regierung, die überhaupt ein solches Ministerium zuläßt, ihre Unterstützung versagen? Ein Cabinet, dessen Stärke nicht in der Armee ruht, kann sich in Frankreich schon von vorneherein als aufgegeben betrachten. Der stille Wider-

Digitized by Google

stand, die nicht ausgesprochene Parteinahme der Militärs ist der Republik viel gefährlicher als ein offenkundiger Uebertritt zum Gegner. Das Ministerium wird in einer absichtlichen Täuschung erhalten und stets im Unklaren über die eigene Kraft sein. Es wird hin- und hertasten mit Reformen und Verordnungen, aber nur leere Worte werden in der Kammer verhallen, nur kostspielige Experimente im Verwaltungsdienst gemacht werden. Und wenn der abergläubische Tirard mit zehn anstatt mit fünf schwarzen Katzen, die in seinem Cabinet beständig um ihn sein müssen, zusammen wohnt, er wird daran nichts ändern, sondern die Republik unter dem doppelten Fluch der Schuld und der Lächerlichkeit ihrem Untergang nur einige Monate früher entgegenführen. Ordentlich angestellte Ressortbeamte, die nicht mit dem jeweiligen Ministerium wechseln, und eine rein militärische, unpolitische Heeresleitung vermögen vielleicht noch für ein Jahr länger den Zusammenbruch der jetzigen Staatsform zu verhindern. Die dann ohne „A. r." verabschiedeten Minister haben als Trost das Bewußtsein, ihr Loos sich selbst zu verdanken. Niemand weint ihnen eine Thräne nach, und die Weltgeschichte schließt endlich ihr Capitel höchst unerquicklicher Wirren, Scandale, Betrügereien, Ungerechtigkeiten, ehrsüchtigen, goldgierigen Streberthums und niederer Ränke.

Irische Gesetzlosigkeit.

Von Ph. Aronstein.

Die überraschende Wendung, welche der Monate alte Proceß der „Times" gegen Parnell genommen, hat die Aufmerksamkeit auch deutscher Leser wieder auf die irische Bewegung gelenkt, so daß eine zusammenhängende Darstellung derselben willkommen sein mag. Es ist jetzt festgestellt, daß die Enthüllungen des Londoner Weltblattes, wonach der Führer der Iren an den Morden im Phönixpark irgendwie betheiligt sei, sich auf die Aussagen eines Meineidigen und Fälschers stützen, und in Folge dessen ist in der öffentlichen Meinung Englands eine so starke Bewegung zu Gunsten der Iren bemerkbar, daß die Tage des Tory-Ministeriums Salisbury ernstlich bedroht sind. Der dem Homerule geneigte Gladstone, ein Ministerium der liberalen Whigs, wird die Erbschaft antreten und ohne Zweifel den Wünschen der Iren so viel wie irgend möglich entgegenkommen.

Wir wollen einmal an das Zeugniß der Geschichte appelliren und untersuchen, woher dieser Geist der Ungesetzlichkeit und des Mißtrauens bei den Iren stammt. Ist das irische Volk wirklich, wie viele Engländer mit pharisäischem Bedauern behaupten, ohne die Gaben der Selbstbeherrschung und Energie, die Völkern sowohl wie Einzelnen zum Fortkommen unentbehrlich sind? Ist es in der That zur politischen und wirthschaftlichen Sclaverei von der Natur bestimmt, höchstens fähig, unter einem aufgeklärten Despotismus zu gedeihen? Es ist immer hart und voreilig, über ein ganzes Volk so abzuurtheilen. Für die geistige und materielle Lage der Iren aber bieten uns Vergangenheit und Gegenwart mehr als genügende Gründe.

Zunächst sind die Iren keineswegs überall arm und unzufrieden. Wie in den vorigen Jahrhunderten Tausende von Iren nach Frankreich, Spanien und Oesterreich ausgewandert sind und in den Heeren dieser Länder mit Auszeichnung gekämpft oder an ihren Höfen als Diplomaten Lorbeeren errungen haben, so wohnen jetzt in Amerika beinahe fünf Millionen Iren, gewerbfleißige und gesetzestreue Bürger, denen man nichts zum Vorwurf machen kann, als eine gewisse politische Regsamkeit, die wohl eine Folge ihrer in der alten Heimath gemachten Erfahrungen ist.

Statt deshalb voreilig zu Gericht zu sitzen über ein Volk, welches vor allen germanischen Stämmen aus dem Barbarismus hervorgetaucht war und eifrige Glaubensstreiter in alle Länder sandte, wollen wir einen Rückblick werfen auf die neuere Geschichte desselben und dort den Ursprung jener mächtigen und tiefgehenden Leidenschaften suchen, die in dem jetzt sich abspielenden Kampfe einen Ausweg und ein Object finden. Es ist eine höchst belehrende Betrachtung, denn sie zeigt uns klar den Zusammenhang zwischen Ursache und Wirkung, zwischen drückender Knechtschaft und wilder Empörung, zwischen Ungerechtigkeit und deren Vergeltung. Die Völker rechnen nicht nach Jahren, sondern nach Generationen und sie vergessen nur schwer und langsam.

Die eigentliche Unterwerfung Irlands beginnt erst unter der Königin Elisabeth. Von ihrer Regierung an bis zum Ende des 17. Jahrhunderts war die grüne Insel der Schauplatz des wildesten Rassen- und Religionskampfes, von dem die Geschichte weiß. Die Engländer feuerte außer dem uralten, eingefleischten Hasse des Angelsachsen gegen den Kelten die Liebe zur nationalen Unabhängigkeit und zur protestantischen Religion an. Sie führten den Kampf ohne Mitleid, wie die Kinder Israels mit der Schärfe des Schwertes alle schlagend von Mann bis Frau, von Kind bis Säugling. Englands Verlegenheit war jedesmal Irlands Gelegenheit. Die Spanier und später die Franzosen verbanden sich mit den Iren, die immer wieder geschlagen, immer wieder hervorbrachen, bis sie endlich erschöpft am Boden lagen. Auf jede Niederlage folgte eine allgemeine Gütereinziehung. Die alten Landbesitzer wurden in die Moraste und Wälder der westlichen Grafschaften getrieben, während englische und schottische Offiziere und Soldaten, Abenteurer und königliche Günstlinge sich auf ihren Gütern niederließen.

Das Ziel dieser Kämpfe war auf Seiten der Iren Losreißung von England, auf Seiten der Engländer nicht bloß Unterwerfung, sondern vollständige Ausrottung, ein Ziel, welches Jacob I. mit pedantischer Grausamkeit, Cromwell mit zielbewußtem, national-religiösem Fanatismus verfolgte. Es gelang schließlich zwar nicht, die Iren zu vernichten, aber sie arm und elend zu machen, sie zu erniedrigen zu Wasserträgern und Holzhauern auf dem Lande ihrer Väter, während tief an ihrem Herzen der Haß gegen den Sachsen, das nationale Bewußtsein und die Anhänglichkeit an die alte Religion schlummerten. Diese Epoche schließt mit dem Vertrage zu Limerick, durch welchen nach einem zwar fruchtlosen, aber hartnäckigen und nicht unrühmlichen Widerstande den Iren religiöse Toleranz, Sicherheit des Eigenthums und Amnestie zugesichert wurde.

Eine neue Epoche beginnt, die Zeit der protestantischen Hegemonie. Sie leitet sich würdig durch einen Vertragsbruch ein. An die Stelle der versprochenen Sicherheit des Eigenthums tritt eine neue Gütereinziehung in großem Maßstabe; anstatt der religiösen Toleranz empfangen die Iren einen Codex von Strafgesetzen, welchen ihr großer Landsmann Burke einige Generationen später folgendermaßen beschreibt: „Wohl durchdacht und angeordnet in allen seinen Theilen; eine Maschine von weiser und ausgearbeiteter Einrichtung und so passend für die Unterdrückung, Verarmung und Erniedrigung eines Volkes, und die Entwürdigung der menschlichen Natur in demselben, wie sie jemals der verkehrte Scharfsinn der Menschen erfand." Es ist eine gesetzliche Tyrannei einer Nation über die andere, in der sich der Uebermuth des Unterdrückers ausspricht, der den Besiegten mit Füßen tritt, weil er seine Feindschaft nicht mehr zu fürchten braucht.

Die Katholiken wurden von allen politischen und bürgerlichen Aemtern ausgeschlossen. Sie konnten weder Richter und Advocaten, noch Flurschützen und Polizeidiener werden; das Waffentragen wurde ihnen unter Androhung der strengsten Strafen verboten; auch konnten sie weder im Heere, noch in der Marine dienen. Ein Katholik durfte kein Pferd besitzen, welches mehr als 100 Mk. werth war, und jeder Protestant konnte um diesen Preis von seinem Pferde Besitz ergreifen. Er wurde nicht zur Universität zugelassen, durfte keine Schule halten, kein Lehrer sein und seine Kinder auch nicht zur Erziehung in das Ausland senden. Es blieb ihm also nichts übrig, als entweder seine Kinder in der Unwissenheit heranwachsen zu lassen oder sie in Schulen zu schicken, deren ausgesprochener Zweck war, sie zu Protestanten zu machen.

Digitized by Google

Der Handel und die Industrie Irlands wurden durch Zölle und Ausfuhrverbote vernichtet, damit dasselbe England keine Concurrenz mache. Sein Budget wurde belastet mit einem immer anschwellenden Pensionsfonds für königliche Maitressen und Günstlinge. Im Falle eines Krieges zwischen England und einer katholischen Macht mußte das arme Land für die Kosten aufkommen.

Die Landerwerbung wurde den Katholiken durch Einschränkungen und Verbote fast unmöglich gemacht. Selbst in die Heiligkeit des Testamentes und das häusliche Leben griff das Gesetz ein, um durch Erregung der niedrigsten Habsucht zum Abfall vom Katholizismus zu verleiten. Die Ausübung der katholischen Religion war gesetzlich verboten, wurde jedoch unter großen Beschränkungen zugelassen. Alle katholischen Bischöfe und sonstigen höheren Geistlichen wurden aus dem Lande gejagt und sollten, falls sie nach einer bestimmten Frist dort gefunden würden, nach der bezeichnenden Ausdrucksweise des damaligen Gesetzes gehängt, ausgeweidet und geviertheilt werden. Um diese Gesetze wirksam zu machen, wurde eine ausgedehnte Spionage begünstigt und befördert.

Es ist ein Glück, daß die Wirkungen schlechter Gesetze aus allgemein menschlichen Gründen immer hinter den Absichten ihrer Urheber zurückbleiben. So geschah es auch hier. Aber sie wirkten doch verderblich genug. Es gelang ihnen, die Katholiken zu verarmen, allen Unternehmungsgeist in ihnen zu ertödten und die Kluft zwischen ihnen und den Protestanten zu erweitern. Es gelang ihnen ferner, in den so Geknechteten einen eingefleischten Haß gegen das Gesetz als solches groß zu ziehen und dieselben zu lehren, nur in gewaltthätiger Selbsthülfe und geheimen Verbindungen Schutz und Hülfe zu suchen. Die religiöse Bekehrung glückte nur bei wenigen Personen aus den höheren Ständen, die nach Amt und Stellung strebten, während die große Mehrzahl, da sie nichts zu thun hatte, sich einem in unmäßigem Trinken, Duellen und anderen Gewaltthätigkeiten abwechselnden Leben hingab. Das Volk aber hielt fest an der angestammten Religion und unterstützte noch mit seiner Armut die Priester, die, sich den größten Gefahren und Entbehrungen aussetzend, in Höhlen und auf freiem Felde den angestammten Glauben predigten. Die englisch-protestantischen Großgrundbesitzer aber zogen es vor, statt in dem halb barbarischen Lande zu leben, ihr Geld in England oder auf dem Continente zu verzehren und ließen ihre Pächter durch gewissenlose Agenten rücksichtslos aussaugen.

Jeder Druck erzeugt Gegendruck. So regte sich denn auch bald der Geist des Widerstandes in Irland, zunächst in der protestantisch-englischen Colonie. Es fanden sich Männer, die laut klagten über Mißregierung, Verschleuderung der Einkünfte und die Bestechlichkeit und Machtlosigkeit des Parlaments. Die eingeborene Bevölkerung hatte an dieser Bewegung gar keinen Antheil. Wenn die Führer der irischen Opposition der gesetzlichen Unabhängigkeit Irlands das Wort redeten, so dachten sie ebensowenig daran, den Eingeborenen politische Rechte zu gewähren, als die römischen Republikaner es für gerechtfertigt hielten, wenn eine Schaar Gladiatoren sich der entwürdigendsten und erniedrigendsten Knechtschaft zu entziehen suchte oder die Amerikaner es sich einfallen lassen würden, den Indianern den Genuß der unveräußerlichen Menschenrechte zu Theil werden zu lassen. Es gelang dieser Opposition, an deren Spitze der erste große irische Patriot der Neuzeit, der edle und redegewaltige Henry Grattau stand, die Unabhängigkeit des irischen Parlaments zu erlangen.

Eine kurze Zeit lang wurde Irland von einem freien Parlamente in Dublin regiert. Diese Versammlung war zwar bestechlich und verderbt und setzte sich ausschließlich aus protestantischen Engländern zusammen. Aber die Stimme der Menschlichkeit und des Rechtes ließ sich doch zuerst hier hörbar vernehmen, und die Strafgesetze gegen die Katholiken wurden wesentlich gemildert. Das katholische Volk aber, welches den Glauben an Gesetze verloren hatte, nahm seine Zuflucht zu geheimen Verbindungen, welche ihm, ähnlich wie die mittelalterlichen Vehmgerichte in Deutschland, als die Werkzeuge eines wilden Gesetzes der gesellschaftlichen Moral erschienen, das seine Interessen vertrat und beschützte. Es bildeten sich Gesellschaften, die sich „Weißeburschen", „Eichburschen", „Stahlherzenburschen" nannten und die Gutsbesitzer, welche ihre Pächter durch zu hohe Pachten drückten, das Gemeindeland umzäunten und den Acker in Weide verwandelten, in ihrem Eigenthum schädigten oder gar körperlich mißhandelten. Man schritt militärisch gegen sie ein, aber immer wieder tauchten sie hervor unter anderen Namen, bald als „Tagesanbruchburschen", „Vertheidiger" und endlich als „Rechtburschen", die einem unsichtbaren Hauptmann Recht Treue schwuren und gehorchten.

Da kam die französische Revolution und erregte hier glühende, weitgehende Hoffnungen, dort Furcht und Entsetzen. Die Iren, sich Englands Verlegenheit noch einmal zu Nutze machend, forderten die Emanzipation der Katholiken und, als man ihnen dies verweigerte, griffen sie zu den Waffen. Ein französisches Heer unter dem General Hoche kam ihnen zu Hülfe und das 18. Jahrhundert, dessen letztes Viertel so verheißungsvoll für Irland begonnen hatte, schloß wieder mit einem blutigen Aufstande und dessen blutiger Unterdrückung. Wiederum durchrasten Mord und Verwüstung die unglückliche Insel. Dörfer und Städte, ja ganze Provinzen wurden geplündert und Weiber und Kinder grausam hingemetzelt.

Das irische Parlament aber löste sich auf und schloß im Jahre 1801 die Union mit England. Der Preis derselben, so hatte es der englische Minister Pitt gewollt, sollte die Gleichstellung der Katholiken sein, aber die Bigotterie König Georgs III. vereitelte die Absicht des humanen und weitblickenden Staatsmannes. Bestechung durch Geld, Aemter und Ehrenverleihung brach den Widerstand der irischen Patrioten.

Jetzt ist Irland 87 Jahre lang von Westminster aus regiert worden. Ist es seitdem besser gediehen, als vorher? Wir müssen diese Frage entschieden verneinen. Während auf der großbritannischen Insel die Bevölkerung in steigendem Maße zugenommen hat, ist sie in Irland von acht auf fünf Millionen gesunken und ebenso wie dort der Wohlstand hat sich hier die Armuth verbreitet. Dagegen sind etwa fünf Millionen Iren nach Amerika ausgewandert und unterstützen von dort aus durch Geld und Aufmunterung ihre heimischen Brüder in ihrer politischen Agitation.

Die Gesetzgebung bietet allerdings ein nicht ganz so trauriges Bild. Neben einer Unmasse von Zwangsgesetzen, Aufhebungen der Habeas-Corpus-Acte, Erklärungen von ganzen Provinzen in den Belagerungszustand, Ausnahmegesetzen mit discretionärer Vollmacht hat das englische Parlament auch die Gleichstellung der Katholiken beschlossen (1829). Aber gerade die Geschichte dieses Gesetzes hat, wie kein Zwangsgesetz die Iren in ihrem Mißtrauen gegen die Gerechtigkeitsliebe der Engländer bestärkt. Erst als Daniel O'Connell, der große nationale Führer der Iren, $^1/_2$ Million seiner Anhänger versammelt hatte, die auf einen Wink von ihm bereit waren, die Fahne der Empörung zu entfalten, gab das Oberhaus widerwillig und aus Furcht vor einem Bürgerkriege seine lange verweigerte Zustimmung zu der Forderung der Iren. Tief prägte es sich dem irischen Volke ein, daß es seine Befreiung von politischer Rechtlosigkeit nicht der Gerechtigkeit, sondern der Furcht der Engländer verdankte.

Was sonst noch für Irland geschehen ist, verdankt dasselbe dem Reformeifer des liberalen Führers Gladstone. Er hat die anglikanische Staatskirche in Irland abgeschafft (1869), eine große Institution mit Erzbischöfen und Bischöfen, reichen Pfründen und Universitäten für $^1/_{10}$ der Bevölkerung, während $^9/_{10}$ und zwar gerade die Armen und Elenden ohne staatliche Unterstützung für religiöse Zwecke blieben. Ihm verdanken die Iren auch die ersten Versuche, die schwierige Landfrage zu lösen, das Elend der Pächter zu heben oder doch zu mildern. Aber auch diese Veränderungen erfolgten nicht, nachdem Jahrzehnte lang erleuchtete und wohlwollende Staatsmänner, wie Macaulay und Andere sie als nothwendig, als billig und gerecht dargestellt hatten, sondern erst als einige Verwegene ihr Leben wagten, um in Manchester ein Paar Gefangene zu befreien und andere bei dem Versuche das Clerkenwell-Gefängniß in London zu sprengen, eine große Anzahl Unbetheiligter ver-

Digitized by Google

wundeten und tödteten. Und fällt nicht auch der Beginn der neuesten irischen Bewegung zusammen mit dem Phönixparkmorde? Ist es da ein Wunder, wenn unwissende Fanatiker alle parlamentarischen Mittel verschmähen und einzig in den Thaten dunkler Rachsucht und wilder Empörung Heil suchen für ihr Vaterland? Parnell beansprucht es gerade als sein Verdienst, die Meisten seiner Landsleute von dieser Politik der Verzweiflung bekehrt und ihnen Vertrauen eingeflößt zu haben zu einer allmählichen Reform auf dem Wege parlamentarischer Gesetzgebung. Aber noch besteht in Irland die Partei der Unversöhnlichen, der Fenier, deren Leiter in Amerika wohnen und die von dort aus Meuchelmörder und Dynamithelden entsendet. Sollte der kluge und weitblickende Politiker sich wirklich mit diesen kurzsichtigen Fanatikern eingelassen haben? Es ist kaum glaublich.

Abscheu vor der Gesetzlosigkeit eines Volkes, dem das Gesetz so lange ein Feind gewesen ist, Schrecken über seine mangelnde Achtung vor dem Eigenthum, das ihm selbst drei bis vier Mal geraubt worden ist, nationale Entrüstung über die Thatsache, daß es bei seinen wohlhabenderen Brüdern in Amerika Unterstützung und Rath sucht, vor allem das Geschrei über den Terrorismus des Nationalbundes, der doch am Ende die Pächter nur zwingt, sich vor Ausbeutung zu schützen, alles das wird das große irische Problem nicht lösen. Weit davon entfernt, irgend welche Ungesetzlichkeit vertheidigen zu wollen, haben wir nur zu zeigen versucht, wo ihre Wurzel liegt, wie sie die nothwendige Folge vorangegangener Ursachen ist. Mit den Ursachen werden auch die Wirkungen allmählich schwinden. Dazu ist es aber nöthig, daß auch die Engländer in sich gehen und ihre Vorurtheile und ihren Eigennutz überwinden, statt denselben, wie noch ein großer Theil derselben thut, täglich in moralischer Entrüstung und pharisäischem Hochmuth zu opfern und zu schmeicheln. Sie haben nacheinander sympathisirt mit den Griechen unter türkischer Herrschaft, mit den Italienern unter österreichischer Herrschaft, mit den Polen und Ungarn. Es ist an der Zeit, daß sie ernsthaft daran gehen, eigenes Unrecht zu sühnen.

Literatur und Kunst.

Literarische Grenzstudien.

Von Wilhelm Goldbaum.

Rückwärts weit wie im Dämmerscheine, obwohl in der That kaum anderthalb Menschenalter von uns geschieden, dünken uns bereits die letzten der Tage zu liegen, in welchen der deutsche Dichter sich noch als Sendbote und Verkündiger des Ideals auf Erden betrachtete und als solcher auch von den Anderen betrachtet wurde. Will man sie zeitlich begrenzen, so kann man als Markstein etwa das Jahr 1840 setzen, in welchem Georg Herwegh das Lied vom „Leicht Gepäck“ sang:

Ich will die Freiheit nicht verkaufen,
Und wie ich die Paläste mied,
Laff' ich getrost die Liebe laufen,
Mein ganzer Reichthum ist mein Lied.

Heute, wenn man diese Verse liest oder singen hört, klingen sie wie das Schwanenlied einer längst vergangenen Epoche, die, bevor sie in das Grab der Zeitalter hinabstieg, allen Ballast von sich abstreifte, um zum letzten Male mit einer Leidenschaftlichkeit ohne Gleichen sich an dem Gefühle ihrer Sendung zu berauschen, wie der Geist des Sterbenden noch einmal vor dem Ende aufflackert, wie die Flamme aufzischt, bevor sie vergeht.

Warum ist sie uns binnen drei Jahrzehnten so fremd und so unverständlich geworden, warum stiehlt sich denjenigen unter uns, welche mit ihren Anfängen unter der Wirkung und dem Eindrucke jener Epoche standen, wie ein Seufzer stiller Sehnsucht das Wort auf die Lippen: O wie weit, wie weit, liegt die fröhliche, selige Maienzeit? Warum bäumt sich in denjenigen von uns, welche von dem Athem der vierziger Jahre noch gestreift wurden, der Trotz, wenn wir eine jüngere Generation mit halb mitleidigem, halb geringschätzigem Achselzucken von Dichtern und Büchern reden hören, die uns, als zum ersten Male der Hauch der Poesie unsere jugendlichen Seelen berührte, das Beste und Unwiderstehlichste schienen, was die Muse den Menschenkindern, die sie liebt, zu schenken vermag?

Warum? Es ist ein Capitel von der Vergänglichkeit alles Irdischen wie jedes andere, aber man kann niemals darin blättern, ohne den Eindruck zu empfangen, daß noch keine Epoche unserer Literatur so schön und stolz versunken ist wie jene letzte, in welcher die Dichter dem Volke noch etwas waren und in welcher sie über dieses Bewußtsein hinaus für sich nichts wollten, weder reichlichen Erwerb, noch die Ehren, welche die Großen der Erde zu vertheilen haben, noch einen bevorzugten Platz in dem Verließ der Leihbibliotheken.

Im Jahre 1840 singt Georg Herwegh das Lied vom „Leicht Gepäck“, und im Jahre 1850 ist es aus und vorbei mit dem Poetenthum, das, wie das Königthum, sich von Gottes Gnaden herschrieb und seine Krone mit einem Stolze trug, daß man begreift, wie es sich immer wieder auf das Wort eines seiner großen Ahnen berufen mochte:

Es soll der Dichter mit dem König gehen,
Denn Beide stehen auf der Menschheit Höhen.

Auf der Menschheit Höhen, ja wohl, da sind sie gewandelt, die Homer und Sophokles, Dante und Shakespeare, Schiller und Goethe, Byron und Heine, und sie hatten auch einen Blick für die Tiefen der Menschheit, denn nur, weß Auge den Himmel und die Hölle offen sieht, ist ein großer Dichter. Hinter ihnen her aber, als ihre Erben und die letzten Hüter ihrer Königswürde, schritten noch die Dichter der vierziger Jahre, nur daß durch fremde Invasion das Gebiet kleiner geworden war und immer enger wurde, welches sie zu schirmen, zu vertheidigen hatten. Ein merkwürdiger Anblick fürwahr: Nie haben Poeten sich so gefühlt in der Größe ihrer Sendung wie damals, nie ist ihnen so wenig von irdischen Gütern zu Theil geworden, hat sie der Werth derselben so wenig geblendet. Mit leichten Rosenblättern will der Eine spielen, aber zugleich ruft er seinen Genossen zu:

Seid stolz! Es klingt kein Gold der Welt
Wie eurer Saiten Gold;
Es ist kein Fürst so hoch gestellt,
Daß ihr ihm dienen sollt ...
Der schönste Purpur ist annoch
Das Blut, das ihr als Lied vergießt!

Ein Anderer verlangt von den Fürsten die Freigebung von Wort und Schrift:

Uns selber macht zum Richter,
Auf eure Weisen baut, auf eure Dichter,
Sie, denen Gott noch Größ'res auch vertraut!

Ein Dritter träumt sich in die Wüste, in den Bann von Mekkas Thoren:

Dann Abends wohl vor meinem Stamme,
In eines Zeltes luft'gem Haus,
Strömt' ich der Dichtung inn're Flamme
In lodernden Gesängen aus.

Der König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen verleiht dem Einen ein Jahresgehalt; der Dichter verzichtet auf dasselbe in dem Augenblicke, da er sich zu den Regierungshandlungen des Königs im Widerspruche fühlt. Ein Anderer wird von demselben Könige empfangen, und er tritt vor ihn hin wie seines Gleichen, wie ein Gekrönter vor den Anderen.

Und all' dieser Stolz und Mannesmuth fließt aus der nämlichen Quelle: es ist der Glaube an den Beruf der Dichtung. Denn Gold lesen sie nicht auf, da sie die marmornen Stufen des Parnaß hinansteigen, und Würden, Stellen, Versorgungen werden ihnen nicht zu Theil; es ist vielmehr ein Martyrium, das sie sich auferlegen, die Polizei scheucht sie von Ort zu Ort, es ist ihnen nicht vergönnt, seßhaft zu werden, und schmerzzerrissen, aber in unbeugsamem Trotze ruft Einer von ihnen: „Der Dichtung Flamm' ist alle Zeit ein Fluch!“

Digitized by Google

Das Erbe, das ihnen Größere hinterlassen haben, ist stolzer als Scepter und Diadem, aber es hat sich verkleinert ohne ihre Schuld. Sie ahnen, daß es weiter und weiter bröckeln wird, sie fühlen, daß ihre Herrlichkeit langsam zerrinnt, sie sehen den Widersacher, der ihnen erstanden ist, und wie die Propheten des Alten Testamentes wenden sie sich an das Volk, um es durch die Dichtung auch für die Dichtung aufzurütteln. Der Staat ist der Widersacher und der Staat hat kein Interesse, die Dichtung, die sich in ihm, neben ihm, über ihm als eine Macht fühlt, zu begünstigen. Es ist eine recht gedankenlose Phrase, die heutzutage oft vernommen wird, daß die großartige Entfaltung des Staatslebens auch eine Blüthe der Dichtung mit sich bringen oder im Gefolge haben müsse. Das gerade Gegentheil ist der Fall. Der Staat braucht eine steuerkräftige und eine fruchtbare Bevölkerung; für seine Zwecke kann er die Industrie, den Handel, die Wissenschaft nutzbar machen, aber nicht die Dichtung, die werthlos für ihn ist, wenn sie ihm dient, und unbequem, wenn sie sich gegen ihn auflehnt. Die Blüthenepochen unserer Dichtung sind nicht gleichzeitig gewesen mit den Blüthenepochen der Staatsmacht, weder im 13., noch im 18. Jahrhundert; daß Shakespeare lebte und dichtete in dem England der Königin Elisabeth, beweist nichts, weil Shakespeare's Genius seine Wurzeln nicht im Staatsleben hatte, dem er vielmehr in Dunkelheit und Niedrigkeit als Komödiant und Theaterdirector fernstand; das Frankreich Ludwig's XIV. endlich erzeugt die Dichter, die es verdient, einen Corneille und Racine, neben denen wie neben künstlichen Blumen, von denen Thau und Sonnenstrahlen unwirksam abgleiten, wildwachsend, durch eigene Zauberkraft die Wunderblüthe Molière sich entfaltet. Der Staat ist Zweck und die Dichtung ist das Gegentheil des Zwecks; was der Staat umschließt, muß seinetwegen da sein, die Dichtung aber ist um ihrer selbst willen da. Das ist der Kampf der Dichtung gegen den Staat in den vierziger Jahren, ein kurzer Kampf, der dennoch mit der Niederlage der Dichtung endet. Der größte deutsche Literarhistoriker, Gervinus, der nun auch schon zu den Halbverschollenen zählt, ahnt diesen Ausgang; in dem an Dahlmann gerichteten Widmungsworte des vierten Bandes seiner Geschichte der deutschen Dichtung, die vom Monat Juni des Jahres 1840 datirt, sagt er: „Unsere Dichtung hat ihre Zeit gehabt, und wenn nicht das deutsche Leben still stehen soll, so müssen wir die Talente, die nun kein Ziel haben, auf die wirkliche Welt und den Staat lenken, wo in neue Materien neuer Geist zu gießen ist. Ich, so viel an meinen Kräften gelegen ist, ich folge dieser Mahnung der Zeit. Von mir wird man es nach diesem Werke glauben, daß Liebe und Sinn für Kunst und Dichtung mit meiner ganzen Existenz verwachsen ist; und ich werde es wohl, ohne der Prosa beschuldigt zu werden, sagen dürfen, daß uns die inneren Nöthigungen unserer Zustande anrathen, uns fürderhin mit dem Genusse unserer alten Poesien zu begnügen, die ermattete Productionskraft auf einen anderen Boden zu verpflanzen, wo sie neue Nahrung findet, und wenn wir das Alterworbene in der Literatur nicht mit dem Neuzuerwerbenden im Staate verbinden können, lieber jenes aufzugeben als dieses." Bei dieser Gelegenheit citirt Gervinus, auf die Gefahr hin, daß Jene ihn einen Barbaren schelten, die keine Sache von zwei Seiten kennen, den Katechismus des Heißsporns Heinrich Percy:

> Dichten? ich wär' ein Kitzlein lieber und schrie' Miau
> Als einer von den Versballadenkrämern,
> Ich hör 'nen ehrnen Leuchter lieber drehn
> Oder ein trocknes Rad die Achse kratzen,
> Das würde mir die Zähne gar nicht stumpfen,
> So sehr nicht als gezierte Poesie —
> Singen? — führt euch geraden Wegs dazu, Schneider
> zu werden oder Rothkehlchen abzurichten.
> Lieben? Ist dies 'ne Welt
> Zum Puppenspielen und mit Lippen fechten?

Freilich, der Historiker und Politiker Gervinus kann zu solchem Verzichte sich leicht bekennen; ihm rollt das dichterische Feuer nicht glühend durch die Adern. Aber von dem Poeten, der, trunken vom Genius, als Priester der Muse opfern geht, zu verlangen, daß er resignirt die Leier zerbreche, ist eitles Bemühen. Er, der vermeint, auf einer höheren Warte zu stehen als auf den Zinnen der Partei, der sich und die Dichtung dem Staate als etwas Anderes und Höheres gegenüberstellt, der vom Staate nichts begehrt, nicht Amt, noch Orden oder Titel — er will und muß kämpfen, bis ihm der letzte Ton in der Kehle verstummt, er will und muß singen, dichten, das Volk im Banne des Ideals zu erhalten suchen, das ihm der Zweck aller Zwecke dünkt. Und so stürmt er denn auf den Staat ein, wie kaum jemals vorher in hinreißendem Wohlklange tönt ihm das Wort von der Zunge, fügt sich ihm der Reim, gestaltet sich ihm das Bild und Gleichniß, indessen neben der Dichtung, eine Sterbende wie sie, die Philosophie ringend und streitend einherschreitet — „ich hatt' einen Kameraden, einen bessern findst du nit." Denn auch die Philosophie verblutet sich am Staate, auch für sie ist, wie das Dichten für den Poeten, das Denken, das Speculiren über die letzten Ursachen des Seins nicht Mittel zum Zweck, sondern Selbstzweck, auch sie kann, wie die Dichtung, nur leben, wenn es ihr freisteht, weit über die Grenzen des Staates und der sichtbaren Wirklichkeit hinaus alle Höhen und Tiefen zu durchschweifen.

Im Jahre 1850, nach zehnjährigem Ringen, ist der Kampf entschieden. Aber wo gekämpft worden ist, wo unerschrockene Streiter zu Boden gesunken sind, da bleiben ehrfurchtgebietende Kreuze, welche die Spuren der Gefallenen bezeichnen und denjenigen, der an ihnen vorüberwandelt, mit Wehmuth und mit heiligen Schauern erfüllen. Und darum werden „Uriel Acosta", das Hohelied der Toleranz, werden Ferdinand Freiligrath's „Glaubensbekenntniß", Georg Herwegh's „Lieder eines Lebendigen" und die „Ritter vom Geiste" immerdar zu jenen „alten Büchern" gehören, welche neu bleiben, weil sie den Todeskampf einer Literaturepoche darstellen, mit der auch manches Andere abstarb, wonach sich die späteren Geschlechter zurücksehnen werden, wenn ihnen die Lücke sichtbar geworden sein wird, welche der Niedergang der idealen Weltanschauung zurückgelassen hat.

Die Natur macht keine Sprünge, sagte der große Naturforscher Linné. Und dies ist so sicher wahr, daß man heute, nachdem Darwin die unverrückbare Gesetzmäßigkeit aller organischen Entwickelungen nachgewiesen hat, sich dem Gelächter preisgeben würde, wenn man das Gegentheil behaupten wollte. Es ist auch gesagt worden, daß von sieben zu sieben Jahren jedes menschliche Wesen einem durchgreifenden physiologischen Wandlungsprocesse unterworfen sei, der seine Lebens- und Widerstandsbedingungen modificire, und es gibt Viele, welche, in der alten Vorstellung von dem Verhältnisse der Welt des Einzelwesens, des Mikrokosmos, zum Weltganzen, dem Makrokosmos, befangen, jene Wandlungsprocesse mit den großen geologischen Revolutionen vergleichen, die das Wesen und die Gestalt der Weltkörper verändern. Will man davon auf die Aufeinanderfolge der Literaturepochen schließen, so ist es doch bisweilen, als ob man hier an der Gesetzmäßigkeit der Entwickelung zweifeln und skeptisch ausrufen müßte: „Ja wohl, großer Carolus Linnaeus, die Natur nicht, aber die Literatur macht Sprünge!"

Und gerade an der Wende von den vierziger zu den fünfziger Jahren ist ein solcher Sprung. Denn just am Eingange der fünfziger Jahre stehen zwei Poeten, deren Physiognomie nicht die leiseste Spur des vorangegangenen Jahrzehnts aufweist, ja, die im Gegentheil mit vollem Bewußtsein demselben den Rücken kehren. Friedrich Bodenstedt's „Lieder des Mirza Schaffy" sind die Absage an die streitende Poesie, und Friedrich Bodenstedt hat das wunderliche Wort geliefert: „Die Politik verdirbt den Charakter". Julius Rodenberg aber formulirt im Jahre 1851 in dem Gedichte „An die Abgelebten" den neuen Katechismus.

> Ihr, deren Herzen matt und kalt,
> Weil Ueberdruß euch brachte Leid,
> Sagt immerhin, die Welt sei alt —
> Wir wissen nur, daß ihr es seid!

Digitized by Google

O Welt voll Freudenüberfluß,
Jung wie zu Anfang bist du heut,
So lange noch im Liebeskuß
Das Schöpfungswunder sich erneut;
So lange noch die Rosen blühn
In der fröhlichen seligen Maienzeit:
So lange wollen wir singen kühn
Von unsrer Jugend Ewigkeit.

Das also ist die neue, uralte Losung: die Liebe, die Traube, der Mai. Damit aber auch der Weihrauch nicht fehle, gesellt sich zu den Neuen Oscar von Redwitz mit seiner Amaranth. Und Waldmeister kommt auf seiner Brautfahrt, und Meister Josephus singt mit den Studenten das „Gaudeamus". Es ist aber doch nur eine Uebergangszeit. Die Dichtung weiß noch nicht recht, welchen Pfad sie einschlagen soll; sie fällt sogar bisweilen noch in die alten Zuckungen zurück, wagt sich noch hier und da, wie in Friedrich Spielhagen's ersten Romanen, an die Politik oder, wie in Gustav Freytag's „Soll und Haben", an das sociale Problem. Im Ganzen aber kann man von der Poesie sagen, daß sie immer mehr sich zur subjectivsten Lyrik — die Italiener nennen es Poema dell' anima — vereinfacht, und von der Prosa, daß sie sich zum historischen Roman complicirt.

Es ist inzwischen der Literatur ein zweiter und viel gefährlicherer Widersacher erstanden: die exacte Wissenschaft. Scheint das nicht im höchsten Grade paradox zu sein? Es scheint so, aber es ist nicht so. Und daß es nicht so ist, beweisen die Einwendungen, welche erhoben werden. Man wendet ein, zwischen Wissenschaft und Poesie bestehe kein Antagonismus, denn die Grundessenz der einen sei nicht die der anderen, noch die Function der einen diejenige der anderen. Die Wissenschaft sei Idee, die Kunst sei Bild, die Wissenschaft sei Analyse, die Kunst Begriff. Ebenso wie der Dichter bedürfe auch der Gelehrte der Phantasie zur Erfindung großer Hypothesen und fruchtbringender Doctrinen. Ohne Phantasie hätte Laplace nicht seine „Darlegung des Weltsystems", noch Charles Darwin, der Nachkomme eines gelehrten Dichters, seine wunderbaren Hypothesen geschaffen. Der berühmte englische Physiker Tyndall habe sogar ein Buch über die Anwendung der Phantasie in der Wissenschaft geschrieben. Ja, wenn es nur nicht eine zwiefache Phantasie gäbe, eine Phantasie des Verstandes und eine Phantasie des Herzens, der Sinne! — eine solche, die souverän ist wie eine allmächtige Herrscherin, und eine andere, die — um mit Tyndall zu reden — sich „anwenden" läßt! Aber das ist ja eben der schöne Sinn jener bekannten Anecdote von dem Trinkspruche auf die Schandthat Newton's. Da sitzt vor etwa einem halben Jahrhundert bei einem englischen Maler in London ein Häuflein lustiger Zecher beisammen und plötzlich erhebt sich einer, der Dichter Keats, um auf die Schandthat Newton's zu trinken. Warum die Schandthat Newton's? fragt aufspringend ein anderer der Zechbrüder, der Dichter Wordsworth. Weil Newton den Regenbogen in ein Prisma zerlegt und damit die Poesie des Regenbogens zerstört hat.

Natürlich, kein vernünftiger Mensch wird schlechthin die Wissenschaft für den Verfall der Dichtung verantwortlich machen. Die Philosophie, die Philologie waren, als sie noch im Reigen der Wissenschaften die ersten waren, Verbündete der Poesie, und noch in den vierziger Jahren trugen sie willig der leuchtenden Bundesgenossin die Schätze zu, welche sie selbst aus dem Schachte der Erkenntniß heraufgeholt hatten. Und eine erhebliche Zahl deutscher Dichter diente dafür dankbar der Philosophie und der Philologie; es war ein Geben und Empfangen von Hand zu Hand. Ludwig Uhland lehrte als Universitätsprofessor in Tübingen die Sprache und Geschichte der deutschen Vorzeit, Hoffmann von Fallersleben nahm als germanistischer Philologe einen Lehrstuhl an der Breslauer Hochschule ein, Robert Prutz docirte Literaturgeschichte in Halle, Franz Dingelstedt führte als hessischer Gymnasiallehrer seine Schüler in die Dichtung der Griechen und Römer ein. Wer behaupten wollte, daß Philologie und Philosophie die Dichtung beeinträchtigt hätten, würde etwa denselben Irrthum begehen, wie wenn Jemand sagte, der Staat sei als solcher unter allen Umständen ein Widersacher der Dichtung, was doch Gottfried Keller's Beispiel widerlegt, dem es gottlob nicht geschadet hat, daß er als Staatsschreiber in Zürich das Brot des Staates genießt. Der Staat kann, wenn er will, die Dichtung fördern und die Wissenschaft kann es auch; aber in ihrem Wesen und in ihren Zwecken liegt es nicht, daß sie es thun, ohne die Dichtung alle Zeit an ihre Wohlthaten zu erinnern.

Es war doch noch ein verhältnißmäßig geringer Schaden, als die Geschichtswissenschaft in unsere Dichtung einbrach. Man kann über die ägyptischen Romane von Georg Ebers, über den Ahnencyclus von Gustav Freytag, über die Römerromane von Felix Dahn denken wie man will, man kann den Mummenschanz bedauern, der da jählings über uns hereinbrach und mit antiquarischen Costümen getrieben wurde, man kann sagen, es sei kein Unglück für die Wissenschaft, wenn der Dichter ein Professor sei, aber ein Unglück für die Dichtung, wenn der Professor ein Dichter sein wolle. Aber man darf doch nicht verschweigen, daß es Georg Ebers und Gustav Freytag mit der Dichtung ernst meinen, wenn es auch ihr Fehler ist, zweien Herren gleichzeitig dienen zu wollen, deren jeder gebieterisch die ganze Kraft des Dienenden für sich beansprucht.

Doch immerhin steht die Wissenschaft der Geschichte noch diesseits der Grenze, sie ist keine exacte Wissenschaft, und deshalb ist ihre Invasion in die Dichtung von den ausgehenden fünfziger bis zur Mitte der siebziger Jahre nicht schlechthin verderblich für die Poesie gewesen. Sie ließ, was an idealen Zielen in der Dichtung noch vorhanden war, unberührt, wenn sie auch ihrem ganzen Berufe nach die Thatsache als das Entscheidende der Poesie aufdrängte.

Das sind aber nun auch schon „alte Bücher", diese „Uarda", dieser Ahnencyclus, und nicht „alte Bücher" in dem Sinne wie die Dichtungen der vierziger Jahre, wie Gutzkow's „Uriel Acosta", der noch immer zu dem Repertoire unserer Bühne gehört, wie Freiligrath's Poesien, die noch immer in unseren Anthologien prangen und auf unserem Schulen declamirt werden.

Der Historiker von heute hockt in den Archiven, er stöbert in alten Folianten und liest verblaßte Handschriften; nur dem Einen oder Anderen ist es vergönnt, sich darüber hinaus auch das Auge klar, den Sinn frei zu erhalten und der Darstellung der historischen Dinge ein künstlerisches Gepräge zu leihen. Auch dann aber ist er im besten Falle nur ein Stiefbruder des Poeten, denn von der Nöthigung, bestimmte Zwecke zu verfolgen, darf er sich nicht emancipiren, er darf nicht darauf verzichten, zu lehren. Damit aber ist er bereits ein Halbfremder in der Dichtung, die nur sich selbst zum Zwecke hat.

Doch die Wissenschaft der Geschichte ist, indem sie sich in die Dichtung drängt, nur ein Surrogat, sie hat nur die Aufgabe, den leeren Platz, der durch die Flucht des Idealismus entstanden, auszufüllen, bis die exacten Wissenschaften die Herrschaft auf allen geistigen Gebieten an sich nehmen. In der Mitte der siebziger Jahre ist auch der Geschichtsroman überwunden. Und nun ist es vorbei, völlig vorbei auch mit dem letzten idealen Funken, wenn auch einige von den übriggebliebenen Alten, Theodor Storm und Paul Heyse, in immer ängstlicher werdender Isolirung sich rechtschaffen bemühen, an den Idealen ihrer Jugendzeit festzuhalten.

Man darf nicht davor zurückschrecken, zu sagen, daß die exacten Wissenschaften der Dichtung feind sind und daß sie das Denken der Nation von Grund aus verwandelt haben. Ihnen ist gerade so wie dem sich immer straffer zusammenfassenden Staate, der seinen Staatszweck über Alles setzt, das Denken um des Denkens willen, das von sich selbst abgewendete Sinnen, das Träumen und des Sehnen nichts: ihnen ist nichts, was der Dichtung Alles ist. Beobachten und Schließen, aus tausend Experimenten zu einer Thatsache des Wissens gelangen und dann diese Thatsache des Wissens zweckmäßig verwenden — das ist Tendenz und Absicht der exacten Wissenschaften.

Daraus hat sich für die Dichtung zweierlei ergeben: zunächst ist sie dem Naturalismus zum Opfer gefallen, sie hat aber auch endgültig aufgehört, sich als die Priesterin eines

Digitized by Google

höheren Menschheitscultus zu fühlen, ihr Cult ist nur noch der brutale Zweckdienst. Vor vierzig Jahren ließ Gutzkow in seinem „Uriel Acosta“ den de Silva sagen: „Nicht was wir glauben, sondern wie wir glauben, das überwindet“; die Losung von heute besagt das gerade Gegentheil. Ja schlimmer noch, auch das Was nicht, sondern das Wozu ist Rücksicht und Leitstern.

Nichts vom Staate und von der Gesellschaft haben die Dichter der vierziger Jahre begehrt; die waren, obwohl sich selbst als Reiche fühlend, arme Teufel in unserem heutigen Sinne. Was hätte der Staat ihnen bieten können? Verpflichtende Sinecuren; sie verlangten nicht danach. Jahrgehalte: sie verzichteten auf dieselben, um ihre eigenen Herren zu bleiben; Orden: ihr Sinn stand nicht darauf; Titel: der vornehmste, den sie sich wünschten, war der eines Dichters. „Nur wer ein Adler, sei von Adel“, ruft einer von ihnen. Als Franz Dingelstedt aus ihrer Reihe desertirte, da flog ihm ein bitteres Spottlied nach.

Sieh, ein Logis im ersten Stocke,
Recht weit und reich, mit Maß geheizt,
Ein Kreuzchen auf dem schwarzen Rocke,
Das sich kokett versteckt und spreizt,
Ein Chaisechen, ein Livreechen drauf,
Und fährt's auch nur mit Fiakerpferden —
Bruder, die Seele geht mir auf!
Ich muß Geheimer Hofrath werden.

So konnte und durfte ein Poetengeschlecht spotten, welches wußte, daß es, mit der Jugend der Nation im Gefolge, die Liebe und das Ohr des ganzen Volkes besaß; so durfte und konnte eine Dichtergeneration auf ihre Genügsamkeit pochen, aus der es, als Robert Prutz, einer aus ihrer Mitte, verbannt wurde, wie Sturmgebraus heraus scholl:

Leicht können wir der Fürsten Gunst entbehren
Für eines Bettlers Herz, das wir gerührt,
Kein Korn der Freiheit darf verloren gehen,
Nimm, deutsche Jugend, unser Lied in Schutz!

Das ist so völlig anders geworden. Die neuen Dichter würden vom Staate Vieles dankbar hinnehmen: Sinecuren, Pensionen, Titel und Ordensbändchen, und einer oder der andere geht auch nicht leer aus. Aber was ist heute der Dichter dem Staate? Baut er ihm Brücken, erfindet er ihm neue Gewehre? So hält sich denn der neue Dichter an die Gesellschaft; von ihr will er gefeiert und — bezahlt sein. Er hat von den exacten Wissenschaften gelernt, was der rechte Zweck ist; das Volk soll ihn dafür entlohnen, daß er sich einen Dichter glaubt. Der große Chemiker in seinem Laboratorium denkt an das, was er der Wissenschaft schuldet; aber die hundert Kleinen denken an das, was die Wissenschaft ihnen schuldet, und sie experimentiren unermüdlich darauf los, bis sie einen Farb- oder Sprengstoff finden, eine Goldquelle für sie selbst und für die Industrie. Der wahre Dichter — auch der von heute — denkt an das, was er der Dichtung schuldet; aber die Mehrzahl reitet den Pegasus als einen Erwerbsgaul, der die Peitsche spürt, bis er jämmerlich zusammenbricht.

Wie häßlich die beiden Worte Dichter und Erwerb aneinanderklingen! Aber kann man sie heutzutage auseinander halten? Ist jemals so wie jetzt den größten unserer Poeten nachgerechnet worden, was sie vom Parnaß in ihrem Geldbeutel heimtrugen? Noch nicht drei Monate sind es her, da las ich irgendwo in sorgsamer Addition, daß die Werke Goethe's sich bis zum Erlöschen des Privilegiums mit 800,000 Mark bezahlt gemacht hätten, und noch nicht drei Wochen sind es her, da wurde ich in gleicher Weise belehrt, Grillparzer hätte für seine Dramen bis zu den fünfziger Jahren ein Buchhändlerhonorar von 9350 Gulden und 1094 Ducaten bezogen. Daß Gustav Freytag von der guten Stadt Wiesbaden für ein Vermögen von 800,000 Mark besteuert ist, blieb mir nicht vorenthalten, und was Georg Ebers mit seinen Romanen verdient, wird bald jedes Kind in Deutschland wissen. Ist das eine Zeit! — am Golde hängt, nach Golde drängt doch Alles! Gewiß, auch der Schriftsteller und der Dichter leben nicht von Thau und Luft. Vor vierzig Jahren noch begnügten sie sich wohl mit einem Dachkämmerchen in einer der zahlreichen Mittelstädte Deutschlands; das Dichten war ein mühsames, entbehrungsreiches Metier, aber das Maß der Bedürfnißlosigkeit war auch das Maß der persönlichen und bürgerlichen Unabhängigkeit. Mit einem Bändchen von Gedichten setzten sie oft genug ihre Existenz, ihre Ruhe auf das Spiel, denn sie waren nicht so zaghaft, hinter einem Pseudonym sich zu verstecken. Dafür sahen sie es als stolzen Lohn an, daß im Jahre 1848, als ob es sich von selbst verstanden hätte, das deutsche Volk fast alle seine hervorragenden Poeten zu seiner Vertretung in die Frankfurter Nationalversammlung entsandte, und George Sand sagte: „Wenn Balzac in einen Salon tritt, so verschwindet neben ihm der Herzog von Montmorency.“ Heute will und muß auch der Dichter nach der großen Stadt streben und in dieser verknüpft sich seine gesellschaftliche Stellung mit exorbitant gesteigerten Bedürfnissen. Aber es ist etwas Anderes, zu dichten, weil man davon leben will, und vom Dichten zu leben, weil man aus innerem Berufe dichten muß. Unsere Bühnendichter sitzen wie die Alchymisten in ihren Arbeitsstuben; sie haben die Goldmacherkunst entdeckt, und diese steht ihnen höher als das Mittel, das sie auf die Entdeckung führte. Tantième heißt das Zauberwort, mit dem man der dramatischen Muse naht. Unsere Frauen regen athemlos die Feder, um dem Princip des Frauenerwerbs eine Gasse zu machen. Gedichte, Lieder, wer singt sie noch? Die Lyrik ist eine brodlose Kunst. Werdet Bankdirectoren!

Sie hat sich ihres Priesterthums begeben, die Dichtung von heute, und deshalb hat sie auch keine Wurzeln im Volke; sie schlüpft in jede Lücke, in das Entresol der Zeitungen, in die eisernen Kassen der Verleger, in die Fächer der Leihbibliotheken; sie liest ihre Stoffe aus der Gosse auf und meint wunder was vollbracht zu haben, wenn sie einer widerwärtigen Leidenschaft auf den Grund gesehen hat. Der Dichter von heute hat aufgehört, ein Kämpfer, ein Eroberer, ein Hüter und ein Freund für Alle zu sein, er ist Alles nur für sich. Und deshalb, wenn wir Anderen uns, um von des Tages Arbeit auszuruhen und uns in die Gefilde des schönen Scheines entrücken zu lassen, zur Dichtung flüchten wollen nach der Weisung Goethe's:

Wohin wir mit unsern Gebresten
Uns im Augenblick richten sollen?
Denke nur immer an die Besten,
Sie mögen stecken, wo sie wollen —

so sind es nicht die neuen Dichter, in deren Gesellschaft wir uns wohl fühlen. Wie könnte es auch anders sein?

Unsere Zeit hat eben aufgehört, der Saatboden für berufene Dichter zu sein. Was Gervinus im Jahre 1840 verfrüht gesagt hat, heute ist es wahr: „Unsere Dichtung hat ihre Zeit gehabt.“ Uebermächtige Kräfte haben die Herrschaft an sich genommen, der Staat, die exacten Wissenschaften und — die sociale Bedrängniß. Der Markstein ist das Jahr 1870. Bis dahin wirkte noch Etwas wie ein Nachschimmer von den Idealen fort, welche in dem sogenannten Lenzjahre 1848 zerronnen waren. Wir dürfen nicht mehr singen wie der Vogel singt, dazu ist uns die Stimmung nicht gegönnt; was wir an individueller Schaffenskraft besitzen, das absorbirt, wenn der Staat es nicht für sich und seine Zwecke begehrt, der Erwerb. Der Rest ist Selbstgefälligkeit, aus dem Bewußtsein entsprossen, daß wir in einer Zeit leben, welche in der That großer historischer Elemente voll ist, aber alle Individualitäten unbarmherzig aufzehrt. Die Dichtung von heute ist leider zum guten Theile Erwerbsmittel wie jedes andere, aber da sie als solches nur Wenigen die gewünschten Resultate erzielt, so stecken wir mitten in einem literarischen Proletariat. Es ist den Wenigsten, welche singen, Gesang gegeben. Eine gewisse Durchschnittsbildung, die sich mit dem Talente verwechselt und vermeint, auch dichterisch schaffen zu können, weil sie einen leidlichen Brief zuwege bringt, und eine nimmermüde, zum höchsten Raffinement entwickelte literarische Reclame thun das Uebrige, um das Uebel zu vermehren. Das Schlimmste aber ist, daß die Dichtung das Gefühl ihrer Sendung eingebüßt hat und daß ihr in Folge dessen von der Nation eine solche auch nicht mehr geglaubt wird. Die Poesie ist nicht gestorben

Digitized by Google

und das Ideal auch nicht; aber sie haben sich irgendwo in einen Schlupfwinkel versteckt und erwarten — wer weiß, bis wann! — ihre Entzauberung.

Es ist ein rauhes Credo, welches in dieser Schlußfolgerung enthalten ist, aber seine Bitterkeit wird gemildert durch die Gewißheit, daß unter uns auch jetzt noch Poeten wandeln, welche, mit ihren ersten dichterischen und Bildungseindrücken in der früheren Epoche wurzelnd, dem Ideale sich nicht haben entfremden lassen. Wer den Hauch der Zeiten vor dem Jahre 1870 auf seiner jugendlichen Wange noch gespürt hat, auch wenn er eben erst aus unseren großen Dichterwerken begierig die ersten Eindrücke sog, dem ist das Dichtungsideal nicht fremd geblieben; er trägt ein Stück von ihm in seiner Seele und schafft, unbekümmert um diejenigen, die neben ihm nachwachsen, nach den Gesetzen, die einstmals galten und nicht mehr sind.

Aber darauf müssen diejenigen, denen, um ein Wort Berthold Auerbach's zu gebrauchen, das Urgesicht des Poeten verliehen ist, sich gefaßt machen, daß auf die Dauer alle neuen Bücher, die sie schreiben, schon alte Bücher sein werden in dem Augenblicke, da sie auf den Markt hinauskommen; den beherrschen jetzt schon die „Neuesten und die Allerneuesten" und diese werden bald die Alleinherrscher sein. Sie wird man dann beisammen finden wie in einem Bazar, wie in dem Expositionsraume einer Ausstellung. Und so wird es auch ganz entsprechend sein einer Zeit, in welcher der Mensch ist, wozu der Staat und die exacten Wissenschaften ihn machen, nichts mehr und nichts weniger. „Es wird", sagt Ernest Renan einmal, „eine Zeit kommen, wo der große Künstler nur noch ein veralteter und nutzloser Gegenstand sein wird." Vielleicht wird sie kommen, vielleicht leben wir schon in ihren Anfängen; aber sie wird nicht ewig sein.

Wir Anderen aber, die wir nicht Dichter sind, die wir nur des Dichters bedürfen, um uns an ihm aufzurichten und von ihm geleiten zu lassen, wenn des Lebens Last und Noth uns ein leidenschaftliches Sehnen nach geistiger Befreiung in der Seele weckt — für uns ist es eine schwere Zeit; wir müssen es uns genügen lassen an den „alten Büchern". Was thut's? Unsere Jugend umwob noch der goldene Schimmer einer dichter- und dichtungsfrohen Epoche; wir können uns zurückträumen in das Reich der Poesie, das die Gegenwart mit ihrem Interdict belegt hat. Und widerstrebt es uns, mit den neuen Dichtern zu gehen, haben wir das schöne Kartenhaus unserer Jugend vor dem Auge unserer Seele aufgebaut, so sagen wir wohl, beglückt von der Erinnerung, mit dem Dichter aus den letzten Tagen unserer idealen Poesie:

Du weißt, man muß ihn selber bauen,
Den Himmel, dran man glauben soll.

Ein Bildniß der Familie Goethe.

Von H. Düntzer.

In einem Aufsatze über Goethe-Bildnisse, welchen die Westermann'schen „Illustrirten Monatshefte" (LXII, 751) mitgetheilt, wird eines Gemäldes von Seekatz gedacht, das Bettina von der im September 1808 hingeschiedenen Frau Rath geerbt habe; Goethe's Eltern, er selbst und seine Schwester sollen darauf in Schäfertracht in anmuthiger Gegend dargestellt gewesen sein. Der Verfasser bedauert den Mangel aller weiteren Nachrichten darüber. Daß er mit Recht die Wahrheit des Berichtes nicht bezweifelt, ergibt sich aus der mir von Herrn Conservator v. Cohausen in Wiesbaden zugegangenen höchst anziehenden Erzählung von einem Besuche, den er Pfingstdienstag 1835 als junger Lieutenant im Hause der schwärmerisch von ihm verehrten Frau v. Arnim zu Berlin gemacht, mit welcher er durch Herrn von Meusebach bekannt geworden war. Wir geben dieselbe mit der geneigten Erlaubniß des Erzählers wörtlich wieder, wie er sie nach seinen Tagebüchern und aus der Erinnerung mir mitzutheilen die Güte gehabt.

„Als ich zaghaft geschellt, kamen mir die Töchter des Hauses, im Begriff auszugehen, entgegen, sie selbst aber geleitete mich herein, noch unschlüssig, in welches Zimmer sie mich führe, weil die Vorhänge erst aufgehangen werden sollten, doch sah es in allen Stuben noch ausgezogen und uneingerichtet aus. Wir blieben im Winkelzimmer nach dem Hofe zu, wo ein Flügel, ein schlichter Tisch und einige grobe Stühle standen, die wir zusammenschoben, um uns zu setzen. Die Nellstab'sche Recension ihres Briefwechsels Goethe's mit einem Kinde, die ich ihr brachte, und zumal der Brief von der Dame, wollte ihr gar nicht gefallen. »Wie die Leut' nur so Zeug schreiben können!« Ich sagte ihr, wie Meusebach über den Brief geschimpft habe. Darüber freute sie sich. »Bei mir hat sich Alles immer um Goethe gedreht, um meine Liebe zu ihm, und so konnt' ich Alles! Sie glauben gar nicht, wie ich mich concentriren kann! Sein Denkmal hab' ich in 14 Tagen gemacht, gezeichnet und modellirt. Nicht wahr, 's ist schön? Ja, und was denken Sie? Ich hab' vorher nie gezeichnet, und noch weniger modellirt, keinen Strich konnt' ich zeichnen! Wie's der Goethe auch gesehen hat, da hat er gesagt: 'Jetzt seh' ich, daß Du mich lieb hast, Du liebes, gutes Kind!' Ach, und in Frankfurt! das hat mich gefreut! Da kam es zugleich mit dem Rauch seinem Modell an. Da sagten die Frankfurter: 'Man sieht doch gleich, was Weiberhand ist! Das ist gestrichelt und geteigt, das da aber ist schön!' Und da haben sie meines für dem Rauch seines gehalten! — Nun kommen Sie mit hinüber, da will ich Ihnen das Modell zeigen. Sie dürfen sich aber nicht umsehen.« Da stand das Modell. »Und nun, weil Sie doch einmal herüber gekommen sind, so will ich Ihnen noch allerlei zeigen.« Nun zeigte sie mir auf einem langen Streifen Oelpapier den Entwurf von einem Basrelief, vorstellend das Octoberfest in München. Es kommen die Zünfte und Gewerbe (im griechischen Stil), um dem König zu huldigen. Die Composition ist gewiß meisterhaft; die einzelnen Figuren edel, manche vielleicht etwas schlank, doch nirgend störend, wenn auch Waagen an den Muskeln hier und da etwas auszusetzen haben möchte. Der Streifen ist etwa zwei Fuß hoch und in seiner Länge nicht ganz fertig. »Sehen Sie, da sitzt der König mit der Krone und dem Bart auf dem Throne. Da steht die Abundantia; die schützt alle mit ihrem Gewand. Da sitzen die Knaben und lernen's ABC. Da essen sie aus der großen Schüssel; sie essen Rumford'sche Suppen; darum steht der Hund dabei! (Sie hatte den schon vor 21 Jahren gestorbenen Rumford mit seinem Hunde kennen gelernt.) Ach, und sehen Sie das Weibele, das so da hockt! das hab' ich gar zu lieb! die lockt die Gänse. Nicht wahr, 's ist schön? Da hinten reiten sie. Da kommen sie von der Jagd! Der hält den Rüd ab, daß er nicht an dem Hirsch frißt, dem er jetzt den Pfeil aus der Brust zieht. Der kleinere Bub spielt mit dem Reh. Der hat eine Schnepfe an den Spieß gebunden. Von dort her kommen die Fischer. Sehen Sie das Mädchen, wie's hinter dem Netz steht und sich suchen läßt? Am Ende spielen die Nymphen mit den Schwänen. (Eine Durchzeichnung der letzten Gruppe gab sie mir, um sie ihrem Bruder Clemens in München mitzubringen.) Nun rollte sie es wieder zusammen und holte etwas Anderes hervor. »Sehen Sie, das ist die Frau Rath!« »Ach, das ist eine gute Frau!« rief ich aus. »Warten Sie, da hab' ich noch etwas; es ist aber gebrochen; darum hab' ich es unter das Sopha geschoben.« Wir suchten und fanden es endlich. »Das hat mir die Frau Rath noch zukommen lassen, ehe sie gestorben ist.« Es stellte im damaligen Zeitgeschmack Goethe's Vater und Mutter in Schäfertracht dar, weiter rückwärts spielten Wolfgang und seine Schwester mit den Lämmern, ganz im Hintergrund sah man kleine Kinder tanzen wie Engelchen; es waren die gestorbenen Geschwister; das Ganze war durch eine Tempelruine noch mehr zu einer gewissen Symmetrie angeordnet. Dann zeigte sie noch ein Bild von Goethe's Mutter und von Goethe selbst in Biscuit (von der Höchster Porzellanfabrik). »Die Frau Rath gefällt mir gar zu gut, der Mund recht zum Liebsein.« »Und das runde Unterkinn zum freundlichen Nicken!« meinte ich. Nun holte sie die Briefe hervor. Goethe's Handschrift flüchtig, aber klar leserlich, jetzt schon ganz vergilbt, mit der

Digitized by Google

Jahreszahl 1807. Ein anderer Brief, worin der Secretär erst per Sie schreibt, und dann Goethe sich entschuldigt, daß er sich einer fremden Hand bediene. Auch der Veilchenstrauß wurde hervorgesucht; er war ganz braun und geruchlos; und doch, wie rief er jene lang geschwundene Zeit vor die Sinne! »Das Papier ist so verknittert und wellig,« sagte sie, »weil ich ihn lang hier vorn drinn getragen habe.«"

Wir haben den ganzen Bericht vollständig gegeben, weil er das Bild der merkwürdigen, mit dichterischem Sinne so reich begabten Frau lebenswarm widerspiegelt, so daß man sie vor sich zu sehen und, wie Goethe nach oberrheinischem Gebrauche sagte, „schwätzen" zu hören glaubt. Einzelnes aufzustechen, worin sich Bettinen die Wahrheit etwas verschiebt, kann uns bei der liebenswürdigen Kindlichkeit der in ihren künstlerischen Leistungen überglücklichen, damals schon fünfzigjährigen Dichterin nicht einfallen. Wir freuen uns, hier den thatsächlichen Beweis zu liefern, daß nicht auch Goethe's Familienbild von Seekatz zu Bettinens Einbildungen gehört, wie man bis jetzt freilich fast annehmen mußte. Nach Herrn v. Cohausen's Erinnerung war das gebrochene Bild ein 15 bis 18 Zoll hohes Oelgemälde auf Holz. Daß Bettina es, wie lieb es ihr auch war, unter das Sopha schob, weil es, wohl in Folge mehrfachen Umziehens, gebrochen war, und sie nicht für dessen Herstellung sorgte, ist für sie recht bezeichnend. Es liegt mir v. Cohausen's gleich nach seinem Besuche gemachte verkleinerte Skizze des Bildes vor (7 cm hoch und lang). Vor einer die ganze Höhe einnehmenden Tempelruine in freier Gegend steht der kaiserliche Rath Goethe (3 cm hoch), im Gesellschaftsanzuge der Zeit mit hoher Lockenperrücke, seiner (etwas kleineren) Gattin zugewandt, die als Schäferin dargestellt ist, mit Hut und dem schief nach oben gehaltenen Stabe. Näher bei der Ruine, zur Seite des Vaters, tändelt der sich herüber beugende Wolfgang (etwa 1 cm hoch) mit einem Lamme; in geringer Entfernung von ihm steht die Schwester mit einer hohen Mütze, den Schäferstab gerade aufwärts in der Linken haltend. Zwischen ihr und einer den Abschluß bildenden, fast die Tempelruine an Höhe erreichenden Pappel sieht man noch zwei Lämmer, von denen eines im Vordergrunde läuft. Im Hintergrunde bewegen sich in der Luft wie lustige Engelchen die gestorbenen vier Geschwister. Von Wolfgang's Brüdern war der eine, sechs Jahre alt, im Januar 1759, der jüngere im Alter von acht Monaten im Februar 1761 gestorben, von den Schwestern die eine, ein Jahr vier Monate alt, im December 1755, die andere, ein Jahr älter, im März 1759. Das Gemälde wird frühestens dem Jahre 1761 angehören, vielleicht erst im folgenden bei der nahen Friedensaussicht vom Vater bei seinem Gevatter und Hausfreunde Seekatz bestellt worden sein. Wir wünschen, daß diese Mittheilung, für deren Ueberlassung wir Herrn v. Cohausen zu warmem Danke verpflichtet sind, nicht allein dieses Familiengemälde von dem Verdachte, bloß in Bettinens Einbildung gelebt zu haben, befreien, sondern auch zu weiterem Nachspüren, womöglich seinem Auffinden, Veranlassung geben möge.

Aus der Geschichtswissenschaft.

Von Bruno Gebhardt.

Es ist nicht das erste Mal, daß die Klage erhoben wird, und wird nicht das letzte Mal sein; die Klage, daß die Geschichtschreiber und -Forscher, so eifrig sie bei der Arbeit sind, so emsig ihr Suchen, so fruchtreich ihr Finden ist, so außerordentlich selten Zeit und Gelegenheit nehmen, sich mit den principiellen Fragen ihrer Wissenschaft zu beschäftigen. Wenn wir die gesammte Literatur der Historik überblicken, so sind es ein Dutzend meist akademischer Gelegenheitsreden oder kleiner Abhandlungen oder gar bloß ein paar zerstreute Aeußerungen, welche diesen Dingen ihre Aufmerksamkeit zuwenden. Man kann dem entgegenhalten, daß es unnöthig sei, Theorien aufzustellen und zu erörtern, da die Praxis in mustergültiger Weise Fortschritte gemacht hat. Aber gerade deshalb sollte sie sich auf sich selbst besinnen, sollte sie sich klar werden, was den Fortschritt herbeiführte, ob der eingeschlagene Weg für alle Zeiten nun festzuhalten sei, ob im Betriebe der Wissenschaft nicht doch noch Lücken vorhanden seien, unbebaute Stellen, an denen noch Alles zu thun ist. Ueber den Werth eines solchen Sichselbstbesinnens bedarf es keiner langen Erwägung; auch die Nothwendigkeit der Erörterung rein theoretischer Fragen wird nicht bestritten werden können angesichts der Wichtigkeit derselben und der gegensätzlichen Ansichten, die über die meisten bestehen. Ja, wir brauchen gar nicht in die Einzelheiten uns zu vertiefen; die Grundfrage der gesammten Wissenschaft, die Frage nach dem eigentlichen Arbeitsgebiet der Geschichte, steht noch zur Erörterung und fand neuerdings durch den verdienten Tübinger Professor Dietrich Schäfer*) eine ansprechende und anregende Beleuchtung. Zwei Meinungen stehen sich hier gegenüber, die wir in Kürze mit den Schlagworten: „Politische Geschichte oder Culturgeschichte" bezeichnen dürfen; die Einen sagen, nur die innere und äußere Entwickelung des Staates ist der Gegenstand der historischen Forschung und Darstellung, die Anderen meinen, diese sei nur ein Theil des zu Betrachtenden, das Ideal einer geschichtlichen Arbeit wäre die Darlegung aller der Beziehungen und Richtungen, die unter dem Begriff Cultur gemeinhin verstanden werden. Es läßt sich nicht leugnen, daß die wissenschaftlichen Fachmänner, so weit sie sich äußerten, fast ausschließlich sich der ersten Ansicht zuwandten, während die zweite mehr als die Forderung eines betriebsamen Dilettantismus erscheint. Auch Schäfer tritt, wie vor ihm Maurenbrecher und Fournier, für die politische Geschichte ein. Durch einen Ueberblick über Beginn und allmähliche Entwickelung geschichtlicher Arbeit sucht er seinen Standpunkt zu rechtfertigen. „Wo immer," so beginnt er, „geschichtliche Thätigkeit in ihren ersten, sei es reicheren, sei es dürftigeren Anfängen beobachtet werden kann, finden wir sie ansetzen auf dem Boden einer ausgebildeten Nationalität und eines bestimmt ausgeprägten staatlichen Bewußtseins." Er weist dafür insonderheit auf die Anfänge germanischer Geschichtschreibung hin, die in Stammesgeschichten bestehen; er macht den Parallelismus geltend zwischen der auf- und absteigenden Linie nationaler Entwickelung und der Blüthe und dem Verfall der deutschen Historiographie des Mittelalters; das 16. Jahrhundert mit seinen umwälzenden Ereignissen bringt auch die geschichtliche Arbeit zum Aufschwung, aber nur in Richtung auf die politische Geschichte des gesammten Deutschlands oder der einzelnen Territorien; und wiederum die Erhebung der Befreiungskriege, das Neuerwachen vaterländischer Gesinnung in jener Generation bildet zugleich den Markstein für den gewaltigen Fortschritt, den unsere Wissenschaft macht. Und das Ergebniß dieser Uebersicht ist, daß es auch fernerhin die Aufgabe des Historikers sein wird, „den Staat zum Verständniß zu bringen, seinen Ursprung, sein Werden, die Bedingungen seines Seins, seine Aufgaben. Hier war, hier ist, hier bleibt der einigende Mittelpunkt für die unendliche Fülle der Einzelfragen, die historischer Lösung harren. Wirklich historische Betrachtung kann nur diesem Gebiete den Maßstab entnehmen, der anzulegen ist bei der Werthschätzung der Einzelereignisse." Aber verborgen ist unserem Autor auch nicht, daß die Forderung culturgeschichtlicher Darstellung, als deren Aufgabe er die Erforschung und Darlegung der allmählichen Entwickelung der gegenwärtig bestehenden Formen menschlicher Bildung und Gesittung feststellt, berechtigt sei. Er geht also keineswegs so weit wie andere „politische Historiker", die die Culturgeschichte überhaupt als unmöglich und unwissenschaftlich betrachten, sondern er verlangt nur von ihr, daß auch sie „staatliches Leben als Mittelpunkt historischer Forschung" festhalte. Sehr hübsch, wenn auch nicht durchaus stichhaltig ist die Begründung dieses Postulats. „Wo auch immer der geschichtliche Griffel angesetzt worden ist, ist ihm stets vor Allem preiswerth erschienen die selbstlose Hingabe des Einzelnen an

*) Das eigentliche Arbeitsgebiet der Geschichte. Von Dietrich Schäfer. Jena, Gustav Fischer.

Digitized by Google

die Gesammtheit, in erster Linie an Volk und Staat, zu Zeiten auch in gleicher, ja höherer Weise an den Glauben und an die Kirche." „In dem Fortschritt der ethischen Anschauungen liegt daher der Kern des geschichtlichen Fortschrittes überhaupt. Nirgends aber tritt der Stand der allgemeinen Volksmoral so deutlich hervor, wie in dem Grade der allgemeinen Hingebung an die Gesammtheit, an das staatliche, das politische Band, das Alle umschließt. Und um so höher sind hier die gleichen Leistungen und Opfer anzuschlagen, je höher entwickelt die äußeren Formen der Cultur sind, je größer das Behagen ist, mit dem sie das tägliche Leben des Einzelnen in Haus und Gemeinde umgeben." In dieser Auffassung findet denn Schäfer keinen Gegensatz zwischen Geschichte und Culturgeschichte, denn alle die Disciplinen, für die die Letztere sonst das schützende Dach bietet, müssen von dem Historiker beachtet und betrachtet werden; er wird für seinen Hauptzweck Manches daraus lernen und verwenden können, aber sein Hauptzweck bleibt immer, „den Blick gerichtet zu halten auf die Beziehungen zu staatlicher Ordnung". Auch der jetzt so mächtig aufstrebenden Wirthschafts- und Verwaltungsgeschichte gegenüber sucht er die Schranken festzuhalten und weist den Gedanken zurück, daß die Geschichte vom wirthschaftlichen Standpunkt aus zu schreiben sei, ohne sich der Einsicht zu verschließen, daß die Wirthschaftsgeschichte „in selbständiger Stellung und mit der Möglichkeit einer festeren Schulung" der allgemeinen Geschichte wesentliche Dienste leisten könne.

Wir haben die Darlegung nicht durch Polemik unterbrechen wollen, aber ganz widerspruchslos kann ein solches, die Selbständigkeit der Culturgeschichte überhaupt leugnendes Votum nicht bleiben. Wir haben eine umgekehrte Anschauung; uns ist die politische Geschichte bloß ein Theil, eine Seite, wenn auch die bestgepflegte der Culturgeschichte. Das Object aller Geschichte überhaupt ist der Mensch, nicht der Staat; er ist eine der Bildungen und Schöpfungen, ja die höchste und wichtigste derselben, die der Mensch hervorbrachte; das Verhältniß des Individuums zu ihm ist das schwerwiegendste, das der Betrachtung würdigste, aber nimmermehr das einzige, in dem der Mensch steht. Gewiß, die Geschichtschreibung beginnt erst mit dem staatlichen Sein, so weit unsere Kenntniß reicht, aber vor ihr liegen auch schon staatliche Gründungen und geschichtliches Leben. In abstracto fängt das Letztere mit der bewußten Existenz des Menschen an, gleichgültig, ob im staatlichen Verband oder ohne denselben. Denn es würde doch kaum bestritten werden können, daß, wenn wir Kunde aus der Urzeit des Menschengeschlechts besäßen, aus dem Hirten- und Jägerleben, diese Kunde ebenfalls den Namen Geschichte verdiente. Deshalb ist und bleibt der Mensch der Gegenstand historischer Forschung, alles sonstige Seiende gehört in diesen Kreis nur, soweit es mit der menschlichen Existenz in Berührung kommt. Halten wir daran fest, und fügen wir dem hinzu, daß es sich natürlich nicht um die Millionen Einzelschicksale handelt, sondern so zu sagen um den Normalmenschen und nur um diejenigen Verhältnisse und Beziehungen, die Alle angehen, so haben wir die natürliche Begrenzung für das Arbeitsgebiet der geschichtlichen Forschung. Das ist zugleich auch Culturgeschichte im idealsten Sinne und in der höchsten Auffassung; es ist Geschichte des Menschen und damit der Menschheit — der sittlichen Welt. „Dem menschlichen Auge," sagt Droysen in seiner „Historik", dem besten, wenn auch in seiner Kürze oft schwer verständlichen Werke, das sich mit diesen Fragen beschäftigt, „erscheint nur das Menschliche in stets fortschreitender Steigerung. Und die Summirung derselben ist die sittliche Welt. Nur auf diese, oder doch vor Allem auf diese, wird der Ausdruck Geschichte angewandt."

Wir hatten früher an dieser Stelle*) Gelegenheit, in Kürze darauf hinzuweisen, wie wir uns die Gestaltung einer solchen idealen Culturgeschichte denken. Es handelt sich darum, möglichst systematisch und erschöpfend die verschiedenartigen Beziehungen darzulegen, in denen der Mensch als Angehöriger einer Zeit und einer Rasse steht. Die erste Betrachtung wendet sich dem individuellen Leben zu in seiner äußeren und inneren Entwickelung von der Geburt bis zum Tode. Kleidung, Nahrung, Wohnung, Erwerb auf der einen Seite, Erziehung, Unterricht, Sitten und Gebräuche auf der anderen Seite stehen zur Betrachtung. In diesen Rubriken fände eine große Fülle von Mittheilungen Platz, die jetzt der Geschichte der Kunst und Wissenschaft, der Wirthschaft und Gebräuche und vielen anderen einzeln gepflegten Disciplinen angehören. Nun verknüpft der Einzelmensch sein Dasein mit denjenigen anderer Menschen; er gewinnt oder hat Stellung in der Familie als Kind, als Geschwister, als Gatte, als Vater; er gehört der Gesellschaft, dem Staat, der Menschheit an; er findet sich in socialen, communalen, kirchlichen Verbänden, und so werden derartige Beziehungen, Verknüpfungen, Verbindungen noch zahlreicher und steigen schließlich zur Höhe der Betrachtung auf, die den Menschen in seinem Verhältniß zur Menschheit, also die jeweilige Weltanschauung einer Epoche und eines Volkes in's Auge faßt. Wenn auch in dem Aufbau für das Anormale Platz ist, so hat die Betrachtung es doch zuerst und am ausgiebigsten mit dem Normalen zu thun. Aus Tropfen ist das Meer gebildet, aus Tropfen setzt sich die Welle zusammen, und ob die Flut wogt oder ruht, jeder Tropfen wirkt daran mit und wird beeinflußt. Kein Dasein verläuft ohne Antheil am Gesammtleben; jedes nimmt daran Theil und jedes wird durch die Rückwirkung bewegt und gestaltet.

Eine Culturgeschichte mit diesem Programm umschließt nicht die Geschichten aller einzelnen Disciplinen, sondern entnimmt ihnen bloß, was zu ihrer Gestaltung nothwendig ist. Und hier kommen wir auf unsere, der oben dargelegten Ansicht entgegengesetzte Auffassung. Steht dort der Staat in der Mitte der geschichtlichen Arbeit und soll aus der Entwickelungsgeschichte der sonstigen Erscheinungen nur herangezogen werden, was „Beziehung zu staatlicher Ordnung" hat, so stellen wir das Individuum in den Mittelpunkt und suchen dessen Fortschritt oder Rückschritt in allen oder möglichst allen Richtungen seiner Existenz zu erkennen. Diese Geschichtsauffassung schließt keineswegs den Betrieb etwa der politischen oder wirthschaftlichen Sondergeschichte aus, im Gegentheil, sie bedingt ihn, sie setzt ihn voraus. Wie stellt sie sich beispielsweise zur sogenannten Staatengeschichte? Nun, zweifellos gehört diejenige des Staates in die Culturgeschichte, aber keineswegs diejenige eines Staates oder jedes Staates. Der Staat ist eine Schöpfung der Menschen, in der jeweiligen Staatsform sprechen sich die gleichzeitigen politischen Ideale aus; der Staat ist einer der höchsten Träger der Cultur, und das Verhältniß des Individuums zum Staat würde eines der wichtigsten und lehrreichsten Capitel in einer nach solcher Auffassung entworfenen Culturgeschichte, und hier stimmen wir vollständig Schäfer bei, daß die größere oder geringere Hingabe an die Gesammtheit, wie sie sich im Staat darstellt, das beste Kriterium für den Stand der allgemeinen Volksmoral sein wird.

Wir haben mit gutem Grunde betont, daß die Culturgeschichte das Individuum von vornherein als Angehörigen einer Zeit und einer Rasse betrachten müsse. Denn so hoch auch die Anschauung von der Stellung des Einzelnen zur ganzen Menschheit ist, so werthvoll und ertragreich auch die Untersuchung ausfallen wird, wie in bestimmten Epochen bei bestimmten Völkern der weltbürgerliche Gedanke Fuß gefaßt hatte und wie weit er nach realer Bethätigung strebte, so ist doch für die Betrachtung des Menschen nach allen Richtungen seines Seins ein Ausschnitt nothwendig, wenn überhaupt die Möglichkeit einer derartigen geschichtlichen Forschung und Darstellung nicht von Hause aus abgeschnitten sein soll. Im Wandel der Zeiten wechseln die Ideale und die Anschauungen, das Glauben und das Fühlen, das äußere und das innere Leben, und nur „ein kleiner Ring", eine oder wenige Generationen umfassend, hat ein gleich geartetes Aussehen. Wie weit die Abschnitte sich mit der üblichen Epochentheilung decken, kann hier nicht untersucht werden. Und daß die Zugehörigkeit zu einer Völkerfamilie sich den Individuen innerlich und äußerlich aufprägt, ihr Wesen gestaltet, den Einzelnen gemeinsame, ähnliche Züge körperlicher und seelischer Art verleiht, wird

*) Band XXX, S. 376.

Digitized by Google

nicht bestritten werden können; um also den Durchschnitt des Culturlebens zu erlangen, wird diese weitere Beschränkung ebenfalls unumgänglich sein. Je kleiner so der Kreis wird, desto größer wird die Möglichkeit, diesen Kreis vollständig durchmessen zu können, alle Radien zu ziehen, alle Punkte zu beleuchten. Allerdings deckt sich auch hier Rasse und Staat nicht, denn nicht jede Rasse hat staatenbildende oder staatserhaltende Kraft besessen, und auch hierin stimmen wir Schäfer bei, wenn er sagt: „In unserem Jahrhundert der nationalen Staatenbildung, in dem es fast zum — allerdings gewiß irrigen — Glaubenssatz geworden ist, daß jede Nation auch Recht habe auf einen nationalen Staat, beginnt dieses Streben durchweg mit der Erforschung der Vorzeit, mit dem Bemühen, aus früher vorhandenem staatlichen Sonderleben, oder auch nur aus den wirklichen oder erdichteten Leistungen der Vorfahren die Berechtigung des Anspruchs auf staatliche Selbständigkeit zu erweisen.“ Trotzdem hat aber jede Nation ein Recht und eine Pflicht, ihre Vergangenheit kennen zu lernen, und besitzt sie keine Geschichte, weil sie keinen Staat besaß oder besitzt?

Wir haben die Differenz unserer Anschauungen klar gelegt und unsere Auffassung von dem Gegenstand, der das Arbeitsgebiet der Geschichte bilden sollte, ausgesprochen. Wird das geschaffen, was wir Culturgeschichte nennen, so wird auch die alte Klage aus der Welt schwinden, daß die Historiker von allem Möglichen, nur nicht vom Volke zu erzählen wissen, oder wie Goethe von der Kirchengeschichte sagt:

Mit Kirchengeschichte was hab' ich zu schaffen?
Ich sehe weiter nichts als Pfaffen;
Wie's um die Christen steht, die Gemeinen,
Davon will mir gar nichts erscheinen.
Ich hätte auch können Gemeinde sagen,
Eben so wenig wäre zu erfragen.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

„Ein Mann über Bord!“

Von K. M. Stanjukowitsch.

Autorisirte Uebersetzung aus dem Russischen von N. Golant.

(Schluß.)

III.

Eine milde Tropennacht ließ sich rasch auf den Ocean nieder. Die Matrosen schliefen auf dem Verdeck und auf Wache stand die erste Abtheilung der Mannschaft. Im ruhigen Passatgürtel vertreiben sich die Matrosen der Wacht die Zeit gewöhnlich mit Erzählungen und Märchen. Diesmal waren es lauter junge Seeleute, welche die Wache nach Mitternacht zu übernehmen hatten. Darunter befanden sich auch Schutikow und Proschka. Jener hatte den um den Fockmast sitzenden Kameraden bereits ein paar Märchen erzählt, nun aber wollte er seine Pfeife rauchen und begab sich deshalb auf das Hinterdeck. Behutsam zwischen den Schläfern hindurchgehend, erblickte er im Dunkel Proschka, wie er an Bord gelehnt einsam dasaß. Er rief ihn an: „Bist Du's, Proschka?“

„Ja, ich bin's,“ antwortete derselbe auffahrend. „Weißt Du,“ fuhr Schutikow mit leiser freundlicher Stimme fort, „ich wollte Dir nur sagen — Du kennst Ignatow, Du weißt, was er für ein Mensch ist. Er wird Dich, wenn wir an Land gehen, maustodt schlagen — ganz erbarmungslos.“

Proschka spitzte die Ohren; dieser Ton war ihm ganz fremd und unerwartet. „Was kann ich machen? Mag er mich schlagen! Sein Geld habe ich nicht genommen,“ erwiderte er nach kurzem Besinnen. „Ja, aber er glaubt es nicht, und solange er sein Geld nicht zurück hat, wird er Dir nicht verzeihen. Auch von der Mannschaft wollen Viele Deinen Worten nicht glauben.“

„Ich habe es schon gesagt; ich habe sein Geld nicht gestohlen,“ wiederholte Proschka mit der alten Beharrlichkeit.

„Ja, Bruder, ich für meine Person glaube Dir's, daß Du es nicht genommen hast, hörst Du? Darum that mir's leid, als man Dich vorhin unschuldig geschlagen hat. Und Ignatow droht noch mit weiteren Schlägen. Aber weißt Du was, Proschka? nimm von mir ein Zwanzigfrancsstück an und gib es ihm! Gott mit ihm! möge er sich des Geldes erfreuen! Du wirst es mir einmal zurückzahlen, aber zwingen werde ich Dich nicht dazu. So wird es besser sein. Aber merk' auf! Daß Niemand ein Wort davon erfährt!“

Proschka war ganz bestürzt und fand im ersten Augenblicke keine Worte. Schutikow konnte im Dunkel nicht wahrnehmen, wie erstaunt, wie ungewöhnlich aufgeregt er dreinschaute. Und kein Wunder! Proschka sah sich bemitleidet, ja, man bot ihm sogar Geld an, um ihn vor Schlägen zu schützen. Das war zuviel für einen Mann, der fast noch niemals ein freundliches Wort gehört hatte. Niedergeschlagen, gebrochen stand er mit gesenktem Haupte da. In der Kehle würgte ihn etwas zum Ersticken.

„So nimm doch!“ drängte Schutikow, ein Zwanzigfrancsstück, seine ganze Habe, aus der Hosentasche ziehend.

„Was, was soll ich? Ach Du mein Herrgott!“ murmelte Proschka verwirrt.

„O Du Dummkopf! Ich sage Dir's ja: Da nimm das Geld! nimm es und mache keine Geschichten!“

„Nehmen? Ach, Bruder, ich danke Dir, Du gute Seele!“ stammelte Proschka mit vor Aufregung bebender Stimme. Dann setzte er aber plötzlich entschlossen hinzu:

„Dein Geld aber, Schutikow, brauche ich nicht. Ich habe auch ein Herz und will vor Dir kein Schuft sein ... Ich will es nicht ... Ich werde dem Ignatow selber sein Zwanzigfrancsstück zurückgeben, gleich nach der Ablösung.“

„Wie? Also hast Du doch ...“

„Natürlich!“ antwortete Proschka kaum hörbar — „aber Niemand hätte es erfahren — Das Geld ist in einer Kanone versteckt.“

„O Prochor, Prochor!“ sagte Schutikow vorwurfsvoll mit traurigem Ton, das Haupt schüttelnd.

„Jetzt mag er mich schlagen! Jetzt soll er den Halunken Proschka nur durchhauen, ohne alles Erbarmen!“ rief Proschka in wilder Begeisterung. — „Alles werde ich mit Lust ertragen. Wenigstens weiß ich, daß Du Mitleid mit mir fühlst, daß Du meinen Worten Glauben schenktest, daß Du dem Proschka ein freundliches Wort gesagt hast. Ach Du mein Herrgott. Nie im Leben werde ich das vergessen.“

„Ei, sieh doch, wie Dich das erweicht hat!“ sprach Schutikow freundlich, indem er sich auf eine Kanone niederließ. Nach kurzem Schweigen begann er wieder:

„Hör', mein Bruder, was ich Dir sagen werde: laß von diesen Dingen ab! Laß ab! laß sie fahren! In Gottes Namen! Lebe so, wie brave Menschen leben, Prochor! Dann wirst Du den innern Frieden haben. Oder hat denn das Bisherige Dir mehr Freude gemacht? Ich sag' Dir das nicht, um Dir Vorwürfe zu machen, Prochor, nein, aber Du thust mir leid ...“ Proschka lauschte diesen Worten, wie von einem Zauber gebannt. Während seines ganzen Lebens hatte noch Niemand so freundlich und herzlich zu ihm gesprochen. Nur geschimpft und geschlagen hatte man ihn bis jetzt. Ein warmes Gefühl der Dankbarkeit und der Rührung durchdrang sein Herz. Wie gerne hätte er es in Worten ausgedrückt! Aber er fand keine ...

Als ihn Schutikow verließ, um, wie er sagte, Ignatow aufzusuchen und ihn um Verzeihung für Proschka zu bitten, fühlte sich der letztere nicht mehr elend und vereinsamt wie früher. Lange noch stand er am Bord, in's Meer hinausblickend, und wieder und wieder hatte er die über seine Wangen rollenden Thränen abzutrocknen. In der Frühe, gleich nach der Ablösung, brachte er Ignatow sein Zwanzigfrancsstück. Freudig nahm es derselbe, dann versetzte er dem Reuigen einen Schlag in's Gesicht und wollte seines Weges gehen. Proschka aber stellte sich vor ihm hin und sprach: „Schlage mich noch weiter! Schlage zu, Ignatow! Schlage tüchtig!“ Erstaunt über solchen Muth, blickte der Angeredete, jedoch noch immer verächtlich, auf den Dieb und sagte dann: „Ich hätte Dich schon gehörig durchgewalkt, wenn Du mir das Geld nicht zurückgegeben hättest. Jetzt aber will ich meine Hände nicht weiter besudeln ... Sieh nur zu, daß es nie mehr vorkommt, sonst ... sonst schlage ich Dich zu einem Krüppel.“ Damit schob er Proschka zur Seite und begab sich eilends zu seinem Koffer, um das Geld zu verwahren. Damit war die Geschichte abgethan.

IV.

Seit dieser denkwürdigen Nacht hatte Proschka Schutikow grenzenlos lieb gewonnen. Er war ihm mit der Treue eines Hundes ergeben. Seine Anhänglichkeit offen zu zeigen, wagte er selbstverständlich nicht, denn er glaubte, die Freundschaft eines so verachteten Mannes müßte Schutikow's Ansehen schmälern. Nie knüpfte er in Anwesenheit Anderer ein Gespräch mit ihm an, aber oft und oft schaute er mit dankbaren Blicken voll treuer Liebe auf ihn. Er sah in ihm ein ganz besonderes Wesen, vor dem er selber sich als der Allerletzte, als ein reines Nichts erschien. Und er war stolz auf seinen Gönner, und Alles, was Letzteren betraf, ging ihm zu Herzen. Manchmal bei Tag, häufiger aber während der Nachtwachen, wenn Schutikow allein war, pflegte Proschka zu ihm zu treten und sich in seiner Nähe aufzuhalten. „Wünschest Du etwas, Prochor? fragte ihn Schutikow oft mit freundlichstem Tone.

„Ach nein, ich bin nur so gekommen“, lautete dann die Antwort gewöhnlich.

„Wohin willst Du?“

„Auf meinem Platz ... Ich wollte nur so ...“ Damit wollte Proschka gewissermaßen um Verzeihung bitten, daß er Schutikow belästigt habe, und darauf pflegte er sich zu entfernen. Aus allen Kräften bemühte er sich, seinem Gönner gefällig zu sein. Bald schlug er ihm vor, er wolle ihm seine Wäsche besorgen, bald wollte er ihm die Kleider reinigen und flicken. Wurden seine Anträge zurückgewiesen, so ging er traurig weg. Eines Tages brachte er ihm ein meisterhaft gearbeitetes Matrosenhemd mit holländischer Brust. Er war in ziemlicher Aufregung, als er es Schutikow überreichte.

„Bravo, Schitin! Eine großartige Leistung!“ bemerkte Letzterer beifällig nach genauer Besichtigung des Hemdes, das er darauf dem Ueberbringer zurückgeben wollte.

Digitized by Google

„Ach nein, Jegor Metritsch, ich habe es für Dich gemacht. Thu' mir den Gefallen und trag es in Gesundheit!" Schutikow wollte das Geschenk nicht annehmen, aber Proschka war darüber so tief gekränkt und begann so dringend zu bitten, daß Jener es endlich annahm. Der Spender war entzückt. Die Matrosen wußten, daß Schutikow den Proschka in seinen Schutz genommen, und das genügte: sie schlugen und verhöhnten ihn jetzt nicht mehr so oft. Proschka wußte den Grund, warum sie jetzt menschlicher mit ihm verfuhren, und das steigerte noch seine Liebe zu dem verehrten Schützer. Bald sollte eine Gelegenheit kommen, wo seine dankbare Seele bewies, wessen sie in ihrer Anhänglichkeit fähig sei.

V.

Sie waren im Indischen Ocean, auf dem Weg zu den Sunda-Inseln. Der Morgen war sonnig und hell, aber etwas kühl; in den südlicheren Breiten machte sich die größere Nähe des Südpols fühlbar. Ein frischer Wind blies stetig und am Himmel schwebten schneeweiße Federwolken, geschmackvoll-phantastische Zeichnungen darstellend. Elastisch schaukelnd flog der Klipper unter vollen Fock-, Groß- und Marssegeln vor der Kühle dahin, zwischen den entgegenrollenden Wogen hindurchgleitend. Es war gegen zehn Uhr Vormittags. Alle „Hände" waren auf Deck. Die Wachtmatrosen hingen im Takelwerk und die Andern standen bei ihrer Arbeit. Jeder hatte seine Beschäftigung. Schutikow hatte das Loth zu werfen; ein Hanfgurt sollte ihn in seiner gefährlichen Stellung vor dem Sturze sichern. In seiner Nähe war auch Proschka mit dem Putzen der Kanonen beschäftigt. Von Zeit zu Zeit hielt er inne, um sich am Anblicke der wunderbaren Geschicklichkeit zu laben, mit der sein Freund die Lothleine warf. Plötzlich ertönte vom Hinterkastell der Schreckensruf:

„Ein Mann über Bord!" Kaum ein paar Secunden stand es an, bis ein zweiter Schrei ein neues Unheil meldete:

„Noch ein Mann über Bord!" Einen Augenblick war alles Leben auf dem Klipper wie erstarrt. In hellem Entsetzen bekreuzigten sich Viele. Der Wachtlieutenant, der oben auf der Brücke stand, sah, wie eine Gestalt blitzschnell abstürzte, er sah, wie eine zweite ihr in's Meer nachflog. Sein Herz krampfte sich zitternd zusammen, aber den Kopf verlor er nicht. Er warf von der Brücke ein Rettungstau hinab, ließ die Anker-Boje vom Deck in's Meer schleudern und commandirte mit donnernder, wenn auch vor Aufregung bebender Stimme: „Fock- und Großsegel reffen!" Gleich beim ersten Ruf waren alle Offiziere auf das Deck herausgestürzt. Der Capitän und der erste Lieutenant standen schon, beide in großer Aufregung, auf der Brücke.

„Es scheint, er hat die Boje schon ergriffen," sprach der Capitän, das Fernglas vom Auge nehmend. Dann befahl er dem Wache habenden Signalisten, die beiden Schwimmer fest im Auge zu behalten. „Ich sehe sie" — versicherte der Matrose.

„Rasch — rasch! vor Anker treiben! und ein Ruderboot hinablassen!" commandirte der Capitän in nervös abgestoßenen Sätzen, zur Eile spornend. Es brauchte keinen Sporn. Die Matrosen wußten, wie kostbar jede Secunde war, und wie Rasende strengten sie alle Kräfte an. Nach Verlauf von acht Minuten trieb der Klipper schon vor Anker und ein Ruderboot glitt in's Meer hinab. Der Midshipman Ljessowoj befehligte seine zahlreiche Rudermannschaft. „Gott mit Euch!" rief der Capitän ihnen nach. „Sucht sie bei Ost-Nord-Ost! Aber fahrt nicht allzu weit hinaus."

Die in's Meer Gefallenen waren nicht mehr sichtbar. In jenen acht Minuten hatte der Klipper wenigstens eine Meile zurückgelegt. „Wer ist denn der Hinuntergefallene?" frug der Capitän den ersten Lieutenant.

„Schutikow. Beim Werfen der Lothleine ist er hinabgestürzt. Die Gurte riß."

„Und wer ist der Zweite?"

„Schitin; er stürzte sich Schutikow nach."

„Was? Schitin, der Hasenfuß und Taugenichts?" staunte der Capitän. — „Ich begreife es auch nicht."

Aller Augen waren inzwischen auf das Ruderboot gerichtet, das sich langsam vom Klipper entfernte. Endlich aber verschwand es doch den nicht mit Gläsern bewaffneten Augen und ringsum sah man nur wieder das weite wogende Meer. Auf dem Schiffe herrschte bange Stille. Nur halblaut flüsterten bisweilen die Matrosen. Der Capitän nahm das Glas nicht mehr vom Auge. Auch der älteste Steuermann und zwei Signalisten spähten unermüdlich durch ihre Fernrohre. So verstrich eine qualvoll lange halbe Stunde. „Das Boot kommt zurück," meldete der Signalist. Aller Augen richteten sich wieder auf den Ocean. Mit den Wellen auf und absteigend, näherte sich das Boot langsam; endlich war es so nahe gekommen, daß der Signalist freudig melden konnte:

„Beide — Schutikow und Schitin — sind im Boot!" Ein Freudenseufzer entrang sich jeder Brust und ein großer Theil der Mannschaft bekreuzigte sich. Das ganze Schiff war wie neu belebt.

„Also glücklich davon gekommen!" sprach der Capitän und ein freudiges Lächeln erhellte sein ernstes Antlitz. „Aber Schitin, diese Memme — und ein solcher Heldenmuth!"

„Ja, merkwürdig," stimmte der erste Lieutenant ein, „so ein Lotterbube und stürzt sich in's Meer, einen Kameraden zu retten — freilich, Schutikow protegirte ihn," setzte er lächelnd als Erläuterung hinzu. Und Alle bewunderten Proschka. Er war der Held des Tages. Noch zehn Minuten und das Boot lag am Schiffe und wurde aufgewunden. Ermattet und schwer athmend stiegen die Ruderer aus der Barkasse. Auch Schutikow und Proschka entstiegen ihr, Beide durchnäßt, Beide blaß und aufgeregt, aber glückselig. Alles schaute jetzt mit der größten Achtung auf Proschka. Der Capitän trat gleich auf ihn zu und sprach, ihn auf die Schulter klopfend:

„Bravo, Schitin! Für Deine Heldenthat werde ich Dir die Medaille verschaffen und von mir bekommst Du eine Geldbelohnung. Jetzt aber geh, die Kleider zu wechseln, und trink' auf meine Rechnung ein Glas Branntwein!" Außer sich vor Freude stand Proschka vor dem Capitän, er vergaß sogar das herkömmliche „zu Diensten" zu erwidern. Schüchtern und verwirrt lächelnd begab er sich auf seinen Platz. Bald waren die Segel wieder aufgespannt, der Anker aufgewunden und nach Verlauf von fünf Minuten glitt das Schiff im früheren Kurse weiter.

„Wäre Prochor nicht gewesen, ihr Brüder, so sähe ich jetzt die schöne Gotteswelt nicht mehr," sprach Schutikow am selben Abend zu den um ihn versammelten Kameraden. „Als ich unter die Wellen hinabfuhr, dachte ich schon: Adieu für immer! Aber auf einmal hör' ich Prochor's Stimme — er ruft mir zu — er schwimmt zu mir heran und reicht mir die Boje her. Wie mich das von ihm gefreut hat, ihr Brüder! So haben wir uns über dem Wasser erhalten, bis das Boot kam."

„Aber schrecklich muß Dir zu Muthe gewesen sein!" meinten die Zuhörer.

„Nun ich dachte schon: behüt' euch Gott!" erwiderte Schutikow mit gutmüthigem Lächeln.

„Und wie ist Dir's in den Sinn gekommen, Bruder, daß Du nachgesprungen bist?" fragte ein Seemann den Retter freundlich. Der lächelte einfältig und antwortete dann nach kurzem Besinnen:

„Ich habe nicht lange nachgedacht. Ich sah nur, daß er hinabgefallen war — nun, und da, Gott beschütz! sprang ich ihm nach."

„Bravo, Prochor! Du hast ein Herz!" sprach Lawrentjitsch, seine Pfeife Proschka überreichend, als Zeichen seines besonderen Wohlwollens. Von diesem Tage an hörte Proschka auf Proschka zu sein — er wurde Prochor.

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

„Weh' dem, der lügt."

Eine Komödie in fünf Aufzügen von Grillparzer.

Das Verdammungsurtheil, welches über dieses einzige Lustspiel Grillparzer's einst vom Wiener Publikum gefällt wurde und welches den Dichter für lange Jahre in die völlige Zurückgezogenheit vom öffentlichen Leben hineinscheuchte, ist ja vor dem Tribunal des Burgtheaters selbst schon längst wieder aufgehoben worden, und es brauchte deshalb das Unternehmen des „Deutschen Theaters", dieses Werk auch in Berlin einzubürgern, von vorneherein nicht lediglich als ein literar-historischer Eintagsversuch angesehen zu werden. Der Erfolg, welchen die Aufführung der Komödie nunmehr in Berlin davontrug, bestätigte denn auch, daß dieselbe auf ein verständnißvolles Publikum immer noch — oder vielmehr heutzutage erst recht — eine volle Wirkung auszuüben vermag. Denn heute tritt die parodistische Anlage mancher Theile dieses Lustspiels, welche wohl von den Wienern der dreißiger Jahre nicht erkannt worden war, uns neben dem prächtigen dramatischen Grundinhalte, der in der einen Figur des Helden, des Küchenjungen Leon, verkörpert und angehäuft liegt, um so deutlicher entgegen, je weiter unsere Anschauungen von der dramatischen Romantik, wie sie gerade in jenen Jahren unter Anderen auch in Halm's „Sohn der Wildniß" zur Blüthe kam, sich entfernt halten. Wenn man es daher versteht, jene Parodie, die neben dem eigentlichen Lustspielgefüge einherläuft, sauber und geschickt heraus zu arbeiten, so muß dieses Werk des großen Meisters unbedingt erheiternd und zugleich auch im besten Sinne anregend wirken.

Die Parodie in „Weh' dem, der lügt" liegt in der ergötzlichen Schilderung von dem bärenhaften Wildnißleben unserer germanischen Vorfahren. Kattwald, Graf im Rheingau, Edrita, seine Tochter, und Galomir, ihr Bräutigam, sind die lustigen Figuren dieses satirischen Theils der Komödie. Sie müssen einigermaßen als Caricaturen ausstaffirt sein und erst gegen die Schlußentwickelung des Stückes hin darf das germanische Mädchen in ihrem überaus naiven Wesen auch schauspielerisch die Vertiefung erfahren, die ihr der Dichter in so reizender Weise Zug um Zug zu verleihen verstand. Ihre Gestalt bildet die kunstgemäße Ueberleitung der Parodie zu dem eigentlichen Lustspiel, was sich auch in der Handlung schon äußerlich dadurch ausdrückt, daß sie mit den beiden Frankenjünglingen, Leon und Atalus, aus dem Bärenleben in die Civilisation sich flüchtet. Kattwald und Galomir aber bleiben bis zum Ende die carikirten germanischen „Söhne der Wildniß" und die Schauspieler im „Deutschen Theater" brachten sie als solche schon in ihrer Maske trefflich zum Ausdrucke: Herr Pittschau als Kattwald, mit einem Urwald von rothen Haaren um Haupt und Kinn, bärenhaft wüthend und tobend und doch widerstandslos und zahm wie ein Lamm gegenüber den Künsten eines fränkischen Koches, und Tewele als Galomir, der starke, aber dumme Recke, der wie ein Kind nur in Substantiven und Infinitiven spricht und mit täppischen Bewegungen sein Bräutchen streichelt.

Leon, der fränkische Küchenjunge, ist, wie gesagt, die Gestalt, in welcher sich der ganze Inhalt des Stückes concentrirt. In treuer und fast andächtiger Hingabe an seinen frommen Herrn, den Bischof von Chalons (den Herr Pohl nach unserer Ansicht etwas zu würdevoll gab) zieht er

Digitized by Google

aus, um den Neffen seines Herrn, den Priesterjüngling Atalus, welcher als Geißel bei den Germanen in Gefangenschaft schmachtet, zu befreien. Er ist sehr gehemmt in seinen Plänen durch das Gebot des Bischofs, niemals durch Lüge oder Trug diese Befreiung zu versuchen. Da versucht's nun der frische, kecke Bursche überall mit der vollen Wahrheit und siehe da, es gelingt ihm Alles vortrefflich. Mit Worten lügt er nie. Aber er lügt schließlich durch die That, durch die Flucht aus dem Hofe des Kattwald, in welchem doch sein Herz gefesselt wurde und er selbst ein Herz an sich fesselte. Die Last dieser einen Lüge muß er nun greifbar zum Bischof mit zurückbringen. Das Germanenmädchen, das ihm die Flucht ermöglichte und ihm trotz seines Widerstrebens folgte. Erst als er, heimgekehrt, auch von dieser Lüge sich befreit, indem er die Jungfrau zu seinem Weibe erbittet, fühlt er, daß er das ernste Wahrheitsgebot des Bischofs ganz erfüllt habe. In dieser Handlung liegt ein schöner und tiefer Sinn und zugleich ist die Zeichnung des braven, lustigen Burschen, der im Kampfe mit der Lüge sich oft verlegen in den Haaren kraut, so viel Ursprünglichkeit und Frische, daß Einem das Herz dabei aufgeht. Herr Kainz spielte diesen Burschen ganz vortrefflich, mit natürlichem Feuer, mit Schalkhaftigkeit, mit Humor und, wo es am Platze war, mit edlem Ernste. Fräulein Sorma als Edrita secundirte ihm ebenso munter und vortrefflich, und es war wirklich ein Abend voll siegreichen und gediegenen Humors, den Beider Zusammenspiel uns schuf. Auch Herr Bolz in der Rolle des unbehülflichen Atalus trug redlich sein Theil zum vollen Gelingen bei. So kann man wohl sagen, daß das Grillparzer'sche einst gemißhandelte und mißwürdigte Werk diesmal hier in Berlin eine schöne Auferstehung erlebt hat, und es wäre zu wünschen, daß das neue Leben, zu dem es erweckt wurde, ein recht langes sein möchte. O. B.

„Der Fall Clémenceau."

Schauspiel in fünf Aufzügen von Alexander Dumas und Armand d'Artois.

Es war vor beiläufig zehn Jahren, kurz nach der empfindlichen Schlappe, die der jüngere Dumas bei dem Versuch erlitten, seines Vaters Roman „Joseph Balsamo" (Mémoires d'un médecin) auf die Pariser Bühne zu bringen, als ich den gefeierten Autor eines Tages fragte, warum er nicht lieber seinen eigenen Roman: L'Affaire Clémenceau dramatisirt habe. Freilich, bemerkte ich, die Schwierigkeiten wären weit größer, denn abgesehen von so mancher Brutalität — ich sagte natürlich diplomatisch „vivacité" —, müßte die Mordthat des Bildhauers, die im Buche psychologisch mit Wesen, Abstammung und Werdegang des leidenschaftlichen Idealisten begründet werde, für die Bühne ganz anders vorbereitet und dargestellt sein, wenn der Held nicht gar zu schwach, die Heldin nicht allzu abstoßend erscheinen sollen. Der Dramatiker lächelte, denn seiner Kunst schien Alles möglich. „Die Actscene im Walde von Fontainebleau," sagte er ungefähr, „wird einfach in's Atelier verlegt, natürlich mit der durch die Censur geforderten Vervollständigung des Costüms, ein Kuß oder der decent fallende Vorhang kann alles Mögliche symbolisiren, und eine annehmbare Lösung habe ich schon im Roman ganz leis angedeutet. Suchen Sie. Wenn ich einmal einen passenden Mitarbeiter finde, so geht es an die Ausführung, denn ich werde nach dem Mißgeschick des »Balsamo« meinen Namen für derlei Bearbeitungen nicht mehr hergeben." Die geheimnißvolle Andeutung veranlaßte mich, den Roman mir daraufhin anzusehen, und da fand ich in einer der letzten Unterredungen zwischen Clémenceau und seiner ehemaligen Gattin die Stelle, wo diese ihm den Vorschlag macht, mit ihm Fontainebleau zu besuchen, die Stätte ihres einstigen Glückes. „Wie gut Du bist! rief sie aus; aber wann fahren wir? Morgen? — Ja, doch unter einer Bedingung. — Welcher? — Daß wir dort bleiben. — Immer? immer? Das wäre ein wenig lang. Und dann der Winter .... und ich bin ja nicht frei. — Elende! und ich erhob meine geballte Faust." Ohne Zweifel war dies die Andeutung. Der Schlag sollte auf der Bühne ein Todtschlag werden. Einige Zeit nachher fragte ich den Autor, ob ich das Richtige getroffen. Er lächelte verlegen und plauderte schnell von etwas Anderem. Die Aufführung des „Fall Clémenceau" im Lessingtheater hat mir die Bestätigung gebracht, daß ich damals richtig gerathen. Clémenceau tödtet hier das weibliche Ungeheuer nicht erst am Morgen nach seiner schmachvollen Wiedervereinigung mit ihr, sondern schon vorher, als sie ihm auf seinen Vorschlag, sie solle ihm den Abend widmen, verlegen antwortet, daß es — heute nicht geht. Das erinnert den Unseligen an ihren gegenwärtigen Geliebten, einen seiner Nachfolger, den sie erwartet, und an seine eigene Schande, wenn er sich wieder von ihr umgarnen ließe, und von Wuth und Ekel übermannt sticht er sie nieder. Dies ist in der That die errathene Lösung, die sich der Dramatiker vor zehn Jahren als Abschluß einer Bühnenbearbeitung ausgedacht, und die ihm wahrscheinlich schon bei der Abfassung des Romans vorgeschwebt hat.

Unseren Lesern ist das 1866 erschienene Buch gewiß bekannt, wäre es auch nur aus dem vernichtenden Aufsatze, den Friedrich Spielhagen damals mit dem vollen Pathos seiner moralischen und künstlerischen Entrüstung gegen dieses glänzend ausgeführte, aber sittlich bedenkliche „Plaidoyer des Angeklagten" geschrieben. „Sorgen wir," schloß der Jubilar von gestern, „daß nichts von diesem Samen auf deutsche Erde falle, und wo es bereits Wurzel gefaßt hat, reißen wir das schnöde Unkraut aus und werfen es in's Feuer!" Dieser Weckruf erreichte sicherlich das Gegentheil der beabsichtigten Wirkung, indem er nur die Aufmerksamkeit auf das Buch lenkte, das denn auch alsbald in unser geliebtes Deutsch übertragen und nun nach 22 Jahren als dramatische Bearbeitung des sonst literarisch unbescholtenen Armand d'Artois auf die deutsche Bühne kommt. Wie weit Dumas selbst bei dieser Verarbeitung betheiligt ist, entzieht sich meiner Kenntniß, jedenfalls hat er dem Freunde mit Rath und That zur Seite gestanden. Blendende Witzfunken von unverkennbar Dumas'scher Herkunft, obgleich sie im Roman fehlen, prasseln da und dort im Dialog auf, und vor Allem feiern wir ein rührendes Wiedersehen mit jener famosen Lösung, auf die sich der Meister schon vor einem Jahrzehnt etwas zu Gute that.

„Der Fall Clémenceau" — dieser wohlbegründete Romantitel ist seltsamer Weise für das Stück beibehalten — wird umständlich in einem Memoire aus einander gesetzt, das der der Ermordung seiner Frau Angeklagte im Untersuchungsgefängniß zu Händen seines Vertheidigers niederschreibt, um demselben die Wurzeln seiner That in seiner Entwickelung als Mensch und Künstler, aus seiner Herkunft, Erziehung, socialen Stellung klarzulegen. Das schätzbare biographische Material enthält so viele paradoxe Theorien, als wäre Dumas selbst der Angeklagte, und manche hohle Declamationen und bedenkliche Beschönigungen zu Gunsten des Ich-Erzählers, wobei selbstverständlich das Opfer allzu sehr in's Schwarze gemalt ist. Doch wir haben es hier nur mit dem Drama zu thun, das naturgemäß alle psychologischen Spitzfindigkeiten bei Seite wirft und die nackten Thatsachen bietet. Freilich ist auch der Dramatiker redlich bestrebt, das Wesen und die Unthat seines Helden zu erklären. Nur zu diesem Zwecke hat er ein Stück der Jugendgeschichte zu einem durchaus überflüssigen Vorspiel verwerthet. Wir sehen Pierre Clémenceau mit seinen Genossen im Atelier seines Lehrers Ritz, strebsam, träumerisch, romantisch, über seine uneheliche Geburt klagend. Seine Keuschheit, die im Roman ein wichtiges seelisches Motiv abgibt, wird hier fallen gelassen: im Gegentheil ist er sich der Modellstehertin Mariette gegenüber, die eben posirt, einer Schuld bewußt, ein Umstand, der im Stücke keine Nachwirkung hinterläßt und den Zuschauer nur irre führt. Die Verwandlung zeigt uns das Atelierfest, wo Pierre die Gräfin Dobronovska und deren Tochter Iza kennen lernt. Er zeichnet die hübsche Kleine in ihrer Pagenkleidung, während sie unwahrscheinlich genug auf dem Ball einschlummert, und verliebt sich dabei in sie, treu nach dem Roman. Mit köstlichem Humor ist die liederliche Wirthschaft der zwei abenteuernden Russinnen im zweiten Aufzug dargestellt. Iza im Morgenkleid den Bildhauer empfangend, die verschämt unverschämten Pumpversuche der Mutter, und nach einer heftigen Scene mit dem abgewiesenen Freier Serge Boinoff die Verlobung Iza's mit dem Künstler. Diese zumal für die raffinirte Mutter, die von einem König als Schwiegersohn träumt, ziemlich unwahrscheinliche Heirath wirkt auf der Bühne noch fragwürdiger, als im Buch. Im dritten Acte liegt Iza ihrem Gemahl Modell, sie schwärmen noch in der Erinnerung an die Idylle von Fontainebleau, dann wird die Sache in jeder Beziehung bedenklich, denn das Unglück schreitet schnell im Drama. Nach zwei Acten Verliebung und Verlobung und einer Scene Eheglück haben wir schon den vollen Ehebruch. Hastig hetzt das Stück dem Roman voraus, die Capitel werden in der Scenenfolge deutlich sichtbar, die Maschinerie knarrt und droht aus dem Leim zu gehen. Iza erscheint mit einem Mal als eine ganz Andere. Sie schwärzt bei ihrem Gemahl seinen Jugendfreund an, dessen Scharfblick ihr unbequem wird; ein höchst unglückliches Kammermädchen macht geheimnißvolle Anspielungen auf das ehebrecherische „Skelet im Hause", und Mama Clémenceau in ihrer Sorge um den jähzornigen Sohn wünscht diesem um jeden Preis das Entsetzliche zu verheimlichen. Sie stirbt vor Aufregung zum Actschluß, nachdem sie die Sünderin noch einmal eindringlich zur Besserung ermahnt hat. Im folgenden Aufzuge sehen wir Iza, von der lästigen Schwiegermutter befreit und durch die edle Gräfin-Mutter Dobronovska nur noch mehr in ihrem bösen Wandel bestärkt, und da stürmt ja schon der endlich hellsehende Ehemann herein. Er wollte arglos einen Brief bestellen, worin seine Frau ihrem Geliebten ein Rendezvous gibt, aber hat noch rechtzeitig Alles entdeckt. Außer sich vor Wuth, stellt er die cynisch ihre Schuld eingestehende Gattin zur Rede und jagt sie sammt ihrer würdigen Mutter aus dem Hause. Im Zwischenact erledigt Pierre das Duell mit Serge und seine Reise nach Italien, von wo ihn die unbezwingbare Liebe zu der Verworfenen wieder in die Heimath zurücktreibt. Am Schluß ist er abermals ganz in den Banden des schönen Dämons und wird zum Mörder, als er sich ihrer und noch mehr seiner Schande erinnert. Der Mord erscheint jetzt nur als die Folge eines moralischen Wuthanfalls, besonders in der Beleuchtung des sehr unglücklichen Schlußwortes: „Ich habe eine Dirne getödtet, und das ist Alles." Im Roman handelt der von der Liebe Besessene mehr im Sinne seines Charakters und seiner Nation. Ein zweiter Ritter des Grieux, hat er sich schon mit dem Gedanken befreundet, seine ehemalige Frau für die Folge als seine Maitresse mit Anderen zu theilen. „O welch' eine Geliebte werde ich haben! welche Wissenschaft und Inscenirung der Wollust! Welch' eine Courtisane, wirklich geschaffen, um einen König närrisch zu machen und ein Reich zu Grunde zu richten! ... Aber nein! ist dieses Geschöpf morgen noch am Leben, wird es aus mir den verächtlichsten der Menschen machen!" Er mordet also dort im Grunde nur aus gekränkter Eitelkeit und durchaus folgerichtig. Namentlich für einen Franzosen, der ja stets an das verehrliche Publikum denkt.

Das glänzend in Scene gesetzte und gut dargestellte Drama, das bei allen Schwächen und Kraßheiten bis zuletzt fesselt, errang unbeschadet einiger Proteste am Schluß einen lauten Erfolg, — vielleicht den einzig aufrichtigen und bedeutenden, den das Lessingtheater bisher errungen hat. Hoffentlich verjagt der laute Beifall den hartnäckigen Unstern für immer aus dem „Theater der Lebenden"! Z.

Digitized by Google

Offene Briefe und Antworten.

Nochmals Stamm's Allwohlbund.

Geehrter Herr Redacteur!

Bezugnehmend auf einen Artikel von Alfred Stelzner in der „Gegenwart" (vom 19. Januar 1889) erlaube ich mir Ihnen Folgendes mitzutheilen, was vielleicht von allgemeinem Interesse ist. — Der Stamm'sche Allwohlbund ist nicht die einzige in Deutschland existirende Vereinigung der „neuesten" Socialreformer. Ein „Bund für Bodenbesitzreform" hat sich am 16. September 1888 in Frankfurt a. M. mit 110 Mitgliedern constituirt, der vor Weihnachten bereits 160 Mitglieder zählte und seither in ständigem starken Wachsen begriffen ist. Die constituirende Versammlung wurde berufen von Michael Flürscheim, bis vor Kurzem Eigenthümer der nunmehr in Besitz einer Actiengesellschaft übergegangenen Eisenwerke zu Gaggenau im Murzthal; diese Eisenwerke hatte Flürscheim, nachdem er Anfangs der siebziger Jahre aus Amerika in sein deutsches Vaterland zurückgekehrt war, aus einem Nichts geschaffen. Neben seiner industriellen Thätigkeit beschäftigte sich Flürscheim, zuerst auf Anregung Stamm's, eingehend mit dem Studium der socialen Frage, speciell mit der Lehre Henry George's. Betheiligt an der Gründung der „Landliga", die nach kurzer Zeit Mangels an Mitgliedern wieder aufgelöst wurde, machte Flürscheim, der in einer Reihe von Arbeiten die George'sche Lehre erweitert und in wesentlichen Punkten berichtigt hat, seit März 1887 Propaganda für seine Lehre durch eine von ihm redigirte Zeitschrift „Deutsch Land", in deren letzter Nummer ein Artikel zu finden ist, der außer einigen geschichtlichen Daten die Gründe darlegt, die zu einer Entzweiung zwischen Stamm und Flürscheim führten; übrigens gibt es Mitglieder des Flürscheim'schen Bundes, die gleichzeitig dem Stamm'schen angehören. Die Frankfurter Versammlung fand statt unter dem Vorsitz Ludwig Büchner's, des bekannten Verfassers von „Kraft und Stoff", der auch im Vorstand des Bundes ist. In den bisherigen Flürscheim'schen Schriften war als Heilmittel der bestehenden Schäden die Verstaatlichung von Grund und Boden angegeben. In „Deutsch Land" hat Flürscheim inzwischen gezeigt, daß Verstaatlichung der Grundrenten, also eine Steuer in der Höhe des Grundrentenertrags — die Rente in ihrer bisherigen Höhe wird den Grundbesitzern voll abgekauft — dasselbe leisten würde. Nicht ohne Interesse dürfte es sein, daß Adolf Wagner in seinem großen „Lehrbuch der Nationalökonomie" nicht ohne Sympathie sogar von der Verstaatlichung des Grundeigenthums spricht. Wenngleich er unter gewissen Voraussetzungen sowohl den Großgrundbesitz, wie vornehmlich den kleinen Bauernstand erhalten wissen will (dessen Existenz bei Verstaatlichung des Grundrentenbezugs, die A. Wagner nicht bespricht, nicht in Frage gestellt wird), macht er doch darauf aufmerksam, wie selbst die Verstaatlichung in organischer Weiterentwickelung bestehender Verhältnisse vollzogen werden könnte, wie man auf keiner Stelle unbekanntes Gebiet betreten würde, und führt, unter Voraussetzung der Möglichkeit, aus, wie sehr eine derartige Maßregel dazu beitragen würde, die besonders gefährliche Capitalanhäufung in wenigen Händen zu verhindern und eine gleichmäßigere Vertheilung des Einkommens herbeizuführen. Besonders energisch redet er der Verstaatlichung oder Communalisirung des städtischen Grund und Bodens das Wort, welche ja — falls nicht die bloße Einziehung der Rente vorgezogen wird — als erster sofort zu verwirklichender Schritt des Bundes für Bodenbesitzreform in's Auge gefaßt ist. Nachdem er die theoretischen Gründe dargelegt, bemerkt Wagner, daß die Durchführung dieser Maßregel nicht an ihrer Unmöglichkeit oder auch nur Schwierigkeit scheitere, sondern einzig und allein daran, daß diese Forderung bisher noch keine Unterstützung gefunden habe. Diese Forderung auszusprechen und Propaganda dafür zu machen, dürfte sich, abgesehen von den inneren Gründen, auch auf diesen Ausspruch einer ersten Autorität hin empfehlen.

In ausgezeichneter Hochachtung

Dr. L. A., Privatdocent.

Notizen.

Friedrich Spielhagen. Ein literarischer Essay von Gustav Karpeles. (Leipzig, L. Staackmann.) — Diese feinsinnige Monographie kommt noch rechtzeitig zum 60. Geburtstage des Dichters, den alle Gebildeten unseres Volkes jüngst mitgefeiert haben. Indem sie schrittweise den Entwickelungsgang des Menschen und Poeten verfolgt, analysirt sie dessen Werke — leider nicht alle gleich ausführlich, sondern nur die hauptsächlichen — und bringt manchen neuen und feinen Zug in das literarische Portrait. Wie sich unser genialster Pfleger des Zeitromans aus dem Schüler Homer's, Goethe's und der englischen Humoristen entwickelte, und wie er sich nach und nach über seine Figuren und deren Tendenzen und auch über seine Zeit mit ihren politischen und ästhetischen Velleitäten zu erheben vermochte, um in der subjectivsten Form die möglichst objective Darstellung zu geben, das hat Karpeles hier in warmherziger, nirgend lehrhafter Art aufgezeigt. Er nennt Spielhagen den Dichter des modernen Zeitbewußtseins und übersieht dabei nicht, daß bei Spielhagen auch die Tendenz fast immer echt künstlerisch bleibt. Der unentwegliche Freiheitsgedanke, der alle seine Romane belebt, ist der beste Kern dieser Dichtung, welche die Jugend zu begeistern, die Frauen zu entzücken und auch die ernsten Männer geistig zu fesseln vermag. Karpeles hat ferner Recht, wenn er den Dichter einen Realisten nennt, aber in diesem ist doch der idealistische, der philosophische Dichter stärker als der Beobachter, und seine Objectivität hat einen gewissen romantischen Zug, der ihn von dem immer lauter und stärker werdenden Trosse der Naturalisten trennt, denen sich der Zeitgeschmack hinzuneigen scheint. Es ist undenkbar, daß Spielhagen dem Tageserfolge zu lieb auf seine ästhetischen Ueberzeugungen und seine künstlerische Methode verzichten wird, und er thut wohl daran, denn sein Werk wird über alle Mode hinweg aufrecht und der Nation werth und vertraut bleiben. Darum können wir auch der Auswahl seiner epischen Hauptstücke, die L. Staackmann in Leipzig unter dem Titel: Friedrich Spielhagen's ausgewählte Romane in 9 Bänden oder 60 Lieferungen soeben erscheinen läßt, einen großen Erfolg vorhersagen, denn Werke wie „Problematische Naturen", „In Reih und Glied", „Hammer und Amboß", „Sturmfluth" bleiben ewig jung und frisch. Wurzeln sie auch noch so sehr in der Zeit, die sie zu schildern unternehmen, so behalten sie doch neben ihrem historischen und culturgeschichtlichen Werth als treue Spiegelbilder auch einen rein dichterischen, der nicht hoch genug anzuschlagen ist. Es sind Menschen von unserem Fleisch und Blut mit unseren Leidenschaften und Interessen, und hier lernen wir uns und unsere Zeit besser verstehen und auch überwinden.

Geschichten aus Stadt und Dorf. Novellen und Skizzen von C. Karlweis. (Stuttgart, Adolf Bonz & Comp.) — Es ist eine durch und durch süddeutsche Natur, die ihre reichen Gemüthsschätze in novellistischer Kleinmünze ausgibt. Karlweis ist ein erfahrener Herzenskundiger, der uns für die schlichten Leute, die er schildert, stets interessirt, mögen sie nun in der Großstadt oder in den Alpen wohnen. Abgerundet in der Form, im winzigsten Rahmen ein Stück abgeschlossener Welt spiegelnd, erinnern sie an die short stories der Amerikaner, vor denen sie die Gemüthstiefe voraus haben. Gerade da, wo das pragmatische Interesse ganz in den Hintergrund tritt, wie in den beiden Skizzen „Eine Dummheit" und „Der Mahagonitisch", zeigt sich die scharfe Beobachtung des Verfassers, sein feiner Sinn für die Entdeckung des Bedeutenden im scheinbar Kleinen am glänzendsten. g. m.

Otto Henne am Rhyn: Die Freimaurer. — Die Jesuiten. (Leipzig, Carl Ziegenhirt.) — Der St. Galler Staatsarchivar ist als Verfasser trefflicher Culturgeschichten und interessanter Bücher über geheime Gesellschaften ganz der Mann, um über die zwei genannten Themata mit Sachkenntniß, Gründlichkeit und Objectivität zu schreiben. Die beiden unterhaltenden Flugschriften, die sich über Ursprung, Geschichte, Verfassung, Religion, Moral, Politik und Wissenschaft der Jesuiten und ihrer Antipoden verbreiten, werden gerade im gegenwärtigen Augenblick zur Orientirung willkommen sein, wo der Zeitungsstreit über die Freimaurer Staub aufwirft und der Abgeordnete Windthorst den angekündigten Kampf um die Schule beginnt, zu dessen Postulaten ja auch die Wiederzulassung der Jesuiten gehört.

Der Reim in seiner Entwickelung und Fortbildung. Dargelegt von Sigmar Mehring. (Berlin, S. Mehring.) — Diese kleine Schrift, die sich in unterhaltender Weise über die Geschichte des Reimes, dessen Wesen und Stellung bei Epikern und Dramatikern und das Verhältniß zwischen Reim und Sprache verbreitet, ist um so verdienstlicher, als sie nicht nur die herkömmlichen Theorien aus den Poetiken von Gottschall, Carriere und Kleinpaul wiederholt, sondern auch die fremdsprachigen Reime in den Bereich ihrer Darstellung zieht. Besonders das Kapitel über den französischen Reim zeigt, daß der Verfasser auch die neuesten Untersuchungen über diesen Gegenstand (z. B. von Lubarsch und Legouvé) wohl studirt hat, und der abschließende Aufsatz über Reimreinheit enthält manche neue und feine Bemerkung. Sehr beherzigenswerth sind die Worte an die Adresse unserer neuen Dichter, denen es vorbehalten sei, die Herrschaft des hochdeutschen Dialekts durch sorgfältige Bewachung ihrer Reime zu festigen, denn „der reine Reim führt zur Läuterung der gesprochenen Rede." Die Kritik kann dieser Forderung nur beistimmen, denn die Pflicht eines reinen Reimes erhöht die Schwierigkeiten für den Verskünstler und schreckt somit den Dilettantismus ab, der das Gebiet ohnehin mit seinen schnellfertigen Erzeugnissen überschwemmt.

Gedichte aus dem Nachlaß von Joseph Victor von Scheffel. (Stuttgart, Bonz & Co.) — Ein neues Blatt werden diese Gedichte kaum in Scheffel's Lorbeerkranz einfügen, aber sie zeigen uns doch den Poeten von seiner liebenswürdigsten Seite. Zumal die humoristischen Partien enthalten gute Nummern, wie das Nachtgesicht, die Ballade von des Milosch Fedorowitsch ungeheurem Katzenjammer und das Lied eines fahrenden Schülers aus dem Jahr 1845. „Der wahre deutsche Kaiser" ist für unseren Geschmack allzu sehr Sauspoesie. Die ernsten Lieder und zumal die Uebersetzungen weisen manche Perlen auf; bei den Gelegenheitsgedichten schlief dagegen oft der alte Scheffel. Einige stark byzantinische Poesien an fürstliche Personen hätten ohne Schaden ungedruckt bleiben können.

Digitized by Google

Inserate.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Friedrich Spielhagens

Ausgewählte Romane

in ca. 60 Lieferungen à 30 Pf.

Verlag von L. Staackmann, Leipzig.

Mondamin alleinige Fabr. **Brown & Polson** k. engl. Hofl.

Entöltes Maisproduct. Für **Kinder** und **Kranke** mit Milch gekocht speciell geeignet — **erhöht die Verdaulichkeit der Milch.** — In Colonial- u. Droguenhandlungen ½ und ¼ Pfund engl. à 60 und 30 Pfennig. **Central-Geschäft Berlin C.**

Ein neues Buch von Heinrich Seidel.

Soeben erschien im Verlag von **A. G. Liebeskind, Leipzig:**

Ein Skizzenbuch.

Neue Geschichten von Heinrich Seidel.

Zugleich als VI. Band der Gesammelten Schriften von H. Seidel.

Preis broschirt 3 Mark, gebunden mit Goldschnitt 4 Mark.

Neue billige Lieferungs-Ausgabe.

BEETHOVEN'S WERKE.

Gesammtausgabe für Unterricht und praktischen Gebrauch.

(Orchester für Klavier übertragen.)

Vollständig in 20 Bänden binnen zwei Jahren.

Preis jeder Lieferung ℳ 1.

Auf Gesang- und Klavierwerke einerseits, Kammermusik andererseits wird besondere Subscription angenommen.

Beginn des Erscheinens 15. September 1888. Verzeichnisse unentgeltlich.

Durch jede Buch- oder Musikalienhandlung zu beziehen.

Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Im Verlage der Unterzeichneten sind soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Buch der Laune. Neue Geschichten von **Ludwig Hevesi.**

Inhalt: Moselfahrt. — Der Schlagschatten. — Die Amerikaner in Rothenburg. — Jutka. — Anna. — Die drei Eismänner. — Die Zweiunddreißig. — Miß Nigg. — Domenico Fanulla. — Maria Schrein. — Ein Bon. — Gift. — P. P. — Neue Weihnachtsgeschichten: I. Das Christkind. II. Onkel Fritz. III. Die goldene Nuß. IV. Waldmuhme.

24 Bogen. Oktav. Geheftet M. 4.—, elegant gebunden M. 5.—.

Geschichten aus Stadt und Dorf. Novellen und Skizzen von **C. Karlweis.**

Inhalt: Die lustige Wirtin. — Der bucklige Christel. — Eine Dummheit. — Grüne Liebe. — Der Mahagonitisch. — Feuerliesl. — Der Großknecht. — Sei g'scheit. — Der Gamser-Sepp.

17 Bogen. Groß Oktav. Geheftet M. 3.50, elegant gebunden M. 4.50.

Kreuz und Quer. Erzählungen aus meinem Wanderleben von **Wilhelm Lauser.**

Inhalt: Der starke Heinrich. — Großmutter an Neujahr. — Aus meinen Stiftsjahren. — „Ich lobe mir das Burschenleben." — Auch Einer aus dem „Engeren". — Meine erste Predigt. — Sascha. — Ein unheimlicher Reisebegleiter. — Aus „der blutigen Woche". — Frascuelo.

10 Bogen. Groß Oktav. Geheftet M. 2.—, elegant gebunden M. 3.—.

Stuttgart. **Adolf Bonz & Comp.**

Belletristische Novitäten

aus der

Deutschen Verlags-Anstalt

in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Gesammelte Werke

von

Alfred Graf Adelmann.

Erster Band.

Inh.: **Biographie u. gesammelte Aufsätze.**

Mit Porträt des Dichters.

Preis geheftet M. 3.—; fein gebunden M. 4.—

Ueber alle Gewalten.

Zwei Novellen von

Anton von Perfall.

Preis geheftet M. 4.—; fein gebunden M. 5.—

In zweiter Auflage ist soeben erschienen:

Onkel Hermann.

Novelle von

Emile Erhard.

Preis geheftet M. 3.—; fein gebunden M. 4.—

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Der Reim

in seiner Entwicklung und Fortbildung.

Dargelegt von

Sigmar Mehring.

140 Seiten in 8°, gebunden 3 ℳ.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und im Verlag von Sigmar Mehring, Berlin SW., Bernburgerstr. 8.

Siebenmal prämiirt mit ersten Preisen.

Violinen,

sowie alle sonstigen Streichinstrumente. **Stumme Violine** zum Studiren (Patent). **Zithern** in allen Formen. **Guitarren** und Blasinstrumente. Schulen zu allen Instrumenten. Reparatur-Atelier. Billige Preise. Empfohlen von Wilhelmj, Sarasate, Léonard u. A. Ausführliche Preiscourante werden grat. u. franco zugesandt.

Gebrüder Wolff,

Instrumenten-Fabrik, **Kreuznach.**

Soeben erschien:

Heune am Rhyn,

Die Jesuiten — Die Freimaurer.

Preis à ℳ 1.50 in allen Buchhandlungen oder beim Verlag **Carl Ziegenhirt, Leipzig.**

Soeben erschien in **Heuser's Verlag** (Louis Heuser) in **Neuwied** und **Berlin C.,** Spittelmarkt 2:

Carmen Sylva

(Königin Elisabeth von Rumänien)

und

ihre Werke.

Von

Dr. Schmitz-Krefeld.

Mit ein. Portr. „J. M. der Königin v. Rumänien."

Preis in feiner Ausstattung broch. Mk. 1,50, elegant gebunden Mk. 2,25.

= Zu beziehen durch alle Buchhandlungen. =

Hierzu eine Beilage von Gebrüder Paetel in Berlin.

Redaction: Berlin S.W., Möckernstr. 67. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig. Expedition: Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.

Digitized by Google

№ 11. Berlin, den 16. März 1889. Band XXXV.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Theophil Zolling in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Die Lage in Frankreich. Von Wilhelm Singer. — Flugschriften über unsere innere Politik. Von Modicus. — **Literatur und Kunst:** Die klagenden Königinnen. Von Martin Greif. — Die ästhetische Bewegung in England. Von Wilhelm Weigand. — Julius Rodenberg's Berliner Bilder. — Zur Orientirung in unseren politischen Grundgesetzen. Von Georg Winter. — **Feuilleton:** Zu Augsburg im Goldnen Stern. Von Ludwig Salomon. — **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Aufführungen. „Die Frau vom Meere." Schauspiel in fünf Aufzügen von Henrik Ibsen. Von Z. — Notizen. — Inserate.

Die Lage in Frankreich.

Von Wilhelm Singer.

Paris, Anfang März.

Gegen alle Erwartung der officiellen Welt ist am 27. Jan. dieses Jahres General Georg Ernst Boulanger mit einer Mehrheit von 84,000 Stimmen gegen den Candidaten der gesammten republikanischen Partei, Branntwein-Destillateur Jaques, zum Abgeordneten von Paris gewählt worden. Die Regierung unter dem Vorsitz des Herrn Charles Floquet, welche alle Anstrengungen zur Hintertreibung dieser Wahl gemacht und sich gewissermaßen mit dem unglücklichen Candidaten Jaques identificirt hatte, erlitt dadurch eine schwere Niederlage. Denn es war durch die Wahl des Generals unter solchen Umständen der Mangel an Voraussicht der Regierung, ihre Unkenntniß der wahren Stimmung des Pariser Wahlkörpers oder, was noch schlimmer ist, ihre Ohnmacht und Einflußlosigkeit erwiesen. Alle Welt, vielleicht das Ministerium Floquet selbst, hielt die Situation für compromittirt, und es wurde angenommen, daß Herr Floquet dem Präsidenten der Republik das Portefeuille rückerstatten werde, damit der Präsident Entschlüsse fasse. Wäre wahr, daß der Wille von Paris maßgebend ist für ganz Frankreich, dann müßte Herr Carnot — einfach, aber selbstmörderisch — den neugewählten General berufen, ihm den Vorsitz des Ministeriums anbieten und so das Programm der „nationalen Partei", Auflösung der Kammer, Revision der Verfassung und Einberufung einer Constituante zur Wirklichkeit machen. Wenn aber nicht, so mußte mindestens aus den Einzelwahlen der Provinz zu Gunsten des Generals und aus dem großen Pariser Schiedsspruch der Volksassisen die Lehre gezogen werden, daß die Unzufriedenheit mit dem gegenwärtig Bestehenden eine entschiedenere Orientirung, ja eine gründliche Aenderung der bisher geübten Regierungsweise erheische. Für letztere Lesart sprachen sich auch mit geradezu drohender Energie die hervorragendsten Vertreter der sogenannten gemäßigten Politik, die man kurz mit dem Namen Opportunisten bezeichnet, in allen Tonarten aus. Die Wirklichkeit entsprach den Annahmen jedoch nicht. Der Präsident der Republik, wie sehr eine solche Orientirung vielleicht mit seinen persönlichen Anschauungen zusammenfällt, glaubte wohl, eine Lösung aus eigener Initiative nicht herbeiführen zu müssen. Da ihm Herr Floquet auch nicht in ganz bestimmter Art das Portefeuille wiedererstattete, ließ er ihn weiter gewähren. Eine Zeit lang schien dieses unerwartete Experiment möglich. Herr Floquet eroberte durch etliche scharf klingende Versprechungen großer Energie gegen das aufstrebende, umstürzlerische Element mehrere Vertrauensvoten der Kammer. Allein, was nach einer so schweren und nicht mißzuverstehenden Lehre hätte kommen müssen: Eine wahre und aufrichtige Versöhnung aller Republikaner und ihre Einigung auf ein reiflich überlegtes, genau abgegrenztes, klar in die Augen fallendes, dem Volke verständliches, der Durchschnittsmeinung des Landes entsprechendes Programm, traf nicht ein und so stürzte denn eines Tages die mühsam aufrecht erhaltene Regierung des Herrn Floquet, eigentlich über eine Frage der parlamentarischen Procedur, ob nämlich die Berathung über die Verfassungsrevision sofort oder erst nach den Hauptwahlen im October stattfinden solle, haltlos zusammen. Herr Carnot versuchte es nun zuerst mit einer Halbrechts-Schwenkung. Darob entstand solch' ein Heidenlärm auf der linken Seite, daß weder er, noch sein Auserwählter, der Kammerpräsident Herr Meline, weiter zu gehen wagte. Wie in den früheren Krisen und als sei inzwischen nichts vorgefallen, zogen die Linken hübsch an ihrem Strange nach Links und die Opportunisten an dem ihrigen nach Rechts. Der Präsident nahm daher seine neue Regierung von anderwärts. Er beauftragte einen Halbopportunisten, den man ebenso gut einen Halblinken nennen könnte, den Senator Herrn Peter Tirard, mit der Bildung eines Ministeriums.

Herr Tirard umgab sich, zwei oder drei Personen ausgenommen, mit lauter Persönlichkeiten, die es bereits mit allen Parteien gehalten haben, ohne von ihnen gänzlich absorbirt worden zu sein. Die wichtigste Frage war in diesem Augenblick, wer das Ministerium des Innern leiten solle? Denn dem Ministerium des Innern fällt nicht bloß die schwere Aufgabe zu, die Schwankenden in der Beamtenschaft zu guter Ordnung zurückzuführen, sondern auch energische, von der republikanischen Gesammtheit gebilligte Maßregeln gegen den Boulangismus zu treffen und, was das Wichtigste ist, die Neuwahlen für die Kammer zu leiten, wenn ihm nämlich bis dahin der liebe Gott Gesundheit und Leben schenkt. Herr Tirard wandte sich an Herrn Constans, der schon zu Zeiten von Gambetta's geheimer Regentschaft Minister des Innern war. Herr Constans ist ein erfahrener Beamter, der sich durch seine scheinbar joviale, in der That aber sehr strenge Methode die Achtung der Präfecten zu verschaffen gewußt. Vortheilhafter noch ist der Umstand, daß die Beamten vor ihm eine Art geheimes Grauen empfinden, wie vor einem Menschen, von dem man weiß, daß er scrupellos zu allen Entschlüssen fähig ist. Kaum in's Palais jenes Ministeriums eingezogen, erließ Herr Constans ein Circular, worin er kurz und scharf die Deputation von Arbeitern zurückwies, welche kommen wollte, um eine Antwort auf ihre außerparlamentarisch und kategorisch

Digitized by Google

an die vorige Regierung gestellten Forderungen zu holen. Diese Entschlossenheit gefiel ausnehmend der industriellen und der Finanzwelt, die mit dem Unbehagen bedrohten Besitzes die immer wachsende Kühnheit des Arbeiterstandes und die im Verhältniß geringer werdende Widerstandskraft der Regierung ängstlich verfolgte. Herr Constans wagte auch (was alle seine Vorgänger von einem Tag auf den anderen verschoben) einen großen und schweren Streich gegen die hier bestehende Gesellschaft der Patrioten-Liga zu führen, welche unter der Leitung des bekannten Dichters und Agitators Paul Deroulède, wie sich Herr Floquet ausdrückte, die Leibgarde und das Wahlagententhum des Generals Boulanger geworden ist. Soweit die in dieser Hinsicht höchst mangelhafte Gesetzgebung es dem Minister des Innern gestattet, übte er alle Strenge gegen diese seit sieben Jahren bestehende, von Gambetta hervorgerufene und beschützte, von einzelnen Ministern, die in der Zeiten Flucht einander folgten, gehätschelte und großgezogene, von anderen mit Widerwillen geduldete Gesellschaft, deren Präsident nacheinander allen Ansichten huldigte, bis er mit Sack und Pack in das Lager des Generals einrückte. Für diese Unerschrockenheit erhielt unlängst die neue Regierung in der Kammer ein großes Vertrauensvotum. Sie umschiffte auch glücklich die Klippe, welche ihr der frondirende Abgeordnete Andrieux mit einer Interpellation über die Zustände in Tonking in den Weg setzte und der neue Minister des Aeußern, Herr Spuller, zog sich in der Sache des plötzlich zum legendarischen Helden gewordenen freien Kosaken Atschinoff glücklich aus der Affaire, indem er dem Hause die Anregung gab, als Pflaster für die Wunden, welche das Bombardement von Segallo den russischen Gefühlen und der hiesigen russischen Colonie Seitens eines französischen Admirals schlug, Rußland die Sympathien auszusprechen, was mit bezeichnender Beschleunigung alle Parteien der Kammer sofort und in der feierlichsten Weise thaten. Die neue Regierung enthält auch eine in der Finanzwelt beliebte Persönlichkeit, Herrn Rouvier, dessen Geschicklichkeit, Klugheit und Erfahrung in finanziellen Angelegenheiten außer Zweifel steht, und einen feinen Lavirer, wie Herrn von Freycinet, der bei Sturm zwischen Riffen seinen Nachen so zu steuern weiß, daß schlimmsten Falls die andere Bemannung ertrinkt, er aber stets gerettet auf der Oberfläche bleibt. Kurzum, die neue Regierung macht nicht schlecht Figur und was sie bisher that, fand, wenn nicht einhellige Billigung, so doch zur Befriedigung neigende Anerkennung. Allein ist das genügend, dem Sturmlauf des Generals sich mit Macht und Erfolg entgegen zu stellen? Können die persönlichen Vorzüge der einzelnen Minister die immer stürmischer begehrte Aenderung der Politik ersetzen; können sie die durch den General wachgerufene Ambitionen wieder einschläfern, deren Hoffnungen als trügerisch und aussichtslos hinstellen; können sie anstatt der aufrichtigen Einigung aller Republikaner wenigstens, wir möchten sagen, eine wahlgeschäftliche Einigung, das heißt, ein gegenseitiges Toleriren und ein scheinbar einträchtiges Vorgehen aus gleichem Interesse herbeiführen? Das ist die große Frage, über welche nur die Zukunft entscheiden und über welche man jetzt einzig nach persönlichen Empfindungen, um nicht zu sagen, nach bloßen Ahnungen urtheilen kann.

Werden wir nach unserer persönlichen Ansicht gefragt, so glauben wir, daß die Situation sich nur wenig zu Gunsten der Republik und zum Nachtheile des Boulangismus geändert habe. Genau genommen: Was ist der Boulangismus? Eine Mischung von Hoffnungen der monarchischen Fractionen mit der Unzufriedenheit, hervorgerufen durch unerfüllbare oder unerfüllte Erwartungen innerhalb der republikanischen Partei. Dabei viel Eitelkeit, Pose und Gedankenlosigkeit. Ob nun ein Ministerium Tirard oder ein anderes regiert, die monarchischen Fraktionen werden ihre Hoffnungen kaum aufgeben, es sei denn, die Republik danke ganz zu ihren Gunsten ab, und auch dann würden sie sich nur zu einer Uebergangszeit verstehen, aus der mit dem steigenden Appetit ein Königs- oder Kaiserthum logischer Weise herauswachsen würde. Die Monarchisten würden durch ein Bündniß mit den gemäßigten Republikanern den gegenwärtigen Zustand, dem sie feindlich sind, ja bloß verlängern; während ein Bündniß mit dem General sie um eine große Etappe vorwärts bringt, wenn Letzterer nämlich siegreich vorschreiten sollte. Wir glauben übrigens, daß ein Theil der Monarchisten mit den gemäßigten Republikanern trotzdem vielleicht noch ein Bündniß schlösse, wüßten sie nur, daß die Gemäßigten bei den nächsten Wahlen sich wenigstens in der bisherigen Stärke behaupten könnten, was aber nichts weniger als sicher ist. Sieht man also die Verhältnisse mit prüfendem Auge an, so kommt man zur Ueberzeugung, daß ohne das Hinzutreten von ganz plötzlichen Ueberraschungen die monarchischen Parteien sich nicht bestimmt fühlen werden, ihre der Republik feindselige Angriffsmethode aufzugeben und daß also weder Herr Tirard, noch Herr Constans sie vom General abzutrennen vermögen. Ebensowenig ist die reuige Rückkehr der Unzufriedenen zur Republik wahrscheinlich. Ja, wäre es der Republik möglich, etwa zwanzigtausend neue Stellen zu schaffen und die Appetite der verkannten Streber, die beim General ihr Heil suchen, zu befriedigen, dann könnte wer immer regieren und, ehe der Hahn drei Mal kräht, wäre der Verbreiter des neuen politisch-militärischen Evangeliums verlassen. Allein, da dies eben beim Stande des Budgets und im Interesse einer guten Verwaltung unmöglich ist, so werden die Unzufriedenen aller Wahrscheinlichkeit nach um so sicherer beim General bleiben, als durch Verschiebung der Wahlen bis zum October ihre Wünsche sich immer dringender gestalten werden. Eher kann man eine Verstärkung ihrer Reihen voraussehen, wenn nicht bald eine Entscheidung die vollständige Organisirung des Boulangismus im ganzen Lande verhindert. Es scheint uns trügerisch, auf den großen Erfolg der Weltausstellung zu rechnen. Die colossalen Summen, die allerdings durch sie dem Lande zugeführt werden, kommen nur der Minorität der Besitzenden zu Gute. Der arme Mann dagegen wird durch die allgemeine Vertheuerung und Erschwerung des Lebens nur noch unzufriedener werden, als er ohnedies schon jetzt, mit weniger Grund, ist. Also von dieser Seite, glauben wir, hat die neue Regierung auch keinen Vortheil zu erwarten. Aber zu hoffen, daß Eitelkeit, Pose und Gedankenlosigkeit jemals geringer werden, das wäre eine Naivetät, die selbst der wackere Candide heutzutage nicht mehr haben würde. „Glauben Sie," sagte Candide, „daß die Menschen sich stets massacrirt haben, wie sie es heute thun? Waren sie immer solche Lügner, Spitzbuben, Hinterlistige, Undankbare, Räuber, Schwächlinge, Leichtsinnige, Feiglinge, Neider, Fresser, Säufer, Geizhälse, Ehrgeizlinge, Blutdürstige, Verleumder, Ausschweifende, Fanatiker, Heuchler und Narren?" — „Glauben Sie," erwidert ihm Martin, „daß der Habicht immer eine Taube gefressen hat, wenn er eine fand?" — „Zweifellos," entgegnet Candide. — „Nun also," sagt Martin, „wenn die Habichte stets denselben Charakter haben, „warum wollen Sie, daß die Menschen den ihren ändern?" Voltaire war freilich kein Optimist.

Die Bestrafung der Ausschreitungen und die Strenge gegen einzelne Auflehnungen ist löblich von Fall zu Fall, bildet aber noch kein das Vertrauen und die Zufriedenheit des Landes wiedererweckendes Regierungssystem. Die Epoche des von-der-Hand-in-den-Mund Lebens ist vorüber. Die Unthätigkeit und Unverrückbarkeit ist auch eine Methode; nur muß man im Lande merken, daß sie eine gewollte, daß sie ein Bollwerk ist, auf welche ein Sturm bloß unter schweren Gefahren für Leib und Leben möglich wäre. Jetzt wäre eine sichere, zielbewußte, werkthätige Politik, welche die erschlafften Geister zu erneuter Anspannung nöthigte, am Platze. Auf der einen, der Republik feindlichen Seite ein kühnes, energisches Vordringen, auf der anderen Seite, im Lager der Republik, eine schwache Abwehr und ein contemplatives Hoffen auf einen von Außen hereinkommenden Umstand, wie der in seinem Vermögen compromittirte Kaufmann auf den Gewinn eines großen Loses hofft — da ist die Partie zu ungleich, und das Temperament der Franzosen in Erwägung gezogen, kann man sich leicht eine Vorstellung von dem künftigen Sieger machen. Wie viele Abgeordnete, welche für ihren Theil Gegner des Generals sein werden, gibt es, welche die Situation der Republik oder wenigstens die eigene Situation nicht mehr als compromittirt, son-

Digitized by Google

dern nicht mehr als haltbar ansehen! Wie viele Beamte mag es geben, die sich nicht weiter hervorthun wollen, um nicht den Unwillen Desjenigen zu erregen, welchen sie als den zukünftigen Herrn ihrer Geschicke fürchten, wenn nicht gar erhoffen. Der Präsident der Republik, die Regierung, die gesammte republikanische Partei in der Kammer, alle ihre getreuen und aufrichtigen Anhänger müßten jetzt wie ein Mann sich erheben und stolz das republikanische Banner entfalten. Sie müßten, wie man sagt, wieder Fluß in die allgemeine Versumpfung bringen, sie müßten mit einem Worte glänzender und, da sie den gesammten Regierungsapparat in den Händen haben, weit mächtiger auftreten als der General und sein aus allen Lagern zusammengetrommelter Anhang. Geschieht es? In schimpfendem Tone klagen die republikanischen Parteien einander an und durch eine wachsame Eifersüchtelei legen sie die besten Kräfte brach, die so zu Schweigen und zu Unthätigkeit verurtheilt werden, dieweil als Wortführer Persönlichkeiten dienen, deren guter Wille, wie der Eifelthurm, ihre Macht, auf die Gesammtheit einzuwirken, überragt.

O rechne man nicht auf die Einsicht und auf den vielgerühmten bon sens! Der stellt sich gewöhnlich wie die Reue erst nach den strafenden Geschehnissen ein. Frage man auch nicht, was dann gewonnen sein kann, wenn General Boulanger die Unzufriedenheit einfach deplaciren werde, wie der Soldat das Gewehr auf die andere Schulter nimmt, wenn die eine schon ermüdet ist? Frage man nicht, wie er alle seine Versprechungen einlösen, wie er mit den alten Republikanern, die von Vornherein ihm den Krieg auf's Messer erklären, wie er mit den zu Gunsten seiner Freunde entlassenen Beamten fertig werden und sie in zufriedene Lämmer verwandeln wird? Wer Etwas zu gewinnen hofft, fühlt nicht die Gefahren des Spiels und darum ist es vergeblich, ihm auseinanderzusetzen, daß die Zustände unter dem General zum Kriege oder zur Monarchie führen müßten. Und darum enthalten auch wir uns der Weissagungen und Betrachtungen über eine boulangistische Zukunft in Frankreich. Dafür ist der Werdeproceß doch noch zu verworren, und wozu in Streit gerathen über Boulanger's blonden Bart?

Flugschriften über unsere innere Politik.

!! Die Zeit der politischen Brochüren ist eigentlich vorbei. Das ausgedehnte Zeitungswesen auf der einen Seite, und das Zurücktreten der eigentlich politischen Fragen vor socialpolitischen oder nationalökonomischen auf der anderen Seite hat ihnen den Lebensfaden abgeschnitten. In den vierziger und fünfziger Jahren blühte dieser Zweig der Literatur, und bei manchen Sammlern kann man die Hefte massenweise finden. Zwar lief unendlich viel Kannegießerei mit unter, aber Entstehen und Verbreitung dieser Schriften legt doch Zeugniß ab von der ernsthaften Beschäftigung mit den Fragen, die heute den sich drängenden Ereignissen und der sensationslüsternen Presse gegenüber vielfach der Oberflächlichkeit gewichen ist. Trotzdem ist das Bedürfniß nach breiterer und eingehenderer Erörterung in gewissen Fällen auch jetzt noch vorhanden; einen Beweis dafür bieten vier Brochüren, die in den letzten Wochen das Tagesgespräch ausfüllten, in zahlreichen Auflagen erschienen sind und thatsächlich Beachtung über den Tag hinaus verdienen. Alle vier knüpfen an die Thronbesteigung Kaiser Wilhelms II. an und werden als historische Documente der Zeit von Werth bleiben. Was Sensation darin und daran machte, ist von der Tagespresse ausgebeutet worden und bedarf keiner Wiederholung; was dagegen historisch richtig davon ist, sei hier festgestellt. Sie sind in ihren Ausgangspunkten verschieden, in ihren Zielen, wie wir sehen werden, gleich.

Die Schrift; „Auch ein Programm aus den 99 Tagen"*) bildet den Epilog einer vergangenen Zeit und sei deshalb an die Spitze gestellt, obgleich sie ihrem Erscheinen nach die jüngste ist. Das bisher unwiderlegte Gerücht nennt Herzog Ernst von Coburg als ihren Verfasser; ist dies Wahrheit, wofür allerdings jeder Beweis fehlt, und was aus inneren Gründen nicht durchaus Wahrheit sein muß, so verdient sie die höchste Beachtung. Sie enthält eine scharfe, wenn auch nur andeutungsweise begründete Verurtheilung der freisinnigen Parteibestrebungen während der Regierung des Kaisers Friedrich. Danach soll ein geheimes Einverständniß zwischen Freisinn und Centrum zu Stande gekommen sein, welches auf den Sturz des Fürsten Bismarck hinarbeitete und die inneren Pläne selbst auf Kosten des Elsaß und Hannovers habe durchführen wollen. So ungeheuerlich diese Idee ist, so erinnert man sich doch der Frankfurter Rede des Kaisers, die es als Verleumdung brandmarkte, wenn man seinem Vater unterschob, auf einen Fuß breit erworbenen Landes verzichten zu wollen. Vergeblich suchte damals die öffentliche Meinung nach den Personen, denen diese Zurückweisung galt; man fand sie nicht und kennt sie auch heute noch nicht. Aber wo es raucht, brennt es, und die kaiserlichen Worte unterstützen die Glaubhaftigkeit der in der Brochüre enthüllten Pläne. Allerdings, man hätte in diesen Fragen, die an Hochverrath streifen, die nur in Köpfen, jedes nationalen Bewußtseins bar, auftauchen konnten, substantiellere Anklagen und greifbarere Beweise gewünscht; an manchen Orten sagt der Leser: Herr, dunkel ist der Rede Sinn, und das ganze Schriftchen ist in einem Ton geschrieben, der fast die Mitte hält zwischen ernsthafter Darlegung und einem unglaublichen Phantasiegebilde, das der Verfasser in's Einzelne mit einer fast Schmerz erregenden Consequenz ausmalt, und so lange keine anderen Beweise gegeben werden, wird man gern an der Wahrheit des Behaupteten zweifeln. Der Zweck der Brochüre ist also weniger Aufklärung als Discreditirung der Partei des Herrn Richter; da dieser Herr aber dieses Geschäft selbst so unübertrefflich besorgt, bedarf es keiner solchen Kanonenschüsse, die, so gestaltet, zwar knallen, aber nicht treffen. Der zukünftigen Forschung ist aber darin das Thema gestellt, einst mit zugänglichen Mitteln Wahrheit oder Unwahrheit und damit Werth oder Werthlosigkeit zu bestimmen.

An diesen Epilog schließen sich die beiden Schriften von Hinzpeter*) und Graf Douglas**), die wir als Prolog bezeichnen dürfen. Sie haben den gemeinsamen Zweck, über Sein und Ansichten des neuen Herrschers mehr Licht zu verbreiten. Kaiser Wilhelm II. war keine lange Kronprinzenzeit vergönnt, in der sonst die Oeffentlichkeit Gelegenheit hat, den Thronfolger näher kennen zu lernen. Zwar ist es in Preußen nicht Sitte und nie Sitte gewesen, daß der Kronprinz politisch hervortritt, aber er ist immerhin den Blicken Aller ausgesetzt, und mancher glaubt dann auch lesen zu können. So kann es ja keinem Zweifel unterliegen, daß Kaiser Friedrich frei gesinnt war, ohne deshalb freisinnig nach dem Parteirecept gedacht zu haben; die Partei-Zeitungen übertrieben natürlich und nannten ihn ganz den ihrigen. Die Extreme berühren sich. Die hochconservative Partei, ihr Rufer im Streit, durch seine Lungenexercitien in den Volksversammlungen mit besonders lautem Organ versehen, that, als ob sie in dem neuen Herrscher einen Parteimann begrüßen dürfe, der alle ihre ultrareactionären Ideale in's Leben setzen würde. Das ist der Zielpunkt, gegen den sich, äußerlich genommen, beide Schriften richten. Die von Hinzpeter ist von außerordentlichem geschichtlichen Werthe. Als der dazu Berufenste entwickelt der Verfasser den Werdegang des Prinzen mit einem Freimuth, der dem hohen Zögling und dem einstigen Lehrer zur höchsten Ehre gereicht. Die Wahrheit seiner Darlegungen wird durch die Veröffentlichung selbst bestätigt, denn nur eine hochgesinnte Persönlichkeit wird sich und Anderen diesen Spiegel, dieses durch keine Schmeichelei getrübte Portrait, entgegenhalten lassen. Und um alle falschen Anschauungen zu zerstreuen, bedurfte es nur der Worte: „Der Kampf gegen die Leidenschaft, die er hierbei für andere unternahm, hat er mit unerbittlicher Strenge in sich selbst

*) Berlin, Richard Wilhelmi.

*) Kaiser Wilhelm II. Eine Skizze nach der Natur gezeichnet. (Bielefeld, Velhagen & Klasing.)

** Was wir von unserem Kaiser hoffen dürfen. (Berlin, Walther & Apolant.)

Digitized by Google

geführt und dies Maßhalten sich zum Lebensprincip gemacht." Der Zukunft gehört die Bestätigung des überall freudig vernommenen Satzes, der Geschichtschreiber dieser Zeit wird aber dereinst in diesem Büchlein ein unbezahlbares Document, die lauterste Quelle für die individuelle Entwickelung sehen, eine geschichtliche Quelle, wie sie unseres Wissens in dieser Offenheit und Klarheit für keine andere hervorragende Persönlichkeit jemals floß. Für die Anschauungen der Mannesjahre tritt die Rede des Grafen Douglas ergänzend ein. Auch er hatte nahe Gelegenheit zu beobachten und die Ansichten des Fürsten kennen zu lernen, auch ihm wird die Autorisation zur Aussprache nicht gefehlt haben, auch er spricht offen und frei und deshalb wahr. Die Schrift ist parteipolitisch schärfer herausgearbeitet, als naturgemäß die vorher genannte, die ja ganz andere Zwecke verfolgt. Graf Douglas steht im politischen Leben und trug seine Ausführungen in einer politischen Versammlung vor. Er steht auf dem Boden der Cartellparteien und äußert: „Wenn also die Cartellparteien sich auf den Boden der kaiserlichen Bestrebungen stellen, wenn sie ohne Hintergedanken und Nebenzwecke sich gern und freudig zu Kaiserthum und Monarchie bekennen, dann können sie auch mit Fug und Recht von sich sagen: wir stehen auf dem Grunde, auf dem unser Kaiser steht." Der Autor nimmt den Fürsten nicht als Angehörigen einer Partei in Anspruch; es wäre thöricht, und er weist es ausdrücklich zurück. Zudem ist das Cartell keine Partei, sondern es bietet bloß die Grundlagen, auf dem sich die Parteien zusammenfanden. Diese Grundlagen werden in erster Reihe bedingt durch ein energisches und consequentes Abweisen aller extremen Bestrebungen von Rechts und Links, durch Festhalten am Errungenen, durch gemeinsame Arbeit am Weiterbau unserer Einrichtungen, kurz durch Maßhalten, die staatsmännischste aller politischen Tugenden und die einzige Möglichkeit einer gesunden und ungestörten Entwickelung. Und das ist der Punkt, in dem die Ansichten des Herrschers wohl mit denen der Partei zusammentreffen. Die Schilderung der Persönlichkeit des Herrschers, die Graf Douglas entwirft, betont vor allem die rege Theilnahme an den Bestrebungen sozialpolitscher Natur und klingt in der Versicherung aus, der Kaiser habe es wiederholt ausgesprochen, „daß sein Leben dem ganzen Volke gehört, ohne Unterschied des Glaubens, der Abstammung oder der politischen Parteistellung".

Beide Schriften, welche den jungen Herrscher der Kenntniß und dem Verständniß des Volkes näher bringen sollten, haben also die Grundidee gemeinsam, und ihnen schließt sich die vierte Brochüre an: „Die Vorgänge der inneren Politik seit der Thronbesteigung Kaiser Wilhelms II."*), als deren Verfasser ein alter, viel bewährter journalistischer Vorkämpfer, Constantin Rößler, erkannt wurde. Hatten Hinzpeter und Douglas Gelegenheit gehabt, die Meinungen des Kaisers kennen zu lernen, so ist Rößler durch seine Stellung berufen, diejenigen der leitenden Regierungskreise wiederzugeben; boten jene Prologe für die Zukunft, so wirft er einen ersten Rückblick auf eine zwar kurze, aber inhaltsreiche Zeit und macht die erste Probe auf das Exempel. Er deutet die Ereignisse jener Monate an bis zu den Neuwahlen und betrachtet die Parteien, vorzüglich die extremen Liberalen und Conservativen. Er weist nach, wie beide enttäuscht sind, wie beide in Bismarck das Hinderniß sehen und auf welchen Wegen beide danach streben, die maßvolle Haltung der Mittelparteien zu stören, das Cartell zu sprengen, um dann im Trüben fischen zu können. „Seit zehn Jahren", schreibt er, „arbeitet Fürst Bismarck unausgesetzt, nicht auf die doctrinäre Verschmelzung, aber auf das praktische Zusammenwirken der drei nationalen Parteien hin: der Conservativen, Freiconservativen und Nationalliberalen. Als national dürfen diese Parteien betrachtet werden, weil sie wenigstens die unentbehrlichsten Grundlagen des deutschen Staates erkennen und demnach ernstlich erhalten wollen, nämlich das selbständige Königthum, das mit dem Königthum aufs engste verbundene Heer und das durch den kategorischen Imperativ an den Staat geknüpfte, aber dadurch auch vor jedem andern Einfluß geschützte Beamtenthum." Also auch dieser Autor sieht das Heil allein in dem Zusammenwirken der Mittelparteien, und das ist zugleich der Gedanke, der allen vier Schriften gemeinsam ist und sie, abgesehen von anderen Momenten, zu einer wichtigen signatura temporis macht. Der vielleicht fürstliche Autor der ersten Brochüre, die dem Fürsten nahestehenden Verfasser der zweiten und dritten und der die Meinung der Regierung widerspiegelnde Schreiber der vierten treten für diesen Gedanken ein, vertreten ihn in der wirksamsten Weise, legen seine Richtigkeit mit den besten Gründen dar. Und diesem Gedanken, in lebendige Thätigkeit umgesetzt, gehört die Gegenwart und wird die Zukunft gehören. Auf diesem Boden finden sich Fürst und Volk zu gemeinsamer Arbeit zusammen zum Heile des Vaterlandes. Ein Abweichen von dieser goldnen Mittelstraße nach links ist nicht zu erwarten und wäre weniger zu fürchten als ein Abweichen nach rechts. Dieses aber schlösse große, unabsehbare Gefahren in sich, die kein Vaterlandsfreund ausdenken möchte. Die vier Schriften liefern den Beweis, daß diese Befürchtung grundlos ist. Dem Geschichtschreiber in zukünftigen Tagen werden sie ein Leitfaden für die richtige Würdigung gegenwärtiger Bestrebungen, eine Quelle für die politische Auffassung unserer Tage sein, und darauf beruht ihre mehr als ephemere Bedeutung.

Modicus.

*) Berlin, Reimer.

Literatur und Kunst.

Die klagenden Königinnen.

Zu Speyer war's im Dome, wo einst das Wunder geschah,
Daß man zu Einem Male drei römische Könige sah:
Der Eine licht und ragend in funkelnder Krone Schein,
Die Anderen fahl und schlafend in aufgeschlag'nem Schrein.

Doch auch von Königinnen ersah man die gleiche Zahl:
Es stund bei jedem Gesalbten dort auch sein Ehgemahl.
Wenn Eine vor der Andern die ärmere Wittwe schien,
So schaute die reichste der Frauen voll Demuth vor sich hin.

Wer aber waren die Hohen, die hier zusammengeführt?
Es waren Adolph und Albrecht, der Reihe nach gekürt,
Im Leben feindlich geschieden, im Tode nah' vereint
Und von dem siebenten Heinrich vor allem Volk beweint.

Doch aber auch die Hehren, sie galten für wohlbekannt:
Imagina, noch eben durch grimmigen Haß gebannt,
Elisabeth, nun selber an Seele gebrochen und Leib,
Dazu auch Margaretha, des lebenden Königs Weib.

Den Rhein heraufgefahren zur offenen Kaisergruft,
Begrüßt vom frommen Geläute aus abendlicher Luft,
Vom Herrscherpaar empfangen im wallenden Trauerstaat,
War mit des Theuersten Hülle die Wittwe Adolph's genaht.

Zehn Jahre waren verstrichen kaum noch seit jenem Tag,
Da einem anderen Paare sie flehend zu Füßen lag,
Auf daß dem Besiegten werde die letzte Grabesruh',
Doch ward es ihr verweigert und sie verwiesen dazu.

Wie aber in ihrer Bedrängniß der Stolzen sie geflucht,
So hatte Gott, der Vergelter, auch diese heimgesucht:
Der seinen Herrn erschlagen und ihm das Scepter entwand,
Er mußte selbst auch fallen von pflichtvergessener Hand.

Den Rhein herabgefahren mit ihm im düsteren Sarg,
Den, seine Schuld zu sühnen, an heiliger Stätte sie barg,
Begrüßt vom frommen Geläute aus abendlicher Luft,
Schritt Albrecht's Wittwe trauernd zur offenen Kaisergruft.

Und als sie sich wiedersahen, die ärmsten Frauen im Reich,
Da schwankten sie vor der Bahre und starrten sich an zugleich,
Doch eh' man es denken mochte, im gleichen Augenblick,
Auch lagen sie sich in den Armen, beweinend ihr Geschick.

Digitized by Google

Mit fast erstickter Stimme da jede zu klagen begann,
Indeß aus Aller Augen die Zähre des Mitleids rann.
Dem Könige zugewendet, stund sinnend die Königin.
Was mochten ihr für Gedanken wohl ziehen durch den Sinn?

Noch hielten sich jene umschlungen, wie Schwestern, die im Leid,
Aus ihren Herzen geschwunden war aller Haß und Neid.
Erst als den einstigen Gegnern sich schloß der Erde Schooß,
Brach wie aus Einem Munde der Jammer von Neuem los.

„Fahr wohl, den ich erkoren als meines Lebens Stab!
Fahr wohl, den ich verloren so frühe schon im Grab!
Wär' mir die Gnade des Himmels zu finden dich verlieh'n,
Ich wollte baarfuß und bettelnd die ganze Welt durchzieh'n."

„„Fahr wohl, der auserlesen vor allen Helden mir galt!
Fahr wohl, der mir gewesen im Sturm der einzige Halt!
Mit Nähen und mit Spinnen ich gern mich nähren wollt',
Wenn ich noch einmal hienieden dich wieder gewinnen sollt.""

So drang es laut zum Gewölbe und weiter noch hinan
Und hallte länger wieder als die Glocken schlugen an.
Doch Heinrich's Auserwählte sah nieder vor sich stumm:
Sie bat, daß erspart ihr bleibe das schwere Wittwenthum.

Martin Greif.

Die ästhetische Bewegung in England.

Von Wilhelm Weigand.

Ein Gang durch das Pantheon deutscher Dichter gehört nicht zu den Freuden eines patriotischen Gemüthes; zu viel der Leidensgestalten schauen den Denkenden an mit blassen Leidensmienen und erwecken die Erinnerung an ein Leben, das bald wie eine düstere Frage, bald wie ein böser Traum in das stürmende Leben einer selbstbewußten Gegenwart blickt. Zu den traurigsten der zahlreichen Schicksalsgestalten gehört Hölderlin, der zeitlebens das Land der Griechen mit der Seele suchte, bis die glänzende Flamme seines Geistes in der Nacht seines Wahnsinns zu einem kärglich flackernden Lebensflämmchen zusammenschmolz und nur noch den Schein auf ein engstes armseliges Leben warf. Das Publikum, in seinem Sinn für die bewegte Wirklichkeit, liest nicht mehr seinen „Hyperion", dessen flammende Begeisterung und lodernde Gebilde einer Dichterphantasie einer kühlen Zeit zum Mindesten fremd erscheinen und nur mit kritischem Auge gemessen werden können. Wohl pulsirt das Leben, welches allein einem Kunstwerke Dauer und Zeugungskraft verleihen kann, in der Dichtung; aber nur wenige fühlen den erwärmenden Lebensstrom, und zu einer typischen Bedeutung vollends ist das Werk nie geworden, wie Werther, wohl nur deswegen, weil es den Geisteszustand einer Elite aussprach, die in der Sehnsucht nach einem Heimathland der Seele sich nach einem selbstgeschaffenen Hellas flüchtete und dieses mit allen Reizen der eigenen romantischen Seele ausschmückte. Wohl gab es neben dem armen Hyperion noch viele Romantiker des Hellenismus; aber das lebhafte Gefühl, so krankhafter Art es auch sein mochte, diente vielleicht nur zur Verschönerung eines Lebens, als ein zages Schönheitsflämmchen, das nur in einer tieferen Natur, wie der Hölderlin's, zur verzehrenden Flamme aufschlagen konnte. Hölderlin war ein Opfer der Vergangenheit, dieser unbegrenzten, weiten Welt, die vollendet vor uns steht, mit allen ihren Räthseln und Wundern, irren zuckenden Lichtern, Grabestrümmern, Mausoleen, Schönheitsfragmenten, halb verwesten Worten der Weisheit. Die ganze Geschichte ist nur ein Kampf mit dem Vergessen, ein Bemühen, in Stein, Wort und That die flüchtige Spur des Daseins künftigen Geschlechtern zu erhalten, nur ein Streben, das große Räthsel zwischen zwei Grenzen: Geburt und Tod, zu lösen. Geheimnißvoll ist der Reiz dieses weiten Reiches, in das immer und immer wieder die zuckenden Lichter der Gegenwart fallen, es neu und wechselnd beleuchtend. Mit den Worten, die wir geerbt, treten wir in's Leben, in eine Gegenwart von ungeheurem Rechte und Einfluß, nur die Gefühle des jungen erwachenden Lebens künden wir aus mit diesen selben Worten, die oft einen unvergänglichen Reiz behalten, weil sie die Wunder des ersten Herzensfrühlings auszukunden gesucht haben. Und so darf es uns auch nicht in Erstaunen setzen, wenn manchem, dem das Leben bitter, diese Vergangenheit zu einer zweiten Heimath wird, in der es keine Furcht und keinen Wechsel gibt und dessen erloschene Gefühlswelten ein dauerndes Besitzthum werden können. Zwar versenkt sich niemand ganz ohne Gefahr in alte Geisteszustände, gibt sich niemand mit ganzem Gefühle einer Welt hin. Die Gegenwart läßt sich ihr ungeheures Recht nicht rauben, sagt Goethe einmal in seinen Wahlverwandtschaften. Aber wenn ein romantisches Versinken in alte Gefühlswogen von erschlaffendem Einflusse, so ist ein Gang durch die Geschichte in Begleitung des schwerttragenden, richtenden Gedanken von höchstem Gewinn. Wir stehen den gleichen Räthseln gegenüber wie im Leben; nur ruht der Abglanz der Schönheit und des Friedens auf den alten Trümmern, deren ganzes Geheimniß wir nie ganz ergründen werden. Die Geschichte ist mehr als eine Lehrmeisterin, sie ist eine Muse, die auf die Zukunft deutet mit ernst winkender, unerbittlicher Hand. Was in ihren Augen leuchtet, ist das gleiche Licht, das über aufsteigenden Tagen aufzudämmern beginnt als ein Geheimniß.

Unser Zeitalter ist rückwärtsschauend. Nie hat die Menschheit ein ähnliches Bewußtsein erloschener Geisteszustände besessen und genossen, wie in diesem Jahrhundert. Das 18. Jahrhundert mit seinem begeisterungsfreudigen Optimismus lebte viel mehr in der Gegenwart; es sah die neuen Geistesrichtungen aufsteigen: die bedeutendste darunter war die deutsche Romantik, die Zeit einer bewußten Flucht aus der Gegenwart in die Vergangenheit des Mittelalters, wo Leben und Glauben eins erscheinen. Ich will hier nicht untersuchen, wie diese Bewegung entstand und wie sie naturgemäßer Weise in die jämmerlichste Reaction umschlagen mußte. Obwohl die Koryphäen der neuen Geistesrichtung durchaus keine Helden waren, sondern die neue Lehre behaglich in ästhetischem Kreise vortrugen, so wurde sie doch später von ungeheurer socialer Bedeutung, indem auch Männer der That davon ergriffen wurden und ihre Ideale zu verwirklichen suchten. Die Renaissance hatte die alte Welt mit frischen Sinnen erfaßt, genossen, und so den neuen Geistesfrühling, die reichste Zeit der neuen Geschichte heraufgeführt; die Romantik, welche den historischen Sinn im höchsten Grade weckte, war ein ganz neuer Geisteszustand, wie er nur in einer gealterten Welt möglich sein kann. Auch andere Länder, die an einer reifen Cultur leiden, oder sie genießen, wie man die Sache nehmen will, werden bald diesen Geisteszustand kennen lernen, zunächst die Franzosen, am spätesten die Engländer.

Das große englische Dichtergeschlecht, das zunächst das Erbe der französischen Revolution antrat, war durchaus gesund. Byron war ein Kraftmensch, der sein Leben und seinen Geist verschwendete, der feinsinnige überirdische Shelley glaubte an die herrlichste Zukunft des Menschengeschlechtes; nur Keats war ein Phantasieschwelger in seinem Dichtergottesgnadenthum. Wenn die Franzosen Byron romantisch nannten, so hing das mit ihrer Auffassung des Romantismus zusammen. In der That, Byron erschien ihnen ein romantischer Dichter, weil er den Schauplatz seiner poetischen Erzählungen nach dem farbenprächtigen Orient verlegt und seinen Helden das fatale Kainszeichen auf die Stirn gedrückt hatte. Für die jungen französischen Stürmer von anno 30 bedeutete der Romantismus im Grunde nur eine gewisse Exotik. Man trieb sich in allen Heimathsgegenden und Zeiten umher, in einem möglichst fremden Costüme, voll flammender Leidenschaften, verachtete den Spießbürger und fühlte sich als Künstler, dem ein prächtiges spanisches Costüm allerdings besser stand als ein schwarzer demokratischer Rock, der, wie Musset meint, das traurige Zeichen einer traurigen Zeit. Durch die Verherrlichung des Künstlerthums gegenüber einer behaglichen Philisterei und das zeitweise Verweilen im Mittelalter hat der französische Romantismus mit der romantischen Geistesrichtung in Deutschland

Digitized by Google

Aehnlichkeit. Aber damit hört sie auch auf: denn aus ihrem Schooße ging der Menschheitsapostel Victor Hugo und die Schule der Realisten hervor. Für die Franzosen war der Romantismus eigentlich nur eine Decorationsfrage. Als Freiligrath, sich an Victor Hugo anlehnend, seine orientalischen Gedichte schuf, da schrieb der einsame verbitterte Grillparzer im Lande der Phäaken in sein Tagebuch, die Gedichte kämen ihm vor wie eine Welt, in der es noch keinen Menschen gäbe. Die Seele fehlte allerdings in den französischen Werken nicht; wenn man die leidenschaftlichen Ausbrüche der romantischen Geister liest, so denkt man unwillkürlich an die prächtigen Costüme, mit denen die Wahrheit hier verhüllt ist. Mit den romantischen Bewegungen ist zum ersten Male ein gewisses ästhetisches Lebemännerthum in die Welt gekommen, Leute, die sich durch Pflege der eigenen Gefühlswelt, durch einen stolzen Geistesaristokratismus vor dem Volke auszeichnen. Die französischen Romantiker sind allerdings kaum den hochnäsigen Geistesaristokraten, wie wir sie in unsern Tagen kennen gelernt haben, beizuzählen; sie haben populäre Werke geschaffen, die von erster Größe, wenn auch nur wenige den großen Ruhmeswerken der Menschheit beizuzählen sind. Die echten Aristokraten des Geistes aber, oder, wie man sie auch in Frankreich genannt hat, Aestheten, hassen das profanum vulgus und schließen sich gerne in einen goldenen Thurm ein, von wo aus sie das Getriebe des geistigen Lebens betrachten, allerdings nicht mit heiterem Herzen. Das 19. Jahrhundert zeichnet sich ja nicht durch übermäßige Heiterkeit aus und sein Lachen ist nervös, kritisch und gezwungen; und all' diese Geister sind Männer des Jahrhunderts, das einen so weiten sichern Ueberblick über tausend Welten besitzt und sich an tausend Göttertischen des Geistes nur einen Platz auszusuchen braucht. Sie gleichen weder den Grandseigneurs des verflossenen Jahrhunderts, die über die Witze Voltaire's und Diderot's lachten und trotz aller Philosophie ein bewegtes, echt leichtfertiges, manchmal auch großes Leben führten, ohne es zu merken, daß jenes: „Après nous le déluge" von entsetzlicher Prophetenwahrheit war; sie gleichen auch nicht Goethe, der alle Geisteswelten in sich vereinigte und das Vorbild einer gewissen Classe moderner Menschen wurde, welche die harmonische Ausbildung der Persönlichkeit als wünschenswerthes Ziel vor Augen haben und trotz allen kritischen Scharfblickes nicht die schöne Arbeitslust verlieren. Sie sind nur genießende Naturen, inmitten einer materiellen Gesellschaft, und die Schönheit allein erscheint ihnen des Ringens werth; sie wird ihnen zur Religion, und da alternde Zeiten selten bedeutende Schaffungskraft besitzen, so werden sie Schönheitsdilettanten, welche die geschaffene, gleichsam historisch gewordene Schönheit in den mannigfaltigsten Formen auskosten und ein inneres Leben auszufüllen suchen.

Nun sollte man aber meinen, daß eine solche Geistesrichtung, die hauptsächlich auf ein geistiges Schwelgen hinausläuft, gerade dem englischen Nationalcharakter zuwider sei; in der That, sie ist es auch. Aber es ist nicht minder eine Thatsache, daß eine ähnliche Geistesströmung England ergriffen und die feinsten der Geister in ihren Bann gezogen hat. Die Romantik hat sich unter dem Namen Präraphaletismus in England eingeschlichen; das ist eine historische Thatsache, welche die Kritik zu erklären hat. Die geplante Wiedererweckung des mittelalterlichen Fühlens, wie es uns in gar anmuthiger Weise aus Chaucer anspricht, wurde von hervorragenden Männern auf dem Gebiete der Malerei und Dichtkunst versucht. Für mich ist die Bewegung das sicherste Anzeichen, daß die volle Schöpferkraft Englands, auf einige Zeit wenigstens, erloschen ist. Auf den ersten Anblick scheint die Bewegung durchaus dem nationalen Geiste fremd, besonders, wenn man sich vergegenwärtigt, daß die bedeutendsten Schriftsteller Englands: Carlyle, Eliot, Dickens, Thackeray, Spencer, einen ausgesprochenen Nützlichkeitssinn in ihren Schriften bethätigen und oft mehr oder minder ein Predigeramt auszuüben scheinen. Auch Shelley, den die Dichter dieser Richtung als einen der Götter des Gesanges verehren, hat nie dem Satze „L'Art pour l'Art!" gehuldigt; seine Seele glühte von Freiheitsdrang und Menschenliebe. Bei näherem Studium bemerken wir denn auch lateinische Einflüsse: Dante Gabriel Rossetti ist ein Italiener und Swinburne hegt eine ziemlich kritiklose Vorliebe für Victor Hugo und Baudelaire, dessen Poesie durchglüht ist wie von der verzehrenden Hitze eines Weltenbrandes. Der englische Charakter ist eine glückliche Mischung aus romanischen und germanischen Elementen, die aber die Oberhand behielten und nur von den anmuthigeren romanischen einen glücklichen Anflug bekamen, der zu tiefem Reize leiten kann. Die herrlichsten Thaten hat der englische Geist in der Literatur vollbracht; in ihr spricht sich derselbe am gewaltigsten aus, und auch diesmal war er stark genug, den Poesien des Helden Swinburne seinen Stempel aufzudrücken. Die sinnlichen Gluthen, das leidenschaftliche Rasen des politischen Hasses in dessen Dichtungen sind echt englisch, mag auch die ganz wunderbare Mosaik der Form an südliche, lateinische Kunst gemahnen. Zwar sind viele Engländer von einem Staunen über diese eigenthümliche Dichtung noch nicht zurückgekommen; ihr klarer matter-of-fact-Sinn hindert sie an einer ruhigen Auffassung der ganzen ästhetischen Bewegung, die nichts weiter als eine historische Nothwendigkeit ist. —

Wir stehen am Ende eines Jahrhunderts, das voll der herrlichsten Geistesthaten, aber auch voller Verzweiflungsausbrüche ist; wie noch nie ist der Schmerz um das allgemeine Menschenloos in das Bewußtsein der Menschheit gezogen; es scheint, als ob die Menschheit mit einem Male feinere Fühlorgane bekommen habe und sehenden Blickes zurückschaudere vor dem, was sie von nun an sehen muß. All' die mächtigen Geistesströmungen dieses Jahrhunderts haben mächtige Spuren hinterlassen, neue Schönheitsformen erzeugt, die der junge Mann auskosten muß, wenn er in's Leben tritt. Kein Wunder, daß ein lebhafter, stürmischer Geist, der rasch durch alle Gefühlszustände sich drängt, auf den Gedanken kommt, die verschiedenen Strahlen der mannigfaltigsten Manifestationen der Schönheit wie in einem Brennpunkte zu sammeln, damit sie die Zeitgenossen mit einem Male genießen können. In den Dichtungen der Anhänger des Aestheticismus finden wir daher oft die Schönheiten der einzelnen Dichtungsformen. Wir finden auch jene gewollte Einfachheit, die den überreizten Geistern doppelt mundet; die Rückkehr zu einer alten Welt, wie sie uns Dante gesungen, läßt die Gegenwart im Contraste doppelt fühlbar werden und gibt den behaglichen Genuß eines erworbenen Wissens. Die Götter sind gestorben! Die Geistesarbeit der Höchsten ist noch nicht Gemeingut der Gebildeten geworden, die aber eine Religion brauchen, und als Ersatz das Gefühl vor der Schönheit finden. Diese wirkt nun auf das Leben. Die lebhaften Geister dichten nicht nur, sie suchen sich in diesem glücklichen, wollüstigen Zustande zu erhalten. Die Frauen suchen in der Kleidertracht das ästhetische Gefühl zu bethätigen, und da der Engländerin der feine Geschmack und die Anmuth der Französin mangelt, so erblicken wir lächerliche Gestalten in sonderbaren Gewändern, und die Satire des gesunden Menschenverstandes bekommt freies Spiel, die überreizte Phantasie sucht nach neuen Genüssen, diese sind selten, und die Aestheten versinken in Blasirtheit und ohnmächtiges Leben, wenn sie nicht nervenkrank als junge Greise dahinleben, als der wechselnde Troß aller jener „hommes-copies", die jedes Talent, jeder bedeutendere Geist, dessen Gedanken in die Menge gedrungen, zeugt, zum allgemeinen Aerger oder Gelächter der Gesunden. Die Krankheit des Jahrhunderts äußert sich in diesen Phantasieschwelgern auf neue Weise; nur sind es hier keine Herrschernaturen, wie sie am Anfange dieses Jahrhunderts auf Napoleon's Pfaden herumseufzten, sondern Verfallzeitler, Männer, denen die Lebensumstände gestatten, sich mit dem Behagen des Künstlers in die Bildung einer inneren Welt zu vertiefen.

Die romantische Weltflucht in eine alte Gefühlswelt ist jedoch nicht deutsch-sentimental; es ist die eines Künstlers, der den alten Gefühlszustand kritisch auszugenießen weiß. Die Dichter sind sogar echt modern durch die Feinheit ihrer Empfindungen, wie durch die prächtige Form, die ja ein Product einer alten Literatur.

Was die Maler dieser Bewegung anbelangt, so sind auch

Digitized by Google

sie die vollendetsten Geistesaristokraten, die trotz eines gemeinsam verbindenden Kunstgefühles auf die alleinschaffende Persönlichkeit schwören. Der Reiz der Individualität ist nun allerdings dem germanischen Stamme eigen. Es steht schlecht um eine Nation, wenn sie keine Persönlichkeiten mehr hervorbringen kann und alle jüngeren Sprößlinge nur ein gewisses Mittelmaß geistiger Größe erreichen. „Es gab nie eine künstlerische Epoche! Es gab nie ein Volk, das die Kunst liebte!" rief in paradoxester Weise der bedeutende amerikanische Maler J. N. Whistler in einer seiner Londoner Conferenzen, in denen er in echt romantischer Weise gegen die Philister (das Wort ist auch in die englische Sprache übergegangen!), die Industrie und die große Masse der Maler loszog und die Kunst in geistreichen Ausfällen und Lobhymnen pries. Auch Tieck und der kunstschwärmende Klosterbruder Wackenroder wußten so gut in der geistreichsten Weise über die Kunst zu sprechen! Nicht das volle pulsirende Leben stellen diese Maler dar. Die Gestalten, die sie auf die Leinwand bannen, haben etwas Geheimnißvolles an sich. Für sie ist die Schönheit von einem geheimnißvollen Reiz umgeben, und die Gestalten bekommen leicht symbolische Bedeutung, beschäftigen den Geist durch seine Deutungsversuche, ermahnen ihn an andere geheimnißvolle Züge, an Gedanken, mit einem Wort, die Malerei wird literarisch und sucht über ihr eigenes Gebiet hinauszugreifen, welches Bestreben sie allerdings mit allen Künsten unserer Zeit gemein hat. Die Musik will ja dichten, und die Dichtkunst malen oder musiciren.

Ich habe in allgemeinen Zügen diese ästhetische Richtung zu zeichnen gesucht, die von großer Bedeutung im englischen Geistesleben, wäre es auch nur, weil sie hier unter fremdem Einflusse ganz eigenthümliche Werke erzeugt, die dem nationalen Geiste im Allgemeinen zu widerstreben scheinen. Von europäischer Bedeutung, wie die romantische Schule in Deutschland, ist die ganze Bewegung nicht; in ihrer jetzigen Form ist sie überhaupt nur bei einer Nation möglich, die noch lebhaften Sinn für Poesie besitzt und sich eines Wohlstandes erfreut, der eine hohe Cultur und eine Pflege der vorwiegend ästhetischen Gefühle ermöglicht. Der Zug nach Modernität, den wir auch hier wahrnehmen, geht jedoch durch ganz Europa und zeitigt die verschiedenartigsten Werke, meist mehr demokratischen Gepräges. Wie sehr eine vorwiegend literarische Bildung aber auch schädlich werden kann, beweisen die Auswüchse des Aestheticismus. Miß Puget, die unter dem Namen Vernon Lee bekannte Schriftstellerin, eine jener Kosmopolitinnen, welche dem Sehnsuchtszuge des Germanen nach Italien gefolgt, hat die einzelnen Gestalten, wie sie von der Bewegung getragen werden, bereits in einem Buche, einem Romane festzuhalten gesucht (Anne Brown). Für den Beobachter, der moderne Geistesbewegungen an alte Weltzustände anknüpfen will, ist die ganze Richtung von besonderem Interesse. In einem Zeitalter, wo der Realismus in allen Künsten unbedingt herrscht oder siegend kämpft, ist ein ähnliches Schauspiel von größtem Reize. Wir erblicken die Natur gleichsam durch einen Schleier, und die Wirklichkeit, für die der Sinn zuweilen lebhaft, erscheint gleichsam umgebildet, wie von einem wehmüthigen Lichte beleuchtet, das über alten Welten liegt. Und mitten im Kampfe des Tages gibt es Stunden, da man sich gerade in einer solch' überfeinen Geistesatmosphäre wohl befindet, in die nicht das Licht der allsehenden Sonne fällt, wohl aber ein Licht, das gleichsam ausstrahlt von der Schönheit.

Julius Rodenberg's Berliner Bilder.

Die junge Reichshauptstadt beschäftigt immer weitere Kreise von Forschern und Beobachtern, welche die Geschichte ihrer Entwickelung vom wendischen Fischerdorf zur Millionenstadt, sowie ihr Leben von heute zum Gegenstand ihrer Untersuchung und Darstellung machen. Ernste Historiker durchstöbern die mit Liberalität geöffneten Archive des Staates und der Stadt oder fassen die Ergebnisse fremder Forschung in pragmatischer Weise zusammen, und in unserer Unterhaltungsliteratur ist der Berliner Roman eine Specialität geworden, welche größere Ausdehnung und Bedeutung zu gewinnen scheint. Dazu kommen die leichteren Arbeiten des culturgeschichtlichen Feuilletons mit ihren meist bloß gelegentlichen Augenblicksbildern, die der künftige Historiograph der Reichshauptstadt einst zu Rathe ziehen muß. Zu Theodor Fontane, dem kenntnißreichen Wanderer durch die Mark Brandenburg, gesellen sich Oskar Schwebel, August Trinius, der Magistratssecretär Ferdinand Meyer, Frenzel, Julius Rodenberg, der unermüdliche Tourist und Reisefeuilletonist früherer Tage. Und hier drängt sich gleich eine merkwürdige Beobachtung auf. Den einzigen Karl Frenzel ausgenommen, sind die Schilderer Berlins alle Nicht-Berliner, bloß Zugezogene, wie man an der Spree zu sagen pflegt. Es wiederholt sich da nur eine Erscheinung, die sich auch im Pariser Schriftthum findet. Die meisten und besten Sittenschilderer der französischen Hauptstadt sind nicht an der Seine aufgewachsen. Vielleicht nur mit Ausnahme Maxime Du Camp's, des trefflichen Historiographen und Culturgeschichtschreibers des kaiserlichen und republikanischen Paris, stammen alle großen Beschreiber der französischen Capitale aus der Provinz. Der gewaltige Emile Zola ist ein Kind Italiens und der Provence, Alphonse Daudet kam erst mit 17 Jahren in die Hauptstadt, deren Leben und Treiben er mit unvergänglichen Farben schildert; die beiden Goncourts stammen von Nancy; Claretie aus Limoges, Guy de Maupassant, Banville, Albert Wolff — alles Nicht-Pariser! Am Ende ist das nicht verwunderlich. Der Fremde bringt in der Regel ein schärferes Auge, ein frischeres Receptionsvermögen mit, als der leicht und bald abgestumpfte Eingeborene, der höchstens noch das ganz Außergewöhnliche nicht mehr als selbstverständlich mit Gleichmuth hinnimmt. Aus diesem Grund mag es sich erklären, daß die besten Schilderer von Paris, wie von Berlin, Nichtpariser, Nichtberliner sind. Im gleichen Falle befindet sich Julius Rodenberg, der 1853 aus seiner hessischen Heimath nach Berlin kam und die Stadt, in der er eine neue Heimath fand, seit 1859 nicht mehr dauernd verließ. Er ist lang ein Fremder geblieben, denn vom Berlinerthum im Besonderen gilt das Wort Fritz Reuter's vom Preußenthum überhaupt: es gleicht einer wolligen Jacke, die anfänglich juckt und kratzt und sticht, aber hat man sich erst an sie gewöhnt, so hält sie warm und wird Einem lieb. So fühlte sich auch dieser Eingewanderte an der Spree vorerst sehr unbehaglich, gerade wie Berthold Auerbach, welcher, wie Rodenberg erzählt, es lange nicht verwinden konnte, daß er mit Leuten unter einem Dache wohnen sollte, zu denen er in keinem persönlichen Verhältnisse stand, daß die Nachbarn ihn nicht grüßten und die Kinder ihm nicht entgegenliefen. Allein Rodenberg's Abneigung wurzelte weniger in den bisherigen Gewohnheiten des Kleinstädters und Provinzlers, als in einer idealen Anschauung des deutschen Patrioten.

> Wir sahen auf Berlin herab. Uns wurde nicht warm in diesem Winter, so kärglich zugezählt war uns das Splitterchen Holz, so knapp zugemessen das Schüsselchen auf dem Mittagstisch. Wie viel behaglicher und genußreicher war das Leben in den kleinen deutschen Residenzen, die wir kannten, als in dieser großen preußischen Königsstadt, in welcher wir den König niemals sahen, deren Schlösser leer standen, welcher der Glanz eines Hofes fehlte, welche wir nicht liebten und welche, die Wahrheit zu sagen, auch nicht liebenswürdig war. Vorurtheile jeder Art brachten wir aus unseren Kleinstaaten. Wir waren Deutschland, nicht diese; hier fühlten wir uns außerhalb Deutschlands. Bis auf die Sprache war uns Berlin antipathisch.

Und nun muß man als Gegensatz die drei Bände in die Hand nehmen, die Rodenberg unter dem Titel: Bilder aus dem Berliner Leben 1885, 1887 und 1888 bei Gebrüder Paetel in Berlin herausgegeben hat, um zu sehen, wie warm und behaglich es auch diesem hessischen „Zugezogenen" an der Spree geworden, der jetzt im Gefühle der Dankbarkeit und Anhänglichkeit mit Chamisso, noch einem Nichtberliner aus Berlin, von der Adoptivstadt sagen kann:

„Du hast, warum ich bat, und mehr noch mir gegeben."

Kein Wunder, daß es den Einwanderern aus den Jahren der Conflictszeit schwerer fallen mußte, in der preußischen Resi-

Digitized by Google

denz heimisch zu werden, als uns Jüngern, die wir erst nach dem dritten Einigungskriege nach Berlin kamen und gleich die mächtig aufstrebende Reichshauptstadt fanden. Wenn Rodenberg sich in das Berlin der fünfziger Jahre zurückdenkt und die heutige Millionenstadt um sich branden und wachsen sieht, ist er allerdings versucht, an ein Märchen zu glauben. Eine Weltstadt, im Lauf eines Jahrzehnts entstanden aus einer langweiligen, mittelgroßen Königsresidenz! Und welches Wunder erst, wenn der Blick von der reichen, stolzen Gegenwart in die ferne, schlichte, dunkle Vergangenheit schweift! Im Nebelgrau der Sage die elenden Fischerdörfer Berlin und Kölln, nur durch eine Fähre verbunden; dann die kräftig aufstrebenden märkischen Schwesterstädtchen mit ihren unruhigen Bürgern, deren Trotz von den aus Schwaben „zugezogenen" Hohenzollern gebrochen wird; weiter die wohlbefestigte Residenz des Großen Kurfürsten und Friedrich Wilhelms I., der sie durch Zwangsbauten stattlicher macht; dann die königstreue Ausfallspforte des siebenjährigen Krieges, von Franzosen, Russen, Schweden und Oesterreichern bedroht; die Garnison der siegestrunkenen Soldateska des corsischen Eroberers; die stille, langweilige Residenz des patriarchalischen Königs Friedrich Wilhelm III.; dann der Herd einer mehr lauten als gefährlichen Revolution. Und endlich die imposante Millionenstadt, welche die altehrwürdige Kaiserstadt an der Donau überflügelt und die Einwohnerzahl von Paris wohl auch noch einholt, mit amerikanischer Schnelligkeit aus dem unfruchtbaren Sand emporgewachsen, nichts der Natur und Alles nur dem kräftig-milden Regiment seines Herrscherhauses und der Thatkraft seiner Bürger verdankend. Dieses gewaltige Gemeinwesen unternimmt jetzt der Verfasser zu schildern. Wie Mercier in seinem Tableau de Paris, so sucht der Verfasser der „Bilder aus dem Berliner Leben" seinem Object feuilletonistisch und peripatetisch beizukommen. Er ist vor Allem Spaziergänger, der an das Gesehene anknüpft und den Leser als Begleiter willkommen heißt.

Mit Euch, Herr Doctor, zu spazieren,
Ist ehrenvoll und ist Gewinn.

Und es bietet zugleich eine kurzweilige Unterhaltung, denn Rodenberg leidet nie an allzu profunder Gründlichkeit, kramt nie mit breiter Selbstgefälligkeit seine Weisheit aus und vergißt sich nie in seinen Urkunden, wie es dem prächtigen Fontane unterweilen begegnet. Er ironisirt sich selbst, wenn er sich folgendermaßen als beschaulichen Spaziergänger und Weltstadtbummler aus Neigung und Beruf zeichnet:

Ich bin ein Mann in gesetztem Alter, von bescheidenen Ansprüchen, von zufriedener Gemüthsart und conservativer Gesinnung, soweit es sich nämlich um die Spaziergänge handelt; ein wenig träumerisch, hier und da stehen bleibend, wenn ein hübsches Paar vorübergeht oder ein Eichhörnchen über den Pfad schlüpft, ein wenig nachdenklich und manchmal sentimental, sonst aber ohne Harm, und meine Vergnügungen sind von der unschuldigsten Art.

Der Werth dieser leichten, gefälligen Skizzen ist ein zwiefacher. Rodenberg kennt nicht nur das gegenwärtige Berlin, sondern auch das alte und älteste aus Büchern und Abbildungen, und mit gestaltender Phantasie baut er Alles vor dem Leser auf. Er hat seine Adoptivheimath fleißig durchstudirt, oft wenig zugängliche Quellen aufgestöbert, manches noch Unbekannte an's Licht gezogen. Aus seinen Bildern kann auch der Kenner der Geschichte und Topographie Berlins noch Vieles lernen, was weder im alten Nicolai, noch im Fidicin oder Mila zu finden ist. Der Hauptwerth liegt aber in der Art, wie Rodenberg Geschichtliches und Gegenwärtiges erzählt, in seiner Feuilletonistenart. Auch das Fernliegende und Gleichgültige erhält in seiner Darstellung einen neuen, eigenen Reiz, sodaß man von der Lectüre immer unterhalten und angeregt wird. Mag auch für manchen Geschmack da und dort ein sentimentaler Drücker zu scharf sein oder die Liebenswürdigkeit des Erzählers im Citiren seiner Freunde und der Mitarbeiter der „Rundschau" zu viel des Guten thun oder die Plauderei allzu bequem und behäbig erscheinen, man wird doch überall daran erinnert, daß man sich in der Gesellschaft eines kenntnißreichen Schriftstellers befindet, der manches Geistvolle und Anmuthige spricht, eine eigene Meinung vertritt und ein Weltmann ist, der nach dem französischen Sprichwort viel gesehen und also auch viel behalten hat. Und er spaziert und schildert mit Methode und hebt sich immer eine Insel aus dem Häusermeer heraus, die jeweilig bewandert und beschrieben wird. Einmal ist es die junge Welt um den Kreuzberg, Berlin N. oder O., dann die Thiergartengegend, dann wieder das Centrum, das echte, alte Berlin zwischen Schloß- und Alexanderplatz, und endlich in einem eigenen Band: Unter den Linden. Später einmal wird wohl das Geheimrathsviertel des eleganten Westens folgen und auch die Umgegend einbezogen werden, womit die Wanderungen vorläufig ihren Abschluß finden dürften. Nur vorläufig, denn an gelegentlichen Extrafahrten in's Unbekannte wird kein Mangel sein. Das Stadtbild Berlins verändert sich im Einzelnen fast stündlich, und oft unter die Feder des Schilderers verschwindet da ein merkwürdiges Haus, verwandelt sich dort eine Straße und werden wohl auch ganze Quartiere umgebaut, angesiedelt oder niedergerissen. Eben hat Rodenberg noch die altersgraue Schloßapotheke, den Mühlendamm mit seinen Trödeljuden geschildert, aber schon in einer Fußnote ist er genöthigt anzumerken, daß während des Druckes auch diese „Monumente" beseitigt werden. Die Stadtbahn und die Kaiser Wilhelmstraße haben ganze Viertel umgestaltet. Mit Wehmuth, als wäre er ein echtes Berliner Kind, das zwischen all' diesen Häusern und Gassen aufgewachsen, beklagt er das Verschwinden mancher denkwürdigen Stätte, aber er ist moderner Mensch und Reichshauptstädter genug, um vor der Nothwendigkeit sich zu bescheiden. Was liegt am Ende an diesen meist nur relativ alten Häusern, aus deren Schutt neues Leben entstehen wird, denn der Lebende hat Recht. Ueberall ist es ihm um ein Bild und um Farben und Stimmung, Anschauung und Gegenständlichkeit zu thun. In dem Capitel über das Werden und Wachsen der Stadt setzt er vor die trockene Welt der statistischen Ziffern als stimmungsvolle Einleitung eine Ersteigung des Rathhausthurmes, um uns das topographische Bild einzuprägen. Zumal Unter den Linden kennt er jedes Haus und weiß seine Geschichte. Dort, im Gasthaus zur Sonne, wo heute die „Passage" steht, wohnte Goethe mit seinem Herzog und ein paar Jahrzehnte später Schiller, den man in „der Brennen Hauptstadt", ramlerisch gesprochen, gar sehr feierte; hier lebte und liebte der junge Heine, dort grollte in der Taubenstraße Voltaire nach seinem Bruche mit dem großen König, hier in der Behrenstraße, wo Chodowiecki sein Haus hatte, ging Börne mit seiner unzertrennlichen Tabakspfeife aus und ein, und in seinem Zimmer wohnte später der stud. jur. Otto von Bismarck. Dort hauste und liegt begraben Madame Therbusch, die Malerin, welche Diderot — wenigstens in den Briefen an seine geliebte Sophie Volland — zu allen Teufeln wünscht, dort war der erste Salon Berlins, dem die Herzogin von Kurland vorstand, im Hause des Aquariums war Meyerbeer Wirth, drüben in den Hofstallungen hinter der Akademie ist Gutzkow geboren und aufgewachsen. Unter diesen Bäumen, wo nach Dingelstedt's Versicherung kein Lenz wohnen soll, haranguirte Fürst Lichnowski das souveräne Volk, sprachen Unruh und Held, zogen die Sieger 1866 und 1871 ein, schoß ein bübischer Attentäter mit der Schrotflinte auf den allverehrten Monarchen, und dort ist auch das historische Eckfenster, wo wir Kaiser Wilhelm sahen, bis sie eines Abends seine Leiche bei Fackelglanz zum Dome und dann die schwarz verhängte via sacra hinab zum Brandenburger Thor hinaus trugen: Vale senex imperator! Diese traurigen Erinnerungen leben namentlich im dritten Bande auf, der im März 1887 angefangen und bald nach dem März 1888 vollendet wurde, also das letzte Jahr Kaiser Wilhelm's I. umfaßt. Mit der neunzigsten Geburtstagsfeier beginnend, und mit dem Tod und Begräbniß des großen Herrschers endigend, sind diese Blätter unter dem unmittelbaren Eindruck jener Ereignisse geschrieben und treu wie historische Documente.

Als geborener echter Feuilletonist leistet Rodenberg zumal im Stimmungsbild Ausgezeichnetes. Ein Frühlingstag im Thiergarten, ein Gang durch den Humboldthain, Philister beim Weißbier, den gewährleisteten Kaffee kochende Familien bei

Digitized by Google

Mutter Grün, Bilder vom Markt, eine Gartenwirthschaft alten Stils wie das Café Bismarck am Landwehrkanal — man kann diese dem Lärm der Großstadt abgelauschten Stillleben in ihrer artigen Kleinmalerei nicht genug loben. Dabei verfügt der Verfasser nicht nur über freundliche heitere Farben, er weiß auch den Ton des Phantastischen, Schaurigen, Dämonischen zu treffen. Er schildert den tiefmelancholischen Eindruck eines Berliner Kirchhofs, entweder weit draußen im gelben Sande zwischen Eisenbahnzügen und Windmühlen oder pietätlos zwischen menschenüberfüllten Straßen und Häusern eingebaut, oder die freudlose Ruhestätte der Achtundvierziger oder den Armenfriedhof oder den Gottesacker der Juden. Auch ein altes Gespensterhaus, wie das von E. T. A. Hoffmann mitten Unter den Linden, zeichnet er auf und bevölkert es uns mit den Gestalten der vergangenen Zeit. Da ist vor Allem der hagere Kleine mit krummer Nase und spanischem Backenbart, den „Cigarro", wie man damals sagte, im Mund: der wohlbestallte Herr Kammergerichtsrath Hoffmann, der Freund Ludwig Devrient's und Chamisso's, „unter der Last seiner Einbildungskraft gebrochen", ein Geisterseher und Gespensterkünder in dem vernünftigen Berlin Hegel's. Ob Rodenberg eine Friedrichs-Sitzung der Akademie oder eine Universitätsfeier zu Ehren des Stifters schildert, seine Feder gestaltet Alles frisch und farbig. Hier zeigt er auch, wie er zu portraitiren versteht. Mommsen, Du Bois-Reymond, Zeller, wir sehen die Leuchten der Berliner Alma mater vor uns, „zum Sprechen ähnlich". Dann die Erinnerungen an die alten traulichen Keller und Conditoreien, wie der Maurer'sche Keller, wo Lessing, Mendelssohn, Nicolai, Rammler und Engel kneipten, oder die Weinstube von Lutter und Wegener, wo noch heute die Bilder von Hoffmann, Devrient und Döring hängen. Und dann die Conditoreien Spargnapani, Josty und Stehely, von dem es in Prutz' aristophanischer Komödie heißt:

„Politik allein, so schnattern sie laut, und essen Baisers bei Stehely",

selbstverständlich mit dem Accent auf der zweitletzten Silbe, wie der Berliner ja auch Böcklin, den allemannischen kleinen Bock, mit dem Accent auf der letzten Silbe betont, als wäre der große Baseler Maler ein Russe. In der Berliner Destillation, den assommoirs der Reichshauptstadt, fällt dem Verfasser gleich die Abwesenheit der Frauen auf, und mit Schauder gedenkt er Londons betrunkener Megären. Nur an die historisch verbürgte Sage von Berlins Weinbergen und Wein will er nicht glauben.

Doch dem muß wohl so gewesen sein, da der alte Friedrich Nicolai — der, was er sonst auch peccirt, doch nicht gelogen hat — in seiner Beschreibung Berlins erzählt, daß in dem ehemals Feldmarschall von Derfflinger'schen Weinberg anno 1740 die Weinstöcke erfroren seien. Was mich wundert, ist, daß sie nicht schon früher erfroren sind. Sollte man sich nicht unter den Himmel Italiens, in die lachenden Ebenen des Po oder in die gesegneten Gefilde der Brianza versetzt meinen, wenn man fortwährend von diesen crève-coeurs, den Berliner Weinbergen unterhalten wird und ein paar Seiten weiter im Nicolai sogar noch liest, daß vor dem Landsberger Thor rechter Hand eine Maulbeerplantage gewesen? Jetzt sind daselbst nur die Stallungen der Berliner Omnibusgesellschaft, und das scheint mir auch das rechte Ding für den rechten Platz zu sein. Hat Berlin sich wirklich so verschlechtert oder fehlt es uns nur an dem Glauben, der bekanntlich Berge versetzt und es darum auch wohl mit Weinbergen und Maulbeerplantagen aufnehmen kann? Glückliche Vorväter! Sie bauten ihren Wein, sie spannen ihre Seide und sie krochen hernach vergnügt in ihre kleinen Parterrewohnungen, die halb unter der Erde waren!

Natürlich vergißt der Verfasser über Berlin den heutigen Berliner nicht, und es ist eine Freude, wie er ihn versteht und schildert, liebenswürdig und doch nicht schmeichelnd. „Ein verwegener Menschenschlag", wie schon Goethe die Bewohner der ihm unsympathischen Stadt nannte. Gewiß, tapfer mit Hand und Mundwerk, gemüthlich, aber selbstbewußt, voller Laune und zumal Ironie, haushälterisch und doch wohlthätig und bei alledem verkannt und verschrien. Rodenberg nimmt sich des bestverleumdeten Residenzlers mit Wärme an, und er hat Recht.

Eine gewisse absprechende Sicherheit, welche von Fremden so leicht für Selbstüberschätzung gehalten wird, und eine gewisse Art, die Dinge ironisch zu nehmen, haben den Berlinern mehr Feinde gemacht, als sie verdienen. Denn wenn man das allgemeine Gesetz von der Einwirkung des Bodens auf die individuelle Entwickelung anwendet, so wird man diese Züge sehr natürlich finden bei der Bevölkerung einer jämmerlich flachen, ursprünglich öden und unfruchtbaren Landschaft, aus welcher niemals das Rauschen eines wirklichen von Gottes Hand gepflanzten Waldes, niemals das sehnsuchterweckende Blau ferner Gebirge zu den Gemüthern sprach, sondern nur immer die Sorge, die kleinliche, für des nächsten Tages Nothdurft, immer nur das harte Müssen und die Mühseligkeit des Lebens und des Kampfes. Welche Summe von Arbeit, Jahrhunderte langer Arbeit steckt in diesen Haiden und Morästen, über welchen sich heute die glanzvolle Reichshauptstadt erhebt; und welches Mittel besaß der Vorfahr des heutigen Berliners, der ein ganzer Mann war, um sich über die Misère seines scheinbar hoffnungslosen Unternehmens hinwegzusetzen! Wenn man es so betrachtet, dann werden diese beiden hervorstechenden, nicht immer liebenswürdigen Züge des Berliners erklärlich, sein starkes, zuweilen trotziges Selbstgefühl respectabel und sein meistens doch recht gutmüthiger Spott, der sich nicht einmal selber schont, verzeihlich. Denn was er mit dem Pflug und dem Spaten sich geschaffen, mit der Axt und der Kelle wohnbar gemacht und mit dem Schwerte vertheidigt hat, das ist fürwahr sein Eigen; die bindende Kraft, welche den aus einander fliegenden Sand zu Festigkeit und Dauer zwang, ist in das gemeine Wesen übergegangen, und so stark erweist sie sich, daß selbst der Eingewanderte gar bald zum Berliner wird — vielleicht nicht, was den Witz und die Schlagfertigkeit desselben anbelangt, gewiß aber in der Anhänglichkeit und Liebe zur neuen, gemeinsamen Heimath.

Dabei ist Rodenberg kein Lobredner um jeden Preis, sondern bleibt immer hübsch besonnen und kritisch, wie das ja auch die Luft Berlins mit sich bringt. Seine Vorliebe hindert ihn nicht, auch die Nachtseiten der Großstadt zu sehen. Ebenso mag ihm des militärischen Anstrichs der Soldatenstadt zu viel sein, doch entschuldigt er das moderne Sparta.

Der Fremde, der nach Berlin kommt, wird zuerst und vor Allem den Eindruck des Kriegerischen, des Soldatischen erhalten. — Von der Säule des Belle-Alliance-Platzes bis zu der des Königsplatzes, welch' ein weiter Weg! Aber wir haben ihn doch gemacht, und er ist eine einzige lange Siegesstraße. Der militärische Lorbeer erleuchtet und verdunkelt hier Alles; das Geschlecht, welches zwischen diesen Zeichen aufwächst, muß ein kriegerisches werden, ein Volk von Soldaten. Aber die Trophäen sind auch ringsum aufgesteckt. Was wir geworden, das sind wir durch Krieg geworden. — Der Krieg! das heißt die Geltendmachung einer jungen, kräftigen Volksindividualität, das Sprengen von Fesseln, welche sein natürliches Wachsthum zurückgehalten, das Ringen um die höchsten idealen Güter, der Krieg von 1864, von 1866, von 1870 — immer gewaltiger in seinen Dimensionen, immer wuchtiger in seinen Erfolgen — Krieg predigt hier Alles; aber jenen Krieg, dessen höchster und letzter Preis der Friede, das Glück und die Freiheit des Vaterlandes ist. — — Ja, wenn wir einen Bismarck hätten für den Roman und einen Moltke für das Epos oder das Drama, welch ein Drama, welch ein Epos, welch einen Roman würden wir haben! Aber sie hatten Anderes zu vollbringen, diese Beiden, etwas des Preises nicht minder werth und für den Moment wichtiger. Wie Goethe von Friedrich dem Großen gesagt hat, wird man einst auch von diesen Großen sagen, daß sie, nationale Thaten vollbringend, unsere Literatur mit einem neuen Lebensgehalt erfüllten. Sanftere, den Künsten des Friedens holdere Zeiten werden vielleicht einst wieder kommen; aber wie die Welt nun einmal ist, und wer weiß wie lange noch sein wird, sind der Staatsmann und der Soldat und etwa noch der Maler, der Bildhauer, der sie verherrlicht, nicht aber der Schriftsteller und der Dichter die Männer, welche Preußens Ruhm ausmachen und vor Allen, wenn nicht ausschließlich, daselbst geehrt werden. — Justinus Kerner hat einmal gesagt, daß Berlin der Kopf sei, der für Deutschland denke, doch ich glaube, daß schon jetzt auch das Herz Deutschlands in Berlin schlägt. — Es liegt in dem natürlichen Verlauf der Dinge, daß für die deutsche Literatur wie für alle anderen wichtigen Lebensäußerungen unserer Nation Berlin dereinst der schöpferisch anregende Mittelpunkt sein wird.

Mit diesem Ausblick in eine bessere Zukunft und einem fröhlichen „Auf baldiges Wiedersehen!" wollen wir von dem Berliner Spaziergänger Abschied nehmen.

Zur Orientirung in unseren politischen Grundgesetzen.

Von Georg Winter.

Wer je aus Neigung oder berufsmäßig sich eingehender mit politischen Dingen befaßt hat und dem Gange unserer staatlichen und wirthschaftlichen Gesetzgebung mit Aufmerksamkeit zu folgen pflegt, wird schon oft den Mangel empfunden haben, daß es unserem Volke in ganz auffallender Weise an literarischen Hülfsmitteln gebricht, um sich über die Grundgesetze, auf denen unser modernes politisches Leben beruht, ohne größeren Zeitverlust ausreichend zu unterrichten. Dieser Mangel aber muß um so dringender empfunden werden, da jene allen einzelnen gesetzgeberischen Maßregeln zu Grunde liegenden Grundgesetze selbst durch den weiteren Fortgang der Gesetz-

Digitized by Google

gebungsmaschine in beständigem Fluß erhalten werden, so daß eine schnelle Orientirung von Jahr zu Jahr schwieriger wird. Wer wüßte nicht, daß nach dem Grundsatze, daß Reichsgesetz dem Landesgesetz vorgehe, schon so manche Bestimmungen unserer preußischen Verfassung stillschweigend oder ausdrücklich durch die inzwischen zu Stande gekommenen Gesetze des Reiches aufgehoben sind? Aber so sehr man sich im Princip hierüber klar ist, so wird es doch nach und nach immer schwieriger, sich im Einzelnen darüber zu unterrichten, welche Bestimmungen z. B. der preußischen Verfassung gegenwärtig noch in Geltung sind. Während nun die historische Wissenschaft seit Jahrzehnten mit emsigem Eifer bemüht ist, uns die Urkunden zur Verfassungsgeschichte des alten Reichs in neuen, kritischen Ausgaben zugänglich zu machen, fehlt es an ähnlichen zusammenstellenden Arbeiten für unsere neueste Verfassungsgeschichte fast vollkommen. Um sich über die elementarsten Dinge authentisch zu unterrichten, ist man fast stets zu zeitraubenden Nachforschungen in unseren umfangreichen Gesetzsammlungen oder gar zum Nachschlagen in den allmählich zu einer ganzen Bibliothek angewachsenen stenographischen Berichten des Abgeordnetenhauses und Reichstages genöthigt. Von Grund aus abhelfen könnte diesem Mangel nur eine, etwa der Stubbs'schen Sammlung der „Select Charters" in England entsprechende authentische Zusammenstellung der seit der Verleihung der constitutionellen Verfassungen in Deutschland und der Begründung des neuen Reiches erlassenen Grundgesetze mit einem kurzen und übersichtlichen Commentar, der bei jedem einzelnen Gesetze die Punkte schnell und leicht erkennbar bezeichnete, die durch die spätere Gesetzgebung eine Abänderung erlitten haben. Sehr verdienstlich wäre in dieser Richtung schon eine Nebeneinanderstellung der preußischen und deutschen Verfassung mit einer bis in's Einzelne gehenden Feststellung der noch geltenden bezw. abgeänderten Bestimmungen derselben.

So lange es aber an einem umfassenden Werke dieser Art gänzlich fehlt, wird gewiß in den weitesten, an der Politik der Gegenwart activ oder passiv theilnehmenden Kreisen unseres Volkes jeder Versuch, wenigstens dem dringendsten Bedürfniß in dieser Richtung abzuhelfen, mit Freude begrüßt werden. Einen solchen Versuch stellt ein kleines, sehr dankenswerthes Buch dar, welches der Berliner Privatdocent Dr. Jastrow soeben herausgegeben hat.*) Dasselbe ist allerdings zunächst dazu bestimmt, einem enger begrenzten pädagogischen Zwecke zu dienen: es soll eine urkundliche Grundlage für die akademischen Vorlesungen des Docenten über die neueste Verfassungsgeschichte bilden und umfangreiche Dictate aus den Staatsgrundgesetzen in den akademischen Vorlesungen entbehrlich machen. Allein wir glauben, daß es sehr wohl geeignet ist, einen solchen pädagogischen Zweck auch in außerakademischen Kreisen zu erreichen und dem oben bezeichneten Mangel bis zu einem gewissen Grade abzuhelfen. Das Büchlein enthält nämlich eine mit großer Umsicht und besonnener Unterscheidung des Wesentlichen und Unwesentlichen veranstaltete Auswahl der vornehmsten, in ihrer Wirkung noch bis in die Gegenwart hineinreichenden Grundgesetze sowohl des preußischen Staates, als des Deutschen Reiches. Dem letzteren geht es in den Urkunden, die es darbietet, bis zu seiner, wenn wir so sagen wollen, negativen Grundlage, bis zur Auflösung des alten Reiches, nach. Die Sammlung wird eröffnet mit den diese Auflösung bezeichnenden Urkunden von 1806, der Rheinbundsacte und der Abdankungsacte Franz' II.; sie erstreckt sich dann auf das Uebergangsstadium vom alten zum neuen Reich, die Zeit des Deutschen Bundes, indem sie aus den verschiedensten schwer zugänglichen Sammelwerken die entscheidenden Phasen der Entwickelung urkundlich klarlegt. Dieser Theil enthält u. A. die deutsche Bundesacte von 1815, den erfolglosen Versuch der Begründung einer einheitlichen Reichsverfassung, welcher im Jahre 1849 in der Frankfurter Paulskirche unternommen wurde, endlich als die Grundlage der durch Preußen begründeten neuen Einheit eine aus der bekannten Poschinger'schen Sammlung entnommene Denkschrift Bismarck's über die Nothwendigkeit der Inaugurirung einer selbständigen preußisch-deutschen Politik vom Jahre 1858. Damit ist der Uebergang zu der Verfassung des neuen Reiches gewonnen. Für deren Kunde wird dann zunächst die Verfassung des Deutschen Reiches vom 16. April 1871 mitgetheilt; und bei ihr wie bei der später folgenden preußischen Verfassung ist auch der oben bezeichneten Forderung einer Verzeichnung der vornehmsten späteren Abwandlungen derselben Rechnung getragen, indem in Fußnoten diese Veränderungen theils ihrem vollen Wortlaut nach mitgetheilt, theils durch Verweisungen auf die betreffenden Einzelgesetze wenigstens angedeutet werden. Diese Verzeichnung der nachträglichen Abänderungen erstreckt sich zeitlich bis zu dem Gesetze, betreffend die Aenderung der Legislaturperioden von dreijährigen in fünfjährige vom 19. März 1888. Von weiteren Gesetzen des neuen Reiches werden mitgetheilt: das Gerichtsverfassungsgesetz vom 27. Januar 1877, das Gesetz betreffend die Stellvertretung des Reichskanzlers vom 17. März 1878, endlich das Unfallversicherungsgesetz vom 6. Juli 1884.

In derselben Weise werden dann von dem Verfasser die vornehmsten urkundlichen Grundlagen der heutigen preußischen Verfassung zusammengestellt; nur wird hier naturgemäß, da es sich nicht um ein erst in jüngster Zeit entstandenes Gemeinwesen handelt, zeitlich weiter zurückgegriffen, und zwar bis zu dem grundlegenden Gesetz, welches für die ganze einheitliche Entwickelung des preußischen Staates von entscheidender Bedeutung gewesen ist, der sogenannten Constitutio Achillea von 1473. Dann folgen einige Urkunden aus der Zeit des aufgeklärten Despotismus, darunter der für die Territorialentwickelung Preußens außerordentlich wichtige Vertrag von Labiau vom 10. November 1656, das Potsdamer Edict betreffend die aus Frankreich durch die Aufhebung des Edicts von Nantes vertriebenen Hugenotten, die Instruction Friedrich Wilhelm's I. für das Generaldirectorium von 1722 nebst den Anmerkungen Friedrich's des Großen dazu, der Theil des allgemeinen Landrechts, der von den Rechten und Pflichten der Diener des Staates handelt, endlich aus dem Anfang unseres Jahrhunderts die für die ganze moderne Selbstverwaltungsentwickelung epochemachende, trotzdem aber nur Wenigen bekannte Städteordnung des Freiherrn von Stein vom 19. November 1808. Daran schließt sich dann die, im Grundsatz und im Ganzen noch heute geltende, in vielen einzelnen Bestimmungen aber durch die neuere Gesetzgebung überholte bezw. aufgehobene preußische Verfassung von 1850. Daß auch hier die hauptsächlichsten neueren Abänderungen ebenso wie bei der Verfassung des Deutschen Reiches durch Fußnoten kenntlich gemacht sind, ist schon erwähnt worden. Von den späteren preußischen Grundgesetzen enthält die Sammlung noch das Gesetz über die allgemeine Landesverwaltung vom 30. Juli 1883. Jedes der mitgetheilten Gesetze ist in sorgsamer Weise entweder nach dem Originaldruck oder nach der Fassung in einer der authentischen Gesetzsammlungen wiedergegeben; um auch dem Bedürfniß nach eingehenderem Studium unserer Verfassungs- und Verwaltungsentwickelung entgegen zu kommen, hat der Verfasser am Schluß die hauptsächlichsten umfassenden Sammelwerke, aus denen er die vorliegende Auswahl getroffen hat, zusammengestellt.

Wohl wird mancher Leser, welcher das Büchlein zur vorläufigen Orientirung nachschlägt, wünschen, daß noch das eine oder andere ihn besonders interessirende Gesetz Aufnahme gefunden hätte. Allein einen Vorwurf wird man dem Verfasser daraus nicht machen wollen. Erschöpfende Vollständigkeit konnte nicht in seiner Absicht liegen: sie hätte nicht zu einem handlichen und übersichtlichen Orientirungsmittel, sondern zu einem umfangreichen Sammelwerk geführt, welches dem zunächst beabsichtigten Zwecke zu dienen weniger geeignet und durch seinen hohen Preis weniger zugänglich gewesen wäre, als die vorliegende kleine Auswahl, die dem dringendsten Bedürfnisse genügt und einem seit lange bitter empfundenen Mangel wenigstens in der Hauptsache abhilft. Wir glauben daher unseren Lesern einen Dienst zu erweisen, indem wir sie auf das Werkchen aufmerksam machen.

*) J. Jastrow, Kleines Urkundenbuch zur neueren Verfassungsgeschichte. Berlin, Gaertner.

Digitized by Google

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Zu Augsburg im Goldnen Stern.

Von Ludwig Salomon.

Es war freilich nicht im „Goldnen Stern" und auch nicht einmal in Augsburg, wo die schlichte Geschichte sich abgespielt hat, aber dennoch klingt mir, sobald ich an sie denke, das alte Studentenlied „Zu Augsburg im Goldnen Stern" fort und fort wie eine alle Stimmungen in sich schließende Grundmelodie im Ohr. Und da ich seit der Heimkehr von meiner vorjährigen Sommerfahrt wohl tagtäglich an das Schicksal des einst so lebenslustigen Jugendgenossen denken muß, so summe ich auch immer auf's Neue das fröhliche, süß-melancholische Lied leise vor mich hin, bis er dann plötzlich wieder vor mir steht, der frische Bursch' mit den hellen Augen, dem lachenden Munde, dem goldblonden, lustig sich kräuselnden Haar! Jawohl, er paßte weder zu der gemessenen Frau Mutter, die jeden Fehler gegen die Form als Capitalverbrechen betrachtete, noch zu dem pedantischen Herrn Vater, welcher von der Stufenleiter der Geheimräthe weder nach links, noch nach rechts jemals hinaus in die Welt sah; und er paßte auch nicht zum corpus juris, auf das er immer wieder hinabgedrückt wurde, sobald er nur Miene machte, sich wegzuwenden. Wie glänzten daher seine Augen, als er endlich einmal mit mir und noch einigen anderen Studienfreunden einen weiteren Ferienausflug unternehmen und alle Fesseln der Gesellschaft, alle Gelehrsamkeit hinter sich lassen konnte. Es hatte schwer gehalten, von der Frau Mutter die Erlaubniß zu erwirken, sie ließ ihn sonst nie für längere Zeit aus den Augen; nur weil auch ich die Reise mitmachte, gestattete sie schließlich, daß er ebenfalls daran Theil nehme. Sie hielt immer große Stücke auf mich und war der Ansicht, daß ich einen bedeutenden Einfluß auf ihn auszuüben vermöchte. War dies nun auch nicht in dem Maße der Fall wie sie annahm, so würde doch immerhin manches anders gekommen sein, wenn ich jeder Zeit, auch über die gemeinschaftliche Reise hinaus, ihm hätte zur Seite stehen können. Nicht daß er dann ebenfalls regelrecht Geheimrath geworden wäre wie sein Herr Vater — nein, die Juristerei war ihm in tiefster Seele zuwider, sie paßte so ganz und gar nicht zu seiner nach unmittelbarer Betheiligung am frischen, fröhlichen Leben lechzenden Natur — aber er hätte dann vielleicht in eine andere ähnliche Carrière eingelenkt, wäre vielleicht in den Verwaltungsdienst eingetreten, wo es ja manchen Posten gibt, auf dem man sich freier und ungenirter bewegen kann.

Unser Reiseziel war der Rhein. Wir fuhren zunächst nach Köln und dann, mit mannigfachen Unterbrechungen, den Strom hinauf bis Rüdesheim, von wo wir schließlich über Frankfurt nach Berlin zurückkehrten. Wie einfach die Sache war — und doch wie folgenschwer!

Wir allesammt sahen den Rhein zum ersten Mal, und darum schoß denn unser jugendlicher Enthusiasmus alsbald in die üppigste Blüthe; ganz besonders aber ging Freund Felix das Herz auf. So frei hatte er sich noch nie gefühlt, so wonnig-schön war ihm die Welt noch nie erschienen.

„Ewald!" rief er, als wir oben auf dem Drachenfels standen und auf die weiten lachenden Gefilde von Godesberg, Rolandseck und Honnef und auf den majestätischen Strom hinabschauten, „ist man nicht ein ganz miserabler Wicht, der verurtheilt werden muß, im tiefsten Keller das ganze preußische Landrecht wörtlich auswendig zu lernen, wenn man sich hartnäckig dieser unsagbar herrlichen Gottesnatur verschließt und sein Leben lang — die Reise nach Karlsbad ausgenommen — aus dem Staube und der Lüge der Großstadt nicht emportaucht?" Und je weiter wir wanderten, desto mehr steigerte sich seine Begeisterung. Da kamen wir eines Tages in die Gegend von Boppard, und wie wir so auf der heißen Landstraße dahinschritten, bot sich uns ganz unerwartet ein freundliches Wirthshaus, halb versteckt unter gewaltigen Nußbäumen. Es wäre ein Frevel gewesen — das war sofort unser Aller Ueberzeugung — hier schnöde vorüberzugehen; lustig traten wir also ein und sollten uns auch nicht getäuscht sehen. Die Wirthsstube war ganz außerordentlich behaglich und kühl und der Wein vortrefflich. Zudem wurde uns das edle Naß von einer auffällig hübschen, überaus schmucken Kellnerin vorgesetzt. Crescenz hieß sie, und der Name paßte, als ob die Eltern geahnt hätten, daß sie einmal so stattlich emporwachsen werde. Ich sehe sie noch, wie sie ihr munteres Gesicht lächelnd hin und her wandte, denn „Crescenz!", „Crescenz!" tönte es bald von dieser, bald von jener Seite. Jeder wollte mit ihr einen Scherz machen, mit ihr anbinden. Aber sie war nicht auf den Kopf gefallen, auf eine kecke Frage wußte sie gleich eine richtige schlagende Antwort zu geben, und dann folgte ein homerisches Gelächter von unserer Seite. Doch auch der Wirth war ein gemüthlicher Kauz. Er erzählte uns, als er merkte, daß wir Studenten waren, er habe früher auch den Wissenschaften obgelegen, er sei in einem benachbarten Orte Lehrer gewesen, das Hocken in der Stube sei ihm aber nicht wohl bekommen, und da ihm dann hier ein kleines Weingut durch Erbschaft zugefallen sei, so habe er an diesem das Wirthshaus errichtet und lebe nun hier schon seit Jahrzehnten recht angenehm, wenn er sich ja auch manchmal sehr plagen müsse. Aus seinem früheren Stande habe er nichts weiter herübergenommen, als seine Violine, die ihm im stillen Winter die Zeit vertreiben müsse. Dies Ueberbleibsel aus seiner „wissenschaftlichen Lebensperiode" war uns aber gerade das angenehmste.

„Ah, Musik! Musik erschalle!" riefen gleich Verschiedene. „Musik zur allgemeinen Fidelitas!"

Bereitwillig kam der Wirth dem allgemeinen Verlangen nach, holte die Geige, that zunächst ein paar kräftige Striche und begann dann nach und nach eine ganze Reihe beliebter Lieder zu spielen, „Ein freies Leben führen wir!", „Gaudeamus igitur", „Wohlauf, noch getrunken den funkelnden Wein!" ꝛc. Wir sangen natürlich sämmtlich mit und kamen so nach und nach in die animirteste Stimmung. Dabei hatten wir gar nicht bemerkt, daß Felix, als Crescenz wieder einmal das Zimmer verlassen, ebenfalls hinausgegangen war und nun eine lange Zeit wegblieb. Als mir dann aber seine Abwesenheit auffiel und ich eben nach ihm fragen wollte, öffnete sich die Thür und er trat mit Crescenz ein, sie hochgeröthet und er mit hellglänzenden Augen. Mit Flammenschrift stand es auf seinem ehrlichen Gesichte zu lesen, was passirt war; er hatte ihr einen Kuß geraubt, und

Zu Augsburg im Goldnen Stern,
Da hat mich die Kellnerin so gern,
Zu Augsburg im Goldnen Stern!
Trallerallerallera!

brachen wir in toller Lustigkeit los. Auf den ersten Augenblick war er wohl etwas betroffen, dann aber ging ein Sonnenglanz über sein rundes Gesicht, er faßte das Mädchen an der Hand und tanzte mit ihr, fröhlich mitsingend, in's Zimmer hinein. Es war ein entzückender Anblick. Er ein schmucker Bursch und sie mit ihrem krausen braunen Haar, den blanken Augen und dem schalkhaften Lächeln eine rheinische Dirn — in der That zum Küssen. Als der Vers zu Ende war, sprangen wir auf, umringten das Paar und brachten ihm ein dreifaches Hoch. Damit kam es auch zugleich zum Aufbruch. Crescenz löste ein hübsches Trinkgeld, dann gab es ein lebhaftes Händeschütteln und Hüteschwenken — und noch lange standen der Wirth und die Kellnerin in der Thür und sahen nach, wie wir fröhlich singend unsere Straße weiterzogen.

Doch nicht Alle, die wir so dahinschritten, gaben sich dieser lauten Jugendfröhlichkeit hin. Ich merkte es bald, daß Freund Felix stiller und stiller wurde und schließlich uns als der Letzte schweigend folgte. Dabei sah er aber keineswegs verstimmt oder verdrießlich aus, vielmehr lag es wie ein goldiger Schimmer über seinem Gesichte. Ich redete ihn einmal an, aber er antwortete nicht, sondern drückte mir nur lächelnd die Hand. Es war unschwer zu errathen, die hübsche Kellnerin hatte auf sein bisher noch ganz unberührtes Herz einen tiefen Eindruck gemacht. Die Modepüppchen daheim im Gesellschaftskreise seiner Eltern waren ihm mit ihren wohlgedrechselten und genau auswendig gelernten Phrasen immer nur unsympathisch gewesen; mißgestimmt, ja scheu hatte er sich stets vor ihnen zurückgezogen. Hier nun war ihm zum ersten Male ein frisches Naturkind mit seiner ganzen ungekünstelten Anmuth und Offenheit entgegengetreten — was Wunder also, daß es sein schon durch die Wanderung enthusiastisch angeregtes Herz in die heißesten Wallungen versetzt hatte! Doch ich machte mir keine Gedanken weiter; wie bald, so meinte ich, würden neue Eindrücke die früheren verblassen machen. Und in der That wurde Felix auch weiterhin wieder gesprächig und heiter, aber es lag doch während der ganzen ferneren Reise etwas wie ein Schleier über seinem ganzen Wesen, es beherrschte ihn eine gedämpfte Stimmung, welche die übrigen Genossen vielleicht gar nicht bemerkten, die mir aber von Tag zu Tag klarer wurde. Ich hätte mich nun gern einmal ihm gegenüber ausgesprochen, allein die Gelegenheit dazu wollte sich nicht finden. Wir kamen nach Frankfurt, wir reisten nach Berlin zurück, ohne daß ich mit ihm allein noch einmal die Rede auf die Crescenz hätte bringen können. Er selbst vermied es offenbar, in irgendwelcher Weise wieder an die Episode in dem Wirthshause bei Boppard zu erinnern.

In Berlin wurden wir sofort wieder in das Leben und Treiben der Großstadt gerissen; ich begann zudem die Arbeiten zu meinem Examen, und so trat die Erinnerung an die Rheintour rasch zurück; mehr und mehr erschien sie mir nur noch wie eine schöne Oase, von der ich mich täglich weiter zu entfernen meinte. Auch Felix sah ich jetzt nur wenig, und wenn wir einmal zusammentrafen, so wollte es zu keiner rechten Unterhaltung kommen. Wohl war er noch ganz wie ehedem der alte liebe Bursch, aber eine fast ängstliche Zurückhaltung ließ es nicht mehr zu der früheren Offenheit kommen. Es war zweifellos, die Rheinreise hatte eine tiefe Wandlung in ihm hervorgebracht. Gern hätte ich ihn nun einmal in einer vertraulichen Stunde offen über sein seltsames Verhalten befragt, allein — wie es so manchmal geht — eine solche Stunde wollte sich nicht finden. Dann mußte ich in das Fegefeuer des Examens, und als diese kritische Zeit vorüber war, hörte der persönliche Verkehr bald ganz auf. Ich wurde einem kleinen Kreisgerichte an der polnischen Grenze als Referendar zugewiesen. Die Einsamkeit des melancholischen Städtchens hätte nun zwar zu einem lebhaften schriftlichen Gedankenaustausch führen können, doch es kam nur zu wenigen Briefen, besonders weil sich Felix seiner ganzen Natur nach nicht zum behaglich plaudernden Briefschreiber eignete. Er machte mir nur selten und dann auch bloß in kurz zusammenfassender Weise Mittheilungen über sich und dasjenige, was mich interessiren konnte, ja, er schrieb mir sogar, als er ganz plötzlich innerhalb weniger Tage seine beiden Eltern verlor, nur einige kurze Zeilen, in denen allerdings eine heftige Erschütterung in ergreifenden Worten zum Ausdruck kam. Gern hätte ich ihm in diesen schweren Tagen zur Seite gestanden; die weite Reise nach Berlin verbot sich jedoch aus den verschiedensten Gründen. Um so angelegentlicher bat ich ihn, mir doch bald mitzutheilen, wie er nun seine Zukunft gestalten werde. Woche auf Woche verging aber, ohne daß ich von ihm eine Zeile erhielt. Da fragte ich noch einmal bei ihm an, erhielt jedoch den Brief mit der Bemerkung der Post zurück, Adressat habe Berlin verlassen, Aufenthaltsort sei unbekannt. Was mochte er begonnen haben? Und unwillkürlich tauchte die Erinnerung an unsere fröhliche Rheinfahrt, das Bild der

Digitized by Google

schmucken Crescenz vor meiner Seele auf — doch unwillkürlich schüttelte ich auch gleich mit dem Kopfe. Sodann gingen wiederum Wochen hin. Ein halbes Jahr mochte seit dem Tode seiner Eltern wohl schon verstrichen sein; ich war mittlerweile als Assessor nach Wreschen versetzt worden — da wurde ich endlich eines Tages durch einen dicken Brief von ihm überrascht. Es berührte mich das wie ein ganz außergewöhnliches Ereigniß, und in der That sollte ich auch etwas ganz Außergewöhnliches erfahren.

„Glaub' es nur, alter Freund," schrieb er, „Anfangs hat es zwar einen schweren Ruck in mir gegeben, aber dann ist es doch ziemlich leicht gegangen; ja, ich habe die ganze Juristerei mit Sack und Pack von mir geworfen; ich habe sie von jeher nicht leiden können; sie paßt nicht für mich. Und nun sitze ich hier am Rhein.

Zu des Rheins gestreckten Hügeln,
Hoch gesegneten Gebreiten,
Auen, die den Fluß bespiegeln,
Weingeschmückten Landesweiten,
Möget mit Gedankenflügeln
Ihr den treuen Freund begleiten!

Ja, das ist die zweite Ueberraschung für Dich. Meine Eltern haben mir ein kleines Vermögen hinterlassen, damit werde ich mir ein schönes Weingut kaufen, und in dem Hause dazu werde ich das eigene Gewächs an alle durstigen Wanderer verzapfen! »Zur Fidelitas« soll mein Wirthshaus heißen — und die hübsche Wirthin soll Niemand anders als die Crescenz sein. Ein Prachtmädel, sag' ich Dir. Auch sie hat fort und fort an mich gedacht und meinte, sie hätte es schon gewußt, daß ich wieder kommen würde."

Noch über vieles Andere plauderte er dann, über die verschiedenen Weingüter, die er sich bereits angesehen, die Lage, die er erstrebe — nicht zu weit vom Lorleifelsen wollte er sein, — über die Einrichtung des Hauses, die einen entschieden studentischen Charakter tragen solle ꝛc. ꝛc. Er war erstaunlich beredt geworden. Das helle Glück strahlte mir aus dem ganzen Briefe entgegen. Und doch — wie ich so die Blätter auf die Kniee sinken ließ, kamen mir allerlei Bedenken, ich konnte eine gewisse Sorge nicht unterdrücken. Aber wohl hundert Meilen trennten uns; ohne mit eigenen Augen zu schauen, war nicht zu rathen. Ich beglückwünschte ihn denn auch ohne Einschränkung, und darauf zeigte er mir einige Zeit später seine Verheirathung an und theilte mir zugleich mit, daß er sich in der Nähe von St. Goar angekauft und recht hübsch eingerichtet habe. Er hoffe bestimmt, daß ich ihn einmal besuchen werde. Das wäre mir nun auch eine Herzensfreude gewesen, aber ein unvermögender Kreisrichter in Posen konnte daran natürlich nicht ernstlich denken, und so blieb es beim Wunsche — viele Jahre lang. Die brieflichen Nachrichten von ihm versiegten bald; einmal hörte ich von einem Landgerichtsrath, der eine Rheinreise gemacht hatte, er sei in der „Fidelitas" eingekehrt, die Unterhaltung sei aber über die flüchtige Begrüßung nicht hinausgekommen, die Wirthin habe er nicht gesehen. Dann schwieg wieder jede Kunde von ihm. Ein ganzes langes Menschenleben spielte sich ab. Ich hatte mich verheirathet, es waren mir stattliche Kinder aufgewachsen — und nun verheirathete sich in diesem Sommer ein Sohn von mir mit einer Düsseldorferin. Ich durfte natürlich bei dem Feste nicht fehlen, und da ich nun einmal die weite Fahrt unternahm, so verband ich mit ihr — nach 35 Jahren — eine zweite Rheinreise. Es war natürlich, daß ich alsbald, und je weiter ich kam immer lebhafter, die Erinnerung an die erste Rheinfahrt vor mir aufsteigen sah. Manches fand ich ja verändert, vieles aber in seinem Grundcharakter noch ganz so wie ehedem; und nun sah ich mich wieder, wie ich mit dem Ränzlein auf dem Rücken im Kreise der frohen Genossen dahinschritt auf der nußbaumbeschatteten Straße, und auch den Felix sah ich neben mir, den muntern Gesellen mit dem frischen runden Gesicht und dem krausen blonden Haar. Was war das für eine lustige Rast da bei Boppard, und schon summte ich:

Zu Augsburg im Goldnen Stern,
Da hat mich die Kellnerin so gern,
Zu Augsburg im Goldnen Stern!
Tralleralleralleralla!

Ich mußte mir mit der Hand über die Stirn streichen, fast war ich wie im Traum befangen. Aber das Wirthshaus bei Boppard durfte ich nicht vergessen! Der Besuch bei Felix war ja natürlich selbstverständlich. Bei Boppard fand ich mich auch leicht wieder zurecht, allein das Haus war sehr bedeutend umgebaut und der Wirthshausbetrieb aufgegeben worden.

„Wir treiben nur noch Weinhandel im Großen, seit der Alte gestorben ist", sagte mir ein Knecht, der unter dem Thorwege stand.

Nicht ohne Wehmuth zog ich weiter. Dann grüßte ich Liebeneck und die „Maus" und gelangte nun nach St. Goar. Schon vor der Stadt hatte ich mich nach dem Wirthshause des Felix erkundigt, aber von Keinem eine Auskunft erhalten können; in St. Goar selbst hielt ich nun auf's Angelegentlichste Umfrage, Niemand wollte etwas von dem Wirthshause wissen. Endlich wandte ich mich an einen alten Uferarbeiter, der eine Böschung ausbesserte, und der erinnerte sich des Namens, den ich nannte.

„Ja, ja", sagte er, „so hieß ja der von Berlin, der die Crescenz geheirathet hat, die hübsche Dirn, der ihr Vater Schuster dadrüben in Bornhofen war. Ja, die Dirn hab' ich gut gekannt in meinen jungen Jahren, und dann hab' ich die Leut' auch manchmal in ihrem Wirthshaus gesehen, das dort eine Viertelstund' oberhalb lag. Aber es hat nicht geh'n wollen — die Crescenz ist gestorben nach sechs, acht Jahren — das Wirthshaus existirt heut' nicht mehr. Und wo der Mann hingekommen ist, das weiß ich nicht. Hier in der nächsten Gegend ist er mir nicht wieder begegnet — ach gewiß seit zwanzig Jahren nicht!"

Seit zwanzig Jahren nicht — wo war er geblieben! Die Sonne schien hell und lachend auf die Gelände des Rheins, ein buntbewimpelter Dampfer zog stolz zu Thal, aber ich hatte kein Auge mehr für alle die farbenreichen Bilder, der Gedanke an sein Schicksal erfüllte mich ganz und gar. In mich gekehrt wanderte ich weiter. So kam ich nach Oberwesel, an Caub und der malerischen Pfalz vorüber und dann nach Bacharach. Hier setzte ich nach Lorch über und machte eine Wanderung das Visperthal hinauf; am Abend kehrte ich nach Bacharach zurück. Beim Uebersetzen fiel es mir auf, daß der Kahn sehr langsam fuhr, ich sah deshalb am Ufer, als ich das Fahrgeld entrichten wollte, einmal zu dem alten Schiffer hinab; das Licht einer Laterne fiel hell auf sein Gesicht. Kaum aber hatte ich einen Blick in seine faltigen Züge geworfen, als mich ein jäher Schrecken durchfuhr.

„Felix!" rief ich, „bist Du es?"

Der Alte nickte; er mußte mich gleich beim Einsteigen erkannt haben. „Du kommst zu spät, Ewald", versetzte er tonlos. „Es ist längst aus mit der Fidelitas!"

„Ich habe schon davon gehört", erwiderte ich. „Aber so komm doch herauf; wir müssen diesen Abend zusammen bleiben!"

Er schüttelte mit dem Kopfe. „Laß mich. Was kann das helfen!"

„Wir können unmöglich so wieder auseinandergehen, wir müssen uns einmal aussprechen!" fuhr ich fort. Dabei ließ ich die Groschen für die Ueberfahrt, die ich schon in der Hand hielt, wieder in's Portemonnaie gleiten und reichte ihm ein Zwanzigmarkstück. Er nahm es und steckte es mechanisch, ohne es anzusehen, in die Westentasche.

„Immer habe ich an Dich gedacht auf meiner ganzen Wanderung — nein, das darfst Du mir nicht anthun; ich muß wissen, wie es um Dich steht!"

Zögernd trat er aus dem Kahn auf's Ufer, und wir setzten uns auf eine Bank im tiefen Schatten der Böschung. Einige Minuten schwiegen wir, dann hub er leise, wie zu sich selbst sprechend, an: „Vor zwanzig, fünfundzwanzig Jahren habe ich diesen Augenblick oft herbeigesehnt." Er brach wieder ab; nach einer Weile fuhr er, den Kopf tief gesenkt, mit dumpfer Stimme fort: „Sie wollte hinauf aus der Enge des gedrückten Kleinbürgers und ich wollte hinab aus der zusammenschnürenden Welt des Beamtenthums; sie wollte nun auch so flott und mit breitgestemmten Ellbogen dahinfahren wie der Löwenwirth, bei dem sie als arme Kellnerin ihre schwersten Jahre gehabt, und ich dachte nur an meine fröhliche Freiheit, die ich mir mit akademischer Romantik schmücken wollte, von der sie nichts verstand. Vielleicht hätte ihr ein Freund von mir, vielleicht hättest Du ihr einmal zusprechen können, sie hätte mich dann vielleicht besser verstanden. Es kam aber Niemand, und so gingen wir immer weiter auseinander. O Gott, warum soll ich das alles erzählen — es ist ja alles vorbei!" Er stand hastig auf und saß schon im nächsten Augenblick im Nachen. „Gute Nacht!" sagte er tonlos und stieß mit dem Ruder vom Lande.

Das Herz krampfte sich mir zusammen; ich war keines Wortes mächtig. — — Noch ehe ich es verhindern konnte, fuhr der Nachen rasch hinaus in die Abenddämmerung. Ich sah ihm nach, so lange ich ihn gewahren konnte. Die Thränen rannen mir über die Wangen. Armer Freund! Es hat nicht gehen wollen — es hätte nicht sein sollen — Gute Nacht! — — Noch immer saß ich am Ufer und schaute hinaus auf den Strom. Ein dunkler Nebel hatte sich auf die weite Wasserfläche gelegt, alles war still; nur aus dem Städtchen hinter mir kam dann und wann ein Laut des Lebens. Ich wäre am liebsten direct in die Heimath zurückgefahren; ich wollte nichts mehr sehen von all' den Schönheiten des Rheins; allein ich hatte mit einem Landsmann verabredet, daß wir uns an einem bestimmten Tage in Frankfurt treffen wollten. Ich mußte daher an meinem Reiseprogramm festhalten, und so saß ich denn nach etwa drei, vier Tagen eines Morgens in Rüdesheim in einer der Weinlauben, die dort vor jedem Gasthause an der Straße angelegt sind, und wartete auf den Kaffee. Es war noch früh. Ein weißer Nebel hüllte den Rhein und die Ufer ein, aber die Rochuscapelle drüben auf dem Berge leuchtete im hellen Sonnenschein.

Da warf eine alte Frau von der Straße her die neueste Nummer des Localblattes in die Laube, und unwillkürlich griff ich danach. Doch blickte ich nur flüchtig über die verschiedenen Seiten und wollte schließlich das Blatt schon wieder auf den Tisch legen, als mein Auge auf einer Nachricht aus Bacharach haften blieb. Schnell durchflog ich die wenigen Zeilen, und immer heftiger klopfte mir das Herz.

„Gestern Vormittag", so las ich, „wurde im Schilf an der Insel Werth die Leiche jenes alten Schiffers gefunden, der seit vielen Jahren mit seinem Nachen den Verkehr zwischen Lorch und Bacharach vermittelte. Er war eine Art Sonderling, der wenig sprach, aber immer gefällig war. Wie uns mitgetheilt wird, stammte er aus Berlin und hatte ehedem bessere Zeiten gesehen; auch soll er eine außergewöhnliche Bildung besessen haben. Es ist wohl nicht anzunehmen, daß er freiwillig den Tod gesucht hat, etwa aus Nahrungssorgen, denn in seiner Westentasche fand sich verschiedenes kleines Geld und auch ein Zwanzigmarkstück. Wahrscheinlich ist er, nachdem er noch Abends spät einen Fremden nach Bacharach übergesetzt, wer weiß auf welche Weise, in den Fluthen des Rheins verunglückt."

Zitternd ließ ich das Zeitungsblatt auf die Kniee sinken. Hell fiel der Sonnenschein durch das Geblätter der Laube auf das Papier.

„Jawohl", rang es sich aus meiner Brust, „verunglückt, aber nicht in den Fluthen des Rheins — zu Augsburg im Goldnen Stern!"

Digitized by Google

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

„Die Frau vom Meere."

Schauspiel in fünf Aufzügen von Henrik Ibsen.

Eine Ibsen-Woche liegt hinter uns. Der norwegische Dichter war eigens von München hergekommen, um der ersten Aufführung seines neuen Stückes im Königlichen Schauspielhause beizuwohnen, und das war ein Glück für sein Ansehen, denn nur seine Gegenwart im Zuschauerraum verhinderte es, daß der Achtungserfolg in eine empfindliche Niederlage umschlug. Ein Drittel des Publikums applaudirte, ein Drittel zischte, ein Drittel verhielt sich gleichgültig. Damit dürfte das Ergebniß der denkwürdigen Vorstellung wahrheitsgetreu ausgedrückt sein. Uebrigens fand der Autor an den beiden folgenden Abenden, wo er im Residenztheater „Die Wildente" und im Lessingtheater „Nora" aufführen sah, hinreichenden Trost, denn hier wurde die Huldigung durch keinen Widerspruch gestört. Eine lustige Ibsen-Parodie: Die Mitternachtssonne von Hjalmar Knutson (Eugen Zabel), die im Wallnertheater gegeben wird, hat sich der Dichter nicht mehr angesehen, und ebenso entzog er sich durch beschleunigte Abreise einer drohenden Wiederholung jenes grotesken Banketts, das vor einigen Jahren von seinen „Aposteln" inscenirt worden war und ihm und allen Theilnehmern noch heute in schreckhafter Erinnerung steht.

Die Reclame, die sich sehr gegen den Willen des Dichters auch dieser neuen Schöpfung bemächtigt hatte, wußte von dem Werk allerlei Sensationelles auszuposaunen. Hier sollte ein ganz neuer, ein optimistischer Ibsen erscheinen, die Handlung sei durchsichtig und ohne Räthsel, und nicht weniger als vier Berliner Bühnen stritten sich um das Werk, für das der Uebersetzer, Professor Julius Hoffory, ganz bestimmte Forderungen in Bezug auf die Besetzung und Erstaufführung — noch im Februar! — gestellt habe. Ebenso viele Lügen als Behauptungen. Die Theater lehnten der Reihe nach das Stück ab, und jeder Leser des bei S. Fischer in Berlin erschienenen Buches wird dieses geringe Vertrauen zu dessen Bühnenwirksamkeit begreiflich finden. Wenn schließlich das Schauspielhaus das Werk zögernd annahm, so lag dies wohl weniger in der richtigen Erwägung, daß es Ehrenpflicht eines subventionirten Theaters sei, einen so bedeutenden Dramatiker zu Worte kommen zu lassen, als vielmehr in der Fürsprache des Directors Anno, der s. Z. im Residenztheater eine musterhafte Aufführung der „Gespenster" gewagt hatte und in dem neuen Stücke „seines" Autors eine willkommene Gelegenheit fand, seinen durch ein paar mittelmäßige Inscenirungen classischer Dramen geschädigten Ruf wieder herzustellen. Sein Werk und Verdienst ist die Annahme, wie auch die noch in der elften Stunde durchgesetzte Aufführung, die schon auf den Proben als „unmöglich" erkannt und bereits aufgegeben worden war.

„Die Frau vom Meere" ist wohl Ibsen's schwächstes Stück, aber eines großen Poeten doch nicht unwerth. Schon bei der Wahl des Stoffes hat der Verfasser einen Fehler begangen, ganz den nämlichen, in den Zola bei einer dem Casanova entlehnten Novelle verfiel: für seinen naturalistischen Stil nahm er einen romantischen Vorwurf, der sich nun einmal nicht anders als hochpoetisch verwerthen läßt und jeder realistischen Behandlung spottet. Bei Ibsen ist es das Motiv der schönen Melusine. Eine Nixe ist mit einem Menschen verheirathet, kann aber ihr Verhältniß zum feuchten Element nicht brechen, und daran geht ihre Ehe zu Grunde. Der alte Märchenstoff liegt in der That diesem Schauspiel zu Grunde. Ellida ist die Tochter eines Leuchtthurmwärters, in und mit dem Meer aufgewachsen, dessen Leben sie mitlebt. „Es ist Wellenschlag, Ebbe und Fluth in ihren Gedanken und ihrem Empfinden"; sie ist schwermüthig, eine tiefe Natur, sensitiv überreizt — ihre Mutter endete im Wahnsinn — und voller Ahnungen und Visionen. Sie glaubt, die Menschen wären vollkommen, wenn sie auf dem Meere leben könnten, und all' ihre Trauer und Sünde sei nur Sehnsucht nach dem Uferlosen. Eines Tages nimmt das unendliche, grauenvolle Element Fleisch und Bein an. Das Meer incarnirt sich in einem auf ihren öden Strand verschlagenen Seemann. Dieselbe räthselhafte Gewalt, wie das Meer, das anzieht und abstößt, übt auch der geheimnißvolle „fremde Mann" auf sie aus. Mit seiner übermächtigen Willenskraft fesselt er sie, und mit seinen Augen, die wie das Meer Ausdruck und Farbe wechseln und etwas Fischartiges haben, hypnotisirt er sie gleichsam. Wegen eines Mordes muß er fliehen, und beim Abschiede traut er sich mit ihr und dem Meere symbolisch, wie der Doge von Venedig mit der Adria. Er vereinigt ihre beiden Ringe und wirft sie in die Fluth. Diese mystische Trauung erscheint Ellida bindender als es der Segen eines Priesters gewesen wäre, denn „ein freiwilliges Gelübde vereinigt fester". Von jener Stund' an gehört sie ihm, und als er von dannen zieht auf seinem großen, geräuschlosen Schiff, dem Fliegenden Holländer gleich, nimmt er das Herz, die Seele, das halbe Leben seiner Meerbraut mit sich.

An diese Ballade, die wir uns in lyrischer, novellistischer oder musikalischer Behandlung eines Fontane, Wilhelm Jensen oder Richard Wagner gefallen ließen, knüpft Ibsen sein naturalistisches Ehedrama aus dem heutigen Norwegen. Ellida, einsam und doch nicht allein, darf ihre Märchenexistenz im väterlichen Leuchtthurm nicht beschließen und wird vom offenen Meer hinweg und in's Leben hinein gezogen. Nachdem sie von dem verschollenen Steuermanne nichts mehr gehört und die Werbung eines Oberlehrers Arnholm abgewiesen, wird sie die Frau eines Bezirksarztes, Dr. Wangel, in einer kleinen Sommerfrische an einem Fjord. Er ist Wittwer, hat zwei Töchter, liebte seine erste Frau und liebt nun auch die zweite viel inniger, als man es diesem kühlen, nüchternen Norweger zutrauen könnte. Trotzdem waltet auch hier die „Ehelüge", wie in „Nora", „Rosmersholm" und der „Wildente", denn Ellida hat ja eine Vergangenheit zu verheimlichen: ihre mystische Ehe mit dem Steuermann und dem Meere. Sie empfindet ihre Vermählung als Treubruch, fast Ehebruch, aber lebt doch mit ihrem Gatten, bis sie auf grauenvolle Weise an ihre eingebildete Schuld erinnert wird. Sie gebiert einen Sohn, der die Fischaugen des fremden Mannes hat und bald darauf stirbt. Von nun an lebt sie nur noch neben ihrem Gemahl. Sie theilt nicht mehr seine Sorgen und Neigungen, zieht sich auch von seinen Töchtern zurück, die sie gerne lieben möchten, und nur noch die Sehnsucht nach der offenen See erfüllt die „Frau vom Meere", wie sie von den Leuten genannt wird. Hier beginnt das Stück.

Im ersten Acte hat Dr. Wangel den ihm befreundeten Oberlehrer unter einem Vorwand in das kleine Städtchen am Fjord kommen lassen, damit der alte Freund seiner Frau auf diese einen günstigen Einfluß ausübe, ihr die Aussprache erleichtern, das lösende Wort abringen soll, wäre es auch ein Liebesgeständniß, denn Wangel hat nur das Glück seiner Gattin im Auge. Wirklich öffnet Ellida aus Furcht vor dem Wahnsinn ihrem einstigen Anbeter das Herz und schildert ihm ihr Melusinengeschick, an das sie eben zufällig wieder erinnert wurde durch die Erzählung eines Malers, der ein Selbsterlebniß darstellen will: wie ein ertrunken geglaubter Seemann bei der Kunde von seiner Wittwe Wiederverheirathung ausrief: Mein ist sie und mir soll sie folgen, wenn ich heimkommen werde! Im zweiten Aufzug schlägt der besorgte Gatte der Kranken vor, mit ihr an's Meer zu ziehen, um ihr Heimweh zu stillen, und da gesteht sie auch ihm ihr Verhältniß zu dem fremden Mann, der sie gewiß noch einmal heimsuchen werde. Im dritten Act sind wir wieder mitten im Melusinenmärchen, und der phantastische Rückschlag ist so unvermittelt und kraß, daß der Mißerfolg auf der Bühne von diesem Augenblick an datirt. Vor Ellida, die plötzlich in Wangel's Nähe Zuversicht und Ruhe findet, steht der fremde Mann. Es ist ein Gespenst, grauenhafter als je eines von Ibsen heraufbeschworen wurde, ein Schemen ohne Physiognomie, ein Symbol. Sie erkennt ihn, dessen Blick sie nicht erträgt, und hört aus seinem Munde, daß sie mit ihm auf sein Schiff soll, das draußen vor Anker liegt, und daß er sie morgen Nacht holen wird. Aus freiem Willen müsse sie ihm folgen. Athemlos wirft sie sich an ihres Mannes Brust, daß er sie vor sich selbst rette. „Ellida, ich ahne, dahinter liegt etwas verborgen." — „Dahinter liegt, was lockt und zieht . . . Der Mann ist wie das Meer." Das Problem wird noch im folgenden Act erörtert und nach der pathologischen Seite geprüft. Wangel ist ja Arzt, und nachdem er seine eigene Seele sondirt, kommt er zum Schlusse, daß er ein Egoist sei und nichts gethan habe, um ihr Gedankenleben zu klären und zu entwickeln. Dann will er Ellida die Diagnose stellen, doch seine Fragen unterbricht sie mit dem Vorwurf, daß auch in ihrer Ehe der Mann allein seine Freiheit habe, während die Frau nur unbestimmt sehnen und sich nicht ganz ausleben könne. Sie bittet ihn um ihre Freiheit, damit sie alle Bande des Vergangenen abstreife und ihre Wahl treffe. „Ja, freie Wahl muß ich haben. Nach beiden Seiten muß ich im Stande sein, ihn allein ziehen zu lassen oder ihm zu folgen." — „Weißt Du auch, was Du sagst? Ihm folgen? Dein ganzes Leben in seine Hand geben!" — „Aber gab ich denn nicht mein ganzes Schicksal in Deine Hand? Und das so ohne Weiteres." — „Es wäre vielleicht am besten, wenn wir uns trennten. Aber ich kann es trotzdem nicht, denn Du bist für mich wie das Grauenvolle, Ellida; das, was anzieht, ist das Stärkste an Dir. Wir wollen den Handel unserer Ehe morgen wieder rückgängig machen." — „O Wangel, morgen ist es ja zu spät." Der geriebene Theaterdichter hat den letzten Einwurf nur darum erhoben, um mit Spannung in den Schlußact hinüber zu leiten, wo vor dem entscheidenden Schritte Ellida noch einmal mit ihrem Manne spricht. Er könne sie wohl zurückhalten gegen ihren Willen, meint sie, aber daß sie im Grunde seines Herzens wähle, dürfe er nicht verhindern. In seinem Hause sei sie ganz ohne Wurzel und Zusammenhang, und das räche sich. Sie habe keine Stütze. Nun komme Jener, an dem sie hätte festhalten sollen, wie er an ihr festhielt, und biete ihr an, das Leben noch einmal neu zu leben, ihr eigenes wirkliches Leben, „das Leben, das abstößt und anzieht, und das ich nicht lassen kann".

Unsere Spannung ist auf das Höchste gestiegen, indessen sind wir nach dem bisherigen Verlaufe der Handlung und bei Ellida's Wesen keinen Augenblick im Zweifel über ihre Wahl. In melodramatischem Hokuspokus, den ein so kraftvoller Realist wie Ibsen verschmähen sollte, bei ferner Hornmusik und Mitternachtssonnenschein, taucht der fremde Mann vor den Ehegatten empor. Ellida blickt ihn scheu und forschend an und fragt: „Warum halten Sie so unerschütterlich fest an mir?" — Fühlst Du nicht wie ich, daß wir beide zusammengehören? — „Meinen Sie wegen des Gelübdes?" — „Gelübde binden Niemand. Wenn ich so unerschütterlich an Dir hänge, so ist es weil ich nicht anders kann." Jetzt tritt Wangel dem Fremden entgegen und droht ihn wegen des begangenen Mordes festnehmen zu lassen, doch diese Drohung schreckt den Seemann nicht. Er zeigt einen geladenen Revolver, denn er ist entschlossen, zu leben und zu sterben als freier Mann. Schon sieht Wangel, wie sie ihm entgleitet, wie ihr fieberhaftes Sehnen und Begehren nach dem Fremden, dem Grenzenlosen, Unbekannten und Unerreichbaren sie in's nächtige Dunkel hinaus treiben wird. Jetzt kommt die Pointe.

Wangel. Dahin soll es nicht kommen. Für Dich ist keine andere

Digitized by Google

Rettung möglich. Und deshalb lasse ich den Handel jetzt gleich zurückgehen. Jetzt kannst Du also Deinen Weg wählen in voller Freiheit.

Ellida. Und kannst Du das auch? Kannst Du es geschehen lassen?

Wangel. Ja, ich kann es, weil ich Dich so tief liebe.

Ellida. So nahe — so innig nahe wäre ich Dir also gekommen? Und ich habe es so wenig wahrgenommen!

Wangel. Deine Gedanken gingen andere Wege. Aber jetzt bist Du völlig losgelöst vor mir und den Meinigen. Jetzt kann Dein eignes wahres Leben wieder in sein rechtes Geleise kommen. Jetzt kannst Du in Freiheit wählen und unter eigener Verantwortung.

Ellida. In Freiheit und unter Verantwortung! Auch unter Verantwortung! Ja, hierin liegt eine Kraft der Umwandlung!

Damit ist sie gerettet. Der Wille des Fremden, den sie nun allein seines Weges ziehen läßt, hat keine Gewalt mehr über sie, denn sobald sie in Freiheit wählen kann, lockt und schreckt das Unbekannte sie nicht mehr, denn all' ihr Sehnen und Trachten nach dem Meer und dem fremden Manne war bloß der Ausdruck für ein erwachendes und wachsendes Verlangen nach Freiheit in ihr. Sie wird von jetzt an mit ihrem Gatten leben und die Mutter seiner Kinder werden.

Schade, daß der sonst vor keiner realen Folgerung zurückschreckende Ibsen diese matte Lösung wählt, die zwar bühnenwirksam (weil überraschend), poetisch, aber nicht logisch, nicht naturalistisch ist. Wer die Frauen kennt, wer eine Ellida versteht, ihren hereditären Wahnsinn und ihre Hysterie, denn im Grunde ist dies ihr Leiden, möchte darauf wetten, daß sie in Wirklichkeit und Wahrheit anders handeln und der grauenhaften Lockung nicht widerstehen würde. Und der aufrichtige Dichter hat auch seinen Abfall im Interesse des gewöhnlichen Theaterpublikums offenbar selbst ganz richtig erkannt, denn er legt gerade dem verbummelten Maler, Sänger, Waldhornbläser, Fremdenführer und Barbier Balleſted das Wort in den Mund: „Wenn einer einmal ein Landgeschöpf geworden ist, so findet er nicht mehr den Weg zurück hinaus zum Meer. Die Meerfrau stirbt daran, aber die Menschen können sich acclimatisiren." Mit dieser conventionellen Lösung kann sich nur ein Balleſted und ein gedankenloser Theaterzuschauer beruhigen, und es ist ein Jammer, daß Ibsen diesmal nicht den Muth seiner Meinung hatte und um jeden Preis zum Schluß Optimist sein wollte. Wie „Nora", so müßte auch dieses Drama folgerichtig damit enden, daß Ellida ihrer Natur getreu aus der Ehelüge in die Freiheit geht: in die Arme des fremden Mannes oder in den Tod — des Meeres und der Liebe Wellen.

Das erlösende Evangelium der Ehe sieht also der Dichter in der gegenseitigen Freiheit und Verantwortlichkeit, und das ist mehr als eine schöne Phrase, sondern durchaus erhebende Wahrheit. Leider ist jedoch die dramatische Exemplificirung nicht geglückt. Der Verfasser hat sich zu sehr in's Pathologische verloren, das allerdings manchen Widerspruch, manches Räthsel löst. Sogar der grundvernunftige Wangel fühlt sich von Ellida's Krankhaftigkeit dämonisch angezogen! Vor Allem aber die Widersprüche in Ellida. Kann einer so veranlagten Natur wirklich vor der Verantwortlichkeit für die Zukunft grauen? Wir wollen, wenn es sein muß, an die magische Anziehungskraft des Fremden glauben, aber steht ihre Willenlosigkeit diesem gegenüber nicht mit ihrem Drange nach Freiheit ihrem Gatten gegenüber im Widerspruch? Für all' diese psychologischen Räthsel gibt es, wie gesagt, ein bequemes Schlagwort: pathologisch. Aber wer das pathologisch nennt, sagt zugleich: undramatisch, und das bricht dem Stück auf der Bühne den Hals.

Abgesehen von den romantischen Motiven und dem verschrobenen Probleme steht Ibsen auch hier wieder auf der Höhe seiner Kunst. Die Composition ist breit, allzu mathematisch und ohne organische Steigerung, sonst aber klar und fesselnd bis zum Schlusse, sobald man nur über den unseligen Gespenstermann, der mit seiner naiven Forderung zweimal auftaucht, als hochpoetischer Fiction sich befreundet hat. Nie haben wir lebhafter gefühlt, wie sehr Ibsen der Parodie in die Hände arbeitet. Die Meeresstimmung, das Geheimnißvolle, Schauderhafte, ist würdig eines Dichters vom ersten Rang. In dem markigen, knappen Dialoge stechen die dialektisch verarbeiteten Theorien der Zola-Taine'schen Abhängigkeit des Menschen von seiner Umgebung und dem Fluche des Ererbten freilich seltsam ab von der nüchternen Alltagssprache, allein dieser Bruch zwischen dem idealistisch-phantastisch-philosophischen und dem herb naturalistischen Stile geht ja auch durch die Handlung, die Figuren, das ganze Stück. Die Nebenpersonen sind mit Raffinement gewählt als Gegensatz, Beispiel und Gleichgewicht. Jede Figur ein Charakter, ein Mensch. In ihnen zeigt sich Ibsen's bahnbrechende Größe am schönsten. An diesen unerbittlichen Wahrheitsdrang seiner gestaltenden Kraft, nicht aber an seine fragwürdige Thesensucht muß angeknüpft werden, wenn das realistische Drama der Zukunft die Bühne erobern soll.

Die Uebersetzung des Professor Julius Hoffory mag treu sein, deutsch ist sie nicht. „Ja, ich muß wohl sehen ein Bischen zu mir zu nehmen." „Ist es Ihnen niemals eingefallen, daß auch ein Mann, vielleicht könnte ebenso zu seiner Frau hinüber gezogen werden?" — „Eine Stiefmutter, die nicht so besonders viel älter ist als man selbst." Ein geschmackvoller Uebersetzer würde auch statt „jeder Einzige": „jeder Einzelne" und statt der schleppenden „Freiwilligkeit" zuweilen vielleicht von „freiem Willen" oder „Willensfreiheit" reden. Z.

Notizen.

Der Volksverführer. Epische Dichtung in fünf Gesängen von Alexander Riso Rangabé. Aus dem Griechischen von O. A. Ellisen. (Berlin, Freund & Jeckel.) — Dies Buch ist, wie der griechische Dichter selbst in einem von ihm deutsch geschriebenen Vorworte sagt, eine Gabe des Andenkens, welche er bei seinem Scheiden aus dem ihm „durch einen langen Aufenthalt wie ein zweites Vaterland theuer gewordenen Deutschland" — er lebte in den Jahren 1874—87 als Gesandter Griechenlands in Berlin — „als ein Zeichen seiner Anhänglichkeit an das einzige Land, wo die hellenischen Musen ihren echt classischen Sitz wiedergefunden haben", hinterlassen hat, zugleich mit dem Wunsche, sich dadurch in der Erinnerung der zahlreichen in Deutschland gewonnenen Freunde lebendig zu erhalten. In Bezug auf die vorliegende, wie Rangabé mit vollem Rechte rühmt, „mit großer Sorgfalt und Liebe ausgeführte deutsche Bearbeitung seines Λαοπλάνος", bemerke ich, daß Dr. O. A. Ellisen auch von drei Trauerspielen („die dreißig Tyrannen", „Dukas" und „der Vorabend", welche ich mit dem gleichfalls in deutscher Uebertragung vorhandenen aristophanischen Lustspiele: „die Hochzeit des Kutulis" für Rangabé's bedeutendste dichterische Leistungen halte) sehr gelungene Uebersetzungen geliefert hat. Die erzählende Dichtung „der Volksverführer" steht nicht auf ganz gleicher Höhe mit den oben genannten Dramen. Rangabé selbst hat seine erzählenden Gedichte im Vergleich zu dem alten Epos als eine bescheidene und ganz neuzeitliche Unterart bezeichnet. In dem jetzt übersetzten erzählenden Gedichte hat Ellisen, wie es auch kaum anders möglich war, die von dem griechischen Dichter gewählte Versform — politische Verse in mannigfach abwechselnder Reimstellung — beibehalten. Die Uebersetzung, der man im Allgemeinen die volle Anerkennung jedenfalls nicht versagen kann, daß sie in möglichst engem Anschlusse getreu den Wortlaut, den Sinn und die Form der Urschrift wiedergibt, bleibt nur in einem einzigen Stücke hinter dem griechischen Dichter zurück, wofür man aber nicht den Uebersetzer, der die Versart nicht frei wählen konnte, sondern nur einen grade bei dieser Versart in längeren Gedichten besonders fühlbar hervortretenden Mangel unserer Sprache wird verantwortlich machen können. Das Gedicht hat durch seine fünf Gesänge hindurch ausschließlich weibliche Reime und bei diesen kehrt im Deutschen in der zweiten Silbe das stumpfe e in einer sich fast bis zum Unerträglichen steigernden Einförmigkeit wieder. Nur an zwei Stellen ist die Eintönigkeit der politischen Reimverse durch kurze Lieder in andere Versmaße unterbrochen, auf S. 24 und 25 durch vier Strophen in langen trochäischen Versen, die aber ebenfalls ausschließlich weibliche Reime mit dem stumpfen e in der zweiten Silbe enthalten, und auf S. 32 und 33 durch vier Strophen eines Klephtengesanges in anapästischer Versbewegung. Und so kann ich diese Besprechung mit warmem Danke sowohl für den griechischen Dichter, wie für seinen deutschen Uebersetzer schließen. Auch die Ausstattung des Buches verdient Lob; es ist freilich nicht ganz frei von Druckfehlern, aber ich habe darunter doch keinen eigentlich sinnstörenden bemerkt; ich erwähne denn hier auch nur, außer dem yone statt yon gleich in dem englischen Ueberschriftsspruch des ersten Gesanges, auf S. 55 die — wenn auch nicht den Sinn, doch den Vers störende Stellung des „sei" nach — statt vor — „gesegnet". Daniel Sanders.

Eine sehr dankenswerthe Gabe hat V. Kiy dem deutschen Publikum durch die Herausgabe der „Drei Bücher Erzählender Gedichte von Heinrich Viehoff. Mit dem Bildnisse Heinrich Viehoff's" (Leipzig, Friedrich Brandstetter) dargeboten. Daß der berühmte Literaturhistoriker und vortreffliche Schulmann bei seiner eingehenden und fruchtbaren Beschäftigung mit den deutschen Dichtern selber zum Dichter wurde, war bekannt, und einzelne seiner Gedichte, wie das hübsche Märchen „Der Kalif Storch", waren auch schon gedruckt; um so erfreulicher ist es, in dem schön ausgestatteten Bande die ganze Sammlung zugänglich zu sehen. Sie bildet besonders für die reifere Jugend eine sehr empfehlenswerthe Lectüre, die in bunter Abwechselung Volkssagen, Legenden, Märchen, Erzählungen und Fabeln in ansprechender poetischer Form bietet. g.

Vergeblich gerungen. Eine Erzählung von Johannes Flach. (Wurzen und Leipzig, C. Kiesler.) — Es ist dem Verfasser darum zu thun gewesen, die Zustände in einer kleinen Universitätsstadt satirisch zu schildern. Dabei hat er im Uebereifer die Herrschaft über den Stoff verloren und sich Uebertreibungen in's Ungeheuerliche hinein zu Schulden kommen lassen. Das Ringen um eine ordentliche Professur ist für den zunächst Betheiligten eine Lebensfrage, tief tragisch mit einem schrecklichen Ende durch Mörderhand läßt es sich kaum behandeln, zumal die Hemmnisse sowohl, wie die Mittel zu ihrer Beseitigung der Lage der Dinge gemäß nur kleinliche sein können. Auch die Einzelfiguren leiden an unnatürlichen Verzerrungen, die aus dem Bestreben hervorgehen, das Maß ihres sündigen Lebens zu überhöhen. g. m.

Skandinavische Hof- und Staatsgeschichten des neunzehnten Jahrhunderts. Von Heinrich Martens. (Stuttgart, Fr. Frommann). Ein interessantes Buch, welchem die umfangreichen, aus verschiedenen Staats- und Privatarchiven geschöpften Publikationen des ausgezeichneten schwedischen Literarhistorikers Dr. Arvid Ahnfeld zu Grunde gelegen haben. Mit Recht nennt der Verfasser den Inhalt seines Werkes „ein Stück Weltgeschichte im Hauskleide", insofern dasselbe Mittheilungen und Schilderungen aus dem Leben des Königs Christian VIII. von Dänemark, der letzten schwedischen Könige des Wasageschlechts und der Re-

Digitized by Google

genten der Dynastie Bernadotte bringt, welche, ohne sich vielleicht zur Aufnahme in die eigentlichen Jahrbücher der Geschichte zu eignen, nichts destoweniger werthvolle Beiträge zur richtigen Beurtheilung von historisch denkwürdigen Personen und Vorgängen darbieten. In der Form von Tagebuchaufzeichnungen, Briefen ꝛc. wird der Leser neben manchem Unbekannten und historisch Interessanten, auch vielfach unterhaltende Schilderungen von mehr anekdotischem Charakter finden. Zunächst beschäftigt sich das Werk mit dem König Christian VIII. von Dänemark, welcher als Prinz bei der Trennung Norwegens von Dänemark eine so hervorragende, zum Theil etwas zweideutige Rolle gespielt hat, ohne dabei sein eigentliches Ziel, die dauernde Errichtung eines selbstständigen norwegischen Königreiches unter seiner Herrschaft, zu erlangen. Sehr interessant sind die Aufzeichnungen in den Tagebüchern des Prinzen aus der Zeit dieser Bestrebungen und Kämpfe, sowie über manches, was sein Privatleben betrifft. Die letzten Herrscher aus dem berühmten Wasageschlecht bieten das betrübende Bild eines Verfalls. Die fragmentarischen Mittheilungen über Gustav III., Gustav IV. und Karl XIII. rühren von General Akrell, Landeshauptmann von Troil, Baron Raukhoff und Landeshauptmann Ridderstolpe her, von denen der letztere durch seine an abenteuerlichen Episoden reichen großen Reisen besonders fesselnd erscheint. v W.

Studien und Charakteristiken. Von Joseph Sittard. (Hamburg, Leopold Voß.) — In drei schmucken Bänden, von denen jeder in sich abgeschlossen ist und einen eigenen Titel führt, hat der Musikreferent des Hamburger Correspondenten seine meist das Gebiet der Musikgeschichte und Aesthetik streifenden Abhandlungen und Besprechungen, sofern dieselben ein bestimmtes historisches, ästhetisches und musikalisches Problem behandeln, ausgewählt, neu durchgearbeitet und herausgegeben. Die „Bunten Blätter" enthalten neben gehaltvollen Bücherbesprechungen vor Allem lesenswerthe Bayreuther Briefe aus dem Jahre 1886 mit allgemeinen, historischen und feuilletonistischen Ausführungen und Berichten über „Parsifal" und „Tristan". Der Verfasser ist ein warmer aber kein blinder Verehrer Wagner's, und manche seiner Aeußerungen wird von den Bayreuther Päpsten gewiß als ketzerisch verdammt werden. Im Parsifal vermißt er z. B. die Einheit und organische Entwickelung, die er in Tannhäuser, Tristan und zum Theil in den Nibelungen so hoch bewundert. „Kein Charakter ist psychologisch motivirt, sie wissen nicht wer sie sind und was sie bedeuten; am schwächsten erscheint uns Parsifal selbst, der aus reinster Thorheit zusammengesetzt ist." Sehr fesselnd sind auch die musiktheoretischen Auseinandersetzungen mit Hanslick, Hausegger und Bulthaupt, die überall den selbständigen und originellen Denker zeigen. Der zweite Band enthält Künstlercharakteristiken von Wagner, Liszt, Schumann, Bülow, Brahms u. A., sowie Besprechungen aus dem Concertsaal. Auch Sittard tritt für den verkannten Anton Bruckner ein, auf dessen Bedeutung die „Gegenwart" zuerst hingewiesen. Noch reicher ist der Inhalt des Schlußbandes, der die Besprechung alter und neuer Opern und Jubiläumsaufsätze über Weber, Gluck und Don Juan enthält. Die Theaterkritiken erwecken um so allgemeineres Interesse, als sie sich größtentheils mit Werken befassen, die in Deutschland nur auf der rührigen Hamburger Bühne aufgeführt worden sind, wie z. B. Masset's Cleopatra, Bizet's Perlenfischer, Massenet's Cid, Verdi's Othello, Zöllner's Faust, Weber's Drei Pintos. Sittard ist ein wohlwollender Beurtheiler, der aber verkehrten Moderichtungen gegenüber auch über schärfere Tonarten verfügt. Seine Abfertigung des Anempfinders Massenet ist vortrefflich, und Verdi's letzte (deutsche) Manier kann man kaum besser charakterisiren. „Daß vornehmlich auch ein Richard Wagner seine jüngste Schöpfung beeinflußt hat, kann nur jemand leugnen, der die reformatorische Bedeutung des Componisten der Nibelungen durchaus negiren will und vollständig blind für die Fortschritte ist, welche die heutige Oper gegenüber jener der Vergangenheit gemacht hat. Wagner hat nicht nur eine totale Umwälzung auf dem Gebiete des dramatischen Schaffens, sondern auch auf jenem des allgemeinen Geschmackes hervorgerufen. Wir verlangen in der Oper Wahrheit, natürliche Entwickelung der Handlung, lebendige, überzeugende Charakteristik, kein Ueberwuchern des rein gesanglichen oder virtuosen Elementes. Es mag zugestanden werden, daß das ausschließlich dramatische Princip bei Wagner sich zuweilen auf Kosten der rein musikalischen Factoren ein Uebergewicht verschafft hat, dies war aber nur die nothwendige Reaction gegen den alten Opernschlendrian." An solchen treffenden Aussprüchen, zu denen wir auch die schneidigen Aphorismen über Victor Neßler's talentlosen „Trompeter von Säkkingen" rechnen, ist das dreitheilige Buch sehr reich. Der Verfasser interessirt.

Die Deutsche Verlagsanstalt in Stuttgart veranstaltet eine schöne Ausgabe der Gesammelten Werke von Alfred Graf Adelmann, wovon eben der erste Band herausgekommen ist, der eine warm und liebevoll geschriebene Biographie des 1887 verstorbenen jungen Schriftstellers und Abgeordneten enthält. Von den beigefügten Aufsätzen sind namentlich die Studie: Die moderne Jagd nach dem Glück und die mannhaften, vom edelsten Liberalismus getragenen Offenen Briefe politischen Inhalts bemerkenswerth. Die folgenden Bände werden die Novellen und Romane des Verewigten enthalten, die wir zwar nicht so hoch stellen wie der anonyme Biograph, denn Adelmann ist in seiner besten dichterischen Entwickelung dahingerafft worden, die aber doch als leichte Unterhaltungsliteratur über das Gewöhnliche hinausragen und manches nicht bloß Dilettantische, sondern höhere Würfe und treffliche Schilderungen enthalten.

Der Ulan. Roman von Johannes Dewall. Illustrirt von G. Brandt. (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.) — In diesem reizenden Bilderschmuck, der zumal die militärischen Scenen und Typen trefflich wiedergibt, wird sich das beliebte Buch neue Freunde erwerben. Weniger in Form eines Romans, denn als sehr einfache und durchsichtige Erzählung, die man auf ihre Wahrscheinlichkeit nicht schärfer prüfen darf, werden hier die historischen Ereignisse der Pariser Belagerung und Commune in lebendigen Schilderungen mit einer Liebesgeschichte verflochten. Das Buch ist frisch und zum Theil von köstlichem Humor.

Das moderne Drama der Franzosen in seinen Hauptvertretern. Von Joseph Sarrazin. (Stuttgart, Frommann.) — Der Verfasser ist Professor in Offenburg, unseres Wissens geborener Franzose, und daher mit den einschlägigen Verhältnissen besonders vertraut. Von Diderot und Beaumarchais, Hugo und Scribe ausgehend, deren Theater cursorische Behandlung erfährt, gibt er eingehende Charakteristiken von Augier, Dumas jun. und Sardou; in einem Schlußcapitel werden Pailleron, Meilhac und Halévy und Zola in ihren wichtigsten Bühnenschöpfungen gekennzeichnet. Unter den Hauptvertretern der neuen französischen Dramatik durften allerdings Feuillet, Barrière, Gondinet und Labiche nicht fehlen, ohne eine bedenkliche Lücke offen zu lassen. Die Charakteristiken sind nicht ohne Scharfsinn, enthalten manchen neuen Gedanken und zeugen überall von eingehenden Studien. Sogar die Besprechungen der besten Pariser Kritiker werden citirt, und manches deutsche Urtheil findet hier seine Richtigstellung. Leider sind die Inhaltsangaben zum Theil wenig anschaulich und ziemlich trocken, doch ist es ein guter Gedanke, die zahlreichen Citate aus den besprochenen Stücken in der Originalsprache anzuführen. In einer etwaigen späteren Auflage dürfte es sich empfehlen, dieselben als Fußnoten zu bringen, statt den Text zu stören, und die langen Proben, die den Essays angehängt sind und wenig Leser finden werden, ebenfalls auf diese Weise organisch mit der Kritik zu verbinden, wenn auch in bedeutender Kürzung. Vielleicht wird Sarrazin dann auch die unbekannteren Stücke eines Augier und Sardou, die größtentheils nur kurz und kaum aus eigener Kenntniß besprochen sind, wenigstens ihrem Inhalte nach erzählen. Da er sich nur an die allbekannten Dramen hält, die bei uns von der Kritik längst zur Genüge behandelt sind, so besteht der größte Werth des schönen Buches für den Kenner nur in der geschichtlichen Einreihung und Zusammenfassung sub specie aeterni. Derselbe Verfasser ist mit Prof. Ad. Kreßner bei der Umarbeitung von Fr. Kreyssig's Geschichte der französischen Nationalliteratur (Berlin, Nicolai [R. Stricker]) betheiligt, welche die soeben erscheinende 6. Auflage auszeichnet. Es war hohe Zeit, daß das beliebte, aber flüchtige und von Unrichtigkeiten wimmelnde Werk von wahrhaft kundigen Händen neu bearbeitet wurde. Der erste Band endet mit der Memoirenliteratur des 16. Jahrhunderts, und es scheint uns fraglich, ob der zweite Band, der das Werk abschließen soll, den übrig bleibenden Riesenstoff in ähnlich eingehender Weise wird bewältigen können. Dankenswerth sind die bis in die neueste Zeit reichenden Literaturnachweise. Der erste Band ist übrigens fast ganz Kreßner's eigenes Werk, das kaum noch Spuren von Kreyssig's Text aufweist. Nach der Vollendung des Ganzen werden wir darauf zurückkommen.

Kalewala, Das Volksepos der Finnen. Uebersetzt von Hermann Paul. 2 Bände. (Helsingfors, G. W. Edlund.) — Es ist nicht leicht, in unserem für nervöse Erregungen vorwiegend empfänglichen Zeitalter den Sinn für Schöpfungen unverdorbenen Volksgeistes wieder zu beleben, selbst wenn sie dem Deutschen in meisterhafter Uebertragung geboten werden. Eine solche ist aber gewiß diese Verdeutschung, die auf jeden der Natur treu gebliebenen Leser wohlthätig und erquickend wirken muß, da sie in Gedanken und Form jede steife Nachbildung, jeden unnützen Zierrath vermeidet. Wir empfehlen das interessante Gedicht.
w. sch.

Goethe's Lyrik, ausgewählt und erklärt für die oberen Klassen höherer Schulen von Franz Kern. (Berlin, Nicolai.) — Diese von einem gewiegten um den deutschen Unterricht verdienten Schulmanne mit Liebe und Einsicht gegebene, erklärende Auswahl von Goethe's Lyrik wird manchem Lehrer unserer höheren Schulen ein willkommenes Hülfsmittel bieten, wenn auch im Einzelnen keine vollständige Uebereinstimmung sowohl in Bezug auf die aufgenommenen Stücke wie in der Art und dem Maß der Erklärung sich finden dürfte. Ein paar Balladen und eine Cantate hätte man gern unter den lyrischen Proben gesehen, mit Hinweisung auf Ton und Ausführung dieser Dichtarten, auch Einzelnes wohl durch Bedeutenderes ersetzt gewünscht. In der Erklärung wird man nicht immer mit Kern übereinstimmen. Am ungenügendsten erscheint uns dies bei dem herrlichen Gedicht „Ilmenau", wo es besonders galt, die Situation klarzustellen, die man kaum weniger ungenügend bezeichnen kann, als wenn man den Dichter „in der waldigen, bergigen Umgegend von Ilmenau wandelnd" sich denkt. Auch ist gerade der Hauptpunkt übergangen, daß der schwere Traum nur als Gegensatz zur Gegenwart und zur noch hoffnungsvollern Zukunft nach der bevorstehenden Eröffnung des Bergwerks erscheint. Manches Persönliche wäre zu erwähnen gewesen, da z. B. die Namen Knebel und Seckendorf dem Schüler ohne nähere Bestimmung leere Namen sind. Freilich soll dem Lehrer Manches hinzuzufügen überlassen bleiben, aber es kommt gerade auf allgemeingültige Grundsätze an, und da scheint uns, es dürfen die zum Verständnisse nöthigen Persönlichkeiten nicht übergangen werden; ja wir würden lieber manches andere missen, wie z. B. ähnliche Aeußerungen Goethe's oder Anderer, die jeder Lehrer nach seiner Neigung geben mag.
h. d.

Digitized by Google

Inserate.

Mondamin alleinige Fabr. **Brown & Polson** k. engl. Hofl.

Entöltes Maisproduct. Für **Kinder** und **Kranke** mit Milch gekocht speciell geeignet — **erhöht die Verdaulichkeit der Milch.** — In Colonial- u. Droguenhandlungen 1/1 und 1/2 Pfund engl. à 60 und 30 Pfennig. **Central-Geschäft Berlin C.**

Ein neues Buch von Heinrich Seidel.

Soeben erschien im Verlag von **A. G. Liebeskind, Leipzig:**

Ein Skizzenbuch.

Neue Geschichten von Heinrich Seidel.

Zugleich als VI. Band der Gesammelten Schriften von H. Seidel.

Preis broschirt 3 Mark, gebunden mit Goldschnitt 4 Mark.

Im unterzeichneten Verlage erschien soeben:

Kaiser Wilhelm II.

In seinem Werden und bisherigen Wirken.

Für Jung und Alt

dargestellt von

Dr. Otto Kunzmüller.

Elegant carton. M. 2.40, elegant gebdn. M. 3.—.

Mit 8 Illustrationen.

Es ist dies das beste und geeignetste Geschenk für unsere heranwachsende Jugend. Jede Familie sollte das hochpatriotische Buch kaufen. Für Bibliotheken, höhere Lehranstalten, Regiments-Bibliotheken und Lesevereine ist das Buch unentbehrlich.

Herm. Oesterwitz' Verlag, Frankfurt a. O.

Im Verlage von **J. Kühtmann's Buchhandlung** (Gustav Winter) in **Bremen** ist soeben erschienen:

Der Friede Gottes.

Gedichte von Bruno Weiß.

Brochirt 3 Mark. Eleg. gebunden 4 Mark.

Auflage 352,000; das verbreitetste aller deutschen Blätter überhaupt; außerdem erscheinen Uebersetzungen in zwölf fremden Sprachen.

Die Modenwelt. Illustrirte Zeitung für Toilette und Handarbeiten. Monatlich zwei Nummern. Preis vierteljährlich M. 1.25 = 75 Kr. Jährlich erscheinen: 24 Nummern mit Toiletten und Handarbeiten, enthaltend gegen 2000 Abbildungen mit Beschreibung, welche das ganze Gebiet der Garderobe und Leibwäsche für Damen, Mädchen und Knaben, wie für das zartere Kindesalter umfassen, ebenso die Leibwäsche für Herren und die Bett- und Tischwäsche 2c., wie die Handarbeiten in ihrem ganzen Umfange.

12 Beilagen mit etwa 200 Schnittmustern für alle Gegenstände der Garderobe und etwa 400 Muster-Vorzeichnungen für Weiß- und Buntstickerei, Namens-Chiffren 2c.

Abonnements werden jederzeit angenommen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. — Probe-Nummern gratis und franco durch die Expedition, Berlin W, Potsdamer Str. 38; Wien I, Operngasse 3.

Verlag von **Gustav Fischer** in **Jena.**

Dr. **Dietrich Schaefer**

o. ö. Prof. der Geschichte an der Universität Tübingen.

Das eigentliche Arbeitsgebiet der Geschichte.

Preis: 80 Pfennige.

Billige Bücher!

Aus der Hinterlassenschaft eines Schriftstellers werden unter der Hälfte des Ladenpreises verkauft: **Die Hohenzollern u. d. deutsche Vaterland.** Reich illustr. Prachtw. Folio. geb. München, 1881, neu 30 M. — **Bauernfeld,** Ges. Schriften. Wien 1873. 12 Bde. Hlbf. 20 M. — **Blumauer,** Sämmtl. Werke, ill. v. Chodowiecky 1801, 4 Bände, und **Collin,** Sämmtl. Werke. Ill. 1813. Schön Leder. 3 Bände. Zusammen 15 M. — **Goethe's** Italienische Reise. Illustr. v. Kahle. Berlin 1885. Reich ill. Prachtw. geb. neu 30 M. — **Wolfgang Menzel,** Gesch. der deutschen Literatur, Leipz. 75. 3 Bde. Lw. 5 M. — **Schiller,** Die Horen, eine Monatsschrift, 1795 bis 97, br. compl., schön, 20 M. — **Niebuhr,** Reisebeschreibung nach Arabien u. and. umlieg. Ländern, Kopenhagen 1778, ill. 2 schöne Lederbände, 15 M. — **Corneille,** Oeuvres, Par. 65, 12 vols. Hlf. (Coll. du Prince Impérial) und **Lamartine,** Oeuvres poetiques. Paris 32, 4 vols. maroquin. Zus. 30 M. — **Ulrici,** Shakespeare's dram. Kunst. 2 Bde. Hf. 10 M. — **Reissmann,** Handb. d. Tonkunst. Berl. 82. Lw.; ferner: Derselbe, Gluck's Leben und Werke. Eleg. Lw. und **Nohl,** Musikerbriefe. Leipz. 67, Lw. zus. 15 M. — **Thackeray,** Vanity fair. Lond. 71, ferner **Goldsmith,** Works. Edinb. 78 und **Defoe,** Rob. Crusoe, by himself. Lond. 3 eleg. Lwbde. zus. 20 M. — **Brümmer,** Dtsch. Dichterlexikon. 2 Bde. m. Nachtr.; ferner **Dtsche. Dichter u. Denker d. Gegenw.** (Autographen). Eleg. Lw. und **Viehoff,** Goethe's Leben. 4 Bde. Lw. zus. 15 M.

Bestellungen gegen Postnachnahme durch Vermittlung der Expedition der **„Gegenwart",** Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.

Im Verlage von **L. Staackmann** in **Leipzig** erschien soeben:

Friedrich Spielhagen.

Ein literarischer Essay

von

Gustav Karpeles.

Mit dem Bildniß des Dichters.

8°. brosch. M. 1.50.

Soeben erschien in **Heuser's Verlag** (Louis Heuser) in **Neuwied** und **Berlin C.,** Spittelmarkt 2:

Carmen Sylva

(Königin Elisabeth von Rumänien)

und

ihre Werke.

Von

Dr. Schmitz-Krefeld.

Mit ein. Portr. „J. M. der Königin v. Rumänien."

Preis in feiner Ausstattung broch. Mk. 1,50, elegant gebunden Mk. 2,25.

= Zu beziehen durch alle Buchhandlungen. =

CACAO-VERO,

entölter, leicht löslicher

Cacao.

Unter diesem Handelsnamen empfehlen wir einen in Wohlgeschmack, hoher Nährkraft, leichter Verdaulichkeit und der Möglichkeit schnellster Zubereitung (ein Aufguss kochenden Wassers ergiebt sogleich das fertige Getränk) unübertreffl. Cacao.

Preis: per 3/4 1/1 1/2 1/4 = Pfd.-Dose

850 300 150 75 Pfennige.

HARTWIG & VOGEL

Dresden

Zu haben in den meisten Conditoreien, Colonial-, Delicatess- und Droguenhandlungen.

Bei uns ist soeben erschienen und zu beziehen durch alle Buchhandlungen:

Theorie der Preßfreiheit

und

der Beleidigungen.

Von

Dr. Karl Walcker,

Docenten der Staatswissenschaft an der Universität Leipzig.

VIII u. 102 Seiten. Preis 3 M. 50 Pf.

Die Walcker'sche, gemeinverständlich gehaltene Schrift ist für Juristen, Politiker und andere gebildete Leser aller Richtungen von großem Interesse. Der Verfasser wird von Roscher in seiner Geschichte der Nationalökonomie als „vielseitig und geistreich" bezeichnet.

Macklot'sche Buchhandlung und Buchdruckerei in **Karlsruhe.**

Neuer Verlag v. Breitkopf u. Härtel in Leipzig.

Das Violoncell

und seine Geschichte

von

Wilh. Jos. v. Wasielewski.

Mit Abbildungen und Notenbeispielen.

gr. 8°. 245 S.

Preis geh. 5 M; fein geb. 6 M 20 Pf.

Der durch seine musikgeschichtlichen und biographischen Arbeiten in weiten Kreisen bekannte Verfasser giebt mit obiger Schrift zu seinem in derselben Verlagshandlung erschienenen Buche „Die Violine und ihre Meister", ein Gegenstück, welches ebensowohl den Fachmännern, wie den Kunstfreunden willkommen sein wird.

Redaction: Berlin S.W., Möckernstr. 67.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Expedition: Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.

Digitized by Google

№ 12. Berlin, den 23. März 1889. Band XXXV.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von **Georg Stilke** in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Zum Thronwechsel in Serbien. Von Spiridion Gopčević. — Die Zunahme der Eidesverletzungen. Von Ludwig Fuld-Mainz. — **Literatur und Kunst:** Bildnißmaler und Publikum. Von Peter Taren. — Von den Londoner Bühnen. Von Wilh. F. Brand. — Richard Wagner und sein Dresdener Freundeskreis. Von K. — **Feuilleton:** Aus dem Tagebuch einer jungen Frau. Von M. Halm. — **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Aufführungen. „Veritas." Schauspiel in drei Aufzügen von Felix Philippi. Von O. B. — Notizen. — Inserate.

Zum Thronwechsel in Serbien.

Von Spiridion Gopčević.

Belgrad, 14. März.

Der Orient ist einmal das Land der Ueberraschungen. Auch der jüngste Thronwechsel in Serbien konnte eigentlich nicht übermäßig überraschen, denn sein Eintritt war schon seit drei Jahren in den Bereich der Möglichkeit gerückt. Nach Beendigung des serbo-bulgarischen Krieges war die öffentliche Meinung in Serbien mit Recht empört über den schimpflichen Verlauf desselben. Man begriff nicht die Verblendung der damaligen Regierung, 43,000 Mann zur Bezwingung des vereinigten Bulgarien und Ostrumelien für hinreichend zu halten, obgleich der Gegner nicht nur über ein von russischen Offizieren geschultes Berufsheer von 93,000 Mann verfügte, sondern auch Landwehr in einer Stärke von 32,000 Mann und 10,000 Mann Landsturm aufgeboten hatte. Die Folgen dieser Selbstüberschätzung sind bekannt: die Bulgaren kamen nach Pirot! Der König, welcher sich im Niš̌er Lager befand, wagte es angesichts der drohenden Stimmung nicht, nach Belgrad zurückzukehren, und berief die Minister, mehrere hervorragende Staatsmänner und die Königin zu sich. Zuerst machte er seiner Gattin Mittheilung von seiner Absicht, der Krone zu Gunsten seines Sohnes zu entsagen, und fragte sie, ob sie bereit wäre, in einem solchen Falle die Regentschaft zu übernehmen. Die Königin vergaß, daß sie der Verfassung nach gar nicht berechtigt wäre, die Regentschaft zu übernehmen, und antwortete unüberlegter Weise: „Wenn es sein muß, würde ich es thun." Der sehr mißtrauische König glaubte aus diesen Worten ein maßloses Streben nach der Herrschaft zu erkennen, und dies erklärt seine bezüglichen Anschuldigungen in der Ehescheidungsklage.

Hierauf forschte der König die Staatsmänner aus, welche sich größtentheils entweder unbedingt für die Nothwendigkeit der Abdankung aussprachen, oder doch nicht in den König drangen, er solle bleiben. Diese Staatsmänner fielen entweder in Ungnade (am Tiefsten Pirotanac, weil er am eifrigsten die Abdankung befürwortet hatte) oder verloren das Vertrauen des Königs. Nur zwei Minister traten entschieden gegen jede Abdankung auf: der Kriegsminister Franasović, der persönlich sehr an dem Könige hing, dem er das Leben gerettet hatte, und der Ministerpräsident Garašanin. Letzterer erklärte dem Könige in sehr kraftvoller Weise, er würde dessen Abdankung nicht zugeben, und wenn er ihn mit Gewalt zurückhalten müßte.

Dem Könige war es wahrscheinlich mit seiner Absicht, abzudanken, überhaupt nicht Ernst gewesen; vermuthlich wollte er nur die Gelegenheit benützen, seine wahren Freunde zu erproben, denn von jenem Augenblicke an war von Abdankung nicht mehr die Rede, die Vertreter derselben fielen in Ungnade, ihre Verwerfer hingegen stiegen hoch in der königlichen Gnade.

Das Wagestück, bei dem Garašanin va banque spielte, gelang. Der König kam unbehelligt nach Belgrad, wo er die aufgeregte öffentliche Meinung durch ein freimüthiges Schuldbekenntniß beschwichtigte. Dadurch lenkte er auch von dem Haupte des zweiten Schuldtragenden — Garašanin — den öffentlichen Unwillen ab. Ja, er konnte so weit gehen, die Fortschrittspartei noch länger in der Herrschaft zu belassen und Garašanin mit der Bildung eines neuen Cabinets zu betrauen. In dieses traten nur Fortschrittler oder persönliche Freunde Garašanin's (Franasović und Horvatović) ein. Die Herrlichkeit währte aber nicht lange. Die Beleidigung, welche die Königin der Frau des griechischen Gesandten gelegentlich des Osterempfanges (1887) zufügte, veranlaßte den König, seinem Ministerpräsidenten mitzutheilen, daß er die Absicht habe, sich von seiner Gemahlin scheiden zu lassen. Garašanin sprach sich entschieden gegen die Scheidung aus und ebenso Franasović, den der König in's Vertrauen gezogen hatte. Weil aber Letzterer auf seiner Absicht beharrte, gaben Beide ihre Entlassung, was natürlich den Rücktritt des ganzen Ministeriums nach sich zog.

König Milan suchte nun ein neues Ministerium. Er wandte sich an Bogičević, Nikola Hristić, Protić, aber Keiner wagte es unter den vom König gestellten Bedingungen die Bildung eines Cabinets zu übernehmen, denn die Königin war im Lande allgemein beliebt, ja vergöttert, und Jeder, der gegen sie aufgetreten wäre, hätte sich beim Volke verhaßt gemacht. In seiner Verlegenheit wandte sich der König endlich an Ristić, den er wegen Oesterreich am wenigsten gerne am Staatsruder gesehen hätte. Da nun auch Ristić gegen die Königin nichts unternehmen wollte, übergab er ihm die Regierung bedingungslos.

Ristić, dessen Partei in der Skupština nicht die Mehrheit hatte, verbündete sich deshalb mit den Radicalen und erklärte es als sein Hauptziel, die durch die elende Finanzwirthschaft eines Mijatović und Petrović zerrütteten Finanzen des Landes zu ordnen. An dieser löblichen Absicht wurde er aber schon nach einem halben Jahre durch den Zwist mit seinen radicalen Verbündeten gehindert. Er trat zurück, und da die neuen Wahlen den Radicalen die Mehrheit in der Skupština verschafft hatten, sah sich der König gezwungen, ein radicales Ministerium zu ernennen, dessen Vorsitz General Sara Grujić übernahm. Doch machte es der König zur Bedingung, daß

Digitized by Google

das „Aeußere" dem parteilosen Obersten Franasović anvertraut werde, der ihm die Bürgschaft für ruhige Weiterentwickelung der äußeren Politik bot (Anfang 1888). Aber schon nach kurzer Zeit traten zwischen dem radicalen Ministerium und dem Könige Mißhelligkeiten ein. Grujić wollte anstatt der bestehenden Wehrverfassung wieder das Volksheer einführen, was dem Könige mißfiel. Er erklärte, Grujić habe damit die vereinbarten Abmachungen verletzt, und entließ das Ministerium. Der Ministerpräsident beschuldigte seinerseits den König der Verletzung jener Abmachungen und wurde dafür in Ruhestand versetzt.

Nach längerem Suchen fand sich endlich Nikola Hristić zur Bildung eines aus Conservativen, Fortschrittlern und Parteilosen bestehenden Ministeriums bereit. Diesem war die Aufgabe gestellt, die Ehescheidung durchzusetzen. Wie man weiß, gelang dies, wenn auch nicht auf gesetzlichem Wege. Um die darüber empörte öffentliche Meinung zu beschwichtigen und auf andere Gedanken zu bringen, verkündete der König sehr geschickt, er werde dem Lande die seit Jahren ersehnte neue Verfassung geben. Dadurch erreichte er allerdings seinen Zweck, aber — die Geister, die er heraufbeschworen, wurde er nicht mehr los. Die neue Verfassung kam unter der Zustimmung aller Parteien zu Stande. Zu ihrer Genehmigung wurde die große Skupština einberufen. Die Wahlen in dieselbe ergaben die unerwartete Thatsache, daß unter 680 gewählten Abgeordneten sich nicht ein einziger Anhänger der Fortschrittspartei befand.

Auf den König scheint dies einen gewissen Eindruck gemacht zu haben. War doch die Fortschrittspartei, wenngleich sie sich damals in vollster Ungnade befand, die Königspartei par excellence gewesen: jene Partei, welche bis zur Ehescheidungsfrage mit dem König durch Dick und Dünn gegangen war und sich eben deshalb beim Volk unbeliebt gemacht hatte. Jetzt war die Fortschrittspartei vernichtet, und dem König blieb nur die Wahl zwischen den Radicalen, denen er abgeneigt war, und den Liberalen, die er fürchtete. Letztere befanden sich in der Minderheit, und nach der neuen Verfassung mußte somit ein radicales Ministerium an die Regierung kommen. Der König begriff, daß er sich dem nicht widersetzen könne und den Radicalen so lange die Herrschaft lassen müsse, als sie die Mehrzahl in der Skupština bildeten. Da sich aber eine neu zur Regierung gelangte Partei selten so schnell abnutzt, konnten viele Jahre vergehen, bis das Volk den Radicalen den Rücken kehrte. König Milan sah also ein, daß ihm nur die Wahl blieb, mit den Radicalen mehrere Jahre hindurch weiter zu regieren oder abzudanken. Ersteres wollte er nicht, so blieb nur Letzteres übrig. Er ergriff den letzteren Ausweg um so lieber, als er durch die Bestimmungen der neuen Verfassung Gelegenheit hatte, der radicalen Hochfluth einen wirklichen Damm in Gestalt einer liberalen Regentschaft entgegenzusetzen. Im Falle einer freiwilligen Abdankung hat nämlich der König das Recht, selbst die Regentschaft zu ernennen. Er that es, indem er den Führer der Liberalen, Jovan Ristić, den Liberalen General Belimarković und den Parteilosen (aber doch den Liberalen geneigten) General Protić zu Regenten ernannte. Wie die meisten Schachzüge des Königs Milan, war auch dieser letzte meisterhaft ersonnen: die Regentschaft wird dafür sorgen, daß die radicalen Bäume nicht in den Himmel wachsen; andererseits verhindert die radicale Mehrheit der Skupština, daß die Liberalen das Uebergewicht bekommen. General Protić, der geschworene Feind der Königin, bietet dem Könige die Bürgschaft, daß Erstere nicht in das Land zurückkehren werde. Durch die Uebertragung der höchsten Gewalt an Ristić hat sich zugleich König Milan bei der großen Masse beliebter gemacht, welche in jenem begabten Staatsmanne den Träger der großserbischen Idee sieht und ihn als Vertreter einer nationalen Politik feiert.

Es frägt sich aber nun, ob Alles so glatt verlaufen wird, wie König Milan berechnet hat. Werden sich Liberale und Radicale auf die Dauer miteinander vertragen? Die Regenten haben allerdings öffentlich erklärt, daß sie von nun an keiner Partei angehören, aber sie bedürfen doch einer Partei, die sie unterstützt, und das ist wieder ihre eigene. Die alte Nebenbuhlerschaft zwischen Radicalen und Liberalen wird also doch wieder aufleben und zu parlamentarischen Kämpfen führen. Ist mithin schon dadurch die Stellung der Regentschaft eine schwierige, so wird sie es noch mehr durch die äußere Politik. Ristić steht vor einem großen Dilemma: entweder er verfolgt eine nationale, auf die Größe Serbiens abzielende Politik — dann wird ihm aber die Ordnung der Finanzen schwer gelingen; oder er richtet auf letztere sein Hauptaugenmerk — dann aber kann er getrost den Gegnern und Nebenbuhlern Serbiens das Feld überlassen, und jede Aussicht auf künftige Größe des Landes ist wohl für immer dahin. Das kann sogleich bewiesen werden.

Durch seine Lage, Geschichte und Nationalität ist Serbien seine Politik vorgezeichnet: sie muß darin bestehen, alle unter fremder Herrschaft lebenden Landsleute zu einem Nationalstaat zu vereinigen. Serben befinden sich unter türkischer, bulgarischer, ungarischer und österreichischer Herrschaft. Bei dem Mißverhältnisse der Macht zwischen Serbien und Oesterreich-Ungarn ist an eine Vereinigung der österreichisch-ungarischen Serben mit dem Mutterlande nicht zu denken. Bleiben also nur noch die Serben Bulgariens und der Türkei. Erstere (die sogenannten Šopen, welche zwischen der serbischen Grenze und dem Iskar wohnen) können durch einen glücklichen Krieg möglicherweise noch befreit werden, obgleich wegen der russischen Orientpolitik die Aussichten dazu sehr gering sind.

Anders verhält es sich aber mit den unter dem türkischen Joche seufzenden Serben, d. h. den Bewohnern von Altserbien und Macedonien. Diese bei dem dereinst unfehlbar eintretenden Untergange der europäischen Türkei für Serbien zu retten, muß das Ziel jedes großen serbischen Staatsmannes, folglich auch Ristić's sein. Sein Vorgänger Mijatović hatte dafür nicht das geringste Verständniß. Er ließ ruhig Bulgaren und Griechen in Macedonien nnd Altserbien wühlen, ohne sich deshalb ein graues Haar wachsen zu lassen. Die von seinem Vorgänger Franasović dort errichteten Generalconsulate besetzte er mit unfähigen Leuten (jenes in Bitolj, wo die griechische Agitation am stärksten ist, sogar mit einem — Griechen!). Nun an Stelle des unfähigen Mijatović der begabte Ristić die Leitung der äußeren Politik übernommen, unterliegt es keinem Zweifel, daß dieser, welcher dem Lande die türkischen Festungen, den Abzug der türkischen Besatzungen, die Unabhängigkeit und Gebietsvergrößerung verschafft hat, sein Werk damit krönen werde, daß er alle seine Kräfte zur Verdrängung der bulgarischen Eindringlinge und zur Erwerbung von Altserbien und Macedonien einsetzen wird. Dazu bedarf es aber Geld, Geld und wieder Geld — mit der Ordnung der serbischen Finanzen wird man also noch warten müssen. Schließlich kann man sich ja nach Italiens Beispiel richten. Cavour schonte trotz seiner Vorliebe für geordnete Finanzen den Staatssäckel durchaus nicht, wo es galt die Einigung Italiens vorzubereiten, und heute weiß ihm trotz der großen Schuldenlast des Landes jeder Italiener dafür Dank. Dies Alles muß sich Ristić als gewiegter Staatsmann selbst sagen, und da er bereits im ersten Theile seiner Laufbahn bewiesen hat, daß ihm die Größe Serbiens am Herzen liegt, so ist es nicht zweifelhaft, wofür er sich entscheiden wird.

Fragen wir nun, wie sich Ristić zum Auslande stellen wird, so glaube ich meine Ansicht folgendermaßen äußern zu dürfen: Ristić wird sich bemühen, mit allen Staaten in gutem Einvernehmen zu leben. Oesterreich begegnet ihm mit Mißtrauen — jedoch mit Unrecht. Zwar wird Ristić schwerlich gleich den Fortschrittlern mit Oesterreich durch Dick und Dünn gehen und ganz bestimmt wird es ihm nicht einfallen, sein Land den österreichisch-jüdischen Wucherbanken auszuliefern; aber er wird jedenfalls der österreichischen Regierung freundlich entgegenkommen. Was Rußland betrifft, so wird Ristić sich natürlich bemühen, die gespannten Beziehungen zwischen dieser gefährlichen Macht und Serbien freundlicher zu gestalten, aber ich glaube nicht, daß er sich Rußland so blindlings vertrauensvoll in die Arme werfen wird, wie er dies 1876 zu seinem Schaden gethan. Im Vertrauen auf die russische Ehrlichkeit

Digitized by Google

opferte sich damals Ristić für die Slavophilen und die russische Politik, ohne mit der russischen Regierung bindende Abmachungen getroffen zu haben. Sein Vertrauen wurde getäuscht, indem Rußland den Oesterreichern Bosnien auslieferte, den Bulgaren das Sopenland, und Letzteren im Frieden von San Stefano noch obendrein Pirot, Vranja, Altserbien und Macedonien zugedacht hatte. Diese üble Erfahrung mit der russischen Ehrlichkeit dürfte Ristić vorsichtiger gemacht haben, und somit ist die Gefahr einer einseitigen Politik ausgeschlossen.

Deutschland kann mit Ristić, der nicht zu den Deutschenfeinden gehört (er hat selbst in Heidelberg und Berlin studirt), ebenfalls zufrieden sein. Wenn aber dereinst der neue König Alexander zur Regierung kommt, darf Deutschland von diesem schwerlich Freundschaft erwarten. Die Wiesbadener Angelegenheit hat auf sein junges Gemüth einen tiefen Eindruck gemacht, wovon nachstehender Ausspruch Zeugniß ablegt. Der junge Prinz rief nämlich mit dem Fuße stampfend erbittert aus: „Man hat mich, einen Königssohn, wie einen Vagabunden aus Deutschland ausgewiesen und meine Mutter roh behandelt. So lange ich lebe, werde ich nie wieder meinen Fuß auf deutsches Gebiet setzen!"

Der junge König befindet sich übrigens jetzt in jenen Jahren, wo sich der Charakter bildet. Von seiner Erziehung wird es abhängen, wie sich dieser entwickeln wird. Seine Anlagen sind gut, es wäre daher schade, wenn er in schlechte Hände käme. Auch in dieser Beziehung ruht also alle Hoffnung auf Ristić, der als Regent im Stande ist, darauf zu sehen, daß der König eine entsprechende Erziehung erhält. In Ristić's Händen liegt gegenwärtig das Schicksal Serbiens und die Ruhe der Balkanhalbinsel.

Die Zunahme der Eidesverletzungen.

Von Ludwig Fuld-Mainz.

Es ist nicht zu bestreiten, daß die strafbaren Uebertretungen der Eidespflicht sich seit der Einführung der geltenden deutschen Proceßgesetze in beachtenswerthem Maße vermehrt haben; zwar ist ihr Wachsthum nicht so groß, wie von mancher Seite in übertriebener schwarzseherischer Weise behauptet wird und nach der Statistik der Strafrechtspflege für 1886 ist sogar eine kleine Abnahme zu verzeichnen, aber immerhin ist es für die social-ethische Beachtung und Würdigung bemerkenswerth genug, und es erscheint vollkommen gerechtfertigt, wenn nicht nur im Kreise des Juristenstandes, sondern auch außerhalb desselben die Aufmerksamkeit dieser betrübenden Erscheinung mehr und mehr zugewendet wird, wenn vor Allem die Geistlichkeit mit regstem Interesse die unheimlichen Fortschritte der Meineidspest in dem deutschen Volke verfolgt. Mögen unter den Ursachen dieser beklagenswerthen Thatsache die Sittenverwilderung und die Verrohung der Massen auch als theilweise maßgebend aufgeführt werden, so liegt doch die Hauptschuld an den Reichsjustizgesetzen. Eine Reihe von Bestimmungen sowohl der Straf- wie der Civilproceßordnung ist dafür verantwortlich zu machen, daß heute bei der Ausleistung eines Zeugeneides beziehungsweise eines Parteieides die Eidespflicht so viel häufiger verletzt wird wie früher, und nur die Unkenntniß der thatsächlichen Verhältnisse kann die irrige Meinung erklären, daß lediglich die Vorschriften über die Beeidigung der Zeugen im Strafverfahren behufs Verminderung der Meineide reformbedürftig wären; dieselben fallen nur um deswillen besonders auf, weil der Zusammenhang zwischen ihnen und der Zahl der Meineide so klar ist, daß er eigentlich kaum eines weiteren Beweises bedarf, aber die auf den Parteieid bezüglichen Bestimmungen sind hierfür durchaus nicht von geringerer Bedeutung wie sie. Die akute Bedeutung der Frage läßt es nicht unpassend erscheinen, ihr im Folgenden näher zu treten, wobei wir zunächst die Vorschriften über den Zeugeneid in's Auge fassen.

Sowohl Civil- wie Strafproceßordnung gehen davon aus, daß der Zeugeneid regelmäßig in Form des Voreides, also vor der Abgabe der Zeugnisse zu leisten ist, während es nur aus besonderen Gründen, namentlich wenn gegen die Zulässigkeit der Beeidigung Zweifel obwalten, statthaft ist, denselben als Nacheid, also nach Ablegung der Aussage, ausschwören zu lassen. Dieses dem englischen und amerikanischen Rechte sowie der Mehrheit der neueren Gesetzgebungen entsprechende System hat sich nun in der Praxis mit Nichten bewährt; die Gegner des Voreides, welche von demselben eine Vermehrung der strafbaren Eidesverletzungen befürchteten, können sich auf die seit dem 1. Oktober 1873 gemachten Erfahrungen zum Beweise dafür berufen, daß ihre Befürchtungen durchaus begründet waren, und der alte Streit über die Vorzüge des Vor- und Nacheides wird in der nächsten Zeit in Deutschland jedenfalls zu Gunsten des letzten entschieden werden müssen. In den altpreußischen Gerichtsbezirken, in welchen vor 1879 der Nacheid bestand, ist man einig in der Ansicht, daß das System der neuen Proceßgesetzgebung von nachtheiligster Wirkung auf die Heilighaltung des Eides gewesen ist. Wenn es auch natürlich als richtig anerkannt werden muß, daß der Staat kein Mittel besitzt, um die Verletzung der Eidespflicht zu verhüten, so handelt es sich doch für ihn darum, durch die Ordnung der Beeidigung sowohl dem bösen Willen wie der Fahrlässigkeit des Zeugen, soweit nur irgend möglich, entgegen zu wirken. Es soll hier nicht auf die Gründe, welche vom theoretischen Standpunkte die Einführung des Nacheides dem Gesetzgeber empfehlen, eingegangen werden, vielmehr wollen wir nur die durch eine fast zehnjährige Erfahrung festgestellten Momente hervorheben, aus welchen sich die schwerwiegenden Nachtheile des Systems des Voreides mit Nothwendigkeit ergeben.

Es hat sich gezeigt, daß es dem gemeinen Verstande vielmehr entspricht, den Zeugen am Schluß seiner Aussage zu beeidigen, als vor Ablegung derselben; der gewöhnliche Mann kann es nicht recht begreifen, daß er Etwas beschwören soll, was er noch gar nicht gesagt hat, während er es natürlich findet, den Inhalt der gemachten Aussage unter Eid zu stellen; ein unbestimmtes, des concreten Inhaltes entbehrendes Versprechen zu geben, widerspricht seiner Anschauung, wogegen die Erhärtung der bereits vorliegenden Aussage ihm vollkommen verständlich ist. Dies ist keine theoretische Spitzfindigkeit, sondern eine psychologische Erfahrung, deren Richtigkeit Jeder bestätigen wird, welcher sich mit Nichtjuristen dieses oder jenes Standes über die Frage unterhalten hat. Die Erfahrung hat aber weiter ergeben, daß gerade der gewissenhafte Zeuge durch den Voreid indirect zu Eidesverletzungen veranlaßt wird. Der Zeuge, der vor der Aussage geschworen hat, fürchtet sich an ihr Etwas zu ändern, er scheut sich vor einem Widerruf und einer Berichtigung, weil er glaubt, sich durch denselben unmittelbar als Meineidigen zu bezeichnen; es ist wiederholt seitens erfahrener Richter und Staatsanwälte versichert worden, daß der mittelst des Voreides beeidigte Zeuge sich außerordentlich selten weder durch den eindringlichsten Vorhalt des Vorsitzenden noch durch die bestimmtesten Angaben anderer Zeugen bestimmen läßt, an seinem Zeugniß Etwas richtig zu stellen.

Gar keinem Zweifel unterliegt es ferner, daß der psychologische Eindruck des Voreides auf den Zeugen ein weit geringerer ist als der des Nacheides; bei diesem wird ihm der ganze Inhalt seiner Aussage in's Gedächtniß zurückgerufen, es wird ihm deutlich zum Bewußtsein gebracht, daß jeder einzelne Theil seiner Angaben von der Kraft des Schwures erfaßt wird, hierdurch wird er zur sorgfältigen Prüfung angeregt und seine Gewissenhaftigkeit ungemein verstärkt. Wer sich auf psychologische Beobachtungen einigermaßen versteht, wird gegen die Richtigkeit dieser Behauptungen einen Einwand mit Nichten erheben können, und es bedarf noch kaum des Hinweises darauf, daß bei dem Nacheide der Zeuge mit weit größerer Ruhe und Sammlung, demgemäß auch mit größerem Verständniß für die Bedeutung des Eides den Schwur leistet, als bei dem Voreide, um die Ueberzeugung zu begründen, daß jener diesem vorzuziehen ist. All' diese Gründe sind, wie bemerkt, keine theoretischen, sondern erfahrungsmäßig festgestellten und ihre Beweiskraft ist eine so zwingende, daß nicht nur in der Literatur die

Digitized by Google

Zahl der Anhänger des Nacheides seit einigen Jahren stetig zugenommen hat, sondern auch das preußische Justizministerium sich veranlaßt sah, in dem von ihm ausgearbeiteten Entwurfe eines Gesetzes zur Abänderung der Strafproceßordnung und des Gerichtsverfassungsgesetzes, welcher vor drei Jahren dem Reichstag vorgelegt wurde, ohne erledigt zu werden, sich grundsätzlich zu Gunsten desselben auszusprechen. Es ist nun dringend zu wünschen, daß dieser Ueberzeugung auch in Bälde durch eine entsprechende Aenderung der Straf- und Civilproceßordnung Rechnung getragen werde, denn je länger das System des Voreides in Kraft bleibt, um so häufiger werden die Meineide bei den Zeugeneiden, um so mehr schwindet die Achtung der Massen vor der Wichtigkeit des Eides, und um so schwieriger wird es für den Staat, die demselben gebührende Ehrfurcht wieder herzustellen. Man wird es deshalb nur beifällig begrüßen können, daß in der jüngsten Zeit verschiedene Synoden der evangelischen Geistlichkeit den Beschluß gefaßt haben, bei den gesetzgebenden Gewalten des Reiches vorstellig zu werden, damit das geltende Recht in einer Weise abgeändert wird, welche den Meineid der Zeugen nicht so befördert, wie dies leider jetzt der Fall ist.

Viele Meineide werden bei Untersuchungen in Strafsachen auch dadurch hervorgerufen, daß die Strafproceßordnung den Zeugen nöthigt, auch über solche Gegenstände unter dem Eide Aussagen zu machen, welche ihm zur Unehre oder Schande gereichen. Während die Civilproceßordnung in § 349 Ziffer 2 dem Zeugen das Recht giebt, die Aussage über Fragen ablehnen zu dürfen, deren Beantwortung ihm oder einem seiner Angehörigen zur Unehre gereichen kann, fehlt in der Strafproceßordnung eine inhaltlich gleiche Bestimmung im Gegensatze zu dem früheren Rechte, welches hierbei mehr psychologisches Verständniß bewies als das geltende. Denn es heißt doch in der That nichts Anderes, als mittelbar den Meineid hervorrufen, wenn man einen Zeugen zwingt, eidlich eine Angabe zu machen, von der er sicher weiß, daß sie seiner Ehre Eintrag thun wird! Die Aufnahme einer dem § 349 Ziffer 2 der Civilproceßordnung conformen Vorschrift in die Strafproceßordnung ist deshalb eine der dringlichsten Reformen des ganzen Gesetzes.

Nicht sowohl an der Gesetzgebung als an der Rechtsübung liegt es, wenn in Folge mangelhafter Eidesbelehrung gleichfalls so manche Eidesverletzung begangen wird. Das Gesetz hat nichts darüber bestimmt, wie die Eidesbelehrung vorzunehmen ist, von der Unterstellung ausgehend, daß das verständige Urtheil des Richters schon unter Berücksichtigung der Individualität des Zeugen die richtige Form finden werde, in welcher der Vorhalt zu machen ist. Kein Kenner unserer Rechtszustände wird nun ernstlich bestreiten, daß thatsächlich die Eidesbelehrung eine bloße Form bildet und in solch' schablonenhafter Weise ertheilt wird, daß sie natürlich die von dem Gesetze erwartete Wirkung auf den Zeugen unmöglich ausüben kann. Nicht selten wird sie in einer Kürze ertheilt, daß kaum noch von einer Belehrung gesprochen werden kann, und so bedauerlich es ist, es muß doch ausgesprochen werden, daß viele Richter von ihrer Bedeutung durchaus keinen richtigen Begriff besitzen. Nur so ist es erklärlich, daß in England und Frankreich die Ertheilung der Eidesbelehrung unvergleichlich besser ist als in Deutschland. Die Rüge dieses Uebelstandes führt uns auf die Hervorhebung eines anderen, welcher gleichfalls nicht sowohl die Gesetzgebung als die Rechtsübung trifft, nämlich die über alles Erwarten geringe Feierlichkeit, mit der die Abnahme eines Eides verbunden ist. Formloser und unfeierlicher kann dieser wichtige Act kaum vorgenommen werden, als es geschieht. In völliger Verkennung des bedeutenden Eindruckes, welchen feierliche Formen auf die meisten Menschen, ganz besonders die der niederen Schichten ausüben, hat die neuere Rechtsentwickelung sich bemüht, den Eid seines feierlichen Charakters so gut wie gänzlich zu entkleiden, was ihr leider allzusehr gelungen ist. Der Unterschied, der bezüglich der Art und Weise der Ertheilung der Eidesbelehrung zwischen den Rechtszuständen in Deutschland einerseits, in Frankreich und England andererseits zu Gunsten dieser Länder besteht, ist, was die Feierlichkeit der Eidesleistung anlangt, noch in weit höherem Maße vorhanden. Die Folgen liegen klar zu Tage; wie kann der gemeine Mann die gehörige Achtung vor dem Eide besitzen, wie kann er ihm die gebührende Ehrfurcht zollen, wenn er erfahren muß, daß die Organe der Rechtspflege es nicht einmal der Mühe werth finden, sich bei dem Schwur zu erheben, wenn er wahrnimmt, daß der Richter einen Eid abnimmt, ohne mit den äußeren Attributen seiner Würde bekleidet zu sein? Wahrlich, unserm Richterstande ist das Verständniß für den Werth der Formen im Rechtsleben zum guten Theile abhanden gekommen, sonst wäre es nicht möglich, daß man auf die feierliche Gestaltung der Eidesleistung so überaus wenig Gewicht legt und über denjenigen als einen Formenmenschen spöttelt, der in der Beseitigung der Formen nicht der Weisheit letzten Schluß erblickt! Jede Aenderung dieses Zustandes, welche in Anknüpfung an alte, bewährte Ueberlieferungen den feierlichen Charakter der Eidesleistung wieder mehr zur Geltung bringt, bildet ein nicht zu unterschätzendes Mittel zur Verminderung der Meineide, und wir werden ein gutes Stück vorwärts gekommen sein, wenn erst die Juristenkreise sich von der Richtigkeit dieser Ansicht überzeugt haben werden.

Ein großer Uebelstand ist es, daß das Gesetz den Richter zwingt, auch dann einen Zeugen zu vereidigen, wenn er von der Unwahrheit der Aussagen desselben überzeugt und entschlossen ist, seinen Angaben absolut keinen Glauben beizumessen; man veranlaßt hierdurch den Beamten einen Eid abzunehmen, den er für einen Meineid hält, und dies gilt ebensowohl für das Civil- wie das Strafverfahren. Eine widersinnigere Einrichtung, als die Vereidigung einer Person, welcher keinerlei Beachtung geschenkt werden soll, läßt sich kaum denken, und es ist deshalb unbedingt geboten, dem Richter zu gestatten, von der Vereidigung Abstand zu nehmen, wenn die Aussage des Zeugen sich als unglaubwürdig herausstellt. Das Gleiche ist angezeigt, wenn der Zeuge von der Sache überhaupt Nichts weiß. Durch Vorschriften dieses Inhaltes wird der Häufung der Eide, die einen so ungünstigen Einfluß auf die Heilighaltung und Verehrung des Eides ausgeübt hat und ausübt, Einhalt gethan.

Die bisher hervorgehobenen Punkte gehörten zum großen Theile dem Gebiete des Strafverfahrens an, man wird jedoch der Vermehrung der Eidesverletzungen nicht erfolgreich entgegenarbeiten können, wenn man nicht auch das Gebiet des Civilverfahrens noch in's Auge faßt. In dieser Beziehung kommt nun in Betracht, daß durch die schrankenlose Zulassung des Parteieides, als zugeschobener oder zurückgeschobener Eid, viele Meineide veranlaßt werden; auch die schrankenlose Gestattung der Auferlegung eines richterlichen Eides wirkt nachtheilig. Wer wollte leugnen, daß es einen widerlichen Eindruck macht, wenn man sieht, wie der geringsten Beträge wegen Eide für und wider geleistet werden? Man hat nun von wohlmeinender Seite vorgeschlagen, in den Bestimmungen der Civilproceßordnung, die sich auf den Beweis durch Eid beziehen, eine einschneidende Veränderung eintreten zu lassen. Bedingtes Endurtheil und Schiedseid sollen ganz in Fortfall kommen und durch die uneidliche Vernehmung der Partei als Zeuge ersetzt werden. Wir glauben, daß diese Vorschläge theils zu weit gehen, theils praktisch undurchführbar sind. Die Vernehmung einer Partei als Zeuge bildet ein verschiedenen ausländischen Gesetzgebungen nicht unbekanntes Beweismittel, sie ist in dem englischen Rechte und in geringerem Umfange auch in dem österreichischen anerkannt, hervorragende juristische Schriftsteller haben sie auf's Wärmste befürwortet und empfohlen, so vor Allen Glaser, aber nur unter der Voraussetzung, daß sie beeidigt wird.

Die uneidliche Parteiaussage hat für den Richter wenig Werth und als Ersatzmittel für die Beseitigung des Parteieneides kann sie durchaus nicht betrachtet werden. Der gemachte Vorschlag, welcher namentlich in kirchlichen Kreisen Beifall gefunden hat, dürfte deshalb von der Gesetzgebung kaum zu berücksichtigen sein. Hingegen erscheint es fraglich, ob nicht der Eid nur bei Forderungen, die einen gewissen, nicht allzu hoch, aber auch nicht allzu niedrig zu bestimmenden Werth be-

Digitized by Google

sitzen, als Beweismittel zuzulassen ist? Wir fänden es ganz gerechtfertigt, bei Beträgen unter 50 Mk. den Eid als Beweismittel auszuschließen, denn es ist wahrhaftig geradezu eine Unwürdigkeit, wenn über Forderungen im Werthe von 6 Mk. und darüber Eide geleistet werden; mag auch eine Vorschrift dieses Inhaltes mit dem Systeme des deutschen Civilproceßrechtes nicht im Einklang sich befinden, so empfiehlt sie sich doch aus praktischen Gründen, sowie durch die dem Eide als hochwürdiger Handlung zu zollenden Rücksichten.

Ueberaus beklagenswerth und nachtheilig ist es, daß nach dem Inhalte der §§ 422. 432 und 439 der Civilproceßordnung die Ausleistung eines zugeschobenen, zurückgeschobenen oder auferlegten Eides auch seitens solcher Personen möglich ist, welche wegen wissentlicher Verletzung der Eidespflicht rechtskräftig verurtheilt worden sind. Das Gesetz gestattet von einer Vereidigung derselben abzusehen, aber es schreibt dies nicht in gebietenden Worten vor. Mit der Heiligkeit des Eides ist es nun aber unvereinbar, daß eine Person, welche wegen wissentlicher Verletzung der Eidespflicht verurtheilt wurde, die Fähigkeit besitzen soll, einen Parteieid zu leisten. Das Strafgesetzbuch bestimmt in § 161, daß die wegen Meineides verurtheilten Personen dauernd zur eidlichen Zeugenvernehmung unfähig werden; mit dieser Norm steht die erwähnte Bestimmung der Civilproceßordnung in Widerspruch und es ist eine Inconsequenz des Gesetzgebers, daß er einerseits die Eidesfähigkeit der verurtheilten Meineidigen annimmt, andererseits sie verneint. Das frühere Preußische Recht war in dieser Beziehung viel consequenter, die allgemeine Gerichtsordnung bestimmte, daß ein zum Zeugen Unfähiger auch nicht zur Ausleistung eines Erfüllungs- oder Reinigungseides zuzulassen sei, und die Rückkehr zu diesen Anschauungen ist unaufschiebbar; wer einmal einen Meineid geleistet, hat keinen Anspruch mehr auf das Vertrauen, daß er der Wahrheit die Ehre geben werde, und es ist eine durchaus äußerliche, die ethische Bedeutung des Eides gänzlich vernachlässigende Auffassung, wenn das Gesetz das Gegentheil bestimmt hat.

Vielfach wird auch in der durch die Reichsgesetzgebung vorgeschriebenen Eidesformel eine Ursache für die Vermehrung der Meineide erblickt und eine Aenderung im Sinne des confessionellen Eides befürwortet. Wir halten diese Ansicht für durchaus irrig und jeden Versuch, den confessionellen Eid wieder einzuführen, für verwerflich; daß auch das gegenwärtige Recht dem Hinzusetzen gewisser confessioneller Formeln, welche den Eid bestärken sollen, nicht im Wege steht, ist bekannt und demgemäß fehlt es an jedem Grunde, das geltende Recht wieder im Sinne des früheren Rechtes umzubilden. Noch entschiedener sprechen wir uns gegen den Vorschlag aus, zur Eidesleistung einen Geistlichen der Confession des Schwurpflichtigen heranzuziehen, die Abnahme des Eides vor Gericht ist und bleibt eine rein staatliche Handlung, welche der Staat durch seine Organe allein vorzunehmen in der Lage ist, und es wäre gefährlich, wollte der Staat bekennen, daß er ohne die Unterstützung durch die Diener der Kirche wahrheitsgemäße eidliche Versicherungen nicht erzielen könne.

Wenn in den im Vorstehenden hervorgehobenen Punkten die befriedigende Reform des geltenden Rechtes nicht mehr allzulange auf sich warten läßt, so dürfen wir mit Sicherheit hoffen, daß die Zeit der bisherigen Vermehrung der Meineide vorüber ist und das deutsche Volk seiner Wahrheitsliebe, welche ein Tacitus schon so rühmend hervorhob, in Zukunft wieder mehr Ehre machen wird als in den letzten Jahren. Denn noch lebt im Herzen unserer Nation die Ehrfurcht vor dem Eide, noch wird dem wissentlichen Eidesverletzer die allgemeine Verachtung zu Theil, ein deutlicher Beweis dafür, daß sittlich und rechtlich der Eid noch in zutreffender Weise beurtheilt und die gegenwärtige betrübende Erscheinung in höherem Maße durch Gesetzgebung und Rechtsübung, als durch allgemeine Entartung verursacht wird.

Literatur und Kunst.

Bildnißmaler und Publikum.

Von Peter Caren.

Der Kampf, in dem überall das Bestehende mit dem Werdenden liegt, ist ein unaufhaltsamer, endloser. Wir begegnen ihm auf allen Gebieten; bald schneller, bald langsamer bedingt er den Wechsel, dem alles unterworfen, was ist. In den Kunstformen schreitet er etwas bedächtiger fort, als im Schnitt von Kleid und Manschette, und so kann der aufmerksame Beobachter in Gemäldeausstellungen doch schon von zehn zu zehn Jahren gewisse Unterschiede wahrnehmen, die in Farbe, Form und Motiv ein Jahrzehnt vom andern trennen. Als charakteristisches Merkmal, das die neueste Kunstepoche vor den vorausgegangnen kennzeichnet, muß der Cultus angesehen werden, den sie auf allen Linien der Individualität entgegenbringt. Früher — man darf nur Bilder ansehen, die noch in den fünfziger, sechziger Jahren entstanden — sprach sich überall die Tendenz aus, das Individuelle, Besondre möglichst zu unterdrücken und einer allgemeinen Regel unterzuordnen. Man hatte für bestimmte Begriffe längst eine typische Form gefunden, welche gewissermaßen den Extract der Beobachtungen lieferte, die man an einer großen Anzahl von Exemplaren gemacht hatte. Die Recepte zu solchen Extracten wurden auf den Akademien aufbewahrt. Man erläuterte sie dort, experimentirte mit ihnen und stellte sie dem Schüler beim Abgang für eignen Gebrauch zur Verfügung. Führte dann z. B. der Schlachtenmaler seine Truppen in's Feld, erinnerte er sich dieser Recepte. Und wenn er gruppenweis oder einzeln seine Krieger dem Beschauer nah genug vor's Auge rückte, um ihm ihre persönliche Bekanntschaft zu verschaffen, dann goß er Tapferkeit, Todesverachtung oder Feigheit — was er eben brauchte — nach solchem Recepte über ihre Züge aus.

Er malte „Soldaten" — ein Collectivbegriff.

In Versailles findet man Beispiele dieser Art genug. Alexander Protais malt heute noch seine Soldaten nach dem akademischen Recept. Er gehört zu den Malern von Gestern.

Anders der moderne Maler, der den Blick von der Gattung auf's Individuum gewendet hat. Auch er kann Tapferkeit, Todesverachtung und Feigheit nicht entbehren. Aber er verschmäht das Universalmittel zur Herstellung dieser Eigenschaften. Er frägt nicht: wie zeigt sich die Wirkung von Tapferkeit, Todesverachtung und Feigheit auf den Menschen im Allgemeinen? Er frägt vielmehr: wie äußern sich Tapferkeit, Todesverachtung und Feigheit bei einem bestimmt veranlagten Individuum. De Neuville frug so. Er individualisirte.

Was sich vom Schlachtenmaler sagen läßt, gilt für andere Maler auch. Denn die neueste Kunstrichtung hat jetzt überall die Beobachtung des einzelnen Falles an Stelle der Beobachtung einer allgemeinen Regel gesetzt. Nichts wäre unfruchtbarer als beweisen wollen, auf welcher Seite das größere Verdienst läge, auf Seite der alten oder der modernen Maler. Jede Kunstform, wie ich oben schon andeutete, ist im Grunde ja nur der wechselnde Rahmen, den eine Zeitperiode sich nach ihrem Bedürfniß für ein Ewiges schafft, das alle Zeit überdauert. Jede Kunstform — das lehrt die Kunstgeschichte zur Genüge — ist im Recht, sobald das Genie sich ihrer bemächtigt. Sowie jede Kunstform unzureichend scheint, wo ein Stümper sie handhabt.

Der moderne Maler individualisirt und folgt hierin dem modernen Schriftsteller. Denn die Literatur, wie das meist der Fall ist, hat der bildenden Kunst wieder einmal den Weg gewiesen. Ich denke hier selbstverständlich nicht an die Kunstkritik, die in ihrer Eigenschaft als Richterin über ein schon Vorhandenes nicht vorausschreiten kann, sondern stets im Train nachfolgen muß.

Tonangebend sind diesmal die Realisten aus der Schule

Digitized by Google

Zola's auch den modernen Malern vorangeschritten. Zola hat gepredigt: Die Analyse des Individuums und seiner Umgebung ist der Ausgangspunkt für alles schriftstellerische Schaffen. Wer die modernen Gemäldeausstellungen besucht — besonders den Pariser Salon — kann sich überzeugen, daß dieses Evangelium auch von dem modernen Maler angenommen worden ist. Mit der gebotenen Beschränkung natürlich. Denn Zola — um ganz sicher zu sein, aus welchem Teig der Jackel geknetet, den er in den Vordergrund eines Romans stellen will — beginnt damit, schon die Großeltern zu analysiren.

Der Maler seufzt, daß sein Rahmen selten für die ganze Generation ausreicht, und befleißigt sich wenigstens, das ihm gerade unter den Pinsel gekommene Subject so genau als möglich auf seine eigne Misère hin zu prüfen.

Ich sage: Subject, nicht Mensch. Denn diese genaue Prüfung auf die Individualität hin ist durchaus nicht an jene höhere Thiergattung gebunden, deren Stammbaum Darwin nachgewiesen hat. Steht dem modernen Künstler der Mensch zur Verfügung — gut. Er malt den Menschen dann so getreu als möglich, wurzelnd in seiner Mitte und wie er sich ihm eben zeigt, gewaschen oder ungewaschen, gestiefelt oder beschuht — am liebsten jedoch ungewaschen und ohne jede Fußbekleidung. Hat das Modell dagegen auf den vorerwähnten Stammbaum keinen Anspruch — nun, so wird der moderne Maler trotzdem bemüht sein, auch dessen Persönlichkeit gerecht zu werden, d. h. auch hier so viel als möglich zu individualisiren. Man hat da kürzlich auf einer großen, vielbesuchten Ausstellung z. B. eine Anzahl von .... (will man sich eines eleganten Stils befleißigen, kommt man bei der Beschreibung realistischer Bilder jetzt manchmal in Verlegenheit) sagen wir: eine Anzahl jener borstentragenden Thiere, die beim Auffinden der Trüffeln so wesentliche Dienste leisten, bewundern können, die mit überraschender Portraitähnlichkeit gemalt waren. Wir hatten da einen Borstenträger, der mit einer Gravität herumschnüffelte, als habe er bereits zu den Kameraden des verlornen Sohnes gezählt. Eine jugendliche Kokette ringelte graziös das Schwänzchen, während sie mit dem Beschauer liebäugelte; eine Andre vergaß in der Ungenirtheit ländlichen Sichgehenlassens, daß es überhaupt Beschauer gab — es war das der höchste Triumph naturalistischer Wahrheit.

Ein andrer Maler dieser Ausstellung führte uns in's Pflanzenreich. Welcher Physiognomiker der Früchte! Wir sahen da die herrlichsten Pfirsichen mit den rothangelaufenen Wangen der Unschuld, die den jungfräulichen Flaum zu wahren gewußt. Daneben die Demi-Monde-Pfirsichen, die der jüngere Dumas in einer bekannten Metapher so berühmt gemacht hat, und die ein Leichtfuß von Schmetterling oder Wurm bereits um ihren guten Ruf brachte. Wie sie sich schämen mußten in der anständigen Gesellschaft! Jeder, der das Schauspiel: Demi-Monde gesehen, konnte sie auf ihren Unwerth sogleich taxiren.

Ich käme mit meiner Einleitung nicht zu Ende, wollte ich anfangen, mich mit den Portraits der Wolken, alten Zäunen und Kehrichthaufen zu beschäftigen, mit denen Realisten und Impressionisten jene Ausstellung beschickt hatten. Setzte man den Fuß nur aus einem der Thore der Stadt, in welcher sie uns versammelt hatte, meinte man auf die Originale zu stoßen. Ein bekannter Genremaler, um nicht hinter seiner Zeit zurückzubleiben, hatte die Flicken auf dem Rocke seiner „Schäferin" so getreu wiedergegeben, daß man sie herausschneiden und als Proben in einem Schnittwaarengeschäft hätte vorlegen können. Hinsichtlich der leblosen Natur schoß jedoch unbestritten das Portrait eines Eierkuchentiegels den Vogel ab. Die Menge machte Queue vor dem Bilde und nahm die Ellenbogen dabei in Acht. „Es muß ja Scherben geben, wenn man an den Tiegel stößt!" schien Jeder zu denken.

In einer Zeit nun, wo in der Kunst so ziemlich Alles auf's Portrait hinaus läuft, sollte man meinen, daß das Publikum, welches sich im engern Sinne portraitiren läßt, für jeden Anspruch auch volles Genüge fände. Das ist aber durchaus nicht der Fall. Im Gegentheil. Von zehn Portraits, die bestellt werden, genügt kaum eines, und die Bildnißmaler sind überall diejenigen der Zunft, die am meisten von den Launen und Ungerechtigkeiten des Publikums zu leiden haben. Ich hörte kürzlich erst, wie ein großer Impressionist sich schwer beklagte, daß, wenn er glücklich Jemand eingefangen, der sich von seinem Pinsel executiren lasse, es immer noch höchst fraglich sei, ob dieser das fertige Portrait dann auch abholen werde.

Das ist nun freilich eine mißliche Geschichte, für das Publikum wie für den Künstler. Zieht man sie genau in Erwägung, kommt man zu dem Schluß, daß der Grund viel weniger in der — allerdings sehr ungleichen — Begabung der Maler liegt, als vielmehr in der irrigen Vorstellung, die der Laie mit der Leistungsfähigkeit eines Portraitmalers überhaupt verbindet.

Der Laie ist nämlich fest überzeugt, wenn er ein schönes, anmuthiges Weib sieht, das müsse ohne Frage auch ein schönes anmuthiges Portrait geben. Er hält sich schon für sehr tolerant, wenn er dem ungeübteren Pinsel kleine Nachlässigkeiten in der Ausführung zu gute hält. In der Hauptsache läßt er nicht mit sich handeln: das Weib ist schön — folglich muß ihr Portrait ebenfalls schön sein.

Das ist aber ein ganz gewaltiger Irrthum. Denn die Schönheit eines Portraits wird jener nie gleich sein, die das Original besitzt, sondern sie wird immer nur gleich sein der, welche das Auge des Malers fähig ist aus der Natur zu concipiren. Anmuth und Schönheit wiedergeben, heißt noch etwas anderes können, als correct nachzeichnen und Farben mischen.

Die Schönheit der Fornarina — oder vielmehr die Schönheit der Madonnen, die wir mit dieser Bezeichnung in Verbindung bringen — lag nicht etwa in den Zügen einer beliebigen Italienerin, sie lag im Auge Rafael's. Die Abbilder dieser Italienerin charakterisiren den Maler, nicht das Modell.

Man denke sich doch z. B. den Münchener Piglheim mit seinem französischen Esprit vor derselben Frau. Würde sich da unter den stark prononcirten Augendeckeln, die uns Allen bekannt sind, nicht sofort ein etwas unheiliges Flämmchen entzünden? Würden die feinen Nasenflügel sich nicht heben und die Lippen sich unwillkürlich wie zum Kusse spitzen? Würde der Madonnenschleier sich nicht sofort in ein Mantillchen wandeln, das ein feingegliedertes Händchen lose — nicht etwa verhüllend — über dem Busen zusammenhielte?

Die Abbilder derselben Fornarina — setzen wir, daß es möglich wäre, sie so herzustellen — von den beiden, eben genannten Malern geschaffen, würden unleugbar gewisse Züge gemeinschaftlich haben, möglicherweise würde sich dasselbe Modell erkennen lassen.

Möglicherweise!

Aber was man nicht „möglicherweise", sondern ganz sicher sofort erkennen würde, ist, daß man im ersten Falle einen Rafael, im zweiten Falle einen Piglheim vor sich hätte.

Ein anderes Beispiel.

Die schöne Recamier ist drei Mal von anerkannten Meistern gemalt worden: Gerard, Prudhon, Louis David malten sie. Es ist schwer aus den drei Portraits dieselbe Frau zu erkennen; noch schwerer wäre es, aus dem ganz verschiedenen Ausdruck der Züge rückwärts auf eine Charaktereigenthümlichkeit dieser Frau zu schließen. Dagegen lassen sich aus jedem der drei Bildnisse die Eigenthümlichkeiten des betreffenden Malers erkennen.

Es ist nicht lange her, daß ich mit einem feinsinnigen Schriftsteller die Galerie weiblicher Schönheiten im Münchener Schloß betrachtete.

„Merkwürdig ist es doch," meinte er, „daß die hübschen Frauen von damals entweder akademische Modellphysiognomien oder temperamentlose Puppengesichter haben!"

Nein — das war durchaus nicht der Fall. Diese Frauen waren damals sicher unter einander so verschieden, wie eine Anzahl hübscher Frauen, stellte man sie in ähnlicher Weise zusammen, es heute noch sein würden. Aber wir haben es ja nicht mit der wirklichen Schönheit der Originale aus jener Zeit zu thun, sondern alle diese Portraits sind gewissermaßen nur Illustrationen zu der verschiedenen Auffassung, die zwei bekannte Maler von weiblichen Reizen hatten. Nicht die

Digitized by Google

Gräfin P. lernen wir kennen, oder die hübsche Münchener Bürgermeisterstochter, sondern wir lernen Wilhelm v. Kaulbach kennen und den Hofmaler Stieler.

Ganz so aber, wie es sich mit der Schönheit eines Portraits verhält, verhält es sich auch mit der geistigen Potenz, die dieses repräsentirt.

Der Laie denkt freilich auch, wenn er einen Mann sieht, dessen Züge das Genie verklärt, daß dessen Portrait sich ebenfalls durch den Ausdruck geistiger Bedeutung auszeichnen müsse. Aber auch das ist ein gewaltiger Irrthum. Denn die geistige Potenz, die ein Portrait enthält, wird ebenfalls stets gleich sein der des Malers, und nicht gleich der des Originals. Es versteht sich, daß ich hier nicht meine, ein geistvoller Maler würde dem Idioten eine geistvolle Physiognomie geben. Nein. Aber der geistvolle Maler wird selbst das Bildniß eines Idioten uns so interessant zu machen verstehen, wie alles Andere, was er concipirt. Ich erinnere z. B. an das Portrait eines Schwachsinnigen — el niño de Gola — von Velasquez.

Das scheint so einfach, aber man kann sich fortwährend überzeugen, wie wenig diese Auffassung in's Publikum gedrungen ist. Ich erinnere mich hier wieder lebhaft an ein Portrait, das eine meiner Bekannten in Paris von sich malen ließ. Es war eine nicht mehr junge Frau, die ein paar vielgelesene Romane geschrieben hatte. Darauf gab sie wenig, sie versteckte sogar den Blaustrumpf gern. Edmund About aber hatte einmal von ihr gesagt: ses traits rayonnent d'esprit — das war ihr höchster Triumph; die Frau war ungleich stärker in ihr vorhanden, als die Schriftstellerin. Sie ließ sich also malen. Es hätten sich in Paris nun genug Künstler gefunden, die es verstanden, ihre feinen, beweglichen Züge wiederzugeben, allein die Börse reichte damals gerade nicht für eine erste Größe, und so gerieth sie an einen höchst mittelmäßigen Pinsel. Das Portrait — ähnlich zwar — fiel kläglich aus. Ihr war das unbegreiflich. Kleinen Incorrectheiten der Zeichnung gegenüber, war sie ziemlich nachsichtig; vom Colorit verstand sie nichts; die fade Schminke war ihr eben recht. Dagegen gerieth sie über die geistige Physiognomie des Bildes in hellen Zorn. Allerdings — was war aus diesen Zügen — „rayonnant d'esprit!“ — geworden? Sie sah auf dem Bilde gerade so einfältig aus, wie der Maler selbst. Ich versuchte die Vertheidigung des Armen, der ihr ganz so viel Geist gegeben, als er selbst besaß. Aber meine Bekannte — im Allgemeinen eine Frau von gutem Urtheil — war in diesem speciellen Fall unerbittlich. Sie sprach von Intrigue, Vorurtheil und überlegter Bosheit und war nahe daran, den armen Pinsel zu verklagen.

Aehnliches ereignet sich leider noch recht oft. Denn das Publikum sieht zwar ein, daß ein mittelmäßiger Maler einem wahren Paradiese gegenüber auch nur eine mittelmäßige Landschaft zu Stande bringen kann, und daß es sich mit Frucht- oder Thierstücken ähnlich verhalte. Aber was das Publikum zumeist nicht begreift, ist, daß ein mittelmäßig veranlagter Maler aus demselben Grunde von der schönsten oder geistvollsten Person ebenfalls nur ein mittelmäßiges Abbild liefern kann. So ist es aber: ein Gemälde — gleichviel was es zum Vorwurf hat — charakterisirt in erster Linie den Künstler selbst; in zweiter erst den Gegenstand, den es behandelt. Und zwar: je bedeutender der Künstler, je stärker sein persönliches Empfinden der Natur gegenüber, je deutlicher werden wir ihn selbst aus seinen Werken, resp. Portraits erkennen. Seine Persönlichkeit, und wäre das Modell an Bedeutung ihm ebenbürtig, wird überall im Vordergrund stehen. Täglich können wir uns in Bildergalerien davon überzeugen. Denn es fällt uns da gewissen Portraitköpfen gegenüber nicht ein, zu rufen: Das ist Thomas Morus, das ist der Herzog Olivarez oder das ist Karl der Erste. Sondern wir sagen sofort: Das ist ein Holbein, das ist ein Velasquez, das ist ein Van Dyck!

Hier könnte nun — und scheinbar mit einem gewissen Recht — das Publikum protestiren. Nicht indem es behauptet, ich irre mich, man riefe zuerst: Ei sieh, das ist der Kanzler Thomas Morus! und nicht: Das ist ein Holbein! Denn wahrscheinlich wird Jeder aus eigener Erfahrung bestätigen können, was ich hier aufstellte. Nein, das Publikum wird hier entgegnen: „Wozu ist denn die Portraitmalerei überhaupt da, wenn ihre ersten Vertreter den Zweck derselben nicht erreichen! Ich lasse meine Frau und meine Schwiegermutter malen, um meine Frau und meine Schwiegermutter aufzuhängen — aber doch nicht um ein in Gold gerahmtes Verzeichniß der Eigenthümlichkeiten eines bestimmten Malers an der Wand zu haben!“

Gewiß, der Einwand läßt sich hören; aber selbst eine gerechte Klage stößt eine auf lange Erfahrung gegründete Wahrheit nicht um. Und dann: beliebt's dem Publikum, mehr von der Frau oder der Schwiegermutter auf der Leinwand zu haben, als vom Maler, kann es sich ja damit helfen, daß es einen Maler wählt, welcher seine eigene Persönlichkeit dem Werke minder stark aufprägt. Das Publikum kann sich sogar damit trösten, daß es sehr wenige Portraitmaler gibt, deren Persönlichkeit man so ohne Weiteres aus ihren Bildern erkennt. Es wird bei tausend Familienportraits rufen können: das ist der August! oder: das ist die Luise! ehe ihm in Bewunderung zuerst der Name eines Malers auf die Lippe tritt.

Aber diese tausend Familienportraits wird einst Vergessenheit begraben wie den August und die Luise, die sie vorstellen, während der große Meister das Original eines Bildnisses — und sei das Original das unbedeutendste von allen — auf den Schwingen seines Genies mit zur Unsterblichkeit tragen wird.

Unsere Zeit ist den Bildnißmalern nicht nur durch den Cultus des Individuellen entgegen gekommen, sie hat ihnen auch durch den bereits in großer Vollkommenheit operirenden photographischen Apparat ein Hülfsmittel in die Hand gegeben, wie es früheren Malern nicht zu Gebote stand. Die Möglichkeit, dem Publikum jene „sprechend ähnlichen Portraits“ zu liefern, nach denen es so sehr verlangt, ist dadurch bedeutend gefördert worden. Allerdings hat die Maschine dem Hervortreten der Künstlerpersönlichkeit oft Abbruch gethan.

Hand in Hand mit einem geschickten Photographen zu arbeiten, der lebensgroße Copien nach der Natur in den verschiedensten Stellungen liefert, ist bequem. Sich diese Bequemlichkeit zu nutze machen, dagegen läßt sich ja auch nichts einwenden, sobald der Künstler um ihretwillen ein genaues, ja, das genaueste Studium der Natur nicht vernachlässigt. Aber manches schöne Talent hat sich schon verleiten lassen, aus Bequemlichkeit auf halbem Wege stehen zu bleiben und den Apparat nicht als Hülfsmittel, sondern als Krücke zu gebrauchen, um den Mangel seines Könnens dahinter zu verbergen.

Da hat man Beispiele, daß ein geistvoller Mensch mit genialer Auffassung, der allenfalls einen Kopf sicher zu zeichnen verstand, sich mit Hülfe der Maschine einen großen Namen erwarb. Aber er konnte ihn dauernd nicht behaupten, weil es nicht möglich war, eine hübsche Frau immer nur bis an ihr Perlenhalsband, und ihren Gatten immer nur bis zum Stehkragen zu portraitiren. War er genöthigt, etwas weiter hinunter zu steigen, ließ ihn sein Können, das sich dort auf die Maschine stützte, verrätherisch im Stich. Die Maschine zeigt sich in der Wiedergabe der Hände für den Maler unzureichend. Wie den Vogel an den Federn, erkennt man die Unfähigkeit solcher geistreichen Kopfmaler darum zuerst an den Händen ihrer Portraits. Die Hände sind recht eigentlich der Prüfstein für die Echtheit eines ruhmverwöhnten Namens. Die Aehnlichkeit der Züge, welche die Mitwelt mit Bewunderung grüßt, hat für die Nachwelt wenig oder keine Bedeutung. Die Nachwelt frägt nicht, ob ein ernstes Auge, das uns gleichsam wie ein Personenfühler entgegenblitzt, sobald wir in seine Nähe kommen, einen bekannten Staatsmann kennzeichnet: ob die zugeknöpfte Gravität der Züge eines anderen Portraits einem berühmten Strategen eigen, ob die machiavellistisch-fromme Majestät eines Kirchenfürsten auf der Leinwand wiedergegeben ist. Die Nachwelt will nicht Aehnlichkeit, sie will ein Kunstwerk in allen seinen Theilen, ehe sie einen überkommenen Namen zu den unsterblichen zählt.

Was wären uns ein Holbein, ein Van Dyck, wenn sie uns die charakteristische Zeichnung der Hände schuldig geblieben wären, die ihre Physiognomie haben, gerade so gut wie der

Digitized by Google

Kopf, wie jeder andere Theil des menschlichen Organismus. Ein Knochenspecialist wird z. B. beim Zusammensetzen eines Skelettes auch nicht das allerkleinste Fingergliedknöchelchen mit dem eines anderen Skelettes verwechseln. Für den scharf beobachtenden Psychologen aber ist die Hand eben so beredt wie das Auge. Der scharf beobachtende Bildnißmaler hat ihm darin jederzeit Recht gegeben. Drückt die vornehm-schmale, langgegliederte Racenhand Karls I. auf dem Van Dyck'schen Portrait nicht dieselbe superbe Unentschlossenheit aus, wie der Kopf? Wie sinnlich-capriciös sind die schlanken, nägelpolirten Hände der Maria von Medicis auf dem berühmten Portrait, das aus Rubens' Atelier hervorging. Man schrieb sie Van Dyck zu, dem Händemaler par excellence. Gleichviel wer sie schuf, der eine oder andre Meister, er verstand sein Metier und noch etwas mehr.

Um der Bedeutung willen, welche die Hände beim Portrait einnehmen, verschmähen große Bildnißmaler es auch meist, sich für dieselben bezahlter Modelle zu bedienen. Ein Velasquez, Sir Josuah Reynolds oder Rubens, welche alle die Portraitsitzung nach wenigen Stunden, nicht nach Tagen bemaßen, konnten ihrer Gewohnheit, auch die Hand des Originals zu portraitiren, deshalb selbst bei gekrönten Häuptern oder vielbeschäftigten Diplomaten treu bleiben. Lionardo da Vinci, welchen die Tradition sieben Jahre am Bildniß der Mona Lisa arbeiten läßt, würde schwerlich einen zeitgenössischen Staatsmann gefunden haben, der sich solcher Geduldsprobe unterworfen hätte. Für Hand und Gewandung mußte da ein Malermodell aushelfen. Selbst die schöne Frau, obwohl ein sphynxartiges Lächeln ihre Unzufriedenheit zu verbergen scheint, wird dem Kunstpedanten sicher gegrollt haben, daß er ihre Jugend schwinden ließ, ohne sie im Rahmen festzuhalten. Wäre der photographische Apparat damals schon in Kraft gewesen, würde Madonna Lisa dem guten Meister Lionardo wahrscheinlich die Sitzungsfreuden gekürzt und ihn auf ihre Photographie verwiesen haben.

Stillsitzen! Bis auf vereinzelte Fälle ist das wohl die unangenehmste Zugabe zu dem zweifelhaften Genuß, sich in Gold gerahmt an der Wand seines Salons zu erblicken. Gibt es einen Trost, mag's der sein, daß der Maler oft noch mehr dabei leidet, als das Modell. Er fühlt die Verpflichtung — besonders wenn er nicht zu den privilegirten Meistern gehört, welche sich Alles erlauben dürfen, auch einer hübschen Frau gegenüber mit ihrer Arbeit allein beschäftigt zu sein — Unterhaltung zu machen. Das heißt, er muß sein eignes Ich in zwei Hälften theilen, von denen nur eine der Kunst gehören darf. Die andere muß sprechen, singen, lachen, erzählen, disputiren, schmeicheln — ja, sie muß zuweilen selbst den Komiker machen, um einen Ausdruck höchster Fröhlichkeit hervorzurufen. Nicht weil der auf die Leinwand geworfen werden soll, sondern weil er, wenn er vorübergezogen, der Physiognomie jenes je ne sais quoi hinterläßt, jenen erhöhten Ausdruck, der das Portrait belebt, wie das Abendroth die Landschaft belebt, wenn die Sonne längst untergegangen ist.

Während dieser Zeit darf die andere Hälfte — die Hälfte Maler — nicht einen Augenblick verlieren, sie muß ohne Unterlaß fortarbeiten, ohne je außer Acht zu lassen, daß die Wiedergabe jener momentanen Geistesfrische der Vorzug eines Portraits, ja vielleicht die Bedingung seines Erfolgs ist!

Aus dieser Doppelrolle erwachsen Schwierigkeiten, die nur Wenige siegreich überwinden, ist es doch nicht das Talent allein, das dabei in's Spiel kommt. Oft verstimmt den Meister auch die Aussicht, daß ein gutes Portrait im Sinne der Kunst, ein schlechtes Portrait im Sinne des Originals sein dürfte. Das Original hat ihn ohnedies bereits zur Verzweiflung gebracht, durch unsinnige Ansprüche hinsichtlich der Staffage, durch das Gezierte der Stellung und das Groteske des Anzugs. Die Mehrzahl der Menschen versteht nämlich unter dem: Sich-instaatwerfen für eine Portraitsitzung, sich in Jemand verkleiden, der man eigentlich nicht ist.

Eine Frau, welche im Hause einen bequemen, anmuthig-kleidsamen, man möchte sagen: malerischen Anzug trägt, kommt in's Atelier geputzt, überladen, eingeschnürt, d. h. geschmacklos, grotesk und unnatürlich. Sie hat dem Maler gegenüber nur einen Wunsch — das Häßliche in Schön zu wandeln, oder ihm jung zu erscheinen, falls sie's nicht mehr ist. Sobald er sie nur ansieht, erweitert sich ihr Auge, der Mund zieht sich zusammen, die Grimasse der Liebenswürdigkeit wird über die Züge ausgegossen. Wehe ihm, wenn er sie so kopirt!

Aber — die Eigenschaften, welche bei der Frau hier hervortreten, sind menschliche Eigenschaften. Die Eitelkeit, der Wunsch zu gefallen, das Verlangen besser zu scheinen, als man ist, und dieses Bessere der Mit-, vielleicht der Nachwelt zu überliefern, wer ist frei davon?

Der Bildnißmaler doch etwa nicht, oder wenigstens nur in eben so seltnen Fällen, als der Mensch überhaupt frei davon ist. Natürlich treten diese Eigenschaften beim Portraitmaler anders auf, weil er ihnen nicht als Modell unterliegt, sondern als Künstler. Auch er ist eitel, auch er hat den Wunsch, der Nachwelt als ein Größerer überliefert zu werden, als er wirklich ist. Darum affectirt auch er, was ihm nicht eigen, greift zu Mitteln, die durch Bizarrerie die Menge fesseln, und sucht nicht durch den Werth, sondern durch den Effect seiner Leistung dem Publikum zu imponiren. Auch er verleugnet sich selbst, d. h. sein Auge, und zwingt die Natur, durch die Brille des größern Nachbars zu sehen, um ihm zu gleichen.

Als ob je, einen Größern nachahmen, auch ihm gleichen heiße!

Zu solcher Effecthascherei kann man bei einigen Bildnißmalern z. B. die Manie rechnen, ein Frauen- oder Kinderportrait in — man könnte fast sagen — in einfarbiger Sauce zu serviren. Die Sache ist nicht neu. Selbst der geniale Gainsborough, der in einer Künstlerlaune den blue boy schuf, war nicht der Erste, die sie einführte.

Lange in Vergessenheit gerathen frischte Henri Regnault sie mit seiner gelben Salome im Pariser Salon von 1869 wieder auf. Salome, obgleich sie den Namen aus der Bibel geborgt, konnte nicht als historisches Bild angesehen werden. Sie war die ähnliche Portraitstudie eines bekannten römischen Modells, welche H. Regnault als prix de Rome während des ersten Jahres seines Verbleibs in der Villa Medici malte. Eine feingestimmte, gelbe Phantasie fürwahr! Vor einer Wand von maisfarbenem Marmor saß in safrangelber Tunica die schöne Salome auf Kissen von strohgelber Seide. Aus ihrer sonnendurchglühten, leuchtenden Haut blitzten wie schwarze Diamanten die Augen. Mit goldnen Bändern durchflochten war das Haar, sie spielte mit goldnem Geschmeide.

Das Künstlerisch-Bizarre dieses Bildes machte Furore. Daß über den ersten Eindruck hinaus sein Ansehen später noch stieg, lag daran, daß es durch den Tod des jungen Künstlers vor Paris zum Erbe eines für's Vaterland gefallenen Helden wurde. Salome machte selbstverständlich Schule. Der gelbe Neid packte sogar einige deutsche Maler, die in Portraits und andern Bildern — ich erinnere an den gelben Meerkönig Graf Harrach's — sich des Recepts bedienten. Als Gelb erschöpft war, kam Blau an die Reihe, dann ein gewisses Spinatgrün, von dem Pariser Maler Roll eingeführt.

Paris — was man auch dagegen vorbringt — gibt in gewissen extravaganten Kunst-, Literatur- und Kleidermoden immer noch den Ton an. Zola ist auch für eine ganze Herde deutscher Federn der Leithammel geworden, sowie Monet und Courbet es für die Pinsel waren.

Spinatgrün hielt sich ziemlich lange, es stimmte vortrefflich zum Colorit. Frauen in leichter Toilette, die sich in einem Grasgarten, umgrenzt von dunklerem Buschwerk, der Sonne aussetzten, schienen sich auf französischen Ausstellungen förmlich Rendezvous gegeben zu haben. Auf Grün folgte Roth — folgerichtig als Ergänzungsfarbe.

Das Portrait in Roth, das Duez von seiner Frau gemalt — 2 Meter im Quadrat — ist auch auf deutschen Ausstellungen angestarrt worden. Duez gehört zu den gemäßigten französischen Impressionisten, weil er mitunter modellirt, was ihm die ungemäßigten französischen Impressionisten (auch: Schule von Batignolles), die nicht malen, sondern anstreichen, nicht verzeihen.

Digitized by Google

Beim ersten Anblick des Duez'schen Portraits wurde ich in die Schlußscene vom Don Juan versetzt, wo bengalische Flammen den Helden zu erröthen zwingen. Nähertretend, löste das Feuerwerk sich in folgende Einzelheiten auf, die mit Geschick gemalt waren: ein chinesischrothes Sopha von der doppelten Tiefe gewöhnlicher Sophas stand vor einer englischrothen Tapetenwand.

Neben purpurrothen Kissen lag unter carminrothen Päonien eine junge Frau in einem krapproth geblumten Unterkleide, das von ihrer zinnoberrothen Tunica zum Theil bedeckt wurde. Kopf und Hände der jungen Frau, nebst einer kleinen Zeichnung, die über ihr an der Wand hing, verschwanden fast in diesem rothen Meere. Ein Zug des Mißbehagens war ihr aufgeprägt. Da bei einem impressionistischen Bilde von Seelenschmerz nicht die Rede sein kann (Seele? Ein Ding, das keine Farbe und keine Valeurs hat? Das kein Plein-Air verträgt? Fi—donc!), so schloß ich, daß der Maler die Verstimmung ausgedrückt, der das Opfer seiner rothen Palette sich zweifellos hingab, als es sich verurtheilt sah, in dieser Brandlivree öffentlich ausgestellt zu werden.

Man frägt unwillkürlich, was die Zukunft einst — mit diesen Portraits in Roth, Grün oder Gelb anfangen wird, sollten sie ihr erhalten bleiben. Wird sie Säle einrichten mit Ueberschriften wie: Specialitäten in Grün, sehr zu empfehlen für Solche, deren Augen durch den Genuß der Specialitäten in Roth gelitten haben? Oder wird dann eine andere Manie das Serviren in einfarbiger Sauce abgelöst und in Vergessenheit geworfen haben?

Still! Selbst solchen Extravaganzen gegenüber sollte man nicht schulmeisterlich verfahren. Mag am Ende doch Jeder nach Herzenslust sich seinen Text wählen und in seine Lieblingsfarbe kleiden. Schnappt die Vernunft auch einmal über und gebiert etwas Ungereimtes oder Tolles — es ist immer noch dem hunderttausendsten Abklatsch von einem alten Schulrecept vorzuziehen, das die Tradition sanctionirt hat.

Von den Londoner Bühnen.

Von Wilh. F. Brand.

London, Anfang März.

„Royal", wie sich fast alle englischen Theater zu nennen für gut befinden, oder „Her Majesty's", „Prince of Wales's", und „Princess's", so ist doch das Alles eitel Bombast. Es gibt bekanntlich keine königlichen Theater in England in dem bei uns üblichen Sinne des Wortes. Auch Municipalitäten bezeigen den Theater-Unternehmungen keinerlei Entgegenkommen. Es sind lediglich geschäftliche Speculationen, oder dienen als Mittel — oder doch als vermeintliche Mittel — ehrgeizigen, meist mittellosen Künstlern auf die bequemste Art zur Erlangung von Ehren und Ansehen, häufiger indessen zum Bankerott zu verhelfen. So miethet ein hervorragender Schauspieler — sei er auch nur seiner eigenen Ueberzeugung nach hervorragend! — ein Theater, wählt sich ein Stück aus und engagirt die Mitwirkenden gewöhnlich nur for the run of the piece, d. h. für so lange, wie das Stück eben Abend für Abend gespielt werden kann. Das mag nun Monate lang oder auch nur einige Tage lang sein. Dann müssen sich die Künstler wieder anderswo ihr Brod suchen.

Der solchermaßen mehr oder weniger improvisirte Impresario ist dann gewöhnlich im eigenen Hause Director, Regisseur, Künstler, erster Liebhaber, erster Held — sei es auch nur der Reclame! — und erster alles Andere! — Nicht selten auch noch erster Verfasser des Stückes, oder er wird wenigstens, weil er hier und da noch eine Aenderung vorgenommen, d. h. seine eigene Rolle noch ein wenig herausgestrichen hat, mit dem wirklichen Autor, resp. dem Uebersetzer desselben aus einer anderen Sprache, auf dem Theaterzettel als „Mit-Verfasser" angegeben.

Die meisten solcher selbsterkorenen Künstler-, Regisseur-, Autoren-Impresarii verschwinden begreiflicher Weise gar bald wieder von der Oberfläche, andere aber sind solche Universal-Genies — d. h. „sie verstehen den Rummel" in so ausgezeichneter Weise — daß sie sich auf die Dauer nicht nur für, sondern auch als solche Allerweltskünstler zu halten vermögen und nicht nur „große", sondern auch reiche Männer dabei werden. In ihren Händen liegt ausschließlich die Entwickelung des englischen Theaters. Ich verweise nur auf den Inhaber des „Royal Theatre Drury Lane", Mr. Augustus Harris, „Druriolanus" — wie die Telegramm-Adresse und auch der Beiname dieses Königs der Reklame lautet; auf Mr. Wilson Barrett, Inhaber des „Royal Princesses' Theatre"; auf Mr. Beerbohm-Tree vom „Royal Haymarket Theatre"; Mr. Thomas Thorne vom „Royal Vaudeville Theatre"; Mr. Edgar Bruce vom „Prince of Wales's Theatre"; Mr. Willie Edouin vom „Royal Strand Theatre"; Mr. J. L. Toole vom „Toole's Theatre"; Mr. Edward Terry vom „Terry's Theatre"; Mr. Charles Wyndham vom „Criterion Theatre".

Hierher gehört auch Mr. Henry Irving, der indessen auf Grund seiner wahrhaft künstlerischen Leistungen als Darsteller, sowie seiner verdienstvollen und auch erfolgreichen Bestrebungen um Hebung des englischen Bühnenwesens bei weitem die hervorragendste Rolle unter diesen Personen einnimmt. Zwar hat er einen unschönen Gang, linkische Bewegungen der Arme und eine manirirte, undeutliche Aussprache; aber seine Genialität läßt uns das Alles vergessen in solchen Rollen wenigstens, wie Shylock, Malvolio und selbst Hamlet. Einer Rolle freilich, wie der des Romeo, ist er gewiß nicht gewachsen und jedenfalls längst auch entwachsen. Darin hätte er sich niemals versuchen sollen. Er hat indessen auch ein tüchtiges Personal um sich gesammelt und besitzt vornehmlich in seiner ersten Darstellerin, Miß Ellen Terry, eine höchst schätzenswerthe Bühnenkraft. Aber obschon er uns einzelne geradezu musterhafte Vorstellungen geboten hat und es bei dem stets wohlgefüllten Hause auch um die Kasse bei ihm wohlbestellt sein muß, ist es Irving doch gerade, der neuerdings nicht müde wird, den Municipalitäten an's Herz zu legen, daß die Pflege des Dramas wie der Oper ihnen obliege. Das ist bei einem Manne wie Irving, der aus eigener Kraft es dahin gebracht hat, so hoch und fest zu stehen, eine gewisse Art der Selbstverleugnung, und sein Rath ist eben deshalb um so beherzigenswerther.

Einem Künstler wie Irving muß es allerdings peinlich genug sein, Monate, ja Jahre lang Abend für Abend ein und dasselbe Stück aufzuführen, da er selbst seiner von allen englischen noch am besten gefüllten Theaterkasse nicht zumuthen kann, öfter neue Stücke in der vollendeten Ausstattung, wie wir sie bei ihm gewohnt sind — und in dieser Beziehung sind die Engländer verwöhnt! — auf die Bühne zu bringen. So wurde in letzter Zeit eine nicht allzu glückliche Bearbeitung des Goethe'schen „Faust" anderthalb Jahre lang unausgesetzt auf der Lyceumbühne gegeben. Es spricht vielleicht zu Gunsten des Geschmackes des englischen Publikums, daß ein solches Stück sich so lange auf der Bühne zu halten vermochte? Ach nein, das Publikum hat den Werth Irving's erkannt. Es nimmt eben alles dankbarst entgegen, was dieser ihm darbietet. Längst gehört es zum guten Ton, die Lyceumstücke zu sehen. Die Kritik lobt die Aufführung der Stücke im Lyceum und lobt sie mit Recht. Und wenn vollends der Prinz von Wales ein Stück sich angesehen hat, dann ziehen Brown, Jones und Robinson ihren Frack an und gehen auch hin sammt ihren Familien. Sie finden dann Alles nice und grant und magnificent und reden noch lange davon, bis vielleicht die Pflicht, die ihnen „der gute Ton" auferlegt, nach Jahresfrist sie einmal wieder in's Lyceum ruft. Aber kunstverständig werden sie in ihrem ganzen Leben nicht. „Da sitzen sie auf ihren Zehn-Shillingplätzen in ausgeschnittenen Kleidern mit Diamanten behängt, im Frack und ihres Vorhemds tadellos schneeiger Steifheit; aber eingeschneit und eingesteift scheint damit alles Urtheilsvermögen."

Ein ganz anderer Mann ist Mr. Harris von Drury Lane,

Digitized by Google

dessen „Melodramen" sich auch alle Zeit des bedeutendsten Zuspruchs erfreuen, jene unselige Abart dramatischer Kunst, die realistisch-sensationellen Schauer- und Spektakelstücke, voll Bosheit und Tücke, voll Blut und Schmutz, aber auch mit einer gehörigen Dosis recht breitgetretener Tugendhaftigkeit vermengt. Stücke, in denen Collisionen, Explosionen, Schiffbrüche und Erdbeben allerdings Decorationsmaler und Maschinisten auf die Höhe ihrer Kunst gebracht haben, Stücke, mit denen die dramatische Kunst aber nichts zu schaffen hat.

Mr. Harris' letzter großer Wurf in dieser Hinsicht ist die „Armada". Es sind eben jetzt dreihundert Jahre, daß die spanische Armada an der Küste Englands vernichtet worden, ein Zeitpunkt, den der reclame-erfahrene Impresario nicht ungenützt vorübergehen lassen konnte. In der That bot dieses historische Ereigniß immerhin einen recht günstigen Hintergrund für ein Drama und die dreihundertjährige Gedächtnißfeier desselben hatte vollends das Interesse des Publikums in diesem Moment wachgerufen. Aber was hat uns Mr. Harris als Dramatiker mitsammt seinem Collaborator Mr. Hamilton nun schließlich geboten? Ein Stück, das viel besser für einen Circus gepaßt haben würde als auf die Bühne. Die scenischen Effecte, die erzielt worden, sind allerdings zuweilen recht anerkennenswerth. An Schlachten zu Lande sind wir ja in Drury Lane längst gewöhnt, aber eine solche Seeschlacht wie uns hier vor Augen geführt wird, ist gewiß noch auf keiner Bühne geliefert worden — vielleicht auch auf keiner See, aber daran ist doch nicht Mr. Harris Schuld. Seine Seeschlacht ist gewiß ein Anblick für die Götter, — die denn auch in gebührender Weise applaudiren und „ein Drama" mit einer solchen Seeschlacht, oder vielmehr eine solche Seeschlacht mit einem Drama daran geknüpft, gewiß für ihres beliebten Impresarios ganz besonderen Triumph erachten. Neben der Seeschlacht gibt es aber noch eine ganze Reihe anderer großartiger scenischer Darstellungen, wie die pompöse Hofhaltung der Königin Elisabeth, ländliche Scenen von idyllischer Lieblichkeit, ein Auto-da-fé in Madrid mit all' seinen Schrecknissen und was dergleichen Bilder mehr sind. So könnte man das ganze Stück mit einem Bilderbuch vergleichen. Es fehlt zwar der innere Zusammenhang zwischen den einzelnen Bildern, aber es sind künstliche Brücken geschlagen, die von einem Bild zum andern führen. Und diese Brücken sind in dem althergebrachten melodramatischen Stil gehalten: eine verfolgte unschuldige Schöne vom Lande, ihr treu geliebter und in der Liebe getreuer „Held", ein schurkischer Ausländer, in diesem Fall ein spanischer Edelmann mit seinem Helfershelfer, einem Priester, das sind so die gewohnten Pfeiler, auf denen jene Ueberbrückung ruht.

Dazu fehlt es nicht an der nöthigen Dosis recht schwulstiger, phrasenhafter clap-traps von Frauenwürde und Männerehre, was das edle Herz eines britischen Publikums allemal zu rühren pflegt; und ebenso wenig an einigen heldenhaften Thaten wie die heroische Befreiung der britischen Jungfrau vom Marterpfahl in Madrid, ausgeführt von einem winzigen Häuflein britischer Seeleute, vor deren bloßem Anblick die feigherzigen Spanier natürlich sammt und sonders einen solchen Schrecken bekommen, daß es sie augenblicklich ein wahres Himmelsglück bedünkt, sich von braven Britenhänden abschlachten lassen zu dürfen. Und was die Armada König Philipp's nicht vermocht, die Armada von Drury Lane hat es mit einem Schlage fertig gebracht: sie hat England im Sturm erobert.

Auf dem Felde der Operette steht das Savoy Theatre, das ausschließlich die eigenartigen Werke der Dioskuren Gilbert und Sullivan zur Aufführung bringt, bei Weitem obenan. Der Erfolg, den dieselben in Deutschland und Oesterreich errungen, hat ihr Ansehen hier natürlich noch wesentlich gehoben. Und sind dieselben auch keine bedeutenden Meisterwerke an sich, so übt doch der wunderliche, sarkastische Humor, mit dem Gilbert vornehmlich nationale Zustände in der tollsten Weise karikirt, und zu dem die leichte, melodienreiche Sullivan'sche Musik einen angemessenen Rahmen liefert, eine große Anziehungskraft aus. Gefallen schon die Sachen auf dem Continent, wo doch ein guter Theil des Humors unverständlich bleiben muß, so ist es leicht erklärlich, daß sie hier, wo wir in den Zuständen leben, die in diesen Machwerken gegeißelt sind — nachdem sie allerdings zuvor in tollster, maßlosester Weise bis hart an die Grenzen der Unkenntlichkeit karikirt worden — noch ein erhöhtes Interesse gewinnen.

Ihr neuestes Werk ist The Yeomen of the Guard oder The Merryman and his Maid, das wieder viel Anklang gefunden. Das Ansehen des Dichters wie des Componisten und das Vertrauen in ihre Schöpferkraft ist so groß, daß das Publikum es nicht nur allgemein als etwas Selbstverständliches erwartete, sondern von zustehender Seite auch Gerüchte dahin verbreitet wurden, das neue Werk sei nicht eine Operette, sondern eine große, schon vor der Geburt als unsterblich bezeichnete Oper. Die Spannung war daher eine außerordentliche, mit der man der ersten Aufführung von „The Yeomen of the Guard" entgegensah. Es scheint auch in der That, daß jedenfalls dem Dichter etwas „Größeres" vorgeschwebt hat. Nämlich die Oper „Maritana", mit welcher der Text eine nicht zu leugnende Aehnlichkeit aufweist! — Je mehr aber Mr. Gilbert sich von seinem Vorbild hat frei zu machen gesucht, desto mehr ist er wieder in den ihm nun einmal eigenen und in mancher Hinsicht geradezu unübertrefflich humoristischen Stil gerathen. Und das scheint noch ein wahres Glück. Einem derartigen Text ist auch das Sullivan'sche Compositionstalent mehr angemessen. Und so ist die Oper ein Erfolg, wie — ihre Vorgänger, obschon auch da noch kaum den besten unter ihnen gleichzustellen.

Schlimm aber, sehr schlimm steht es auf dem Gebiet der Oper in England. Die deutsche Oper in England ist todt, die italienische liegt im Sterben und die englische immer noch — in den Windeln. Es ist eine bekannte Sache, was für ein heikles Unterfangen ein Opernunternehmen ohne Subvention ist. Als vor etlichen Jahren der Wagnercultus auch in diesem Inselland eine ziemliche Höhe erreicht hatte, hielt man den Zeitpunkt für geeignet, einen Cyclus von deutschen, insonderheit Wagner'schen Opern in London in der Originalsprache und mit deutschen Kräften zur Aufführung zu bringen. Zwei Mal wurde ein Anlauf dazu genommen, aber beide Male endete derselbe mit Bankerott. Das ist auch das Loos, welches den meisten Opernunternehmungen in italienischer Sprache hier zu Theil wird. Dieselben wagen sich aber gleichwohl immer wieder hervor und werden es so lange thun, bis die Oper in der Landessprache kräftig genug ist, ihren Platz einzunehmen. Diese ist aber noch lange nicht so weit. Es gibt in ganz England nur eine einzige englische Operngesellschaft, die von unserm Landsmann in's Leben gerufene „Carl Rosa Opera Company". Sie hat sich bislang auch recht wacker gehalten, hat aber immer noch mit erheblichen Schwierigkeiten zu kämpfen, mit dem Mangel an geschulten heimischen Gesangskräften und vor Allem mit der Gleichgültigkeit der Engländer gegen eine nationale Oper. Herr Rosa hält sich daher gewöhnlich mit seiner Gesellschaft nur etwa sechs Wochen, zur Zeit der Saison, im Mai und Juni hier auf, während er in den übrigen Monaten in den größeren Provinzialstädten gastirt. Die Saison ist aber auch die kurze Zeit, auf welche die italienische Oper sich beschränkt. Für den langen Rest des Jahres hat die größte, reichste Stadt der Welt noch keine Oper!

Bei alledem läßt sich nicht leugnen, daß die Bühne — wenigstens soweit das Drama in Betracht kommt — in den letzten Jahren einen wesentlichen Aufschwung genommen hat, sowohl in künstlerischer Beziehung, als auch vornehmlich in Bezug auf die sociale Stellung ihrer Angehörigen. Es ist noch nicht so lange, da galten die Schauspieler im Allgemeinen für wenig besser als „Tagediebe und Vagabunden", und in vielen Fällen waren die Thüren nicht nur den Theaterangehörigen, sondern sogar solchen Leuten verschlossen, die überhaupt ein Theater besuchten. Heute stehen diese nicht nur den Schauspielern überall weit offen, sondern sie haben sogar die früher so beliebten „Curates", die jungen Hülfsprediger, in sehr vielen Häusern aus ihrer bevorzugten Stellung verdrängt und gelten jetzt in vielen Kreisen für die erklärten „Darlings of Society", und Künstler wie auch Künstlerinnen rekrutiren

Digitized by Google

sich zum guten Theil aus recht angesehenen Familien, so daß man selbst für England den Ausspruch des bekannten Pariser Kunstkritikers, wenn nicht geradezu anerkennen, so doch verstehen kann, „daß die Bühne in unseren Tagen gewissermaßen zu anständig geworden sei".

Richard Wagner und sein Dresdener Freundeskreis.

Als Richard Wagner, nach langen Irrfahrten in Riga und Paris, endlich im Jahre 1842 in Dresden als Kapellmeister, an Stelle des eben verstorbenen Rastrelli, angestellt wurde und neben Reißiger die schon damals berühmte königliche Kapelle leitete, bildete die sächsische Residenz gewissermaßen sein „Wahnfried", wo sein „Wähnen Ruhe fand", allerdings nur für die erste Zeit, da sein Stern gelegentlich der ersten glänzenden Aufführungen seiner Opern: „Rienzi", „Fliegender Holländer" und „Tannhäuser" in hellstem Lichte erstrahlte. Allmählich begann sich der unruhige, unzufriedene, mit kühnen Reformplänen sich tragende, überdies — nicht ohne seine Schuld — arg verschuldete Componist auch in Dresden unglücklich zu fühlen, und die politischen Bewegungen von 1848 und 1849 boten ihm willkommenen Anlaß, durch Betheiligung an der Revolution seinem Grolle Luft zu machen. In jener „Sturm- und Drangperiode" Richard Wagner's standen ihm drei Freunde zur Seite, welche sich allezeit als treu bewährten, die er bis an sein Lebensende aufrichtig liebte und denen gegenüber er stets sein volles Herz ausschüttete. Dieses Freundes-Trifolium hieß: Theodor Uhlig, Wilhelm Fischer und Ferdinand Heine.

Theodor Uhlig war Mitglied der königlichen Kapelle und starb in der Blüthe seines Lebens am 3. Juni 1853. Er lernte die oben genannten drei Opern Wagner's unter des Componisten eigener Leitung kennen und wurde aus einem entschiedenen Gegner derselben mit einem Male ein begeisterter Vorkämpfer der Wagner'schen Musik und ein glühender Verehrer des Meisters. Auch der Umstand, daß Wagner sich bei jeder Gelegenheit der Kapelle warm annahm und daß er beim Einstudiren classischer Werke, wie z. B. der neunten Symphonie von Beethoven, als ein echt künstlerischer Dirigent sich bewährte, machte ihm den jungen, feurigen Dresdener Kapellmeister ungemein lieb und werth. Sie blieben treue Freunde, und in Wort und Schrift war Uhlig auf's Eifrigste bemüht, für den Maëstro Propaganda zu machen. In den damaligen musikalischen Zeitschriften veröffentlichte er zahlreiche lobende Aufsätze über die Wagner'sche Musik; überdies veranstaltete er einen vortrefflichen Klavierauszug zum „Lohengrin". Wagner fühlte sich zu ihm sehr hingezogen. Seine Bescheidenheit, Anspruchslosigkeit, Liebenswürdigkeit, die große Ruhe und Gelassenheit seines Wesens imponirten dem ehrgeizigen und stets quecksilbern-beweglichen Kapellmeister. Wie sehr Wagner's Genius Uhlig beeinflußte, beweist z. B. ein Brief an Franz Brendel, den Redacteur der „Neuen Zeitschrift für Musik", geschrieben kurz vor dem Tode Uhlig's; er lautet u. A.: „Ich lebe und sterbe in der Musik für Beethoven und habe nie ein wahres Herzensinteresse für die Geistreichen gehabt. Dafür sympathisire ich mit Wagner aus Grund meines Herzens so sehr, daß für mich, mit ganz wenig Ausnahmen, die übrige Musikwelt so gut als gar nicht vorhanden ist."

Der Zweite der Unzertrennlichen war Wilhelm Fischer, seines Zeichens Chordirector zu Wagner's Dresdener Kapellmeisterzeit. Er war es, an den sich der Componist des „Rienzi" im Jahre 1841 von Paris aus wandte, um dessen Interesse für diese Oper zu erwecken. Fischer trat in der That für dieselbe mit größtem Eifer ein, und gleich nach der Uebersiedelung Wagner's nach Dresden entspann sich zwischen Beiden die herzlichste Freundschaft, obschon Wagner 28 und Fischer 53 Jahre alt war und Beide in Bezug auch auf Fähigkeiten und Temperament von einander grundverschieden waren. Als der Freund 1859 starb, widmete ihm der Componist einen überaus warm empfundenen Nachruf, worin deutlich ausgesprochen ist, was Fischer für Wagner gewesen. Es heißt dort u. A.: „Einst war ich seine Freude, nun seine Sorge. Und wie sorgte er um mich! Als sich das ganz Unerwartete wie ein Wunder zutrug und meine Opern, die fast kaum den Bezirk Dresdens überschritten hatten, sich über ganz Deutschland verbreiteten, da ging seine Sorge allmählich in Besorgniß über, und wo ich, der Jugendliche, erlag, da trat der rüstige Alte ein, nahm mir alle Mühe ab, überwachte die Copien und Einrichtungen meiner Partituren, correspondirte, trieb an, hielt ab — damit ich nur Ruhe hatte, weiter arbeiten und meiner Kunst mich hingeben konnte — wahrlich, es ist ein Trost, daß es Solche gibt! Es ist ein unschätzbares Wohlgefühl, einem Solchen begegnet zu sein!"

Der Dritte im Bunde war der Maler und Costümier am Hoftheater, Ferdinand Heine in Dresden, in dessen geselligem Hause Richard Wagner mit seiner Frau sehr häufig verkehrte. Auch er gehörte zu denjenigen, welche die erste Aufführung des „Rienzi" bei der königlichen Generalintendanz auf's Eifrigste betrieben. In seinen Briefen an den gemeinschaftlichen Freund, den Maler Ernst Hintz — er ist u. A. der Zeichner Wagner's, Heine's, der Schröder-Devrient — in Paris, gab er wiederholt seiner Verehrung für das Genie Wagner's begeisterten Ausdruck.

Mit allen Dreien duzte sich Wagner, und er liebte es, ihnen im persönlichen und brieflichen Verkehr allerlei Scherz- und Kosenamen, wie „Alter", „Heinemännel" ꝛc. zu geben.

Man kann sich denken, wie interessant und reichhaltig der Briefwechsel war, den Richard Wagner mit diesem Trifolium führte; wie in demselben das ganze Dichten und Trachten, die geheimsten Triebfäden seiner Seele zu Tage treten. Es war daher ein glücklicher Gedanke der Verlagshandlung von Breitkopf & Härtel*) in Leipzig, daß sie uns soeben die Briefe, welche Wagner an diese seine drei intimsten Freunde, welche er alle drei überlebte, richtete, in einem großen stattlichen Bande zugänglich gemacht hat. Dieser Briefwechsel scheint nicht minder bedeutungsvoll als der vorher erschienene zwischen Wagner und Liszt zu sein; denn er verbreitet sich über das Wollen und Wirken des Componisten von 1841 bis 1868 mit großer Offenheit und Rückhaltslosigkeit. Wir lernen den Musiker und Menschen von manch' neuer Seite kennen; wir folgen seinen Triumphen, seinem Elend im Exil, seinen Hoffnungen und Enttäuschungen, und ein gut Stück Culturgeschichte entrollt sich innerhalb dieses fast dreißigjährigen Zeitraums vor unseren Blicken.

Wir besitzen schon mehrere Biographien Richard Wagner's, aber eine unparteiische und erschöpfende soll erst geschrieben werden. Der Wagner-Liszt'sche sowie der vorliegende Briefwechsel wird dabei vor Allem zu berücksichtigen sein. Es wäre natürlich auch sehr erwünscht, wenn die Schlußbände der Wagner-Liszt'schen Briefe und die noch vorhandenen Correspondenzen zwischen dem Dichter-Componisten und Joseph Tichatschek, Eugen Degele, der Schröder-Devrient, der Krieto-Wüst u. A. gleichfalls bald erschienen. Dadurch würde der Biograph ein sehr reichhaltiges und interessantes Material erhalten, und aus solchen Baustämmen ließe sich ein wahrhaft prächtiges und solid gearbeitetes Gebäude aufführen.

Was nun die Wagner'schen Briefe an Theodor Uhlig betrifft, so erstrecken sie sich von 1849, also unmittelbar nach der Flucht Wagner's aus Dresden im Mai 1849, bis 1853, dem Todesjahre des armen Kammermusikers. Sie sind besonders bedeutsam, weil aus ihnen die Verzweiflung spricht, welche sich in jener traurigen Zeit der Seele des Flüchtlings bemächtigte, der in Noth und Elend sich befand und nur dem Wohlwollen seiner Gönner, edler Frauen und hochherziger Männer es zu verdanken hatte, daß er nicht jämmerlich zu Grunde ging. Hierzu gesellte sich der Kummer, daß seine Gesinnungsgenossen bei der Dresdener Mairevolution, wie der Musikdirector August Röckel, der Amtshauptmann Heubner und viele Andere zu schweren Zuchthausstrafen verurtheilt wurden.

*) Richard Wagner's Briefe an Theodor Uhlig, Wilhelm Fischer und Ferdinand Heine. Leipzig, Breitkopf & Härtel.

Digitized by Google

Ihr Schicksal berührt ihn auf's Tiefste und wiederholt giebt er darüber seinem Schmerze ergreifenden Ausdruck. Die Zeit heilt aber auch seine Wunden. In der Schweiz gefällt es ihm immer mehr, und so mancher Brief übersprudelt von keckem, frischem Humor — ein Beweis dafür, daß seine Lebensfreude und Schaffenskraft von Neuem erwacht. Uebrigens ist der Briefwechsel auch reich an Erörterungen künstlerischer Fragen, welche Wagner zu jener Zeit beschäftigten. Damals, als der Meister an seinem „Siegfried" und an seiner „Walküre" arbeitete, ahnte er keineswegs den ungeheuren Erfolg, welchen einst diese Opern ernten sollten. Er verzweifelte daran, je von der Gegenwart verstanden zu werden. Bezeichnend in dieser Beziehung ist ein Brief vom 20. September 1850, wo es u. A. heißt:

„... Ob ich den »Siegfried« zu einer ersten Aufführung in Weimar hergeben oder bestimmen sollte, wäre überhaupt eine Frage, die ich — wie es eben jetzt steht, wahrscheinlich nur mit einem unbedingten Nein! beantworten könnte. Daß ich den »Lohengrin« eigentlich aufgab, als ich seine Aufführung in Weimar gestattete, brauch' ich Dir wohl nicht erst zu versichern."

Nur von einer künstlerischen Revolution erwartet er das Heil seiner Musik. Uebrigens würde er selbst diese Revolution herbeiführen, wenn er — 10,000 Thaler zur Verfügung gestellt bekäme. Er wiederholt daher fortwährend den Ruf: „Schafft mir 10,000 Thaler!" Das Zukunftstheater, welches ihm vorschwebte und das durch 10,000 Thaler zur Gegenwart werden könnte, malt er sich in dem oben gedachten Briefe an seinen Freund also aus:

„Hier (Zürich), wo ich nun gerade bin und wo Manches gar nicht übel ist, würde ich auf einer schönen Wiese bei der Stadt von Brett und Balken ein rohes Theater nach meinem Plane herstellen und lediglich bloß mit der Ausstattung an Decorationen und Maschinerie versehen lassen, die zu der Aufführung von »Siegfried« nöthig sind. Dann würde ich mir die geeignetsten Sänger, die irgend vorhanden wären, auswählen und auf sechs Wochen nach Zürich einladen: den Chor würde ich mir größtentheils hier aus Freiwilligen zu bilden suchen — hier sind herrliche Stimmen und kräftige, gesunde Menschen. So würde ich mir auch mein Orchester zusammenladen. Vor Neujahr gingen die Ausschreibungen an alle Freunde des musikalischen Dramas nach allen Zeitungen Deutschlands mit der Aufforderung zum Besuche des beabsichtigten dramatischen Musikfestes; wer sich anmeldet und zu diesem Zwecke nach Zürich reist, bekommt gesichertes Entrée — natürlich wie alles Entrée: gratis. Des Weiteren lade ich die hiesige Jugend, Universität, Gesangvereine u. s. w. zur Anhörung ein. Ist Alles in gehöriger Ordnung, so lasse ich dann unter diesen Umständen drei Aufführungen des »Siegfried« in einer Woche stattfinden: nach der dritten wird das Theater eingerissen und meine Partitur verbrannt. Den Leuten, denen die Sache gefallen hat, sage ich dann: »Nun macht's auch so«. Wollen sie auch von mir einmal wieder etwas Neues hören, so sage ich aber: »Schießt Ihr das Geld zusammen«."

Wagner befürchtet, daß sein Freund ihn für verrückt erklären würde, aber er erklärt feierlich — und hat es ja auch, wie man weiß, glänzend durchgesetzt: „Möge es sein, aber ich versichere Dir, das noch zu erreichen, ist die Hoffnung meines Lebens, die Aussicht, die mich einzig reizen kann, ein Kunstwerk in Angriff zu nehmen."

Die Liebe Wagner's zu Uhlig dauerte bis über das Grab des Letzteren hinaus. Er kaufte von den Erben Uhlig's die Partitur der 9. Symphonie Beethoven's und seine Originalbriefe für die bedeutende Summe von 5000 Mark zurück — ein donativum, das der Familie gewiß willkommen war.

Während die an Uhlig gerichteten Briefe 92 an der Zahl sind, beziffern sich diejenigen an Wilhelm Fischer auf 59 und umfassen den Zeitraum von 1841—1859.

Auch diese Briefe haben nicht allein ein bedeutendes persönliches, sondern auch ein musikhistorisches Interesse, und sie werfen manch' helles Schlaglicht auf den Charakter und die Bestrebungen Richard Wagner's innerhalb fast zweier Jahrzehnte. Stets blieb Fischer ein rühriger Freund und Verehrer Wagner's, wie er denn überhaupt ein ebenso tüchtiger wie schaffensfreudiger Förderer aller künstlerischen Bestrebungen war. Wagner's „Rienzi", „Fliegender Holländer" und „Tannhäuser" wurden daher von ihm mit großer Liebe und Sorgfalt in Scene gesetzt, ebenso erhob er den Dresdener Opernchor auf eine ungewöhnliche Höhe der Leistungsfähigkeit, was natürlich den Werken des Meisters sehr zu Statten kam.

Nach dem Tode Uhlig's besorgte Fischer in ebenso uneigennütziger wie liebenswürdiger Weise die verzweigten und oft recht heiklen musikalischen Geschäfte seines exilirten Freundes, und so nahmen Geschäftsfragen einen sehr breiten Raum ein. Wir hätten diese geschäftlichen Briefe, die im Allgemeinen nur ein untergeordnetes Interesse haben, gern vermißt. Ebenso störend ist es, daß in den meisten Fällen nur die Anfangsbuchstaben der betreffenden Personen angeführt werden, und da überdies alle und jede Bemerkungen fehlen, kann nur ein Eingeweihter, und noch dazu ein Zeitgenosse, den Schleier öffnen. Aus allen Briefen spricht eine ungeheure Verbitterung — Wagner raisonnirt fortwährend: auf die Theaterdirectoren, die schlechten Honorare ꝛc. Noch am 2. März 1855 spricht er die Vermuthung aus, daß ihm das Vaterland für immer verschlossen bleibt.

Wahrhaft versöhnend wirken die Briefe Wagner's aus London aus dem Jahre 1855; mit großer Freude und Befriedigung hebt er es hervor, daß die Königin von England, die — was nur selten und durchaus nicht jedes Jahr vorkam — ihren Besuch für das von ihm dirigirte Concert zugesagt hatte, die Wiederholung der Tannhäuser-Ouvertüre befahl. Es sei erhebend, daß die Königin, trotzdem die „Times" mit großer Bosheit auf seine hart compromittirte politische Stellung hingewiesen, davon keine Notiz genommen, sondern ihm durch ihr Benehmen gegen ihn für alle Widerwärtigkeiten und Anfeindungen eine rühmende Genugthuung gegeben habe. Schließlich sei noch darauf hingewiesen, daß auch Wagner einmal das Dollarland Amerika als einzig mögliche Goldquelle vorschwebte. So schreibt er einmal, 1856, allen Ernstes an Fischer:

„In zwei Jahren bin ich mit meinen Nibelungen fertig, dann sehe ich mich ein Jahr lang um, ob ich eine Möglichkeit gewahre, eine Aufführung davon in meinem Sinne zu Stande zu bringen. Ersehe ich die Möglichkeit, nun so setz' ich Hals und Kragen daran, es auszuführen. Ueberzeuge ich mich jedoch vom Gegentheil, so lasse ich meine Partituren recht schön einbinden, stelle sie in den Schrank und gehe nach Amerika, um mir, wie gesagt, ein kleines Vermögen zu verdienen."

Was nun endlich die Briefe an Ferdinand Heine betrifft, so liegen uns 26 derselben vor, welche gleichfalls den Zeitraum von 1841—1868 umfassen. Auch diese Schriftstücke sind von hohem Reiz und großem künstlerischen Werth. Aus der Fülle derselben sei nur eines Briefes aus dem Jahre 1846 Erwähnung gethan, worin der Componist des „Fliegenden Holländer" seinem Freunde darüber Aufschlüsse gibt, wie er zur Abfassung dieser Oper veranlaßt wurde. Er sagt da u. A.:

„Der Stoff, durch Deinen Namensbruder mir längst bekannt, erhielt für mich auf meiner berühmten Seefahrt und in den norwegischen Scheeren eine ganz besondere Farbe und Eigenthümlichkeit, allerdings düster, dennoch aber der Natur, der wir Alle angehören, abgelauscht, und nicht etwa Speculationen eines düster-süchtigen Schwärmers. Das große, wilde Meer mit seinen darüber gebreiteten Sagen ist aber ein Element, das sich nicht gehorsam und willig zu einer modernen Oper zustutzen läßt, und die ganze meer-durchbrauste Sage vom Fliegenden Holländer, die mich nun einmal so einnahm, daß sie nach einer künstlerischen Reproduction in mir verlangte, schien mir heillos verstümmelt und verstutzt werden zu müssen, wenn sie als Operntext den modernen Anforderungen an pikanten Spannungen und Ueberraschungen ꝛc. genügen sollte. Ich zog es daher vor, Nichts an dem Stoff, wie er sich ganz von selbst bot, mehr zu moduliren, als der Gang einer dramatischen Handlung es verlangt, den ganzen Duft der Sage aber sich ungestört über das Ganze vertheilen zu lassen, denn nur so glaubte ich den Zuhörer ganz in jener seltsamen Stimmung festbannen zu können, in der man — mit nur einiger Poesie begabt — die düsterste Sage bis zur Behaglichkeit liebgewinnen kann." K.

Digitized by Google

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Aus dem Tagebuch einer jungen Frau.

Von M. Halm.

Es war im Frühling. Eine kleine Reise that mir, der von häuslicher Winterarbeit abgeplagten Landstädterin, noth. Ein grauer Frühjahrsanzug, ein Entoutcas mit einem elfenbeinernen Liebesgott als Griff, eine Reisetasche und ein großer Plaid, den mir meine besorgte Mutter aufgedrungen hatte, meine Fahrkarte und ein Veilchenbouquet und — rrrr — ging's durch Wälder und Felder, Flecken, Dörfer und Städtchen und — ich war in Wien.

Besuche, Spaziergänge, Concerte — ja, ein Concert. Kein großes, Epoche in der Kunstwelt machendes Concert, nein, nur ein Leseabend mit Musik und Declamation. Frau Kernig sprach über die Häuslichkeit, Herr Flug donnerte „Die Hexe" von Wilbenbruch und — Marzello sang mehrere Lieder, unter anderen das:

Ich liebe Dich, weil ich Dich lieben muß,
Ich liebe Dich, weil ich nicht anders kann,
Ich liebe Dich nach einem Himmelsschluß,
Ich liebe Dich durch einen Zauberbann.

Wie mir da geschah!

Ich war in Begleitung Fiametta's gekommen, mit der ich von der Schule her befreundet war und bei der ich jetzt wohnte. Fiametta war eine Bekannte Marzello's und Fiametta war schlau, denn sie war verliebt in Marzello und ließ davon nichts merken. Und ich? O, trotz meiner 28 Jahre erfuhr ich erst an diesem Abend, was die Liebe ist! Man sagt, je später die Liebe in ein Herz tritt, desto fester nähme sie von diesem Besitz Ich fand das bestätigt, am ersten Abend schon, da ich Marzello gesehen hatte.

Wir saßen in der vordersten Reihe der Sperrsitze. Ich hatte zu meinem grauen Kleide ein Corallenhalsband mit rother Schleife genommen. Fiametta behauptete, daß dies zu meinen braunen Augen und Haaren gut passe. Ich sah, hörte und fühlte nur Marzello. Dieses Adlerauge, dunkelgrau und blitzend, fast schwarz, wie ein Pfeil, der zur Sonne fliegt; diese Wucht dunkelblonder Locken, dieses edelgeformte Johannesgesicht, dieses zauberfüße Lächeln des üppigen Mundes! — Er wußte, daß Fiametta da sei, und suchte sie mit den Augen, aber sein Blick traf dabei mich. Mein Herz begann heftig zu pochen. Ich war nicht im Stande meine Aufregung zu verbergen. Ich lehnte mich zurück, schloß die Augen und suchte mich zu sammeln. Fiametta wurde unruhig. Sie sah oft von der Seite nach mir, da sie bemerkt hatte, daß Marzello von jetzt ab nur für mich zu singen schien, denn sein Auge ruhte unverwandt auf mir.

Sie sagte aber nichts und auch ich schwieg. Ich war wie berauscht von Marzello's Stimme, verzaubert durch seine Blicke, gehoben von einer nie geahnten glückseligen Empfindung. Fiametta betrachtete mich immer wieder von Neuem mit prüfendem Blick.

Als wir aus dem Saale traten, der Stiege zu, auf welcher das Gedränge uns einen Augenblick zum Stehenbleiben nöthigte, erschien plötzlich ein Herr an unserer Seite, mittelgroß, schlank, ein Johanneskopf — Marzello. Grüßt Fiametta, grüßt mich, spricht mit Fiametta. Da die Beiden ihre Landessprache redeten, verstand ich wenig von ihrem Geplauder. Auf der Straße angekommen, fand es Fiametta doch für schicklich, mir ihn vorzustellen.

„Ich hätte nicht auf das Glück gerechnet, dem Sänger solch' wunderbarer Lieder so bald in der Nähe begegnen zu dürfen," sagte ich etwas befangen.

„Und Sie sind gewiß enttäuscht, mein Fräulein," entgegnete er.

„O nein!" rief ich so laut und heftig, daß ich über mich selbst erschrak. Aber er lächelte mich so freundlich an, daß ich aus dem Glücksgefühle gar nicht herauskam, trotzdem mich ein kalter Blick Fiametta's zu strafen trachtete.

Es war mondhell und gar nicht kalt, wir gingen zu Fuß nach Hause. Marzello, der uns begleitete, empfahl sich beim Hausthor, indem er versprach, bald wiederzukommen. Fiametta, die an seiner Seite gegangen war, that, als ob sie das überhört hätte, er aber wiederholte warm: „Ich werde sehr bald wiederkommen." Reichte ihr die Hand, dann mir und ging.

Ich war sehr froh, daß er mir zuletzt seine Hand gegeben hatte — so trug er doch den leichten Druck der meinen, die er auch recht fest gehalten hatte, mit nach Hause.

„Nun, Elsa, wie hat er Dir in der Nähe gefallen?" fragte Fiametta, als wir allein waren. „Er ist kein übler Mensch," fuhr sie fort, ohne meine Antwort abzuwarten, indem wir die Treppe hinaufstiegen und in unseren Zimmern anlangten. „Ich hätte zwar, wenn ich mich wieder verheirathe, meine Pension als Hofrathswittwe zu verlieren, aber mein guter, väterlich gesinnter Gemahl hat mir ja doch auch sein hübsches Vermögen vermacht" — sie blickte, wie eine Katze auf den zitternden Vogel, nach mir — „und es ist nicht ausgeschlossen, daß ich Marzello, der sich lange schon um mich bemüht, nehme. Allerdings sind wir von gleichem Alter, aber das thut nichts, er ist ein gediegener Charakter, weit über seine Jahre hinaus ernst und streng. Er ist dabei wie gemacht, um unter den Pantoffel einer schönen Frau zu kommen." Sie lachte hell auf bei diesen Worten, summte eine Walzermelodie und wiegte sich nach dem Tacte derselben hin und hin.

Mir zog es das Herz zusammen. Während Fiametta so leichtfertig sprach, hatte sich meiner ein grausamer Schmerz bemächtigt. Ich entgegnete ihr: „Wenn er mich liebte und doch von mir lassen könnte, so müßte ich sterben." Fieberfrost schüttelte mich. Fiametta lachte mich aus, schalt mich, wickelte mich in ihren großen, dicken Plaid.

„Du bist älter als ich, Elsa, aber immer bist Du die Jüngere, die Einfältigere." Sie lachte und küßte mich bei diesen Worten. Es sollte eine aufrichtige Zärtlichkeit sein. „Wer wird Männern gegenüber so tragisch empfinden? Man liebt zum eigenen Vergnügen, aber nicht um sich unruhige Gedanken zu machen oder gar zu leiden," sagte sie im Ton einer Lehrmeisterin zu mir und setzte hinzu: „Die Männer wollen tyrannisirt sein, meine Kleine; Sentimentalität wird ihnen bald langweilig, das glaube mir, Du Unschuld vom Lande!" Dann ging sie an's Clavier und spielte lustige Weisen. Vielleicht war's ein Versuch, den tiefen Eindruck zu verwischen, den Marzello's Wesen auf mich gemacht hatte. Sie mußte das doch gemerkt haben, wenn sie dessen auch mit keinem Wort erwähnte.

Am anderen Tage, Mittags, war Marzello da. Er hatte ein Heft mitgenommen, er wollte singen, Fiametta wollte ihn auf dem Clavier begleiten. Ich, nur mit dem Herzen musikalisch, fühlte mich sehr beengt. Die glänzende, unbefangene Fiametta und ich, die bescheidene, alle Augenblicke in Verwirrung gerathende Landstädterin!

Marzello sang und blickte oft zu mir herüber. Dann plauderte er mit Fiametta und so oft er mich ansah — ich saß immer abseits und schwieg mit Vorsatz — verlor er den Faden des Gesprächs. Einmal geschah dies so auffallend, daß Fiametta darüber roth wurde, er ebenfalls, zuletzt auch ich. Aber es fiel kein Wort. Mir schwindelte bei dem Gedanken, daß er mich vielleicht eben so angenehm finden könne, wie ich ihn — — —

So kam er noch mehrere Male. Fiametta that Alles, um mich vor ihm in zweifelhaftem Licht erscheinen zu lassen. Sie hatte für jede meiner unsicher hervorgebrachten Meinungen eine absprechende Bemerkung; jedes meiner bescheidenen Urtheile erlag ihrer spitzfindigen Kritik, und wenn Marzello einmal das Wort an mich richtete, so fuhr sie mit einer schlagfertigen Antwort heraus, ehe ich vor Schreck und Entzücken über seine Anrede zum Bewußtsein kam.

Fiametta spielte nie besser, als wenn Marzello da war. Sie plauderte niemals hübscher italienisch als jetzt, da ich nur mit meinem halbvergessenen, armseligen Französisch ein wenig dreinreden konnte. Sie machte reizende Haustoilette, ihre schlanke Gestalt sah nie anmuthiger aus als jetzt, da sie sich im schmiegsamen rosenrothen Cachemirerock mit weißer Spitzenjacke, frische Hyacinthen im blonden Haar, auf dem Sopha und in den Fauteuils herumwand, während ich nichts mit hatte als mein graues Kleid, und mir vorkam wie Aschenbrödel im ersten Acte. Und doch — war es der Widerschein der Corallenschnüre, der hellrothen Atlasschleife daran? Ich sah es wie Morgenlicht auf meinen Wangen leuchten, wenn ich zur Seite in den Spiegel blickte und Marzello's freundlichem Lächeln begegnete.

So ging es einige Wochen her, dann reiste er fort. Ich fuhr bald darauf nach Hause. War es Zufall oder Absicht in Bezug auf mich — mit einem Male war er in unserer Landstadt. Er begegnete mir auf dem Hauptplatz. Wir erröteten Beide sehr stark; er grüßte, ich blieb stehen. Nur zögernd unterbrach er seinen Weg.

„Meine Mutter, der ich von Ihnen erzählt habe, sowie mein Bruder, werden sich sehr freuen, Sie kennen zu lernen. Sie besuchen uns doch?" sagte ich.

„Unmöglich, ich reise heute noch ab," war seine Antwort.

„Wohin?" fragte ich schmerzlich enttäuscht.

„Nach Wien," sagte er kurz.

„Zu Fiametta!" platzte ich heraus. Er lachte spöttisch auf.

„Zu gar keinem Weibe — ich verachte sie alle!" rief er bitter. Grüßte — und war fort.

Ich hätte gleich in Thränen ausbrechen mögen, so weh war mir zu Muthe. Unsicheren Schrittes, traumverloren, ging ich nach Hause. Was thun? „Diese Erregtheit Marzello's," sprach ich zu mir selbst, „ist nicht natürlich. Fiametta liebt er nicht — und mich?" Zweifel, Sehnsucht, Hoffnung bestürmten mich.

„Er hat mir noch kein Wort von Liebe gesprochen," sagte ich zu meiner Mutter, der ich Alles vertraut hatte, „aber er beträgt sich anders gegen mich, als Männer sich sonst gegen Frauen zu betragen pflegen. So sonderbar kann sich nur ein von der eigenen Kritik gemaßregelter Liebender benehmen."

„Du bist zu alt für ihn," sprach meine Mutter zum so und so vielten Male.

„Darnach fragte die Natur nicht, als sie ihren Zauber zwischen uns warf," entgegnete ich.

„Thu', was Du willst."

Ich ging an den Schreibtisch und schrieb schluchzend:

„Geehrter Herr! Ich bin nicht mehr jung genug, um mit dem Allerheiligsten des Menschenherzens Verstecken zu spielen. Warum weichen Sie mir so auffallend aus? Wenn Sie denken, fühlen gleich mir, so reißen Sie die Scheidewand des Conventionellen zwischen uns ein, seien Sie offen, vertrauen Sie mir. Sprechen Sie als Geist zum Geist, als Herz zum Herzen."

Ich ließ den Brief einschreiben und schickte ihn auf's Gerathewohl nach der Residenz. Einen Künstler von Ruf und Namen muß ja der Postbote leicht finden.

In einigen Tagen kam ein Brief, darin die Stelle:

Digitized by Google

„Man soll allerdings einem Frauenurtheil über eine Dame nicht trauen, aber ein gesprochenes Wort ist ein abgeschossener Pfeil der trifft. Man sagte mir — ich will nicht niederschreiben was man mir sagte; daß man mir von Ihnen sprach, sei genug angedeutet. Vertrauen! Welchem Weibe dürfte der Mann vertrauen? Die Geschlechter kämpfen ja auch den Kampf des Daseins gegeneinander ... Verzeihen Sie dem Skeptiker! — Das Ideal im Herzen tragend, verzweifle ich doch an der möglichen Auslebung desselben, im wirklichen, erbarmenlosen Leben. Besser, es trennen sich unsere Wege, als daß mir neue Täuschung erwüchse ... genug, mein Fräulein! Ich erwarte keine Antwort von Ihnen — vergessen Sie mich.

Marzello."

Ich hatte diesen Brief mit grenzenloser Aufregung gelesen und wußte im ersten Augenblick nicht, was ich thun sollte. Er erwartet keine Antwort — welch' eine Beleidigung für eine Dame? Aber spricht nicht ein tiefverletztes, wundes Herz aus diesem sonderbaren Briefe? O, der Elenden, die ihn zu täuschen vermochte! Diesen herrlichen, außergewöhnlichen Menschen nicht würdigen! Ich zerfloß in Thränen. Und nun da ich, wie der Brief sagt, selbst vor ihm verleumdet wurde — das konnte nur Fiametta gewesen sein! — durfte ich schweigen? Nein! Ich mußte mich ihm offenbaren, ich mußte Gewißheit über meine Zukunft, über mein Leben erlangen, ich mußte ihm Gewißheit über mich geben, wie ich wirklich bin. Und Fiametta hat er nie geliebt, das sagte mir mein Herz, aber eine andere gewiß!

Ich schrieb ihm das, ich schrieb ein ganzes Buch, es war der Roman meines ganzen Lebens, den ich schrieb. Ich bat meine Mutter, daß sie mit ihrer segnenden Hand die Adresse auf das Couvert schreibe. So ging auch dieser Brief ab.

Nach einigen Tagen kam die Antwort. Schon das Aeußere des Briefes enttäuschte mich, er war so klein, so dünn. Ich hatte eine ausführliche Antwort erwartet, einen großen umfangreichen Brief. Und nun gar der Inhalt!

„Mein Fräulein! Gegen meine Erwartung haben Sie mir dennoch geschrieben. Wozu? Ich bin nicht der Mann, um ein Weib zu beglücken, ich bedarf auch der Frauenliebe nicht. Mein Loos ist hart, unerbittlich hart — wem dürfte ich zumuthen, es mit mir zu theilen? Ich muß Ihr edles Anerbieten zurückweisen, ich bitte, vergessen Sie einen Sonderling!

Marzello."

Meine Verzweiflung war unbeschreiblich. Diesen Brief konnte ich auch meiner Mutter nicht zeigen. Leute älteren Schlages begreifen die Zerrissenheit moderner Menschen nicht. Sie hätte alles mißverstanden, sie hätte von mir gefordert, daß ich Marzello verachte, daß ich von ihm lasse. Ich schwieg also und machte ein freundliches Gesicht. Mutter und Bruder glaubten, ich hätte einen zärtlichen Brief zu verbergen und verlangten ihn nicht zu sehen. Was ich litt!

Marzello nicht aufzugeben, war mein fester Vorsatz; daß ich nach ihm nie einen anderen Mann werde lieben können, war mir klar. Was hatte ich also zu verlieren? Eine Demüthigung, was gilt sie gegen die Möglichkeit, ein verwunschenes Herz zu erlösen, zum Leben zu erwecken? Ich konnte nun einmal an seine Gleichgiltigkeit gegen mich nicht glauben. Selbst von der reinsten, heißesten Liebe durchflammt, erschien es mir als eine Unmöglichkeit, daß er nicht von meinem Empfinden selig berührt sein müßte.

Ich reiste nach der Residenz.

„Marzello!" rief ich mit gerungenen Händen, als ich in seinem Zimmer vor ihm stand. „Darf ich nicht für Dich leben, so werde ich sterben müssen!"

Er war todtenbleich geworden und wich einige Schritte zurück. „Sie wissen nicht, was Sie thun —", sagte er mit bebender Stimme, schloß die Thür eines Nebenzimmers auf und zeigte mit der Hand nach einem Bett, auf welchem eine ältere Frau schlief und schwer athmete. Er faßte mich bei der Hand und zog mich bis zum Bette. Widerlicher Weindunst quoll mir da entgegen. „Meine Mutter —" sprach er tonlos und wandte sich erschüttert ab.

Verblüfft stand ich da und suchte mir den Zusammenhang der Umstände zurecht zu legen. Endlich klärten sich meine Vorstellungen. „Trennt uns das vielleicht?" rief ich halblaut, indem ich auf die Schlafende wies und ihn fragend anblickte. Er nickte mir mit dem Kopfe Bejahung zu und lächelte schmerzlich, mit einem Blicke, dem ersten, in welchem sich Vertrauen, Hoffnung und unbegrenzte Liebe spiegelten.

Ich sank vor ihm nieder und verging in Thränen. Erschreckt riß er mich zu sich empor, er drückte mich leidenschaftlich an sein Herz, ich fühlte seine Thränen auf mein Gesicht fallen. „Armes Kind", sagte er still. „Wir würden niemals ein glückliches Heim haben, wir würden niemals zu rechtem Wohlstand kommen —." Die Aufregung erstickte seine Stimme.

„Solch' kleinliche Bedenken sollten uns trennen? So gering denkst Du von der Liebe? Du meinst, daß sie vor Opfern und Mühen zurückschrecken könnte? So kann nur ein Mann sprechen, niemals das liebende Weib!" Ich rief's im Ton des Vorwurfs, der mir um seinetwillen wehe that. Aber er fühlte nur meine Liebe und preßte mich immerfort an sich. „Wie danke ich Gott, daß er mir gestattet hat, Dir Dein Loos tragen zu helfen!" sprach ich begeistert und zog ihn zum Bette der Bewußtlosen und legte ihre welken Hände auf die unseren. „Es ist Deine Mutter, unsere Mutter", sprach ich, „sie segnet uns, auch da sie für ihre Person —"

„Verloren ist!" ergänzte Marzello traurig. „Das Unglück hat ihr's angethan, sie war schwächer als ihr Geschick —." Er preßte die Hände auf seine überströmenden Augen: „Ich kann sie nicht verlassen — ich kann sie nicht der Noth, der Schande preisgeben —" hauchte er.

„O", rief ich, „wir wollen die Aermste lieben und pflegen, bis an's Ende. Sieh, ich bin um zwei Jahre älter als Du. Wie mich das bisher gequält hat! Nun gleicht es sich aus, verschwindet, denn ich fühle, daß Du mich brauchst, ich bin Dir nothwendig zu leichterem Fortkommen, zur Regelung und Klärung Deiner Verhältnisse. Ich will Dir Deine Mutter lieben helfen, sie, der ich ja Dein Leben danke. Unsere Liebe wird ihr heiliges Licht auf die Unglückliche ausstrahlen. O, alles um uns her muß schöner, glücklicher werden!"

Was nun folgte, war unbeschreiblich selig. Der stolze, verschlossene Mann vertraute mir sein ganzes Herz. Er erzählte mir die Geschichte seiner ersten Liebe, wie die Braut sich von ihm zurückzog, als sie von seiner unerschütterlichen Pflichttreue der so elend gewordenen Mutter gegenüber erfuhr. „In solche Familienverhältnisse, von denen sich eine erste Braut abgewendet hat, hätte ich eine zweite leichthin einführen sollen, auf die Gefahr hin, eine Wiederholung des ersten Bruches zu erleben?" fragte Marzello, indem er mir zärtlich in die Augen sah. „Wußte ich denn, daß es heute noch echte, opferfreudige Frauenliebe gibt?" fügte er lächelnd hinzu.

Des lieben, süßen Gespräches wollte kein Ende sein. Erst später fiel es mir ein, nach Fiametta zu fragen. Meine Ahnung war richtig gewesen. Sie hatte mich vor Marzello, dessen Werbung sie sich einbildete, als eine ländliche Kokette hingestellt, die es nur auf eine Geldheirath abgesehen hätte. Er liebte mich vom ersten Augenblick an, da er mich gesehen hatte, glaubte aber gegen seine Liebe ankämpfen zu müssen. Und jetzt ist er mein — mein! Kein Glück auf Erden kann so beseligen, als wenn sich zwei Menschen finden, die von Ewigkeit für einander bestimmt waren.

Ich bin nun Marzello's Gattin, und jede Stunde, jede Minute unseres Lebens ist Seligkeit. Selbst seine Mutter fühlt sich wohler, sie hat ja eine vertrauliche Ansprache, verständnißvolle Behandlung, eine geregelte Häuslichkeit, schönere Kleider, die ich ihr selbst anfertige, und sie hat meine Liebe! Mir ist immer als hätte ich ihr, nur ihr das Recht zu danken, mit welchem ich meinen Marzello besitze. Obwohl die arme Frau ihren Leidenschaften zu Wein und Spiel, ihres vorgerückten Alters halber, nicht mehr ganz entsagen kann, so fällt ihr doch der Gedanke an das Glück ihres Sohnes wie Balsam auf das wunde Herz. Wie weh thut es mir, daß sie nicht mehr ganz herzustellen ist, die arme Mutter, die vor vielen Jahren, da ihr Mann starb und sie auch noch geschäftlich große Geldverluste erlitt, sich aus Verzweiflung, nur um sich zu betäuben, ihren Dämonen ergeben hat; aber in ein besseres System habe ich auch ihr Elend gebracht. Seit ich da bin, ist sie viel besonnener, trinkt und spielt seltener; nur von Zeit zu Zeit erkrankt sie wieder. — — Und mein Marzello! Des Nachts muß ich oft aufstehen und lautlos in sein Zimmer schleichen, um zu horchen, ob er noch athmet, ob er lebt. So schreckt mich der Gedanke manchmal selbst im Schlafe auf, daß ich ihn verlieren könnte! Morgens bringe ich ihm seinen Kaffee in's Bett, ich küsse ihm Hände und Füße und wehre doch seiner Zärtlichkeit, denn ich habe nicht Zeit, die Tagesarbeit harrt meiner mit unerbittlicher Strenge.

Ich fege und säubere meine Zimmer, ich nähe Wäsche und Kleider, ich koche selbst, denn wir haben nichts zu verschwenden. Meine Mitgift war klein und was Marzello als Musiklehrer verdient, das brauchen wir ganz und gar auf und es muß doch noch etwas zurück gelegt werden für Nothfälle. Ich halte mir kein Dienstmädchen, nur eine Stundenfrau, die das Gröbste an Hausarbeit verrichtet. Mittags finden wir uns alle drei bei Tisch ein. Mama, die sonst fast gar nichts aß, bekommt Appetit, denn ich bin darin erfinderisch, ihn bei ihr zu wecken, indem ich ihre einstigen Lieblingsspeisen bereite, die mir Marzello genannt hat.

Abends, wenn ich Mama auf ihr Zimmer begleitet und zu Bette gebracht habe, mache ich mich schön für meinen Marzello. Ich schmücke mich oft wie zu einem Ballfeste, oder ich kleide mich nach diesem oder jenem Gemälde oder Gedichte, oder nach einer dramatischen Figur. Dann bin ich seine Märchenfee, die ihn mit jedem Tage verliebter macht.

Ich liebe meinen Marzello so sehr, daß ich im Stande wäre, ihm auch eine andere Frau zu gönnen, wenn sein Leben so an ihr hinge, wie meins an ihm. Aber es wird niemals so kommen, denn wir zwei haben zusammen eine Seele und wir haben auch nur einen Wunsch: Einst glückselig, wie wir gelebt haben, in einer und derselben Stunde hinüberzugehen.

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

„Veritas."

Schauspiel in drei Aufzügen von Felix Philippi.

Das Residenztheater hat bisher in seinem Repertoire zwei ausländischen Extremen gehuldigt: der leichtfüßigen, zuweilen frivolen, modernen französischen Ehebruchskomödie und der tiefsinnigen Ibsen'schen Grübelei über das Eheproblem. Mit der Aufführung des obengenannten inländischen Stückes scheint es einmal den Versuch gewagt zu haben, sein Publikum auch an eine Art von Verschmelzung jener beiden Extreme zu gewöhnen. Dieser Versuch mißlang durchaus nicht, und es ist wohl zum ersten Male seit mehreren Jahren die Thatsache zu constatiren, daß ein deutsches Stück am Residenztheater nicht ganz durchgefallen ist. Aber von

Digitized by Google

einem vollen Erfolge dieses deutschen, von der französischen wie der norwegischen Dramatik zu gleichen Theilen beeinflußten Schauspiels kann trotzdem keine Rede sein, denn ein solcher würde sich nach dem Herkommen im Residenztheater erst durch eine ebenso lange Reihe von Aufführungen des Stückes documentiren, wie sie z. B. die „Nervösen Frauen" erlebt haben, und für eine solche Dauerhaftigkeit können wir doch der „Veritas" nicht die Prognose stellen.

Das Stück hebt französisch an und endet norwegisch, in der Mitte scheint es eine Zeit lang spanisch werden zu wollen, denn da werden manche Anklänge an Echegary's „Galeotto", an das Thema von dem Kampfe des Individuums gegen das vielköpfige Scheusal, genannt „Gesellschaft", hörbar. Dabei wird auch die in den letzten Jahren so vielerörterte Frage über die Grenzen, die dem Verkehre eines Malers mit seinem Modelle gesteckt sein sollen, zuweilen gestreift und das Thema, daß ein Director der Akademie der Künste in erster Linie ein unbescholtenes Privatleben führen muß, in zweiter Linie erst ein bedeutender Künstler zu sein braucht, ausführlich abgehandelt; zuletzt kommt auch noch das Problem, ob es einem genialen Menschen jemals gelingen wird, seine ihm geistig nicht gleichstehende Frau zur ebenbürtigen Genossin heranzuziehen, zum Vorschein, und die Entwickelung der Handlung beruht nebenbei auf dem ebenfalls problematischen Umstande, daß eine Gattin ihrem Manne monatelang ein wichtiges Geheimniß zu verbergen hat und zu diesem Zwecke die bedenklichsten Zusammenkünfte mit einem Hausfreunde für erlaubt hält. Wir sehen, es sind in dieses Stück eine Masse bedeutungsvoller und dabei für die moderne Dramatik actueller Keime hineingepackt, und der Zuschauer wird schon dadurch in eine Art von Spannung versetzt, daß er nicht weiß, welcher dieser Keime nun eigentlich zur Entwickelung gelangen wird.

Am Schlusse ist es ein Ibsen'scher Keim, der mit einer gewissen überraschenden Plötzlichkeit zum Lampenlichte emporschießt und durch diesen etwas unnatürlichen Wachsthumseffect das Stück rasch und kräftig beendet. Es ist der Schlußgedanke der „Nora", den Herr Philippi uns in seiner Manier vorträgt: die „Wahrheit" kommt dadurch erst in das eheliche Leben eines Künstlerpaares hinein, daß das Weib mit kräftigem Entschlusse den Mann verläßt. Ob Herr Philippi auch noch an das Ibsen'sche „Wunderbare" gedacht hat, welches nach einer gewissen Prüfungs- und Trennungszeit die beiden Gatten wieder vereinigen wird, hat er nicht ausgesprochen und nicht einmal angedeutet. Das Premierenpublikum des Residenztheaters ist ja aber so Ibsen-gewandt, daß es diesen versöhnenden Schluß nach dem Stücke sich von selbst denken konnte, und nahm deshalb den etwas herben Schluß im Stücke nicht so tragisch. Um so weniger tragisch, als der Künstler, dem hier sein Weib durch die Aufhebung der ehelichen Gemeinschaft die Strafe für sein vorhergehendes Verhalten dictirt, in der That diese Strafe zehnmal verdient hat, denn er ist ein erbärmlicher, feiger, lappiger Geselle. Dieser Maler, der für seine künstlerischen Großthaten einst geadelt worden ist, der der erkorene Günstling des Hofes und der verwöhnte Liebling der sogenannten guten Gesellschaft war und die nächste Anwartschaft auf die Stellung des Akademiedirectors hatte, hat alle diese schönen Errungenschaften dadurch verscherzt, daß er sein früheres Modell, dessen blühenden Körper er auf allen seinen berühmten Bildern schon der Welt profanirt hatte, heirathete. Er hatte mit diesem Mädchen, das ihm in treuer Liebe zugethan war und nur ihm zu Liebe, „um seiner Kunst willen" ihre Reize den Augen der Oeffentlichkeit und ihren Ruf dem Munde der Klatschbasen überliefert hatte, schon eine Zeit lang in wilder Ehe gelebt, war aber dieses offenkundigen Verhältnisses wegen in der „Gesellschaft" nicht unmöglich, ja, eher möglich geworden. Nach einer ernsten Krankheit, in welcher ihn Charlotte treu und hingebend gepflegt hatte, war ihm die „Sentimentalität" in den Sinn gekommen, ihr beiderseitiges Verhältniß zu legalisiren. Natürlich darob große Entrüstung in der „Gesellschaft". Der erste Act des Stückes malt diese Entrüstung. Im Salon des Bruders des Malers, eines Ministerialdirectors, findet sich die medisirende „Gesellschaft" zusammen. Hier arbeitet Philippi entschieden noch nach französischem Vorbilde, besonders scheint der Ton der Unterhaltung im Salon, der prickelnd und witzelnd sein soll, es aber doch nicht recht ist, manchen ersten Acten französischer Ehebruchskomödien nachgefühlt. Der Maler, Eduard, platzt mit seiner jungen Frau in diese Unterhaltung wie eine Bombe hinein, hat eine Scene mit seinem Bruder, der die neue Schwägerin als solche nicht anerkennt, und vertheidigt mannhaft sein Weib.

Der zweite und dritte Act spielen im Atelier des Malers. Zunächst belauschen wir eine kleine Ehestandsscene: die neugebackene Hausfrau will zu Mittag Erbsen und Pökelfleisch kochen, was dem adligen Maler etwas plebejisch dünkt, dann braucht sie einigemale ein Fremdwort in falscher Anwendung. Darob äußert der Maler in großem nachfolgenden Monologe seinen Schmerz. Noch schmerzhafter aber ist es ihm, daß er um seines Weibes willen nicht mehr so viel Einladungen in die Gesellschaft erhält wie früher, und am allerschmerzhaftesten empfindet er die Kunde, die ihm darauf eine ihn liebende Dame der „Gesellschaft" überbringt, daß er nicht mehr Akademiedirector werden kann ebenfalls um seiner Mesalliance willen. Schon wird der Held wankend in seinem Treuegefühl für sein Weib. Da tuschelt ihm noch sein Bruder, dem die muthig ihr Eheglück vertheidigende Charlotte anfangs vergeblich die Thüre zu weisen versucht, die niederträchtige Verleumdung in's Ohr, sein Weib sei ihm nicht treu: sie habe heimliche Zusammenkünfte mit seinem besten Freunde, einem Arzte, in einem Hause weit draußen in der Vorstadt.

Diese Geschichte, die in den letzten Act hinüberspielt, ist allerdings etwas verdächtig, denn Charlotte treibt mit dem Hausfreunde eine sehr weitgehende Geheimnißkrämerei. Eduard hat wirklich allen Grund wüthend zu werden, und er wird es. Er schüttelt die ungetreue Ehegattin wild am Arme, nachdem er dem Hausfreund ungehört das Haus verboten, und fordert in schrecklichem Tone Aufschluß über ihre heimlichen Gänge nach jenem Hause in der Vorstadt. Sie gibt endlich den Aufschluß: dort draußen lag in Krankheit und Elend ein armes Mädchen, das der Maler selbst einst unglücklich gemacht und sammt seinem Kinde verlassen hatte. Charlotte hat dieser früheren Geliebten ihres Mannes die Schuld abgetragen, die dieser angehäuft hatte. Nun fleht der Niedergeschmetterte um Vergebung, aber Charlotte verwandelt sich in Nora und geht. Vorher hat sie noch sein Bild der über die Lüge siegenden Wahrheit, die „Veritas", das letzte zu dem sie ihm Modell gestanden, zerschnitten. Er wankt ihr nach und jammert: „Aber Charlotte, was soll ich nun der Welt sagen?" Sie deutet auf das zerschnittene Bild und sagt: „Die Wahrheit!" Damit endet das Stück.

Wenn der Maler nicht gar so schwächlich geschildert wäre, müßte man wenigstens den Ernst anerkennen, der das Ganze durchweht. So aber wird der Kampf gegen die „Gesellschaft", von dem im zweiten Acte immer so viel gesprochen wird und den doch der Maler gar nicht aufnimmt, zu der Klippe, an der der Sinn des Dramas scheitert. Die äußerliche Handlung ist ohnehin nicht sehr geschickt gefügt und besonders das Geheimniß der jungen Frau, welches dem Manne willkommene Veranlassung gibt, den Entschluß der Trennung ernstlich zu fassen, ist ein plumpes und allzu altes, dabei nach seiner Enthüllung auch noch allzu sentimental gestimmtes Hülfsmittel. Dazu kommt noch, daß die Gestalt Charlottens im zweiten Acte nicht sehr sympathisch wirkt, da sie dort sich nur als launisches, verliebtes und dabei eigensinniges Geschöpfchen zeigt, von dem sich zu trennen dem Maler in der That nur zu rathen wäre. Ihre ganze innere Größe verbirgt sich hinter dem Geheimniß, ja sogar ihre Versuche, sich weiterzubilden und so dem Manne ebenbürtig zu machen, hat sie geheimnißvoll vor dem Manne verhüllt und nur mit dem Hausfreunde betrieben. Wenn dieser Hausfreund nur wenigstens nicht ein junger Mann wäre! So liegt also, wie in „Nora", das moralische Recht bis zum Schlusse auf Seite des Mannes und nur durch einen Theatercoup, durch das enthüllte Geheimniß, wird Charlotte zur Siegerin proclamirt.

Die Aufführung im Residenztheater machte zuweilen den Eindruck, als glaubten die Darsteller selbst nicht an eine volle Wirkung des Stückes; es herrschte ein ängstlicher, unsicherer Zug in ihr, den nur gegen das Ende hin die beiden Hauptdarsteller Herr Brandt als Eduard und Frln. Kronau als Charlotte siegreich überwanden. In der nicht unbedeutenden Rolle einer die „Gesellschaft" vertretenden, klatschsüchtigen und hinterlistigen Dame leistete Frln. Fischer an affectirtem Spiel so Außerordentliches, daß schließlich ihr Auftreten komisch wirkte und ein Mitspielen der Zuschauer veranlaßte. Hier müßte die Regie eingreifen, um derartige üble Gewohnheiten, die wohl auf Provinzialbühnen wirksam sein mögen, auszurotten. Auch hinsichtlich der Ausstattung des Maleratelliers hätte die Direction etwas vorsichtiger sein können, denn es kann in solchen Dingen auch des Guten etwas zu viel geschehen, und Ueberladung zeugt von keinem gediegenen Geschmack. O. B.

Notizen.

Des Reichskanzlers Fürsten von Bismarck staatsrechtliche und wirthschaftspolitische Anschauungen. Von Otto Kuntzemüller. (Frankfurt a. O., H. Oesterwitz.) — Allen Politikern und auch weiteren Kreisen wird dieser durch seine Uebersichtlichkeit und Vollständigkeit ausgezeichnete, mit Einleitungen und Actenstücken versehene Versuch, aus den wichtigsten Parlamentsreden und anderen öffentlichen Kundgebungen des Reichskanzlers die denkwürdigsten Aussprüche zusammenzustellen, welche die religiös-sittliche Grundlage des Staates und die Stellung desselben zu den Religionsgesellschaften, ferner die preußische und Reichsverfassung und endlich die Wirthschaftspolitik betreffen. Aus diesen gelegentlichen, oft aus dem Stegreif geäußerten Ansichten spricht überall die staatsmännische Weisheit, Pflichttreue und Vaterlandsliebe mit großer Offenheit sich aus, und wenn es auch an Widersprüchen und Unrichtigkeiten nicht fehlt, so mag man sich an das Wort des Fürsten halten, daß er niemals doctrinär gewesen und für ihn alle Systeme und Parteien erst in zweiter Linie, nach der Wohlfahrt der Nation kommen. Von dem nämlichen Verfasser erscheint im gleichen Verlag eine Flugschrift: „Die Reform unseres Schulwesens" auf nationaler Grundlage und den Forderungen allgemeiner Bildung entsprechend. Der Verfasser ist ein alter Schulmann, und seine überaus einsichtsvollen und praktischen Vorschläge verdienen vor vielen anderen Beachtung. Die Reform unseres höheren Schulwesens denkt er sich in der Hauptsache wie folgt: als erstes Ziel die möglichste Beherrschung unserer Muttersprache; der fremdsprachliche Unterricht beginnt in Sexta mit dem Französischen, der lateinische in Unterterzia, der griechische oder englische in Oberterzia; von Obersecunda an Griechisch, Englisch und Hebräisch facultativ.

Digitized by Google

Inserate.

Verl. v. Herm. Oesterwitz in Frankfurt a. O.

Des Reichskanzlers Fürsten von Bismarck staatsrechtliche u. wirthschaftspolitische Anschauungen.

Nach seinen Parlamentsreden und anderen öffentlichen Kundgebungen dargestellt von

Dr. Otto Kuntzemüller.

Preis eleg. brosch. M. 3.—, eleg. geb. M. 4.—

☞ Ein hochwichtiges Buch. Jeder Lesevereine, jede Bibliothek, jeder gute Patriot, die vielen Verehrer Bismarcks, aber auch die Gegner seiner Politik sollten dieses Buch kaufen.

Die Reform unseres höheren Schulwesens auf nationaler Grundlage und den Forderungen allgemeiner Bildung entsprechend

von

Dr. Otto Kuntzemüller.

Preis 80 Pf.

Der Verfasser orientirt den Leser über alle bisher vorgeschlagenen Reformen und leitet unter Anführung der Meinungen hoher Autoritäten einen practischen einzig richtigen Weg für die Reform ab. Das Buch hat allseitig günstige und ausführliche Besprechungen in Fach- und anderen Zeitungen gefunden. Es wendet sich auch an das gebildete Publikum, nicht an Fachmänner allein.

Verlag von Otto Wigand in Leipzig.

Entwickelungsgesetze der Menschheit.

Eine socialphilosophische Studie

von

Paul Weisengrün.

Preis 4 Mark.

Interess. Zeitbroschüren

nimmt eine ältere thätige Leipziger Verlagsbuchhandlung in Debit oder eigenen Verlag. Offerten sub L. E. 1000 durch die Exp. d. Bl. erbeten.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin.

Unter den Linden.

Bilder aus dem Berliner Leben.

Von

Julius Rodenberg.

Octav. geheftet 6 M. Eleg. geb. 7 M 50 Pf.

Früher erschienen:

Bilder aus dem Berliner Leben.

Von

Julius Rodenberg.

2. Aufl. Geh. 4 M. Eleg. geb. 5 M. 50 Pf.

Inhalt: Die letzte Pappel. — Sonntag vor dem Landsberger Thor. — In den Zelten. — Die Kreuzberg-Gegend. — Das Werden und Wachsen unserer Stadt.

Neue Folge.

Inhalt: Vorwort. Die frühen Leute (Wintermorgen in Berlin). — Der Frühling in Berlin. — Der Norden Berlins. — Im Herzen von Berlin.

Erste Ausg.: Groß-Octav. Eleg. geb. M. 6.50.
Zweite Ausgabe: Octav. Eleg. geb. M. 5.50.

Passendes Confirmationsgeschenk für Knaben.

Verlag von Hermann Costenoble in Jena.

Lebensweisheit für die Jugend

von

Paul Mantegazza,

Professor in Florenz und Senator des Königreiches.

Einzig autorisirte Ausgabe.

Aus dem Italienischen von Dr. B. Teuscher.

Elegantes Format 8°, geheftet 3 M., gebunden in Ganzleinen 4 M.

„Säet Ideen, so werden Thaten entstehen", ist das von dem berühmten Autor dem Buche vorgestellte Motto und ist dasselbe bezeichnend für den Inhalt des Buches, das durch den bekannten vorzüglichen Bearbeiter dem Inhalte des Originals vollkommen ebenbürtig wird. Es ist ein **reizendes Buch für Knaben.**

Mondamin Brown & Polson

alleinige Fabr. K. engl. Hofl.

Entöltes Maisproduct. Zu **Puddings-Fruchtspeisen, Sandtorten** etc. und zur **Verdickung** von **Suppen, Saucen, Cacao** etc. vortrefflich. In Colonial- und Droguenhandlungen 1/1 und 1/2 Pfund engl. à 60 und 30 Pfennig. **Central-Geschäft Berlin C.**

Belletristische Novitäten

aus der

Deutschen Verlags-Anstalt

in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

In ferner Inselwelt.

Roman von

Christian Benkard.

2 Bände. Preis geheftet M. 5.—; fein geb. M. 6.—

Waldidyll.

Roman von

Robert Byr.

Preis geheftet M. 3.—; fein gebunden M. 4.—

Justiz der Seele.

Roman von

Anton von Perfall.

Preis geheftet M. 3.—; fein gebunden M. 4.—

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Verlag von Gustav Fischer in Jena.

Dr. **Dietrich Schaefer**

o. ö. Prof. der Geschichte an der Universität Tübingen.

Das eigentliche Arbeitsgebiet der Geschichte.

Preis: 80 Pfennige.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Soeben erschien:

Von der Monarchie, ihrer Nothwendigkeit und Gefahr.

Ein wissenschaftliches Capitel

von

Dr. Victor Hartogensis.

gr. 8. 52 Seiten. brosch. 1 M.

Aus eingehender Kenntniß französischer Literatur und Geschichte bis in einzelne fernliegende Daten erklärt der Verfasser die traurige Katastrophe der französischen Revolution, ohne die Möglichkeit der Wiederherstellung des Königthums auszuschließen.

Zu haben in allen Buchhandlungen.

Billige Bücher!

Aus der Hinterlassenschaft eines Schriftstellers werden unter der Hälfte des Ladenpreises verkauft: **Die Hohenzollern u. d. deutsche Vaterland.** Reich illustr. Prachtw. Folio. geb. München, 1881, neu 30 M. — **Bauernfeld,** Ges. Schriften. Wien 1873. 12 Bde. Hlbf. 20 M. — **Blumauer,** Sämmtl. Werke, ill. v. Chodowiecky 1801, 4 Bände, und **Collin,** Sämmtl. Werke. Ill. 1813. Schön Leder. 3 Bände. Zusammen 15 M. — **Goethe's** Italienische Reise. Illustr. v. Kahle. Berlin 1885. Reich ill. Prachtw. geb. neu 30 M. — **Wolfgang Menzel,** Gesch. der deutschen Literatur, Leipz. 75. 3 Bde. Lw. 5 M. — **Schiller,** Die Horen, eine Monatsschrift, 1795 bis 97, br. compl., schön, 20 M. — **Niebuhr,** Reisebeschreibung nach Arabien u. and. umlieg. Ländern, Kopenhagen 1778, ill. 2 schöne Lederbände, 15 M. — **Corneille,** Oeuvres, Par. 65, 12 vols. Hlf. (Coll. du Prince Impérial) und **Lamartine,** Oeuvres poetiques. Paris 32, 4 vols. maroquin. Zus. 30 M. — **Ulrici,** Shakespeare's dram. Kunst. 2 Bde. Hf. 10 M. — **Reissmann,** Handb. d. Tonkunst. Berl. 82. Lw.; ferner: Derselbe, Gluck's Leben und Werke. Eleg. Lw. und **Nohl,** Musikerbriefe. Leipz. 67, Lw. zus. 15 M. — **Thackeray,** Vanity fair. Lond. 71, ferner **Goldsmith,** Works. Edinb. 78 und **Defoe,** Rob. Crusoe, by himself. Lond. 3 eleg. Lwbde. zus. 20 M. — **Brümmer,** Dtsch. Dichterlexikon. 2 Bde. m. Nachtr.; ferner **Dtsche. Dichter u. Denker d. Gegenw.** (Autographen). Eleg. Lw. und **Viehoff,** Goethe's Leben. 4 Bde. Lw. zus. 15 M.

Bestellungen gegen Postnachnahme durch Vermittlung der Expedition der „**Gegenwart**", Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.

Redaction: Berlin S.W., Möckernstr. 67. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig. Expedition: Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.

Digitized by Google

№ 13. Berlin, den 30. März 1889. Band XXXV.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von **Georg Stilke** in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 30 Pf.

Inhalt: Die ungarische Krisis und die Zolleinigungsfrage. Von Karl Walcker. — Zur Statistik des Blitzschlages. Von M. Schneidemühl. — **Literatur und Kunst:** Justus Liebig und Friedrich Wöhler. Von M. Carriere. — Ibsen und die Medicin. Ein Beitrag zum Ibsen-Cultus. Von Medicus. — Monumentaler Stil in der Reichshauptstadt. Von H. S — **Feuilleton:** Der Tod und das Mädchen. Von Otto Ernst. — **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Aufführungen. „Wilddiebe." Lustspiel in vier Aufzügen. Von O. B. — „Martin Luther." Schauspiel in fünf Aufzügen von Zacharias Werner. Bearbeitet von August Förster. Von M. — Opern und Concerte. Von Heinrich Ehrlich. — Notizen. — Inserate.

Die ungarische Krisis und die Zolleinigungsfrage.

Von Karl Walcker.

Bei Gelegenheit der jüngsten Pester Excesse hoben besonnenere magyarische Blätter hervor, die Tumultuanten wüßten gar nicht, welchen Tendenzen sie in die Hände arbeiteten. Diese Anspielung bezog sich offenbar auf die keineswegs ausgestorbene, noch heute hinter den Coulissen mächtige und auf ihre Zeit wartende Centralistenpartei. Mit noch größerem Rechte hätten jene Zeitungen sagen können, die Tumultuanten förderten, ohne es zu wissen und zu wollen, die Bestrebungen zur Zolleinigung zwischen den beiden eng verbündeten Kaiserstaaten, zwischen Oesterreich-Ungarn und dem Deutschen Reiche; denn eine solche Union ist das wirksamste Mittel, um endlich in Cis- und Transleithanien gesicherte Zustände herbeizuführen und das europäische Gleichgewicht gegenüber dem Panslawismus zu wahren.

In den letzten Jahrzehnten sind in Europa zahlreiche Zollunionsprojecte aufgestellt worden, darunter sehr phantastische. Man hat z. B. vorgeschlagen, ganz Westeuropa solle einen Zollverband bilden und sich durch eine chinesische Zollmauer gegen die landwirthschaftliche Concurrenz der Vereinigten Staaten und Rußlands abschließen. Andere Projecte sind dagegen discutabel. Dahin gehören eine holländisch-belgische, eine spanisch-portugiesische und vor allen eine deutsch-österreichisch-ungarische Zollunion, vielleicht auch eine skandinavische Zollunion; obgleich dänische Nationalökonomen in den 1840er Jahren, mit größerer wirthschaftlicher Berechtigung, den Eintritt Dänemarks in den Deutschen Zollverein empfahlen. Frankreich und Monaco, das Deutsche Reich und Luxemburg, Oesterreich-Ungarn und Liechtenstein sind schon heute zollvereint. Die Zollschranken zwischen den deutschen Staaten fielen allmählich 1819—1888, zwischen Oesterreich und Ungarn, Rußland und Polen in demselben Jahre, nämlich 1850.

Eine Zolleinigung zwischen zwei oder mehr Staaten braucht nicht nothwendig den Fortfall aller Zwischenzollinien in sich zu schließen, so wünschenswerth derselbe auch ist. Die Uebergangsabgaben für Branntwein fielen z. B. im Deutschen Reiche erst 1887 beim Eintritt Süddeutschlands in die Branntweinsteuergemeinschaft fort; und Uebergangsabgaben für Bier werden noch heute erhoben, weil die süddeutschen Staaten noch nicht zur Biersteuergemeinschaft gehören. Aehnlich wäre die Einführung des österreichisch-ungarischen Tabaksmonopols in Deutschland nicht unbedingt nothwendig, man könnte sich durch eine Zwischenzolllinie helfen; obgleich die großen Kosten und Unbequemlichkeiten einer solchen Linie meines Erachtens trotzdem zum Tabaksmonopol führen dürften. Natürlich ist dabei eine reichliche, um nicht zu sagen überreichliche Entschädigung aller Interessenten, einschließlich der Krämer, welche nur nebenbei Tabak führen, vorausgesetzt. Wenn die Zeit der Zollunion dereinst erfüllt, gekommen ist, wenn die mächtige Eisen- und Textilindustrie für die Union eintreten, wenn das lebhaft erregte Nationalgefühl, die diplomatischen und militärischen Lebensinteressen des Reiches zur Union drängen, — so wird kaum ein Reichstagsabgeordneter den nicht beneidenswerthen Muth haben, das große nationale Werk an der Tabaksteuerfrage scheitern zu lassen. Der Umstand, daß der Reichstag 1882 das Monopolproject mit großer Mehrheit und mit vollstem Rechte verwarf, ist kein Gegenbeweis. Eines schickt sich nicht für alle Zeiten. 1882 handelte es sich noch gar nicht um die Unionsfrage. Oesterreich-Ungarn müßte dagegen sein Salzmonopol aufgeben, zur deutschen Salzsteuer übergehen. England, Norwegen, Portugal, Belgien und sogar Rußland haben, im Interesse der Landwirthschaft und Fischerei wie der ärmeren Klassen, die Salzsteuer bereits aufgehoben. Diesem rühmlichen Vorgange dürften allmählich alle Culturstaaten folgen. Die Zölle Oesterreich-Ungarns werden schon heute in Gold erhoben, oder wenigstens berechnet. Der Uebergang dieses Staates zur Goldwährung ist eine bloße Frage der Zeit; und der treffliche österreichische Nationalökonom F. v. Neumann-Spallart empfahl mit Recht den halben Goldgulden, die deutsche Reichsmark, der Währung seines Vaterlandes zu Grunde zu legen. Die Post-, Maß- und Gewichtseinheit beider Kaiserstaaten ist bereits erreicht. In den Zollunionsverträgen müßte ferner die hochwichtige Gleichberechtigung der beiderseitigen Unterthanen in Bezug auf Freizügigkeit, Gewerbebetrieb, Erwerb von Grundeigenthum, gegenseitige Rechtshülfe ꝛc. festgesetzt werden.

Die ehemals häufig, heutzutage nur noch selten geäußerte Besorgniß vor extremen, oder wenigstens specifisch schutzzöllnerischen Tendenzen der Zollunion ist unbegründet. Wenn die amerikanischen und europäischen Kornpreise ihre nur zeitweilig unterbrochene, traditionelle, steigende Bewegung wieder fortsetzen, so werden auch die Schutzzölle beider Kaiserstaaten allmählich beseitigt werden; vielleicht schon früher, denn die Exportinteressen der deutschen Industrie drängen zu freihändlerischen Handelsverträgen; und sogar viele Agrarier haben erkannt, daß die Kornzölle selbst landwirthschaftliche Interessen schädigen. Bei den Debatten über die Aufhebung des Identitätsnachweises gaben viele Agrarier dies zu.

Die Zollunion wird dem schwer bedrängten Deutschthum Cis- und Transleithaniens Luft schaffen, die feudal-ultra-

Digitized by Google

montanen Parteien dieser Länder matt setzen. Trotzdem ist von den deutschen Ultramontanen keine beachtenswerthe Opposition gegen die Union zu erwarten; denn die wirthschaftlichen Interessen Rheinlands, Westfalens, Schlesiens, Süddeutschlands fordern die Union; und die Clericalen hoffen bekanntlich, ganz Deutschland wieder katholisch zu machen, auf dem märkischen Sande zu siegen. Selbst die extremsten Agrarier pflegen nur über die amerikanische und russische Concurrenz zu klagen, von der österreichisch-ungarischen nur beiläufig oder gar nicht zu reden. Für tüchtige, staatsmännische Freihändler, die Vertrauensmänner, populäre Führer der ganzen deutschen Nation werden, wäre es überhaupt ein Leichtes, die große Mehrheit der Agrarier für die Union zu gewinnen. Kapitalkräftige Landhandelsbanken, welche für die Aufhebung der Fideicommisse und die Zerschlagung der Latifundien Deutschlands und Oesterreich-Ungarns sorgen, können und sollen den jüngeren Söhnen der adligen, bürgerlichen und bäuerlichen Landwirthe gute Versorgungen als Verwalter, Pächter und Käufer von Landgütern verschaffen. Der deutsche Nordosten, Galizien, Ungarn, Siebenbürgen, Kroatien sind stark untervölkert, und sogar in Böhmen ꝛc. können nach der Zerschlagung der Latifundien noch viele Landwirthe versorgt werden. Die deutschen Industriellen, Kaufleute und Bankiers haben ein ganz auf der Hand liegendes Interesse an dem mächtigen wirthschaftlichen Aufschwunge, den die Union bringen würde. Das weitaus wichtigste Hinderniß der Union besteht in der wirthschaftlichen und politischen Unbildung, Indolenz und Denkfaulheit vieler „gebildeter" Zeitgenossen. In der wissenschaftlichen und populären Literatur, in Zeitschriften und Zeitungen, in volkswirthschaftlichen, industriellen, kaufmännischen und colonialpolitischen Versammlungen ist die Unionsfrage viel und zum Theil sehr treffend erörtert worden. Trotzdem pflegen richtige Philister, deren Zahl Legion ist, wenig oder nichts von Unionsfrage zu wissen. Diese Indolenz in Betreff einer Lebensfrage des Deutschen Reiches wird und muß aber überwunden werden. Die relative Uebervölkerung desselben hat längst einen gewaltigen, wenngleich unklaren, nicht zielbewußten Drang nach wirthschaftlichen Reformen erzeugt; und durch Schutzzöllner, Staatssocialisten und Socialisten sind zahlreiche Glieder des deutschen Volkes, Männer verschiedener Richtungen, noch mehr zu Reformforderungen angeregt worden. Ein solcher Drang kann mit kleinen Mitteln, z. B. mit verwerflichen Schutzzöllen und an und für sich lobenswerthen freihändlerischen Handelsverträgen, nicht befriedigt werden. Nach etwaigen deutschen Ackerbaucolonien in Afrika wollen und können Viele nicht auswandern. So bleiben als durchgreifende Mittel nur die innere Colonisation in den untervölkerten Gegenden beider Kaiserreiche und die damit aufs engste zusammenhängende Zollunion übrig.

Die österreichische und ungarische Industrie, die hauptsächlich in deutschen Händen ist, steht bereits heute auf einer höheren Stufe der Leistungsfähigkeit, als die Schutzzöllner des Donaureiches zugeben wollen. Trotzdem wäre es unbillig, ihr das Eingehen auf eine einfache Aufhebung der Zollschranken gegen Deutschland zuzumuthen. Die Unionsfreunde müssen die Klagen und Beschwerden dieser Industriellen (z. B. über zu hohe Eisenbahntarife, allzu zahlreiche katholische Feiertage, die Unbildung und Unpünktlichkeit der Arbeiter, drückende Steuern ꝛc.) sorgfältig prüfen und mit der ganzen Wucht des deutschen Großkapitals, der deutschen Cultur und der „sechsten Großmacht", der Presse, die Industrie des Donaureiches so fördern und heben, daß sie selbst freudig für die Zollunion eintritt, was z. B. so manche deutschböhmische Industrielle schon jetzt thun. Unter den Landwirthen des österreichisch-ungarischen Kaiserstaates gibt es schon jetzt viele Freunde der Union, nicht bloß unter deutschböhmischen Bauern, sondern auch unter czechischen Bauern und dem sehr einflußreichen ungarischen Adel. Die hinter den Coulissen sehr mächtigen „auchdeutschen", slawischen und ultramagyarischen Feudalultramontanen, welche die Deutschen verfolgen, öffentlich, selbst im Wiener und Pester Parlament, auf das Deutsche Reich schimpfen, die Kündigung des deutschen Bündnisses fordern und für eine etwas fernere Zukunft im Geheimen sogar einen Friedensbruch gegenüber dem Deutschen Reiche planen, können sehr wohl matt gesetzt werden.

Zeitungsstimmen können selbst dann bedeutungslos sein, wenn sie übereinstimmend in Organen aller, oder fast aller Parteien auftreten. Man denke z. B. an jene von R. v. Mohl, J. S. Mill u. A. mit Recht verspottete Modethorheit der 1860er Jahre, welche die vollständige Aufhebung der Todesstrafe forderte. Es giebt aber auch Zeitungsstimmen, hinter denen ein großes, mächtiges Volk steht, wie zur Zeit Luther's, Blücher's und im herrlichen Jahre 1870. Aehnlich ist es hoch bedeutsam, daß Organe aller conservativen und liberalen Parteien zu erklären beginnen, Schulvereine allein genügten nicht mehr zum Schutze des österreichischen und ungarischen Deutschthums, man müsse auch zu wirksameren Mitteln greifen. Als solche Mittel können aber nur die colonisatorische, von kapitalkräftigen Landhandelsbanken organisirte deutsche Auswanderung nach den nichtdeutschen Gegenden Oesterreich-Ungarns und die Zollunion mit demselben bezeichnet werden. „Union fait la force." Zahlreiche glaubwürdige Beobachter bestätigen übereinstimmend, daß slawische und magyarische Eltern in der Regel froh sind, wenn sie ihre Kinder in Schulen geben können, in welchen die deutsche Weltverkehrssprache gelehrt wird; daß die ganze Deutschenhetze im Wesentlichen nur von einer Handvoll reactionärer Magnaten und Kleinjunker ausgeht. Mit diesen Leuten kann das deutsche Volk schon fertig werden. Das deutsche Großkapital ist mit dem österreichisch-ungarischen durch zahlreiche Bande der Verwandtschaft und Geschäftsfreundschaft innig verbunden. Die slawischen, magyarischen und deutschen Bauern des Donaureiches kann man durch bauernfreundliche Steuerreformen, durch Einziehung der riesigen Latifundien der Todten Hand und durch billige Verkäufe von Latifundientheilen an Bauern unschwer gewinnen. Auch die Aufhebung der Fideicommisse und Zerschlagung der Magnatenlatifundien wäre bäuerlichen Landkäufern und Pächtern sehr angenehm; und die gewerblichen Arbeitermassen werden, gleich ihren Arbeitgebern, freudig für die große, volksfreundliche Reform, für die Zollunion, eintreten.

Ein etwaiger Friedensbruch der Panslawisten würde die Zollunionsarbeit nur für die voraussichtlich kurze Kriegsdauer unterbrechen, aber im Uebrigen die Stellung des Deutschthums in Oesterreich-Ungarn gewaltig stärken; denn die Armeen der verbündeten Kaiserstaaten sind der russischen an Werth und Zahl stark überlegen, die Niederlage Rußlands wäre sicher; und selbst bei einer noch so glücklichen Kriegführung der österreichisch-ungarischen Armee würde der Krieg die unbedingte Nothwendigkeit einer viel stärkeren Pflege der deutschen Armeesprache in allen Schulen, einschließlich der Volksschulen, schlagend beweisen. Der ungarische Landesvertheidigungsminister Freiherr v. Fejervary warnte am 1. März 1889 in treffender, epigrammatischer Weise vor einem Zustande, in dem die Offiziere sich nur nach Art der Stummen verständigen könnten. Aehnliches gilt aber auch von den gemeinen Soldaten, die längst aufgehört haben, als bloße Maschinen brauchbar zu sein, die eine gewisse Bildung haben und die Armeesprache kennen müssen.

Natürlich muß die große Zollunionsreform in ächt toleranter, staatsmännischer Weise durchgeführt werden. Alle Ehrenmänner ohne Unterschied der Nationalität, des Standes, der wirthschaftlichen und politischen Partei oder der Confession müssen willkommen sein; vorausgesetzt, daß sie für die Zollunion, überhaupt für die deutschen Culturinteressen, eintreten. Es ist von der größten Wichtigkeit und sehr wohl möglich, zahlreiche Conservative, Schutzzöllner, Edelleute, Magyaren und Slawen für die Zollunion zu gewinnen, deren indirecte und directe Förderung durch die mächtige, centralistisch gesinnte sog. Militär- und Beamtenpartei des Donaureiches im Großen und Ganzen selbstverständlich ist.

Eine sog. nationale Bewegung, die nur von Jünglingen, Schwärmern, Reactionären oder Radicalen vertreten wird, ist keine wahrhaft nationale, zukunftsreiche Bewegung. An einer wahrhaft nationalen Bewegung betheiligen sich Vornehm und

Digitized by Google

Gering, Alt und Jung, auch die staatsmännischsten, kritischsten, im guten Sinne des Wortes kühlsten Köpfe; und alle diese Merkmale treffen bei der deutschen Zollunionsbewegung zu, die schon heute in allen deutschen Parteien überzeugte Anhänger hat und allmählich, aber stetig, von Jahr zu Jahr, an Zahl und Bedeutung ihrer Vorkämpfer zunimmt, wie z. B. die zweite, 1886 erschienene Auflage des weitverbreiteten Schönberg'schen Handbuches der politischen Oekonomie zeigt. Die erste, 1882 erschienene Auflage enthielt noch nichts Bezügliches.

Die Unionsfrage ist keine Parteisache. Sie wird von allen deutschen Parteien mit Recht als eine offene Frage behandelt. Das schließt aber keineswegs aus, daß allmählich die große Mehrheit der Glieder aller Parteien für die Union eintreten wird und daß gewisse Parteien besonders befähigt und berufen sind, „früh aufzustehen", dereinst in dieser Lebensfrage die Führung der Nation zu übernehmen. Diese Parteien sind aus naheliegenden Gründen in erster Linie die Nationalliberalen und in zweiter Linie die Freiconservativen; ähnlich wie die nationalen Einheitsideen der ehemaligen Altliberalen 1870 und 1871 ein Gemeingut des ganzen deutschen Volkes wurden.

Es ist eine wenig bekannte, von J. Schreiber 1884 anziehend geschilderte Thatsache, daß man in Oesterreich den Eisenbahnbauten aus reactionären Gründen Jahrzehnte lang den zähesten Widerstand entgegensetzte. Anfangs wollte man gar keine Bahnen, später gar keine (!) Eisenbahnverbindungen mit dem ketzerischen, gebildeten Deutschland. Es half aber alles nichts. Selbst Oesterreich, Rußland, die Türkei und China haben Eisenbahnen erhalten. „Und sie bewegt sich doch!" soll Galilei gesagt haben. Aehnlich ist der Sieg der Zollunionsidee eine bloße Frage der Zeit, eine Consequenz jener Allianzideen, welche von Herder in seiner Ode „Preußen und Oesterreich", von G. v. Putlitz im „Testament des Großen Kurfürsten" und von H. v. Sybel schon 1862 vertreten wurden, und die 1879 vom Fürsten Bismarck realisirt wurden. Schon viel früher ist für die Befreiung Ungarns vom Türkenjoch auch brandenburgisches Blut geflossen.

Die beiden Kaiserstaaten, welche die deutsche Wacht an den Vogesen und an der Donau halten, brauchen sich gegenseitig. Auch in der Zolleinigungsfrage wird früher oder später die schöne österreichische Devise durchdringen. Sie lautet: viribus unitis, mit vereinten Kräften.

Zur Statistik des Blitzschlages.

Von M. Schneidemühl.

In einem früheren Aufsatze dieser Zeitschrift „Ueber die Zunahme der Blitzgefahr" in Nr. 1 war ausgeführt worden, daß in den letzten Jahrzehnten eine fortdauernde enorme Steigerung der Zahl der jährlichen Blitzschläge beobachtet worden ist, daß es jedoch zur Zeit noch durchaus an einer zuverlässigen Erklärung dieser auffallenden Erscheinung fehlt, obschon eine Reihe von Hypothesen darüber aufgestellt ist, und daß demzufolge auch die weiter sich aufdrängende wichtige Frage, ob und mit welchen Mitteln etwa dieser wachsenden Gefahr begegnet werden könne, ebenfalls gegenwärtig noch als eine offene bezeichnet werden müsse.

Nun hat aber die Blitzschlagstatistik, und zwar dieselbe, aus der jene Erscheinung der Zunahme der Blitzgefahr nachgewiesen worden, noch eine Reihe anderer Ergebnisse geliefert, die für die Beantwortung dieser, wie gesagt, besonders praktisch wichtigen Frage wenigstens wesentliche Anhaltspunkte bieten, und da diese Ergebnisse auch an sich von hohem allgemeinen Interesse sind, so möchten wir hier noch etwas darauf eingehen.

Zunächst hat sich gezeigt, daß sowohl die beobachtete allmähliche Zunahme der Blitzgefahr*), als auch ihre gegenwärtige Größe für die verschiedenen Länder eine sehr verschiedene ist. Die Unterschiede in ersterer Beziehung sind zwar weniger bedeutend. So findet z. B. Prof. Holtz in dem von ihm betrachteten Zeitraum 1854—1877 für die geringste Zunahme, nämlich die von Bayern, das Verhältniß $1 : 1^3/_4$, für die größte, die von Sachsen-Gotha, $1 : 4^1/_4$; der Mittelwerth für ganz Deutschland betrug, wie früher erwähnt, $1 : 2^3/_4$. Um so bedeutender sind dagegen die Verschiedenheiten in Bezug auf die gegenwärtige Größe. Dieselbe beträgt z. B. — ebenfalls nach Holtz — einerseits für Sachsen-Gotha 47, andererseits für die Landdrostei Osnabrück 443, ist also für das letztere Gebiet mehr als neun Mal so groß wie für das erstere; ebenso beträgt sie z. B. für Anhalt 61, für Westphalen dagegen 365, ferner für Württemberg und Bayern 93, für Oldenburg 353. Besonders auffallend sind die sich häufig findenden großen Unterschiede für unmittelbar benachbarte Gebiete. So ist die Blitzgefahr für Westphalen etwa drei Mal so groß wie für die Rheinprovinz, das Gleiche gilt für das Königreich Sachsen im Vergleich mit Sachsen-Weimar. Daß das Königreich Sachsen auch wiederum etwa $2^1/_2$ Mal so stark bedroht ist wie das benachbarte Bayern, ist bereits früher gelegentlich erwähnt. Höchst merkwürdig aber ist, daß die größten überhaupt vorhandenen Unterschiede sich innerhalb eines einzelnen und verhältnißmäßig kleinen Landes finden. Nach Hellmann ist nämlich die Blitzgefahr in dem badensischen Kreise Waldshut 11 Mal so groß als im Kreise Heidelberg, in den Kreisen Konstanz und Villingen übrigens auch noch immer 6 resp. 5 Mal größer als im Heidelberger. Ein ebenfalls sehr interessantes Resultat ergibt sich, wenn man einerseits alle norddeutschen, andererseits alle süddeutschen Gebiete zusammenfaßt. Es findet sich dann, daß die ersteren im Durchschnitt doppelt so stark gefährdet sind als die letzteren.

Die Erklärungen für diese mannigfachen Verschiedenheiten werden sich größtentheils aus dem Nachfolgenden ergeben, d. h. so weit es überhaupt bisher gelungen ist, solche überall zu finden. Eine der wirkenden Ursachen und zwar zugleich eine der am weitesten verbreiteten, soll jedoch hier gleich erwähnt werden. Es ist die Bodengestaltung und die dadurch theilweise bedingte Art der Besiedelung eines Landes; und zwar handelt es sich hier insbesondere um den Gegensatz zwischen Flachland und Gebirgsland in dieser Beziehung. Im Gebirge nämlich liegen die Ortschaften meist in den Thälern und Einsenkungen und werden daher von den Gipfeln und Kämmen des Gebirges überragt. In Folge dessen fangen die letzteren den größten Theil der Blitzschläge einer darüber hinweg ziehenden Gewitterwolke auf. Außerdem liegen hier die Gebäude einer und derselben Ortschaft im Allgemeinen nahe an einander und bieten daher dem Blitze zusammen gewissermaßen nur einen Anziehungspunkt dar. Umgekehrt verhält es sich im Flachlande. Dort gehören die Häuser selbst zu den hervorragenden Punkten, häufig sind sie sogar auf weiten Flächen die einzigen; ebenso liegen sie andererseits viel mehr zerstreut als im Gebirge und lenken besonders wegen dieses letzteren Umstandes auch solche Blitzschläge auf sich, welche bei näherem Zusammenliegen auf die Umgebung fallen würden. Aus doppeltem Grunde sind also die Gebäude der Ebene mehr als die des Gebirges vom Blitze bedroht. Und hierin dürfte zunächst eine Hauptursache für die vorher erwähnte Verschiedenheit der Gefährdung von Nord- und Süddeutschland zu suchen sein. Denn das erstere ist ja wesentlich Flachland, das letztere wesentlich Gebirgsland. Das Gleiche würde für den Unterschied z. B. von Sachsen-Gotha und Oldenburg gelten. Denn Gotha gehört den wiederum vorzugsweise gebirgigen sächsischen Herzogthümern, Oldenburg dem vollständig flachen Nordwestdeutschland an. Ist übrigens ein Flachland zugleich waldarm, so daß alsdann die Gebäude thatsächlich fast die einzigen hervorragenden Punkte desselben sind, so wird die Blitzgefahr für ein solches Gebiet natürlich noch um so größer werden. Dieser Umstand bildet u. A. eine Ursache für die besonders hohe Gefährdung Schleswig-Holsteins und namentlich des westlichen Theiles desselben, der Marschen, zumal die letzteren meist mit zerstreuten Einzelgehöften besiedelt sind. Die Blitz-

*) Der Ausdruck „Blitzgefahr" hat hier stets die bestimmte Bedeutung der Anzahl der jährlich auf 1 Million Gebäude gefallenen Blitzschläge.

Digitized by Google

gefahr derselben ist, nach Hellmann, reichlich 3 Mal so groß als die der östlichen Theile der Provinz. Ueberhaupt kann man also nach dem Vorhergehenden sagen: Je flacher und waldarmer ein Gebiet ist und je mehr zerstreut die Gebäude auf demselben liegen, um so mehr ist es durch Blitzschlag gefährdet.

Hiermit hängt dann ein weiteres sehr wichtiges Ergebniß der Statistik zusammen, nämlich daß durchgängig die Blitzgefahr für ländliche Gebäude erheblich größer ist als für städtische. Schon in der ersten Untersuchung über den vorliegenden Gegenstand von v. Bezold aus dem Jahre 1865 hatte sich dies gezeigt. Bezold fand für Bayern, daß die ländlichen Gebäude durchschnittlich doppelt so stark bedroht sind als die städtischen. Das gleiche oder doch nahezu das gleiche Verhältniß haben die späteren Untersuchungen für das Königreich Sachsen, für die Provinz Sachsen, für Schleswig-Holstein und andere Gebiete ergeben. Für Preußen weist die neuere Brandstatistik sogar eine 5 Mal größere Gefährdung der ländlichen als der städtischen Gebäude auf. Die Ursache ist hier ebenfalls zunächst in der zerstreuten Lage der Gebäude auf dem Lande im Vergleich zu der der Städte zu suchen. Einen directen Beweis dafür liefert ein Ergebniß, welches Holtz aus der Statistik für Schleswig-Holstein fand, nämlich daß die Blitzschlagzahlen abnehmen, wenn man von allgemein ländlichen Gebäuden zu Dörfern, von Dörfern zu kleineren und dann zu größeren Städten übergeht, d. h. also, daß sich die Blitzgefahr um so mehr vermindert, je mehr Häuser zu einer geschlossenen Ortschaft gruppirt sind. Ein weiterer Beweis dürfte in der durchgängig festgestellten, besonders geringen Gefährdung der Großstädte liegen. So kamen z. B. in Berlin während der letzten 25 Jahre im Durchschnitt jährlich nur etwa zwei Blitzbrände vor. Ebenso fallen, nach Freyberg, auf die ca. 18,500 Gebäude Dresdens durchschnittlich zwei bis drei Blitzschläge, was für die Größe der Blitzgefahr in diesem Falle die Zahl 120—130 ergeben würde, während dieselbe für ländliche Gebäude in Sachsen etwa 300 beträgt.

Außer der zerstreuten Lage ist es dann aber, und vielleicht in noch höherem Maße als diese, die Art der Bedachung, welche bei der Verschiedenheit der Gefährdung von ländlichen gegenüber städtischen Gebäuden eine wesentliche Rolle spielt. Es findet sich nämlich zunächst allgemein, daß Gebäude mit sogenannter weicher Dachung (aus Stroh, Schindeln, Dachpappe u. dgl.) ganz erheblich mehr Blitzschläge und zwar vorwiegend zündende aufweisen als solche mit hartem Dache (aus Ziegeln, Schiefer u. Aehnl.). Da nun aber die weiche Dachung bei ländlichen, die harte bei städtischen die vorherrschende ist, so folgt, daß aus diesem Grunde auch jene sich als mehr gefährdet wie diese ergeben müssen, insbesondere da es sich hier hauptsächlich um die zündenden Schläge handelt. Einige Zahlenangaben mögen diese recht wichtigen Verhältnisse etwas näher darthun.

In der Provinz Schleswig-Holstein findet sich, nach Hellmann, in dem Zeitraum 1874—1883 die Blitzgefahr für Gebäude mit weichem Dache durchschnittlich ungefähr $2^1/_3$ Mal so groß wie für solche mit harter Dachung. Ferner, von allen Blitzschlägen, welche auf Gebäude letzterer Art fielen, waren 9 Procent zündende und 91 Procent kalte, von denen auf erstere dagegen 68 Procent zündende und 32 Procent kalte. Unter sonst gleichen Umständen zündeten also Blitzschläge auf Gebäude mit weichem Dache $7^1/_2$ Mal häufiger als solche auf Gebäude mit harter Dachung. Die ersteren wurden dadurch zugleich in 90 unter 100 Fällen der Zerstörung preisgegeben, während letztere meist nur theilweise Beschädigungen erlitten.

Auch ein bemerkenswerther Unterschied, der zwischen Nord- und Süddeutschland in Bezug auf das Verhältniß der zündenden zu den kalten Blitzschlägen besteht, dürfte auf diesem Einfluß der Dachungsart beruhen. Während nämlich in Norddeutschland die kalten Schläge im Durchschnitt die Hälfte der zündenden betragen, machen sie in Süddeutschland das Vierfache derselben aus. Ebenso bedeutend ist aber, nach Holtz, auch der Unterschied in dem Vorkommen der weichen Bedachungen. Nach seiner sich allerdings zunächst nur auf ländliche Gebäude beziehenden Statistik kommen in Norddeutschland auf je 500 ländliche Bauwerke durchschnittlich etwa 192 mit weicher Dachung, in Süddeutschland dagegen nur ungefähr 33, also 6 Mal weniger. Die früher erwähnte Verschiedenheit in der Beschaffenheit des Terrains und der Art der Besiedelung beider Gebiete kann hier offenbar von keinem Einflusse sein, da es sich eben nicht um die absolute Zahl der Blitzschläge, sondern nur um das Verhältniß der zündenden zu den kalten handelt.

Es hat sich im Vorstehenden die Gefährdung eines Gebäudes als abhängig von seiner topographischen Lage und seiner Bedachung ergeben. Es fehlt noch ein drittes Moment, die Höhe. Denn offenbar ist ein Gebäude um so mehr vom Blitze bedroht, je höher es ist. Dies spricht sich auch thatsächlich in allen darauf bezüglichen Statistiken deutlich aus und zwar in der durchgängig sich daraus ergebenden enorm hohen Blitzgefahr für Kirchen und Windmühlen. Bei den letzteren ist allerdings weniger ihre eigene Höhe als ihre hohe und gewöhnlich zugleich besonders isolirte Lage die Ursache, indessen macht dies offenbar im Grunde keinen wesentlichen Unterschied. So ist, nach Holtz, die Blitzgefahr für Kirchen, berechnet aus den gemeinsamen Daten des Königreichs Sachsen, Sachsen-Weimars und Oldenburgs, 22 Mal so groß als für gewöhnliche Gebäude, in der Landdrostei Aurich sogar 30 Mal so groß; für Mühlen ist sie, nach den Daten aus drei andern Gebieten berechnet, 25 Mal, in den Landdrosteien Aurich und Stade sogar 47 bezw, 57 Mal so groß. Aehnlich findet Hellmann für Schleswig-Holstein die Blitzgefahr von Kirchen und Glockenthürmen 29 Mal, die von Windmühlen 52 Mal größer als die von gewöhnlichen Gebäuden mit harter Dachung. Drückt man das betreffende Resultat in etwas anderer Form aus, so ergibt sich, daß dort jede 160. Kirche und jede 117. Windmühle jährlich einmal vom Blitze getroffen wird. Bedenkt man übrigens, daß Kirchen auch noch besonders häufig mit Blitzableitern versehen sind, jedenfalls häufiger als gewöhnliche Gebäude, und daß daher alle in Folge der Wirkung des Ableiters unschädlich verlaufenden (kalten) Schläge gar nicht bekannt werden bezw. in den betreffenden Statistiken nicht auftreten, so sieht man, daß in Wirklichkeit das Verhältniß zwischen Kirchen und gewöhnlichen Gebäuden in Bezug auf ihre Blitzgefährdung sich für erstere noch weit ungünstiger gestalten wird. Wie kürzlich berichtet wurde, ist der Kölner Dom allein innerhalb der letzten 4 Jahre 5 Mal vom Blitze getroffen worden. Beim letzten Male wurde dabei die Platinaspitze des Blitzableiters, wie die Revision desselben ergeben hat, 1 cm weit abgeschmolzen.

Außer der Lage, Dachungsart und Höhe haben sich auch noch einige andere Verhältnisse bezw. Einrichtungen der Gebäude als auf ihre Blitzgefährdung von Einfluß erwiesen: Zunächst die Windfahnen sowie überhaupt alle eisernen Zierrathen der Dächer und zwar diese natürlich namentlich dann, wenn die Dächer aus leicht zündendem Material bestehen. Ferner besonders die inneren Pumpen bei ländlichen Gebäuden; ihre Blitzgefährlichkeit beruht darauf, daß sie mit dem Grundwasser, welches als ein guter Leiter der Electrikität vom Blitze vorzugsweise aufgesucht wird, in Verbindung stehen und diesen dadurch in das Innere der Gebäude lenken. Endlich sind es in den Städten die Gas- und Wasserleitungen, die in dieser Beziehung bedrohlich wirken können, und zwar besonders, wenn sie hoch hinauf etwa bis in die Nähe des Daches geführt sind.

Es mag hier beiläufig bemerkt werden, daß die Telegraphen- und Telephonanlagen, namentlich die städtischen, vorwiegend schützend wirken, da sie mit einer verhältnißmäßig großen Zahl von Blitzableitern versehen sind. Vorschriftsmäßig kommt mindestens ein solcher auf je vier auf den Häusern angebrachte Rohrständer.

Noch einige interessante Einzelheiten weist eine Statistik von Professor Weber über Blitzschläge in Schleswig-Holstein (in dem Zeitraum 1879—1883) auf. Dieselbe ist namentlich durch das Detail der Untersuchung besonders werthvoll. Das Material für dieselbe bildeten nämlich vornehmlich von Beamten und Commissären der dortigen Landesbrandkasse detaillirt

Digitized by Google

ausgefüllte Fragebogen über jeden einzelnen Blitzschlag. Es waren im Ganzen 405 solcher Berichte, die vorlagen. Von den Resultaten seien folgende erwähnt:

Die vom Blitze getroffenen Gegenstände waren in Summa 338 Gebäude, 92 Personen, 121 Stück Vieh, 60 Bäume und 11 andere im Freien befindliche Objecte. Unter den 338 Gebäuden waren 238 ländliche und 50 städtische, ferner 31 Windmühlen, 15 Kirchen und 4 Fabrikschornsteine. Von den getroffenen Gebäuden wurden 66 durch unmittelbar (bis zu 10 m Entfernung) davorstehende Bäume, 14 durch benachbarte Häuser überragt. Es geht daraus hervor, daß Bäume in dieser Beziehung nur einen unzulänglichen Schutz gewähren.

Unter den 338 getroffenen Bauwerken befanden sich 19, welche einen Blitzableiter hatten. In 8 von diesen 19 Fällen blieben dabei die Gebäude unverletzt und nur die Ableiter wiesen Blitzspuren auf. In 10 anderen Fällen war der Blitz im Wesentlichen der Leitung gefolgt, hatte dieselbe jedoch verlassen an solchen Stellen, welche durch offenbare Mängel des Leiters oder fehlende Erdleitung ein solches Abspringen geradezu verursachen mußten. In dem letzten noch übrigen Falle scheint der Blitzableiter überhaupt nicht in Function getreten zu sein und zwar ebenfalls wegen mangelnder Erdleitung.

Endlich gehören hierher noch die Ergebnisse einer Statistik über Blitzschläge auf Bäume, und zwar der einzigen dieser Art, welche bisher existirt. Dieselbe rührt von dem Forstmeister Feye in Detmold her und bezieht sich auf die etwa 18,200 ha großen Staatsforsten des Fürstenthums Lippe. Sie erstreckt sich über den Zeitraum 1874—1885. Die Bearbeitung derselben durch Hellmann hat nun unter andern folgende bemerkenswerthen Resultate ergeben:

Die Gefährdung der verschiedenen Baumarten ist eine außerordentlich verschiedene. Setzt man die Blitzgefahr für Buchen gleich 1, so ist sie für Nadelhölzer gleich 15, für Eichen gleich 54 und für andere Laubhölzer gleich 40. Es werden also von allen Baumarten Eichen verhältnißmäßig am häufigsten, Buchen am seltesten vom Blitze getroffen; ein Ergebniß, durch welches, beiläufig bemerkt, der altgermanische Volksglaube, wonach die heilige Eiche der Sitz des Donnergottes, die Buche dagegen vor den Blitzen desselben „gefeit" ist, in wissenschaftlichem Sinne eine Bestätigung erhält.

Ferner, die geologische Beschaffenheit des Bodens und zwar insbesondere seine Wassercapacität ist für die Gefährdung der in demselben wurzelnden Bäume und dadurch zugleich für das betreffende Gebiet überhaupt von wesentlichem Einfluß. Die Blitzgefahr ist nämlich am geringsten für den trocknen Kalkboden, am größten für den feuchten Lehmboden. Setzt man sie für den ersteren wieder gleich 1, so ergibt sich für Keupermergel der Werth 2, für Thonboden 7, für Sandboden 9 und für Lehmboden 22. Da nun die Buche besonders kalkhaltigen, die Eiche dagegen mehr gemischten Sand- und Lehmboden liebt, so dürfte die verschieden große Blitzgefahr für beide Baumarten in erster Linie auf diejenige für die betreffende Bodenarten zurückzuführen sein. Die Ursache für die verschiedene Gefährdung der letzteren liegt aber darin, daß Lehmboden wegen seines großen Wassergehalts eine bedeutende, Kalkboden in Folge seiner Trockenheit dagegen nur eine geringe Anziehungskraft auf den Blitz ausübt. Diesen Umstand der Abhängigkeit der Blitzgefahr von der geologischen Beschaffenheit des Bodens bezw. seiner Wassercapacität sieht dann übrigens Hellmann auch wiederum als einen neuen und wesentlichen Erklärungsgrund für die verschieden große Gefährdung einzelner Länder an. Insbesondere glaubt er, daß demselben der größte Theil Süddeutschlands und Oesterreichs seine geringe Gefährdung gegenüber dem norddeutschen Flachlande theilweise d. h. neben anderen Ursachen zu danken hat.

Welche Schlußfolgerungen lassen sich nun aus dem Vorstehenden ziehen in Bezug auf unsere Frage nach den Mitteln, die zunehmende Blitzgefahr in ihren schädlichen Wirkungen wenigstens einzuschränken? Denn daß es kein solches geben könne, um die Zunahme selbst für die Zukunft zu verhüten, so lange die Ursache derselben nicht mit Sicherheit angegeben werden kann, ist bereits erwähnt worden. Man könnte vielleicht sogar noch weiter gehen und sagen: Welches auch diese Ursache sein möge, ein solches Mittel, die Zunahme zu verhindern, kann es in keinem Falle geben. Denn ist die Ursache meteorologischer Art, so liegt es selbstverständlich außer unserer Macht, sie zu beseitigen. Ist sie in Veränderungen tellurischer Verhältnisse zu suchen, so entsprangen diese natürlich auch nicht einer Willkür, sondern lagen in der natürlichen culturgeschichtlichen Entwickelung, in veränderten Bedürfnissen und dgl. und können daher auch nicht willkürlich rückgängig gemacht oder aufgehalten werden. In beiden Fällen kann höchstens nur von der weiteren natürlichen Entwickelung der betreffenden Verhältnisse eine eventuelle Ausgleichung in ihren Folgen erwartet werden. Indessen dieser ganze Schluß würde doch etwas voreilig sein. Denn wenn z. B., wie es Prof. Karsten annimmt, die Ursache für das Wachsen der Blitzgefahr hauptsächlich in der Zunahme der Entwaldung läge, so würde offenbar durch eine Sistirung der letzteren, welche ja bekanntlich auch aus anderen Gründen geboten ist, eine Besserung bereits herbeigeführt werden. — Indessen, wie dem auch sein mag, so wie die ganze Sache gegenwärtig einmal liegt, kann es sich in der That nur darum handeln, die schadenbringenden Wirkungen so viel als möglich zu verringern.

Und da ergeben sich aus den mitgetheilten Resultaten der Statistik offenbar folgende Maßnahmen:

Zunächst und vor Allem natürlich eine bedeutende Vermehrung der Blitzableiter als des wirksamsten Schutzes gegen die Gefahr eines Blitzschlages überhaupt. Die Zahl derselben ist, soweit sich dies statistisch hat feststellen lassen, gegenwärtig noch eine äußerst geringe und steht jedenfalls in gar keinem Verhältniß zu der Größe der Blitzgefahr. Die Vermehrung wird also zunächst ganz allgemein erforderlich, zugleich aber selbstverständlich in denjenigen Gegenden am bedeutendsten sein müssen, welche sich als die gefährdetsten erwiesen haben, also im Allgemeinen im norddeutschen Flachlande und hier namentlich wieder in dem waldarmen Nordwestdeutschland. Nächstdem werden es besonders die ländlichen Gebäude und da wiederum vor Allem die zerstreuten Einzelgehöfte sein, die ausreichend mit Blitzableitern zu versehen wären. Von den letzteren sollte eigentlich keines ohne einen solchen sein, und das Gleiche gilt für jedes Gebäude mit weicher Dachung, namentlich für jedes ländliche. Wie bedeutend die Vermehrung der Blitzableiter übrigens allein auf ländlichen Bauwerken noch sein muß, ehe hier eine einigermaßen erfolgreiche Allgemeinwirkung erwartet werden kann, geht z. B. daraus hervor, daß in Sachsen, wo dieselben auf dem Lande nahezu ebenso häufig vorhanden sind wie in den Städten, doch die Blitzgefahr, wie früher erwähnt worden, für ländliche Gebäude doppelt so groß ist als für städtische.

Aus allen Statistiken hatte sich ferner die enorm hohe Gefährdung der Kirchen und Windmühlen ergeben. Es werden daher namentlich auch diese sämmtlich mit guten Blitzableitern zu versehen sein, insbesondere da sie alsdann zugleich vielen Nachbargebäuden Schutz gewähren können.

Ein weiteres wirksames Mittel zur Verringerung der Blitzschäden — nächst der Vermehrung und häufigen Revision der Blitzableiter vielleicht sogar das wirksamste — bietet dann die Verminderung der Zahl der weichen Dachungen. Ihr verhängnißvoller Einfluß hat sich, wie wir gesehen haben, überall als ein sehr bedeutender erwiesen. Am besten wäre es daher, wenn sie, wenigstens auf dem Lande, vollständig beseitigt würden. Jedenfalls aber sollten sie, wie dies auch wohl größtentheils schon geschieht, bei keinem Neubau mehr zugelassen werden.

Eine besondere Aufmerksamkeit wäre ferner allen den oben als blitzgefährlich bezeichneten Einrichtungen der Gebäude zuzuwenden. Sind dieselben nothwendige, wie alle Metallconstructionen, Gas- und Wasserleitungen u. dgl., dann sind sie durch Verbindung mit dem Blitzableiter oder durch sonstige geeignete Maßnahmen unschädlich zu machen; sind es entbehrliche, d. h. solche, die keinen wesentlichen Nutzen haben, wie z. B. alle eisernen Zierrathe der Dächer und besonders die Windfahnen, dann sind sie zu beseitigen bezw. zukünftig zu

Digitized by Google

vermeiden. Namentlich sind es hier natürlich auch wieder die ländlichen Gebäude, bei denen dies besonders zu beachten wäre. Kein solches mit weichem Dache sollte eine Windfahne haben. Will man dieselbe nicht entbehren, so setze man sie, wie dies auch in einzelnen Gegenden klugerweise geschieht, auf in der Nähe befindliche Bäume. Man bewirkt dadurch zugleich, daß diese noch etwas mehr, als sie es von Natur thun, nach Art eines Blitzableiters wirken.

Endlich ist hier noch des Schutzes der Gebäude durch benachbarte Bäume zu gedenken. Es war in dem ersten Aufsatze angeführt worden, daß Holtz die allmähliche Fortnahme der letzteren aus der Nachbarschaft der Häuser mit als eine Ursache für die Zunahme der Blitzgefahr ansieht. Er räth deshalb auch, dieser Fortnahme wenigstens bei ländlichen Gebäuden Einhalt zu thun. Allerdings, meint er, würde es selbstverständlich erheblich besser sein, mehr Blitzableiter statt dessen anzubringen, allein da gegen diese auf dem Lande noch vielfach ein Vorurtheil herrscht, so sei es doch gut, wenn auf diese Weise wenigstens etwas, statt vielleicht gar nichts geschieht. Diese schützende Wirkung der Bäume, die ja auch sonst ziemlich allgemein angenommen wird, scheint aber nach neueren statistischen Ergebnissen doch eine sehr zweifelhafte zu sein.

Es ist hier nicht der Ort, noch alle die Vorsichtsmaßregeln mehr untergeordneter Art, die sich sonst wohl noch aus den bisherigen Untersuchungen als zweckmäßig ergeben haben, aufzuführen. Es genügen die im Vorstehenden mitgetheilten Hauptsachen. Schon eine allgemeine Durchführung dieser würde vorläufig eine erhebliche Einschränkung der Blitzschäden bewirken und damit auch die durch diese Schäden jährlich herbeigeführten bedeutenden Verluste an Nationaleigenthum wenigstens einigermaßen vermindern. Die weiteren Untersuchungen über die ganze Frage der Blitzgefahr werden dann voraussichtlich mit der allmählichen Aufklärung der Ursachen auch weitere Mittel der Abwehr bringen.

Literatur und Kunst.

Justus Liebig und Friedrich Wöhler.

Von M. Carriere.

Am 31. December 1871, nicht lange vor seinem Tod (18. April 1873) schrieb Liebig an Wöhler: „Ich kann das Jahr nicht ablaufen lassen, ohne Dir noch ein Zeichen meiner Forteristenz zu geben und die herzlichsten Wünsche für Dein und der Deinigen Wohl im neuen auszusprechen. Lange werden wir uns Glückwünsche zu neuen Jahren nicht mehr senden können, aber auch wenn wir todt und längst verwest sind, werden die Bande, die uns im Leben vereinigten, uns Beide in der Erinnerung der Menschen stets zusammenhalten als ein nicht häufiges Beispiel von zwei Männern, die treu ohne Neid und Mißgunst in demselben Gebiete rangen und stritten und stets in Freundschaft eng verbunden blieben.“ So ist es auch das allgemein menschliche Interesse, was dem soeben bei Fr. Vieweg & Sohn in Braunschweig erschienenen Briefwechsel, der sich über 43 Jahre erstreckt, über die Kreise der Fachgenossen hinaus mit Theilnahme entgegenkommt, abgesehen davon, daß das Buch für die Geschichte der Chemie eine gute Quelle ist und sein wird.

Schon der Anfang ist charakteristisch. Beide junge Männer — Wöhler bei Berzelius in Stockholm gebildet und damals Lehrer an der Gewerbeschule zu Berlin, Liebig in Gay Lussac's Laboratorium zu Paris rasch herangereift und auf Humboldt's Vorschlag Professor in Gießen — hatten, mehrmals mit gleichen Gegenständen beschäftigt, von einander abweichende Ergebnisse oder Ansichten veröffentlicht; dies hätte sie leicht aus einander bringen, gegen einander aufbringen können; aber es führte sie zusammen, denn Jeder erkannte die Begabung wie den Wahrheitssinn des Anderen, und so schrieb Wöhler eines Tages: „Es muß wirklich ein böser Dämon sein, der uns immer wieder unvermerkt mit unseren Arbeiten in Collision bringen und das chemische Publikum glauben machen will, wir suchten dergleichen Zankäpfel als Gegner absichtlich auf. Ich denke aber, es soll ihm nicht gelingen. Wenn Sie Lust haben, so können wir uns den Spaß machen, irgend eine Arbeit gemeinschaftlich vorzunehmen und das Resultat unter unseren gemeinschaftlichen Namen bekannt zu machen.“ Gesagt, gethan. Bald wandern die Briefe zwischen Gießen und Cassel oder Göttingen, wohin Wöhler berufen ward, hin und her, um mitzutheilen, was der Eine oder Andere über das Gesuchte, X, Y oder Z, gefunden hat oder denkt, und neben den besonderen Forschungen ist eine ganze Reihe von Entdeckungen unter dem gemeinsamen Namen von Liebig-Wöhler veröffentlicht worden. Persönliche Begegnung knüpfte das Band der Freundschaft um so fester, und als Wöhler früh den Verlust der Gattin zu betrauern hatte, da lud ihn Liebig in sein Haus, um ihm neben herzlicher Theilnahme das Asyl der Arbeit zu Trost und Leidüberwindung zu öffnen. Gemeinsame Reisen wurden gemacht, und namentlich als Liebig 1852 nach München übersiedelte, zog es Wöhler nach dem Süden, um bald am Genfer See oder in Italien, bald in den Alpen sich zu erfrischen, den Dunst des Laboratoriums in erquickender Wald- und Bergluft wegzuspülen, und häufig zog Liebig mit ihm hinaus in's Freie. Beide Männer wußten einander trefflich zu ergänzen. W. A. Hofmann, der Herausgeber des Briefwechsels, Liebig's Schüler, lange Zeit in London, dann in Berlin als berühmter und einflußreicher Meister der Chemie wirkend, hat dies in der Vorrede trefflich ausgesprochen und dadurch die Herausgabe des literarischen Denkmals vervollvollständigt, das er beiden älteren Freunden gesetzt in der englischen Schrift „The life-work of Liebig“ und in dem Nekrolog Wöhler's in den „Berichten der deutschen chemischen Gesellschaft“. Er wird selbst überrascht gewesen sein, in einem Brief Wöhler's an Liebig vom 27. Juli 1870 zu lesen: „Hofmann schreibt die Gedächtnißrede auf Magnus. Er wird wohl auch noch unsere schreiben, auch können wir uns keinen besseren Biographen wünschen, indessen mag er noch etwas warten.“ Hofmann also schreibt:

„Dieser Briefwechsel ist weit davon entfernt, ausschließlich wissenschaftlichem Meinungsaustausche zu dienen oder an Thatsächliches anzuknüpfen: er enthüllt uns gleichzeitig den hochherzigen Sinn dieser Männer, die uneigennützige Freundschaft, die opferwillige Menschenliebe, die sie beseelte. Und wie eigenartig tritt uns das Wesen Beider, die in Naturanlage, Bildungsgang, Auffassungs- und Ausdrucksweise nicht verschiedener gedacht werden können [das ist zu viel gesagt!], in diesem Briefwechsel entgegen! Liebig feurig und ungestüm, einen neuen Gedanken mit Enthusiasmus ergreifend, daher aber auch wohl der Phantasie mehr als erwünscht die Zügel schießen lassend, die gewonnene Ueberzeugung hartnäckig vertheidigend, aber der Erkenntniß des Irrthums keineswegs verschlossen, ja für den Nachweis desselben ausdrücklich dankbar, — Wöhler kühl und bedachtsam, an eine neue Aufgabe mit nüchterner Ueberlegung herantretend und daher gegen jede übereilte Schlußfolgerung fast sichergestellt, und erst nach sorgfältigster Prüfung, welche Irrthümer geradezu auszuschließen scheint, eine Ansicht zum Ausdruck bringend, — aber beide so eigenartig den Weg der Forschung wandelnde Männer von derselben Wahrheitsliebe beseelt! Liebig reizbar und leicht verletzt, alsdann aufbrausend, seiner Bewegung kaum Herr und derselben nicht selten in herben Worten Luft machend, daher auch oft in lange und heftige Fehde verwickelt, — Wöhler leidenschaftslos, selbst übelwollender Herausforderung gegenüber unerschütterlichen Gleichmuth bewahrend, den bittersten Gegner durch die Gemessenheit seiner Sprache entwaffnend, ein abgesagter Feind von Zank und Hader und daher auch eines Friedensschlusses kaum bedürftig, aber beide Männer von demselben unbeirrbaren Gerechtigkeitssinn durchdrungen! Kann es uns wundern, daß zwischen zwei so verschieden gearteten, aber so wunderbar sich ergänzenden Naturen eine Freundschaft reifen mußte, welche Beide zu den besten Gewinnsten ihres Lebens zählen durften?“

Liebig kannte keine Furcht, weder den Menschen, noch den Dingen gegenüber. Die ersten bahnbrechenden Untersuchungen über das Knallsilber wurden von dem Jüngling unter täglicher Lebensgefahr gemacht, und der Greis sagte bei dem Sieg der

Digitized by Google

deutschen Waffen, bei den Erfolgen des Zündnadelgewehres, die zur Aufrichtung des Deutschen Reiches führten, einmal mit eigenthümlicher Bewegung zu mir: Ich habe doch auch Antheil daran, jene Untersuchungen in Paris, die mich zum Professor machten, haben den Grund zu der neuen Schießwaffe gelegt! So war er kampflustig aus Muthesfülle, stets vorandringend, aber der Belehrung offen. Einmal verlangte er, daß noch spät Abends ein Brief zur Post gebracht werde, in welchem er die Aenderung einer Ansicht bekannte: „Man soll einen Irrthum nicht über Nacht im Hause behalten." Und gern gedachte er wie die Mutter den Knaben ermahnt: „Du heißest Justus, so sei auch gerecht." Wöhler hatte oft zu vermitteln, so namentlich zwischen Berzelius und Liebig. Berzelius hatte den jungen genial aufstrebenden Genossen freudig begrüßt, ihm wie einen Sohn das vertrauliche Du angeboten, Liebig war voll Verehrung für den Meister, aber dieser ward im Fortgang der organischen Chemie und ihrer Verwerthung für die Physiologie bedenklich, und Liebig sah durch seinen Widerspruch die Weiterentwickelung der Wissenschaft gefährdet. Amicus Plato, sed magis amica veritas! Es war Wöhler's Verdienst, daß die wissenschaftliche Auseinandersetzung nicht in eine Fehde umschlug. Dann ist Wöhler wieder erfreut, wenn Liebig als Kanzler des Ordens für Kunst und Wissenschaft, den König Max II. stiftete, denselben auch für wissenschaftliche Gegner wie Mitscherlich beantragt.

Liebig wandte sich in München vornehmlich der Verwendung der Chemie auf Agricultur und auf die Ernährung von Menschen und Thieren zu. Er dachte an das Wohl des Volkes; die Brotbereitung, eine Kindersuppe zum Ersatz mangelnder Muttermilch, die Gewinnung des Fleischextractes in Ländern, wo man das Rindvieh um der Häute willen schlachtete, lagen ihm am Herzen. Als ein Ingenieur aus Südamerika zu Letzterem die Hand bot, ward die Methode, welche Pettenkofer in der Münchener Hofapotheke im Kleinen übte, nun in's Große übersetzt; als dies gelang, bildete sich eine Gesellschaft in London und Antwerpen, und daß Liebig für seine Erfindung und Betheiligung die Summe von 5000 Pfd. Sterl. erhielt, ward mit freudiger Ueberraschung an Wöhler gemeldet. War es doch die einzige namhafte Summe, die er für so viele der Industrie zu gute kommende Entdeckungen und Rathschläge erhalten hat. Er veröffentlichte seine wissenschaftlichen Forschungen, und freute sich, wenn sie Andere nutzbar machten. Gerade damals war es ihm schmerzlich, daß er nicht bloß Opfer an Zeit, sondern auch an Geld gebracht, um das gesundheitschädliche Quecksilber durch galvanoplastischen Silberbeleg des Spiegelglases zu verdrängen. Menschenfreundliche Gesinnung hatte ihn zu dieser Arbeit geführt; ich ward daran erinnert, als jüngst Bebel im Deutschen Reichstag auf die verderblichen Erkrankungen der Spiegelarbeiter hinwies; vielleicht gelingt es doch noch, das Verfahren Liebig's im Großen einzuführen.

Hemmungen und Streitigkeiten auf diesen Gebieten veranlaßten Liebig einmal an Wöhler zu schreiben (1857): „Deine Briefe heimeln mich an wie ein Märchen aus alten Zeiten; das ist das alte Feuer und die Jugend, und Jahre die vergangen und Töne die verklungen sind, steigen vor mir auf und versetzen mich in die blühenden Tage unseres freudvollen und neidlosen Zusammenwirkens. Du hast Dir den reinen Sinn bewahrt und schaffst Dir immer sich verändernde Genüsse; ich aber komme mir vor wie ein Abtrünniger, wie ein Renegat, der seine Religion aufgegeben hat. Ich habe die Bahn der (reinen) Wissenschaft verlassen, und in meinem Bemühen, der Landwirthschaft und der Physiologie etwas zu nützen, wälze ich den Stein des Sisyphus; er fällt mir immer auf den Kopf zurück, und ich verzweifle manchmal an der Möglichkeit ihm einen festen Boden zu verschaffen." Aber er ermüdet nicht, und 10 Jahre später erfreute er sich des Sieges; die deutschen Landwirthe boten ihn eine Ehrengabe, die er in eine Stiftung zur Förderung wissenschaftlicher Arbeiten im Interesse der Landwirthschaft verwerthete. Und ein Relief des Marmordenkmals, das Schüler und Freunde ihm errichteten, weist dankbar auf sein Verdienst hin.

Wöhler hinwiederum folgt mit Theilnahme den Gedanken des Freundes, wie derselbe sie namentlich auch in den akademischen Reden entwickelte, wenn er da die Nothwendigkeit der Ideen auch in der Naturforschung betonte, ohne die das Experimentiren ein zielloses Tasten sei, oder wenn er die Methoden inductiver und deductiver Forschung klarstellte. Ebenso die zusammenfassende Darstellung, die aus den chemischen Briefen in der Allgemeinen Zeitung und dem ersten dünnen Bändchen allmählich zu einem stattlichen Werk heranwuchs. Er schreibt bewundernd:

„Noch nie ist der Welt klarer gesagt worden, was Chemie ist, in welchem Zusammenhang sie mit den physiologischen Vorgängen in der lebenden Natur steht, in welchem Zusammenhang mit Medicin, Landwirthschaft, Industrie und Handel! Diese Beziehungen in so klarer Weise dargelegt zu haben, daß sie ein Kind verstehen kann, ist allein schon hinreichend, dieses Werk zu einem classischen zu stempeln. Der Einfluß, den es ausüben muß oder schon ausgeübt hat, ist gar nicht zu übersehen; Tausende werden davon zehren und auf Deiner Schulter stehend, die darin angeregten Ideen verwerthen. Und alles dies vorgetragen mit einer Klarheit, Einfachheit und Eigenthümlichkeit in der Darstellung, daß es wie aus dem Aermel geschüttelt aussieht, und doch welche Studien, welche Mühen, welche Kenntnisse der mannigfachsten Art setzt dies Alles voraus!"

Werfen wir noch einen Blick auf die politische Entwickelung Deutschlands, so ist Wöhler von der revolutionären Bewegung im Völkerfrühling 1848 anfangs erschreckt, er findet sich aber bald zurecht und schreibt Ende April:

„Wir Professoren sind jetzt alle Soldaten, meist in der Freiwilligenschaar, haben eine Art Uniform, exerciren, patrouilliren fast täglich, den Säbel an der Seite und die Flinte auf der Schulter. Die Wachen an den Thoren sind von uns besetzt, und wenn Gauß, wie es täglich geschieht, an der Wache des Geismarthors vorbeikommt [— die Sternwarte, wo der große Mathematiker wohnte, liegt vor der Stadt], so wird sie herausgerufen und das Gewehr präsentirt. In Gießen war's ähnlich. Wir Jüngeren waren froh, uns in den Waffen einzuüben, und auch ältere Collegen traten in die Reihen der Bürgerwehr, um mit ihrer Besonnenheit, mit ihrem Ansehen unter dem Volk maßgebend zu stehen. Ich erinnere mich, wie eines Tages sich das Gerücht verbreitete, eine Schaar von Bauern ziehe an die Stadt heran. Die Compagnie der Südwestseite war beauftragt, das Rathhaus besetzt zu halten. Es war ein blinder Lärm. Prosector Bardeleben, jetzt der Kliniker in der Charité zu Berlin, war unser Hauptmann; er, ein Preuße, hatte als einjährig Freiwilliger den Waffendienst kennen gelernt. Nach zehn Uhr Abends befahl er: »Die Wehrmänner Liebig, Bischof, Buff (der Physiolog und Physiker), Kopp und Carriere gehen als Patrouille auf die Höhe des Seltersbergs. Ist alles ruhig, so gehen die drei Ersten nach Hause (sie wohnten dort). Die beiden andern erstatten Rapport.«"

Merkwürdig ist eine Aeußerung Liebig's im Brief vom 5. Mai 1848: „Wenn Preußen seine feste Haltung bewahrt, so liegt in ihm einzig und allein unsere Rettung; von der Frankfurter Versammlung ist nichts zu erwarten."

Wöhler schreibt: „Niemand kann mit größerer Begierde und größerem Interesse die Ereignisse der Zeit verfolgen als ich; aber es ist mir nicht gegeben, mich activ dabei zu verhalten. Es wäre besser in der Welt bestellt, wenn Tausende von andern, die ebenso wenig dazu berufen sind, wie ich, es ebenso machten. Es ist der Fluch der Zeit, daß jeder Narr jetzt glaubt in diesen Dingen mitsprechen, miturtheilen und mitregieren zu müssen." Liebig stand entschieden auf Seite derer, welche eine Einigung Deutschlands wollten; aber das wüste revolutionäre Treiben in Baden im Mai 1849 empörte ihn; er sah eine schlimme Reaction kommen und schrieb dem Freunde: „Wird es von der andern Seite ebenso schlimm und ist ein Blutbad unvermeidlich, so gehen wir Alle nach Amerika und gründen dort eine deutsche Universität."— Wöhler sieht mit Bedauern den Zusammenbruch Hannovers, ist aber erzürnt über das Welfenthum, das fremden Waffen den Sieg wünschen kann; Liebig schreibt ihm am 29. Juli 1866:

„Etwas geht aus diesem Kriege klar hervor, die innere Fäulniß Oesterreichs und des Deutschen Bundes, und der Erfolg wird jedenfalls

Digitized by Google

eine Stärkung Deutschlands sein. Die Wissenschaft, das ist Intelligenz und Wissen, haben das Schlachtfeld behauptet, und diese Lehre ist auch für die Franzosen etwas werth, der Empirismus der brutalen Gewalt ist für immer hin. Ueberall werden die Zustände sich bessern: Wenn die preußischen Elemente mit denen der annectirten Staaten zusammen vergohren sein werden, so kann ein edler Stoff daraus werden."

Im Frühjahr 1870 war Liebig längere Zeit krank; im August schrieb er an Wöhler: „Ich dachte oft während meiner Krankheit, daß es am gescheidtesten wäre, wenn mich Gott hinwegnähme; es war bei mir Alles so fertig und abgeschlossen; aber jetzt denke ich doch, daß es werth sei, diese großen Ereignisse erlebt zu haben." Er und Wöhler erwiesen sich den Frauen französischer Freunde hilfreich, die von den Männern im belagerten Paris getrennt waren, vermittelten auch brieflichen Verkehr. Er wie Wöhler freuten sich der Aufrichtung des neuen Deutschen Reichs.

Ibsen und die Medicin.

Ein Beitrag zum Ibsen-Cultus.

Als jüngst eine Ibsen-Parodie über die Bühne eines Berliner Theaters ging, erhoben die Verehrer des nordischen Dichters einen entrüstungsvollen Einspruch gegen solche Verzerrung eines ernsten und wahrhaften Strebens. Mit stolzer Verachtung erklären sie, daß, wer Ibsen schmähe, eben noch nicht „ibsenreif" sei. Mag sein, aber es ist eine sonderbare Ironie des Schicksals, daß die Anhänger einer Sache selbst oft die beste Caricatur und die schärfste Satire ihrer Ideen bieten. So ergeht es auch Ibsen. Vor einigen Tagen promovirte an der Berliner Universität ein junger Mediciner, der als dritte seiner Doctortheſen mit dem Aufgebot seines ganzen wissenschaftlichen Ansehens den Satz vertheidigte: „Die Krankheit des Oscar Alving in Ibsen's »Gespenster« nähert sich dem Bilde der progressiven Paralyse!" Um den vollen — Sinn dieses Satzes den nicht medicinverständigen Lesern verständlich zu machen, wollen wir den Begriff der „progressiven Paralyse" kurz erklären. Mit diesem Namen bezeichnet man im ärztlichen Sprachgebrauch eine Geisteskrankheit, die durch einen fortschreitenden Schwund des Gehirns bedingt ist. Die unglücklichen Opfer derselben verfallen anfangs einer gedrückten Gemüthsstimmung, die alsbald in eine maniakalische Erregung übergeht, in der sie den tollsten Wahnideen nachjagen. Als „Größenwahn" kennt jeder Laie dieses Stadium der Krankheit. Während das geistige Leben so immer mehr seinem völligen Ruin entgegengeht, treten allmählich auch körperliche Störungen in immer stärkerem Grade hervor, es entwickeln sich die furchtbaren Erscheinungen der Rückenmarksschwindsucht. Stets geht mit diesen physischen und psychischen Veränderungen eine eigenthümliche Sprachstörung einher, das sog. Silbenstolpern, welches die Kranken z. B. aus Artillerie „Artralleririn" u. a. machen läßt. Als charakteristische Zeichen der „progressiven Paralyse" sind den Aerzten des Weiteren noch namentlich zuweilen plötzlich eintretende und schnell vorübergehende Anfälle von Schwindel, Bewußtlosigkeit, halbseitigen Lähmungen oder Krämpfen in einzelnen Gliedern bekannt. Auch acute heftige Angstzustände stellen sich öfters ein. Durch diese hauptsächlichen Krankheitserscheinungen ist die „progressive Paralyse" für jeden Wissenden ohne Schwierigkeit erkennbar.

Also solch ein Paralytiker ist auch Oscar Alving! Das scheint mir doch etwas ganz Neues und Außergewöhnliches zu sein, daß ein Mediciner eine literarische Erscheinung unter seine kritische Lupe nimmt; sollte dies aber Mode werden, so möchte ich mir erlauben, zukünftigen Doctoranden einige Vorschläge zur Erwägung zu unterbreiten. Zweifellos leidet doch die Jungfrau von Orleans an conträren Sexualitätsempfindungen, Tasso an Hypochondrie, Iphigenie treffen wir an den Gestaden des fernen Landes im Zustand tiefer Melancholie. Einer genaueren Untersuchung bedarf es festzustellen, welche Form des Wahnsinns König Lear in's Grab bringt oder den sanften Sinn der süßen Ophelia umnachtet hat. Daß Richard III. reif für's Irrenhaus ist, dürfte nicht schwer werden zu begründen. Schließlich, „Herzkrankheiten" spielen in den Tragödien, Komödien und Possen aller Zeiten und Völker eine so hervorragende Rolle, daß es nach dem nunmehr gegebenen Beispiel für Jünger des Aeskulap, die sich auf das literarische Gebiet hinauswagen wollen, verlockend sein muß, sie zu analysiren. Betrachten doch manche Leute in der That die Liebe als etwas Pathologisches, wie schon ein bekannter Berliner Gassenhauer singt.

Jene Doctorthese ist mehr als die Ausgeburt der Phantasie eines Einzelnen, sie ist kennzeichnend für die literarische Geschmacksrichtung, die sich in letzter Zeit mit aller Gewalt Bahn brechen will, sich allenthalben vordrängt und bemerkbar macht. Wo wäre je einem Shakespeare, einem Racine, einem Schiller oder Goethe die Ehre zu Theil geworden, eine ernsthafte medicinische Diagnose des Charakters ihrer Helden gestellt zu sehen? Daß Ibsen ihrer theilhaftig wurde, ist nur aus der Eigenart der ganzen Ibsen-Bewegung erklärlich: ihrem Alltagsgeist und ihrer unverwüstlichen Wahrheitswuth. Nach meinem Dafürhalten liegt eine medicinische Analyse und Kritik dramatischer Helden ganz außerhalb des Bereiches der fachwissenschaftlichen Discussion; es ist vollkommen unmöglich oder wäre zum mindesten sehr unrecht, den exacten Maßstab der Untersuchung, mit dem die heutige Medicin ihre Beobachtungen zu prüfen pflegt, an ein dichterisches Phantasiegebilde zu legen. Der Dichter, der, ohne zugleich selbst Mediciner zu sein, eine bestimmte pathologische Erscheinung darzustellen unternimmt, fordert das fachwissenschaftliche Urtheil heraus, und es ist kaum anzunehmen, daß es je in dem Rahmen eines Theaterstückes befriedigt werden kann. Ein solcher Versuch dürfte unüberwindlichen Schwierigkeiten in dem Aufbau, der Technik, dem Stil des Stückes begegnen und vielleicht nur zu einem versificirten pathologischen Vortrag entarten, dessen didactische Tendenz allein einem schon die Lust an dem ganzen Drama zu Schanden machen könnte.

Indessen man vermuthet mit Recht, daß ein Dichter wie Ibsen, der die ganze Natur scharf beobachtet und fast in jedem seiner Dramen einen kranken Menschen vorführt, medicinische Studien gemacht und sie auch verwerthet hat. Aber man darf wohl auch annehmen, daß Ibsen niemals hat mehr geben wollen, als eine flüchtige Zeichnung des körperlichen Leidens, das, zu dem geistigen Manko addirt, das Elend der Welt, ihren trostlosen Realismus uns lebendig vor die Augen führen soll. Bündiger als bei Oscar Alving läßt sich dies an Dr. Rank in Ibsen's „Nora" nachweisen. Dieser Mann hat für uns weniger Interesse als Rückenmarkschwindsüchtiger als durch seinen strafbaren Annäherungsversuch an die Frau seines Freundes. Er stirbt auch nicht als ein Opfer seiner Krankheit, sondern als ein schwacher Charakter von eigener Hand. Ibsen's „Gespenster" sind keine Tragödie der „progressiven Paralyse", sondern die Tragödie jener alt eingelebten Ideen, die der Dichter als Gespenster bezeichnet.

Doch einmal zugegeben, daß Ibsen in Oscar Alving einen Paralytiker zeichnen wollte. Dann vermissen wir einerseits in seinem Bilde einen Theil der wichtigsten Kennzeichen der Krankheit, andererseits finden wir darin mannigfache Züge, die sich schwer mit dem Wesen der Krankheit vereinen oder wenigstens auf andere Arten leichter erklären lassen. Ich nehme z. B. die Liebelei mit Regine, die jeder Andere ebenso wie Oscar Alving ohne die Kenntniß des zwischen sich und dem Mädchen bestehenden Verhältnisses hätte anzetteln können, ohne dadurch in den Verdacht zu kommen, ein Schwachsinniger von der Art der Paralytiker zu sein. Auf den ersten Blick erkennt man vielmehr, daß jene Tändelsucht ein ganz directes Erbstück vom Vater ist. Aber könnte man einwenden, Oscar Alving hat vielleicht seine ganze Krankheit vom Vater geerbt. Dem widerspricht leider die Erfahrungsthatsache, daß die progressive Paralyse nicht ererbt wird, einfach aus dem Grunde, daß die Paralytiker meist sterben, ehe sie zum Heirathen kommen, oder ihre Kinder im frühesten Alter zu Grunde gehen. Also die Erblichkeit, gerade der hervorstechendste Zug in dem Krankheitsbild des Oscar Alving, findet unter der Rubrik „progressive Paralyse" keine Berücksichtigung.

Digitized by Google

Sollte Oscar Alving vielleicht also doch an einer anderen Krankheit gelitten haben? Ich kann und mag es nicht entscheiden, und glaube auch, daß es für die Beurtheilung der Ibsen'schen Dramen ohne jeglichen Belang ist. Welchen Werth aber überhaupt eine etwaige differentielle Diagnose haben kann, ersieht man recht nett daraus, daß der Opponent jenes Doctoranden, der dem Oscar Alving die progressive Paralyse andichtete, diesen vielmehr als einen Melancholiker ansprach! Wer möchte leugnen, daß in dem Charakterbilde des Alving Züge von Melancholie vorkommen, ebenso wie in dem hundert anderer Dramenhelden?

Die medicinische Analyse von dichterischen Charakteren widerstrebt dem Geist einer echten Dichtung, sie zieht dieselbe zu einem alltäglichen oder gar tendenziösen Machwerk herab und muß darum ebenso unfruchtbar wie unergötzlich ausfallen. Diese neueste Frucht der Ibsen Bewegung bringt die Anzeichen dafür, daß gewisse Leute heute schon ibsenüberreif zu werden drohen. Von ihrem Beginn an hat die ganze Bewegung einen abnormen, krankhaften Verlauf genommen; hoffen wir, daß sie nicht dem Schicksal der progressiven Paralyse verfalle.

Medicus.

Monumentaler Stil in der Reichshauptstadt.

Wer zu einem Werke schreiten will, das nicht nur für ihn selbst der Abschluß einer mühevollen Strebenszeit, sondern ein Markstein für kommende Jahrhunderte werden soll, der kann nicht genug Einkehr und Umschau halten, kann nicht sorgfältig genug Alles abwägen, was für ihn Pflicht und Nothwendigkeit wird. Die deutsche Kunst des nächsten Jahrzehntes steht vor einem solchen Schritt; Alles deutet darauf hin, daß wir einem Abschluß entgegengehen, in stilistischem wie in maßstäblichem Sinne. Der junge kraftvolle und willensfreudige Kaiser wird nicht nur das politische, sondern auch das künstlerische Erbtheil zweier Generationen antreten; er wird es mehren und abrunden wollen. Und je mehr wir freudig vertrauen dürfen, daß er seiner großen Vorfahren Ueberlieferung, den Frieden zu schützen, treu bleiben wird, um so mehr ist zu erwarten, daß er der Nachwelt auf dem Gebiete der friedlichen Entwickelung Denkmäler seiner Thatkraft wird hinterlassen wollen.

Naturgemäß wird die Reichshauptstadt in erster Linie Zeuge und Gegenstand besonders seiner künstlerischen Bestrebungen sein.

Zu keiner Zeit lagen hier glänzende und dringende Aufgaben so nahe. Das Vermächtniß des kunstsinnigen Friedrich Wilhelm IV., der Dombau, harrt noch immer der Einlösung, das Reichstagshaus wird in den nächsten Jahren zu erwünschter Vollendung gelangen, das Denkmal für Kaiser Wilhelm I. wird der Probestein neudeutscher Kunst werden. Außer diesen drei gewaltigsten Aufgaben liegen noch eine ganze Zahl ebenfalls kaum abzuweisender vor: der Ausbau des Königlichen Schlosses, die Niederlegung der Schloßfreiheit, die Spreeregulirung, welcher eine vollständige glänzende Umgestaltung der Uferstraßen folgen dürfte, der Neubau mehrerer Kirchen, einer Landesbibliothek, einer Kunstakademie, eines Abgeordnetenhauses, die Bebauung der Museumsinsel, der weitere Ausbau des Schauspielhauses, endlich auch die nicht mehr lange abzuweisende Erneuerung oder Verlegung des Opernhauses, vielleicht auch, als gar nicht zu kühner Wunsch, die Errichtung eines Volksschauspielhauses.

Das ist ein gewaltiges und doch keineswegs phantastisch ausschweifendes Verzeichniß. Sein Umfang erklärt sich daraus, daß Berlin trotz seiner märchenhaften Vergrößerung doch nicht überall mit seiner gewonnenen geistigen Bedeutung äußerlich hat Schritt halten können. Was ihm den Ruf einer schönen Stadt verschafft hat, sind wesentlich seine Privatbauten, obwohl es auch an öffentlichen Bauten, abgesehen von den städtischen, manche Perle ersten Ranges aufzuweisen hat. Der Hauptruhm aber bleibt bei den Nehring, Schlüter, Eosander, Unger, Gontard, Knobelsdorff, Langhans, Schinkel, und sie Alle schufen doch nicht für eine Kaiserstadt des neunzehnten Jahrhunderts. So sind denn die alten Verhältnisse zu eng geworden und die Bedürfnisse wachsen, einen größeren Maßstab erfordernd, gewaltig an. Krone, Staat und Stadt werden beinahe gleichmäßig dabei mitwirken müssen, dieselben zu befriedigen, wie es die private Thätigkeit seit fünfzehn Jahren auf ihrem Gebiete bereits gethan hat. Aber sie werden noch andere Gesichtspunkte haben müssen als die letztere. Sie zusammen bilden die höchste Verkörperung des modernen Lebens, und sie werden sich bewußt bleiben müssen, daß jedes ihrer Werke ein geschichtliches Denkmal werden muß, aus dem spätere Geschlechter über den Stand unserer Gesittung, unseres Begeisterungsvermögens, unseres Kunstverständnisses und unserer Machtfülle urtheilen werden. Deshalb ist es niemals mehr als jetzt angebracht, im ganzen Volke das Bewußtsein seiner idealen Verantwortlichkeit zu wecken und den anspruchsvollen, doch erhabenen Maßstab festzulegen, an dem die Werke einer Stadt von der Bedeutung Berlins gemessen werden sollen.

Die Werke der „Stadt Berlin" haben bislang allerdings keinen anderen Ehrgeiz verrathen als den, möglichst billig und geistlos zu sein. Staunen erregen die Werke der Stadt-Bau-Verwaltung nur, insofern es geradezu unbegreiflich scheint, wie sich eine einseitig rohe Auffassung der sog. alten Berliner Schule mit unglaublich schlecht gezeichneten Ornamenten ohne einen einzigen neuen tektonischen Gedanken, ohne jeglichen Sinn für Farbenharmonie und gar erst für neuere künstlerische Probleme, so kaltblütig mitten unter die Zeugen einer vorwärts strebenden Gegenwart setzen kann. Nur böser Wille aber könnte behaupten, daß der Staat als Bauherr sich nicht bewußt wäre, in der Hauptstadt Bedeutendes schaffen zu müssen. Dennoch wird die Nothwendigkeit, mit Bedürfnissen, mit nöthigen Ersparnissen und mit — vielen Vorgesetzten zu rechnen, den Werken und schließlich auch den Urtheilen der Baubeamten den freien Flug der Phantasie hemmen, der den unabhängigen Künstler fortreißt; dem kühlen, ja nörgelnden Verstande wird das Neue, Gewaltige unvernünftig, unbehaglich und revolutionär erscheinen. Und doch bedarf es des Neuen und Gewaltigen für ebensolche Aufgaben!

Der einsichtige Staat hat deshalb auch für die größten Bauschöpfungen bereits die mehr und mehr nothwendig werdende Trennung des Künstlerthums vom Beamtenthum vollzogen. Aber damit ist es auch noch nicht genug. Wie oben angedeutet, kann auch die Bureaukratie noch in der urtheilenden und entscheidenden Stelle verhängnißvoll werden, wenn sie sich hier nicht auf einen höheren Standpunkt als den der Nützlichkeit, des Budgets und der Ueberlieferung stellt.

Der wahrhafteste Patriotismus muß nach dem höchsten Ausdruck einer Gegenwart streben, in der es „eine Lust ist zu leben", nach wirklich monumentalem Stil.

Worin besteht derselbe? Wodurch wird ein Kunstwerk „denkmalmäßig", wenn man so sagen darf? — Dadurch, daß es wirklich zu einem Male, einem Marksteine des Gedenkens wird, an den sich die ganze Anschauung eines Zeitabschnittes, das ganze Streben einer Generation knüpft. Darin liegt, daß es gewaltig, mannigfach, tiefsinnig sein muß.

Nur sehr wenige Werke werden allen diesen Bedingungen entsprechen können. Diese wenigen aber werden unumgänglich ein Zusammenwirken aller Künste erfordern, um möglichst umfassend das ganze künstlerische Bekenntniß einer Zeit auszusprechen. Auf dieser Höhe aber stehen für uns unstreitig das Reichstagshaus, der Dom des Protestantismus und das Nationaldenkmal für Kaiser Wilhelm I. Sie also verlangen vor allen Dingen eine Auffassung vom denkbar höchsten Standpunkte. Diesen Standpunkt festzulegen unter Hintansetzung aller persönlichen Empfindungen und „zeitgemäßen" Interessen, erscheint als eine Pflicht, die um deswillen für die Presse nicht abweisbar ist, weil ein so hohes Bewußtsein von der Aufgabe unserer Kunst augenscheinlich nicht überall vorhanden ist.

Wenn uns auch der Verlauf der Reichstagshausfrage bis jetzt mit hoher Befriedigung erfüllen kann, so ist doch durchaus keine Gewähr gegeben, daß ähnliche Fragen eine ähnlich glückliche Lösung finden werden. Namentlich sind die Nach-

Digitized by Google

richten über die wohl nun endgültige Uebertragung des Dombaues an Julius Raschdorff geeignet, mit tiefem Bedauern zu erfüllen. Ja, man hört ferner, daß auch über die Vertheilung der anderen größeren Aufgaben, Landesbibliothek und Kunstakademie, an unsere übrigen „renommirten Firmen" bereits beschlossen sei.

Es ist dringend zu wünschen, daß die demnächst zu erwartende Ausstellung der Entwürfe zum Kaiser-Wilhelm-Nationaldenkmal so überzeugend für die Vorzüge des allgemeinen Wettbewerbs-Verfahrens in's Gewicht fallen möge, daß davor alle jene, noch jetzt wenig glaublichen Gerüchte zerstieben. Denn nur dann darf man hoffen, ein Werk zu erhalten, welches wirklich der volle Ausdruck unserer Zeit ist, wenn es der Beste ausführt.

Weit besser wäre es, eine Ausführung aus Mangel an einem ganz würdigen Meister zu verschieben, als im Drange, Etwas zu schaffen, nur Modernes, nur Ausreichendes, nicht Ewiges hinzustellen.

Aus diesem weitverbreiteten Fehler, dem Sichgenügenlassen am Ausreichenden, ist gar manche Jämmerlichkeit in unserem Kunstleben erwachsen. Der norddeutsche Charakter kühler Sachlichkeit, besonders gar der berlinische kritischer Nörgelsucht und Besserwisserei muß sich bei solchen Aufgaben über sich selbst erheben, ebenso wie die moderne Sucht, Alles schnell fertig zu haben, nur ja fix „schneidig" zu beschließen. „Es muß bei solchem Gegenstande immer der wichtigste Grundsatz sein, daß es dabei auf die Zeit der Beendigung sehr wenig, auf die Vollkommenheit und Vollendung des Werkes an sich aber ganz allein ankomme, und daß selbst das in diesem Geiste Halbvollendete der Nachwelt unendlich schätzenswerther sei als ein beendigtes Mittelmäßiges."*)

So schrieb Schinkel gelegentlich seines Domentwurfes für den jetzigen Potsdamer Platz. Schinkel gilt jetzt — und vielleicht noch zehn Jahre lang, doch sicher nicht länger! — als eine abgethane Größe. Monumental aber dachte er immer, auch unter den elendesten äußeren Verhältnissen! Man sollte ihn daraufhin studiren uud Niemand sollte über das, was uns für unsere großen Gegenwartsaufgaben noth thut, urtheilen, ehe er aus seinen Aufzeichnungen sich mit seiner Kunstbegeisterung durchdrungen hat.

Es möge zu dem vorliegenden Gegenstand noch ein zweites Citat von derselben Stelle angeführt sein:

„Es ist unmöglich, eine große neue Anlage in der Mitte einer alten Stadt mit der ganzen wünschenswerthen Vollständigkeit auszuführen; der Hindernisse sind zu viel und ihre Wegräumung erfordert einen zu unverhältnißmäßig großen Aufwand. Schon aus dieser Rücksicht . . . scheint es zweckmäßig, . . . für neue Anlagen nach außenhin eine Erweiterung zu veranlassen. Um so mehr aber ist es nöthig, bei einem so erhabenen Gegenstande, als der vorliegende, demselben einen möglichst würdigen und ihm allein bestimmten, ja gewissermaßen isolirten Platz zu geben, wodurch seine Ruhe gewinnt. . . . Der Mensch geht dann nicht in dumpfer Tagwerksgeschäftigkeit unbeachtend vorbei, sondern hat Zeit, bis dahin sich zu sammeln, um den Eindruck eines solchen Werkes frisch in sich aufzunehmen."

Den hier festgelegten Maßstab wird man für ein im höchsten Sinne monumentales Werk stets anzuwenden haben. Das Angeführte ist in ethischer wie ästhetischer Hinsicht gleich wichtig.

Ein ewiges Werk muß uns aus dem Gewirr des Alltagslebens herausreißen und die unreinen Wogen dieses letzteren dürfen an dem großen Denkmale nicht vernehmlich branden. Die Umgebung darf den Eindruck nicht stören. Denn wenn man auch behauptet, daß das Gewaltige durch eigene Kraft den Genießenden aus seiner Umgebung entrückt, so ist doch die dazu nöthige Kraft für ein Unnöthiges aufgewandt worden. Auch der ästhetische Eindruck ist eine Summation vieler Einzelempfindungen; daß durch widerstrebendes Beiwerk thatsächlich an innerer Gestaltungskraft des Betrachtenden manches unfruchtbar verloren geht, beweisen die vielen vorwiegend kritisch Beanlagten, denen über dem Anstoß am Störenden der ganze Volleindruck verloren geht.

Nun aber besitzt Berlin in seiner augenblicklichen Gestalt kaum einen wahrhaft monumentalen Platz. Seine Straßen und Plätze haben einen gefälligen, einen anständigen, zuweilen auch einmal einen großstädtischen, nicht aber einen heroischen Maßstab. Wo derselbe nahezu vorhanden — am herrlichen Schillerplatz, zwischen Friedrich des Großen Denkmal und der Schloßbrücke — ist die Ausbildung derart abgeschlossen, daß ohne die Entfernung eines Theiles vom Vorhandenen für Neues kein Raum mehr bleibt.

Der Lustgarten hat zwar Raum genug, doch wird es bei dem durch Schloß und Museum einmal angeschlagenen Accord für jedes neue Werk unendlich schwer werden, sich harmonisch und ohne Gewaltsamkeit einzufügen. Der kleine Maßstab müßte verlassen werden und der nothwendige große — ein höchstes Monumentalwerk vorausgesetzt — müßte das Vorhandene erdrücken.

Unter diesen Umständen muß es klar werden, daß man für die Errichtung des Kaiser-Wilhelms-Nationaldenkmals nicht an einen Platz innerhalb der vorhandenen Monumentalbauten Berlins denken darf, wenn man nicht von den berechtigt höchsten Ansprüchen an das größte Werk unserer Zeit in schwächlichem Bedenken nachlassen will. Wir haben als Deutsche für unseren großen Kaiser, nicht als Berliner für unseren guten König ein Denkmal zu errichten, bei welchem Thun aller Nationen Augen auf uns gerichtet sind. Soll uns Italien mit seinem Victor-Emanuel-Denkmal beschämen?

Müßten wir selbst den Dom als einen verlorenen Posten für die Kunst der neustrebenden Gegenwart betrachten, so darf doch keinesfalls das künstlerische Symbol einer so gewaltigen Epoche zu einem Reiterbild inmitten von heterogenen Gebäuden höchstens zweiten Ranges herabgedrückt werden, sondern es muß sich seine Umgebung selbst schaffen.

Es ist ein unendlicher Gewinn, daß trotz alles anfänglichen Widerspruches das Reichstagshaus doch an den Königsplatz gelegt worden ist, den ersten Platz in Berlin, der eine monumentalste Zukunft hat. Mit Sicherheit ist anzunehmen, daß bei mehr erwachendem Sinn für Großartigkeit von hier aus eine neue Entwickelung in einem neuen Maßstabe vor sich gehen wird. Es wäre daher auch ein schwerer Mißgriff, wollte sich der Staat des Kroll'schen Grundstückes entäußern. Bei der fortschreitenden Umbauung des Thiergartens wird hier die Zukunftsbaustelle eines großen Monumentalbaues liegen können und müssen, der Platz selbst der schönste in, nicht mehr bei Berlin werden. Ob dieser oder ein Platz vor dem Brandenburger Thor für das Kaiser-Wilhelm-Denkmal bestimmt werden wird, wäre ziemlich gleich billigenswerth. Sollten aber die Berliner in particularistischer Befangenheit und ohne geschichtliche Auffassungsgabe ihren Kaiser durchaus in der Stadt mitten unter sich haben wollen, so kann nicht nachdrücklich genug an Eines erinnert werden, was bereits verhängnißvoll genug gewesen und was für alle freie Kunst noch immer wieder verhängnißvoll werden kann: die Uebertreibung des Pietätsgefühles.

Gerade der Berliner hätte alle Ursache, durch Schaden klug geworden zu sein. Die Ziegelkuppel der Dreifaltigkeitskirche, die Planbildung der Nationalgalerie, das Jahrzehnte lange Elend der Ruinenstätte am Dom sind ebenso viele Sünden der Pietät — von anderen zu geschweigen. Was heißt denn pietätvoll sein? Heißt es, eine hohe Achtung vor dem Geschaffenen haben, ein liebevolles Eingehen in die Anschauungsweise einer früheren Zeit, eines entschwundenen bedeutenden Mannes haben, oder heißt es, die eigene Meinung für die einer vergangenen Zeit, das Bessere um des Guten willen opfern, das Alte für Tabu erklären und die Gegenwart von der Vergangenheit überwachsen lassen? Keine Zeit hat ein so schwächliches Selbstempfinden gehabt, als der unseren trotz allen nationalen Aufschwunges noch aus der nachschinkel'schen Zimperlichkeitsperiode anklebt. Wir balsamiren nicht nur die Werke, sondern auch die Ideen! Das ist ein großer Unterschied; denn es gehört doch eine viel mächtigere Zeitströmung

*) Aus Schinkel's Nachlaß, III, 197.

Digitized by Google

dazu, einer Zeitidee zur Ausführung zu verhelfen — einen allmächtigen Befehl ausgenommen — als eine Idee zu fassen. Ersteres hat daher ganz andere geschichtliche Berechtigung. Und doch wird man sogar den Denkmälern gegenüber nicht blinde Pietät üben können. Was da bei halben Maßregeln herauskommt, zeigt das erhöhte Dach beim Opernhaus. Man wollte Knobelsdorff's Werk nicht antasten und hat es doch jämmerlich verunstaltet. Der Unbefangene, der es in seinem jetzigen Zustande sieht, ihn für den ursprünglichen hält, wird von dem genialen Meister weit geringer denken, als wenn er nur in bedeutenden Abbildungswerken noch den ganzen und eigentlichen Gedanken des Künstlers aufbewahrt fände.

Gewiß, man soll erhalten, was uns eine große Vergangenheit lebendig machen kann; aber man soll auch opfern können, wo wesentlichere Interessen in Betracht kommen.

Deshalb schrecke man nicht davor zurück, nöthigenfalls eines der Gebäude zweiten oder dritten Ranges zu beseitigen, falls ein Platz für das Nationaldenkmal Kaiser Wilhelm's innerhalb der Stadt gewonnen werden soll. So wenig es die Vergangenheit ehren hieße, wollte man ihre, durch die Gegenwart überholten Gedanken ohne innere Nöthigung noch nachträglich künstlich zur Welt kommen lassen, so nöthig ist es einer großen Gegenwart, sich bewußt zu sein, daß sie selbst Geschichte schafft! Allerdings auf der Grundlage der Vergangenheit, aber doch in zielbewußtem Streben, über dieselbe hinauszuwollen und hinauszukönnen. Haben wir dieses Bewußtsein nicht, so sind wir allerdings nicht würdig, die Hand an ein großes, wahrhaft monumentales Werk zu legen. Ohne Ehrfurcht vor der Gegenwart — die doch wahrlich ihre Berechtigung haben sollte! — kann uns alle Ehrfurcht vor der Vergangenheit nur zu unkräftigen Epigonen, zukunfts- und geschichtslosen Alterthumsgräbern machen! H. S.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Der Tod und das Mädchen.

Von Otto Ernst.

Im dritten Stockwerk wohnte der Eisenbahndiätar Joseph Simmel. Alle Frauen im Hause waren einstimmig in seinem Lobe. Er war ein langer, hagerer, sanftmüthiger Mann. Seine langen, mattblonden Haare legten sich weich in den Nacken, und durch die Gläser seiner goldenen Brille blickten zwei blöde, freundliche Augen still bescheiden in die Welt. Seine Züge waren faltig und ausdruckslos wie die einer alten schwachherzigen Frau, und mit seiner einförmigen, heiseren Discantstimme wußte er über die kleinsten Dinge des eigenen und des nachbarlichen Haushalts stundenlang zu plaudern. Und so solide! Immer im Hause; immer bei seiner Familie! Und mit seinen 34 Jahren war er doch noch ein junger Mann, der seine Freistunden sehr wohl außer dem Hause genießen konnte. „Ja, wenn alle Frauen solche Männer hätten!" seufzten die Nachbarinnen. Seine einzige Leidenschaft war seine Geige, die jeden Abend mit sanften, klagenden Tönen oder mit lieblich jauchzenden Cadenzen durch das offene Fenster herabtönte. Nur mit den Büchern mußte die Geige zuweilen seine Zuneigung theilen. Er arbeitete fleißig an seiner Fortbildung, lernte Französisch aus einer fünfzig Jahre alten Grammatik und las mit besonderem Interesse medicinische Bücher, nach denen er seine Familie in Krankheitsfällen behandelte. Mit drei guten Freunden war Herr Simmel zu einem Streichquartett zusammengetreten, das sich an gewissen Sonntagen versammelte und alsdann von vier bis zehn Uhr Nachmittags ununterbrochen musicirte. Dabei trug dann allerdings Frau Simmel ein Gläschen Bier oder Punsch auf. Sie war eine schüchterne, häßliche und aus Zerstreutheit etwas unordentliche Frau; aber ihren Gatten, der sie geheirathet hatte, als er zwanzig und sie achtzehn war, hörte man nie anders als in sanftem, bittendem oder dankerfülltem Tone zu ihr sprechen.

„Willst Du mir die Liebe thun, Schätzchen? — Es ist gut, mein Engel!" In der That, ein glücklicheres Paar und eine traulichere Existenz waren kaum zu denken.

Das war die eine Seite des Herrn Simmel. Aber er hatte noch eine andere. Wenn er am Mittag oder am Abend nach Hause kam, zitterten sein Weib und seine Kinder, deren er vier hatte. Das fünfte Kind wurde erwartet. Bei seiner frühen Verheirathung besaß er einige hundert Thaler, die aber bei den ersten Kindern draufgingen. Seitdem mußte man sich kärglich behelfen. Simmel hatte ein bescheidenes Talent für die Geige und war von einer rasenden Leidenschaft für die Musik besessen, seitdem zu mehreren Malen einige gute Freunde sein Spiel gelobt hatten. Seit dieser Zeit war er der festen Ueberzeugung, daß er zu Höherem als zum Eisenbahnschreiber geboren sei und seinen eigentlichen Beruf, den eines ruhmbekränzten Violinvirtuosen, jämmerlich verfehlt habe. Er schwankte beständig zwischen der Hoffnung, vielleicht doch noch mit vierzig Jahren zu erreichen, was ihm bisher so schmählich versagt geblieben war, und dem peinigenden Gedanken, daß er niemals Zeit und Geld genug besitzen werde, seine Pläne zu verwirklichen. Er nahm theure Privatstunden, aber nur eine die Woche; mehr gestatteten ihm seine Mittel nicht, und er nährte schon darüber einen verbissenen Ingrimm. Aber vielleicht konnte man in der einen Stunde genug lernen; er bedurfte ja nur der nothwendigen Fingerzeige; wenn nur Zeit gewesen wäre! Die wenigen Abendstunden waren so erbärmlich kurz. Was man heute Abend in den Fingern hatte, das war morgen wieder heraus, und die Fortschritte waren zum Verzweifeln langsam! Er stampfte mit dem Fuß, warf die Notenblätter in die Zimmerecke und sank mit still wüthender Resignation auf den Stuhl. Wehe seiner Frau, wehe seinen Kindern, wenn sie ihm jetzt zu nahe kamen. Er schrie sie an und mißhandelte sie. Die „Bälge fräßen ihn auf", „dies dumme, schlotterige Weib" habe ihn „zum armen Manne gemacht". Daß er auch je so bornirt gewesen war, auf eine Heirath hineinzufallen! Seine Rohheit zwischen vier Wänden war noch größer als seine Liebenswürdigkeit auf dem Treppenflur. Und er bemaß seiner Frau das Hausstandsgeld knapper und knapper. „Wir müssen uns einfacher behelfen, oder ihr bringt mich zur Verzweiflung, und ich laufe Euch eines Tages davon." Das „Wir" war eine abscheuliche Heuchelei; denn er war ein Genußmensch durch und durch und verlangte für seinen Gaumen das Beste und Theuerste, was nur zu erschwingen war. Auch bei Tische wollte er wissen, daß er der Herr vom Hause sei, und er war nicht im entferntesten geneigt, seinem Appetit jemals zu Gunsten der Seinen einen Zügel anzulegen. Die Frau nahm alles hin; ihre Kopfschwäche, eine Folge der letzten Geburt, machte sie noch willfähriger und ergebener, als sie es ohnehin war. Nur zuweilen, wenn sie in der Küche bei ihrer Arbeit saß, beschlich sie plötzlich ein übermächtiges Gefühl von dem Jammer ihres Daseins, und sie schüttete mit strömenden Thränen ihr Herz gegen ihre älteste Tochter aus.

Diese Tochter — Clara hatten sie die Eltern genannt — war ein Kind von 13 Jahren. Sie war ein, wenn auch nicht kränkliches, so doch kleines und schmächtiges Geschöpf mit einem blassen, unbedeutenden Gesichtchen, das plötzlich einen überraschenden Reiz erhielt, wenn die langen Wimpern sich hoben und ein Paar kindlich-tiefe, braune Augen darunter hervorblickten. Trotz ihres zarten Körpers nahm sie ihrer Mutter oft die schwersten Arbeiten ab und entledigte sich derselben mit einem Geschick, das ihr weniger von Natur eignete, als sie es sich durch einen unerschrockenen, rührenden Fleiß erwarb. Sie war nicht altklug, und doch überraschte fast alles, was sie sagte, durch eine seltene Klarheit; aber es war eine angenehme Ueberraschung; man fühlte den Zauber einer ahnungsreichen und feinfühligen Kindesseele. Es war mehr schmerzliche Erkenntniß der Welt und ihrer Leiden, als sorglose Träumerei, was aus diesen Augen sprach, und doch war diese keineswegs verweht; mit letzten, anmuthigen Blüthen schmückte sie oft in Augenblicken des Glückes die Gestalt des heranreifenden Kindes. Sie gesellte sich gern im Spiel zu ihren Geschwistern, selbst spielend, und mit ganzer Hingabe an die lächelnde Freude des Augenblicks; aber willig und mit rührender Entsagung fügte sie sich in die Wünsche und Launen der Kleineren, sich alsdann plötzlich wie eine zweite Mutter derselben fühlend. Namentlich für das einzige Brüderchen empfand sie eine leidenschaftliche Zärtlichkeit; als das hübsche Gesicht desselben durch die Blattern arg entstellt wurde, litt sie unter unsäglicher Trauer, und der Anblick des Kleinen entlockte ihr jedesmal bittere Thränen. Zwischen ihr und der Mutter hatte sich seit langem jenes innige, weitgehende Verständniß herausgebildet, das in der Regel die Mutter mit ihren helfenden, der Vernunft zureifenden Kindern verbindet, wenn der Gatte und Vater sein Herz von den Seinen abwendet. Diese umfassende Vertraulichkeit, die dem natürlichen Verhältniß zwischen Eltern und Kindern zuwiderlief, indem sie die Würde der Mutter herabsetzte und das Kind über seine eigentliche Sphäre erhob, enthielt dennoch für beide eine große Linderung des gemeinsamen Unglücks. Sie weinten sich gegen einander aus, und wenn der scheinheilig-brutale Gewalthaber des Hauses sie durch längere Abwesenheit erfreute, athmeten sie erleichtert auf und fühlten sich auf ihre Weise glücklich. Alsdann erzählte die Mutter ihrer Clara zum Lohn für ihre unermüdliche Hilfe die Kindheitserlebnisse der Großmutter aus der Franzosenzeit, oder sie lehrte sie eigenthümlich sentimentale, selten gehörte Volkslieder, die sie ebenfalls von ihrer eigenen Mutter gehört hatte. Besonders diese Lieder eignete sich Clara mit großer Begierde an, und sie sang dieselben mit ihrer schönen, einschmeichelnden Stimme, die nichts mehr von dem spitzen Klange der Kinderstimme hatte, sondern bereits die wohlthuende Rundung und Fülle des Tones zeigte, die schon frühzeitig in reiferen Mädchen das werdende Weib verrathen. Das erwachende Bewußtsein ihres Geschlechts und eine damit verbundene schamhafte, fast jungfräuliche Würde empörten sich in ihr gegen jede körperliche Strafe, die ihr der Vater nicht selten ohne gerechte Ursache angedeihen ließ, und doch ertrug sie auch dies aus grenzenloser Liebe zu ihrer Mutter, weil sie hoffte, dieselbe durch Ablenkung des väterlichen Zornes vor Unheil bewahren zu können. Für die Zornausbrüche des Vaters hatte sie eine Art sicheren Vorgefühls, und mit großer Klugheit wußte sie oft dem Schlimmsten vorzubeugen. Wenn aber dennoch ein Zwist unter den Eltern entstand, dann zog sie sich mit zitterndem Entsetzen in sich selbst zurück; denn ein Streit zwischen Vater und Mutter war ihr etwas Unheimlich-Schreckenvolles, ein Untergang alles Glückes, ein alles bedeckender Schatten, der träge über ihrem Haupte dahinzog.

Digitized by Google

Und mit innigstem Frohlocken begrüßte sie die erlösende Stunde, wenn sich die Wolken zertheilten und der erste schwache Schimmer eines friedlicheren und erträglicheren Daseins zurückkehrte. —

Als Herr Simmel eines Mittags vom Büreau nach Hause kam, teilte ihm seine Frau mit, daß Clara über ihren Hals klage. Er rief das Mädchen zu sich und guckte ihr in den geöffneten Mund. „Einbildung!" lautete die mit der Miene eines gewiegten Sachkenners abgegebene Diagnose. „Dem Hals fehlt nichts. Wickle Dir meinetwegen ein Tuch darum."

„Du könntest mich endlich einmal verschonen mit Deiner ewigen Erbsensuppe," wandte er sich dann zu seiner Frau. „Ein Essen, als ob man ein Stallknecht wäre!"

„Aber Joseph, was soll ich? Das Essen ist billig und mein Geld ist bald wieder zu Ende."

„Was? Mit den fünf Thalern vom Sonntag bist Du schon wieder fertig? Das ist ja heiter! Sieh zu, wo Du etwas kriegst; ich habe nichts mehr."

„Ich dachte, wir könnten vielleicht von den zehn Mark noch etwas nehmen, die Du für einen neuen Geigenbogen zurückgelegt hast," wagte die Frau einzuwenden.

„Das sieht Dir ähnlich! Natürlich, ich kann ja immer warten. Nichts da; den Bogen muß ich haben; es ist eine Schande, wie ich mich bisher mit dem alten habe quälen müssen, der so schwer ist wie ein Todtschläger und krumm wie ein Faßreifen dazu. Daran liegt's auch, daß man nicht aus der Stelle kommt. Das Instrument taugt ja auch nichts; die reine Cigarrenkiste! Da bietet sich mir jetzt eine Gelegenheit, eine ausgezeichnete Geige für zweihundert Mark zu kaufen. Ich muß alles aufbieten, daß mir der Fang nicht entgeht. Hoffentlich werde ich wohl einmal in die Lage kommen, Eure Wünsche vollauf befriedigen und mir Eure Mahnungen vom Halse schaffen zu können — wenn Ihr mich überhaupt zu etwas kommen laßt."

Als Herr Simmel am Abend wieder nach Hause kam, stand es schlimmer um Clara. Sie glühte am ganzen Körper in trockener Hitze und klagte über Kopfschmerzen. „Sie wird sich etwas erkältet haben," meinte Simmel gegen seine Frau. „Schicke sie zu Bett und gieb ihr ein bischen heiße Milch zu trinken; sie muß schwitzen."

Die Mutter that, wie ihr geheißen war. Als sie aus dem Schlafzimmer zurückkam und die Thür leise hinter sich geschlossen hatte, sprach sie schüchtern: „Meinst Du nicht, Joseph, daß wir lieber zum Arzt schicken sollten?"

„Wie?" fragte Simmel mit brutal überraschtem Tone. „Zum Arzt? Du bist wohl verrückt! Glaubst Du, daß ich mein Geld auf der Straße finde? Allerdings, wir sind gerade die Leute, die um jede Kleinigkeit den Arzt herausklingeln und ihm die Taschen füllen können! Mache Dich nicht lächerlich!" Auf sein ältestes Kind rechnete er am wenigsten; er hatte bald genug dessen Verhältniß zu seiner Frau durchschaut und ärgerte sich darüber. Nachdem er seiner Frau so würdevoll Bescheid ertheilt hatte, holte er sich das Buch vom gesunden und kranken Menschen vom Bord, um sich doch gnädigst noch einmal über Clara's Unwohlsein zu informiren.

Am nächsten Morgen fieberte Clara heftig; sie lag wie gefesselt in ihrem Bett und griff nur zuweilen mit einer verzweifelten Geberde nach dem Hals, um das Tuch zu lockern, als wäre es dies, das sie beengte. Indessen trug sie ihren Zustand mit der Geduld eines Engels, als etwas Geringfügiges, um das sie keinesfalls die Mutter beunruhigen und den Vater erzürnen dürfe. Frau Simmel wagte es, ihrem Manne gegenüber etwas dringender nach dem Arzt zu verlangen. Da riß ihm endlich ganz der Geduldsfaden. „Sage mir, bist Du denn eigentlich ganz von Sinnen? Du hast sie gestern Abend in Deiner Unvernunft natürlich nicht ordentlich zugedeckt, oder sie hat in der Nacht die Decke fortgeschoben; dann können allerdings die besten Mittel nicht helfen. Ich sehe schon; ich muß, wie gewöhnlich, alles selbst thun." Und jetzt nahm er eine riesige Wolldecke, wickelte das zitternde Mädchen bis an den Hals hinein und legte es so ins Bett. „So bleibst Du mir liegen und rührst Dich nicht, wenn Du wieder besser werden willst," sprach er zu dem Mädchen. „Und daß Du Dich nicht unterstehst, sie da heraus zunehmen," herrschte er seine Frau an. „Wenn Ihr den Doktor holt, so soll Euch der Teufel holen," tobte er jetzt gegen seine ganze Familie, wie gegen die ganze Summe seines Unglücks. „Ich sehe wirklich nicht ein, warum ich mir durch Eure Kindereien den letzten Pfennig aus der Tasche holen und mein Fortkommen ganz verderben lassen soll!" Wüthend griff er nach dem Hut und verließ das Haus, die Thür mit einem Fluch hinter sich zuschlagend.

Schreckliche Stunden kamen. Kalter Schweiß überrann die Stirn des Mädchens; die Augen hatten einen flackernden Glanz. Sie hatte eine Hand aus der Decke befreit, und in immer kürzeren Zwischenräumen geschah jene verzweifelte Bewegung nach der Kehle; sie wand und drehte den Hals, als gelte es, ihn aus einer furchtbaren Schlinge zu befreien. Luft! Luft! Entsetzlich, wenn sie nicht kommen will! — — Die Mutter rannte in wilder Angst nach dem Arzt, alle Drohungen ihres Mannes vergessend. Der Arzt kam und untersuchte das Mädchen. Die Untersuchung war kurz; er ging mit der Mutter in das anstoßende Zimmer und sprach: „Das Kind muß sogleich in's Krankenhaus, aber sogleich!"

„Ja, Herr Doctor, dann will ich schnell nach meinem Manne schicken und ihn fragen — — —"

„Nach Ihrem Manne zu schicken, ist gar keine Zeit. Wollen Sie, daß Ihnen das Kind erstickt? Binnen zwei Stunden kann das geschehen."

„Um Gottes Willen, Herr Doktor!"

„Nun denn, so verlieren Sie keinen Augenblick. Nehmen Sie meinen Wagen; er steht unten." — — —

„Du sollst in's Krankenhaus, meine Clara," sagte die Mutter mit erzwungenem Lächeln zu der Kranken. „Da werden sie Dich schnell besser machen!" Und die Thränen strömten ihr über das Gesicht.

„Das ist gut," antwortete Clara mit tonloser Stimme. Sie wollte sich selbst anziehen; aber erschöpft sank sie in die Arme ihrer Mutter. Diese kleidete sie schnell an. „Aber Du besuchst mich doch auch, Mama?"

„Ja, am Sonntag kommen wir zu Dir."

„Ach ja, Sonntag, kommt gleich diesen Sonntag; daß ich von Dir fort muß, darüber bin ich doch sehr traurig." —

Der Wagen rollte fort. Als Simmel bei seiner Heimkehr von dem Geschehenen vernahm, stutzte er doch ein wenig. Er aß schweigend zu Mittag; ließ es sich jedoch ganz wohl schmecken. Als er satt war, seufzte er über die Kosten, die ihm das wieder verursachen werde. Er dachte an die zu kaufende Geige, und mit stummer Wuth begab er sich wieder auf das Bureau.

Clara hatte den Croup. Sie wurde am Freitag Morgen operirt und fühlte sich am Tage darauf außerordentlich leicht und wohl. Die Eltern wurden, obwohl der Sonnabend kein „Besuchstag" war, wegen des ernsten Falles auf einen Augenblick zu ihr gelassen. Am Sonntag Nachmittag traf Simmel im Vordergarten des Krankenhauses die Oberwärterin, eine gutherzige Frau, die es für ein Trinkgeld gern auf ihre Verantwortung nahm, die günstigsten Aussichten zu eröffnen, gleichzeitig aber vorsichtig genug war, die Vorschriften des Arztes dem Publikum gegenüber zu respektiren. Herr Simmel dürfe heute nicht hinein, weil Clara „etwas fiebere;" sonst gehe aber alles ausgezeichnet gut. Herr Simmel kam mit dem leichtesten Herzen von der Welt nach Hause.

Heute werde wohl nichts aus dem Spielen, meinten die Freunde die diesen Sonntag Nachmittag um 5 Uhr zum Quartett kamen. Sie hatten von dem Unglück gehört und sprachen ihr Mitgefühl aus. „Oh, warum nicht spielen?!" stieß Simmel überrascht hervor. Und nun schilderte er genau den Zustand Clara's. Die Gefahr war so gut wie überstanden. Er kannte eine lange Reihe von glücklichen Croup-Operationen. Von Zeit zu Zeit ließ er mit würdevollem Behagen einen medicinischen terminus einfließen. Wahrscheinlich wäre hier übrigens ein operativer Eingriff noch gar nicht nöthig gewesen. Man kennt ja die Herren Aerzte: immer schneiden und fitscheln!

„Unser Studium ist ja eine ernste Sache, meine Herren. Man darf wahrhaftig keine Zeit verlieren, wenn man Schubert verstehen und spielen will; das hab' ich gemerkt. Außerdem" — hier nahm Simmel eine bekümmerte Miene an — „ich muß eine Zerstreuung, eine Ablenkung haben; die Sorgen belegen mich sonst völlig mit Beschlag. Können wir anfangen?"

Die Fenster standen offen, und man hörte, untenstehend, den zweiten Satz des Schubert'schen D-moll-Quartetts „Der Tod und das Mädchen" deutlich herabklingen. Es wurde mittelmäßig gespielt und doch — mit welchen Schauern rütteln diese Töne das Herz!

Wie freundlich singt der Allerbarmer Tod! Ein milder Vater, der die Seinen ruft zur süßen Abendruhe. Seine Stimme ergeht wie ein heiliges Wehen; sie klingt wie Rauschen des Waldes, der herbstesmüde seine Kronen senkt, wie Rauschen des Meeres, das ewig brandend an den Felsen schlägt. Sein Odem ist Gesang der Sphären; denn überallhin schreitet in wallendem Mantel der Tod, und auch die fernsten Welten singen das Lied vom Sterben und schließen die strahlenden Augen vor dem Hauche seines Mundes . . . . .

Und mit ernster Mahnung tritt er an das Bett des Mädchens; denn jung zu sterben ist schwer.

Allein er ist nicht wild; sein Schritt tönt nicht Entsetzen; der Friede leuchtet aus den dunklen Augen und heitere Ruhe glänzt von seiner Stirn. Er lockt mit lieblichen Bildern wie der Erlkönig auf nebelschimmernder Heide. Den Schoß der Erde durchklingen wunderbare Märchenträume und überschwengliches, tiefgenießendes Behagen strömt durch die stillen Leiber unter dem Rasen. — —

Und still erbebend horcht die Mädchenseele. Ist das der Tod? Und klingt es nicht jetzt mit lieblichen Gesängen aus der Ferne? Das ist das Lied der verklingenden Jugend. Die Seele hüpft mit zephyrleichten Füßen über die Blumenwiese der Erinnerung. Da rauscht ein Bach und trillernd steigt die Lerche hinauf zum reinen Blau; die Sonne glänzt, und Frühling blüht in Bäumen und Büschen. Ach leben, leben! Glückselig, wer es kann! Und zagend rettet sich die Seele aus den Umarmungen des Todes an die mütterliche Brust des Lebens.

Dringender mahnt der Tod — flehender langt die Menschenseele nach dem Lichte. Lebensfreude und Todesahnung huschen im Wechsel vorüber wie Wolkenschatten und Sonnenlicht über die Halde, wie Wolkenschatten und Mondesglanz über die stille Meeresfläche.

Wie die Sterbende ächzend ringt mit den wachsenden Schatten! Wie die zarte Brust erbebt in jähen, angstvollen Seufzern!

Und wunderweiche Lieder singt der Tod an dem stillen Bette, nur der Sterbenden hörbar und keinem sonst, Lieder von fern verwehender Erdensorge, von fern verhallender Erdenklage. So tröstlich singt sie keiner Mutter Mund an der Wiege des weinenden Kindes. „Warum, Du liebes Menschenkind, bohrst Du des Abschieds Stachel immer tiefer Dir in's Herz? Und was zerreißest Du Deine Seele mit Wünschen nach der Welt, aus deren Bann ich milde Dich erlösen will? Je länger Du Dich sträubst, je härter muß Dich meine Hand erfassen; denn kein Entrinnen gibt's vor meinem Blicke. So komm, ich will Dich betten still und tief, daß Liebe Dich nicht schöner betten könnte."

Und wieder entschlüpft die Seele dem drohenden Umarmer, um sich mit flüchtigen Füßen im Zaubergarten der Vergangenheit zu ergehen. Immer heller leuchten die fernen Bilder; die Blumen flammen auf in seltener Gluth; die Vögel singen süße Märchen . . . .

Da faßt der Tod mit schrecklicher Gewalt sein zagendes Opfer, und zürnend reißt er wild an seinem Herzen! Die Seele lodert auf in verzweifelter Kraft; ein wildes Zerren auf und ab, ein Ringen hin und her — die Augen rollen, der Athem glüht, die Wangen brennen, die Pulse fliegen —

Digitized by Google

ein Schrei — und das von wirrem Haar umflatterte Haupt fällt auf die zerwühlten Kissen.

Ein kurzer, träumereicher Schlummer sinkt auf die geschlossenen Lider. Führt er zum Leben oder zum Tode? Er ist reich an Gestalten wie das bunteste Leben! Wie dem Ertrinkenden, der in der Tiefe versinkt, die drängenden Wassermassen nie gekannte Töne im Ohre wecken und plötzlich seinen Geist in ungeahnte Fernen der Erinnerung entrücken, so steigen vor den Augen des Mädchens in schnellem Wechsel greifbar deutliche Gestalten und Geschehnisse aus dem Vaterhause auf. Die vertrauten Geister der Familie kommen zum Besuch ..... Wie sie mit der Mutter in den kleinen Garten hinter dem Hause ging, um Blumen für den Sonntag zu pflücken ..... wie der Kessel am Herd brodelte .... und das Brüderchen Soldat spielte .... wie sie die große Uhr an der Wand so laut und freundlich ticken hörte, als sie noch ein Kindchen von zwei Jahren war und auf dem Boden saß ..... Dann verschwimmen die Gegenstände ineinander, und nur ein breiter Strom von Licht fließt vor den geschlossenen Augen vorüber ..... Und ist nicht auch die Zukunft schön? Hat die Sterbende nicht reden hören von einem hohen Glück, das dem Weibe winkt, wenn es herangereift? Gibt es nicht eine Wonne, von der die Mädchen träumen, wenn auch ihr Empfinden noch tief in jungfräulicher Knospe ruht und nur flüchtige Ahnung des Künftigen sie durchzittert? Was ist goldener als die Morgensonne der Jugend, wenn sie vom Kindheitsschlaf zur Mannbarkeit erwacht? ..... Das Mädchen richtet sich hochauf im Bette, mit weitgeöffneten Augen blickt sie durch's Fenster in die Sonne .... Der Tod legt ihr die Hand auf's Herz, und sie sinkt entseelt zurück. — — — —

In furchtbarer Größe ertönt das Triumphlied des Todes — seinem Klange erbeben die Kreaturen, die Erde erzittert unter dem dröhnenden Tritt des Erzgepanzerten. Sein Auge entsendet Nacht, und wen seine Hand erfaßt, gleitet ihm zu Füßen wie ein welkes Blatt.

In milderen Weisen endigt sein Gesang. Wie ein heiliges Wehen ergeht sein Ruf über die Lande, wie Wald- und Meeresrauschen braust er daher: der Odem des Allerbarmers Tod. — — — — — — — —

Leider wurden die Spielenden an demselben Abend durch einen Boten vom Krankenhause gestört.

„Wenn Herr und Frau Simmel ihre Clara noch einmal sehen wollten ..."

Am folgenden Tage versandte Simmel an seine Nachbarn und Freunde die Anzeige, daß es dem lieben Gott nach seinem unerforschlichen Rathschluß gefallen habe, ihre, der schmerzgebeugten Eltern allerliebste Tochter Clara zu sich zu nehmen. —

Wer eine Woche später an dem dreistöckigen Hause vorbeiging, konnte das Scherzo aus Mendelsohn's berühmten Violinconcert genießen.

Unschuld und selbstlose Liebe gehen zu Grunde, und die Selbstsucht tänzelt mit unbefangenen Mienen über ihre Gräber dahin.

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

„Wilddiebe."

Lustspiel in vier Aufzügen.

Die anonymen oder auch pseudonymen Autoren haben nun einmal im „Deutschen Theater" kein Glück, und es scheint sogar, daß der Beifall, welchen ihre Erzeugnisse ernten, stets um so geringer wird, je dichter und undurchdringlicher der Schleier ist, hinter dem sie sich verbergen. Es ist das eigentlich auch natürlich, denn der Mangel an Selbstbewußtsein, welcher der Verhüllung der Autorschaft wohl meistens zu Grunde liegt, findet seine Begründung in den vom Autor selbst ganz richtig erkannten Schwächen des Stückes. Nach dieser Logik mußte nun allerdings das vorliegende Lustspiel von seinem eigenen Schöpfer von vornherein als eine äußerst mißrathene Leistung angesehen worden sein, denn noch niemals ist das Geheimniß der Autorschaft so hartnäckig und so geschickt gewahrt worden, wie in diesem Falle. Als während der ersten Aufführung nach dem zweiten Akte das Publikum durch mäßiges Beifallsklatschen den Director zu einer Erklärung über die Persönlichkeit des Verfassers veranlassen wollte und deshalb hervorrief, gestand Jener, daß es ihm selbst durchaus unmöglich gewesen sei, das geheimnißvolle Dunkel, in dem diese zu schweben beliebe, aufzuklären. Und auch die Vermuthungen, die vorher in der Wiener wie Berliner Tagespresse und von ihr ausgehend im Zuhörerraume von Mund zu Mund weitergegeben wurden, unter anderen die, ein bekannter Lustspieldichter, der erst jüngst am „Berliner Theater" einen Erfolg davongetragen, im Verein mit einem Autor, welcher in der ersten Lebenszeit derselben Bühne dort auf die Bretter kam, das Stück verfertigt habe, erwiesen sich immer mehr aus inneren Gründen als unwahrscheinlich, je weiter man in das letztere eingeführt wurde. So würden in der That Wien und Berlin ein interessantes theatralisches Geheimniß vor sich haben, an dem sich die Theaterwelt der beiden Städte die Köpfe zerbrechen könnte, wenn das Lustspiel überhaupt nur mehr als ein Eintagsleben zu führen fähig wäre. Aber eine solche Lebenskraft ist ihm nicht zuzuschreiben, besonders nachdem der Mißerfolg im „Deutschen Theater", wo nach der ersten Aufführung Klatschen und Zischen sich untereinander mischten, wie „wenn Wasser mit Feuer sich menget", den halben Erfolg im „Burgtheater" auf das Conto der dortigen Darsteller geschrieben hat.

Die Kritik hat auch nicht die geringste Veranlassung, das abfällige Urtheil, welches zuerst der Verfasser selbst durch seine Anonymität und dann das Berliner Publikum durch seine Ablehnung kund thaten, einzuschränken. Denn abgesehen von einigen drolligen und einigen rührsamen Episoden, die allerdings die Hand eines sehr bühnenkundigen und erfahrenen Verfassers verrathen, erhebt es sich nirgends über die Linie einer geschraubten und oft unnatürlichen Situationskomik hinaus. Es leidet von Grund aus an der unglückseligen Vermengelung und Verquickung des Niedrig-Komischen mit dem Ernsten, gegen welche wir so oft schon hier bei Besprechung moderner Lustspiele unsere Stimme erhoben, und läßt den Zuhörer deshalb im Ungewissen, ob er einen tollen Schwank vor sich hat, in den einige ernstere Scenen unvermittelt eingeflickt sind, oder ob er sein Gemüth auf eine von Grund aus ernst gehaltene Entwickelung stimmen soll, welche nur um des lieben äußerlichsten Effectes willen in's Schwankhafte verzerrt ist.

Aeußerst verwickelt und deshalb oft nur mühsam und gezwungen motivirt ist schon das zu Grunde liegende Gefüge der Handlung. Ein munterer Lebemann, Philipp von Sorau, hat sich, weil er etwas zu ungezwungen leben wollte, schon in den ersten Jahren der Ehe von seiner Frau getrennt, und ist alsdann in der Welt herumgetollt als „Wilddieb", d. h. als ein moderner Don Juan, der am liebsten in fremden Gehegen auf die Liebesjagd geht. Seine Frau hat ihm kurz nach ihrer Scheidung die falsche Nachricht zukommen lassen, daß sie sich wiedervermählt habe, hauptsächlich um ihn für immer von sich und ihrem Kinde, auf welches sie den alleinigen Einfluß behalten möchte, fern zu halten. Dieses Kind ist inzwischen zum heirathsfähigen Backfisch herangewachsen und soll nach den Absichten der Mutter einen etwas tölpelhaften jungen Kaufmannssohn heirathen, damit es vor den Gefahren, die die Ehe mit einem flotten Manne mit sich bringt, bewahrt bleibe. Mama ist nebst Töchterlein und künftigem Schwiegersohn gerade in Ostende zur Cur. Eine Freundin, ebenfalls junge Wittwe, hat sich ihnen angeschlossen. Ein wortkarger Amerikaner und ein geckenhafter bayerischer Baron, beide Gäste derselben Pension, vervollständigen die Gesellschaft. In die idyllische Stille dieser Pension am Strande platzen nun urplötzlich die drei „Wilddiebe" herein; der genannte Philipp von Sorau als Anführer und zugleich als Jäger auf Clarisse, die junge verwittwete Freundin; sein Freund Knöpke, ein Hamburger Bankier, welcher die gewesene Frau Sorau's zur Beute erkoren hat, und der jugendliche Max von Thürmer, der auf Sorau's Tochter, den Backfisch, pürscht. Zunächst natürlich große Erkennungsscene zwischen Sorau uud seiner Gattin. Diese, welche unter ihrem Mädchennamen Julie Möller lebt, stellt den albernen bayerischen Baron als ihren Mann und zugleich als incognito reisenden Fürsten vor, dem sie morganatisch angetraut sei. Also noch eine neue Verwickelung, welche freilich nicht ernstlich ausgenützt wird. Nach einigen tollen Sprüngen kommt die Handlung auf den Punkt, daß Emmi, der Backfisch, welche mittlerweise sich ernstlich in ihren Jäger, den jüngsten Wilddieb Max, verliebt hat, ihren Vater, den sie als solchen aber nicht kennt, um Beistand anfleht, damit sie der verhaßten Ehe mit dem jungen Kaufmannssohn entgehen könne, daß hierauf sich Vater und Tochter in einer „großen Scene" gegenseitig zu erkennen geben und daß der Erstere den tollen Plan faßt, die Letztere zu entführen. Aber Max von Thürmer, der von diesem Plane erfährt, benutzt eine kurze Verspätung des Vaters und steigt, begünstigt vom Dunkel der Nacht, zu dem jungen Mädchen in den entführenden Wagen. Die Entdeckung der Flucht der beiden jungen Leute vereinigt Sorau wieder mit seiner Frau, die Flucht wird auch durch das Eingreifen des Amerikaners gleich im Beginne vereitelt und das Stück schließt nun mit einer allgemeinen Pärchen-Bildung, indem noch Emmi und Max den Segen der wiedervereinigten Eltern empfangen und die helfende Freundin dem rettende Freunde, dem lakonischen Amerikaner, die Hand reicht. Knöpke und der Baron gehen leer aus und sind die beschämten Wilddiebe.

Wir wollen nicht dabei verweilen, auf die verzwickten Situationen einzugehen, die aus der Combination der oben angedeuteten Grundlagen der Handlung sich ergeben und von dem Verfasser — oder, wie es ja wahrscheinlich ist, den Verfassern — auch eifrig und in allzugroßer Reichlichkeit geschaffen worden sind. Wenn nicht die Figur des Haupt-Wilddiebes, des Philipp von Sorau, durchaus ungleichmäßig angelegt und gezeichnet wäre, würde er als Mittelpunkt aller dieser Situationen zugleich nicht denkbar sein. Er ist anfangs der echte „Wilddieb", um am Schlusse der ernste und aufopferungsvolle Vater zu werden, und die Ueberleitung aus dem ersten in das letzte Stadium seines Wesens ist nicht im Geringsten durchgeführt. Denn mit ein paar komischen Verlegenheitsscenen wird eine solche Umwandlung, welche an sich einen trefflichen dramatischen Kern gebildet haben würde, nicht plausibel gemacht. Wir haben hier also das grasseste Beispiel der Veräußerlichung einer dramatischen Idee, und es scheint in der That, daß die letztere einem ernsteren Kopfe entsprungen ist, als die scenische Verwerthung derselben. Man kann wirklich sagen, daß diese ursprünglich wohl gediegener aufgefaßte Gestalt des Philipp von Sorau durch die Gesellschaft verdorben worden ist, in der er sich im Verlauf des ganzen Stückes herumbewegt, die Gesellschaft von Caricaturen, die auch das Spiegelbild seines eigenen Wesens verzerren. Hierin liegt aber der Grundfehler dieser Dramatik, welche eine einigermaßen haltbare und befriedigende Idee nicht mehr rein durchführen kann, weil sie um des „Spaßes" willen auch den Ernst in den Staub des Trivialen herabzieht und doch nachher diese entstellte „Spottgeburt" in einzelnen „großen Scenen" immer wieder mit den Allüren des Ernstes auftreten läßt. Es glaubt kein verständiger Mensch mehr an solche unglückseligen, verquickten Gebilde, und was vorher zum Lachen anregte, wird nun lächerlich. Daß die begleitende Gesellschaft der Caricaturen schließlich meistens recht fade wird, braucht nicht erst gesagt

Digitized by Google

zu werden, und es konnten denn auch in diesem Stücke weder die Mätzchen des Herrn Engels, welcher den Hamburger „Wilddieb" Knöpke spielte, und des Herrn Tewele, welcher den albernen Gecken gab, noch der gute Humor, welchen Herr Nissen in seiner Rolle als carikirter Amerikaner entfaltete, die Langeweile verscheuchen. Herr Kadelburg fand natürlich — denn wie wäre das bei dieser Rolle möglich gewesen — den richtigen Ton als Philipp von Sorau auch nicht und wußte uns nicht zu sagen, ob seine Figur ernst oder schwankhaft aufgefaßt werden wollte. Am besten wirkten noch die Rollen der Damen, Fräulein Meier (als Julie Möller), Fräulein Sorma (als Freundin) und Fräulein Hausner (als Backfisch). Im Ganzen hat die Berliner Darstellung dieses Stückes keine Triumphe errungen, und das darf man den Darstellern bei solchen Machwerken eigentlich auch nicht sehr übel nehmen. O. B.

„Martin Luther."

Schauspiel in fünf Aufzügen von Zacharias Werner. Bearbeitet von August Förster.

Die Vermehrung der Schaubühnen hat ein seltsames, nicht immer natürliches Leben auf dem dramatischen Markte gezeitigt. Die Nachfrage übersteigt bei Weitem das Angebot. Wo die frische Waare nicht zureichen will, greift man auf die alten Ladenhüter zurück und bringt sie wohl oder übel neu aufgestutzt an den Mann. Daß bei der Aufarbeitung oft die gute alte Façon verloren geht, ist gleichgültig, wenn man nur gangbare Waare heranschafft. Der moderne Theaterflitter deckt für das unkundige Auge alle Blößen.

Eine solche Concession an die Bedürfnisse des Bühnenmarktes ist so lange unschädlich, als sie mit einer gewissen Vorsicht geübt wird. Der Charakter des Fundobjects muß möglichst gewahrt, eine etwaige Restaurirung von verständnißvoller Hand ausgeführt; vor Allem aber muß der Endzweck erreicht werden: die Herstellung eines einheitlichen, lebensfähigen Bühnenwerkes.

Als August Förster es unternahm, dem alten Zacharias Werner zur Auferstehung zu verhelfen, ließ er die Pietät des Literarhistorikers bei Seite und arbeitete ausschließlich mit der Handfertigkeit des Bühnenpraktikers. Mit Beihülfe Barnay'scher Inscenirungskraft ist es ihm beinahe gelungen, aus der romantischen Zauberkomödie ein derbes melodramatisches Volksstück herauszuschälen. Da Zacharias Werner in Anbetracht seines dermaligen Hinscheidens nicht in der Lage ist, seine Rechte geltend zu machen, können wir es uns nicht versagen, ihm ein wenig zu Hülfe zu kommen und seinen verehrlichen Leichnam neben die Förster'sche Theaterpuppe zu stellen. Wir halten uns dazu um so mehr berufen, als die Berliner Tageskritik mit der ihr eigenen literarischen Unbefangenheit dem Publikum weiß zu machen sucht, Herr Förster habe an der „Weihe der Kraft" nicht mehr gethan, als jedem geschickten Praktiker bei Herstellung eines Regiebuches zukommt.

Zacharias Werner's Martin Luther ist ein Mystiker, dem die vorgeahnte Romantik in allen Gliedern spukt, bis sie schließlich in seiner Liebe zu Katharina Bora zum Durchbruch kommt. Martin — Katharina, Theobald — Therese, das sind die beiden minneseligen Paare, die der Komödie ihre Signatur geben. Der reformatorische Volksredner wird so viel umsungen und umflötet, daß sein derbes Wort stets übertönt wird. Der kräftige Erdgeruch der Reformation ist von Hyacinthenparfüm gänzlich überduftet. Der Bergmannssohn übersetzt die Psalmen in einer Art poetischen Starrkrampfes, der ihn Tage lang Essen und Trinken vergessen läßt. Im Traume treibt er einen eigenartigen Mariencultus, in dem die Hyacinthenbeete und Katharina Bora eine mystische Rolle spielen. Eine Hallucination jagt ihn nach Wittenberg den Bilderstürmern entgegen. Eine in das Reich der vierten Dimension gehörige Wechselbeziehung zwischen seinem vom Blitz erschlagenen Jugendfreund Alexius und seinem dermaligen Famulus beherrscht sein Verhältniß zu dem Hyacinthenjüngling Theobald, der für ihn in den Tod geht. Als Gegenbild dienen Katharina Bora und die Hyacinthenjungfrau Therese. Kurz, die Weihe der Kraft ist ein mystisch-romantisch-verzerrtes Spiegelbild der Reformation, dessen literarhistorischer Werth unbestritten bleiben mag. Dieser Werth aber beruht gerade in der seltsamen Verquickung minneseliger Sentimentalität mit willensstarker, zielbewußter Handlung.

Man mag über das romantische Rankenwerk in der „Weihe der Kraft" denken, wie man will, es ist mehr als eine luftige Umkleidung, es hält mit seinen Kletterwurzeln den ganzen Bau zusammen. Mit dem bloßen Fortschneiden der überwuchernden Schößlinge ist es nicht gethan. Beseitigt der Bearbeiter das mystische Verhältniß zwischen Theobald und Therese, so werden die innigen Wechselbeziehungen zwischen Luther und seinem Famulus, zwischen Katharina Bora und ihrer ätherischen Klosterschwester unverständlich und sinnlos. Heinrich Laube hat mit seiner Fortsetzung des Schiller'schen „Demetrius" ein wunderbares Fragment für die deutsche Schaubühne gerettet, August Förster hat den Werner'schen „Martin Luther" zerschlagen und aus den Scherben ein formloses Machwerk zusammengekleistert.

Was den Theaterpraktikus zu seinem Unterfangen verführt hat, ist offenbar. Ihn reizte die prächtige Familienscene des ersten Actes, in der Luther seinen Eltern in einer Reihe dem Bergbau entnommener Gleichnisse die Aufgabe seines Lebens klar zu machen sucht, und der Reichstag zu Worms mit seiner treffenden Charakteristik der das Wort führenden Vertreter der Städte-, Ritter- und Fürstenbank. Dazu kommt das Interesse des Schauspielers an den beiden Nebenfiguren des lustigen Raths des Kaisers und des Herzogs Erich von Braunschweig. Aber diese Ingredienzien sind nicht stark genug, um ein einheitliches, lebensfähiges Stück zu schaffen. Es ist unmöglich, dem somnambulen Luther, der hysterischen Katharina Bora zu einem gesunden Dasein zu verhelfen. Ihren verschwommenen Gestalten fehlt das historische Knochengerüst.

August Förster's dramatische Ausgrabung erweist sich als ein in wesentlichen Theilen gefälschter Restaurirungsversuch, der um so tadelnswerther ist, da nichts Bemerkenswerthes dabei herauskommt.

Als Ludwig Barnay im Namen seines abwesenden Freundes dem Beifall spendenden Publikum des Berliner Theaters dankte, lehnte er symbolisch die Verantwortlichkeit für den halben Erfolg ab. Er war in seiner Inscenirung getreulich den Intentionen des Bearbeiters gefolgt und hatte es versucht, eine Reihe belebter Tableaus melodramatischen Charakters zu gestalten. Daß sich die „Weihe der Kraft" trotzdem als Stückwerk präsentirte, dessen Nähte der Gesang des Domchors unmöglich verdecken konnte, liegt eben daran, daß sie nicht als Stückwerk gedacht, sondern aus einem einheitlichen Ganzen pietätlos herausgeschlagen ist. Die Reichstagsinscenirung, die Wartburg im Mondlicht waren gerade ausreichend, um das mühsame Ringen der Schauspieler mit unmöglichen Aufgaben nicht ganz aussichtslos erscheinen zu lassen. M.

Opern und Concerte.

Die Italienische Opernsaison im Krolltheater. — Die Neunte Symphonie unter Bülow.

Der Minister Herrfurth hat im Parlament die Worte gebraucht: „Die Dummen werden nicht alle"*); so darf ich wohl sagen: „Die Impresarii werden nicht alle". Hiermit sei nicht etwa angedeutet, daß diese Herren dumm sind. Im Gegentheil! Man kann von den Meisten unter ihnen behaupten, daß sie — weil wir schon in der vulgären Tonart reden — zu den „Geriebenen" zählen. Aber ein Jeder von ihnen ist überzeugt, daß er allein für Kunst und Geschäft das richtige Verständniß besitzt; und wenn ihm einmal das Glück eine Primadonna zuführt, die große Einnahmen erzielt, so glaubt er mit Bestimmtheit, daß jede Sängerin, die er für einen „Stern" hält oder auch nur als solchen ausgeposaunt, ihm Millionen einbringen muß. So hat einst Strakosch, der Lehrer und Impresario der Adelina Patti, als diese sich von ihm trennte, andere italienische Sängerinnen und Truppen vorgeführt. So unternahm Ullmann nach den glänzenden Concerterfolgen der Carlotta Patti dieselben großen „tournées" mit Madame X, Y, Z. So kam jetzt der Cavaliere Dr. Gardini, der erste Impresario und spätere Gemahl der Etelka Gerster, mit Fräulein Van Zandt und Herrn Ravelli. Aber Strakosch hatte nicht beachtet, daß die Adelina Patti die größte lebende italienische Gesangskünstlerin und eine geniale Darstellerin war, die Publikum und Kenner in gleichem Maße begeisterte. Ullmann vergaß, wie die Carlotta Patti (die, weil sie hinkte, auf den Concertsaal angewiesen war) mit ihren erstaunlichen Coloraturen, ihrem Kehlengezwitscher als etwas ganz Neues erschien, und daß damals auch die Concertwogen noch lange nicht so hoch gingen als vier oder fünf Jahre später, da er mit den neu angeworbenen Truppen kam. Und Gardini hätte nicht vergessen dürfen, daß die arme unglückliche Etelka (die jetzt im Irrenhause weilt) bei ihrem ersten Auftreten im Krolltheater in Anmuth, zart glänzender Coloratur und innigem Ausdruck, also in künstlerisch-lieblicher Wesenheit als ein Einziges dastand; die echte Primadonna, die auch auf Theatereffecte sang, wurde sie erst später.

Strakosch und sein Brudergefährte hatten einen Mißerfolg nach dem anderen, den schlimmsten mit der Donadio. Ullmann endete als armer Mann. Wird Dr. Gardini mit seiner neuen italienischen Operngesellschaft „Geld machen" — Anderes hat er doch nicht im Sinne? Prüfen wir einmal die besonderen Eigenschaften der prima donna und des primo uomo, die Herr Dr. Gardini als den great attraction für die hohen Preise von 10 Mark per Sitz vorgeführt hat.

Fräulein Van Zandt's Name war in deutschen Blättern früher schon öfters genannt worden, doch nicht um ihrer Kunst, sondern um gewisser kleiner Pariser Bühnenzwischenfälle willen, zu denen ihre Vorliebe für starke Getränke Anlaß gegeben. Aber der echten Reclamekunst ist es ja nicht darum zu thun, daß die Kunst einer Sängerin gepriesen, sondern daß die Persönlichkeit so oft als möglich in den Vordergrund geschoben werde; die oben bezeichneten Zwischenfälle boten etwas ganz Neues; ob das schön war, ist eine für die Reclame ganz gleichgültige Nebensache. Doch verlangt die Gerechtigkeit für Fräulein Van Zandt, daß sie auch ohne Vorpreisung als eine ausgezeichnete Coloratursängerin anerkannt werde. Ihre Stimme ist sehr hell, oft spitz, ohne irgendwelchen sympathischen Klang; aber der Tonansatz ist rein, die Kehlengeläufigkeit ungemein entwickelt. Also in jenen Gesangsstücken, wo von vorneherein von jeder Forderung an das Musikalische abgesehen wird, in reinen Schwierigkeitssachen mag Fräulein Van Zandt beim großen Publikum sehr großes Gefallen finden. Dagegen liegt das kleinste Stück, bei welchem auch nur Temperament (ich spreche absichtlich nicht von Gefühl oder Auffassung) die Wirkung bedingt, ihrer Wesenheit ganz ferne. Sie ist die wahre Vertreterin jener musikalischen Richtung, die das neu erfundene Wort „Americanism" am besten bezeichnet. Dabei eine Eckigkeit und automatenhafte Gleichmäßigkeit der Bewegungen, die es ganz uner-

*) Vor einigen Wochen, als er die Interpellation bezüglich der „Extrablätter" beantwortete.

Digitized by Google

klärlich erscheinen läßt, daß diese Dame so lange in der Pariser Opéra comique, der vorzüglichsten Darstellungsschule, gewirkt hat!

Der Tenorist Ravelli (ursprünglich ein Franzose Ravel) hat den musikalischen Hörern viel mehr Interesse abgewonnen. Ihm sind zwar alle Untugenden der modernen italienischen Tenoristen eigen: der helle, nicht männliche Tonansatz, das starke Herausstoßen der hohen Töne und das Verweilen auf denselben, die jähen Uebergänge vom Forte zum Piano, und der gänzliche Mangel jeder höheren Auffassung, die unvornehme Coulissenreißerei. Aber trotz alledem hört man aus seinem Gesange ein warmblütiges Temperament, das bei ruhigem Studium, bei Verbesserung des Geschmackes doch noch Bedeutendes zu leisten vermöchte. Man kann sich doch wenigstens mit einem gewissen Antheil an ihn erinnern!

Diese italienische Opernsaison bei Kroll begann mit der französischen Oper „Lakmé" von Delibes, die in Berlin noch eine Novität, in anderen deutschen Städten schon lange bekannt war. Ursprünglich für die Opéra comique componirt und mit Gesprächen und einigen lustigen Damenrollen ausgestattet, mußte sie für die italienische Oper ganz tragisch zugerichtet werden; alle Nebenrollen sind ausgemerzt, die Gespräche in Recitative umgewandelt. Da die Handlung in Indien spielt, so bewegt sich auch die Musik in allerhand orientalischen Wendungen, die man jetzt ziemlich gleichgültig anhört, da alle Rubinstein'schen Opern und Goldmark's „Königin von Saba" Derartiges zur Genüge gebracht haben. Doch sei nicht verschwiegen, daß „Lakmé" manche melodiöse interessante Nummern enthält und vortrefflich gearbeitet ist, wie denn Delibes überall Geist und Formgewandtheit bekundet.

Bei der ersten Vorstellung war das Haus überfüllt und der Beifall stürmisch; bei der zweiten war nur mehr letzterer vorhanden, die Hörerschaft eine viel geringere. Ich bin überzeugt, der Impresario Gardini wird mehr Erfahrung als Geld aus Berlin mitnehmen, gerade wie Strakosch und Ullmann bei ihren oberzählten Experimenten.

Da mir das Wort „Experiment" in die Feder geflossen ist, möge des Unglaublichen, Wunderbaren gedacht sein, das der unvergleichliche Bülow hier durchgeführt hat: Zwei Aufführungen der „Neunten" an einem Abend! Und vor einem Publikum, das den großen Philharmoniesaal bis in die entferntesten Winkel gefüllt hatte, und von dem sich kaum 50 Personen (von 3400) vor der zweiten Aufführung entfernten! Kurz vorher hatte die Königliche Capelle mit den ersten Sängern der Hofoper und dem Stern'schen Vereinschor unter Herrn Sucher dasselbe Riesenwerk vorgeführt, das unter Bülow's Leitung das Philharmonische Orchester mit Fräulein v. Sicherer, Frau Metzler-Löwy, den Herren Dippel und Schwarz, und dem ganz jungen, seit wenigen Jahren bestehenden Ochs'schen („Philharmonischen") Chor wiedergab; und der glänzendste Sieg blieb auf ihrer Seite durch den Feldherrn, aus dessen Tactstabe ein elektrischer Strom über Ausführende und Hörer sich ergießt, Jenen die große Sicherheit und Weihe gibt, Diese zum Enthusiasmus hinreißt! Es war wunderherrlich! Heinrich Ehrlich.

P.S. Diese Zeilen waren bereits im Druck, als Marcella Sembrich ihr Concert im überfüllten Philharmoniesaal, und den Beweis gab, daß sie die Coloratur jeder italienischen, im innigen Liedervortrage jeder deutschen Sängerin gleich-, in dieser Vereinigung als ein Unicum dasteht. Sie erregte Enthusiasmus!

Notizen.

Paul Klaucke hat vor drei Jahren ein Heft: „Zur Erklärung deutscher Dramen in den oberen Klassen höherer Anstalten" und gleichzeitig als Anfang von „Erläuterungen ausgewählter Werke Goethe's. Für die oberen Klassen höherer Lehranstalten und zum Selbstunterricht" eine Erklärung des „Götz" erscheinen lassen, der 1887 die des „Egmont" und vor Kurzem die der „Iphigenie" (Berlin, W. Weber) gefolgt sind. Wer die scholastischen Erklärungen des Horaz kennt, welche vom sechzehnten Jahrhundert bis ins achtzehnte hinein mit ihren Divisionen und Subdivisionen den Dichter breit traten, wird sie in diesen Erläuterungen, freilich im Ungeschmack unserer Zeit, wieder aufleben sehen. In aller Breite werden hier ohne weitere Einleitung von jeder Scene erstens Inhalt und Gliederung, zweitens die Bedeutung erörtert mit Anwendung von großen und kleinen lateinischen und kleinen griechischen Buchstaben, auch arabischen Zahlen zur Unterscheidung der aufgefundenen Abtheilungen. Eine solche Haarspaltung scheint uns von der Dichtung eher abzuführen als die lebendige Auffassung zu fördern. Auch die zu Grunde liegende Ansicht, Goethe sei regelmäßig nicht von der Sage, sondern von dem ausgegangen, was er in und an sich selbst erlebt habe, ist völlig verkehrt. Die Stoffe, die er wählte, zogen ihn als Dichter an, er mußte sie aber nach seiner eigenen Vorstellung umgestalten, machte nach Schiller's Ausdruck aus der überlieferten Sage oder Geschichte erst seine dichterische Fabel. Da war es denn natürlich, daß er dasjenige, was mit seinen selbsterlebten Ereignissen und Stimmungen Aehnlichkeit hatte, mit innigstem Antheil behandelte, aber die dramatische Verkörperung, die eine Grundneigung schon des Knaben und Jünglings war, forderte anschauliche Darstellung der ganzen vor seiner Seele sich entfaltenden Fabel. Klaucke's weitausgesponnene, keineswegs aus gründlichen Studien hervorgegangene Schlußabhandlung: „In welchem Zusammenhange steht das Drama mit dem Leben des Dichters?" hätte der Erklärer sich und dem Leser ersparen können, dagegen ihm das, was wir von der Entstehungsgeschichte des Stückes wirklich wissen, nicht vorenthalten dürfen. Grillen, wie die von Iphigeniens „neuem Glauben" wären unmöglich gewesen, wenn er das Goethe'sche Drama, das zu Ehren der Herzogin von Weimar gedichtet und aufgeführt wurde, als eine von dichterischem Sinne eingegebene Umgestaltung des Euripideischen betrachtet hätte. Und dies ist doch wohl der sicherste Weg, in die künstlerische Absicht der Dichtung zu führen, welchen derjenige am wenigsten vernachlässigen darf, der eine Erläuterung für die obersten Klassen höherer Lehranstalten sich vorsetzt. Die leider geläufige, unter geistreichem Scheine ihre Widersinnigkeit verbergende Ansicht Goethe selbst sei der schuldbewußte Orest, sollte doch die Köpfe unserer Jugend nicht verdrehen! Glücklicherweise hält der Verfasser nur die drei von ihm zu verklärten Stücke Goethe's für geeignet, auf Schulen gelesen zu werden. h. d.

Lebensweisheit für die Jugend. Von Paul Mantegazza. Aus dem Italienischen. (Jena, Hermann Costenoble.) — Das Buch des italienischen Popularphilosophen wendet sich mehr an die Mütter als an die Söhne. Der Heilungsproceß eines in Folge geistiger Ueberreizung erkrankten Knaben wird anschaulich in allen seinen Phasen geschildert. Ein alter Onkel, früher Seemann, übernimmt es, das Gleichgewicht in dem gestörten Organismus durch naturgemäße Lebensweise wieder herzustellen. Mantegazza ist ein überzeugter und darum leidenschaftlicher Verfechter der gleichmäßigen Ausbildung des Körpers und des Geistes. Er bekämpft nicht das Wissen an sich, sondern das überflüssige, im Lebenskampf als nutzloses Gepäck hemmende Wissen, und stellt ihm die Heranbildung unserer Generation für die praktischen Aufgaben, unter fortwährender Betonung der idealen Errungenschaften, gegenüber. Das mit warmer, für unseren Geschmack bisweilen etwas überschwänglicher Begeisterung geschriebene Buch ist allen Müttern zu empfehlen, die sich ihren Antheil an der Entwickelung ihrer Söhne zu sichern wünschen.

Aus eigener Schuld. Roman von B. W. Kapri. (Leipzig, Carl Reißner.) — Aus einem kleinen Motiv, aus der Ehe einer edlen Frau mit einem ebenso edlen um vier Jahre jüngeren Manne weiß der Verfasser einen erschütternden, allerdings etwas langsam entwickelten Conflict herauszuspinnen. Das quälende Bewußtsein, für ihren Gatten zu alt zu sein, weckt eine stetig wachsende Eifersucht, die das Eheglück unwiederherstellbar zerstört. Die Qualen des in jeder jungen Schönheit eine Rivalin erblickenden Weibes sind mit überzeugender Wahrheit geschildert. Weniger gelungen ist der Charakter des Mannes, dessen Liebe zu seinem Mündel gerade durch das rücksichtslose Mißtrauen seiner Gattin erwacht. Es will dem Verfasser nicht recht glücken, uns von der Reinheit seiner Gefühle am Krankenlager der hoffnungslos darniederliegenden Frau zu überzeugen, während seine Seele von dem Bilde einer Anderen erfüllt ist. Daß diese schließlich die Seine wird, erscheint als ein nicht eben fleckenloses Gegenbild der durch den Tod gesühnten Schuld der eifersüchtigen Frau. m.

J. Marni, La Femme de Silva. Roman. (Paris, Paul Ollendorff.) — Silva ist ein begabter, aber maßlos leidenschaftlicher und leichtsinniger Schauspieler, den France Arbresles geheirathet hat, weil sie es im Hause ihrer Mutter, einer berühmten, aber herzlosen Künstlerin, die überdies zur zweiten Ehe mit einem unwürdigen Manne geschritten ist, nicht mehr aushalten kann. Nachdem France eine Zeit lang vertrauensvoll glücklich gewesen ist, erkennt sie plötzlich die Niederträchtigkeit ihres Gatten, von dem sie sich sofort trennt, um auf der Bühne ihren Unterhalt zu verdienen, was ihr durch den Beistand gütiger Menschen ermöglicht und erleichtert wird. Gezwungen, mit ihrem grenzenlos leichtsinnigen Gatten auf derselben Bühne zu spielen, spitzt sich die Handlung zum Conflict zu, der damit endet, daß die durch Silva unglücklich gemachte, auf das schändlichste beleidigte France im Zorn ihrem Gatten mit einer Scheere das Gesicht zerfleischt. Vom Schwurgericht freigesprochen, weist sie den Heirathsantrag eines mitleidigen Freundes zurück und entsagt der Welt. Der Schluß ist zwar durchaus folgerichtig, aber unbefriedigend; die Nebenpersonen erscheinen fast durchweg zu blaß gezeichnet; manche ziehen wenig leuchtenden Meteoren gleich durch die Handlung. Warum wir dann das Werk erwähnen? Weil das Bühnenleben mit einer Vortrefflichkeit und Schärfe geschildert wird, welche alle Vorzüge und fast keinen Nachtheil der sonstigen naturalistischen Richtung des Werkes aufweist. — Meisterhaft wird uns geschildert, wie die strebsame, begabte Anfängerin mit Schwierigkeiten aller Art, nicht zum wenigsten mit Intriguen, Neid und Haß zu kämpfen hat; wie der fertigen Künstlerin Gefahren mannigfacher Natur durch eigenen Hochmuth und fremde Verführung drohen. Wir erleben die Aufregung mit, welche die erstmalige Aufführung eines Stückes bei dem Verfasser, dem Bühnenleiter und allen Mitgliedern des Theaters in den verschiedensten Färbungen, je nach Stellung und Gemüthsart hervorbringt. Wir lernen den Einfluß einer gewandten Haarkünstlerin und einer wohlwollenden Garderobière auf die Bühnenmitglieder kennen. Endlich werden wir in die Häuslichkeit eines Musterehepaares eingeführt, welches sich dem behaglichen Frieden ruhiger und glücklicher Häuslichkeit, trotz ihrer Schauspielerthätigkeit, zu bewahren gewußt hat. Auch in das Privatleben eines berühmten Theaterkritikers werfen wir einen Blick. — Wer sich über solche Verhältnisse auf fesselnde Weise unterrichten will, dem ist das Werk zu empfehlen. w-y.

Digitized by Google

Inserate.

Verlag von Otto Wigand in Leipzig.

Soeben erschien:

Geschichte
der
ersten französischen Revolution.

Ihre Entwickelung bis zur Auflösung des Convents.
(1789—1795.)
Im Hinblick auf ihre hundertjährige Feier.
Von
Richard Mahrenholtz.
Preis 4 Mark.

Auflage 352,000; das verbreitetste aller deutschen Blätter überhaupt; außerdem erscheinen Uebersetzungen in zwölf fremden Sprachen.

Die Modenwelt. Illustrirte Zeitung für Toilette und Handarbeiten. Monatlich zwei Nummern. Preis vierteljährlich M. 1.25 = 75 Kr. Jährlich erscheinen:
24 Nummern mit Toiletten und Handarbeiten, enthaltend gegen 2000 Abbildungen mit Beschreibung, welche das ganze Gebiet der Garderobe und Leibwäsche für Damen, Mädchen und Knaben, wie für das zartere Kindesalter umfassen, ebenso die Leibwäsche für Herren und die Bett- und Tischwäsche 2c., wie die Handarbeiten in ihrem ganzen Umfange.
12 Beilagen mit etwa 200 Schnittmustern für alle Gegenstände der Garderobe und etwa 400 Muster-Vorzeichnungen für Weiß- und Buntstickerei, Namens-Chiffren 2c.
Abonnements werden jederzeit angenommen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. — Probe-Nummern gratis und franco durch die Expedition, Berlin W, Potsdamer Str. 38; Wien I, Operngasse 3.

Soeben erschien:
Henne am Rhyn,
Die Jesuiten — Die Freimaurer.
Preis à ℳ 1.50 in allen Buchhandlungen oder beim Verlag **Carl Ziegenhirt, Leipzig.**

Verl. v. Herm. Oesterwitz in Frankfurt a. O.

Des Reichskanzlers
Fürsten von Bismarck staatsrechtliche u. wirthschaftspolitische Anschauungen.
Nach seinen Parlamentsreden und anderen öffentlichen Kundgebungen dargestellt von
Dr. Otto Kuntzemüller.
Preis eleg. brosch. M. 3.—, eleg. geb. M. 4.—
Ein hochwichtiges Buch. Jeder Leseverein, jede Bibliothek, jeder gute Patriot, die vielen Verehrer Bismarcks, aber auch die Gegner seiner Politik sollten dieses Buch kaufen.

Die Reform
unseres höheren Schulwesens auf nationaler Grundlage
und den Forderungen allgemeiner Bildung entsprechend
von
Dr. Otto Kuntzemüller.
Preis 80 Pf.
Der Verfasser orientirt den Leser über alle bisher vorgeschlagenen Reformen und leitet unter Anführung der Meinungen hoher Autoritäten einen practischen einzig richtigen Weg für die Reform ab. Das Buch hat allseitig günstige und ausführliche Besprechungen in Fach- und anderen Zeitungen gefunden. Es wendet sich auch an das gebildete Publikum, nicht an Fachmänner allein.

Im Verlage der Unterzeichneten sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Buch der Laune. Neue Geschichten von **Ludwig Hevesi.**
Inhalt: Moselfahrt. — Der Schlagschatten. — Die Amerikaner in Rothenburg. — Jutka. — Anna. — Die drei Eismänner. — Die Zweiunddreißig. — Miß Nigg. — Domenico Fanulla. — Maria Schrein. — Ein Bon. — Gift. — P. P. — Neue Weihnachtsgeschichten: I. Das Christkind. II. Onkel Fritz. III. Die goldene Nuß. IV. Waldmuhme.
24 Bogen. Oktav. Geheftet M. 4.—, elegant gebunden M. 5.—.

Geschichten aus Stadt und Dorf. Novellen und Skizzen von **C. Karlweis.**
Inhalt: Die lustige Wirtin. — Der bucklige Christel. — Eine Dummheit. — Grüne Liebe. — Der Mahagonitisch. — Feuerliesl. — Der Großknecht. — Sei g'scheit. — Der Gamser-Sepp.
17 Bogen. Groß Oktav. Geheftet M. 3.50, elegant gebunden M. 4.50.

Kreuz und Quer. Erzählungen aus meinem Wanderleben von **Wilhelm Lauser.**
Inhalt: Der starke Heinrich. — Großmutter an Neujahr. — Aus meinen Stiftsjahren. — „Ich lobe mir das Burschenleben." — Auch Einer aus dem „Engeren". — Meine erste Predigt. — Sascha. — Ein unheimlicher Reisebegleiter. — Aus „der blutigen Woche". — Frascuelo.
10 Bogen. Groß Oktav. Geheftet M. 2.—, elegant gebunden M. 3.—.

Stuttgart. **Adolf Bonz & Comp.**

Ein neues Buch von Heinrich Seidel.

Soeben erschien im Verlag von **A. G. Liebeskind, Leipzig:**

Ein Skizzenbuch.

Neue Geschichten von Heinrich Seidel.
Zugleich als VI. Band der Gesammelten Schriften von H. Seidel.
Preis broschirt 3 Mark, gebunden mit Goldschnitt 4 Mark.

Belletristische Novitäten
aus der
Deutschen Verlags-Anstalt
in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

In ferner Inselwelt.
Roman von
Christian Benkard.
2 Bände. Preis geheftet M. 5.—; fein geb. M. 6.—

Waldidyll.
Roman von
Robert Byr.
Preis geheftet M. 3.—; fein gebunden M. 4.—

Justiz der Seele.
Roman von
Anton von Perfall.
Preis geheftet M. 3.—; fein gebunden M. 4.—
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Im Verlage von **J. Kühtmann's Buchhandlung** (Gustav Winter) in **Bremen** ist erschienen:

Der Friede Gottes.
Gedichte von Bruno Weiß.
Brochirt 3 Mark. Eleg. gebunden 4 Mark.

Soeben erschien in **Heuser's Verlag** (Louis Heuser) in **Neuwied** und **Berlin C.**, Spittelmarkt 2:

Carmen Sylva
(Königin Elisabeth von Rumänien)
und
ihre Werke.
Von
Dr. Schmitz-Krefeld.
Mit ein. Portr. „J. M. der Königin v. Rumänien."
Preis in feiner Ausstattung broch. Mk. 1,50, elegant gebunden Mk. 2,25.
= Zu beziehen durch alle Buchhandlungen. =

Billige Bücher!

Aus der Hinterlassenschaft eines Schriftstellers werden unter der Hälfte des Ladenpreises verkauft: **Die Hohenzollern u. d. deutsche Vaterland.** Reich illustr. Prachtw. Folio. geb. München, 1881, neu 30 ℳ. — **Bauernfeld,** Ges. Schriften. Wien 1873. 12 Bde. Hlbf. 20 ℳ. — **Blumauer,** Sämmtl. Werke, ill. v. Chodowiecky 1801, 4 Bände, und **Collin.** Sämmtl. Werke. Ill. 1813. Schön Leder. 3 Bände. Zusammen 15 ℳ. — **Goethe's** Italienische Reise. Illustr. v. Kahle. Berlin 1885. Reich ill. Prachtw. geb. neu 30 ℳ. — **Wolfgang Menzel,** Gesch. der deutschen Literatur, Leipz. 75. 3 Bde. Lw. 5 ℳ. — **Schiller,** Die Horen, eine Monatsschrift, 1795 bis 97, br. compl., schön, 20 ℳ. — **Niebuhr,** Reisebeschreibung nach Arabien u. and. umlieg. Ländern, Kopenhagen 1778, ill. 2 schöne Lederbände, 15 ℳ. — **Corneille,** Oeuvres, Par. 65, 12 vols. Hlf. (Coll. du Prince Impérial) und **Lamartine,** Oeuvres poetiques. Paris 32, 4 vols. maroquin. Zus. 30 ℳ. — **Ulrici,** Shakespeare's dram. Kunst. 2 Bde. Hf. 10 ℳ. — **Reissmann,** Handb. d. Tonkunst. Berl. 82. Lw.; ferner: Derselbe, Gluck's Leben und Werke. Eleg. Lw. und **Nohl,** Musikerbriefe. Leipz. 67, Lw. zus. 15 ℳ. — **Thackeray,** Vanity fair. Lond. 71, ferner **Goldsmith,** Works. Edinb. 78 und **Defoe,** Rob. Crusoe, by himself. Lond. 3 eleg. Lwbde. zus. 20 ℳ. — **Brümmer,** Dtsch. Dichterlexikon. 2 Bde. m. Nachtr.; ferner **Dtsche. Dichter u. Denker d. Gegenw.** (Autographen). Eleg. Lw. und **Viehoff,** Goethe's Leben. 4 Bde. Lw. zus. 15 ℳ.

Bestellungen gegen Postnachnahme durch Vermittlung der Expedition der **„Gegenwart",** Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.

Redaction: Berlin S.W., Möckernstr. 67. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig. **Expedition:** Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.

Digitized by Google

№ 14. Berlin, den 6. April 1889. Band XXXV.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von **Georg Stilke** in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Das Socialistengesetz und sein Ersatz. Von Judex Curiae. — Amerikanische und englische Universitäten. Von Bruno Gebhardt. — **Literatur und Kunst:** Goethe's Monodrama „Proserpina". Von H. Düntzer. — Ein unbekannter russischer Dichter. Von Wilhelm Henckel. — Allerlei Familienromane. Von Karl Rudloff. — **Feuilleton:** Auf Ehrenwort. Von Konrad Telmann. — **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Unglücksfälle. — Notizen. — Inserate.

Das Socialistengesetz und sein Ersatz.

Es scheint festzustehen, daß der Reichstag noch im Verlaufe der gegenwärtigen Tagung Gelegenheit haben wird, sich mit der Lösung der schwierigen Frage zu befassen, in welcher Weise an Stelle des mit dem Herbste nächsten Jahres seine Gültigkeit einbüßenden Gesetzes vom 21. October 1878 betreffend die gemeingefährlichen Bestrebungen der Socialdemokratie ein dauernder Rechtszustand geschaffen werden kann. Es ist auch gewiß als zweckmäßig zu betrachten, daß man mit der Behandlung der Angelegenheit weder bis zu der letzten Tagung des gegenwärtigen noch bis zu der ersten des nächsten Reichstages wartet; Letzteres wäre besonders bedenklich, weil hierdurch die Frage die Wahlen beherrschen würde, was schwerlich als vortheilhaft betrachtet werden kann. Die Erörterungen im Schoße der Regierungen scheinen lange geschwankt zu haben, ob der Ersatz in einem Sondergesetz oder einem das Strafgesetzbuch ändernden allgemeinen Gesetze zu suchen ist. Wenn auch die Schwierigkeiten, welche der Betretung des letzteren Weges entgegenstehen, sehr groß sind und mit Nichten unterschätzt werden dürfen, wenn es auch der Natur der Sache nach bis zu einem gewissen Grade überhaupt unmöglich ist, die vorbeugenden Vorschriften eines Polizeigesetzes in irgend welcher Form dem gemeinen Strafgesetzbuche einzuverleiben, das keinen vorbeugenden, sondern einen unterdrückenden Charakter besitzt, so kann doch nicht zugegeben werden, daß die Ueberleitung des Ausnahmegesetzes in das gemeine Recht gänzlich außerhalb des Bereiches des Erreichbaren liege. Daß unser Strafgesetzbuch in seiner gegenwärtigen Fassung nicht genügt, um den Staat und die Gesellschaft in ausreichender Weise gegen Angriffe in Wort und Schrift zu beschützen, ist eine längst anerkannte Thatsache; vor zehn Jahren wurde dieselbe nicht einmal von den Deutschfreisinnigen bestritten; war es doch kein Anderer als der Führer der ehemaligen Fortschrittspartei, Professor Dr. Hänel in Kiel, welcher bei der Berathung des Socialistengesetzes mit einem das Strafgesetzbuch in verschiedenen Punkten abändernden Gesetzesvorschlage hervortrat, der zwar in der von ihm entworfenen Form unbrauchbar war, aber gleichwohl einen brauchbaren Kern enthält. Ob die deutschfreisinnige Partei sich seitdem zu anderen Anschauungen bekehrt hat, wird sich wohl in Bälde zeigen; nach den Aeußerungen ihrer Parteipresse muß man annehmen, daß der Hänel'sche Vorschlag heute bei den ehemaligen Parteigenossen des Kieler Staatsrechtslehrers auf schärferen Widerstand stoßen wird.

Darüber darf man sich nicht täuschen, daß die Bestimmungen des Socialistengesetzes über socialdemokratische Versammlungen und Vereine und deren Unterdrückung seitens der Polizeibehörde in das Strafgesetzbuch nicht übernommen werden können. Falls es nicht angängig ist, zur Zeit das Vereins- und Versammlungsrecht von Reichswegen einheitlich zu regeln, wozu das Reich auf Grund des Art. 4 der Reichsverfassung zuständig ist, so bleibt nichts Anderes übrig, als ein Sondergesetz zu erlassen, welches die nothwendigsten Vorschriften in dieser Beziehung enthält. Was aber den Inhalt des Gesetzes betrifft, welches das Strafgesetzbuch abändern bezw. ergänzen soll, so dürften hierfür etwa folgende Vorschläge in Betracht kommen.

Nothwendig ist vor Allem eine Umformung des § 130 des St.G.B., welcher bestimmt ist, die Aufreizung zum Klassenkampf zu bestrafen, aber inhaltlich seiner gegenwärtigen Fassung den in's Auge gefaßten Zweck mit Nichten erreichen kann. Nach dem geltenden Rechte ist es gestattet, die verschiedenen Klassen der Bevölkerung zu Feindseligkeiten, zu Haß und Verachtung gegen einander aufzureizen; nur die Aufreizung zu Gewaltthätigkeiten ist strafbar. Diese enge Begriffsbestimmung muß in Fortfall kommen, das Gesetz muß jede Aufreizung zu Feindseligkeiten unter Strafe stellen, denn dieselbe ist eine Gefährdung des gesellschaftlichen Friedens, und zu keiner Zeit hatte der Staat ein dringenderes Interesse, diese zu verhüten, als in unsern Tagen, in welchen man ungescheut die niedersten Triebe des Menschen, Begehrlichkeit und Neid, zu erregen sucht, um eine unausfüllbare Kluft zwischen den verschiedenen Ständen zu schaffen. Man befürchtet wohl von einer Strafvorschrift mit diesem Inhalte eine zu weit gehende Einschränkung der Erörterung öffentlicher Angelegenheiten; diese Befürchtung ist nicht berechtigt. Der Staat erlaubt die Erörterung aller das öffentliche Leben berührenden Fragen, er erlaubt sie nur nicht in einer den gesellschaftlichen Frieden gefährdenden Form. Es kann aber Niemand ein Recht beanspruchen, diese oder jene Angelegenheit in einer Art und Weise zu besprechen, daß dadurch das einträchtige Zusammenleben der Bevölkerungsklassen in Frage gestellt wird. Natürlich müßte die auf dieses Vergehen gesetzte Strafe entsprechend erhöht werden, namentlich was den Mindestsatz der zu verhängenden Strafe anlangt, sonst werden auch in Zukunft gegen die wüstesten Verhetzungen Strafen ausgesprochen werden, die auf dieselben nicht besser noch schlechter passen wie die Faust auf das Auge.

Neben die Strafvorschrift des § 130 muß eine neue Bestimmung treten, welche die Angriffe auf die Einrichtungen der Ehe, des Privateigenthums und der Familie bestraft, sofern sie in Aergerniß erregender Weise erfolgen. Damit wird den Behörden eine Waffe gegeben, welche die

Digitized by Google

socialdemokratischen Antastungen der Grundlagen der geltenden Staats- und Gesellschaftsordnung sicher trifft; die Freiheit der rein wissenschaftlichen Erörterungen wird durch dieselbe auch nicht in dem entferntesten Maße berührt und so ein berechtigter Haupteinwand gegen die Erweiterung des Strafgesetzes in dieser Richtung unmöglich gemacht werden.

In dritter Linie wäre der sogenannte Haß- und Verachtungsparagraph, § 131, des Strafgesetzbuches umzuformen; derselbe bestraft denjenigen, welcher erdichtete oder entstellte Thatsachen, wissend, daß sie erdichtet oder entstellt sind, behauptet oder verbreitet, um dadurch Staatseinrichtungen oder Anordnungen der Obrigkeit verächtlich zu machen. Der Gebrauch, welcher von dieser Bestimmung thatsächlich gemacht wird, ist wenig umfangreich, was sich durch die eigenthümliche, recht ängstliche Begriffsfassung leicht erklärt. Die Umbildung wird von dem „wissentlich" abzusehen und sich damit zu begnügen haben, die Verbreitung oder Behauptung erdichteter oder entstellter Thatsachen unter Strafe zu stellen, vorausgesetzt, daß sie geeignet sind, die Einrichtungen des Staates oder die obrigkeitlichen Anordnungen verächtlich zu machen. Das Gesetz wird sich aber hiermit noch nicht begnügen dürfen, es wird mit derselben Strafe, welche auf das eben genannte Vergehen gesetzt ist, auch denjenigen belegen, der erdichtete oder entstellte Thatsachen behauptet oder verbreitet, welche geeignet sind, den Staat, die bestehende Gesellschaftsordnung oder Theile derselben verächtlich zu machen. Der Staat kann es nicht gestatten, daß er oder die von ihm anerkannte gesellschaftliche Ordnung durch lügnerische Behauptungen in der öffentlichen Meinung herabgewürdigt werden, er kann es nicht zulassen, daß ein verkommener, mit den bestehenden Zuständen zerfallener Geselle sich der ärgsten Beschimpfungen der Gesellschaftsordnung ungestraft schuldig macht. Schon um es zu verhüten, daß der böse Samen auf fruchtbaren Boden falle, ist ein Einschreiten hiergegen unbedingt geboten.

Ein Gesetz, welches Bestimmungen des eben erwähnten Inhaltes enthält, wird es ermöglichen, den Ausschreitungen in Schrift und Wort mit Thatkraft zu begegnen, und es dürfte damit im Wesentlichen die nothwendige Ergänzung und Verschärfung des Strafgesetzbuches hergestellt sein. Eine Lücke desselben muß aber außerdem noch unbedingt beseitigt werden; es ist in Zukunft nicht mehr zu dulden, daß man strafbare Handlungen zum Gegenstande einer verherrlichenden Darstellung macht und so das sittliche Denken der Massen nicht minder verwirrt und trübt wie ihr Rechtsgefühl. Wer es wagt, die Thaten der Pariser Communisten zu preisen, wer die eherne Stirn besitzt, die Ermordung der Wiener Polizeibeamten durch die Sendlinge der Anarchisten zu rühmen, soll mit einer empfindlichen Strafe belegt werden, und es ist ein großer Mißstand, daß das deutsche Recht zur Zeit keine Handhabe bietet, um gegen solche Nichtswürdigkeiten einzuschreiten; daß ihre Bestrafung als grober Unfug nicht genügen kann, ist selbstverständlich.

Die vorstehenden Bemerkungen wollen keine erschöpfende Darlegung der Mittel und Wege geben, durch welche und auf welchen das Ziel, das der Gesetzgebung bei Erlaß des Socialistengesetzes vorschwebte, von dem Boden des gemeinen Rechtes aus erreicht werden kann, sondern nur in großen Zügen die Punkte hervorheben, welche hierbei in Betracht kommen können. Es ist zu hoffen, daß es gelingen wird, ein dauerndes Gesetz herzustellen, welches einerseits dem Staat und der Gesellschaft den erforderlichen Schutz gegen gefährliche Ausschreitungen gewährt, andererseits aber die bürgerlichen und staatsbürgerlichen Freiheitsrechte aufrecht erhält. Judex Curiae.

Amerikanische und englische Universitäten.

Von Bruno Gebhardt.

Wir Deutschen sind stolz auf unser höheres Schulwesen und besonders auf die Spitze desselben, unsere Universitäten. Und es ist unleugbar, daß wir allen Grund dazu haben, denn wenn auch in gewisser Hinsicht eine Reformbedürftigkeit unseres mittleren Schulwesens zuzugeben ist, und wenn in der Organisation unserer Hochschulen auch manche Schattenseite unverkennbar ist, im Ganzen verdienen sie als die bewährten Träger wissenschaftlichen Lebens und Strebens das oft gespendete Lob. Unsere Universitäten sind wie die der übrigen continentalen Staaten Ausbildungsanstalten für die höheren Berufsarten. Daß sie nicht im Berufsstudium allein aufgehen, daß unserer akademischen Jugend auch reichlich Gelegenheit geboten ist, eine allgemeine Bildung zu sammeln, das ist zwar ein ausgezeichneter Vorzug, aber doch nicht das eigentliche Wesen. Schon die Vertheilung in Facultäten weist deutlich darauf hin; drei derselben tragen ja direct die Namen von höheren Berufen und nur die philosophische Facultät faßt die Disciplinen zusammen, deren Betrieb zu gewissen Aemtern und Stellungen im bürgerlichen Leben berechtigt, aber doch kein ausgesprochenes Berufsstudium ausmacht.

Die Unklarheit, in den Rahmen der philosophischen Facultät alle möglichen Wissenschaften, die mit der Philosophie nichts zu thun haben, hineinzufügen, ist allerdings aus der geschichtlichen Entwickelung zu erklären; um sie aus der Welt zu schaffen, hat man bekanntlich an einigen Orten den Namen ganz über Bord geworfen und die alte Artistenfacultät in eine staats- und naturwissenschaftliche getheilt. Aber auch bei dieser Theilung ist nicht zu verkennen, daß die Fächer, die sie umfaßt, im strengsten Sinne keine Berufsfächer, sondern mehr allgemein wissenschaftlicher Natur sind. Dazu stimmt auch, daß die Studirenden der eigentlichen Berufsfacultäten theils gezwungen, theils veranlaßt sind, einzelne Vorlesungen wie philosophischer und literaturgeschichtlicher, historischer und nationalökonomischer Art bei Docenten dieser Facultät zu hören, Vorlesungen, die ihrer beruflichen Ausbildung vorgängig die allgemeinen Grundlagen geben oder gleichzeitig ergänzend hinzutreten. Unsere Universitas literarum umschließt aber alle Disciplinen allgemein- und fachwissenschaftlicher Art, und das ist neben vielen anderen Einrichtungen der hauptsächlichste Punkt, in dem sie sich von ihren Schwestern jenseits des Oceans und des Canals unterscheidet. Man weiß in Deutschland verhältnißmäßig wenig von den amerikanischen und englischen Universitäten; der Doctor Philadelphiä-Schwindel und die alljährlichen Wettfahrten zwischen Oxford und Cambridge sind wohl das einzige, was in weiteren Kreisen davon bekannt ist. Jener Schwindel, das sei hier bald bemerkt, hat übrigens mit der University of Pennsylvania in Philadelphia nicht das Geringste zu thun. Und es ist in der That nicht leicht, ein klares Bild von der eigenartigen und verwickelten Organisation jener Hochschulen zu geben. Vor Allem muß man die Erinnerung an unsere eigenen Einrichtungen ganz bei Seite lassen; jene sind keine Fachschulen und nur zum geringsten Theil staatliche Anstalten.*) Wenigstens für Amerika gilt der Satz, daß „an der Gründung und Unterhaltung der Schulen Privatmänner und Associationen, religiöse Confessionen, die verschiedenen Staaten der Union und die Union selbst, theils vollständig unabhängig von einander, theils mit einander vereint arbeiten". Die Colleges, wie die Anstalten heißen, sind von der verschiedensten Art, aber alle entsprechen am ehesten unserer philosophischen Facultät; das Studium auf denselben gibt keine Fachberechtigung, sondern dient nur der

*) Vergl. Die Organisation des höheren Schulwesens in den Vereinigten Staaten Amerikas und in England und die Stellung des Staates zu demselben. Von C. A. Mc. Murry. (Jena, Gustav Fischer.) Der Verfasser schildert auf Grund ausgebreiteter Kenntniß der einschlägigen Literatur und aus eigener Anschauung in dankenswerther Weise.

Digitized by Google

allgemeinen Bildung, und die eigentlichen Fachschulen für Theologie, Jura und Medicin stehen mit ihnen in gar keinem oder nur in losem Zusammenhange. Das älteste ist Harvard College in Cambridge (Massachusetts) seit 1636, ursprünglich eine Privatstiftung; die überwiegende Zahl bis in die Mitte des Jahrhunderts sind kirchlichen Ursprungs, erst in den letzten Jahrzehnten gründete der Staat Hochschulen und 1885 bezifferte sich die Zahl der Colleges auf 365, allerdings viele darunter nur dem Namen nach Colleges. Der Einfluß der Kirche ist auch heute noch, selbst bei den staatlichen Anstalten ein bedeutender. Aus dem Jahre 1884/85 stammt eine Statistik, nach der 343 eigentliche Colleges von 34,377 Studenten besucht wurden, wobei die Schüler der Vorbereitungsanstalten und die Fachstudenten nicht eingerechnet sind. Die meisten dieser Schulen besitzen Selbstverwaltung ohne Staatsaufsicht; ihre Leitung liegt einem Collegium ob, das an verschiedenen Orten verschieden gebildet wird. Die Art der Disciplin, des Universitätsbetriebes — bestimmte Stunden, tägliche Vorbereitung, katechetische Methode — und das Internat unterscheiden jene markant von unseren Hochschulen. Der Einnahmeetat setzt sich aus Zinserträgen der Gründungscapitalien, Staatszuschüssen und den Honoraren der Studenten zusammen; die letzteren sind zum Theil beträchtlich, doch ermöglichen reiche Stipendienfonds auch armen begabten Jünglingen das Studium. Interessant ist der Vergleich zwischen den Etats der zehn preußischen Universitäten und der zehn reichsten Colleges. Die Ausgaben der ersteren stimmen mit den Einnahmen der letzteren in der Summe von 7,600,000 Mark überein, bei uns aber werden nur 9,3 Procent von den Studenten beigetragen, in Amerika 19 Procent; hier beträgt der Staatszuschuß also 90,7 Procent, dort 11 Procent und die fehlenden 70 werden aus den Gründungs- und Schenkungsfonds bezogen. Die Kosten des Studentenlebens weichen an den verschiedenen Anstalten sehr von einander ab und differiren zwischen 800 und 3200 Mark; die höchste Ziffer im kostspieligsten Harvard College ist allerdings 12,000 Mark. Neben den Stipendien werden zahlreiche Geldpreise vertheilt. Für den Schulbetrieb ist die Grundlage ein vierjähriges Studium nach abgelegtem Eintrittsexamen, das sich auf die alten Sprachen, Deutsch oder Französisch und Mathematik bezieht; dazu tritt bei den meisten auch Geographie, Geschichte, Naturwissenschaft und Englisch. Im College werden im ersten Jahre zwölf Stunden wöchentlich für Griechisch, Lateinisch und Mathematik, drei Stunden für Deutsch oder Französisch verwendet. Dieselben Fächer werden fortschreitend im zweiten Jahre betrieben, während im dritten sieben obligatorische Stunden für Physik, Astronomie, Logik, Geologie und Physiologie verwendet werden, acht facultative Stunden den früher betriebenen Gegenständen gehören. Im letzten Jahre sind nur drei Stunden Psychologie, Ethik und christliche Lehre obligatorisch, für facultative Studien bieten sich 92 Curse, die sich auf die verschiedenen genannten Wissenschaften vertheilen. Dreimal jährlich werden die Cöten von 30—40 Studenten für die einzelnen Fächer neu geordnet. Der bei uns so lebhaft entbrannte Kampf zwischen den Vertretern der classischen Wissenschaften und der Naturwissenschaft spielt auch in Amerika und hat vielfach zur Gründung von Nebencolleges für die letzteren geführt. In den letzten Decennien ist übrigens das Facultativsystem außerordentlich ausgedehnt worden und damit ein bedeutender Schritt zur akademischen Lernfreiheit gemacht. An Examina und Preisarbeiten knüpft sich, wie bereits erwähnt, die Erlangung von Scholarships und Fellowships, von denen ein Theil für diejenigen bestimmt ist, die nach Absolvirung des Quadrienniums als Graduirte ihre Studien fortsetzen wollen. Was nun die Berufsschulen anbetrifft, so sind nach einem Bericht von 1885 152 medicinische mit 13,921 Studenten, 14 juristische mit 285 Professoren und 2744 Studenten und 152 theologische mit 793 Professoren und 5775 Studirenden vorhanden gewesen. Die medicinischen, wenigstens die besseren, verlangen jetzt eine gewisse Vorbildung oder den Besuch eigener Vorbereitungscurse und fordern ein dreijähriges Studium; die juristischen verlangen fast nur Elementarbildung, übrigens bereiten sich die meisten Juristen praktisch im Bureau eines Advocaten zum Staatsexamen vor; die theologischen sind in den Händen der Confessionen, setzen Kenntniß der alten Sprachen voraus und haben dreijährige Kurse. Werfen wir noch einen Blick auf die Colleges für Damen. Die älteren, gut dotirten Anstalten gewähren ihnen keinen Zutritt, trotzdem konnten sie im Jahre 1884 auf 236 Colleges ihren Studien obliegen; daneben sind Vassar College in Poughkeepsie (New-York), Wellesby College und Smith College (Massachussets) ausschließlich für Frauen bestimmt und zählten 1884 1048 Schülerinnen. Vorbereitung und Cursus ist derselbe wie bei den Anstalten für Männer, und amerikanische Berichte urtheilen über den Fortgang der Frauenstudien sehr günstig.

Den ersten amerikanischen Colleges lagen die Anstalten des Mutterlandes England zu Grunde. Spricht man von den letzteren, so hat man in erster Reihe Oxford und Cambridge im Auge. Oxford ist bekanntlich neben Paris die älteste europäische Universität und genoß während des Mittelalters einen großen Ruf. Die drei ersten Colleges entstanden im 13. Jahrhundert, 1630 war die Zahl derselben 23. Die Colleges waren Internate, und jeder Student, der die Privilegien der Universität genießen wollte, mußte in ein solches eintreten. Auch die Fellows, ältere Graduirte, welchen der Unterricht oder die Verwaltung oblag, wohnten darin und die Zucht war eine klösterlich-strenge. Dadurch aber, daß der hauptsächlichste Unterricht in den Colleges ertheilt wurde, litt die eigentliche Universität, bei der allerdings die Examina abgehalten und die Grade ertheilt wurden. Aber die Hauptsache bildete der Privatunterricht in den Internaten. Also eine dreifache Art des Lehrens findet statt: die Vorlesungen der Professoren, der Unterricht der College Tutors und derjenige der Private Tutors. Einen wichtigen Einschnitt in die Geschichte von Oxford und Cambridge machte das Jahr 1854 durch Lord John Russel's Bill, welche eine Neuordnung des Collegesverwaltung, die Verwendung der reichlichen Geldmittel zur Besoldung von Universitätsprofessoren und die Freigebung einer Reihe von Stipendien durchführte. Noch größer vielleicht ist die Umgestaltung seit 1868, wo Non Collegiates zugelassen werden, d. h. Studenten, die nicht dem Internate angehören. Auf demselben Wege: Stärkung der Universität und Schwächung des Colleges, liegt Lord Salisbury's Bill von 1877, bis endlich seit 1882 ein neues Reglement in Kraft ist. Auch hier sind die Universitäten nicht Berufsschulen, sondern Pflegestätten der allgemeinen Bildung; früher überwogen alte Sprachen und Mathematik, seit 1880 haben auch Naturwissenschaften, Geschichte und neuere Sprachen nebst einigen Berufsstudien starke Geltung erlangt. Oxford ertheilt in Philosophie, Musik, Recht, Medicin und Theologie Grade, doch wird die abschließende Ausbildung in den drei letzten Fächern anderwärts durchgeführt. Ein Eintrittsexamen findet statt und die geforderten Kenntnisse entsprechen etwa denen eines deutschen Unterprimaners. Die Studenten zerfallen in zwei Classen: Pass-men und Honor-men. Der erstere erstrebt bloß den Grad eines B. A. (Baccalaureus Artium), den er nach drei Jahren und zwei Examen erlangen kann. Der Honor-man strebt weiter; ihm allein ist auch das Erlangen von Prämien und Stipendien ermöglicht; er entscheidet sich für classische Studien oder Mathematik; er geht dann, nachdem er darin eine Prüfung bestanden, zu Specialstudien über und erwirbt am Schluß seiner Studienzeit durch ein weiteres Examen, in Cambridge Triposes genannt, den höchsten Grad. Sehen wir zwar an den Hochschulen selbst die Fachstudien vertreten und müssen auch beispielsweise die Theologen der anglikanischen Kirche einen Grad erlangt haben, so wird doch für die eigentliche fachmännische Ausbildung anderwärts gesorgt. Die jungen Juristen wurden in den 4 Inns of Court und den Chambers zu London ausgebildet, die heute allerdings nicht mehr die frühere Bedeutung haben; jetzt folgt gewöhnlich dem dreijährigen Universitätsstudium eine zweijährige praktische Ausbildung im Bureau. Ganz ähnlich geht der Mediciner vor; nach gründlichem Studium der Naturwissenschaften und Erlangung eines Grades arbeitet er in den großen Hospitälern, vornehmlich in The College of Physicians and Surgeons in London oder setzt sein Studium in den medicinischen

Digitized by Google

Facultäten der schottischen Universitäten fort. Das meiste Ansehen genießen noch immer Oxford und Cambridge und verdienen es, da sie mit den Ansprüchen der neuen Zeit mitgegangen sind. Daneben blüht auch die Universität London, die sich aus den verschiedenen Colleges herausbildete und in erster Reihe allerdings als Prüfungscommission, vor der auch auswärtige Studenten erscheinen dürfen, eines hohen Ansehens sich erfreut, und ihre Einwirkung auf das gesammte Schulwesen Englands ausdehnte. Eine zweite ähnliche Hochschule der Neuzeit ist Victoria University Manchester.

Viel beachtet und besprochen wurde ja neuerdings bei uns die höhere weibliche Bildung der Frauen, und man verlangte die Einrichtung einer Hochschule nach englischem Muster. Seit 1867 wurden an der Universität London gesonderte Prüfungen für Damen abgehalten und ihnen Zeugnisse, aber keine Grade ertheilt. Eine starke Bewegung führte im Jahre 1878 zur Zulassung von Damen zu allen Prüfungen und Graden. Von 1879—1885 bestanden 836 Damen das Eintrittsexamen, 114 erlangten den Grad B. A. und 19 den medicinischen. Cambridge öffnete ihnen seit 1881 seine Pforten; sie dürfen die Vorlesungen an der Universität und in einigen Colleges besuchen und zwei Internate stehen ihnen zur Verfügung. In Oxford gibt es sogar deren drei und seit 1884 werden sie zu den drei Hauptprüfungen der Universität zugelassen. Neben einer Reihe von Vorlesungen, die ihnen zugänglich sind, besteht dort eine eigene Association, welche insonderheit für den weiblichen Unterricht durch Veranstalten von Vorträgen sorgt. Gewöhnlich bleiben die jungen Damen drei Jahre dort, die Pensionskosten betragen in den Internaten zwischen 1680 und 2000 Mk. pro Jahr, und das Leben ist zwar geregelt, aber keineswegs pedantisch. Die Urtheile über die Leistungsfähigkeit der Frauen lauten durchaus günstig.

Man sieht, in Amerika wie in England hat das Universitätswesen eine ganz eigenthümliche, von unserem abweichende Gestaltung. In den eingetretenen Reformen macht sich allerdings eine Annäherung an die heimische Organisation geltend und wird vielleicht in Zukunft noch mehr hervortreten. Studiren doch zahlreiche Amerikaner und Engländer in Deutschland und nehmen mit den Früchten wissenschaftlicher Arbeit auch die Kenntniß unserer Einrichtungen nach Hause mit, die sie dort den Verhältnissen angepaßt in's Leben treten zu lassen bestrebt sind.

Literatur und Kunst.

Goethe's Monodrama „Proserpina".

Von H. Düntzer.

Es ist eine alte, ewig neue Geschichte, daß aus widerlegten Irrthümern, wie aus den abgeschlagenen Häuptern des Lernäischen Ungethüms, neue hervorwachsen, wenn nicht gar neben dem alten, nur halb erkannten Irrthum ein zweiter aufsprießt. Hermann Grimm's Annahme, aus Goethe's im Frühjahr 1776 beabsichtigtem Trauergedichte auf Gluck's Nichte habe sich „Iphigenie" herausgebildet, gründete sich auf Riemer's Behauptung, der Plan des im März 1779 vollendeten Schauspiels falle schon drei Jahre früher. Dafür sollten die Worte zeugen, die der Dichter ihm auf dasselbe Blättchen dictirt hatte, auf welchem die Verse „Ueber allen Gipfeln ist Ruh" mit der Angabe standen, zu welcher Zeit er diese an die Wand des Bretterhäuschens auf dem Kickelhahn geschrieben. Jenen Worten zufolge hätte Goethe „nach einer Wahl von drei Jahren" den vierten Act seiner „Iphigenie" auf dem Schwalbenstein bei Ilmenau an einem Tage geschrieben. Das ist aber geradezu unmöglich; denn hätte Goethe so unverständig sein können, drei Jahre nach einem Platze zu suchen, wo er jenen Act, der nachweislich Ende März 1779 geschrieben ist, am besten dichte, so müßten die vorangehenden drei ersten im März 1776 fertig gewesen sein. Thatsächlich steht fest, daß diese im Februar und in der ersten Hälfte des März 1779, der vierte Act bei Ilmenau entstanden, wo Goethe schon drei Tage sich befand, ehe er denselben endlich auf dem Schwalbenstein schrieb. Daraus ergibt sich mit zwingender Sicherheit, daß in jenem Dictat Jahren ein leicht erklärlicher Sprech- oder Schreibfehler statt Tagen ist. Zu dieser Einsicht bedarf es keines Scharfsinns, dagegen einer argen Hartnäckigkeit, um das Offenbare nicht einsehen zu wollen. Kuno Fischer hat freilich den Grund jenes falschen Berichtes nicht erkannt, aber die Sache mit Recht für völlig unglaublich erklärt. Erich Schmidt folgt dem Aberglauben, der erste Plan der „Iphigenie" gehöre in's Jahr 1776, aber aus dem Trauergedichte ist ihm nicht diese, sondern — das Monodrama „Proserpina" hervorgegangen. Diese seltsame Entdeckung hat er mit allem Feuer rücksichtsloser Ueberzeugung in Seuffert's „Vierteljahrschrift für Literaturgeschichte" vorgetragen, ohne Kuno Fischer's Beifall zu finden, der richtig bemerkte, jenes Trauergedicht sei wohl gar nicht zu Stande gekommen. Aber die Sache steht schlimmer, als dieser ahnen konnte.

Schmidt beginnt mit einem „stimmenden Accord", womit er das Ergebniß vorweg nimmt. Das ist nicht die Weise vorurtheilsfreier Untersuchung. Wie Kühnheit und Verachtung aller besonnenen Vorsicht Scherer's Panier war, wie dieser immer kecker forteilte, ohne sich um die Verscheuchung seiner Luftgebilde durch zwingende Gründe zu kümmern, so kennzeichnet dieses rasche Verfahren auch seinen begabtesten Schüler. Die Wissenschaft muß solche Spinneweben geistreichen Spukes rücksichtslos wegfegen. In schwungvoller, aber oberflächlicher Bewunderung ergeht sich Schmidt über „Proserpina"; während ihm (der Gegensatz soll hebend wirken) das Stück, dem sie einverleibt ward, eine „ungenießbare" Posse ist, hat er für den glücklichen Humor dieser von Gozzi'schem Uebermuth sprudelnden Verspottung der Empfindsamkeit kein Auge. Statt von dem Zusammenhang beider auszugehen, werden gleich die mittelbaren oder unmittelbaren Beziehungen des Monodramas auf Gluck verlockend vorgeführt, und so die Untersuchung gerade auf den Kopf gestellt.

Im Jahre 1825 schrieb Goethe in seinen „Tag- und Jahresheften": „Bei Gelegenheit eines Liebhabertheaters und festlicher Tag wurden [in den Jahren 1775 bis 1780] gedichtet und aufgeführt »Lila«, »Die Geschwister«, »Iphigenie«, »Proserpina«, letztere freventlich in den »Triumph der Empfindsamkeit« eingeschaltet und ihre Wirkung vernichtet, wie denn überhaupt eine schale Sentimentalität überhandnehmend manche harte realistische Gegenwirkung verursachte." Der letzte Satz bezieht sich auf den „Triumph der Empfindsamkeit" oder, wie die Posse zuerst hieß: „Die Empfindsamen". Die Aeußerung zeigt, welchen Werth der fünfundsiebzigjährige Goethe, im Gegensatz zu der wegen ihrer Zeitanspielungen veralteten Posse, dem Monodrama „Proserpina" beilegte, das sich bei der Aufführung im Jahre 1815 noch wirksam gezeigt hatte, wo es freilich, da alle theatralischen Mittel der verschiedenen Künste, zum Theil gegen den Sinn der Dichtung, in Anwendung gebracht worden waren, einen gar mächtigen Eindruck gemacht. Schon bei der ersten Aufführung der „Empfindsamen", am 30. Januar 1778, bildete das Monodrama den vierten Act; für diese Vorstellung war es allein gedruckt erschienen, was Schmidt, der noch den Druck im Februarheft des „Merkur" für den ersten hält, aus Burkhardt's Bericht (Grenzboten 1873 III, 10 f.) hätte wissen sollen. Dort findet sich auch die offenbar auf wunderlichem Mißverständniß beruhende abgeschmackte Angabe: „Bei der ersten Vorstellung ließ Goethe die phantastische Rolle der Mandandane durch den [von ihm selbst gespielten] Andrason geben [was im letzten Aufzug, wo Andrason und Mandandane zusammen auftreten, unmöglich war], der, als Eremit gekleidet, in einem Monologe die traurigste Stimmung über seine Ehe kundgab." Das wäre geradezu albern gewesen! Es kann kein Zweifel bestehen, daß schon bei der ersten Aufführung Mandandane-Proserpina von der zu dieser hochtragischen Rolle wie geschaffenen Corona Schröter gegeben wurde.

Digitized by Google

Schon als er die Schröter bei sich oder in ihrem Hause die Rolle der Proserpina spielen sah, dürfte er bedauert haben, daß er die so wirkungsvolle Dichtung, bei welcher er vergessen, daß er damit die Monodramen verspotten wollte, seiner Posse einverleibt hatte, aber er konnte die Sache nicht mehr ändern und dem Stücke seine höchste Schönheit entziehen, die jedenfalls die Herzogin, deren Geburtstag er mit demselben feierte, herzlich erfreuen mußte. Doch entschloß er sich, vor der Aufführung das Monodrama besonders abdrucken zu lassen, obgleich es sonst nur Sitte war, die Lieder von Singspielen den Zuschauern in die Hand zu geben, während das Monodrama ganz in Prosa geschrieben, nur von Musik eingeleitet war. Die mit großem Beifall aufgenommene Posse wurde am 10. Februar wiederholt. Damals hatte Goethe sich zu ärgern, daß man „dumme Ausdeutungen" machte, wohl gar das Unglück der Ehe auf das herzogliche Paar bezog, die Herzogin mit der Proserpina verglich. Die Posse wurde nicht wieder gegeben, dagegen, was Schmidt nicht übergehen durfte, das Monodrama für sich im Juni 1779 bei der längern Anwesenheit Merck's, dem das Sommertheater von Ettersburg sein Bestes bieten sollte, noch vor der „Iphigenie", von der als Proserpina ihren Triumph feiernden Schröter gespielt.

Den Anfang der Posse, „einer komischen Oper, so toll und grob als möglich", hatte Goethe am 12. September 1777 auf der Wartburg dictirt, da er schon auf ein Stück für den nächsten Geburtstag der Herzogin dachte; vom Componisten seines vorigen Feststückes, dem Kammerherrn von Seckendorff, erwartete er die musikalische Begleitung. In den nächsten Monaten wird der Posse nicht gedacht. Aber am 15. November meldet das Tagebuch: „Abends allein. Gelesen. Oronaro"; denn so ist wohl die mit gewöhnlicher Nachlässigkeit geschriebene Bemerkung zu verstehen, welche „allein gelesen" ohne folgenden Punkt gibt. Mit Oronaro ist der dritte Act der Posse gemeint, in welchem der empfindsame Prinz die Hauptrolle spielt, den seine Arie als echten Klingklangdichter verräth. Schmidt hat diese Erwähnung so wenig beachtet wie die folgende, noch wichtigere. Am 16. December kehrte Goethe von der Harzreise zurück. Elf Tage später schrieb er an Frau von Stein, diesen Abend wolle er den sechsten Act fertig machen. Die Aufnahme des Monodramas in das Stück war also schon damals bestimmt. Die Dichtung des vierten und fünften Actes muß zwischen den 17. und den 25. December fallen. Das Tagebuch schweigt während dieser Zeit, aus welcher auch kein Brief verhanden, außer einer Bestellung der Berliner Leihordnung beim Leipziger Buchhändler Reich. Wahrscheinlich war Goethe, noch mehr als gewöhnlich im December, in Folge der anstrengenden Harzreise leidend; dies hinderte ihn aber nicht, das wider den eigentlichen Zweck der Posse die tiefsten Herzenstöne anschlagende Monodrama und im Gegensatz dazu die in freien Reimversen sich ergehende lustige Einleitung des Hofgärtners der Hölle zu dichten.

Die Posse würde, auch ohne das Monodrama, sehr wohl bestehen, da Andrason's Erzählung von ihrer Aufführung durch seine Frau vollständig genügte. Ja das Monodrama des vierten Actes tritt in Widerspruch mit Andrason's Erzählung im fünften. Nach letzterer hört der König, als er den Schloßhof betritt, im oberen Saale einen fürchterlichen Lärm und er eilt deshalb die Treppe hinauf; das Monodrama spielt im Parke, wenigstens nach dem humoristischen Prolog des nach der Proserpinasage komisch verwandten Askalaphus, von dem wir hören, wie hier schon früher Elysium und Tartarus sich befanden, Pluto aber den Einfall bekommen, „die rauhen Wohnungen" des Tartarus durch Herüberschaffen von Schönheiten aus dem Elysium munterer zu machen. Das stimmt freilich wieder nicht zum Monodrama der Proserpina, als dessen Scene die älteste Ueberschrift angibt „eine felsige Gegend, Höhle im Grund, auf der einen Seite ein Granatbaum mit Früchten". Ursprünglich war angenommen, die Parcen hätten in einem Theile des Tartarus die Felsen begrünen, Blumen wachsen und besonders einen Granatbaum reife Früchte tragen lassen, um die Braut ihres Herrn zu verleiten, eine davon zu genießen. Dagegen hat nach dem Prolog Askalaphus in einem Treibhaus einen Granatbaum herangezogen, den zwei höllische Geister bringen; er setzt ihn in die Erde und umgibt ihn mit einem frischen Rasen, in der Hoffnung, die Königin werde, wenn sie den Betrug merke, seine Kunst loben. Hier ist also kein Gedanke daran, Proserpina solle durch den Genuß der Frucht an die Unterwelt gebunden werden. Da sie im Palaste sich unglücklich fühlt, geht sie draußen spaziren, wo sie vergebens vom Gärtner Früchte verlangt, da bei ihnen nur „Holzbirn, Schlehen, Rothbeerchen uud dergleichen" gedeihen. Der Widerspruch kann nicht stärker sein, aber er erklärt sich daraus, daß, nachdem das Monodrama eingelegt war, der Teufel der Parodie den Dichter ritt, wie er an Merck schreibt, den Höllengärtner als tollen „Prologus" einzuführen, obgleich dies nicht zum Monodrama stimmte.

Schon in den drei ersten Aufzügen richtete der Dichter zwei Mal seinen Spott gegen die neumodischen Monodramen. Nach Schmidt würde er dies bloß ein Mal thun. Ebenso wenig trifft seine Bemerkung zu, „die Einlage des Monodramas gebe zu einem literarisch-historischen Gespräch Anlaß"; denn Goethe schrieb die Stelle, ehe er an die Einlage dachte. Auch ist es ungehörig, daß Schmidt der späteren Gestalt des Stückes bei seinen Anführungen folgt, nicht der einzig maßgebenden ursprünglichen, die ich schon vor vierzig Jahren bekannt gemacht habe. Im ersten Aufzug berichtet nun Andrason von seiner Gattin: „Eins noch, woran sie großes Vergnügen findet, ist, daß sie Monodramata aufführt." Auf die Frage seiner Schwester: „Was sind das für Dinger?" erwidert er, das sei ein Schauspiel, wo nur eine Person spiele. Freilich, fügt er launig hinzu, sei das Spielen mit sich selbst für den Zuschauer langweilig, aber nicht für den Spielenden. „Denn eigentlich ist die Person nicht allein, sie spielt aber doch allein; denn es können noch mehr Personen dabei sein, Liebhaber, Kammerjungfern, Ehemänner, Hofmeister, aber eigentlich spielt sie für sich allein, es bleibt ein Monodrama. Es ist eben eine von den neuesten Erfindungen; es läßt sich nichts darüber sagen. Solche Dinge finden großen Beifall." Auf die weitere Frage der Schwester: „Und das spielt sie ganz allein für sich?" lautete die Antwort: „O ja! Oder, wenn etwa Dolch oder Gift zu bringen ist (denn es geht meistentheils etwas bunt her) oder eine schreckliche Stimme aus dem Felsen oder durch's Schlüsselloch zu rufen hat — die große Rolle übernimmt der Prinz." Diese neue Dichtart verspottete Goethe als Ausgeburt der Empfindsamkeit, wie er auch andere Auswüchse der Bühne traf. So sagt Merkulo im dritten Acte: „Es ist eine vortreffliche neuere Einrichtung, daß jeden Stunden, jeder Tageszeit ihre eignen Gefühle gewidmet sind. Da waren die Alten rechte Tröpfe. In ihren Schauspielen konnte das Feierlichste, Schrecklichste bei hellem Tage und unter freiem Himmel vorgehen; unter eilfe und zwölfe thun wir's aber gar nicht, und ohne Särge, Kirchhöfe und schwarze Tücher läßt sich gar nichts ausrichten." So traf er hier seinen eigenen „Clavigo" wie im fünften Aufzuge den „Werther". Die andere Stelle über die „Monodramas" steht im zweiten Aufzug. Merkulo bezeichnet diese dort als eine Wiederauffindung unserer erleuchteten Zeiten; denn schon das römische Theater habe sie gekannt, Nero bloß „Monodramata" gespielt. „Nun das werden Sie zwar alles in der trefflichen gelehrten Schrift eines unserer Professoren über die »Monodrami« [der Wechsel in den Formen scheint absichtlich] zu hören kriegen, die auf Befehl unseres Prinzen nunmehr verfertigt wird. Wir führen aber auch die neuesten Werke, wie man sie von der Messe kriegt: »Monodrams« zu zwei Personen [insofern neben der sprechenden Person noch eine erfordert wird], »Duodrams« zu dreien und so weiter." Auf die Frage, ob darin gesungen werde, antwortet er: „Ei gesungen und gesprochen! Eigentlich weder gesungen noch gesprochen, sondern —" Hierbei wird Merkulo durch eine neugierige Frage unterbrochen, doch er neckt die Fragerin, indem er die Erläuterung auf eine spätere Gelegenheit verschiebt. Statt des sondern hat Goethe erst später hier eingefügt: „Es ist weder Melodie noch Gesang drin, deswegen es auch manchmal Melodram genannt wird." Ein eigentlich Melodrama genanntes Gedicht war Ramler's

Digitized by Google

1778 erschienene Dichtung „Cephalus und Procris“. Zwei Duodramata „Der Einsiedler“ und „Dido“ hatte Goethe's wunderlicher Wetzlarer Freund Goué schon 1771 geliefert. Ein Beurtheiler meinte, dieser schreibe noch schlechtere Verse als Prosa; um Duodramata erträglich zu machen, werde ein St. Foix erfordert. Der einundzwanzigjährige Magdeburger, Schink, trat drei Jahre später zugleich mit drei solchen auf, und er schrieb im nächsten Jahre einen Aufsatz „Ueber das musikalische Duodrama mit und ohne Gesang“, worin er dieser Dichtform das weiteste Gebiet anwies. Dieser Aufsatz, den das Gothaer Taschenbuch auf das folgende Jahr im Herbste 1777 brachte, scheint Goethe bei der gelehrten Abhandlung des Professors vorgeschwebt zu haben. Auch „Ariadne auf Naxos“ von Brandes, die ursprünglich „ein Drama mit musikalischer Begleitung“ hieß, war 1775 als „Duodrama“ erschienen. Auf der Weimarischen Bühne hatte man bis dahin wohl kleine Singspiele in einem Act, aber kein sogenanntes Duodrama aufgeführt. Die Hofbühne war seit dem Brande vom Mai 1774 eingegangen, dagegen im nahen Gotha eine neue entstanden, auf welcher das Duodrama „Ariadne“ mit der Musik von Georg Benda höchsten Beifall gewann.

Wir haben gesehen, daß der vierte und fünfte Act der „Empfindsamen“ gegen Ende des Jahres 1777 gedichtet wurden; welcher von beiden früher sei, kann nicht sicher entschieden werden. Goethe könnte erst nach Vollendung des jetzigen fünften Acts sich zur Einfügung des Monodramas entschieden haben, da er wünschte, Corona Schröter in der Rolle der Proserpina auftreten zu lassen, die er dann mit dem vollen Feuer seines Geistes ausstattete, ohne sich durch die Betrachtung stören zu lassen, daß in dem tollen Stücke auch das Monodrama als hohle Uebertreibung erscheinen müsse. Das Ungehörige eines wahrhaft dichterischen Monodramas entschuldigte er bei sich wohl mit der Tollheit der ganzen Posse, ja er steigerte es noch dadurch, daß er ihm einen humoristischen dazu nicht stimmenden Prologus vorsetzte.

Welch' ein durchaus anderes Bild von der Entstehung der „Proserpina“ hat Schmidt sich zusammengedichtet! Staunen muß man, an welchen schwachen Phantasiefädchen seine ungeheuerliche Behauptung hängt. Wir wissen, daß Gluck durch den am 21. April 1776 erfolgten Tod seiner anmuthigen Nichte Marianne (Nanette), die ihn auch durch ihr musikalisches Verständniß und ihren empfundenen Gesang erfreut hatte, so niedergeschlagen wurde, daß die Musik allen Reiz für ihn verloren hatte. Deshalb bat er Klopstock, den erhabenen Dichter, von dem er manches gesetzt hatte, auf deren Asche einige Blumen zu streuen; von seinem Genie angefeuert, würde er dann in den rührendsten Tönen seine Klagen auszudrücken suchen. Mit einem ähnlichen Gesuche wandte er sich an den zweiten berühmten deutschen Dichter, Klopstock's Gegenfüßler, Wieland, der sich aber unfähig fühlte, etwas hervorzubringen, das des entflohenen Engels, das des Schmerzes und Genius von Gluck würdig wäre. Dieser theilte den Brief seinem Herzensfreunde Goethe mit, der für ihn eintreten wollte. „Schon am folgenden Tag,“ berichtete Wieland sieben Wochen später an Gluck, „fand ich ihn von einer großen Idee erfüllt, die in seiner Seele arbeitete. Ich sah sie entstehen und freute mich unendlich auf die völlige Ausführung, so schwer ich auch diese fand; denn was ist Goethe unmöglich!“ Am 25. Mai schrieb Goethe selbst der Frau von Stein: „Ich wohne in tiefer Trauer über einem Gedichte, das ich für Gluck auf den Tod seiner Nichte machen will.“ Unbegreiflich finde ich Schmidt's Annahme, dieses Trauergedicht, das den Dichter selbst traurig stimmte, das eine große Idee hatte, dessen Ausführung Wieland sehr schwer fand, sei das Monodrama „Proserpina“ gewesen. Konnte dessen Dichtung doch Goethe unmöglich so schwer fallen, da sich ihm der Plan bald ergeben mußte und die Ausführung ihm noch leichter gelingen mußte als die von „Hans Sachsens poetischer Sendung“, die er vor Kurzem vollendet hatte. Und müßte nicht Goethe von allem gesunden Gefühl verlassen gewesen sein, hätte er einen Augenblick denken können, Gluck's Schmerz über den Tod seiner Nichte werde durch eine Darstellung von Proserpina's schrecklichem Unglück getröstet werden, dieser wünsche etwas anderes als eine den Verlust der Hingeschiedenen hinreißend darstellende Klage, die er durch die Macht seiner Töne zu verherrlichen gedenke. Ihm konnte nur ein Requiem vorschweben, wie er es Ende 1814 auf den Fürsten von Ligne begann, oder eine Nänie, wie sie Herder später auf Eloisen dichtete; auch mußte es eine Dichtung in Versen sein. Eine Stütze seiner Vermuthung glaubt Schmidt darin zu finden, daß Wieland die Dichtung, über deren Idee Goethe „gebrütet“, das er „dem Andenken seiner Nichte heiligen“ wollte, ein „Stück“ nennt. Als ob dieser Ausdruck nicht, wie pièce, von jedem selbständigen Werke der Dichtung, der Beredtsamkeit und der Musik gebraucht würde. Wenn Wieland weiter bemerkt, er selbst möchte gern „ein lyrisches Werk“ schaffen, das durch Gluck unsterbliches Leben zu empfangen verdiene, so meint er eben eine Oper, wie seine eigne „Alceste“ war, im Gegensatz zu dem Trauergedichte, das Gluck gewünscht, Goethe übernommen hatte. Wieland's Versicherung, Goethe habe weder den Willen noch die Hoffnung aufgegeben, das Werk zu vollenden, er gehe noch von Zeit zu Zeit ernstlich damit um, ist eben nur eine unschädliche Unwahrheit, mit welcher er der Hoffnung des Meisters der Töne, dem er nichts bieten konnte, den er so unverantwortlich lange ohne Antwort gelassen, schmeicheln wollte.

Werfen wir vor allem einen Blick auf Goethe's damaligen Zustand. Als Wieland ihm Gluck's Brief mittheilte, war er äußerst beunruhigt von seinem Verhältnisse zu Frau von Stein, die ihn wieder von sich fern hielt. Mochte er auch damals zunächst einen Trost darin finden, daß er sich in das Trauergedicht versenkte, dieser hielt nicht lange vor, und da seine eigene Unruhe die Ausführung seines Planes nicht gelingen ließ, gab er das Gedicht bald auf. Das Tagebuch schweigt ganz vom 25. bis zum 27. Mai; es ist die erste Lücke seit dem 3. Mai, die auf starke Mißstimmung deuten dürfte. Auch Briefe sind aus dieser Zeit nicht vorhanden, außer den paar Zeilen an Frau von Stein. Am Morgen des 28. trat er mit dem Herzog einen Ausflug nach dem Kyffhäuser an; auch nach der Rückkehr (am 31.) hielt ihn Frau von Stein noch von sich fern. Jetzt war die Stimmung zum Trauergesange völlig verflogen. Darauf, daß er die Dichtung nicht im ersten Feuer vollendete, mochte auch der Umstand bedeutend einwirken, daß er weder Gluck, der sich noch dazu an Klopstock gewandt hatte, mit dem es gerade um diese Zeit zum Bruche kam, noch dessen Nichte gesehen, die er feiern sollte. Bekannt ist, wie sehr er der lebendigen Anschauung bedurfte, so daß er selbst von der äußern Umgebung ferner Freunde immer eine bestimmte Vorstellung zu erhalten suchte. Wie hätte er diejenige glühend feiern können, die er nie erblickt, während seine Weimarischen Verhältnisse, Liebe und Freundschaft und der Antritt seiner neuen, vielangefeindeten Stellung, ihn damals verschlangen. Schmidt klammert sich in der Noth, irgend einen Haltepunkt zu gewinnen, an die Aeußerung, welche Goethe Anfangs Juni (wohl am 5.) gegen Frau von Stein that: „Meiner Schwester möcht' ich eine Abschrift der neuen Melodie schicken.“ Unbesehens behauptet er, Goethe sei damals mit Gluck's „Orpheus“ beschäftigt gewesen, woraus er etwas seiner Schwester habe schicken wollen. Und zur Bestätigung dieser Annahme bemerkt er, „Cornelie dankte wirklich im October für das Orpheusrecitativ“. Jene neue Melodie aber war eine seines Singspiels „Erwin und Elmire“. Nicht ihrem Bruder, sondern der Frau von Stein dankte Cornelie am 20. October für einen eben empfangenen Brief und die beigefügte Musik, von welcher das Recitativ aus „Orpheus“ erstaunliche Wirkung machen müsse. Dennoch soll Goethe Anfangs Juni sich mit „Orpheus“ beschäftigt haben, wovon nicht die leiseste Spur sich findet. Auf Schmidt's weitere, gleich haltlose Behauptungen gehen wir hier so wenig ein, wie auf das „Monodrama“ selbst, das Goethe der Schröter wegen aus dem unvollendeten Gedichte, das Schmidt selbst einmal eine Nänie nennt, abgerundet habe. Wie mag der Entdecker sich eine solche Abrundung denken!

Das Monodrama hat nichts mit Gluck's Nichte zu thun, ist keineswegs, wie Schmidt behauptet, von der Musik ausge-

Digitized by Google

gangen. Dieser schließt nach einer nichts weniger als eindringenden Schilderung des Monodramas mit der rhetorischen Frage: „Bedarf es noch eines Wortes, welch ein Geschenk diese »Proserpina« für den trauernden Gluck gewesen wäre und wie alles in diesem jede Stimmung des Herzens anschlagenden Gedicht mit seinem Wechsel von Klage, Gebet, Freude und Vernichtung, von Erdenlust, göttlichem Frieden und höllischer Pein, von Hell und Dunkel dem Schöpfer des »Orpheus« ganz persönlich, von ihm kommend und zu ihm gehend, bereitet ist?" Dagegen behaupten wir, daß Proserpina, wäre sie in Versen geschrieben, Gluck zu jeder anderen Zeit höchst willkommen gewesen sein würde, dagegen in seinem schmachtenden Schmerze sein Herz nicht getröstet, vielmehr durch die gefühlvolle Schilderung von Proserpina's schauerlichem Unglück in der Unterwelt zerrissen haben müßte. Goethe würde den stärksten Beweis von Mangel an Mitgefühl und Menschenkenntniß gegeben haben, wenn er Proserpina's rührende Lebenslust und ihre Verdammung zur Unterwelt hätte als ein Trostgedicht für den vom Schmerz gebrochenen Meister betrachten können.

Am 2. Februar 1815, zum Geburtstage des theatralischen Pomp liebenden Erbprinzen, wurde „Proserpina" als Melodram, als ein Ausstattungsstück mit dem Aufwand aller Kunstmittel zur Aufführung gebracht, und sie erzielte eben durch die Vereinigung der verschiedenen Künste und Goethe's peinlich sorgfältige Leitung eine bedeutende Wirkung, aber die Dichtung selbst war darunter erdrückt und entstellt. Sie wurde dreimal bis zum 12. Juni wiederholt, ruhte dann aber nach dem Abgange der Schauspielerin Wolff, welcher Goethe die Rolle sehr lange Zeit eingeübt hatte. Keine andere Bühne forderte das Stück, selbst die Wolff brachte in Berlin keine Aufführung zu Wege; freilich würde ihre Stimme auf der großen Berliner Bühne für diese Leistung kaum ausgereicht haben. Schmidt fragt: „Warum sollte nicht eine Auffrischung »Proserpina's« auf unserer Bühne gelingen?" Freilich müßte, meint er, Eberwein's Musik, von welcher Goethe gerühmt hatte, daß sie mit keuscher Sparsamkeit die Vorstellung zu fördern und zu tragen gesucht, durch eine würdigere ersetzt werden; ein Meister, der alles für diese reizvolle Aufgabe mitbringe, sei Johannes Brahms. Wir zweifeln keineswegs, daß eine solche Vorstellung, welche neben der Musik, die nach Goethe nicht bloß die Reden einführen und den Chor der Parzen als Gesang behandeln, sondern auch zu malerischen Bewegungen auffordern sollte, den Vortrag, die zu körperlichen Bewegungen geschickt benutzte Kleidung, die Decoration und ein Schlußgemälde künstlerisch verwendete, einen bedeutenden Eindruck machen würde, aber eine einheitliche, echt künstlerische Wirkung erwarten wir davon nicht; die Dichtung selbst würde, wie unter Goethe's eigener Leitung, dabei zu kurz kommen, ja bedauerlich verschoben werden. Es wäre kein Fest zu Ehren der wahren Kunst und des Dichters.

Ein unbekannter russischer Dichter.

Von Wilhelm Henckel.

Als vor einigen Jahren in Rußland der 50jährige Todestag Puschkin's gefeiert wurde, da brachte eine Zeitung das Namensverzeichniß von einer Reihe russischer Schriftsteller und Dichter, welchen ein trauriges Lebensloos oder ein frühzeitiger Tod beschieden war. Auch andere Nationen sind ja nicht arm an Dichtern, die unglücklich waren, und an solchen, die dem Leben viel zu früh entrissen wurden, aber mit dem russischen Volke kann, in dieser Beziehung, wohl kein anderes verglichen werden. Als Beweis für diese Behauptung möge folgendes Verzeichniß dienen, das auf Vollständigkeit keinen Anspruch macht.

Fürst Antiochus Kantemir, ein Nachkomme der alten griechischen Kaiser, der erste russische Satiriker, starb 1744, 36 Jahre alt; seinen frühzeitigen Tod soll der ihm feindlich gesinnte Graf Ostermann verschuldet haben. Gribojedow, der berühmte Verfasser eines der besten Lustspiele der Weltliteratur: „Verstand bringt Leiden", wurde, 32 Jahre alt, bei einem Volksaufstande in Teheran ermordet. Gogol, der bekannte Dichter der „Todten Seelen" und des „Revisor", einer der hervorragendsten Schriftsteller Rußlands, verfiel in Mysticismus und soll, vor den Heiligenbildern liegend, 44 Jahre alt, dem Hungertode erlegen sein. Kolzow, der Sohn eines Viehhändlers, ein sehr begabter Autodidakt, der beste Volksdichter Rußlands, starb, 33 Jahre alt; die rohe Umgebung, in der er sein Leben verbringen mußte, verschuldete seinen frühzeitigen Tod. Ein ähnliches Schicksal hatte auch sein Landsmann Nikitin, ein gleichfalls talentvoller Volksdichter, der nur 35 Jahre alt wurde. Der unter dem Namen Marlinskij bekannte Dichter und Novellist Bestushew war an der Verschwörung von 1825 betheiligt, er wurde nach Jakutsk verbannt, dann als Gemeiner in die Kaukasusarmee eingereiht und fiel, 42 Jahre alt, in einem Gefecht gegen die Bergvölker. Rylejew bekämpfte in glühenden Gedichten die Tyrannei, er starb als einer der Dekabristen, 1826, 31 Jahre alt, am Galgen. Demselben Kreise gehörte der sanfte, sympathische Fürst Odojewskij an, welcher, als gemeiner Soldat nach Sibirien verbannt, nur 37 Jahre alt, im Kaukasus starb. Küchelbäcker, dessen poetische Thätigkeit sich in den gleichen Bahnen bewegte, wie die seiner obengenannten Kameraden, wurde zu zwanzigjähriger Zuchthausarbeit in den Bergwerken Sibiriens verurtheilt. Granowskij, einer der berühmtesten Professoren Moskaus, der Mittelpunkt eines einflußreichen Kreises liberaler Männer, zu denen auch der berühmte Emigrant Alexander Herzen gehörte, starb 42 Jahre alt. Puschkin, der größte russische Dichter, wurde, 37 Jahre alt, im Duell getödtet. Dem Puschkin'schen Kreise gehörten die Dichter Weniwitinow und Baron Delwig an; der erstere wurde nur 22, der letztere 32 Jahre alt. Lermantow, nächst Puschkin der gefeiertste Dichter Rußlands, wurde wegen seines Gedichts „Klagegesang auf den Tod Puschkin's" in den Kampf gegen die kaukasischen Bergvölker geschickt und fiel, 26 Jahre alt, im Duell. Bjelinskij, der russische Lessing, Begründer der russischen Kritik, unter dessen Einfluß die ganze neuere Schule der russischen Naturalisten stand, hatte sein ganzes Leben hindurch mit Nahrungssorgen zu kämpfen; er starb, 38 Jahre alt, an der Schwindsucht. Schewtschenko, der bedeutendste ukrainische Dichter, als Leibeigener geboren und erzogen, wurde wegen eines Gedichtes nach Sibirien verbannt, wo er in den traurigsten Verhältnissen zehn Jahre lebte, dann sich dem Trunke ergab und, 47 Jahre alt, starb. Dobroljubow, einer der radicalsten Kritiker und satirischer Dichter, starb 25 Jahre alt. Pissarew, ein anderer bekannter Kritiker, ertrank 28 Jahre alt. Pomjalowskij, einer der frischesten und originellsten unter den jüngeren, demokratischen Schriftstellern, starb, 26 Jahre alt, am Delirium tremens. Kurotschkin, ein talentvoller Dichter, berühmt als Uebersetzer Bérangers, ergab sich dem Trunke und starb 43 Jahre alt. Dasselbe Schicksal hatte Reschetnikow, einer der bedeutendsten Dorfgeschichtenschreiber, welcher nur 29 Jahre alt wurde. Auch Jasykow, ein hervorragender Dichter von extrem-russophiler Tendenz, Lewitow, bekannter Verfasser der Skizzen aus der Steppe, Jakuschkin, ein eifriger Sammler von Volksliedern und Kenner des russischen Volkslebens, Mey, ein sehr begabter und hochgebildeter Dichter und Uebersetzer, Schischkin, ein tüchtiger Geschichtsforscher, und Gorskij, welcher talentvolle Skizzen aus der Arbeiterwelt schrieb, — sie Alle gingen am übermäßigen Branntweingenuß zu Grunde. Chmyrow, welcher werthvolle Arbeiten auf dem Gebiete der russischen Geschichtsforschung veröffentlichte, starb vorzeitig an Entbehrungen. Nadson, der talentvollste unter Rußlands Dichtern der neuesten Zeit, starb 1887, 24 Jahre alt, an der Schwindsucht, und Garschin, der beste unter den neueren Novellisten, gab sich, in einem Anfall von Irrsinn und im Alter von 33 Jahren, freiwillig den Tod. — Wollten wir die Leiden der ganzen russischen Schriftstellerwelt hier erzählen, so fänden wir kein Ende; darum schließen wir mit der Aufzählung noch einiger

Digitized by Google

Namen von solchen Schriftstellern, die nach Sibirien verbannt wurden: Michail Michailow, Tschernyschewskij, Bakunin, Sserno-Ssolowjewitsch. Andere flüchteten in's Ausland und lebten daselbst als Emigranten, wir nennen unter ihnen Alexander Herzen, Ogarjow, Fürst Peter Dolgorukij, Fürst Krapotkin, Peter Lawrow, Dragomanow, Iwan Golowin.

Auch Alexander Poleshajew, dessen Leben und Dichtungen den Gegenstand unserer heutigen Betrachtung bilden, gehört zu den vielen trostlosen und frühzeitig in's Grab gesunkenen Existenzen, von denen die russische Literaturgeschichte berichtet. Wir wählen das Leben und die Werke dieses Dichters deshalb, weil erst ganz kürzlich die erste, vollständige, correcte und würdig ausgestattete Ausgabe seiner Dichtungen erschienen ist und weil uns der Herausgeber derselben, P. A. Jefremow, ein hervorragender Kenner der russischen Literatur und Bibliograph, ein neues, reiches Material zur Biographie des unglücklichen Dichters liefert.

Alexander Poleshajew war ein unehelicher Sohn des Gutsbesitzers Struiskij aus Pensa und dessen leibeigener Magd, welche nachträglich an einen Kleinbürger Namens Poleshajew verheirathet wurde. Struiskij zeichnete sich durch einen liederlichen Lebenswandel aus und drangsalirte seine Leibeigenen so sehr, daß er sogar damals, am Anfange dieses Jahrhunderts, wo man die Leibeigenen in Rußland nicht sehr zartfühlend behandelte, nach Sibirien verbannt wurde. Der im Jahre 1805 im Dorfe Pokryschkino des Kreises Saransk geborene Alexander wuchs, wie er in seinem Gedichte „Ssaschka" selbst beschreibt, unter dem liederlichen Gesinde seines Vaters auf und lernte in seiner frühesten Jugend nichts, als „das Wörterbuch unfläthiger Redensarten". Mit zehn Jahren kam er in eine Moskauer Lehranstalt und bezog dann die Moskauer Universität. Hier entwickelte sich sein dichterisches Talent und er verfaßte bei festlichen Anlässen Oden und übersetzte Lamartine'sche Gedichte; auch veröffentlichte er bereits eigene Verse, die allerdings noch ziemlich schwach waren, sich aber doch durch Formschönheit auszeichneten und zu der Hoffnung berechtigten, daß aus dem talentvollen Jüngling, wenn auch nicht gerade ein weltberühmtes Genie, so doch ein tüchtiger, brauchbarer Mann werden würde. Diese Hoffnung sollte sich leider nicht erfüllen, denn kurz vor Beendigung seiner Studien fiel es dem jungen Dichter ein, das Hauptwerk Puschkin's, den Roman in Versen, Jewgenij Onegin, zu parodiren. In dieser Parodie, die er „Ssaschka" nannte, besang er seine und seiner Kameraden liederliche Abenteuer in den Moskauer Spelunken. Daß dieses Gedicht sich nicht durch poetische Schönheiten, wohl aber durch Rohheit und Unsittlichkeit auszeichnete, ist begreiflich; der Hauptwitz desselben bestand in solchen Ausdrücken, wie sie weder in anständiger Gesellschaft noch in gedruckten Büchern geduldet werden, und in Lästerungen über religiöse Gegenstände. Dergleichen schamlose Gedichte waren damals in Rußland nicht selten; im Vergleich mit anderen, ähnlichen Gedichten, z. B. von Puschkin und Lermantow, war das von Poleshajew sogar noch ziemlich unschuldig, denn es konnte, mit Auslassung nur weniger Stellen und einzelner Worte, in die neueste Gesammtausgabe seiner Dichtungen aufgenommen werden. Trotzdem aber wollte das Schicksal, daß diese leichtfertigen Verse die Ursache von des Dichters nachmaligem Unglück und frühzeitigem Tode wurden. Berichte von der Ungebundenheit der studirenden Jugend waren zu den Ohren des gestrengen Kaisers Nikolai gekommen und Dank der Dienstbeflissenheit gewisser Hofschranzen gerieth auch eine Abschrift dieses Gedichtes in seine Hände. Zu einer anderen Zeit wäre davon nicht viel Aufhebens gemacht worden, aber seit dem blutigen Decemberaufstande bei der Thronbesteigung des Kaisers war erst ein halbes Jahr vergangen, die bei jenem Ereigniß betheiligt gewesenen Dichter Bestushew, Rylejew, Odojewskij und Küchelbäcker waren noch nicht vergessen und Ausschreitungen in poetischer Form, auch politisch unverfängliche, wurden äußerst streng beurtheilt. Kurz, Poleshajew ward arretirt und als Unteroffizier „zur Besserung" in ein Regiment gesteckt. Daß ihm die militärische Zucht nach der studentischen Freiheit nicht behagte, ist begreiflich; er suchte mehrmals um Begnadigung nach, aber stets vergebens. Endlich beschloß er zu desertiren, kehrte jedoch freiwillig zu seinem Regiment zurück, wurde aber doch auf Lebenszeit zum Gemeinen degradirt. Dies Urtheil machte auf den jungen Dichter einen solchen Eindruck, daß er sich aus Gram dem Trunke ergab und einst, im Zustande des Rausches, einen Feldwebel beleidigte. Dafür mußte er ein Jahr lang in Fesseln schmachten und sollte zum Spießruthenlaufen verurtheilt werden, wurde jedoch vom Kaiser begnadigt.

In den nun folgenden, für Poleshajew so trostlosen Leidensjahren entwickelte sich sein poetisches Talent zu voller Blüthe. Die Verzweiflung war es, die seinen Genius beseelte. Der Inhalt seiner Dichtungen wurde ein tief tragischer, ihre Form wie aus Eisen geschmiedet. Der Gedanke, daß sein Leben ein verlorenes, seine Zukunft zu Grunde gerichtet sei, wiederholt sich in den meisten seiner Gedichte.

Verwelkt, verwelkt,
Auf immer und ewig!
Glückseligkeit kannt' ich
Gar nie, gar nie!

singt er in einem der ersten Gedichte aus dieser Periode. Seine Poesien wurden nun immer gehaltvoller und gereifter, ihr Ausdruck immer präciser und kraftvoller, ihr Inhalt offenbart die tiefen Leiden seiner, gleichsam lebendig begrabenen Seele. Die besten seiner Verse sind Schmerzenslaute der Verzweiflung und sie ergreifen den Leser um so mächtiger, weil er weiß, wie sehr der Dichter unter dem Drucke einer für einen gebildeten Menschen so unerträglichen Existenz litt und weil er fühlte, wie trostlos für sein tiefempfindendes Herz der Gedanke war, daß ihm auch in der Zukunft kein Hoffnungsstrahl leuchtet. Es waren dies die traurigsten Jahre seines kurzen Lebens, und gerade in diesen Jahren entstanden die besten seiner Gedichte. Eine Aufzählung derselben würde hier zwecklos sein, wir erwähnen daher nur eine formvollendete Uebersetzung von Byron's „Balthasar" und das Gedicht „Der Arrestant", in welchem er die Gedanken in Worte kleidete, welche ihn während der Untersuchungshaft beschäftigten, als er einen Selbstmord begehen wollte und das geschliffene Bajonett zur blutigen That bereit hielt. Psychologisch fast unerklärlich ist es, daß er zu jener Zeit auch einige scherzhafte und cynische Gedichte verfaßte und in lebhaften Farben einen Harem schilderte, wie ihn nur die ausschweifendste Phantasie malen kann.

Die nächstfolgenden Jahre brachten eine kleine Milderung seiner Stimmung. Der Feldzug im Kaukasus, die Hoffnung sich auszuzeichnen, vielleicht sogar zu avanciren, sowie auch die Eindrücke einer ihm bis dahin unbekannten, prachtvollen Natur, hauchten ihm neue Lebenskraft ein. Sein Talent erhielt jedoch keinen neuen Impuls; im Gegentheil, die in dieser Zeit entstandenen epischen Versuche sind schwach und langweilig; aus seinen lyrischen Gedichten klingt zwar jetzt ein lebensfreudigerer Ton, aber es fehlt ihnen der ästhetische Geschmack, den er überhaupt nur in geringem Maße besaß. Erst als ihn der Gedanke an sein bitteres Loos abermals übermannte, da erklangen auch seine Verse wieder so ehern wie früher.

Zeitweise war seine Stimmung eine etwas gehobenere; es schimmert zuweilen in seinen Gedichten ein leichter Strahl der Hoffnung, sogar des Humors. Einer solchen Stimmung verdankt das Gedicht „Der Stern", welches versöhnend ausklingt, sein Entstehen.

Das beseligende Gefühl der Liebe hatte Poleshajew bisher noch nicht kennen gelernt. Erst nach seiner Rückkehr aus dem Kaukasus, und nachdem seine Hoffnung zu avanciren und die Aussicht, aus dem sumpfigen Geleise herauszukommen, abermals geschwunden waren, machte er die Bekanntschaft von Katharina Bibikow und verliebte sich in sie. Daß seine Liebe hoffnungslos sei, erkannte er sofort; konnte sie ihm doch nicht einmal jenes Hochgefühl einflößen, das sogar eine unglückliche erste Liebe gewährt. Er ahnte, daß ihm diese Liebe nur neue Qualen verursachen und ihm unfruchtbare Klagen über sein

Digitized by Google

unwiederbringlich verlorenes Leben entlocken würde. Sein nächstes Gedicht, „Die geheime Stimme", war auch wirklich das düsterste und gramerfüllteste von allen, die er bisher geschrieben. Noch entschiedener ist des Dichters Stimmung in dem Gedichte „Die schwarzen Augen" ausgedrückt, welches ein Kritiker des Dichters Grabeslied nennt.

Poleshajew's Liebesidyll währte übrigens nur 15 Tage. Dann mußte er wieder seinen traurigen Dienst in den dumpfen Gassen Moskaus aufnehmen; seine geliebte Katharina sah er nie wieder. Nun verfiel er abermals in eine tieftraurige Stimmung und die Früchte derselben waren zwei Dichtungen von wunderbarer Schönheit: „Die Verzweiflung" und „Die Schwermuth". Leider trat nun wieder eine Periode ein, in der er seinen Kummer in Branntwein ersäufte; aus der Trunksucht entstand die Schwindsucht, welche ihn nun mit schnellen Schritten dem Grabe zuführte. Kurz vor seinem Hinscheiden fand er noch Kraft und Begeisterung, um seine „Sünderin" niederzuschreiben. Es war dies der Schwanengesang des vielgeprüften Dichters. Wenige Tage vor seinem Tode wurde noch sein sehnlichster Wunsch erfüllt — er erhielt das Fähnrichspatent. In seiner neuen Uniform, die er bei Lebzeiten nie getragen, wurde er, im Januar 1838, erst 31 Jahre alt, in's Grab gebettet. Seine Ruhestätte ist unbekannt; seine eigene Prophezeiung:

„Und weder Kreuz noch Grabesstein,
Auch nicht ein simpler Gartenpfahl
Steht auf dem Grab voll Schmach und Pein,
Dem Ruheplatz der Leidensqual"

ist wörtlich eingetroffen.

Sogar nach seinem Tode verfolgte ihn das Schicksal. Weil man ihn als Verfasser des unzüchtigen Gedichtes „Ssaschka" kannte, wurden ihm eine ganze Reihe fremder Gedichte ähnlichen Inhalts zugeschrieben, wogegen manche von seinen besten Dichtungen anderen Verfassern vindicirt wurden. Erst seit Kurzem läßt man ihm volle Gerechtigkeit widerfahren und nun, in diesem Jahre, ist endlich auch eine würdige Ausgabe seiner gesammelten Gedichte erschienen.

Um schließlich dem deutschen Leser von Poleshajew's Poesie einen Begriff zu geben, führen wir die gelungene Uebersetzung eines seiner Gedichte hier an. Der Uebersetzer desselben ist Herr Fr. Fiedler in St. Petersburg, welcher neuerdings, in einer Sammlung „Der russische Parnaß", eine Anthologie russischer Lyriker in vorzüglicher Nachdichtung veröffentlichte.*)

Der Ingrimmige.

Zu Grunde hat mich das Geschick gerichtet,
Hat aus der Wesen Kette mir
Gerissen meinen Ring und ihn vernichtet,
Daß ich der Todten Leben führ'!
Noch knechten mich, den Busen wild durchflammend,
Die Leidenschaften wie zuvor —
Zurück stößt mich die Menschheit, und verdammend
Dröhnt das Gewissen mir in's Ohr.
Noch heb' ich, stöhnend unter'm Lebensrade,
Zum Himmelsdom mein Angesicht —
Allein des Glaubens und der Hoffnung Gnade,
In meine Seele strömt sie nicht!
Wohin auch die verstörten Blicke reichen:
Das All haucht Leben, Liebesgluth —
Ich, Gottesleugner, trag' das Kainszeichen,
Gemerkt mit Abel's reinem Blut!
Nachts lieg' ich schlaflos im Verzweiflungsgrimme.
Ein Fluch begrüßt den Morgenschein,
Und drohend schallt der Tugend Donnerstimme:
„Vergeltung, Rache harren Dein!"
Wie diese Töne mir das Mark durchdringen!
Des Herzens Blut erstarrt zu Eis,
Zu Berge steht das Haar, die Brust will springen,
Und von der Stirn perlt kalter Schweiß.
Die Seele flammt, mein Loos wird unerträglich! . . .
Ha, Selbstmord endet alle Noth! . . .
Doch feige sinkt die Hand, der Muth sinkt kläglich —
Dem Leben schaudert vor dem Tod!
O, grauser als die Hölle ist dies Leben!
Der Tod sogar, er spricht mir Hohn!
Die Seligkeit krönt nicht mein irdisch Streben,
Denn ich bin der Verdammniß Sohn! . . .
Warum, o Allgeist, ließest Du mich werden,
Erstehen aus des Lebens Strom?
O laß den Leib zerstäuben in der Erden,
Vernichtung tilge mein Atom!
O Erdball, spalte Dich und speie Gluthen
Aus Deinem nimmersatten Bauch,
Und in den sturmgepeitschten Lavafluthen
Begrabe mein Gedächtniß auch! . . .

*) Dresden, H. Minden.

Allerlei Familienromane.

Von Karl Rudloff.

Der klägliche Verlauf, den die naturalistische Richtung in Deutschland nimmt, wo sie nur durch eine Schaar von mehr lauten als begabten Strebern vertreten wird, ist sehr lehrreich zu beobachten, denn er beweist, daß der rücksichtslosere Realismus bei uns keine Aussicht hat durchzudringen. Warum nicht? Weil bei uns nur die Frauen, nicht aber die Männer Romane lesen. Für die weiblichen Leser ist jedoch der Roman das Haschisch des Occidents, um Lamartine's Ausdruck zu gebrauchen, und so verlangen sie denn von ihm nur leichte Unterhaltung, Spannung, schöne Lügen. Diesen Wünschen kommen zumal die illustrirten Familienblätter nach, deren bezügliches Programm sich in die Worte zusammenfassen läßt: aufregend und tugendhaft. Da nun unsere Novellisten, sintemalen bei uns keine Bücher gekauft werden, fast nur auf die Leihbibliotheken und Familienblätter angewiesen sind, so müssen sie wohl oder übel Wasser in ihren Wein thun, um hübsch familiengerecht und philiströs zu sein. So findet die Rückkehr zur Natur und Wirklichkeit, zu einer einfachen, möglichen Handlung und echt menschlichen Geschöpfen sehr wenig Anhänger, und Mancher, der als begeisterter Realist begann und heiß nach Wahrheit strebte, verzichtet aus Rücksicht auf seine Leser und etwaigen Käufer nur zu bald auf sein Ideal und schreibt zuletzt gerade so romanhaft und überspannt spannend, wie die Meister der Familiennovellistik: die Damen Marlitt und Hillern.

Auch Max Kretzer, nicht der Erfinder, aber doch ein Pfleger des Berliner Romans, dessen Väter E. T. A. Hoffmann, Willibald Alexis und Gutzkow sind, hat sich nachgerade zu einer gelinderen Tonart bekehrt. Der bis zum Unkünstlerischen ungestüme Wirklichkeitsdrang der „Verkommenen" und der „Betrogenen" ist verflogen, und seine neuen Bücher sind sehr wenig naturalistisch mehr. „Ein verschlossener Mensch"*), sein letzter Roman, erzählt die Geschichte von dem Proletarierkind, das von reichen Leuten adoptirt wird und aufgewachsen alles Gute hundertfach vergilt. Der Fabrikantensohn Alwin und der Pflegling Robert lieben dasselbe Mädchen. Natürlich gibt die wohlerzogene Milli dem Proletarier den Vorzug, wie das in Romanen stets geschieht. Sie erklärt ihm sogar ihre Liebe, was im Leben ziemlich selten vorkommt, und dies obendrein im nämlichen Augenblicke, da Alwin, Robert's Nebenbuhler, einen fahrlässigen Mord in nächster Nähe begeht! Robert, dessen Feind der Getödtete war, ist Zeuge des Unfalles, aber der Edle kann den Sohn seiner Wohlthäterin trotz aller Rivalität nicht verrathen und wird ein Opfer seines Schweigens. Als plötzlich verschlossener Mensch wird er allgemein für den von Gewissensqualen geplagten Thäter gehalten. Am Ende fällt dem wilden Alwin dieser Edelmuth lästig, und er gesteht selbst seine Schuld, worauf er, um dem Zuchthause zu entgehen, rechtzeitig überschnappt und an einem Gehirnschlage stirbt. Nun steht dem Glücke der

*) Leipzig, Carl Reißner.

Digitized by Google

Liebenden nichts mehr im Wege. Robert heirathet die Geliebte, übernimmt die Fabrik und bekommt sogar in dem prächtigen alten Doctor Hahnebusch einen verspäteten Vater. Der Roman liest sich leicht und angenehm. Der Verfasser liebt noch immer die lyrisch angehauchten Naturschilderungen, die in seinen ersten naturalistischen Romanen nicht recht am Platze waren. Dafür ist der Dialog viel weniger von hohlen Phrasen und leeren Declamationen durchzogen, als früher. Nach der Seite des Stils und der Composition hat Kretzer entschieden große Fortschritte gemacht. Nur schade, daß seine Concessionen an die Familienkundschaft allzu groß sind; dahin gehören die romanhafte, sentimentale Handlung, die breiten Gespräche, die oberflächliche Charakteristik, die merklich abgeschwächte Berliner Localfarbe. Die Geschichte hat nichts specifisch Berlinisches mehr und könnte mit ein paar geringfügigen Strichen in jeder Fabrikstadt spielen. Bezeichnend ist auch, daß die Zolaistischen Schilderungen, in denen sich Kretzer früher gefiel, ganz verschwunden sind. Wie wenig weiß er uns im Grunde von der Fabrik in der Gitschinerstraße zu sagen! Kaum daß da einigemal von Fässern, Blechkannen und einem Dachkrahn, dem „Galgen", die Rede ist; daß es sich um eine Oelfabrik handelt, wird nur zu Anfang flüchtig erwähnt. Wir sehen weder die Arbeiter bei der Arbeit, noch die Buchhalter über den Büchern; die Neckereien im Comptoir des Herrn Schwippke sind ganz und gar nicht charakteristisch. Bloß in der Zeichnung des faulen Lehrjungen Ede und des Factotums Kurnikus merkt man noch die Spuren von Kretzer's besonderem Geschick, solche Gestalten des Handwerkerstandes, aus dem der Verfasser ja selbst hervorgegangen ist, lebendig und glaubhaft vorzuführen. Am meisten überrascht es, daß Kretzer's Kraft gerade in jenen Scenen versagt, die den Höhepunkt bilden und also plastisch herausgearbeitet sein müßten. Die Nachtscene, wo Ede todtfällt und Milli ihre Liebe erklärt, wirkt nicht recht, und daran ist wohl nicht ausschließlich die grobe Effecthascherei der Situation Schuld. Auch die überschwänglichen Redensarten, in denen sich der Naturalist mit einemmale gefällt, gereichen hier zum Schaden.

„Ein heiliger Schauder packte ihn. Ströme unnennbarer Wonne durchrannen seinen Körper. Vor seinen gesenkten Lidern war nur Licht, unermeßliches, die Welt erwärmendes Licht. Die Erde entwich seinen Füßen, langsam fühlte er sich emporgetragen. Er schaute ihr in die Augen, in das heiß erglühende Gesicht. Und so nahm er ihr Haupt zwischen seine Hände und küßte sie heiß und innig — wortlos und keusch. Der Regen fiel dicht hernieder und netzte Beider Antlitz und auch die Hände. Es war, als weinte der Himmel vor Freude und sende seine Thränen herab."

Zu den Autoren, die von Haus aus für den Familienroman veranlagt sind, gehört Gerhard von Amyntor (Dagobert von Gerhard), aber er pflegt ein realistisches Mäntelchen umzuhängen, das Kretzer ganz abzuwerfen im Begriffe steht. Auch seine neueste Erzählung: Stahl und Stein*) unterscheidet sich in Vorwurf, Handlung, Tendenz und Stil nur wenig von den unzähligen Novellen von und für Frauen, welche die Spalten unserer illustrirten Zeitschriften füllen. Ein angejahrtes russisches Mädchen lebt im modernen Berlin als komische Figur für alle Pflastertreter und Gassenjungen, weniger um ihres seltsamen Aufzugs als um ihres überschwänglich geliebten und verzärtelten Dachshündchens willen. Ein aus Dorpat gebürtiger Professor gewöhnt ihr nun diese Hundeliebe, die sich auf Kosten ihrer Menschenliebe breit macht, ab und bringt ihr Verständniß für deutsche Frauen, wahre Humanität und — seine Liebe zu ihr bei. Die psychologische Umwandlung ist recht äußerlich aufgefaßt. Die Dame, die anfangs als ziemlich abschreckend und verschroben gezeichnet ist, erscheint im Handumkehren als edel, gut, kinderliebend, vernünftig und sogar schön. Der Professor bringt eine Waise in ihr Haus, die sich, ganz im Sinn einer Marlitt und Werner, am Schluß als das Kind ihres einstigen Bräutigams entpuppt. Während der Krankheit der Kleinen entdeckt die alte Mamsell nicht nur dieses Geheimniß, sondern die Bravheit ihres deutschen Dienstmädchens, die Liebe des Professors und ihre eigene Gegenliebe, und das Ende ist die herkömmliche Verlobung. Um die altbackene Geschichte modisch aufzufrischen, spendet der Verfasser einige naturalistische Beigaben; doch die eingeflochtenen farblosen Bilder aus dem Berliner Straßenleben und der in seiner ganzen Naturwüchsigkeit wiedergegebene Jargon der Portierleute und Straßenfiguren ersetzen nicht den Mangel an wahrhaftem Localcolorit. Die Geschichte ist ebenso wenig specifisch berlinisch, als Kretzer's „Verschlossener Mensch", und fände in einer kleinen deutschen Universitätsstadt einen viel passenderen Boden. Denn daß eine Dame bei helllichtem Tag in den Landwehrkanal steigt, um ihren Hund zu retten, der dies gar nicht nöthig hat, da er sehr gut schwimmen kann, ist eine reichshauptstädtische Unmöglichkeit. Um seinen erträumten Zusammenhang mit der realistischen Richtung zu bekunden, hat der Verfasser da und dort ein naturalistisches Kleckschen angebracht, für das ihm seine Leserinnen wenig Dank wissen werden, z. B. wo der Köter Piff so unbefangen ist, „längere Zeit an einem Baum zu verweilen und das Wort »Natürliche Dinge entwürdigen nicht« durch die That zu erhärten". Koketterie mit Zola verräth ferner die umständliche Krankheitsgeschichte Marfa's, wo viel die Rede ist von Puls- und Wärmemessungen, Stethoskop und Fieberthermometer — ziemlich billige Beobachtungen, die trotz alledem den Laien verrathen. Mit solchen naturalistischen Velleitäten steht aber der stark moralisirende Ton der Erzählung im Widerspruch, wie auch der gezierte Dialog, dessen Pointen Schopenhauer entnommen sind. Diese unheimliche Belesenheit, die manche trivial gewordene Gassenweisheit wie eine neue Offenbarung vorträgt, finden wir schon in früheren Werken Amyntor's, z. B. in dem krassen „Culturbild aus der Gegenwart": Die Gisellis, dem trotz aller Naivetäten „Stahl und Stein" entschieden vorzuziehen ist. Was soll endlich in einem angeblich naturalistischen Buch ein Bild wie das poetische vom Landwehrkanal: „Die kalte grelle Märzsonne lag auf der trüben, allerlei Unrath führenden Welle wie ein leuchtender Gedanke auf der Stirn eines Bettlers"...? Oder geschraubte philosöphelnde Auseinandersetzungen, die höchstens in eine Aphorismensammlung passen würden, wie folgende:

Alle seine Ueberzeugungen waren über den Haufen geworfen. Der zur „Zuchthausarbeit des Wollens" verfluchte Mensch mußte, seiner früheren Ansicht gemäß, sein unseliges Geschick auch im schmerzumschleierten oder trotzig entsagenden Blicke verrathen; eine Verklärung konnte das Menschenauge bestenfalls nur gewinnen, wenn es einmal, abgewandt von den niederen Objecten des Begehrens, sich auf kurze Zeit der wunschlosen und beseligenden Anschauung eines Werkes der Kunst hingeben und nach der Ausdrucksweise des Pessimisten „sich zum reinen Subjecte des Erkennens erheben" durfte; eine dauernde Befreiung von allen trübenden Schatten, ein höherer, überirdischer Ausdruck des Auges war nur dann möglich, wenn sich der menschliche Wille „gewandt", d. h. abgekehrt hatte von aller Bejahung des Lebens und zugekehrt dem Nichts oder dem Aufgehen in's All, was Beides dem tieferen Verständniß als wesentlich gleich gelten sollte.

Ebenfalls ein Anempfinder, kein gestaltender Poet ist Anton von Perfall — nicht zu verwechseln mit seinem unvergleichlich talentvolleren Bruder, dem Naturalisten Karl v. Perfall. In seinen zwei letzten Veröffentlichungen: „Justiz der Seele" und „Ueber alle Gewalten"*) finden wir uns rettungslos im breitesten Fahrwasser des Familienblätter-Romans. Die in Polen spielende große Erzählung meldet uns von dem jungen Manne, der, selbst verlobt, die Frau eines Anderen begehrt und das trennende Hinderniß, den Gemahl, einfach über den Haufen schießt — der bekannte Jagdunfall! Selbstverständlich für ein Familienblatt kommt es nicht zum Ehebruch. Der edle Pole aus der Polakei gewinnt zur Strafe die Geliebte keineswegs, sondern wird durch sein Gewissen nach Jahren gezwungen, am Thatorte zum Selbstmord zu greifen. Im Stil des Colportageromans heißt es über diesen graulichen psychologischen Fall:

*) Leipzig, W. Friedrich.

*) Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.

Digitized by Google

„Wladimir floh aus dem Zimmer, das er triumphirend hatte verlassen sollen; er war über sich empört, warum jauchzte er nicht: Frei! Die höchste Justiz, der er sich freiwillig gestellt, sprach ihn frei! Oder gibt es noch eine höhere, unfehlbarere? Ja, es gibt eine — die Justiz der Seele! Und wer spricht dort das Urtheil? »Ich!« sprach es in seinem Inneren. Wer ist das »Ich«? Die Seele selbst? Das Gewissen? Die Vernunft?! Er wußte es nicht und zitterte von Neuem vor dem unbekannten Richter."

In dieser aufgeregten, effecthaschenden Weise ist der ganze Roman geschrieben, der sich in „packenden" Situationen und Scenen gefällt, denen das motivirende und vermittelnde Band der psychologischen Entwickelung fehlt. Sonst ist das patriarchalische Treiben und die Verschwörerstimmung auf dem polnischen Schlosse mit kräftigen Farben gezeichnet, und das erste Viertel des Buches weckt günstige Erwartungen, die sich eigentlich erst am Schluß erfüllen. Die Bilder vom Insurrectionslager und das Ende von Wladimir und Marciana beweisen eine gewisse Begabung, welche durch die oberbayerische Geschichte: „Ein verhängnißvolles Blatt" und besonders durch die stimmungsvolle Novelle: „Der Trudenstein" bestätigt wird. Die letztere Erzählung spielt in Tyrol und Amerika und schließt mit der schönen Schilderung eines Schneesturms. Ein Stilkünstler ist Anton von Perfall nicht, viel Dilettantisches waltet vor, und seine Bilder sind manchmal schief und geschmacklos. „Der bittere Vorwurf säugte den jungen Drachen Haß in seiner tiefsten Herzenshöhle, den sein eigener Bruder Neid blutschänderisch erzeugt" ... „So jagte er mit seinem stürmischen Blut um die Wette achtlos an Cyrill vorbei nach Trepan" ... „Er kam jetzt zum Bewußtsein dessen, was er gesagt, und entsetzte sich selbst davor — ein mörderischer Gedanke — mehr — ein Gedankenmord!"

Zur üblichen Familienblätterliteratur gehört ferner: „Eine Lüge?" von Ida Boy-Ed, trotzdem die Verfasserin nach Höherem strebt und viel Talent hat. Leider krankt auch sie an der Sucht nach Spannung und Effect in Stil und Erfindung. Jede „Fortsetzung" soll eben mit Ungeduld erwartet werden, jedes Capitel eine ergreifende Scene haben, der Dialog ist auf die Wirkung zugestutzt, wenn auch die Spannung in Ueberspanntheit umzuschlagen droht. Schon durch die unmögliche Voraussetzung der Handlung wird hier das ganze Gebäude windschief und wacklig, und keine Kunst der Erzählung, Schilderung und Charakteristik hilft darüber hinweg. Wie kann man annehmen, daß der gesundmenschenverständige, nüchterne, correcte Staatsbeamte Regierungsrath von Gemmingen eine Ehe eingehen und jahrzehntelang darin leben kann, ohne sich nur so viel um die Vergangenheit seiner geliebten Frau zu kümmern, daß er gar nichts von ihrer ersten Ehe mit dem Königsattentäter Ottmar weiß! Das Standesamt, die Polizei hätten doch schwerlich versäumt, Klarheit in das Vorleben seiner Frau zu bringen. Solche civilrechtliche Verschollenheit ist heutzutage ein Unsinn und höchstens außerhalb Europas zu finden. Aber die Abonnenten unserer Leihbibliotheken lesen ja so hastig, daß sie wohl über diesen faulen Punkt hinwegkommen werden, und das scheint der Verfasserin zu genügen. Ottilie ist also mit einer Lüge in die Ehe getreten. Sie war mit einem Königsmörder vermählt, in aller Form, wie es sich für solide Familienblätter schickt, und hat sogar eine Tochter aus dieser ersten Ehe. Selbige lebt als Malerin in Berlin und weiß nichts von ihrer Mutter in München, denn eine Unwahrscheinlichkeit gebärt fortzeugend immer eine andere. Was auch schon daraus erhellt, daß sich diese Sabine in einen jungen Mann verliebt, der just der Schwager ihrer Mutter sein muß, und daß gerade um die nämliche Stunde ein anderer Schwager, der Bruder ihres ersten Gemahls, als der bekannte Onkel aus Amerika auftaucht und nun die Bombe zum Platzen bringt. Die Wahrheit muß an den Tag. Natürlich erweist sich die ganze Aufregung als vollständig überflüssig. Der Herr Regierungsrath nimmt die Sache sehr gutmüthig auf, verzeiht die Lüge oder besser: Verheimlichung und segnet seine Frau, die ihre erste Liebe einem nachmaligen Attentäter schenkte, sowie auch ihren Schwager und ihre Tochter, und der Vorhang fällt über einer rührenden Familiengruppe. Tant de bruit pour une omelette! Der Regierungsrath betrachtet eben den Fall einfach so, wie es jeder vernünftige Mensch an seiner Stelle thun würde.

Dieses Weib, das er liebte, wie nichts mehr auf Erden, hatte den Muth gehabt, siebenzehn Jahre mit einer Lüge neben ihm her zu gehen. Mit einer Lüge? Was hatte sie ihm denn gelogen? Liebe? O nein! Selbst in dieser Stunde wallte sein Herzschlag heißer, wenn er an die Wahrheit, Gluth und Treue ihrer Liebe dachte ... Tugend? O nein. Kein Weib ist im Stande, siebenzehn Jahre lang in der furchtbaren Enge und Nähe des Ehelebens Tugenden zu erlügen, die sie nicht besitzt ... Nein, gelogen hatte sie ihm nichts. Sie hatte ihm ein Ereigniß ihres Lebens verheimlicht, dessen Kenntniß ihm den Muth geraubt haben würde, sich und sie glücklich zu machen. Und ihre lange, namenlos selige Ehe hatte ihr — ihr und immer ihr — Recht gegeben, und jeder Tag der Vergangenheit mußte ihm beweisen, daß er ihr zu danken und nicht zu zürnen habe.

Die Stärke dieser immerhin interessanten und talentvollen Arbeit liegt denn auch überall in jenen Charakteren und Scenen, die mit der fragwürdigen Lüge nichts zu thun haben. Schemen sind sie alle, der blinde Regierungsrath wie der Tugendengel von Weib, der Diplomat Francis wie der Amerikaner Othmer, aber Episodenfiguren wie Abigail, ihr Mann und ihre Verehrer sind allen Lobes werth und lassen bedauern, daß sie und ihre Beziehungen bloß als Füllsel und Gegensatz dienen müssen. Besonders die moderne Salonpuppe mit dem lasterhaften Fischblut ist wundervoll getroffen. Eine Specialität der Verfasserin sind auch die köstlichen Kinderscenen, und die Schilderungen von München und Münchener Leben haben Leben und Farbe. Wenn Frau Boy-Ed sich die überspannten Romanphrasen, die Aufregungen des „Fortsetzung folgt" abgewöhnen und immer nach Natur und Natürlichkeit streben möchte, so würde sie vielleicht den Redactionen und Lesern unserer illustrirten Zeitschriften weniger gefallen, dafür aber einem minder sensationslüsternen Publikum, das dankbarer und besser ist.

Für dieses höhere und höchste geistige Niveau schreibt Marie von Ebner-Eschenbach. Auch in ihrer herrlichen Erzählung: „Die Unverstandene auf dem Dorfe"*) ist Alles natürlich, schlicht, ehrlich und gerade darum so ergreifend. Ihre Figuren wissen nichts von dem Beschauer, ihre Handlungen haben keine romanhafte Verwickelung, keine Effecte. Die Helden sind gemeine Leute aus dem Volke, wie Kretzer's Arbeiter, aber sie declamiren nicht wie diese. Josepha Lakomy und ihre Tochter Marie sind Colleginnen von Zola's Gervaise, Waschweiber in irgend einem mährischen Nest. Und nun die knappe, concentrirte Schilderung, wie die schöne, brave Marie liebt und leidet! In ihrer ersten, halb unbewußten Neigung zu einem von seiner Mutter, dann von seiner bösen Frau tyrannisirten Bauer betrogen, heirathet sie den leichtsinnigen, aber gutmüthigen Pferdebändiger und Jockey Walter, und als dieser sich den Hals am Start bricht, weist sie den mittlerweile ebenfalls verwittweten Jugendgeliebten, weil er kein Mann ist, ab und findet schließlich den Rechten in dem mimosenhaften, fein gebildeten Schullehrer Anton, der an ihrem beschränkten Horizonte wie ein Wesen höherer Art auftaucht und doch so durch und durch menschlich ist. In all' diesen Peripetien läuft es für die Unverstandene nicht ohne Fährlichkeiten ab, doch sind es nicht wilde Geschichten wie Frau Boy-Ed oder Anton von Perfall sie erfindet, sondern mehr tiefinnerliche Conflicte, Verwirrungen des Gefühls, Stürme im Glas Wasser, still und bewegt. Köstlich ist das Eheleben des Grooms, dann die Liebesscene, wo der Bräutigam der Geliebten seine erste Liebe zu der vornehmen Aglaja beichtet, dann das urkomische Verlobungsfest, wo der angesäuselte Bräutigam in der Auserwählten die fürchterliche Erinnerung an ihren ersten Mann und an die Jahre des Elends und der Erniedrigung so lebhaft erweckt, daß sie die Hand wider ihn erhebt, und dann endlich die feierliche Entlobung und Wiederverlobung am Schlusse, Alles von Poesie, Humor und rühren-

*) Berlin, Gebrüder Pactel.

Digitized by Google

der Wahrheit durchzittert. Marie von Ebner-Eschenbach ist dermalen unstreitig die erste deutsche Schriftstellerin, und mit jedem neuen Werke bestätigt sie ihre Meisterschaft. Möchten doch unsere vielschreibenden Damen sie in Stil, Gewissenhaftigkeit und Wahrheitsdrang zum Vorbilde nehmen. Aber auch unsere Schriftsteller können von ihr lernen, und sogar die Besten unter ihnen.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Auf Ehrenwort.

Von Konrad Telmann.

„Am 13. d. M. fand der Diener des Malers Paul Lindheim hierselbst, Markgrafenstraße Nr. 13 wohnhaft, als er, wie gewöhnlich, um 7 Uhr Abends seinem Herrn den Thee in das Atelier bringen wollte, die Thür desselben wider die sonstige Regel geschlossen, auch erfolgte auf sein mehrmaliges Klopfen und Rufen keinerlei Antwort. Hierdurch ängstlich gemacht, zumal er Hut und Ueberrock seines Herrn draußen am Riegel hängen sah, benachrichtigte der Diener von seiner Wahrnehmung den Hauswirth, der nun seinerseits auf eigene Verantwortung hin den Auftrag gab, die Thür gewaltsam aufbrechen zu lassen und auf dem nächsten Polizeibureau Meldung zu machen. Als die Atelierthür daraufhin geöffnet worden war, bot sich den Eintretenden ein grauenhafter Anblick dar. Der Maler selber lag lang ausgestreckt mitten im Atelier, auf einem Eisbärenfell zu Füßen eines phantastisch mit Blumen und bunten Decken ausgeschmückten Ruhebetts, auf welch' letzterem eine schöne und vornehme weibliche Gestalt lag, in welcher späterhin die junge Gräfin Eva Dornbach erkannt worden ist. Beide Personen waren, wie die sofortige Inaugenscheinnahme und die dann angestellten ärztlichen Wiederbelebungsversuche ergaben, todt. Und zwar wurde festgestellt, daß sich der Maler Paul Lindheim mittels eines Taschenrevolvers kleinsten Calibers, welchen seine rechte Hand noch umklammert hielt, mitten durch's Herz geschossen hatte. Die Kleider und das Hemde waren zu diesem Zwecke über der linken Brust aufgerissen worden und aus der kleinen Wunde tropfte noch geronnenes Blut, das hier und da noch die blendend weiße Pelzdecke roth gefärbt hatte. Der Kopf des Todten war von der Seite des Ruhebetts, an welches er offenbar gelehnt gewesen, abgesunken, während die linke Hand noch den Kleidsaum der Gräfin gefaßt hielt. Diese Letztere hatte den Tod durch Gift gefunden, da eine Verletzung an derselben nirgends wahrgenommen wurde und man in einem auf einem schwarzen Marmortischchen stehenden Krystallglase die Reste einer weißlichen Flüssigkeit vorfand, welche von dem anwesenden Arzte als eine Cyankalilösung erkannt wurde. Die gerichtliche Obduction wird das Nähere ergeben. Ueber die Motive der gräßlichen That fehlt es durchaus an jedem Anhaltspunkte. Paul Lindheim war einer der beliebtesten jüngeren Portraitmaler, hatte sich ein Vermögen durch seine Kunst erworben, galt als eine vielbegehrte Persönlichkeit in der vornehmen Gesellschaft, war körperlich und geistig vollkommen gesund und hatte eine glänzende Zukunft vor sich. Niemand begreift, weshalb er hat aus dem Leben gehen wollen. Die naheliegende Vermuthung, daß es sich um ein Liebesverhältniß zwischen ihm und der Gräfin Dornbach handle, und daß Beide aus diesem Grunde gemeinsam den Tod gesucht, erscheint nach den Angaben aller betheiligten Kreise, in denen die Verstorbenen verkehrten, durchaus unzutreffend. Lindheim und die Gräfin Dornbach kannten sich nach den übereinstimmenden Aussagen Aller, die es wissen können, überhaupt nur oberflächlich; sie sind nie anders, als hin und wieder in großen Gesellschaften, zusammengetroffen, ohne daß man dort je eine mehr als höfliche Annäherung zwischen ihnen wahrgenommen hätte, und Lindheim hat das gräflich Dornbach'sche Haus niemals betreten. Was die Gräfin überhaupt veranlaßt hat, Lindheim's Atelier aufzusuchen, ist unklar, jedenfalls geschah es nach den übereinstimmenden Aussagen des Hausportiers und des Lindheim'schen Dieners zum ersten Male. Die Möglichkeit erscheint nicht ausgeschlossen, daß die Gräfin ihr Portrait bei Lindheim bestellen wollte, das ihr gräflicher Gemahl nach seinem polizeilich deponirten Zeugniß sich als Weihnachtsgeschenk von ihr erbeten hatte. Weiter wird angenommen, daß die Gräfin, von einem plötzlichen, heftigen Unwohlsein im Atelier des Malers befallen — sie litt nach der Aussage ihres Hausarztes an jeweiligen Herznervenkrämpfen —, ein beruhigendes Pulver nehmen wollte oder ein solches von Lindheim erbat, wobei derselbe in der furchtbaren Bestürzung des Augenblicks und angesichts des scheinbar sehr bedrohlichen Zustandes sich in dem Pulver vergriff und statt eines unschädlich-beruhigenden Mittels, etwa Brom oder Weinstein, ein giftiges erfaßte, um es in aller Hast in einem Glase Wasser aufzulösen und so der Gräfin zu bieten, die sich bei ihrem krampfartigen Anfall in einem nahezu bewußtlosen Zustande befand. Als Lindheim dann einsah, was er gethan und daß er wider seinen Willen zum Mörder geworden, hat er sich verzweifelt alsbald durch einen Revolverschuß entleibt. Auch diese Aufklärung des sensationellen Ereignisses, das in allen Kreisen auf's Lebhafteste besprochen wird und erschütternd gewirkt hat, läßt zwar Manches nicht völlig durchschauen und darf daher kaum als erschöpfend bezeichnet werden, bleibt aber doch immer die wahrscheinlichste, zumal die Verstorbenen auch nicht, wie dies sonst in solchen Fällen naturgemäß zu geschehen pflegt, irgend ein schriftliches Abschiedswort hinterlassen haben, das darauf deuten könnte, sie hätten freiwillig den Tod gesucht. Das Letztere scheint bei aller Verschiedenartigkeit der umherschwirrenden, völlig unbeglaubigten Gerüchte, Jedermann in gleicher Weise unannehmbar, zumal erwiesenermaßen in den letzten Monaten die Verstorbenen einander überhaupt nicht einmal mehr gesehen haben, geschweige denn daß irgend ein Verkehr zwischen ihnen stattgehabt hätte. Dagegen will man an Lindheim in der letzten Zeit manchmal ein seiner sonstigen, offenen und zugänglichen Natur widersprechendes scheues und gedrücktes Wesen bemerkt haben, wie wenn er ängstlich darauf bedacht sei, daß man ihm auch alle Ehre erweise, und es sich schwer zu Herzen nehme, wenn dies scheinbar nicht der Fall; ja, man will wahrgenommen haben, daß er sich ein paar Mal der seltsamen Wahnvorstellung hingegeben hat, Bekannte, mit denen er vielfach in freundlicher Art verkehrt, hätten ihn auf der Straße absichtlich nicht gesehen, um ihn nicht grüßen zu müssen, oder hätten das Weinlocal, in dem er Abends einzukehren pflegte, vor seiner Ankunft verlassen, um ihm dort nicht zu begegnen. Es würde dies auf eine beginnende geistige Anomalie bei dem Künstler hindeuten, ohne daß man aber hierin irgend eine Erklärung für den Selbstmord der Gräfin Dornbach finden könnte, selbst wenn der des Malers dadurch verständlicher gemacht sein sollte; es ist daher kaum zu verwundern, daß sich das Gerücht ausbreiten konnte, die Gräfin sei nicht freiwillig und nicht durch ein fahrlässiges Vertauschen der Pulver von Seiten des Malers aus dem Leben geschieden, sondern der Letztere habe sie in einem Anfalle von Geistesstörung absichtlich getödtet, um eine Genossin zu haben bei seinem Todesgange, zu dem er seit einiger Zeit schon entschlossen gewesen. An jedem Anhaltspunkt für dieses Gerücht fehlt es jedoch ebenso, wie bei allen übrigen, mehr oder minder abenteuerlichen Combinationen, welche dieser sensationelle Fall begreiflicherweise im Publikum hervorgerufen hat."

Diese sachliche Darstellung, welche durch die Zeitungen lief, war in der That weder, wie dies sonst oft genug üblich, aus Rücksicht auf die Hinterbliebenen oder auf den Stand, welchem die verstorbene Gräfin Dornbach angehörte, nach bestimmten Gesichtspunkten zurecht gestutzt und gefärbt worden, noch verschwieg dieselbe irgendwelche bekannt gewordenen Thatsachen und Fingerzeige oder erfand andere, welche mit der Wahrheit nicht vereinbar gewesen wären. Nein; es war ausnahmsweise wirklich so, ganz so, wie der Zeitungsbericht es besagte, und auch in den nächstbetheiligten Kreisen wußte man es nicht besser, wußte man um nichts mehr. Alle standen gleicher Art vor einem Räthsel, Alle waren durch das Unerhörte, Unerwartete gleichmäßig in fassungsloses Erstaunen versetzt, verblüfft, wie vor den Kopf geschlagen, sowohl die Freunde und die zahlreichen Bekannten des Malers, der ohne näheren Familienanhang dastand, als die Anverwandten der Gräfin, die Keiner einer irgendwie excentrischen Handlungsweise für fähig hielt, ein so leichtlebiges, vergnügungssüchtiges und daseinsfrohes Weltkind, wie sie gewesen war, und bei der Niemand je etwas davon wahrgenommen hatte, daß sie für Paul Lindheim überhaupt ein wärmeres Interesse gehegt. So blieb selbst denen, die aus eigener Erfahrung und Anschauung die Verhältnisse kannten, nichts übrig, als sich mit der lückenhaft unbefriedigenden Darstellung des Polizeiberichts zu begnügen, da es für alles Andere noch weniger Gründe gab, als für diese; und so viel über die That auch geredet wurde, so viel man forschte und gegenseitig die geringfügigsten Fingerzeige und die kleinsten Wahrnehmungen austauschte, die sich auf den sensationellen Fall bezogen, man kam zu keinem Resultat, dies Räthsel fand keine Lösung. Und als man genug sich den Kopf darüber zerbrochen hatte und das Gras auf den beiden Gräbern schon lang gewachsen war, begann man das ganze Ereigniß gerade so zu vergessen, wie man alles Gute und Schlechte, alles Hohe und Niedrige, alles Schöne und Häßliche, alles Selbstverständliche und alles Wunderbare in gleicher Weise vergißt. Nur Einer kannte die Lösung dieses furchtbaren Geheimnisses und dieser Eine schwieg: Graf Erwin Dornbach. Auch ihn hatte keine hinterlassene Zeile seiner Frau, hatte kein greifbares Zeugniß über die Gründe jener Katastrophe im Atelier Paul Lindheim's aufgeklärt, aber doch wußte er, weshalb es geschehen war, ahnte er, wie es geschehen war....

Sie hatten sich zum ersten Male auf einem großen Rout im Hause des freiherrlichen Akademiedirectors getroffen. Freilich *sahen* sie sich nicht zum ersten Male dort. Denn dem Maler, der für jedes schöne Frauengesicht in der Residenz ein merkwürdig scharfes Auge hatte, war die reizende Gräfin Dornbach längst aufgefallen und er hatte sich von ihr erzählen lassen, war zu Zeiten sogar auf den Promenadenwegen neben der Siegesallee entlang geschlendert, nur weil er annehmen konnte, daß sie in ihrem eleganten Landauer dann an ihm vorüberfahren würde. Er fand sie reizend. Dieser kleine, schmale Kopf mit dem überreichen Gewirr von aschblonden Löckchen, diese großen, strahlenden, fragenden Kinderaugen von einer kaum bestimmbaren, zwischen Grau und Blau wechselnden Farbe, dieser immer lachende kleine Mund unter einer feingebogenen, schmalen Nase, diese schlanken, anmuthigen, biegsamen Glieder, dies ganze, undefinirbare Etwas von Eleganz und bestrickendem, vornehmem Reiz bezauberte ihn, nahm ihn gefangen. Daran, sich ihr zu nähern, dachte er freilich nicht. Die Gräfin war Gattin und Mutter und er selbst hatte genug galante Verhältnisse gehabt, war in genug gefährlichen Banden verstrickt gewesen — jung, schön, talentvoll und liebenswürdig wie er war — um sich nach einer neuen, verhängnißvoll zu werden drohenden Liaison zu sehnen, selbst wenn er hätte hoffen dürfen, der Gräfin je zu gefallen. Nach seinen Nachrichten war aber hierzu auch ohnehin keine Aussicht, da die Gräfin zwar als ein lebenslustiges Weltkind galt, das in Toiletten, Theater und Gesellschaften völlig aufging, dabei aber noch nie irgend einen Anlaß zu übler Nachrede gegeben hatte. Sie ließ sich gern und möglichst

Digitized by Google

von Jedermann huldigen, bevorzugte aber Keinen und hatte die chronique scandaleuse noch nicht ein einziges Mal in Bewegung gesetzt. Sie galt nicht gerade als blind verliebte Gattin oder als nur ihren Kindern lebende Mutter, aber sie zeigte sich als in jeder Beziehung correct mitten im geselligen Treiben, dessen Strudel sie umfing, und wurde beneidet und angefeiert, aber nicht beargwöhnt oder beklatscht, wie Andere ihresgleichen.

Paul Lindheim ahnte nichts davon, daß die Gräfin ihm ihre Aufmerksamkeit in ganz dem gleichen Grade zugewandt hatte, wie er ihr die seinigen, und daß sie ihn schon längst, früher, als er sie, bemerkt und mit Wohlgefallen betrachtet hatte. Auch sie wußte, wer es war, der da zwischen allen den Fußgängern neben der Siegesallee in seiner aufrechten stattlichen Haltung hinwanderte und jedesmal ihrem Wagen sein Gesicht zukehrte, ein offenes, hübsches, bedeutendes Gesicht mit auffallend hoher und gewölbter Stirn, leuchtenden, dunklen Augen und von einem langen, schwarzen Vollbart umrahmt. Sie hatte ihn sich schon zeigen lassen, als er häufig, ohne es zu wissen, auf seinem Wege vom Atelier zu dem Speisehause, wo er seine Malzeiten nahm, an ihrem Hause vorübergekommen war, und sie hörte an den verschiedensten Orten von ihm, sah seine Bilder, hörte ihn rühmen und war von dem lebhaftesten Interesse für ihn, ohne noch je ein Wort mit ihm gesprochen zu haben. Es war ein bloßer Zufall, daß sie nicht früher irgendwo in einer Gesellschaft zusammentrafen. Als es dann endlich geschah, war es ihnen Beiden überraschend, und ohne daß Einer von ihnen es ahnte, bestand damals schon eine Art von Verhältniß zwischen ihnen, das nun rasch und ohne ihr Zuthun eine gewisse Vertraulichkeit von vornherein herstellte. Sie fühlten sich einander längst nicht mehr fremd. Trotzdem fand die Annäherung von Seiten Lindheim's nur mit schüchterner Vorsicht statt; ja, als er einsah, daß sein instinctives Vorgefühl ihn nicht getäuscht hatte und er hier am allerehesten Gefahr lief, sich in eine ernste und verhängnißvolle Herzensgeschichte zu verwickeln, da diese großen, unschuldigen Kinderaugen ihm gleich von vornherein die Seele zu versengen begannen, zog er sich vollends zurück. So trafen sie einander wiederholt auf Bällen und Soiréen, ohne daß Lindheim aus seiner kühlen Zurückhaltung herausgetreten wäre; man hätte ihn allmählich eher für einen Feind der jungen Gräfin, als für einen ihrer Verehrer halten können. Es wurde ihm nichts weniger als leicht, sich diesen Zwang aufzuerlegen, aber er sagte sich, daß es für seine Herzensruhe unerläßlich nothwendig sei; er mied sie aus Feigheit und aus Egoismus. Da war sie es selber, die ihn auf dem nächsten Balle, wo sie sich wiederum fanden und er sein altes Spiel von Neuem trieb, plötzlich darüber zur Rede stellte. „Sie weichen mir absichtlich aus", sagte sie und er sah ganz deutlich, daß ihr die Augen dabei voll Thränen standen, diese Augen, die er ebenso sehr liebte, als er sie fürchtete, „und ich sollte viel zu stolz sein, um das zu bemerken oder Ihnen doch den Triumph zu gönnen, daß Sie es erfahren. Aber ich bin neugierig, ich will den Grund wissen. Sie sind es mir schuldig, mir den Grund zu sagen. Denn ich fühle mich nicht gekränkt aus Eitelkeit, sondern — sondern weil mir an Ihnen etwas liegt."

Die letzten, rasch, leise hervorgezischten, von einem Blitz ihrer Augen voller Verheißung und Hülflosigkeit zugleich begleiteten Worte brachten bei Lindheim mit einem einzigen Schlage das ganze künstlich aufgeführte Gebäude seiner Ruhe und Sicherheit in's Schwanken. Er wäre ihr in diesem Augenblick am liebsten zu Füßen gestürzt, hätte ihre Hände mit seinen Küssen bedeckt, hätte irre, trunkene, heiße Worte der Leidenschaft zu ihr emporgestammelt. Statt dessen sagte er jetzt nur: „Wenn ich Ihnen meine Gründe gestehen wollte, gnädigste Gräfin, so beginge ich wahrscheinlich einen Frevel; wenn ich sie verschweige, doch nur eine gesellschaftliche Unart. Sie begreifen, daß ich das Letztere vorziehe."

„Nein, nein", fiel sie ihm mit einem leidenschaftlichen Blick in's Wort, „so entgehen Sie mir nicht. Sie werden mir diese Gründe nennen. Aber nicht jetzt, nicht hier — Sie werden es dort und dann thun, wenn ich es Ihnen gebiete. Nicht wahr? Sie werden es?" Und wieder traf ihn ein so flehentlicher, ein so heißer Blick aus diesen wunderbaren Augen, daß darunter der letzte Rest seines Widerstandes hinschmolz, wie Wachs an der Sonne. Er wäre jetzt zu allem Aeußersten entschlossen gewesen. „Gebieten Sie über mich!" sagte er, verneigte sich und ging.

Er sah sie dann längere Zeit hindurch nicht mehr, bis er sie zur Française abholte, zu der er sie schon früher engagirt. Und während dieser Française war's, daß sie ihm ein ganz kleines, zusammengefaltetes Zettelchen in die Oeffnung seines Handschuhs gleiten ließ, indeß sie Beide die gleichgültigste Ballunterhaltung führten, die man sich ausdenken konnte. Diesen Zettel las Paul Lindheim draußen unter einer Gasflamme der Garderobe, als er sich vor dem Ende der Soirée abschiedslos davongestohlen hatte. Er enthielt die Zeilen: „Morgen um zwei Uhr Nachmittags werden Sie in einem fest verschlossenen und verhängten Coupée an der Ecke der Beethovenstraße und des Kronprinzenufers warten, bis eine verschleierte Dame zu Ihnen einsteigen wird. Die Fahrt geht nach dem Neuen See hinaus."

Das ging freilich über Lindheim's kühnste Erwartungen und erfüllte ihn fast mehr mit Schreck, als mit Entzücken. Er war an sich weder feige noch ein Feind galanter Abenteuer, dazu gewohnt, Frauenherzen zu erobern und eigentlich nur bis heute unvermählt geblieben, weil ihm die Wahl zu schwer, der Sieg zu leicht gemacht wurde; aber dies Entgegenkommen heute bedrückte ihn, erfüllte ihn mit seltsam angstvollen Ahnungen. Trotzdem gab es hier natürlich kein Besinnen. Um die bestimmte Stunde wartete er in herzklopfender Erregung im Wagen an der festgesetzten Stelle auf die Gräfin. Und sie kam. Der Wagenschlag flog hinter ihr zu, sie waren allein. Und nun, während sie in dem kleinen, dämmerigen, behaglichen Neste, abgeschlossen von der ganzen Außenwelt, Schulter an Schulter nebeneinander saßen und das Rollen der Räder ihre Worte verschlang und sie sich ganz wie losgelöst fühlten von allen Bedingungen des Lebens und ihre Hände sich zueinander fanden und ineinander schmiegten, sagte er ihr Alles. Und es war nichts, was sie nicht schon gewußt hätte. „O Du guter, thörichter, feiger Mensch", rief sie und lachte und küßte ihn zum ersten Male, wie wenn sich das Alles ganz von selbst verstände, „hast Du also wirklich nicht daran gedacht, daß man dem doch auf die Dauer nicht widerstehen kann? Und wenn ich nicht selber ein Ende gemacht hätte, daß Du dann eines Tages gekommen wärest und hättest Dich mir zitternd und kraftlos zu Füßen geworfen und wärest doch mein Sclave geworden? Als ob man sich gegen das Schicksal auflehnen könnte! Denn es ist das Schicksal, das uns zu einander führte, mußt Du wissen. Und Du weißt es auch, nicht wahr?"

So plauderte sie fort und riß ihn hin und brachte ihn um den letzten Rest seiner Vernunft. Und sie küßten sich viel. Und zuletzt meinte er selber, daß das Alles ja wirklich gar nicht anders habe sein können, und daß er nichts gewesen, als ein eigensinnig sein Glück verscherzender Narr, da er so lange Widerstand zu leisten versucht gegen eine Leidenschaft, die denn doch ungleich viel mächtiger gewesen, als sie Beide, und sich schon geregt und zu ihnen gesprochen hatte, noch ehe sie sich Auge in Auge einmal gegenüber gestanden. So verging ihnen die köstlichste aller Fahrten, die Paul Lindheim je in seinem Leben gemacht. Die Dämmerung brach darüber viel eher herein, als sie sich's versahen, und obgleich sie nun eilig die Rückfahrt antraten, war es doch fast dunkel geworden, als sie an der Ecke der Straße hielten, in welcher das gräflich Dornbach'sche Quartier sich befand. Da fügte sich's, daß, während die Gräfin ausstieg und der Schein einer in der Nähe stehenden Laterne auf den im Wagen zurückbleibenden Insassen fiel, in diesem einen gefährlichen Augenblick ein Mann auf dem Trottoir, neben welchem das Coupée hielt, vorüber ging und instinctmäßig einen kurzen Blick auf das Gefährt und die beiden Menschen warf, die in ihm hierher gekommen waren. In der nächsten Sekunde fiel der Schlag schon wieder zu und der Wagen rollte davon, während die Gräfin rasch die wenigen Häuser entlanggeeilt war, um in dem ihrigen zu verschwinden. Der Mann aber war auf dem Trottoir stehen geblieben und hatte ihr nachgeschaut.

Dieser Letztere war der Vetter des Grafen Erwin Dornbach, des Gatten der Gräfin Eva, der eben aus dem Hause desselben gekommen war. Erst seit wenigen Tagen in der Residenz, die er auf Urlaub aus einer ostpreußischen Garnison besuchte, hatte er bereits eine heftige Leidenschaft für seine reizende Cousine gefaßt, die freilich aber seinen Galanterien gegenüber völlig unzugänglich blieb. Um so entschiedener beargwöhnte Graf Egon aber diese scheinbar so spröde Tugend. Und nun spielte ihm ein Zufall da den handgreiflichsten Beweis zu, daß er sich nicht getäuscht, als er den Widerstand auf eine schon vorhandene, anderweitige, verbotene Herzensneigung zurückgeführt hatte. Seine Cousine hatte er trotz ihrer Verhüllung deutlich erkannt, und seinen letzten Zweifel benahm ihm deren Eintritt in das Haus, das er selber eben erst verlassen. Anders stand es mit ihrem Begleiter. Er kannte ihn nicht, hatte ihn nie vorher gesehen. Aber seine Züge hatte er sich mit ziemlicher Deutlichkeit eingeprägt, und er würde ihn wiedererkennen, sobald er ihm begegnete, konnte ihn so beschreiben, daß Graf Erwin ihn schon herausfinden sollte. Als Gräfin Eva ihm anderen Tages, da er einen neuen Sturm auf sie wagte, nicht ohne ihr anzudeuten, daß er ihre gefahrvollen Heimlichkeiten kenne und ein hohes Schweigegeld von ihr fordern müsse, in doppeltverächtlicher Kälte wiederum den Rücken kehrte, ließ er sich hinreißen, in seiner schwer gekränkten Eitelkeit den Angeber zu machen und verrieth seinem Vetter gegen das Versprechen, ihn selbst bei dem ganzen Handel aus dem Spiele zu lassen, seine Wahrnehmungen.

Graf Erwin Dornbach lebte mit seiner Frau in einer durchaus „correcten" Ehe, wie man das nannte. Sie vertrugen sich Beide sehr gut und hatten zwei Kinder. Der Graf hatte seine kleinen „Attachements", ohne daß viel davon in der Gesellschaft die Rede war, da er seine Zerstreuungen niemals durch Umfang oder Eigenart derselben zum Gegenstand des allgemeinen Gesprächs werden ließ; er zeigte sich nie öffentlich an der Seite einer anderen Dame, er begleitete seine Frau in jede Gesellschaft, war stets voll ausgesuchter, ritterlicher Galanterie ihr gegenüber und benahm sich in Allem wie ein vollkommener Cavalier, auf dessen ehelichem Leben auch nicht der Schatten eines Makels haftet. Und die Gräfin ließ sich gern feiern, ohne ihrem Gemahl je in einer nach außen hin strengen Auffassung der Pflichten ihrer Ehe das Geringste nachzugeben. Hierin sollte nun plötzlich ein Wandel eingetreten sein, auf dieses musterhaft geführte Zusammenleben, an das sich noch kein verleumderischer Mund je gewagt, sollte ein dunkler, widriger Flecken gefallen sein? Gräfin Eva sollte sich soweit vergessen haben, sich vor jedem beliebigen Vorübergehenden in der unheilbarsten Weise bloßzustellen? Es erschien nahezu undenkbar. Erwin hatte nicht die geringste Veränderung gegen sonst an ihr wahrgenommen, er hatte sie freilich nicht viel in der letzten Zeit gesehen, es hatte da so mancherlei Abhaltungen gegeben. Und dann hatte er gar keinen Verdacht auf irgend eine bestimmte Persönlichkeit, die sich auffallender, als Andre, um die Gräfin beworben hätte, auch nicht den leisesten Argwohn oder Anhalt. Egon's Beschreibung jenes geheimnißvollen Begleiters paßte überhaupt auf Niemand. Zur „Gesellschaft" konnte der Betreffende in keinem Falle gehören, Erwin würde ihn sonst aus der ziemlich detaillirten Schilderung ohne Weiteres haben erkennen müssen, und daß die Gräfin sich soweit herabgelassen haben sollte, ihre Gunst an Einen zu verschenken, der außerhalb der Gesellschaft stand, war vollends undenkbar. Dennoch traten Egon's Angaben mit einer solchen Bestimmtheit auf, daß man, selbst eine Art von unedlem Rachedurst bei ihm vorausgesetzt, welche dem Grafen sehr plausibel erschien, an denselben keinenfalls so ohne Weiteres vorbeigehen durfte; vielmehr nahm Graf Erwin sie sehr ernst.

Ohne seiner Frau das Geringste von dem zu sagen, was man ihm

Digitized by Google

zugetragen, ohne auch in seinem Benehmen nur die kleinste Veränderung gegen sie zu zeigen, beobachtete er sie nunmehr mit der schärfsten Wachsamkeit. Und gleichzeitig war er darauf aus, unter Hunderten, die in Frage kommen konnten, den einen Mann zu entdecken, mit dem er ein Wort zu reden haben würde. Der Zufall fügte es schon nach wenigen Tagen, daß die beiden Vettern beim Eislauf auf der Rousseauinsel Paul Lindheim begegneten. Egon stutzte, als er den Maler sah. Er hatte das instinctive Gefühl, dieser und kein Andrer sei's, der in dem Wagen gesessen hatte, welchem die Gräfin damals entstiegen war. Und doch hätte er's, wie er jetzt einsah, nicht mehr beschwören können. Der Eindruck, den er von ihm gewonnen, war trotz Allem doch ein zu flüchtiger gewesen, um jetzt auf Cavaliers-Wort versichern zu können, der Begleiter der Gräfin sei gefunden. Merkwürdigerweise war aber auch dem Grafen Erwin der Maler aufgefallen, der eben mit flüchtigem Gruße auf seinen Stahlschuhen an ihm vorüberstob, und er sagte sich sofort, daß Egon's Beschreibung am ehesten auf ihn passen würde. Unwillkürlich blickten die beiden Männer sich an und Jeder las die Gedanken des Andren hinter dessen Stirn: „Du bist Deiner Sache ganz sicher?" fragte Erwin. „Nein", war Egon's ehrliche Antwort, „ich glaube, mich nicht zu täuschen, aber ich würde Handschlag und Wort nicht darauf geben können."

(Schluß folgt.)

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Unglücksfälle.

Ueber Leichen geht leider diesmal der Weg des Theaterberichterstatters. Ebenso viel Mißerfolge als neue Stücke. Am glimpflichsten erging es noch dem Berliner Theater mit dem Lustspiel in vier Acten: Bruder Hans von C. Karlweis, das auf dem ganz ungewöhnlichen Umwege über das Wiener Burgtheater an die Bühne des Herrn Barnay kam. In Wien erzählt man sich, daß das Stück schon vor Jahren durch einen dem Verfasser befreundeten Hofschauspieler der Intendanz empfehlend eingereicht worden sei. Director Adolph Wilbrandt las die Komödie, war davon entzückt und erklärte, nur Paul Heyse könne der Verfasser sein. Als sich der Letztere ihm aber in der Person eines sicheren Karl Weiß vorstellte, da soll ihm das Stück plötzlich viel weniger gefallen haben. Richtig gab er es auch dem glücklichen Autor zur Umarbeitung zurück. Eingeweihte wissen, daß es mit solchen à correction angenommenen Bühnenwerken dieselbe Bewandtniß hat, wie mit den an eine Commission verwiesenen Parlamentsvorlagen: sie verschwinden spurlos. In der That war auch von „Bruder Hans", trotzdem der Verfasser die gewünschten Aenderungen gemacht, lange keine Rede mehr. Wilbrandt hörte auf, Leiter der Hofbühne zu sein, und erst unter Förster's Regiment gelang es dem warmen Fürsprecher des Autors, die zugesagte Aufführung durchzusetzen. So wurde vor einigen Wochen das erst Heyse zugeschriebene Stück aufgeführt, und es hatte einen so schwachen Erfolg, als wär's wirklich ein Stück von ihm. Im Berliner Theater, wo die Darstellung kaum auf der Höhe des Burgtheaters stand, erging es der Novität nicht viel besser. Und doch ist „Bruder Hans" eine recht anständige Arbeit des durchaus begabten Schriftstellers. Das alte Motiv der brüderlichen Nebenbuhlerschaft in der Liebe, welches Lessewitz, Klinger und Schiller tragisch verwendeten, dient hier nach dem Vorgange vieler Anderer als Vorwurf zum Thränenstück, denn trotz der Caricatur eines mit seiner Talmigelehrsamkeit kokettirenden Banquiers, der komischen Mutterrolle einer alten Haushälterin und einiger munterer Scenen ist „Bruder Hans" nichts weniger als das durch den Theaterzettel gewährleistete Lustspiel. Der Dialog ist auch weder witzig noch geistreich, immerhin doch niemals gewöhnlich und voll warmer Herzenstöne. Das Gemüth durchleuchtet auch die Handlung, nur Schade, daß ihr die rechte Steigerung und trotz einiger schauspielerhafter Scenen die dramatische Schlagkraft fehlt. Der größte Mangel liegt darin, daß der Verfasser die offenbar ursprünglich gute Anlage der Charaktere — vielleicht gerade in Folge Wilbrandt'scher Winke — verdorben hat. Den treuherzigen, naiven, schlichten, seinen berühmten Bruder verhätschelnden Hans verstehen und lieben wir, aber warum muß er sich zuletzt als ein großer Gelehrter entpuppen, der seinen Bruder jeden Augenblick in den Schatten stellen könnte, wenn er nur wollte? Desgleichen lassen wir auch den eitlen, egoistischen, genialen Bruder Paul gelten, aber ist es nicht Uebertreibung, wenn er seine Meisterwerke sich von Hans schreiben läßt? Zugegeben, daß es diesem Hohlkopf gelingen könnte, der Welt Sand in die Augen zu streuen, allein die Liebe, Bewunderung und Opferwilligkeit seines Bruders ist unter solchen Umständen unmöglich und eine bodenlose Albernheit. Auch daß ein reiches Mädchen in den stillen, edlen Hans sich verliebt und die Werbung des glänzenden Paul abweist, mag alle Tage vorkommen, aber daß diese gebildete Dame den Diebstahl eines Manuscriptes begeht und eigenmächtig über letzteres verfügt, ist doch ein nicht minder starkes Stück als die unweiblich zudringliche Weise, womit sie sich Hans an den Hals wirft. Und dann die Unmöglichkeiten der Handlung! Da wird für die Besetzung einer Professur ein wissenschaftliches Preisausschreiben erlassen, da übt ein Dilettant nebst seiner ebenfalls gelehrten Närrin von Frau einen Einfluß auf das Professorencollegium aus, und nun erst der unfeine Ton, in welchem die gebildetsten Herrschaften mit und von dem armen Hans reden! Vieltausend Meilen sind wir da von der Welt, in der man lebt, entfernt, und athmen erstickende Coulissenluft.

Verhinderten hier einige hübsche Auftritte und die gute Darstellung einen Durchfall mit Pauken und Trompeten, so vermochte das öftere Gelächter, welches zahlreiche Witze im Dialog und in den Situationen erregten, doch nicht das heillose Fiasco der letzten Novität des Residenztheaters: Firma Rondinot, Schwank in drei Acten von Albin Valabrègue, zu hintertreiben. Es ist eine Palais Royal-Posse voll komischer Verwickelungen, aber in ihrem Cynismus zu einförmig und doch nicht lustig genug. Die Firma Rondinot strebt der berühmteren Agentur Tricoche & Cacolet nach, und unter dem verlockenden Aushängeschilde der garantirten „Sicherheit der Familie", wie das Stück im Original heißt, vereitelt, überwacht und arrangirt sie den Ehebruch, je nach der Bestellung ihrer Kunden. D'Azerolles, ein Abonnent der Sécurité des Familles, wird von seiner beträchtlich jüngeren Frau betrogen, doch hält er in Folge seines in unrechte Hände gelangten Drohzettels die unschuldige Gattin seines ehemaligen Compagnons Chambodard für die Schuldige. Im Glauben, sein Freund sei der Hintergangene, weiß er diesen unwahrscheinlichen Dummkopf dahin zu bringen, daß dieser in die Scheidung von seiner innig geliebten Frau willigt. Um selbst der schuldige Theil zu sein, bestellt er bei der Firma das flagrant délit. In einem von dieser unterhaltenen und eigens für solche Fälle eingerichteten Restaurant überrascht Madame Chambodard denn auch richtig den Eheliebsten im verfänglichen Cabinet mit einer ebenfalls von der Allerweltsfirma gelieferten Gräfin. Schließlich kommt die Unschuld der Unschuldigen an den Tag, und d'Azerolles, der seine Gattin nach wie vor für einen Engel hält, der sich für die Freundin edelmüthig opfern wollte, kann mit frischen Kräften weiter hintergangen werden. Die dramatische Zote hat einige gute Einfälle. Die Thüren im Comptoir Rondinot, die in die angrenzenden Geschäftsräume führen sollten, gehören zu harmlosen Garderobeschränken, und die eiserne Kasse erweist sich als ein Aufzug, vermittelst dessen der durstige Chef sich sein Stehbier aus dem zu ebener Erde belegenen Kaffeehause heraufschicken läßt. Die verhängnißvolle Restauration liegt in einem Pariser Vorort und hat, nach der Anpreisung des Besitzers, einen so aussichtsreichen Balcon, daß man „mit dem bloßen Finger auf Paris zeigen kann". Es ist blühender Blödsinn, aber man lacht doch.

Weit harmloser als die gepfefferte Pariser Farce gibt sich jedenfalls der als lever de rideau vorausgeschickte Einacter von Iwan Turgenjew: „Ein Abend in Sorrent", deutsch von Eugen Zabel. Das hinter der Bühne gesungene Lied eines italienischen Straßensängers löst einem Liebespaar die Zunge zum süßen Geständniß. Die fein gezeichnete russische Kokette und ihr Brummbär von Anbeter verrathen einen Dichter. Jedenfalls ist die kleine Blüette viel schwächer als der früher einmal in Berlin aufgeführte Einacter des großen russischen Novellisten: „Die Provinzialin" und wird schwerlich den Weg über die Bühnen nehmen.

Lauter dramatische Leichen hat das Wallnertheater mit seinen letzten Neuheiten ausgestellt, denn die Reihe von schönen Tagen der „Madame Bonivard" scheint endgültig vorüber. „Les jours se suivent mais ils ne se ressemblent pas." Zuerst kam ein Schwank von Carl Laufs: „Der Sündenbock" zu Fall, in dem nach ältestem Recept eine junge Frau einen wildfremden Menschen als ihren Gatten vorstellt, woraus sich die herkömmlichen Irrungen und Wirrungen ergeben. Und zuletzt, nämlich vergangenen Sonntag, verunglückte derselbe Hausdichter des Wallnertheaters abermals mit seinem allerneuesten vieractigen Schwank: „Der schöne Ferdinand." Laufs ist ein Meister des Imbroglio, aber häuft die Verwirrungen so sehr, daß auch der Zuschauer verwirrt und abgestumpft wird. Man belacht wohl die zahlreichen guten Einfälle und komischen Episoden, doch der Gesammteindruck ist unerfreulich. Ein Gasthofsbesitzer hat die Geliebte seines ausgewanderten Freundes verrätherischer Weise geheirathet und muß sie nun vor dem plötzlich Zurückgekehrten verstecken und verleugnen. Er verstrickt sich in sein Lügengewebe rettungslos, so daß er schließlich in die Abtretung seiner Frau willigt; zum Glück wird dieses Opfer unnöthig, denn der untröstliche Ferdinand hat sich mittlerweile anderweitig verlobt. Auch die tadellose Darstellung kann den tollen Schwank nicht lange über Wasser halten.

Zwischen diesen beiden Unglücksfällen liegt ein dritter: „Hugo's Verhältnisse", Posse mit Gesang in fünf Bildern mit Benutzung einer älteren Idee von J. Keller und L. Herrmann, womit Director Hasemann sich einen Rückgriff auf das classische Repertoire des Wallnertheaters, auf die Gesangsposse, gestattete. Außer der bekannten „älteren Idee" kommt uns noch manches Andere in „Hugo's Verhältnissen" bekannt vor. Das Ganze ist ein harmloses Stückchen, das genügt, um zu constatiren, mit wie großer Pietät das Publikum an seinen guten alten Wallnertheater-Reminiscenzen hängt. Selbst in dem pointelosesten Couplet wußte es noch einen Anlaß zum Lachen zu entdecken.

Hugo will sich verehelichen und sucht deshalb seine zahlreichen Verhältnisse mit verheiratheten und allein stehenden liebebedürftigen Damen in Güte zu lösen. Bei diesem edlen Bestreben stößt er regelmäßig auf seine zukünftige Schwiegermutter, die, von einem schwermüthigen Bruder unterstützt, den Don Juan-Spuren Hugo's nachgeht. Schließlich stellt sich heraus, daß all' diese schrecklichen Verhältnisse gar nicht so schlimm sind, als sie scheinen, und mit allseitig geübter Nachsicht kommt eine dreifache Versöhnung grundlos eifersüchtiger Pärchen zu Stande. Das Beste an dem Ganzen ist die Figur eines melancholischen Junggesellen, der ein armes Mädchen durch seine Treulosigkeit in den Tod gejagt zu haben glaubt und mit seltener Ausdauer von Jedem die Anerkennung seiner Verworfenheit verlangt. Als er die angeblich im Bett der Spree Verschwundene als etwas angealterte Gesellschaftsdame einer Theaterprinzessin wiederfindet, sagt er der Melancholie und dem Junggesellenthum gleichzeitig Valet und fängt an, sich für einen relativ anständigen Menschen zu halten. „Hugo's Verhältnisse" beweisen, daß die Berliner Posse einer Neubelebung fähig ist. Noch ein wenig mehr Localcolorit, eine etwas größere Geschicklichkeit in Coupletdichtung und -Vortrag, und es wäre vielleicht ein Erfolg gewesen.

Digitized by Google

Notizen.

Nix für unguat. Von Karl und Lotte Lang. (München, Theodor Ackermann.) — Zwei gelehrige Schüler von Franz v. Kobell und Karl Stieler, die in ihrem heimischen Dialekte frisch von der Leber weg singen und in ihren schelmischen Liedern, lustigen Schwänken und fein zugespitzten „Hüpfeln" unerschöpflichen Reichthum an Gemüth, Witz und Poesie offenbaren. Prächtig sind die Gelegenheitsgedichte, z. B. das treuherzige Abschiedsgedicht an den bekannten „Gletscher-Penck" (jetzigen Professor in Wien und Schwager Ludwig Ganghofer's). Ein reizender Schwank im Stile des Hans Sachs ist der Streit der Aelpler, ob der „olte Wilhelm" ein Schmied gewesen, weil er Deutschland zusammengeschweißt, oder ein Seiler, weil er das Reich „am Schnürl" hat, oder ein Schuster, weil er die Franzosen versohlt, und dann der Beschluß: „'s Best is gwiß, daß er der Kaiser worden is!" Auch das ebenfalls hübsch ausgestattete Büchlein: I trau mi nit recht, Ollahond Gspaßln vom olten Loisl, enthält viel Urwüchsiges in gemüthvollen und lustigen Reimen. Am besten hat uns die Schnurre gefallen, wie die Huberbäuerin über den zunehmenden Militarismus jammert: ihr Sohn komme jetzt zum Militär, aber bei ihrer Tochter sei's umgekehrt: das Militär kommt zu ihr!

Zwei Jahrzehnte deutscher Politik und die gegenwärtige Weltlage. Von Eduard von Hartmann. (Leipzig, W. Friedrich.) — Der Philosophen, die mitten im praktischen Leben stehen und über der Construction von Weltsystemen einen scharfen Blick und gesunden Sinn für das sie umgebende Getriebe, die Tagesfragen, bewahrt haben, sind herzlich wenige, und E. von Hartmann gehört jedenfalls zu diesen Ausnahmen. Als politischer Denker von unabhängiger Gesinnung und eindringender Schärfe, als Realpolitiker auf dem Standpunkte des deutschen Nationalinteresses, fern von aller Katheder-weisheit und Voreingenommenheit, ist er den Lesern der „Gegenwart" längst beliebt und vertraut. Der größte und wichtigste Inhalt des vorliegenden Sammelbandes ist in unseren Spalten erschienen und hat schon bei dieser ersten Veröffentlichung ein bedeutendes Aufsehen erregt und zahlreiche Entgegnungen hervorgerufen. In vielen Fällen hat Hartmann Recht behalten, z. B. in seiner Verurtheilung des halben Altkatholicismus und Culturkampfes, der Befürwortung eines Zusammenschlusses aller nationalgesinnten Parteien, der energischen Germanisirung des Reichsgebietes; vielleicht wird die Zukunft auch auf seine Reform der Wahlgesetze (Wägung der Stimmen nach Maßgabe der politischen Pflichten und Leistungen) zurückgreifen. Auch das Spiritusmonopol hat Hartmann lange vor Einbringung des betreffenden Reichsgesetzentwurfes gefordert, und sein Vorschlag eines mitteleuropäischen Zollvereins mit hohen Schutzzöllen nach außen hin wird möglicher Weise noch zur Ausführung gelangen. Viel neue Gesichtspunkte kehren die Betrachtungen der gegenwärtigen Weltlage hervor, die Beziehungen Deutschlands zu seinen Nachbarn werden beleuchtet, und als Ziel ist die Begründung einer europäischen Staaten-Conföderation im Interesse des Friedens und der Cultur aufgesteckt. So erwachsen aus der anschaulichen, geistvoll lebendigen Darstellung überall fruchtbare Anregungen. Auch der politische Schriftsteller Hartmann steht als origineller Denker und scharfer Beobachter in der vordersten Reihe.

Aus Studienmappen deutscher Meister. Herausgegeben von J. Lohmeyer (Breslau, C. T. Wiskott), enthält in der neuesten (3.) Mappe eine herrliche Sammlung Originalstudien des realistischen Altmeisters Adolf Menzel, darunter sechs bisher unveröffentlichte Studienköpfe zu dem berühmten Königsberger Krönungsbilde. Markige, geistsprühende Charakteristik, erstaunliche Lebenstreue, künstlerischer Schwung zeichnen auch diese Schöpfungen aus. Die Wiedergabe ist meisterhaft gelungen, jedes Blatt ein wahrer Triumph der reproducirenden Kunst. Die prachtvoll gebundene Mappe ist des Inhalts würdig.

Das preußische Staatsrecht auf Grundlage des deutschen Staatsrechtes. Dargestellt von Hermann v. Schulze-Gaevernitz. Zwei Bände. 2. Aufl. (Leipzig, Breitkopf & Härtel.) — Die Brauchbarkeit dieses reichhaltigen und übersichtlichen, R. v. Gneist gewidmeten Werkes des hochverdienten Verfassers ist längst, auch durch eine italienische und japanische Uebersetzung der ersten Auflage anerkannt worden. Der erste Band handelt von der staatsrechtlichen Genesis, dem Staate der Gegenwart, vom Königthume, von den Staatsämtern und Staatsdienern, von den Staatsbürgern, von den Körpern, der Selbstverwaltung oder den Communalverbänden und von der Volksvertretung. Der zweite, zuerst 1877 erschienene Band liegt uns nur zur Hälfte vor. Beiläufig bemerkt ist es nicht ganz genau, wenn der Verfasser sagt, der Stamm der Bayern sei in Preußen völlig unvertreten. In Berlin, überhaupt in Preußen, fehlt es indeß nicht an naturalisirten und vorübergehend weilenden Personen bayerischen Stammes. Das Princip der Freizügigkeit, der Aufnahme tüchtiger Einwanderer, gehörte stets zu den glorreichen Traditionen Preußens. Hoffentlich wird durch den neulich erfolgten Tod des Verfassers das vollständige Erscheinen des ausgezeichneten Buches nicht allzu sehr verzögert. k. w.

Lebensbeschreibung des Gregor Alexandrowitsch Potemkin des Tauriers von St. Jean, dereinstigem Secretär des Fürsten Potemkin. Herausgegeben von Friedrich Rothermel. (Karlsruhe, Verlagsverein für Wissenschaften.) — Eine Schmähschrift auf Potemkin, deren historischer Werth höchst zweifelhaft ist, und die auch heute kaum weiter Interesse erregen wird. Sie gehört in die Sammlung der Scandalgeschichten europäischer Höfe, an denen es ja nicht fehlt, und wird Freunden solcher Lectüre Freude bereiten. Wie Heinrich Voß sie einen herrlichen Beitrag für die Geschichte der Menschheit nennen konnte, ist geradezu unerfindlich. Daß der Herausgeber des Manuscriptes mit der Herausgabe „der Welt einen Dienst erwiesen hat", wie er bescheidentlich sich ausdrückt, wollen wir sehr dahingestellt sein lassen. b. g.

Das Menschenherz. Worte der Weisheit und der Liebe aus den Werken von George Eliot. Gesammelt und übersetzt von A. Passow und E. von Kessinger. (Bremen, Carl Schünemann.) — In geschickt ausgewählten und vortrefflich übersetzten Stellen wird hier ein Bild des menschlichen Lebens geboten, wie es sich in den Hauptschriften der hervorragenden englischen Schriftstellerin spiegelt. Bekanntlich ist dieselbe ausgezeichnet nicht nur durch eine eindringende Menschenkenntniß, durch die feinste Beobachtung der mannigfachen Lebenslagen, sondern es ruhen alle einzelnen Sätze auf einer gemeinsamen Weltanschauung und erhalten dadurch unter sich einen engen Zusammenhang. Jene Weltanschauung ist die eines maßvollen Positivismus, der möglichst das Leben aus sich selbst verstehen möchte und sich scheut weiter zu gehen als die Erfahrung Aller reicht; aber jene philosophische Ueberzeugung wird gemildert und ergänzt durch ein edles und warmes Gemüth; aus dem Zusammenwirken strenger Begriffsarbeit und herzlicher Empfindung entsteht ein eigenartiges Ganzes, von dem weite Kreise mit Freude und Förderung Kenntniß nehmen werden. In der gesammten Behandlung der Lebensprobleme berührt wohlthuend die Unabhängigkeit von landläufigen Annahmen, das Sehen mit eigenen Augen, ohne daß daraus irgend ein Hang zur Paradoxie erwüchse. Ferner bekundet die Grundanschauung eine Stärke in der völligen Vermeidung aller Phrase, alles sentimentalen Pathos, dem strengen Bestehen auf schlichter Wahrheit. Es waltet hier eine Scheu gegen ein voreiliges Verallgemeinern, ein Drang, die Dinge präcis in ihrer Eigenthümlichkeit zu erfassen, ferner ein Streben, das gewöhnlich verachtete Kleine, Alltägliche, Durchschnittliche in die Aufmerksamkeit und Schätzung hineinzuziehen. In dem Allen finden wir die sachliche Darlegung oft von einer feinen Ironie begleitet, aber diese Ironie wird nicht bitter, sondern nähert sich einem liebenswürdigen Humor. Ihren Inhalt hat die hier gebotene Lebensanschauung vornehmlich in den Gedanken einer Gleichgültigkeit der äußeren Welt gegen unser Ergehen, eines Angewiesenseins des Menschen auf den Menschen, eines reichen Vermögens jedes Einzelnen, Elend zu lindern und Liebe zu verbreiten. Durch Anerkennung eines harten Conflictes zwischen den Wünschen des Gemüthes und den thatsächlichen Schicksalen wird die Stimmung eine durchweg ernste, und es werden die Empfindungen des Leides mit besonderer Feinheit gezeichnet, aber auch der Sinn für alles Edle und Schöne ist weit geöffnet, und vor zweifelndem Verzagen bewahrt den Menschen sein Vermögen, den Kampf gegen das Böse aufzunehmen und in thätiger Liebe sich selbst zu veredeln. Eine bedeutende Waffe in diesem Kampf ist eine zutreffende Menschenkenntniß: „Je größer die Menschenkenntniß, desto leichter arbeitet die Liebe." Indem die Eliot das Getriebe der menschlichen Empfindungen in seine einzelnen Fäden auflöst, zeigt, wie allmählich geworden, was der Mensch gewöhnlich nur nach dem fertigen Gesammteindruck beurtheilt, indem sie ferner mit besonderem Nachdruck die Macht der äußern Umgebung, der Gesellschaft, der Vererbung u. s. w. auf unser Innenleben nachweist, will sie zu einer klaren und gerechten Schätzung menschlicher Dinge führen, zugleich aber die Anfaßpunkte für thätige Hülfe suchen. Da solche Bestrebungen in alle Verzweigung und Einzelheit des Menschenlebens eingehen, so wird ein großer Reichthum von Lebensweisheit ausgebreitet, eine deutliche Orientirung über die eignen Empfindungen wie die mannigfachen Lebenslagen gegeben. So sei das Büchlein dem Interesse weiter Kreise bestens empfohlen; auch wer mit der Weltanschauung der Eliot nicht abschließt, wird ihre Behandlung des Menschenlebens in hohen Ehren halten können. E.

Zur Literaturgeschichte der Staats- und Socialwissenschaften. Von Gustav Schmoller. (Leipzig, Duncker & Humblot.) — Die dreizehn Essays dieses Sammelwerkes sind meist schon früher in den Jahren 1863 bis 1886 veröffentlicht worden. Der Essay über Schiller sucht den Zusammenhang der Ideen des großen Dichters mit den damaligen deutschen Culturzuständen und dem Kant'schen System darzulegen. Der anregende Aufsatz über Fichte läuft auf eine Art Apologie des berühmten Philosophen hinaus, dessen Verdienste hervorgehoben und dessen mercantilistisch-socialistische Irrthümer aus den Zeitverhältnissen erklärt werden. Auch im neuesten Buche Schmoller's treten seine starken und schwachen Seiten hervor. Manches ist objectiv, klar, geschmackvoll ausgedrückt, Anderes höchst subjectivistisch, schwerfällig, nebelhaft, schief oder ganz unhaltbar. Vieles ist stark antiquirt, weil es mit einer gewissen photographischen Treue den Modedoctrinen der Jahre 1872 und 1879 entspricht. Dahin gehören z. B. die geringschätzigen Urtheile über A. Smith, Ricardo, Malthus, zum Theil sogar über Roscher, dem der Verfasser andererseits große Anerkennung zollt. L. v. Stein, Knies und Kautz werden ebenfalls unterschätzt, während List, Carey, Dühring, H. George und Andere mehr oder minder überschätzt werden. Trotzdem enthält das Schmoller'sche Werk viele beachtenswerthe und interessante Bemerkungen. Besonders gelungen ist der moralstatistische Essay, in dem indeß fälschlich von „Löwenhardt" die Rede ist. Es soll offenbar E. Löwenthal heißen. k. w.

Digitized by Google

Inserate.

Das in **München** erscheinende „**Theater-Journal**“ bringt in seiner Nr. 13 v. 30. März einen Artikel über

Bühnenleiter u. Bühnenschriftsteller in Deutschland

welcher — anläßlich des erfolglosen Preisausschreibens des „Deutschen Bühnenvereins“ — die ungünstige Lage des deutschen Bühnendichters dem Theater gegenüber erörtert und auf Mittel zur Hebung dieser Nothlage hinweist.

Zu beziehen (gegen Einsendung von 20 Pfg.) durch die Administration des **Theater-Journal.**
München, Müllerstr. 45b.

Neuer Verlag v. Breitkopf u. Härtel in Leipzig.

Kaiser Rothbart.
Phantastisches Volksschauspiel in 2 Abtheil.
von
Otto Devrient.
Vielfach veränderte Textausgabe.
VI u. 93 S. 8°. Kartonnirt. Preis 1 M.

Nachdem der Tod die Helden dieser Dichtung ihrem Volke entrissen hat, wird das schlichte Spiel, welches die ganz naiven Eindrücke jener unvergeßlichen Zeit unmittelbar festzuhalten bestrebt ist, für Bühnen als Gelegenheitsstück, namentlich aber auch für Schulaufführungen eine willkommene Gabe sein.

Johann Strauss' Werke.
Gesammtausgabe für Klavier.
Nunmehr vollständig.
33 Lieferungen zu M. 1.20 od. 5 Bände Walzer zu je 6 M., 2 Bände Rundtänze, Märsche und Quadrillen zu M. 4.80.
Breitkopf & Härtel, Leipzig.

Billige Bücher!

Aus der Hinterlassenschaft eines Schriftstellers werden unter der Hälfte des Ladenpreises verkauft: **Die Hohenzollern u. d. deutsche Vaterland.** Reich illustr. Prachtw. Folio. geb. München, 1881, neu 30 *M.* — **Bauernfeld,** Ges. Schriften. Wien 1873. 12 Bde. Hlbf. 20 *M.* — **Blumauer,** Sämmtl. Werke, ill. v. Chodowiecky 1801, 4 Bände, und **Collin.** Sämmtl. Werke. Ill. 1813. Schön Leder. 3 Bände. Zusammen 15 *M.* — **Goethe's** Italienische Reise. Illustr. v. Kahle. Berlin 1885. Reich ill. Prachtw. geb. neu 30 *M.* — **Schiller,** Die Horen, Monatsschrift, 1795 bis 97, br. compl., schön, 20 *M.* — **Niebuhr,** Reisebeschreibung nach Arabien u. and. umlieg. Ländern, Kopenhagen 1778, ill. 2 schöne Lederbände, 15 *M.* — **Corneille,** Oeuvres, Par. 65. 12 vols. Hlf. (Coll. du Prince Impérial) und **Lamartine,** Oeuvres poetiques. Paris 32, 4 vols. maroquin. Zus. 30 *M.* — **Ulrici,** Shakespeare's dram. Kunst. 2 Bde. Hf. 10 *M.* — **Reissmann,** Handb. d. Tonkunst. Berl. 82. Lw.; ferner: Derselbe, Gluck's Leben und Werke. Eleg. Lw. und **Nohl,** Musikerbriefe. Leipz. 67, Lw. zus. 15 *M.* — **Thackeray,** Vanity fair. Lond. 71, ferner **Goldsmith,** Works. Edinb. 78 und **Defoe,** Rob. Crusoe, by himself. Lond. 3 eleg. Lwbde. zus. 20 *M.* — **Brümmer,** Dtsch. Dichterlexikon. 2 Bde. m. Nachtr.; ferner **Dtsche. Dichter u. Denker d. Gegenw.** (Autographen). Eleg. Lw. und **Viehoff,** Goethe's Leben. 4 Bde. Lw. zus. 15 *M.*

Bestellungen gegen Postnachnahme durch Vermittlung der Expedition der „**Gegenwart**“, Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.

Der Klatsch **Der Klatsch**

Soeben erscheint im Verlage von **H. Haessel** in **Leipzig:**

Der Klatsch.
Ein Roman aus der Gesellschaft.
Von
Theophil Zolling.
Preis geheftet 6 Mark, gebunden 7 Mark.

Der Klatsch **Der Klatsch**

C. F. Winter'sche Verlagshandlung in Leipzig.

Soeben erschien in unserem Verlage:

Das Buch der vernünftigen Krankenpflege.
Praktische Winke und Belehrungen für Leidende und Genesende.
Von
weil. Professor **Dr. Carl Reclam.**
Mit theilweiser Benutzung von hinterlassenen Aufzeichnungen desselben zu Ende geführt von
Dr. med. J. Ruff,
Redacteur der Zeitschrift „Gesundheit“.
Mit 40 in den Text gedruckten Abbildungen. 8. geh. Ladenpreis 5 *M.*

Vorstehendes, vom Autor unvollendet zurückgelassenes Werk, welches Herr Dr. med. Ruff unter Zugrundelegung der im handschriftlichen Nachlasse des Verstorbenen vorgefundenen Papiere und Aufzeichnungen zu Ende führte, kann gewissermaßen als Pendant resp. Ergänzung zu dem „Buch der vernünftigen Lebensweise“ gelten und wird sich in Folge seines ansprechend und populär geschriebenen Inhaltes voraussichtlich viele Freunde erwerben.

Ferner, von demselben Verfasser:

Das Buch der vernünftigen Lebensweise.
Eine populäre Hygieine zur Erhaltung der Gesundheit und Arbeitsfähigkeit.
Dritte unveränderte Auflage.
8. geh. Ladenpreis 5 *M* In Leinen geb. 5 *M* 90 *Pf.*

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen:
Friedrich Spielhagens
Ausgewählte Romane
in ca. 60 Lieferungen à 30 Pf.
Verlag von L. Staackmann, Leipzig.

Soeben erschien:
Henne am Rhyn,
Die Jesuiten — Die Freimaurer.
Preis à *M* 1.50 in allen Buchhandlungen oder beim Verlag **Carl Ziegenhirt, Leipzig.**

Interess. Zeitbroschüren
nimmt eine ältere thätige Leipziger Verlagsbuchhandlung in Debit oder eigenen Verlag. Offerten sub L. E. 1000 durch die Exp. d. Bl. erbeten.

Redaction: Berlin S.W., Möckernstr. 67.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers.
Druck von **Metzger & Wittig** in **Leipzig.**

Expedition: Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.

Digitized by Google

№ 15. Berlin, den 13. April 1889. Band XXXV.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Theophil Zolling in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Die Wahrheit über Serbien. — Mittelalterliches und heutiges Wahlrecht. Von W. Grotefend. — **Literatur und Kunst:** Der Niedergang des Naturalismus in Frankreich. Von Wilhelm Weigand. — Ein Christus-Roman. Von Karl Jentsch. — Paolo Ferrari. Von Henry Perl. — Ueber Franz Deak. Von Wilhelm Goldbaum. — **Feuilleton:** Auf Ehrenwort. Von Konrad Telmann. (Schluß.) — **Aus der Hauptstadt:** Aus Schulte's Kunstsalon. Von G. M. — Offene Briefe und Antworten: Nochmals Ibsen und die Medicin. — Notizen. — Inserate.

Die Wahrheit über Serbien.*)

Belgrad, 8. April.

Durch Zufall gelangt Nr. 12 der „Gegenwart" in meine Hände, welche eine Zuschrift von Spiridion Gopčević enthält, die Ihren Lesern nur ein unvollständiges Bild der wahren Sachlage gibt. Zur Aufklärung derselben mögen nachstehende Mittheilungen dienen.

Bei der erwähnten Abdankungskomödie in Niš fiel nicht nur Piročanac, sondern auch Ristić in tiefe Ungnade, weil dieser ebenso eifrig dem König zur Abdankung rieth und sich mit Piročanac über die Bildung einer Regentschaft bereits geeinigt hatte. Die Ursache, welche die Entlassung des Ministeriums Grujić im Frühjahr 1888 herbeiführte, war nur scheinbar die dort erwähnte; in Wirklichkeit wurde Grujić entlassen, weil er sich nicht dazu hergeben wollte, die gesetzwidrige Ehescheidung herbeizuführen. Wenn ferner Gopčević von einer „unerwarteten" Thatsache spricht, daß sich unter den für die große Skupština gewählten 680 Abgeordneten kein einziger Fortschrittler befand, so ist ihm der wahre Sachverhalt nicht bekannt. Die Wahlen hatten bereits mehr als 350 Fortschrittler ergeben, an dem Zustandekommen einer überwiegend fortschrittlichen Skupština war also nicht zu zweifeln. Was thaten nun König Milan und seine sauberen Minister, um dies zu verhindern? Allen Gesetzen Hohn sprechend, erklärten sie noch während der Wahlen diese eigenmächtig für ungültig und schickten überallhin „Regierungscommissäre" mit dem Auftrag, die Wahlen zu „überwachen", damit keine „Gesetzwidrigkeiten" vorkämen. Diese Ueberwachung geschah denn auch in der Weise, daß die Radicalen und Liberalen mit Waffen und Prügeln alle fortschrittlichen Wähler von der Wahlurne verjagten. Dies erklärt den sonst unbegreiflichen Umstand, wieso es kam, daß kein einziger Fortschrittler gewählt wurde. Gopčević irrt demnach, wenn er annimmt, die Niederlage der Fortschrittler habe auf den König einen so großen Eindruck gemacht; gerade im Gegentheil hat der König durch sein eigenmächtiges und gesetzwidriges Eingreifen jene Niederlage bewirkt. Weshalb er dies aber that, ist bald erklärt. Die Fortschrittler waren die entschiedensten Gegner der Ehescheidung und hätten, falls sie wieder an's Ruder gekommen wären, die Königin zurückgerufen. Das wußte König Milan und seinem blinden Hasse gegen die Königin opferte er Alles: seine Ehre, sein Vaterland, sein Kind, seine Krone und die Sicherheit der Dynastie.

König Milan sah ein, daß seine Stellung unhaltbar geworden sei. Beim Volke war er so unbeliebt, als man sich nur denken kann; die Radicalen waren seine geschworenen Feinde, die Liberalen seine falschen Freunde, und die Fortschrittler, welche seine aufrichtigen Freunde genannt werden können, hatte er in seinem sinnlosen Wüthen selbst vernichtet. Obendrein arbeitete die russische Regierung an seinem Sturze, die Anhänger des Prinzen Karagjorgjević — von Rußland und Montenegro unterstützt — vermehrten sich zusehends, im Lande gährte es derart, daß die Regierung es nicht wagte, zehn Millionen Steuerrückstände einzutreiben — kurz, wenn Milan wenigstens dem Sohne den Thron erhalten wollte, so mußte er gehen. Dies that er auch, aber auf eine Weise, welche ihn für ewige Zeiten brandmarkt.

Die neue Verfassung gestattet dem König, im Falle einer freiwilligen Abdankung die Regentschaft zu ernennen. Man sollte nun glauben, daß Milan im Interesse des Landes sich bemüht hätte, die ehrenwerthesten und fähigsten Leute zu Regenten zu ernennen; was aber sehen wir statt dessen? Nun, hier weiß Jedermann, daß General Belimarković von der Skupština angeklagt war, während seiner Ministerschaft Millionen gestohlen zu haben. Er entging der Verurtheilung zum Zuchthaus nur dadurch, daß er sich auf die Verjährung seines Verbrechens berufen konnte, weil die Unterschleife zu spät entdeckt worden waren! Zur Charakteristik dieses Regenten diene noch folgender Zwischenfall: Bald nach dem Kriege von 1878 zeigte sich Belimarković in Monaco, wo er dadurch Aufsehen erregte, daß er in montenegrinischer Vojvodenuniform im Casino herumspazierte — an jedem Arme ein Dämchen! Ein russischer Oberst schritt auf ihn zu und sprach ihn coram publico folgendermaßen an: „Mit welchem Rechte tragen Sie diese Uniform? Sie schänden dadurch das Kleid des Fürsten Nikola in seiner heldenmüthigen Armee, welche mit derjenigen meines Kaisers Waffenbrüderschaft geschlossen hat." Nur die Saalpolizei verhinderte eine handgreifliche Züchtigung. Belimarković verduftete, verabredete mit den Zeugen seines Gegners den Zweikampf und — fuhr eine Stunde vor der festgesetzten Zeit mit dem Courirzug nach Paris. Das ist unser dritter Regent!

Der zweite, General Protić, machte sich in anderer Weise anrüchig. Seine Frau warf ihre Netze nach dem König bezw. Fürsten aus und gab ihm, so oft er zu Besuch kam, „Liebestränke", welche das Nervensystem des Fürsten furchtbar zerrütteten. In Belgrad war dies so bekannt, daß Niemand bei

*) Wir veröffentlichen diese uns aus Belgrad zugekommene und mit „Gjorgjević" gezeichnete Zuschrift, obschon uns der Verfasser unbekannt ist, denn seine Ausführungen enthalten viel Neues und beweisen, daß er in die Vorgänge sehr gut eingeweiht ist. D. Red.

Digitized by Google

Protić Slatko oder Kaffee zu sich nehmen wollte, aus Angst, vielleicht ebenfalls aus Versehen einen für den Fürsten bestimmten „Trank" zu bekommen. Es kam schließlich so weit, daß der Fürst eines Abends einen Nervenanfall bekam und nach seiner Geliebten schrie, worauf er in Ohnmacht fiel. Die anwesende Fürstin Natalie verlor darüber ebenfalls ihr Bewußtsein, so daß der entsetzte Hofstaat nicht wußte, ob er zuerst dem Fürsten oder der Fürstin Beistand leiste solle. Letztere wußte natürlich genug, und obschon man sich bemühte, ihr einzureden, Fürst Milan habe nur im Delirium gesprochen, beschloß sie doch aufzupassen. In der That wurde sie auch bald darauf vor dem Arbeitszimmer ihres Gemahls von dem bestürzten General Protić aufgehalten unter dem Vorwande, daß Se. Hoheit dringend beschäftigt sei und strengen Auftrag gegeben habe, Niemanden hineinzulassen. Die empörte Fürstin versetzte dem General eine schallende Ohrfeige, riß die Thüre auf und fand ihren Gemahl allerdings beschäftigt — aber nicht mit Staatsangelegenheiten!

Damals stellte Natalie ihrem Gemahl die Wahl, entweder das Ehepaar Protić zu verbannen oder zu gewärtigen, daß sie selbst das Land verlasse. Milan gab nach und verbannte das Ehepaar nach Niš. Einige Tage später verlegte er durch Ukas die Skupština ebenfalls nach Niš und — begab sich selbst dorthin, diese zu eröffnen, während Natalie in Belgrad bleiben mußte.

Später scheint aber der Fürst dennoch Reue gefühlt zu haben, oder der Ehemann, welcher vor der Thüre Wache gestanden, flößte ihm Verachtung ein, denn als Protić seinem Hasse gegen Natalie dadurch Luft machte, daß er an ihrem Namenstage die Garnison zu Manövern ausrücken ließ und das Tedeum verbot, wurde er abgesetzt. Bis 1888 blieb er auch kaltgestellt.

Da kam die Wiesbadener Geschichte. In seiner Tactlosigkeit wußte der König keinen Anderen als Protić ausfindig zu machen, der der Mutter ihr Kind abverlangen sollte. Begreiflicherweise weigerte sich die Mutter, einen solchen Herrn vorzulassen, und Letzterer entriß ihr gewaltsam den Sohn. Und diesen Ehrenmann ernannte Milan zum zweiten Regenten, zum Stellvertreter des Sohnes der Königin Natalie!

Was endlich Ristić betrifft, so ist es eine bekannte Sache, daß Ristić als Gesandter zu Constantinopel nur das Werkzeug des Fürsten Michael war, nach dessen Weisungen er handelte, daß somit das Verdienst der Erwerbung der türkischen Festungen, sowie des Abzugs der Türken in erster Linie dem Fürsten Michael zufällt. Freilich erwies sich Ristić auch als geschicktes Werkzeug, so daß er in zweiter Linie an jenem Verdienste theilnimmt. Von dem Augenblicke an, da Fürst Michael aus dem Leben geschieden war und Ristić aus eigener Initiative handeln mußte, sehen wir ihn aber nur eine Thorheit um die andere machen! Bekanntlich war Ristić von 1868—1872 sowie heute Regent. Statt auf dem vom Fürsten Michael eingeschlagenen Wege fortzufahren, d. h. das über die unter türkischer Herrschaft schmachtenden Länder (Bosnien, Herzegowina, Altserbien, Macedonien und Šopluk [das heutige Westbulgarien]), gezogene Netz weiter zu spinnen, vernachlässigte er dies gänzlich und beschäftigte sich lediglich mit der Stärkung seiner Partei, der Sicherung seiner Herrschaft und der ungesetzlichen Aufoctroyirung einer Verfassung, welche so entworfen war, daß Ristić hoffte, sich mit ihrer Hilfe bis an sein Lebensende am Ruder halten zu können. Sein Bestreben ging demnach dahin, Milan von den Staatsgeschäften fernzuhalten und zur gefügigen Puppe abzurichten. Aber es mißlang. Milan wurde keine willenlose Puppe, sondern ein herrschsüchtiger, eigensinniger, eigenwilliger Monarch. Besonders in letzter Zeit umgab er sich nur mit sonderbaren Biedermännern: mit einem Rakić, der sich bei der Emission der Tabaklose seinen „Rebach" schnitt und nur deshalb in Ungnade fiel, weil er mit dem König „unehrlich getheilt" hatte; mit einem Mijatović, der gegen seine Partei, gegen seinen Freund Garašanin, gegen seinen „Freund" und Amtscollegen Dr. Vladan Gjorgjević und gegen die Königin intriguirte, sich zu jeder Schlechtigkeit und Gesetzwidrigkeit bereit fand und eine in jeder Beziehung zweideutige Rolle spielte; mit einem Vladan Gjorgjević, welcher als charakterloser, eitler Streber bekannt ist und Allen Freundschaft heuchelt, welche die Macht haben oder ihm nützen können, aber trotzdem hinter dem Rücken seiner „Freunde" gegen diese intriguirt. Es bietet daher ein köstliches Schauspiel, daß Mijatović und Gjorgjević sich mit einander verbanden, den König zur Abdankung zu überreden, damit er — sie selbst zu Regenten ernenne, während nebenbei Einer gegen den Andern heimlich intriguirte und dadurch den König derart anekelte, daß er noch lieber einen Protić und Belimarković vorzog.

In seinem Bestreben, sich in der Herrschaft zu erhalten, corrumpirte Ristić während seiner ersten Regentschaft zunächst die Beamten und zuletzt das ganze Land. Unter der Regierung des Fürsten Michael war in Serbien die Corruption unbekannt, und heute?! Die Volksmoral ist untergraben, der Parteihaß hat Alles unterwühlt, ein ehrlicher Staatsmann kann sich nicht halten, das Heft haben Schurken oder charakterlose Schwächlinge in der Hand. Und diese gräulichen Zustände sind lediglich das Werk von Ristić und Milan.

Die Politik des Fürsten Michael hatte darin bestanden, der Pforte ein Zugeständniß nach dem andern abzuringen, ohne dabei an die Waffen zu appelliren, so lange dies nicht ohne Gefahr geschehen konnte, aber unablässig die Brüder in den Nachbarländern auf ihre Befreiung vorzubereiten. In dieser Absicht hatte Michael auch von 1865—1868 gegen 180 serbische Schulen in den umliegenden Ländern errichtet. Wäre dies so fortgegangen, so würden wir heute schon 1400 Schulen im Auslande haben und niemals hätten die Bulgarien uns in Makedonien und Altserbien den Rang ablaufen können. Mit der Regentschaft Ristić's hörte aber Alles auf; keine einzige neue Schule wurde errichtet, und als 1876 die serbischen Lehrer von den Türken vertrieben wurden, hörte jede Verbindung mit den türkisch-serbischen Provinzen auf. Ristić verließ aber auch in anderer Beziehung den vom Fürsten Michael eingeschlagenen Weg: ohne genügende Vorbereitung, ohne klare Vereinbarungen mit der russischen Regierung stürzte er sein Land in einen Krieg mit dem 30 Mal größeren Osmanenreiche. Das Ende ist bekannt. Weniger bekannt dürfte vielleicht der Umstand sein, daß Ristić den Kampf um Bosnien fortsetzte zu einer Zeit, da Rußland dieses Land bereits den Oesterreichern überlassen hatte. Der russische General Sumarakov, den Zar Alexander im Herbst 1876 nach Belgrad sandte, um in seinem Namen den Prinzen Alexander aus der Taufe zu heben, nahm nämlich seinen Weg über Wien, wo er der österreichischen Regierung eine Theilung der Balkanhalbinsel in der Weise vorschlug, daß Oesterreich sich Bosnien, die Herzegowina, Altserbien, Albanien und — Serbien nehmen solle, wogegen Rußland der Rest verbleiben würde. Als Andrassy ablehnte, erneuerte Sumarakov auf seiner Rückreise von Belgrad nach Petersburg den Vorschlag.

Als es den Russen vor Plewna schwül wurde und sie die Rumänen zu Hilfe rufen mußten, telegraphirte der Großfürst Nikolaj nach Belgrad: „Ich rechne auf die Unterstützung der serbischen Armee!" während Gortschakow gleichzeitig von einer Kriegserklärung abrieth. Die Perfidie eines solchen Verfahrens liegt auf der Hand: folgte Serbien der Aufforderung des Großfürsten, so wäre es beim Friedensschluß unter dem Vorwande übergangen worden, es habe den Wünschen der russischen Regierung entgegen gehandelt; folgte es dem Rathe des Fürsten Gortschakow, so wäre es eben wegen seiner Unthätigkeit durchgefallen. Wäre Ristić wirklich ein kleiner Bismarck oder Cavour — wie seine Anhänger früher behaupteten — so hätte er sich aus diesem Dilemma dadurch ziehen können, daß er dem Großfürsten Gortschakow's Note telegraphisch mittheilte und daran anknüpfend die Action Serbiens von schriftlichen Abmachungen abhängig machte. Nachdem die Noth der Russen so groß war, daß sie dem Fürsten Karol ein weißes Blatt sandten zur Aufstellung der Bedingungen, unter welchen er die russische Armee retten wolle, so ist nicht einzusehen, weshalb sie nicht auch den Serben alle Forderungen bewilligt haben würden. Statt dessen bewies

Digitized by Google

Ristić seine Unfähigkeit dadurch, daß er mit der Action bis nach dem Falle von Plewna wartete und den Krieg begann, ohne sich mit den Russen in's Einvernehmen gesetzt zu haben.

Bekanntlich wurde Serbien in San Stefano von den Russen mehr als stiefmütterlich behandelt und nur der österreichischen Vermittelung war es zu danken, daß es Pirot, Vranja und Leskovac erhielt. Dafür ging allerdings Ristić Oesterreich gegenüber jene drückenden Verpflichtungen ein, welche Serbien in die große Schuldenlast stürzten, als Eisenbahnbauten, Zoll- und Handelsvertrag ꝛc. Freilich gab sich Ristić dem Wahne hin, daß er seine Verpflichtungen nicht zu erfüllen brauche. Als er sich darin enttäuscht sah, zog er sich aus der Schlinge und überließ es der Fortschrittspartei, die Suppe zu essen, die er eingebrockt hatte. Die Fortschrittler luden in Folge dessen ein Odium auf sich, das eigentlich auf Ristić hätte fallen sollen. Denn die von ihm eingegangenen Verpflichtungen waren es ja, welche Serbien verschuldeten und ins Unglück stürzten. Die Fortschrittler waren nur insofern schuldig, als sie einen gekauften Juden, Vrkašin Petrović, den Ristić als „Finanzgenie" entdeckt hatte, ihm wegschnappten, zum Finanzminister machten und duldeten, daß er das Land um 4 Millionen betrog; ferner daß sie nach diesen Erfahrungen noch einem Mijatović das Finanzportefeuille anvertrauten, der durch seinen Leichtsinn eine Anleihe nach der anderen zu den elendesten Bedingungen aufnahm, sich mit dem Schwindler Bontout in Verbindungen einließ und dadurch das Land um 43 Millionen schädigte. Als Ristić im Jahre 1887 an's Ruder kam, ließ er gegen Mijatović wegen seiner leichtsinnigen Gebahrung gegenüber der Tabakmonopol-Gesellschaft einen Proceß anstrengen und ihn zur Zahlung der dem Staate entgangenen Millionen verurtheilen. Doch kam Mijatović mit dem Schrecken davon, da Ristić nun bald gestürzt wurde.

Wie ich Ristić kenne, wird er ebenso wie Mijatović den Bulgaren in Altserbien freie Hand lassen, diese Provinz ihrem Schicksale überlassen und dafür nicht einen Para opfern. Und was seine Stellung zu Rußland betrifft, so genügt es, sich zu erinnern, daß Ristić trotz der empörenden Erfahrungen des Jahres 1878 bisher noch fortwährend im russischen Fahrwasser schwamm. Uebrigens ist ja Ristić nicht der ausschließliche Leiter der äußeren Politik. Er nimmt die Stelle des Königs ein, der nach der neuen Verfassung auch nur herrscht, aber nicht regirt. Auch Grujić hat ein gewichtiges Wort mitzusprechen, wenn er es auch schwerlich thun dürfte, da er ein furchtsamer, jeder Initiative entbehrender Mann ist. Wäre er das Gegentheil, so würde ich unsere Lage nicht für so verzweifelt ansehen, denn dann wäre Hoffnung vorhanden, daß er die Traditionen des Fürsten Michael in Bezug auf äußere Politik wieder aufnähme. Ristić könnte ihn dann schwerlich entlassen, weil die radicale Partei jetzt das Heft in der Hand hat und nach der Verfassung mit einer radicalen Partei ein nichtradicales Cabinet unmöglich wäre. Immerhin dürfte es zwischen den Radicalen und Liberalen zum Kampf kommen und da wäre es nicht unmöglich, daß als Siegerin die — Fortschrittspartei hervorginge, wenn es ihr wirklich gelingt, ihre Dissidenten in eine neue Partei zu vereinigen. Dann hätten wir eine Vereinigung klangvoller Namen: Garašanin, Pirocanac, Novaković, Kaljević, Horvatović — vielleicht auch Franasović, welche — aller ferneren Rücksicht auf den Exkönig enthoben, geläutert durch die traurigen Erfahrungen — vielleicht im Stande wäre, den verfahrenen Staatskarren aus dem Kothe zu ziehen. Gelingt dies nicht, bleibt die sonderbare Regentschaft wirklich noch $5^1/_2$ Jahre am Ruder und behalten die Radicalen während dieser Zeit die Leitung der äußeren Politik, so kann man Serbiens Untergang als besiegelt betrachten. Denn abgesehen davon, daß es während dieser Zeit, wenn nicht rückwärts schreiten, so doch wenigstens stehen bleiben wird, ist zu bedenken, daß der junge König Alexander aus den Händen der Regentschaft und seines rouéhaften Vaters ebenso verdorben an die Regierung kommen wird, wie dieser Letztere seiner Zeit. Ein wahres Wort haben in dieser Beziehung die „Male Novine" kürzlich geschrieben.

Dieses Belgrader Blatt erörterte nämlich die Frage der Erziehung des jungen Königs durch seinen Vater und kam zu folgenden Schlüssen: König Milan kann seinen Sohn nicht erziehen, da er ihm nicht jene guten Eigenschaften einflößen kann, die ihm selbst fehlen. Der neue König muß constitutionell erzogen werden; nachdem aber Milan den Constitutionalismus haßt und eben deshalb abdankte, kann er seinem Sohne höchstens seine eigenen despotischen Gelüste einimpfen, und einen solchen König kann Serbien nicht brauchen. Es scheint, daß Milan sich heimlich mit der Hoffnung trägt, daß die traurige Regentschaft, welche er eingesetzt, das Volk so mürbe machen wird, daß es ihn zurückrufen und absolut regieren lassen werde, nur um der Schmach einer solchen Regentschaft zu entgehen. Wenigstens äußerte er sich dahin, daß er einem solchen Rufe nicht Folge leisten werde.

„Unsere bescheidene Ueberzeugung," fahren die „Male Novine" fort, „geht dahin, daß König Milan nicht in die Versuchung kommen wird, den Thron auszuschlagen, da wir ihm denselben nie wieder anbieten werden! Ebenso wenig wird es uns einfallen, nach $5^1/_2$ Jahren die Verfassung abzuschaffen, um der Reaction Platz zu machen. Sollten sich nach $5^1/_2$ Jahren wirklich Strömungen gegen die Verfassung kundgeben, so könnten diese nur republikanischer oder socialistischer Art sein."

Eine solche Sprache war bisher in unseren Blättern unerhört; sie ist jedenfalls sehr bezeichnend und beherzigenswerth. Die „Male Novine" haben Recht; Milan glaubte, indem er uns durch die Einsetzung einer solchen eigenartigen Regentschaft ärgerte, daß man auf ihn als das kleinere Uebel zurückgreifen werde; in Wirklichkeit hat er seine Dynastie auf's Spiel gesetzt. Der junge König, geleitet von einem so erbärmlichen Erzieher wie Dokić, verzogen von seinem eigenen Vater und verdorben durch Ristić, wird eine zweite Auflage seines Vaters werden und das Volk, dieser elenden Wirthschaft müde, wird dann entweder die Republik ausrufen oder dem Prinzen Karagjorgjević die Krone antragen. Ich aber, der ich Gelegenheit hatte, den jungen König zu beobachten, als er sich noch in den Händen seiner Mutter befand, der ich also weiß, welch' herrliche Anlagen das Kind von der Natur erhalten hat, ich kann nur mein tiefes Mitgefühl über das grausame Schicksal aussprechen, welches es so früh dem segensreichen Einfluß seiner Mutter entzogen hat. Die einzige Rettung für das Kind wäre die Rückkehr der Mutter, welche seine Erziehung leiten müßte. Leider ist dies auf gesetzlichem Wege unmöglich, weil sich Milan ausdrücklich die Erziehung seines Sohnes vorbehalten hat. Eine Rückkehr der Königin würde allerdings großen Eindruck machen und Vieles ändern, aber vorläufig ist dafür keine Aussicht vorhanden. Die Königin hält die Radicalen für ihre besten Freunde und diese haben ihr die Rückkehr widerrathen; ebenso die russische Regierung, in deren Händen Natalie einen Trumpf bildet, den sie ausspielen wird, sobald sie mit der serbischen Regierung unzufrieden sein wird. Wäre die König besser berathen, würde sie sowohl ihrem Gemahl, wie auch der Regentschaft, der Regierung und den Russen ein Schnippchen schlagen und nach Serbien kommen, wo ihr das ganze Volk mit Jubel entgegeneilen und eher Regentschaft und Regierung fortjagen, als dulden würde, daß ihr ein Haar gekrümmt werde.

Mittelalterliches und heutiges Wahlrecht.

Von W. Grotefend.

Ehe der Uebergang des ausschließlichen Wahlrechts für die Königswahl in die Hände der Kurfürsten den alten von den Waffenfähigen aller Stämme zahlreich besuchten Wahlversammlungen im Deutschen Reiche des Mittelalters ein Ziel setzte, bestand das allgemeine directe öffentliche Wahlrecht aller Freien. War es auch schon vor dem 13. Jahrhundert, welches die eben berührte Veränderung herbeiführte, lediglich den Fürsten vergönnt gewesen, sich an den für den nicht seltenen

Digitized by Google

Fall, daß mehrere Thronbewerber vorhanden waren, behufs Herstellung des Einvernehmens stets erforderlichen, mehr oder minder langwierigen Verhandlungen wirksam zu betheiligen, so war es doch jedem Erschienenen vorbehalten, zu den Abmachungen der Fürsten ausdrücklich seine Einwilligung auszusprechen. Zwar war es bei dem damals üblichen Wahlverfahren, welches durchaus den Charakter einer laudatio trug, nicht verstattet, sich gegen die von den Fürsten getroffene Entscheidung aufzulehnen und für einen anderen Candidaten zu stimmen, dessen ungeachtet war aber das der großen Menge verbliebene Recht kein unwesentliches. Bevor nicht die Zustimmung sämmtlicher anwesenden freien Mannen eingeholt und darauf festgestellt war, daß dies geschehen sei, galt der neue Herrscher nicht als rite gewählt. Bei der Natur der mittelalterlichen Reichsverfassung war die unbedingte Wahlfreiheit von vornherein ausgeschlossen. Die Hauptmasse der Wähler setzte sich aus Vasallen zusammen, die im Gefolge und auf Kosten ihres Lehnsherrn erschienen und auf Grund dessen verpflichtet waren, dessen Ansichten beizustimmen. Processe wegen unerlaubter Wahlbeeinflussung waren unter solchen Verhältnissen unmöglich. Die Uebung des Wahlrechts im Sinne des Herrn war ein aller Welt für selbstverständlich geltendes Ergebniß der mit dem Lehnwesen unzertrennbar verknüpften Pflicht zur Heeresfolge.

Heutzutage sind wir, Gott sei Dank, nicht mehr darauf angewiesen, ein Reichsoberhaupt wählen zu müssen, obgleich im allgemeinen weit häufiger gewählt wird als in früheren Zeiten. Wir erfreuen uns jetzt einer so großen Wahlfreiheit, wie man sie vordem niemals gekannt hat. Sei es, daß es sich um die öffentliche indirecte Wahl zum Landtage, sei es, daß es sich um die geheime directe Wahl zum Reichstage handelt, so ist Jedermann in der freien Abgabe seiner Stimme durch die weitgehendsten Bestimmungen geschützt, jeder Druck ist bei Strafe untersagt, der Abhängige wie der Unabhängige sollen gleich frei ihre Meinung äußern dürfen. Damit ist nun aber durchaus nicht gesagt, daß bei der Uebung des Wahlrechts nicht doch auf die Ansichten des Vorgesetzten oder Brotherrn Rücksicht zu nehmen sei. Beispielsweise dürfte es mit dem Pflichten gegen die Oberen völlig vereinbar sein, wenn der Untergebene zwar nicht für einen Angehörigen der gleichen Partei stimmt, welcher jener angehört, aber doch für einen Candidaten ihr an und für sich nicht feindlicher Fractionen. Ist der Obere conservativ oder freiconservativ, sollte es bei diesem billigerweise keinen Anstoß erregen, wenn sein Untergebener einen Nationalliberalen oder allenfalls einen gut deutsch gesinnten Katholiken wählt. Umgekehrt sollte es ein nationalliberaler höherer Beamter oder Kaufmann und Gewerbetreibender den ihm unterstellten Subaltern- und Unterbeamten, Untergebenen und Arbeitern nicht verübeln, wenn sie einen Conservativen, Freiconservativen oder einen als völlig reichstreu bekannten Centrumsmann wählten.

Von diesem Standpunkt aus könnten wir uns vielleicht darüber wundern, daß sogar für Socialisten und ultramontane Demokraten vollste Wahlfreiheit gewährleistet ist. Man hat indeß damit lediglich einen Schritt gethan, der als ein Gebot politischer Klugheit hinzustellen ist. Nicht zu leugnen ist, daß die bewußten Strömungen im Volke Boden besitzen und in menschlicher Voraussicht noch besitzen werden, so lange die Welt besteht. Wollte man ihnen von vornherein die Möglichkeit rauben, auf gesetzlichem Wege ihren Ueberzeugungen Ausdruck zu verleihen, so würde damit weit erheblicherer Schaden verursacht werden, als durch die Duldung der betreffenden Abgeordneten und ihrer Meinungsäußerungen in den Parlamenten. Man würde jene Parteien dann auf die ungesetzlichen Wege des Aufruhrs und der Gewaltthätigkeit treiben, weit schlimmere Unzufriedenheit hervorrufen und erst recht zur Verschärfung der Gegensätze beitragen. Die gewährte gänzliche Wahlfreiheit bildet zusammen mit der Redefreiheit der Abgeordneten gewissermaßen einen Damm gegen schlimmere Ausschreitungen und in deren Gefolge zu befürchtende Gefahren. Es ist immerhin nicht überflüssig, darauf hinzuweisen, welch' hohen Werth beide Vergünstigungen besitzen und welch' großen Dank die damit Beschenkten der Krone und der Staatsregierung dafür schuldig sind, daß sie sich zu deren Verleihung verstanden haben und selbst durch die ärgsten Wühlereien und Aufhetzungen der Socialdemokraten nicht zur Beschneidung dieser Freiheiten zu bewegen gewesen sind. Soweit sie nicht auf gewaltsamen Umsturz des Bestehenden sinnen, ist allen irgendwie erfüllbaren Forderungen der unzufriedenen Elemente Rechnung getragen.

Durch Einführung der geheimen Abstimmung mittelst verdeckter Stimmzettel ist die Wahlfreiheit noch mit ganz besonderem Schutz umgeben. Altdeutschen Ursprungs ist diese Art der Abstimmung freilich nicht, im Mittelalter kannte man einzig die unmittelbare öffentliche Abstimmung, geheime Abstimmung ebensowenig als die für die Wahlen zum preußischen Abgeordnetenhause eingeführte Unterscheidung von Wahlmännern und Urwählern.

Wollen wir die Vor- und Nachtheile des allgemeinen directen und des indirecten Dreiklassen-Wahlsystems gegen einander abwägen, so werden wir kaum umhin können, uns zu Gunsten des ersteren auszusprechen. Das letztere setzt jedem Urwähler so zu sagen einen Vormund, ohne seine geistigen Fähigkeiten in Rechnung zu ziehen, der Urwähler wird zu einem Wähler zweiter Klasse herabgedrückt. Es würde gewiß ein wenig zur Milderung der heute so heftigen Partei- und Klassengegensätze beitragen, wenn die Wahlordnung für das preußische Abgeordnetenhaus in absehbarer Zeit geändert würde und auch hier die für den Reichstag längst eingeführte Platz griffe. Mit vollstem Recht hat Fürst Bismarck schon vor Jahren sich mit größtem Nachdruck gegen jene ausgesprochen und sie als die denkbar schlechteste bezeichnet, proclamirt sie doch mit unverkennbarster Offenheit die Herrschaft des Geldsacks und stößt so gerade auch die zahlreichen wenig bemittelten Gebildeten vor den Kopf, von den schon an und für sich leicht zu verletzenden niederen Volksschichten ganz abgesehen.

Seitens ihrer Vertheidiger vernimmt man gelegentlich wohl die Aeußerung, es sei eines freien Mannes unwürdig, mit seiner Ueberzeugung zurückzuhalten und sich, statt sie frei heraus auszusprechen, hinter einem verschlossenen Zettel zu verstecken. Solche Gedanken entsprechen lediglich dem Standpunkt des grünen Tisches, nicht aber dem des praktischen Lebens. Nehmen wir die Verhältnisse, wie sie wirklich sind, so vermögen wir nicht zu bestreiten, daß eben unter der Herrschaft der öffentlichen Abstimmung die schwerwiegendste Wahlbeeinflussung zu befürchten ist. Von abhängigen Leuten wird so leicht Niemand wagen, nicht im Sinne seines Vorgesetzten oder Brotherrn zu stimmen, der in der Lage ist, die Abstimmung seiner Untergebenen genau zu verfolgen. Wie die Menschen nun einmal beschaffen sind, ist in der Regel anzunehmen, daß das gute Verhältniß zwischen beiden Theilen auf diese Weise mehr oder minder gestört wird, wenn es auch gesetzlich streng verboten ist, Jemand wegen seiner Stimmabgabe zur Rechenschaft zu ziehen. Die Folgen wird wohl stets der wirthschaftlich schwächere Theil zu tragen haben. Schon aus dem eben in den Vordergrund gestellten Gesichtspunkt erklärt sich die verhältnißmäßig geringe Betheiligung an den Landtagswahlen, die erst ganz kürzlich wieder so deutlich zu Tage getreten ist. Wer sich wirklich entschlossen hat, sein Wahlrecht auszuüben, verläßt vermuthlich gar oft mißmuthig und unzufrieden den Wahlort, wenn er das Unglück hat, der dritten Abtheilung anzugehören, was nicht nur bei Dienstboten, Arbeitern, Handwerkern und Unterbeamten, sondern in der Regel selbst bei jüngeren studirten Beamten, Gelehrten und Kaufleuten der Fall zu sein pflegt. Der Umstand, daß die wenigen Angehörigen der ersten und zweiten Abtheilung gleich viel Wahlmänner zu küren haben wie die Gesammtheit der übrigen Urwähler, muß letztere mit lebhaftem Unwillen erfüllen, namentlich aber den Theil derselben, welcher an Bildung die Hauptmasse der in die Listen der höheren Klassen Eingetragenen wesentlich überragt, zumal bei ihm im Allgemeinen die Freude an den Errungenschaften der Jahre 1866 und 1870 eine weit lebhaftere ist als bei Jenen, und er in Folge dessen für den öden Doctrinarismus der älteren Generation nicht mehr empfänglich

Digitized by Google

ist. Es hat wohl kaum je eine der flachsten Manchesterweisheit zugänglichere Volksvertretung gegeben als die Mehrheit des preußischen Abgeordnetenhauses der Conflictszeit. Man braucht durchaus nicht übertrieben selbstsüchtig zu sein, um es als Wähler der dritten Klasse bitter zu empfinden, daß womöglich die Stimme eines einzigen Urwählers erster Abtheilung so schwer wiegt als die Summe der übrigen. Soll ein Grund zu berechtigter Unzufriedenheit weiter Kreise, denen wahrlich nicht die schlechtesten Staatsbürger zuzuzählen sind, beseitigt werden, so wird man gut thun, die unerhörte Bevorzugung des Geldbeutels, wie sie die Wahlordnung zum preußischen Abgeordnetenhause mit sich bringt, abzustellen. Mit Fug und Recht kann man im Hinblick darauf in den Ruf einstimmen: Videant consules, ne quid detrimenti capiat respublica! Daß die Einführung des allgemeinen directen geheimen Wahlrechts auch für die Landtagswahlen ernstlichere Gefahren mit sich bringen würde, ist doch kaum zu befürchten, zumal nachdem jetzt die größere Stetigkeit und Ruhe der politischen Entwickelung verbürgende fünfjährige Wahlperiode Gesetz geworden ist. Sobald in dieser Beziehung die nöthige Reform gesichert ist, wird hoffentlich die so vielfach mit Recht gerügte Wahlmüdigkeit der Urwähler zum Landtage verschwinden. Es kann der Regierung nur erwünscht sein, sich auf eine Volksvertretung zu stützen, die aus der Betheiligung möglichst weiter Kreise hervorgegangen ist. Die Wiederkehr einer Mehrheit, wie sie der Reichstag der Jahre 1884—1887 aufwies, ist nur dann wahrscheinlich, wenn höheren Orts wieder der Fehler begangen werden sollte, an die Verwirklichung bei weitaus den meisten urtheilsfähigen Patrioten so unbeliebter Pläne wie der des Tabak- und Branntweinmonopols zu denken, deren sich die verbündeten demagogischen Parteien mit großem Geschick zur Erzielung ihren Wünschen entsprechender Wahlen zu bemächtigen verstanden hatten.

Wird heute von jedem gesunden Manne verlangt, daß er Gut und Blut für die Sicherheit des Vaterlandes bereitwilligst zum Opfer bringe, so ist es lediglich ein natürliches Gebot der Gerechtigkeit, ihm dafür das Recht einzuräumen, innerhalb der ihm durch die Anforderungen der Pflicht und des Anstands gesteckten Grenzen frei und ungehindert seine Stimme darüber abzugeben, in welcher Richtung er den Staatswagen gelenkt wissen möchte.

Literatur und Kunst.

Der Niedergang des Naturalismus in Frankreich.

Von Wilhelm Weigand.

Es besteht kein Zweifel mehr, mit dem Naturalismus in Frankreich geht es zu Ende. Zwar stehen die Führer und Schöpfer des naturalistischen Evangeliums noch in rüstigstem Mannesalter und schenken der Welt noch alljährlich ein Werk, zwar genießen sie eines Ansehens, wie man es nur in Frankreich dem Schriftsteller zollt; aber dennoch kann kein Zweifel mehr bestehen: es geht zu Ende mit dem Naturalismus. Eine geistige Richtung kann als überwunden gelten, wenn ein ganzes jüngeres Geschlecht sich von ihr abwendet, sie als eine historische Thatsache kritisch zu beurtheilen sucht und im Uebrigen neue Bahnen einschlägt. Ich wüßte kein einziges bedeutenderes Talent der jüngeren Generation in Frankreich, das noch treu zu der Fahne des Eremiten von Medan hielte. Die jungen Männer, welche sich einst um den Meister schaarten, darunter Guy de Maupassant, dieser erotische Erzgallier, haben entweder neue Bahnen betreten, oder sich der Kritik ergeben, welche schon manchen Poeten getödtet. Maupassant, der als Stilist bei Flaubert in die Schule gegangen, hat die kleine gallische Erzählung mit erotischer Grundstimmung, die „contes“, in Prosa erneuert, auf durchaus realistischer Grundlage, und Joris Karl Huysmans, ein flämischer Genremaler, ciselirender Stilist und Geistesaristokrat, neigt immer mehr zu einer feineren Beobachtung, welche allerdings nur die Nachtseiten des menschlichen Lebens sehen will. Der eigentliche Troß der Naturalisten ist ein so erbärmliches Gefolge, daß sie noch von Niemand ernst genommen wurden; kein einziges Werk haben diese kleinen Leute hervorgebracht, Niemand kennt ihre Namen, und sie waren glücklich, wenn der Pontifex von Medan ihnen hier und da, auf Zusendung eines Werkes, einen kleinen Brief schrieb, den sie eiligst dem eigenen Opus vordrucken ließen.

Die Reaction gegen den mißverstandenen Naturalismus begann die Poesie; die besten Talente der jüngeren Generation, als deren Sprecher Paul Bourget gelten kann, wandten sich der sogenannten symbolischen Poesie zu. Ich werde später einmal die Gelegenheit ergreifen, den Lesern dieser Zeitschrift auseinanderzusetzen, was die Franzosen darunter verstehen. Im Roman griff man auf ältere Muster zurück, auf Balzac und Flaubert, die nicht mit jenem trockenen Ton und jener imposanten Einseitigkeit ein alleinseligmachendes Evangelium für Romandichter gepredigt hatten. Ja, man kann sagen, nach dem Naturalismus tritt der eigentliche Realismus, im Roman wenigstens, die Herrschaft an, und wahrscheinlich wird er sie lange behalten.

Die Zeit ist fern, wo das glühende Wort Zola's den jungen Leuten als absolute Wahrheit erschien. Ich habe vor zehn Jahren in Brüssel diesen Einfluß auf eine ganze Anzahl von jungen Schriftstellern beobachtet; er war einfach unumschränkt. Zola ist vor allem ein Temperament, oder, wie Goethe sagen würde, eine Natur; schwächere Geister können dem dauernden Einfluß einer solchen nicht ausweichen, und manchmal wird er für sie zu einer Verzauberung, welche einfach ihre Persönlichkeit vernichtet. Ich gehöre nicht zu den Gegnern Zola's; er ist ein Künstlergenie, eine der eigenthümlichsten Naturen der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts, die, zugleich von sensitivster Feinheit und ohne alles moralische Gefühl, durch ihre sonderbare Zusammensetzung zur Analyse reizt. Im Grunde genommen ist dieser Hasser der Bourgeoisie in der Moral doch ein Philister, und den Ruf der Unsittlichkeit hat er nur durch die folgerichtige Anwendung seiner ästhetischen Principien, nach welchen er die thierische Seite der Menschennatur betonen will, erlangt. Zola ist kein Kritiker, wenn er es auch sein möchte; der Stil seiner kritischen Studien steht weit hinter dem seiner Romane zurück. Zola ist ein Mann der Anschauung, er *sieht* die Welt mit klaren Augen, alle seine Sinne erhalten stärkere Eindrücke als bei andern Menschen; aber sobald er seine Ideen auseinandersetzt, wird er heftig, er verliert die Ruhe des Anatomen, als welcher jeder Kritiker vor seinem Gegenstand stehen sollte, um sine ira et studio die Entwickelung einer Idee oder das Werden eines Werkes darzulegen. Freilich, jeder Kritiker hat seine Antipathien; aber seine Leser wissen die wohl herauszufinden und von seinen streng wissenschaftlichen Ausführungen zu unterscheiden. Wer sich also über die ästhetischen Grundsätze, die dem Naturalismus als Basis dienen, unterrichten will, darf durchaus nicht zu den kritischen Werken des Führers der Bewegung greifen; er wird sie lesen, aber auf ihre Quellen zurückgehen müssen, um überhaupt die ganze Bewegung verstehen zu lernen.

Zola spricht es in seinen kritischen Schriften zu verschiedenen Malen aus, daß er Taine als den Kritiker betrachte, welcher die moderne Kritik zu einer Wissenschaft gemacht habe und daher den jungen Leuten des zweiten Kaiserreichs, welche wie er die Wissenschaft in die Dichtung einführen wollten, als Muster und Meister gelten müsse. Nicht Sainte-Beuve, der größte französische Kritiker des Jahrhunderts, sollte als Muster dienen, weil er nicht nach einem bestimmten System arbeitete, sondern nach ein paar allgemeinen Grundsätzen, indem er den Menschen als ein psychologisches Präparat betrachtete, das gar hübschen Anlaß zu geistreichen Bemerkungen und zur Auffindung von Wahrheiten über die Menschennatur und eine bestimmte Literaturepoche gab. Sainte-Beuve behandelte das kritische Instrument als Virtuos, der lange gebraucht hatte, um es beherrschen zu lernen und um als General der Geister wirken zu können. Taine ist sein Schüler. Aber der geist-

Digitized by Google

volle Philosoph des „milieu“ war noch in ganz andere Schulen gegangen; er wollte nicht allein Psycholog sein, sondern auch Künstler und Philosoph, und so baute er dann aus gar verschiedenen Ideen ein System zur Beurtheilung von Erscheinungen der Kunst und der Literatur, das heute einen Weltruf besitzt, so unvollkommen es auch in mancher Hinsicht sein mag. Nichts ist mächtiger in der Kunst als ein wohlgefügtes System! Die Risse und Lücken im Bau werden zudem meist erst nach Jahren sichtbar. Taine hat seine Ideen in der Vorrede zu seiner „Geschichte der englischen Literatur“ ausgesprochen; ich gebe sie in gedrängtester Fassung wieder:

„Ob die Thatsachen physischer oder moralischer Natur seien, sie haben immer Ursachen. — Tugend und Laster sind Producte wie Vitriol und Zucker. — Drei verschiedene Quellen strömen zusammen, um den geistigen Elementarzustand hervorzubringen: Rasse, Umgebung („milieu“) und Zeitmoment.“ Diese Sätze werden von Taine in der erwähnten Einleitung in ausführlicher Weise entwickelt. Die Consequenzen springen unmittelbar in die Augen. Zola ist Determinist; für ihn führt sich das ganze Leben auf eine Reihe von Erscheinungen zurück, deren Reihenfolge und Verkettung der Romandichter, wie ein Mann der Wissenschaft, darzulegen hat. Für ihn existiren die Unterschiede von Gut und Bös nicht; Tugend und Laster sind nichts als Producte gegebener Verhältnisse; wenn der Romanschriftsteller zeigt, wie sie von diesen Verhältnissen hervorgebracht wurden, hat er seiner Aufgabe genügt. Für ihn sind eine heil. Therese und eine Manon Lescaut durchaus gleichwerthige Gestalten. Man begreift, daß solche Ansichten für viele Leute ein Scandal sein mußten. Es ist hier nicht der Ort, nachzuweisen, wie Taine zu seiner Theorie des „milieu“ gekommen ist; es genüge die Bemerkung, daß sie unter deutschen und französischen Einflüssen entstanden, daß Herder, Condillac, Montesquieu nnd vielleicht auch Balzac und Stendhal zu deren Entstehung beigetragen haben. Taine war es, der zuerst Balzac als Psycholog mit Shakespeare zu vergleichen wagte und den umstrittenen Ruhm des großen Romandichters durch einen glänzenden Essay rechtfertigte; er war es, der den verkannten Stendhal (Beyle) als einen der feinsten Beobachter und Psychologen des Jahrhunderts feierte und die Bewunderung der Jugend, welche unter dem zweiten Kaiserreich mit dem Romantismus brach, auf diese beiden Männer lenkte. Balzac war es zuerst gewesen, der die Bedeutung der Umgebung für einen Menschen einsah; daher seine weitschweifigen Beschreibungen der Einrichtungen und der Kleidung eines Helden. Die ganze junge Schule ahmte nun den „beschreibenden“ Roman nach, aber mit weit mehr Künstlersinn und Formtalent. Balzac schrieb schlecht; die jungen Naturalisten gaben sich alle Mühe, um einen farbenreichen, plastischen Stil zu schreiben. Sie besaßen in Sachen des Stils einen großen Meister, Gustave Flaubert. Aber der naturalistische Roman entsprang nicht einer directen Nachahmung Balzac's. Flaubert achtete „Monsieur de Balzac“, den er doch gewissermaßen fortsetzt, gering, weil er nicht schreiben konnte. Die Brüder Goncourt, als vollendete Aristokraten der Literatur, hatten nur eine Leidenschaft: das Moderne. Sie verließen sich auf ihre Augen, welche sie durch eine malerische Erziehung gebildet hatten, und auf ihre krankhaft feinfühligen Nerven und waren also in gewissem Sinne naiv. Daudet gar ist eine durchaus liebenswürdige naive Natur ohne alle Größe, die sich nie viel um Theorien bekümmerte, sondern auf gut Glück hin arbeitete. Zola aber war von Anfang eine Apostelnatur, und da er wohl eingesehen, daß dies Jahrhundert eigentlich der Wissenschaft gehört, so suchte er sich eine wissenschaftliche Erziehung zu geben. Claude Bernard, mit seiner „Introduction à l'étude de la médecine expérimentale“ und Prosper Lucas mit seinem Werk „De l'Hérédité“ waren seine Lehrer. Von dem ersteren lernte er zunächst den Unterschied zwischen Beobachter und Experimentator. Jener steht vor der Natur, ohne auf sie einzuwirken, dieser sucht die Erscheinungen zu beeinflussen, um Beobachtungen anzustellen; er ist also doppelt geistig thätig. Durch die Lectüre des Bernard'schen Buches kam Zola auf eine Idee: Wie wäre es, wenn der Romandichter den Chemiker nachahmte und mit Menschen Experimente anstellte, sie verschiedenen Einflüssen und Umgebungen (milieux) aussetzte, damit sie gleichsam Verbindungen eingingen? Von den „Wahlverwandtschaften“ Goethe's wußte Zola, dessen allgemeine Bildung, wie die der allermeisten Franzosen, nicht bedeutend ist, gewiß nichts. Er erfand die Bezeichnung „Roman expérimental“, im Gegensatz zum reinen Beobachtungsroman und dem sogenanten idealistischen Roman, den Zola, der am Leben mehr als Andere gelitten hatte, als phantasieerhitzende Lüge hassen mußte und haßte. Gegen die Zola'sche Idee läßt sich nichts einwenden. Die Aesthetiker der alten Schule mögen mit ihm darüber streiten, daß er die Handlung nicht mehr componirte und nur einen Abschnitt aus dem Leben zu geben versprach; ich beschränke mich auf Auseinandersetzung der Thatsachen. Uebrigens will ich gleich bemerken, daß Zola in Wirklichkeit seine Romane mit größter Kunst componirt und die französische Compositionsgabe in seltenem Grade besitzt; er ist eben naiv und weiß oft nicht, wie er seinen eigenen Theorien zuwider handelt.

Im Grunde genommen thaten auch die anderen Romanschriftsteller nichts anderes, als die Menschen miteinander in Verbindung zu bringen; aber ihre Helden waren mehr oder minder gesund, die physiologische Seite des Menschenlebens wurde kaum in Betracht gezogen. Zola betrat den entgegengesetzten Weg, er wollte kein psychologischer Haarspalter, wie Stendhal, werden; wie dem Fuchs in der Fabel hingen ihm die Trauben zu hoch; er schuf nur „bonshommes physiologiques“, wie er in seinem Roman „L'Oeuvre“ sagt; und diese Gestalten stammen von einem Menschenpaare, das nicht gesund ist. Wollte Zola mit der Wahl einer solchen Familie andeuten, daß wir in einer zerfallenden Welt leben, in der alle Menschen angekrankt sind, in einer Verfallzeit, als welche die Epoche des zweiten Kaiserreichs sich darstellt? Möglich; denn Zola hat allerlei Hintergedanken eines Symbolikers. Der Kritiker aber darf sagen, die ganze Reihe der „Rougon-Macquart“ wäre anders ausgefallen, wenn Zola eine gesunde Familie zu seinem Experiment genommen hätte. Und was die Erblichkeit anbelangt, so stehen wir erst im Beginn der Beobachtungen, und Zola selbst ist manchmal inconsequent aus Bedürfniß gewesen; ich erinnere an die Gestalt seines Octave Mouret, diesen Typus eines Don Juan-Handelsreisenden.

Zehn Jahre nach seinem Auftreten war Zola, dank seinen erotischen Kühnheiten, eine Weltberühmtheit geworden. Die Kritik bekämpfte ihn heftig, aber in ungerechter Weise, und Zola, ein schneidiger Logiker, hatte leichtes Spiel mit seinen Gegnern. Man warf ihm den Schmutz vor, den er in die Literatur brachte, die doch sonst noch in einem Salon die große Dame gespielt habe. Darauf konnte Zola antworten: Eure Welt ist so, wie ich sie schildere! Nur Eines erkannte man in Frankreich nicht, daß dieser „wissenschaftliche“ Romandichter durchaus ein socialer Schriftsteller wurde mit den Jahren, eine Art Juvenal, der besonders die Bourgeoisie ingrimmig haßte, weil er einst unter ihrem Régime bitter gelitten hatte und — in seinen Neigungen, seiner ganzen Natur nach selber ein Bourgeois war und noch ist, im Gegensatz zu seinen Mitstrebenden, die als Künstlernaturen sich um die politische und sociale Frage gar nicht kümmerten und den Roman in eine höhere Sphäre der Eleganz gehoben wissen wollten; denn Edmond de Goncourt meinte, nur unter dieser Bedingung könne er auch in die vornehmeren Kreise dringen. In der That, Zola ist der erbittertste Gegner der französischen Bourgeoisie, den diese je in einem Poeten gefunden. Das Ausland war hellsichtiger. Aber die französische Kritik holte das Versäumniß sehr rasch nach. Man begann die Theorien der Naturalisten mit ihren Werken zu vergleichen und entdeckte die gewaltigsten Widersprüche.

Zunächst betrachtete man das Verhältniß der Schule, besonders aber des Führers, zum Romantismus. Diese Betrachtung lag nahe. Zola hatte die romantische Schule heftig angegriffen; er hatte inmitten einer lächerlichen Hugovergötterung den gealterten Poeten offen einen Schwätzer genannt und es auszusprechen gewagt, daß nicht Victor Hugo, sondern Balzac die zweite Hälfte des Jahrhunderts gehöre; er erkannte wohl,

Digitized by Google

daß auch er von der romantischen Krankheit, mal romantique, ergriffen sei und machte kein Hehl daraus. Die Kritik fand, daß es denn auch in Wirklichkeit so war, und sie begründete diese Ansicht in mannigfachster Weise.

Ein Zug der Romantiker war vor Allem das Bedürfniß tiefer, aufwühlender Empfindungen. Zola theilt diese romantische Neigung durchaus, wie auch die Goncourt. Er geräth vor der Natur in Ekstase, und diesem Zustand verdanken wir seine großartigen Schilderungen, wie des Paradou in „La Faute de l'Abbé Mouret". Ein richtiger Naturalist hätte einen wirklichen Park geschildert; aber Zola bedarf eines phantastischen Parkes, einer Wildniß, in welcher die ganze Natur ihre Orgie feiert. Dieser Märchenpark ist ohne Gleichen in der ganzen Weltliteratur. Und zudem bekommt er, wie schon sein Name andeutet, noch symbolische Bedeutung durch das Liebesleben des Naturkinderpaares, das hier wie in einem Paradiese, umgeben von einer verfaulenden Culturwelt, den Sündenfall des ersten Menschenpaares wiederholt. In dieser Sucht zu symbolisiren ist Zola ganz Romantiker. Ja, der geistvolle französische Kritiker Jules Lemaître hat in einem Essay über Zola die Natur, (Meer, Wald), oder die Stadt, mit dem antiken Chor verglichen, der ja auch durch seine Theilnahme an der Handlung mit dieser verflochten ist. Der grobe Dualismus, welcher in den Dramen Victor Hugo's, ja, oft in einzelnen seiner Verse mit dem gesuchten Antithesenspiel, zum Ausdruck gelangt, war hier in den Romanen des Mannes von Medan nur scheinbar unterdrückt: die Nachtseite des menschlichen Lebens wurde in grellste Beleuchtung gerückt, und seinem Schönheitsbedürfniß suchte Zola durch glühende Schilderungen der Natur zu genügen. Auch die Gegner Zola's haben sein außerordentliches Gestaltungsvermögen anerkannt, aber auch hervorgehoben, daß er keine einzige reiche, mannigfaltige Natur von überlegenem Gepräge zeichnen könne. Der Vorwurf ist haften geblieben; die Naturalisten sind schwache, ja oft jämmerliche Psychologen. Alle ihre Menschen werden von Instincten, oder von einzelnen, maßlosen Leidenschaften vorwärts getrieben. In das reiche Seelenleben mit seinen feinen Wechselwirkungen haben sie keinen besonders tiefen Einblick. Die junge Generation in Frankreich hat aber noch einen andern künstlerischen Fehler in den Werken Zola's gefunden: Wer ist es, der die Natur mit den Augen sieht, wie in dem einzelnen Werke? Zola schildert nur mittelmäßige Geister. Sind diese es, welche ein so feines, künstlerisch erzogenes Auge für die Schönheit der Natur haben? Nein, das ist unmöglich. Es ist vielmehr der Autor, welcher in einem Werke, das objectiv oder, nach seinem eigenen Worte, wissenschaftlich sein soll, sich zwischen seine Personen und den Leser stellt und seine Eindrücke unterschiebt. Die vielgeschmähte Subjectivität schlüpft also durch ein Hinterpförtchen wieder herein; es hat lange gedauert, bis man ihre Anwesenheit entdeckte. Einzig am Platze sind die gewaltigen Naturschilderungen in dem Künstlerroman „L'Oeuvre", weil hier die Natur eine bedeutsame Rolle spielt.

Der Naturalismus war die gewaltsame Reaction gegen den Romantismus, der in Frankreich zuletzt lächerliche Formen angenommen hatte, gleich als hätte sich die sonst so nüchterne französische Phantasie für die jahrhundertelange Sprödigkeit durch eine Orgie entschädigen wollen. Die Naturalisten zwangen den alten Pegasus aus den blauen Höhen in eine zerfallende Culturwelt nieder und durch Koth und blühende Landschaftsstrecken. Die Leidenschaft für das Moderne war die gleiche, wie die der Romantiker für das Exotische, das die Männer von anno 30 als Eklektiker genossen, wodurch sie sich, auch abgesehen von ihrer rein künstlerischen Begeisterung, von unsern Romantikern unterscheiden, welche nicht nur ihre Phantasie, sondern auch ihre Vernunft in den romantischen Wildnissen verloren. Zwischen Romantismus und Naturalismus in der Mitte wird einstweilen die moderne französische Jugend neue Pfade suchen, und sie ist nur logisch, wenn sie Flaubert und Balzac als Meister verehrt und eine schärfere psychologische Zergliederung der Charaktere anstrebt. Für viele Franzosen, die in der nationalen Tradition befangen, ist ja eine solche die ganze Poesie und Alexander Dumas der Sohn ein durchaus nationaler Dichter, obwohl ihm gerade eine dichterische Anschauung der Welt mangelt. Die jungen Männer aber, welche die Reaction gegen den Naturalismus am schärfsten, zum Theil mit Bewußtsein vertreten, sind die Symboliker, les symbolistes, deren Bestrebungen auch Zola anerkannt hat. Sie sind eine doppelt interessante Erscheinung, weil sie in einer durchaus materialistischen Gesellschaft weltabgewandt eigene Pfade verfolgen und sogar die Lächerlichkeit nicht scheuen, die einst in Frankreich tödtlich gewesen sein soll.

Ein Christus-Roman.

Von Karl Jentsch.

Wie kommt es, daß frommen Gemüthern die Idee eines Christus-Romans widerstrebt, während an Klopstock's Messiade Niemand Anstoß nimmt? Zunächst, weil das vornehme Gewand des Verses eine Verherrlichung des Helden erwarten läßt, während ein Alltagskleid, welches auf dem Wege der Gedankenassociation die Vorstellung der Leihbibliothek hervorruft, den Verdacht nahe legt, es könne auf eine Herabwürdigung abgesehen sein. Sodann aus dem tieferen Grunde, weil zwar Epos und Drama, nicht aber der Roman, die Verwendung des Uebernatürlichen und Wunderbaren gestatten. Für den Roman hat sich, seitdem er in das Gegentheil des ursprünglich Romantischen umgeschlagen ist, allmählich die Forderung herausgebildet, er müsse aus den Lebensumständen des Helden dessen Charakter, und aus Beidem seine Schicksale begreiflich machen. Der Künstler fühlt sich unabhängig von den Empfindlichkeiten des Frommen; ihm ist der Roman eine Kunstform wie jede andere, und kein Gegenstand verwehrt. Mit welchem Recht könnte man auch der Prosadarstellung einen Gegenstand entziehen, an den sich der Maler, der Bildhauer, die doch auch nur Menschliches darstellen, schon so häufig gewagt haben, und mit welcher Kühnheit zuweilen! (Ich denke dabei weniger an Uhde als an Michel Angelo.) Der Romandichter wird eben in der Art verfahren, daß er das Uebernatürliche, Unbegreifliche bei Seite läßt und nur das Natürliche, Verständliche auswählt, von dem ja das Neue Testament genug enthält. Ja, letzteres bietet sogar mehrere verschiedene Christustypen dar, zwischen denen der Künstler die Wahl hat. Er kann, vorzugsweise auf Matthäus gestützt, einen Mann darstellen, den beim Lesen der Propheten die Sehnsucht nach dem messianischen Reiche ergreift, dem in dieser Sehnsucht sein eigener Messiasberuf aufgeht, welcher sich im Lehren und Handeln zum Berufe des Weltheilands erhebt und verklärt. Oder er kann, alle drei Synoptiker (Matthäus, Marcus und Lucas) gleichmäßig benutzend, den hochsinnigen gemüthsreichen Handwerkersohn zeichnen, welcher, aus bescheidener Hütte hervorgegangen, den wahren Gehalt des Lebens im Gemüthe entdeckt und zugleich findet, daß jener Gehalt dem Armen sich leichter erschließt als dem Reichen; der nun umherzieht, dieses inwendige Himmelreich zu verkünden: die Kranken heilend, die Betrübten und durch Gewissensängste Gequälten tröstend, ein Freund der Armen und der Kinder, mit Allen ohne Ausnahme, auch den Verachtetsten, liebreich verkehrend, voll heiligen Zorns und schroff abweisend nur gegen die Selbstgerechten und Heuchler, die leiblich und geistig Satten, und jene Obrigkeiten, welche unter dem Vorwande des göttlichen Gesetzes das Volk mit unerträglichen Lasten beschweren. Oder man hebt mit Johannes jene außerordentliche Begabung hervor, die nicht aus der elterlichen Anlage und nicht aus der Schule, sondern, wie ja auch bei großen Künstlern, nur als unmittelbare Gottesgabe erklärt werden kann. Daher denn auch Johannes nicht mit der verhältnißmäßig gleichgültigen leiblichen Abstammung beginnt, sondern mit dem Wort (dem λόγος, der Idee), das im Anfange bei Gott war. Von den Verwandten Jesu wird Maria, nicht als leibliche Mutter, sondern als geistliche Tochter ihres Sohnes in den Kreis seiner Jünger aufgenommen. Gewiß seiner Einheit mit dem Vater, und daß in seinem Innern

Digitized by Google

ein Quell jenes lebendigen Wassers strömt, das genügt, eine ganze Welt zu erquicken (Joh. 4), erfüllt er seine Jünger mit jener heiteren Ruhe, die sie den leiblichen Tod des Meisters, als unerläßliche Vorbedingung für die volle Entfaltung seines Geistes (Joh. 12, 24. 25; 14, 26—28; 16, 7), ohne Bestürzung überstehen läßt. Endlich könnte sich der Künstler auch an Paulus halten; nicht an den Christus Pauli, welcher eben der dogmatische, überweltliche, der Kunst unzugängliche Christus ist, sondern an Paulus selbst, dessen Person, Gemüthsart und Wirken wir aus seinen vier größeren unzweifelhaft echten Briefen genau kennen. Sicherlich spiegelt sich in dem größten, wenngleich nur mittelbaren, Jünger die Persönlichkeit des Meisters, und so dürfen wir uns auch den Letzteren denken als einen apostolischen Mann, der zukunftsfroh und siegesgewiß, Jünger sammelnd und Gemeinden gründend, von Ort zu Ort eilt und von sich sagen kann: „In allen Dingen erweisen wir uns als Diener Gottes, durch große Geduld, mit dem Worte der Wahrheit, bei schlechtem und gutem Ruf, als Verführer geachtet und doch wahrhaft, wie sterbend, und siehe! wir leben, gezüchtigt, und doch nicht getödtet, wie betrübt, und doch immer freudig, wie arm, und doch Viele bereichernd, wie Nichts habend, und doch Alles besitzend!“ (2. Cor. 6, 4—10.) In jedem Falle müßte uns vor dem Tode des Meisters eine Jüngerschaar gezeigt werden, welche entweder durch die Trefflichkeit ihrer Organisation, oder durch Klarheit des Zieles und Stärke der Begeisterung die Fortdauer des Werkes verbürgt. In formeller Beziehung wird man außerdem orientalisches Colorit und historisch richtige Staffage, wenn auch nicht gelehrten Antiquitätenkram, verlangen dürfen.

Paul Ador, dessen Roman „Jeschua von Nazara“ soeben erscheint*), wäre vielleicht befähigt ein solches Kunstwerk zu liefern; die ersten Capitel seines Buches erregen große Erwartung; aber seine Tendenz hat ihm die Arbeit verdorben. Er wendet sich, wie die Vorrede besagt, nicht an die Strenggläubigen und nicht an die Atheisten, sondern an die große Menge der Unentschiedenen (müssen denn Alle, die zwischen den Extremen stehen, Unentschiedene sein?), „welche für ein wahres Christenthum gerettet werden kann, wenn sie sieht, daß die christliche Lehre um ihrer selbst willen (soll wohl heißen: für sich allein) auch ohne die kirchliche Ausschmückung bestehen kann“. Das „Abenteuerliche“, welches „die in naturwissenschaftlicher und medicinischer Beziehung äußerst ungebildeten, abergläubigen Evangelisten“ mittheilen, „Alles das streifen wir ab, als nicht zur Sache gehörig, und von unserem Heiland, der für ewige Zeiten der Menschheit den idealen Weg gewiesen hat, wie sie sich selbst die Erde zum Paradiese gestalten kann, machen wir uns dasjenige rein menschliche Bild, welches sich bei Zugrundelegung aller historischen Quellen und genauester Prüfung ihrer Glaubwürdigkeit ergibt.“ Ador weiß wohl, daß er damit nichts Neues thut, ist ja doch die Zahl solcher „Leben Jesu“ Legion. Aber er meint: „Der Ruf der Reformprediger dringt nicht in's große Publikum, die zum Theil äußerst gelehrt geschriebenen Bücher der Kirchenhistoriker werden nicht gelesen“, daher will er den alten Stoff in Romanform darbieten. So ganz neu ist doch wohl auch diese Form nicht; abgesehen von gewissen Fabrikaten der Hintertreppenliteratur haben wir ja Renan's „Leben Jesu“, das gerade als Roman gar nicht so übel ist.

Der Roman, welchen Ador aus historisch Gegebenem und eigener Phantasiezuthat aufbaut, verläuft wie folgt: Jeschua wächst, als der mittlere Sohn des mit Kindern gesegneten Ehepaares Joseph und Maria, im elterlichen Hause zu Nazara auf. Sein Vater, der hausbackene Zimmermann, behandelt ihn hart, weil er die Gedanken auf den Büchern und keine Lust zur Arbeit in der Werkstatt hat. Bei seiner zartsinnigen, gemüthstiefen Mutter und einem gutmüthigen, jovialen Onkel, dem Kaufmann Samuel aus Capharnaum, findet der vielgescholtene kleine „Taugenichts“ Schutz und Trost. Als ihm der Vater einst mit Schlägen droht, entflieht er zu Samuel. Dieser bringt ihn in die von des Hohenpriesters Hannas Sohne geleitete Tempelschule. Bei einer Hungersnoth verleitet Hannas den Samuel zu einem großartigen Getreideeinkauf in Aegypten, indem er das Risiko der Speculation auf sich zu nehmen verspricht. Das Getreideschiff scheitert; Hannas weiß von nichts, leugnet mit frecher Stirn die Existenz des Vertrages; Samuel wird wegen angeblicher Erpressung mit Ruthen gezüchtigt und kommt um sein ganzes Vermögen; Jeschua, des Oheims einziger Zeuge, wird aus der Schule gejagt, aus welcher er als Hauptfrucht die Erkenntniß mitnimmt, daß die Priesterreligion eitel Trug und Heuchelei ist. Beide suchen Trost in der Essäergemeinde. Samuel findet dort die Seelenruhe, der junge und feurige Jeschua schätzt zwar den brüderlichen Sinn und die Hülfsbereitschaft der Essäer, bei denen er eine Art Samaritercursus durchmacht, aber ihre Ascese entspricht nicht seiner Vorstellung vom Gott der Liebe; er tritt aus und sucht bei den ägyptischen Therapeuten „einen freieren Glauben“. Unbefriedigt kehrt er zurück und schließt sich dem Täufer Johannes an; aber dessen düstere Bußpredigt stimmt noch weniger zu seiner von Liebe überfließenden Seele. In schwerem inneren Ringen gelangt er zu dem Entschlusse, selbst als Prediger aufzutreten, dem armen Volke zu helfen und an der Herbeiführung des von den Propheten verheißenen messianischen Reiches zu arbeiten. Die Darstellung seiner öffentlichen Wirksamkeit und seines Todes schließt sich ziemlich eng an die Evangelien an.

Manche Partien des Buches lesen sich recht gut; so die Schilderungen jüdischer Familien- und Cultusgebräuche, sowie des Lebens am Herodianischen Hofe (die Episode des Täufers nämlich wird mit einer durch den Zweck des Buches nicht gerechtfertigten Breite erzählt); auch die Geschichte des unblutigen Aufstandes der Juden wegen der Aufstellung der römischen Feldzeichen in Jerusalem, die sie als Götzenbilder (Adler mit darüber befestigter Kaiserbüste) verabscheuten. Die rationalistische Umformung einzelner Wundergeschichten (der Versuchung, der Heilung des besessenen Gadareners, der Auferweckung des Lazarus) darf im Vergleich mit den vielen mißglückten Versuchen dieser Art als gelungen bezeichnet werden. Auch die psychologische Begründung des allmählich reifenden Messiasbewußtseins in Jeschua kann man sich gefallen lassen.

Aber das Messiasbild der Evangelisten ist, rein menschlich betrachtet, würdiger und schöner als Ador's Jeschua, und obwohl diese nicht bloß in Bezug auf die Naturwissenschaften ungebildeten Evangelisten weder Rhetorik und Poetik studirt noch die Hamburgische Dramaturgie gelesen hatten, wirkt ihre schlichte, trockene Erzählung reiner und stärker als alle modernen Christusromane. In der Leidensgeschichte z. B. findet sich bei ihnen auch nicht die Spur einer auf Erregung des Mitleids berechneten Phrase, kein ekelhaftes oder grauenerregendes Detail. Ador hingegen macht es wie geschmacklose Fastenprediger: er schildert die Annagelung der Hände und Füße und die Wirkungen dieser Befestigungsweise bei hängendem Körper. Von den sieben Worten Jesu am Kreuze — unsere Romankünstler sollen mal etwas Aehnliches zu machen versuchen! — läßt Ador gerade die zwei „menschlichsten“ weg: „mich dürstet!“ und: „Weib! siehe Deinen Sohn! Siehe Deine Mutter!“ Einen Augenblick glaubte ich, es sei geschehen, weil die moderne Kritik dem vierten Evangelium, in welchem sie sich finden, den Charakter einer historischen Quelle abspricht und es für eine Tendenzschrift des zweiten Jahrhunderts erklärt; aber bei genauerem Nachsehen bemerkte ich, daß Ador es an andern Stellen vielfach benützt. Dagegen begreift man leicht, warum aus den Tischreden beim letzten Abendmahl (Joh. Cap. 13—16) nur wenige dürftige Sätze aufgenommen worden sind. Karl Hase, der nicht im Verdachte der Orthodoxie steht, sagt von diesen wunderbaren Reden: „Einige unserer Zeitgenossen finden sie langweilig, unnatürlich; das ist ein nicht weiter begründetes Geschmacksurtheil, dem der Geschmack geistvoller Menschen aller christlichen Jahrhunderte entgegensteht, welche eine unerschöpfliche Tiefe religiöser Weisheit und Liebe darin fanden. Auch mir kommt es vor, als wenn das Göttliche selbst darin Worte gefunden habe, die mit Kindesaugen uns ansehen, und

*) Jeschua von Nazara. Roman, auf die Ergebnisse der historischen Forschung begründet von Paul Ador. (München, Bassermann.)

Digitized by Google

doch alle göttliche und menschliche Weisheit in sich tragen." (Geschichte Jesu, S. 553—554.)

Außerdem leidet Ador's Jeschuacharakter nicht bloß an einem innern Widerspruche, sondern widerspricht auch der Tendenz des Verfassers. Mit ganz vortrefflichen Gründen bekämpft Jeschua (I, 94 ff., 159 ff.) die Moral der Entsagung und der Buße; Gott sei ein Gott der Liebe und wolle, daß seine Geschöpfe sich des Lebens freuen u. s. w.; und nach der Einleitung soll Jeschua's Lehre zeigen, wie die Menschen sich die Erde zum Paradiese umgestalten können. Wie stimmt es damit, wenn Jeschua sein Werk mit strengem Fasten beginnt, die Theilnahme an harmloser Freude als Versuchung zurückweist, der Weltlust entsagt (I, 172) und in äußerer Entsagung und beständigen inneren Kämpfen, Zweifeln und Aengsten ein recht elendes Leben führt? Die Evangelien sind viel, viel heiterer als Ador's Buch. Daß in letzterem die Mirjam von Migdal (Magdalena) nicht als Jeschua's Geliebte auftritt, muß dem Verfasser ja vom christlichen Standpunkte aus als Verdienst angerechnet werden. Von seinem Standpunkte aus ist es entschieden ein Fehler. Als Messias seines Evangeliums wäre nur ein glücklicher Liebhaber, Gatte und Familienvater zu gebrauchen; und wenn derselbe seinem angenehmen Wirkungskreise durch einen grausamen Tod schon im 33. Jahre entrissen wird, so kann das nur die Wirkung eines höchst ungeschickten Zufalls, nicht aber in der Oekonomie dieser Art von Erlösung begründet sein.

Ein anderer Tadel, den ich noch aussprechen möchte, gilt nicht für den Standpunkt Ador's, wird auf demselben vielleicht nicht einmal verstanden. Mit den meisten seiner Gesinnungsgenossen nimmt er an, daß nicht die Person, sondern die Lehre Christi die Hauptsache sei, daß aber diese Lehre unmittelbar nach des Verkündigers Tode mißverstanden, gefälscht worden sei, und daß sie ihre Wirkungen erst in Zukunft entfalten wird, nachdem die Reformprediger sie in ihrer ursprünglichen Reinheit wieder hergestellt haben werden. Diese Herren sehen nämlich vom Christenthum nichts als das Gezänk der Theologen, die von den herrschenden Kirchen verhängten Verfolgungen und den im Volke wuchernden Aberglauben. Das ist aber doch nur die Oberfläche, und nicht einmal die ganze, sintemal auch die christliche Kunst, die christlichen Wohlthätigkeitsanstalten und manches Andere dazu gehört. Und unter dieser Oberfläche vollziehen sich täglich durch alle Jahrhunderte hindurch stille Wirkungen: Trost in Leiden, Ueberwindung von Versuchungen, Anregungen zu thätiger Nächstenliebe; und die Summe dieser nach vielen Millionen zählenden Einzelwirkungen ist es, was der christlichen Cultur ihren eigenthümlichen Charakter verleiht, und in dieser christlichen Cultur anerkennt die Mehrzahl unserer hervorragenden Geister die größte aller historischen Erscheinungen. Da nun aber der Wirkung die Ursache einigermaßen entsprechen muß, so denken wir uns Christus, wenn auch nicht als Gottsohn im dogmatischen Sinne, so doch als den göttlichsten, den größten aller Menschen. Der sich ewig in Zweifeln abquälende Jeschua Ador's aber, welcher bis in die Stunde des Todes hinein im Unklaren bleibt sowohl über sein Ziel wie über die Mittel zur Erreichung desselben, der ist nichts weniger als groß, er ist einer jener unglücklichen Grübler und Weltverbesserer, wie man sie heut in jeder Großstadt zu Dutzenden finden kann.

Die Schlußworte, welche mit dem Satze beginnen: „Ausgelitten hat der edle Streiter des Herrn, doch als Sieger, nicht als Besiegter war er gestorben", könnten auch in irgend einem evangelischen oder katholischen Gebetbuche stehen, aber sie haben keine Berechtigung unmittelbar hinter der Schilderung eines völlig trostlosen Todes, in welcher es unter Anderem heißt: „Kaum war jener Schrei der Verzweiflung verklungen, als düstere Ruhe sich über Jeschua's Antlitz legte." Die von ferne „bebend" zuschauenden Jünger, vor deren Füßen Maria „kauert", sind auch nicht geeignet, irgend welche Hoffnung auf die Zukunft zu erregen. Ador hätte doch den Wink des Johannesevangeliums beachten sollen, welches „den Jünger, den Jesus liebte", seine Mutter, die Schwester seiner Mutter und Maria Magdalena „am Kreuze stehen" läßt. Die Nähe der Personen, welche der Sterbende am meisten liebt, macht auch den entsetzlichsten Tod erträglich, vier Personen, die in der Katastrophe „stehen" bleiben, bilden schon eine Bürgschaft für die Zukunft, und der bei der Hinrichtung dienstthuende römische Hauptmann, welcher „Gott pries und ausrief: wahrlich, dieser Mensch war gerecht!", eröffnet sogar schon den Ausblick auf die Heidenbekehrung.

Paolo Ferrari.

Von Henry Perl.

Venedig, Ende März.

Der größte italienische Lustspieldichter unserer Zeit ist am 9. März 1889 zu Mailand, sechsundsechzig Jahre alt, einem Herzschlage erlegen. Viele Stücke Paolo Ferrari's sind schon bei seinen Lebzeiten der classischen Literatur Italiens eingereiht worden. Der Ruf dieses Bühnendichters ist weit über die Grenzen seines Vaterlandes hinausgedrungen und zwar nicht allein, weil mehrere seiner Werke in andere Sprachen, darunter auch die deutsche, übersetzt wurden, sondern in erster Reihe, weil seine Dramen, welche dreißig Jahre hindurch das Repertoire Italiens beherrschten, von dem glänzenden Dreigestirn Ristori, Rossi und Salvini dem Publikum beider Hemisphären anschaulich vorgeführt worden sind. Paolo Ferrari hat dreißig Stücke geschrieben, keine verblüffende Zahl, wenn man beispielsweise an seinen Landsmann Goldoni denkt, welcher der Welt so etwas wie dreihundert geschenkt hat. Ferrari pflegte in Freundeskreisen oft von sich selbst zu sagen, daß er ein „ruminatore", ein Wiederkäuer sei, der schwer, langsam und mühselig arbeite. Ein Gedanke, eine Scene, sie würden lange von ihm wiedergekäut, ehe er sich im Stande fühlte, sie in die endgültigen Worte zu kleiden. Zu bemerken ist auch, daß die Schaffensära Ferrari's mit einer für das Theater höchst ungünstigen Zeit zusammenfiel. Es war dies die Epoche der großen politischen Umwälzungen in Italien, wo die Gesellschaft sich in einem vollkommenen Uebergangsstadium befand. Die erste Aufgabe des Komödienschreibers, die Gesellschaft, in deren Mitte er lebt, zu schildern, fiel bei Ferrari von selbst weg. Seine Umgebung war im Begriffe, sich neu zu gestalten, dadurch kam er in die Lage eines Photographen, welcher eine Gruppe aufnehmen soll, die nicht stille hält. Ein gewissenhafter Biograph Paolo Ferrari's wird diesem ausschlaggebenden Momente bei der Beurtheilung seiner Werke Rechnung tragen müssen. In einer consolidirteren Zeit würden einem Talente vom Range Ferrari's die Erfolge nicht allein leichter geworden sein, sondern er würde auch das Gebiet seines Schaffens jenen angeborenen Gaben, die er in so selten hohem Maße besaß, ausschließlicher angepaßt haben. Die ersten Werke Ferrari's waren allerdings solche, wie sie der Eigenart seines Wesens, ohne jegliche Klügelei, entsprangen. Diese entfallen aber auch noch auf eine, wenigstens scheinbar ruhige, wiewohl für geistiges Streben in Italien wenig förderliche Zeit 1850—1859. Es sind das diejenigen Stücke, welche heute nach mehr als drei Decennien von ihrer Bühnenwirksamkeit noch Nichts eingebüßt haben und ihren Autor auf jenes Piedestal erheben, von dem ihn auch eine ferne Zukunft kaum herunterstürzen dürfte. Denn in diesen Stücken hat Ferrari Typen geschaffen, welchen die Unverwüstlichkeit auf der Stirne geschrieben steht. Un ballo in provincia (1848), Goldoni e le sue Commedie (1853), La Satira und Parini (1856), La medicina d'una ragazza malata (1859), Prosa, La donna e lo scettico (1858) — um nur die hervorragendsten zu nennen — gehören sämmtlich der ersten und ursprünglichen Reihe seiner Schöpfungen an. Ein tiefes Nationalgefühl spricht aus der Wahl dieser Stoffe, das um so größere Anerkennung verdient, als zu jener Zeit das italienische Theater lediglich von französischen Machwerken beherrscht wurde. Auch die künstlerische Ausgestaltung war bei Ferrari eine echt italienische. Daneben zeichneten sich seine

Digitized by Google

ersten Stücke durch eine wohlthuende, klare, moralische Auffassung, die sich auf Alles erstreckte, aus und wirkten demnach in gutem Sinne auf die Zuschauer. Die mächtige Gestaltungsgabe Ferrari's entsprang nicht so sehr der Frucht reiflichen Studiums, als sie das Ergebniß der Intuition war. Aber diese Moment-Auffassung fußte allemal auf einem richtigen Gefühle, wie die Basis eines dauernden Kunstwerkes solches erheischt. Seine Mache verrieth zwar die Goldoni'sche Schule, allein niemals sank er zum platten Nachahmer seines Vorbildes herab. Die Lustspiele Ferrari's werden demgemäß in der Literaturgeschichte auch als eine Fortpflanzung der Goldoni'schen gelten und er selbst als ein zweiter, ein verjüngter Goldoni: dieselbe liebenswürdige Komik, dieselbe anschauliche, zuweilen drastische Charakterzeichnung, dasselbe Geschick in den Verkettungen, durch welche Goldoni vor hundert Jahren entzückte und auch heute noch erfrischend und belustigend wirkt. Allein da brachen ernste Zeiten über Ferrari's Vaterland herein, und er, der mit Leib und Seele Italiener war, glaubte diesen Rechnung tragen und sich der ernsten Muse zuwenden zu müssen. Die Folge dieses Entschlusses war, daß er so manche der liebenswürdigen Eigenschaften, die seinem glücklich heiteren Naturell entsprangen, einbüßte. Freilich setzte er andere, nicht minder bedeutende, wiewohl erst durch eifriges Studium erlangte, an deren Stelle, ob aber diese die theilweise verwirkten aufwogen, das wird endgültig erst die Zeit entscheiden. Von diesem Augenblicke an geschah es auch, daß für Paolo Ferrari, wie er selbst eingestanden, das Schaffen eine Anstrengung wurde. Er, der unübertreffliche Charakterzeichner (vielleicht auch ein Ergebniß der damaligen Zeiten), war allmählich zu der Ueberzeugung gelangt, daß bloße Charakterschilderungen, und wären dieselben noch so vorzüglich, an sich nicht hinreichend seien, um daraus ein Kunstwerk aufzubauen, und getreu dem Leben abgelauschte Figuren schließlich doch nur einen mäßigen Zeitvertreib für die Menge abgeben, insolange der Dichter sie nicht zum Mittelpunkt von Conflicten macht, wie das öffentliche Leben deren täglich heraufbeschwört.

Von diesem Gesichtspunkte ausgehend, mühte sich Ferrari, seine natürliche Begabung auf eine dieser zuwiderlaufende Bahn zu drängen, die köstliche Komik, die ursprüngliche Arbeitsleichtigkeit, welche ihm eigen waren, bei Seite zu drängen, nach verwickelten Situationen auszuschauen, ferngerückte Begebenheiten heranzuziehen und Thesen aufzustellen. Der Erfolg, welcher diese complicirt aufgebauten und mühsam ausgearbeiteten Stücke vom Anfange krönte, mußte Ferrari in seiner neuen Auffassung der Dinge bestärken, wiewohl die ehrliche und verständige Kritik ihn schon damals zur Umkehr auf die alte Bahn ermahnte. Heute, nach drei Jahrzehnten, ist es erwiesen, daß Paolo Ferrari seinen dauernden Ruhm nicht jenen Werken dankt, die ihm so viel Anstrengung und Studium gekostet haben, sondern den mühelos gestalteten spontanen Eingebungen seiner ersten Schaffensjahre. Wiewohl nicht zu leugnen ist, daß auch einige seiner späteren Stücke unvergängliche Typen aufweisen, welche darum auch, ungeachtet der heute schon längst überholten Tendenz, welche ihnen zu Grunde liegt, lebensfähig bleiben werden. Eine dieser meisterhaften Gestalten ist Rodolfo Sirchi im „Duello". Sirchi charakterisirt eine ganze Epoche und findet in der zeitgenössischen Bühnenliteratur überhaupt schwerlich seines Gleichen. An sich allein würde diese Figur ausgereicht haben, Zweck und Mittelpunkt des Dramas zu werden, während sie der Dichter, seiner neuen Auffassung entsprechend, einer Tentenz unterordnete. Obgleich das italienische Publikum dreißig Jahre hindurch Ferrari ungeschmälert seine Gunst schenkte, machte es ihm doch oftmals seine Vorliebe für Thesen zum Vorwurfe. Und weniger weil es gegen diese Tendenz protestirte, als weil es instinctmäßig herausfühlte, daß der große Komödienschreiber, ungeachtet überraschend wirksamer Mache und mathematischen Ausklügelns, damit nicht sein Bestes gab.

Ein Dichter, welcher der Bühne einen Marchese Colombi (in „Satira und Parini") geschenkt hatte, durfte der Ursprünglichkeit seines Talentes durch künstliches Beiwerk keinen Abbruch thun. Solche Concessionen, welche Paolo Ferrari augenscheinlich nur dem Zeitgeschmacke und der großen Menge brachte, sind um so bedauerlicher, wenn man bedenkt, daß gerade er vermöge seines ausgezeichneten Scharfblicks, bis auf den Grund der Menschenseele zu lesen, auserkoren gewesen wäre, lauter wahre, dem Leben abgelauschte und darum unvergängliche Typen zu schaffen. Und so oft Ferrari in späteren Jahren noch den Muth fand, die Fesseln des Conventionalismus zu sprengen, hatte er Gelegenheit sich zu überzeugen, daß der Gebrauch seiner natürlichen Anlagen sich von unfehlbarer Wirkung erwies und er mit den einfachsten Mitteln sofort wieder die höchste Stufe in seinem Kunstbereiche erklomm. Kurz vor seinem Tode sollte er diese Wahrnehmung anläßlich der Reprise einer kleinen, vor zweiundzwanzig Jahren geschriebenen und aufgeführten Gelegenheitskomödie „Nessuno va al campo" (Niemand zieht in's Feld) abermals machen. Das kleine, einfache, von gesundestem Humor dictirte Stück fand bei seiner späten Wiederaufnahme größeren Erfolg als zur Zeit seiner Entstehung, weil Paolo Ferrari, wie auserlesene Geister so häufig, seiner Zeit darin vorangeeilt war. Von seinem bequemen Fauteuilsitz aus, im Teatro Manzoni zu Mailand, mochte sich der liebenswürdige alte Herr dieser späten Ernte einer frühen Saat von Herzen erfreuen. Und noch eine andere Genugthuung sollte Paolo Ferrari vor kaum einem Jahre, also kurz vor seinem Tode erleben. Sein letztes Werk (den Plan hierzu hatte er schon vor fünfundzwanzig Jahren entworfen), „Fulvio Testi", errang bei seiner ersten Aufführung einen so durchschlagenden Erfolg, wie ihn seit einer langen Reihe von Jahren keines seiner Stücke mehr erzielt hatte. Diese Vorstellung bildete auch den Abschluß von Ferrari's Künstlerdasein, das trotz vielfacher Kämpfe, welche auch ihm nicht erspart geblieben, ein vollkommen harmonisches genannt zu werden verdient.

Was die Introduction versprochen, der Schlußaccord hat es gehalten. Mit Lorbeeren ward Ferrari in selten reichem Maße beschenkt, der materielle Gewinn hingegen, welchen er aus seinen Stücken zog, ist keineswegs beträchtlich zu nennen, wiewohl Theaterdirectoren nachweislich Vermögen durch ihn gewonnen haben. Das Tantièmesystem ist bis zur Stunde in Italien eben noch keineswegs geregelt. Glücklicherweise war der Dichter, in Folge seiner bürgerlichen Stellung — Ferrari bekleidete seit 1860 das Amt eines Geschichtsprofessors an der Akademie der Künste und Wissenschaften in Mailand — in der angenehmen Lage, nicht für das liebe Brot schreiben zu müssen. Auch während seiner Jugendzeit hatte er gegen keine der Klippen anzukämpfen, an welchen Enthusiasmus und Idealismus so oft zerschellen. Sein Vater stand als Oberst in Diensten des Herzogs von Modena und wurde später zum Gouverneur von Massa ernannt. Der junge Ferrari studirte die Rechte und schrieb, kaum von der Universität in das Elternhaus nach Massa zurückgekehrt, seine ersten Komödien im Massesischen Dialekt, eine sehr dankbare und reiche Mundart.

Diese Erstlingswerke fanden enthusiastische Aufnahme auf den Bühnen von Massa und Modena, und nun glaubte sich der junge Lustspieldichter den Weg zur Bühne für alle Zukunft geebnet zu haben. Mit heiligem Eifer machte er sich daran, sein erstes großes Werk zu schreiben, Goldoni's Biographie hatte ihn dazu angeregt, und er beschloß, Goldoni und seine sechzehn Komödien zum Vorwurfe zu wählen. „Goldoni e le sue sedici commedie" — dasselbe Stück, welches Ferrari den Ruhm der Nachwelt sichert — war vollendet und der Dichter mit seiner Schöpfung zufrieden. Aber o Verzweiflung! Sämmtliche Theaterdirectoren lehnten sich gegen das Stück auf, und keiner hatte den Muth, sich an die Aufführung dieser neuartigen Komödie zu wagen. Zwei Jahre lag das Manuscript wohlverwahrt im Pulte des tiefgekränkten Dichters. Da schrieb in Florenz eine philodramatische Gesellschaft einen Ehrenpreis für das beste Lustspiel aus. Auf Zurathen einiger Freunde entschloß sich der entmuthigte Ferrari, seinen Goldoni dahinzusenden. Das Stück erhielt den Vorzug vor allen anderen und wurde das erste Mal von Dilettanten in einem Dilettantentheater aufgeführt, wo es eine enthusiastische Aufnahme fand. Von Florenz aus machte es die Runde über alle Bühnen Italiens und Schauspieler wie Autor feierten Triumphe ohne Ende damit.

Digitized by Google

Ueber Franz Déak.

Von Wilhelm Goldbaum.

Es ist aus mancherlei Gründen nicht unzeitgemäß, die Erinnerung an den großen ungarischen Patrioten aufzufrischen. Die echte und ausdauernde Vaterlandsliebe kann nie genug gepriesen werden und sie hat Franz Déak, von dem auch Friedrich Bodenstedt nicht behaupten würde, daß die Politik seinen Charakter verdorben habe, zu einem staatsmännischen Genie ersten Ranges gemacht.

An politischen Talenten war der ungarische Stamm niemals arm; durch Temperament und historische Tradition ist er darauf hingewiesen, aus dem öffentlichen Leben seine stärksten Impulse zu schöpfen. Gestalten wie Koloman Tisza verkörpern die höchste Entwickelung staatsmännischer Anlage, aber neben Tisza wirken auch heute in Ungarn zahlreiche hochbegabte Politiker, von denen freilich manche, wie der Oppositionsführer Graf Albert Apponyi, mitunter die Aspirationen ihrer Persönlichkeit höher zu schätzen scheinen als die Bedürfnisse des Staates. Franz Déak war kein stürmisch hinreißender Redner wie Ludwig Kossuth, er besaß auch nicht die schlechthin phänomenale staatsmännische Klugheit Tisza's; aber er hat sich trotzdem eine unvergeßlich großartige Bedeutung in der Geschichte Ungarns gesichert durch die wahrhaft antike Selbstlosigkeit, mit welcher er in seiner Vaterlandsliebe die gerechten Wünsche des magyarischen Volkes vertrat und durchsetzte. Nie hat einen ungarischen Staatsmann die Volksthümlichkeit mit lichterer Glorie umstrahlt. Franz Déak ist der Vater des Dualismus. Sein ganzer Ehrgeiz erschöpfte sich in der Wahrung der nationalen Rechte, aber er stritt für sie nicht mit revolutionären, sondern mit gesetzlichen Waffen. Dadurch ist er zu einer im edelsten Sinne vorbildlichen Gestalt geworden auch für die nachlebenden Generationen. Wenn heutzutage, dreizehn Jahre nach Franz Déak's Tode, die Opposition des ungarischen Reichstages auf die Straße herniedersteigt, so verleugnet sie das Andenken des „großen Patrioten"; aber daß ihr lärmender Terrorismus ohnmächtig ist, dankt Ungarn der fortwirkenden Macht der Ideen, deren edelster Vorkämpfer Franz Déak war.

Eine ausgezeichnete Darstellung dieser Ideen und des Kampfes, den Franz Déak für sie geführt hat, bietet eine kürzlich erschienene Studie „Franz Déak" von Dr. Gustav Steinbach (Wien, Manz'sche Hof-, Verlags- und Universitäts-Buchhandlung). Der Verfasser, ein geborener Ungar, gehört seit vielen Jahren der Redaction der „Neuen Freien Presse" an. Er schreibt knapp nnd klar die Geschichte der dreiundvierzigjährigen politischen Wirksamkeit Franz Déak's, mit lebhafter Beredtsamkeit, wo es ihm darum zu thun ist, die persönlichen Vorzüge des „Vaters der Nation" zu preisen, aber auch mit eindringender Kenntniß der allgemeinen und der besonderen Verhältnisse, wo es sich darum handelt, die Motive und die Zwecke des Kampfes deutlich darzulegen. Solcher Monographien kann die politische Literatur niemals genug besitzen; sie dienen als werthvolle Quelle dem Historiker und dem Publicisten als erwünschte Belehrung.

Dreißig Jahre war Franz Déak alt, als er im Jahre 1833 in den ungarischen Reichstag trat. Er kam von der Advocatur und als Abgeordneter des Zalaer Comitats. Und sofort fiel ihm die Führung der liberalen Partei zu. Es gibt Männer, die ihren Eintritt in das politische Leben nicht erst durch ein Programm zu bezeichnen brauchen; sie sind selbst vermöge der Größe ihrer Gesinnung, der krystallenen Durchsichtigkeit ihrer Bestrebungen, der absoluten Vertrauenswürdigkeit ihres Auftretens und ihres Handelns gleichsam verkörperte Programme. Franz Déak war von der ersten Stunde seiner parlamentarischen Laufbahn ein solcher Mann. Darum konnte er sich an der Spitze der liberalen Partei neben dem Grafen Stephan Szechenyi, dem „größten Ungar", behaupten, und neben dem funkelnden Strahlenschimmer, von dem Ludwig Kossuth umschienen war, stand sein Gestirn in unwandelbar stillem Glanze. Er hatte nur das Eine große Ziel, die dreihundertjährigen Verfassungskämpfe in seinem Vaterlande abzuschließen durch eine definitive staatsrechtliche Ordnung des Verhältnisses Ungarns zur österreichischen Gesammtmonarchie. Am beredtesten hat er dieses Ziel declarirt in dem von ihm verfaßten berühmten Manifeste der Opposition vom 7. Juni 1847; in diesem hieß es: „Wir sind bereit, auf Grundlage der Gerechtigkeit und Billigkeit zu einem Ausgleiche jener ungarischen Interessen, die vielleicht mit denjenigen der Erbländer im Widerspruche stehen, die Hand zu bieten, aber wir werden nie darein willigen, daß der Einheit des gesammten Regierungssystems, welche Manche gleich der Einheit der Monarchie als Hauptprincip hinzustellen belieben, alle unsere Interessen, auch unsere Verfassung, geopfert werden. Von dem Gesichtspunkte dieser Einheit des Regierungssystems ging auch damals die Regierung aus, als sie im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts uns an Stelle unseres verfassungsmäßigen Zustandes materielle Vortheile in Aussicht stellte, gegen unsere Nationalität und bürgerliche Freiheit aber die heftigsten Stöße führte ... Der Constitutionalismus ist aber für uns ein Schatz, welchen wir keinem fremden Interesse und keinem noch so verlockenden materiellen Vortheile zum Opfer bringen dürfen, den vielmehr zu erhalten und auf breitere, sicherere Grundlagen zu stellen unsere erste und heiligste Pflicht ist. ... Ja, wir sind überzeugt, daß, wenn die Regierung der ganzen Monarchie in ihrem Gesammtsystem, wie in ihren Details, vom verfassungsmäßigen Geiste durchdrungen wäre, unsere und ihre Interessen, welche jetzt geschieden sind und oft sich vielleicht gegenüberstehen, leichter ausgeglichen werden könnten. Die einzelnen Theile des gesammten Reiches würde eine größere Interessengemeinschaft, ein größeres gegenseitiges Vertrauen mit einander verknüpfen und die Monarchie könnte, auf solche Weise gestärkt in ihrer geistigen und materiellen Kraft, sicherer den künftigen Stürmen Widerstand leisten."

So sprach Franz Déak im Jahre 1847. Es war wie das berühmte Archimedische „Gib mir einen Punkt außerhalb der Welt, auf dem ich stehen kann, und ich will die Welt aus den Angeln heben". Der Punkt war damals nicht vorhanden, aber Déak suchte und spähte, bis er ihn 20 Jahre später fand. Was aber hatte er Alles in diesen 20 Jahren zu erleben! Das Jahr 1848 fand ihn als Justizminister im Ministerium Bathyany. Er klagte damals: „Die nahende Gefahr des Vaterlandes sehen, an der Spitze der Geschäfte ohne Macht und Autorität stehen, in Niemanden und in Nichts vertrauen können, fühlen, daß wir unsere Ehre, unser Leben wahrscheinlich erfolglos auf das Spiel setzen und doch von diesem Platze nicht zurücktreten können, das ist ein unendlich qualvolles Gefühl. Und mit diesem Gefühle muß ich noch die alltäglichen, trockenen Amtsgeschäfte erledigen, und wenn die Sache nicht so ernst wäre, so würde ich es lächerlich finden, daß ich mich mit Justizangelegenheiten und Gesetzentwürfen beschäftigen muß." Dann kam die Revolution und nach ihr der Tag von Vilagos. An Déak ging das Standrecht vorüber, weil er an dem Reichstag in Debreczin sich nicht betheiligt hatte. Aber sein Ideal war vorerst verhüllt; Ungarn wurde von den Bach-Husaren überschwemmt.

Still saß er in seinen beiden Zimmern des Pester Hôtels „Zur Königin von England" und mit tiefer Bekümmerniß beobachtete er den Verlauf der Dinge. Ein hochgestellter Wiener Aristokrat besuchte ihn, um ihn zu belehren, wie unerschütterlich die Kraft der nunmehr einheitlich centralisirten Monarchie sei. Er antwortete: „Wissen Ew. Excellenz, was der Altknecht ist? Der Altknecht in der ungarischen Wirthschaft ist ein Mensch, der allein mehr versteht als der Herr, der Verwalter, der Schaffner und alle Dienstboten zusammen. Also der Altknecht sagte einmal zu seinem Herrn: »Herr, es wird gut sein, die Scheuer ausbessern zu lassen, sonst stürzt sie zusammen.« »Ach was, die stürzt nicht zusammen,« erwiderte der Herr, »die hält noch zehn Jahre.« »Ganz richtig, Herr, wenn der Wind nicht bläst.«"

Und der Wind kam, um die Aera Thun-Bach fortzublasen, und das Octoberpatent vom Jahre 1860 berief den ungarischen Reichstag zu neuem Leben. Am 9. Januar 1861 stand Franz Déak vor dem Kaiser Franz Joseph in der Hofburg. Er kam

Digitized by Google

von dieser Audienz weder befriedigt, noch beruhigt heim. Jetzt erst war für einen rechtschaffenen Kampf die Bahn frei. Und sechs Jahre kämpfte Déak an der Spitze des ungarischen Reichstages; es handelte sich um die Sicherung des Constitutionalismus für Ungarn, deren Bedingungen Déak in meisterhaften Adressen an die Krone und in gewaltigen Reden auf der Tribüne unerbittlich statuirte. So ist er zum Schöpfer des Dualismus geworden, welcher heute die staatsrechtliche Grundlage der österreichischen Gesammtmonarchie ausmacht.

Als 73jähriger Mann starb Déak. Er hatte Großes vollbracht für sein Volk, das ihn in seiner stillen Einfachheit wie einen Heiligen ehrte. Es gibt einen Deutschen, der sich ihm vergleichen ließe. Dahlmann kämpfte für dieselben Ziele, mit derselben beharrlichen Selbstlosigkeit, aber ohne denselben Erfolg. Darum lebt Dahlmann nur noch in der Erinnerung weniger deutscher Kreise, während Déak auch nach seinem Tode der Abgott seiner Nation geblieben ist. Ranke hat einmal gesagt: „Es ist ein Unglück für jede Macht auf Erden, keine Erfolge für sich zu haben.“ Der deutsche Professor Dahlmann mußte Göttingen verlassen, weil er gegen einen Verfassungsbruch protestirt hatte; er erlebte das deutsche Erbkaiserthum nicht, von dem er in der Paulskirche als Berichterstatter gesagt hatte, dasselbe zu vertreten, komme ihm so vor, als sollte er das Einmaleins vertheidigen; er sah den Traum von der deutschen Einheit und dem deutschen Constitutionalismus, an dem seine ganze Seele gehangen hatte, zerfließen vor einer Reaction, deren Ende zu schauen ihm nicht vergönnt war. Der ungarische Advocat Franz Déak erreichte das Ziel; vor seinen Augen ritt der ungarische König den Krönungshügel hinan, und an dem Sonnenschein des Gelingens wärmte der Patriot, der Rathgeber des Königs und Vertrauensmann des Volkes, seine greisen Glieder. So lange Ungarn die Wege wandelt, die Franz Déak ihm vorgezeichnet hat, wird es in dem dualistischen Oesterreich der Pfeiler des Liberalismus sein. Das hat Koloman Tisza erkannt, als er die Erbschaft Déak's übernahm, die er heute gegen eine irregeleitete Demagogie wie ein Löwe vertheidigt.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Auf Ehrenwort.

Von Konrad Telmann.

(Schluß.)

Unter solchen Umständen beschloß Graf Erwin mit offenem Visir zu handeln. Noch an demselben Abend suchte er den Maler auf, der den unerwarteten und unwillkommenen Besuch, den er sofort mit jener heimlichen Fahrt in Verbindung brachte, mit kühler Höflichkeit empfing. Lindheim hatte sich durch seinen ständigen Verkehr mit dem high life, den schon sein Beruf als Portraitmaler mit sich brachte, die feinen Formen der besten Gesellschaft angewöhnt. Er betrug sich wie ein vollendeter Gentleman und wußte eine Ruhe zur Schau zu tragen, die mit dem Zustande seines Inneren keineswegs in Einklang stand. Auf den Grafen machte seine Haltung von vornherein einen vortrefflichen Eindruck. Er kam nach wenigen einleitenden Worten sofort auf den Grund seines Besuches zu sprechen. Man habe an ihn eine Denunciation gelangen lassen, nach welcher er, der Maler, mit der Gräfin Eva ein Rendezvous in einem geschlossenen Wagen gehabt haben solle. Um die ganze delicate Angelegenheit in einer Weise beizulegen, wie sie unter Ehrenmännern üblich, würde es genügen, wenn Lindheim ihm entweder erkläre, daß er sich der Kugel des Grafen stellen wolle, oder aber auf sein Ehrenwort versichere, daß jene Denunciation lüge.

Lindheim hatte während der Worte des Grafen bereits seine Situation überdacht. Nahm er die Forderung an — und er war nichts weniger als ein Feigling, überdies ein guter Pistolenschütze, und würde seiner eigensten Empfindung nach sich selber durch die Annahme am Besten genug gethan haben — so war, wie immer der Ausgang des Duells auch sein mochte, die Gräfin auf immer unheilbar bloßgestellt. Wenn er sein Ehrenwort abgab, nie eine Zusammenkunft mit ihr gehabt zu haben, rettete er ihren Ruf und ihre Ehre, beging aber selber eine ehrlose Handlung, die von einem Meineide ihm nicht weit abzuliegen schien. Und dennoch glaubte er, sich für dies Letztere entschließen zu müssen, weil er um jeden Preis, auch für den höchsten und äußersten, die retten mußte, die ihm ihre Ehre blindlings anvertraut hatte. „Herr Graf,“ sagte er mit ganz ruhiger, klarer Stimme, „es waltet hier ein unheilvolles Mißverständniß oder eine ruchlose Perfidie vor. Sie selber wissen, wie selten und flüchtig ich mich seit erst kurzer Zeit des Vorzugs erfreut habe, mit der Frau Gräfin zusammenzutreffen. Ich gebe Ihnen hiermit das gewünschte Ehrenwort, nie mit ihr irgend eine geheime Zusammenkunft gehabt zu haben, in aller Form und ohne jeden Vorbehalt.“

Er reichte dem Grafen seine Hand hin, die dieser mit dem Ausdruck seiner Hochachtung für das correcte Benehmen des Malers ergriff. „Es wird jetzt kaum noch einer Bitte meinerseits bedürfen, Herr Lindheim,“ sagte der Graf, „den Inhalt unserer heutigen Unterredung durchaus geheim zu halten. Da es sich um eine Dame handelt, und ich es mit einem Cavalier Ihres Schlages zu thun habe —“

„Herr Graf,“ fiel ihm Lindheim in's Wort, „ich bitte Sie, sich versichert zu halten, daß der Ehre der Frau Gräfin von mir aus nie die leiseste Gefahr droht.“

Die beiden Männer verbeugten sich vor einander und trennten sich nach einem warmen Händedruck. In dem Grafen blieb auch nicht der leiseste Zweifel an Lindheim's Ehrlichkeit zurück, als er ihn verließ. Der Maler hatte den allerbesten Eindruck auf ihn gemacht. Als Egon ihm vorstellte, daß ein Gentleman in solchem Falle immer eher sein Ehrenwort fälschlich ableisten, als eine Dame, deren Ehre in seine Hand gegeben ist, compromittiren dürfe, erwiderte er mit Entschiedenheit: „Lindheim ist völlig unbetheiligt. Auch alle äußeren Umstände sprachen gegen ihn. Aber seit ich ihn gesehen und gesprochen habe, bin ich durchweg überzeugt von seiner Unschuld.“

Gräfin Eva selber, obwohl Erwin sich jeder leisesten Andeutung zu ihr darüber enthielt, daß sie ihm verdächtigt worden sei, war klug genug, einzusehen, daß Egon sie neulich erkannt und dann ihrem Manne verrathen habe, ohne ihm zugleich den Mitschuldigen nennen zu können, gegen den sich seine Rache hätte richten können. Sie durchschaute die Maßregeln, die getroffen worden waren, um diesen Letzteren zu entdecken, sobald sie sich's einfallen lassen würde, einen Verkehr mit ihm fortzusetzen, und sie dachte deshalb für jetzt an solche Fortsetzung nicht mehr. Sie zitterte nur vor dem Augenblick, wo Lindheim, den sie sich in Leidenschaft für sie entflammt denken mußte, sich fortreißen lassen würde, in unbesonnener und stürmischer Weise eine erneute Annäherung zu suchen, die zu einer Entdeckung führen mußte. Zu ihrer größten Ueberraschung — denn von dem Besuch ihres Mannes bei Lindheim ahnte sie nichts — blieb dieser Schritt aus, und da der Zufall es fügte, daß sie Beide auf den letzten Gesellschaften, welche die zu Ende gehende Saison noch mit sich brachte, nicht mehr zusammentrafen, war jede Verbindung zwischen ihnen abgeschnitten und das Verhältniß beendigt, noch ehe es recht eigentlich begonnen hatte. Gräfin Eva begriff Lindheim's Verhalten nicht mehr, es verbitterte und empörte sie. Sie fühlte sich in ihrer weiblichen Würde so tief gekränkt, wie noch nie in ihrem Leben; sie empfand Scham vor sich selber, daß sie sich einem Manne hatte anvertrauen können, der sie offenbar nur als eine willkommene Beute für den Augenblick, nur als den Gegenstand eines neuen, galanten Abenteuers hingenommen, um sie eben so schnell und eben so leichten Herzens wieder preiszugeben, wenn sie sich nicht etwa gedrungen fühlte, sich ihm abermals in die Arme zu werfen. Daß er zu erwarten schien, sie werde noch einmal den ersten Schritt thun, daß es ihn nicht drängte, wieder in ihre Nähe zu kommen, daß er nicht lieber einen unvorsichtigen und tollen, leidenschaftlichen Streich beging — gleichviel was, wenn es nur von einem wilden, heißen Verlangen nach ihr Zeugniß ablegte — statt sich feige und gleichgültig, vielleicht gar schon übersättigt fern zu halten, das demüthigte sie und erfüllte sie gleichzeitig mit einer zornigen Entrüstung gegen den, an den sie sich weggeworfen. Wenn er jetzt noch gekommen wäre, er hätte ihre Knie umklammern und sie um Verzeihung und um Mitleid anflehen können, sie würde ihn nicht mehr erhört, würde ihn voller Empörung von sich gestoßen haben.

Lindheim kam aber auch dann nicht, als aus Gräfin Eva's rasch aufgeflackerter Leidenschaft für ihn bereits Haß und Verachtung geworden waren. Und mit dem Entschlusse, ihn zu vergessen und sich bei der erstbesten, sich bietenden Gelegenheit aus Trotz und Empörung in den Strudel einer neuen Leidenschaft zu stürzen, um sich dies Vergessen zu erleichtern, reiste Gräfin Eva im Frühjahr nach Wiesbaden zur Kur.

Lindheim hatte all' diese Zeit, wo er nach Gräfin Eva's Muthmaßung das Abenteuer mit ihr in den Armen einer Anderen, der „Nächstfolgenden“, vergaß, in Wahrheit die schwersten Conflicte durchlitten, die eine Menschenbrust nur heimsuchen können. Er sagte sich, daß er trotz Allem und wenn er auch wirklich nicht habe anders handeln können, als er gethan, ein Ehrloser geworden sei, daß er einen Meineid geschworen, daß er sich mit seinem fälschlich abgegebenen Ehrenwort selber aus der Liste der anständigen Männer ausgestrichen habe. Er war sich ganz klar darüber, daß jetzt Niemand mehr die Pflicht habe, ihm irgend etwas zu glauben, daß er seine Augen nicht mehr frei emporheben, daß er kein Versprechen mehr mit Handschlag geben dürfe. Und er war entschlossen, diesem unerträglich gewordenen, täglich unerträglicher werdenden Zustande durch eine Pistolenkugel ein Ende zu machen. Er wollte sich nicht länger vor sich selber schämen. Was ihn davon zurückhielt, war jetzt einzig und allein die Ueberzeugung, daß er durch seinen Selbstmord das Opfer, das er der Ehre einer ihm vertrauenden Frau erst durch seine eidlich bekräftigte Lüge gebracht, selbst wieder vereiteln und sie in den Augen ihres Gatten bloßstellen müsse. Ein Cavalier, wie Graf Donbach, würde sich ohne Zweifel sofort sagen, daß der Maler sich nur getödtet habe, weil er die Schande eines fälschlich gegebenen Ehrenworts nicht zu überleben vermocht habe, und die Schuld seiner Frau wäre für ihn bewiesen gewesen. Nicht einmal dieser Ausweg aus dem schmählichen Conflict, in den er mit sich selber gerathen, blieb ihm also. Er mußte leben, leben —

Digitized by Google

Und er lebte, lebte weiter mit dem drückenden, lähmenden Bewußtsein, kein Ehrenmann mehr zu sein, keinen Anspruch mehr auf den Verkehr mit Ehrenmännern zu haben, keinen Glauben mehr von ihrer Seite zu verdienen. Es nützte ihm hierbei nichts, daß er die Thatsache sich selber immer vor Augen hielt und an diese Thatsache sich klammerte, Niemand wisse von seinem Ehrenwort, Niemand könne ihm je nachweisen, daß er es fälschlich gegeben. Irgend wer mußte ihn doch mit der Gräfin zusammen gesehen, irgend wer ihn angeklagt haben. Und eben diese selbe Person mußte jetzt auch wissen, daß er gelogen hatte, daß er meineidig geworden war. Wer es war, galt vollkommen gleich.

Ja, Lindheim fing an, in jedem Menschen, mit dem er zusammentraf, diese geheimnißvolle Persönlichkeit zu argwöhnen. Einer konnte es so gut sein, wie der Andere — warum also nicht dieser? Und Lindheim sah ihm in die Augen und suchte dort nach einem Merkmal dafür, daß Jener um seine Schuld wisse. Er wurde mißtrauisch und allmählich menschenscheu. Und doch suchte er weder ängstlich das Eine wie das Andere zu verheimlichen, damit man nicht etwa den Gründen solcher bei ihm abnormen Eigenschaften nachforschen und dabei das Richtige errathen solle. Mit der Zeit bildete sich eine vollkommene fixe Idee bei ihm aus. Er beobachtete mit scharfer Genauigkeit Jeden darauf hin, ob er ihm auch alle Ehre widerfahren lasse, wie früher, ihn ganz ebenso grüße, wie sonst, mit der gleichen Freundlichkeit und Theilnahme von ehemals zu ihm spreche. Er gerieth in nervöse Unruhe, wenn er zu bemerken glaubte, daß ihm Einer ausweich oder den Kopf fortwandte, wenn er ihn hätte sehen und seinen Gruß erwidern sollen. Ein paar Mal stellte er diese angeblichen Beleidiger in den schärfsten Ausdrücken zur Rede und mußte dann erfahren, daß er sich durchaus getäuscht und nur ein Zufall ihn genarrt habe. Lachend fragte man ihn, ob er denn ein schlechtes Gewissen habe, daß er gleich das Schlimmste denke, wenn man seine Gedanken oder Augen einmal wo anders habe, als bei ihm.

Nun sah er ein, daß er seine Sache durch die Art und Weise, wie er seinen Argwohn zur Schau trug, nur noch verschlimmerte, daß er geflissentlich einen Verdacht derer auf sich lenkte, die ihm noch völlig unbefangen gegenüberstanden. Und er zog sich nun immer mehr in sich selber zurück. Dann meinte er wieder, so könne er doch nun und nimmer in Erfahrung bringen, wie man über ihn denke und was man von ihm wisse, und stürzte sich mitten in das tollste Treiben, der Wildeste und Ausgelassenste unter Allen, bis er plötzlich, von seinem Wahn auf's Neue beherrscht, Alle beargwöhnte und Allen entfloh.

So ging es aber auf die Dauer nicht weiter. Er sah das selbst ein, er begriff, daß er sich bei solchem Leben innerlich und äußerlich aufrieb, sich verzehrte. Arbeiten konnte er endlich auch nicht mehr, wenigstens fand er keine Befriedigung mehr in seiner Arbeit. Sie genügte ihm nicht, er fand Alles mißlungen, unkünstlerisch, werthlos, was er zu Stande brachte. Eine innere Unruhe trieb ihn von der Staffelei weg und jagte ihn fort, ruhelos und ziellos. Wenn Freunde und Bekannte seine Arbeit lobten, vermuthete er Spott und Ironie darunter. Er sagte sich, daß Einer, der ein falsches Ehrenwort abgegeben, unmöglich mehr gut malen könne. Dieselbe Hand, die in der des Grafen Dornbach gelegen und mit der er einen Meineid bekräftigt hatte, konnte den Pinsel nicht mehr führen, sie mußte zittern; und er mochte sie gar nicht mehr sehen, diese Hand. Er hielt sie immer in der Tasche, wenn er so planlos und friedlos durch die Straßen lief. Aber endlich war das Alles nicht mehr zu ertragen, es mußte ein Ende gemacht werden. Wenn er's so fort trieb, würde er im Irrenhaus endigen, und das wollte er nicht, davor graute ihn. Er beobachtete sich selber ganz genau, er wurde sich klar über alle seine Regungen, er secirte förmlich sein Inneres; und dann sagte er sich: „Du wirst wahnsinnig werden!" Und zwar würde er's werden, weil er diesem unheilvollen, unseligen, unertragbaren Dasein nicht rechtzeitig vorher ein Ende machen konnte. Das aber konnte er nicht, einzig und allein um dieser Frau willen, die er nicht durch seinen freigewählten Tod in den Augen ihres Gatten bloßstellen durfte. Diese Frau hielt ihn fest im Leben, in einem Leben, das ihm seit Langem zum Ekel geworden war, und dessen Weg in der Zelle eines Narrenhauses endigte. Wenn diese Frau nicht wäre, könnte er jetzt sterben, könnte er durch einen selbstgewählten Tod die Schande des Meineids von sich abwaschen, könnte er sich selber die Sühne verschaffen, nach der er lechzte, wie der Wüstenwanderer nach einem Trunk Wassers.

Ein furchtbarer Haß gegen diese Frau, die ihn an das Dasein festketten, die ihn in der Zelle eines Irrenhauses enden lassen wollte, bloß damit ihr guter Ruf bewahrt blieb, gährte in ihm auf. Wie hatte diese Frau es überhaupt wagen können, so verhängnißvoll in sein Leben ein zugreifen? Welch' Recht dazu hatte er ihr je eingeräumt? Und nicht einmal geliebt hatte er sie, so wenig wie sie ihn geliebt hatte. Ein Rausch hatte sie zusammengeführt, eine Phantasie, die Abenteuerlust einer unbewachten Stunde, wie sie in unbefriedigten, unausgefüllten und heißen Herzen immer einmal aufsteigt. Und dafür war die Sühne eines solchen Lebens, wie Paul Lindheim es jetzt führte, zu groß, sie entsprach der Schuld nicht, die er auf sich geladen, entsprach ihr um so weniger, als die Frau, die den ersten Schritt auf dem Pfad der Sünde gethan und ihn darauf erst mit sich fortgelockt hatte, selber straffrei ausgehen sollte. Nein! Sie sollte mit ihm büßen. Sie hatte nicht das Recht, zu verlangen, daß er, nachdem er um ihretwillen schon zum Meineidigen geworden, nun auch noch zum Tollhäusler werden, daß er dies Leben eines Wahnsinnigen, welches er seit den letzten Monaten geführt, so weiter führen solle. Er hatte genug gebüßt durch das, was er bis heute gelitten, mehr als genug. Was nun kommen sollte, das mochten sie Beide gemeinsam auf sich nehmen, wie sie gemeinsam gesündigt hatten. Sie mußte mit ihm sterben. Nur dann durfte er die Bürde dieses ehrlos gewordenen Daseins von sich werfen, nur dann entging er der Höllenpein dieses Fortvegetirens und entrann er dem Irrenhause. Um sie durch seinen Tod nicht zu compromittiren, mußte er erst sie selber tödten. Dann mochte Graf Dornbach von dem, was zwischen ihnen Beiden geschehen, denken, was er wollte. Seine Vergeltung konnte sie nicht mehr treffen.

Als Paul Lindheim im klaren Aufbau seiner Schlußfolgerungen bis zu diesem Punkte gekommen war, wo er sich sagte: so und nur so könne es werden, und wenn es so werde, sei er frei, sei all' dies Grauen, all' dies Unheimliche, all' dies Entsetzliche mit einem Schlage für ihn zu Ende, traf er seine Vorbereitungen in der ruhigen Umsicht, die so oft in der Ausführung ihrer Pläne den Irrsinnigen eigen ist. Er war zugleich fest entschlossen, die Gräfin zu ermorden, wenn er sie seinen Wünschen, mit ihm zusammen zu sterben, abgeneigt fand. Mit eiserner Consequenz verfolgte er sein Ziel.

Er brachte in Erfahrung, daß Graf Dornbach noch in Spaa weilte, während die Gräfin bereits nach der Residenz zurückgekehrt war. Auch das war ein Wink des Schicksals für ihn. Allen seinen Freunden gegenüber wieder instinctiv eine ruhige Freudigkeit und Umgänglichkeit heuchelnd, von der sein Inneres weit entfernt war, schrieb er einen Brief an die Gräfin, in dem er ihr mittheilte, daß der Graf damals ihr Beieinandersein ausgekundschaftet habe und daß er von ihm, dem Schreiber, dann sein Ehrenwort verlangt, nie wieder auch nur die geringste Annäherung an die Gräfin zu versuchen. Trotzdem er dies Ehrenwort damals gegeben, könne er in der Gluth der ihn verzehrenden Leidenschaft nicht anders, als es in diesem Augenblick zu brechen, was sie verzeihen werde, verzeihen müsse, sofern in ihrer Seele auch nur ein Funken von der Flamme glühe, welche die seinige durchlodere. Und dessen zum Zeichen erflehe er von ihr die Gunst, sie nochmals in gleicher Weise sehen zu dürfen, und werde sie am folgenden Tage wiederum um die nämliche Stunde wie damals und an der gleichen Stelle im geschlossenen Wagen erwarten.

Dieser Brief war in so beweglichen Worten abgefaßt, so von heißester Leidenschaftlichkeit durchglüht, er erklärte zugleich so gut, weshalb Paul Lindheim bis zur Stunde geschwiegen hatte und scheinbar jeder weiteren Neigung unwürdig geworden war, er bildete einen so ergreifenden Beweis von seiner unerschütterlichen, aller Schranken und Verpflichtungen spottenden Liebe, daß Gräfin Eva dadurch auf's Tiefste bewegt wurde. Sie hatte in Wiesbaden ohnehin keine lohnenden Zerstreuungen nach dieser Richtung gefunden und war ziemlich mißvergnügt nach der Hauptstadt zurückgekehrt. Nun war sie keinen Augenblick zweifelhaft darüber, daß sie den armen Lindheim, der so viel gelitten und den sie so ungerecht verdächtigt hatte, erhören müsse. Sie hatte ihn für so Vieles zu entschädigen.

Paul Lindheim wartete daher anderen Tages nicht vergeblich. Die Gräfin kam und war zärtlicher und hingebender, als damals, da sie zusammen in dem gleichen Wagen den gleichen Weg gefahren waren. Und Lindheim selber war ganz Leidenschaft, ganz Entzücken. Zuletzt bestürmte er die Gräfin, ihm in sein Atelier zu folgen, ihn während der Dauer einer Stunde wenigstens in den Traum einzuwiegen, daß sie die Herrin seines Hauses sei. Und auch dazu ließ sie sich nach einigem Zaudern bestimmen, lächelnd, berückend schön, leidenschaftlich erglühend, wie entzündet von der Flamme, die aus jedem seiner Worte zu ihr redete. Der Wagen wurde fortgeschickt, die Gräfin stieg an Lindheim's Seite die Treppe zu seiner Wohnung empor.

Als sie sich's dort bequem gemacht, sein Atelier mit der staunenden Neugierde eines Kindes betrachtet, jedes Stück darin gemustert hatte, redete er plötzlich zu ihr davon, daß er nun sein Ehrenwort gebrochen habe, also ein Ehrloser sei und dafür sterben müsse. Und sie müsse mit ihm sterben, um nicht durch seinen Tod für immer bloßgestellt zu werden. Er sprach mit leidenschaftlicher, heißer Beredtsamkeit auf sie ein, seine Augen glühten, sein Körper bebte, er warf sich in einem wilden Ausbruch ihr zu Füßen, umschlang ihre Kniee, flehte sie an, mit ihm gemeinsam in den Tod zu gehen.

Sie aber wußte nicht, was sie von dem Allen denken sollte. Anfangs hatte sie's für einen wilden Scherz genommen, was er von ihr forderte, dann kam ihr jäh die Angst, er könne wahnsinnig geworden sein, denn ein irres, unstätes Licht flackerte in seinen Augensternen auf; zuletzt aber sah sie in dem ganzen, tollen Gebahren nichts mehr, als das natürliche, heiß lechzende Begehren der männlichen Leidenschaft, mit dem geliebten Weibe zusammen sterben zu wollen, wenn man mit ihm zusammen nicht leben, wenn man es nicht besitzen könne. Und das durchfieberte ihr die Adern mit wollüstiger, triumphirender Befriedigung. Sie beugte sich zu dem sie immer stürmischer beschwörenden Manne nieder, sie fuhr ihm mit ihren weißen Fingern tändelnd durch das lockige, schwarze Haar und sagte, ihre Augen tief in die seinen versenkend: „O Du thörichter Mann! Und Du meinst nicht, es wäre trotz Allem noch immer unendlich viel süßer, zu leben, als zu sterben? Ach, welch' ein Narr Du bist! Komm! Laß Dich küssen! Sterben? Nein, nein — leben, leben. Und wenn es nur in Sünden sein kann, laß uns den Muth haben, in Sünden zu leben und zu lieben — ja, willst Du?"

Ihr heißer Athem ging über ihn hin, ihre Lippen brannten auf seiner Stirn, ihre Arme umschlangen seinen Nacken. Und während dies bestrickende Weib ihn umfing und während in dem Duft, der von ihr ausströmte, seine Sinne sich zu berauschen schienen, arbeiteten hinter der Stirn dieses Wahnsinnigen die Gedanken unabläßig weiter, in vollster Klarheit und Unerbittlichkeit. „Sie will nicht mit mir sterben," sagte er sich, „sie widersteht in ihrem Lebensdrange allen meinen Vorstellungen, allen meinen Bitten und allen meinen Drohungen! Also muß sie wider ihren Willen sterben." Und dazwischen überließ er sich dem Traum, der ihn unter ihren heißen Liebkosungen ergriff, und als sie ihn wieder fragte: „Willst Du?" da schrie er hinaus: „Ja, ja, ja, ich will leben!"

Als dann der Augenblick kam, wo Gräfin Eva Abschied nehmen wollte, bat Lindheim sie, vorher noch eine Erfrischung bei ihm einzu-

Digitized by Google

nehmen. Er hatte Früchte bereit stellen lassen, trug Wein herbei und bereitete ihr endlich eine Limonade, nach der allein sie Verlangen äußerte. Und in diese Limonade schüttete er das Giftpulver, das er sich längst für solche Gelegenheit zu verschaffen gewußt hatte; und während er es that, sagte er sich, wenn sie sich weigern werde, das Glas bis zur Neige zu leeren oder wenn das Gift seine Wirkung nicht thue, so werde er sie mit diesen seinen Händen erdrosseln, denn lebend dürfe und solle sie dies Gemach so wenig mehr verlassen, wie er selber.

Unter munterem Geplauder und mancherlei Scherzen nahmen sie dann Beide gemeinsam die kleinen Erfrischungen zu sich und dazwischen küßten sie sich manchmal und waren harmlos-froh, wie zwei Kinder. Paul Lindheim aber ließ bei dem Allen keine Minute lang sein brennendes Auge von dem Antlitz der Gräfin abgleiten. Scharf beobachtete er jede Veränderung in ihren Mienen, versuchte er jeden Wechsel ihrer Farbe zu erkennen. Und während dem traf er mit ihr die Verabredungen für ein erneutes Stelldichein, lachte, schwatzte er, wie ein hoffnungsfroher, zukunftssicherer Liebhaber, der sich in seine ihn Anfangs peinlich anmuthende Rolle endlich gefunden hat und nun ganz glücklich in ihr ist.

Plötzlich sprang die Gräfin auf, ihre beiden Hände auf ihr Herz pressend, aschfahl im Gesicht, einen halb unterdrückten Schrei ausstoßend, der nur noch wie ein dumpfes Röcheln über ihre Lippen brach. „Was ist Ihnen?“ fragte er, während seine Augen zu ihr hinüberglühten und seine Glieder gleichzeitig wie von einem Schüttelfrost angepackt wurden.

Sie konnte keine Antwort mehr geben. Die Stimme versagte ihr, ein Krampf warf sie plötzlich zu Boden. Und nun wand sie sich dort in wilden Zuckungen secundenlang hin und her, krümmte sich, ward wie von unsichtbarer Gewalt herumgeschleudert, bis sie mit einem Male ganz still lag, ohne auch nur noch einen Schrei auszustoßen, ohne die leiseste Regung, plötzlich ganz starr, kalt leblos.

Lindheim hatte diesem kurzen, grauenvollen Todeskampfe zugesehen mit weit vorgebeugtem Oberkörper, die Hände auf den Knieen, halb offenen Mundes, mit vorquellenden, glasigen Augen. Nun erhob er sich langsam, schwerfällig, wankte auf den Leichnam zu, kniete nieder und betastete ihn mit seinen Händen, ganz leise und vorsichtig, um zu erforschen, ob noch irgend eine Lebensregung darin sei. Nein, er fand keine. Da stieg ein triumphirendes Leuchten in seinem Antlitz auf. Er ergriff den schönen, leblosen Körper, er hob ihn in seine Arme empor, er bettete ihn auf dem Ruhelager inmitten des Ateliers. Und er holte die Blumen aus allen Vasen des Gemaches und streute sie über den Leichnam hin, er schmückte das Polsterbett mit bunten Tüchern und allerlei Flitter phantastisch aus. Und dann beugte er sich über das schöne, todte Weib herab und küßte es auf die erkalteten Lippen.

Müde und gebrochen erhob er sich endlich. Er mußte sich die Hand auf die Stirn legen, um einen Augenblick lang nachzudenken, was nun eigentlich folgen sollte. Und dann wußte er es wieder, denn es war Alles ganz planmäßig und genau in ihm aufgebaut worden und nur der Abschluß fehlte noch, den er nun mechanisch gleichfalls vollbringen mußte. „Nun muß ich mich todtschießen,“ sagte er halblaut vor sich hinaus. Dann ging er zu seinem Pistolenkasten, nahm die Waffe, die er längst für sich selber geladen, heraus, prüfte sie und nickte befriedigt vor sich hin. Auf dem Eisbärenfell zu Füßen des Ruhelagers, auf welchem er die todte Frau unter Blüthen gebettet hatte, den Saum ihres Gewandes mit seiner Linken fassend, schoß er sich gerade in's Herz und war auf der Stelle todt.

Und so fanden sie die Beiden, die sich eigentlich „gar nicht gekannt hatten“ ...

Aus der Hauptstadt.

Aus Schulte's Kunstsalon.

Eine Specialität der Ausstellungen unter den Linden waren von jeher die Schöpfungen der Gebrüder Achenbach. Auch dieses Mal bilden sie den Mittelpunkt einer vielgliedrigen Gruppe neuerer Gemälde. Oswald Achenbach hält sich stets auf der Höhe seines eminenten, seit Jahrzehnten an den gleichen Motiven geübten Könnens. Seine Rheinpfalz bei Caub im Mondlicht mit der seitwärts am Ufer aus der Bildfläche heraus brausenden Locomotive mit den wie ungeheure Augen leuchtenden Laternen ist ein Effectstück, wie es mancher Andere ihm nachmalen würde. Unerreicht bleibt seine Wiedergabe des sonnigen italienischen Himmels, unter dem jedes Farbengewirr sich durch die Lockerung der Schatten in Folge starker Reflexe in wohlthuende Harmonie auflöst. Das Blumenfest in Genzano bietet dem Meister Gelegenheit zur Verwendung des ganzen Farbenreichthums seiner Palette. Von der Kirche im Hintergrund her dehnt sich nach vorne hin ein Teppichbeet in gefälligen Mustern verstreuter Blumen, auf dem die soeben das Portal verlassende Procession einherschreiten soll. Zu beiden Seiten drängt sich eine fröhliche, schaulustige Menge, Fremde und bunt gekleidetes Landvolk. Die glänzend weißen Häuserfronten sind mit Fahnen, Velarien und Teppichen geschmückt und über die Straße fort durch Lampionketten verbunden. Von links her an der Kirche vorüber streift aus einer Querstraße blendende Lichtfülle herein, durchleuchtet die aufwirbelnden Weihrauchwolken und legt sich in dichten Massen auf die weißen Kopftücher der Frauen, daß sie fast körperlich aus der Bildfläche herausspringen. Ruht hier der Hauptnachdruck auf der bunten, durch einander drängenden Staffage, so weiß Oswald Achenbach in drei anderen Bildern dem ruhigen Stimmungscharakter der mittel- und süditalienischen Landschaft gerecht zu werden. Der Blick von Albano aus in die in violetten Duft getauchte Campagna ist voll stiller Melancholie, während in der Ebene bei Aquino wieder das grelle Sonnenlicht durch den Straßenstaub flimmernd sein Spiel treibt. Ein wenig flüchtig und skizzenhaft behandelt, besonders in der Staffage, erscheint der Blick von dem Felsenstrande Ischias aus nach dem Vesuv hin.

Andreas Achenbach ist durch zwei Marinestücke bekannten und bewunderten Genres und durch ein wahres Bijou aus dem Ende seiner besten Periode, vom Jahre 1869, vertreten, als er sich noch auf die Wiedergabe der stillen Reize westdeutscher Landschaft beschränkte. Das Bildchen stellt eine Gegend bei Neuß mit heraufziehendem Gewittersturm dar. In der Terrainbehandlung noch ganz an seine holländischen Vorbilder erinnernd, weist es in der Malweise des Baumschlages schon eine gewisse virtuosenhafte Technik auf, die an Stelle des liebevollen Herausarbeitens des Details mit den Einzelformen ein wenig summarisch umspringt. Musterhaft, voll Achenbach'schen Realismus, ist die Behandlung der Atmosphäre, des bewölkten, besonders im Vordergrunde schwer drückenden Himmels.

Zu einem interessanten Vergleich geben zwei verwandte Motive behandelnde Genrebilder von Meister Ludwig Knaus Anlaß. „Unter der Linde“, im Jahre 1850 gemalt, begründete den Ruf des jungen Künstlers. Das Bild, ein hessisches Dorffest im Freien darstellend, steht noch ganz unter dem Einfluß des Strebens nach geschlossenem Colorit. Was ihm an Schmelz- und Leuchtkraft der Einzeltöne abgeht, das ersetzt es durch eine ruhige wohlthuende Gesammtfärbung. Die Charakteristik der alten und jungen Dörfler weiblichen und männlichen Geschlechts läßt allerdings noch Manches zu wünschen übrig, sie ist mehr auf Ueberkommenes, als auf selbst Gesehenes gegründet und begnügt sich mit dem Typischen, wo sie energisch auf das Individuelle losgehen sollte. Nach dieser Richtung ist die hessische Dorfkirmes vom Jahre 1883 dem älteren Bilde bei Weitem überlegen. Wie der Bauerbursche entweder phlegmatisch, mit der Pfeife im Munde seinen Schatz dreht, oder ihn in toller Lust johlend herumschwenkt, wie der Gardereiter die Caroline, wie Veitel Itzig die Kalle im Reigen führt, ist mit voller Treue der Wirklichkeit nachgeschrieben. Streift hier die Wahrheitsliebe bisweilen hart an die Grenze der Carricatur, so kommt in dem Gegenbilde des Kinderreigens im Vordergrunde des Bildes der absichtslose Humor zur harmlosesten Wirkung. Von dem rechts in beschaulicher Ruhe sein Butterbrod verzehrenden Kinde über den geschlechtslosen Ringeltanz der Mädchen und das in voller Lust allein umherwirbelnde und jauchzende Kind im Mittelgrunde fort bis zu den die Großen nachahmenden Paaren links baut sich eine Stufenleiter der Lebensfreude auf, die sich unwillkürlich dem Beschauer mittheilt. Eine gewisse blendende Buntheit, das Wiederkehren aus anderen Bildern bekannter Modelle des Meisters nimmt man der wohlthuenden Gesammtwirkung halber gern mit in den Kauf.

Eine eigenartige Begabung entwickelt der Stuttgarter Historienmaler Robert Haug. Seine drei bei Schulte ausgestellten Schilderungen militärischer Scenen aus der Zeit 1806—1815 geben im engsten Rahmen in wenige Centimeter hohen Figürchen überzeugende Ausschnitte aus der kriegerischen Vergangenheit. Der „in Eile“ dahinsprengende General im Dreimaster, die preußischen Jäger „auf der Streife“, die österreichischen „Plänkler“ in ihren weißen Uniformen sich kaum von der weißen Schneefläche abhebend, sie Alle wirken wie Augenblicksbilder, ohne des künstlerisch zurechtgemachten malerischen Reizes zu entbehren.

Wierusz Kowalski liefert einen in der Abenddämmerung über zwei vierspännig fahrende Postkutschen hereinbrechenden Nebel und Schneesturm, aus dessen Halbdunkel eine schnell entzündete Pechpfanne und die Wagenlaternen gespenstisch herausleuchten. Einfacher geben sich Adolf Schreyer's walachische Bauern, die von ihren Pferden gestiegen sind, um an die Thür eines einsamen Gehöftes pochend Einlaß zu begehren. Die verfallene Hütte, die öde Schneelandschaft, die vom Rücken gesehenen verlumpten Gestalten der Reiter schließen sich zu einem melancholischen, dem Charakter des Landes entsprechenden Stimmungsbilde zusammen.

Ganz phantastisch, von aller Wirklichkeit losgelöst und doch voll intimster Naturempfindung, kommt uns wieder einmal Arnold Böcklin. Ueber seiner in behaglichen Schlummer ausgestreckten, nur mit einem durchsichtigen blauen Flor um die Hüften bedeckten Nymphe und dem von ihr abgewandt in die Landschaft hinaus die Flöte blasenden Faun lagert dämmernde Waldruhe, die sich mit Unterdrückung aller Localfarben in einem ruhigen blaugrünen Gesammtton ausspricht. Ob Arnold Böcklin zeichnen kann, ist eine ungelöste Frage, daß er es nicht will, mögen diejenigen bedauern, die ihm nachzuempfinden nicht im Stande ist. Der hingelagerte Körper der Nymphe hat manches Ungefüge im Gliederbau, so wie er ist, erfüllt er seinen Zweck als Theil eines phantastischen Ganzen.

Treu und nüchtern in Auffassung und Ausführung schildert Konrad Siemenroth in Wasserfarben einen Vortrag des Staatssecretärs Cardinal Rampolla bei Leo XIII. Reizlos sind die beiden Grundtöne, Grün in der Tapete und Roth in den Möbeln, neben einander gelegt. Steif und ceremoniell sitzen sich der Pontifex Maximus und sein Minister gegenüber. Der Künstler hat wie absichtlich nichts von eigenem Geiste hinzugethan und sich auf die wahrheitsmäßige Registrirung eines alltäglichen Vorganges beschränkt. Die Köpfe sind von entsprechender Aehnlichkeit und die eigenhändige Unterschrift des Oberhirten wird dem Bilde für einen großen Theil seiner Heerde erhöhte Bedeutung verleihen. G. M.

Digitized by Google

Offene Briefe und Antworten.

Nochmals Ibsen und die Medicin.

Geehrter Herr!

Gestatten Sie mir nur zwei Bemerkungen zu dem Aufsatz Ihres Mitarbeiters Medicus. Die ganze Geschichte mit den Doctortheſen ist ein alter Unfug und unserer Zeit nicht mehr angemessen. Hier an unserer Jenenser Alma mater ist dieser Zopf schon längst abgeschnitten. Daß der betreffende Doctorand, der mir übrigens unbekannt ist, in der Auswahl der vorgeschriebenen Thesen ein wenig geistvoller vorgegangen ist, als es die Regel ist, scheint mir sogar recht anerkennenswerth zu sein. Er that daran jedenfalls besser, als in der gewöhnlichen Art und Weise vielleicht zu behaupten, daß Magenkrebs eine ebenso häufige als unangenehme Krankheit sei. Wenn Medicus ferner behauptet, daß die medicinische Kritik einer Theaterfigur unerhört sei, so ist er im Irrthum. Wahrscheinlich meinte er die streng wissenschaftliche Kritik in Form einer Doctorthese vor dem damit verbundenen Forum. Die Literatur kennt jedenfalls schon verschiedene derartige Untersuchungen von Fachleuten. Die Titel finden sich in der Schrift von E. Stenzer: Der Hamlet-Charakter, eine psychiatrische Shakespeare-Studie (zurückgewiesene Doctordissertation der medicinischen Facultät Würzburg). Wir führen daraus an: Prof. Dr. Herm. Aubert, Shakespeare als Mediciner, Rostock 1873; Dr. C. Stark, König Lear, eine psychiatrische Shakespeare-Studie, 1871; Dr. Hirschfeld, Ophelia, zum ersten Male im Lichte ärztlicher Wissenschaft, 1881. Ferner Schriften von H. Mandsley, J. Ray, Bucknill, Brierre du Boismont — sämmtlich Aerzte! Die Beispiele ließen sich mehren.

Ein Docent der Medicin.

Notizen.

Kreuz und Quer. Erzählungen aus meinem Wanderleben. Von Wilhelm Lauser. (Stuttgart, Bonz). — Der bekannte Wiener Journalist und Kunstschriftsteller bietet hier in unterhaltenden Feuilletons eine Art Autobiographie. Es sind ansprechende, künstlerisch abgerundete Bilder aus seiner Kindheit, seinen Lehr- und Wanderjahren, Wahrheit und Dichtung. Oft ist das Erlebniß novellistisch gestaltet, wie in „Sascha" und dem „Unheimlichen Reisebegleiter", aber der Erzähler bleibt immer natürlich und aufrichtig. Manches ist voll Humor, wie die Geschichte seines Tübinger Stiftlerthums, seiner Probepredigt und die Heidelberger Erinnerungen. In dem Poeten aus dem „Engeren", Julius Braun, lernen wir einen vor Scheffel in dessen Manier dichtenden Lyriker kennen. Die Episode aus dem Communeaufstand, den Lauser bekanntlich als Augenzeuge miterlebt und früher einmal ausführlich beschrieben, ist ebenso meisterhaft geschildert, wie das Portrait des ritterlichen Stierfechters Frascuelo effectvoll entworfen. Ein anregendes Buch, das uns den Verfasser lieb gewinnnen läßt.

Kant und Schopenhauer. Zwei Aufsätze von Georg von Gizycki. (Leipzig, Wilhelm Friedrich.) — Der Verfasser dieser beiden Abhandlungen ist einer der eifrigsten Anhänger der Kant'schen Ethik, deren imperativen Grundzug er besonders in den von ihm in Deutschland verbreiteten Lehren der neueren amerikanischen Moralisten wiederfindet. Er beschränkt sich deshalb in dem ersten dieser Aufsätze auch lediglich auf eine Darstellung von Kant's praktischer Philosophie, die uns als bündig und wohlgelungen erscheint, da sie mit Klarheit alle wesentlichen Punkte hervorhebt und auch für den philosophischen Laien deutlich macht. Der zweite Aufsatz dagegen will eine Einführung in Schopenhauer's gesammte Philosophie sein, gibt deshalb viel biographisches Material über den Philosophen selbst und legt die Grundzüge seiner Lehre im Allgemeinen, aber auch mit der bündigen Klarheit, die den ersten Aufsatz schmückt, einem breiteren Leserkreise vor. Möge die treffliche Schrift den letzteren auch wirklich finden!

Dichtungen von Heinrich Seitz. Fünf Bändchen Dichtungen eines Mannes liegen vor uns, den man über die Grenzen seiner Heimath, des Harzes und des Thüringer Waldes, hinaus sicherlich nicht kennt. Es sind Mären vom Walde, die er in Verse gebracht hat: die Sage der Gründung von Reinhartsbrunn, ein Sang vom Thüringer Schneekopf und vom Ottilienberge bei Suhl, eine lustige Geschichte, „Wie sich zwei Herzen fanden", und schließlich noch zwei Dramen, die, zu einem Bande vereinigt, unter dem Titel „Vom Wald" bei Oscar Parisius in Berlin erschienen sind. Anspruchslos, aber gemüthvoll, tritt der Dichter in allen diesem Singsang auf und nur in den letztgenannten Dramen schwingt er sich auf eine Höhe des Pathos, auf der er nicht mehr so sicher und gewiß einherschreitet. Man soll über solche Dichterlust, die sich selbst im Herzen eines thüringischen Postmeisters — denn ein solcher ist der Verfasser — ungestüm regt, nicht kritisiren, sondern sich freuen, daß in allen deutschen Gauen und in allen Ständen noch die Freude am selbstgeschaffenen Liede lebt und ein Jeder singt, dem Gesang gegeben ist. In diesem Sinne rufen wir auch den harmlosen Dichtungen, die aus dem sangesfrohen Thüringen zu uns dringen, ein herzliches Willkommen zu und machen Freunde einer gemüthvollen Verskunst auf sie aufmerksam. o. b.

Festschrift zur Feier des 350jährigen Bestehens des protestantischen Gymnasiums zu Straßburg. Herausgegeben von der Lehrerschaft des Protestantischen Gymnasiums. Zwei Theile. (Straßburg, J. H. Ed. Heitz.) — Diese altehrwürdige Anstalt, im Jahre 1538 als eine echte Schöpfung des Humanismus und der Reformation gegründet, hat die Stürme der Zeit überdauert und darf heute, wieder deutsch geworden, mit Stolz auf die Vergangenheit und Gegenwart blicken. Denn daß diese jener würdig ist, beweisen die vorliegenden Bände der stattlichen Festschrift. Sie enthält 17 Abhandlungen aus den verschiedenen Wissenschaften, wie sie eben in einem Gymnasialcollegium vertreten sind; von denen, die zur Competenz des Beurheilers gehören, kann durchaus nur das beste Lob ausgesprochen werden. An der Spitze steht ein Aufsatz von H. Veil „Zum Gedächtniß Johannes Sturm's", des ersten und berühmtesten Rectors. Die Literatur über ihn ist sehr groß und für und gegen seine Pädagogik haben sich Stimmen erhoben. Veil sucht unter gründlicher Forschung des Materials zu einer erfreulichen objectiven Beurtheilung zu kommen, die sich zu einem trefflichen Beitrage zur Geschichte des Schulwesens überhaupt erweitert. Vielfach ergänzt wird diese Studie durch die Abhandlung Engel's „Das Gründungsjahr des Straßburger Gymnasiums 1538—39", welche die ersten Einrichtungen auf Grund der Acten darlegt. In eine spätere Zeit führt uns Reuß mit seinem „Samuel Gloner, ein Straßburger Lehrerbild aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges", während Zwilling die Schicksale des französischen Sprachunterrichts bis zur officiellen Aufnahme dieses Gegenstandes in den Lehrplan schildert. In das Gebiet der Literaturgeschichte gehört der Aufsatz von Crüger „Zur Straßburger Schulcomödie nebst Abdruck des Carmius von Calaminus." Der Musikgeschichte führt Bähn in „Thomas Wallifer" eine beachtenswerthe Persönlichkeit zu; Salomon gibt und bespricht die Abbildungen des alten und neuen Gymnasialgebäudes. Aus dem zweiten Bande, der mehrere fachwissenschaftliche Abhandlungen enthält, seien noch besonders die Arbeiten von Hergesell und Rudolph über die Vogesen und von Kannegießer über die Capitulation zwischen Karl V. und Paul III. (1546) als allgemein interessirend hervorgehoben. Die Ausstattung des Werkes ist der Veranlassung und des Inhaltes würdig. g.

Forschungen zur Brandenburgischen und Preußischen Geschichte. Herausgegeben von Reinhold Koser. (Leipzig, Duncker und Humblot.) — Dieser erste Band bietet ganz treffliche Studien. Koser wirft einen Rückblick auf die brandenburgisch-preußische Geschichtforschung, überall den gegenwärtigen Stand fixirend und zukünftige Unternehmungen andeutend. Schmoller behandelt das Innungswesen von 1640—1806, Sello edirt mit großer Sorgfalt eine neu aufgefundene Markgrafenchronik, Landwehr behandelt die kirchlichen Zustände der Mark unter dem großen Kurfürsten auf Grund archivalischen Materials während Lehmann die neuerdings viel erörterte Frage nach der Kriegsmacht desselben Fürsten bespricht. Treitschke weist einmal nach, wie der Herzog von Cumberland das hannoversche Staatsgrundgesetz angenommen, was er als König ableugnet, ein andermal theilt er äußerst wichtige Denkschriften des späteren Kaiser Wilhelm über die preußische Verfassungsfrage mit (1845 und 1846). Vier Aufsätze gehören der Zeit Friedrich's des Großen an. b. g.

Die Haftpflicht der Genossen und das Umlageverfahren. Von L. Goldschmidt. (Berlin, Julius Springer.) — Diese kleine, vom 1. November 1888 datirte Schrift bedarf keiner Empfehlung, da der Verfasser eine Autorität auf dem Gebiete des Handelsrechts und Specialist für Genossenschaftsrecht ist. Prof. Goldschmidt erörtert den Einzelangriff der Genossenschaftsgläubiger, sowie die Heranziehung ausgeschiedener Genossen zum Umlageverfahren und schließt mit folgenden resumirenden, treffenden Worten: „Können und müssen so auch die Ausgeschiedenen zum Umlageverfahren herangezogen werden, so entfällt sogar für sie jeder Grund, den allgemein unstatthaften, weil verderblichen und unbilligen Einzelangriff der Gläubiger beizubehalten. Die behauptete „Unschädlichkeit des Einzelangriffes ist nur denkbar, wenn von demselben nie und nirgends Gebrauch gemacht wird. Die Genossenschaften aber sind eine zu bedeutsame Institution unseres wirthschaftlichen Lebens, als daß der Gesetzgeber versucht sein könnte, dieselben so gefährlichen Experimenten auszusetzen."

Von E. Budde erschien soeben bei Grunow in Leipzig: Erfahrungen eines Hadschi, flott geschriebene Reisefeuilletons aus dem heiligen Land und Kleinasien. Scharfe Beobachtung, rücksichtsloses Urtheil und feine Naturschilderungen zeichnen diese Aufsätze aus. Mit prächtigem Humor erzählt ist die köstliche Geschichte von zwei Heiligen, die übrigens nicht mehr neu ist. Der tiefsinnige Verfasser des Weihnachtsmärchens vom Gevatter Tod zeigt sich uns hier von einer ganz neuen, nicht minder interessanten Seite.

Verdeutschungs-Wörterbuch. Von Otto Sarazin. (Berlin, Ernst & Korn.) — Ein eifriger Sprachreiniger, mit dem sich's aber reden läßt. Er ist sogar so gerecht, den guten Rath zu geben, schlechtweg unentbehrliche Fremdwörter, für die eine gute Verdeutschung noch nicht gefunden sei, einstweilen lieber beizubehalten. Er unterscheidet auch zwischen Lehnwörtern, die ein organischer Theil unserer Sprache geworden sind, und Fremdausdrücken, die unter Umständen ersetzbar sind. Nur den aus bloßer Bequemlichkeit gebrauchten Fremdwörtern erklärt er den Krieg. Die eigenen Vorschläge zu neuen Verdeutschungen sind meist glücklich. Neben Sander's trefflichem Verdeutschungswörterbuch wird auch das vorliegende, das weniger aus der Studirstube als aus dem praktischen Leben hervorgegangen ist, gute Dienste leisten.

Digitized by Google

Inserate.

Neueste belletristische Erscheinungen
aus der
Deutschen Verlags-Anstalt
in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Iwan der Schreckliche und sein Hund.
Roman von
Hans Hoffmann.
Preis geheftet M. 3.—; fein gebunden M. 4.—

Nubia.
Erzählung von
Richard Voß.
Preis geheftet M. 3.—; fein gebunden M. 4.—

Wer ist sie?
Roman von
Hans Wachenhusen.
Preis geheftet M. 4.—; fein gebunden M. 5.—
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Im Verlage von **Herm. Oesterwitz** in **Frankfurt a. O.** erschien:
Mein Sonnenstrahl.
Aufzeichnungen aus d. Leben einer Schauspielerin.
Novellette von
Willy Abrie.
Dritte Auflage.
Preis eleg. brosch. M. 60.—, eleg. geb. M. 1.50.
Eine reizende Novelle, in allen Leihbibliotheken viel begehrt, von bedeutenden Zeitungen rühmlich besprochen als ein kleines Cabinetstück der deutschen Romanlitteratur. In seinem hübschen Einbande bildet das Buch ein vorzügliches **Geburtstags- u. Viellieben-Geschenk**: besonders als Andenken für Damen empfohlen, welche Interesse an stilistisch u. geistig hervorragender Romanlitteratur haben.

Soeben erschien:
Blondel.
Eine Aventiure
von
Ferdinand Heitmüller.
10½ Bogen. 8°. 2 *M*, gebunden 3 *M*.

Diese Dichtung schildert die Erlebnisse des Minnesängers Blondel auf seinen, zur Befreiung von Richard Löwenherz unternommenen Streifzügen durch Deutschland in farbenreichen, anmuthigen Bildern.

Blondel, das Erstlingswerk eines talentvollen Dichters, reiht sich den Dichtungen von Julius Wolff würdig an.

Hamburger Novellen.
Von
Ilse Frapan.
Zweite Auflage.
Mit 6 Bildern von K. Brandt.
2 *M*, in Leinwdbd. 2 *M* 50 *Pf*.

Die Hamburger Novellen von Ilse Frapan haben beim ersten Erscheinen eine freundliche Aufnahme gefunden, nicht allein hier, auch in außerhamburgischen Kreisen. Paul Heyse, Wilhelm Jensen, Theodor Storm haben der Verfasserin durch aufmunternde Handschreiben volle Anerkennung gezollt.

Otto Meißner's Verlag in Hamburg.

Soeben erscheint im Verlage von **H. Haessel** in **Leipzig**:
Der Klatsch.
Ein Roman aus der Gesellschaft.
Von
Theophil Zolling.
Preis geheftet 6 Mark, gebunden 7 Mark.

Bad Nauheim
bei
Frankfurt am Main,
Station der
Main-Weser-Bahn.
Naturwarme, kohlensäurereiche und gewöhnliche Sool-Bäder, elektr. Bäder, salinische Trinkquellen u. alkalische Säuerlinge, Inhalations-Salon, ozonh. Gradirluft, Ziegenmolke. Sommersaison v. 1. Mai bis 30. Sept. Abgabe von Bädern auch vor bezw. nach dieser Zeit.
Grossh. Hess. Badedirection Bad Nauheim. Jäger.

Auflage 352,000; das verbreitetste aller deutschen Blätter überhaupt; außerdem erscheinen Uebersetzungen in zwölf fremden Sprachen.

Die Modenwelt. Illustrirte Zeitung für Toilette und Handarbeiten. Monatlich zwei Nummern. Preis vierteljährlich M. 1.25 = 75 Kr. Jährlich erscheinen:
24 Nummern mit Toiletten und Handarbeiten, enthaltend gegen 2000 Abbildungen mit Beschreibung, welche das ganze Gebiet der Garderobe und Leibwäsche für Damen, Mädchen und Knaben, wie für das zartere Kindesalter umfassen, ebenso die Leibwäsche für Herren und die Bett- und Tischwäsche 2c., wie die Handarbeiten in ihrem ganzen Umfange.
12 Beilagen mit etwa 200 Schnittmustern für alle Gegenstände der Garderobe und etwa 400 Muster-Vorzeichnungen für Weiß- und Buntstickerei, Namens-Chiffren 2c.
Abonnements werden jederzeit angenommen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. — Probe-Nummern gratis und franco durch die Expedition, Berlin W, Potsdamer Str. 38; Wien I, Operngasse 3.

In meinem Verlage erschien soeben:
Die deutschen Sprachinseln
im
Süden des geschlossenen deutschen Sprachgebietes
in ihrem gegenwärtigen Zustande
von
Carl Frhn. von Czoernig,
k. k. Hofrath.

Diese Schrift, aus der Feder eines bekannten Ethnographen stammend, wird nicht verfehlen, allseitiges Interesse zu erwecken.
Preis broch. 90 Pf.
Klagenfurt **F. v. Kleinmayr.**

Soeben erschien:
Die Malerei
auf der
Münchener Jubiläums-Kunstausstellung
1888.
Photogravure-Prachtwerk.
Text von **L. Pietsch.**
Luxusausgabe auf japan. Papier.
Preis pro Lieferung 12 M.
Ausgabe auf Kupferdruckpapier.
Preis pro Lieferung 6 M.
Lieferung 10.
Inhalt: Vollbilder:
Ernst Zimmermann, Christus consolator.
Heinr. Vügel, Herbstsonne.
Robert Ruß, Gegend bei Meran.
Arnold Böcklin, Im Spiel der Wellen.
Josef Israels, Wenn man alt wird.
J. H. L. de Haas, Halteplatz der Esel in den Dünen.
J. Ch. K. Klinkenberg, Ansicht aus dem Haag.
L. F. H. Apol, Januar.
In den Text gedruckte Bilder:
Carl von Stetten, Im April.
Heinr. von Angeli, Bildniß des Malers Prof. Andreas Achenbach.
Christ. Bisschop, Morgensonne.
A. L. Hubrecht, Bildniß des Dr. Donders.

Mit dieser Lieferung beginnt das auf der Kunstausstellung vertreten gewesene Ausland, voran die meistbewunderten Werke der modernen niederländischen Kunst. Es reiht sich hieran die belgische, italienische, spanische, norwegische, französische und englische Schule.

Verlag v. Franz Hanfstaengl in München.

Redaction: Berlin S.W., Möckernstr. 67. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig. Expedition: Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.

Digitized by Google

№ 16. Berlin, den 20. April 1889. Band XXXV.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Theophil Zolling in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt:

Die zukünftige Stellung des Großherzogthums Luxemburg. — Krankheitsgifte. Von Dr. med. M. Calm. — **Literatur und Kunst:** Klaus Groth. Zum 70. Geburtstage des Dichters. Von Geert Seelig. — Die Berliner Dombaufrage. — Vom neuen Burgtheater. Von Nemo. — **Feuilleton:** Ostergloden. Von Wladimir Korolenko. Autorisirte Uebersetzung von J. von Ungern-Sternberg. — **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Aufführungen. Von Maximilian Harden. — „Loreley." Große romantische Oper in vier Acten. Von W. — Inserate.

Die zukünftige Stellung des Großherzogthums Luxemburg.

„Wir wellen bleiwen, wat mir sin."
Luxemburgisches Nationallied.

Die demnächstige völlige Trennung des Großherzogthums Luxemburg von den Niederlanden wird im europäischen Völkerconcert Anlaß zu Erwägungen geben über die künftige Stellung des Landes im europäischen Staatensystem. In Hinblick auf die Geschichte Luxemburgs liegt namentlich die Frage nahe, ob das Großherzogthum in Zukunft wieder ein Glied des deutschen Bundesstaats werden kann, bezüglich ob die Möglichkeit hierzu vorhanden ist.

Bis 1866 war Luxemburg bekanntlich Glied des Deutschen Bundes, schied aber mit der Auflösung des Bundes durch den deutschen Krieg aus dem Bunde aus und trat dann, ebensowenig wie die süddeutschen Staaten, in kein Bundesverhältniß zu dem neu errichteten Norddeutschen Bunde.

Nach dem Ausscheiden Luxemburgs aus dem Deutschen Bund beabsichtigte Napoleon III. den Erwerb des Großherzogthums für Frankreich und trat in Unterhandlungen mit König Wilhelm III. über den Verkauf Luxemburgs.

Preußen, welches das Besatzungsrecht in der deutschen Bundesfestung Luxemburg ausübte, erhob hiergegen Einsprache. So wurde damals die Luxemburger Frage in's Leben gerufen. Es gelang der in London zusammengetretenen Conferenz der Großmächte, den damals unvermeidlich erscheinenden Ausbruch des Krieges noch zu verhindern. Der Londoner Vertrag vom 11. Mai 1867 sprach die Neutralität des Großherzogthums aus, welche von den Großmächten gemeinsam garantirt wurde; ferner mußte die preußische Besatzung Luxemburg räumen; die Festungswerke der bisherigen deutschen Bundesfestung wurden geschleift.

Die Ereignisse der Jahre 1870 und 1871 ließen das nunmehr neutrale Land unberührt. In einem sehr wichtigen Punkte, gleichsam der Rest der früheren Zusammengehörigkeit, steht das Großherzogthum noch jetzt in Verbindung mit Deutschland; nämlich das Land gehört seit 1842 dem deutschen Zollverein an; das Staatsbudget für 1888 weist eine Einnahme aus den Zöllen von 1 800 000 Francs auf. So ist die wirthschaftliche Einheit Luxemburgs mit Deutschland gewahrt geblieben! Außerdem wird ein Theil der Luxemburgischen Eisenbahnen, nämlich die Wilhelm-Luxemburg-Bahn mit einer Länge von 183 Kilometer, von der kaiserlichen Generaldirection der deutschen Reichseisenbahnen in Elsaß-Lothringen verwaltet.

Wird nun nach der Zerreißung des politischen Bandes mit den Niederlanden das Großherzogthum Luxemburg trotz seiner ihm garantirten Neutralität in der Umgebung von zum Theil sehr mächtigen Staatswesen als völlig selbständiger, aber dafür auch allein stehender Staat sich halten können, oder sollte nicht vielmehr das kleine Land wieder den früheren Zustand, das heißt den Wiederanschluß an das Deutsche Reich suchen?

Um Letzteres überhaupt zu ermöglichen, müßten drei sehr wichtige Bedingungen erfüllt werden. Zunächst — die politisch schwierigste Bedingung — wäre die bisherige Neutralität Luxemburgs aufzuheben; denn als ein für neutral erklärtes Land könnte Luxemburg nicht ein Glied unseres Bundesstaats werden, da die Zugehörigkeit eines neutralen Gliedstaates zu unserer an sich nicht neutralen Großmacht eine Inconsequenz und eine staats- und völkerrechtliche Unmöglichkeit ergeben würde. Mit anderen Worten: Der Eintritt Luxemburgs in das Deutsche Reich könnte erst dann geschehen, nachdem die dem Großherzogthum garantirte Neutralität aufgehoben worden wäre; Letzteres wäre wiederum nur möglich durch die Abänderung oder Aufhebung des Londoner Vertrags vom 11. Mai 1867; die Contrahenten dieses völkerrechtlichen Vertrags, das heißt namentlich die damaligen sechs europäischen Großmächte, mithin auch Frankreich, müßten übereinstimmend ihre Zustimmung zu der Aufhebung der Neutralität Luxemburgs durch einen neuen Vertrag ertheilen.

Zweitens wäre erforderlich die Bereiterklärung des Großherzogthums selbst, demnach die Zustimmung des derzeitigen Souveräns und der Landesvertretung, und endlich drittens, last not least, die Zustimmung unseres Bundesrathes und des Reichstages zu der Aufnahme des Großherzogthums.

Die Aufnahme selbst könnte nur durch besondere völkerrechtliche Verträge zwischen dem Deutschen Reich einerseits und dem Großherzogthum Luxemburg andererseits bewirkt werden. Ausnahmsweise, richtiger anomalerweise hatte die norddeutsche Bundesverfassung erklärt, die Aufnahme der süddeutschen Staaten in den Bund könne schon durch ein gewöhnliches Bundesgesetz, nicht einmal eine Verfassungsänderung, beschlossen werden. Allerdings wurde hiervon 1870 nicht Gebrauch gemacht, sondern vielmehr durch völkerrechtliche Verträge des Norddeutschen Bundes mit jedem einzelnen der süddeutschen Staaten ein neuer Bundesstaat errichtet, der dann später den Namen Deutsches Reich erhielt (vgl. Einleitung der Reichsverfassung).

Durch die Aufnahme eines neuen Gliedes würden die bisherigen Voraussetzungen der Reichsgewalt geändert; denn durch den Zutritt eines neuen Bundesgliedes wird eine neue Reichsstaatsgewalt begründet. Voraussetzung der jetzigen Reichsgewalt ist nämlich die Gesammtheit der 25 staatlichen Indi-

Digitized by Google

vidualitäten, welche nach Art. 1 der Reichsverfassung das Bundesgebiet bilden. Durch eine Aenderung dieser Voraussetzung wird daher auch der Träger der bisherigen Reichssouveränetät sich ändern. Handelte es sich also um den Eintritt Luxemburgs, so müßte die neue Staatsgewalt völkerrechtlich vorbereitet werden durch einen Vertrag zwischen dem jetzigen Deutschen Reich einerseits — für dieses in den für Staatsverträge des Reiches maßgebenden Formen — und Luxemburg andererseits — für letzteres Land müßte dieser Vertrag verfassungsmäßig zu Stande kommen, also etwa in der Form eines Landesgesetzes. Der Vertrag der beiden Contrahenten würde dahin gehen, daß die Contrahenten in einen neu zu bildenden Staat eintreten zu wollen sich verpflichteten; oder anders angedrückt: das jetzige Deutsche Reich und das Großherzogthum Luxemburg würden übereinkommen, von einem bestimmten Tage an zusammen einen neuen Bundesstaat, ein neues Deutsches Reich bilden zu wollen. Dies dürfte staatsrechtlich die richtige Form sein (so auch v. Mohl, Meyer, v. Martitz u. A.). Mit dem Momente also, wo dieser neue Bundesstaat zu existiren beginnt, würde das jetzige Deutsche Reich als Staatswesen erlöschen; seine Rechte und Pflichten würden nunmehr auf den neuen Bundesstaat als seinen Rechtsnachfolger übergehen, ähnlich wie das jetzige Reich mit seinem Entstehen Nachfolger des Norddeutschen Bundes ward.

Nur unter diesen Bedingungen wäre der Eintritt Luxemburgs als Bundesstaat überhaupt möglich; würde auch nur eine einzige derselben Bedingungen deficiren, so könnte die Vereinigung völkerrechtlich, ausgenommen durch jus belli, nicht zu Stande kommen; die wichtigste Bedingung bleibt aber, wie schon oben erwähnt, die Aufhebung der Neutralität Luxemburgs durch die Contrahenten des Londoner Vertrags vom 11. Mai 1867.

Der etwaige Eintritt Luxemburgs würde für das deutsche Volk auch eine andere nicht unwichtige Aenderung zur Folge haben. Denn mit dem Inslebentreten der neuen Staatsgewalt ist das Mandat der bisherigen deutschen Volksvertretung, also des bisherigen deutschen Reichstages, wegen Wegfalles des staatsrechtlichen Substrates der Volksvertretung, nämlich der bisherigen deutschen Staatsgewalt, ipso jure erloschen.

Die Aufnahme Luxemburgs würde demnach die Auflösung des bisherigen deutschen Reichstags ergeben und es müßten Neuwahlen angeordnet werden für einen Reichstag des neuen durch Luxemburg erweiterten Bundesstaats. Aehnlich wurde correcterweise auch im Anfang des Jahres 1871 ein neuer Reichstag berufen.

Für Luxemburg selbst würde der Anschluß die nachstehenden Folgen haben: Im Allgemeinen dürfte das Großherzogthum im Reich die Stellung der kleineren Staaten einnehmen. Im Bundesrath würde Luxemburg im Hinblick auf gleich große Bundesstaaten mit einer Stimme vertreten sein; dem Reichstag würden zwei luxemburgische Abgeordnete hinzutreten, da durchschnittlich nach dem Wahlgesetz auf je 100,000 Seelen ein Abgeordneter gewählt werden soll (Luxemburg hatte bei der letzten Volkszählung 213,000 Einwohner); beide luxemburgische Abgeordnete dürften der Centrumspartei anheimfallen, weil das Land fast nur katholische Einwohner hat. Obwohl ferner Luxemburg als Bundesstaat seine bisherige eigene Postverwaltung an das Reich abtreten müßte, so würden dadurch doch gar keine finanziellen Nachtheile dem luxemburgischen Staatshaushalt erwachsen, indem beispielsweise 1881 der Einnahme der Postverwaltung Luxemburgs von 540,000 Francs eine Ausgabe von 512,000 Francs gegenüberstand, mithin sich ein kaum nennenswerther Ueberschuß ergab. Was die Eisenbahnen anlangt, so würden wohl die sämmtlichen Bahnen des Großherzogthums nach dem Anschluß in die Verwaltung der Reichseisenbahnen in Elsaß-Lothringen übergehen, so weit dies nicht schon jetzt der Fall ist: vielmehr würde das Reich vielleicht sogar die luxemburgischen Bahnen käuflich erwerben und damit die Eisenbahnschuld des Landes übernehmen, das heißt den größten Theil der Landesschuld. Diese beträgt zur Zeit überhaupt nur ca. 16,000,000 Francs oder ca. 80 Francs auf den Kopf der Bevölkerung. Die Finanzlage des Landes ist eine blühende zu nennen: 1886 ergab sich ein Ueberschuß von über 1,000,000 Francs im Budget, etwa $^1/_7$ der gesammten Einnahmen! Nur in einem Zweige der Staatsverwaltung dürfte sich eine vielleicht den Verhältnissen nach erhebliche Mehrausgabe ergeben, nämlich bei den an das Reich zu leistenden Ausgaben für den Antheil an der Reichsmilitärverwaltung. Zur Zeit bestehen nach den Gesetzen vom 16. Februar 1881 und vom 29. April 1885 die luxemburgischen Militärtruppen im Frieden nur aus einer Compagnie Gendarmen und einer Compagnie Freiwilliger, zusammen etwa 300 Mann zählend; die Ausgaben für Militär und Gendarmerie betrugen nach dem Budget von 1888: 398,000 Francs. Als Gliedstaat des Reiches dagegen dürfte vielleicht Luxemburg ein ganzes Infanterieregiment zum Reichsheer als Contingent stellen; dementsprechend würden die Beiträge des Landes an das Reich für die Militärverwaltung gegen die bisherigen Ausgaben eine weit höhere Summe erreichen. Auf der anderen Seite würden vielleicht in anderen Zweigen manche Ersparnisse erzielt werden.

Ob der Eintritt Luxemburgs in das Deutsche Reich sich wirklich vollziehen wird, darüber entscheidet die Zukunft. Nur einer irrigen, wenn auch weitverbreiteten Ansicht möge hier entgegengetreten werden: es ist und wird nämlich die Behauptung aufgestellt, Luxemburg sei durchaus „französisch". Dies ist ganz falsch. Die Bevölkerung ist deutschen Stammes, die Volkssprache ist die deutsche; nur etwa 4000 von den 213,000 Einwohnern bedienen sich der französischen Sprache, wenn auch zugegeben werden muß, daß diese französisch Sprechenden zumeist den höheren Ständen angehören.

Anders steht es mit der belgischen Provinz Luxemburg, dem 1839 von dem deutschen Theil losgetrennten Stück des ehemaligen Luxemburgs; die Bevölkerung dieser belgischen Provinz ist wallonischen Stammes und bedient sich fast ausschließlich der französischen Sprache.

Ganz müßiges Geschwätz würde es sein, wenn das Großherzogthum Luxemburg den Anschluß an das Deutsche Reich nachsuchen sollte, dann zu sagen: Deutschland mache eine neue Eroberung. Im Gegentheil, das deutsche Volk hätte dann nur 200,000 seiner Brüder wieder in sein Ganzes aufgenommen, die durch der deutschen Einheit ungünstige Ereignisse vor einem Vierteljahrhundert ihren Zusammenhang mit dem Gesammtvolk verloren haben!

Krankheitsgifte.

Von Dr. med. M. Calm.

Nachdem sich in der modernen Medicin die Erkenntniß Bahn gebrochen hatte, daß eine Reihe der schwersten und verheerendsten Krankheiten den Bakterien ihren Ursprung verdanke, mußte naturgemäß vor allem die Frage in den Mittelpunkt des Interesses treten, welches denn eigentlich die Mittel wären, durch die es diese niedrigsten pflanzlichen Lebewesen zu Stande brächten, einen so hoch complicirten Organismus, wie ihn der menschliche Körper repräsentirt, nicht nur anzugreifen, sondern auch ernstlich zu gefährden, ja sogar zu vernichten. Steht doch hier anscheinend Ursache und Wirkung in einem geradezu schreienden Mißverhältniß! Man vergegenwärtige sich nur, welch' winziges Ding, im Grunde genommen, ein solcher Bacillus oder Coccus ist! Gerade an dieser ihrer minimalen Größe scheiterten ja bis vor Kurzem alle noch so mühsamen Versuche ihres bloßen Nachweises. Die mikroskopische Technik mußte erst den Grad von Ausbildung erlangt haben, welchen sie heutzutage besitzt, insbesondere mußte sie erst lernen, in ihrem Dienste die von der modernen Chemie dargestellten Anilinfarbstoffe zu verwerthen, gegen welche die Mikroorganismen in so eigenthümlicher Weise reagiren; die verschiedenen Züchtungsmethoden, vor Allem die von Robert Koch vorgeschlagene Anwendung von festen Nährböden behufs Herstellung von sogenannten Reinculturen mußten erst Eingang in die Forschung finden, ehe es gelang, wenigstens einige dieser Bakterien zu

Digitized by Google

erkennen, zu isoliren und biologisch eingehender zu studiren; vielen aber, deren Existenz unmöglich bezweifelt werden kann, ist selbst mit unserer vervollkommneten Technik noch immer nicht beizukommen. Wie kommt es nun, daß Wesen so unbedeutender Art, deren bloßes Erkennen schon mit den größten Schwierigkeiten verknüpft ist, die unheilvolle Macht besitzen. Hunderten und Tausenden von Menschen Krankheit und Tod zu bereiten? Welches sind die Waffen, mit denen sie ihre furchtbaren Siege zu erringen vermögen?

Wir müssen uns da zunächst der Thatsache erinnern, daß es Bakterien gibt, die, mögen sie auch noch so gering an Zahl den Körper betreten, die Fähigkeit besitzen, hier fortzeugend viele Millionen zu gebären und sich so bis in's Unbegrenzte zu vermehren. Wenn dies nun geschieht, und alle die neu entstandenen Keime durch den Säfte- und Blutstrom überallhin getragen werden, so muß binnen Kurzem der Organismus von den fremden Eindringlingen derart überschwemmt und durchseucht werden, daß dies unmöglich ohne schwere Störungen abgehen kann. In der That, betrachten wir einen Schnitt aus der Niere eines an Milzbrand verstorbenen Kaninchens unter dem Mikroskop, so wimmelt das ganze Gesichtsfeld von den bekannten Milzbrandstäbchen, die feinsten Gefäße sind vollgepfropft mit ihnen; und einem solchen Anblick gegenüber kann man sich der Meinung kaum verschließen, daß hier ein normales Functioniren des Organs schon auf rein mechanischem Wege verhindert werden muß. Liegt aber erst die Function eines so lebenswichtigen Organs, wie der Niere oder gar der Lunge darnieder, dann muß sehr rasch das Getriebe des thierischen Organismus, bei dem immer eins in's andere greift, hier und da in Stockungen gerathen oder gar für immer still stehen. Dazu kommt noch, daß die Mikroben nicht nur als Fremdkörper im Gewebe daliegen, sondern hier schmarotzen und daher den Körperzellen die verschiedensten Nährstoffe, besonders Eiweißstoffe, deren die Zelle zu ihrem Aufbau bedarf, in mehr oder minder großen Quantitäten entziehen. Natürlich müssen auch auf diese Weise die Zellen in ihrer Leistungs- und Lebensfähigkeit auf's Schwerste beeinträchtigt werden. — Allein diese Art der Erklärung kann doch immerhin nur für eine beschränkte Anzahl von Infectionskrankheiten in Betracht kommen. Denn ganz abgesehen von den Fällen, in denen der Befund an specifischen Krankheitserregern überhaupt nur ein sehr spärlicher ist, gibt es eine Reihe von Krankheiten, bei denen sich die Bacterien nur an einer enger oder weiter begrenzten Stelle des Körpers ansiedeln und vermehren, daselbst auch gewisse Störungen hervorrufen, wobei indessen dieser locale Proceß in gar keinem directen Verhältniß zu der Schwere der gesammten Erkrankung steht. Ein Beispiel dürfte vielleicht die Sache am besten illustriren. Beim Gesichtsrothlauf finden wir einen ziemlich scharf umrandeten Theil der Gesichtshaut geröthet, geschwellt, kurz mit allen Zeichen einer plötzlichen Entzündung behaftet; hier — und sonst nirgends — treffen wir auf die Ursache der Krankheit in Form kettenförmig angeordneter Kokken. Nun gibt es eine Menge von Affectionen der äußeren Haut, bei denen sich ähnliche Entzündungen, oft noch in weit größerem Umfange, abspielen, ohne daß das Individuum sonst in seinem Befinden erheblich gestört ist. Was aber gerade für den Rothlauf ganz besonders charakteristisch ist und ihm den Stempel einer echten Bakterienkrankheit aufdrückt, das ist eben der Umstand, daß neben den örtlichen Veränderungen sich von Anfang an schwere Allgemeinerscheinungen, Fieber, Störungen von Seiten des Magens, nervöse Symptome u. s. w. geltend machen, Dinge, die in dem localen Vorgange allein unmöglich ihre Begründung finden können. Sehr lehrreich ist ferner in dieser Beziehung die Betrachtung der Lungenentzündung, die wir erst in den letzten Jahren als Infectionskrankheit anzusehen gelernt haben. Hier besteht der örtliche Proceß in einer Entzündung, die irgend einen Theil der Lungen befällt und außer Function setzt. Danach sollte man voraussetzen, daß die Erkrankung um so leichtere Erscheinungen machen würde, je kleiner der ergriffene Heerd in der Lunge ist. Und doch geht, wie sich nicht allzu selten constatiren läßt, eine Lungenentzündung, die einen so kleinen Bezirk einnimmt, daß er mit unseren physikalischen Untersuchungsmethoden kaum nachweisbar ist, mit ganz demselben schweren Ergriffensein einher, als wenn ein ganzer Lungenlappen oder gar eine ganze Lunge Sitz der Entzündung ist, abgesehen natürlich von der Behinderung im Athmen, die selbstverständlich in letzterem Falle viel stärker sein muß.

Aus alledem geht zur Genüge hervor, daß hier noch andere, neue Factoren zur Erklärung heranzuziehen sind. Diese ergeben sich nun wiederum aus der echt parasitären Natur der Bakterien. Der Parasit entzieht nicht nur dem Wirthe, bei dem er haust, das Nährmaterial, dessen er bedarf, sondern er lagert in demselben auch die Producte seines eigenen Stoffwechsels ab. Letztere stellen aber, wie wir noch weiter unten sehen werden, für den menschlichen Organismus außerordentlich schwere Gifte dar; und indem sie von der Stätte, an der sie abgeschieden worden sind, durch den Säftestrom fortgespült werden, gelangen sie in den großen Kreislauf und können somit vom Blute aus, schrankenlos waltend, ihre verderbliche Wirkung äußern. Theilweise mögen wohl auch die Bakterien eine Art von fermentativer Wirkung auf die Körpergewebe ausüben, wobei sie diese so zerlegen, daß sich hierbei giftige Substanzen bilden. Das ist es jedenfalls, was die Bakterien zu so furchtbaren Gegnern macht; jede Bakterienkrankheit ist, wenn man so will, im Wesentlichen eine Art von Vergiftung. In der That legt oft genug schon das klinische Bild einer solchen Krankheit den Vergleich mit einer Giftwirkung außerordentlich nahe. Wenn wir sehen, wie ein Mensch, noch eben das Bild blühendster Gesundheit darbietend, strotzend von Kraft und Fülle, plötzlich auf das Krankenlager geworfen wird und in kurzer Frist seinem Geschicke erliegt, erinnert das nicht lebhaft an die unheimliche Wirkungsweise jener Kräfte, die in gewissen Pflanzensäften oder in vielen Stoffen aus der anorganischen Natur verborgen schlummern? Freilich rufen die Gifte in der Regel fast unmittelbar, nachdem sie in den Körper gelangt sind, sichtbare Erscheinungen hervor, während die Mikroorganismen dies nicht sofort thun. Sie müssen sich offenbar erst bis zu einem gewissen Grade vermehrt haben, bevor sie im Stande sind, hinreichende Giftmengen zu produciren. Darüber vergeht (natürlich) eine bestimmte Zeit, die man wohl als die Incubationsdauer, das Incubationsstadium der Krankheit zu bezeichnen pflegt. Nach Ablauf desselben bricht die eigentliche Krankheit aus und erreicht ziemlich rasch ihr Blüthestadium, während dessen die Bakteriengifte, ungestört im Organismus kreisend, ihre volle Wirksamkeit entfalten.

Die nächste Frage ist nun, was geschieht, wenn die Krankheit glücklich endet. Eine recht befriedigende Antwort gibt uns die sogenannte Phagocytenlehre, welche von einem russischen Forscher, Namens Metschnikoff, zuerst aufgestellt und begründet wurde. Nach ihm gibt es nämlich gewisse Körperzellen, welche befähigt sind, den Kampf mit den eingedrungenen Parasiten aufzunehmen, sich dieselben einzuverleiben, sie aufzufressen und auf diese Weise zu vernichten; die betreffenden Zellen heißen daher auch geradezu Freßzellen, Phagocyten. Indem sie die Krankheitserreger völlig beseitigen, setzen sie natürlich auch deren unheilvoller Production von Giften ein Ziel und repräsentiren somit gewissermaßen die Heilkräfte der Natur. Obwohl diese Theorie sich bereits auf eine Reihe experimenteller Forschungen stützt, so kann sie doch, wie gerade die neuesten diesbezüglichen Arbeiten beweisen, zur Zeit noch nicht als vollkommen gesichert und allgemein anerkannt betrachtet werden; daher erfordern auch alle von anderer Seite gemachten Erklärungsversuche ihre genügende Berücksichtigung. Erwähnt sei hier nur einer derselben, welcher sich im Wesentlichen auf einem Analogieschlusse aufbaut. Bekanntlich vollzieht sich die Umwandlung des Traubenzuckers in Alkohol unter Mitwirkung eines organisirten Ferments, nämlich des Hefepilzes. Höchst bemerkenswerth ist es nun, daß dieser Gährungsvorgang bis zu einer gewissen Grenze fortschreitet. Sobald sich ein Uebermaß von Alkohol gebildet hat, dann wird durch dasselbe nur die Sprossung der Hefe und somit auch die weitere Bildung von Alkohol direct gehemmt. Etwas Aehnliches läßt sich constatiren bei der Zersetzung der Eiweißkörper, die unter dem Einflusse der Fäulnißorganismen Statt hat. Bei einem gewissen

Digitized by Google

Grade der Fäulniß bildet sich neben anderen Producten derselben z. B. auch ein Stoff, welcher Indol heißt und seiner chemischen Beschaffenheit nach als ein Phenolderivat d. h. als ein Abkömmling der Carbolsäure aufgefaßt werden kann. Wie aber die letztere eines unserer besten Mittel zum Abtödten der Fäulnißerreger ist, so wirkt auch das ihr verwandte Indol störend auf deren weitere Entwickelung ein; ein Product der Fäulniß ist demnach im Stande, diese selbst wiederum wenn auch nicht ganz aufzuheben, so doch in empfindlicher Weise zu hemmen.

Wenden wir diese Erfahrungen auf die Processe an, die sich bei den Infectionskrankheiten im menschlichen Organismus abspielen, so ließe sich sehr wohl denken, daß auch den pathogenen Bakterien schließlich durch die von ihnen bereiteten Gifte vernichtet würden, und daß auf diese Weise die Krankheit gewissermaßen ihren natürlichen Abschluß fände. Möglich wäre auch eine Combination dieser mehr chemischen Theorie mit der oben genannten mehr biologischen etwa in dem Sinne, daß die Parasiten zunächst durch ihre eigenen Gifte abgeschwächt resp. abgetödtet und dann erst von den Phagocyten aufgenommen würden. Wie dem auch sein möge — indem die Lebensthätigkeit der Mikroorganismen erlahmt, erreicht auch der Krankheitsproceß sein Ende. Was aber die bereits gebildeten Gifte anbetrifft, so verlassen dieselben wahrscheinlich den Körper auf jenem Wege, auf welchem sich dieser in der Regel von überflüssigen oder gar schädlichen Stoffen zu befreien sucht, nämlich durch die Nieren.

So erklärt sich wenigstens am einfachsten die Thatsache, daß im unmittelbaren Anschluß an die verschiedensten Infectionskrankheiten plötzlich heftige Nierenentzündungen auftreten können, welche das eben erst gerettete Leben wiederum auf's Schwerste gefährden. Diese Nachkrankheit stellt gewissermaßen den letzten Angriff dar, den das Gift, bevor es aus dem Organismus scheidet, bisweilen noch gegen denselben auszuführen versucht.

Wir gingen bei obigen theoretischen Deductionen immer von der Voraussetzung aus, daß die pathogenen Bakterien in der That auf irgend eine Weise schwere Gifte hervorzubringen vermögen. Diese Annahme stützt sich in erster Linie auf die sicheren und unbezweifelbaren Resultate, welche sich nach dieser Richtung hin bezüglich der Fäulnißmikroben bereits ergeben haben. Nachdem sich schon eine Reihe von Forschern mit dem Studium der Stoffe beschäftigt hatten, welche sich bei der Fäulniß organischer Substanzen bilden, gelang es vor Allem dem Berliner Pathologen Brieger durch ausgezeichnete und umfangreiche Untersuchungen, aus faulendem Pferdefleisch, faulendem Fischfleisch u. s. w. gewisse Körper zu gewinnen und chemisch rein darzustellen, die, einem Thiere einverleibt, zum Theil die intensivsten Vergiftungen hervorrufen. Diese Stoffe gehören ihrer Zusammensetzung nach in die Gruppe der Basen, der Alkaloide, und werden im Hinblick auf ihre Herkunft als Leichenalkaloide oder Ptomaine bezeichnet; sie sind, so zu sagen, die unmittelbaren, greifbaren Erzeugnisse bakterieller Thätigkeit. Das Auffinden solcher Ptomaine forderte ganz von selbst dazu auf, einen ähnlichen Nachweis auch für die krankheitserregenden Parasiten zu bringen. Auch der Weg, welcher am ehesten zum Ziele führen mußte, lag nahe genug. Wenn die Bakterien überhaupt im Stande sind, Gifte zu produciren, so muß das vornehmlich dort geschehen, wo sie sich unter den denkbar günstigsten Lebensbedingungen befinden, nämlich auf jenen Nährböden, auf denen wir sie in unseren Brutschränken künstlich züchten; wenn überhaupt, so mußten die gesuchten Stoffe sich also hier auffinden lassen. Und in der That gelang es Brieger, indem er auf diese Weise vorging, echte Krankheitsgifte darzustellen.

So konnte er aus Nährböden, auf denen vorher Culturen von Typhusbacillen, den Erregern des Unterleibstyphus, sich befunden hatten, eine giftige Base isoliren, welche er Typhotoxin (Typhusgift) nennt. Dieselbe führt den Tod der Versuchsthiere herbei, und zwar unter ähnlichen Vergiftungssymptomen, wie sie durch das Einbringen der Bacillen selbst hervorgerufen werden, zum Beweise, daß die Wirkung der letzteren, wenigstens beim Thiere, lediglich in der Wirkung des von ihnen hervorgebrachten Typhotoxins besteht. Wenn nun auch die Art und Weise, in der die Typhusbacillen beim Thiere und beim Menschen wirken, erwiesenermaßen eine principiell verschiedene ist, so spielt trotzdem das Typhotoxin doch sicherlich auch bei dem Krankheitsbilde, wie es beim Menschen zur Entwickelung kommt, eine höchst bedeutende Rolle.

(Schluß folgt.)

Literatur und Kunst.

Klaus Groth.

Zum 70. Geburtstage des Dichters.

Von Geert Seelig.

Es klingt paradox und ist doch wahr: Es ist heute so schwer ein Dichter zu werden, weil das Dichten so leicht geworden ist. Vornehmlich aus zwei Gründen. Einmal ist die deutsche Sprache seit Gottsched auf eine Höhe gehoben, die dieser sich nie auch nur annähernd hat träumen lassen. Unsere Zeit ist gewohnt, eine tadellose, natürlich fließende Sprache nicht als ein Verdienst, sondern als Vorbedingung der Dichtung anzusehen. Sodann ist die Technik nicht nur auf's feinste ausgebildet, sondern ihre Regeln sind ganz allgemein bekannt geworden. Es gibt so entsetzlich viel Leute, die das Handwerk verstehen. Gerundete und correcte Metrik genügt nicht mehr, um Prosa zu Versen zu machen.

Zudem ist es einem Sohne des neunzehnten Jahrhunderts nicht gar zu leicht gemacht, bei der Fülle von Vorgängern und Zeitgenossen etwas gerade hervorragend Neues zu sagen. Wohl haben hier originelle Form und Behandlung vorübergehend Aufsehen erregt; ja, oft haben sie in Folge einer unerklärlichen Beliebtheit wirklich einen Ruf begründet. Ein gefährliches Glück! Denn die Nachwelt pflegt vorzugsweise über die Liebhabereien ihrer Väter zu spotten. Zum mindesten ist Vergessenheit das Schicksal der Poeten gewesen, deren Ruhm nicht im Herzen, sondern in einer Laune ihrer Leser wurzelte. Das haben sowohl die Nachahmer ausländischer Vorbilder wie vor Allem die Dialektdichter erfahren.

Aber, so wird man mir sicher entgegenhalten, was hat diese Betrachtung mit einer Würdigung Klaus Groth's zu thun, der nur Plattdeutsch, einen Dialekt, geschrieben? Nichts kann willkommener sein als dieser Einwand. Plattdeutsch ist überhaupt gar kein Dialekt, sondern — um Groth's eigene Worte zu gebrauchen — die ebenbürtige, ja ältere Schwester des Hochdeutschen, und es ist grundverkehrt von den Bewunderern Groth's gehandelt, den Zauber seiner Lyrik nur in der Mundart zu suchen.

In seiner sehr verbreiteten Literaturgeschichte macht Robert König, unter Berufung auf Karl Gödecke, Groth's Dichtungen den Vorwurf des „Abfalls vom Reichthum des Hochdeutschen". Da das Plattdeutsche dem Hochdeutschen nie unterthan gewesen, sondern nur in Folge von Luther's Bibelübersetzung von dem aus Sachsen eindringenden Hochdeutsch aus seinen angestammten Rechten und Besitz vertrieben ward, kann von einem Abfall nicht wohl die Rede sein, und die dem Plattdeutschen implicite vorgehaltene Armuth wird kein Holsteiner als vorhanden zugestehen. Im Gegentheil, unsere Volkssprache weist eine Fülle von Ausdrücken auf, deren begriffliche Wiedergabe dem Oberdeutschen völlig unmöglich ist. Daß der rein erhaltenen niederdeutschen Sprache die große Anzahl der verdeutschten Fremdwörter fremd geblieben, ist ebenso selbstverständlich wie die Thatsache, daß die plattdeutsche Schriftsprache bislang keineswegs an Formvollendung mit der hochdeutschen wetteifern konnte, daß sogar aus Mangel an Anwendung nicht einmal die grammatikalischen Grundlagen unbedingt feststanden.

Ohne Zweifel ist eines der größten Verdienste Groth's

Digitized by Google

darin zu sehen, daß es ihm in seinen Schriften gelang, eine correcte, folgerichtige Schreibart und Grammatik des Plattdeutschen zu fixiren. Bei dieser Arbeit, die gleich anfangs auf große Schwierigkeiten stieß, da die Lautzeichen des Hochdeutschen nicht ausreichten und die Zeichen für die Wiedergabe specifisch plattdeutscher Töne erst gefunden werden mußten, sowie der unendlich mühseligen Feststellung des Reimlexikons durfte Groth sich der Unterstützung und Beistimmung einer der hervorragendsten wissenschaftlichen Autoritäten, Karl Müllenhoff's, rühmen, der damals an der Kieler Universität wirkte und aus dessen Feder auch das dem Quickborn beigegebene Glossar stammt. Bahnbrechend und grundlegend zugleich ist diese Thätigkeit Groth's gewesen. Einen Anhalt oder ein Vorbild fand er nirgends. Johann Heinrich Voß sowohl wie die kurz vor Groth auftretende plattdeutsche Gelegenheitsdichterin, Sophie Dethlefs, ebenfalls aus Heide gebürtig, hatten eine rein empirische, dem momentanen Bedürfniß angepaßte Schreibweise befolgt. Und alle Späteren, die die einzelnen Mundarten des großen plattdeutschen Sprachstammes dichterisch verwertheten, durften getrost auf dem von Groth mit Müllenhoff's Hülfe gelegten Fundamente weiter bauen, nicht zum wenigsten Fritz Reuter. Wie genau und wie sehr auf alle Einzelheiten Karl Müllenhoff an der sprachlichen Redaction des Quickborn Theil genommen, bezeugt die Anekdote, daß ein anderer Kieler Professor, ein sehr genauer Freund Groth's und Müllenhoff's, eine Zeichnung der beiden Mitarbeiter, und zwar in Müllenhoff's Handexemplar des Quickborn, entwarf und dieselbe, allerdings zum großen Aerger des Letzteren, mit der Unterschrift: „Der Dichter und sein Geselle" versah.

Nach seinem ganzen Entwickelungsgange war Groth auch gerade der Mann zu einem solchen Unternehmen. Er stammt aus einer Landschaft, in der sich in Folge der Geschichte und der Eigenart des Volksstammes das Plattdeutsche vorzüglich rein erhalten hat, aus Dithmarschen. Sein Vater, Hartwig Groth, lebte als Müller in Heide, ein ernster, freier, steifnackiger Dithmarscher. Der Mann, über dessen Lippen nie ein anderes Wort wie Plattdeutsch kam, war besonders in Communalangelegenheiten wohl bewandert, in vielen Zweigen der in dem Ländchen äußerst verwickelten Selbstverwaltung eine Autorität, den selbst die Beamten um Aufklärung angingen. Man muß wissen, was es in dänischen Zeiten hieß, wenn ein Beamter sich bei einem Gerichtseingesessenen Rath holte. Da tauchte wohl manche Frage auf, da wurde manche Sache besprochen, die viel zu fein und verwickelt war, um mit ein paar bäuerischen Redensarten abgemacht zu werden. Das war wohl der Ort für den Knaben, um in den Geist und den Gebrauch seiner Muttersprache einzudringen.

Fast noch größeren Einfluß übte aber auf Groth sein Großvater, ein Abbild dithmarscher Art und Eigenthümlichkeit wie wenige. Ihm vor Allem verdankt er die umfangreiche Kenntniß der Sage und Geschichte seiner Heimath. Vieth's Chronik war des Alten Lieblingslectüre. Auf dieser Grundlage sind auch die „Olen Leeder" und die anschließenden Stücke entstanden, nicht etwa, wie vielfach angenommen wird, sind sie aus der Bekanntschaft mit Müllenhoff's Sagen und Geschichten erwachsen. Die Gestalt des Großvaters selbst tritt uns übrigens in den „Familjenbiller" entgegen.

So groß auch immerhin die inneren Vorzüge des „Quickborn" sein mögen, zwei Umstände, die, der pragmatischen und der literarischen Geschichte angehörend, sein Erscheinen begleiteten, trugen doch ungemein zu seiner Verbreitung bei. Sein Erscheinungsjahr war 1852, als noch alle Sympathien des ganzen Deutschlands den geknechteten, den Tücken des kleinen Feindes wehrlos überlieferten Herzogthümern zugewandt waren. Mit welchem Jubel mußten die in allen Gauen sitzenden Mitstreiter an jenem Kampfe des guten Rechtes, die Tausende und aber Tausende von Freunden Schleswig-Holsteins eine Gedichtsammlung, recht aus dem Herzen des meerumschlungenen Landes herausgesungen, begrüßen!

Und nun kam — und das war das Zweite — dies Buch. Schlicht, anspruchslos, ehrbar, beinahe rührend naiv! Wir Deutsche waren gewiß bis dahin mit Lyrik verwöhnt gewesen. Jetzt aber war Uhland's Singemund verstummt, Heine hatte sich beim anständigen Publikum nachgerade so ziemlich unmöglich gemacht, Freiligrath war untergegangen im Wust socialer Tendenzpoesie, selbst Emanuel Geibel's reiner Leier entströmten zuweilen allzu grelle Töne der Abwehr. Und anderen Theils wiederum der gewagte Inhalt Dingelstedt'scher Verse! Nun, da hätte man wohl gerade aus den Herzogthümern rachegluhende Lieder und gellende Töne erwarten sollen. Aber mit weiser Mäßigung wußte die Dichterhand Alles, was an Tendenz, an Tagesinteressen, an Parteilichkeit mahnte, aus diesen Klängen fernzuhalten. Das wirkte! Eine Oase in der glühenden Wüste des Hasses, ein Eiland in dem brandenden Meere der Parteien.

„Das wul de Himmelsfreden
Ahn Larm un Strit un Spott,
Dat is an Tid tum Beden —
Hör mi, du frame Gott!

Wie Byron dem Englischen, so wußte der Volksdichter Groth dem bis dahin als grob und bäuerisch verlachten Plattdeutsch, dem man allenfalls im Niedrigkomischen einen Platz hatte gönnen wollen, eine Musik zu verleihen, wie sie eigentlich nur Heine dem Hochdeutschen mitzugeben verstanden hatte. Die technischen Schwierigkeiten, deren sich bei den vielen langgezogenen und dumpfen Lauten eine große Anzahl fand, vor Allem die Ueberzahl männlicher Reime, waren spielend überwunden, classische und moderne Versmaße mit einer staunenswerthen Sicherheit angewandt, reimende und des Reimes entbehrende Strophen mit vollendeter Meisterschaft behandelt.

Und wie wunderbar! Es war weder komisch, noch gespreizt! Gewiß, wo der Dichter seinem Humor die Zügel schießen läßt, da blickt er hervor, der echte, ungezwungene, kecke Volkshumor. Aber dann wieder Töne, weich, weihevoll, sanft ausklingend, wie sie nur die besten Lyriker aufzuweisen gehabt hatten. Uns Plattdeutschen hatte Groth mit dem Quickborn das Herz aufgeschlossen, wir hatten bis dahin gar nicht geahnt, welchen Schatz wir in unserer Muttersprache besaßen:

„Min Moderſprak, wa klingſt du ſchön!
Wa büſt du mi vertrut!
Weer ok min Hart as Stahl un Steen
Du drevſt den Stolt herut. — —
So herrli klingt mi keen Muſik
Un ſingt keen Nachtigal;
Mi lopt je glick in Ogenblik
De hellen Thran hendal.

Auch die Anderen standen nicht zurück! In Mittel- und Süddeutschland wurde Groth's Name bald ebenso, ja, fast noch mehr gefeiert als bei seinen Volksgenossen. Die Sprachbewegung des vlämischen Belgiens stützt sich auf seine Autorität, in Nordamerika schaaren sich Tausende von Plattdeutschen um seinen Namen. Ueberreiche Anerkennung ward ihm zu Theil. So schrieb der alte Alexander von Humboldt noch in später Nacht, nachdem er den „Quickborn" gelesen, einen begeisterten Brief an den Dichter; Ernst Moritz Arndt pries in der „Kölnischen Zeitung" ihn emphatisch als „einen größten dramatischen Dichter".

Jedoch muß ich mich hier gegen die Annahme verwahren, als ob Groth's Erfolg lediglich auf den genannten beiden Zufälligkeiten beruht hätte, die, im Ueberdruß geleckter Cultur, den Volksdichter begünstigt hätten. Sicherlich, fliegen mögen sie den Vogel gelehrt haben, die Schwingen aber verdankte er der ewigen Natur. Der Ausdruck Volksdichter darf auch ja nicht mißverstanden werden. Groth ist kein Volksdichter in dem Sinne wie Robert Burns und die beiden Franzosen Jean Reboul und Hegesippe Moreau, die sangen, weil und was die Stimmung ihnen eingab, sondern er ist Dichter seines Volkes, Dichter seines Volkes im zwiefachen Sinne.

Zunächst ist es sein specieller Volksstamm, der ihm die Gegenstände seiner Dichtungen gewährt. Immer sind es die kernigen, trotzigen, zuweilen etwas übermüthigen Dithmarscher. „Dithmarscher dat schölen Buren sin? Jt mögen wol wesen Heren," sagt schon ihr Chronist Neokorus, der als Pastor in Büsum genügend die Dickköpfigkeit seiner lieben Pfarrkinder kennen gelernt hatte. Der Ahn war 1404 mit in der Hamme:

Digitized by Google

„De Dithmarschen Buern de hebbt süm dat lehrt;
Se harrn ok dat Isen, to Plog un to Swert."

Der Enkel jagt als „Nachtrüder" durch's Land „to sin leefste Kind":

„Lusti is't Leben ahn Taegel un Tom!
Vageln plückt Kürschen; wokenn hört de Bom?"

Sodann sind es die Töne des Volksliedes, die Groth angeschlagen hat, bald kindlich, bald übermüthig, dann wieder echt deutsch-schwermüthig: Still, mine Hanne, hör mi to! oder: Ik sprung noch inne Kinnerbüx, oder: De Lootsendochter.

„Se kunn vunnacht ni slapen,
De See de gung so swar un lud,
De ganze Nacht ni slapen:
He weer to fischen ut."

Aber das Alles ist nicht geschaffen nach dem Princip: Ich singe wie der Vogel singt, sondern ist der Ausfluß einer bewußt arbeitenden, fein fühlenden Dichterseele.

Welch' rastloses poetisches Studium, welche unermüdliche Arbeit mußte dazu gehören, die erste auftauchende plattdeutsche Gedichtsammlung nicht nur als ein Probestück, sondern als ein vollständiges Musterbuch der wieder erwachten Sprache darzubieten! Und diesen Charakter trug der „Quickborn" schon in seiner ersten Auflage durchaus. Da finden sich rein lyrische Partien wie die einleitenden Gedichte und jene, die sich an die „Familjenbiller" anreihn, Märchen in „Vaer de Gaern". Die dithmarscher Sage ist in „Ole Leeder", die dithmarscher Geschichte in den beiden Balladenreihen: „Wat sik dat Volk vertellt" und: „Ut de ol Krönk" niedergelegt. Dazwischen wiederum Idyllen wie die erwähnten „Familjenbiller" und rein epische Stücke wie „Peter Kunrad". Der Humor fehlt keineswegs: Swinegel, Hans Schander, die Priameln. Als Kuriosum mag hier erwähnt sein, daß der in „De Steen bi Schalkholt" erwähnte Stein wirklich vorhanden ist und die noch in des Dichters Jugendzeit deutlich lesbare Inschrift trug: Klaus Groth schlog hier sin egen Broder dot.

Die Personen aller Groth'schen Werke, sowohl die der Gedichte, wie die der Prosa, und hier denke ich vorzüglich an die in „Trina" auftretenden, stehen sammt und sonders durchaus auf realem Boden. Es sind immer die freien dithmarschen Bauern. Viele von ihnen haben nun wirklich gelebt. Das weiß ich aus des Dichters eigenem Munde. So der „Herr Paster" in Peter Kunrad, der sich sogar beim ersten Hören dieses Gedichtes selbst sofort erkannte, nicht minder auch „min Johann", Groth's Bruder, dann den Großvater und Andere mehr. Aber die Figuren sind im Vollbehagen dichterischen Schaffens vervollständigt, abgerundet. Die Wirklichkeit lieferte gleichsam das Schema, die Poesie füllte es aus. Nur wäre es ein Irrthum, anzunehmen, daß, wie zu einem guten Schulaufsatz, die Lehrmeisterin Natur die Disposition gegeben, und ihr Lieblingsschüler, der Poet, innerhalb der fest vorgezeichneten Linien weiter gearbeitet. Nein, hier fand sich eine unbedeutende Nebensache, hier ein Motiv, dort ein Fingerzeig, dann vielleicht die tragische Begebenheit selbst oder ein charakterisirender Zug. Nun galt es, das Rechte herauszufühlen, zu verbinden, zu motiviren, aus den „disjecta membra" den harmonischen Körper zu schaffen.

Viele andere Schöpfungen dagegen stellen sich nur als eine Quintessenz aus vielen Lebenserfahrungen, aus ganzen Reihen von Ereignissen, aus einer langen Folge von nicht zusammen gehörenden Situationen dar. Natürlich sind das zumeist Bilder, welche mehr als andere aus dem Rahmen der speciellen Umgebung losgelöst sind; dies werden besonders sangbare Lieder, vor Allem Liebeslieder sein, die ja sowohl für Generation nach Generation, als auch für Hoch und Niedrig gleichen Werth behalten sollen. Freilich braucht der typische Charakter der Lyrik, wenigstens derjenigen Lyrik, die nicht in der Berücksichtigung der Tageserscheinungen ihrer Zeit die Basis ihrer Erfolge sucht, äußerlich nicht aufgeprägt zu sein, im Gegentheil, hier wird vorzugsweise eine Verkleidung sehr beliebt sein. So wird namentlich das lyrische Stimmungsbild diese Art der Behandlung erfahren. In ihm gibt der Dichter, häufig unter starker Einkleidung, in einer fremden Maske die allerfeinsten Züge des Herzens, die allerzartesten Nüancen der Stimmung wieder, er sagt Dinge, die jeder Leser, wenn anders das Gesagte wahr ist, entweder schon selbst empfunden hat oder dem Dichter nachzuempfinden augenblicklich im Stande ist. Das fertige Gedicht ist also so allgemeinmenschlich verständlich wie nur denkbar und danach in Ansehung seiner Wirkung als rein objectiv anzusprechen. Und doch ist es selbst das Product eines gänzlich subjectiven Vorgangs, eines Gefühls, an dessen Entstehung das Herz, das Eigenste des einzelnen Menschen, allein betheiligt und der Verstand, dieser allgemeine Werthmesser der menschlichen Gesellschaft, vollständig unschuldig ist. Das Geheimniß, mit Subjectivem eine objective Wirkung zu erzielen, ist eben eines der Mysterien, welche die Poesie als etwas Heiliges kennzeichnen und ihren Diener, den Dichter, zum Priester stempeln.

Groth kennt dies Geheimniß. Man denke nur an „de junge Wetfru".

„Wenn Abends roth de Wulken treckt,
So denk ik och! an di!
So trock dat ganze Heer
Und du weerst mit derbi!"

Analytisch betrachtet — wird wohl behauptet werden dürfen, daß aus Groth über die Anwendung der typischen und der individualisirenden Methode annähernd folgende allgemeine Regel gezogen werden kann. Bei den epischen und den diesem Gebiete zuneigenden Stücken, also auch im Roman, überall da, wo die Menschen dem Leser als Glieder der großen Kette, zu der Geschichte, Staat und Gesetz die einzelnen Individuen verbunden haben, gezeigt werden und durch ihre festgegründeten Anschauungen und die aus reiner Verstandesthätigkeit hervorgehenden Handlungen geschildert werden sollen, sind bestimmte Persönlichkeiten des wirklichen Lebens als Vorbilder benutzt. Wo dagegen die Stimmung, die Wallungen des Herzens, die Launen der Gegenstand der Darstellung sind, greift der Dichter nach Typen.

Hierdurch ist es Groth auch gelungen, sowohl an der Charybdis, wie an der Scylla glücklich vorüberzukommen. Er wird weder unnatürlich sentimental, noch platt burlesk, zwei häufige Schwächen der Dichter unseres Jahrhunderts. Leute, die den ganzen Tag lachen oder sich fortwährend in Mitten hochgespannter Gefühle ergehen, gibt es nicht; wohl aber ist jeder Mensch je nach dem Wechsel der Zeit beiden Stimmungen zugänglich. Daher die ungemeine Wahrheit und Anschaulichkeit seiner Schilderung. Trina, gewiß ein zartes Mädchen, eine echt poetische Erscheinung, ist tieftraurig über die schwere Erkrankung ihres Vaters, des alten Jan Riklas, aber sie setzt sich nicht hin, um kluge und weinerliche Reden wie ein Auerbach'scher Bauer zu halten, sondern hegt und pflegt den Alten, bis er wieder auf den Beinen ist. Welch' ein lustiger Kopf ist Thießohm! Wie drollig ist die Geschichte von den Immen und die von der Revolution in der Liedertafel! Aber er ist keineswegs ein Possenreißer, mit all' seinem Lachen und Spaßen weiß er wohl was er will, das Gute und Nützliche. „Thießohm harr dat mit Lachen un harr wul al ehr en olen Sot, de sik as en Galgen spökeli utneem, vunne Stat, oder en slechten Fotstig lik un eben, oder en slechten Kerl ut Landschopshus rutlacht."

Freilich, ein leiser, durchgehender Zug des Schwermüthigen liegt leicht über dem Ganzen, mindestens über den Marschleuten. Das macht ihre Heimath, die Nähe des Meeres, der ewige Kampf mit dem „blanke Hans". „Dat is wat eenförmi inne Marsch; sogar dat Eten un Drinken is swer un eenerlei as de Arbeit un de Born, wo dat og drifft un dreft ward." Auf der Geest ist es schon um Vieles lustiger. Dahin wird denn auch das Heitere meist verlegt, vor Allem nach „min Jungensparadies", Tellingstedt.

Nicht nur die Leute, auch der landschaftliche Charakter Dithmarschens tritt klar hervor. Das macht, daß Groth nicht einzelne besonders liebliche Stellen, romantische Eckchen, hervorragend wilde Gegenden schildert, sondern sein Vaterland nimmt, wie es gerade kommt. Wir fühlen das unheimliche Grausen, wie wir über das Moor wandern:

Digitized by Google

„De Borrn bewęgt sik og und dal
As gingst du langs en böken Bahl,
Dat Water schülpert inne Graff,
De Grasnarv bęwert og un af;
Dat geit hendal, dat geit tohöch
So lisen as en Kinnerwaag."

Und dann wieder die endlose weite Marschebene, durch die die Kirchwagen fahren:

„De Pęr sünd nich to sehn int lange Korn,
Man blot de Köpp, un Minschen achterhęr,
As wenn se sęgeln op en See vun Weten."

Und wie lustig und freundlich ist es am Haus des Vollmacht:

„Wat gluddert in Blomhof un lacht achtern Tun?"

Das hat Groth noch Keiner nachgemacht und wird ihm auch so leicht Niemand nachmachen. Und hier ist sein Geheimniß doch so einfach! Er läßt sich nicht gnädig zum Volke herab; und so wird er nicht platt. Aber er will es auch nicht auf eine Höhe ziehen, wo es nicht hingehört, um dann pathetisch zu peroriren. Er lebt einfach in und mit seinen Landsleuten.

Es ist eine materielle und hastige Zeit, der wir angehören. Um uns rast und rauscht das Alltagsleben, wir haben keine Zeit für die feineren Genüsse. Die Zeitungen und Journale der Tagespresse sind schon anspruchsvoll genug mit ihrem Verlangen, täglich gelesen zu werden. Dazu überschüttet die Literatur das unglückselige Publikum mit einer Fluth von Romanen und Novellen. Das Goethe'sche Wort, daß Dichten einmal ordentlich in's Gericht gehen heißt, begreift nicht nur den Dichter, gilt auch für den Leser. Aber das paßt Vielen gar nicht! Was soll ich mit so schwerer Lectüre? Wenn ich nach Hause komme, müde von der Arbeit, mag ich so etwas nicht lesen! ist ein gar häufiges Wort. Wozu auch? Da sind unsere modernen Schriftsteller andere Leute. Die sind liebenswürdig, höflich, kommen ihrem Leser entgegen. Er findet stets etwas, was seinem Geschmack, seiner Stimmung, ja seiner Laune entspricht.

Es ist eine Zeit, in der es einen Dichter fast gereuen kann, alt geworden zu sein!

Die Berliner Dombaufrage.

Gibt es denn überhaupt noch eine Dombaufrage und kommt eine Betrachtung derselben nicht schon post festum? — Der Landtag hat eine bedeutende erste Zahlung bewilligt; die in der Commission noch vertretene Absicht, die Summe insbesondere für Ausschreibung einer allgemeinen Concurrenz zu bestimmen, wurde im Plenum — wie es heißt, auf allerhöchste Einwirkung hin — nicht weiter erörtert, und nur Windthorst legte, mehr aus confessionellen, als aus künstlerischen Erwägungen jedenfalls, Verwahrung dagegen ein, durch diese Bewilligung sich für weitere Summen zu binden. Es heißt endlich, daß Geheimrath Raschdorff bereits eine weitere Durcharbeitung des bekannten Entwurfes beendigt habe, daß also dieser letzte Plan nunmehr wohl mit der Energie, die erfreulichster Weise jetzt deutsches Wesen zu beherrschen begonnen, zur Ausführung gelangen wird. Die Sache ist somit abgethan.

Diese Lösung der Frage hat merkwürdiger Weise nirgends den begeisterungsvollen Widerhall gefunden, welchen man nach der Spannung der Erwartung durch ein Menschenalter hindurch hätte vermuthen sollen. Wo in leitenden Blättern unabhängiger Auffassung überhaupt davon gesprochen wird, geschieht es in wenigen Worten der Resignation, wie es ja auch an dieser Stelle erst kürzlich beiläufig geschehen. Ohne Zweifel scheut man sich, eine Angelegenheit zu berühren, durch welche die Empfindungen eines allverehrten Monarchen im Geringsten verletzt werden könnten, eines jugendstarken Herrschers, der sich in kurzer Zeit ein so großes Anrecht auf die Dankbarkeit seines Volkes erworben, daß dasselbe ihm mit Begeisterung und selbst unter Opfern einen Herzenswunsch erfüllen möchte.

Aber es ist schlimm, wenn man schweigt, wo ein Gegensatz auftreten will, während ein mannhaftes Wort die Schatten bannen könnte. Die Meinung des zweiten berechtigten Theiles in einem modernen Staate, des Volkes, verdient ebenfalls gehört zu werden; um so mehr, als sie hinterher doch mit elementarer Gewalt zum Durchbruch kommt, wenn eine Tomback-Loyalität dieselbe auch eine Zeit lang unterdrückt hat. Man rede also lieber, so lange es Zeit ist. Es ist besser, für eine kurze Zeit unbequem zu erscheinen, als das Unwiderrufliche durch Schweigen mitverschuldet zu haben. Die Geschichte der jüngsten Zeit hat diese Lehre mit furchtbaren Geißelhieben uns eingeprägt. Wir haben aus falscher Redescheu einen edelsten Herrscher dem Wirken eines Mannes überlassen, der nachträglich erst mit einem einzigen gewaltigen Aufschrei für einen Unwürdigen erklärt wurde. So wenig wir einen Byzantinismus dulden würden, der etwa Mackenzie's Krebsheilmethode aus Rücksicht auf Kaiser Friedrich in Deutschland obligatorisch machen würde, so wenig sind wir verpflichtet, eine Herzensangelegenheit des deutschen Volkes aus der Hand zu geben, weil ein Einzelner — und sei es der Beste und Edelste des Volkes — sich in Gegensatz zu demselben setzt.

Um eine Herzensangelegenheit Deutschlands, nicht aber seiner ruhmreichen und geliebten Dynastie handelt es sich jedoch in der Dombaufrage. Wir sind berechtigt — und durch die hohe Auffassung Kaiser Friedrich's erst recht berechtigt — im Dombau den äußeren Abschluß, das krönende Friedenswerk des evangelischen Glaubens und deutscher Einigkeit zu sehen. Hierzu hat Volk und Herrscher in gleichem Maße mitzuwirken, und das Volk hat in seinen besten Söhnen seit siebzig Jahren mit seinen Königen an der Lösung dieser Aufgabe gearbeitet. Handelte es sich um den Ausbau des Berliner Schlosses, um die äußere Hervorhebung unseres machtvollen Kaiserthums, so würde es unzart und vermessen sein, mit der Krone rechten zu wollen, den Wünschen des Herrschers dreinzureden. Wir hätten sogar die Pflicht, bei dem innigen Zusammenhange des Hohenzollernhauses mit seinem Volke, ohne Feilschen und Zusehen für solchen Zweck dem allein bestimmenden Bauherrn die nöthigen Mittel zu bewilligen. Wenn aber ein nationales Werk errichtet werden soll, ein Werk aus staatlichen Mitteln, über welche dem Volke das Bewilligungsrecht zusteht, wenn Deutschland sich ein religiöses und nationales Wahrzeichen schaffen will und soll, so will und soll es auch mitrathen und mithandeln bei solchem Werke. Deshalb braucht man nicht Kaiser Friedrich's erhabenes Andenken zu gefährden oder gar an den Befugnissen der Krone rütteln zu wollen. Zu ihrem Schutze und Glanze trägt der viel mehr bei, der eine volle persönliche Ueberzeugung für das als Recht Erkannte einsetzt als der, welcher in beschränktem Unterthanenverstand credit, quia absurdum.

So besteht denn die Dombaufrage doch noch, und drängender als je zuvor. Werfen wir auf dies Zuvor einen kurzen Blick, so werden sich auch für das Demnächst schon die wichtigsten Gesichtspunkte entnehmen lassen.

Den ersten monumentalen Dombau für Berlin plante König Friedrich I. Er besaß in Schlüter den gewaltigsten Künstler des Jahrhunderts, und dieser entwarf einen centralen Kuppelbau für den Schloßplatz, für Berlin in seiner damaligen Gestaltung eine außerordentlich geniale Lösung. Doch wurde zu ihrer Verwirklichung niemals ein Spatenstich gethan. Friedrich des Großen kirchliche Interessen waren zu gering, um bei der Erbauung des Domes an seiner jetzigen Stelle den Idealismus Schlüter's zu neuem Leben erwecken zu können. Der Bau sollte lediglich ein Bedürfniß befriedigen. Erst nach den Befreiungskriegen griff der tiefreligiöse Friedrich Wilhelm III. den Plan seines Ahnen, einen protestantischen Dom zu schaffen, wieder auf. Berlins Bedeutung war inzwischen mächtig gewachsen und schien ein Wahrzeichen als Emporium des Protestantismus zu fordern. Dasselbe sollte zugleich ein Weihegeschenk an die Gottheit nach der Errettung aus nationaler Knechtschaft sein. So wurde denn Schinkel mit der Aus-

Digitized by Google

arbeitung von Plänen betraut. In mehreren Entwürfen beschäftigte sich der für den Gedanken begeisterte Künstler mit dieser großen Aufgabe. Ihm schwebte ein großartiger Monumentalbau, ein Werk höchsten Ranges vor, entsprechend jenem idealen Programm. Die praktische Brauchbarkeit für den sonntäglichen Predigt-Gottesdienst kam für ihn erst in zweiter Linie; die Forderung einer Hofkirche wurde noch nicht gestellt, doch ergab sich auch ihm als nahezu selbstverständlich, daß der Bau zugleich Grabeskirche des Herrscherhauses und Ehrenstätte für nationale Geistesheroen nach Art der Westminster-Abtei sein müsse. Er wählte für einen solchen Bau größter Abmessungen einen erst neu zu schaffenden monumentalen Platz, sei es der heutige Spittelmarkt oder der Potsdamerplatz, beide in neuer Gestaltung. Der alten Hofkirche hat er bekanntlich die noch jetzt vorhandene, doch fast zur Ruine gewordene Erscheinung gegeben. Einen Riesenbau mochte er aus Rücksicht auf den Maßstab seines Museums nicht an ihre Stelle setzen. Von seinen Plänen gelangte jedoch in der knappen Zeit romantischer Kraftlosigkeit nichts zur Ausführung, wie lebhaft auch der damalige Kronprinz den Gedanken aufnahm. Als dieser endlich als Friedrich Wilhelm IV. zur Herrschaft gelangte, war der Geist des großen Meisters leider nicht mehr im Stande, den kühnen Gedanken des baulustigen und feinsinnig veranlagten Königs Leben zu geben. Der König war vielleicht einer der bedeutendsten Künstlerköpfe seiner Zeit. Aber er war doch naturgemäß nur Dilettant. Der Dilettantismus ist aber auf keinem Gebiete unbeholfener und daher verhängnißvoller, als auf dem der Architektur, weil dieselbe doch zu sehr von wissenschaftlichen und nüchtern handwerklichen Vorbedingungen abhängig ist, die zu lernen ernstes Studium, die zu beherrschen ein volles Berufsleben erfordert. Der Dilettant, welcher hiervon abstrahiren zu können meint, bleibt doch innerlich unfrei und schafft, selbst bei bedeutender Begabung, höchstens eklektisch, wie in einem Zusammensetzspiel, aus alten Motiven ein neues. Günstig schon, wenn es nicht nur ein Luftschloß ist. Neues, Bahnbrechendes, Größtes wird er seiner Gebundenheit wegen niemals vollbringen können.

Es ist daher zu allen Zeiten der Schaffenstrieb der Herrscher für die Kunst nur ein Danaergeschenk gewesen, wenn dieselben sich bis in's Einzelne mit ihren Plänen beschäftigten, statt die Ausführung ihrer Ideen einem berufenen Genius anzuvertrauen. Das Mißverhältniß ihrer Machtbefugniß zu ihrem Kunstvermögen tritt bei den gekrönten Dilettanten am auffälligsten zu Tage. Sie können nicht können — wenn sie anders ihren anderen gewaltigen Herrscherpflichten genügen wollen — und deshalb sollten sie am wenigsten etwas wollen, was sie nicht können. Auch haben sie den Künstlerruhm wahrlich nicht nöthig! Ein guter Regent zu sein ist tausendfach segensvoller, als ein großer Künstler zu sein.

Nun war Friedrich Wilhelm zwar weit, weit entfernt von der Künstlereitelkeit eines Nero oder der Eigenwilligkeit eines Hadrian; dennoch glaubte er, eine Aufgabe, die allmählich alle Gemüther zu beherrschen begann, aus eigener Kraft lösen zu können. Entschuldbar wird dies freilich dadurch, daß nach Schinkel's Hintritt nicht recht ein Geist allerersten Ranges an seine Stelle treten konnte. Aber es bleibt doch stets zu beklagen, daß er unter den Künstlern, welche sich mit seinen Dombaugedanken — jetzt für den Platz am Lustgarten — beschäftigten, vornehmlich also Wilhelm Stier, Anton Hallmann und August Stüler, gerade den Letzteren als den gefügigsten wählte, um seinen Plan durchzuarbeiten.

Unter dem Einflusse der Nazarener entstand so das merkwürdige Project einer siebenschiffigen altchristlichen Basilica mit nebenliegendem Campo santo, charakteristisch als Dilettantenwerk durch die Riesigkeit der Abmessungen und die Vervielfachung vorhandener Motive, die doch die Leere der ganzen Einzelausbildung nicht verdecken können.

Verdient so die Großartigkeit des Strebens alle Bewunderung, so war es doch kein Unglück für die Kunst, daß nach Fertigstellung der bekannten Chorfundamente der Bau als ein zweiter Babelthurm liegen blieb, da die Zeitverhältnisse seine Durchführung nicht gestatteten. Erst nach dem glücklichen Ausgange des österreichischen Krieges griff König Wilhelm auf den Plan seines Bruders zurück, für dessen künstlerische Ideale er durch sein ganzes ruhmreiches Leben pietätvolle Bewunderung und nahezu rückhaltlose Zustimmung hegte. Es genügt, als ein Beispiel hiervon den Bau der National-Galerie aufzuführen.

Dennoch wurde bereits 1867 das Project Friedrich Wilhelm's IV. als eine Unmöglichkeit erkannt; und es ist außerordentlich charakteristisch für den Geist Wilhelm's I., daß er trotz seiner Pietät für die Ideen seines Bruders es für genug hielt, dessen Andenken durch Beibehaltung des Programms zu ehren, ohne eine vorgeschrittenere künstlerische Auffassung in die Formen des alten Entwurfes zurückzwingen zu wollen. Was König — und später Kaiser Wilhelm durch feinfühliges Zurückhalten und maßvolles Gewährenlassen unter beständigem, liebevollem Eingehen und tief eindringendem, obwohl nicht laut werdendem Verständniß für alle Kunstfragen nicht bloß in der Dombau-Angelegenheit, sondern überall der deutschen Kunst genützt hat, wird erst allmählich dankbar ganz empfunden werden können!

Es ist höchst bemerkenswerth, daß König Wilhelm, dessen von hohem Bewußtsein seiner königlichen Stellung erfüllter, doch von unverbrüchlicher Wahrheitsliebe, Mäßigung und Billigkeit, Frömmigkeit und Güte durchleuchteter Sinn uns Allen geradezu ein Ideal geworden ist, daß er es doch durchaus mit der Pflicht der Pietät vereinbar hielt, den Plan seines kunstliebenden Bruders dadurch zu dem seines ganzen Volkes zu machen, daß er alle deutschen Künstler zur Lösung dieser Aufgabe im Sinne Friedrich Wilhelm's IV. berief. Und es ist noch bemerkenswerther, daß er nach dem ungenügenden Ausfall der 1869 fälligen Concurrenz, welcher aber nichts als die Unmöglichkeit des gestellten Programms bewies, lieber auf den ganzen Gedanken verzichtete, als daß er nun auf Friedrich Wilhelm's eigenen Entwurf zurückgegriffen hätte, um der Pietät zu Liebe den Gedanken streng zur Ausführung zu bringen, den die weitergeschrittene Zeit als einen in allen Stücken unhaltbaren erwiesen hatte.

Daß dabei eine persönliche Wunde zurückgeblieben: wer wollte es unserem großen unsterblichen Kaiser nicht nachfühlen, wer ihm verdenken, daß er von der Dombaufrage nun überhaupt nicht mehr recht etwas wissen wollte? Dem Bruder war es nur unter Opfern der Empfindung möglich, den ideal gesonnenen Heimgegangenen vor einem Denkmale der Unzulänglichkeit zu bewahren und zu glauben, daß es reichlich genug ist, bei Großem gewollt zu haben, wenn die Kräfte mit Naturnothwendigkeit nicht ausreichen konnten. — Was kann es dem Andenken Friedrich Wilhelm's IV. nützen oder schaden, ob er ein großer oder ein schlechter Architekt war? Daß er einen dem Höchsten zugewandten, ideal beschwingten Geist hatte, wird ihm auch ohne Werke seiner Hand ewigen Ruhm sichern, ja gerade um so mehr, je weniger dilettantenhafte Werke auf die Nachwelt kommen.

Ein Geist, reich wie der seine, durch zielbewußte Charakterstärke und leutselige Heldenhaftigkeit noch bewunderungswürdiger, war uns in seinem großen Neffen, dem vielgeliebten und tief betrauerten Kaiser Friedrich, gegeben worden. Was er bereits als Kronprinz im Bunde mit seiner ungewöhnlich begabten Gemahlin für alle idealen Interessen gethan, wird niemals vergessen werden können. Man durfte auf ein neues Medicäer-Zeitalter hoffen: — ein furchtbares Geschick hat alle Hoffnungen in der ersten Blüthe vernichtet. Nur mit Schauern der Ehrfurcht und Bewunderung wird man zu dem Geiste aufblicken können, der aus einem bereits dem Tode geweihten Körper noch den Aufflug zu einer idealen That ersten Ranges nahm, indem er durch seinen Erlaß vom 29. März 1888 die inzwischen von der Künstlerschaft beständig ventilirte Frage eines Dombaues wieder in ernsteste Erwägung zu nehmen befahl. Es ist wichtig, sich den Wortlaut dieses Erlasses in's Gedächtniß zurückzurufen: „Ich will, daß sofort die Frage erörtert werde, wie durch einen Umbau des gegenwärtigen Domes in Berlin ein würdiges, der bedeutend angewachsenen Zahl seiner Gemeindemit-

Digitized by Google

glieder entsprechendes Gotteshaus, welches der Haupt- und Residenzstadt zur Zierde gereicht, geschaffen werden kann."

Man müßte ein Wortspalter sein, wenn man aus diesem Erlasse den Befehl zur Erbauung einer dreitheiligen Riesenanlage, Predigt-, Gruft- und Festkirche, herauslesen wollte. Der Kaiser wollte einfach die bedeutsame Frage in Fluß bringen. Zum größten Schmerze seines Volkes ist er vor deren Lösung seinen Leiden erlegen. Nach seinem Tode nun veröffentlichte Raschdorff mit allerhöchster Billigung den überraschenden Entwurf, von dem unsere Betrachtung ausgeht. Wenn die Veröffentlichung desselben zeigt, daß er der allgemeinen Discussion nicht entzogen bleiben sollte, so zeigt derselbe an sich so deutlich in jedem Strich die Handschrift Raschdorff's, daß ersichtlich ist: nur die Hauptgesichtspunkte, nicht die Detailausbildung rühren von Kaiser Friedrich selbst her. Da nun aber nach jenem Erlaß vom 29. März der unglückliche Kaiser nicht wohl mehr fähig war, an diesem Entwurfe weiterzuarbeiten, so ist nur anzunehmen, daß derselbe zu jener Zeit schon in allen wesentlichen Stücken fertig war. Somit folgt nach dem Wortlaut des Erlasses, daß Kaiser Friedrich selbst weit entfernt war, sein Werk für ein abschließendes, maßgebendes zu halten, sondern daß er selbst, wie seinem edel-bescheidenen Wesen durchaus entspricht, eben nur einen Baustein zu dem großen Werke seines Volkes beitragen wollte. Bedenkt man, wie sehr gerade ein Kranker nach schnellster Erreichung seiner noch ausstehenden Ziele strebt, so wird man die Sicherheit gewinnen, daß Kaiser Friedrich durchaus fern von dilettantischen Wünschen und maßvoll im Urtheil über seinen Dombauentwurf gewesen ist, daß also die Angelegenheit sicherlich nicht einzig und allein auf der Basis dieses Entwurfes weitergeführt worden wäre, wenn ihn die tückische Krankheit nicht dahingerafft hätte.

Es ist daher sicherlich keine Verletzung der Pietät, wenn an diesen Entwurf eine kritische Discussion angeknüpft wird.

Mehr Nachdruck als die Meinung jedes Einzelnen dürfte diejenige haben, welche in maßvollster Weise durch eine ganze Körperschaft, welcher Geheimrath Raschdorff selbst angehört, ausgesprochen ist. Die Vereinigung der vornehmsten Baukünstler Berlins äußert sich in einer öffentlichen Kundgebung u. A. folgendermaßen:*)

Die „Vereinigung" glaubt die vorliegenden Entwürfe als einen sprechenden Beweis dafür ansehen zu dürfen, daß eine vollkommen befriedigende ... Lösung dieser schwierigen Frage ohne die hingebende Mitwirkung der gesammten baukünstlerischen Kräfte unseres Vaterlandes schwerlich gelingen wird.

Eine solche Lösung ... muß aber für ein Bauwerk angestrebt werden, das vor allen anderen von der Nachwelt als ein Denkmal unseres Zeitalters, als eine bezeichnende Probe unseres künstlerischen Wollens und Könnens wird angesehen werden. Die Schwierigkeiten der Aufgabe ... bestehen vor Allem darin, daß es sich nicht allein darum handelt, einen Dom zu schaffen, der bestimmte Anforderungen des kirchlichen Bedürfnisses in monumentaler Weise erfüllt, sondern daß in Folge der gegebenen Baustelle auch noch den allgemeinen künstlerischen Anforderungen zu genügen ist, durch das Bauwerk einen angemessenen Abschluß des Lustgartens zu erzielen und dasselbe so zu gestalten, daß es die Wirkung ... des Schlosses und Museums nicht beeinträchtigt. Diese Schwierigkeiten sind schon früher dadurch gesteigert worden, daß es an klaren Bestimmungen über das Raumbedürfniß der damals angenommenen ... Kirche für den sonntäglichen Gottesdienst der Hof- und Domgemeinde und einer Grabstätte des Herrscherhauses fehlte. Sie haben den Gipfel erreicht, nachdem nun noch die Absicht vorzuliegen scheint, mit jenen Theilen eine besondere Festkirche zu verbinden.

Die in den vorliegenden Entwürfen versuchte Lösung des Programmes ist in vielen Beziehungen anfechtbar. Der unmittelbare Zusammenhang der Festkirche mit den beiden Nebenkirchen läßt keine der drei Kirchen zu eigenartiger Entwickelung kommen. In dem letzten, künstlerisch vorzuziehenden [und jetzt weiter bearbeiteten] Entwurfe ist der Festkirche zudem ein viel zu großes Uebergewicht über die anderen Theile des Domes gegeben worden. Dabei hat einerseits die Brauchbarkeit der Gemeindekirche schwer gelitten: andererseits sind die Massen und der architektonische Maßstab des Bauwerkes bis zu einem für die Baustelle unzulässigen Grade gesteigert worden, ohne daß damit ein glücklicher Abschluß des Lustgartens nach Osten geschaffen wäre. Als sehr ungünstig hat sich für beide Entwürfe endlich die Absicht erwiesen, mit der Festkirche überdies noch das geplante Nationaldenkmal für Kaiser Wilhelm zu verbinden.

Die Vereinigung ... hat aus dem unbefriedigenden Ergebniß dieses Lösungsversuches, der vielleicht jedem anderen Architekten nicht besser geglückt wäre, nur die Ueberzeugung geschöpft, daß es Angesichts der augenblicklichen Lage der Verhältnisse noch nicht an der Zeit ist, durchgearbeitete Entwürfe ... nach einem bestimmt umgrenzten Programm aufzustellen.

Bevor ein solches Programm gegeben werden kann, bedarf es der sorgfältigsten Untersuchung, ob und in wie weit die angestrebte Lösung überhaupt möglich ist ... Es ... wird sich die zur Aufstellung eines brauchbaren Programmes erforderliche Einsicht in die durch das Zusammenwirken so mannigfacher Bedingungen verwirrte Sachlage nur durch eine große Zahl vorläufiger Versuche gewinnen lassen, die von den verschiedensten Ausgangspunkten unternommen werden.

Derartige Versuche werden ... mit der Wahrscheinlichkeit eines entsprechenden Erfolges niemals von einem Einzelnen angestellt werden können ... Wenn sich daher jemals eine Aufgabe zum Gegenstande einer allgemeinen und öffentlichen Wettbewerbung geeignet hat, so ist es sicherlich diese!

Dieser bedeutsamen Veröffentlichung, welcher allseitig zugestimmt worden ist, braucht kaum etwas hinzugefügt zu werden, es sei denn, daß sie mit Geheimrath Raschdorff außerordentlich schonend umgegangen ist. Diese Rücksicht ist aber, scheint es, von bedenklichen Folgen gewesen; sie muß also bei Seite gesetzt werden. Wir dürfen und müssen nach dem vorhin Gesagten ohne Scheu aussprechen, daß das Neue in dem veröffentlichten Entwurfe — der ja dem Kaiser selbst noch nicht maßgebend erschien — nicht reif und das Schöne nicht neu ist. Die Detailausbildung läßt die Originalität in einem, selbst bei Raschdorff ungewöhnlichen Grade vermissen. Es wäre für einen Bibliothekkenner nicht schwer, den ganzen Entwurf wie ein Recept durch Angabe der Seite und des Maßstabes der Einzelvorlagen nachzumischen.

An eine reife Lösung hat allerdings ja auch Raschdorff nicht geglaubt. Deshalb ist ja jetzt die Umarbeitung übernommen worden. Aber wir stehen nunmehr vor der Frage: Welche Gewähr bietet der Künstler, uns in seiner Umarbeitung entweder wirklich nichts, auch gar nichts als die Intentionen des heimgegangenen Kaisers zu bringen, oder als selbständiger Künstler ein bisher nicht zur Reife gediehenes Werk im höchsten Sinne mit der ganzen Idealität und Genialität unserer Zeit zu Ende führen zu können?

Wir haben gesehen, daß wir uns auf eine orthodoxe Pietät gegenüber dem Entwurfe nicht brauchen einschwören zu lassen. Man wird vielmehr aussprechen müssen, daß man den Ruhm Kaiser Friedrichs nunmehr in Raschdorff's Hände gelegt, daß man ihm somit eine ungeheure Verantwortung auferlegt habe. Daß er dieselbe meint tragen zu können, berechtigt uns, den höchsten Maßstab an seine Künstlerschaft zu legen. Dann aber heißt das Verdict: Raschdorff kann nicht der Auserwählte unter den lebenden Kirchenbauern sein, denn seine Werke verrathen, unbeschadet ihrer zum Theil sehr hohen Verdienste durchgehends, daß er kein intuitiver Künstler, kein Schöpfer, sondern ein bibliothekscharfer Eklektiker ist. Großen, genialen Wurf hat keines seiner Werke; wo man denselben erwarten müßte, bei seinem Ständehaus, bei seinem Reichstagshaus-Entwurf, erscheint er gespreizt, langweilig, hülflos wie bei seinem Laboratorium in Charlottenburg. Er ist ein Kleinkünstler von intimem Reiz, ähnlich wie Strack und Stüler, das Kleine gelingt ihm am reizvollsten. Zur Höhe einer Weltaufgabe wird sich sein Geist jetzt nicht mehr aufschwingen. Um so weniger in diesem Falle, als seine kirchlichen Bauten so gut wie Null sind. Durch seine „englische Kirche" im Garten von Schloß Monbijou hat er nur bewiesen, daß seine Connivenz gegen die Wünsche seiner Bauherren so weit geht, daß er darüber die Grundprincipien des

*) Vgl. „Deutsche Bauzeitung", Jahrg. 1888, Nr. 85, S. 513.

Digitized by Google

Kunstschaffens, die logische Wahrheit des Aufbaues preisgegeben hat. Was ihn aber so geeigneter zum tactvollen Hofmann macht, macht ihn unwürdiger, den ersten Künstlerkopf der Nation zu repräsentiren.

Wir sind weit davon entfernt, den Künstler durch ein so strenges Urtheil herabwürdigen zu wollen (der Mensch kann natürlich hier erst gar nicht in Betracht kommen); aber wir wollen ihn nur wieder auf gleiche Linie mit den Mitstrebenden gesetzt wissen, zum Segen und Gedeihen wahrhafter Kunst.

Fassen wir zusammen, was sich bei unserer Betrachtung ergeben, so muß gesagt werden: Das deutsche Volk kann durch keine Erwägung ein ideales Ziel, wie es der Dombau sein muß, aus den Augen setzen. Es hat ein Recht und eine Pflicht, für dieses Denkmal des Protestantismus seine höchsten Kräfte einzusetzen. Kaiser Friedrich hat das an seinem Theile gethan. Daß er in die Tiefen der Frage persönlich einzudringen suchte, wird ihm allezeit ein höchster Ruhmestitel bleiben; daß er, mitten aus der Arbeit abberufen und überdies nur als höchst begabter Laie schaffend, nichts Vollendetes vollbracht, wird Niemanden Wunder nehmen können und berührt seine Vorzüge im Geringsten nicht. Aber es hieße, seinem Namen die geringste Ehre anthun, wollte man das, was er selbst nur als Versuch betrachtet, unter seinem erhabenen Namen zu dauerndem Dasein erheben. Ein gewaltiges Werk wird dadurch nicht besser, weil es ein gekröntes Haupt erdacht; aber ein gekröntes Haupt bedarf nicht des Ruhmes, ein mittelmäßiger Künstler, auch nur, überhaupt ein Künstler zu sein.

Wohl mag der Berufskünstler, der seine Hand den lichten Plänen königlicher Muße geliehen, auf königliche Huld rechnen; seine künstlerische Größe wird aber durch letztere nicht bestimmt.

Möge er unter Gleichen als Gleicher zum Ziele streben, das eine ganze Nation sich gesteckt hat. Und ist unser Urtheil vorschnell und herbe, ungerecht; gibt es wirklich kein besseres Programm für die Dombaufrage und keine bessere Lösung für dies Programm: nun wohl, so lasse man die Thatsachen sprechen, so gewähre man uns doch noch den allgemeinen Wettbewerb! Bleibt Raschdorff alsdann Sieger, so ist nichts verloren außer einer verhältnißmäßig geringen Summe, mit der die Befriedigung aller künstlerischen Kreise erkauft ist, und man wird Betrachtungen wie diese als unnöthige und aus Mißgunst geborene betrachten können.

So lange aber glauben wir mit der gesammten deutschen Künstlerschaft aussprechen zu müssen, daß Mangels einer nach allen Seiten vorbedachten Erwägung des Wesentlichsten, des Programms, das geistige Werk einer ganzen Generation, die Hoffnung eines Volkes und zweier bedeutenden Herrscher, verkümmert in's Leben tritt.

Vom neuen Burgtheater.

Wien, Mitte April.

Unter den Pflastersteinen, welche nunmehr den Platz bedecken, auf dem ehedem das alte Burgtheater stand, ist dieses nun begraben und die hölzerne Planke, die sich am Ende desselben erhebt, ist sein Denkmal; bald morsch und verdorben sind das Holz und das Burgtheater. Wer das nicht glaubt, der lese nur eine aus Paris gekommene Verkündigung. Der Schmerzensschrei der Besucher des neuen Kaiserlichen Hofschauspielhauses, daß sie auf vielen Plätzen nicht viel sehen und nichts hören, wird gar nicht in dieser vulgären, auf dem Hintergrunde des erlegten Entrées sich abhebenden Auslegung zugelassen, sondern man sagt ihnen: „Ihr habet Augen und sehet nichts, ihr habet Ohren und höret nichts!“ Nicht der Architekt, der ein prunkvolles, aber gründlich verfehltes Haus geschaffen, ist schuld daran, sondern ihr traget das Uebel in euch. Fort mit der alten Burgtheaterkunst, eine neue Zeit ist gekommen mit einer neuen Kunst. Ihr versteht Beide nicht und darum — seht und hört ihr in den Logen Nr. 5, 6 und 7 und auf der dritten und vierten Galerie so gut wie gar nichts und im rückwärtigen Theile des Theaters überhaupt sehr wenig.

So ein auf den Pariser Boulevards promenirender Beobachter Wiener Verhältnisse hat es doch recht leicht. Er hält einfach von den ewigen Wahrheiten nichts, „am allerwenigsten in der Kunst“, er „kennt nur Schönes, anders und neu an jedem neuen Tage, das morgen schon wieder häßlich sein wird“, ihm ist „die ganze Kunst, das Spiegelbild des Lebens, anders geworden“; er höhnt: „wie kann man sich einbilden, daß nur gerade die Schauspielweise nicht anders geworden sei?“ Herr Hermann Bahr vertritt seine Lehre in den „Deutschen Worten“ zugleich mit einem vehementen Angriffe auf Ludwig Speidel mit einer Keckheit, die einen jungen Wagnerianer oder Antisemiten für sich einnehmen könnte; näher betrachtet, erweist sie sich in ihrer wahrhaftigen Hohlheit. Denn wenn es keine ewige Wahrheit in der Kunst gibt, dann ist die Mode die Kunst einer jeden Zeit, und wenn nur das Schöne von heute gilt, dann hinweg mit den Raphael'schen Madonnen und ein paar Krausköpfe des jüngst verstorbenen Romako an ihre Stelle! Seltsam nur, daß die Gläubigen der Kunst denn doch darauf hinzuweisen vermögen, daß ihre „ewigen“ Wahrheiten so alt sind wie das Menschengeschlecht und ein längerer Zeitraum unserem Hirn nicht faßbar erscheint, während die „Kunst“ der Neuen, die gestern noch geblüht hat, nach dem eigenen Geständnisse des Herrn Bahr heute schon häßlich geworden ist. Eine schöne Kunst! Ich möchte mich mit einem solchen Evangelium nicht einmal in eine Wagnergemeinde trauen, man schlüge mich anstatt des Herrn Bahr todt. Rettung fände ich vielleicht nur, wenn ich den dritten der oben citirten Sätze rasch dazwischen würfe, daß die Kunst das Spiegelbild des Lebens sei. Herr Bahr meint freilich, auch dieses habe sich wesentlich geändert. In der That fährt man jetzt in 27 Stunden und nicht mehr in drei Wochen von Wien nach Paris und Herr Boulanger spricht mit seinen Pariser Freunden per Telephon; aber daß die menschlichen Leidenschaften, der Quell des Schauspiels und der Schauspielkunst, andere geworden seien, davon haben wir in Wien noch nichts gehört. Liebe, Haß, Ehrgeiz, Wollust, Neid und wie die Todsünden der Erdenbewohner heißen, sind unverändert geblieben. Es müßte doch erst ein anderes Schauspiel erstanden sein, bevor eine andere Darstellungskunst möglich wäre; Sophokles, Shakespeare, Calderon und Goethe müßten von jungen Dichtern von ihrem Piedestal heruntergestürzt werden, ehe sich behaupten ließe, zu neuen Poeten gehörten auch neue Interpreten. Der Lärm allein thut's nicht, die Meininger beweisen das alle Tage. Herr Bahr hat seine Verführungspredigt unter die Studenten geworfen, die von einem unbegrenzten Haß gegen alles Alte und Bestehende erfüllt, auch an dieses falsche Evangelium glauben und es in weite Kreise zu tragen versuchen. Das ist der Grund, weshalb ich mit davon Notiz nahm. Ich wollte einige lachende Erben nach dem neuen Burgtheater zeigen, während es im Allgemeinen nur Trauernde gibt.

Daß aber das alte Burgtheater so gut wie todt ist, steht leider doch außer allem Zweifel. So lange die Leiche im Hause, glaubt die Familie noch immer an das Wunder der Auferstehung. Wir haben den Prunksarg des neuen Schauspielhauses in unserer Stadt und so meinen Viele, und insbesondere die hohen Herren des Obersthofmeisteramtes und der Generalintendanz, unser altes Burgtheater lebte noch. Das ist aber eine bittere Täuschung, denn es ist dahin. Nicht bloß durch den unglückseligen Neubau. Alle Klagen und Anklagen, die darüber erhoben werden, sind im vollsten Maße gerechtfertigt. Baron Hasenauer hatte ungezählte Millionen zur Verfügung und errichtete einen Palast, welchen Louis XV. einer seiner Damen hätte erbauen können. Wenn ich erwähne, daß der Vorhang zu einem einzigen Fenster im Foyer 1500 Gulden kostete, so mögen sich diejenigen Leser, die das merkwürdige Haus noch nicht gesehen haben, von seinem Luxus einen Begriff machen. Als Theater genügte es vielleicht noch für eine Spieloper oder für das Ballet, obwohl die an vielen Stellen herrschende Unmöglichkeit, die Vorgänge auf der Bühne zu sehen, auch dies als zweifelhaft erscheinen läßt. Als Schauspielhaus ist es aber trotz aller Gegenrede unbrauchbar. Der Oberhofmeister und der Generalintendant haben die schönsten Prosceniumslogen, sie sehen und hören vortrefflich und finden darum die Klagen des Publikums übertrieben. Auch berufen sie sich auf die günstigen Kassenrapporte, die mit der Neuheit des Hauses und der alten Vorliebe des Wiener Publikums für das Burgtheater zusammenhängen. Das wird sich in absehbarer Zeit ganz gewiß ändern, wenn die Besucher öfter nichts gesehen oder wenig gehört und auch — wenn sie das gesehen und gehört haben, was sich dort zuträgt.

Digitized by Google

Das neue Burgtheater ist ein Colossalhaus, anstatt durchaus intim und enggeschlossen zu sein; es ist mit einem herausfordernden Prunke ausgestattet, anstatt durch elegante Einfachheit dem Zuhörer zu ermöglichen, vom Anfang bis zum Ende bei der Sache zu bleiben. Und dabei sind doch wieder die gelben Rückwände von einer Frostigkeit, daß man fortwährend Kälteschauer empfindet. So glänzend und lebenswarm die Zugänge, so leer und todt ist bei allem Luxus der Zuschauerraum, man flüchtet gerne hinaus. Alte Besucher können constatiren, daß Leute, die sich ehedem nicht vom Flecke rührten, jetzt nach jedem Acte hinauszukommen trachten; nicht etwa in die prachtbehängten Foyers, sondern nur in die einfache Garderobe; sie fliehen das Innere. Wie selten ein Unglück allein kommt, so ist die Misère auf der Bühne kaum weniger schlimm, als im Zuhörerraum. Tritt man dahin, so meint man in der größten Eisenbahnwerkstätte zu sein. Lauter eiserne Stangen, Schienen, Ketten, Schrauben, Balken, Aufzüge und wie alle die mechanischen Behelfe heißen, die, von der gewaltigen Kraft des Dampfes getrieben, beim hellen Scheine einer großartigen elektrischen Beleuchtung das zu vollbringen haben, was ehedem etliche Arbeiter bei einer Oellampe in einem Zehntel der Zeit zur vollsten Befriedigung des Publikums und der Schauspieler, sogar der Autoren, wenn solche sichtbar waren, mit größerer Präcision leisteten. Der einzige Unterschied gegen früher ist die nunmehr gesteigerte Lebensgefahr. Wenn nämlich eine Scenerie verschoben wird, entsteht ein großes, viele Stockwerke tiefes Loch, aus dem die neue emporsteigt, indeß die erste nach rückwärts gezogen wird. Es ist schon viel Malheur geschehen, nur wurden die Zeitungen jedesmal um Vertuschung gebeten.

Die Bühne hat eine Gesammthöhe von elf oder vierzehn Stockwerken. Das hat zur Folge, daß das Wort der Schauspieler verhallt. Die Schallwellen, die in den Zuschauerraum hinausdringen, sollen nun noch den breiten und weiten Weg bis in die vierte Galerie zurücklegen, sie sollen die Brechung aushalten, die sie an der Lyraform erleiden. Beides ist nur dann möglich, wenn die Künstler auf der Bühne gründlich loslegen. Dazu haben nicht einmal alle Herren die nöthigen Mittel, geschweige denn die Damen, die ihren ganzen Stimmfonds, als im alten Burgtheater unnöthig, Gott weiß wo vergaßen. So kommt es, daß auf sehr vielen Plätzen nichts gehört wird, was das folgende hübsche Bonmot veranlaßte. Zwei echte Wiener Kinder sitzen auf der Galerie und horchen vergeblich, sie hören nichts. Plötzlich bricht das Parquet in ein Gelächter aus. „Was hab'n denn die drunten?" fragt ein Bursche den Andern. „I wa'ß nit," erwidert der Andere. Die Lachsalve erneut sich, die Beiden forschen wieder ohne Erfolg. Da ruft der Eine dem Andern rasch zu: „Weißt was? Spuck'n mer obi, daß mer a was davon hab'n." Dieser Art ist die gänzliche Unterbindung des Rapports zwischen Darstellung und Publikum, von welcher man im Café de la Paix nichts weiß, und Herr Bahr hat ganz Recht, wenn er im Vergleiche zu dem hier nothwendigen Aufwande von Mitteln „die Wagner'schen Kunstwerke nur erst wie eine leise, schüchterne Frühlingsahnung" hält. Aber ich würde ihm zu seiner Besserung doch zwölf große classische Vorstellungen mit einem Sitze auf der vierten Galerie oder auch in einer der schon einmal genannten Logen in jedem beliebigen Range dictiren. Wie würde der Herr aufhören, „über jede neue Klage zu jauchzen". Von Kunst ist da nicht mehr die Rede, nur von Kraft und nicht selten auch von ein wenig Rohheit. Ich bin nicht wie Herr Bahr ungläubig und leugnerisch, ich halte es für möglich, daß unsere Burgschauspieler „das ungeheure Werk", auf der vierten Galerie verstanden zu werden — und das ist die „neue Kunst"! — bezwingen werden. Nur scheint es räthlich, für jene glückliche Zeit in dem nahen allgemeinen Krankenhause ein Zimmer der Schrötter'schen Kehlkopfklinik für K. K. Hofschauspieler und Hofschauspielerinnen besonders zu reserviren. Die schreckliche Katastrophe von Meyerling hat die Discussion über das neue Schauspielhaus nur unterbrochen, nicht zum völligen Schweigen gebracht. Alle Adressen der Wiener Künstler und einer kleinen gesellschaftlichen Coterie an den Herrn Baron Hasenauer vermögen an den unleidlichen Zuständen nichts zu ändern.

So wäre ich denn an den Aeußerlichkeiten vorbei, die, wenn sie auch noch so hemmend eingreifen, doch nur Aeußerlichkeiten sind. Unser großherziger Kaiser könnte ja doch einmal seinem theuren Wien noch eine Million für ein neues einfaches aber besser anzulegendes Schauspielhaus zuweisen; es könnte sich auch ereignen, daß das neue „deutsche Volkstheater" die Erwartungen seiner Eigenthümer nicht erfüllte und eines neuen Herrn harrte — würden wir dann im neuen guten Hause auch das alte gute Burgtheater haben? Nein, leider nein! das alte Burgtheater ist todt und nur ein Wunder vermöchte es wieder zu erwecken. Die es dahin gebracht haben, wo es jetzt steht, leben unter uns und tragen ihre schwere Verantwortung. Adolf Wilbrandt war sein letzter würdiger Director, seine Nachfolger hatten eine unselige Hand. Auch Wilbrandt war nur bei den allerwenigsten Novitäten vom Glück begünstigt, aber er hielt den Geist der Kunst im Hause fest. Ueber allen seinen Mißgriffen stand seine Gesinnung. Er erlebte wenige gute Tage, doch diese zählten zu den schönsten des Burgtheaters. Er war eigensinnig, aber niemals schwach. Er zog in manche verlorene Schlacht, allein er ließ sich niemals in eine solche zerren. Er war ein Charakter.

Nach ihm kam Herr von Sonnenthal mit dem vom Generalintendanten erfundenen Baron Berger. Nach der Männlichkeit das Weiberthum, nach der Selbständigkeit die Protectionswirthschaft in schier unbegrenztem Maße. Es war nicht gerade Absichtlichkeit dabei, denn an sich ist Herr von Sonnenthal ein sehr vornehmer, nobler Mann. Aber er ist innen und außen allezeit nur der Schauspieler gewesen, dessen Sehvermögen niemals weiter hinausging. So bedeutend er selbst als Darsteller, so absolut gering ist seine Urtheilsfähigkeit über ein Stück oder auch nur über einen Schauspieler. Die von ihm im Verein mit dem Baron Berger angenommenen Novitäten mußten nach den Leseproben in das Archiv wandern, die von ihm empfohlenen oder engagirten Schauspieler und Schauspielerinnen gehören zu den unfähigsten des Burgtheaters. Er schwärmte für den ganz talentlosen Herrn Tyrolt, bis dieser selbst seine Unhaltbarkeit einsah und sein Bündel schnürte; er gewann Frau Albrecht, die das Publikum bei ihrem jedesmaligen Erscheinen entsetzt; er engagirte Frl. Kola, die heute noch so unbemerkt ist wie bei ihrem Eintritte; er nahm Frl. Nordmann aus Karlsbad mit, die es über die eine Rolle der „Jane Eyre" nicht brachte und schon weiter gezogen ist. In der Mehrzahl dieser Fälle ist Herr Sonnenthal der Fürsprache einflußreicher Leute erlegen, was bei Wilbrandt niemals möglich war, ja dieser hatte dieselben Protectionskinder wiederholt und energisch abgewiesen. Nun aber tragen wir an einer Lady Milfort und an einer Luise und Judith, wie der Sclave an den Ketten, und müssen es noch sehen, wie Frl. Barsescu um des Frl. von Kola willen gekränkt und hintangesetzt wird. Wie es den Novitäten Sonnenthal's, die aufgeführt wurden, ergangen ist, trotzdem er in fast allen die Hauptrolle spielte, wird die Chronik des Burgtheaters nur mit Beschämung zu erzählen haben. Lobenswerth bleibt, daß er sich nicht an irgend ein classisches Stück wagte, insofern kannte er doch das Maß seiner Kräfte.

Auf Sonnenthal folgte Dr. Förster. Der Generalintendant hatte Ludwig Speidel die Direction angeboten, doch dieser lehnte ab. Ob mit Recht, mag dahingestellt bleiben. Das Schicksal, das Jeden auf eine gewisse Höhe hebt, legt ihm auch Pflichten auf, die er erfüllen soll. Speidel wäre der größte aller Burgtheaterdirectoren geworden, denn er ist nicht nur die feinste künstlerische Individualität, er versteht es auch, der Herr zu sein. Das würden die Herrschaften im Burgtheater alsbald erfahren haben. Nach einer langen Krise und vielem Hin- und Herhandeln kam Dr. Förster vom Deutschen Theater in Berlin, ehemals K. K. Hofschauspieler und Unterregisseur Laube's. Er ist noch immer Burgtheaterdirector, wenn Sie in Berlin, die ihn doch kaum vermissen können, es wissen wollen. Speidel führte ihn in das neue, von ihm so heißersehnte Amt ein in der „Neuen freien Presse" mit einem Feuilleton, das just keine warme Empfehlung war. Bei der Lectüre der Namen, die daselbst aus der früheren secundären Wirksamkeit Förster's aufgezählt wurden, müssen diesen sonderbare Gefühle beschlichen haben. Aber jetzt kam er ja als reicher Mann, der sogar einen Theil seiner berechtigten Ansprüche geopfert hatte, nur um seinen Lieblingswunsch erfüllt zu sehen und als Director des Burgtheaters schalten und walten zu können. Er hat jedoch bisher seine Kraft bloß die Schauspieler fühlen lassen. Niemand wird leugnen, daß das Völkchen der Komödianten eines energischen Herrn bedürfe, allein die Art des Herrn Förster erinnert denn doch mehr an

Digitized by Google

den Corporal. Kommt eine Dame und fragt, was sie jetzt spielen werde, so entspinnt sich etwa folgender Dialog. „Meinen Herr Director, daß ich die komischen Alten spielen soll?“ „Die wird Frau Hartmann übernehmen.“ „Also ältere Salondamen?“ „Die gehören der Frau Gabillon!“ „Also was denn?“ „Was übrig bleibt.“ Es war eine Künstlerin von Ruf, die des Glückes dieses Zwiegespräches theilhaftig wurde. Die Beispiele wären zu häufen und sogar eines Falles zu gedenken, in welchem die Energie für eine gute Sache aufgeboten wurde. Aber dann kam vielleicht eine Equipage, und Alles blieb beim Alten. Schauspielern werden Rollen abgenommen, die sie vortrefflich spielen, und Anderen zugewiesen, die ihnen nicht gewachsen sind. Nicht das Alter und nicht die bessere Eignung, sondern der Wille des Directors ist dabei maßgebend, sein inappellabler Wille. Man gebe einen Grund an, weshalb der Oranien in „Egmont“, eine der besten Leistungen Lewinski's, diesem abgefordert und Herrn Hallenstein überwiesen wurde, der keinen der weichen Herzenstöne zu bringen vermag, welche die Rolle erheischt. Weil Herr Lewinski den Vansen spielen soll? Herr Arndt wurde ja nach dieser Rolle engagirt. Oder warum nimmt man Herrn Hallenstein den Herzog Karl in den „Karlsschülern“ und schickt sie Herrn Lewinski? Weil Herr Hallenstein kränkelt? Ja, weshalb läßt man ihn den Oranien neu lernen?

So wären der Beispiele auch dieser Art die reiche Menge anzuführen. Leider sind alle Thaten des Herrn Förster auch sehr zu Ungunsten des Publikums ausgefallen. Wer nicht jetzt eine Darstellung von „Kabale und Liebe“ oder von „Egmont“ sieht, der weiß nicht, wie schlecht sie sein kann. Herr Förster war allerdings als activer Schauspieler im Burgtheater wenig bedeutend und ich gedenke noch des Kicherns, das über seinen „König Lear“ durch den Zuschauerraum ging; allein daß ihm für das Maß, mit dem hier gemessen wird, so ganz der Sinn abhanden kam, war doch nicht vorauszusetzen. Je schärfer ich tadle, desto mehr bin ich den Beweis schuldig. Wohlan: Herr Förster stand als College Fichtner's im Kaiserlichen Schauspielhause, er sah dessen „Holky'schen Jäger“, diese feine Soldatengestalt, die einen so wundervollen Contrast aufstapelte, und nun muß Herr Devrient die Partie „so rüde als möglich“ spielen, daß das Publikum sich entsetzt abwendet und der Schauspieler auf der Bühne deutlich merkt, wie wenig es ihn so will. Man läßt Frau Mitterwurzer spazieren gehen und drängt Frau Hartmann in ein Rollenfach, dem die geniale Künstlerin noch sehr ferne steht. Dr. Förster bringt Fräulein Haverlandt auf einen Monat nach Wien und läßt sie die Sappho spielen. Herr Arndt gastirt, die Claque des vierten Stockwerkes applaudirt seinem Capuziner und seinem Vansen, das ganze übrige Publikum aber erschrickt über den Ernst des Pfaffen, über die schlechtgerathene Meixnercopie des Vansen, über die abscheuliche Caricatur des Isolani, über den Polterer Spiegelberg — Herr Förster engagirt Herrn Arndt. Solche offenkundige Fehler treffen das Institut in seinem innersten Kern. Die jetzigen Mitglieder des Burgtheaters werden nicht leicht das Haus verlassen und so wird ihm zweifellos noch lange der Ruhm des ersten deutschen Theaters bleiben, trotzdem es von seiner früheren Höhe so sehr herabgestiegen ist. Aber es könnte kommen, daß ein anderes Theater die Sympathien des Wiener Publikums gewinnt und dann würde die Sache doch recht fatal.

Ich gedenke mit Vorbedacht der Novitäten unter dem Regime Förster nicht. Einmal ist eine gute Auswahl nicht vorhanden und dann macht der scenische Apparat noch immer sehr große Schwierigkeiten. Es soll aber als ein Schritt zum Besseren verzeichnet werden, daß man sich anschickt, auf ältere beglaubigte Autoren zurückzugreifen, was jedenfalls vernünftiger ist, als sich mit einem grenzenlosen Enthusiasmus für die „Wilddiebe“ einzusetzen. Ein solcher Irrthum mag einem naiven Gemüthe zu gute gehalten werden, ein Mann von den Jahren des Dr. Förster sollte doch die Spreu vom Weizen unterscheiden.

Es ist nun klar, was dem Burgtheater so großen Schaden gebracht hat: die Verschlechterung des Personals. Seit langen Jahren sind nur in Frl. Barsescu und Frl. Formes Talente gefunden worden, alle übrigen Engagements liegen wie schwerer Ballast auf seinem Schiffe. Das Repertoire hat längst aufgehört, in musterhaften Darstellungen der Classiker seinen Glanz zu suchen und zu finden, alle Sorgfalt der Direction und der Schauspieler wendet sich seichten Possenstücken zu, mit deren Autoren sie meist befreundet sind. Das Publikum hat das Burgtheater so lange geliebt, es kann so leicht nicht von ihm lassen trotz Hasenauer und Förster. Aber der Tag wird kommen, an dem auch dieser Ruhm Wiens dahin sein wird. Ein Trauertag für alle Wiener und für alle Deutschen in Oesterreich!

Nemo.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Osterglocken.

Von Wladimir Korolenko.

Autorisirte Uebersetzung von J. von Ungern-Sternberg.

Es war Nacht. Ueber der schwarzen, zackigen Linie des dichten Waldes stand der Vollmond; er stand da, aber leuchtete nicht ... Das kleine Kirchdorf, welches sich jenseits des fernen Flüßchens im Walde gelagert, war in jenes Halbdunkel versunken, welches den Frühlingsnächten eigen ist, wenn der Mond, von einem Wölkchen halb verschleiert, sinnend über dem Horizonte steht. Der Nebel, von der Erde aufsteigend, verdichtete die langen Waldesschatten und hüllte die weiten Ebenen in bläulich-silbernes Dämmerlicht ... Alles ringsum war still, traurig, gedankenvoll. Das Dorf liegt in leisem Schlummer. Nur schwach zeichnen sich die dunklen Umrisse der ärmlichen Hütten ab. Hier und da schimmert ein Licht, hin und wieder knarrt ein Thor, bellt ein wachsamer Hund auf; dann und wann treten aus der dunklen Masse des leise rauschenden Waldes die Gestalten einzelner Wanderer hervor, oder es trabt ein Reiter vorbei, knarrt ein Bauernwagen daher. Es sind die Bewohner der im Walde verstreuten Einzelhöfe, welche zusammenströmen, um in ihrer Kirche das Frühlingsfest zu begehen.

Die Kirche erhebt sich auf dem Hügel, inmitten des Dorfes. Ihre Fenster erstrahlen in hellem Kerzenlicht. Der alte, hohe, dunkle Glockenthurm verliert sich mit seiner Spitze im Aetherblau.

Die Stufen der Treppe knarren ... Micheitsch, der alte Glöckner, steigt zur Glockenstube hinauf, und bald schimmert im weiten Raum seine Laterne, wie ein plötzlich aufgegangener Stern ... Es fällt dem Alten sauer, die steile Treppe emporzuklimmen. Die alten Füße versagen ihm den Dienst, der alte Körper ist abgenutzt, die alten Augen sehen schlecht ... Schon längst sollte er ausruhen, aber der Herr will den Tod nicht schicken. Seine Söhne und Enkel hat er zu Grabe getragen, viele Alte und viele Junge des Dorfes zur letzten Ruhestätte geleitet — er selbst lebt noch immer. Es ist zu hart ... Wie oft hat er das Frühlingsfest begangen, wie oft schon auf diesem Glockenthurm die festliche Stunde erwartet. Und auch heute hat Gott ihn wieder hergeführt ... Der Alte tritt hinaus auf die Plattform und lehnt sich an das Geländer. Die Gräber auf dem Friedhof, welcher die Kirche umgibt, sind in der Dunkelheit kaum zu erkennen; wie schützend breiten die morschen Kreuze ihre Arme über sie aus und eine Birke, noch kahl und unbelaubt, neigt sich darüber; der Wohlgeruch junger Knospen steigt von dort unten zu Micheitsch in die Höhe, es weht zu ihm hinauf die traurige Ruhe eines ewigen Schlafes ... Wie wird es über's Jahr sein? Wird er wieder diese Höhe ersteigen, wieder unter den ehernen Glocken mit lautem Schlage die leise schlummernde Nacht wecken, oder wird er auch dort unten liegen, unter einem Kreuze in der dunklen Ecke des Gottesackers? Gott weiß es ... Er ist bereit; und doch hat Gott ihn heute wieder hergeführt, damit er das Fest einläute.

„Gelobt sei Gott!“ Die greisen Lippen flüstern die gewohnten Worte; Micheitsch blickt hinauf zu dem in Millionen von Lichtern erstrahlenden Sternenhimmel und schlägt das Zeichen des Kreuzes.

„Micheitsch! ei Micheitsch!“ ruft von unten eine zitternde, gleichfalls alte Stimme. Der bejahrte Diacon blickt hinauf nach dem Thurm; er hält die Hand vor die blinzelnden, thränenden Augen, und dennoch sieht er Micheitsch nicht.

„Was willst Du? Hier bin ich ja!“ schreit der Glöckner herab und beugt sich weit vor. „Siehst Du mich denn nicht?“

„Nein. Was meinst Du, ist es nicht Zeit zu läuten? Und Beide schauen nach den Sternen. Tausend Gottesflämmchen nicken ihnen zu von ihrer Höhe. Der „feurige Wagen“ steht schon hoch ... Micheitsch überlegt.

„Nein, noch nicht, warte noch ein wenig ... ich weiß schon.“

Digitized by Google

Ja, er weiß es. Kein Zeiger braucht ihm die Stunde zu weisen. Gottes Sterne sagen ihm, wann es Zeit ist ... Der Himmel und die Erde, und die weiße Wolke, welche leicht dahinschwebt im Aetherblau, und der dunkle Wald mit seinem verworrenen Geflüster, und das fern plätschernde Flüßchen ... wie wohlbekannt ist ihm Alles, wie heimathlich. Hat er doch sein ganzes langes Leben hier zugebracht ...

Das längst Vergangene zieht vor seinem inneren Auge vorüber. Mit seinem alten Vater erstieg er zum ersten Male diesen Thurm ... O Gott, wie weit entfernt und doch wie nah erscheint das Alles. Er sieht sich als flachshaarigen Jungen, seine Augen schauen aufmerksam umher; der Wind — aber nicht der, welcher den Staub in den Straßen aufwirbelt, sondern ein besonderer, der hoch über der Erde seine Fittiche schwingt — spielt mit seinen Haaren ... weit, weit unten gehen kleine Leute, und die Häuser des Dorfes sind auch ganz klein, und der Wald scheint weit weggerückt, und die Wiese, auf welcher das Dorf liegt, sieht so riesengroß aus, unermeßlich, unbegrenzt ..... Und das ist sie nun! lächelt der Greis, indem er die kleine Fläche überblickt.

So ist das Leben ... In der Jugend erschien es ihm weit, unbegrenzt ... Und jetzt liegt es da, wie auf der Handfläche, vom ersten Anfang bis zu jenem Grabhügel, den er sich selbst dort in der Ecke des Friedhofs ausgewählt. Und, der Herr sei gepriesen! bald geht es zur Ruhe. Getreulich ist der schwere Weg zurückgelegt, und die feuchte Erde ist seine Mutter. Bald, ja bald! ...

Doch, jetzt ist es Zeit! Noch einmal blickt Micheitsch nach den Sternen, dann zieht er die Mütze ab, bekreuzigt sich und beginnt die Glockenstränge zurecht zu legen ... Einen Augenblick später widerhallt die nächtliche Luft von einem lauten Schlage ..... es folgt ein zweiter, dritter, vierter, und hinaus in die leise schlummernde, vorfestliche Nacht strömen die mächtigen, gedehnten, singenden und klingenden Töne.

Das Geläute ist verhallt. In der Kirche hat der Gottesdienst begonnen. In früheren Jahren pflegte Micheitsch herabzusteigen und sich in die Ecke bei der Thür zu stellen, um zu beten und dem Gesange zu lauschen. Heute bleibt er auf seinem Thurm. Das Treppensteigen wird ihm schwer, und zudem fühlt er eine gewisse Mattigkeit. Er läßt sich auf die Bank nieder und versinkt beim dumpfen Getön des leise noch schwingenden Erzes in tiefe Gedanken. Woran denkt er? Schwerlich hätte er selbst eine Antwort auf diese Frage geben können. Nur das schwache Licht der Laterne erhellt die Glockenstube. Die dumpf tönenden Glocken verschwinden in der Dunkelheit; von unten her, aus der Kirche, dringen hin und wieder die abgeschwächten Klänge des Kirchenchors, und in den Strängen, welche an die ehernen Glockenherzen gebunden sind, spielt der Nachtwind.

Tief auf die Brust sinkt das greise Haupt des Alten; eine Fluth von unzusammenhängenden Vorstellungen durchwogt ihn. „Jetzt singen sie den Lobgesang," denkt er und erblickt sich selbst in der Kirche. Vom Chore her schallen viele Kinderstimmen, der alte Priester, der selige Nahum, spricht mit zitternder Stimme die Gebete; Hunderte von Bauernköpfen neigen und heben sich, wie reife Aehren im Winde Die Bauern schlagen das Zeichen des Kreuzes. Es sind lauter bekannte Gesichter, und alle gehören sie Dahingeschiedenen ... Da ist das ernste Antlitz seines Vaters; neben ihm steht der älteste Bruder; er bekreuzigt sich inbrünstig und seufzt ... Und da steht er selbst in blühender Kraft und Gesundheit, voll unbewußter Hoffnung auf Glück, auf die Freude des Lebens ... Wo ist es, dieses Glück? ... Wie eine verlöschende Flamme lodert das Bewußtsein noch einmal auf und beleuchtet hell alle innersten Tiefen des vergangenen Lebens ... Was ist es gewesen? Uebermäßige Arbeit, Kummer und Sorge ... Wo blieb das Glück? Das harte Schicksal wird Furchen in das junge Gesicht graben, es wird die mächtige Gestalt beugen, es wird ihn seufzen lehren, wie den älteren Bruder.

Doch dort, links, unter den Bäuerinnen, das Haupt bescheiden zu Boden geneigt, steht seine junge Frau. Ein braves Weib ist sie ihm gewesen, Gott habe sie selig! Wie viel Leid hat sie tragen müssen, die Gute! ... Noth und Arbeit und das unvermeidliche Frauenloos werden das schöne Weib verzehren; der Blick wird trüber werden und der Ausdruck eines beständigen, stumpfen Schreckens vor den unerwarteten Schlägen des Lebens an die Stelle der künftigen Schönheit treten .. Ja, wo ist ihr Glück? ... Ein Sohn war ihm geblieben, ihre Freude, ihre Hoffnung — er ist der menschlichen Ungerechtigkeit zum Opfer gefallen ... Und dort steht auch er, der mächtige Feind; tief zur Erde neigt er sich, im Gebet die blutigen Thränen der Waisen zu sühnen; heftig schlägt er das Zeichen des Kreuzes, fällt auf die Kniee nieder und schlägt mit der Stirn auf den Boden ... Wilder Zorn rollt bei diesen Erinnerungen in Micheitsch's Herzen auf, aber die dunklen Heiligenbilder blicken von den Wänden streng und starr auf das menschliche Leid und die menschliche Bosheit nieder ... Doch das Alles ist vergangen, weit, weit dahinter ... Jetzt ist dieser Thurm seine ganze Welt, dieser Thurm, wo der Wind im Finstern umgeht und die Glockenstränge bewegt ... „Gott sei euer Richter!" murmelt der alte Glöckner, noch tiefer neigt sich sein greises Haupt, und langsam fließen die Thränen die bleichen Wangen hinab.

„Micheitsch, ei Micheitsch! Was ist's? Bist Du eingenickt, Alter?" ruft es von unten.

„Was?" antwortet der Alte und springt behend auf. „Mein Gott! wäre das möglich? Solche Schmach ist noch nicht dagewesen!" Und schnell ergreift die geübte Hand die Stricke. Unten wimmelt die Bauernmenge umher, gleich einem Ameisenhaufen; die Kirchenfahnen flattern in der Luft, es glänzt der Goldbrokat ... Jetzt hat die Prinzessin die Runde um die Kirche vollendet, und hinauf bis zu Micheitsch dringt der jubelnde Ruf: Christóss woskrésse iz mért wych! — Christus ist auferstanden von den Todten!

Der Ruf hallt wider im Herzen des Alten ... Ihm ist, als glitzerten die Flämmchen der Kerzen heller, als woge die Menge gewaltiger, als wellten die Fahnen, als schnelle ein frischer Windhauch die Tonwellen hinauf und trüge sie immer höher auf seinen mächtigen Schwingen und vermenge sie mit dem lauten, feierlichen Geläut ...

Noch niemals hatte der alte Micheitsch so geläutet. Es schien als sei sein übervolles, altes Herz in das todte Erz übergeströmt, als sängen und bebten, als lachten und weinten die Töne, und als stiegen sie, zu herrlichen Reigen verwebt, hinauf bis zum besternten Himmel. Die Sterne schienen aufzuleuchten und heller zu funkeln, während die Töne bebten und wogten und sich wieder herabsenkten zur Erde in zärtlicher Liebkosung ... Laut rief der tiefe Baß die mächtigen, Himmel und Erde erfüllenden Klänge: Christóss woskrésse! — Christ ist erstanden! Freudig, unter den abwechselnden Schlägen ihrer ehernen Herzen erbebend, fielen die beiden Tenöre ein: „Christóss woskrésse!"

Und hell, eilig, um nicht hinter den Großen zurückzubleiben, sangen die beiden feinen Soprane dazwischen, um die Wette, wie die Kinder: Christóss woskrésse!

Auch der alte Glockenthurm schien zu zittern und zu wanken, und der Wind, welcher dem Alten um den Bart strich, schien mit seinen mächtigen Schwingen zu schlagen und zu wiederholen: Christóss woskrésse! Und das alte Herz vergaß das Leben, so reich an Sorge und an Herzeleid ... Der alte Glöckner vergaß, daß sein Dasein abgeschlossen, daß er allein stand auf der Welt, wie ein alter wetterzerschlagener Baumstumpf ... Er lauscht den Klängen, diesen jauchzenden und jammernden Tönen, welche zum Himmelsgewölbe hinaufsteigen und wieder zur armen Erde herabsinken, er wähnt sich umgeben von seinen Söhnen und Enkeln, er meint ihre Stimmen zu hören; die Stimmen der Großen und der Kleinen singen ihm, zu einem Chore vereint, von Glück und von Freude, die er in seinem Leben nicht gekannt ... Er zieht an den Stricken, der alte Glöckner, und seine Thränen fließen und sein Herz schlägt gerührt unter den Trugbildern des Glücks ...

Aber die Leute unten lauschen und raunen einander zu, so wunderbar schön habe der alte Micheitsch noch niemals geläutet. Da, plötzlich erzittert die große Glocke unsicher und schweigt. Bestürzt brechen die Füllstimmen inmitten eines Trillers ab, als horchten sie nach dem traurig-dumpfen, gedehnten Tone, welcher klagend dahinschwingt und allmählich in der Luft verhallt ... Kraftlos ist der alte Glöckner auf der Bank zusammengebrochen, und langsam rollen die letzten Thränen längs den bleichen Wangen ...

— — — „Heda, schickt die Ablösung! Der alte Glöckner hat ausgeläutet!"

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

„Nausikaa." Trauerspiel in fünf Aufzügen in freier Ausführung des Goethe'schen Entwurfs von Hermann Schreyer. — „Die Basallin." Historisches Lustspiel in fünf Aufzügen von Albin Rheinisch.

Von Palermo aus schrieb Goethe am 3. April 1787: „Mit keinen Worten ist die dunstige Klarheit auszudrücken, die um die Küsten schwebte,

Digitized by Google

als wir am schönsten Nachmittage gegen Palermo anfuhren ... Wie uns diese Königin der Inseln empfangen hat, habe ich keine Worte auszudrücken ... Verzeiht, wenn ich mit einer stumpfen Feder aus einer Tuschmuschel dieses hinkritzele. Es kommt doch wie ein Lispeln zu Euch hinüber, indeß ich allen, die mich lieben, ein ander Denkmal dieser meiner glücklichen Stunden bereite. Was es wird, sage ich nicht, wann Ihr es erhaltet, kann ich auch nicht sagen." Und was der Dichter hier ahnen läßt, den phäakischen Gestaden das herrliche Sicilien vergleichend, dafür findet er einen Monat später die deutlichere Formel. Im Angesicht des Meeres, unterhalb des Theaters von Taormina, hat er auf Orangenästen sich den Ruheplatz gewählt. „Und so saß ich", so schreibt er am 7. Mai, „den Plan zur Nausikaa weiter denkend, eine dramatische Concentration der Odyssee. Ich halte sie nicht für unmöglich, nur müßte man den Grundunterschied des Dramas und der Epopöe recht in's Auge fassen."

Das andere Denkmal, das der Dichter allen, die ihn lieben, verhieß, es ist ein unbehauener Torso geblieben; das Schema nur und wenige Seiten voll verstreuter Verse hat Goethe niedergeschrieben. Da er Sicilien verließ, scheint seinem Auge auch die lilienarmige Tochter des Alkinoos entschwunden zu sein, und später erst mag man das wehmüthige Bedauern des Poeten erkennen über den jähen Abschied von dem rasch liebgewonnenen Stoff, wenn er im December 1817 an Sulpiz Boisserée schreibt: „Mich freut's gar sehr, daß Sie den Stoff der Nausikaa gleich als tragisch erkannt; Ihnen traut' ich's zu, und es betrübt mich auf's neue, daß ich die Arbeit damals nicht verfolgt. Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, welche rührende, herzergreifende Motive in dem Stoff liegen, die, wenn ich sie, wie ich in Iphigenie, besonders aber in Tasso that, bis in die feinsten Gefäße verfolgt hätte, gewiß wirksam geblieben wären."

Wirklich war hier ein Stoff gegeben, dem die Eigenart Goethe's ganz besonders entgegenkam: die homerischen Gestalten mit warmem, modernem Leben zu erfüllen, mochte nur dem Dichter der Iphigenie gelingen, und nur wer den seelischen Conflict der Priesterin Dianens mit billiger Weisheit für undramatisch erklärt, wird schnell fertig sein mit dem Spruch über das großgeplante Nausikaadrama. Ulysses, der Vielgewandte, Listenreiche, den Pallas Athene mit vorwerfendem Spott fragt, ob er denn „niemals ablassen könne von Täuschung und mißleitenden Worten, die seit der Geburt er geliebt hat", er hätte in neuer Anschauung jenen Typus des Mannes darstellen können, der Liebe nimmt, ohne Liebe zu geben, den Clavigo und Fernando ähnlich, und doch von ihnen verschieden; und Nausikaa selbst in ihrer naiven Hoheit, was sie geworden wäre in des schaffenden Künstlers Hand, Wilhelm Scherer hat es mit einem schönen Worte bezeichnet: ein classisches Grethchen. Die leichtherzigen Phäaken aber, die das hochgesinnte Mädchen überschaut, sie hätten vermuthlich die Züge der Neapolitaner getragen, der „Menschen von glücklichem Naturell, die ohne Kümmerniß erwarten können, der morgende Tag werde bringen, was der heutige gebracht und deshalb sorgenlos dahinleben".

Goethe hat sich nach seiner Rückkehr von der italienischen Reise, die ihm das Studium der Naturwissenschaften so nahe brachte, ganz ausdrücklich als einen Realisten bekannt, und so konnte er es wagen, den Spuren des größten Realisten, des Sängers der Odyssee, nachzugehen. Denn durchaus real sind die Motive im Nausikaaepos auf allen Seiten; von jenem abstracten Gefühl, das wir gemeinhin Liebe nennen, ist nichts darin zu finden. Wohl ruft die hellenisch heitere Jungfrau im Anblick des wohlgestalteten Helden frohgemuth aus: „Solch einen Mann möchte ich wohl einst haben!", und da Penelopeias Gemahl zur Fahrt das Segel heimwärts richtet, lehnt sie sinnend am Haus und mit keuscher Offenheit fleht sie den Sehnenden, auch ihrer daheim zu gedenken; doch ob ihr der Ränkereiche gleich verschwiegen, wer seiner auf Ithaka wartet, so ist ihr Empfinden doch nicht so übermächtig, daß sie ein ferneres Leben nicht mehr zu ertragen vermöchte. Und auch der Vater Alkinoos macht kein Hehl daraus, daß er den stattlichen Fremden wohl als Eidam leiden möchte, aber als praktischer Phäake, unnützer Sentimentalität abhold, ergibt er sich leichtlich in das Unabänderliche.

So hat Homer diese Episode in sonnig helle Farben getaucht, und erst der moderne Dichter hat in dieses Idyll den Sturm früher Mädchenleidenschaft hineinwehen lassen. Oder mindestens hat er es gewollt. Scherer ist den kargen Andeutungen Goethe's sorglich gefolgt, und er hat den interessanten Versuch gemacht, das Nausikaadrama, wie es Goethe vorgeschwebt haben mag, aufzubauen. Hier sollte die schönarmige Phäakin durch die voreilige Aeußerung ihrer Neigung sich „compromittiren" — Goethe selbst gebraucht das ungriechische Wort — und damit war denn der tragische Conflict gegeben. „Ulysses, der halbschuldig und halbunschuldig dieses Alles veranlaßt, muß sich zuletzt als einen Scheidenden erklären, und es bleibt dem guten Mädchen nichts übrig, als im fünften Acte den Tod zu suchen." So sah Goethe selbst die Katastrophe voraus.

Herr Professor Hermann Schreyer, ein Goethe-Philologe und Lehrer in Pforta, dessen Trauerspiel wir im Königlichen Schauspielhause in nur zum Theil genügender Darstellung gesehen haben, will in „freier Ausführung" den Goethe'schen Entwurf für die moderne Bühne retten, und überlauter Beifall mag ihm wohl den Glauben geweckt haben, ihm sei der große Wurf gelungen. Die kritische Betrachtung aber wird ihm ernste Einwendungen nicht ersparen können, und wenn man mit verdächtigem Lob das Schreyer'sche Drama eine höchst respectable Arbeit genannt hat, so müssen wir mit gebührender Rücksichtslosigkeit bekennen, daß in der Kunst der Respect nicht dem fleißigen Streben, sondern einzig dem Können ziemt. Und dieses eigentlich dichterische Können ist in dem Schreyer'schen Drama ein recht geringes. Mit dem Wollen und Wagen aber ist es nicht gethan, und wir hätten in dem erschrecklich armseligen Spielplan der Hofbühne ohne Kummer diese Jambentragödie vermißt.

Im ersten Aufzug, der des Ulysses Erwachen und seine ersten Gespräche mit Nausikaa vorführt, die ihn mit Speise und Kleid reichlich versorgt, hat Schreyer sich äußerlich streng an Goethe's Schema gehalten. Dennoch sind schon hier charakteristische Unterschiede bemerkbar. Während im Entwurf die Worte: „Vorsicht seines Betragens. Unverheirathet", darauf hindeuten, daß Ulysses, um in seiner arg bedrängten Lage der Frauen Gunst nicht zu missen, als einen Ledigen sich bekennt, läßt der neuere Dichter seinen Helden durch eine gar nicht Ulyssisch ungeschickte Wortkünstelei sich der directen Fragestellung entziehen. Offenbar scheute sich Schreyer davor, dem πολυμήτις eine derbe Lüge in den Mund zu legen. Und diese ängstliche Scheu vor realistischer Objectivität finden wir überall im weiteren Verlauf der künstlich construirten Handlung. Da werden aus den fröhlich bechernden Phäaken steife Gesellen, die, zu trockenen Reflexionen geneigt, selbst beim Mahle von Krieg und Kriegsgeschrei unterhalten sein wollen und die so viele Umstände machen, als hätten sie mit dem Schüler des Faust gelernt, daß bei Essen und Trinken frei, eins, zwei, drei dazu nöthig sei. Da tritt in schwacher Motivirung die Gestalt eines eifersüchtigen Liebhabers der Nausikaa in den Vordergrund, ein phäakischer miles gloriosus, der den göttlichen Dulder so lange reizt, bis dieser aus seiner Oberlehrerreserve heraustritt und den lästigen Kumpan im Waffenspiel überwindet, was diesen seltsamen Phäaken wiederum so tief kränkt, daß er sich in resoluter Weltverachtung freiwillig in des Gegners bloßes Schwert stürzt: eine rein äußerliche, theatermäßige Schürzung des Knotens, ebenso ungoethisch wie unhomerisch. Und wenn wir endlich Nausikaa in althergebrachter „Fünfteractstimmung" wiederfinden, in tönenden Worten, im echten Stil der Bretter ihr leidvolles Geschick beklagend und die ehelichen Freuden der braven Penelope in der Phantasie vorkostend, wenn wir das „gute Mädchen", wie Goethe seine Heldin genannt, der Lesbischen Sängerin ähnlich, vom ragenden Fels in's Meer springen sehen, so ergreift uns vor dieser rein äußerlichen Ueberspannung des Empfindens der fatale Gedanke, diese unmotivirte Leidenschaft für einen längst verheiratheten Mann sollte lustiger Behandlung am Ende eher zugänglich sein als tragischer Lösung.

Man wird nicht einwenden dürfen, auch Goethe habe gewollt, daß sein classisches Grethchen das Leben fortwerfe, um durch freiwilligen Opfertod den ergrimmten Poseidon zu versöhnen. Schreyer ist eben nicht Goethe. Bis in die feinsten Gefäße wollte dieser die Motive verfolgen, und seine Kunst hätte den herben Mädchencharakter wohl unserem Blick erschlossen in seinem naiven Stolz und seiner früh verletzten Frauenwürde. Bei Schreyer dagegen bleibt Alles in akademischer Convention stecken, und anstatt breit sich auslebender Individuen sehen wir die altbekannten Träger des Historienstückes: nicht einen Vater, der zugleich der Phäakenkönig ist, nein, den Vater; nicht den feinen, welterfahrenen Vater des Telemach, der den Sohn der liebenden Jungfrau zu vermählen sinnt, sondern einen posirenden Helden, dessen stummer Abschied nach seiner früheren Gesprächigkeit doppelt ärgerlich berührt. Denn alle diese Herrschaften sprechen außerordentlich viel, und dadurch allein mag man von der behaglichen Feiertagsart der Phäaken einen annähernden Begriff bekommen.

Alles in Allem genommen, dünkt uns der Abend ein verlorener; und es wäre nur interessant, zu erfahren, durch welche besonderen Umstände von all' den umherschwirrenden Jambentragödien gerade diese den Weg auf die sonst so unzugängliche Hofbühne gefunden hat. Daß aus dem Drama — es ist in Halle im Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses erschienen, so daß man unser Urtheil nach der Lectüre verificiren kann — ein gebildeter Mann spricht, der seinen Homer, der auch des Sophokles Nausikaa gründlich kennt, das kann für den vollständigen Mangel an warmblütigem Leben, an fesselnden Einzelschicksalen und einer reich aus den Charakteren entwickelten Handlung nicht entschädigen. Die Mittel, durch die man zu den Quellen steigt, mag auch wohl der trockene Schleicher Wagner mit eifrigem Bemühen aufspüren, den Quell aber zu beleben, dazu bedarf es des Zauberstabes, den nur der wahre Dichter mit sich führt.

Das trifft mit unerfreulicher Genauigkeit auch auf das zweite Bühnenwerk zu, von dem wir heute zu sprechen haben. Auch hier benutzt ein geschmackvoller Schriftsteller seine zufällige Kenntniß eines gewissen Geschichtsabschnittes, um uns mit preziöser Umständlichkeit im Bühnenbilde seine erlesene Weisheit aufzutischen. Und nur darin unterscheidet sich zunächst Herr Rheinisch, der Verfasser der „Vasallin", von Goethe's Nachdichter Schreyer, daß seine Muster Scribe und J. V. Schweitzer heißen und seine „historischen" Quellen die Romane des Sir Walter Scott und höchstens noch das Memoirenwerk des Herrn von Comynes sind. Von diesen sehr verschiedenen Ausgangspunkten vorschreitend, kommen aber beide zum gleichen Ziel: zur fünfactigen Langeweile.

Herr Albin Rheinisch hat mit einem anspruchslosen Lustspiel, dessen Costüm wenigstens modern war, hübschen Erfolg erzielt, vor Allem durch eine gewisse Ehrlichkeit seines Arbeitens, die den berüchtigten Schwankwirkungen im Unsinne Moser's und der modischen Ausnutzung des Requisites resolut aus dem Wege ging. Und ermuthigt durch diesen leichten Sieg, ging Herr Rheinisch hin, die „höhere Richtung" zu suchen. Denn in deutschen Landen gibt es immer noch weltfremde Leute, denen die Darstellung modernen Lebens im Bilde wie auf der Scene als minderwerthig gilt. In's Jahr 1468 kletterte Herr Rheinisch zurück zu den Zwistigkeiten, die den elften Ludwig mit Karl dem Kühnen entzweiten und die in der Zusammenkunft von Peronne vorläufig beigelegt wurden. Die Fürsten und Grafen und Herzöge und Prinzessinnen laufen frei herum in diesem historischen Lustspiel; hat man aber eine Weile ihrer ziemlich unverständlichen Redseligkeit gelauscht, so gewinnt man den Eindruck eines Costümfestes, welches die guten, altbekannten Masken des deutschen Lustspiels mit ihrem geschätzten Besuch beehren. Der kühne Karl von Burgund wird zum rauhbeinigen Renommisten im Stil der „alten Militärs" von Toepfer und Anderen; der schlaue Diplomat Comynes schrumpft zu einem Duodez-Bolingbroke zusammen, und gar das prachtvolle Scheusal

Digitized by Google

Ludwig der Elfte, an dem vor Rheinisch schon Delavigne und Banville sich versündigt haben, erscheint als die Caricatur eines frömmelnden Knausers, mehr jämmerlich als grotesk. Bleibt nur noch die Vasallin, die dem Stück Titel und Inhalt gibt. Auch Inhalt; aber welchen Inhalt? Dem beschränkten Zuhörerverstande ist es beim besten Willen nicht gleich möglich, die jedenfalls sehr feinen Drähte dieses Intriguenspiels zu verfolgen und sich herauszuwirren aus der Staatsactionen Fülle. Warum die Vasallin, die übrigens vor ihren Mitspielern eine prächtige sprachliche Zurückhaltung voraus hat, den oder jenen nicht heirathen soll; warum sie schließlich aber doch den oder jenen heirathet: alles dies und noch mehr werde ich mich hüten zu verrathen. Um aber für so viel Discretion nicht unverdienten Lobes theilhaftig zu werden, bekenne ich offen den Grund dieses kritischen Schweigens: ich weiß es nicht, und so Viele ich auch gefragt — so recht wußten sie's Alle nicht.

Herr Rheinisch wird einen Versuch dieser Art nicht erneuern nach den trüben Erfahrungen, die er dabei gemacht hat. Denn trotz der wohlwollenden Aufnahme am ersten Abend ist das Stück nach der ersten Wiederholung an Entkräftung sanft und schmerzlos verschieden. Der liebenswürdige Autor mag sich trösten und mit heiterem Bedacht an einen Stoff aus dem modernen Leben gehen, der seiner bewährten guten Laune besser entgegen kommt. Es gibt wirklich genug zu lachen über die Leute von heute.

Und auch genug zu weinen, denke ich. Alle diese bunt costümirten Damen und Herren, mögen sie griechische Sandalen oder sammetne Renaissancegewänder tragen, sie haben uns nichts zu sagen. Allzuweit entfernen sie sich von dem realistischen Kunstbewußtsein unserer Tage, die Theaterstücke des akademischen Philologen aus Pforta und des kritischen Eklektikers aus Berlin; ihre Gestalten sind unlebendig und wesenlos; sie führen ein bretternes Scheindasein, und wenn der Vorhang zum letzten Male gefallen ist, so scheiden wir gern von ihnen, ohne weitere Sorge um ihr künftig Leid und Freud', denn wir wissen es allzu genau, daß sie in demselben Moment die durchsichtige Maske ablegen, wo wir zum Heimweg rüsten. Und darum bedeuten sie nichts auch für die nachschaffende Kunst des Schauspielers, der hier, wo es nicht Menschen, nur Figuren hinzustellen gilt, vom äußerlich nur umreißenden Dichter leicht zu äußerlichen Wirkungen verführt wird.

Wir halten es mit dem jungen Nereus im Schreyer'schen Trauerspiel, der von dem alten Heldensang nicht viel wissen will, und sein Kunstprincip in Worte zusammenfaßt, die wir schon darum hier wiedergeben, weil es fast die einzigen sind, denen wir rückhaltlos zustimmen können. Da man die alten Lieder preist von Medeens Zauberkunst und von der Argonauten kühnem Zug, ruft der phäakische Realist:

„Ich aber lobe neue Kunde mir!
Der Mitwelt doch gebührt das erste Recht.
Das Neu'ste sing' uns, o Demodokos!"
Das Neu'ste singt uns — Schreyer, Rheinisch!

Maximilian Harden.

„Loreley."

Große romantische Oper in vier Acten. Text von Otto Roquette. Musik von Emil Naumann.

Mit diesem Werke, das im Opernhause seine erste Aufführung erlebte, hat die Generalintendanz leider nichts gewonnen, als die untrügliche Gewißheit, daß die Loreleysage kein Vorwurf für dramatische Gestaltung sei und daß der unlängst verstorbene Musikschriftsteller Emil Naumann (1827—1888) kein Tonkünstler von selbstschöpferischer Begabung war. Das ist wenig und überdem für die Fachkundigen nichts Neues und man ist somit vollauf berechtigt, die Aufführung dieser schwächlichen Arbeit, die doch mit mancherlei Mühen und jedenfalls auch mit erheblichen Kosten verbunden war, als durchaus ungerechtfertigt und überflüssig zu bezeichnen. Eine Bühne, auf deren Spielplan eine romantische Oper ersten Ranges wie C. M. v. Weber's „Oberon" fehlt, ist zudem gar nicht in der Lage, sich derlei thörichte und unfruchtbare Versuche, wie diese Aufführung der Naumann'schen Oper, gestatten zu dürfen und sollte Zeit und Geld lieber für wichtigere und würdigere Aufgaben verwenden als für ein Machwerk so alltäglicher Art. Mehr aber als ein Machwerk, und zwar ein recht dürftiges und ungeschicktes, ist Naumann's Oper nicht und man darf sich billig wundern, daß die Opernleitung nicht durch den ersten Blick in diese armselige Partitur vom Unwerth der Arbeit überzeugt und dadurch von allen weiteren Bemühungen abgehalten worden ist.

Wem aber die Noten nicht deutlich genug sprachen, den hätten doch die Worte über Art und Bedeutung der Oper hinlänglich aufklären sollen. Der Text von Otto Roquette ist die Musik von Naumann werth und jedenfalls des Dichters von „Waldmeisters Brautfahrt" und von so vielen frischen Liedern gar nicht würdig. Die Begebenheit — denn von einer dramatischen, folgerichtig sich entwickelnden Handlung kann nicht die Rede sein — spielt zur Zeit Karl's des Großen. In einem Walde des Rheingaues versammeln sich noch die letzten Bekenner altheidnischen Glaubens zum heimlichen Opferfest. Unter ihnen die Fischerstochter Lore. Dieselbe wirkt in zwiefacher Weise, als Wahrsagerin und als Schutzgeist für die gute Sache, indem sie erst dem Opfer vorsteht, sodann, als durch das Nahen des Christenpriesters Warnefried dem Bunde Verrath droht, indem sie den frommen Feind durch den Reiz ihrer Erscheinung zur Flucht bestimmt. Damit bricht der Faden der Handlung ab und es folgen zwei nur wegen ihres äußeren Gegensatzes neben einander gerückte Scenen, ein Zwiegespräch der Lore mit den Rheinnixen und ein Gesang vorüberfahrender Pilger. Den Beschluß des Actes macht eine Liebesscene zwischen dem Rheingrafen Reginald und der schönen Lore, nach deren plötzlichem Abgang wir aber aus des sauberen Paladins eigenem Munde erfahren, daß es um Beider Zukunft schlecht bestellt sei, da er zugleich der Verlobte der Kaiserstochter und der Geliebte der Fischermaid ist. Der zweite Act bringt zunächst eine große Volksscene auf dem Marktplatze zu St. Goar mit einem langen und sehr gewöhnlichen Trinklied, in dem erst der „Aßmannshäuser Quell", dann der „Ingelheimer Blumenstrauß" und schließlich der „Rüdesheimer Held" als die besten Sorten hochgepriesen werden. Darauf folgt der Einzug des Kaisers, dem Warnefried in aller Eile die gräuliche Mähr von der Fortdauer der Heidenopfer berichtet. Der Kaiser verspricht dem Priester Abhülfe, doch will er diesen Tag der Freude nicht gestört haben. Da verräth Lore, welcher der Anblick Reginald's an der Seite der Kaisertochter die Sinne verwirrt hat, als es gilt den heiligen Goar anzubeten, ihr unchristliches Herz, das heilige Lied versagt ihr, das Volk verlangt ihre Buße und der Priester, der in ihr die Waldhexe wieder erkannt hat, verdammt sie zum Flammentod. Des Kaisers Gnade allein rettet ihr das Leben, doch vom Banne der Kirche kann auch er sie nicht befreien, und so muß sie in die Einsamkeit ziehen. Auf der Ley, einem Felsen am Rhein, finden wir sie wieder. Dorthin sind ihr aber auch die Weiber von St. Goar gefolgt, die sie aus Rache in den Abgrund stürzen wollen, als eben Reginald erscheint und die Bedrohte vom sicheren Tode rettet. Das wiederkehrende Vertrauen und die neu erwachte Liebe der Fischerstochter sind dafür sein Lohn und so kann sich denn das übliche große Liebesduett in aller Gemächlichkeit entwickeln. Allein das Glück ist kurz. Im dritten Acte sehen wir den Zug sich entfalten, der Reginald und die Kaisertochter Gisela zum Traualtar geleiten soll. Da stürzt Lore, eine zweite Ortrud, dem Brautpaar entgegen und enthüllt den Liebesfrevel des Paladins. Darob große Bestürzung, die aber sonderbarer Weise doch damit endigt, daß das Paar zur Kirche zieht, während die Ruhestörerin unbehelligt und allein auf dem Platz zurückbleibt. Sie ruft die alten Götter zur Rache auf und hülfsbereit erscheint denn auch ein Tenor singender Vater Rhein, zweifelsohne der drolligste deus ex machina, den die deutsche Bühne seit Langem erlebt hat. Ihm verlobt sich Lore zur Befriedigung ihres Hasses und nun versetzt uns eine Verwandlung wie in Lortzing's „Undine" in den Krystallpalast der Wassergeister, wo die Fischerstochter von den Nixen zum finstern Werk geweiht und geschmückt wird. Der kurze Schlußact zeigt uns, wie die Loreley durch ihren Gesang den ungetreuen Reginald von der Seite seiner Gemahlin weglockt, wie sie ihn durch ihren Zauber bis zu dem gefährlichen Strudel zieht und wie sie, da die Wellen Schiffer und Kahn zu verschlingen im Begriff sind, von Liebe überwältigt dem Treulosen in sein nasses Grab nachstürzt. Darauf senkt sich düstere Nacht über den Schreckensort, und wie sich die Wolken wieder lichten und das anmuthige Bild des Rheinthales, wie wir es kennen, sichtbar wird, ertönt im Orchester die liebe traute Weise des Volksliedes von der Loreley und mit diesem Appell an die deutsche Empfindsamkeit schließt die Oper.

Mit welch' groben und abgebrauchten dramatischen und scenischen Motiven der Textdichter arbeitete, geht zur Genüge aus dieser kurzen Inhaltsangabe hervor, daß auch der Tonsetzer — denn von einem Tondichter kann man hier nicht sprechen — in gleicher Weise verfuhr, macht das Werk vollends unerträglich, langweilig und werthlos. Ohne Uebertreibung kann man von dieser Partitur sagen, daß Alles, was darin Naumann's ausschließliches Eigenthum ist, den Stempel der gemeinen Alltäglichkeit und eines niedrigen Kunsthandwerkerthums trägt, während diejenigen Theile, welche einem bescheidenen Geschmack noch genügen könnten, anderen Tonkünstlern nachempfunden und oft auch deutlich nachgebildet sind. Leider sind es aber, wenn wir von vereinzelten Anklängen an Gounod und Wagner absehen, durchaus nicht Meister von eigener Kunstart und starker Gestaltungskraft, in deren Weise Naumann zu empfinden und zu componiren versucht, sondern durchweg jene gefühlsschwachen, erfindungsarmen Nachahmer und Verderber des Mendelssohn'schen Liederstiles, denen er nachstrebt. Franz Abt ist bei dieser Oper zu Gevatter gestanden, und so kommt es denn, daß die Loreley des so gerne geistreichelnden Herrn Naumann Züge der nächsten Verwandtschaft mit dem plebejischen Trompeter von Säkkingen aufweist. Hier wie dort schwächliche Rührseligkeit statt warmer Empfindung, leerer, wüster Lärm statt starker Leidenschaft und ein empfindlicher Mangel an Leichtigkeit, vornehmer Anmuth und göttlicher Heiterkeit. In dieser ganzen „großen romantischen" Oper ist vor lauter spießbürgerlicher Empfindung und mühsamer, kleinlicher Musikmacherei auch keine Spur von Größe und Romantik zu finden. Dabei ist der Tonsetzer von einer Unbeholfenheit, wie man sie nur dem Anfänger verzeiht und seine Stimmführung ist so conventionell und bedeutungslos, seine Instrumentation so ärmlich und ungeschickt wie seine Melodik alltäglich und charakterlos. Das ist es auch, was die „Loreley" zu ihrem Nachtheile von dem edlen Säkkinger Trompeter unterscheidet, dem die musikalische Routine seines Erzeugers ein unverdient langes Leben gesichert hat, was der Oper Naumann's jedenfalls nicht beschieden sein wird.

Um die Aufführung machte sich in erster Linie der Obermaschinenmeister mit prächtigen Decorationen und überraschenden Farben- und Lichterspielen verdient und erntete denn auch mit der Darstellung des Nixenpalastes den unmittelbarsten und stärksten Beifall des Abends. Auch dies ein Zeichen der Zeit und ein sprechendes Zeugniß für die Art und Bedeutung des vorgeführten Kunstwerkes. Von den bedauernswerthen Künstlern, die ihre Kraft an solche Aufgabe verschwenden mußten, seien Frau Sucher (Lore) und Herr Rotmühl mit verdienter Auszeichnung genannt. Der Rest sei Schweigen, da es ungerechtfertigt wäre, bei solchem Anlaß bekannte Mängel und alte Uebel besonders zu rügen. W.

Digitized by Google

Inserate.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Die Französische Revolution.

Von

Thomas Carlyle.

Aus dem Englischen von P. Feddersen.

Zweite Auflage, umgearbeitet von E. Erman.

Drei Theile in 12 Lieferungen zu 60 Pf.

Erste Lieferung.

Eine neue Auflage der lange vergriffen gewesenen deutschen Ausgabe dieses klassischen Werks.

CACAO-VERO,

entölter, leicht löslicher

Cacao.

Unter diesem Handelsnamen empfehlen wir einen in Wohlgeschmack, hoher Nährkraft, leichter Verdaulichkeit und der Möglichkeit schnellster Zubereitung (ein Aufguss kochenden Wassers ergiebt sogleich das fertige Getränk) unübertreffl. Cacao.

Preis: per 3/1 1/1 1/2 1/4 = Pfd.-Dose
850 300 150 75 Pfennige.

HARTWIG & VOGEL
Dresden

Zu haben in den meisten Conditoreien, Colonial-, Delicatess- und Droguengeschäften.

Carl Heymanns Verlag
in Berlin W.

Rechts- und Staatswissenschaftlicher Verlag.

Soeben erschien:

Bericht der Reichstags-Kommission

über den

Entwurf eines Gesetzes

betreffend die

Erwerbs- u. Wirthschafts-genossenschaften.

brosch. 6 Mark.

Im Verlage von **Herm. Oesterwitz** in Frankfurt a. O. erschien:

Mein Sonnenstrahl.

Aufzeichnungen aus d. Leben einer Schauspielerin.

Novellette von

Willy Abrie.

Dritte Auflage.

Preis eleg. brosch. M. —.60, eleg. geb. M. 1.50.

Eine reizende Novelle, in allen Leihbibliotheken viel begehrt, von bedeutenden Zeitungen rühmlich besprochen als ein kleines Cabinetstück der deutschen Romanlitteratur. In seinem hübschen Einbande bildet das Buch ein vorzügliches **Geburtstags- u. Viellieben-Geschenk**; besonders als Andenken für Damen empfohlen, welche Interesse an stilistisch u. geistig hervorragender Romanlitteratur haben.

Neuer Verlag v. Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Au Coin du Feu.

Contes par **Richard Léander.**

8°. IV u. 225 S. In rothem Leinwandband 3 M.

Diese vorzügliche Übersetzung der in 17 Auflagen verbreiteten, allbekannten und beliebten **„Träumereien an französischen Kaminen"** von Rich. v. Volkmann-Leander (Hallea/S.) wird als leichter und gesunder Lesestoff beim Unterricht, insbesondere für Familien und Erziehungsanstalten, angelegentlich empfohlen.

Soeben erscheint im Verlage von **H. Haessel** in **Leipzig** in **zweiter Auflage:**

Der Klatsch.

Ein Roman aus der Gesellschaft.

Von

Theophil Zolling.

Zweite Auflage.

Preis geheftet 6 Mark, gebunden 7 Mark.

Bad Reinerz

bei Glatz in Schlesien, klimatischer waldreicher ***Höhenkurort*** von 568 m. Seehöhe, besitzt drei kohlensäurereiche alkalisch-erdige ***Eisen-Trinkquellen, Mineral-, Moor-, Douche-Bäder,*** und eine ganz vorzügliche ***Molken-*** und ***Milch-Kuranstalt.*** Reinerz ist demnach angezeigt bei Tuberculose, chronischem Katarrh der Athmungsorgane und chronisch gewordenen Lungen- und Brustfell-Entzündungen; bei Anaemie und deren Folgezuständen, namentlich bei auf anaemischer Basis beruhenden Magen- und Darmcatarrhen, Hysterie und Neuralgie; endlich bei chronisch entzündlichen Leiden der weiblichen Sexualorgane und bei Herzkrankheiten ohne tiefere Compensationsstörung. **Saison vom 1. Mai bis 1. October.**

Die in jeder Buchhandlung zur Ansicht ausliegende reich. illustrirte No. 24 aus der Collection der Europ. Wanderbilder — Preis 50 ₰ und Woerl's Reisehandbücher, Führer durch Bad Reinerz und Umgegend, besagen das Nähere. Prospecte unentgeltlich.

Bad Nauheim

bei Frankfurt am Main, Station der Main-Weser-Bahn.

Naturwarme, kohlensäurereiche und gewöhnliche Sool-Bäder, elektr. Bäder, salinische Trinkquellen u. alkalische Säuerlinge, Inhalations-Salon, ozonh. Gradirluft, Ziegenmolke. Sommersaison v. 1. Mai bis 30. Sept. Abgabe von Bädern auch vor bezw. nach dieser Zeit.

Grossh. Hess. Badedirection Bad Nauheim. Jäger.

MARIENBAD.

Glaubersalzhaltige, Eisen- und erdig-alkalische Quellen, Kohlensäure-, Moor-, Stahl-, Dampf-, Gas- und Heissluftbäder, Kaltwasserproceduren. Versand der Mineralwässer durch die Stift Tepler Brunnenversendung. — Neues Salzsudhaus. — Versand von natürlichem Brunnensalze, Pastillen durch Pächter **Josef Müller.** Neuerbaute Colonnade. — Elektr. Stadtbeleuchtung. **Saison** vom **1. Mai** bis **30. September.** Frequenz **14,000 Personen** (excl. Passanten). Prospecte vom Bürgermeisteramte gratis. Niederlagen der Mineralwässer in **Leipzig** bei **C. G. Lässner & Sohn,** Grimmaische Str. 22 und **Samuel Ritter.**

Verlag der **J. G. Cotta'**schen Buchhandlung.

A. von Humboldts ges. Werke

(Kosmos. Reise nach den Aequinoktialgegenden. Neu-Spanien. Ansichten der Natur. Cuba. Lebensbeschreibung.)

In neuer vorzüglicher Ausgabe. 30 Lief. à 50 Pf.

Probeheft durch alle soliden Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Verlag von Wiegandt & Schotte
in Berlin W. 57, Winterfeldtstr. 24.

Soeben gelangte zur Ausgabe:

Delius, Nic., Prof., **Abhandlungen** zu Shakspere. Billige Ausgabe. 5 M.

Köstlin, J., Prof., **Martin Luther.** Sein Leben und seine Schriften. 2 Bände. 4. Auflage. 18 M.

Wiemann, A., Prof., **Franz. Chrestomathie,** Lese-, Sprech- und Memorierstoff. 2. Aufl. 1 M.

Wolff, P., Pfarrer, **Die Entwickelung der einen christlichen Kirche** durch Athanasius, Augustin und Luther. 8°. 16 Bog. 3 M.

Interess. Zeitbroschüren

nimmt eine ältere thätige Leipziger Verlagsbuchhandlung in Debit oder eigenen Verlag. Offerten sub L. E. 1000 durch die Exp. d. Bl. erbeten.

Otto Wigand in Leipzig.

Erklärungen der Tollheit.

Von **John Haslam.**

Aus dem Engl. von Dr. F. Wollny. Preis ℳ 1.20.

Hierzu eine Beilage von S. Hirzel in Leipzig.

Redaction: Berlin S.W., Niederwallstr. 67. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig. Expedition: Berlin N.W., Dorotheenstr 31.

Digitized by Google

№ 17. Berlin, den 27. April 1889. Band XXXV.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von **Georg Stilke** in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: In der parlamentarischen Osterpause. Von Friedrich Boettcher, M. d. R. — John Bright. Von Ph. Aronstein. — Krankheitsgifte. Von Dr. med. M. Calm. (Schluß.) — **Literatur und Kunst:** W. H. Riehl als Novellist. Von Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß. — Friedrich Bodenstedt's Lebenserinnerungen. — Aus dem Nachlaß von Ernst Moritz Arndt. Von Ernst Ziel. — **Feuilleton:** Das gute Herz. Ein modernes Märchen von Conrad Alberti. — **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Aufführungen. „Die Stützen der Gesellschaft." Schauspiel in vier Aufzügen von Henrik Ibsen. Deutsch von Wilhelm Lange. Von Maximilian Harden. — Inserate.

In der parlamentarischen Osterpause.

Von Friedrich Boettcher, M. d. R.

Außergewöhnlich, wie die Aufgabe, in deren Lösung er begriffen ist, war die Stimmung, in welcher der Reichstag am 12. April seine Sitzungen unterbrochen hat. Eine bleierne Müdigkeit lag über den halbleeren Bänken, und selbst im Augenblicke des Auseinandergehens war nichts von jener Fröhlichkeit zu spüren, mit welcher das „hohe Haus" sonst wohl an die liebe Jugend erinnert, die ihre Schulferien beginnt. Die Schwierigkeiten, welche das ungeheure Unternehmen einer auf Reichsgesetz beruhenden Alters- und Invaliditätsversicherung des gesammten Lohnarbeiterthums mit sich bringt, sind den Meisten erst in diesen letzten Wochen in ihrer vollen Größe und Mannigfaltigkeit klar geworden. Und sie schienen sich nur zu häufen, je weiter die mit seltener Gründlichkeit und Ausdauer geführte Specialberathung vorschritt. Kein Wunder da, wenn selbst die erklärten Freunde der ganzen Socialpolitik des Reiches unter dem Drucke einer unheimlichen Verantwortung sich zum mindesten eines starken Mißbehagens nicht erwehren konnten!

Daneben hatten die einzelnen Parteien noch ihre besonderen Verdrießlichkeiten. Am empfindlichsten wohl das Centrum. Die heftigen Fehden, in welchen sich die beiden Strömungen innerhalb desselben vor aller Welt bekämpft haben, gehören zu den merkwürdigsten Vorgängen des parlamentarischen Lebens der letzten Jahre. Nachdem das Centrum 1879 eine der Hauptstützen des Umschwunges in der Wirthschaftspolitik gewesen war, erhob es den Anspruch, auch der socialpolitischen Gesetzgebung seinen Stempel aufzudrücken. Ihm zu Liebe wurde der „corporative Gedanke" in den Vordergrund gestellt, ein Schlagwort, welches der akademische Sociologe des deutschen Ultramontanismus, Frhr. v. Hertling, von der Tribüne des Reichstags herab wie ein Evangelium verkündete. Weiß der Himmel, welch' wunderliche Umbildung unserer Gesellschaft man sich im clericalen Lager von diesem Principe erträumte! Jedenfalls erkannte man bald, daß man sich mit den nebelhaften Hoffnungen verrechnet hatte, und derselbe Herr v. Hertling erhob bereits vor Jahren seine warnende Stimme gegen eine weitere Ausbildung der Arbeiterversicherung im Wege des staatlichen Zwanges. Wie hätte es anders sein können! Das Loos der Armen zu lindern, gilt der clericalen Anschauung als eine der eigensten Aufgaben der Kirche. Auf dieser ihrer Thätigkeit beruhte ein großer Theil ihres Einflusses. Und nun wurde der nothleidende Arbeiter gewöhnt, den Staat als seinen Beschützer, seinen Retter zu betrachten!

In dem gegenwärtig schwebenden socialpolitischen Gesetze kommt der Gedanke der Staatshülfe unter der Form des Reichszuschusses zu der Alters- bezw. der Invalidenrente in einem alles bisher Gewohnte überschreitenden Maße zur Wirkung. Es ist daher nur natürlich, daß gerade bei diesem Anlaß die entgegenstehende clericale Anschauung in voller Schärfe zum Ausdruck gelangte. Wiederum war es Herr v. Hertling, der den Reigen eröffnete, in welchem Andere, vor Allem Herr Windthorst, ihm folgten. Das ganze schwere Geschütz, wie es aus den heißesten Tagen des „Culturkampfes" in Erinnerung ist, donnerte gegen die „Staatsomnipotenz". Deutlich erkannte man in den Reden dieser Richtung den festen Entschluß, die ultramontane Partei um jeden Preis zurückzuführen auf ihre ursprüngliche Basis, zu einer Auffassung der öffentlichen Dinge, welche mit dem Wesen des modernen Staates principiell unverträglich ist.

Die Zurückführung ist, wie die Abstimmungen über den Grundsatz des staatlichen Versicherungszwanges und den Reichszuschuß beweisen, den intransigenten Führern gelungen, aber nicht ohne eine höchst bezeichnende Spaltung innerhalb der Partei. Nicht die von der ultramontanen Grundanschauung allerdings sonnenklar abweichende Definition des Staatsbegriffs, welche der ehrwürdige, im preußischen Parlamentarismus ergraute Peter Reichensperger entwickelte, auch nicht die Abschwenkung der schlesischen Magnaten von ihren Gesinnungsgenossen ist das eigentlich Bedeutsame; der Schwerpunkt liegt in der Haltung des Freiherrn von Franckenstein und der sich ihm anschließenden süddeutschen Aristokraten. Das Centrum ist von jeher der Sammelpunkt nicht nur für das aus den verschiedenartigsten Gründen hervorgehende Widerstreben gegen eine starke, überall eingreifende Staatsgewalt überhaupt, sondern auch für die particularistische Gegnerschaft gegen das preußisch-deutsche Reich speciell gewesen. Von Herrn von Franckenstein und seinen süddeutschen Standesgenossen vor Allem wird man behaupten dürfen, daß für ihre Stellung in besagtem Parteiverbande stets mehr die Gesichtspunkte der einzelstaatlichen Autonomie, als die des consequenten Ultramontanismus maßgebend gewesen sind. Das Bezeichnende ist nun dieses, daß in dem Augenblicke, da das Centrum ganz auf den alten Boden des Gegensatzes zum modernen Staate zurücktritt, Herr von Franckenstein sich nicht scheut, auf der Seite des Letzteren zu verbleiben und damit einen Riß in der so lange und so viel gerühmten Einigkeit des Centrums bloßzulegen, über dessen Bedeutung alle Verschleierungskünste nicht hinwegtäuschen können. Sicherlich nicht leichten Herzens haben die Führer der Centrumspartei den Zwiespalt vor das helle Licht des Tages treten lassen;

Digitized by Google

aber das zeugt nur um so mehr für seine hervorragende Wichtigkeit. Ob Herr von Franckenstein, hätte er lediglich seinen eigenen Neigungen folgen können, sich von seinem Freunde Windthorst so weit entfernt haben würde, mag dahingestellt bleiben, — die Haltung, welche er in Wirklichkeit angenommen, besagt nichts mehr und nichts weniger, als daß der unserer nationalstaatlichen Entwickelung Anfangs feindselig gegenüberstehende Particularismus — so weit er nicht, wie das Welfenthum, für alle Zukunft unbefriedigt bleiben muß — mit dem Reiche endgültig ausgesöhnt ist.

Mit dieser Thatsache steht eine andere Erscheinung im Zusammenhange, welche in der Berathung des Alters- und Invaliditätsgesetzes hervorgetreten ist und besonders in nationalliberalen Kreisen eine etwas verstimmende Wirkung geübt hat, nämlich die in diesem Gesetze dem Particularismus gemachten Zugeständnisse. Am deutlichsten sind dieselben erkennbar geworden in der Frage der Reichsversicherungsanstalt. Die Gründe, welche für die Durchführung der in Rede stehenden socialpolitischen Maßregel mittelst eines das ganze Reich umfassenden, wenn auch provinziell gegliederten, aber doch durchaus einheitlich geleiteten Apparates sprechen, liegen so sehr auf der Hand, daß ein logisch und praktisch denkender Kopf ohne eine geradezu gewaltsame Beeinflussung von außen kaum auf einen anderen Gedanken kommen würde. Wenn man nichtsdestoweniger den Weg selbständiger territorialer Versicherungsanstalten gewählt hat, so ist das — wie ein Jeder, der zwischen den Zeilen zu lesen, oder besser gesagt: zu hören versteht, nunmehr sicher weiß — nicht geschehen, weil man diesen Weg für sachlich zweckmäßiger hielt, sondern weil die Reichsanstalt den Mittelstaaten eine unüberwindliche Gespensterfurcht einflößte. Es ist ja zweifellos, daß die Reichsversicherungsanstalt den Einfluß der Reichsgewalt in den Einzelstaaten gestärkt haben würde. Die Nationalliberalen hätten darin keinen Schaden erblickt, aber es war keineswegs der treibende Grund, der sie bei der Vertretung des Gedankens jener Anstalt leitete; ausschlaggebend für sie waren lediglich die praktischen Rücksichten. Und darin liegt das Betrübende, daß der Particularismus sich noch nicht zu dem Grade von Unbefangenheit aufzuschwingen vermochte, um sich ebenfalls nur von diesen Rücksichten bestimmen zu lassen.

Indeß, da der Widerstand nun einmal vorhanden war, so stellte sich die Frage einfach so: Ist die Organisation der Alters- und Invaliditätsversicherung auf dem Boden einer einheitlichen Anstalt für das Wohl des Reiches von so außerordentlicher Wichtigkeit, daß man deshalb die Mittelstaaten majorisiren muß, auf die Gefahr hin, dieselben in dieser ganzen gewaltigen Aufgabe zu lauen Freunden zu machen und ihnen gegen die Reichspolitik überhaupt Verstimmung und Mißtrauen einzuflößen? Die preußische Regierung hat diese Frage verneint, und die Mehrheit des Reichstages hat sich ihr darin angeschlossen. Auch von den Nationalliberalen darf man überzeugt sein, daß sie, nachdem die Entscheidung einmal gefallen, sich aus den gleichen Gründen mit der bedeutenden Concession an den Particularismus versöhnen werden. Nunmehr aber sollte auch der letztere das weise ne nimis! nicht vergessen. Wollte man auf der Bahn, welche Graf Lerchenfeld am vorletzten Tage vor den Ferien mit seiner mehr als bedenklichen Auslegung des bayerisch-württembergischen Postreservatrechts eingeschlagen, fortfahren, so würde man sich bald in einer höchst unerfreulichen Sackgasse befinden. Herr v. Franckenstein sollte sich den besonderen Paragraphen, den er in der Richtung der Lerchenfeld'schen Ausführungen angekündigt hat, noch recht sehr überlegen. Seine particularistischen Clauseln hätten wohl nicht immer dasselbe Glück, wie bei dem Zolltarifgesetze von 1879. Zum mindesten wird er gut thun, seine Zustimmung zu dem ganzen Gesetze, wenn er dasselbe wirklich mit dem Eifer, den er im Reichstage an den Tag gelegt hat, zu Stande bringen will, nicht etwa von der Annahme seiner clausula bajuvarica abhängig zu machen.

Die Mitwirkung des Franckenstein'schen Centrumsflügels, so gering an Zahl derselbe auch sein mag, wird für das Zustandekommen allerdings kaum zu entbehren sein. Selbst mit ihm wird die Mehrheit im Verhältniß zu der ungewöhnlichen Bedeutung der Sache eine bedauerlich schwache sein, ohne ihn aber wäre sie geradezu gefährdet. Denn die sog. Cartellmajorität überschreitet bei dem heutigen Stande der Parteien die Mehrheit des Reichstages kaum noch um ein Dutzend Stimmen. Einzelne erklärte Gegner des Gesetzes aber sind auch in den Cartellparteien vorhanden, und so könnte es bei den bekannten Zufälligkeiten der augenblicklichen Präsenz leicht dahin kommen, daß ihre Zahl hinter der absoluten Mehrheit zurückbliebe.

Unter diesen Umständen ist die Osterpause für alle etwa noch Schwankenden eine Zeit ernstester Ueberlegung. Und der Schwankenden, der Zweifelnden gibt es noch viele. Nicht um Zweifel an der Richtigkeit der Sache, wie sie die erklärten Gegner des Gesetzes vorbringen, handelt es sich hier, sondern um Zweifel an der Art und dem Zeitpunkte des gesetzgeberischen Vorgehens. Die Bedenken, welche einem großen Theile der Bestimmungen des Gesetzes anhaften, werden sich in beschränktem Umfange noch in den weiteren Stadien der Berathung, in der überwiegenden Mehrzahl aber überhaupt nicht beseitigen lassen. Es ist eben eine Gesetzgebung ohne Beispiel, und hier, mehr als sonstwo, wird man das Lehrgeld in der praktischen Erfahrung zu zahlen haben. Und weil dem so ist, so würde auch ein längeres Hinausschieben der Abschließung des Gesetzes ohne Nutzen sein. Aber es gibt noch andere Gesichtspunkte, als den der besseren Ausreifung, welche für eine Verzögerung geltend gemacht werden. Am beachtenswerthesten ist dabei die Rücksicht auf die schwere Last, welche den industriellen und den landwirthschaftlichen Kreisen erst vor Kurzem durch die Unfallgesetzgebung auferlegt ist. Es ist kein Geheimniß, daß dieselbe namentlich auf dem platten Lande vielfach Verwirrung und Mißstimmung angerichtet hat. Wollte man jetzt schon das verwickelte Geschäft der Alters- und Invaliditätsversicherung noch hinzufügen, so befürchten Viele, man könnte dadurch den kleinen Arbeitgeber zu heller Unzufriedenheit aufreizen. Der Besorgniß, daß unter solcher Unzufriedenheit die im nächsten Jahre bevorstehenden Reichstagswahlen leiden würden, kann Angesichts der Aufgabe, um die es sich handelt, gewiß kein Gehör gegeben werden. Dagegen ist es für den Endzweck dieser Aufgabe, die Ausgleichung der socialen Gegensätze, allerdings nicht gleichgültig, ob die Arbeitgeber der socialpolitischen Gesetzgebung freundlichen oder feindlichen Muthes gegenüberstehen. So betrachtet, wäre sehr wohl zu überlegen, ob denselben die neue Last nicht zweckmäßiger noch ein paar Jahre erspart bliebe.

Dem steht indeß entgegen, daß die auf die Heilung der socialen Schäden gerichtete Thätigkeit mit einer Gefahr zu rechnen hat, welche im Laufe von zwei Jahrzehnten reißend gewachsen ist und je nach der europäischen Constellation plötzlich von unheilvoller Bedeutung werden könnte. Auf der anderen Seite ist keine Garantie geboten, daß der nächste Reichstag in einer Weise zusammengesetzt sein wird, welche das Alters- und Invaliditätsgesetz in einer gangbaren Gestalt ermöglichen würde. Auch ist nicht zu unterschätzen, daß ein, wenn auch nur vorläufiges Scheitern des gegenwärtig schon so weit geförderten Werkes auf die Arbeiterkreise den nachtheiligsten Eindruck machen müßte. Kann demnach für Alle, welche dies Gesetz für eine Nothwendigkeit halten, kein Zweifel darüber sein, daß es noch in der laufenden Legislaturperiode zum Abschluß gebracht werden muß, so erscheint es von verhältnißmäßig untergeordneter Bedeutung, ob dies jetzt im Frühjahr oder erst im Herbst geschehen soll. Wenn irgend möglich, rathen allerdings sehr einleuchtende Zweckmäßigkeitsgründe, schon jetzt zu Ende zu kommen. Der gegenwärtige Reichstag hat nur noch bis zum 21. Februar 1890 zu leben. Seine letzte, kurz bemessene Session wird ohnehin mit der Etatsberathung und anderen Gegenständen dringlicher Natur reichlich genug bepackt sein. Außerdem bietet doch auch die Weltlage trotz aller Friedenszuversicht keine absolut sichere Gewähr, daß alsdann die für eine Wiederaufnahme der so überaus mühsamen Aufgabe erforderliche Ruhe vorhanden sein werde. Warum also die Zeit nicht nützen, so lange diese Ruhe noch ungestört ist?

Digitized by Google

So werden denn die Reichsboten mit dem Bewußtsein nach Berlin zurückkehren, unmittelbar vor eine der verantwortungsvollsten Entscheidungen gestellt zu sein. Noch einmal werden wir in der Generaldebatte der dritten Lesung aus dem Munde der Gegner die warnende Prophezeihung hören, daß diese Gesetzgebung die Gefahr, die sie beschwören solle, nur verstärke; daß sie die Begehrlichkeit der Massen steigern und überall Unfrieden säen werde. Wer könnte ihnen mit unfehlbarer Sicherheit beweisen, daß sie Unrecht haben? Einstweilen hegen wir nur die Hoffnung, auf dem rechten Wege zu sein. Und wenn uns etwas in derselben bestärken kann, so ist es das kleinlaute, schwankende Verhalten der Socialdemokratie. Es beweist zum Mindesten, daß der Werth der Socialpolitik des Reiches in den Arbeiterkreisen erkannt wird. Wie sollte das nicht zu dem Vertrauen berechtigen, daß die weitere Entfaltung dieser Politik dereinst die segensreichsten Früchte tragen wird? Auf alle Fälle aber dürfen ihre Vertreter der Zukunft mit der Ueberzeugung entgegengehen, in einer der gewaltigsten Krisen, welche die Entwickelungsgeschichte der menschlichen Gesellschaft gesehen, nach bestem Wissen und Gewissen ihre Pflicht gethan zu haben.

John Bright.

Von Ph. Aronstein.

Am 29. März sah das englische Parlament eine erhebende Feier. Die Sitzung war dem Andenken des am 27. verstorbenen „Volkstribunen" John Bright gewidmet. Nach einander erhoben sich der Führer der conservativen Majorität des Unterhauses, Smith, der greise Führer der Opposition und langjährige Freund John Bright's, Gladstone, ferner die Führer der unionistischen Liberalen und der irischen Partei, um einen Kranz zu legen auf das Grab des Verstorbenen, um der geistigen Größe und Beredtsamkeit des Mannes sowohl, als besonders der makellosen Reinheit seines Charakters und dem selbstlosen Patriotismus seines Wirkens den Tribut unumwundener Anerkennung zu zollen. Kein Mißton störte das erhebende Schauspiel, durch welches das Parlament sich in einem seiner Besten ehrte und sich würdig zeigte einer großen Vergangenheit, in der es gelernt hat, auch in dem bittersten politischen Gegner den Mann zu achten, seine Ansichten zu bekämpfen, ohne seinen Patriotismus und seine Motive anzuzweifeln.

John Bright gehört zu jenen wenigen Gestalten, deren bloßer Name in England eine Macht war. Er verkörperte seinen Landsleuten eine 50jährige folgenreiche Entwickelung, in deren Verlauf sich in England eine zwar allmähliche und friedliche, aber darum um so wirksamere und dauerndere Umwälzung vollzog, die Umwälzung der Verfassung aus einer privilegirten Grundaristokratie in eine Demokratie mit monarchischen und aristokratischen Formen.

Er wurde geboren am 16. November 1811 zu Greenbank bei Rochdale und stammte aus einer alten Quäker-Familie. Die Annalen seiner Secte, die er als Knabe eifrig studierte, berichteten ihm, daß einer seiner Vorfahren den Strafgesetzen gegen religiöse Dissidenten unter Karl II. zum Opfer gefallen war, und flößten ihm neben einer tiefen Religiosität auch die Liebe zu politischer und religiöser Freiheit und den Haß gegen kirchliche und weltliche Privilegien ein. Sein äußeres Leben verlief einfach und ruhig. Da er für das Geschäft seines Vaters bestimmt war, der zu Greenbank eine Mühle besaß, so verließ er die Schule schon mit seinem fünfzehnten Jahre und blieb für seine weitere Bildung, wie so viele andere bedeutende Männer aus der neueren Geschichte Englands, wie Dickens unter seinen Zeitgenossen, auf sich selbst angewiesen. Er trat in das Geschäft seines Vaters ein, unternahm als junger Mann eine Reise auf dem Continent und blieb nach seiner Rückkehr bis an sein Lebensende in Greenbank wohnen, wo er eine große Baumwollenfabrik gründete. Er heirathete zweimal und hinterließ eine zahlreiche Nachkommenschaft.

Uns interessirt hier vor Allem der Politiker John Bright. Um das Wirken des Mannes zu verstehen, ist es nöthig, einen Blick zu werfen auf die Lage Englands zur Zeit seiner Jugend. Napoleon war gestürzt. Die Ideen der französischen Revolution, die schon Fox im vorigen Jahrhundert vertreten und die Burke mit der ganzen Gewalt seiner feurigen Beredtsamkeit bekämpft hatte, brachen mit verstärkter Macht hervor, als die Furcht vor einer fremden Invasion endgültig beseitigt war. Ueberall erschallte der Ruf nach politischer Gleichheit, nach Sprengung der Alleinherrschaft der Staatskirche und des Grundadels. Der Chartismus erhob drohend sein Haupt und verlangte die „Charta" des Volkes, gleiches, geheimes Wahlrecht, jährliche Parlamente und gerechte Vertheilung der Wahlbezirke nach der Bevölkerung. Das Reformgesetz Lord J. Russel's (1832) kam diesem Verlangen zwar entgegen; seine Bewilligungen waren aber so mäßig, daß es doch nur die Bürger befriedigte, während die Arbeiter nach wie vor politisch rechtlos blieben. Daher verstummte denn auch der Chartismus keineswegs, sondern beschränkte sich nur auf die unteren Volksklassen, wodurch die Agitation zugleich einen mehr demagogischen und revolutionären Charakter annahm.

Während die Arbeiter so stürmisch nach politischer Gleichheit verlangten, erschallte aus den Mittelklassen immer lauter der Ruf nach wirthschaftlicher Befreiung. Damals war England durch die strengsten Korngesetze wie von einer chinesischen Mauer umgeben. Die Einfuhr fremden Kornes war zuerst ganz verboten oder durch hohe Zölle, welche nach dem Prinzip der „gleitenden Scala" in demselben Maße stiegen, als der Preis des Kornes im Inlande sank, fast unmöglich gemacht. Diese Korngesetze legten dem Lande eine jährliche Steuer von 10 Millionen Pfund Sterl. auf, vertheuerten die Lebensmittel und hinderten die Entwickelung der Industrie, nur damit die herrschende Klasse der Großgrundbesitzer hohe Pachten beziehen konnte. Die kräftig sich entwickelnde Industrie, die steigende Bevölkerung und wiederholte Mißernten machten einen Zustand immer fühlbarer, der Millionen zwang, in fieberhaftem Kampfe um das tägliche Brod zu ringen, nur damit die 16000 Privilegirten ein hohes und sicheres Einkommen bezogen. Darum erhob sich immer mächtiger das Verlangen nach Abschaffung der Korngesetze.

John Bright, der bei allem Idealismus ein praktischer Politiker war und dem der Chartismus verfrüht und unzeitgemäß schien, während die gesetzlosen Formen desselben ihn abstießen, schloß sich dieser Bewegung der Korngesetze an und trat bald an die Spitze derselben. Als zu Manchester im Jahre 1838 der Bund gegen die Korngesetze geschlossen wurde, da standen unter den Namen der Stifter auch die von Richard Cobden und John Bright. Jahrelang wirkten dann diese beiden Männer zusammen, in und außer dem Parlament, in Wort und Schrift, für die Abschaffung der Kornzölle, und nicht wenig trug zu ihrem Erfolge die gewaltige Beredtsamkeit John Bright's bei. Sie hatten in diesem Kampfe nicht nur den Grundadel gegen sich, sondern anfangs auch die Chartisten, die dem Phantom demokratischer Gleichheit nachjagten. Endlich, im Jahre 1846, nachdem in Irland im Jahre vorher eine Hungersnoth ausgebrochen war, gelang es ihnen, den großen conservativen Staatsmann Sir Robert Peel zu ihren Ansichten zu bekehren, welcher die Aufhebung der Korngesetze durchsetzte. Seitdem wurde der Freihandel zum wirthschaftlichen Princip in England erhoben und verbreitete sich von dort aus über den Continent, vor Allem nach Deutschland. Wenn auch neuerdings in England sich vereinzelte Stimmen gegen das „Manchesterthum" erheben, so ist doch nicht anzunehmen, daß in diesem Lande, dessen Bevölkerung vorzugsweise Handel und Industrie treibt, der Schutzzoll je wieder zur Herrschaft gelangen werde.

Bright war während dieses Kampfes in das Parlament gewählt worden und gehörte demselben zunächst für Durham, dann für Manchester und schließlich für Birmingham bis zu seinem Tode an. Seine Bedeutung im Lande stieg immer

Digitized by Google

mehr und dreimal war er unter Gladstone's Führerschaft Minister. Wir können hier die weiteren Fragen, zu deren Lösung er mitgewirkt hat, nur kurz berühren.

Hier steht in erster Linie die parlamentarische Reform. Was die Chartisten unklar erstrebt hatten und was Disraeli und später Gladstone in drei Reformgesetzen zum großen Theil durchsetzten, dazu erzog Bright das Volk durch seine feurige, tiefernste, weil auf religiösem Grunde ruhende Beredtsamkeit. Unter den Männern, welche für die Demokratisirung Englands gekämpft haben, steht sein Name obenan.

Auch Irland verdankt ihm viel, wie der irische Abgeordnete Mac Carthy in seiner, seinem Andenken gewidmeten Rede hervorhob. Die Abschaffung der anglikanischen Staatskirche in dem katholischen Lande, welche Gladstone 1869 durchführte, der erste Versuch desselben Staatsmannes, die so schwierige Landfrage in einem der Masse des irischen Volkes günstigen Sinne zu lösen (1870), fanden an ihm einen eifrigen Fürsprecher.

In gleicher Weise wirkte er für die Emancipation der Juden, die Abschaffung der Navigationsacte und der Zeitungssteuer. Kurz, überall, wo es galt, verrottete Vorurtheile zu bekämpfen, Verkehrsbeschränkungen zu beseitigen, Hindernisse der Entwickelung des Landes im Sinne bürgerlicher Freiheit aus dem Wege zu räumen, da erhob der Quäker von Rochdale seine mächtige Stimme im Sinne der Religion, der Moral und des Rechts.

Was die äußere Politik Bright's angeht, so vertrat er mit Cobden zusammen den Standpunkt, den man in Deutschland gewöhnlich als „Krämerpolitik" bezeichnet. Er verwarf die Theorie des politischen Gleichgewichtes, welche Englands Politik seit den Zeiten Wilhelm's III. und Marlborough's geleitet hatte, und wollte Frieden mit Rußland und keine Einmischung in die Verhältnisse des Festlandes. Krieg hielt er überhaupt, seiner religiösen Ueberzeugung entsprechend, für frevelhaft und war daher ein Gegner der überall sich einmischenden, abenteuerlichen Politik Lord Palmerston's. Einige seiner besten Reden sind gegen den Krimkrieg gerichtet und ebenso verurtheilte er später die Grenzkriege in Afghanistan und im Sudan. Als im Jahre 1882 Gladstone Alexandria beschießen ließ, trat er aus dem Ministerium aus, weil dieser Act nach seiner Meinung gegen das Völkerrecht verstieß. Ueberhaupt wollte er nichts wissen von einer Ausdehnung des englischen Reiches durch Waffengewalt, da er dasselbe schon an und für sich zu groß hielt. Den Colonien wollte er möglichst viel Selbständigkeit geben, selbst auf die Gefahr einer späteren vollständigen Ablösung hin. Von der Idee des Bundesreiches, wie sie neuerdings in England immer mehr an Boden gewinnt, hielt er nichts. Hervorgehoben verdient noch zu werden seine Stellung zu den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Als der Unionskrieg ausbrach, stand er fast allein unter den englischen Staatsmännern, auch unter den liberalen, auf Seiten der Nordstaaten, trotzdem gerade die Baumwollenindustrie durch denselben bedeutend geschädigt wurde. Er genoß deshalb auch später in Amerika eine große Popularität und erhielt von der Regierung eine Einladung dorthin, der er aber nicht folgte.

Seine eigentliche politische Wirksamkeit schließt übrigens etwa mit dem Jahre 1870 ab. Seit jener Zeit alterte er und schritt mit den Ideen des Jahrhunderts nicht mehr fort. Deshalb ist auch seiner Gegnerschaft gegen die irische Politik Gladstone's, die ihn auf die Seite der so lange bekämpften Tories brachte, geringere Bedeutung beizumessen. Allerdings hat der Unionismus mit seinem Tode eine seiner kräftigsten Stützen verloren, und es scheint, als ob der Bund zwischen Conservativen und radicalen Unionisten ihn nicht lange überdauern wolle.

Noch wenige Worte über den Charakter John Bright's. Der Grund für den Einfluß, der ihn während vieler Jahrzehnte zum Vertrauensmann und Sprecher des Volkes machte, liegt nicht allein in seiner glänzenden, unter den gleichzeitigen Politikern nur von Gladstone erreichten Beredtsamkeit, sondern vor Allem in seiner moralischen Größe, der unerschütterlichen Selbständigkeit und der selbstlosen Reinheit seiner Gesinnung. „Die Bedeutung des Mannes", sagte Gladstone in der schon erwähnten Parlamentssitzung, „liegt tiefer als sein Intellect, tiefer als seine Beredtsamkeit; sie ist ein Gegenstand nicht der Bewunderung, sondern ehrerbietiger Betrachtung." Ebenso wenig wie er das Knie beugen wollte vor der Königin, so daß er der erste war, der stehend die Insignien seines Amtes in Empfang nahm, ebenso wenig Einfluß hatte auf ihn der Beifall oder der Haß der Menge, der Besitz von Macht und Ehre. Nur widerstrebend nahm er die Ministerwürde an und ohne Zögern gab er sie auf, sobald er nicht mehr nach seiner Ueberzeugung wirken zu können glaubte. Eine tiefe und echte Religiosität bildete den Grundzug seines Wesens, und das Wohl des Volkes, dem er angehörte, war der einzige Leitstern seines Handelns. Er gehört zu jener kleinen Reihe von großen Engländern, wie sie aus dem strengen Puritanerthum hervorgegangen sind, und ist einer der Besten derselben. Er hat, das war das Gesammturtheil der Parlamentarier, die am 29. März seinen Verdiensten gerecht zu werden versuchten, den politischen Ton in England gehoben und den nachfolgenden Geschlechtern ein Beispiel gegeben von selbstloser Hingebung an das allgemeine Interesse.

Krankheitsgifte.

Von Dr. med. M. Calm.

(Schluß.)

Noch eclatanter waren die Resultate, zu denen Brieger bei seinen Untersuchungen über den Wundstarrkrampf, den Tetanus, gelangte. Es ist das eine sehr schwere, oft tödtlich endende Krankheit, die sich bisweilen im Anschluß an Verwundungen einstellt und wesentlich durch das Auftreten von Starrkrämpfen charakterisirt ist. Die Krämpfe beginnen in der Regel im Gesicht, wodurch dasselbe einen eigenthümlichen Ausdruck gewinnt, später setzen sie sich auf Nacken und Rücken fort, können aber auch die verschiedensten anderen Muskelgruppen befallen und durch die geringsten äußeren Reize ausgelöst werden. Ueber Ursache und Wesen dieser furchtbaren Krankheit herrschten früher die verschiedensten Ansichten; der Weg zu einer wahren Erkenntniß wurde auch hier erst durch die bakteriologische Forschung angebahnt. Zunächst machte Nicolaier die Beobachtung, daß gewisse Garten- oder Ackererdproben, Versuchsthieren unter die Haut gebracht, eine Reihe entsetzlicher, rasch zum Tode führender Krankheitserscheinungen auszulösen vermögen, welche hauptsächlich in Krämpfen der verschiedensten Art bestehen. Auch riefen Impfungen vom Eiter der ersten Impfstelle auf Mäusen und Kaninchen dasselbe Krankheitsbild hervor; unter hochgradigen, dem Tetanus ähnlichen Symptomen gingen Mäuse in 24—36 Stunden, Kaninchen 3—4 Tage nach der Impfung zu Grunde. Daß dies nicht etwa der Effect zufällig in den Erdproben enthaltener chemischer Gifte sei, ließ sich mit Leichtigkeit feststellen; man brauchte nur die Erde zu sterilisiren, d. h. von allen lebendigen Keimen, die sie enthielt, zu befreien, und sofort wurde sie völlig unwirksam. Jene Keime aber, denen mithin allein die verderbenbringende Wirkung zuzuschreiben war, erwiesen sich als nichts Anderes denn als Bakterien; unter diesen erschien dem Forscher ganz besonders verdächtig ein feines, borstenförmiges Stäbchen.

Einen weiteren Fortschritt bedeutete es, als der Göttinger Chirurg Rosenbach im Jahre 1885 auf dem Congresse der Deutschen Gesellschaft für Chirurgie zu Berlin berichtete, daß es ihm gelungen wäre, aus der Wundstelle eines an Wundstarrkrampf erkrankten Mannes denselben soeben beschriebenen Bacillus, wenn auch nicht völlig rein, zu züchten. Da er außerdem nachwies, daß Thiere (Mäuse, Meerschweinchen, Kaninchen), mit dieser Mikrobe geimpft, ganz analoge Erscheinungen darbieten, wie sie beim Tetanus des Menschen zur Wahrnehmung gelangen, so konnte kein Zweifel mehr darüber bestehen, daß wir hier den specifischen Erreger des Wundstarr-

Digitized by Google

krampfes vor uns haben. Freilich fügte Rosenbach schon damals hinzu, daß durch das bloße Einwachsen des Pilzes in den lebenden Organismus allein solche gewaltigen Reizerscheinungen seitens des Nervensystems, wie sie das Wesen des Tetanus ausmachen, nicht erklärt werden können.

Um so weniger konnte diese Erklärung zutreffen, als der Befund von Bacillen im Körper der Thiere, welche an künstlich erzeugtem Wundstarrkrampf zu Grunde gingen, ohnehin ein verhältnißmäßig spärlicher war; außerdem waren sie gerade in denjenigen Organen nicht anzutreffen, in denen man sie noch am ehesten hätte vermuthen sollen; in den Nerven und Muskeln fanden sie sich nie und im Rückenmarke nur sehr selten. Rosenbach wurde daher von selbst zu der Auffassung gedrängt, daß hier nur eine Giftwirkung der Bakterien vorliegen könne. Wenn man sich, so sagte er, vorstellt, daß der Bacillus nach massenhafter Vermehrung von der Impfstelle, wie von einem Centrum aus, im Gewebe eine zwar äußerst geringe, dafür aber stetig wirkende Quelle eines strychninähnlichen Giftes darstellt, welche zunächst ihre Nachbarschaft, bei weiterer Aufsaugung und in Summa mit den übrigen zwar auch äußerst geringen, dafür aber zahllosen Quellen den ganzen Körper mit Gift versorgt, so dürften danach die gesammten Erscheinungen noch am ehesten sich erklären lassen. An dieser Stelle nun ist es, wo die Untersuchungen Brieger's einsetzen, indem sie die soeben dargelegte Auffassung nicht nur stützen, sondern ihr auch vor Allem erst eine feste und sichere Grundlage geben.

Brieger stellte zunächst aus sterilisirtem Fleischbrei, welcher vorher mit Culturen des Tetanusbacillus beschickt worden war, ein schweres Gift dar, das er Tetanin nannte. Was seine chemische Formel anlangt, so baut sich dieselbe aus einer Reihe von Kohlenstoff-, Wasserstoff-, Stickstoff- und Sauerstoffmolekülen auf. Das Tetanin scheint nun bei der pathogenen Wirksamkeit der Bakterien des Wundstarrkrampfs offenbar die wichtigste Rolle zu spielen; denn es ruft bei Thieren genau dieselben Symptome hervor, wie sie Nicolaier durch seine Erdproben, Rosenbach durch seine Culturen entstehen sah. Sobald man nur wenige Milligramm Tetanin einer Maus unter die Haut spritzt, bietet sich schon nach kürzester Frist ein geradezu Entsetzen erregendes Vergiftungsbild dar. Dort, wo das Gift zuerst eingedrungen, sieht man bald eine eigenthümliche Starre auftreten, die sich allmählich über den ganzen Körper verbreitet, bis das Thier schließlich mit ausgespreizten Extremitäten und verkrümmtem Rücken hülflos zu Boden sinkt. Des Oeftern durchzucken tetanische Stöße den Körper, wobei die Extremitäten nach hinten gestreckt werden und der Rumpf einen nach der Bauchseite convexen Bogen beschreibt. Zeitweise besteht krampfhaftes Aufeinanderpressen der beiden Kiefer und Zähneknirschen. In den krampffreien Intervallen erscheint das Thier ermattet und schlaff. Auf äußere Reize hin wird sofort wieder eine Krampfattaque ausgelöst. Auf der Höhe der Anfälle erlischt gewöhnlich das Leben.

Um auch den leisesten Zweifel an der hohen Bedeutung, welche das Tetanin für den Krankheitsproceß hat, zu heben, vermochte Brieger schließlich noch den Nachweis zu erbringen, daß sich dieses Toxin nicht nur in künstlichen Nährböden bildet, sondern sich auch im menschlichen Organismus selbst vorfindet, sobald er vom Wundstarrkrampf befallen wird. Bei einem Individuum, welches im Anschluß an eine schwere Verletzung eines Armes plötzlich am Tetanus erkrankte, mußte die Amputation des verletzten Gliedes vorgenommen werden; aus den Geweben des letzteren gelang es nun auf analytischem Wege das Tetanin darzustellen, und die Thatsache seines Vorhandenseins wurde obendrein durch chemische Reaction und physiologische Wirkung außer allem Zweifel gesetzt.

Im Laufe der Untersuchung ergab sich ferner, daß das Tetanin nicht das einzige giftige Stoffwechselproduct der Wundstarrkrampferreger sei, sondern daß außerdem, wenn auch in geringerer Quantität, noch drei Gifte von ihnen geschaffen werden, die ebenfalls ihren Angriff vornehmlich gegen das Centralnervensystem richten, also auch Krampfgifte darstellen. Es erinnert dies etwa an die Thatsache, daß im Opium, dem eingedickten Safte unreifer Mohnköpfe, nicht weniger als gegen 17—20 Alkaloide aufgespeichert sind, an deren Spitze als das wirksamste das Morphium steht, obschon auch die übrigen, wenigstens großen Theils, eine ähnliche Wirkung haben.

Bei einer teleologischen Betrachtung der Dinge würden wir hieraus entnehmen können, wie verschwenderisch die Natur mit ihren Mitteln wirthschaftet, wenn sie eine von ihr beabsichtigte Wirkung voll und ganz erzielen will.

Als zweites Gift reiht sich dem Tetanin das sogenannte Tetanotoxin an. Es ist bei weitem nicht so giftig als jenes, und wird selbst in größeren Dosen bisweilen von den Thieren ohne heftigere Symptome überwunden. Kommt es aber erst zu ausgeprägten Vergiftungserscheinungen, so sind dieselben immerhin furchtbar genug. 10—20 Minuten nach Einspritzung unter die Haut machen sich zunächst in den der Injectionsstelle benachbarten Muskelgruppen leichtflimmernde Bewegungen bemerkbar, die allmählich in kräftige Zuckungen übergehen und überall am Rumpfe auftauchen. Das Thier wird unruhig, versucht zu entfliehen, zeitweise überfällt es ein heftiger Schauer, ähnlich einem Fieberfroste, die Pupillen werden weit, die Haare sträuben sich. Die Bewegungen werden immer schwerfälliger, das Thier wankt hin und her und bleibt schließlich wie festgebannt liegen. Nun gleiten die Extremitäten aus, der Kopf wird niedergedrückt, Bauch und Brust pressen sich gegen die Unterlage, schließlich tritt totale Lähmung ein. Athmung und Herzaction, die anfangs beschleunigt waren, werden immer langsamer. Mit der Zunahme der Lähmungserscheinungen wächst auch die Intensität der Krämpfe. Alle Muskelgruppen werden von denselben in heftigster Weise ergriffen, Kopf und Rumpf werden gekrümmt, die Füße machen förmliche Schwimmbewegungen. Unter äußerst intensiven Krampfanfällen kann schließlich der Tod erfolgen.

Bezüglich der beiden letzten Toxine, von denen das eine Spasmotoxin genannt wurde, sei hier nur nochmals erwähnt, daß auch sie bei Thieren in promptester Weise Krämpfe auszulösen im Stande sind.

Wenn es gestattet ist, die beim Typhus, und besonders beim Wundstarrkrampf gemachten Erfahrungen auch auf andere Infectionskrankheiten zu übertragen, so können wir die Lehre, nach welcher die pathogene Wirkung der Bakterien im Wesentlichen auf einer Giftwirkung beruhe, als gesichert betrachten. Welche Bedeutung diese Erkenntniß für unsere Anschauungen von dem Wesen der in Betracht kommenden Krankheiten hat, ist oben bereits dargelegt worden; hiermit ist aber ihr Werth und ihre Wichtigkeit noch lange nicht erschöpft. Jeder medicinischen Forschung kommt in letzter Linie eine doppelte Bedeutung zu; sie will uns nicht nur in das Geheimniß von den letzten Ursachen der Krankheiten einweihen, nicht nur die Gesetze aufdecken, denen sich auch die scheinbar ungesetzmäßigen, die krankhaften Vorgänge im menschlichen Organismus mit einer gewissen Nothwendigkeit beugen, sie will, mit einem Worte, nicht nur unser theoretisches, rein wissenschaftliches Interesse befriedigen, sondern sie verfolgt direct oder indirect auch jenen zwar eminent praktischen, aber doch so idealen Zweck, uns auf dem Wege der Heilung von Krankheiten einen Schritt vorwärts zu bringen. Und so dürfte denn auch das Studium der Krankheitsgifte, wenn es erst weitere Fortschritte gemacht hat, vielleicht einmal berufen sein, durch Entwickelung neuer und fruchtbarer Gesichtspunkte die Basis zu bilden für eine sichere, siegreiche Bekämpfung der Störenfriede unserer Gesundheit. Gerade auf dem Gebiete der Infectionskrankheiten hat sich das Bestreben nach einer specifischen Therapie von jeher in der Medicin geltend gemacht, d. h. man suchte Mittel zu finden, durch welche der ganze krankhafte Proceß wie mit einem Schlage beseitigt würde. In der That ist das ja, wenn man so will, die idealste Heilmethode, die sich überhaupt denken läßt. In Wirklichkeit kennen wir auch schon einige wenige Mittel, die in diesem Sinne wirken, so z. B. das Chinin gegen das Wechselfieber; wenige Gramm Chinin genügen hier meist, um einen schwer darniederliegendzn Kranken in kurzer Zeit gesund zu machen. Allein der großen Mehrzahl der Infectionskrankheiten stehen wir doch nach dieser Richtung hin noch ziem-

Digitized by Google

lich ohnmächtig gegenüber. Das kann uns aber auch nicht weiter Wunder nehmen, wenn wir bedenken, daß das Suchen nach derartigen Mitteln bisher noch empirisch betrieben wurde, das Auffinden derselben also nur die Sache eines glücklichen Zufalls war. Als man nun in neuerer Zeit die Ursache dieser Krankheiten in Gestalt von Mikroorganismen entdeckt hatte, da glaubte man ein mehr rationelles Princip für die Behandlung in dem Darreichen von antibakteriellen, parasitociden Mitteln gefunden zu haben; durch Vernichtung der Krankheitserreger mußte doch zugleich die Krankheit naturgemäß zum Stillstand gebracht werden können. So richtig dies auch theoretisch construirt war, in der Praxis haben sich die daran geknüpften Hoffnungen leider nur in sehr geringem Maße bewährt. Man kam eben gar zu bald zu der Erkenntniß, daß der menschliche Körper kein Reagensglas sei, in welchem die Vorgänge sich glatt und ungestört abspielen. Bevor das Mittel an seinen Bestimmungsort gelangt, erleidet es durch die chemischen Processe, die sich im Organismus beständig vollziehen, oft genug so zahlreiche Umwandlungen und Zersetzungen, daß es inzwischen auch seine ursprüngliche Wirksamkeit eingebüßt hat. Dazu kommt, daß gerade diejenigen Stoffe, welche Bakterien am energischsten zum Absterben bringen, auch für den Menschen keineswegs indifferent sind, sondern in genügender Concentration auch auf ihn als intensive Gifte wirken. Aus diesen und ähnlichen Gründen griff denn auch recht bald allen derartigen Mitteln gegenüber ein berechtigter Skepticismus Platz, und wir sind von dem Ziele, specifische Arzneistoffe zu besitzen, heutzutage fast noch ebenso weit entfernt als ehedem. Nichtsdestoweniger dürfen wir die Hoffnung nicht aufgeben, und gerade die Lehre von den Krankheitsgiften eröffnet uns, wie es scheint, einen neuen Weg zur Erreichung des Ziels. Wenn eine Infectionskrankheit wirklich nichts Anderes als eine Art Vergiftung mit Bakterienproducten darstellt, so müssen sich doch wie gegen andere, so auch gegen diese Bakteriengifte sicher wirkende Gegengifte auffinden lassen. Nehmen wir nämlich an, wir kennen das Gift, welches sich bei dieser oder jener Krankheit vornehmlich bildet, ganz genau, wir wissen nicht nur, aus welchen Atomen es sich aufbaut, sondern auch, welche Verbindungen es mit anderen Stoffen einzugehen vermag, so muß sich doch mit allergrößter Wahrscheinlichkeit ein Körper ausfindig machen lassen, der sich auf chemischem Wege mit unserem Gifte derartig verbindet, daß ein neuer, ein dritter Stoff entsteht, welcher seinerseits dem menschlichen Organismus nicht mehr schädlich ist. Auf diese Weise muß man im Stande sein, das Gift unschädlich zu machen und seine Wirkungen zu paralysiren. Es liegen sogar schon bestimmte Anhaltspunkte für diese Möglichkeit vor, wenigstens in entgegengesetzter Richtung. Eines jener Ptomaine, welches sich bei der Fäulniß der Eiweißkörper als Erzeugniß der Fäulnißmikroben bildet, ist das gänzlich ungiftige Putrescin. Läßt man nun an dasselbe in geeigneter Weise mehrere Atomgruppen herantreten, die aus Kohlenstoff und Wasserstoff bestehen, so bildet sich eine neue Verbindung, das Tetramethylputrescin, welches außerordentlich giftige Eigenschaften besitzt.

Uebrigens findet das soeben erörterte Princip bei der Behandlung echter Vergiftungen schon seit längerer Zeit vollste Anwendung. Bei der Carbolsäurevergiftung wissen wir, daß ein Theil der aufgenommenen Carbolsäure mit der im Körper in geringen Mengen vorhandenen Schwefelsäure eine Verbindung eingeht, wobei sich als Product derselben Phenolschwefelsäure bildet; diese aber ist ein völlig indifferenter Stoff, der rasch den Organismus verläßt, ohne ihm irgendwie zu schaden.

Wir unterstützen nun die Natur in diesem ihrem Entgiftungsbestreben, indem wir schwefelsaures Natron als Gegengift verabreichen; auf diese Weise stellen wir nämlich dem Körper größere Mengen von Schwefelsäure zur Disposition, so daß ein möglichst großer Theil des Giftes unschädlich gemacht werden kann. Analoge Grundsätze müssen sich auch bei der Behandlung derjenigen Vergiftungen, welche den Toxinen der pathogenen Bakterien ihren Ursprung verdanken, durchführen lassen.

Mag auch die jeweilige individuelle Beschaffenheit des befallenen Organismus, die Widerstandsfähigkeit desselben bei dem Verlauf und dem Ausgang einer Infectionskrankheit eine bedeutende, bis zu einem gewissen Grade sogar ausschlaggebende Rolle spielen, daran müssen wir nach dem heutigen Standpunkte der Wissenschaft mehr denn je festhalten, daß die eigentliche Krankheitsursache nicht ursprünglich im Körper selbst liege, nicht etwa in einer schlechten Säftemischung, einer Dyskrasie bestehe, wie es die alte Humoralpathologie wollte, sondern daß sie jedesmal von außen an uns herantrete.

Und ähnlich wie es auch sonst der fortschreitenden Cultur und Wissenschaft gelungen ist, die verderblichen Einflüsse äußerer Naturgewalten von uns fern zu halten, so müssen wir auch im Stande sein, uns gegen jene Mächte zu schirmen, die in Gestalt kleinster Lebewesen unsere Gesundheit und unser Leben auf's Aergste zu gefährden. Zwei Wege führen zu diesem Ziele. Einmal müssen wir überhaupt die Entstehung und die Verbreitung dieser Krankheiten zu verhüten suchen. Dies wird um so leichter möglich sein, je mehr die Maßnahmen, welche die Hygiene, dieses jüngste, aber hoffnungsreichste Kind der großen medicinischen Wissenschaft, fordert, allseitig Eingang und strengste Beachtung finden. Nicht nur der Einzelne kann hier Vieles leisten, vor Allem harren hier des modernen Staates große Aufgaben, denen er sich unmöglich verschließen kann. In der That ist auch in dieser Beziehung bei uns bereits Bemerkenswerthes geschehen; um nur Einzelnes hervorzuheben, erinnere ich hier an die staatlich eingeführte Schutzpockenimpfung, ferner an die gegen die Cholera getroffenen Maßregeln, durch welche es uns schon seit Jahren glücklich gelungen ist, dieses Gespenst an die Grenzen unseres Landes zu bannen; erwähnt seien hier auch die neuesten Verordnungen des preußischen Cultusministers an die Hebeammen zur Verhütung des Kindbettfiebers, Verordnungen, die jeder Menschenfreund nur auf's Wärmste begrüßen kann. — Wenn aber die Krankheit erst zum Ausbruch gekommen ist, da muß die Wissenschaft ihr wohlgewappnet entgegentreten können; vor Allem muß sie daher bestrebt sein, die schärfste Waffe zu ihrer Bekämpfung in Form specifisch wirkender Mittel in die Hände zu bekommen. Vielleicht ist das Studium der Krankheitsgifte berufen, dereinst auf diesem Felde schöne und segensreiche Früchte zu zeitigen; eröffnet es uns doch schon jetzt eine vielverheißende Perspective.

Literatur und Kunst.

W. H. Riehl als Novellist.

Von Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß.

Abseits von der großen Heerstraße, auf der die meisten unserer modernen Roman- und Novellenschreiber einherschreiten und die Blicke des spalierbildenden Publikums auf sich zu lenken suchen, hat vor Kurzem Einer in aller Stille einen Weg zurückgelegt, wie er gleich lang und im gleichen Maße rüstig nur von Wenigen durchmessen worden ist. Mit der Sammlung „Lebensräthsel", die jüngst im Verlage der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart erschienen ist, hat Wilhelm Heinrich Riehl eine Wanderung durch tausend Jahre deutscher Culturgeschichte und damit das Werk von mehr als einem Menschenalter abgeschlossen. In fünfzig Novellen, an denen er zweiundvierzig Jahre gearbeitet, ist dem deutschen Volke ein Werk geschenkt worden, dessen Eigenart gerade in seiner bescheidenen Schlichtheit, dessen Kunst in seiner unverfälschten Natürlichkeit besteht.

Riehl's novellistische Wanderung umfaßt den Zeitraum vom 9. bis zum 19. Jahrhundert. Jede der Novellen ist ein in sich abgeschlossenes Ganzes und dennoch mit den übrigen verbunden, ebenso wie das einzelne Individuum ein selbständiges Ganzes und dennoch nur ein Glied in der Kette der Gesammt-

Digitized by Google

heit darstellt. Es sind eben die verschiedenen Entwickelungsphasen einer und derselben nationalen Eigenart, welche in den Riehl'schen Novellen verkörpert sind. Jede derselben fesselt für sich, ist für sich im Stande zu erwärmen und zu befriedigen, und doch wird dem Leser erst dann der höchste und letzte tiefe Reiz erschlossen, wenn er sie mit den anderen vergleichen und das charakteristische Zeitlicht, das sich in ihr bespiegelt und ihr das eigenthümliche historische Colorit verleiht, mit den vielfarbig schimmernden Lichtern der anderen Zeiten zum harmonischen und großartigen Gesammtbilde an einander zu reihen und als solches zu überschauen vermag. Denn gerade darin hat unser Erzähler seine wahre Künstlernatur bewährt, daß er den Dichter dem Gelehrten übergeordnet, den reichen Wissensschatz, über den er als gefeierter Culturhistoriker verfügt, nicht äußerlich hineingekramt, sondern gewissermaßen ausgepreßt und mit der köstlichen und allein dichterisch werthvollen Quintessenz, dem Geiste, der verschiedenen Zeiten, seine künstlerischen Gebilde durchtränkt und gesättigt hat. „Ich habe viel gesündigt", sagt er in seiner Vorrede, „allein in der Manier der »Butzenscheiben-Novellistik« sündigte ich niemals, obwohl ich kraft meines Berufes hier die schönsten Sünden mühelos aus dem Aermel hätte schütteln können."

In der That sind seine Geschichten frei von allem culturhistorischen Gerümpel. Da sind keine langathmigen Schilderungen von Sitten und Gebräuchen, keine „Quellenanhänge", keine historischen Randglossen, keine — „Papyrus Ebers"! Da ist Alles Erzählung, Leben und Geist! Freilich, das Goethewort wird ja immer und überall, also auch hier, bis zu einem gewissen Grade Geltung verlangen:

„Was ihr den Geist der Zeiten heißt,
Das ist im Grund der Herren eigner Geist,
In dem die Zeiten sich bespiegeln!"

Wenn es aber der Riehl'sche Geist ist, in dem die Zeiten der deutschen Geschichte sich bespiegeln, so kann man mit diesem Spiegel schon zufrieden sein. Denn ganz abgesehen von der reichen und gründlichen Kenntniß des deutschen Alterthums, welche dem Namen Riehl seinen Klang in der gelehrten und ungelehrten Welt gegeben, ist er noch durch ein Anderes ganz besonders befähigt, die deutsche Vergangenheit in der Dichtung wieder aufleben zu lassen. Er selbst ist ein Deutscher durch und durch, ein germanischer Charakterkopf, wie selten Einer, mit all' den schönen und markigen Zügen unseres Volksthums, aber auch mit seinen kleinen Schwächen, seiner Einseitigkeit und Eckigkeit: „Wir erzählen am liebsten von dem, was uns lieb ist, und lieb war mir vor Allem unser deutsches Volk und Land. Darum blieb ich stets auf deutschem Boden." Aber er blieb nicht nur stets auf deutschem Boden, sondern auf demselben auch stets ein Deutscher, der sich in das Denken und Fühlen seines Volkes in vergangenen Tagen so gut als das nur möglich hineinzuleben verstand; die deutschen Verhältnisse mit deutschen Augen und deutschem Herzen betrachtete und empfand; der Alles begriff und darum Alles verzieh und den Zauber der Vergangenheit so rückhaltlos genoß und auf sich einwirken ließ, daß sein Pinsel oft weichere Farben auftrug, als unser Gefühl sie verlangt hätte, und so im Einzelnen die Grenzen der dichterisch gebotenen Objectivität und die des wägenden richtenden künstlerischen Subjects zu Ungunsten der letzteren verrückt wurden. Ja, man kann von vielen der Novellen trotz jeglichen Mangels an aufdringlichen gelehrten Einzelheiten in gewissem Sinne behaupten, daß sie „zu historisch" gehalten sind, daß das aufgerollte Bild der Vergangenheit zu wenig von dem Bewußtsein der Gegenwart beleuchtet wird und dadurch die Contouren zuweilen nicht mit der nothwendigen künstlerischen Schärfe hervortreten, die Eigenart des Zeitbildes im Gegensatze zu den anderen nicht genügend empfunden wird.

Der Dichter hat den ersten Band der „Gesammelten Geschichten und Novellen", die „Geschichten aus alter Zeit", dem Meister des deutschen Holzschnittes, Ludwig Richter, gewidmet, wobei er bemerkt, daß ihm die Schnitte des Letzteren als Ideal vorgeschwebt und er für seine Geschichten nach einem Hauche des gleichen Geistes gerungen habe: „Wer wirklich erzählt, der sucht vor Allem die feste, reine Linie der Handlung, deutet Licht und Schatten bloß an, läßt Schmuck und Beiwerk des Hintergrundes mehr errathen, als daß er sie ausspräche. Sein höchstes Ziel stehet dahin, außen grob und inwendig fein zu sein, außen sparsam und inwendig reich. In diesem Urbilde begegnen sich die deutsche „Geschichte" und „der echte Holzschnitt". Es ist mit derartigen Kunstprincipien wie mit allen anderen. Mögen sie noch so richtig sein, sie bleiben doch unzulänglich, wenn wir sie mit Starrheit und Zähigkeit in ihren letzten Consequenzen anwenden. Und ähnlich ist es mit den Vergleichen verschiedener Kunstgattungen und Formen. Mögen sie noch so geistreich sein, sie hinken doch schließlich. Es ist eben dennoch ein Unterschied zwischen der „Geschichte" und dem Holzschnitt — auch in den von Riehl angezogenen Vergleichspunkten, ein sehr gewichtiger Unterschied. Licht und Schatten in einem Holzschnitte sind an sich vollendete künstlerische Contraste, während die erzählte That, die Begebenheit an sich völlig farblos ist, denn „an sich ist nichts weder gut, noch böse, das Denken macht es erst dazu", d. h. das Bewußtsein. Deshalb muß zu der vorhandenen Objectivität der Erzählung doch in einem gewissen Grade die Subjectivität des Erzählers hinzutreten. Freilich wird es des Letzteren vornehmstes Bestreben sein müssen, diese seine Subjectivität nach Möglichkeit nicht durch Reflexion und Schilderung, sondern durch die „Dialektik der Thatsachen" zum Ausdruck zu bringen. Diese Dialektik wird darin bestehen, daß gewissermaßen aus der Reibung der Thatsachen aneinander das Feuer des Bewußtseins entspingt; daß die Thatsachen in ihren Wirkungen und Folgen ebenso, wie in ihrem endlichen Ausgleich das Bewußtsein des Lesers kräftig herausfordern.

Licht und Schatten in einem Bilde sind sinnlich wahrnehmbar; sie reden die denkbar deutlichste Sprache und erschöpfen sozusagen die Phantasie des Beschauers, indem sie sich ihm in ihrer ganzen Wirkung aufdrängen. Die erzählte That aber bedarf nicht nur anderer Thaten, welche sie in das rechte Licht rücken, sondern, um voll empfunden zu werden, auch der Unterstützung durch den Vortrag. Denn die „Geschichte" darf niemals Geschichte werden.

Eben in diesem Punkte finde ich bei Riehl ein zu Wenig. Vertieft er sich in die Zeit des dreißigjährigen Krieges oder des Rococo, so heben sich die Bilder, die er uns aus derselben entwirft, in ihrer Stimmung und Farbengebung nicht in dem genügenden Gegensatze von denen ab, die er uns etwa aus dem Mittelalter oder der Revolutionszeit vorführt. Es klingt durch alle derselbe beschauliche und behagliche Ton, überall ist dieselbe gemüthliche Stimmung vom ersten bis zum letzten Capitel ausgegossen, so fein und sorgfältig auch der Geist der verschiedenen Zeiten in der Erzählung und Charakterzeichnung zur Darstellung gebracht ist. Und darum eben wird diese thatsächliche Verschiedenartigkeit zu wenig als solche empfunden, dadurch wird die Gesammtheit der „Geschichten" zu wenig Geschichte, ebenso wie die einzelne Geschichte in dem oben angedeuteten Sinne zu sehr Geschichte wird. Vielleicht drücken wir das, was wir vermissen, am deutlichsten aus und werden gleichzeitig dem Meister doch am besten gerecht, wenn wir uns seinen Vergleich dahin aneignen, daß man bei Riehl keine Gemäldegalerie, sondern eine Sammlung trefflicher alter Holzschnitte erwarten darf. Eine höhere und vollendetere Kunstwirkung mag ja wohl das farbige Gemälde erreichen, — wer wollte darum aber einen guten Holzschnitt gering achten?

Man muß eben Riehl so nehmen, wie er ist, ganz oder gar nicht. Feilschen läßt der Mann mit sich nicht. Und ich muß gestehen, daß er mir so, wie er ist, von Herzen gefällt. Er ist ein ganzer Mann, der nichts thut, was er sich nicht vorher reiflich überlegt hat, aber auch ein rechter deutscher Querkopf, der, wenn er einmal einen Grundsatz als richtig erkannt hat, keinen Finger breit davon abweichen wird. Seine Vorzüge sind von dem, was man als Mangel empfinden könnte, ganz unzertrennlich. Riehl schreibt und dichtet aus einer bestimmten Kunstanschauung heraus, er gestaltet seine dichterischen Gebilde nicht nur nach den natürlichen, unbewußten Gesetzen,

Digitized by Google

sondern auch nach selbstaufgestellten, bewußten. Von der größeren oder geringeren Uebereinstimmung mit den letzteren wird es daher auch abhängen, in wie weit die Kunstschöpfungen Riehl's den einzelnen Beurtheiler befriedigen werden.

Seine Anschauungen über das Wesen der Novelle hat der Dichter in einer vortrefflichen Parallele „Novelle und Sonate" im zweiten Bande seiner „Freien Vorträge" niedergelegt. Zunächst wird man wohl gegen die grundlegende Ansicht über das eigentliche Element der Novelle, welches Riehl in der Erzählung findet, kaum etwas einwenden können: „Ein Novellist muß vor allen Dingen zweierlei können: erfinden und erzählen." Es ist auch zweifellos richtig, wenn er weiter sagt: „Die vorherrschende Situations- und Stimmungsnovelle ist der Anfang vom Ende der Novellistik." Ich glaube aber oben angedeutet zu haben, daß man auch in der Einschränkung des Stimmungsmomentes ein Zuviel thun kann. Der Grundton jeder Dichtung, ja, das, was den dichterischen Thatsachen gewissermaßen erst die Zunge löst, ihnen die zum Gemüthe dringende Sprache verleiht, ist doch immer die Empfindung, die Lyrik, mit einem anderen Worte: die Stimmung. Ich möchte deshalb die feine Bemerkung, die der Verfasser an einer anderen Stelle macht: „Unsere größten Fehler sind der Exceß unserer feinsten Tugenden", auf ihn selbst anwenden. Denn in dem Eifer, eine ganz richtige Erkenntniß zu verwerthen, geht er über das Maß ihrer Verwerthbarkeit hinaus. Nicht daß ich sagen wollte, es fehle den Riehl'schen Geschichten an Stimmung, an Gemüth. Ich kenne wenige Novellen, die das Gemüth in dem Maße ansprechen, die eine so ausgesprochene Stimmung hinterlassen, wie diese. Dennoch sind seine Geschichten zu wenig Stimmungsnovellen. Ihre Stimmung ist gewissermaßen eine einseitige, sie beschränkt sich auf die Aufgabe, beim Leser einen bestimmten Gesammteindruck hervorzurufen, der überall ein sehr entschiedener, aber immer ein ganz gleicher ist; dagegen wird sie fast gar nicht im objectiven Sinne benutzt, zur charakteristischen Färbung der Handlung und ihrer Einzelheiten. Ich möchte sagen, ich vermisse neben der sehr bestimmten sittlichen, persönlichen, die dichterische Stimmung. Man wird sich diesen Mangel am besten vergegenwärtigen, wenn man zwei Geschichten von Theodor Storm, etwa „Die Regentrude" und „Buhlemann's Haus" zum Vergleiche heranzieht. Beide hinterlassen dieselbe versöhnende und friedliche Stimmung, ja dieses trauliche Gefühl begleitet uns schon während des Lesens. Und doch, wie verschieden dabei ist die Färbung beider. Wie schneidend scharf unterscheidet sich die gluthgesättigte, schwüle, gepreßte Luft der „Regentrude" von der feuchten, düsteren Kelleratmosphäre in „Buhlemann's Haus"!

Riehl verfolgt eben einen ganz bestimmten Zweck mit allen seinen Novellen. Er geht davon aus, daß die Novelle ebenso wie die Sonate im Hause ihre eigenste Heimath gefunden habe. „Es wäre gut, wenn sich unsere Novellen- und Sonatenschreiber allezeit daran erinnerten," meint er: „Der Novellist würde dann seine Stoffe nicht mit Vorliebe aus der socialen und moralischen Krankenstube holen, wie es leider oft geschah und geschieht. Eine Novelle, die uns mit Gott und der Welt entzweit, statt uns im Innersten zu versöhnen, ist darum schon ästhetisch unecht und nicht minder eine Novelle, die wir hinter's Sophakissen verstecken müssen, wenn wir von unserer Frau oder Tochter bei der Lectüre überrascht werden. — Der Novellist kann und soll auch in die Abgründe des Menschenherzens steigen, es kommt nur darauf an, zu welchem Zwecke und in welcher Weise, und ich möchte keine Novelle schreiben, die ich nicht meinen Kindern vorlesen könnte."

Ich muß gestehen, daß ich es für gefährlich halten würde, allen diesen Sätzen eine allgemeine Geltung einzuräumen, wie ich es überhaupt für gefährlich halte, den Dichter in bestimmte andere Vorschriften über die Wahl seiner Stoffe und die Behandlung derselben einzuzwängen, als in diejenigen etwa, die eben im innersten Wesen der betreffenden Kunstgattungen schon enthalten sind. Ich kann mir vortreffliche, allen moralischen, ästhetischen und technischen Forderungen genügende Idealnovellen denken, die man Kindern durchaus nicht in die Hände geben kann. Ich kann mir vortreffliche und herzlich versöhnende Novellen denken, deren Stoffe aus der socialen und moralischen Krankenstube geholt sind. Hat nicht schließlich auch der Vater der Novelle, Boccacio, seine Stoffe von dort geholt? Ich sehe auch gar nicht ein, weshalb die Novelle ihre Wirksamkeit ausschließlich auf das Haus und die Familie beschränken soll. Weil das ihre Heimath war? Nun, dem Historiker Riehl dürfte es doch schwer fallen, daraus ein Recht abzuleiten. Mit den Bedürfnissen der Menschheit verändern sich auch die Ansprüche, die wir an die Künste stellen, und die Kunstform ist ebenso wenig eine für alle Zeiten begrenzte, wie irgend ein anderes Menschenwerk. Welche Veränderungen hat nicht schon das Drama erlebt von den Alten bis zu Shakespeare, von Shakespeare bis zu uns! Eine Nothwendigkeit vermag ich daher den oben angeführten Riehl'schen Ansichten keineswegs einzuräumen, wohl aber eine Berechtigung.

Weil eben die Novelle das Haus ihre Heimath nennt, deshalb ist auch die Stimmung der Riehl'schen Novellen eine „häusliche"! Es ist die Stimmung des häuslichen „Feierabends", des „Abendfriedens", die allen seinen Geschichten gemeinsam ist, über sie alle ihren wunderbaren Zauber ausgießt. Es ist eben so, wie ich sagte: man kann sich den Riehl gar nicht anders vorstellen als er ist, und der soll einmal kommen, der ihn aus seiner Ecke vor dem heimlich knisternden Herdfeuer vertreiben wollte. Kein Zug aus seiner dichterischen Physiognomie läßt sich fortdenken, ohne daß sein ganzes Gesicht dadurch entstellt würde. Immerhin aber darf auch der wärmste Freund des vortrefflichen Erzählers die Grenzen des Riehl'schen Könnens und Wollens nicht als diejenigen der Novellistik überhaupt bezeichnen: „In der Novelle suche ich den rein und heiter abgeschlossenen Stoff, das still anregende, nicht das wild aufregende Spiel des Lebens, und mir dünkt, eben wenn die Kämpfe des Menschenherzens vor den Sinnen des Hörers am meisten entbrennen, dann soll er doch in Ton und Stimme des Erzählers schon die kommende Versöhnung ahnen." „Die Epik ist die Poesie des Friedens, selbst wo sie den trojanischen Krieg erzählt." Letzteres ist gewiß sehr schön und richtig bemerkt und doch machen wir den trojanischen Krieg mit, wenn ihn Vater Homer uns erzählt, und doch kämpfen wir mit Hector und Achilleus, weinen mit Letzterem um den Patroclus und klagen mit Cassandra. Und gerade das, gerade diese unmittelbare Theilnahme an den Kämpfen, Freuden und Leiden der Helden in der Ilias, macht Vater Homer zum unsterblichen Freunde der Alten und Jungen. Die Geschichte an sich schließt schon den Frieden in sich, es bedarf keiner besonderen Betonung desselben durch den Erzähler, letztere wird vielmehr zuweilen die objective Einzelstimmung der Novelle beeinträchtigen. Wenn es nicht unbescheiden wäre, würde ich sagen, daß Riehl auch darin ein echter Deutscher ist und dazu auch etwas vom „deutschen Professor" zeigt, daß er gern ein wenig reglementirt und der Theorie in der Kunst vielleicht einen etwas weiteren Geltungskreis anweisen möchte, als sie von Rechtswegen verdienen dürfte. Dem mag nun sein, wie ihm wolle — das steht sicher fest, daß unsere Literatur wenige Erzähler besitzt, die in dem Maße Erzähler von Gottes Gnaden sind, wie dieser; wenige Novellisten, die so tief in den Geist der Novelle eingedrungen sind und denselben mit soviel Gestaltungskraft in Handlung und markiger Charakteristik verkörpert haben. Mit sicherer Hand, mit der Gelassenheit des kraftbewußten Künstlers, ergreift er ein psychologisches Problem, um es mit spielender Leichtigkeit nach Anhäufung selbst bereiteter Schwierigkeiten zur Lösung zuzuspitzen; mit schalkhaftem Humor stellt er ein Paradoxon vor uns hin und zeigt uns dann mit dem bescheidensten und liebenswürdigsten Lächeln von der Welt, wie das schwierige Ding doch gar so einfach oft und wie es in Gottes schöner Welt gar keinen wirklichen Widerspruch giebt, sondern Alles Harmonie und Weisheit ist. Und es überkommt Einen ein Friede, der tief in's Gemüth geht, der die Dissonanzen in unserer Brust in sanfte Accorde auflöst, eine wahre Feierabendstimmung, ein echter Abendfriede.

Riehl begann seine novellistische Wanderung mit den „Culturgeschichtlichen Novellen". Es folgten die „Ge-

Digitized by Google

schichten aus alter Zeit", welche der Dichter „viel echtere Novellen" nennt, als die vorausgegangenen. In der That ist hier auch eine Reihe der besten Erzählungen anzutreffen, die Riehl jemals geschrieben. Wie trefflich erfunden und durchgeführt ist — um nur einige Beispiele anzuführen — die Geschichte „Der stumme Rathsherr", in welcher der Hund seinen eigenen Herrn erzieht; wie fein empfunden und psychologisch tief „Die Lüge der Geschichte"; wie kräftig gezeichnet und lebendig bewegt „Der Fluch der Schönheit", welche uns in frischer Zeichnung Bilder aus dem 30jährigen Kriege entrollt. Eine von denjenigen Geschichten, welche meinen Ansprüchen an novellistische Stimmung noch am meisten gerecht werden, ist „Gespensterkampf", eine Dichtung, die vor vielen anderen durch die Weite und Erhabenheit der historischen Perspective, sowie durch die größere Kraft und Wucht der Darstellung ausgezeichnet ist, dafür allerdings in der Handlung etwas dürftig ausgefallen ist. Dann erschien das „Neue Novellenbuch", das durch die echt poetische Programmnovelle „Abendfrieden" eingeleitet und charakterisirt wird, eine Dichtung, in der Riehl sein ureigenstes Empfinden mit dem rosigen Goldton der Abendröthe hinhaucht, — vielleicht die beste Stimmungsnovelle, die er geschrieben, da hier die Stimmung der dichterischen Handlung mit derjenigen seines dichterischen Endzwecks verschmilzt. Der fünfte Band „Aus der Ecke" (bei Velhagen & Klasing in Leipzig erschienen, die sämmtlichen übrigen Werke hat Cotta verlegt) verdankt seinen Titel den literarischen Abenden in München, welche unseren Erzähler mit Paul Heyse und dem Grafen Schack im Hause einer befreundeten alten Dame zusammenführten. Da die Freunde alle in derselben Gegend wohnten, so nannten sie sich „die Ecke". In der Vorrede zu diesem Bande kennzeichnet sich der Verfasser als „einen Mann, der am liebsten behaglich in seiner Ecke steht und von dort frei hinausblickt in das Getümmel der Welt", ein Standpunkt, in welchem sich Riehl hier besonders befestigt und den er auch in den folgenden Bänden: „Am Feierabend" und „Lebensräthsel" nicht verlassen hat. In letzteren hat sich der Dichter die besondere Aufgabe gestellt, den Zufall, das „kleine Räthsel" als ein Werkzeug im Dienste der göttlichen Weltordnung, des „großen Räthsels", darzustellen und so das Lebensräthsel des Menschen, wenn auch nicht im philosophischen, so doch im einzig möglichen dichterischen Sinne zu lösen. Der Beurtheiler müßte sich wiederholen, wenn er auf die einzelnen Geschichten in den vorliegenden 7 Bänden näher eingehen wollte; es wäre dasselbe, als wenn man jeden einzelnen Baustein in einem Gebäude beschreiben wollte. Man muß die Riehl'sche Novellistik als ein Ganzes, als ein Gebäude, betrachten und zwar nur auf den architektonischen Stil und das Bauprincip. Im Uebrigen ist es von Meisterhand geschaffen.

Friedrich Bodenstedt's Lebenserinnerungen.

Fast gleichzeitig mit dem plattdeutschen Klassiker Klaus Groth begeht der Sänger des „Mirza Schaffy" seinen 70. Geburtstag, und auch diesen Tag hat das deutsche Volk, obgleich durch Dichterjubiläen heuer etwas übersättigt, dankbar mitgefeiert. Während der prächtige Volksdichter Holsteins seit länger als einem Jahrzehnt verstummt scheint, hat Friedrich Bodenstedt erst jüngst wieder dem Lesepublikum seinen Namen durch ein neues Werk in's Gedächtniß gerufen, und wer des Dichters gedenkt, kann sehr concret und zeitgemäß an dieses anknüpfen, um den Jubilar zu kennzeichnen und ihm selber das Wort zu verstatten. Keine bessere Gelegenheit dazu, als eine Betrachtung des ganz persönlichen Werkes „Erinnerungen aus meinem Leben", gewissermaßen seiner Memoiren erster Band, der soeben in zweiter Auflage erscheint*) und dem in Bälde ein Schlußtheil folgen soll. In der uns vorliegenden ersten Hälfte erzählt der Dichter von seiner Jugend, seinen Wanderjahren und seiner Lehr- (man kann geradezu sagen Lehrer-) Zeit, und da lernt man den weisheitsfrohen, beweglichen, vielseitigen Menschen ganz und gar kennen und lieben. Wir sagen absichtlich nicht den Poeten, denn es ist eigentlich merkwürdig, wie wenig uns Bodenstedt hier von seinem inneren Leben, seinem Entwickelungsgange zu erzählen weiß. Wir finden den sprachgewaltigen Gelehrten, den geistig regsamen Reisenden, den trefflichen Gesellschafter, den edlen Menschenkenner und wohlwollenden Freund, immer treu, wahr, liebenswürdig und klug, aber sehen wir ab von einigen kurzen Erwähnungen seiner dichterischen Versuche, seiner halbasiatischen Reisebriefe und Uebersetzungen — wo bleibt der Poet? Gerade in diesem Bande, der ziemlich eingehend von dem Aufenthalt in Rußland handelt, von dem Bodenstedt's dichterischer Genius befruchtet wurde, wäre der Ort gewesen, den tiefdringenden und nachhaltigen Einfluß der slavischen und orientalischen Poesie auf sein Gemüth und seine Dichterphantasie zu schildern. Freilich, daß Bodenstedt es unterließ, hat zum Theil seinen guten Grund: er wollte sich nicht wiederholen. Hat er doch in früheren Veröffentlichungen schon Gelegenheit gefunden, uns über diese Punkte einigermaßen aufzuklären, so daß der genauere Kenner seiner Werke diese klaffenden Lücken in der vorliegenden Autobiographie weniger empfindet. Am meisten wird es die Leser enttäuschen, daß hier von Mirza Schaffy ganz und gar nicht die Rede ist, jener glücklichsten Incarnation von Bodenstedt's Dichtergenius, der er seine Volksthümlichkeit, seinen Weltruhm verdankt. Diese Enttäuschten können wir hier nur in Kürze auf frühere Werke Bodenstedt's verweisen. Die „Lieder des Mirza Schaffy" waren erst in die 1849 erschienenen Reisebilder: „Tausend und eine Nacht im Orient" eingelegt. Den morgenländischen Weisen selbst, der bekanntlich in Tiflis Bodenstedt's armenischer Lehrer war, wurde (nach dem Vorgange Daumer's) 1877 in der Sammlung: „Der Sänger von Schiras" dem deutschen Publikum in graziösen Nachdichtungen vorgeführt, und 1874 erschien „Aus dem Nachlaß des Mirza Schaffy", worin Bodenstedt noch einmal von seinem Freunde und seinem Verhältniß zu diesem spricht. Vermissen wir also in dieser Autobiographie mit Fug den populären Dichter, so finden wir doch den Historiker, den Sprachgelehrten, den Ethnographen, und Alles, was uns über Land und Leute des heiligen Rußland hier erzählt wird, ist wenn auch nicht durchweg neu, so doch interessant, offenbar aus der schärfsten und gründlichsten Beobachtung und dem eindringlichsten Studium geschöpft, und immer unterhaltend. Daß Bodenstedt ein trefflicher Erzähler ist, hat er uns in zahlreichen Novellen und Reisefeuilletons gezeigt. Einzelne Kapitel seiner Memoiren lesen sich denn auch wie unterhaltende Romanbruchstücke. Daneben trifft er bewunderungswürdig den leichten, anmuthigen, geistvollen Plauderton, der nirgend in der Wesen Tiefe trachtet, aber von jeder Erscheinung das Charakterische und Interessanteste berührt. Wer das Glück hat, den Dichter persönlich zu kennen, weiß ja, welch' ein bestrickender Causeur und unerschöpflicher Improvisator in gebundener und ungebundener Form in ihm steckt, und das Beste davon hat der jugendfrische Greis auch in sein neues Buch gelegt. Es ist vielleicht keine bedeutende, gewiß aber eine fesselnde und liebenswürdige Schrift.

Zuerst führt uns der Dichter in seiner Selbstschau mit sicherer Hand und rückerinnernder Freundlichkeit an die Gestade der heimischen Leine, wo seine Wiege stand. Er erzählt uns von seinen Kinderjahren im hannöverschen Städtchen Peine, der Ertrinkensgefahr, in der er einmal geschwebt, wie er für den Kaufmannsstand bestimmt war, seinen ersten Versuchen im Reimeschmieden, und kommt dann mit bedauerlicher Uebergehung seiner Studienjahre in Berlin und München plötzlich auf seinen Aufenthalt in Rußland zu sprechen, wohin der früh schon Wanderlustige 1841 als Erzieher des Fürsten Galitzin reiste. Die angesehene Stellung, die er in der russischen Aristokratie Moskaus erlangte, gab ihm jenen feinen, weltmännischen Schliff, welcher der patriarchalischen Grund-

*) Berlin, Allgemeiner Verein für deutsche Literatur (Dr. Hermann Paetel).

Digitized by Google

stimmung seines Wesens einen pikanten Beigeschmack verleiht. Nebenher trieb er historische und sprachliche Studien auf dem bis dahin wenig beackerten slavischen Gebiete. Dieses Neue und Bahnbrechende seiner ersten Veröffentlichungen, der fremdartige Reiz einer jungfräulichen Kultur erklärt schon zum guten Theil den Erfolg seines literarischen Auftretens. 1844 kam er auf eine Einladung des Statthalters der kaukasischen Provinzen, General von Neidhart, nach Tiflis, wo er Institutsvorsteher und Gymnasiallehrer (für Lateinisch und Französisch) wurde und gelegentlich die Gebirge Armeniens und Georgiens durchstreifte. Er lernte nebenbei die Sprache der Kosacken und gab bei Cotta unter dem Titel: „Die poetische Ukraine" eine Sammlung von Nachdichtungen heraus, die bereits den Meister der Uebersetzungskunst erkennen lassen. Eine frühere Sammlung von verdeutschten Gedichten eines Kaslow, Puschkin, Lermontow fand er bald nach ihrem Erscheinen ungenügend und wurde von ihm selbst dem Vertrieb entzogen, was uns von der Strenge seiner Selbstkritik einen guten Begriff gibt. Hier trat er auch dem leibhaftigen Mirza Schaffy, dessen Name ihn unsterblich machen sollte, näher. In Rußland und im Kaukasus faßte seine westöstliche Poesie, worin er dem Vorbilde Goethe's, der Schlegel, Platen's und Rückert's folgte, festen Grund, die Philosophie heiteren Lebensgenusses, die beschauliche, graciös tändelnde und schalkhaft pointirte Spruchweisheit. Slaventhum und Orient boten seiner Dichtung und Schriftstellerei bis zum heutigen Tage eine unerschöpfliche Fundgrube von Motiven. In Rußland spielen seine Dramen „Demetrius", Kaiser Paul"; Mirza Schaffy, Omar Chajjâm und Kalidasa (dessen Drama „Sakuntala" er übrigens nicht eben glücklich in epische Form goß) hat er an der Quelle kennen gelernt; seine Novelle „Ada die Lesghierin" (1853) behandelt die Kämpfe des Heldenfürsten Schamyl, dem auch in den „Erinnerungen" ein lesenswerther Abschnitt gewidmet ist. Ja, der Orient erfüllte seine dichterische Individualität so durch und durch, daß z. B. in seiner Gedichtsammlung „Aus Morgenland und Abendland" die den Orient behandelnden Lieder unstreitig die besten sind. Erst durch seine späteren Studien der altenglischen Bühne, vornehmlich Shakespeare's und seiner Zeitgenossen, deren Werke er übersetzte und literarhistorisch beleuchtete, kommt ein neuer Zug in seine Dichterphysiognomie, ohne diese aber wesentlich zu verändern. Er ist und bleibt der Mit- und Nachwelt nun einmal der Sänger Mirza Schaffy.

Für den Ethnologen und Völkerpsychologen sind die „Erinnerungen" jedenfalls eine Fundgrube. Bodenstedt erzählt uns Manches über das Verhältniß der Russen zu den Fremden, wobei er den Deutschenhaß des eigentlichen Volkes leugnet und die panslavistischen Hetzereien für alle künstliche Aufregung verantwortlich macht; werthvoll ist der Lebensabriß Peter's I., dessen Reformen die deutsche Colonie als Ausgangspunkt hatten; die „Culturbilder aus dem Kaukasus" sind farbig und fesselnd. Von den geographischen und ethnographischen Mittheilungen verdient Bodenstedt's Ansicht über die Bevölkerung Rußlands — 5 Millionen Stadtbewohner und 100 Millionen Bauern! — Erwähnung, wie auch seine Carl Abel's Forschung folgende Behauptung, daß die sogenannten Großrussen oder Moskowiter keine Slaven, sondern finnisch-tatarischer Abkunft sind. Die wahren slavischen Russen seien die Südrussen (Kleinrussen oder Ukrainzer), volle 26 Millionen, empfindsam, musikalisch, den Landbau liebend, während der slavisirte Finne-Tatar mehr den Gewerben zuneige und sich im innersten Wesen von dem Großrussen gründlich unterscheide. Noch werthvoller sind die Studien und Charakteristiken zur russischen Literatur, zumal das dramatische Kapitel: Die Wahrheit über Puschkin's tragischen Tod mit beigefügten Documenten, woraus erhellt, daß der geniale Dichter durch empörend gemeine Cabale zu Grunde ging, und daß Lermontow's flammende Entrüstung, die er mit der Verbannung nach dem Kaukasus büßte, wohl berechtigt war. Das schöne Gedicht, worin er die Bestrafung der aristokratischen Mörder vom Zaren forderte, hat Bodenstedt meisterhaft übersetzt und bringt eine anschauliche Darlegung der Katastrophe.

Mein Zar, ich werfe mich vor Deine Füße,
Um Rache fleh' ich, Rache für den Dichter!
Gib', daß der Mörder sein Verbrechen büße,
Erhöre mich, sei ein gerechter Richter:
Räche den Dichter, straf' die Schlechtigkeit,
Schleudre den Blitz aus Deiner Zorneswolke,
Ein ewig leuchtend Denkmal allem Volke
Von Deiner sühnenden Gerechtigkeit!

Noch interessanter sind die Mittheilungen über den nachmaligen Apostel des Slaventhums Katkow, der im Hause des Fürsten Galitzin des Dichters College war, nebenbei Sonderling, Schwärmer für Goethe und Schelling, wie überhaupt für alles Deutsche.

In größerer Gesellschaft machte Katkow immer den Eindruck eines zerstreuten oder mit verschleierten Augen beobachtenden Menschen; wenn wir allein waren, kam die Unterhaltung nie in's Stocken, und ich vergaß dann leicht ganz, daß ich in ihm einen Russen vor mir hatte, da er mit Vorliebe deutsch sprach und in einer Weise, die von der vertrautesten Kenntniß unserer Sprache zeugte. Er erzählte mit Begeisterung von seinem Aufenthalte in Berlin, wo er anderthalb Jahre lang bei Schelling Philosophie gehört hat und in dessen Hause gastfreundliche Aufnahme gefunden. Er verschwieg mir auch nicht, daß nie ein anderes weibliches Wesen einen so tiefen Eindruck auf ihn gemacht, wie Schelling's schöne schwarzäugige Tochter, ohne daß dabei zwischen ihnen irgendwie von Liebe die Rede gewesen sei; denn wenn dieser tiefe Eindruck sich bei ihm bis zu leidenschaftlicher Liebe gesteigert hätte, so würde er, selbst im Falle liebender Erwiderung, das Verhältniß sofort abgebrochen haben und so um eine schöne Erinnerung ärmer geworden sein, die ihm nun für's Leben bleibe. Er war nämlich der Ansicht, daß Ehen, aus leidenschaftlicher Liebe geschlossen, naturnothwendig zum Unglück führen müßten, und daß überhaupt solche Liebe eine Verirrung sei, in welche Männer, die sich höhere Lebensziele gesetzt, nicht leicht verfielen. Die ganze Geschichte wurde geplündert, um zu beweisen, daß Vernunftehen die einzig vernünftigen seien. Er, für seine Person, sei glücklicherweise bis dahin von der Liebe ganz unbehelligt geblieben und könne sich deshalb überhaupt nicht in den Zustand eines Mannes versetzen, der seine Freiheit aus Liebe für eine Frau opfere. Auf diesen Punkt und auf die Schelling'sche Philosophie, die er, als einzig positive, eine Vernunftehe eingehen lassen wollte mit dem russischen Kirchenglauben, kamen wir noch oft zurück, und meine Einwendungen dienten nur, ihn immer beredter zu machen in seinen Erörterungen. Sein scharfer Verstand war stark mystisch angehaucht und die ganze Sprache galt ihm nur nach Schelling als „eine verblichene Mythologie".

Bodenstedt's Versuch, die spätere Wandlung in Katkow's Wesen zu erklären, ist nicht geglückt. Wir setzen nur den Schluß her:

So kam Katkow in nähere Beziehung zum Thronfolger, dem jetzigen Kaiser, unter dessen Regierung er eine so unheilvolle Rolle spielen sollte, daß sein Charakterbild sehr schwankend fortleben wird in der Geschichte, wenn sie überhaupt noch von ihm Notiz nimmt, was nur in dem Falle geschehen könnte, daß sein literarischer Nachlaß Bedeutenderes enthielte, als im Leben von ihm bekannt geworden. Denn er hat als Frucht seiner Studien nichts veröffentlicht, was über ein anständiges Mittelmaß hinausragte; er hat als Journalist nicht gehalten, was er als Professor versprochen, ist sich selbst untreu geworden und hat im Alter die Ideale seiner Jugend mit Füßen getreten. Er hat es durch seine gewandte Feder zu Rang und Reichthum gebracht, aber nicht zu wirklichem Ansehen; denn seine Feder war keine zuverlässige Pfadweiserin, sondern eine hin- und herflatternde Wetterfahne, und sein Ruhm war nur ein flüchtiger Tagesruhm.

Im Jahre 1846 kehrte Bodenstedt nach Deutschland zurück und ließ sich vorläufig in München nieder, wo er tapfer studirte, dichtete, den dortigen Schriftstellern näher trat und auch — Lola Montez kennen lernte. Der Dichter verdankt die harmlose Bekanntschaft der spanischen Tänzerin nur einem Mißverständniß, und seine Furcht und Flucht vor der gefährlichen Person klänge auch gar zu naiv, wenn sie für die damaligen Münchener Verhältnisse nicht so bezeichnend wäre. „Obschon ich mich wohl hütete, sie zu besuchen, um nicht mit ihr in's Gerede zu kommen, das ihren leichtfüßigen Schritten

Digitized by Google

folgte, nahm ich die Begegnung doch nicht so tragisch wie Graf Max Bothmer, der mir rieth, lieber gleich abzureisen, als mich der Gefahr einer näheren Bekanntschaft mit der schönen Dame auszusetzen, die schon Manchem eine hoffnungsvolle Laufbahn gekreuzt. Die Gräfin faßte die Sache ebenso ernst, aber doch ruhiger auf, als ihr Gemahl, und meinte, ich sollte München nicht eher verlassen, bis die Verhältnisse wirklich dazu drängten, was noch nicht der Fall sei. Ich erkannte die rührende Besorgniß Beider um meinen guten Ruf mit dankbarem Gemüth und lebte so zurückgezogen wie möglich." Mirza Schaffy, der wein- und minneselige Sänger, als ängstlicher Weiberfeind — das Bild ist ebenso überraschend wie drollig, und der ehrwürdige Jubilar von heute ist gewiß der Erste, der sich darüber eines feinen Lächelns nicht erwehren kann. Ah si jeunesse savait, si vieillesse pouvait! wie der lebenslustige Franzose zu seufzen pflegt.

Der versprochene Schlußband wird Bodenstedt's späteres Leben behandeln: seinen dauernden Aufenthalt in Deutschland, der nur durch eine Wanderung durch Italien und zwei Amerikareisen unterbrochen wurde; das Erscheinen seines „Mirza Schaffy", das Werk eines Dreißigjährigen, das heut in 125. Auflage vorliegt und einen der größten lyrischen Erfolge der Weltliteratur bezeichnet; seine Professur in München, wo er zur Tafelrunde des Königs Max gehörte; seine Intendantenzeit in Meiningen, die als bleibende literarische Frucht die Shakespeare-Bearbeitungen (vor Allem die classische Uebersetzung der „Sonette") zeitigte. Möge der jugendfrische Jubilar noch reichlich Muße und Stimmung finden, um seine Biographie fortzusetzen. Es wäre der schönste Dank für die wohlverdienten Huldigungen, die ihm das deutsche Volk an seinem Jubeltage entgegenbrachte.

Aus dem Nachlaß von Ernst Moritz Arndt.

Von Ernst Ziel.

Unsere Zeit hat die geistigen Zusammenhänge mit den Tagen der Befreiungskriege längst aus dem Gedächtnisse und leider auch aus dem Herzen verloren, und gegenüber der nüchternen Art, mit der wir heute Politik, „Nationalitäts"-Cultus und andere schöne Dinge betreiben, gewinnen literarische Ausgrabungen aus dem vulkanischen Boden der Napoleonischen Zeit nicht nur ein historisches, sondern zugleich ein nationalpädagogisches Interesse — oft auch dann, wenn es sich nicht eigentlich um die großen Angelegenheiten der Weltgeschichte, sondern um die rein menschlichen, etwa, wie im nachstehend zu erörternden Falle, um die religiösen Privatanschauungen eines Hauptrepräsentanten jener Epoche handelt; denn was zur Charakteristik der Führer einer Bewegung beiträgt, das trägt auch zur Charakteristik der Bewegung selbst bei.

Es ist eine Stimme aus dem Grabe, von der die nachfolgenden Zeilen sprechen wollen — aus dem Grabe Ernst Moritz Arndt's.

Der Magister von Greifswald, der Professor von Bonn ist im eminenten Sinn ein Vertreter jener Tage, da in Deutschland das Volk aufstand und der Sturm losbrach gegen den Usurpator von Europa. Die philosophische Abstraction, die bei uns so lange das Wort geführt, setzte sich damals in sittliche Thatkraft um; die Poesie wurde zur patriotischen Herzenssache, das Lied zum Schwert. Kaum in einer geistigen Persönlichkeit jener Jahrzehnte kommt der Inhalt der Zeit so energisch concentrirt zum Ausdruck wie eben in Arndt. In seinen zahlreichen charaktervollen Flugschriften, vor Allem aber in seinen unvergleichlichen und unvergänglichen Liedern fand der staatsmännische Idealismus eines Stein und Schön, der militärische Heroismus eines Scharnhorst und Gneisenau einen eigenthümlichen literarischen und poetischen Ausdruck. Hinter dem Wort steht in diesen Liedern immer der Mann: Arndt der Mensch erklärt Arndt den Sänger. In der durchaus realistisch gestimmten wuchtigen Persönlichkeit des rügianischen Bauernsohnes gewann das politische Pathos der grünen Tische von Königsberg und Berlin ein kernig subjectives und eigenartig individualisirtes Leben und jenen volksthümlichen Accent, der die Arndt'schen Gesänge vom Gesammthintergrunde der damaligen kriegerischen Lyrik so markant abhebt. War — um nur eine Parallele zu ziehen — in Theodor Körner's Liedern ein Klang wie von goldenen Saiten, so war es Eisen, dröhnendes Eisen, aus dem Arndt seine zornigen Strophen schmiedete. Eine gewisse pommersche Herbigkeit gehört zu Arndt's Wesen, etwas Unbeugsames, Schroffes, der Vermittelung und Fügsamkeit Unzugängliches und Abholdes. Hieraus erklärt sich zu einem guten Theil der Reiz seiner Eigenart und die starke Tragkraft seiner vaterländischen Lyrik, die, was sittliche Größe und markige Energie der Ueberzeugung betrifft, bis zur Stunde unerreicht dasteht. Hieraus aber erklären sich auch die Irrthümer und Schroffheiten seines literarischen wie menschlichen Charakters, seine verständnißlose und ablehnende Haltung genialen Geistern und dialektisch feinen Seelen gegenüber, wie Goethe, und sein forcirter Teutonismus und Franzosenhaß: die „Goethebrut" war seinem Zorn eine beliebte Zielscheibe, und weil Politur der Sitten und subtil philosophisches Denken Vorzüge unserer westlichen Nachbarn waren und sind, darum sollten wir Deutschen durchaus fromme Landsknechte sein, faustrechtlich derb in unseren Umgangsformen, grobkörnig gläubig in Religionssachen.

Aber neben der pommerschen Herbigkeit — welch' eine Fülle naiver Zartheit in Arndt's Natur! Ist jene Seite seines Wesens nicht ganz ohne Schatten — hier ist lauter Licht und Sonne; denn schlägt, wie angedeutet, das Herbe bei ihm mitunter in's Derbe um — nie fällt sein Zartes in's Schwächliche, und zumal auf dem Gebiete des religiösen Empfindens entfaltet es sich oft zu vollendeter Schönheit, wobei man freilich seinen positiven Standpunkt von vornherein zugeben muß.

Vielleicht mehr als in den bisher bekannt gewordenen Werken Arndt's tritt die Zartheit seiner religiösen Empfindung in einem posthumen Büchlein hervor, das soeben — 29 Jahre nach dem Tode des Dichters — die Presse verlassen hat und als eine werthvolle Ergänzung des Arndt'schen Charakterbildes dankbar willkommen geheißen werden muß: in „Spät erblüht! Aufgefundene Gedichte von Ernst Moritz Arndt. Herausgegeben von A. von Freydorf" (Leipzig, Th. Knauer) oder, wie der von Arndt selbst stammende Titel lautet: „Gebetbuch für zwey fromme Kinder."

Dieses „Gebetbuch" hat seine eigene kleine Geschichte. Die Herausgeberin erhielt das Originalmanuscript, laut vorangedruckter Notiz, als kleines Mädchen von Joseph Victor von Scheffel zum Geburtstage geschenkt, nachdem der Dichter des „Ekkehard" es, wie eine dem Büchlein beigegebene facsimilirte Wiedergabe der Scheffel'schen Handschrift vom Jahre 1864 bezeugt, lange Zeit hindurch als Reliquie aufbewahrt hatte. Aus der Scheffel'schen Handschrift erfahren wir ferner, daß Arndt, als er 1812 durch Napoleon I. zur Flucht nach Schweden gezwungen wurde und bei der Familie der Freifrau von Munk ein Asyl fand, dort zum Dank diese Lieder für Kinder — vermuthlich für die Kinder der Freifrau — niederschrieb. Es bleibt somit nur noch die Frage zu beantworten: wie gelangte das Originalmanuscript in Scheffel's Hände? Auf Grund authentischer Mittheilungen bin ich in der Lage, hierüber Folgendes zu berichten: Otto Magnus Freiherr von Munk (geb. zu Lielax in Finnland 1764, gest. zu Karlsruhe 1854), der Gemahl jener von Scheffel erwähnten Freifrau, kam im Gefolge des vertriebenen Königs Gustav Adolf IV. von Schweden, der später unter dem Namen Oberst Gustafson in Deutschland und der Schweiz ein unstätes Leben führte, 1809 mit seiner Familie nach Karlsruhe, und zwar als Hofmarschall der unglücklichen Königin Friederike, der Enkelin des Großherzogs Karl Friedrich von Baden und Gemahlin jenes Gustav Adolf IV., einer edlen Frau und Dulderin, die von 1809 bis 1826 in der badischen Residenz lebte. Freiherr von Munk — um diese Notiz hier einzufügen — wurde mit seiner Gemahlin auf dem alten Friedhofe zu Karlsruhe in der nächsten

Digitized by Google

Nähe von Jung Stilling's Grabmal bestattet, und noch heute schmückt ein gut erhaltener Grabstein die Ruhestätte. Was nun das Arndt'sche Liederbuch und sein Uebergang aus dem Besitze der Freifrau v. Munk in den Joseph Victor v. Scheffel's betrifft, so sind es die nahen Freundschaftsbeziehungen zwischen beiden Familien, die hier in Betracht kommen. Von 1828 ab waren nämlich in der Stephanienstraße in Karlsruhe Munks die unmittelbaren Nachbarn des Majors und Oberbauraths Scheffel, des Vaters von Joseph Victor v. Scheffel, und zwischen beiden Familien fand ein lebhafter Verkehr statt. Da nun Frau Major Scheffel, bekanntlich eine geistig sehr angeregte Frau, sich höchlich für Schriftsteller und Schriftstellerei interessirte und eine eifrige Autographensammlerin war, so liegt die Vermuthung sehr nahe, daß die Freifrau v. Munk das aus Schweden mitgebrachte Originalmanuscript der Arndt'schen Lieder ihrer Nachbarin und Freundin zum Geschenk machte und daß Joseph Victor von Scheffel dasselbe später aus dem Nachlaß seiner Mutter empfing. So viel zur Geschichte des Originalmanuscripts!

Das Buch ist, streng genommen, nicht das, wofür es Arndt selbst ausgibt: es ist weder ein „Gebetbuch", noch „für Kinder". In vollendeter Form, die sich durch lyrischen Schmelz und anmuthige Akustik der rhythmischen Bewegung auszeichnet, bieten uns diese nachgelassenen Strophen Arndt's eigentliche Gebete nur in geringer Zahl — es sind vielmehr Hymnen und Oden, Legenden und Lieder, Parabeln und Allegorien, oft schwungvoll reflectirend, oft andächtig malend, die in diesem „Spät erblüht" zum Kranze verschlungen wurden. Das subjectiv Kindliche fehlt ihnen fast ganz. Nicht aus der Kinderseele heraus, sondern heraus aus der Sehnsucht des Erwachsenen nach der Kindheit sind sie der Mehrzahl nach gedichtet: nicht das Kind ist es, das hier spricht und sich an Gott wendet, sondern ein kindliches Mannesgemüth redet hier zu Kindern über Gott; denn die religiösen Erfahrungen und tiefen Gedanken eines gereiften Geistes sind es, die in diesen Gedichten zu Wort kommen, und so sind sie nicht eigentlich naiv-idyllisch, also kindlich, sondern, wenn das Paradoxon gestattet ist, naiv-elegisch empfunden, wie nur das fertige Menschengemüth empfinden kann. Naiv! Denn Arndt war eine durch und durch naive Natur, als Mann und Patriot derb, urwüchsig, rasch zugreifend, als Gemüthsmensch und Christ unphilosophisch, der Kritik sich begebend, einmal Gegebenes gläubig hinnehmend und festhaltend; war er doch — trotz seinem Schwager Schleiermacher und seinen nahen Beziehungen zu den vornehmsten Denkern seiner Zeit — im Grunde mehr Theologe als Philosoph, und stand er doch nach Erziehung, Bildungsgang und Lebensstimmung durchaus auf dem Boden des praktischen Lutherthums. Aber nirgends in diesen frommen Liedern klingt eine confessionelle Saite störend und einseitig durch; Alles in ihnen ist in allgemein menschliche und sittlich-religiöse Empfindungen aufgelöst, und nur der Gottglaube im weitesten und edelsten Sinne des Wortes bildet in ihnen den ruhenden Pol in der Flucht der Erscheinungen. Poetische Umschreibungen des Gottbegriffes, wie die folgenden, werden der Denker wie der Pfaffe gleich willig acceptiren:

Gott ist der Ohnezahl,
Vor dem die Zahl vergeht,
Der durch den Sternensaal
Sonnen wie Flocken weht;
Gott ist der Ueberall,
Gott ist der Ohnegrund,
Schneller als Licht und Schall,
Tiefer als Meeresgrund —

und an dergleichen, für ein „Gebetbuch" für „fromme Kinder" freilich einigermaßen hoch gegriffenen bündigen und kernigen Aussprüchen ist dieses treffliche Brevier eines unserer edelsten Männer überaus reich. Voll und stark ergießt sich in vielen dieser poetischen Kundgebungen der lyrische Strom. Nirgends eine leere Stelle, ein Sichvordrängen der Form auf Kosten des Inhalts, nirgends eine Härte des Ausdrucks, kaum je ein Verstoß gegen Rhythmik oder Prosodik und nur selten eine unvermerkt durchschlüpfende Trivialität des Gedankens oder eine Wiederholung desselben Motivs! Die „weißen Engel" kehren zwar allzu oft wieder und gemahnen die heutigen Leser gar zu abgeschmackt allegorisch; auch wird von der zu Arndt's Zeiten gebräuchlichen Licenz: den Gleichlaut an die Stelle des Reims zu setzen, allzu häufig Gebrauch gemacht — aber das sind Lappalien des kritischen Einwurfs! Im Ganzen ist der Eindruck der Sammlung ein reicher, wechselvoller, und von dem feinsinnigen Sonette an, mit dem die Herausgeberin das Ganze einleitet, über die nachgebildeten Handschriften Scheffel's und Arndt's hinweg bis zum Schluß ist die Anordnung eine in jedem Sinne künstlerische. Welche Seiten auch die blätternde Hand aufschlägt, überall ein Ansprechendes, nicht selten ein Bedeutendes: die schwungvolle Hymne „Wie Träume der flüchtigen Minuten", die sinnige Parabel „Zwei Kinder sitzen in Frühlingsluft", die freundliche Legende „Ein Kindlein wollt' Blumen pflücken" — diese und andere Stücke des kleinen Buches dürfen mit vollem Recht einen Ehrenplatz in der Lyrik unseres Jahrhunderts beanspruchen. Lichte, zum Gesang einladende Lieder, phantasievolle, plastisch herausgestaltete Allegorien und ernste, gedankenreiche Oden mischen sich in den mannigfaltigen Chor, und namentlich die letzteren nehmen oft einen hohen Flug. Hier zum Schluß nur ein Beispiel statt vieler!

Wir wandeln hier in Finsternissen
Und schaun vergebens nach dem Licht;
Nicht trösten mag uns, was wir wissen,
Und was wir können helfen nicht:
So wickelt ewig auf und ab
Sich Labyrinth aus Labyrinthen,
Und heute sehen wir verschwinden
Was gestern süße Täuschung gab.

Doch liebt der Stolze seine Irre,
Der Eitle seinen Lügenschein
Und wickelt in das Truggewirre
Sich jede Stunde fester ein,
Verschmäht die Wahrheit für Gedicht,
Verschmäht die Flamme für den Schimmer
Und hascht und sucht und findet immer —
Doch ach! sich selber find't er nicht.

O, du, durch den die Sonnen brennen
Und leuchtend durch den Himmel gehn,
Gott, lehre du mich selbst erkennen
Und meiner Künste Lug verstehn,
O hebe dein demüthig Kind
Empor mit deinen Liebesarmen,
Und laß sein Herz in dir erwarmen,
Vor dem die Engel Stammler sind!

Aus deines Lichtes reichem Meere
Floß einst ein einz'ger Tropfen aus
Und zündete die Sternenheere,
Die Lampen all' im Himmelshaus.
O, einen Funken nur für mich,
Nur einen Schimmer von dem Glanze!
Und droben in dem Sternenglanze
Mit allen Sel'gen preis' ich dich.

Die nachgelassenen Gedichte ergänzen die bisher bekannten Poesien Ernst Moritz Arndt's auf's dankenswertheste: sie fügen dem längst vorhandenen Starken und Wuchtigen das nachgeborene Zarte und Sinnige hinzu und vollenden damit das Charakterbild des Sängers. Trägt er in seinen „Kriegs-" und seinen „Wehrliedern" Helm und Schwert, so in diesen priesterlichen Gesängen Lorbeer und Palme. Schäumt dort seine Seele in einer Zeit nationaler Erniedrigung flammend über, das Schlechte anklagend, das Schwache befeuernd, das Große krönend, so kehrt sie hier bei sich selber ein und athmet Frieden und Stille. Wie groß ist der, welcher beides hat: die Stärke und die Milde!

Digitized by Google

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Das gute Herz.

Ein modernes Märchen von Conrad Alberti.

Es war einmal ein Mann, der hieß Lehmann, und der hatte das meiste Geld und das beste Herz in ganz Berlin. Das Geld bewahrte er stets in einem eisernen Schrank auf, den kein Feuer verbrennen und kein Spitzbube öffnen konnte, und das Herz trug er stets in der linken Brust, gerade über seiner schweren goldenen Uhr. Und weil er gar so viel Geld und ein gar so gutes Herz hatte, kamen alle Unglücklichen, alle Armen und Bedrängten zu ihm, und dann griff Herr Lehmann in seinen Geldschrank und stillte ihre Klagen und ihre Thränen, und die armen Leute gingen fort und riefen Gottes Segen herab auf den Mann, der eine so große Kasse hatte und ein so großes Herz.

Wenn er in seinem Contor saß, in dem der große Schrank stand, dann drängten sich die Leute mit den zerrissenen Kleidern und den schmalen Backen so um ihn, daß er fast von seinem Stuhle stürzte — und er half Allen: dem richtete er ein Geschäft ein, dem gab er in seinem Hause einen Platz, wo er wenig Arbeit hatte und gutes Essen, dem schenkte er ein Werthpapier, damit er auch zur Börse gehen konnte, wo man das viele Geld verdient. Wenn von den Leuten, die an der Börse sind, einer zu ihm kam, und ihm klagte, wie schlecht es ihm ginge, so kaufte er ihm alle Waaren und Papiere ab, die er hatte, und gab ihm dreimal so viel als er verlangte.

So kam es, daß eines Tages sein Kassirer zu ihm kam und sagte: „Herr Lehmann, ich habe die Einnahmen und die Ausgaben zusammengerechnet, die Sie in diesem Jahre hatten. Alles, was Sie eingenommen haben, das haben Sie anderen Leuten gegeben und noch dreimal mehr. Wenn Sie also so fortfahren, dann sind Sie in einem Jahre ein Bettler. Denn wenn Sie kein Geld mehr haben, können Sie auch nicht mehr zur Börse gehen und kein Geld weiter verdienen, und Sie und Ihre liebe, schöne Frau müssen dann hungern und frieren."

Da antwortete Herr Lehmann: „Sie haben ganz Recht, Herr Seemann, und ich sehe, daß Sie mir treu sind und es gut mit mir meinen; aber was soll ich machen? ich habe nun einmal so ein gutes Herz!"

Aber Herr Seemann schüttelte seinen Kopf und fuhr sich mit den Fingern durch die rothen Haare. Dann sagte er: „Folgen Sie meinem Rathe, Herr Lehmann, und schließen Sie Ihr Herz auch in den großen, großen Geldschrank, dann wird das Geld erst sicher, das Sie haben, und wird sich wieder mehren, und Sie und Ihre liebe, schöne Frau brauchen nicht zu hungern."

Aber Herr Lehmann antwortete: „Das ist ja sehr schön und gut, Herr Seemann; aber was soll ich dann anfangen, wenn ich mein Herz nicht mehr bei mir habe? Dann werde ich ja nicht einmal mehr meine liebe, schöne Frau küssen, die ich doch lieber habe als die ganze Welt!"

„Das ist doch sehr einfach, Herr Lehmann," entgegnete der treue Kassirer, „Sie brauchen ja Ihr Herz nur wieder herauszunehmen, wenn Sie zu Ihrer lieben Frau gehen."

Das leuchtete nun dem reichen Manne ein und er that wie ihm sein Kassirer gerathen. Früh an jedem Morgen schloß er sein Herz hübsch ordentlich in den Schrank ein, wo sein Geld lag, und dann setzte er sich auf seinen Stuhl, und später ging er zur Börse. Und wenn jetzt die armen Leute kamen und jammerten, so faßte sie der Hausknecht beim Kragen und warf sie zur Thür hinaus, und wenn ihn die Leute an der Börse betrügen wollten, dann lachte er und gab ihnen die Hälfte von dem, was sie verlangten, und sie mußten es ihm verkaufen, denn sonst hätten sie ja verhungern müssen. Und die armen Leute sagten in der ganzen Stadt, daß der reiche Herr Lehmann sein gutes Herz verloren hätte. Da sah er seinen Kassirer an und Beide lächelten, denn sie wußten ganz genau, wie sicher das gute Herz aufgehoben war, und sie freuten sich und drückten sich die Hände, wenn sie sahen, wie sich jetzt das Geld wieder in dem Schrank häufte, höher und immer höher, schon viel höher, als es früher war, bis in den letzten Winkel, so daß beinahe schon gar kein Platz mehr für das große Herz da war.

Aber wenn es dunkel wurde, dann nahm Herr Lehmann sein großes Herz aus dem Schrank und setzte es sich wieder in seine Brust und schloß den Schrank zu, so fest, daß kein Feuer und kein Spitzbube ihn öffnen konnte. Und dann ging er zu seiner Frau und küßte sie hundert Mal auf ihre rothen Lippen, und dann speisten sie, Austern und Forellen und Schnepfen, und dann küßte er sie noch hundert Mal, und da sagte die schöne Frau: „Ach, Lehmann, wie glücklich bin ich doch, daß Du ein so gutes Herz hast! Denk' Dir, die Leute sagen, Du hättest es verloren. Ich weiß aber, daß Du es noch besitzest."

Und so verging ein Jahr, und Alles war gut, und Herr Lehmann war dem klugen Kassirer dankbar für den guten Rath, und als der Weihnachtsmann kam und die Christbäume angezündet wurden, schenkte er dem klugen Rathgeber einen Thaler.

Als nun Herr Lehmann eines Tages wieder auf der Börse war und mit den Leuten handelte, die ihm die Papiere verkaufen wollten, kam plötzlich ein Diener hereingestürzt und sagte: „Herr Lehmann, kommen Sie schnell nach Hause, Ihre liebe Frau ist die Treppe heruntergefallen und es geht ihr sehr schlecht."

Wie Herr Lehmann das hörte, lächelte er ruhig und sagte: „Nun sehe ich, wie gut mir mein Kassirer doch gerathen hat! Wenn ich jetzt mein gutes Herz bei mir trüge, würde ich auf der Stelle nach Hause stürzen und ein Anderer würde die Papiere kaufen und mein Geldschrank würde nicht voller werden." So aber wandte er sich zu dem Diener und sprach: „Geh' nach Hause, Johann, und sage der gnädigen Frau, ich lasse sie schön grüßen und wünsche ihr gute Besserung. Und wenn die Börse geschlossen ist, werde ich mir mein Herz einstecken und zu ihr kommen, und dann werde ich ihr hundert Küsse auf ihre rothen Lippen geben und sie wird wieder gesund werden." Und also handelte er weiter mit den Leuten wegen ihrer Papiere und sie mußten sie ihm um den vierten Theil dessen geben, was sie werth waren. Und die Leute, welche das sahen, sagten: „Der Herr Lehmann ist ein kluger Herr und ein reicher Herr, aber er hat gar kein gutes Herz." Aber er rieb sich die Hände und sagte: „Jetzt ist mein Geldschrank so voll, daß keine Krone mehr hinein geht, und wenn ich noch mehr Geld verdiene, so muß ich mein Herz wieder herausnehmen. Aber das darf ich nicht, denn sonst würde ich ja wieder alles Geld verlieren." Und Herr Lehmann wußte nun gar nicht mehr, was er machen sollte, und dachte: „Da muß ich erst einmal Herrn Seemann fragen, der wird mir schon wieder einen guten Rath geben." Und dann ging er nach dem Contor, wusch sich die Hände, schloß den Schrank auf und steckte sich wieder sein Herz in die Brust.

Wie das aber nun in der Brust steckte und immerfort „Tik! tak! tik! tak!" machte, da fiel ihm mit einem Male ein, daß ja seine schöne, liebe Frau so krank sei, und daß sie inzwischen vielleicht gar gestorben sein möchte. Und das gute Herz, das tikte nun auf einmal ganz laut: „Lauf! lauf! — Lauf! Lauf!" Und da nahm er seine kurzen, dicken Beine in die Hand und lief was er laufen konnte, und wie er an sein Haus kam und keuchend die Treppe hinaufstieg, kam gerade der Diener herunter und sagte: „Herr Lehmann, Ihre liebe Frau ist eben gestorben. Sie hat immer auf Sie gewartet, daß Sie ihre rothen Lippen küssen möchten, und wie Sie gar nicht kamen, hat sie geseufzt und gesagt: »Jetzt sehe ich erst, wie mein lieber Mann mich betrogen hat und wie er gar kein Herz besitzt, nicht einmal ein schlechtes.« Und dann hat sie sich auf die andere Seite gedreht und ist gestorben."

Da wankte Herr Lehmann zu dem Bett seiner Frau. Die lag da, und ihre schönen rothen Lippen waren ganz weiß. Und die Thränen liefen ihm über das Gesicht und er küßte sie hundert Mal auf die schönen weißen Lippen, aber sie wurde nicht wieder lebendig. Und da riß sich Herr Lehmann die Hälfte der Haare aus und weinte und rief: „Ach, was habe ich nun von meinem ganzen vollen Geldschrank, wenn meine liebe, schöne Frau nicht mehr lebt! Ach, hätte ich doch mein gutes Herz immer in meiner Brust behalten, dann hätte ich meine liebe, schöne Frau noch, dann wäre ich gleich von der Börse hierher gelaufen und hätte sie hundert Mal auf die schönen rothen Lippen geküßt und sie wäre wieder gesund geworden! Ach, nun macht mir mein ganzer Geldschrank keine Freude

Digitized by Google

mehr, wenn er auch bis zur Decke voll ist. Ach, und den verdammten Kassirer, der mir den bösen Rath gegeben, den will ich gleich morgen fortjagen, denn er ist schuld, daß ich mein gutes Herz eingeschlossen hatte und meine liebe, schöne Frau gestorben ist."

Da kam auf einmal der Diener hereingestürzt, ganz blaß, und rief: „Herr Lehmann, was haben Sie denn gemacht? Sie haben ja den Geldschrank offen stehen lassen! Da hat der Kassirer das ganze Geld zusammengepackt und ist auf und davon gegangen!" Wie Herr Lehmann das hörte, riß er sich die andere Hälfte der Haare auch noch aus und jammerte noch viel mehr als früher und schrie: „Ach, du Schurke von einem Kassirer! Ach, warum habe ich ein so gutes Herz! Wie ich es in der Brust hatte, da hat es gleich getikt: ›Lauf! Lauf!‹ und ich habe nicht einmal den Schrank schließen können! Ach, hätte ich es doch immer in dem Schrank gelassen unter dem schönen guten Gelde, wo es so sicher lag! Dann hätte ich mein schönes, gutes Geld Alles noch! Ach, du Schurke von einem Kassirer, wie unglücklich hast du mich gemacht! Du hast auch so rothe Haare gehabt, und hast nie Mitleid mit den armen Leuten besessen, Du bist gewiß der Leibhaftige selber gewesen! Ach, was fange ich nun an? Jetzt habe ich kein Geld mehr und keine Frau mehr. Was nutzt mir denn nun mein gutes Herz?"

Wie ihn der Diener so jammern hörte, fragte er: „Haben Sie jetzt wirklich gar kein Geld, Herr Lehmann?" Und wie er „Nein!" sagte, fuhr der Diener fort: „Ach, dann bedauere ich Sie aber. Sehen Sie, Herr Lehmann, man muß nie ein zu gutes Herz haben! Ach, Sie Aermster, jetzt werden Sie sich wohl selber bedienen müssen, denn ich muß Sie ja jetzt verlassen. Ich könnte das ja nicht mehr mit ansehen, wie Sie hungern und frieren würden, denn, sehen Sie, ich habe selber ein zu gutes Herz!"

Da hatte der arme Herr Lehmann nicht einmal mehr Jemanden, der ihm seine liebe, schöne, todte Frau begraben wollte, sondern er mußte ihr mit seinen eigenen Händen ein Grab schaufeln in seinem Garten. Und dann kamen die Männer vom Gericht und warfen ihn aus seinem Garten und aus seinem Hause, denn er mußte ja noch die Leute bezahlen, denen er ihre Papiere abgekauft hatte. Und nun hatte Herr Lehmann nichts zu essen, denn er besaß nichts weiter als sein gutes Herz. Und nun ging er zu den armen Leuten, denen er früher so viel geschenkt hatte und die jetzt in Hülle und Fülle lebten, und Austern und Forellen und Schnepfen aßen, weil sie mit dem Gelde reich geworden waren, das er ihnen geschenkt hatte, und bat, sie möchten ihm auch etwas von den schönen Sachen schenken, die sie aßen. Die sagten aber: „Wir geben nichts einem Menschen, der so ein schlechtes Herz hat und seine Frau sterben läßt!" und riefen ihre Diener und ließen ihn die Treppe hinunterwerfen.

Da stand der arme Herr Lehmann ganz allein mit seinem guten Herzen und weinte, weil seine Frau gestorben und sein Geld verschwunden war und weil ihn so hungerte. Dann ging er zur Börse und wollte das Einzige verkaufen, was er noch besaß: sein gutes Herz. Aber die Leute, denen er früher immer die Papiere abgekauft hatte, sagten: „Wir können Dein Herz nicht brauchen, und wenn es noch so gut wäre, denn wir kaufen hier nur Papiere!" Und als es Abend wurde und der Laternenmann die Lampen anzündete, ging er ganz allein an den tiefen schwarzen Fluß, der mitten durch Berlin fließt und der die Spree heißt. Und da nahm er sein gutes Herz und warf es mitten hinein in das schwarze Wasser, daß es plumpste, und sagte: „Du hast mich in all' das Unglück gebracht, denn wenn ich Dich nicht gehabt hätte, so besäße ich noch meine liebe, schöne Frau und mein gutes, schönes Geld! Ach, es gibt kein größeres Unglück, als ein gutes Herz!" Und wie er das gesagt hatte, fiel ihm ein, daß er ja nun gar nichts mehr hätte, nicht einmal mehr sein gutes Herz, und daß er nun wohl auch werde sterben müssen. Da dachte er: wenn ich nur wenigstens mein Herz wieder hätte! Im schlimmsten Falle verkaufe ich's dem Schlächter!" Und nun sprang er auch in den tiefen, schwarzen Fluß, um sein gutes Herz wiederzuholen. Aber er mußte wohl zu tief gesprungen sein, denn die Wellen schlugen gleich über ihm zusammen, und wie er schon untersank, hörte er nur noch, wie sie zu gluckſen schienen: „Das gute Herz! . . . Das arme gute Herz!" . . .

Und wenn der Herr Lehmann mit dem guten Herzen auch gestorben ist, so lebt er doch noch heute . . .

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

„Die Stützen der Gesellschaft."

Schauspiel in vier Aufzügen von Henrik Ibsen.
Deutsch von Wilhelm Lange.

Drei in sich abgeschlossene Perioden lassen sich heute schon unterscheiden im dichterischen Schaffen Henrik Ibsen's: von des Dichters Jugenddrama, „Catilina", erstreckt die erste sich bis zu seinem Abschied von der nordischen Heimath, die ihn in stetem Verkehr mit dem Theater erhielt und ihn zwang, mit den Ansprüchen der Bühne zu rechnen; er entfloh dieser Fessel und schuf die über das gewöhnliche Bühnenmaß weit hinausragenden Dramen „Brand", „Peer Gynt" und „Kaiser und Galiläer", um dann, auf's Neue angelockt von dem unwiderstehlichen Zauber einer kräftig einschlagenden Bühnenwirkung, die Reihe jener Familienschauspiele zu eröffnen, deren Bedeutung für unsere Dramatik mit jedem Jahre mächtiger hervortritt.

Ich glaube, man könnte sich leichter verständigen über den vielumfehdeten norwegischen Dichter, wenn man den Streit über seine absolute Größe geruhig vertagte bis auf eine spätere, stillere Zeit, und sich genügen ließe an der relativen Bedeutung Ibsen's für unsere moderne Bühne. Weder die lange andauernde Sprödigkeit unseres Publikums, noch der überraschend schnelle Modeerfolg des letzten Jahres spricht einem Dichter wie Ibsen den Spruch; er ist nicht von denen, die von der Mehrheit gerichtet werden. Und unter den Tausenden, die ihm während der letzten Monate zugejubelt in der deutschen Reichshauptstadt, ist sicher nur ein recht kleiner Theil sich dessen bewußt geworden, was so laute Bewunderung weckte. Gerade die Aufführung von des Dichters „Stützen der Gesellschaft" gab zu dieser Wahrnehmung reichlichen Anlaß. Denn was die Darstellung im „Deutschen Theater" zur Geltung zu bringen bestrebt war und was des Publikums helllautes Entzücken erregt, das war zumeist das Theatermäßige, der Effect. Zumeist; nicht immer. Aber nachdem die strengsten, die ernstesten Werke des Norwegers sich die Berliner Bühnen erobert hatten, mußte man glauben, ihre erziehliche Bedeutung werde klarer zu Tage treten, als es für dieses Mal geschehen ist. Denn — es wird gut sein, von vornherein keinen Zweifel darüber zu lassen — der Ibsen der „Stützen der Gesellschaft" ist nicht der Ibsen der „Geschwister" oder der „Wildente".

Das Schauspiel, von dem wir hier zu sprechen haben, ist das zweite Stück aus der zweiten Periode des Dichters, und das erste ernste Drama, dessen Stoff er dem modernen Leben entnahm. Schon vorher hatte er in dem satirischen Lustspiel „Der Bund der Jugend" das politische Streberthum und die schwindelhafte Speculationssucht der jüngeren Generation mit herbem Spott getroffen; und da nun, um die Mitte der siebziger Jahre, sein Landsgenosse Björnstjerne Björnson zurückgriff auf das von Ibsen angeregte, nun wieder „actuelle" Thema vom Gründerthum, da ließ Ibsen dem „Fallissement" die „Stützen der Gesellschaft" folgen. Björnson, der ruhige Realist, begnügte sich mit dem Einzelfall und schilderte mit etwas nüchterner Kraft die Katastrophe im Hause des Großhändlers Tjälde, ohne diesen als ein Product seiner Umgebung zu zeigen. Ganz anders ging Ibsen vor, der durchaus satirisch gestimmte Moralphilosoph. Ihn lockt das Typische, das allgemein Gültige. Und wie er schon als lernbegieriger Apothekerlehrling seinen Catilina einer durch und durch verfaulten Gesellschaft gegenüber gestellt hatte in gerechter Empörung, so galt es ihm auch jetzt vor Allem den Kampf gegen die compacte Mehrheit, gegen die scheinheilige, verlogene und verrottete Gesellschaft.

In einer beinahe überreichen Zahl von Einzelexistenzen tritt uns diese Gesellschaft entgegen. Der Consul Bernik, der untadelhafte Ehrenmann, der gefeierte Wohlthäter seiner Vaterstadt, ist umgeben von äußerlich durchaus respectablen und correcten Leuten, die von der Lasterhaftigkeit der Welt unaufhörlich reden und die sich die höhere Aufgabe gestellt haben, die Gesellschaft zu stützen. Aber diese Stützen sind morsch: wie Bernik selbst sein ganzes Glück einer schmählichen Lüge, einem Doppelverrath an Liebe und Freundschaft zu danken hat, so ist die ganze, von Wohlanständigkeit und guter Sitte überfließende Gesellschaft „auf schwankem Moorgrunde" aufgebaut. „Ein Augenblick kann kommen, ein Wort kann gesprochen werden, und Du gehst mit Deiner ganzen Herrlichkeit zu Grunde, wenn Du Dich nicht bei Zeiten in Sicherheit bringst."

Der Augenblick kommt, und das Wort wird gesprochen. Der gewissenlose Kaufmann hat ein nicht seetüchtiges Fahrzeug hinaus gehen lassen in's Meer in der kaum sich selbst bekannten Hoffnung, den einzig gefährlichen Zeugen seiner Schuld zu begraben auf dem verschwiegenen Grunde der See. Ein schwach motivirter Zufall fügt es, daß er den eigenen jungen Sohn an Bord glauben muß anstatt des Verhaßten, und da eben die Gutgesinnten herbeieilen, vom Pastor geführt, um dem besten Mann der Stadt festlich zu huldigen, bricht das lang angesammelte Ungewitter herein auf den Schuldigen. Alles drängt auf einen tragischen Schluß hin, auf den Zusammenbruch dieser erlogenen Existenz; der Dichter hat ein freundliches Ende vorgezogen, und wenn er damit den Empfindungen derjenigen Zuschauer entgegen gekommen ist, denen die ungestörte Verdauung mehr gilt, als ästhetische oder sittliche Bedenken, so hat er andrerseits die ernster gesinnten Hörer befremdet und abgekühlt

Digitized by Google

durch diesen schwächlich versöhnenden Schluß. Bernik bekennt vor dem versammelten Volke seine Schuld, oder doch einen Theil seiner Schuld; denn er verschweigt sowohl das Verbrechen, welches er gedacht, als auch seinen Versuch, die Mitbürger eben da zu betrügen, wo sie seine Wohlthat zu erkennen glauben. Der Wirbelwind der rasch auf einander folgenden Ereignisse reißt den rücksichtslos Ehrgeizigen hin: wird er dem neu betretenen Wahrheitspfade folgen, auch wenn der Sturm vorüber ist in seinem Innern und er in behaglicher Windstille den alten Lebenskreis wieder vor sich sieht? Ich wage nicht diese Frage mit einem frohen Ja zu beantworten. Ein Charakter, den die Jahre gebildet, ändert sich nicht in Stunden, und gerade weil der Dichter die ganz moderne Gestalt seines Helden mit so mächtiger Kunst gezeichnet hat, vermögen wir diesem hier nicht zu folgen, wo er die Folgerichtigkeit seines Handelns einbüßt.

Vielleicht müssen wir in dieser Concession an den Theatergeschmack einen Rückschlag erblicken gegen die lange Abkehr von jeglicher Bühnenrücksicht. Aeußere Umstände, die erst der spätere Biograph erkennen mag, können mitgewirkt haben zu diesem Versuch, das helle Bühnenleben wieder zu erreichen. Denn Ibsen selbst hat es uns gesagt: „Alles, was ich gedichtet habe, hängt auf das Genaueste mit dem zusammen, was ich durchgelebt, wenn auch nicht erlebt habe. Jede neue Dichtung hat für mich den Zweck gehabt, als ein geistiger Reinigungs- und Befreiungsproceß zu dienen; denn man steht niemals ganz ohne Mitverantwortlichkeit und Mitschuld in der Gesellschaft, zu welcher man gehört."

Die ganz und gar neuartige Technik seiner späteren Zeit hat Ibsen noch nicht gekannt, als er die „Stützen der Gesellschaft" schrieb; er hält sich in den Grenzen der Bühnentradition, aber was er hinzufügt, ist darum nicht gering zu schätzen. Die prachtvolle, stets charakteristisch unterschiedene Sprache, die Kunst, jede einzelne Individualität scharf herauszuarbeiten, war ihm schon damals eigen. Reiner, tiefer ist seine Kunst seither geworden, in den zehn Jahren einer fast beispiellosen Entwickelung; die Augenblickswirkung der „Stützen der Gesellschaft" ist vielleicht stärker, als diejenige seiner späteren Dramen, aber der Eindruck ist ein flüchtigerer, der Hörer, auf dessen mitdichtende Thätigkeit hier noch nicht gerechnet wurde, nimmt nicht jene lange noch nachzitternde Wirkung mit auf den Heimweg, die uns nach einer Aufführung der „Nora" oder der „Gespenster" geleitet. Der Kampf gegen die Lüge, gegen die überkommene Sitte, die sich mit Pharisäerhochmuth als Sittlichkeit geben möchte, erfüllt die strenge Ibsen'sche Dichtung von ihrem Anbeginn bis auf den heutigen Tag; in den „Stützen der Gesellschaft" wird dieser Kampf noch zum Theil mit äußerlichen Mitteln geführt, und überdeutlich sind des Dichters Hinweise auf das Ziel dieses Kampfes. So kann es nicht ausbleiben, daß dem kurzsichtigen Verständniß dieses gröber gezimmerte Schauspiel des Dichters leichter und bequemer eingeht, als seine späteren, gedankenreicheren und strengeren Schöpfungen. Maximilian Harden.

Notizen.

Buch der Laune. Neue Geschichten von Ludwig Hevesi. (Stuttgart, Bonz & Co.) — Ein wahres Buch der Laune bietet hier der treffliche Humorist, auf jeder Seite von überquellender Heiterkeit, liebenswürdig, bunt und überall originell. Gerade diese unerschöpfliche Eigenart erregt unsere Bewunderung am allermeisten. Da sind keine abgenützten Motive, keine fadenscheinigen Alltagsstoffe, bloß nochmals gewendet, und namentlich die Lösungen haben stets entzückende Frische und Neuheit. Ob seine Muse in Wien, im heimischen Ungarn, an der Mosel, im Märchenlande sich tummelt, sie bewegt sich überall mit Freiheit und Grazie. In Fabel und Charakteren liebt Hevesi das Einfache, Klare, Unausgeklügelte, und doch verfügt er, wenn er nur will, über alle Reize des Helldunkels, der dämmerigen Stimmung. Setzt er sich aber einmal hin zu einer Charakterstudie, so leistet er auch da Vortreffliches. Beweis: Der Schlagschatten, ein Bild aus dem Wiener Gesellschaftsleben, den Lesern der „Gegenwart" wohl bekannt, denn es erschien zuerst in diesen Blättern. Wie sich da auf dem heiteren Grunde einer ausgelassenen Wiener Herrengesellschaft der Schlagschatten einer exotischen Präsidentenwittwe von Colorado abhebt, und wie ihre melodramatische Art mit den kalauernden Pointen der Unterhaltung contrastirt, und dann der jähe Schluß, wo die wunderliche Donna uns plötzlich an's Herz greift und in ihrem glänzenden Elend emporwächst über die weltmännische und erdenfrohe Umgebung, das Tragische im Groteskkomischen, das ist mit einer großen Meisterschaft dargestellt. Noch einmal erreicht Hevesi als Charakterzeichner diese Höhe: in der vormärzlichen Skizze aus dem ungarischen Provinzleben, wo die großgnädigen Honoratioren des Komitatstädtchens den alten Melonenhüter der Salzigen Puszta zur Erzählung über das Schicksal seiner längst eingebüßten zweiunddreißig Zähne veranlassen, indem ihm der Apothekermeister einen höllischen Schnaps aus allerlei Teufelszeug kredenzt, nach dessen gewissenhafter Vertilgung der unverbesserliche Aufschneider zwar wie todt hinfällt, aber durch einen kleinen Aderlaß „ungeheuer gekräftigt" von dannen schwankt. Eine der Perlen dieser 17 Geschichten hat Hevesi mit weiser Berechnung an den Anfang gestellt, denn sie zwingt förmlich zum Weiterlesen. Es ist die harmlos gemüthliche Moselfahrt eines jovialen Weinhändlers mit seiner muthmaßlichen Zukünftigen nebst Schwiegermutter in spe. Nein, der lustige Klaus ist gar kein „Prosaiker", wie die schnippische Braut meint, und nur das schwere Alster Bier trägt die Schuld, wenn er etwas schwerfällig erscheint. Auf der Marienburg wird er ein ganz Anderer. Dort blinkt nämlich Piesporter Goldtröpfchen in seinem Becher und löst seine ganze Gemüthswärme, so daß die beiden Herzen von selbst zusammengeführt werden. Dann „Jutka", das ungarische Bauernmädchen, das sich auf einen Pester Maskenball verirrt, dort in ihrer Tracht für eine Verkleidete gehalten wird und nun allerlei verfängliche Abenteuer besteht, ein prädestinirter Operettentext, den sich Hevesi nicht von Anderen wegnehmen lassen und selbst bearbeiten sollte. Hoffmann'schen Geist sprüht die Geschichte der Gliederpuppe Anna; lustig ist die Wiener Studentengeschichte von den Drei Eismännern, tragikomisch das Abenteuer des neapolitaner Modells Fanulla — in der Taufe seiner Helden verräth der Autor immer großes Geschick —, überraschend die Lösung der Eislauf-Geschichte, wo ein Bon auf's Eis mit Schlittschuh geschrieben wird und präsentirt werden sollte. Für die glücklichen Einfälle des Verfassers nur zwei Beispiele: das Mißverständniß mit der Josephine, die zwei Liebende fast auseinander bringt, bis die Wahrheit an den Tag kommt, daß der böse Onkel aus Paris mit ma Joséphine nach der langue verte nur seine Tabakspfeife meint. Oder das neumodische Liebesorakel, das à la Polonius aus den Wolken gelesen wird. Handelt es sich aber darum, den Pechvogel Heller oder den unnützen Erfinder Onkel Fritz zu kennzeichnen, so ist Hevesi unerschöpflich im Erdenken komischer Fatalitäten und unpraktischer Erfindungen. Ein specielles Lob verdient auch das Abenteuer der an der Form hängenden Miß Nigy, die bloß die Nothleine zieht, um sich von dem Schaffner einen Herrn vorstellen zu lassen, und wie diese schlaue Dame den Spaßvögeln, die sie fortärgern wollten, doch noch die Hölle heiß macht. Kurz, eine herzerfrischende Lectüre von Anfang bis zu Ende, die in den wundervollen Schilderungen z. B. der Vollmondnacht in Rothenburg, den scharf geschliffenen Facetten des Dialogs und dem ganzen künstlerisch ausgeglichenen Stil auch den literarischen Feinschmecker zu fesseln versteht. Nun aber genug der Kleinmeisterei der short story! Hevesi möge endlich einen großen Wurf versuchen! Der echte Wiener Roman ist trotz Uhl und Karlweis noch nicht geschrieben und harrt seiner Meisterhand.

Soennecken's Briefordner (Bonn, Soennecken) können wir nach längerem Gebrauch unseren Lesern als äußerst praktisch erdachte und geschmackvoll ausgeführte Erfindung bestens empfehlen. Zumal in Redactionen, wo es sich schon aus räumlichen Gründen um eine möglichst gedrängte und doch übersichtliche und bequeme Einordnung der Correspondenzen und Manuscripte handelt, werden die eleganten Bände und Mappen gute Dienste thun. Besonders möchten wir sie Autographensammlern empfehlen, da der für diesen Zweck obwaltende Uebelstand, daß die Briefe am Rande perforirt werden müssen, durch dazwischengelegte Umschläge leicht umgangen werden kann. Vielleicht läßt sich auch ein Mittel finden, um nach Art der Shannon-Register den umständlichen Locher als gesondertes Instrument unnöthig zu machen.

Wippchen's sämmtliche Berichte. Herausgegeben von Julius Stettenheim. (Berlin, Hermann Paetel.) — Der geniale Berichterstatter von Bernau weiß uns in diesem 6. Band mit bekannter Fixigkeit viel Neues und Unterhaltendes mitzutheilen. Er hat natürlich den deutschen Kaiser nach Petersburg, Kopenhagen, Stockholm, Rom und Neapel (im Geist) begleitet, und seine Phantasie schwelgt in den lebendigsten Erinnerungen. Aber auch von der ostafrikanischen Küste (in Bernau) meldet er höchst interessante Neuigkeiten, ohne darüber Samoa, Abessinien, den Fall Schnäbele u. A. aus den scharfblickenden Augen zu verlieren. Die kühnste Erfindungsgabe bewährt er aber auch diesmal beim Verlangen von Vorschüssen. „Der 1. April ist wie Hannibal vor der Thür", schreibt er an seine Redaction. „Da habe denn selbst ich, der ich im Grunde ein kreuzernster Mann bin, einen Scherz vor, für den ich um Ihre Unterstützung bitte. Ich sende Ihnen morgen einen Brief mit Werthangabe: Einliegend 50 Mark. Sie öffnen ihn und lesen: April! April! Die Bedeutung dieses Scherzes ist die, daß ich nur die Summe angegeben habe, welche ich von Ihnen als Vorschuß erbitte, den Sie mir alsbald um 10 Mark vergrößert schicken, und so sind wir Beide — verzeihen Sie das harte Wort! — düpirt."

Abhandlungen zu Shakespeare. Von Nicolaus Delius. (Berlin, Wiegandt & Schotte.) Gerade im gegenwärtigen Augenblicke dürfte diese neue billige Ausgabe der gediegenen Essays des scharfsinnigsten aller Shakespeare-Forscher willkommen sein. Sie erschienen zumeist im Shakespeare-Jahrbuch, und beide Theile sind hier zu einem stattlichen Bande vereinigt. Den Mode gewordenen Ausschreitungen der Bacon-Theoretiker und dem jüngsten Münchener Plan gegenüber, zu der primitiven Einrichtung des Globus-Theaters zurückzukehren, ist es ein wahrer Genuß, sich an der Hand eines besonnenen und tiefen Kenners über alle excentrischen Tifteleien und unfruchtbaren Experimente zu erheben. Wir empfehlen das geist- und kenntnißreiche Werk.

Mein Sonnenstrahl. Aufzeichnungen aus dem Nachlaß einer Schauspielerin. Novelle von Willy Abrie. (Frankfurt a. O., H. Oesterwitz.) — Eine anspruchslose Erzählung, gut erzählt und hübsch in der Charakterzeichnung, nur etwas gar zu dürftig in den Umrissen. Die Enthüllungen über des Lustspieldichters Verlobung, das Adoptivkind und das Wesen und Vorleben der Braut sind nicht genug vorbereitet und motivirt und wirken daher als unkünstlerische Effecthascherein. Aber auch in ihrer skizzenhaften Form wird die Novellette um ihrer sauberen, stimmungsvollen Durcharbeitung willen Anklang finden.

Digitized by Google

Inserate.

Vor Kurzem ist erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Erinnerungen aus meinem Leben.

Von

Friedrich Bodenstedt.

8°. 425 Seiten. Broschirt 6 Mk. Eleg. gebdn. 7 Mk.

Berlin W., Steglitzerstr. 90.

Allgem. Verein für Deutsche Litteratur.

Dr. Hermann Pactel.

Auflage 352,000; das verbreitetste aller deutschen Blätter überhaupt; außerdem erscheinen Uebersetzungen in zwölf fremden Sprachen.

Die Modenwelt. Illustrirte Zeitung für Toilette und Handarbeiten. Monatlich zwei Nummern. Preis vierteljährlich M. 1.25 = 75 Kr. Jährlich erscheinen: 24 Nummern mit Toiletten und Handarbeiten, enthaltend gegen 2000 Abbildungen mit Beschreibung, welche das ganze Gebiet der Garderobe und Leibwäsche für Damen, Mädchen und Knaben, wie für das zartere Kindesalter umfassen, ebenso die Leibwäsche für Herren und die Bett- und Tischwäsche 2c., wie die Handarbeiten in ihrem ganzen Umfange.

12 Beilagen mit etwa 200 Schnittmustern für alle Gegenstände der Garderobe und etwa 400 Muster-Vorzeichnungen für Weiß- und Buntstickerei, Namens-Chiffren 2c.

Abonnements werden jederzeit angenommen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. — Probe-Nummern gratis und franco durch die Expedition, Berlin W, Potsdamer Str. 38; Wien I, Operngasse 3.

C. F. Winter'sche Verlagshdlg. in Leipzig.

Soeben erschien in unserem Verlage:

Das Buch der vernünftigen Krankenpflege.

Praktische Winke und Belehrungen für Leidende und Genesende.

Von

weil. Prof. **Dr. Carl Reclam.**

Mit theilweiser Benutzung von hinterlassenen Aufzeichnungen desselben zu Ende geführt von

Dr. med. J. Ruff,

Redacteur der Zeitschrift „Gesundheit".

Mit 40 in den Text gedruckten Abbildungen.

8. geh. Ladenpreis 5 ℳ.

Vorstehendes, vom Autor unvollendet zurückgelassenes Werk, welches Herr Dr. med. Ruff unter Zugrundelegung der im handschriftlichen Nachlasse des Verstorbenen vorgefundenen Papiere und Aufzeichnungen zu Ende führte, kann gewissermaßen als Pendant resp. Ergänzung zu dem „Buch der vernünftigen Lebensweise" gelten und wird sich in Folge seines ansprechend und populär geschriebenen Inhaltes voraussichtlich viele Freunde erwerben.

Ferner, von demselben Verfasser:

Das Buch der vernünftigen Lebensweise.

Eine populäre Hygieine zur Erhaltung der Gesundheit und Arbeitsfähigkeit.

Dritte unveränderte Auflage.

8. geh.

Ladenpreis 5 ℳ. In Leinen geb. 5 ℳ 90 ₰.

Soeben erscheint im Verlage von S. Haessel in Leipzig in zweiter Auflage:

Der Klatsch.

Ein Roman aus der Gesellschaft.

Von

Theophil Zolling.

Zweite Auflage.

Preis geheftet 6 Mark, gebunden 7 Mark.

Verlag der **J. G. Cotta'**schen Buchhandlung.

A. von Humboldts ges. Werke

(Kosmos. Reise nach den Aequinoktialgegenden. Neu-Spanien. Ansichten der Natur. Cuba. Lebensbeschreibung.)

In neuer vorzüglicher Ausgabe. 30 Lief. à 50 Pf.

Probeheft durch alle soliden Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Soeben erschien in glänzender typographischer Ausstattung:

Leonardo da Vinci.

Lebensskizze und Forschungen

über sein Verhältniss zur

Florentiner Kunst und zu **Rafael.**

Von Dr. Paul Müller-Walde.

88 Seiten Text hoch 4° mit 47 Abbildungstafeln **Erste Lieferung.** und zahlreichen Text-Illustrationen.

Subscriptionspreis Mark **6.—.**

Das Buch bringt nicht nur einen Ueberblick über die gesammte unvergleichlich vielseitige Thätigkeit des gewaltigen Menschen, sondern auch zum **ersten** Male eine gründliche Verwerthung seiner zahlreichen Handzeichnungen und eine Geschichte seiner künstlerischen Jugendentwickelung, illustrirt durch Hunderte von Abbildungen. — Prospect auf Wunsch gratis.

G. Hirth's Kunstverlag in **München.**

Bad Reinerz

bei Glatz in Schlesien, klimatischer waldreicher ***Höhenkurort*** von 568 m. Seehöhe, besitzt drei kohlensäurereiche alkalisch-erdige ***Eisen-Trinkquellen, Mineral-, Moor-, Douche-Bäder,*** und eine ganz vorzügliche ***Molken-*** und ***Milch-Kuranstalt.*** Reinerz ist demnach angezeigt bei Tuberculose, chronischem Katarrh der Athmungsorgane und chronisch gewordenen Lungen- und Brustfell-Entzündungen; bei Anaemie und deren Folgezuständen, namentlich bei auf anaemischer Basis beruhenden Magen- und Darmcatarrhen, Hysterie und Neuralgie; endlich bei chronisch entzündlichen Leiden der weiblichen Sexualorgane und bei Herzkrankheiten ohne tiefere Compensationsstörung. **Saison vom 1. Mai bis 1. October.**

Die in jeder Buchhandlung zur Ansicht ausliegende reich. illustrirte No. 24 aus der Collection der Europ. Wanderbilder — Preis 50 ₰ und Woerl's Reisehandbücher, Führer durch Bad Reinerz und Umgegend, besagen das Nähere. Prospecte unentgeltlich.

Prof. Dr. Schweninger's

Sanatorium in Heidelberg.

Streng individuelle Behandlung für alle Formen chronischer Kreislauf- und Ernährungsstörungen (Herz-, Leber-, Magen-, Darm-, Nieren-, Unterleibsleiden, Hämorrhoiden, Gicht, Diabetes, Rheumatismus, Muskel- und Gelenkaffectionen, Migräne, Neurasthenie etc. etc.) unter persönlicher Oberleitung des Herrn Prof. Dr. Schweninger.

Ausgezeichnet gesunde Lage am Walde in halber Bergeshöhe über dem Neckar und in unmittelbarer Nähe des herrlichen Parkes der Heidelberger Schlossruine.

Aerztliche Anfragen beliebe man nach Berlin an Herrn Professor Dr. Schweninger, Zimmerstrasse 100, zu richten, alle anderen Anfragen an die Direction des Sanatoriums in Heidelberg.

Herr Professor Dr. Schweninger ist im Sanatorium zu Heidelberg regelmässig jeden ersten Sonnabend im Monat zu Konsultationen anwesend.

Spät erblüht. Aufgefundene Gedichte von **Ernst Moritz Arndt.** Herausgegeben von *A. von Freydorf.* Mit einem Vorwort von *Victor von Scheffel* in Handschrift. Elegant gebd. in Goldschnitt ℳ 2.40.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Interess. Zeitbroschüren

nimmt eine ältere thätige Leipziger Verlagsbuchhandlung in Debit oder eigenen Verlag. Offerten sub L. E. 1000 durch die Exp. d. Bl. erbeten.

Redaction: Berlin S.W., Möckernstr. 67.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Expedition: Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.

Digitized by Google

№ 18. Berlin, den 4. Mai 1889. Band XXXV.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von **Georg Stilke** in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Socialdemokratie und Socialistengesetz. Von P. Asmussen. — Die Steuerbelastung von Berlin und Wien. Von J. Imalis. — **Literatur und Kunst:** Nausikaa's Abstammung. Von Carus Sterne. — Der Kampf um die Seligkeit. Von P. Michaelis. — Der Schwanengesang von Octave Feuillet. Von Heinz Tovote. — Ein Wörterbuch des deutschen Verwaltungsrechtes. Von * — **Feuilleton:** Ein Muttermörder. Von Ola Hansson. Aus dem schwedischen Manuscripte übersetzt von M. Herzfeld. — **Aus der Hauptstadt:** Wilhelm Trübner-Ausstellung. Von G. M. — Notizen. — Inserate.

Socialdemokratie und Socialistengesetz.

Von P. Asmussen.

Kaum kann man in unseren Tagen eine Zeitung in die Hand nehmen, ohne darin Erörterungen über das neu zu erlassende Socialistengesetz oder vielmehr über die in Aussicht stehende Novelle zum Straf- und Preßgesetz zu finden. Namentlich zieht man die Stellung der nationalliberalen Partei zu derselben in Erwägung. Die Sache hat in doppelter Hinsicht ihre Berechtigung. Erstens sind es in erster Linie die Nationalliberalen, die erklärt haben, für eine Verlängerung des bestehenden Socialistengesetzes nicht stimmen zu können. Zweitens hängt das Zustandekommen dauernder Strafbestimmungen gegen die socialdemokratischen Umtriebe hauptsächlich von der Stellungnahme der Nationalliberalen ab. Augenblicklich ist über den Inhalt der Novelle kaum etwas Sicheres bekannt. Die Erörterungen der Presse bewegen sich fast ausschließlich auf dem Gebiete der Muthmaßungen, die wenig oder gar keinen reellen Werth haben.

Die Socialdemokraten selbst versuchen mit allen Mitteln sophistischer Beweisführung den Nachweis zu liefern, daß alle Maßnahmen gegen die Socialdemokratie nutzlos seien. Sie berufen sich darauf, daß unter dem Drucke des bestehenden Gesetzes die Mitgliederzahl der Partei stetig zugenommen habe, prophezeihen den Sieg der Socialdemokratie, der die Zukunft gehöre. Aber eben dieses mühevolle Zusammentragen von Beweisstücken bürgt am sichersten dafür, daß es den Parteiführern etwas schwül zu werden anfängt und daß ihnen die geplanten Maßnahmen der Regierung durchaus nicht so gleichgültig sind, wie sie sich den Anschein geben möchten. Wie es mit dem Zuwachs der Partei steht, kann mit Sicherheit nicht angegeben werden. Bei den Wahlen vereinigen ihre Candidaten ja häufig genug mehr Stimmen auf sich, als das vor 10 Jahren der Fall war. Aber es muß doch auch anerkannt werden, daß keine Partei angestrengtere Wahlagitationen betreibt, als die socialdemokratische. Es muß ferner anerkannt werden, daß gerade bei den Socialdemokraten die Parteidisciplin die denkbar schärfste ist, so daß jeder Parteigenosse wählen muß. Da dies aber erst in den letzten Jahren so scharf betrieben worden ist, braucht man der Anzahl der bei den Wahlen zu Gunsten der Socialdemokratie abgegebenen Stimmen gar keine so große Beweiskraft zuzutrauen. Hat die Socialdemokratie an einigen Orten Anhang gewonnen, so können wir auf das Bestimmteste versichern, daß anderswo die Zahl der Socialdemokraten im Rückgang begriffen ist.

Das mag allerdings nicht lediglich, vielleicht nicht einmal in erster Linie Frucht des Socialistengesetzes sein. Es ist schon oft nachgewiesen worden, daß eine praktische Durchführung der socialdemokratischen Ideen gar nicht möglich ist oder wenigstens in kürzester Frist einen Kampf Aller gegen Alle im Gefolge haben müßte. Im ersten Augenblick übersieht man das leicht, sieht nur die mit den kräftigsten Farben herausgestrichenen Lichtseiten der socialdemokratischen Ideale. Aber wer gewohnt ist, der Sache auf den Grund zu gehen, findet auch die Schattenseiten, sieht, daß sie sich auch mit dem besten Willen nicht wegräumen lassen, und wendet leicht einer Partei den Rücken, die nichts hat als Ideale, deren Durchführung das Volk in's Verderben stürzen würde. Andere wenden sich enttäuscht ab von einer Partei, deren Führer dem kleinen Mann wohl goldene Berge versprechen, aber Nichts halten. Da ist es doch mit der Socialpolitik unserer Regierung eine andere Sache. Ein gemächliches Leben wird da dem Arbeiter nicht versprochen, aber doch eine einigermaßen sorgenfreie Existenz. Freilich muß er selber auch etwas dazu thun, muß arbeiten und sparen, so lange er kann. Aber wenn Krankheit oder Unfall ihn treffen, wenn er invaliditäts- oder altershalber arbeitsunfähig geworden ist, so kann ihm doch eine Unterstützung zu Theil werden, die ihn vor dem ärgsten Mangel schützt. Freilich ist es leicht, die Fehler und Mängel der Vorlagen zu bekritteln. Eine Materie, die legislatorisch noch niemals bearbeitet worden ist, kann nicht gleich das erste Mal mustergültig bearbeitet werden. Aenderungen und Verbesserungen können an der Hand praktischer Erfahrungen immer noch angebracht werden. Und gerade die Socialdemokraten, die sich ja doch als alleinige Arbeiterfreunde geberden, sollten doch keinem Gesetze feindselig gegenüberstehen, welches zum Besten der Arbeiter gegeben wird, nur weil es einige Fehler hat. Sonst könnten sie es vielleicht erleben, daß die Arbeiter ihnen in Masse als falschen Freunden den Rücken wenden.

Nun üben sie ja freilich eine so bedeutende Agitation aus und wissen ihre Handlungsweise so geschickt zu rechtfertigen, daß ein Massenabfall der Arbeiter jetzt noch wenig Wahrscheinlichkeit hat. Um dieser Agitation, um den staatsgefährlichen, ja gemeinschädlichen Umtrieben der Socialdemokratie zu wehren, sind besondere Strafgesetzartikel gegen sie nöthig. Die Socialdemokraten freilich bestreiten neben der Wirksamkeit die Zulässigkeit solcher Strafbestimmungen. Ob die neuen Bestimmungen wirkungsvoll oder wirkungslos sein werden, können sie freilich mit Sicherheit nicht angeben. Ihre Behauptungen in dieser Hinsicht sind lediglich vom Parteistandpunkte gefärbte Hypothesen. Daß unter dem bestehenden Gesetze die Socialdemokratie nicht merklich zurückgegangen ist, will wenig sagen.

Digitized by Google

Einmal lag es den Socialdemokraten gar sehr daran, der Regierung zu zeigen, daß ihre Zahl eher im Steigen, als im Fallen begriffen sei. Denn nur unter der Bedingung konnten die Agitatoren hoffen, einmal das Gesetz los zu werden, wenn es ihnen nämlich gelang, der Regierung die Nutzlosigkeit desselben zu beweisen. Zu dem Zwecke eben wurde die Parteidisciplin auf die Spitze getrieben. Sodann konnten die Parteiführer ihren Anhang immer auf bessere Zeiten vertrösten. Das Socialistengesetz mußte von Zeit zu Zeit in Bezug auf seine Gültigkeitsdauer verlängert werden. Da war denn ja die Hoffnung wohlbegründet, es möchte einmal ein Reichstag zusammenkommen, der von solcher Verlängerung nichts wissen wolle. Dann aber wäre in der That die Regierung ohne Schutz und die Socialdemokratie hätte einen gewaltigen Sieg zu verzeichnen. Dem vorzubeugen, haben die Nationalliberalen erklärt, einer weiteren Verlängerung des Socialistengesetzes nicht zustimmen zu können, und nicht etwa, weil sie das bestehende Gesetz in einer oder der anderen Weise für eine Ungerechtigkeit halten.

Die Socialdemokraten reden freilich mit Vorliebe von großem Unrecht, welches ihnen angeblich zugefügt wird, und verlangen gleiches Recht mit anderen politischen Parteien, indem sie vorgeblich nur die berechtigten Interessen der Arbeiter vertreten und alle Verbindungen mit Nihilisten und Anarchisten von der Hand weisen. Dagegen kann die auswärtige rothe Internationale es nicht unterlassen, in der deutschen Socialdemokratie eine Verbündete zu begrüßen. Wäre in der That die Socialdemokratie Vertreterin der berechtigten Interessen des Arbeiterstandes, so wäre es ein schreiendes Unrecht, sie unterdrücken zu wollen. Die berechtigten Interessen des Arbeiterstandes wollen wir schonen und pflegen. Es ist für Jedermann leicht einzusehen, daß der, der es mit dem Arbeiter wohl meint, die Pflicht hat, ihm seine Lage vom günstigsten Gesichtspunkte aus zu zeigen, um ihn zufrieden zu machen mit seinem bescheidenen Schicksal und willig, die Mühen und Entbehrungen zu ertragen, ohne die es für ihn nun einmal nicht abgeht. Statt dessen malt der socialdemokratische Agitator dem Arbeiter seine Lage mit den schwärzesten Farben, schildert ihm dieselbe als unerträglich, lehrt ihn neiderfüllt hinblicken auf seine bessergestellten Mitmenschen und predigt ihm, daß er es annähernd ebenso gut haben könne, wenn er vor keinem Mittel zurückschrecke, auch vor der Gewalt nicht.

Ist das Arbeiterfreundschaft und Vertretung der berechtigten Interessen des Arbeiterstandes? Soviel müssen die socialdemokratischen Agitatoren doch wohl von der Sache verstehen, daß sie einsehen können, wie wenig Aussicht auf Erfolg die sociale Revolution in Deutschland hat. Wozu denn den Klassenhaß erwecken und den Samen der Zwietracht ausstreuen und den Arbeiter in der That erst unglücklich machen? Und würde auch die sociale Revolution siegreich zur Durchführung gelangen, so wäre damit erst recht das Elend für den Arbeiter da. Die gepriesene Freiheit im socialdemokratischen Musterstaat ist ja die härteste Sclaverei, die man sich denken kann. Oder wie soll man es sonst nennen, wenn dem Fleißigen der Lohn seines Fleißes genommen wird, und er nicht mehr bekommt, als für seines Lebens Unterhalt erforderlich ist, d. h. genau soviel als sein fauler Nachbar? Wer wird unter solchen Verhältnissen noch Lust und Trieb zur Arbeit haben? Die Socialdemokraten behaupten gern, der Arbeiter werde heutzutage vom Arbeitgeber zur Maschine degradirt, vergessen aber, daß in ihrem Idealstaate es nur noch Maschinen geben kann und soll; denkende Menschen sind da überflüssig, Menschen, die im Guten und Bösen einen eigenen Willen haben, unbrauchbar. Wer es mit dem Arbeiter und seinen Interessen wohl meint, bewahre ihn vor der Agitation der Socialdemokraten.

Nun sagen die Herren wohl: Jede politische Partei hat ihr Programm, sucht dasselbe möglichst genau durchzuführen und für dasselbe Anhang zu erobern; dasselbe wollen wir auch, und wenn wir mit Gewalt daran gehindert werden, so thut man uns Unrecht. So stimmt aber die Sache denn doch nicht. Die anderen Parteien stehen entweder auf dem Boden der Verfassung oder es sind Localparteien, die nur in bestimmt abgegrenzten Landestheilen Anhang gewinnen können, wie Dänen, Elsässer, Polen und Welfen. Diese Letzteren können nie in so großer Anzahl in die Parlamente kommen, daß sie dem Staate und seinem Gedeihen ernstlichen Schaden zufügen könnten. Das ist mit den Socialdemokraten ganz anders. Wollte man sie ungestört fortagitiren lassen, so hieße das doch, einer gewerbsmäßigen Verhetzung der unteren Gesellschaftsklassen gegen die oberen Thür und Thor öffnen und den socialen Frieden muthwillig stören lassen. Daß eine Neuordnung der Dinge im socialdemokratischen Sinne nur erfolgen kann, wenn alle bestehende Ordnung einfach über den Haufen gerannt ist, also nach einer Revolution, deren Schrecken alles Dagewesene in den Schatten stellt, können auch die Socialdemokraten, wenn sie aufrichtig sein wollen, nicht leugnen. Daß also ihre Bestrebungen im wahrsten Sinn des Wortes gemeingefährliche sind, kann nicht geleugnet werden. Welcher Hausvater aber wird es dulden, daß in seinem Hause gegen seine Autorität agitirt wird? So darf aber auch die Staatsleitung es nicht dulden, daß eine Partei ungestraft gegen den Fortbestand des Staates arbeitet und Ziele verfolgt, denen der friedliebende Bürger nicht ohne Grauen nachzudenken vermag. Wenigen Schreihälsen zu Liebe kann kein Staat eine Politik des Selbstmords treiben. Hinausweisen können wir unsere Socialdemokraten nicht, denn sie sind Bürger unseres Staates. So müssen wir Gesetze machen, auf Grund derer es uns möglich ist, ihnen das Maul zu stopfen. Denn wessen sie fähig sind, wenn man sie gewähren läßt, das haben wir mehr als einmal, z. B. in Belgien, gesehen. Aehnliche Auftritte werden in Deutschland nicht gewünscht.

Nun kann und soll ja nicht geleugnet werden, daß es mit einem Gesetz gegen die Bestrebungen der Socialdemokratie seine großen Schwierigkeiten hat. Ueber die zu wählende Form mag man noch so verschiedener Ansicht sein, praktisch wird die Sache doch immer darauf hinauslaufen, dem Preß- und Strafgesetz eine solche Ausdehnung zu geben, daß die Bestrebungen der Socialdemokraten nach diesen Gesetzen strafbar werden. Nun sind aber zwei Klippen vorhanden, an denen das Gesetz scheitern könnte; zwei Dinge, die vermieden werden müssen, wenn das Gesetz nicht Unschuldige mit den Schuldigen treffen soll; zwei Dinge, die, wir räumen es gern ein, gerade bei diesem Gesetz nicht ganz leicht zu umgehen sind: das Gesetz darf die berechtigten Interessen der Arbeiter nicht schädigen, und es darf nicht gegen jede Opposition gebraucht werden können.

Es ist ja eine bekannte Thatsache, daß sich allenthalben, wo Arbeitgeber und Arbeitnehmer über irgend eine Sache verschiedener Meinung sind, die Socialdemokraten hinzudrängen, indem sie ihre Sache mit der der Arbeiter identificiren. Differenzen solcher Art können und sollen nicht vermieden werden, nur müssen sie ruhig verlaufen, denn daß lärmende und friedliche Bürger beunruhigende Demonstrationen nach besten Kräften unterdrückt werden müssen, versteht sich. Und wenn ein Zusammenstehen zu Schutz und Trutz heute allen Gesellschaftsklassen gleichsam geboten ist, so ist das nicht in letzter Linie den Arbeitern noth und darf ihnen nicht verboten werden. Für die Arbeiter aber erwächst die dringende Pflicht, in allen solchen Fällen die Einmischung der Socialdemokraten abzuweisen, um nicht unter dem auf diese ausgeübten Druck mit leiden zu müssen. Die Gesetzgeber aber dürfen auch nicht in jeder Arbeiterbewegung eine socialistische Strebung wittern und den Arbeiter seiner Rechte berauben. Das würde ja den Socialdemokraten Recht geben, wenn sie die Arbeiter als Unterdrückte bezeichnen. Das würde die Wirkung des Gesetzes aufheben und die Arbeiter gerade in hellen Haufen in's Lager der Socialisten treiben.

Andererseits aber darf die Preßgesetznovelle namentlich nicht so ausgedehnt und zugespitzt werden, daß jedes oppositionell gehaltene Preßproduct strafrechtlich verfolgt werden kann. Das wäre ja thatsächlich das Ende der Preßfreiheit, deren Beseitigung auch noch so loyal Gesonnene nicht wünschen können. Das ist ja wahr, wir haben gewiß Alle einmal unmuthvoll geäußert, nachdem wir einen uns nicht passenden Artikel gelesen hatten: Wenn man doch dieser Presse einen Maulkorb

Digitized by Google

anlegen könnte! Aber im Ernst wird doch wohl Keiner wünschen, daß ein solcher Maulkorb in Anwendung komme. Keine Partei kann ja von sich behaupten, mit der Regierung in allen Punkten einer Meinung zu sein, und wenn sie es heute wäre, so könnte doch vielleicht schon morgen ein Streitfall gefunden werden. Keine Partei wird wünschen, mundtodt gemacht zu werden, sobald sie sich mit der Regierung einmal verschiedener Meinung weiß. Ja, die Regierung selbst hat ein Interesse daran, auch einmal eine von ihr vertretene Sache in anderer Beleuchtung zu sehen. Und wenn auch hin und wieder einmal Ausdrücke fallen, die sie gerne nicht gehört oder gelesen hätte, so muß das als ein nothwendiges Uebel hingenommen werden. Opposition muß sein und wird bleiben, und wer in seiner Opposition nicht Maß zu halten versteht, richtet sich selbst. Eine Handhabe geben, kraft derer jegliche Oppositionsäußerung strafbar sein kann, wird Niemand wollen. In solchen Fällen muß man auch an die Zukunft denken. Was heute ein Spiel ist, kann über kurz oder lang blutiger Ernst werden.

Die Steuerbelastung von Berlin und Wien.

Von J. Imalis.

Die Steuern sind die Spuren, welche die Staatenbildung bei den Völkern im Laufe der Geschichte zurückgelassen hat. Diesen Ausspruch eines geistreichen Schriftstellers möchte ich auch auf die Entwickelung der Städte ausdehnen und damit den interessanten Vergleich, den sich jüngst ein Autor in einem vielbesprochenen Werke*) zum Gegenstande seiner Untersuchung gewählt hat, rechtfertigen. Wiewohl schon längst der Strom der Zeit die frühere Rivalität zwischen Preußen und Oesterreich verwischt hat, ist es gerade die Gegenwart, die den Kampf um den kulturellen Vorrang unter ihren Hauptstädten gezeitigt hat. Es dürfte demnach nicht unzeitgemäß erscheinen, die Bedingungen zu untersuchen, welche die Kultur in dem mächtig aufstrebenden Berlin begünstigen resp. den Hinweis auf einen angeblichen Rückgang Wiens als begründet erscheinen lassen. In einem Vergleiche der Steuerbelastung wäre allerdings ein Mittel gegeben, worin sich der Unterschied im Laufe der Dinge dieser beiden Städte abspiegeln würde. So erscheint uns die Aufgabe, die sich Dr. Munk gestellt hat, als eine höchst verlohnende. Von einer Arbeit, bei der sich der Verfasser die Ziehung einer Parallele zwischen der Steuerbelastung zweier Städte zum Gegenstande gemacht hat, können wir mit Recht die Berührung nachstehender drei Gesichtspunkte erwarten. Es soll von den gefundenen Zahlen auf die Ursachen, die zu ihrer Bildung beigetragen haben, zurückgegangen werden, wodurch aus der Vergleichung der Zahlen für beide Städte zugleich eine Parallele jener Verhältnisse entstehen würde, die zur Bildung dieser Zahlen beigetragen haben. Es müßte ferner die Aenderung der Zahlen in der einen Stadt mit dem Wechsel derselben in der anderen verglichen werden, wobei sich oft herausstellen könnte, daß es derselbe Umstand gewesen ist, der eine verschiedene Alteration in beiden Zahlenverhältnissen hervorgerufen hat, und schließlich würden diese Zahlen und die für sie gefundenen Erklärungsgründe geradezu zu positiven Vorschlägen, als gewonnene Resultate der verglichenen Zahlen und der sie bildenden Umstände, zwingen.

Betrachten wir nun, wie Dr. Munk diesen Forderungen entspricht. Zum Verständniß unserer Auseinandersetzung müssen wir aber noch früher hinzufügen, daß Dr. Munk seinem Vergleiche der Belastung der in Frage stehenden Städte ein Steuersystem zu Grunde legt und an der Hand der einzelnen Steuern die für dieselben in beiden Städten für den Zeitraum 1876 bis 1886 jährlich entfallenden Beträge angibt. Dabei hat sich derselbe nur zu sehr an den Ausdruck Steuer gehalten und daher manche Belastungsformen außer Acht gelassen, die zwar nicht den Namen von Steuern führen, die aber doch von ihren Trägern als Steuerlast empfunden werden. Wir meinen hier die Zahlenlotterie, welche in Niederösterreich allein ca. 4 Mill. Gulden jährlich einträgt, die zum überwiegendsten Theil als eine Belastung Wiens betrachtet werden müssen.

Ebenso wenig ist der Militärtaxe, welche ganz die Natur einer Steuer hat, gedacht, während die Gebühren zwar erwähnt, deren Vergleichung aber von vornherein abgelehnt wird, weil hierfür keine amtliche Statistik vorgefunden wurde, und weil sie zum Theil von der auswärtigen Bevölkerung getragen werden sollen.

Wenn wir nun das System der Steuern, wie es uns Dr. Munk für beide Städte vergleichend vorlegt, der Reihe nach durchgehen, finden wir, daß dort nur hier und da die Folgen, die durch die Höhe der Belastung bewirkt werden, hervorgehoben, aber noch seltener die Umstände gezeigt werden, welche die Gestaltung dieser Zahlen verursachten. Zwar wird hier der Vergleichung der Zahlencolonnen eine kleine Auseinandersetzung über Natur und Wesen der einzelnen Steuerarten vorausgeschickt und dieselbe an das Jahres- und Tagesdatum ihrer gesetzlichen Entstehung geknüpft, wobei dieselben oft auch in bereits überwundenen Entwickelungsstadien vorgeführt werden; allein damit sind die eigentlichen Ursachen der Bildung dieser Zahlen nicht gegeben, da dieselben nicht nur finanzgeschichtlicher, sondern in letzter Reihe auch welthistorischer Natur sind. Das wäre das Moment gewesen, auf welches bei der Forschung nach den Ursachen der Höhe der Steuerbelastung beider Städte zurückzugreifen gewesen wäre; dieses hätte uns die Abnormität der Belastungshöhe Wiens gegenüber Berlin erklärt, während wir jetzt vergebens nach dem Warum der Ungünstigkeit der Steuerverhältnisse in Wien spähen.

Die nicht genügende Beachtung des welthistorischen Moments muß natürlich auch bei dem von uns gezeigten zweiten Punkte sich fühlbar machen, indem die Darstellung des Wechsels in den Verhältnissen die vollste Würdigung des Bestehenden zur Voraussetzung hat.

Was das Resultat anbelangt, welches Dr. Munk aus dem Vergleiche zieht, so besteht dasselbe in dem Hinweise auf die Nothwendigkeit der Reform der staatlichen Steuern in Oesterreich. In der That führt derselbe eine Reihe von Zahlen vor, die die Richtigkeit dieses Resultates nicht nur in seiner Allgemeinheit bestätigen, sondern auch wichtige Anhaltspunkte für die Art und Weise der vorzunehmenden Reform gewähren.

So finden wir hier vor Allem, wenn wir die Ergebnisse der Steuerstatistik für das Jahr 1885 in beiden Städten vergleichen, daß die Steuereinnahmen Wiens sich auf fast ebenso viel Gulden als die Berlins an Mark belaufen. Die gesammten staatlichen und Communalsteuern betrugen nämlich in Wien 53,474,105 fl. 71 kr., in Berlin 53,630,689 Mk. 41 Pf., was mit Rücksicht auf den Umstand, daß die Zahl der Bewohner Wiens ohne Vororte bloß zwei Drittel so groß, als die von Berlin ist, um so mehr den Nachtheil, in dem sich die Wiener gegen die Berliner befinden, illustriren würde. Wenn wir aber bedenken, daß die Höhe der Besteuerung Oesterreichs gegenüber Preußen kein Product der Willkür, sondern zwingender welthistorischer Momente ist, so werden wir in Hinblick darauf, daß dieselben in unserem Jahrhundert für Oesterreich nicht gerade als günstig bezeichnet werden können, schon zum voraus darauf gefaßt gewesen sein, in Wien eine höhere Besteuerung als in Berlin zu finden. Will der österreichische Staat die Coupons seiner Milliardenschuld pünktlich einlösen und dabei den Kulturaufgaben eines europäischen Staates nachkommen, so wird er nicht anders können, als in den Säckel der Steuerträger etwas tiefer hineinzugreifen, als dieses in Staaten mit wenig drückender Schuldenlast, wie Preußen, geschieht. Der diesbezügliche Vortheil Preußens gegenüber Oesterreich tritt trotz seiner effectiv nicht viel geringeren Staatsschuld in der Thatsache hervor, daß die Einnahmen der preußischen Staatseisenbahnen, welche Preußen eine neue Schuldenlast von 1297 Millionen Mark brachten, nicht allein die gesammte

*) Dr. Leo Munk, Die Steuerbelastung der Reichshauptstädte Wien und Berlin in vergleichender Darstellung. Wien, Alfred Hölder.

Digitized by Google

preußische Staatsschuld in der Höhe von 5756½ Millionen und den auf Preußen entfallenden Antheil der Reichsschuld im Betrage von 600 Millionen verzinsen, sondern auch noch einen Ueberschuß von 90 Millionen jährlich erübrigen.

Wir werden es unter diesen Verhältnissen begreiflich finden, daß Berlin weniger belastet als Wien erscheint; aber auch den Umstand, daß die Hauptstadt Oesterreichs 5,77 Mal, die von Preußen aber nur 2,02 Mal so stark zur Steuerleistung als die übrige Bevölkerung herangezogen wird, kann man keinesfalls als ein Wien willkürlich auferlegtes privilegium odiosum betrachten. Dieser Umstand wird vielmehr am richtigsten dadurch erklärt werden, daß die Steuerfähigkeit Preußens eine viel homogenere als die Oesterreichs ist, in dessen Reichsrathe häufig genug Klagen über die Passivität einzelner Länder laut werden. In Oesterreich wie in Preußen muß eben die Steuerpolitik darauf bedacht sein, den etwaigen Ausfall in Provinzen von geringerer Steuerkraft durch stärkere Heranziehung der reicheren auszugleichen. So betrachtet, bedeuten die eben angeführten Zahlen bloß das Verhältniß der Steuerfähigkeit der Hauptstädte gegenüber dem übrigen Reiche. Für Wien aber würde sich die Höhe der Steuerlast im Vergleich zu Berlin bedeutend reduciren, wenn wir die gesammte Steuerlast Wiens sammt der mit demselben eine wirthschaftliche Einheit bildenden Vororte in Betracht ziehen könnten. Leider hat Dr. Munk der Steuerbelastung Berlins in seiner ganzen Extension mit einer Einwohnerzahl von 1,097,000 die Steuerbelastung des bloß zur Commune Wien gehörigen Gebietes mit 705,668 Einwohnern gegenübergestellt, wodurch demselben beim Umstande, daß das Centrum einer Großstadt immer stärker als die Peripherie besteuert erscheint, wohl noch vor seiner statistischen Untersuchung die höhere relative Belastung Wiens gegeben sein mußte. Das bezügliche Ergebniß seiner Untersuchung ist, daß auf Wien 71 fl. 88 kr. per Kopf an staatlichen und communalen Steuern entfallen, während diese Zahl in Berlin sich auf 41 Mk. 97 Pf. = 25 fl. 18 kr. herabdrückt. Wie sehr sich aber auch die relative Belastung von Wien reduciren würde, lehrt uns die auch von Munk bloß mit 54 fl. 96 kr. angesetzte Steuerquote für jenes kleine Wiener Communalgebiet, welches außerhalb der Verzehrungssteuerlinie liegt (Favoriten, X. Stadtbezirk). Bei Betrachtung der Gesammteinnahmen der beiden Städte im Jahre 1885 weist Munk auf die Unbilligkeit des Vertheilungsverhältnisses zwischen Staat und Commune in Wien hin. Während sich nämlich die Theilung der Steuern zwischen Commune und Staat in Berlin im Verhältnisse von 51,88 : 48,12 vollzog, mußte sich Wien trotz seines größeren Agendenkreises, und trotzdem daß daselbst die Geschäfte des übertragenen den eigentlichen Wirkungskreis bei Weitem überragten, mit dem ungünstigen Theilungsverhältnisse von 21,70 : 78,30 begnügen. Zur Illustration des Mißverhältnisses der Einnahmen zu den Agenden der Commune Wien werden die Resultate der Scheidung der Geschäftsstücke nach ihrer Zugehörigkeit zu dem natürlichen und übertragenen Wirkungskreise vorgeführt, wonach nur 26,1 Proc. dem ersteren, 73,9 Proc. aber dem letzteren angehören. Allein angesichts der von Dr. Munk mit 1,038,158 fl. ö. W. bezifferten Kosten des übertragenen Wirkungskreises der Gemeinde Wien kann man, selbst wenn man diese Summe von den Communalsteuern derselben per 11,604,872 fl. ö. W. abzieht, noch keinesfalls zu dem Resultate kommen, daß sich die Verwaltung der Wiener Stadtgemeinde bei ihren im Verhältnisse zu Berlin geringeren Mitteln Beschränkungen aufzuerlegen gezwungen sei. Es kamen nämlich auf Berlin mit 1,097,000 Einwohnern (1885) 27,823,891 Mk. 21 Pf. = 16,694,335 fl. 13 kr. ö. W. Communalsteuern, während auf Wien mit seinen 705,668 Einwohnern 11,604,872 fl. ö. W. entfielen. Wenn wir die angeführten Kosten des übertragenen Wirkungskreises per 1,038,158 fl. von der Wiener Communalsteuereinnahme per 11,604,872 abziehen, so verbleiben noch immer 10,566,714 fl. ö. W., eine Summe, die bei Anlegung des Berliner Maßstabes durchaus in richtigem Verhältnisse zur Einwohnerzahl Wiens steht.

Anders verhält es sich mit der Vertheilung der Steuersumme auf die Klassen der Steuerträger, wobei allerdings eine Ungerechtigkeit der Steuervertheilung in Wien gegenüber Berlin prägnant hervortritt. Müssen wir auch aus den früher angeführten Gründen im voraus auf eine Herabminderung des Ausgabeetats und daher auch auf eine Herabsetzung der Belastungshöhe in Oesterreich verzichten, so stehen doch die für die einzelnen Steuern in Wien gefundenen Zahlen so wenig im Verhältnisse zur Steuerfähigkeit ihrer Träger, daß sie geradezu zu einer Reform herausfordern. Ist es nun einmal das Schicksal der österreichischen Staatsbürger, stärker zur Steuerleistung als ihre preußischen Nachbarn herangezogen zu werden, so ist es desto mehr Pflicht der Gesetzgebung, dafür zu sorgen, daß hier der Idee der Gleichmäßigkeit der Steuerbelastung mehr Rechnung getragen werde, als dies bis heute der Fall war, indem bei so hoher Steuerbelastung jede Ungerechtigkeit in der Steuervertheilung desto schwerer empfunden wird.

Wenn wir von diesem Gesichtspunkt aus die beiden in Frage stehenden Städte vergleichen, so finden wir, daß in Wien die indirecten Steuern 40 Proc. der Gesammtbesteuerung betragen, während sie in Berlin bloß 16 Proc. ausmachen. Trafen wir also in Wien eine ungewöhnlich starke Belastung der unteren Volksschichten, so finden wir auch, daß überdies hier der mobile Besitz im selben Maße weniger zur Steuerleistung als in Berlin herangezogen wird. Es betrugen nämlich die staatlichen und communalen Erwerbs- und Einkommensteuern in Berlin 24,537,122 Mk. 19 Pf., also circa 49 Proc. der Gesammtsteuereinnahme, während sie in Wien für dasselbe Jahr bloß 13,224,173 fl. 17 kr., also nur 26 Proc. der Gesammtbelastung per 53,414,105 fl. 71 kr. ausmachten. Erwägt man noch den Umstand, daß die wie indirecte Steuern wirkenden Immobiliarsteuern in Wien fast ebensoviel als in Berlin, nämlich beinahe 40 Proc. der Gesammtbelastung übernehmen müssen, so werden wir es der österreichischen Regierung doch nicht verübeln, wenn sie dem Drängen der Commune Wien auf Einbeziehung der Vororte in ihre Verwaltung bis jetzt widerstanden und so den unteren Volksschichten und speciell dem Arbeiterstande in den Vororten gleichsam ein Asyl erhalten hat, wohin er sich vor der enormen Belastung innerhalb des Liniengebietes flüchten kann. Nach einer von Haus zu Haus vorgenommenen Erhebung sollen in den unmittelbar neben der Stadt Wien gelegenen Vororten 3469 Gewerbeunternehmer und 50,898 Arbeiter mehr wohnen, als daselbst ihren Beruf ausüben.

Damit sind wir bei einem Punkte angelangt, der auch Dr. Munk zum Vergleich der Steuerbelastung Wiens mit der von Berlin veranlaßt haben dürfte. Die aus der Gegenüberstellung der Steuercolonnen von Wien und Berlin für die erstere sich ergebende unverhältnißmäßige Belastung, sollte ein unwiderlegliches Argument für das Bedürfniß der Aufhebung der Verzehrungssteuerlinien bilden. Wenn nicht der Mangel an officiellem Material, so dürfte gerade dieser Umstand es gewesen sein, der ihn veranlaßt haben mochte, die Steuerverhältnisse der wirthschaftlich zu Wien gehörigen Vororte außer Betracht zu lassen, da sich bei Berücksichtigung derselben die Steuerverhältnisse Wiens Berlin gegenüber zwar noch immer ungünstig, aber nicht so sehr exorbitant erwiesen hätten.

Wenn von diesem Gesichtspunkte aus auch die Arbeit des Dr. Munk als tendenziös erscheinen könnte, so muß doch auch andererseits das praktische Verdienst desselben hervorgehoben werden, zum ersten Male durch Vergleichung der Steuerlast der beiden in Frage stehenden Städte den für die Lösung der Wiener Liniensteuerfrage maßgebenden Factoren ein vergleichendes Ziffernmaterial geboten zu haben, das fortan in dieser Richtung bestimmend wirken dürfte.

Digitized by Google

Literatur und Kunst.

Nausikaa's Abstammung.

Von Carus Sterne.

Hermann Schreyer's jüngst in Berlin zur Aufführung gelangtes Drama „Nausikaa" bestätigt von Neuem die merkwürdige Anziehungskraft, welche diese Gestalt zu allen Zeiten auf empfängliche Gemüther und besonders auf die Dichter ausgeübt hat. Merkwürdig schon deshalb, weil der Homerischen „Nausikaa" die epische oder dramatische Entwickelung, welche unsere tiefere Theilnahme erregen könnte, fehlt, weil sie wie ein nur von einem flüchtigen Gefühl belebter Schatten vor unseren Augen vorübergleitet. Nicht ein oft wiederholtes Lauschen auf die Erzählung seiner Thaten und Abenteuer hat Nausikaa, wie Desdemona, dämonisch an den fremden Mann gefesselt, nein, ein beim ersten Anblick aufkeimendes Gefühl des Füreinanderbestimmtseins ergreift die Königstochter, um bei der Nachricht, daß das Herz des Mannes bereits gefesselt ist, kaum ausgesprochen, wieder zu verstummen. Wir erfahren auch nichts von einem tiefen Eindruck der Vergangenheit, welcher die Stimmung der Nausikaa, wie die der Senta im „Fliegenden Holländer" oder der „Frau vom Meere" beherrschen könnte, denn nie vorher, so scheint es, haben Odysseus und Nausikaa einander gesehen. Oder wäre es damit doch anders bestellt? Hätte Sophokles vielleicht noch gewußt, daß Homer nicht Alles sagte, was zu sagen war, daß auf dem Grunde dieser einfachen Geschichte ein uralter, dem Psyche-Märchen verwandter Sagenstoff schlummert, dessen Homer sich aber nicht so klar bewußt war, wie selbst noch ganz späte Mythographen, welche Nausikaa dem Telemach, diesem Doppelgänger seines Vaters, zur Gattin geben?

Wir wissen nicht im Einzelnen, wie sich Sophokles, der noch außerdem ein „Die Phäaken" betiteltes Stück gedichtet haben soll, mit dem Stoffe abgefunden hat, denn die „Nausikaa" gehört zu dem verlorenen Hundert der Dramen dieses an Fruchtbarkeit beinahe mit Calderon und Lope de Vega wetteifernden Dichters. Von Goethe wissen wir, daß er dieses Drama, wie alle seine Schöpfungen, von innen heraus zu gestalten dachte, daß er sich selber als der Odysseus fühlte, dessen Schicksal es war, unerfüllbare Hoffnungen, manchmal ihm selbst unbewußt, zu wecken, und daß er die trostlose Nausikaa in den Wellen Vergessenheit suchen lassen wollte. Mit ansprechender Vertiefung ist Geibel derselben Lösung gefolgt, indem er in Nausikaa bei der Erzählung vom Zorn und den Verfolgungen des Poseidon den Entschluß reifen läßt, sich selbst als Opfer für den geliebten Mann darzubieten, damit er nach so langer Irrfahrt endlich sicher in die Arme seines getreuen Weibes zurückgelangen möchte:

Oder, wenn Dich Erdumfasser
Nur ein Opfer sühnen kann,
Nimm dies Haupt, o Fürst der Wasser,
Für das seine nimm es an.

Und wie eine mit Donnergetöse aufsteigende Welle dieser Bitte Gewährung verheißt, springt sie mit aufgelöstem Haar, welches ein Lilienkranz durchflicht, in die Tiefe und erst damit ist der alte Groll des Gottes, welcher den Vielumhergetriebenen so lange von seiner Heimath entfernt hielt, besänftigt, die Wuth des Elementes besiegt:

Bei des Mondesaufgangs Helle
Schimmernd liegt die Tiefe da —
Und den Dulder trägt die Welle
Sanft im Schlaf nach Ithaka.

Will man die tieferen Beziehungen nicht aufrühren, so wird diese auch von Schreyer aufgenommene die beste Lösung sein, schon weil sich eine bessere in diesem Falle nicht finden läßt, und weil sich daran unmittelbar der Gedanke an ein Wiederfinden im Elysium klammern kann, woselbst Penelope der zweiten Frau, der sie das Wiedersehen des Gatten allein verdankte, ebenso wenig grollen kann, wie in der deutschen Sage die heimgebliebene Frau der in der Ferne erworbenen Nebenfrau des Grafen von Gleichen grollte, der sie ja das Leben des Gatten verdankte. Damit wäre dann auch ein gewisser Anschluß an die muthmaßliche vorhomerische Form der Dichtung, über die ich bei dieser Gelegenheit ein paar Vermuthungen äußern möchte, erreicht. An anderer Stelle*) habe ich unlängst ausführliche Nachweise für die Thatsache geliefert, daß die Odyssee in den meisten ihrer Episoden auf uralten indogermanischen Sagenstoffen beruht, die, wenn nicht ihren Ursprung, so doch ihre hauptsächlichste Ausgestaltung im europäischen Norden gefunden haben, und (wie schon alte Schriftsteller vor 2000 Jahren ahnten) durch „kimmerische Krieger" nach Alt-Griechenland gebracht worden waren. Die „Odyssee" spielt, wie ihr nicht umzudeutender Wortlaut an mehreren Stellen klar verräth, in der Ostsee und nicht im Mittelmeere. Von allen Gestalten des Epos haftet aber keine so mit allen Fasern ihres Daseins in der germanischen Ursage, wie gerade „Nausikaa", und das ist es, was ich hier etwas genauer darlegen möchte.

Es wird dabei am besten sein, wenn ich gewissermaßen historisch zu Werke gehe. Im Jahre 1869 veröffentlichte der Anthropologe Gerland eine Schrift über „Altgriechische Märchen in der Odyssee", worin unter Anderem auf die merkwürdige Aehnlichkeit gewisser indischer Märchen der von Hermann Brockhaus in deutscher Uebersetzung herausgegebenen Sammlung des Somadeva Bhatta aus Kaschmir mit einigen Gesängen der Odyssee hingewiesen wurde. In diesen Märchen kehrt wiederholt die Geschichte eines jungen Mannes wieder, den ein überirdisches weibliches Wesen, eine sogenannte Vidyadhare, mit ihrer Gunst beglückt und dann entschwunden ist, und die er nach langem Suchen in der auf einer Berginsel des fernen Westens belegenen „goldenen Stadt" endlich wiederfindet, woselbst die Seligen in von herrlichen Gärten umgebenen goldenen Palästen und in Gesellschaft dieser Peris ein glückliches Leben führen. In dem einen Märchen ist es ein junger Kaufmann, in dem anderen ein Brahmine; Beide erleben auf der Entdeckungsreise nach der goldenen Stadt mancherlei Land- und Seeabenteuer, die denen der Odyssee wie ein Ei dem anderen gleichen. Vor Allem ist das Abenteuer in der Charybdis, aus welcher sich der Brahmine Saktideva genau wie Odysseus durch Ergreifen der Zweige oder Luftwurzeln eines über den Meeresstrudel gebeugten wilden Feigenbaumes rettet, in beiden Dichtungen so völlig gleich, als wäre die eine unmittelbar aus der anderen abgeschrieben, und ebenso gleicht die Aufnahme des Saktideva von Seiten der Königin der Vidyadharen derjenigen des Odysseus seitens Prinzessin Nausikaa bis auf den kleinen Zug, daß sich auch jene dem Brahminen als Gattin anträgt, da ihr verkündet sei, sie solle einen sterblichen Gatten erwarten, und deshalb habe sie alle Anträge der Vidyadharen ausgeschlagen. Als ein seltsamer, aber vielleicht zufälliger Anklang an die Odyssee mag noch hervorgehoben werden, daß der Tugendwächter der Vidyadharen in dem indischen Märchen Kausika heißt. Ihm steht das Amt zu, über diese göttlichen Mädchen eine gewisse Oberaufsicht zu üben, da sie mitunter ihres hohen Berufes vergessen, wie es selbst die drei Schwestern der Königin gethan hatten. Sie waren nämlich einst auf die Erde herniedergeflogen, um ein Bad zu nehmen, hatten dort eines im Wasser stehenden frommen Büßers gespottet und wurden dafür ganz auf die Erde verbannt, wo eben die eine von ihnen die Bekanntschaft des Saktideva gemacht und von ihm verlangt hatte, er solle ihr Nachricht aus der „goldenen Stadt" bringen. Dort angelangt, sah er daselbst ihren Leichnam, während sie auf der Erde lebte, und fand sie in der oberen Welt neu aufgelebt, nachdem sie in der irdischen Welt verstorben war.

Auffallender Weise haben die namhaftesten Forscher, die sich mit der Vergleichung der indischen und griechischen Odyssee beschäftigt haben, nicht den so durchsichtigen Zusammenhang

*) Sonntagsbeilagen der „Vossischen Zeitung" 1889, Nr. 4, 5, 6.

Digitized by Google

beider erfaßt. Am unbegreiflichsten für mich urtheilte Wilhelm Mannhardt (1875), der nicht nur keinen Zusammenhang der indischen Vidyadharen mit den Homerischen Phäaken, sondern nicht einmal eine Aehnlichkeit der Seeabenteuer des Saktideva mit denen des Odysseus zugeben wollte. Gerland betonte die große Aehnlichkeit, aber auch die Unabhängigkeit beider Mythenkreise und fand, seltsam genug, die Vidyadharen am nächsten den germanischen — Lichtelfen verwandt. Anderen Mythologen, wie Preller auf Seiten der Gräcologen und Müllenhoff auf der Seite der Germanisten, konnte schon deshalb der tiefere Zusammenhang nicht aufgehen, weil sie in den Phäaken nichts zu sehen vermochten, als Personificationen der Fahrwinde und der guten Geister der Schifffahrt, welche den Odysseus glücklich zur langentbehrten Heimath geleiteten. Sie vergaßen hierbei, daß sich im Märchen so oft die ältesten Spuren vergessener Volksüberlieferungen erhalten haben, und vor Allem fehlte ihnen jeder Glaube an die Möglichkeit eines höheren Alters germanischer Sagengebilde, aus denen sich sowohl die indische, wie die griechische Odyssee entwickeln konnte. Aber nur unter einer solchen Voraussetzung wird es verständlich, daß das indische Märchen außerdem deutliche Berührungspunkte mit der Orendel-Sage, einer germanischen Odyssee, die dem griechischen Epos vollständig fehlen, darbietet, woraus zugleich deutlich hervorgeht, daß weder die indische, noch die deutsche Odyssee aus der griechischen entstanden sein können, wohl aber die letztere aus einer der beiden erstgenannten. Aus welcher, das ist die noch zu beweisende Frage.

Vor einigen Jahrzehnten wäre man natürlich sofort bereit gewesen, Indien für die Urheimath der griechischen, wie der deutschen Odyssee anzusehen; ich glaube aber in den angezogenen Aufsätzen den nicht zu widerlegenden Beweis geliefert zu haben, daß kein anderer Himmelsstrich als das nördliche Europa das Heimathsland dieses Sagenkreises gewesen sein kann und daß die griechische Odyssee nur ein später Nachklang des viel älteren Odins-Mythus ist. Wir werden dies sogleich mit Händen greifbar auch an der Nausikaa- und Phäaken-Sage erkennen. Wer einigermaßen mit den Gestalten des nordischen Mythos bekannt ist, dem kann die fast bis zur Wesensgleichheit gehende große Aehnlichkeit der indischen Vidyadharen mit den germanischen Walküren nicht entgehen, und ich bin auch keineswegs der Erste, der auf diese Aehnlichkeit aufmerksam macht. Allein erstere sind doch nur verblaßte Nachbilder der nordischen Schlachtenjungfrauen. Die germanischen Walküren oder Wunschmädchen bilden, flugbegabt wie die indischen Vidyadharen, eine Amazonen-Leibgarde Odin's, jeden Augenblick bereit, seinen Auserwählten den Sieg zu bringen, die auf der Walstatt gefallenen Helden wieder zu beleben, sie nach Odin's goldenem Saal (Walhalla) zu führen und ihnen dort den Trank der Unsterblichkeit zu reichen. Frigga selbst, die Gemahlin Odin's, ist in gewisser Beziehung nur die Oberste, die Königin der Walküren, denn auch ihr eignet das Schwanenkleid derselben, auch sie reicht eigenhändig den in Walhalla einziehenden Helden das Trinkhorn. Nur eine strenge Pflicht wird von den Walküren gefordert, daß sie nämlich Odin's Befehle getreu erfüllen und niemals den Wünschen sterblicher Menschen, mögen diese sich als Bittende oder Werbende ihnen nahen, nachgeben; sie werden sonst unnachsichtlich gestraft, auf die Erde verbannt oder, wenn diese reuig zur goldenen Stadt wiederkehren, dort zu niederen Diensten verurtheilt. Ganz im Sinne der alten Ueberlieferung schildert Richard Wagner's „Walküre" den Schmerz Odin's, daß gerade sein „liebstes Kind" Brunhild einem sterblichen Manne ihre Neigung geschenkt, ihm gegen seinen Willen den Sieg zugewendet und dafür gestraft werden muß, und wir sehen dasselbe Verhängniß den indischen Vidyadharen gegenüber in Kraft.

Betrachten wir freilich das Verhältniß der Letzteren zu den germanischen Walküren näher, so erscheinen sie, um die Kunstsprache der Entwickelungslehre anzuwenden, als Rückbildungen eines nur im alten Germanien und Skandinavien erhaltenen Urbildes, denn sie haben mancherlei Organe und Functionen halb oder gänzlich eingebüßt, und sind nur noch „Peris" geblieben. Noch weiter, aber in entgegengesetzter Richtung, war dieser Rückbildungsproceß bei den alten Griechen fortgeschritten, wo die den Helden schon bei ihrer Geburt, aber mehr als Schicksals- denn als Schutzgöttinnen zuertheilten Keren nichts mehr von der anmuthsvollen, kampfesfrohen Natur ihrer nordischen Schwestern behalten hatten, sondern zu schrecklichen, blutgierigen Würgengeln, zu wahren Hyänen des Schlachtfeldes geworden waren, bei denen nur noch die scharfen Vogelkrallen an das „Schwanenkleid" erinnerten. Schon in Hesiod's Tagen war dieser Rückbildungsproceß vollendet, wie wir aus der Schilderung der Keren im „Schild des Herakles" (248 bis 257) ersehen:

— — hinter den Reihen
Standen die finsteren Keren und knirschten mit blinkenden Zähnen,
Furchtbar gräßlichen Blicks, vom Blute gefärbt; unnahbar
Stritten sie dort um die Fallenden sich; und Alle gelüstet's
Gierig nach schwärzlichem Blut; und wen sie am ersten gefunden
Liegend oder soeben von Wunden gefallen — so warf dann
Jede die mächtigen Krallen an ihn, und zum Aïs hinab stieg
Tief in des Tartaros Schauer der Geist; war ihnen das Herz nun
Satt von dem menschlichen Blute, so warfen sie diesen zurücke,
Und dann fuhren sie wieder dahin in dem Schlachtengetümmel.

Wie ganz anders jene Kâra, die mit ausgebreiteten Schwanenfittichen singend über dem kämpfenden Helgi schwebte und durch deren Beistand er immer gesiegt hatte, bis er einmal aus Versehen zu hoch mit seinen Schwerte ausholte und seinen Schutzgeist tödtete, oder jene Hilda des Gudrunliedes, die allnächtlich auf dem Schlachtfelde erschien und die im Kampfe des vorhergegangenen Tages Gefallenen neu belebte oder ihre Wunden heilte. An diese Schwanjungfrauen, die so echt nordische Geschöpfe sind, wie die Schwäne selbst, welche neun Monate im hohen Norden zubringen und erst im December, wenn alle Gewässer Skandinaviens zufrieren, für kurze Zeit „singend" über Deutschland nach Süden ziehen, knüpft die germanische Odyssee ihren ersten Gesang. In dem Edda-Liede von Wölundur, welches in seinem Ursprunge sicherlich Jahrhunderte über die griechische Odyssee zurückreicht, wird erzählt, wie die drei Brüder Egil, Slagfidr und Wölundur eines Morgens am Wolfssee drei spinnende Frauen trafen, die ihre abgelegten Schwanhemden neben sich liegen hatten, denn sie waren Walküren, die vom Süden nach dem Norden zurückgekehrt waren, um dort Urlog (Krieg) zu treiben. Die Edda verschweigt, was uns das von Musäus neu bearbeitete Volksmärchen vom „geraubten Schleier" und eine Stelle des Nibelungenliedes verrathen, daß man nämlich nach dem Volksglauben die Walküren in seine Gewalt bringen konnte, wenn man ihnen das abgelegte Schwanhemd, den Schleier oder Ring nahm; genug die drei Schwanjungfrauen sahen sich gezwungen, als Gattinnen bei den drei Brüdern zu bleiben. Egil gewann Aelrun (Alioruna), Slagfidr Swanwit (Schwanweiß) und Wölundur die Alhwit (Alleswissende).

So saßen sie sieben Winter lang,
Den ganzen achten grämten sie sich,
Bis das Band im neunten brach.

Es verlangte ihnen nach der verlorenen Freiheit; sie wollten wieder ihrem angeborenen Berufe, Urlog (Krieg) zu treiben, folgen, d. h. die Helden der Walstatt küren und nach Odin's goldenem Saal führen. Die Eddalieder gehen mehr darauf hinaus, in dem Hörer schon bekannte Erinnerungen zu wecken, als Alles genau zu erzählen; sie erwähnen daher auch nicht, wie die Walküren wieder in den Besitz ihrer Schwanenkleider gekommen waren. Wie es scheint, hatten sie während eines größeren Jagdzuges der drei Brüder alle Winkel des gemeinsamen Hauses durchstöbert, bis sie das Gesuchte gefunden hatten. Nunmehr heißt es von Alioruna, die uns hier in erster Linie interessirt, weil sie ihrem Gatten den deutschen Odysseus, den Prinzen Orendel geboren hatte:

Sie schritt geschwinde den Saal entlang,
Stand auf dem Estrich und erhob die Stimme:
„Sie freu'n sich nicht, die aus dem Forste kommen!"

Leider schließt bereits mit der nächsten Strophe des Eddaliedes die Erzählung von den entflohenen Schwanjungfrauen ab, denn da das betreffende Lied einzig den Schicksalen des Wölundr (Schmied Wieland) gewidmet ist, der sich in den

Digitized by Google

Verlust der Gattin ergab, so erfahren wir nur noch kurz, wie seine Brüder die ihnen entflohenen Walküren verfolgten, nicht aber, wie sie dieselben in der goldenen Stadt wiederfanden:

Vom Waidwerk kamen die wegmüden Schützen,
Slagfidr und Egil, fanden öde Säle,
Gingen aus und ein und sahen sich um.
Da schritt Egil ostwärts nach Aelrunen
Und Slagfidr südwärts, Swanhwit zu finden.

Außer in den schon erwähnten indischen Märchen erhalten wir eine Art Fortsetzung in einer Reihe malayo-polynesischer Sagen, die vom indogermanischen Ursagenstamme abgezweigt erscheinen. Um das englische Märchen von „Hans und dem Bohnenstengel" zu erläutern, berichtet Edward Tylor ein Märchen aus Celebes, welches sich nicht nur ganz unmittelbar dem Wölundurliede der Edda, sondern noch näher der griechischen Urodyssee (als welche ich die Orionsage ermittelt habe) anschließt:

„Sieben himmlische Nymphen kamen vom Himmel herab, um zu baden, und sie wurden von Kasimbaha gesehen, der zuerst meinte, sie seien weiße Tauben, aber im Bade sah er, daß es Mädchen waren. Da stahl er eins der dünnen Gewänder, welches den Nymphen ihre Fähigkeit zu fliegen verlieh, und so fing er Utahagi, die eine, deren Kleid er gestohlen hatte, und er nahm sie zum Weibe, und sie gebar ihm einen Sohn. Nun hieß sie aber Utahagi, von einem einzigen weißen Haar, das sie hatte, welches mit magischer Kraft begabt war, und dies Haar riß ihr Gemahl aus. Sobald er es gethan hatte, erhob sich ein großer Sturm und Utahagi ging in den Himmel hinauf. Das Kind schrie nach seiner Mutter und Kasimbaha war in großer Sorge, wie er Utahagi in den Himmel hinauf folgen könnte. Da nagte eine Ratte die Dornen von den Rattans (d. h. von den langen dünnen Kletterstämmen der indischen Rotangpalmen) ab, und mittelst derselben kletterte er, seinen Sohn auf dem Rücken, aufwärts, bis er zum Himmel kam. Dort zeigte ihm ein kleiner Vogel das Haus Utahagi's und nach mancherlei Abenteuern schlug er seinen Wohnsitz unter den Göttern auf."

Ich muß hier nun auf zwei Punkte aufmerksam machen: 1) auf die Siebenzahl und 2) auf die Taubengestalt der himmlischen Jungfrauen. Wir werden dadurch nämlich unausweichlich an Orion erinnert, welcher den sieben Tauben (Peleiades), die eigentlich Töchter des Atlas waren, nachjagt, bis sie als Plejaden (Siebengestirn) an den Himmel versetzt wurden, aber nunmehr dem unbewaffneten Auge immer nur als sechs Schwestern erscheinen, weil eine der Verfolgung des sterblichen Mannes erlegen war und sich seitdem schamhaft hinter ihrem Schleier verbirgt, weshalb sie auch Kelaeno (die Dunkle) genannt wurde. Schon Homer erwähnt in der Odyssee (12, 62) dieses Mythos von der bei dem gemeinsamen Zuge nach dem Nordlande verloren gehenden siebenten Taube und läßt ihre Zahl durch Zeus immer von Neuem ergänzen. Nun nennen merkwürdiger Weise die Maforesen auf Neu-Guinea den Orion oder (wie das Gestirn bei ihnen heißt) Kokori den „Gemahl der Plejaden", und ebenso ist bei Pindar der Sterbliche, welcher die siebente Plejade errang, Orion selbst, der seinerseits als ein Nachkomme des Poseidon und der Plejadenmutter Alkyone galt. Auch bei Hesiod heißt es:

Wenn der Plejaden Gestirne der schrecklichen Macht des Orion
Rasch entflieh'n und sinken herab zum dunklen Meere.

Eigentlich müßte man dabei an den Vater des Orion, der ebenfalls Orion hieß, denken, so daß der jüngere Orion, wie der deutsche Odysseus (Orendel), der Sohn der Schwanen- oder Taubenjungfrau sein würde, denn dann würde die Edda mit den altgriechischen Dichtern und den malayischen, ja den papuanischen Märchen völlig übereinstimmen, und in der That besaßen die Griechen noch eine zweite deutlicher mit der Edda zusammenstimmende Plejadensage, die Ovid mit den Worten wiedergibt:

Aber die siebente ward einem Sterblichen, Sisyphus, eigen,
Merope, welche beschämt drum sich den Blicken entzieht.

Diesen Sisyphus, den Gatten der Plejade, nannte uns Aeschylos sowohl wie Sophokles als Vater des Odysseus, und wenn Homer dafür Laërtes setzt, so ist das nur ein anderer Name desselben Begriffs, nämlich der den Stein wälzenden und hebenden Meereswelle. Aber genau so wie in der germanischen Odyssee wird auch in der griechischen Vater und Sohn beständig vertauscht und in eine Person verschmolzen, und wie Odysseus und Telemach beide der Kalypso den Hof machten, so folgte Goethe nur alten Vorbildern, wenn er der Walküre Nausikaa den Telemach an Stelle des schon versorgten Vaters geben wollte. Wie diese Verwirrung entstanden ist und gelöst werden kann, soll uns ein zweiter Artikel zeigen.

Der Kampf um die Seligkeit.

Von P. Michaelis.

Bei der allgemeinen Befriedigung, die sich im Laufe des vergangenen Jahres in den liberalen Blättern darüber aussprach, daß der Marburger Professor Harnack allen Machinationen zum Trotz nach Berlin berufen wurde, hat man übersehen, daß an einer anderen Stelle der freien Forschung innerhalb der zunftmäßigen Theologie der schwerste Schlag versetzt worden ist. Dem Fall Harnack, in dem die liberale Partei siegte, steht der Fall Bender gegenüber, in welchem die Reaction einen wichtigen Erfolg zu verzeichnen hat. Und es ist nicht zweifelhaft, daß sich bei der Abwägung beider Fälle die Schale zu Gunsten der letzteren neigt. Denn daß Harnack schließlich berufen wurde, bedeutet doch nicht mehr, als daß der kirchlichen Reaction noch einige Schranken entgegenstehen; Harnack ist gewiß in seiner Art ein sehr tüchtiger und auch vorurtheilsfreier Forscher, der seinen orthodoxen Collegen einige Male unbequem geworden ist, er steht nicht auf dem Boden der Tradition, aber er steht mit beiden Füßen auf dem Boden der Kirche. In Wilhelm Bender dagegen war ein reformatorisches Element. Der Bonner Professor war der erste, wenigstens im Kreise seiner Facultätsgenossen, der den ernsthaften Versuch gemacht und denselben consequent durchgeführt hat, die Religion neu zu fundamentiren durch die moderne Wissenschaft. Und es ist beschämend gerade für die sogenannte liberale Theologie, daß sie in diesem Punkte, mit den Orthodoxen übereinstimmend, sich gegen den Versuch Bender's wie gegen eine Schändung des Heiligthums gewehrt hat. So ist es gekommen, daß Bender aus der theologischen Facultät verdrängt worden ist, fast ohne daß man in weiteren Kreisen davon Notiz genommen hat. Es ist das aber gerade deshalb zu beklagen, weil damit vielleicht für lange Zeit innerhalb der theologischen Wissenschaft eine Reform abgewiesen ist und sich so abermals das bis zum Ueberdruß wiederholte Schauspiel erneuert hat, die kirchliche Wissenschaft als die Vertreterin einer veralteten Tradition zu sehen. Man wird nicht Elegien singen können über das Thema: „Die Kirche mit der Unwissenschaftlichkeit und die Wissenschaft mit dem Unglauben", wenn man den befruchtenden Einfluß der modernen Wissenschaft gewaltsam ausschließt. Dadurch muß nothwendig der Gegensatz beider immer mehr auf die Spitze getrieben werden, und es ist nicht zweifelhaft, daß die Kirche schließlich dabei verlieren wird.

Im Grunde ist, was Bender sagt, nicht neu an sich, sondern nur für die Theologie. Denn wenigstens andeutungsweise finden sich ähnliche Gedanken bereits bei Ludwig Feuerbach u. A., wenn man auch Bender das Verdienst zuerkennen muß, einmal die anthropologische Form der Religion von der philosophischen Speculation losgelöst, und dann, sie in energische Verbindung mit der historisch-kritischen Forschungsmethode gesetzt zu haben. Mit anderen Worten, Bender macht den Versuch, auch die Religion, diese höchste Form menschlicher Geistesthätigkeit, wie alle anderen Seiten des menschlichen Geistes, unter den modernen Gesichtspunkt der Entwickelung zu stellen. Dies spricht sich schon aus in dem Titel seiner neuesten Schrift: „Der Kampf um die Seligkeit" (Bonn, Max Cohen & Sohn), der sich in bewußter Weise an Darwin's „Kampf um's Dasein" anlehnt. Diese aus einem Vortrage hervorgegangene kleine Schrift, die sich als ein Extract seines größeren, vielgelesenen Buches: „Das Wesen der Religion und die Grundgesetze der Kirchenbildung" (im selben Verlag) darstellt, ist besonders geeignet, in die Anschauung Bender's einzuführen. Sie wendet sich an das große Publikum des gebildeten Deutsch-

Digitized by Google

land, keineswegs an Theologen allein, und so sei es hier gestattet, die Hauptpunkte dieser neuen Auffassung darzulegen.

Der geniale Einsiedler von Bruckberg, Ludwig Feuerbach, hat in seinem „Wesen des Christenthums" zuerst den Gedanken aufgestellt, daß der wahre Sinn der Theologie die Anthropologie sei, d. h. daß die Gottheit nur ein Abbild, oder wenn man lieber will, ein Idealbild des Menschen sei. Alle Prädicate, die von Gott gebraucht werden, sind Prädicate des menschlichen Wesens. Alle Versuche, zwischen Gott und Mensch dem Wesen nach einen Unterschied zu statuiren, lösen sich in Nichts auf, sobald man nur in philosophischer Speculation der Sache auf den Grund geht. Die Religion ist ein Traum des menschlichen Geistes. Die Götter verwirklichen, was der Mensch ersehnt. „Die Götter können," sagt er, „was die Menschen wünschen, d. h. sie vollziehen die Gesetze des menschlichen Herzens. Was die Menschen nur der Seele nach sind, das sind die Götter dem Leibe nach; was jene nur im Willen, nur in der Phantasie, nur im Herzen, also nur geistig vermögen, z. B. im Nu an einem entfernten Ort zu sein, das vermögen diese physisch. Die Götter sind die wohlbeleibten, verkörperten, verwirklichten Wünsche des Menschen — die aufgehobenen Naturschranken des menschlichen Herzens und Willens, Wesen des unbeschränkten Willens, Wesen, deren Leibeskräfte gleich sind den Willenskräften. . . . Wenn der Gott der Israeliten auf das Gebot des Josua der Sonne Stillstand gebietet, auf das Gebot des Elias regnen läßt, der Gott der Christen zum Beweis seiner Gottheit, d. h. seiner Macht, alle Wünsche des Menschen erfüllen zu können, durch sein bloßes Wort die stürmische See beruhigt, Kranke heilt, Todte erweckt, so ist hier der bloße Wunsch, das bloße Wort als eine die Natur beherrschende Macht ausgesprochen." Auch Feuerbach sah bereits von seinem Hegel'schen Standpunkt, daß auch das religiöse Leben sich nach einer gewissen Entwickelung vollzieht. Der Mensch will die Welt sich unterthan machen. Er will das unheimliche Wesen der Natur zu einem verständlichen, willfährigen, den menschlichen Bedürfnissen entsprechenden Wesen machen. Aber seine Anschauungen des Zieles, das er erstrebt, ändern sich mit wachsender Vernunft. So lange er selbst ein rein physikalisches Wesen ist, sind es auch Gegenstände der Natur, die er anbetet. Sobald er zu einem politischen Wesen wird, wird auch die Gottheit politisch und von der Natur unterschieden; abstracte, moralische Mächte, die Macht des Gesetzes, der Meinung, der Ehre, der Tugend werden der physikalischen Existenz des Menschen übergeordnet, so wird auch die Naturmacht zu einem Attribut und Werkzeug der politischen und moralischen Macht herabgesetzt. Nun hat Zeus den Blitzstrahl in seinen Händen, um die Frevler an seinen Geboten, die Meineidigen und Gewaltthätigen niederzuschmettern. Nun gebietet Jehovah mit Blitz und Donner den Israeliten, zu wandeln in allen Wegen, die er ihnen geboten hat. Wo der Mensch endlich mit Wille und Verstand sich über die Natur erhebt, da wird auch die Gottheit zu einem supranaturalistischen Wesen. Die Herrschaft über die Natur ist ihm nun die höchste Vorstellung, das höchste Wesen, der Gegenstand seiner Verehrung und Religion. Und so dichtet der Mensch der Gottheit an, was er wünscht und erstrebt. Er legt in die Welt einen Zweck hinein, betrachtet sie nach dem Gesetz der Teleologie, er sucht in ihr die Vorsehung, die Alles zu seinem Besten lenkt. Das Regiment der Götter wird so eingeengt durch den Fortschritt der Menschheit, sie werden selbst sublimirt mit der menschlichen Entwickelung. Aber da die natürliche Vorsehung doch immer ihre Grenze hat, so bleibt für die Gottheit immer noch ein Raum übrig. „Die Götter wissen und sagen mir, sie bestimmen, was die Natur im Dunkel der Unbestimmtheit läßt, dem Zufall preisgibt. Das Gebiet des sowohl im gewöhnlichen, als philosophischen Sinne Zufälligen, Positiven, Individuellen, Unvoraussichtlichen, Unberechenbaren ist das Gebiet der Götter, das Gebiet der religiösen Vorsehung. Und das Orakel und Gebet sind die religiösen Weihen, wie der Mensch das Zufällige, Dunkle, Ungewisse zu einem Gegenstande der Vorsehung, der Gewißheit oder doch der Zuversicht macht." Und in einem Aphorismus faßt Feuerbach seine ganze Theologie sehr prägnant zusammen: „Das Uebersinnliche hinter dem Sinnlichen ist der Mensch vor dem Sinnlichen."

Was an der geistreichen und scharfsinnigen Darstellung Feuerbach's weniger befriedigt, das ist seine speculative Neigung. Es hat oft den Anschein, als würden die Thatsachen gewaltsam gepreßt, um in die Gedankenfolge seines Systems einzugehen. Außerdem ist die Verquickung mit einem philosophischen System schon um deswillen zu beklagen, weil mit der Ueberwindung desselben nun auch das Wahre an ihm überwunden scheint. Es hängt damit zusammen, daß überhaupt eine große Abneigung gegen alle philosophische Speculation heute um sich gegriffen hat, wenn man diese Gedanken längere Zeit fast unbeachtet ließ. Um so mehr ist es zu begrüßen, wenn dieselben unabhängig von allen speculativen Voraussetzungen auf ihren Wahrheitsgehalt geprüft werden, einzig unter der formalen Anwendung der heute allgemein gültigen wissenschaftlichen Gesetze. Wenn schon dies ein Vorzug ist, den Bender vor Feuerbach voraus hat, so kommt dazu, daß heute die vergleichende Religionsgeschichte gegen die Zeit vor 40 Jahren außerordentliche Fortschritte gemacht hat. Dieses Gebiet, früher ganz vernachlässigt, wird heute auf zahlreichen Universitäten und von sehr tüchtigen Kräften angebaut und es sind überraschende Thatsachen zu Tage gefördert. Es kann kein Zweifel sein, daß erst dadurch eine Erörterung über das Wesen der Religion, die den Hauptnachdruck auf den Menschen legt, ihre wahre Begründung erhält. Denn so feindlich an sich eine Religionsbetrachtung, die sich auf Offenbarung stützt, aller Geschichte sein muß, so ist eine historische, anthropologische Untersuchung des Wesens der Religion nur denkbar unter der Voraussetzung, daß diese Hypothese geprüft werden kann an den geschichtlichen Thatsachen. Und es ist nicht das kleinste Uebergewicht Bender's über seinen Vorgänger, daß er dies religionsgeschichtliche Material vollständig beherrscht, wie aus vielen Einzelheiten deutlich wird, wenn auch die Absicht nicht sein kann, dasselbe in extenso mitzutheilen, vielmehr es nur der weiteren Forschung zu Grunde gelegt werden muß. Es ist in der That mit dem landläufigen Material einiger occidentalischen Religionen nicht gethan, sondern erst die neueren ethnographischen Forschungen gestatten uns einen umfassenden Ueberblick über dies reichhaltige Gebiet und geben zugleich einzelne Seiten der Religiosität, die vielleicht am meisten durch das absonderliche ihres ersten Anblickes für den Forscher an Werth gewinnen. Endlich unterscheidet sich Bender von Feuerbach in wohlthuender Weise durch eine größere Besonnenheit. Es erscheint uns zwar nicht richtig, wenn er behauptet, daß er mit Feuerbach nicht weiter übereinstimme, als mit Schleiermacher, Biedermann u. A. auch. Denn in der That ist dieser doch der Erste, der consequent den Factor der Gottheit unberücksichtigt läßt. Aber er verwahrt sich mit Recht gegen die vorschnelle Folgerung Feuerbach's, die Gottheit nur als ein bloßes Erzeugniß des menschlichen Wunsches anzusehen, indem er vielmehr nachweist, wie der Glaube an dieselbe auf sehr realen Grundlagen ruht.

Die Wissenschaft, so führt Bender aus, kann nicht den Zweck haben, die Ideale des Menschen weder zu schaffen, noch zu zerstören. Ihr kann es einzig und allein zukommen, dieselben zu verstehen und zu erklären. Aber man wird das Verständniß des religiösen Lebens nicht gewinnen können, wenn man von einem Religionsideal ausgeht, dem die Wirklichkeit nicht entspricht. Dieses Ideal würde dadurch in den Verdacht einer wenn auch erhabenen, so doch im Grunde sinnlosen Schwärmerei kommen. Sondern es muß der feste Boden aufgezeigt werden, auf dem es in der Entwickelungsgeschichte unseres Geschlechts und in den Gesetzen unseres eigenen Lebens erwachsen ist, wie es heute noch daraus erwachsen würde. Hat sich der Versuch als haltlos erwiesen, die Religion als eine ganz abgesonderte, mit nichts vergleichbare Erscheinung zu begreifen, so versucht Bender den umgekehrten Weg, sie als Fleisch von unserem Fleisch und Bein von unserem Bein zu verstehen, nicht göttlicher und nicht ungöttlicher, nicht besser und nicht schlechter, nicht wahrer und nicht falscher, als alle andern geistigen Thätigkeiten des Menschen; mit dem Haupte

Digitized by Google

zwar in den Himmel ragend, mit den Füßen aber wurzelnd in dem gemeinen Erdreich, dem alles Lebendige entsprießt. Dadurch wird freilich der Heiligenschein, mit dem Religion sich auszustatten beliebt, zerstört, aber dafür vielleicht das entdeckt, was sie uns als eine nothwendige und sieghafte Waffe im Kampf um's Dasein erscheinen läßt. Bender will zeigen, daß die Religion überall eine Thätigkeit des Menschen und nirgends eine Thätigkeit der Gottheit ist — oder daß die Gottheit an der Entstehung und Entwickelung der Religion jedenfalls keinen andern und keinen größern Antheil hat, als der religiöse Glaube ihr bei der Entstehung und Entwickelung aller Dinge in der Welt zuschreibt. Und das ist wissenschaftlich das allein Berechtigte. So lange der Mensch es ist, der Religion hat, und nicht Gott, so lange ist auch die Religion zu erklären wie alles Menschliche. Jede andere Erklärung, mit Zuhülfenahme eines „übernatürlichen" Einflusses, hat für die heutige Wissenschaft jeden denkbaren Sinn verloren.

Alle Form menschlicher Thätigkeit, die gesammte Cultur von Ackerbau und Technik an bis hinauf zu Kunst, Wissenschaft, Recht und Sittlichkeit muß begriffen werden als eine Wechselwirkung zwischen Welt und Mensch. Daß es sich aber mit der Religion nicht anders verhält, erhellt schon daraus, daß sie geschichtlich tief in das Weltleben verflochten ist, und man nicht umhin kann, sie als eine Begleiterscheinung des Culturprocesses, als eine Waffe neben vielen andern Waffen, die der Mensch im Kampf um's Dasein aufbietet, anzusehen. Ja sie bleibt auch dann noch im Dienst des Menschen, wenn sie ihn, in einigen ihrer Formen, vom Weltleben losreißen möchte, da sie ihm dann in einer höheren Welt die Seligkeit bereiten will, um die er auf Erden vergeblich kämpft. Die nothwendige Ordnung, in der diese Wechselwirkung zwischen Welt und Mensch vor sich geht, ist aber der Kampf um's Dasein. Auf diesem Wege allein werden alle Culturgüter errungen, behauptet und verbreitet. Im Kampf um's Dasein entwickelt und vervollkommnet sich die menschliche Gesellschaft. Nun würde aber der Mensch nicht kämpfen, wenn ihm das Dasein nicht Freude bereitete, wenn er nicht von diesem Kampfe sich die Steigerung seines Besitzes, die Erhöhung seiner Kraft, die Befriedigung und Beglückung seiner Person verspräche. So ist es nicht nur der Selbsterhaltungstrieb, welcher der Gesellschaft die Waffen in die Hand drückt, sondern es ist ebenso der naturgesetzliche Vervollkommnungstrieb, der sie lehrt diese Waffen zum allgemeinen Besten zu gebrauchen. Und aus dem gesammten Daseinskampfe steigt das Ideal eines vollkommenen Lebenszustandes mit Naturnothwendigkeit auf, welches der Entwickelung der Gesellschaft als Leitstern vorschwebt, mag seine Verwirklichung auch erst am Ende aller Dinge zu erwarten sein. Dies muß man sich vergegenwärtigen, will man die Entstehung und Entwickelung der Religion begreifen. Denn wie sie im Kampf um's Dasein geboren ist, wie sie sich allen Formen, welche dieser Kampf im Verlauf der Entwickelung unseres Geschlechts angenommen hat, anpaßte, wie sie aus denselben Motiven entsprang, aus welchen die Cultur entspringt, so dient sie auch denselben Zwecken, welchen die Culturarbeit dient. Auch sie richtet sich in letzter Absicht auf die Vervollkommnung und Beglückung der menschlichen Gesellschaft. Die Religion hat sich allen Interessen und Zwecken, jedem Mittel und jeder Einrichtung angepaßt, die der Mensch nach Maßgabe seiner Culturstufe verfolgen und anwenden mußte. Sind auf frühern Entwickelungsstufen Erhaltung des Lebens und der Gesundheit, des Besitzstandes und der Familie, Jagderfolg und Kriegsglück die brennendsten Interessen des Menschen, so sind dies auch die vornehmsten Gegenstände seiner Gebete; wie noch heute die Beschaffung von Nahrung, Kleidung und Wohnung in der weitaus überwiegenden Masse der Menschen, weil die vornehmsten Gegenstände der Arbeit, so auch die vornehmsten Gegenstände der heißesten Gebetswünsche sind. Wenn dies häufig übersehen wird, so ist daran unsere supranaturale Erziehung schuld, aber es ist kein Zweifel, daß die feurigsten Gebetswünsche urkräftig aus dem fortgehenden Kampfe um's Dasein aufsteigen: wenn Mißerfolg unsere Arbeit bedroht, oder ein überraschendes Glück uns in den Schooß fällt; wenn ein geliebter Mensch mit tückischer Krankheit ringt, wenn ganze Völker aufstehen, um den Kampf um's Dasein mit den Waffen in der Hand zu kämpfen. Und ebenso begleitet die Religion den Kampf um die idealen Güter, von deren Pflege der Bestand und die Fortschritte der Gesellschaft nicht minder abhängen. Denn überall wünscht der Mensch den Erfolg seiner Arbeit, er ist beseelt von dem Wunsche, daß sie vom Erfolg begleitet sein möge. Dieser Wunsch aber ist die elementare Form der Religion. Und jede Arbeit gibt Anlaß zur Religionsbildung, weil sie nicht von uns allein abhängt, sondern vielmehr noch von den Verhältnissen, in denen sie gethan wird. Insofern die Religion nichts als der Wunsch nach Erfolg ist, ist sie zunächst ohne bestimmten Inhalt und Werth, und empfängt dieselben erst durch die Interessen, die der Mensch verwirklichen will.

So sehen wir hier deutlich in die Entstehung der Religion hinein. Was der Mensch erstrebt, ist nicht durch seine Kraft und Arbeit allein bedingt, sondern durch die äußern Umstände, durch die Weltverhältnisse, die wir weder übersehen noch beherrschen. Nun macht zwar der Mensch im Verlaufe der Culturentwickelung erstaunliche Fortschritte, er lernt immer vollkommener die Waffen im Kampf um's Dasein gebrauchen, und so wird durch die Cultur das Gebiet des Wunsches eingeschränkt, ja mit den Formen der Cultur wandelt sich auch die Form unserer Wünsche. Aber immer bleibt doch ein bedeutender Rest unberechenbarer Möglichkeiten übrig, und so besteht zu aller Zeit der Anlaß zur Religionsbildung, d. h. der Mensch wird nie aufhören, das Deficit zwischen Wollen und Haben durch seine Wünsche auszufüllen.

Doch dieser Wunsch nach Erfolg ist zunächst nur der Boden, auf dem die Religion erwächst. Eine weitere Frage ist: Unter welchen Bedingungen gestaltet sich dieser Wunsch zum Glauben und zur Anbetung, also zu dem, was wir im eigentlichen Wortsinne Religion zu nennen pflegen? Denn wenn auch viele über jene elementare Form der Religion nicht hinausgekommen sind, so führt doch in der Regel der Zwang des eignen Bedürfnisses und der Druck der umgebenden Weltverhältnisse weiter. Der ausschweifende Wunsch nach Hülfe reglirt sich an der Erfahrung, die der Mensch im Kampf um's Dasein macht. Er wendet sich darum an die wirkliche Welt, und in ihr sucht er seine Götter. Gott bedeutet helfende Macht, Hülfsmacht. Gegenstände der Verehrung werden reale Wesen, deren überragender Einfluß erfahren ist, die Sonne, die Erde, der Blitz, die Pflanze, das Thier, endlich überlegene Menschen, kurz alles, was im Kampfe um's Dasein hilft. Er opfert ihnen, er betet zu ihnen, er paßt sich ihnen an, nicht aus der theoretischen Erkenntniß, in ihnen höhere Wesen zu finden, sondern in der durchaus praktischen Erwartung, daß sie sich nun auch seinen Lebensinteressen anpassen und sie unterstützen werden. So verläuft der religiöse Proceß nicht willkürlich, sondern wie der Culturproceß in Wechselwirkung mit der Welt. Es sind die natürlichen Interessen des Daseins, für welche der Mensch die Hülfe der Gottheit erbittet, und es sind die maßgebenden Kräfte und Ordnungen in Natur und Geschichte, welche ihm die Hülfe der Gottheit vermitteln. Die Gebiete der Religion und der Culturarbeit decken sich vollständig.

Und ebenso entwickelt sich die Religion analog dem Entwickelungsgang der Cultur, und zwar so, daß nicht sie es ist, welche den Culturfortschritt hervorruft, sondern umgekehrt, daß der Fortschritt in der Culturentwickelung die Umbildung des religiösen Glaubens verursacht. Offenbar hat die Wissenschaft den religiösen Glauben umgestaltet. Indem sie die Naturkräfte und Gesetze erkennen lehrte, hat sie die Naturreligion zerstört. Sie entkleidet ferner die Heroen ihrer Gottheit, indem sie zeigt, wie alle, auch die größten und wohlthätigsten Gestalten der Geschichte der Beschränkung und der Endlichkeit unterworfen sind. Aber freilich, so wenig sie allein die Cultur erzeugt, so wenig bestimmt sie den Entwickelungsgang der Religion. Vielmehr wirken hier alle Kräfte zusammen. Sie alle zusammen erzeugen auf jeder Culturstufe ein Ideal eines Daseins, in dem alle Interessen als befriedigt und alle Zwecke als erreicht vor-

Digitized by Google

gestellt werden. Und jedes Lebensideal wieder reflectirt sich in der Idee einer Macht, welche die Welt zu Gunsten des Ideals beherrscht und seine Verwirklichung verbürgt. Dieses Ideal wechselt beständig, wie die Culturstufen aufeinander folgen, die es bedingen, aber es bildet sich mit Nothwendigkeit aus jeder Stufe heraus.

Das ist in Summa, was der Verfasser unter natürlicher Religion versteht. Er zeigt dann, wie aus einem Verzweifeln an der glücklichen Durchführung des Kampfes um's Dasein die supranaturale Form der Religion entstanden ist, welche die Verwirklichung der menschlichen Wünsche in einer anderen Welt sucht. Indem er dieselbe einer eingehenden Kritik unterwirft, zeigt er, daß diese Art der Religion für unsere heutige Erkenntniß jeden Sinn verloren hat; vielmehr hat unser Glaube, unsere Religion sich einzuordnen in den Dienst am Lebensideal, das am Ganzen der Menschheit verwirklicht werden soll. Die todte Religion, welche mit übernatürlichen Glaubensformen und Werken den Zugang zu einem erträumten Jenseits erschließen will, ist umzubilden in lebende Religion, die sich in den Dienst des Kampfes stellt, den der Mensch in der wirklichen Welt um seine Seligkeit zu kämpfen hat.

Der Schwanengesang von Octave Feuillet.

Von Heinz Covote.

Durch den jähen Tod eines hoffnungsvoll aufblühenden Sohnes niedergeschmettert, hat der gefeierte Pariser Romandichter und Dramatiker den Entschluß gefaßt, seine literarische Thätigkeit für immer einzustellen. Der eben erschienene Band enthält also, sofern der Verfasser seinem Vorsatze treu bleibt, gewissermaßen seinen Schwanengesang.

Octave Feuillet ist wirklich alt geworden, und seine dramatische Geschicklichkeit hat nicht mehr die Kraft wie früher; er wird breit und weitschweifig und rettet sich dann plötzlich durch einen unvermittelten Schluß zum Ende. Die erste Geistesfrische der Mannesjahre, die sich noch immer ein Ziel setzt, scheint die nothwendige Vorbedingung zu sein für einen guten Dramatiker; während erst die volle Mannesreife befähigt ist, auf dem Gebiete des Romans Großes zu leisten. Feuillet hat nie Wärme gehabt, nie Leidenschaft. Er ist der Gegenpol Sardou's, ohne daß wir jedoch behaupten wollen, daß dieser gewandte Bühnenherrscher sich von wahrhafter Leidenschaft bei seinen Productionen leiten lasse. Allein wie Sardou durch die geschickte Verknüpfung der Handlung verwirrt und hinreißt, so sucht Feuillet im Gegensatze seine Wirkung durch ein glattes, einschmeichelndes Aeußeres zu erzielen. Da ist Alles ausgeglichen; keine Ecke, an der man sich stoßen kann, da ist kein Satz, der durch seine Originalität frappiren, der nicht jedem Durchschnittsmenschen der Gesellschaft in den Mund gelegt werden könnte. Allein das Alles ist mit staunenswerther Geschicklichkeit componirt und auf seine Wirkung berechnet. Jede Falte ist mit chic gelegt und verbirgt die Nähte, durch welche die oft zusammenhangslosen Theile zu einem Ganzen vereinigt sind, denn nur im Kleinen zeigt sich Feuillet's Compositionstalent; geht er an größere Aufgaben, dann erlahmt seine Kraft nur allzu leicht. Die Plauderei liegt seinem Wesen am nächsten, er arbeitet mit Worten, nicht mit Handlungen; und so fehlt ihm schon in seinen früheren Stücken die Frische. Er ist nie unmittelbar. Aus der Parfümatmosphäre der Distinguirtheit kommt er nicht heraus, und schon lange bevor ihn die Akademie zu ihren Mitgliedern zählte, zeigte er einen Zug zum spießbürgerlich Akademischen.

Seine letzte Veröffentlichung umfaßt neben einer Aufzeichnung (einen anderen Titel finde ich für diese prosaische Skizze nicht), Le Curé de Bourron, zwei Plaudereien, eine dreiactige: Le divorce de Juliette, und das Proverbe: Charybde et Scylla. Das erstere Stück geht über den Rahmen einer Salonplauderei nicht hinaus und behandelt ein Thema, das schon von den verschiedensten Dramatikern verwerthet ist. Roger d'Epinoy ist seit zwei Jahren mit Juliette verheirathet. Clotilde, die Gemahlin des Prinzen de Chagres, ist seine Geliebte, die einst, als ein Brief ihre Entdeckung herbeizuführen drohte, die Heirath Roger's mit Juliette bewirkte und so den Prinzen täuschte. Endlich entdeckt Juliette das Verhältniß bei einem Feste, indem sie im Garten das Paar belauscht. Sie verlangt von Roger die Scheidung und bittet zugleich um eine Aufklärung, wie er, ein ehrlicher Mann, den sie geliebt hat, so handeln konnte. Roger versucht keine Entschuldigung. Mit ruhiger Entschlossenheit erzählt er, wie die Verwickelung entstanden ist, und ist bereit, in Alles zu willigen, nur muß man einen anderen Grund vorgeben, als den thatsächlichen. Die ruhige Haltung und Fassung Juliette's, ihr tiefer Schmerz machen auf ihn nicht wenig Eindruck, denn von dieser Seite hat er seine Frau noch nicht kennen gelernt.

Der zweite Act spielt in Paris. Mit dem Advocaten de Rhodes, dem Jugendfreunde Juliette's, der sie stets geliebt hat, sucht man nach Gründen für die Scheidung und Roger muß scheinbar an eine Tänzerin ein paar compromittirende Briefe schreiben, an der alle Drei mitarbeiten, wobei Juliette ihrem Gatten ein sie selbst betreffendes Postscriptum dictirt. Es ist unstreitig die ergötzlichste Scene; allein Feuillet hat sich begnügt, sie mehr durch geistvolle Wendungen zu charakterisiren, als sie dramatisch auszubeuten. Der Advocat liest die Briefe vor, Roger erklärt sie, und Juliette macht ihre Zwischenrufe. Roger bleibt allein. Die Prinzessin wird gemeldet. Er berichtet; sie erschreckt und will die Scheidung verhindern. Roger erklärt, daran sei bei Juliette's Charakter nicht zu denken. Er spricht derart von seiner Frau, daß ihm die Prinzessin direct sagt, er liebe Juliette, was dem Leser längst ein Factum ist. Der Prinz kommt hinzu, findet Beide in Verwirrung, und seine Gemahlin entschließt sich endlich, den scheinbaren Grund ihm zu enthüllen. Er beruhigt und rettet sich wieder. Die Prinzessin macht jetzt Roger eine Rührscene; sie kann nicht verzichten, sie liebt ihn über Alles. Er zieht sie an sich, um sie zu trösten, als Juliette heimkehrt. Die Prinzessin rauscht auf ihre Bemerkung, sich nicht stören zu lassen, hinaus. Roger scheint eine Erklärung geben zu wollen, dann geht er resignirt ab, und Juliette bleibt mit ihren Thränen allein. Dieser wortlose, nur gespielte Schluß des zweiten Actes zeigt uns die gewandte Bühnenbeherrschung Feuillet's im besten Lichte.

Inzwischen ist der Prinz gestorben und dem sich liebenden Paare steht nichts mehr im Wege. Allein die Freiheit der Prinzessin scheint Roger durchaus nicht zu behagen, eine Geliebte und eine Gattin sind doch immer zwei Dinge. Er bittet Juliette, deren hohen Sinn er in der Scheidungsangelegenheit erkannt hat, um Rath. Sie mit ihrem Tactgefühle soll ihm behülflich sein, den rechten Weg einzuschlagen. Sie räth unbedingt zur Heirath; allein Roger scheint durchaus nicht gewillt zu sein. Der Tod des Prinzen ist ihm ungelegen gekommen. Herr von Rhodes unterbricht das Gespräch mit der Mittheilung, daß soeben die Scheidung ausgesprochen sei. Die Verhandlung hat durch einen glücklichen Zufall schon heute stattgefunden und sie sind frei.

Die geschiedenen Gatten sind überrascht und vermögen sich nicht gleich in die Situation zu finden; ja Roger, der eifersüchtig auf Rhodes geworden ist, macht ihm den Vorwurf, daß er es nur darauf abgesehen habe, das Unglück möglichst schnell herbeizuführen; er beleidigt ihn und bittet erst um Verzeihung, als Juliette für ihn eintritt, indem sie dem Advocaten ihre Hand reicht, als ihrem künftigen Beschützer und Verlobten. Dieser läßt die Geschiedenen für einen Augenblick allein, und nun erklärt Roger, wie sehr er Juliette liebe, wie er unter dem Zwange des Doppelverhältnisses gelitten habe, weil er sich immer mehr zu ihr hingezogen fühlte und es doch nicht wagte, ihr auch nur entfernt sein wahrhaftes Gefühl zu zeigen. Jetzt darf er es sagen, damit Juliette nicht von ihm geht, ohne ihm zu verzeihen. Sie soll nicht verächtlich von ihm denken. Er will wenigstens die Gewißheit haben, daß, wenn sie das Alles gewußt, sie nicht die Scheidung verlangt haben würde. Während sie sich schluchzend in den Armen liegen, tritt de Rho-

Digitized by Google

des ein. Sie entschuldigen sich; nach zweijähriger Ehe trennt man sich doch nicht so ohne Weiteres. Er beruhigt sie und fragt: „Wie aber, wenn die so plötzlich ausgesprochene Scheidung nur der Einfall eines guten Freundes wäre, der es gewöhnt ist zu lieben, ohne recht geliebt zu werden, und der sich hat überzeugen wollen, ob er recht gesehen hat?“ Wäre es möglich? fragen sich Roger und Juliette, um im nächsten Augenblicke aufzuathmen und dem getreuen Freunde zu danken, der sie auf's Neue zusammengeführt hat, dieses Mal zu einem auf Liebe und Hochachtung gegründeten Bunde.

Diese fingirte Scheidung ist ein etwas gewagtes Experiment, und man zwingt sich, daran zu glauben, um dem Dichter seine schön gezogenen Zirkel nicht zu stören. Die Lösung, von Natur nach novellistischer Behandlung verlangend, hat etwas sprunghaft Unvermitteltes, das zu dem Aufwande von drei Acten und vier Bildern nicht recht passen will. Allein der geschickte Dialog, die formvollendete Sprache und die vielfachen geistreichen Wendungen des Gespräches täuschen anmuthig über die tiefer liegenden Fehler weg.

Eine dreiactige Plauderei ohne eigentliche Handlung birgt Gefahren in sich, denen Feuillet nicht immer zu entgehen gewußt hat, und dieser Mangel einer dramatischen Verwickelung, eines tieferen Zuges, das Anlehnen an vielfach behandelte Fragen lassen uns Feuillet als nicht mehr auf der Höhe seiner früheren Production stehend erkennen; während allerdings die zierlich geschliffene Sprache und das harmonische Aeußere noch immer die alte Meisterschaft des Autors beweisen.

Das Proverbe „Charybdis et Scylla“ ist äußerst harmlos. Henri Latournelle, maître de requête, beklagt sich seiner Schwiegermutter Mad. du Vernage gegenüber, daß sie ihrer Tochter nicht die geistige Bildung habe angedeihen lassen, die heute von einer Dame der Welt verlangt wird. Sie entschuldigt sich, sie habe diese Seite der Erziehung dem zukünftigen Gatten Odette's, also ihm, überlassen wollen. Er fährt in seinen Anklagen fort, Odette sei den ganzen Tag außer dem Hause. Seit er sich nicht mehr um sie kümmere, erwidert ihm die sehr liebenswürdig geschilderte Schwiegermutter. Als er Odette verdächtigt, enthüllt sie ihm den wahren Grund von dem vielfachen Ausbleiben ihrer Tochter. Sie benutzt ihre Zeit dazu, um ihre wissenschaftliche Ausbildung, die er vermißt, zu vervollkommen. Schon hat sie sich ihr erstes Diplom erworben. Sie strebt jetzt nach dem zweiten. Henri ist beschämt. Odette kehrt heim, die Mutter gesteht, daß sie das Geheimniß hat preisgeben müssen; und als Henri jetzt fragt, was sie alles lerne, zögert Odette nicht, mit ihren neuen Kenntnissen zu glänzen. Er soll sie ausfragen. Allein er ist sehr ungeschickt dabei und beweist Schlag auf Schlag, daß er von all' diesen Dingen schulmäßig nichts versteht; und so geräth er in die größte Verlegenheit. Schnell genug sieht er ein, daß Odette eigentlich einen Haufen unnützer, ja bedenklicher Dinge lerne, daß dieses an den Tag legen ihrer Kenntnisse ihm sehr unangenehm ist, und er athmet erst auf, als sie darauf verzichtet, auch das zweite Diplom zu erringen; indem er ihr schon jetzt den Wunsch erfüllt, den sie damit erstreben wollte, und ihr ein Reitpferd verspricht.

Die Scene, in der Odette mit ihrem Wissen ihren Gatten in die größte Verlegenheit bringt, ist von durchschlagender Bühnenwirkung. Allein das Ausspinnen der Situation, vorzüglich die nicht enden wollenden Citate, die Henri stets dem falschen Dichter zuschreibt, verlieren durch die Häufung an unmittelbarer Wirkung, ebenso wie die Einheitlichkeit der Scene zu strafferer Composition Anlaß gewesen wäre.

An diese ebenso anmuthige, wie etwas hausbacken harmlose Plauderei schließt sich eine kleine Prosaaufzeichnung, die wir, da sie in keinem Zusammenhange zu den beiden Stücken steht, auch hier nicht weiter heranziehen wollen.

Irgend welche tiefere Wirkung wollen die Feuillet'schen Plaudereien nicht erzielen, sie begnügen sich damit, den Leser wie den Hörer mit ihrer geistreichen Formdialektik zu ergötzen; sie wollen nur anmuthig unterhalten, ohne die geringste Anstrengung unsererseits zu verlangen; und dieses bescheidene Ziel ist dem Verfasser auch in seinem vorliegenden Werke gelungen, ohne daß er damit seinem Ruhme einen neuen Lorbeerzweig eingefügt hat. Jedenfalls wäre es zu beklagen, wenn der Schöpfer des höchst bedeutenden „Monsieur de Camors“ diesmal wirklich seine Karte p. p. c. abgegeben hätte. In dem immer wilderen naturalistischen Concert von heute würde man schon um des Gegensatzes willen den feinsinnigen, geistreichen, anmuthigen „kleinen Musset“, den Poeten und Künstler, ungern vermissen.

Ein Wörterbuch des deutschen Verwaltungsrechtes.

Der jüngste Zweig der Rechtswissenschaft, das Verwaltungsrecht, charakterisirt sich in eigenthümlicher Weise gegenüber den anderen Theilen dieser Disciplin. Einmal ist nicht zu leugnen, daß Theorie wie Gesetzgebung des Verwaltungsrechtes noch nicht jene feste Abgeschlossenheit gewonnen haben, wie solche die meisten älteren Rechtsdisciplinen, als Civilrecht, Strafrecht, Proceß auszeichnet. Ist ja doch erst seit kurzer Zeit, seit dem Ministerium Puttkamer, dafür gesorgt, daß an den juristischen Facultäten der preußischen Universitäten auch Verwaltungsrecht vorgetragen wird, während die süddeutschen Staaten allerdings schon früher hierfür in zweckmäßiger Weise Vorsorge getroffen hatten. Und in dem vielumstrittenen preußischen Referendarexamen besteht bis diesen Augenblick der kaum glaubliche Zustand, daß auf den Umstand so gut wie gar keine Rücksicht genommen wird, daß etwa ein Drittel der zu Prüfenden weiterhin nicht der Justiz, sondern dem Verwaltungsdienste sich widmet. In dem Stimmengewirr, welches um das preußische Referendarexamen sich erhoben hat, ist es schwer und keineswegs anziehend, das Wort zu ergreifen. Aber es ist doch eigentlich kaum zu begreifen, wie man so völlig in Preußen hat vergessen können: daß das Referendarexamen genau ebenso gut ein Examen für den künftigen Verwaltungs- wie für den Justizdienst ist. Wir möchten bezüglich der Reform dieses Examens nur einen einzigen Vorschlag machen, diesen aber auch dem Herrn Minister des Innern dringendst an's Herz legen: daß bei jedem Examen neben Richtern und Professor ein höherer Verwaltungsbeamter aus den Fächern des öffentlichen Rechtes: Verfassungs-, Verwaltungs-, Kirchen- und Völkerrecht prüfe. Dadurch erst würde dies Examen ein zweckentsprechendes werden, während dasselbe dermalen zweckwidrig, weil ganz unvollständig ist. Nur dadurch würde auch auf den Universitäten das Studium des öffentlichen Rechtes die ihm gebührende Bedeutung gewinnen, indeß jetzt die Disciplinen des öffentlichen Rechtes zwar gelehrt, aber nicht studirt werden, was eine höchst unvollständige juristische Vorbildung der Richter und eine ausschließlich praktische Drillung der Verwaltungsbeamten im Vorbereitungsdienst zur Folge hat. Beides aber ist wahrhaft verhängnißvoll, um so mehr, wenn die Verwaltungsbeamten sich gewöhnen, auf den „Doctrinarismus“ der „Juristen“ achselzuckend herabzublicken, indeß die Richter in schwer begreiflicher Verblendung sich allein für „Juristen“ halten, was doch die Verwaltungsbeamten genau eben so gut sind.

Allerdings muß ja zugegeben werden, daß das Verwaltungsrecht noch einen weiten Weg durchzumachen hat, bis es die gleiche juristische Durchbildung erfahren haben wird, deren sich die älteren Disciplinen der Jurisprudenz jetzt schon erfreuen. Immerhin ist auch nach dieser Richtung in letzter Zeit schon Bedeutendes geschehen: die systematischen Arbeiten von Löning, H. Meyer, Laband über Verwaltungsrecht stellen jetzt schon einen hohen Grad juristischer Vollkommenheit in methodischer und systematischer Beziehung dar.

Aber es ist gewiß ein glücklicher Gedanke des speciell um das neuere preußische Verwaltungsrecht verdienten Breslauer Professors Freiherrn v. Stengel gewesen, im Verein mit den bedeutendsten Theoretikern und Praktikern des Verwaltungs-

Digitized by Google

rechtes ein Wörterbuch dieser Disciplin herzustellen. Jeder Artikel stellt eine dem heutigen Stande der Wissenschaft und Gesetzgebung entsprechende kleine Monographie dar. Zur Abfassung der einzelnen Artikel hat Stengel so ziemlich den gesammten Kreis derjenigen Theoretiker gewonnen, welche in Bearbeitung des Staats-, Verwaltungs-, Kirchen- und Völkerrechtes sich hervorgethan haben; um einzelne Namen zu nennen, so finden wir Gneist, Laband, Hinschius, Hübler, G. Meyer, Jolly, Seydel, L. v. Stein, v. Sicherer u. A. unter den Mitarbeitern; dazu gesellen sich hervorragende Autoritäten der Praxis, wie Finkelnburg, Fleck, Glatzel, Harseim, Kayser, Koch, Leuthold, Hecker, Mayr, Staudinger, Perels u. A. m., welchen die Bearbeitung derjenigen Artikel übertragen wurde, in welchen der Schwerpunkt ihrer praktischen Arbeit liegt. Ein besserer und zweckmäßiger ausgewählter Kreis von Mitarbeitern hätte in Deutschland schwerlich gewonnen werden können. Der hohen Erwartung, welche man demgemäß dem Stengel'schen Unternehmen entgegenbringen durfte, entspricht die erste nunmehr vorliegende Lieferung vollauf. In ausgezeichneter Weise finden sich Theorie und Praxis hier vereinigt. Die sämmtlichen Artikel zeichnen sich durch genaueste Angabe und Verarbeitung des Gesetzesmateriales aus; keineswegs aber ist diese Verarbeitung eine bloß handwerksmäßig praktische, sondern durchweg stellen die Arbeiten auch den dermaligen wissenschaftlichen Stand der betreffenden Lehre dar, ein Umstand, welcher bei der großen der Praxis des Verwaltungsrechtes so drohenden Gefahr handwerksmäßiger Verflachung und bedenklicher Unterschätzung des juristischen Gehaltes in der Staatsverwaltung ganz besonders betont werden muß. Ueberall ist dabei die gedrängteste Kürze für die Mitarbeiter Gesetz gewesen, so daß das Wörterbuch in etwa 600, auf 17 Lieferungen wie die vorliegende vertheilten Artikeln zu vollständigem Abschluß wird gebracht werden können. Unter den Artikeln der ersten Lieferung heben wir hervor: Abgaben von Mayr, Ablösung der Reallasten in Preußen von Glatzel, in Bayern von Seydel, Amortisationsgesetze von Meurer, Amtsverbrechen von H. Seuffert, Ansiedelungen in Posen und Westpreußen von Gneist, Armeebefehl von Hecker, Armenrecht und Armenverwaltung von Münsterberg (eine ausgezeichnete Monographie über die deutsche bezw. bayerische Armengesetzgebung) u. A. m. Bis Ende 1889 soll das ganze Werk in zwei Bänden fertig vorliegen und bei der Energie des Herausgebers und der Verlagshandlung (Freiburg i. Br., Mohr) darf angenommen werden, daß dies Versprechen auch eingelöst werden wird.

Die obigen Angaben dürften schon genügen, den Nachweis zu erbringen, daß dies Wörterbuch wohl ein unentbehrliches Hülfsmittel für alle diejenigen werden wird, welche in der Theorie und insbesondere in der Praxis mit deutschem Verwaltungsrecht im weitesten Sinne des Wortes zu thun haben. Sowohl die Staats- wie Selbstverwaltungsbeamten, sowohl die Organe der allgemeinen, als diejenigen der Special- (Eisenbahn-, Post-, landwirthschaftliche, kirchliche, auswärtige, Finanz-)Verwaltung entbehrten bisher eines Werkes, welches die Möglichkeit sofortiger und sicherer Orientirung und Information bot. Darum wird das Stengel'sche Unternehmen allgemein mit Dank und Freude begrüßt werden: es wird den Praktikern eine außerordentliche Erleichterung und Zeitersparniß in ihrer Arbeit bringen.

Aber wir täuschen uns wohl nicht, wenn wir annehmen, die Bedeutung dieses Werkes werde eine noch weiter reichende sein. ‚Die Gesetzgebung auf allen Gebieten der Verwaltung war in den letzten beiden Jahrzehnten extensiv und intensiv, quantitativ und qualitativ eine so bedeutende; diese Gesetzgebung greift so tief und so direct in das ganze Leben des Volkes ein; dieselbe ist durch die Durchführung der Principien der Selbstverwaltung in allen bedeutenderen deutschen Staaten, vor Allem in Preußen, in so weitem Umfange den durch Wahl gebildeten Organen des Volkes selbst übertragen worden, daß heute der Kreis derer, welche an der Ausführung der Staatsaufgaben im Verwaltungsdienste theilzunehmen berufen sind, weit über den Umfang des eigentlichen Staatsdienstes hinausreicht. Allen hieran betheiligten Personen wird dies Wörterbuch ein absolut zuverlässiger Führer sein. Auch die Presse wird in demselben ein überaus dankenswerthes Hülfsmittel zur Orientirung in einem der wichtigsten und am weitesten verzweigten Theile der Gesetzgebung gewinnen.

Mit den besten Wünschen begleiten wir die Fortsetzung des Stengel'schen Unternehmens, welches wie wenige einem weit verbreiteten und dringend empfundenen Bedürfnisse Abhülfe zu leisten bestimmt ist und dieser Bestimmung, wie in der vorliegenden ersten, so auch sicherlich in allen folgenden Lieferungen in ausgezeichneter Weise genügen wird. *

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Ein Muttermörder.

Von Ola Hansson.*)

Aus dem schwedischen Manuscripte übersetzt von M. Herzfeld.

Ich war zu Gast geladen gewesen und befand mich mit einem Bekannten, welcher nach der gleichen Richtung wollte, auf dem Heimweg. Es nahte der Morgen, die Hähne krähten rings in den Weilern und der östliche Horizont stand schon roth da im Frühroth. Die Gegend, die wir

*) Ola Hansson ist eines der hervorragendsten und eigenthümlichsten nachgeborenen Talente des „jungen Schweden", jener Generation von Schriftstellern, welche sich um August Strindberg schaart. Er wurde am 12. November 1860 im südlichen Theil der Provinz Schonen geboren als Sprosse eines alten Bauerngeschlechts. Schon als Schulknabe und später als Student der Philosophie zu Lund (1880—1881) dichtete er, und 1884 konnte er schon eine ausgewählte Sammlung seiner Verse veröffentlichen. 1885 folgten seine ersten „Literarischen Silhouetten" und dann „Notturno", ein Bändchen tief empfundener und doch seltsam raffinirter Gedichte in Vers und Prosa. Einstweilen hatte er in den schriftstellerischen Kreisen von Kopenhagen und Stockholm Zutritt gefunden und lebte eine Zeit lang in der schwedischen Hauptstadt als Kritiker des „Aftonbladet", welches damals alle jungen und kühn strebenden Talente des Reichs an sich zog. Allein mit der steigenden politischen Reaction im Lande kam eine literarische und die Leiter des Blattes brachen mit dem „jungen Schweden". Hansson verließ Stockholm und hat seither die Einsamkeit seines Heimathsortes, die er so sehr liebt, selten verlassen. Dort treibt er literarische und wissenschaftliche Studien, schreibt kritische Essays wie die glänzenden Aufsätze über Bourget, Maupassant, Richepin und Huysman, jenes „junge Frankreich", das er so gut versteht, oder legt seine Gedanken, Beobachtungen, Erfahrungen in freien Dichtungen nieder. Zu Weihnachten 1887 gab er seine „Sensitiva amorosa" heraus, welche den Namen Ola Hansson in die weitesten Kreise trugen. Es ist dies ein dünnes Büchlein mit Skizzen, Gesprächen, Anekdoten, Reflexionen, welche die eigenthümliche Hyperästhesie des Gefühlslebens unserer Zeit beleuchten. Er schildert darin ein Geschlecht von Gehirn- und Nervenmenschen, denen nicht der Lebensdurst, wohl aber die Fähigkeit naiv zu genießen abhanden gekommen, Menschen mit potenzirtem Bewußtsein, Menschen von zusammengesetztem Wesen, das sich in drei, vier „Ichs" spaltet, in die schlecht zusammengeleimten Erbstücke früherer Generationen, die einander belauern, abstoßen, sich gegenseitig lahmlegen, verzehren, vernichten oder nach außen zerstörend, zersetzend wirken. Hansson kennt Alles, was pathologisch ist in unserer Zeit; er schwelgt förmlich in den eigenen Schmerzen, in den wollüstigen Schauern des Vergehens, in den grotesken Phantasien des Wahnsinns. Und dabei dringt er mit genial errathendem Auge in die Dämmergebiete der menschlichen Seele. Er hat weiche Töne, zarte Farben, duftige Schleier für das nahezu Unsagbare, Flüchtige, Verschwimmende jener überfeinerten Stimmungen, Empfindungen, Idiosynkrasien, welche die Qual des modernen Culturmenschen und zugleich ein Stück von seinem Adelsdiplom bilden. M. H.

Digitized by Google

durchwanderten, trug den Charakter einer Flachlandschaft von Südschonen. Es war ein kleines Thal mit Kesselform, umschlossen von sanft ansteigenden Hügeln, welche oben eine Verbrämung von Wald zeigten. Die Erde glich hier einem ungeheuren, ausgehöhlten Kugelsegment und der Himmel wölbte sich darüber wie der obere Abschnitt der Kugel und es schien Einem, als ginge man in dieses zweigetheilte Riesenrund hinein, dessen Boden düster, dessen Dach aber licht war, licht wie eine nordische Sommernacht.

Wir bogen auf einen schmäleren Weg ab, der gerade durch die Felder lief. Mitten zwischen den Dörfern lag hier völlig gesondert ein einsames Haus, das von Park und Garten umgeben war. Das lange, kahlleibige Gebäude stierte mit den sechs hohen, dunklen Fenstern der Fassade, an welcher der Weg sich hinzog, auf uns herab — leer, glanzlos, todt wie das gebrochene Auge einer Leiche — und aus dem ganzen Gebäude strömte uns jene Grabesstille, jene Spinnewebatmosphäre engegen, die unbewohnten Stätten eigen ist. Bei dem einen Flügel floß ein Bach vorbei, in dessen einförmigem Gemurmel die tiefe Stille des Sommermorgens uns verdichtet schien, und von diesem Flügel führte eine weiß und grün bemalte Brücke über den Bach hinüber in den Garten, welcher nach der Straße hin lag. Eine fest verwachsene Hecke von Haselnußstauden versperrte die Aussicht; jedoch mitten in der Hecke befand sich eine Oeffnung und in dieser ein Gitterpförtchen, weiß und grün bemalt wie die Brücke, und durch dieses schauten wir in den Garten. Derselbe war vernachlässigt, hatte offenbar schon einige Zeit frei fortwuchern dürfen. Die Mitte nahm ein cementgemauertes Bassin eines Springbrunnens, der wohl lange des Wassers entbehrte; die Rabatten und die Wege liefen in ein Etwas zusammen, das nicht ganz Sand und nicht ganz Rasen war, und im Hintergrund erhob es sich wie eine einzige, undurchdringliche Laubwand, gebildet aus allen Büschen des Gartens und allen Bäumen des Waldes. Der Garten lag ebenso still und todt da wie das Haus. Nicht ein Sperling, der gezwitschert hätte.

„Hier möchte wohl Niemand wohnen," bemerkte ich, während wir an dieser stummen Scenerie vorübergingen.

„Nein," antwortete mein Begleiter. „Jedoch Du, der Du wunderliche Geschichten liebst, solltest genau zuhören, wenn ich Dir sage, was dies Schweigen birgt. Gelänge es Dir, Alles zu errathen, so schiene Dir's, als hörtest Du die Hähne des Abends krähen oder sähest die Sonne im Norden aufgehen."

Und während wir unsere Wanderung fortsetzten, die Sonne emporstieg und in den Dörfern ringsum sich aus allen Schornsteinen Rauch erhob, berichtete mein Begleiter eine seltsame Geschichte, welche in der Hauptsache etwa Folgendes enthielt:

Bis vor Kurzem wohnte im Hause dort am Bache eine Mutter mit ihrem einzigen Sohn. Der Vater, welcher ein großes Gut besessen, war durch einen unglücklichen Zufall gestorben, ehe das Kind, welches seine junge Gattin unter dem Herzen trug, noch geboren war. Das Eigenthum wurde verkauft und mit einem beträchtlichen Vermögen zog die Wittwe sich von der Welt zurück und erstand das Haus am Bache. Hier verlebte sie mit dem Sohne ihr Dasein in großer Einsamkeit und Verborgenheit, welche nur ein paar alte Diener der Familie theilten. Sachte und einförmig wie Schneeflocken sanken die Tage herab und die Jahre waren den Beiden aufeinander gefolgt wie die Stufen einer leise ansteigenden, teppichbelegten Treppe, über welche sie gewöhnlich dem Ende ihres Lebens entgegenschritten.

Der Nabelstrang zwischen ihnen beiden war niemals recht entzwei gerissen. Der junge Mann hatte sich gleichsam nicht freigemacht vom Mutterleibe und die Mutter hatte noch all' die seltsamen Gelüste und Empfindungen der Schwangerschaft. Einmal war der Versuch gemacht worden, den Knaben in die Gelehrtenschule der Nachbarstadt zu bringen. allein da war's, als habe die Mutter Kindbettfieber gekriegt und als sei das Kind nicht voll ausgetragen zur Welt gekommen. Seither war der Knabe daheim unterwiesen worden und er wuchs hier zu einem Jüngling empor, der von der Erde nichts kannte als das waldumsäumte Kesselthal, und von Menschen bloß seine Mutter und die alten Diener der Familie.

Sah man das Eine von ihnen, so durfte man sicher sein, das Andere befand sich nicht weit davon. Nicht oft verließen sie das große weiße Haus am Bach; wenn's aber geschah, so gingen stets alle Beide aus. Die Mutter war streng religiös und jeden Sonntag, sobald die Glocken zusammenläuteten, trat sie an der Seite des Sohnes durch das Pförtlein des Kirchhofs. Wenn sie so Seite an Seite einhergingen, wurde Jedermann betroffen von der auffallenden Aehnlichkeit. Nicht bloß die Züge des Antlitzes sahen aus wie nach Einem Modell geschnitten; all' die tausend kleinen Eigenheiten in Gang, Geberde, Mienenspiel, welche vereint jenes unauflösliche, unbestimmbare Etwas bilden, das die Persönlichkeit ist, schienen für Beide durch die gleiche Maschinerie in Bewegung gesetzt zu werden. Magere, knochige Körper, vorgebeugte Haltung, ein scharfes Profil mit einer langen Nase, die sich über eine kurze, dünne Oberlippe vorschob, und ein kleines spitziges Kinn. Betrachtete man sie en face, so begegnete man denselben Augen: kleinen Augen, welche beständig die Farbe wechselten — nun blank schimmernd und dunkel wie ein Waldsumpf, dann wieder nach allen Seiten hin ausstrahlend, bis der Blick jeden Mittelpunkt und Boden zu verlieren und sich aufzulösen schien. Sie lachten auf völlig gleiche Art, ein Lächeln, das ganz ohne Anlaß kam und bei welchem Niemand recht verstand, was in demselben lag, — Heimtücke, Seelengüte, Einfall, — eins und das andere und doch wieder nichts davon. Zwischen ihnen fand sich kein weiterer Unterschied als der, daß der Jüngere sozusagen eine Miniaturausgabe der Aelteren war, ungefähr wie die Medaillonnachbildung eines Portraits in Cabinetformat. Wenn sie so durch den Mittelgang der Kirche kamen, er regelmäßig einen halben Schritt hinter ihr, als ob er trotz seiner zwanzig Jahre ein Kind sei, das aus Angst die Mutter am Rockschoß festhalte, da meinten die Leute, das Paar erinnere an irgend ein Vogelweibchen mit seinem Jungen.

Wie sie lebten und sich daheim, in ihrem ewigen tête-à-tête fühlten, darüber wußte Niemand recht Bescheid. Das große, weiße Haus am Bach ließ selten Gäste ein und die grauhaarigen Diener waren ebenso unzugänglich wie ihre Herrschaft. Dem Vorüberfahrenden konnte es zufällig glücken, an einem Sommerabend die Beiden hinter dem weißgrünen Gitterpförtchen um den Springbrunnen ihres Gartens wandeln zu sehen, oder es stahl sich ein flüchtiger Blick in's Gemach, in welchem soeben die Lampe angezündet, die Gardinen aber noch nicht herabgerollt worden. Das war aber auch Alles. Man glaubte, Mutter und Sohn liebten einander so sehr, daß sie sich vollkommen genügten, daß die übrige Welt für sie nicht existirte, nicht Platz fand in diesen Herzen, welche ein einziges Bild, ein einziges Gefühl, eine einzige Liebe so ganz und gar ausfüllte.

Diese allgemeine Vorstellung war richtig; aber das Verhältniß zwischen den Beiden enthielt mehr und Anderes. Und erst durch diese Schattirung treten die Umrisse desselben in ihrer vollen, beängstigenden Schärfe hervor.

Der junge Mann war ein Unglückskind, ein Sorgenkind, einer der vom Schicksal Gezeichneten. In seinen Adern rann das Blut, welches in seelische Krebsrosen ausschlägt, in seinem Wesen sprießte der giftige Keim, welcher der Spaltpilz des Gefühlslebens ist, in ihm lag schon befruchtet der Eiercomplex, aus welchem die Brut krankhafter Missethaten kriecht. In seiner Seele knollte sich eine Fistel zusammen und dieselbe senkte ihre Schlangenwurzeln tief in sein schon verwestes Geschlecht hinab. Er war verurtheilt, unwiderruflich verurtheilt, verurtheilt schon im Mutterleibe.

Alle Mißbildungen ererbter Degeneration schwollen in seiner Kindheit schon auf. Er mußte unaufhörlich in dreimal wiederholten Absätzen bis drei zählen. Sehr häufig trieb es ihn an, auf gewisse Art und in bestimmter Reihenfolge mit den Füßen zu stampfen: erst mit dem Vordertheil des rechten Fußes, dann mit dem Vordertheil des linken, hierauf in umgekehrter Ordnung und schließlich mit beiden Füßen zugleich. Aehnliche Manöver führte er mit den Augen, mit den Schultern auf. Er fühlte beständig die Versuchung, bald diesen und bald jenen Gegenstand, und zwar immer dreimal, anzurühren und er war ganz widerstandslos gegen solche Versuchungen, obgleich er mit seinem Verstand recht wohl einsah, daß solch' eine Berührung nicht den geringsten Zweck hatte. Während eines Gewitters konnte ihn der unbezwingliche Trieb ergreifen, Gott mit höhnenden oder obscönen Worten zu schmähen, um im nächsten Momente angstvolle Gebete um Verzeihung und kriechende Schmeicheleien

Digitized by Google

herzuplappern, und dabei wand er sich vor Furcht, der Blitz möchte um der Lästerung willen auf sein Haupt hernieder schmettern.

So wuchsen auch seine kindlichen Gefühle zu einer Mißbildung aus. Wohl liebte er seine Mutter bis zur Schwärmerei; jedoch gerade diese Zärtlichkeit war krankhaft überspannt; dieselbe äußerte sich wie die spasmodischen Liebesbezeugungen eines hysterischen Weibes gegen ein Hätschelkind. Hierzu kam, daß sein krankes Blut auf einem Punkte einen Krebs hervorgebracht, der sich, so wie die Jahre gingen, unmerklich, unheilbar immer tiefer in das Herz seiner Sohnesliebe einfraß. Das erste schwache Symptom war es wohl, daß er manches Mal mit Ungeduld, mit Unbehagen, Ekel sich von der Mutter wendete, wenn sie ihn streichelte. Bald begann er sie hart anzulassen, sie zu verhöhnen, die empfindlichsten Stellen ihrer Seele aufzusuchen, um auf dieselben die ätzenden Säuren des Wortes zu träufeln. Hier und da fühlte er dabei eine grimmige Wollust, noch öfter jedoch litt er selbst noch weit tiefer darunter als die Mutter. Und dennoch mußte er sie quälen, er wußte selbst nicht warum; es schien ihm, als lebte in ihm eine andere Welt und diese sei's, die in ihm handle, während sein eigenes normales Ich im Schraubstock saß. In dieser Ohnmacht kochte seine Erbitterung auf und wendete sich theilweise gegen die Mutter. Er wußte sie zwar ohne Schuld; aber er fing an die Mutter zu hassen, sie dumpf, heiß und böse zu hassen und dieser Haß sog Nahrung gerade aus dem Mißmuth, der Reue, Selbstverachtung, in welche er nach jedem Anfall versank.

An einem Gewitterabend, als der Regen gegen die Glasscheiben prasselte und der Wind rings um das große weiße Haus am Bach sein Unwesen trieb, saßen Mutter und Sohn im Gespräch bei der Lampe, sie in ihrem Lehnstuhl, er in einem Schemel ihr zu Füßen. Er blickte zu ihr auf, wie sie da saß und eine Frucht aß, — schluckte und schluckte, so daß ihr Kehlkopf, der nahezu wie bei einem Mann hervortrat, immer auf und nieder ging. Er sah, wie der runde Knollen im Halse drinnen auf und nieder, auf und nieder glitt, — sah zu, bis es ihn irritirte. Er mußte ihn noch zum Stehenbleiben bringen; er mußte seinen Finger draufsetzen und recht fest zudrücken, so daß derselbe nicht mehr vom Flecke kam ... Mit gewaltsamer Willensanstrengung gelang es ihm, den Blick loszureißen von dem magnetischen Punkte, den Kopf wegzudrehen und aufzuspringen.

Von dieser Stunde an befand er sich wie unter einem Zauber. Die nicht zufriedengestellte Begierde kroch unter seine Haut, heizte in seinen Adern ein. Er sah Tag und Nacht den auf und nieder gleitenden Knollen; seine Gedanken krümmten sich wie ein Wurm, den man entzwei gerissen, um ihn an den Angelhaken zu stecken; er fühlte, wie sich tausend Fäden um seine Hände schlangen und sie hinzogen zum Halse der Mutter. Er fürchtete diesen langen, hageren Hals, auf welchem die Sehnen wie gespannte Taubündel saßen, und er drohte ihm in seiner Seele, während er zugleich trockene Thränen weinte beim Anblick der Runzeln der geliebten alten Frau.

An einem Januartag, als er in der Dämmerung von seinem gewöhnlichen Abendspaziergang heimkehrte, fand er die Mutter in seinem eigenen Arbeitszimmer auf der Chaiselongue ausgestreckt. Sie lag mit geschlossenen Augen, als ob sie schliefe; doch beim Lichte der Kohlengluth bemerkte er den langen, mageren Hals mit dessen bündelartigen Sehnen. Er wußte nicht, ob es eine optische Täuschung war; aber er hätte darauf schwören mögen, er sehe den Kehlkopf auf und nieder gleiten. Dies war das einzige an der ganzen Gestalt, was sich rührte und Leben verrieth. Die Finger gleich Krallen ausgespreizt, den Oberkörper vorgebeugt, schlich er über das Zimmer hin; der Wille richtete sich in ihm auf wie ein Rückgrat aus gehärtetem Stahl; kalt glänzte der Phosphor in seinem Gehirn; er hockte nieder, holte zum Sprunge aus wie die Katze, wenn sie eine Ratte sieht, und im nächsten Moment saßen seine beiden Hände um den mageren Hals. Dieser streckte sich, maßlos, unnatürlich und wurde lang, dünn wie ein Wurm, dünkte ihm, während er in Raserei seine beiden Daumen auf den Kehlkopfknollen preßte; — der Körper wand und krümmte sich; er schaute in zwei Augen, die voll Entsetzen unter ihm leuchteten. Er dachte nicht, fühlte nicht, empfand nicht; seine Seele existirte nicht und sein Leib auch nicht; nichts existirte als zwei Fäuste, die etwas Weiches zerdrückten. Wie lange er so gestanden, ob eine Minute oder eine Stunde, das wußte er nicht. Er merkte endlich, daß die Masse unter ihm sich nicht mehr regte; er ließ los; ihm schien, als walle und brodle Etwas in ihm und dränge sich empor, und er hatte die Empfindung, als müsse das niedergehalten werden. Er nahm eine heitere Miene an, lachte halblaut, murmelte Etwas — Worte oder vielleicht bloß Laute, bekam dann plötzlich einen Anfall von Angst und löschte die Lampe aus. Es bebte in seinen Beinen, es wackelte ihm der Kopf, es zuckte in seinem Herzen und er mußte einen Gassenhauer pfeifen, um niederhalten zu können, was er empordringen fühlte. Allein das half nichts; es stieg und stieg zur Oberfläche, das was empor wollte, und mit eins setzte es sich gerade vor ihm auf. Da stürzte er zur Thür, hinaus in die Nacht.

Er lief vorwärts, blieb mit einem Ruck stehen und wunderte sich, warum er lief anstatt zu gehen, und weshalb er barhäuptig herausgekommen sei. Die Erde war schwarz und der Winterhimmel voll mit Sternen. Im Südwesten stand groß und strahlend der Abendstern und unter ihm, dort wo die Sonne hinabgegangen, rundete sich ein gelbgrüner Himmelsstreif, von welchem sich der Horizont wie schwarzer Rauch abhob.

Mit einem Mal empfand er Angst, schluchzte auf und begann wieder zu laufen. Hinab in's Thal, wo die Kirchen unter ihren rothen Ziegelhauben weiß schimmerten, und die Hügel hinan, wo er die angezündeten Lichter des Dorfes roth aus dem Schwarzen heraus glänzen sah — wie rothe Augen, roth von Thränen, blutgesprengt vor Zorn. Er jammerte laut und schalt in toller Wuth. Ihm schien es, er renne mitten in's Zeit- und Raumlose hinein und komme nicht vom Fleck, wie sehr er auch laufe. Eine glühende Eisenstange fuhr durch seine Kehle und er betete mit stummen, kniefälligen Gebeten ohne ein Wort hervorzubringen. Und plötzlich fühlte er sich erhört. Der gelbgrüne Himmelsrand kam ihm stets näher. Er wuchs vor ihm auf, über ihm empor, immer intensiver leuchtend, immer colossaler, bis derselbe vor ihm stand wie ein geöffnetes Portal. Er ging durch dasselbe hinein, hinein in endlose, gelbgrüne Räume mit schwarzen, rauchenden Horizonten. Da wechselte die Scenerie wie die Bilder eines Kaleidoskops und wurde eine Riesentulpe, eine von den gelbgrünlich weißen mit rauchschwarzem Saum; aber da er sie brechen wollte und sie in sein Knopfloch stecken, da wandelte sie wieder die Gestalt und ward ein Weib — das Antlitz eine Todtenmaske, welche von innen heraus der Phosphorschimmer der Verwesung beleuchtete — das Haupt umflattert von den schwarzen Schleiern des Todes, und mitten auf dem Stirnbein, den düsteren Trauerflor zusammenhaltend, ein kostbarer Edelstein, welcher dem Abendstern glich ...

Und nun im Hospital pflückt er immer noch gelbgrüne Tulpen mit rauchschwarzen Streifen und windet sie zu Bouquets. Dann ist er sanft und gut. Wenn er aber ruft, er sehe ein blauweißes Frauenantlitz, eine Todtenmaske, von innen erleuchtet wie von der Phosphorescenz der Verwesung — da muß man ihm die Zwangsjacke anlegen. In lichten Zwischenstunden erzählt er wohl hier und da alle Einzelheiten jenes entsetzlichen Abends, an welchem er seine Mutter erdrosselt, jedoch ohne daß er heute besser wüßte, warum.

Aus der Hauptstadt.

Wilhelm Trübner-Ausstellung.

Das Recht der Individualität findet in der Kunst seine Grenze in dem Maß des bethätigten Könnens. „Schön ist häßlich, häßlich schön", je nach Zweck und Form der Darstellung. Gelingt es dem Künstler, seine Auffassung wahrscheinlich zu machen, für sie zu interessiren, so ist seine Schöpfung trotz aller Aesthetik schaffenswerth gewesen. Das wachsende Können bedarf der Ellbogenfreiheit. Erregt es durch die Wahl seiner Stoffe Anstoß, so haben die schmerzverzogenen Gesichter der in ihren ästhetischen Dogmen Verletzten nur subjective Bedeutung. Der Schmerz läßt nach, die energische Anregung bleibt.

Aber freilich ohne das Können geht's nicht, und da bekanntermaßen kein Meister vom Himmel fällt, wird auch ein wenig Lernen sich nicht gut entbehren lassen. Von dem Ersteren persönlich überzeugt, sträubt sich unser Künstlernachwuchs energisch gegen das Letztere und versucht, seine Individualität geltend zu machen, ehe er die nöthigen Kräfte gewonnen. Wer nicht im derben Naturalismus stecken bleibt, versteigt sich in den

Digitized by Google

luftleeren Raum des Phantastisch-Bizarren und geht an Athemnoth zu Grunde.

Ob eine Collectivausstellung von Werken des Müncheners Wilhelm Trübner, wie sie Gurlitt in seinem Salon in der Behrenstraße veranstaltet, innere Berechtigung hat, mag zweifelhaft erscheinen, interessant ist sie jedenfalls und bietet Gelegenheit, einmal mit dem flügellahmen, an der Oberfläche der Dinge klebenden Jungnaturalismus abzurechnen. In Wilhelm Trübner steckt neben dem Streben, unter allen Umständen interessant zu sein, so viel urwüchsige Begabung, daß es sich wohl lohnt, an ihm ein Exempel zu statuiren.

Es ist zunächst ein eigenthümliches Zeichen der Zeit, daß der junge Künstler heute da beginnt, wo der alternde Meister sonst aufzuhören pflegte, bei der Manier. Müller's und Schulze's heißes Sehnen geht vor Allem dahin, daß der Ausstellungshabitué vor seinem Bilde stehen bleibt und dem höchsteigenen Kunstverständniß ein Compliment machend ausruft: das ist ein echter Müller, ein unverkennbarer Schulze. Das wohlfeile Resultat ist unschwer zu erreichen, indem man anders malt, wie alle Uebrigen, oder so, wie Niemand malen sollte, oder am besten so, wie überhaupt Nichts in der Wirklichkeit aussieht. Schielen, Kurzsichtigkeit, Farbenblindheit, das Alles fällt unter den entschuldigenden Begriff des individuellen Sehens. Mit den bloßen Zeichenfehlern ist seit Makart und Arnold Böcklin nichts mehr zu machen, das Colorit bietet ein bei Weitem dankbareres Feld für die Bethätigung zwangsweise gezüchteter Originalität. So etablirt sich Wilhelm Trübner als Grau-Schwarzmaler von Beruf und Erziehung. Wo sich auch der von ihm gemalte Vorgang abspielen mag, sein Atelier liegt im Keller, und im Keller sind alle Katzen grau. Wo soll mehrere Fuß unter dem Straßenniveau die Farbenfreude herkommen? Daß dabei trotz alles zur Schau getragenen Naturalismus die Wahrheit in die Brüche geht, ist gleichgültig. Wilhelm Trübner sieht Alles grau-schwarz, und wenn er nicht so sieht, so malt er doch so. Goethe hat für derartige Originale eine Bezeichnung gefunden, die wir nicht wiederholen wollen.

Der Münchener Künstler hat bei der entschiedenen Richtung seiner Begabung auf das Schwarze eine ausgesprochene Vorliebe für die dunklen Menschenbrüder. Ein Neger, der in der Zechenoth das leere Portemonnaie umstülpt, ein Neger, der im Café durch Zeitungslesen seinen Bildungstrieb befriedigt, das Alles läßt sich aus der Neigung erklären, etwas Schwarzes auf einem grau-schwarzen Hintergrunde zu malen. Aber wer in aller Welt hat Wilhelm Trübner dazu verleitet, einen Neger aus einem farbenprächtigen Blumenstrauß herausgucken zu lassen? Die isolirte Farblosigkeit hat eine gewisse Daseinsberechtigung, die Farblosigkeit im Kampfe mit der Farbe ist eine Donquixoterie.

Das unterscheidende Merkmal der falschen Originalität gegenüber der echten ist das Suchen nach zufälligen Ausnahmesituationen. Wenn Steffeck einen Mops malt, so ist es ein ganz einfacher natürlicher Mops, dessen Empfinden, Denken und Wollen sich individuell mopsartig ausspricht. Wilhelm Trübner malt immer denselben Cäsar, eine schöne deutsche Dogge, gegen deren Darstellung sich nichts einwenden läßt. An die animalische Psychologie reicht sein Können nicht heran. Will er für seinen Leibhund interessiren, so muß er den Schwerpunkt in die äußerliche Situation verlegen. Ob „Cäsar am Rubicon" den Kopf auf den mit leckeren Speisen besetzten Tisch legt, ob er die gestreiften Strümpfe und das sonstige Negligée seiner jenseits des Rahmens badenden Herrin bewacht, ob ihm sein Erzieher einen Kranz Nürnberger Würste über die Nase gehängt hat, oder ob er sich nebst seinem Herrn von der interessanten Kehrseite zeigt, Cäsar ist eine indifferente Natur, die keine Gefühle hat oder sie unter keinen Umständen verräth. Oder aber, um aufrichtig zu sein: Wilhelm Trübner hat das instinctive Bewußtsein eines gewissen Mangels an Charakterisirungsvermögen und versucht, durch die Ausnahmesituation eine Wirkung zu erzielen. Wenn nicht die Kenner, so hat er doch die Lacher meist auf seiner Seite.

Aehnlich steht es um seine Genrebilder aus dem Leben der niederen Volksschichten. Alles, was das Modell bietet, ist herausgebracht, aber auch niemals mehr. Relativ am besten gelingen Trübner Einzelfiguren, wie „die Kartenlegerin", der erste Versuch eines jugendlichen Proletariers im Schnapstrinken und der „schneidige" Schusterjunge. Unternimmt er es, größere Volksmassen zu schildern, wie in der „die Münchener Wachtparade" begleitenden Menge, so versagt das unterscheidende Charakterisirungsvermögen. Da nun coloristische Reize absichtlich vermieden sind, legt man sich die berechtigte Frage vor, was den Künstler veranlaßt haben mag, einen Vorgang darzustellen, dem man den Vorwurf der Schönheit unmöglich machen kann. Die ganze Malweise von der ersten Conception bis zur reizlosen Ausführung erscheint nicht als natürlicher Ausfluß künstlerischer Eigenart, sondern als absichtliches Hinarbeiten auf Sensation.

Und doch steckt in Wilhelm Trübner ein tüchtiger Kern, dessen Entwickelung unter einer gewissen Autodidaxie und pedantischen Schulmeisterei gelitten hat. Seinen Meistern, dem Wiener Canon und dem Münchener Leibl, hat er ein paar Pinsel- und Palettengeheimnisse abgesehen und glaubt mit diesem künstlerischen ABC-Buch allen Anforderungen gewachsen zu sein. Dem Naturalisten wird vor seiner eigenen Naturwahrheit bange, er schüttelt den mit Vorliebe gemalten Erdenstaub von sich und unternimmt einen kühnen Flug in das Reich der Romantik. Aber auch hier bleibt das Können hinter den hohen Intentionen zurück! Wer den gewöhnlichen Erdensohn nicht correct zeichnen gelernt hat, soll sich nicht mit Centauren und Centaurinnen einlassen, mögen sie die Kraft ihrer Leiber im Liebesspiel oder im ernsten Kampf mit den Lapithen üben. In der Gigantenschlacht wie in der wilden Jagd offenbart sich eine kräftig gestaltende Phantasie, die, durch Michel Angelo beeinflußt, vor der kühnsten Verschlingung der Leiber nicht zurückschreckt. Leider ist es mit der Unverzagtheit der Conception nicht gethan. Man muß auch Verkürzungen zeichnen und Fleischtöne mit Schatten und Reflexen malen können. Wie sehr das Können bei Trübner hinter dem Wollen zurückbleibt, zeigt sich, sobald es sich um die Füllung einer großen Fläche mit perspectivisch verschobenen Gruppen in ruhiger und bewegter Haltung handelt. Der Kreis der Liebenden nach dem fünften Gesange der Göttlichen Komödie ist einfach langweilig, das perspectivische Verhältniß der auf verschiedene Ebenen vertheilten Figuren von naivster Unbeholfenheit. Ein Gleiches gilt von der Kreuzigung, die von zeichnerischen und malerischen Unmöglichkeiten wimmelt.

Durchaus unbedeutend sind ein Londoner Straßenprospect und eine langweilig grüne Landschaft mit manövrirender Artillerie als Staffage. Dagegen offenbart sich in der Einzelfigur einer nachtwandelnden Lady Macbeth eine durchaus eigenartige effectvolle Auffassung. Leider stören auch hier die unglaublich flache Modellirung und die grauen, selbst bei dem spärlichen Licht einer Nachtlampe unmöglichen Fleischtöne.

Wilhelm Trübner's starke Begabung ist nicht zu leugnen. Um so ernster ist die Pflicht der Kritik, den jungen Künstler vor Abwegen zu warnen, die rettungslos zur Manierirtheit führen. Wer noch so viel zu lernen hat, muß sich mit der Geltendmachung seiner Individualität gedulden, bis sein Können dem Wollen nachgewachsen ist. G. M.

Notizen.

Der unermüdliche Professor Joseph Kürschner versendet zwei neue Werke seiner allumfassenden lexicographischen Thätigkeit: den Jahrgang 1889 seines bewährten Staats-, Hof- und Communalhandbuchs des Reichs- und der Einzelstaaten, sowie den elften Band seines Literatur-Kalenders (Stuttgart, Spemann). Das statistische Jahrbuch enthält in erschöpfender und durchaus zuverlässiger Form eine Gesammtübersicht über die Organisation des Reichs, ein Verzeichniß sämmtlicher Reichsbehörden, Heer und Marine, Schutzgebiete, Bisthümer, ein statistisches Compendium über die 26 Staaten, sämmtliche Gerichte, Gesandtschaften und Consulate u. s. w. und ist mit schön ausgeführten Portraits (Kaiser Wilhelm II., Graf Bismarck, Präsident v. Wedell-Piesdorf, Minister Herrfurth u. A.) geziert. Es ist ein nützliches Handbuch für Jedermann und sollte in keiner Behörde, keiner Redaction fehlen. An letztere wendet sich in erster Linie der Literatur-Kalender, für die er nachgerade unentbehrlich geworden. Die Fülle der Adressen hat sich in's Unheimliche vermehrt, aber die Angaben sind dabei doch reichlicher und zuverlässiger geworden, denn der Herausgeber scheut keine Kosten. Man lese nur das schmerzvolle Vorwort, worin er von seinen Leiden berichtet, die ihn hoffentlich nicht entmuthigen und abschrecken werden. Gerne würden wir im nächsten Jahrbuch wieder das Verlegerverzeichniß und die ebenfalls ausgefallene Städteschau finden, Beides zwei sehr nützliche und nothwendige Rubriken.

Studententagebuch. Von Otto Ehrich. (Zürich, Verlagsmagazin [J. Schabelitz].) — Hübsche Liebeslieder, stimmungsvolle Erzählungen in Versen, formschöne Oden mit stark modernem Inhalt. Die Vorliebe für die Armen und Elenden ist offenbar nirgend bloße Phrase und Effecthascherei. Trefflich sind die scharf geschliffenen Epigramme, von denen uns besonders die witzigen Spottverse wider die jüngstdeutschen Gernegroße unterhalten haben. Von demselben Verfasser erscheint soeben bei Carl Reißner in Leipzig eine Ibsen-Parodie: Der Frosch, Familiendrama in einem Act von Henrik Ipse, in der namentlich das Grundmotiv und der Knalleffect am Schlusse sehr gut erfunden sind. Leider ist das Ganze aber zu lang und nicht ausgelassen genug. Derlei Travestien müssen, wenn sie wirken sollen, sich mehr in possenhaften Uebertreibungen gefallen. Dieses Erforderniß hat der bewährte Humorist Richard Schmidt-Cabanis in seiner Parodie: Die Frau von Mehreren (Berlin, H. Lazarus) viel besser verstanden. Sein „psychiatrisch-atavistisch-bigamisch-metaphysisch-maritimes Urschauspiel in fünf Abtheilungen für Unheilbare" leistet an carnevalistischer Laune das Unmöglichste und liest sich von Anfang bis zu Ende wie eine Posse voll blühend sinnvollen Unsinns. Schon der Vorhang geht höchst vielversprechend auf: „Aus den Logen donnerndes Zusammenschlagen kräftiger Handflächen, der Verfasser wird neun Mal gerufen." Dann der Schluß: „Fünfviertelstündiger Applaus, der Verfasser wird 1889 mal gerufen; einem Zischer wird der Hut eingeklatscht; aus den Logen regnen auf die Nichtklatscher zahllose grobe Postkarten in heldenhafter Anonymität nieder. Durch directe Fernsprechverbindung mit Braunschweig wird von dem dortigen Magnikirchhof aus, in unmittelbarer Nähe des Grabes Lessing's, das Geräusch einer Umdrehung hörbar." Das witzige Büchlein wird viel belacht werden.

Digitized by Google

Inserate.

Neueste Romane
aus der
Deutschen Verlags-Anstalt
in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Fanny Förster.
Roman von
Ida Boy-Ed.
Preis geheftet M. 4.—; fein gebunden M. 5.—.

Der Doktor.
Roman von
A. von Klinckowström.
Preis geheftet M. 4.—; fein gebunden M. 5.—.

Des rechten Auges Aergernis.
Roman von
August Niemann.
2 Bände. Preis geh. M. 5.—; fein geb. M. 6.—.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Soeben ausgegeben:
Vierteljahrsschrift f. Musikwissenschaft
herausgegeben von
Fr. Chrysander, Ph. Spitta, G. Adler.
5. Jahrg. 1889. Erstes Heft.

Inhalt: *C. Paesler.* Fundamentbuch v. Hans v. Constanz. *J. P. N. Land.* Über die Tonkunst der Javanen.

Kritiken und Referate. J. Eckardt, F. David u. d. Fam. Mendelss. Bartholdy. — F. Moscheles. Briefe v. F. Mendelss. Barth. an Ign. u. Charl. Moscheles. — A. Kohut. Frdr. Wieck. — A. Jullien. Hect. Berlioz. — G. A. Gevaert. Neue Instrumentenlehre.

Preis des Jahrgangs 12 M.

Ausführliche Prospekte u. Vorlage früherer Jahrgänge durch alle Buch- u. Musikalienhdl.
Breitkopf & Härtel, Leipzig.

Verlag von J. C. B. Mohr in Freiburg i. B.
Soeben erschien:
Wörterbuch
des
Deutschen Verwaltungsrechts.
Herausgegeben
von
Dr. K. von Stengel.
1. u. 2. Lieferung.
à M 2.—.
Vollständig in ca. 17 Lieferungen à M 2.—.
Ende 1889.
Zu beziehen durch alle Sortiments-Buchhandlungen.

Verlag von Otto Wigand in Leipzig.
Entwickelungsgesetze der Menschheit.
Eine socialphilosophische Studie
von
Paul Weisengrün.
Preis 4 Mark.

Hannov.-Altenbek.-Eisenbahn. Saison 15. Mai bis 1. Oct. **Bad Pyrmont.** Pferdebahn zum Salzbade und Bahnhof 5 Minuten.
Altbekannte Stahl- und Soolquellen.
Stahl-, Salz-, Moor- und russische Dampfbäder.
Bestellungen von Stahl- und Salzwasser sind an das Fürstl. Brunnen-Comptoir zu richten; sonstige Anfragen erledigt
Fürstl. Brunnen-Direction.

½ Stunde von Frankfurt a. M. **Bad Homburg** ½ Stunde von Frankfurt a. M.
Wirksamste Brunnenkur bei allen Magen- u. Unterleibsleiden (Leber-, Milz-Leiden, Gelbsucht, Gicht, Fettleibigkeit) Mineral-, Sool-, Kiefernadel-, Gas- u. Moorbäder. **Luftkurort ersten Ranges** für Nervenleidende und Reconvalescenten. Inhalationen für Hals- und Brustleidende. Molkenkur. Heilgymn. Institut (Electrotherapie, Massage). Wasser-Heilanstalt. Eleg. Kurhaus mit vorzügl. Restaurant. Park. Kurorchester. Militär-Concerte. Theater. Réunions. Illuminationen, Feuerwerke, Saisonfeste.
Mineralwasser-Versandt in stets frischer Füllung während des ganzen Jahres.

In unserem Verlage sind nachstehende Neuigkeiten erschienen:

Aus Alt-Ansbacher Zeit.
Erzählung v. **Friedrich Lampert.**
14 Bogen. Groß Oktav.
Geh. M 3.—, elegant gebunden M 4.—.

Furchen.
Neue Novellen von **Hermann Lingg.**
Inhalt: Nur einmal. — Äschylos. — Die eiserne Krone. — Verhüllt. — Am Lago d'Averno. — Poet und Sängerin.
23 Bogen. Groß Oktav.
Geh. M 4.50, elegant gebunden M 5.60.

Aus dem Süden.
Neue Gedichte von **Stephan Milow.**
15 Bogen. Oktav.
Geh. M 3.—, eleg. geb. m. Goldschn. M 4.—.

Gedichte von Ludwig Pfau.
Vierte, durchgesehene und vermehrte Auflage.
Mit dem Porträt des Verfassers.
29 Bogen. Groß Oktav.
Geh. M 4.50, elegant gebunden M 5.60.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.
Stuttgart. **Adolf Bonz & Comp.**

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen:
Friedrich Spielhagens
Ausgewählte Romane
in ca. 60 Lieferungen à 30 Pf.
Verlag von L. Staackmann, Leipzig.

Bei Aug. Stein in Potsdam erschien soeben:
Deutsche Litteraturkunde.
Auswahl charakteristischer Stücke in Poesie und Prosa, chronologisch und nach Dichtergruppen geordnet, mit geschichtlichen Einleitungen und Uebersichten
von
P. Erfurth und **H. Lindner,**
Rektor. Konrektor.
576 S. gr. 8. brosch. M 4.50. In Halbledereband M 4.50. In Kattunband M 5.—.
Dieses Buch ist zunächst für obere Klassen höherer Schulen bestimmt, es dient aber zugleich als vorzüglicher Hausschatz für jede gebildete Familie.

Neuer Verlag v. Breitkopf u. Härtel in Leipzig.
Kaiser Rothbart.
Phantastisches Volksschauspiel in 2 Abtheil.
von
Otto Devrient.
Vielfach veränderte Textausgabe.
VI u. 93 S. 8°. Kartonnirt. Preis 1 M.
Nachdem der Tod die Helden dieser Dichtung ihrem Volke entrissen hat, wird das schlichte Spiel, welches die ganz naiven Eindrücke jener unvergeßlichen Zeit unmittelbar festzuhalten bestrebt ist, für Bühnen als Gelegenheitsstück, namentlich aber auch für Schulaufführungen eine willkommene Gabe sein.

Redaction: Berlin S.W., Möckernstr. 67.
Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.
Expedition: Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.

Digitized by Google

№ 19. Berlin, den 11. Mai 1889. Band XXXV.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Theophil Zolling in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Kann es eine Versicherung gegen Arbeitsmangel geben? Von R. K. — Elizabeth Gilbert und ihr Wirken für die Blinden. Von H. Zimmern. — **Literatur und Kunst:** Das Weib in Goethe's Lyrik. Von Eugen Reichel. — Edmond und Jules de Goncourt als Dramatiker. Von A. Reyher. — Nausikaa's Abstammung. Von Carus Sterne. (Schluß.) — **Feuilleton:** Zeinab, die Pilgerin. Von Hermann Feigl. — **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Aufführungen. „Gemischte Gesellschaft." Lustspiel in drei Acten von Julius Rosen. Von Maximilian Harden. — Notizen. — Inserate.

Kann es eine Versicherung gegen Arbeitsmangel geben?

Mit der nunmehr höchst wahrscheinlichen Annahme des Alters- und Invaliden-Versicherungsgesetzes im Reichstage naht die deutsche Sozialreform einem vorläufigen Abschluß. Es bleibt von den Forderungen des maßvollen Theiles der Arbeiterkreise nur noch eine unerfüllt, nämlich der Wunsch nach Versicherung gegen Arbeitslosigkeit aus Mangel an Arbeitsgelegenheit, gegen die Noth des Arbeiters, welcher keine Arbeit findet. Kann und darf es hiergegen eine Versicherung geben? Die Antwort muß lauten: Nein! Denn eine Versicherung gegen Arbeitsmangel würde der Voraussetzungen entbehren, welche jeder Versicherung, auch der von Sachen gegen Feuers- oder Wassergefahr zu Grunde liegen müssen, damit die Versicherung nur überhaupt bestehen könne; eine solche Versicherung würde aber auch nicht auf sittlichen Grundlagen beruhen, wie es die übrige Arbeiterschutzgesetzgebung thut.

In jeder Versicherung soll dem Versicherten der Ersatz für den Schaden zugewendet werden, welcher ihn möglicherweise durch einen Zufall treffen kann. Und die Schadensersatzsumme wird aufgebracht, indem eine größere Anzahl der Personen, die dem gleichen Zufall ausgesetzt sind, wegen der Möglichkeit dieses Zufalles Beiträge zahlen, welche dann insgesammt diejenigen erhalten, welchen der Zufall wirklich zustößt. Jede Versicherung würde aber in eine Uebervortheilung der ehrlichen Leute unter den Versicherten ausarten, wenn auch derjenige Schaden ersetzt würde, welchen der Versicherte selbst herbeiführt, wenn also das befürchtete und wirklich eingetretene schädigende Ereigniß nicht mehr als Zufall anzusehen ist. Wenn die Feuerversicherung auch für den Fall den Schaden ersetzen wollte, daß Jemand sein Haus selbst ansteckt und abbrennt, so würden diese Versicherungsgesellschaften sich zwar vielleicht noch so lange halten können, als die Brandstiftung strafbar bleibt; aber immer würde es eine Begünstigung der Gewissenlosen zum Schaden der Gewissenhaften sein. Wenn man aber gar eine Versicherung einrichten wollte gegen Ereignisse, bei denen man, wenn sie eintreten, gar nicht unterscheiden kann, ob sie der Geschädigte absichtlich herbeigeführt hat oder nicht, dann würde eine solche Versicherungsgesellschaft gut thun, sich zugleich auf einen täglich neuen Bankerott einzurichten, vornehmlich dann, wenn es noch nicht einmal bestraft werden kann, falls Jemand das zu befürchtende Ereigniß absichtlich herbeiführt. Mit anderen Worten: eine Versicherung kann es nur geben gegen Gefahren, welche von dem Willen des Versicherten unabhängig sind, oder bei welchem es doch nicht allzuschwer erkennbar ist, ob der Versicherte die Gefahr oder den Schaden absichtlich verursacht hat oder nicht. Diese nothwendigen Eigenschaften eines Ereignisses, das Gegenstand einer Versicherung bilden soll, hat der Arbeitsmangel nicht. Es ist so gut wie unmöglich, im einzelnen Fall festzustellen, ob ein Arbeiter deswegen keine Arbeit und also keinen Lohn hat, weil er nicht arbeiten will und sich nicht die nöthige Mühe gegeben hat, Arbeit zu finden, oder ob wirklich und thatsächlich von ihm keine Arbeitsgelegenheit gefunden werden konnte. Man mache sich nur einmal deutlich, was dazu gehören würde, um im einzelnen Falle die Versicherungssumme mit gutem Gewissen wirklich auszahlen zu können. Zunächst müßte bei jedem Arbeiter, welcher darauf Anspruch macht, zu der Versicherung zu gehören, festgestellt werden, welche Fähigkeiten, Kenntnisse und Fertigkeiten er hat oder welche er mit leichter Mühe sich aneignen könnte, wenn er wollte; alles dies, um zu wissen, um welche Arbeitsgelegenheiten er sich bemühen müßte, damit er nach Verlust seiner dermaligen Stellung wirklich mit Recht sagen könnte, er habe trotz aller Bemühungen in der That keine Arbeit gefunden. Dann aber müßte ferner im einzelnen Falle noch festgestellt werden, wo sich eine geeignete Arbeitsgelegenheit überhaupt darbietet, um nämlich die Wahrheit jener Behauptung des Arbeiters zu prüfen. Und bei dieser Prüfung könnte man sich weder auf den Wohnort noch auf den derzeitigen Erwerbszweig des Arbeiters beschränken, sondern man müßte die Erwerbsgelegenheiten im ganzen Lande, ja eigentlich auch im leicht erreichbaren Auslande, und nicht nur in diesem Erwerbszweig, sondern in allen denen prüfen, in welchen der Arbeiter nach seinen Fähigkeiten Verwendung finden könnte. Welche unüberwindlichen Schwierigkeiten würde die Prüfung der leicht möglichen Behauptung des Arbeiters darbieten, er habe zwar Arbeit gefunden, aber dieselbe gewähre so geringen Lohn, daß er davon nicht leben könne! Man wird nach diesen Erwägungen ohne Weiteres zugeben müssen, daß die Versicherung gegen Arbeitsmangel unausführbar ist, und daß diese Thatsache ein Anzeichen dafür ist, daß sie auch keine Berechtigung in sich trägt, weil sie des Zweckes jeder Versicherung, nämlich den Geschädigten durch Beiträge der gleichartig Gefährdeten zu schützen, entbehrt, und weil die jeder Versicherung wesentliche Wahrscheinlichkeitsberechnung des Eintritts der Gefahr bei ihr unmöglich sein würde.

Die Versicherung gegen Arbeitsmangel ist aber auch vom sozialen Standpunkt in keiner Weise wünschenswerth, wenigstens nicht wenn man unter „Versicherung" etwas dem eben Erwähnten Aehnliches versteht. Die Gefahren, gegen welche heute der Arbeiter in der Arbeiterversicherung geschützt wird, nämlich Krankheit, Unfall, Alter und Arbeitsunfähigkeit, drohen

Digitized by Google

unzweifelhaft auch allen anderen Personen, als nur den Arbeitern, wenn auch vielleicht manchmal in höherem, manchmal in geringerem Maße. Der Umstand also, daß jene Gefahren gerade beim Arbeiter vorhanden wären, kann nicht der Grund der Arbeiterversicherung sein, noch auch kann es etwa die Absicht sein, den Arbeitern über ihren Lohn hinaus etwas mehr zu gewähren, denn der Lohn des Arbeiters sammt seinen Versicherungsrenten und Versicherungsentschädigungen muß zuletzt aus dem Ertrage des fraglichen Betriebes der Landwirthschaft oder des Gewerbes oder mehrerer solcher Betriebe oder ihrer Gesammtheit gedeckt werden und kann mit diesen auf die Dauer nicht den wahren Werth der Arbeit übersteigen, wenn nicht das ganze Erwerbsleben des Volkes zu Grunde gehen soll. Sondern das ist die Bedeutung der Arbeitergesetzgebung und namentlich der Arbeiterversicherung, daß diejenigen Personen, welche in den einzelnen Erwerbszweigen und im einzelnen Betriebe eine untere Stellung, ein Hülfsarbeitsstellung, eine Stellung als Arbeiter einnehmen, und welche eben wegen ihrer dienenden wirthschaftlichen Arbeit im Allgemeinen geringere Umsicht zu haben pflegen als die Arbeitsherren, gegen die Gefahren geschützt werden, gegen welche sie wegen ihrer geringeren Umsicht Vorkehrungen nicht zu treffen pflegen. Und zwar geht der Schutz von denjenigen aus, welche zu ihrer Leitung berufen sind, von ihren Arbeitsherren oder von dem gesammten Volk, dem Staate. Eine Arbeiterversicherung ist also nur wünschenswerth gegen solche Gefahren, die, wenn sie auch Allen und keineswegs nur dem Arbeiter drohen, doch dem Letzteren verhängnißvoller werden, weil ihn die in seiner wirthschaftlichen Stellung begründete geringere Umsicht die Gefahren nicht voraussehen läßt. Darum wird ein Theil des Betriebsertrages vorweg zur Sicherung der Arbeiter verwendet, ohne daß die Arbeiter über diesen ideellen Theil ihres Lohnes freie Verfügung hätten. Alle diese Erwägungen können bei einer Versicherung gegen Arbeitsmangel nicht Anwendung finden. Denn wenn schon der Arbeiter die Möglichkeit des Verlustes seiner Stelle nicht durchaus voraussehen kann, so kann der Arbeitsherr es gerade ebensowenig oder ebensogut voraussehen, ob sein Betrieb gut oder schlecht gehen wird. Beide Möglichkeiten hängen im Allgemeinen auf das Innigste zusammen. Abgesehen von persönlichen Reibungen bedeutet Arbeitsmangel auf Seiten der Arbeiter Betriebsstockung auf Seiten des Arbeitsherrn. Hiergegen eine wirksame Versicherung einzurichten, würde nichts Anderes heißen, als verhindern wollen, daß die Erwerbsverhältnisse sich bei den einzelnen Menschen und in den einzelnen Ländern ändern, und verbieten, daß neue Erfindungen gemacht werden, daß die Vermögen der Einzelnen steigen und sinken. Ein offenbar unmögliches Vorhaben. Eine Versicherung gegen Arbeitsmangel würde also nur eine Versicherung der Faulheit und der Untüchtigkeit sein, und die einzig berechtigte Form des Schutzes gegen Arbeitsmangel ist daher die Sparsamkeit. Wie ein Betrieb sich gegen böse Geschäftszeiten nur dadurch schützen kann, daß er in guten Jahren ein Reservekapital zurücklegt, so kann der Einzelne sich gegen Mangel an Arbeit nur durch Sparen, durch das Sparkassenbuch schützen. Hier fördernd einzugreifen, ist eine mögliche Aufgabe des Gesetzes. Aber unmöglich ist es, dies dadurch zu erlangen, daß mehrere zu einem gemeinsamen Fonds beisteuern, aus welchem der Arbeitslose, der keine Arbeit finden kann, eine Unterstützung erhält. R. K.

Elizabeth Gilbert und ihr Wirken für die Blinden.

Von H. Zimmern.

Ein ebenso schönes, wie ergreifendes Leben wird uns durch eine kürzlich in England erschienene Biographie geschildert.*) Es ist die Lebensgeschichte der blinden Tochter Dr. Gilbert's, Bischofs von Chichester, und was uns dieses Buch bietet, ist mehr, als nur die Beschreibung eines für edle Zwecke eingesetzten Lebens; auch mehr als eine Belehrung darüber, was selbst unter so erschwerenden Umständen geleistet werden kann, wie sie Elizabeth Gilbert auferlegt waren. Wir haben in dieser Biographie einen wichtigen Beitrag zur Geschichte unserer Blindenbehandlung überhaupt gewonnen.

Um das Lebenswerk dieser Frau genügend begreifen und würdigen zu können, ist es nöthig, daß wir uns zu vergegenwärtigen suchen, wie es um die Blinden zu der Zeit bestellt war, als sie für dieselben zu wirken begann. Noch jetzt ist man weit entfernt von der völligen Erkenntniß dessen, was sowohl der erblindete Staatsmann Prof. Fawcett, wie der blinde Dr. Campbell, der sein Leben unentwegt dem Wohle seiner Leidensgefährten geweiht, als Grundidee für die Behandlung der Blinden aufgestellt wissen wollen — daß nämlich die Blinden zu fast Allem befähigt sind, was die Sehenden vermögen. Es bleibt noch viel zu thun — wie viel, das ersehen wir aus dem vorliegenden Buche.

Es ist charakteristisch und in nicht geringem Grade betrübend, daß Miß Martin, die so liebevoll, so theilnehmend über ihre Freundin schreibt, sich dennoch nicht ganz frei von dem weitverbreiteten Irrthum zeigt, wonach die Blinden eine außerhalb der Allgemeinheit stehende Klasse Leute bilden sollen. Hätte Miß Martin ihre Freundin in Wahrheit verstanden, wäre ihr die Bedeutung des Wirkens und Strebens derselben völlig klar geworden, so hätte sie nicht sagen können: „Eine geheiligte Abgeschlossenheit umgibt das Leben einer blinden Person ... Dasselbe wird im Schatten zugebracht und nicht im freien Sonnenschein eifriger Thätigkeit.“ Es ist gerade diese sogenannte „geheiligte Abgeschlossenheit“, gegen die eine Frau, wie Elizabeth Gilbert und ein Mann, wie Professor Fawcett, mit äußerster Thatkraft gekämpft haben; die Blinden aus dem Schatten, welchen unsere Unkenntniß über sie verhängt hat, hinaus und den Segnungen des Sonnenlichtes zuzuführen — dies war das Bestreben dieser Beiden und ist noch das Streben vieler Anderer. Und es ist befriedigend, daß sie nicht umsonst gewirkt haben. Durch Vervollkommnung der mechanischen Hülfsmittel zum Schreiben und zu anderen Thätigkeiten sind die Blinden mehr und mehr auf gleiche Stufe des Könnens mit den Sehenden gestellt worden. So ist die Schreibmaschine mehr noch für die Blinden als für die Sehenden ein Segen. Das kummerschwere Leben Philipp Bourke Marston's, dessen Lieder als die zartesten der neueren englischen Lyrik bekannt sind, gestaltete sich etwas weniger traurig durch seine „blessed machine“, wie er seine Schreibmaschine einst in einem Briefe nannte. Zum Verständniß von Elizabeth Gilbert's Wirken und gleichzeitig zur Widerlegung der von ihrer Freundin gehegten irrigen Auffassung desselben möge hier ein Schauspiel erwähnt sein, das sich den Londonern neulich inmitten ihres Straßengewühls darbot. Durch eine der geräuschvollsten Verkehrsstraßen der City sah man zwei Velocipedes dahinsausen (das eine vier-, das andere achtfach Tandem), und die ganze Radfahrergesellschaft außer den beiden Steuernden bestand aus blinden Studenten der Akademie Dr. Campbell's. Eine glückliche Vereinigung von Blinden und Sehenden, deren freier Verkehr und gemeinschaftliches Wirken so wünschenswerth ist! In dieser Hinsicht möchten wir sagen, daß sogar Miß Gilbert nicht ganz frei in ihren Anschauungen war — was in Betracht ihres speciellen Unternehmens allerdings begreiflich und diesem auch förderlich gewesen sein mag. Sie wollte, daß die Blinden für sich allein arbeiten und in gewissen Grenzen mit den Sehenden in Wettbetrieb treten sollen. Ein besserer Plan ist es dahingegen, die Einen mit den Anderen Hand in Hand arbeiten zu lassen, Jeder nach seinen Kräften, mithin in gleichberechtigter Stellung. Und seltsam genug — obwohl dies nicht Elizabeth Gilbert's Ideal war, sprechen doch ihr Leben und selbst ihre eigenen Angaben dafür, daß solch ein Zusammenwirken so gut möglich, als wünschenswerth ist.

Als bezeichnend für den Standpunkt, welchen die Welt noch vor etwa 50 Jahren in England den Blinden gegenüber einnahm, kann die Thatsache angeführt werden, daß es dort zu Lande damals gute und denkende Menschen gab, die allen

*) Life of Elizabeth Gilbert, by Frances Martin. London, Macmillan & Co.

Digitized by Google

Ernstes zum Allmächtigen flehten, er möge die Blinden zu sich nehmen, und es als ein Auflehnen gegen die Vorsehung galt, sie im Lesen zu unterrichten oder zu irgend welcher Thätigkeit heranbilden zu wollen. Es gereicht Dr. Gilbert zur Ehre, daß er, obwohl ein Geistlicher, es nicht für sündhaft hielt, seine Tochter Etwas lernen zu lassen. Und die Tochter wiederum weihte ihr ganzes Leben der Aufgabe, diesem Vorurtheil und Aberglauben entgegen zu wirken und zu beweisen, daß die Blindheit wohl eine große Entbehrung bedeutet, doch keineswegs eine Beraubung jeder Fähigkeit mit sich bringt, und daß blinde Menschen sehr wohl im Stande sind zu lernen, zu arbeiten und alle Pflichten des Lebens zu erfüllen.

Elizabeth war nicht blind geboren, und unsagbar traurig berühren den Leser die Tagebuchnotizen ihres Großvaters darüber, wie es kam, daß die leuchtenden schwarzen Augen des kleinen Mädchens für immer erloschen. Die Aufzeichnungen lauten:

„Den 6. April: Elizabeth am Scharlachfieber gefährlich erkrankt.

Den 7. April: Das Kind schwer krank.

Den 8. April: Brief von Mary Ann (Frau Gilbert) mit der Nachricht, daß die kleine Elizabeth ein Auge verloren hat.

Den 21. April: Begab mich nach Oxford. Die Kleine erblindet.

Den 9. Juli: Nach Dr. Favre's und Mr. Alexander's Urtheil keine Aussicht, daß die kleine Bessie wieder sehend werden kann."

Der kleinen Kranken war noch der Sonnenschein und Alles, was sie gesehen hatte, erinnerlich geblieben, und unser Herz wird von des Vaters Weh mit ergriffen, wenn wir lesen, wie die kleine Bessie ihre Wärterin bittet, „ein Licht anzuzünden" und „sie aus dem dunkeln Zimmer zu bringen"; wie sie in herzbewegender Weise fleht: „Wenn ich ein recht artiges Kind bin, darf ich dann morgen meine Puppe sehen?"

Dieses „Morgen" sollte indessen niemals kommen, und bevor Elizabeth ihr Krankenzimmer verließ, scheint sie jede Erinnerung an ihre einstige Sehkraft verloren zu haben. Gleich vielen anderen Blinden nahm sie jedoch ein imaginäres Interesse an Farben und ein sehr reelles an Formen und Stoffen. Eine ihr im ganzen Leben eigenthümliche Redeweise war die, daß sie die Dinge „sehe", was Leute überrascht haben mag, die des Verkehrs mit Blinden ungewohnt sind.

Es zeugt von weiser Einsicht der Eltern — und vor fünfzig Jahren war solche Einsicht selten zu finden —, daß sie die ganze Erziehung der Kleinen darauf richteten, derselben ihr Leid so wenig fühlbar zu machen, wie es nur irgend möglich war. Sie wurde daher in eben so frühen Jahren, wie die übrigen Kinder, daran gewöhnt, sich ohne Hülfe anzukleiden. Voll kindlichen Frohsinns, fand sie viel Vergnügen am Herumtollen; und lieber lief sie Gefahr, umgerannt zu werden, als daß sie sich hätte bei der Hand führen lassen, wenn ein gemeinsames Spiel im Gange war. Und es spricht wahrlich für die Unerschrockenheit und Klugheit der Eltern, daß sie auch, als das Kind einmal vor dem Kamin gefallen war und, nach dem heißen Gitter greifend, ernste Brandwunden erhalten hatte, sich nicht in ihrem Entschluß beirren ließen, Bessie so unabhängig wie möglich zu machen.

So furchtbar der Verlust des Augenlichtes auch ist, so war dies dennoch nicht die einzige, ja, vielleicht nicht einmal die schlimmste Nachwirkung des Scharlachfiebers für Elizabeth Gilbert. Sie blieb Zeit ihres Lebens leidend; mit Schmerzen verbundene Schlingbeschwerden haben sie nie verlassen, und 15 Jahre lang quälten sie Taubheit, Schlaflosigkeit und Erschöpfung. Daß sie trotz alledem die Aufgabe, welche sie sich gestellt hatte, zu erfüllen vermochte, grenzt an's Wunderbare. Ihre Methode darf mit Fug und Recht als bahnbrechend auf dem Gebiet der Blindenbehandlung gelten, und die zahlreichen jetzt in England bestehenden vortrefflichen Anstalten, in denen die Blinden zu nützlichen Mitgliedern der menschlichen Gesellschaft herangebildet werden, sind theils durch Elizabeth Gilbert direct, theils indirect durch ihr Wirken entstanden.

In Folge der verständigen und, wie gesagt, vor ihrer Zeit noch nicht bethätigten Ansichten des Doctor Gilbert und seiner Gattin wurde die kleine Bessie in keiner Weise von ihren Geschwistern abgesondert; sie theilte deren Lectionen und Spiele. Die Schwestern bemitleideten sie nicht — welch' ein Glück für Bessie! — vielmehr wurde sie von ihnen als besonders gescheidt betrachtet. Und bei den in einer großen Kinderschaar stets vorkommenden Zänkereien war Bessie sicherlich der eifrigsten Eine. — Als Elisabeth zwanzig Jahre zählte, war sie im Deutschen, Italienischen und Französischen bewandert. Sie war ebenso wohl mit den Literaturen dieser Sprachen, wie mit der ihrer eigenen Nation vertraut; sie musicirte recht gut, kurz, sie war in jeder Beziehung eine gebildete Dame, doch ihre Studien allein, ja, selbst ihr glückliches häusliches Leben genügten nicht, das Herz dieser großdenkenden Frau auszufüllen.

Viele aus dem Gilbert'schen Schwesternkreis, wie die acht Töchter genannt wurden, verheiratheten sich, und die Blinde wurde allmählich immer tiefer von dem Ernst des Lebens ergriffen. Mehr noch, als durch den Mangel der Sehkraft, blieb es ihr in Folge ihres sonstigen leidenden Zustandes versagt, in den alltäglichen Interessen des Lebens Befriedigung zu finden. Auch dürfte es wohl sehr fraglich sein, ob Elizabeth Gilbert selbst unter glücklicher gestalteten physischen Bedingungen sich begnügt haben würde, nur für ihr eigenes Behagen und rein persönliche Freuden zu leben. Sie war eine von den Naturen, die nicht umhin können, mitzuleiden, wo sie Leiden sehen, und Diejenigen, deren Leiden Elisabeth „sah", waren natürlich die Blinden. Sie verhehlte sich nicht, daß die Blinden von allen anderen Menschen abgeschlossen waren, und daß selbst die, welche in der Kindheit beaufsichtigt und belehrt wurden, verlassen dastanden, sobald sie erwachsen waren. Noch härter fand sie das Schicksal Derer, die das Augenlicht verlieren, nachdem sie schon die Grenze des Kindesalters überschritten haben. Als in London die große Weltausstellung eröffnet war, also 1851, hatte ein Franzose eine sinnreich erfundene Vorrichtung zur Ansicht gebracht, welche die Blinden in den Stand setzte, selber zu schreiben. Und Elizabeths Eltern, deren Augenmerk stets darauf gerichtet war, ihre Tochter zu fördern, kauften ein solches Gestell für Bessie. Dasselbe bereitete ihr eine unbeschreibliche Freude; zum ersten Mal konnte sie persönlich an ihre Freunde schreiben. Und Einer der Ersten, an den sie einen selbstgeschriebenen Brief richtete, war Mr. Hawks Levy, ein junger blinder Lehrer von der St. John's Word-School. Der Briefwechsel, welcher sich nun zwischen ihnen entspann, führte nicht nur zu einer Freundschaft für das Leben, sondern auch zu dem segensreichen Wirken, das Elizabeth Gilbert für alle Zeiten in den Herzen der Blinden ein liebevolles Andenken gesichert hat.

Diese Beiden wurden darüber einig, daß Alles geschehen müsse, um die Blinden zur Unabhängigkeit zu führen. Und im Hinblick auf dieses Ziel miethete Miß Gilbert 1854 in dem Stadttheil Holborn einen Keller, um daselbst Arbeiten Blinder — vorläufig sieben blinder Männer — zum Verkauf zu stellen. Der Keller kostete Bessie 1 Schilling 6 Pence die Woche, und Levy erhielt als Leiter des Unternehmens das glänzende Gehalt von 2 Schilling 6 Pence wöchentlich! Wahrlich ein bescheidener Anfang, aber der Bischof mochte wohl fürchten, daß Bessie ihr ganzes Privatvermögen an die Verwirklichung ihrer, ihm etwas utopisch erscheinenden Ideen setzen werde, und er hielt es daher für rathsam, sie so wenig wie möglich bei dem Unternehmen zu ermuthigen. Elizabeth und Levy ließen sich indessen nicht entmuthigen. Trotz des Widerstandes, der ihnen von verschiedenen Seiten entgegengesetzt wurde, und trotz vieler Schwierigkeiten, die minder begabten und großmüthigen Naturen als unüberwindlich erschienen wären, blieben sie ihrem Vorsatze treu. Die Sache warf zuerst natürlich noch keinen Nutzen ab, und die Frage der Ertragsfähigkeit wird heutzutage nur allzu oft als entscheidend angesehen. Bessie aber war nicht dieser Ansicht und hielt an ihrer Idee fest. So beharrlich ging sie zu Werk, daß nach und nach selbst die Ungläubigsten überzeugt wurden, und das öffentliche Interesse sich dem edlen Unternehmen zuwendete, welches unter so bescheidenen Verhältnissen in's Leben getreten war.

Digitized by Google

Elisabeth's hohe gesellschaftliche Stellung gereichte ihr natürlich zu großem Nutzen. Sie gewann königliche Protektion für ihr Institut, und, wie immer, folgten dem Beispiel des Hofes alle vornehmen und vornehm sein wollenden Gesellschaftsklassen. Die Beiträge strömten dem Unternehmen nur so zu. Bald konnte ein Laden in einer der größten Verkehrsstraßen gemiethet werden, und es wurde sogar ermöglicht, Filialen zu gründen. Die Hauptschwierigkeit, welche sich nun herausstellte, bestand in der Buchführung, da Levy und Bessie sich nicht entschließen mochten, einen sehenden Geschäftsführer anzustellen. Schließlich mußten sie sich jedoch darein finden, denn es entstand zu viel Verwirrung. Die bei den Blinden übliche Eintragungsmethode erwies sich nicht als zweckmäßig für Durchsicht und Prüfung der Conti.

Das Werk, welches Elizabeth Gilbert und Hawks Levy begonnen haben, hat sich in glänzender Weise bewährt. In fast allen Städten Englands bestehen jetzt vortrefflich eingerichtete Werkstätten, welche blinde Arbeiter und Arbeiterinnen beschäftigen. Die Geräthschaften sind von Blinden theils erfunden, theils in zweckmäßiger Weise verändert und ergänzt. Und für den Vertrieb der gefertigten Waaren ist dort auch durch Verkaufsstellen gesorgt. Die hohe Wichtigkeit der ganzen Einrichtung wird uns durch die Thatsache klar, daß es im Vereinigten Königreich über 30,000 Blinde gibt, von denen eine große Anzahl das Sehvermögen erst eingebüßt haben, als sie für die Aufnahme in Blindenanstalten — wenigstens nach den vor Elizabeth Gilbert's Zeit gültigen Bestimmungen — zu alt waren. Aus letzterem Grunde sah sie sich veranlaßt, ihren Plan dahin zu erweitern, daß sie nicht allein für die Beschäftigung der Blinden, sondern auch für die Unterweisung von erblindeten Erwachsenen in gewerblichen Arbeiten sorgte. Sie hielt Nichts von Almosen, Pensionen und Asylen; sie sah vielmehr in der Erwerbsthätigkeit, im Erlernen irgend eines Handwerks oder Geschäfts das geeignete Mittel für die Blinden, sich eine Stellung in der menschlichen Gesellschaft zu verschaffen. Die höchste Befriedigung bekundet sich überall da in Elizabeth's Tagebuch, wo sie von den Fortschritten erwachsener Schüler spricht. Und was sie wirkte und that — es ward Alles unter großen physischen Leiden und mehr oder minder heftigen Schmerzen; im Kampf gegen Mißmuth und Erschöpfung geleistet. Aber Bessie war mit ganzer Seele bei ihrer Thätigkeit; sie sah darin ihre Mission, ihren Lebenszweck, eine religiöse Pflicht. Sie hielt sich für ein Werkzeug Gottes, von ihm erwählt, um den Blinden zu helfen. Frei von jeder Regung der Selbstsucht, war sie nur auf das Wohl Anderer, der Hülflosen, Armen, Verlassenen bedacht. Grenzenlos war ihr Erbarmen. Den Blinden konnte sie Alles verzeihen, jeden Irrthum und Unverstand, jeden Fehltritt. Sie kannte deren Vereinsamung, ihr freundloses Leben, und sie begriff, wie die Aermsten tiefer und tiefer in das Dunkel hinabsinken konnten, weil keine hilfreiche Hand sich nach ihnen ausstreckte.

Der persönlichen Ereignisse sind nicht viele aus dem stillen Leben dieser Frau zu berichten. Ihren Seelenfrieden störten keine marternden Zweifel, keine bangen Sorgen. Gab es für sie vereitelte Hoffnungen und unerfüllte Wünsche, so hinterließen dieselben doch keine Verbitterung, keine schmerzliche Enttäuschung. Ein ebenso schönes, wie hülfreiches Leben — hülfreich für Alle. Denn wer dürfte angesichts eines solchen Sieges, wie sie ihn erkämpft hat, verzweifeln!

Nur mit tiefster Ergriffenheit vermag man von ihrer letzten Lebenszeit zu sprechen. Viel Gram und Kummer hatte sie erlitten. Ihre Mutter, ihre Lieblingsschwester, ihr treuer Freund Levy, ihr Vater, an dem sie mit rührender Liebe hing — sie Alle waren gestorben. Und sie selbst ward von einer Krankheit darniedergeworfen, welche es ihr unmöglich machte, ihrer Thätigkeit fernerhin obzuliegen. Sie, die ihr ganzes Leben hindurch gerungen hatte, mußte den Kampf aufgeben. Während der letzten paar Jahre ihres Lebens war Bessie Gilbert nicht im Stande, sich von ihrem Bett oder Ruhelager zu erheben; und so tapfer sie war, konnte sie ihre Schmerzen häufig nicht ohne lautes Schreien ertragen. Zwei ihrer getreuen Schwestern weilten beständig bei ihr und thaten fünfzehn Jahre lang, was in menschlicher Macht steht, ihr die schweren körperlichen Qualen zu erleichtern. Von den Seelenqualen dieses edlen Weibes wollen wir nicht sprechen. Sie ertrug ihre Leiden mit tapferem Muthe, und ihr ganzes Leben ist eine herrliche Lehre, aus der alle Bekümmerten, selbst wenn sie schwach und elend sind, Muth und Hoffnung schöpfen sollten; um wie viel mehr solche, welche Gesundheit und Kraft besitzen.

Literatur und Kunst.

Das Weib in Goethe's Lyrik.

Von Eugen Reichel.

Wenn wir von Goethe's Frauengestalten sprechen, so denken wir eigentlich nur immer an Dorothea, Lotte, Gretchen, Clärchen, Ottilie, Mignon, Philine, Iphigenie, Eugenie, an die Frauen im „Tasso" — mit einem Worte, an die breit ausgeführten Charaktere, welche sich in den größeren Werken vorfinden; an die Frauen- und Mädchengestalten der Goethe'schen Lyrik denken wir kaum; und eine Zusammenstellung dessen, was diese Lyrik an Motiven bietet, in welchen das ehrwürdige Geschlecht eine Rolle spielt, ist noch nie versucht worden. Und doch hat jeder Lyriker seine besondere Art, Frauen und Mädchen zu sehen, sie in Bewegung zu setzen, ihr Wesen darzustellen; und nichts vielleicht ist so bezeichnend für den Charakter eines Lyrikers, als die Rolle, welche das weibliche Element in seinen Gedichten spielt. Man erinnere sich z. B. der „Verschiedenen" in Heine's „Neuen Gedichten", um zu erkennen, wie bedeutsam gerade durch diese „Göttinnen" der Charakter der Heine'schen Lyrik im Allgemeinen zur Erscheinung kommt.

Es dürfte daher nicht nur wissenschaftlich von Werth sein, sondern auch für jeden Gebildeten und zumal für jeden Goethe-Freund einen großen Reiz haben, die weiblichen Gestalten in Goethe's kleinen Gedichten näher zu betrachten; sie führen oft nicht einmal einen Namen; sie schweben, in leichten, feinen Linien hingeworfen, vor uns hin und bieten uns dennoch stets ein bestimmtes, immer anmuthiges Bild, gleichviel, ob uns ihre äußere Erscheinung oder ihr Wesen geschildert wird, oder ob wir sie handelnd und in einer ihrem Geschlecht angemessenen Beschäftigung erblicken.

Verweilen wir zuerst bei dem Aeußeren der verschiedenen Mädchen.

Die „Liebste", welche dem Geliebten „die schönen Haare, den Schmuck des schönsten Angesichts" schenkt, besitzt „runde Wangen" und eine „vollere Brust". Die „Christel" hat ein „schwarzes Schelmenauge", über welches „die schwarze Braue" sich wölbt; und entzückt ruft der Verliebte aus:

„Ist Eine, die so lieben Mund,
Liebrunde Wänglein hat?
Ach, und es ist noch etwas rund,
Da sieht kein Aug' sich satt!"

„Schwarzes Haar" schmückt wie das Christelchen so auch das „schöne Mädchen", welches der Vorübergehende auf dem Balcon stehen sieht („Anliegen"); wohingegen die „Spinnerin", welche sich von dem „schönen jungen Mann" verführen läßt, „dem Flachse gleiches Haar" ihr Eigen nennt. In den „römischen Elegien" lernen wir gelegentlich eine Freundin des Dichters kennen, welche ihm „Umarmung und Kuß bald lieblich gelehrig zurückgab"; sie war

„ein bräunliches Mädchen, die Haare
Fielen ihr dunkel und reich über die Stirne herab;
Kurze Locken ringelten sich um's zierliche Hälschen,
Ungeflochtenes Haar krauste vom Scheitel sich auf."

Die römische Geliebte selbst zeichnet sich ebenfalls durch „die Fülle der Locken" aus, während zugleich die Formen ihres Leibes „groß", die ruhenden Glieder „edel gewendet" sind.

Suleika's Haare sind „braune Lockenschlangen"; über dem

Digitized by Google

„Karfunkel ihres Blickes“ breiten sich „Wimpern-Pfeile“ aus; die Zähne sind „blendend klar“, „Hals und Busen reizumfangen“.

An Dora bewundert Alexis vor Allem „den herrlichen Nacken“, den Hals, der „länglichen Hand schönes Gebild“ und ihrer „Bewegungen Maß“; ebenso dürfen wir bei ihr eine „runde“ Brust voraussetzen; denn Alexis „fühlt“ wohl nicht umsonst „ihren Busen an seinem“! Desgleichen hat das Blumenmädchen des „neuen Pausias“ einen „weißen Nacken“ und eine „herrliche Brust“, während von Euphrosynens körperlichen Reizen nur der „liebliche Mund“ erwähnt wird.

In dem „Besuch“ werden zuerst die „zarten Hände“ der Geliebten erwähnt; weiterhin wird dann die Schlafende genauer geschildert:

„Auf den Lippen war die stille Treue,
Auf den Wangen Lieblichkeit zu Hause,
Und die Unschuld eines guten Herzens
Regte sich im Busen hin und wieder.
Jedes ihrer Glieder lag gefällig
Aufgelöst.“
„Deine holden Augen sind geschlossen —
Es bewegen Deine süßen Lippen
Weder sich zur Rede noch zum Kusse;
Aufgelöset sind die Zauberbande
Deiner Arme, die mich sonst umschlingen,
Und die Hand, die reizende Gefährtin
Süßer Schmeicheleien, unbeweglich.“

Die Braut, welche „hinter jenem Berge wohnt“ („Juni“) hat zwei glänzende Aeuglein und einen Zopf; der Geliebte schwärmt von ihrer „Jugendfülle“, von der „frohen Pracht ihrer Glieder“, von ihrem „leichten Gange“ und nennt sie Weib und Kind zugleich.

Von der „Bettine“ der „venetianischen Epigramme“ heißt es:

„Wie, von der künstlichen Hand geschnitzt, das liebe Figürchen,
Weich und ohne Gebein, wie die Molluska nur schwimmt!
Alles ist Glied und Alles Gelenk und Alles gefällig,
Alles nach Maßen gebaut, Alles nach Willkür bewegt.“

und weiterhin:

„Seitwärts neigt sich Dein Hälschen. Ist das ein Wunder? Es träget
Oft Dich Ganze; Du bist leicht, nur dem Hälschen zu schwer.
Mir ist gar nicht zuwider die schiefe Stellung des Köpfchens;
Unter schönerer Last beugte kein Nacken sich je.“

Die „Lacerten“ Venedigs werden geschildert als „zierliche Mädchen“, die „schnell und beweglich sind und gleiten, stehen und schwatzen — und es rauscht das Gewand hinter den Eilenden drein“.

„Amor als Landschaftsmaler“ zeichnet mit rosenfarbigem Finger ein „allerliebstes Mädchen“, welches dann auf „zarten Füßen“ leibhaftig einherschreitet:

„Wohlgebildet, zierlich angekleidet,
Frische Wangen unter braunen Haaren,
Und die Wangen waren von der Farbe
Wie das Fingerchen, das sie gebildet.“

Das Mädchen, welches in „Nett und niedlich“ über die Straße geht, ist eine „Blonde, Falbe“ und „fittigt so zierlich wie die Schwalbe, die ihr Nest baut“; späterhin urtheilt ihr Liebhaber von ihr:

„Du bist mein und bist so zierlich,
Du bist mein und so manierlich,
Aber etwas fehlt Dir noch;
Küssest mit so spitzen Lippen,
Wie die Tauben Wasser nippen;
Allzu zierlich bist Du doch.“

Andere Mädchengestalten werden nur durch ein Beiwort gekennzeichnet, das glücklich gewählt ist.

Das Haidenröslein ist „jung und morgenschön“, die „blinde Kuh“ spielende Therese ist „lieblich“; das Käthchen, welches den Liebeskranken „vom Tode zurückhält“, schlägt die Augen „lieblich“ nieder; die Nachbarin, welche der Eifersüchtige hinter dem Vorhange des Fensters vermuthet, ist dagegen nur ein „schönes Kind“ schlechtweg, wie die Nachbarin des Goldschmiedgesells nur ein „liebes“ und „allerliebstes Mädchen“ ist, das allerdings ihr Spinnrad mit einem „kleinen Füßchen“ in Bewegung setzt. In „Neue Liebe, neues Leben“ ist es ein „liebes, loses Mädchen“ in seiner „Jugendblüthe“, dessen „liebliche Gestalt“, dessen „Blick voll Treu' und Güte“ den Jüngling „mit unendlicher Gewalt fesselt“. In den „Morgenklagen“ wird ebenfalls nur ein „loses, leidigliebes Mädchen“ angerufen; Lottchen ist „ein wahres, gutes Kind“; und das „geliebte Leben“ ist „jung wie eine Rose“ und tritt vor den Spiegel „all' in ihrer Munterkeit“.

Die Charaktere der Mädchen sind sehr verschieden.

Da ist zunächst die spröde Schäferin, „jung und schön und ohne Sorgen“; wenn Thyrsis ihr „für ein Mäulchen“ einige Schäfchen bietet, so „blickt sie ein Weilchen schalkhaft“, geht aber gleich lachend und singend weiter und treibt im Uebrigen „mit Herzen und Bändern Scherz“.

Ganz anders die „Bekehrte“, welche den Damon die Flöte blasen hört, zu ihm eilt, sich von ihm niederziehen und küssen läßt und nun freud- und ruhelos ihre Tage verbringt.

Eine sehr unternehmende Dame ist die Städterin, welche den Landmädchen den Krieg erklärt, weil ihr Geliebter jetzt von diesen gefesselt wird; sie beschließt, sich wie eine Feldarbeiterin zu kleiden und „mit Anderen den blühenden Klee zu sicheln“; wenn dann „der lüsterne Knabe“ ihr winkt, so will sie „schämig thuend“ ihm folgen, sich von ihm „die Wangen kneipen“ lassen und ihn schließlich durch ihre „doppelten Reize“ auf's Neue gewinnen.

Belinde ist eine Kokette, welche ihren einsamkeitsfrohen Verehrer bei Kerzenglanz „an dem Spieltisch“ festhält und ihn „oft so unerträglichen Gesichtern gegenüberstellt“; und im „Abschied“ klagt der zur Vernunft gekommene Liebhaber:

„Du übst die alten Zauberlieder,
Du lockst ihn, der kaum ruhig war,
Zum Schaukelkahn der alten Thorheit wieder,
Erneust, verdoppelst die Gefahr.“

Von Lida heißt es: „Den Einzigen, welchen Du lieben kannst, forderst Du ganz für Dich.“

Die Hirtin, deren Spuren der Fischerknabe verfolgt, faßt diesen gleich „in die Locken, wie ein Taschenmesser schnappt“ und „umklammert ihn mit ihren Armen“; aber nur zu schnell ist sie dieser Liebe überdrüssig:

„Weiß doch Gott, mit welchem Hirten
Sie auf's Neue sich ergeht!“

Solcher flatterhaften Schönen gibt es in den Liedern mehrere: „Mein Mädchen ward mir ungetreu“ — „So hab' ich wirklich Dich verloren? Bist Du, o Schöne, mir entflohn?“ — „Nun spricht sie meiner Treue Hohn“; auch erinnert sich der Dichter, „wenn die Reben wieder blühen“, daß „in solchen schönen Tagen Doris einst für ihn geglüht“.

Aber diese Verluste werden durch andere Gewinne ersetzt. Den Selbstmordcandidaten hält Käthchen „vom Tode zurück“; sie ruft „mit einem Stimmchen zum Entzücken“ dem Unglücklichen zu: „Nimm Dich in Acht! Der Fluß ist tief!“, läßt sich von dem „Geretteten“ küssen, küßt ihn wieder und wird „seines Lebens Glück“. Ein anderer Jüngling hat sich „ein Kind gewählt“ und genießt mit diesem ein Glück, dem zur „schönsten Ehe allein des Priesters Segen fehlt“:

„Für nichts besorgt als meine Freude,
Für mich nur schön zu sein bemüht,
Wollüstig nur an meiner Seite,
Und sittsam, wenn die Welt sie sieht;
Daß unsrer Gluth die Zeit nicht schade,
Räumt sie kein Recht aus Schwachheit ein,
Und ihre Gunst bleibt immer Gnade,
Und ich muß immer dankbar sein“ ꝛc.

Wesentlich anders und noch um Vieles reizvoller ist die römische Geliebte des Dichters geschildert. Man hat sich daran gewöhnt, in ihr die nachmalige Gattin Goethe's, Christiane Vulpius, zu erblicken; obwohl es meiner Ansicht nach zweifellos ist, daß die, bereits in Italien (1788) begonnenen „römischen Elegien“ einem Verhältniß gewidmet sind, welches in Italien angeknüpft und abgeschlossen wurde, wenn wir auch durch Goethe nichts Näheres über die „römischen Flechten“ erfahren haben. Späterhin mag dort und hier ein Zug eingefügt worden sein, der eine Beziehung auf Christiane gestattet; aber die Römerin

Digitized by Google

ist eine Persönlichkeit für sich; und Goethe würde nie so leichtfertig gewesen sein, die Mutter seines Sohnes eine Rolle spielen zu lassen, wie die Römerin sie spielt. Ihr Aeußeres kennen wir bereits, oder doch wenigstens annähernd; „Fülle der Locken" schmücken das Haupt eines Leibes von „großen Formen" (Christiane war klein und üppig und hatte kurzes krauses Haar, das der Geliebte nimmermehr am „Busen fühlen" konnte, wenn „das Köpfchen den Arm druckte"); aber auch die Verhältnisse, in denen sie lebt, sind für das dem „Barbaren" „schnell sich ergebende" Mädchen bezeichnend. Sie fristet mit ihrer verwittweten Mutter ein kümmerliches, günstigsten Falles ein bescheidenes Dasein und ist klug genug, den Fallen, welche „Rothstrumpf und Violetstrumpf" ihr legen, auszuweichen, weil sie weiß, daß die „Prälaten" schlechte Zahler sind.

Jetzt lernt sie jedoch den „freien, rüstigen Fremden" kennen, und diesem ergibt sie sich schnell, weil er wirklich eine Neigung in ihr entfacht, mehr aber wohl deshalb, weil er „das Gold nicht wie der Römer bedenkt" und ihr ein angenehmes Leben gewährt.

Im Uebrigen ist sie ein gutes, liebenswürdiges Wesen:

„Sie erkundigt sich nie nach neuer Märe, sie späht
Sorglich den Wünschen des Mannes, dem sie sich eignete, nach."

und natürlich besitzt sie ein tüchtiges Maß von Evaschlauheit, die bei der Einladung zum Stell-dich-ein (XV) in reizender Weise zur Geltung kommt.

Ebenso selbstverständlich ist ihre Treue während der Dauer des Verhältnisses:

„Sie, von vielen Männern gesucht, vermeidet die Schlingen,
Die ihr der Kühnere frech, heimlich der Listige legt;
Klug und zierlich schlüpft sie vorbei und kennet die Wege,
Wo sie der Liebste gewiß lauschend begierig empfängt."

Nur einmal hören wir sie mit dem Geliebten rechten, weil er „bitter und hart" mit ihr geredet; aber selbst hier tritt kein unliebenswürdiger Zug auf. Desto überraschender ist es jedoch, daß in der zweiten Hälfte der Elegie (VI) plötzlich ein „Kleiner", den sie „küssend an's Herz drückt", genannt wird. Wir dürfen uns indessen die Römerin keineswegs als Mutter denken; diese, in der zweiten Hälfte der sechsten Elegie geschilderte Mutter, welche dem Vater des „Kleinen" Vorwürfe macht, bis ihrem „Blick Thränen entquillen", ist in der That Christiane, die dem Gatten noch nicht angetraute Mutter des kleinen Wolfgang. Dieses durch die „Reden feindlicher Menschen befleckte Bild" muß demnach, als nicht hierher gehörend, streng von dem Bilde der Römerin geschieden werden.

(Schluß folgt.)

Edmond und Jules de Goncourt als Dramatiker.

Von A. Reyher.

Paris, im April 1889.

Nie vielleicht hat Paris einem so heftigen Schulenstreit der verschiedenen dramatischen Richtungen beigewohnt als jetzt und nie hat man sich mit klarerem Bewußtsein gesagt, daß das Theater, wie jede Art Literatur, nur noch durch Wiederholungen erneuert werden könne. Der Anfang wirft uns ein Ende zu, mit dem wir das Neue beginnen; sie aber, die ganze weite, reiche Literatur, — o, eine so alte, alte Literatur, — macht unsere heutige zu einer Art suggestiver Literatur, die dem hypnotisirenden Einfluß der Vergangenheit nicht entgeht. Bringt der Autor, und besonders der Dramatiker, die Kraft einer Individualität, einer Persönlichkeit hinzu, die wie Luther ausrufen kann: „Seht, hier bin ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir, Amen!" fügt er jene wunderbare, allein dramatisch und ewig wirkende Triebkraft „Wahrheit" hinzu, so seien doch, sollte man meinen, die Brillengläser, durch die man sieht, ob optimistisch, pessimistisch, realistisch, idealistisch, romantisch gefärbt, persönliche Freiheitsrechte, die man Jedem überlassen sollte. Doch nein, der Schulenstreit hat die Toleranz erstickt: „So und nicht anders soll es gemacht werden." Man vergesse nicht, daß mit dem Augenblicke, wo man dieses „So" einem Andern als sich selbst aufdrücken will, das So gleich anders wird. Es ist unmöglich, daß ein Dichter sein Werk ganz von seiner Person scheide, oder daß dasselbe persönlich wirkte, wenn er es thäte. Die Unmittelbarkeit eines Werkes ist seine Schönheit, das Individuelle desselben seine Unmittelbarkeit, das Band zwischen Autor, Stoff und Zuschauer. Wir wollen gefangen, bezwungen werden nicht allein durch das, was der Dichter sieht, sondern auch durch das, wie er es sieht. Tritt Beides in voller Klarheit an uns heran, versteht es der Autor, in der Wahl seines Grundgedankens irgend eine Fiber des menschlichen Herzens zu treffen, so sollte man sich doch wahrlich nicht in nutzloser Fehde ergehen, ob man etwas „Altes" oder „Neues" vor Augen habe.

Es gibt nichts Neues mehr in der Dramatik; der augenblickliche Literatur-Anarchismus beweist es. Was uns als „neu" geboten wird, scheint nur so, weil es idealer ist als Corneille, realistischer als Le Sage, romantischer als Hugo, unheimlicher als Baudelaire, und fader als Madame de Genlis. Theater wie Roman, wie Kunst, wie Philosophie bewegen sich in einem Kreise; sie alle kehren zum Ausgangspunkt zurück. Daß wir augenscheinlich an einem literarischen, an einem dramatischen Wendepunkt stehen, am Anfange einer literarischen Revolution, beweist nicht, daß wir einem anderen „Werde" beiwohnen werden, als einem bereits abgespielten. Deshalb — suchen wir in dem, was uns gefällt, was uns einnimmt, besiegt, in dem was wir sind, die Mittel zum Schaffen, seien wir wahr, aufrichtig in dem, was wir bilden, und gehören wir im Uebrigen, wie Flaubert sagt, zum „genre chemisier", wenn wir wollen....

Mehr als alle Novitäten der Saison (die Zahl derselben ist leider eine sehr kleine) haben die Gebrüder Goncourts den Parteienstreit heraufbeschworen, zuerst in „Germinie Lacerteux", dann, wenngleich weniger, in „La Patrie en danger". „Neu" haben die Naturalisten gerufen, „alt" die anderen alle aus der Schule Sardou-Dumas'schen Formalismus, alt, schon weil Edmond de Goncourt die Werke als neu proclamirt und das Genie bekanntlich die Naivetät des Unbewußten besitzen muß.

Lassen wir diesen geschmacklosen Streit ganz bei Seite; ob neu oder alt, die Brüder haben auch hier, wie schon früher in ihrer, unter Napoleon III. ausgepfiffenen „Henriette Maréchal", wie in allen Romanen, sich selbst gegeben. Sich treu bleibend vom ersten bis zum letzten Federstrich, spricht aus ihren beiden Dramen jenes zwingende Schöpfungsbedürfnis, jener Bildungsdrang, die den Pinsel des Malers, den Meißel des Bildhauers, die Feder des Dichters führen, die jeden wahren Künstler bewegen, die ihre Gestalten zu lebensvollen, faßlichen, wahren machen. In „Germinie Lacerteux" werfen sie gleich einem Spiegel ein ganzes Lebensbild in erschreckender Nacktheit nackt zurück (die Pariser verlangen immerhin etwas Tüll, französisch so trefflich „illusion" genannt), sie geben es wieder, so wie ihre Nerven es empfangen, wie sie es gesehen, in „La Patrie en danger" umkleiden sie mehr das, was sie empfinden, jene spaltungsreiche Revolutionsidee in ihrer ganzen Schönheit und Furchtbarkeit, in der lawinenartigen Kraft, Entsetzliches und Herrliches zu gebären.

Nehmen wir zuerst „Germinie Lacerteux". Hier begegnen wir einem Mangel, den die Dichter uns einerseits durch den meisterhaften Roman, dem „Germinie Lacerteux" entnommen, andererseits durch die Aufzeichnungen ihres Journals — selbst enthüllen. Sie haben nicht das gesagt, was sie sagen wollten, mußten, denn, weshalb hätten sie weniger, schlechter sagen wollen, als im Roman? Im Buche ist Germinie nicht allein Persönlichkeit, sondern ein pathologisch-psychologischer Fall, ein Object, an dem die Autoren jenen unstillbaren, durch hysterische Anlagen verschärften und endlich ganz ausartenden Liebesdrang des weiblichen Herzens studirt. Die unglückliche Dienstmagd (ja, zum Entsetzen des raffinirten Pariser Publikums, das einer dame du monde viel mehr verziehen hätte, ist Germinie nichts anderes als Köchin bei Mademoiselle de Varandeuil) liebt, ganz jung noch, ihre Herrin mit der Treue eines Hundes; zehn Jahre dient sie ihr musterhaft, dann bricht eine Krisis aus. Diese Liebe genügt ihr nicht mehr: in einem Anfall von Mysti-

Digitized by Google

cismus wendet sie sich Gott zu. Der erste Anstoß ist gegeben, und nun erwacht die Natur in ihrer elementaren Kraft, die Sinnlichkeit, das Weib. Sie liebt, liebt mit einer alles verheerenden Gewalt einen elenden, feigen Mann, der sie ausnutzt, schlägt und verjagt. Das beschließt ihr Elend und entfaltet die bis dahin noch gedämpfte Hysterie, die nun, von einem Mann auf alle Männer springend, sich an ihnen sättigt und die Unglückliche endlich an den Folgen von Ausschweifung und dazu kommendem Alcoholismus im Hospital an Schwindsucht zu Grunde gehen läßt.

„Le Journal" giebt uns noch ein anderes Sujet an. Es erzählt, daß die Brüder in ihrem Dienst eine ihnen treu ergebene Dienstmagd gehabt, der sie mit dem rücksichtslosesten Vertrauen dankten. Sie stirbt, sie aber erfahren, daß dieselbe sie zehn Jahre lang bestohlen, sich täglich betrunken, in nächtlichen Orgien ihre Gesundheit untergraben und der ganze Stadttheil gewußt, was sie so spät erst erfahren. Gedemüthigt aber fragen sie sich, wie sie, die Beobachter, die Psychologen, sich so lange vom Schein haben täuschen lassen können. Es wäre also hier eine Studie zu machen gewesen, die ein Molière sich nicht hätte entgehen lassen.

Von diesen Stoffarten haben die Autoren nur die erste festhalten wollen, doch, getrieben von dem Drang zu malen, in Bildern wiederzugeben was Alles sie gesehen, zu wenig an der Heldin selbst gemeißelt. Nicht die harten, realistisch trüben, oft schmutzigen Bilder sind, wie die Kritik bemerkt, der Krebsschaden des Dramas, sondern, wie mir scheinen will, die theilweise Unmotivirtheit derselben dadurch, daß die aus einem an und für sich edlen Bedürfniß, hier aber nicht plastisch genug, ja oft gar nicht hervortretende graduirte Depravation der Heldin, ihnen nicht genug Daseinsnothwendigkeit verleiht. Ja, wenn wie in der so arg geschmähten „Renée" von Zola jeder Auftritt, jedes Bild nur dagewesen, um die Idee zu decken, hervortreten zu lassen, um jenes künstlerisch so schön gedachte Gesetz „des milieux" zu verwirklichen, — man hätte noch mehr geschmäht, aber mit größerem Unrecht. Scenerie und Germinie wären dadurch nicht salonfähiger geworden — und das will man doch, wie „Monsieur Alphonse" von Dumas und „Marquise" von Sardou, die Beide in widrigen Scenen excelliren, beweisen, — doch sie wären eins gewesen. So scheinen Bild und Rahmen zu wenig zusammenzuhängen und ist im Drama aus Germinie ein ganz anderes Wesen geworden, das der „Fatalität" einer Liebe unterliegt, wie etwa Sonia in Dostojewsky's „Schuld und Sühne" oder seine Natascha in „Erniedrigte und Beleidigte". „Er hat mich behext" ruft sie in ihrer Verzweiflung aus, ein Ausruf, der ihre Liebe zu Jupillon erklären soll, doch durchaus nicht die Fähigkeit besitzt, einen psychologisch-pathologischen Fall verständlich zu machen. In das Gebiet der Fatalität greift ebenfalls der tief entmuthigte Monolog Germinie's vor der Schenke, in dem sie, unter der Macht ihrer Leidenschaft zusammenbrechend, dieselbe verdammt und herbei sehnt, dahin gehört die Scene, in der sie beim Heraustreten Jupillon's aus der Schenke diesem ihr Elend entgegenschreit, ihn herabsetzend und umklammernd zugleich, dahin auch Germinie's Ausruf im zweiten Bilde auf den Befestigungen von Paris: „Si c'est ton plaisir, fais de moi ce que tu voudras!" Oh, Mademoiselle Réjane sagte das so hübsch, so hübsch, daß die Liebe der unglücklichen Germinie, deren Begründung eigentlich außerhalb des Dramas liegt, wie geadelt schien, daß uns einen Augenblick das Andenken an den Roman verließ, um dann jedoch noch oft genug, und besonders am Schluß des Dramas aufzutauchen. Hier, auf dem Kirchhofe, an der fosse commune, nach dem Namen des Mädchens suchend, ruft Mademoiselle de Varandeuil schmerzlich aus: „Oh, arme Germinie, im Leben fand Dein Herz keinen Platz, im Tode Dein Leib nicht!" Wir aber haben ihr gar nicht folgen können in diesem „Platz suchen", das sie im Roman ihrem Elend zustößt und sie nach und nach „alle Arten Liebe" hat kosten lassen. Daß sie z. B. Mademoiselle de Varandeuil über Alles geliebt, ersehen wir aus dem Gang der Handlung nur einmal, als sie nach dem Bruch mit Jupillon dem betrunkenen Gautruche empört zuruft, sie wolle nie, nie mit ihm gehen, weil sie Mademoiselle zu sehr liebe, um sie zu verlassen. Ebenso verstehen wir ihre Erklärung, sie hätte Gautruche gewählt wie jeden Andern, „parce qu'elle était dans ses jours" nicht als auf ihren hysterischen Zustand hinweisend. Ihre Ausschweifung scheint uns mehr der Verzweiflung, dem Lebensüberdruß zu entspringen, als hysterischen Anlagen.

Das Drama ist in Kritik und Publikum auf heftigen Widerstand gestoßen. Letzteres hat ihm zwei Dinge nicht vergeben: die Vorstadtsprache und die Köchin, die Kritik hat ihm nichts verziehen, nicht Inhalt, nicht Form, nicht Sprache. Sie ist den Dichtern weder in ihren durchgeführten noch in ihren nicht durchgeführten Intentionen gefolgt, — sie hat einfach getadelt. Es gibt eben Dinge, die weder ein Salonmensch noch eine Salonkritik auf der Bühne sehen wollen, Menschen, die man als „unfein" sich gar nicht die Mühe geben will kennen zu lernen, Wahrheiten, die man verzuckert täglich schluckt, in ganzer Nacktheit jedoch nicht erblicken will. Als Jupillon z. B. nach vollkommener Ausnutzung der unglücklichen Germinie gerade im Moment erscheint, da sie, mit ihren letzten 40 Fr. in der Tasche, zu einer Hebamme will, um sein Kind zur Welt zu bringen, er aber dieses Geld zu sich steckt, ohne sich weiter um das Schicksal der Unglücklichen zu kümmern, — erhob sich im Saal lauter Unwille gegen die Autoren. Weshalb denn, meine Herren? Ist die Thatsache an sich nicht etwa wahr, sehr wahr? Wie viele solcher Jupillonexistenzen fristen nicht ihr unreines Dasein in Paris, hier im Frack, dort in der Blouse, — nur nennt man sie Souteneure hier, dort — Lebemänner. Wenn Jupillon nicht ein Typus, eine Studie, ein Entlastungsobject, — wie übrigens alle, in Germinie Lacerteux auftretenden Persönlichkeiten „Typen" sind, — gewesen wäre, man hätte wahrlich kein solches Gezeter angestimmt. Ich denke mir, wenn man Wahrheit will, so streitet man nicht über die Form oder stellt keine derartige Bedingung wie: „diese Wahrheit wohl, jene aber nicht;" mir will scheinen, daß, wenn man, wie Goncourts eine Wahrheit in ihrer ganzen Scheußlichkeit empfunden, so ganz eins geworden mit den sie verkörpernden Personen, — und dieselben sind in Germinie Lacerteux trotz der Abweichung vom Roman durchaus gelebte, faßliche, — so sagt man einfach wie sie: „Seht, so ist's!"

Und das haben sie gethan ....

Gehen wir zum zweiten Drama der Brüder Goncourts über, so sehen wir, daß dasselbe kein realistisches Drama in dem von ihren Anhängern selbst verstandenen Sinn ist, sondern ein großartiges Bild der Revolution, wie es mit Hülfe wahrer, lebensvoller Persönlichkeiten und minutiösester historischer Kenntniß, mit einer Detailmalerei à petits points allein entstehen konnte. Vertreter der verschiedenen Gesellschaftsklassen und Ideen dieser Zeit sind alle in „La Patrie en danger" auftretende Gestalten, Typen, denen die Goncourts ihrem Charakter angemessene und mit ungemeiner Sorgfalt gesammelte Aufschlüsse über diese Zeit in den Mund gelegt. Jede von ihnen hat eine Aufgabe. Das nimmt ihnen, obgleich sie als ganz bestimmte Repräsentanten den Ausdruck der sie tragenden Ideen ein wenig outriren, nichts von ihrer Natürlichkeit. Das ganze Drama wie sie selbst sind, man möchte sagen „documentirt", — doch wie meisterhaft „documentirt". Da ist kein Wort, das nicht wirklich gesprochen worden, kein Act, keine That, die nicht geschehen, keine Scene, die sich nicht gerade so und nicht anders abgespielt, keine Persönlichkeit, die nicht wirklich gelebt, keine Partei, die nicht gerade so gedacht. Die kleine Pointe „Zuviel", die den Persönlichkeiten anhaftet, läßt die Contraste der Parteien nur noch schärfer hervortreten und hilft die Ideen der Revolution in ihre äußersten Consequenzen verfolgen. Man dringt ohne zu ermüden in alle Peripetien derselben ein, man hört, obgleich der Pöbel die Bühne nur einmal überschwemmt, die Massen hinter den Coulissen, und wenn man sie nicht sieht, so fühlt man sie, so werden sie lebendig durch Worte, Berichte, Erzählungen; man folgt den ersten überraschenden Anfängen, dem Erwachen der freiheitsliebenden Republikaner, dem Kampf derselben mit den Royalisten, dem Unterliegen, der Flucht der Letzteren; man sieht den Bürgerkrieg, die Schreckensherrschaft, den Untergang des

Digitized by Google

Königshauses — aus dem Allen aber wächst die gigantische, die schaurig-schöne Idee der Revolution empor wie eine riesig aufschlagende Lohe. Was sie an Schönheit, an Größe und auch an Schrecken, an Gemeinheit aufweist, wird dem gespannt folgenden Zuschauer hier klar. Wie die Dichter ganz von ihr „besessen" scheinen, so wird man ganz von ihr in Besitz genommen.

Doch die Kritik hat bereits einen Vorwurf in Bereitschaft. „Man sieht die Absicht (die Arbeit auch) und ist verstimmt." Ja, weshalb denn? Kann ein historisches Drama ohne jene sorgfältige Documentirung so faßlich, so lebendig werden? Kann es so packend, so ergreifend wirken? Ah, meine Herren Kritiker, sollte nicht ein wenig parti-pris mitspielen? Verliert das Bild, weil sich die Dichter einen Plan der Revolution gemacht und ihre Persönlichkeiten hineingemalt, weil sie sich einen Entwurf ihrer Persönlichkeiten gemacht und die Revolution — darauf gemalt? Macht diese „Documentik" nicht auch die Klarheit des Dramas und, bezeichnet sie freilich die Scenen und Persönlichkeiten einigermaßen voraus, nicht auch die Anschaulichkeit der Handlung? Die Art ist nicht künstlich, — sie ist künstlerisch.

Den Gang der Handlung wird man leicht aus der Reihenfolge der Bilder ermessen können; die einen beziehen sich auf die Anfänge der Revolution, die andern auf die Thaten der Revolutionsarmee und die letzten auf die Schreckensherrschaft. Es sind der 14. Juli 1789; die Nacht des 9. August; Verdun; Fontaine in der Nähe Lyons; die Conciergerie. Ihnen sind in den Persönlichkeiten die Königs- und die Revolutionspartei angepaßt. Dort finden wir: den Grafen von Valjuzon, den skeptischen Lebemann, der ebenso sorglos, heiter und geistreich, als treu für eine verlorene Sache kämpft und für sie stirbt; seine Schwester, Stiftsdame von Valjuzon, getragen, getränkt von Standesvorurtheilen, doch von mannhafter Energie; endlich die tapfere und melancholische Blanche von Valjuzon, Nichte Beider, die in ihrer Liebe zum Jugendgefährten, dem energischen, enthusiastischen und edlen Perrin, der die Bastille einnimmt und mit 23 Jahren General der republikanischen Armee wird, — gleichsam des Verbindungsglied zwischen den Parteien ist. Hier, auf Seiten der Revolution nimmt, abgesehen von Perrin und einigen Nebenpersonen, Boussanel, einst begeisterter Religionsverkünder, dann ebenso enthusiastischer Naturforscher und Anhänger Jean Jacques Rousseau's, und endlich fanatischer Jakobiner, — unsere volle Aufmerksamkeit gefangen. Er ist der Typus des „springenden Fanatismus", der, Angeber und Henker aus Liebe zur Menschheit, seine Robespierre-Seele in folgender, an eine Aristokraten verbergende Wirthstochter offenbart: „Nimm Dich in Acht, Weib, lange schon währet es, daß die Revolution in Deinem Geschlecht Thränen des Hochverraths und freiheitsmörderischer Rührung findet! Weißt Du denn gar nicht, meine Tochter, daß die erste Pflicht einer Republikanerin die ist, alle diejenigen anzugeben, die sich gegen die Freiheit verschwören, auszuliefern die Aristokraten, die Rolandisten, die Moderirten, die Egoisten, die Speculanten, die Wucherer" ꝛc. ꝛc. Und weiter: „Ah, Leute von Fontaine, Ihr wisset nicht, was ein wahrer Republikaner ist! Verschwöre sich mein Arm, so ließ ich ihn abhauen!" Im fünften und letzten Act aber, da wir ihn mit Valjuzons, Perrin und anderen Aristokraten und „Verdächtigen" im Hof der Conciergerie wiederfinden, resumirt er seine Thätigkeit in den Worten: „Ich habe meine Aufgabe erfüllt, eine schwere Aufgabe, die eines menschlichen Halsabschneiders."...

Auf welche Weise die Goncourts auf dramatischem Canevas brodiren, wie fein die Schattirungen darauf sind, wie geistreich sie es verstanden, ihren — Schreibtisch zu leeren und ihr Werk mit historischem Material zu füttern, beweisen besonders der erste und der letzte Act.

Der erste Act spielt sich bei Valjuzons ab. Der Graf liest die „Gazette de France" und wir erfahren Alles, was der Hof treibt; Mademoiselle de Valjuzon erzählt von ihrer Aufnahme als Stiftsdame im Adelscapitel von Aix und wir gewinnen ein lebhaftes Bild aller Ordensgesellschaften. Boussanel (einstiger Lehrer des Grafen) spricht von seinem Leben und seinen Studien und Rousseau's Ideen gewinnen deutliche Umrisse; Graf Valjuzon holt seine Nichte aus dem Kloster und aus lebhaften Fragen und Antworten entsteht für uns ein Mädchen-Klosterbild aus jener Zeit; die Stiftsdame bereitet das junge Mädchen auf ihre bevorstehende Heirath vor, und wir lassen uns belehren, auf welche Weise sich 1879 eine aristokratische Heirath vollzogen, ein Ehecontract abgeschlossen worden, ein Hofempfang stattgefunden u. s. w. u. s. w. Allen diesen geistreich gegebenen Erklärungen folgen wir mit Interesse, dann aber, am Schluß des Actes, finden wir eine Uebertreibung dieses Actensystems, die allzu großer Consequenz in demselben entsprungen. Nach der Einnahme der Bastille (wir müssen ja eben auch darüber aufgeklärt werden) erscheint, halb getragen, halb gestützt, im Salon der Gräfin, die in ihrem lieben Nächsten, wenn er nicht Aristokrat ist, nur „ce vilain prochain de rustre" sieht, — kein Geringerer, als der zum Lieutenant avancirte, verwundete Perrin, der über den Sturm der Bastille in begeisterten Worten einen kleinen speech hält. Und das fürwahr in einer Tonart, die uns das Falsche der Situation fast vergessen läßt. . . . „Jagdmesser in rußiger Faust . . . Volk, als entstiege die Freiheit dem Pflaster . . . Ah! der herrliche Tag! Das Blau des Himmels brennt, heiß ist's wie vor einem Gewitter, da der Himmel des Donners harret. Man schreit: zur Bastille! und — da sind wir . . . Und die Anderen alle, alle . . ."

Oh ja, wir fühlen das ganze Athmen der Revolution, fühlen sie hier mit wie überall, wie auch im zweiten Act, als die Stiftsdame voller Verzweiflung Blanche zuruft: „Bete Du — ich kann nicht mehr!" draußen aber die Revolutionsglocken läuten und die Horde der Aufrührer zu den Fenstern des Schlosses hinaufschreit. Wir fühlen sie, diese Revolution, in ihrer ganzen, entfesselten Kraft, als der Graf von der Unordnung des königlichen Schlosses und von der Flucht seiner Parteigenossen erzählt, als im dritten Act Perrin, von seinen eigenen Parteigenossen aufgefordert, die Capitulation Verduns zu unterschreiben, der tobenden Masse allein widersteht, als endlich Blanche, einen Paß erbittend, vor Perrin erscheint und, von diesem unerkannt, verschwindet, ohne denselben genommen zu haben, — wir fühlen sie darin und an vielen anderen Stellen noch, ganz besonders aber den ganzen fünften Act hindurch.

Hier sehen wir, den Tod erwartend, die Gefangenen alle noch einmal in ihrer Eigenart. Welch' wunderbares Bild, diese Conciergerie, dieses Vorgemach der Guillotine, voll Farbenreichthum, Philosophie und Ergebenheit! Hier tröstet sich ein Gefangener mit der Lectüre des „Phädon" von Plato, dort spricht ein Anderer von der Zukunft der Menschheit, Andere spielen Karten oder unterhalten sich gleichmüthig über die Guillotine, eine junge Frau schneidet sich das Haar ab, ein junger Poet declamirt, einer der Gefangenen verschwindet, um es in seiner Zelle „kurz zu machen" und sich ein Messer in's Herz zu stoßen, Blanche und Perrin endlich gestehen einander an diesem ihrem letzten Tage ihre, im Drama nicht in den Vordergrund gerückte und nur leicht und tactvoll angedeutete Liebe. Sie wissen es, daß sie zusammen sterben werden und scheuen den Tod nicht, da das Leben ihnen nichts geboten hätte. Der Graf von Valjuzon bringt die heitere Note in dieses melancholische Bild. „Wahrlich, ein schöner Baum," ruft er aus, „der sehr gut eine Freiheitseiche vorstellen könnte, wenn er nur nicht — hier stände!" Dann spitzt sich Alles zur höchsten Tragik zu. Während draußen der Karren hält, erscheint unter den Verstummenden der Gerichtsvollstrecker, die Namen der zum Tode Verurtheilten aufrufend. Jeder von ihnen erhält ein mit einem großen Siegel versehenes Papier und muß „auf die linke Seite hinüber". Schon sehen wir den gleichmüthig lächelnden Grafen, die stolz und hart blickende Stiftsdame, den finsteren Boussanel, die ergebene Wirthstochter, den „der Republik auch den Tribut seines Lebens zahlen wollenden" Perrin die Reihe der Aufgerufenen vergrößern, — nur Blanche Valjuzon fehlt noch. Sie steht da, verlassen, allein, des Augenblicks gewahr, da sie, übergangen, den Tod der Ihrigen erleben soll, um „ein anderes Mal"

Digitized by Google

allein zu sterben. Oh, furchtbare Qual! Unter den Gefangenen entsteht eine Bewegung. Sollte man wirklich diese Folter ersonnen haben? Da, noch im letzten Augenblick, überzählt der Beamte geschäftsmäßig die Harrenden auf der linken Seite und bemerkt, daß er Jemanden vergessen. Ah! . . . Blanche Valjuzon . . . „Ich bin's!" erklingt ein bebender, jubelnder Aufschrei und Blanche stürzt an die Brust des sie umfangenden Onkels. „Verrückte Person!" fällt es kalt und hart von den Lippen des Beamten, der, sich dem Ausgange zuwendend, den Verurtheilten befiehlt, ihm zu folgen. „On y va, canaille!" entgegnet ihm die Stiftsdame, und der Vorhang fällt.

So die beiden Stücke, die keine neue dramatische Aera geschaffen, den Stempel Goncourt'scher Individualität und Ueberzeugungswärme jedoch in so hohem Maße tragen, daß man sie trotz aller auch hier erwähnten Mängel, „La Patrie en danger" besonders, als Zukunftsdramen bezeichnen muß.

Nausikaa's Abstammung.

Von Carus Sterne.

(Schluß.)

Um von den verschiedenen Sagenformen, welche die Aufsuchung der entschwundenen Himmelstochter oder Walküre zum Inhalt haben, wieder zur Nausikaa zurückzukehren und zu erklären, weshalb die Verlorene bald auf einer fernen Insel des Westens, bald in dem Sterneneiland der Plejaden gesucht wird, müssen wir nochmals zu dem im Eingang erwähnten indischen Märchen zurückkehren, welches den durch alle Lande gehenden Zwiespalt der Meinungen, ob das Land der von Walküren gepflegten Seligen irgendwo auf Erden oder hoch über den Wolken zu suchen sei, gewissermaßen noch in seinem Schoß vereinigt. Wir vernahmen, daß der indische Odysseus sich genau wie sein griechischer Leidensbruder dadurch aus der Charybdis rettet, daß er den in den Weltstrudel herabhängenden Zweig eines Feigenbaums ergreift, daran emporklettert und sich dann (wie in dem Märchen von Celebes) durch einen Vogel den Weg zur goldenen Stadt der Nausikaa mit den herrlichen Gärten zeigen läßt. Daß alle diese von England bis nach Hinterindien, ja bis nach den Samoainseln reichenden Märchen unter sich in dem innigsten Zusammenhang stehen, und daß es sich um ein himmelhohes Emporklettern aus dem Strudel handelt, geht aus der Bemerkung des Erzählers (Somadeva Bhatta) hervor, nach welcher der über demselben stehende Baum schon aus weiter Ferne den Seefahrern „wie ein mit Flügeln besetzter Berg" erschien, während sich der Strudel bis zum feurigen Innern der Erde vertiefte.

Wir haben hier ganz offenbar das Edda-Bild der Weltesche Yggdrasil vor Augen, deren Fuß im Wasser steht, und unter deren Wurzeln die feurige Unterwelt sich öffnet, während der Wipfel noch über den Himmel hinausragt. Dieses Bild von Ygg's (d. h. Odin's) Baum hatten die Germanen vielleicht schon mit der Sage nach Indien gebracht, daß man an Ranken, die aus dem Wipfel dieses Baumes herabhängen, bis in den Himmel klettern könne, denn nur so scheint sich der Umstand zu erklären, daß Märchen von Personen, die an einer Pflanzenranke bis in den Himmel klettern, sowohl im nördlichen Europa, wie in Indien vorkommen. Ich weiß nicht, woher Rückert den Stoff zu seiner bekannten, 1822 gedichteten Parabel von dem an einer mäusebenagten Pflanzenwurzel zwischen Himmel und Höllenabgrund schwebenden Syrer genommen hat, der dennoch munter Beeren schmaust. Er scheint darin, wie so oft, einem orientalischen Vorbilde gefolgt zu sein, aber die schwarze und die weiße Maus, die an der ihn tragenden Wurzel nagen, erinnern jedenfalls sehr auffallend an das Bild, welches die Edda von der Weltesche entwirft.

Die Esche Yggdrasil duldet Unbill
Mehr als Menschen wissen.
Der Hirsch weidet oben, hohl wird die Seite,
Unten nagt Nidhöggr.

Als dieses Bild von der Weltesche nach Indien gelangte, war es natürlich, daß ihr dort der heilige Feigenbaum mit seinen senkrecht zum Boden herabsteigenden und dort Wurzeln schlagenden, den Mittelstamm gleich Säulen umgebenden Luftwurzeln substituirt wurde, und so dürfen wir uns nicht wundern, wenn wir in einem Märchen der Dayaks auf Borneo, welches von der Herabholung der Reiskörner aus dem Himmel handelt, eine Vereinigung vieler Elemente des uns hier beschäftigenden Sagenkreises finden. Ich will den Eingang dieses Dayakmärchens genau mit den Worten wiedergeben, wie sie St. John aus dem Munde der Eingeborenen auf Borneo erhalten hat, damit man nicht glaube, ich stutze den Stoff nach meinem Bedürfnisse zu.

„Vor Zeiten einmal, als die Menschen nichts zu essen hatten als eine Art eßbaren Schwammes, der auf faulenden Bäumen wuchs, und als es kein Getreide gab, der Menschen Herz zu erfreuen und zu stärken, begab sich eine Anzahl Dayaks zur See, unter denen sich ein Mann Namens Si Jura befand, dessen Nachkommen bis diesen Tag im Dayak-Dorfe Simpok leben. Sie segelten eine Zeit lang vorwärts, bis sie an einen Ort kamen, wo sie das ferne Brausen eines großen Strudels hörten und zu ihrem Staunen vor sich einen ungeheuren, im Himmel gewurzelten Fruchtbaum sahen, dessen herabhängende Zweige die Wellen berührten. Von seinen Gefährten aufgefordert, kletterte Si Jura unter dessen Zweige, um die reichlich vorhandenen Früchte zu sammeln, und als er dort war, fühlte er sich versucht, den Stamm zu ersteigen und nachzusehen, wie der Baum in dieser Stellung gewachsen war. Er that dies und kam endlich so hoch, daß seine Gefährten im Boote ihn aus dem Gesicht verloren und, nachdem sie eine gewisse Zeit gewartet, mit Früchten beladen, ruhig hinwegsegelten. Als er von seinem hohen Sitz hinunterblickte und seine Freunde absegeln sah, wußte Si Jura sich nicht anders zu helfen, als weiter zu klettern, indem er einen Ruheplatz zu erreichen hoffte. Er kletterte daher beharrlich höher und höher, bis er die Wurzeln des Baumes erreichte, und dort fand er sich in einem neuen Lande — dem der Plejaden . . . "

Er trifft dort ein Wesen in Menschengestalt, Namens Si Kira, von dem er mit einem wohlschmeckenden Gericht bewirthet wird, welches er für weiße Maden ansah. Es war nämlich gekochter Reis, und der Plejaden-Mann gab dem Erdenbewohner davon mehrere Sorten Samen nebst Kulturanweisung und ließ ihn dann an einem langen Seile wieder auf die Erde herab. Merkwürdiger Weise erzählt man dieselbe Geschichte von der Erkletterung des Weltbaums auch auf den Samoainseln, nur daß es sich dort um die Herabholung der Taropflanze handelt, während im englischen Märchen Hans die goldenen Eier herabholt, wobei wohl an den Volksnamen der Plejaden (die „Gluckhenne") zu erinnern ist. Wer war nun der kühne Mann, der es wagte, den Weltbaum zu erklettern, und bis in die Plejaden gelangte? Es gehört kein Oedipus dazu, das Räthsel zu lösen, besonders wenn wir es mit dem griechischen Märchen von der Herabholung der Hesperidenäpfel durch Herakles vergleichen. In der Edda finden wir die Aepfel der Unsterblichkeit, welche Freyr der Gerda, wie Zeus der Hera als Hochzeitsgabe darboten, am Weltbaume selbst, bewacht von Iduna und den drei Nornen, die mit den Walküren zusammenfallen. In der griechischen Sage sind es die vier Töchter des Atlas, welche die goldenen Aepfel der Hesperiden bewachen, und dieser von den älteren griechischen Forschern jenseits des Eridanos im Hyperboräerlande gesuchte Atlas selbst, welcher das Himmelsgewölbe trägt, ist nichts Anderes, als eine Personifikation des germanischen Weltbaums. Nun müssen wir uns weiter erinnern, daß die Plejaden als die „sieben Töchter des Atlas" bezeichnet werden, um auch hierin die Identität der am Weltbaum oder Atlas wohnenden Plejaden und Walküren zu erkennen. Im Dayakmärchen heißt der zu den Plejaden emporsteigende Mann Si Jura, was eine Corruption aus Surya, dem Namen des altindischen Sonnengottes zu sein scheint, dessen Mythos in mehreren Punkten, namentlich in der heimlichen Liebe zu Eos, mit dem des griechischen Plejadenjägers Orion übereinstimmt. Mit einem Worte, es ist der Sonnengott, der täglich den Himmelsbaum ersteigt und den Menschen die herrlichsten Gaben von oben herabsendet, denn Herakles, Surya, Orion sind sämmtlich alte Sonnengottheiten. Dasselbe gilt bekanntlich, wie von vielen Seiten nachgewiesen, von Odin-Odysseus, und sein Besuch in den Obstgärten des Alkinoos, deren herrliche Aepfel nicht ohne

Digitized by Google

Ursache gepriesen werden, entspricht dem Besuch des Herakles in den Hesperidengärten, wohin sich Letzterer den Weg ebenso von dem Meergotte Nereus zeigen läßt wie der indische Odysseus (Saktideva) von dem Fischerkönig Satyavrata den Weg zu der „goldenen Stadt" der Walküren, in der er die auf Erden liebgewonnene Königstochter wiederfindet.

Als Beweis von dem hohen Alter und der weiten Verbreitung dieser Verbindung des Weltbaum- und Walkürenmythos finden wir dieselbe nochmals auf Neuseeland. Eine Himmelstochter Tango-Tango hatte sich in den tapferen Häuptling Tawhaki verliebt, war zu ihm auf die Erde niedergestiegen, um sein Weib zu werden, flog aber später beleidigt von dannen, als er einst ihre gemeinsame Tochter verachtete. Als sie sich anschickte, mit dem Kind im Arm empor zu steigen, verweilte sie auf die flehende Bitte des Gatten, sie doch nicht ohne alle Hoffnung des Wiedersehens zu lassen, noch einen Augenblick, indem sie mit einem Fuße auf der geschnitzten Figur am Gipfel der Firststange über der Thür des Hauses ruhete, und gab ihm den Rath, wenn er ihr nachklettern wolle, nicht die frei vom Himmelsbaum herabhängende Luftwurzel zu wählen, sondern die, welche wieder im Boden festgewurzelt sei. Er folgte ihrem Rathe und gelangte so in den Himmel, wo er sie wiederfand, während sein Bruder, der an einer freihängenden Ranke emporzuklettern versuchte, von einem Ende des Himmels zum anderen geweht wurde und endlich wieder herabfiel.

Das Abschiedsgespräch mit der entschwebenden Walküre scheint auch dem germanischen Mythos ursprünglich nicht gefehlt zu haben, wenigstens kehrt in demselben Liede der Edda, welches uns die Flucht der Walküren schildert, der Zug wieder, daß Wieland, nachdem er das Schwanenkleid seines entflohenen Weibes für sich selbst nachgebildet, um wie Dädalus der Gefangenschaft des Königs Nidudr zu entfliehen, noch einen Augenblick auf dem Dachgesims verweilt, um dem betrogenen König Rede zu stehen.*) Es würde sich nun fragen, ob auch die Walküre Alioruna in der ursprünglichen Edda-Sage ihrem Manne Egil vielleicht noch eröffnet habe, daß sie ihrer Bestimmung gemäß die erste Gelegenheit, die sich ihr bot, das Schwanengewand wieder zu erlangen, benutzen mußte, um der himmlischen Heimath zuzufliegen, daß es aber doch ein Mittel gäbe, ihr dorthin zu folgen um sie wieder zu gewinnen, und worin dies bestand.

Die Edda gibt, wie erwähnt, die Fortsetzung dieser Sage nicht, aber aus mehreren in naheverwandten Mythenkreisen enthaltenen Andeutungen scheint hervor zu gehen, daß Egil, der Schütze, nachdem die goldene Stadt nicht mehr über den Wolken, sondern auf einer fernen Insel im Westen gesucht wurde, den Rath erhielt, mit einem seiner drei magischen, niemals fehlenden Pfeile, die er wie Herakles besaß, den Schwan flügellahm zu schießen, damit er ihm besser folgen und so den Weg nach der im fernen Westen gelegenen goldenen Stadt finden könne. Ich erinnere daran, daß sowohl in dem indischen Märchen ein Vogel den Weg nach der goldenen Stadt, wie in dem Celebesmärchen direct nach dem Hause der entflohenen Walküre zeigt. Für den ursprünglichen Fortgang der Mythe im angedeuteten Sinne spricht unter Anderen die mit weiteren Odin-Odysseus-Zügen nach Nordamerika hinübergelangte Erzählung von dem Schützen Odschibwä, der gleich Egil, Herakles und Orwar-Odd drei magische Pfeile besaß und einen nach dem fernen Westen ziehenden rothen Schwan verfolgte, den er flügellahm schoß. Die Leute sagten ihm aber, er könne dem Schwan doch nicht weiter folgen, denn diese Schwäne flögen in ein Land, aus dem Niemand wiederkehre, d. h. nach der Insel der Seligen. Ebenso heißt es in der finnischen Sage von Lemminkäinen, er werde die Nordlandsbraut nicht eher erringen, als bis er den im Todtenflusse der Unterwelt dahinziehenden Schwan mit sicherem Schuß erlege:

Dann erst geb' ich meine Tochter,
Geb' ich dir zur Braut die Jungfrau,
Wenn den Schwan im Fluß du schießest,
In dem Strom den starken Vogel,
In des Tuoni schwarzem Flusse,
In des heil'gen Stromes Wirbeln,
Darfst es einmal nur versuchen,
Einen Pfeil darfst du nur senden.
(Kalewala XIV, 375—382.)

Der Grund, weshalb es dem Odschibwä nicht erlaubt war, in das Land der Seligen, wohin sich die Schwanenjungfrau geflüchtet, einzutreten, wird in dem amerikanischen Märchen ebenso angegeben, wie im europäischen; das Thor stände (außer Göttern und Walküren) nur Verstorbenen offen und Lemminkäinen muß seinen Versuch als Lebender einzudringen mit dem Leben büßen, worauf er nachher von seiner Mutter wieder belebt wird. Allein wie Leukothea für Odysseus Rath schafft, indem sie ihn mit ihrem Schleier umhüllt, um ihn bei den Phäaken einzuführen, wie der schwedische Odysseus Hadding von einer Zauberin mit einer Nebelkappe bedeckt in das Reich der Seligen gebracht wird, so gelangt auch Odschibwä mit Hülfe eines mächtigen Zauberers, dem er einen großen Dienst geleistet hat, in den Besitz der Schwanenjungfrau und darf sie mit nach seiner Heimath nehmen. Wie in dem deutschen Eddaliede, so beginnt auch in der nordamerikanischen Indianersage erst mit der entflohenen und wiedergefundenen Schwanenjungfrau die Odyssee, denn in der letzteren wird, um mich der homerischen Benennungen weiter zu bedienen, Nausikaa zur Penelope. Odschibwä lebt lange glücklich mit ihr, bis er einst wie Egil auf die Idee kommt, einen weiten Jagdzug zu unternehmen. Zufällig tritt er dabei durch eine Höhle in die Unterwelt ein und erfährt von den abgeschiedenen Geistern, daß seine Brüder daheim sich um die verlassene Schwanenfrau streiten, wie Wili und We, die Brüder des auf weite Jagd gezogenen Odin, sich um dessen Gattin (die Walkürengöttin Frigga) streiten. Darauf eilt Odschibwä schleunigst heim und erlegt die lästigen Freier mit seinen Pfeilen.

Noch weitere Züge der Nausikaasage, die diese erst verständlicher machen, finden sich in nordeuropäischen Sagenkreisen. Wie Odin die Brunhild, sein „liebstes Kind", bestrafen muß, weil sie in der Schlacht wider seinen Willen gehandelt, so mußten, scheint es, reuig nach der goldenen Stadt zurückkehrende Walküren, die, wenn auch durch List, gezwungen worden waren, einem sterblichen Manne anzugehören, fortan, statt den Einheriern Gesellschaft zu leisten und Meth zu credenzen, in Walhalla niedere Dienste verrichten, und — schrecklicher Gedanke! — die schmutzige Wäsche der Unsterblichen waschen! Ich schließe dies aus dem mehrmals wiederkehrenden Zuge, daß die gesuchte Walküre am Strande der Insel der Seligen angetroffen wird, im Begriffe „große Wäsche" zu waschen. So trifft im Gudrunliede, welches in der Regel die mythischen Anklänge sehr verwischt zeigt, König Herwig, der ausgezogen war, die ihm verlobte Tochter jener Walküre Hilde, welche die gefallenen Krieger der Walstatt neu belebt, zu suchen, am Strande der Normandie die Braut, wie sie mit nackten Füßen im Schnee stehend gezwungen ist, die Wäsche des normännischen Königshauses zu waschen. Erst allmählich erkennt er sie wieder und ist nicht eher davon überzeugt, seine Braut vor sich zu haben, als bis sie ihm die eine Hälfte des Verlobungsringes zeigt, die zu der anderen, von ihm selbst aufbewahrten, paßt. In ähnlicher Beschäftigung trifft Wäinämöinen in dem eben erwähnten Nationalepos der Finnen, als er die Insel des Todtenkönigs aufsuchte, um dort geheime Weisheit zur Vollendung seines Bootes zu erlernen, die Tochter des Königs Tuonis, der über die Seligen herrscht, wie Alkinoos über die seligen Phäaken:

Sie, die Jungfrau von Manala,
Sie, die Wäscherin der Kleider,
Sie, die Spülerin der Wäsche,
War am Flusse von Tuoni
In den Tiefen von Manala.
(Kalewala Rune XVI. 168—172.)

*) Auch in dem bekannten Märchen von Amor und Psyche spricht der entfliehende Amor noch vom Gipfel einer hohen Cypresse mit Psyche, und ich darf hier nicht unerwähnt lassen, daß Felix Liebrecht das Märchen von der entflohenen Walküre nur für eine Umkehrung der Mythen von Zeus und Semele, Amor und Psyche, Pururavas und Urwasi hält; mir scheint aber das Entgegengesetzte richtig, sofern der in so vielen Formen wiederkehrende Walküren-Mythos nicht nur eine viel weitere Verbreitung, sondern auch viel ältere Bestandtheile zu enthalten scheint.

Digitized by Google

Ganz wie in der Odyssee, so empfängt auch hier die königliche Wäscherin den Fremdling, examinirt ihn, ob er durch Feuer oder Wasser um's Leben gekommen, da Lebende die Insel nicht betreten dürften, weil man von da nicht zurückkehre, holt ihn dann aber selbst mit ihrem Boote herüber. Wir dürfen aus alledem mit großer Wahrscheinlichkeit schließen, daß selbst der so geringfügig erscheinende Umstand, welcher Odysseus die Tochter des Königs der Seligen bei der großen Strandwäsche finden läßt, und nach welchem Sophokles sein Drama Nausikaa die „Wäscherin" taufte, nicht von Homer erfunden, sondern bereits vorgefunden wurde. Und zwar scheinen zwei oder drei verschiedene nordische Dichtungen, die sämmtlich Schicksale und Wanderungen des Sonnengottes behandelten, in ihrer Verschmelzung das Grundgewebe zur Odyssee hergegeben zu haben. Man kann dabei unterscheiden:

1. Den Mythos von der verlorenen und wiedergefundenen Walküre, welchen der griechische Dichter soweit entstellt hat, daß wir ihn nur in Nebendingen wieder erkennen können, wie in dem Begegniß mit der Wäscherin Nausikaa auf der Insel der Abgeschiedenen, die in goldenen Palästen mit Hesperidengärten wohnen, wozu noch die schon dem Hellanikos und Aristoteles bekannte Sage gehört, daß Telemach, der Doppelgänger seines Vaters, die Nausikaa heimgeführt habe, und daß ihrer Ehe ein Sohn Perseptolis entsprossen sei. Dazu gehört ferner noch die Parallelsage, daß Herakles, als er in's Hyperboräerland gezogen war, um von dem dort wohnenden Atlas (Yggdrasil) die goldenen, von den Atlastöchtern oder Plejaden bewachten Aepfel zu holen, eine hyperboräische Jungfrau heimgeführt habe, die ihm den Latinus gebar, wie dies Dionys von Halikarnaß erzählt.

2. Den Mythos von der täglichen Wanderung des Sonnengottes von Osten nach Westen, wobei es hieß, daß Odin allnächtlich durch einen unterirdischen Gang von Westen nach Osten zurückkehrte. Bei den Griechen erwähnen Stesichoros, Aeschylos und Mimnermos einer goldenen Schale, die Hephästos dem Sonnengott (Herakles oder Helios) geschmiedet und in der er blitzschnell, nachdem er auf der Hesperideninsel im Westen ausgeschlafen oder noch schlafend nach dem Osten zurückfährt. „Es trägt ihn", sagt Mimnermos, „durch die Wogen das wunderschöne Lager, das hohle, beflügelte, welches Hephästos aus kostbarem Golde geschmiedet. Ueber die Fläche des Wassers führt es ihn schlafend in reißender Schnelle von der Stätte der Hesperiden hin zu dem Lande der Aethiopen, wo der schnelle Wagen und seine Rosse stehen, wenn die frühgeborene Eos naht. Dort besteigt darauf Hyperion's Sohn den Wagen." Wir brauchen nichts hinzuzusetzen, um zu zeigen, daß das geflügelte Geisterschiff, welches den schlafenden Odysseus mit Blitzesschnelle nach Ithaka heimführt, mit dieser geflügelten Schale des Sonnengottes identisch ist. Aber warum fuhr er nicht die Nacht hindurch mit gleichmäßiger Schnelligkeit von Westen nach Osten zurück, wie er am Tage von Osten nach Westen gefahren war? Darum, weil er die Nacht bei der entflohenen Walküre zubringen wollte, die er auf der Phäakeninsel wiedergefunden. Es ist Eos, die Geliebte des vorhomerischen Orion, wie des indischen Sonnengottes Surya, welche die Griechen wunderbarer Weise im Westen wohnend dachten, weil sie Morgenröthe und Abendröthe, die meist gleichzeitig am West- und Osthimmel (durch Widerschein) auftreten, in einer Göttin personifizirten. In den Armen der Eos verbringt Helios auf dem westlichen Scheria die Nacht, dann begleitet sie ihn auf dem blitzschnellen Schiffe nach Osten, flieht dann der Sonne voraus wieder nach Westen, wo sie erst Abends von dem Sonnengott eingeholt wird. Das ist der Mythos von der entschwundenen und wiedergefundenen Schwanenjungfrau, den Longfellow zu einem so schönen Sonnenuntergangsgemälde verarbeitet hat.

3. Den Mythos von der Jahresreise der Sonne im Hyperboräerlande. Denn nur unter Zugrundelegung nordischer Quellen ist die griechische Dichtung zu verstehen, nach welcher Odysseus gerade so wie Odin den größeren Theil des Jahres von seiner Gattin und der himmlischen Wohnung entfernt, als wilder Jäger in der Ferne schweift, während Frigga und Penelope, die göttlichen Weberinnen, mit Thränen, von Freiern umdrängt, die Heimkehr erwarten. Inzwischen weilt Odysseus bei Kirke und Kalypso, der „Verbergerin", denen im schwedischen Mythos eine Riesentochter entspricht, die den Sonnengott neun Monate in ihrer Bergwohnung fesselt. Wohl mag Letzterer nach so langem Eheglück der Abschied doppelt schwer fallen, wenn dann mit anbrechendem Sommer der Sonnengott seine Residenz aus der nordischen Unterwelt in die südliche Oberwelt verlegt, und sie mag, wie Kalypso, die Götter anklagen, daß sie ihr den Odysseus ebenso wenig gönnen, wie sie einst der Eos den Orion gegönnt hätten. Es ist dies eine jener Stellen der Odyssee, aus der man schließen kann, daß der Dichter nicht völlig den tieferen Sinn des nordischen Mythos mißverstanden hatte. Denn nur im Norden konnte (aus astronomischen Gründen, wie ich an anderer Stelle eingehend gezeigt habe) der Mythos von der langen Abwesenheit und von der Verwundung des Sonnengottes entstehen, obwohl er südwärts bis nach Aegypten und ostwärts bis nach Siam gewandert ist, Ländern, in denen er nicht einmal mehr verstanden werden, geschweige entstehen konnte, weil dort die Sonne niemals im Jahreslaufe eine lange Abwesenheit oder tödtliches Siechthum bemerken läßt. Durch die von den Hauern des Ebers auf der Jagd erhaltene Fußwunde, die schließlich zur Erkennung des Odysseus in der Heimath führt, gibt er sich uns als Doppelgänger des nordischen Odin und Orion nochmals unzweifelhaft zu erkennen und sichert den Stammbaum, welchen wir der Nausikaa zu geben versucht haben, indem wir uns durch die Mißverständnisse und Entstellungen des griechischen Dichters einen Weg zur Urform des alten Mythos zurückgebahnt haben.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Zeinab, die Pilgerin.

Von Hermann Feigl.

Wenn den Pilger sein würdevoller Schritt, seine beschauliche Miene und sein andächtiges Schweigen kennzeichnet, so trug Zeinab diesen ehrenvollen Namen mit Unrecht. Sie hüpfte und sprang und lachte und sang, wie es alle jungen Mädchen zu thun gewohnt sind, die sich ihrer Jugend freuen und deren kindlichem Blicke die Zweifel der Zukunft noch verborgen sind. Sie war zwar schon an der Grenze der Kindheit angelangt und alt genug, um den Gesichtsschleier zu tragen, aber sie begnügte sich mit dem Kopfschleier, der ihre rabenschwarzen Locken verdeckte. Diesen zog sie, wenn ihr auf der Straße zufällig ein Mann begegnete, über die linke Hälfte des Gesichts und schaute dem Begegnenden so dreist in die Augen, als ob sie gar nicht wüßte, daß weder ihr Näschen, noch der üppige rothe Mund bedeckt seien.

„Friede sei mit Dir, kleine Pilgerin!" grüßten sie dann die Leute und lachten über die sonderbare Ungeschicktheit des Mädchens.

Erst hatte es Einer gesagt, dann ein Zweiter, dann Mehrere, und endlich war es Brauch geworden, Zeinab nicht anders als die kleine Pilgerin zu nennen. Zeinab wäre mit dem Beinamen, den sie ihrem kindlichen Benehmen verdankte, zufrieden gewesen; doch sollte ihr unvorsichtiger Uebermuth noch andere, und was für böse Folgen haben!

Ritt da eines Tages der alte Hassan al-Hadschi durch die Straßen, ein altersmüder Mann auf altersmüdem Gaul, und erblickte mit seinen zwinkernden Augen die schöne kleine Pilgerin mit ihrem unverschleierten Gesicht. Sein ausgeglühtes Herz fing an zu brennen und zu lohen, und er konnte nicht umhin, sein Roß anzuhalten und dem Mädchen seufzend nachzublicken, bis es hinter der Hausthüre verschwunden war.

„Gott ist groß!" seufzte er in mächtiger Aufregung, „Er schuf das All, den Himmel und die Erde, und am Himmel schuf er die Sterne und auf der Erde die Blumen und Weiber! — O Du schönste aller Rosen, glückselig, der Dich pflücken darf!" Dann rüttelte er seine Mähre,

Digitized by Google

die eben zu schlafen begann, aus dem ersten Schlummer, ritt weiter und stieg am nächsten Kaffeehause ab.

Hassan, der Hadschi, war eine bekannte Persönlichkeit. Sein Geiz war sprüchwörtlich geworden, und die ganze Stadt erzählte sich, daß der reiche Mann die Pilgerfahrt nach Mekka ohne einen Dirhem in der Tasche angetreten hatte und noch dazu mit vollem Beutel nach Hause zurückgekehrt war. Die Einen sagten, er sei als Koch gereist, die Anderen behaupteten, er habe die Kameele gewartet. War man auch darüber nicht im Klaren, Hassan's Geiz blieb unbestritten, und wenn immer es leicht geschehen konnte, enthielt man sich nicht, darauf boshaft anzuspielen.

„Was für herrliche Blumen gedeihen bei Euch, mein Bruder!" leitete der Hadschi das Gespräch ein, als er seine Pfeife angezündet hatte und vor der Tasse Kaffee saß.

„Und billig sind sie, o Hassan!" erwiderte darauf spöttelnd Osman, ein junger Mann, „die schönsten Blumen sind bei uns billiger, als das häßlichste Weib!"

„Der Allgütige schenke Dir Geduld, mein Sohn!" entgegnete Hassan, „hättest Du mich aussprechen lassen, so hättest Du erfahren, was für Blumen ich meine."

„He! Du reitest doch nicht auf einer Giraffe, daß Du in die hochgelegenen Fenster der Harems guckst?" Wie um sich zu versichern, schaute der Spötter durch die offene Thüre auf die Straße nach Hassan's Pferd. „Verzeihe, mein Vater, den Verdacht!" fuhr er dann fort, „Deine Stute ist gewiß edler Abstammung und scheint eine Muhme des berühmten Abul-Musci zu sein, der vor fünfzig Jahren wie ein Pfeil durch die Wüste flog."

Hassan ärgerte sich zwar über die boshafte Rede, doch wirkte das Lachen der anderen Gäste so ansteckend, daß er selbst mit einstimmen mußte.

„Ich freue mich des Lobes, das Du meiner treuen Jamine spendest", nahm Hassan scherzend das Gespräch wieder auf, „doch mehr freut mich, bei meinem Barte, der Anblick, der mir soeben geworden ist."

„Und was hast Du gesehen?" fragten Einige.

„Ein Weib! Ein Mädchen wie eine Rosenknospe und — unverschleiert auf der offenen Straße!"

„Kein Zweifel, er meint Zeinab, die Pilgerin!" riefen fast Alle.

„Gefällt sie Dir, o Hassan?" fragte Osman, „die könntest Du vielleicht sogar zum Weibe bekommen, billiger als eine Paschastochter!"

„Wer ist ihr Vater?" erkundigte sich der Hadschi angelegentlich.

„Zeinab's Vater? Ein armer Teufel! Wenn Du jetzt hingehst, findest Du ihn sicher unter seinen Palmen, wo er die Datteln an den Bäumen zählt, die ihm noch übrig bleiben, wenn er seine Steuern bezahlt hat." —

Hassan lachte mit den Anderen zu solchen Scherzen und that, was Niemand erwartet hätte. Er ging zu Zeinab's Vater, unterhandelte wegen des Heirathsgutes, und als er wegritt, war ihm Zeinab vertragsmäßig zugesichert.

Als die kleine Pilgerin von ihrem Vater erfuhr, daß sie in acht Tagen das Weib Hassan al-Hadschi's werden solle, da jammerte sie verzweifelt auf und warf sich auf die Erde. „O mein Vater!" flehte sie mit emporgehobenen Armen, „was willst Du mir thun! O gib mich nicht dem häßlichen alten Manne! — Vater, ich sterbe! Ich sterbe, mein Vater!" schrie sie verzweifelt und riß sich den Schleier von den Haaren.

„Du wirst nicht sterben, mein Kind!" beruhigte sie ihr Vater. „Du weißt, wir sind arme Leute, die kaum genug zum Leben haben. Hassan ist vermögend, bei ihm erwartet Dich Wohlleben und Ueberfluß ohne Mühe und Arbeit. Du wirst eine reiche Frau sein, die Nichts zu thun braucht, und obendrein vielleicht noch ihre armen Eltern unterstützen kann. Auch setzt mich der Brautschatz, den Hassan für Dich gezahlt hat — tausend Piaster! — in die Lage, unserer unglücklichen Wirthschaft ein wenig aufzuhelfen. Tausend Piaster geben eine Kuh, bedenke Kind, wie sich Deine Mutter darüber freuen wird!"

„O Vater, um eine Kuh hast Du Dein Kind so elend machen können!"

„O, Du wirst glücklich sein, meine Tochter!"

Aber Zeinab ließ sich nicht trösten, und als sie ihr Vater allein im Zimmer zurückließ, ging auch sie hinaus, setzte sich hinter ein Gebüsch am Ziehbrunnen und weinte und schluchzte bis zum Abend.

Die Sonne war eben untergegangen, als Osman an Zeinab's Versteck vorüber kam und das stöhnende Mädchen entdeckte. „Zeinab, Du fröhliche kleine Pilgerin, warum weinst Du?" fragte er theilnehmend. Sie erzählte ihm ihr Leid. „O Zeinab," rief er schmerzlich aus, „verfluche mich nicht — denn ich, ich bin die Ursache Deines Unglücks!" Sie schüttelte ungläubig den Kopf, doch als er ihr offenherzig erzählt hatte, was im Kaffeehause vorgefallen war, da mußte sie ihm glauben und vorwurfsvoll klagte sie:

„O Osman, Osman, was hast Du gethan? Hättest Du nie gesprochen, und ich — o hätte ich mich nie sehen lassen!"

Da Osman das junge Mädchen so verzweifelt sah, bereute er bitter seine unüberlegten Worte und ging mit sich selbst zu Rathe, ob und wie er seinen Fehler gut machen könne. „Zeinab!" sprach er nach längerem Sinnen bewegt, „Zeinab, Du unglückselige kleine Pilgerin, sage mir, wie Dir zu helfen ist, und ich will es thun."

„Wenn der Heirathsvertrag nicht rückgängig gemacht werden kann," antwortete sie ihm, „ist alle Mühe vergeblich. O Du Gerechter! — um tausend Piaster hat mich mein Vater verkauft — Gott strafe ihn nicht! Der Eine braucht das Geld, der Andere will mich haben! Osman, wenn es so weit kommt, will ich lieber mein Leben in diesem Brunnen enden — der Prophet erbarme sich meiner! — als Hassan in sein Haus folgen!"

Osman war erschüttert. Er legte seine Hände tröstend auf die Schultern des jammernden Mädchens und sprach ernst: „Zeinab, verzweifle nicht! Ich will Dir helfen, ich muß es, und ich schwöre Dir, bei meinem Leben, daß ich die Ehe, vor der Du zurückschauderst, verhindere."

Da war es, als ob Zeinab plötzlich eine Andere geworden wäre. Ihre zusammengebrochene Gestalt erhob sich, ein siegbewußtes Lächeln verdrängte in einem Augenblick den Ausdruck des herben Schmerzes von ihren Lippen, und mit brennenden Blicken schaute sie dem jungen Mann in die Augen. „Osman!" rief sie frohlockend aus und erfaßte dankesinnig seine Hände, „Osman! Dein Schwur ist mein Glaube! Halte ihn, wie es dem Muslim ziemt, und ich — o ich will Deine Sclavin sein!" Sie wollte sich vor ihm niederwerfen, aber er hielt ihre Hände fest und zog sie empor, ganz nahe an seine Brust, aber ehe sie ihn berührte, flüsterte er traurig: „Noch bist Du eines Anderen Weib!" Dann machte er sich sanft los und eilte davon.

Nach einer halben Stunde warf er dem Vater Zeinab's einen Beutel mit tausend Piastern in den Schoß. „O Abu Zeinab!" bat er, „nimm dieses Geld von Deinem Freunde und mache den Handel mit Hassan zu nichte!"

„Gerne thäte ich es, o Osman, denn mein Kind dauert mich jetzt. Aber es ist zu spät, der Vertrag ist abgeschlossen — Gott weiß es! Vielleicht daß Hassan zurücktritt, wenn Du ihm den Vorschlag machst."

Und Osman eilte zu Hassan und legte ihm zweitausend Piaster in die Hand, um seine Habsucht wach zu rufen. „Hassan, zweitausend Piaster, wenn Du auf Zeinab verzichtest!"

„Osman!" lächelte dieser, „behalte Dein Geld und Deine Worte! Nicht, wenn Du mir eine Million bietest, trete ich zurück. Ich bin zwar ein armer Mann, aber ein Mädchen, so jung und schön wie Zeinab, bekäme ich in meinem Alter wohl um keinen Preis mehr!"

Verzweifelt verließ Osman den alten Geizhals und mißmuthig schlich er lange durch die finsteren Gassen, ehe er sich entschloß, nach Hause zur Ruhe zu gehen. Schlaflos verbrachte er die ganze Nacht. Sein Gewissen drückte ihn wegen des Eides, den er Zeinab geschworen hatte, und von dem er nun nicht wußte, wie er ihn einlösen könnte. Sein halbes Vermögen hätte er dafür hingegeben. Und nebst dem Gewissen ließ ihm noch etwas Anderes keine Ruhe — sein Herz! Er hatte Zeinab schon oft gesehen, schon oft mit ihr gesprochen, doch so nahe wie heute war sie ihm noch nie gewesen — o sie war so schön! — und so warm wie heute hatte er sie noch nie sprechen gehört. Wenn sie auch so warm und leidenschaftlich lieben konnte — ihn lieben! — o sein ganzes Vermögen wollte er darum geben. Warum hatte er sich nicht früher darum bekümmert, heute war es vielleicht schon zu spät! Zu spät? Unmöglich! „Zeinab muß mein werden!" schwur er sich selbst noch einen zweiten Eid, als er

Digitized by Google

früh Morgens sein Lager verließ. Aber wie, wie? Osman's Gedanken kreisten wirr durcheinander, nur Zeinab's Schönheit stand klar vor seinen Augen. Ob er sich ihr Schicksal ebenso angelegen sein ließe, wenn sie weniger schön wäre? fragte er sich. Wenn sie etwa so häßlich wäre, wie die alte Sulma Chatün? Sulma Chatün, die seit Jahr und Tag nur tief verschleiert ausgehen durfte, weil sich die Leute vor ihrem bösen Blick fürchteten! Aber stand Sulma Chatün nicht im Geruche großer Verschmitztheit, und ging von ihr nicht die Sage, daß sie schon manchem unglücklichen Liebespaare geholfen habe? Wenn sie auch Zeinab und ihm selbst helfen könnte! Ha, das war ein kostbarer Einfall!

Bald pochte Osman an Sulma Chatün's Thür und bat das alte Mütterchen um Einlaß.

„Willkommen, mein Sohn!" begrüßte sie Osman mit freundlicher Stimme, „Friede sei mit Dir und Deinem Eintritt in mein niederes Haus!" Dann zog sie ihn an der Hand in das Zimmer hinein, hieß ihn sich setzen und lüftete ihren schwarzen Schleier. Herr der Geschöpfe, war das ein häßliches Weib! Ihre spitze Nase hing über den fest zusammen gekniffenen Mund und unter ihren borstigen Augenbrauen schielten die Augen wie das Verderben des Schicksals.

Sulma Chatün bemerkte Osman's Entsetzen und lächelte. „Mein Söhnchen," sprach sie wehmüthig, „ich weiß, daß Niemand zu mir kommt, um meine Schönheit zu bewundern, darum sage mir nur, wodurch mir die Ehre Deines Besuches zu Theil wird?"

Osman erzählte der Alten Alles vom Anfang bis zum Ende, dann zog er den Beutel, den Hassan al-Hadschi verschmäht hatte, hervor und legte ihn neben sich auf den Divan. „Nimm diese Kleinigkeit, mein Mütterchen," sprach er, „aber rathe mir mit Deiner Erfahrung, hilf mir mit Deiner Klugheit!"

„Erst stecke Dein Geld wieder ein, mein Sohn," sagte sie ernst, „dann wollen wir sprechen."

„Ein kleines Geschenk, o Chatün, kaum der Rede werth und doch vielleicht genug, um Deine Lage etwas zu verbessern."

„Weißt Du, ob ich dessen bedarf?" fragte sie beinahe gekränkt, „gib mir ein Menschenherz, das mich sucht, anstatt mich zu fliehen, und ich will es dankbar annehmen. Dein Geld nimm nur wieder zu Dir, oder Du darfst von mir Nichts erwarten."

Osman blieb Nichts übrig, als seine zweitausend Piaster wieder beschämt einzustecken.

„So gut!" sagte nun Sulma Chatün, „Du sollst mir nicht umsonst Dein Vertrauen geschenkt haben, mein Sohn. Du bist nicht der Erste, dem ich sein Liebchen rette, und Du kannst beruhigt nach Hause gehen. Zeinab wird nicht das Weib Hassan's!"

„Wie aber, Mütterchen?" erlaubte sich Osman zu fragen.

„Wie? Das ist meine Sache, o Osman!"

„Verzeihe, meine Mutter, meine Besorgniß! Doch wenn ich daran denke, Zeinab zu meinem Weibe zu machen, so — so will ich nicht einmal, daß Zeinab Hassan's Haus betritt. O versprich mir —!"

„Ich verspreche Dir, daß Hassan Zeinab am Hochzeitsabend gar nicht sehen soll!" sprach Sulma Chatün lachend, „und nun geh und hoffe, und tröste Dein Liebchen, Sulma Chatün wird bald nachkommen, sonst könnte es zu spät werden!"

Ueberglücklich durch Sulma Chatün's zuversichtliches Versprechen, sprang Osman aus dem Hause der Alten und eilte, Zeinab die frohe Kunde zu überbringen. Da er seiner Helferin auch tiefstes Stillschweigen gegen Jedermann hatte geloben müssen, suchte er eine Zusammenkunft mit Zeinab's Angehörigen zu vermeiden und deutete dem Mädchen seine Nähe außerhalb des Hauses an.

„Nur zwei Wege sind, dem Leiden
Zu entgeh'n, das Dich getroffen:
Dich mit Deinem Loos bescheiden
Oder beff're Tage hoffen."

Mit gedämpfter Stimme hatte Osman also gesungen, dann harrte er eine Weile, ob Zeinab seinem Rufe folge. Endlich erschien sie — doch nicht mehr ohne Schleier.

„Osman," sprach sie, „Du hast mich gerufen, hier bin ich. Was hast Du mir mitzutheilen?"

Er erzählte ihr von seinem Besuch bei Sulma Chatün, was er von dieser verlangt und was sie ihm versprochen habe. Er erzählte ihr auch von seiner schlaflosen Nacht, von seinem Leiden — von seiner Liebe. Und zum Schlusse bat er sie, doch nur ein wenig den Schleier von ihrem lieben Gesichte zu nehmen, daß er es ganz sehen könne. Sie nickte traurig mit dem Kopfe.

„Osman," sprach sie schmerzlich, „mit der Pilgerei hat es nun ein Ende." Als er ihre Hand ergriff, fühlte er, daß sie zitterte.

„Zeinab?"

„Halte Deinen Schwur, o Osman!" flehte sie dringend, dann entzog sie ihm ihre Hand und enteilte wieder nach dem Hause. Einmal noch wandte sie sich nach ihm um, und da mochte es wohl die schnelle Bewegung sein, die den Schleier von ihrem Antlitz hob, so daß er sehen konnte, wie sie ihm leise zulächelte.

Sulma Chatün hielt ihr Versprechen. Bald nach der Unterredung mit Osman war sie in Zeinab's Familie erschienen und hatte mit dem Mädchen viel im Geheimen und mit den Anderen viel offen gesprochen; so viel, daß Alle über die alte Frau ganz entzückt waren und gerne ihr Anerbieten annahmen, Zeinab bei ihren Vorbereitungen zur Hochzeit zu unterstützen. Sulma Chatün wußte nicht nur Bescheid in den Hochzeitsgebräuchen, sie schien es auch zu verstehen, widerspenstige Bräute fügsam zu machen, und nachdem sie drei Tage mit Zeinab verkehrt hatte, konnte deren Vater dem alten Bräutigam mittheilen, daß die kleine Pilgerin nun endlich ihr Verhängniß geduldig über sich ergehen lasse. „Wie Gott will!" sagte sie ergeben am Hochzeitsabend, als sie sich mit Sulma Chatün ganz zurückzog, um sich von dieser bräutlich schmücken zu lassen. Dann ging sie leichten Schrittes, aber stumm inmitten der Frauen, die sie im feierlichen Zuge zum Hause ihres Gatten geleiteten. Ob das Opfer väterlicher Habgier und unsinnigen Verlangens weinte oder nicht, das konnte man allerdings nicht sehen; denn Zeinab's Haupt war nach der herkömmlichen Sitte so eingehüllt und umwickelt, daß man auch nicht ein Fünkchen des glitzernden goldenen Kopfschmuckes sehen konnte, den der glückliche Bräutigam ihr geschenkt hatte. Es schien ihr nur schwer zu fallen, sich von Sulma Chatün trennen zu müssen, da man diese nach Hause schickte. Die Alte könnte dem Ehepaare mit ihrem bösen Blicke Unheil bringen, sagten die anderen Frauen, deshalb möge sie der Feierlichkeit lieber ganz fern bleiben.

Kaum hatte der Hochzeitszug Hassan's Haus betreten, als dieser schon mit einigen Freunden in die Moschee eilte, um die üblichen Gebete zu verrichten; dann kehrte er mit weniger beschleunigtem Schritte — wie es eben einem ernsten Manne zukommt — nach Hause zurück. Um seine anmuthliche Stimmung zum Ausdruck zu bringen, hatte sich der Hadschi Musikanten und Sänger bestellt, die auf seinem feierlichen Heimwege ihre Künste übten. In die Schaar der gedungenen Sänger schien sich aber ein unberufener eingedrängt zu haben, denn was er sang, diente kaum zur Verherrlichung von Hassan's Hochzeit:

„Das Schöne ist der Jugend Pfand,
Die Jugend zu beglücken,
Drum hüte sich die welke Hand,
Die Rose abzupflücken!"

„Schneidet dem frechen Lästermaul die Zunge aus!" schrie erbost Hassan. Indessen hatte sich einer von seinen Begleitern nach dem ungezahlten Sänger umgesehen und theilte dem zürnenden Hadschi seine Erfahrung mit.

„O Hassan!" sagte er, „Osman, der Aghasohn ist es, der Dich mit solcher Aufmerksamkeit beehrt."

Hassan lächelte ergrimmt und schwieg. Er begriff es, daß ihn Osman beneidete.

„Das Heiße leg' zum heißen Erz,
Das Kalte wirf zum kalten,
Zum jungen such' ein junges Herz,
Ein altes gib dem alten!"

Das war aber auch der letzte Vers, den Hassan aus Osman's boshaftem Munde anhören mußte, denn schon war er an seinem Hause angelangt. Dem Burschen ist eben Nichts heilig, dachte der Hadschi, weder ein altes Pferd, noch eine junge Braut!

Digitized by Google

Dann trat er in sein Haus, ließ seine Begleiter im unteren Geschoß zurück und stieg allein begehrlichen Herzens die Treppe hinauf, die zum Harem führte.

Vor der Thüre des Gemachs, in dem Zeinab mit einer Dienerin ihres Bräutigams harrte, standen die Frauen, die Mutter und andere Verwandte der Braut, die ihr das Geleite gegeben hatten. Freundlich grüßend schritt Hassan durch die lebhaft plaudernde Schaar und trat in das Zimmer, in welchem sich das Ziel seiner Wünsche befand. Der Dienerin gab er das übliche Geschenk, damit sie sich zurückziehe, dann stand er ihr, der Begehrten, seinem Weibe allein gegenüber. Wohl hatte er schon Zeinab's liebliches Gesicht gesehen, aber zu einer Zeit, da es Jedermann sehen konnte. Nun war es nur ihm allein gegönnt, den Schleier zu lüften, der das schöne Geheimniß barg, und in seligem Stolze auf dieses süße Recht trat er ganz nahe an die schweigend harrende Braut heran.

„Im Namen Gottes des Barmherzigen!" sprach er betend, als er mit zitternden Händen nach dem Tuche griff, das Zeinab's Haupt umhüllte.

Der Schleier fiel, — und voll Entsetzen sprang der Hadschi von seiner Braut zurück. Vor ihm saß mit langer herabhängender Nase und schrecklich schielenden Augen — Sulma Chatün. Je freundlicher sie grinste, desto wüthender wurde Hassan.

„O Du Weib des Satans!" schrie er empört, „wer hat Dich eingeladen? Dich mag ich nicht, Du bist mir verboten wie des Teufels Mutter! Bedecke Dein fürchterliches Antlitz, — Gott lohn' Dir's! — verhülle Dich, sonst schaust Du mir die Pest und das Verderben auf den Leib! Ha, Du dämonisches Ungeheuer!"

Sulma Chatün gehorchte gerne seinem Befehle und verhüllte ihr Gesicht, so gut sie nur konnte.

„So, so!" fuhr dann Hassan fort, „jetzt hinaus mit Dir, Du Weib der Hölle, ich verstoße Dich, ich verstoße Dich dreimal und noch dreimal, Du bist zehntausendmal dreimal verstoßen!"

So schrie er in schäumender Wuth, dann riß er die Thüre auf und trat unter die athemlos lauschenden Frauen, die Alles gehört hatten und nicht wußten was sie denken sollten.

„Was gibt es, o Herr?" fragte bestürzt Zeinab's Mutter.

„Was es gibt?" fing Hassan wieder zu rasen an, „schafft mir nur schnell das Ungeheuer aus dem Hause, ich hab' es dreimal zehntausendmal verstoßen!" Und während er schrie, daß es auch die unten versammelten Männer hören konnten, stürzte die vermeintliche Zeinab laut jammernd aus dem Zimmer, — der Hadschi sprang scheu zur Seite, daß sie nicht an ihn anstreife, — und eilte dann mit den anderen Frauen unter lautem Gejammer die Stiege herunter und aus dem Hause. Ohne sich aufhalten zu lassen oder auf eine Frage Antwort zu geben, lief sie allen Frauen voran durch die stillen nächtlichen Gassen dem väterlichen Hause zu.

Das war auch kein bloßer Zufall, daß sich plötzlich mitten auf dem Wege die Goldmünzen aus den Haaren der Braut lösten und klirrend und klingend zur Erde fielen. Während die Weiber das neue Unglück beklagten und suchend auf dem Boden herumkrochen, machte sich Sulma Chatün aus dem Staube. Schnell riß sie, als sie ihr Haus betreten hatte, die bräutlichen Kleider vom Leibe und während sie Zeinab, die sie schon in Angst und Pein erwartet hatte, damit bekleidete, unterrichtete sie das Mädchen von Allem, was geschehen war und was es noch zu thun habe. Dann huschte die Pilgerin aus dem Hause der Alten und schlich sich unter die suchenden Frauen.

Als Nichts mehr zu finden war, setzte die ganze Gesellschaft, die Braut wieder Allen voran, ihren Weg fort, bis sie zu Hause anlangten. Da nestelte Zeinab ihren Kopfbund los und als sie die Frauen mit Fragen bestürmten, was denn vorgefallen sei, zuckte sie die Achseln.

„Ihr habt den Alten doch schreien gehört?" antwortete sie, „ich denke, er ist plötzlich närrisch geworden." — Und dabei blieb es.

Als Hassan klagbar wurde, schwuren alle Frauen, die Zeinab begleitet hatten, darauf, daß sie diese und keine Andere zu ihm und wieder nach Hause gebracht hätten. Ueberdies traten Hassan's Behauptung noch andere Zeugen entgegen, darunter ein greiser Derwisch, dessen Zeugniß wegen seiner anerkannten Wahrheitsliebe und Frömmigkeit über allem Zweifel erhaben war; diese schwuren einen heiligen Eid, daß sie die Braut in Hassan's Haus einziehen und eine Stunde später Sulma Chatün mit einer brennenden Lampe an ihrer offenen Hausthüre Etwas suchen gesehen hatten. Und da alle Hochzeitsgäste gehört hatten, wie Hassan al-Hadschi sein Weib dreimal und noch öfter verstieß, so konnte er auch dies nicht leugnen und seine Ehe galt nach muslimischen Rechte als aufgelöst.

Zeinab blieb die drei Monate, während welcher sie nach dem Gesetze als Geschiedene nicht wieder heirathen durfte, im Hause ihres Vaters. Acht Tage, nachdem ihre Wartezeit zu Ende war, führte sie Osman als sein Weib heim.

„Wie sich nur ein junger Mann aus angesehener Familie ein so armes Mädchen und noch dazu eine Geschiedene zum Weibe nehmen konnte!"

„Und Sulma Chatün, welche die Leute verrückt macht, wenn sie nur an sie denken, — wie den alten Hadschi, — diese abscheuliche Hexe hat er sich auch noch in sein Haus genommen!"

Wenn Osman dergleichen zu Ohren kam, lächelte er und sagte nur: „Gott weiß es besser!"

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

„Gemischte Gesellschaft."

Lustspiel in drei Acten von Julius Rosen.

Böse Menschen, zu denen die „Productiven" von altersher in allererster Reihe die Kritiker gerechnet haben, sagen den deutschen Schwänkefabrikanten und Lustspieldichtern nach, sie hätten den Zusammenhang mit dem modernen Leben verloren oder auch nie besessen. Und wirklich könnten die meisten Bühnenstücke der leichten Gattung, die wir in den letzten Jahren gesehen haben, mit ganz derselben Berechtigung in den Tagen der Puderperrücken und Escarpins spielen, wie in der traditionellen „Hauptstadt" und in der „Gegenwart". Man brauchte nur aus den typischen Commerzienräthen etwa Domänenpächter zu machen, die unwiderstehlichen Lieutenants in andere Uniformen zu stecken, und alles Moderne wäre ausgetilgt aus diesen Schablonenstücken: die Backfische und die Schwiegermütter könnten sogar unverändert bleiben, all' in ihrer Abscheulichkeit. Denn wie die alte commedia del'arte, so hat auch unser Schwanklustspiel seine feststehenden Masken: den Pantoffelhelden und die zanksüchtige Lenkerin seiner ehelichen Geschicke; die unausstehlich „naive" Tochter, die sich bei erstbester Gelegenheit ihrem Erkorenen an den Hals wirft; den schüchternen Assessor oder Apotheker und den schneidigen, redseligen Herrn, der schließlich die Braut heimführt, und der je nach Bedarf Offizier, Journalist, Weinreisender oder gar nichts ist.

Von Zeit zu Zeit aber verspüren auch deutsche Schwankdichter den Drang, hineinzugreifen in's volle Menschenleben; sie greifen auch, aber sie packen es nicht mit festem Griff, sondern sie retten sich bald wieder flügellahm in den sicheren Port des guten alten Verwechselungs- und Verlobungslustspiels. So ist es denn auch nicht interessant, was sie uns zeigen.

In den letzten Jahren drang oftmals an unser Ohr die Kunde von Schneeverwehungen und Verkehrsstockungen auf den Bahnstrecken; Züge blieben stecken, die Telegraphenleitung wurde unterbrochen, und es gab manchen überlangen Aufenthalt für ungeduldige Passagiere. Voll Heißhunger nach dem „actuellen" Stoff, stürzten sich sofort zwei schwänkereiche Männer in diesen Schnee, der ihnen, wie College Wippchen sagen würde, als ein εὕρηκα erschien. Herr Carl Laufs, der Rheinländer, dichtete um eine Schneeverwehung herum seinen Schwank „Der schöne Ferdinand", der im „Wallner-Theater" im Stande der Unschuld verschied; und Herr Julius Rosen, der Oesterreicher, benutzte denselben verlockenden und lockeren Stoff zu seinem Lustspiel „Gemischte Gesellschaft", das wir in der vergangenen Woche im „Lessing-Theater" gesehen haben. Obwohl der Autor sein Stück, dem nur nach dem ersten Act aufrichtiger Beifall zu Theil wurde, nach der ersten Aufführung behufs einer Umarbeitung zurückgezogen hat, verlohnt es sich doch, das zu reparirende Werk einen Augenblick noch in der Nähe zu betrachten, um einige Bemerkungen von allgemeiner Gültigkeit daran zu knüpfen. Ich glaube übrigens kaum, daß die klinischen Versuche des Herrn Rosen seinem Kinde viel nützen werden; in der Dramatik hat die Orthopädie bisher keine nennenswerthen Erfolge aufzuweisen.

Vierzehn Personen und zwei Kinder finden wir auf einer kleinen Eisenbahnstation, wo sie, zum größten Theil auf einer Fahrt nach dem Sehnsuchtslande der Mignon und der Frau Wilhelmine Buchholz begriffen, im Schnee stecken geblieben sind. Es scheint, der Zug nach dem Süden war nur schwach besetzt; wenigstens zeigt uns Herr Rosen nur besagte vierzehn Personen und zwei Kinder. Die Aussichten auf Weiterbeförderung

Digitized by Google

sind sehr geringe, und der Jammer ist allgemein. Die „kleine Eisenbahnstation", die wir zu sehen bekommen, muß sehr klein sein, denn nur ein — natürlich lediger — Stationschef, ein Portier und ein Bahnarbeiter sind zur Stelle, Restauration ist nicht vorhanden, und der Hausrath des Mannes mit der rothen Mütze scheint sich aus einem Teller und einem Glas zusammenzusetzen. Nach einigem Lamento begiebt man sich auf den Vorschlag eines miteingeschneiten schneidigen Herrn — vergl. das früher mitgetheilte Schema — an ein fröhliches Schneeschaufeln. Man, d. h. die männlichen Verwehten, deren Civilstandsverhältnisse ebenso hoffnungsvolle im Sinne des letzten Actes sind, wie diejenigen der mehr oder minder jungen Damen, die inzwischen nach Bivouac-Art für die drängenden Bedürfnisse des Magens sorgen. Sehr schön.

Wir erwarten nun, daß diese „gemischte Gesellschaft" in der culturverlassenen Einöde allerlei lustige Eigenheiten zu Tage fördern wird, und sicherlich bietet der Contrast zwischen dem gewohnten correcten Alltags-Leben und der erzwungenen Weltabgeschiedenheit ohne Comfort und Fashion reiche Gelegenheit zu satirischen Streiflichtern auf unser rein äußerliches Gesellschaftstreiben. Aber Herr Rosen ist kein Satiriker, sondern ein Oesterreicher; er will nicht, seinem älteren Collegen Aristophanes nachstrebend, durch Lachen die Sitten bessern, er will eine „Hetz'" arrangiren, er will nur Lachen erregen; durch einen Situationsscherz, durch eine alte Anekdote, durch eine stets beifallssichere Rohheit — einerlei. Der Zweck heiligt auch hier die Mittel. Und darum ist die Gesellschaft überhaupt nicht gemischt, sondern durchaus wohlanständig, und darum ergeht es dem Autor schließlich wie seinen vierzehn großen und zwei kleinen Helden: er bleibt stecken. Just wenn wir glauben: nun wird es lustig, dann ist es aus; das Ideechen entgleitet dem leichtherzigen Dichter; er fädelt die üblichen Liebesgeschichten nicht eben geschickt ein, und im letzten Act führt er durch ein ebenso plumpes wie unwahrscheinliches Mittel zwölf seiner Personen wieder zusammen im Hause eines märchenhaften Generals ex machina, der nur auf recht gewaltsame Weise überhaupt mit der Handlung verknüpft ist. Da bricht denn, nach unendlich langen und langweiligen Scenen, ein grimmig Massenverloben aus, und am Ende empfehlen sich fünf glückliche Paare dem Wohlwollen des p. t. Publikums, das schon recht deutliche Zeichen seiner Ungeduld giebt. Eine Kantippe ist durch mehr Rosen'sche als Sokratische Mittel im Zwischenact gebessert worden, wie das so üblich ist in deutschen Bretterstücken, fünf Mädchen sind an fünf Männer gebracht worden — das Stück ist aus.

Wir wollen uns bei den schier unglaublichen Geschmacklosigkeiten des Dialogs nicht aufhalten, nicht bei der lüderlichen Composition und bei den zahlreichen Rohheiten, die zu Lachwirkungen ausgebeutet werden. Da sagen Kinder ihrer Mutter in's Gesicht, die Verlobten hätten einige fromme Scheu vor ihr, der künftigen Schwiegermama; da schreibt der Vater denselben jungen Männern, sie möchten seine Töchter nur trotzdem gefälligst heirathen, und so jagt ein Scherz den anderen, und ein jeder findet sein Publikum — auch im Parquet und in den Logen.

Herr Julius Rosen könnte wohl mehr leisten. Er besitzt ein nicht geringes Quantum guter Laune und eine leichtsinnige Harmlosigkeit, der man alle schlimmen Streiche zu verzeihen geneigt ist. Auch sucht Rosen nicht, wie sein Landsmann Schönthan, durch komische Requisiten zu wirken, durch einen Schaukelstuhl oder einen zu weiten Anzug. Herrn von Schönthan kommt der geniale Gedanke, zwei Liebende, die einander am heißen Kamin in Pelzen ihre Herzen entdecken, müßten ungeheure Heiterkeit wecken: er schreibt den „Cornelius Voß", und das den Abend füllende Unglück ist fertig. Anders Rosen. Er will immer — oder doch fast immer — etwas. Er kennt Leute, die ihren Nächsten auspressen bis auf den letzten Tropfen: er schreibt ein Lustspiel „Citronen"; den kaufmännischen Mammonismus will er geißeln und gibt uns einen Schwank „Haben". Die Lust ist groß, aber die Kraft ist schwach, und nach einem kecken Anlauf liegen wir bald in dem wohlbekannten Graben. Rosen's Stücke beginnen manchmal im Leben und enden immer auf der Bühne.

Auch diese leichte Waare könnte uns willkommen sein, wenn sie nicht gar so schleuderhaft fabricirt wäre. Es ist das große Geheimniß der viel und mit Unrecht geschmähten Erfolge französischer Possen, daß diese in der Tendenz fast immer frivolen Nichtigkeiten mit einer Sauberkeit und Subtilität ohne Gleichen gearbeitet sind. Die Meilhac und Halévy, die Blum und Toché und Valabrègue, sie verstehen ihr Handwerk, und ist es auch nicht hohe Kunst, was sie üben, so ist es doch achtungswerthes Kunstgewerbe. Und dem modernen Leben wissen sie lustige Seiten genug abzugucken, auch ohne uns im Schnee stecken zu lassen.

Nach dem weitreichenden, wenn auch nicht eben Lessing wohlgefälligen Erfolg des „Fall Clémenceau" konnte das „Lessing-Theater" schon der Götter Neide ein Opfer bringen. Vielleicht lacht ihm das nächste Mal wieder der Himmlischen Gunst. Uebrigens war der schauspielerische Ertrag des Abends ein sehr erfreulicher. Die Sturm- und Drangperiode der jungen Bühne ist vorüber, ein festes Ensemble ist in der Bildung begriffen: Frl. Marie Meyer, Herr Höcker und Herr Blencke sind Lustspielkräfte, wie sie nur wenige Theater besitzen; Herr Klein, der in einem älteren Virtuosenstück („Stephy Girard" von R. Genée) den Abend eröffnete, ist ein kluger und scharf beobachtender Charakteristiker, der sich nur von den Einflüssen der äußerliche Wirkungen erstrebenden Haase-Schule freizumachen hat, um den Besten zugezählt werden zu können. Und Frl. Petri, die mit derselben lieblich-ruhigen Miene als Nora den Gatten verläßt, als Isa den Dolchstoß des Herrn Clémenceau empfängt und als Rosen'sche Naive ihrem Edgar in die weit geöffneten Arme sinkt, gefällt dem Publikum immer. Sie gehört zu den Sternen am Berliner Theaterhimmel, ihr junger Ruhm hat die Reise um die Berliner Welt angetreten, und wir können es ruhig abwarten, ob ihn nicht früher oder später das Schicksal des Vergnügungszuges der „Gemischten Gesellschaft" ereilen wird.

Maximilian Harden.

Notizen.

Scipio Africanus Minor. Ein Schauspiel in fünf Acten von Peter Riedl. (Prag, J. G. Calve.) — Die Buchdramen werden nicht alle. Auch der vorliegende Versuch, den jüngeren Scipio, den Zerstörer von Karthago, zum Helden eines Schauspiels zu machen, dürfte keine Aussicht haben, je auf die Bretter zu kommen. Den Anfänger kennzeichnen die scenische Rathlosigkeit, die halb überschwängliche, halb triviale Sprache seiner Figuren, welche studentische Redensarten („ad vocem Piso!") und prosaische Wendungen („im Durchschnitt hatten wir mit unseren Waffen mehr Erfolg als Rom") in's Jambenmaß preßt. Manches verräth Talent, wie z. B. der Schluß, wo die siegreichen Römer mit dem Pflug über Karthagos Boden den Fluch sprechen, von einer gewissen Größe ist.

Vom papiernen Stil. Von Otto Schroeder. (Berlin, Walther & Apolant.) — Die Forderung Rudolf Hildebrand's, daß das Hauptgewicht im deutschen Sprachunterricht und Stil auf die gesprochene und gehörte Sprache gelegt werden sollte, nicht auf die geschriebene und gesehene, wird auch von dem geist- und kenntnißreichen Verfasser der hier gesammelten drei Aufsätze erhoben und mit jugendlichem Feuer vertheidigt. Wir finden da Ausfälle gegen die phonetische Orthographie, die unübersichtlichen Schachtelsätze, den Hiatus, die Ueberfülle an pedantischen Schriftzeichen wie Apostroph, Gänsefüßchen ꝛc., die papierne Declination („des Herrn Professor"), die ungeschlachten Composita der Sprachreiniger, der Unfug überdeutlicher Constructionen mit „Ersterer, Letzterer, derselbe". Namentlich das letztere unbetonte Wörtchen erregt des Verfassers Zorn, so daß er ihm ein ganzes Kapitel widmet, worin es sprachgeschichtlich und ästhetisch unter die Lupe genommen wird. Der alternde Goethe verfällt dem altfränkischen Wort, das schon A. W. Schlegel verpönte, immer mehr, W. Scherer's Stil wimmelt davon, sogar Gottfried Keller und C. F. Meyer sind „in hohem Grade derselbig", trotzdem das Allemannische nur den altdeutschen Typus „der selbe (selbige)" kennt, der sehr wohl berechtigt ist. Die Prosa H. v. Treitschke's findet Schroeder in dieser Hinsicht am Reinsten. Der Verfasser schließt seine Philippika: „Dieser Mensch redet wie ein Buch, ist ein krankes Lob. Umgekehrt sei die Losung: Dies Buch redet, wie ein Mensch." Vielleicht spricht er bei einer anderen Gelegenheit auch einer einfacheren Interpunction das Wort, worin bei uns noch mancher Zopf abzuschneiden ist.

Aus meiner Gymnasial-, Universitäts- und Dienstzeit. Von einem jüngeren Beamten. (Leipzig, Fock.) — Wenn es auch scheinen möchte, als ob der Verfasser in seinen hier niedergelegten Erlebnissen und Beobachtungen auf Schule und Hochschule etwas tendenziös verführe, so können wir doch aus eigener Erfahrung die durchgängige Wahrheit dieser Schilderungen bestätigen und den Verdacht der Schwarzseherei als ungerecht bezeichnen. Besonders das Unwesen des studentischen Verbindungsrummels, an dem so mancher Jüngling zu Grunde gegangen, ist ohne Uebertreibung geschildert. Werthvoll sind zumal die positiven Vorschläge, das Gymnasium, die Hochschule, die Beamtenausbildung betreffend, und das Schlußwort mit seinen drei Postulaten: Beschränkung des Wechsels der jungen Studenten, Gewährung der Mittel zum Universitätswechsel und größeren Reisen, Verhütung des studentischen Luxus. Möchte die kleine Schrift das Ihrige zu einer Universitätsreform beitragen, welche die Zukunft unseres öffentlichen Lebens dringend erheischt. Wo sollen einst die liberalen Führer herkommen, wenn der Verein Deutscher Studenten und die „feudalen" Corps den Nachwuchs an sich ziehen? Die Zukunft wird gewiß mehr verlangen, als diese Producte „modern-nationalen" Geistes bieten können.

Zwei Ehen. Roman von Alfred Friedmann. (Berlin, Rosenbaum & Hart.) — Alfred Friedmann's Gestaltungen gehen stets aus Combinationen des Verstandes hervor. Was ihnen an warm pulsirendem Leben gebricht, ersetzen sie durch festes Gefüge. Die hier erzählte Geschichte zweier Ehen illustrirt die anerkannte Thatsache, daß die Herzensconflicte keineswegs vor dem Traualtar ihren Abschluß finden, sondern dort erst ihren Anfang nehmen. Das Thatsächliche, die Verwickelung und Lösung des Knotens, macht nicht die Stärke des Buches aus. Dagegen erweist sich Friedmann als ein verständiger, in der französischen Schule geübter Zergliederer psychologischer Zustände und Evolutionen. Die starke Betonung des Erotischen, auch in der Ehe, mag zarte Gemüther verletzen, jedenfalls ist sie hier im Gegensatz zu den Franzosen nicht Selbstzweck, sondern zielbewußt in den Dienst der Tendenz gestellt. g. m.

Moderne Argonauten. Humoristischer Roman von Frank Harkut. (Jena, Hermann Costenoble.) — Der Verfasser hat sich die amerikanischen Humoristen Mark Twain und Bret Harte zum Muster genommen und schildert die wundersamen Erlebnisse eines deutsch-amerikanischen Glücksritters, der als Pfandleiher in Madrid endet. An eigenartigen Situationen und merkwürdigen Ereignissen fehlt es dem Roman nicht, auch ist von wirklichem Humor manche Spur darin zu finden. g.

Digitized by Google

Inserate.

Stuhr'sche Buch- u. Kunsthandlung
Gegründet 1810 — Inh. C. Malcomes
Berlin N.W.
Unter den Linden 61
Specialität: Einrichtung von kleineren und grösseren
Bibliotheken
für **Private — Vereine — Geschäfte** etc.
Cataloge zur Auswahl gratis und franco.
Versandt nach allen Ländern.

Auflage 352,000; das verbreitetste aller deutschen Blätter überhaupt; außerdem erscheinen Uebersetzungen in zwölf fremden Sprachen.

Die Modenwelt. Illustrirte Zeitung für Toilette und Handarbeiten. Monatlich zwei Nummern. Preis vierteljährlich M. 1.25 = 75 Kr. Jährlich erscheinen:
24 Nummern mit Toiletten und Handarbeiten, enthaltend gegen 2000 Abbildungen mit Beschreibung, welche das ganze Gebiet der Garderobe und Leibwäsche für Damen, Mädchen und Knaben, wie für das zartere Kindesalter umfassen, ebenso die Leibwäsche für Herren und die Bett- und Tischwäsche ꝛc., wie die Handarbeiten in ihrem ganzen Umfange.
12 Beilagen mit etwa 200 Schnittmustern für alle Gegenstände der Garderobe und etwa 400 Muster-Vorzeichnungen für Weiß- und Buntstickerei, Namens-Chiffren ꝛc.
Abonnements werden jederzeit angenommen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. — Probe-Nummern gratis und franco durch die Expedition, Berlin W, Potsdamer Str. 38; Wien I, Operngasse 3.

Soeben erschien im Verlage der J. G. Calve'schen k. k. Hof- u. Univ.-Buchhandlung in Prag:
Riedl, Peter, Scipio Africanus Minor. Ein Schauspiel in 5 Acten.
Preis Mark 1.20.
Vorräthig oder zu beziehen in jeder Buchhandlung.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.
Soeben erschien:
Die Französische Revolution.
Von
Thomas Carlyle.
Aus dem Englischen von P. Feddersen.
Zweite Auflage, umgearbeitet von E. Erman.
Drei Theile in 12 Lieferungen zu 60 Pf.
Erste Lieferung.
Eine neue Auflage der lange vergriffen gewesenen deutschen Ausgabe dieses klassischen Werks.

Spät erblüht. Aufgefundene Gedichte von **Ernst Moritz Arndt.** Herausgegeben von *A. von Freydorf.* Mit einem Vorwort von *Victor von Scheffel* in Handschrift. Elegant gebd. in Goldschnitt *M* 2.40.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Interess. Zeitbroschüren
nimmt eine ältere thätige Leipziger Verlagsbuchhandlung in Debit oder eigenen Verlag. Offerten sub L. E. 1000 durch die Exp. d. Bl. erbeten.

¼ Stunde von Frankfurt a. M. **Bad Homburg** **½ Stunde von Frankfurt a. M.**
Wirksamste Brunnenkur bei allen **Magen-** u. **Unterleibsleiden** (Leber-, Milz-Leiden, Gelbsucht, Gicht, Fettleibigkeit) **Mineral-, Sool-, Kiefernadel-, Gas-** u. **Moorbäder.** **Luftkurort ersten Ranges** für **Nervenleidende** und **Reconvalescenten.** **Inhalationen** für **Hals-** und **Brustleidende.** **Molkenkur.** Heilgymn. Institut (Electrotherapie, Massage). **Wasser-Heilanstalt.** **Eleg. Kurhaus mit vorzügl. Restaurant.** **Park. Kurorchester.** Militär-Concerte. Theater. Réunions. Illuminationen, Feuerwerke, Saisonfeste.
Mineralwasser-Versandt in stets **frischer Füllung** während des ganzen Jahres.

Bad Reinerz
bei Glatz in Schlesien, klimatischer waldreicher ***Höhenkurort*** von 568 m. Seehöhe, besitzt drei kohlensäurereiche alkalisch-erdige ***Eisen-Trinkquellen, Mineral-, Moor-, Douche-Bäder,*** und eine ganz vorzügliche ***Molken-*** und ***Milch-Kuranstalt.*** Reinerz ist demnach angezeigt bei Tuberculose, chronischem Katarrh der Athmungsorgane und chronisch gewordenen Lungen- und Brustfell-Entzündungen; bei Anaemie und deren Folgezuständen, namentlich bei auf anaemischer Basis beruhenden Magen- und Darmcatarrhen, Hysterie und Neuralgie; endlich bei chronisch entzündlichen Leiden der weiblichen Sexualorgane und bei Herzkrankheiten ohne tiefere Compensationsstörung. **Saison vom 1. Mai bis 1. October.**
Die in jeder Buchhandlung zur Ansicht ausliegende reich. illustrirte No. 24 aus der Collection der Europ. Wanderbilder — Preis 50 ₰ und Woerl's Reisehandbücher, Führer durch Bad Reinerz und Umgegend, besagen das Nähere. Prospecte unentgeltlich.

In unserem Verlage sind nachstehende Neuigkeiten erschienen:

Aus Alt-Ansbacher Zeit.
Erzählung v. **Friedrich Lampert.**
14 Bogen. Groß Oktav.
Geh. *M* 3.—, elegant gebunden *M* 4.—.

Furchen.
Neue Novellen von **Hermann Lingg.**
Inhalt: Nur einmal. — Äschylos. — Die eiserne Krone. — Verhüllt. — Am Lago d'Averno. — Poet und Sängerin.
23 Bogen. Groß Oktav.
Geh. *M* 4.50, elegant gebunden *M* 5.60.

Aus dem Süden.
Neue Gedichte von **Stephan Milow.**
15 Bogen. Oktav.
Geh. *M* 3.—, eleg. geb. m. Goldschn. *M* 4.—.

Gedichte von Ludwig Pfau.
Vierte, durchgesehene und vermehrte Auflage.
Mit dem Porträt des Verfassers.
29 Bogen. Groß Oktav.
Geh. *M* 4.50, elegant gebunden *M* 5.60.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.
Stuttgart. **Adolf Bonz & Comp.**

Im Verlage der Unterzeichneten ist soeben erschienen u. durch alle Buchhandlungen zu beziehen:
Altes und Neues
von
Friedrich Theodor Vischer.
Neue Folge.
Inhalt: Hebbel. — Schiller-Rede. — Mörikofer. — Durcheinander. — Ein italienischer Sonettendichter. — Leiden des Buchstabens R. — Nachruf an Auerbachs Grab. — Kleiner Beitrag zur Charakteristik Goethes. — Rede am Geburtshaus von Strauß. — Schiller (Weltrich). — Griechische Frühlingstage. — Das Symbol. — Aphorismen.
24 Bogen gr. Oktav. Geh. M. 6.—, in Halbfranzband elegant gebunden M. 8.—.
Stuttgart. **Adolf Bonz & Comp.**

HAMBURG AUSSTELLUNG
unter Betheiligung der Nachbarstädte **Altona, Ottensen, Wandsbeck, Harburg.**
Vom **15. Mai** bis **October 1889.**
Gewerbe u. Industrie
Handels-**Ausstellung**
Kunst-**Ausstellung**
Gartenbau-**Ausstellung.**

Redaction: Berlin S.W., Möckernstr. 67.
Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.
Expedition: Berlin S.W., Dorotheenstr. 31.

Digitized by Google

№ 20. Berlin, den 18. Mai 1889. Band XXXV.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von **Georg Stilke** in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Zur Jubelfeier der französischen Revolution. Von Julius Schvarcz. — Herzog Adolf's Glück und Ende. Von Conrad Alberti. — **Literatur und Kunst:** Die moderne Landschaft. Von Peter Taren. — Erzählungen von Guy de Maupassant. Von Ludwig Geiger. — Das Weib in Goethe's Lyrik. Von Eugen Reichel. (Schluß.) — **Feuilleton:** Lebensüberdruß. Von Ernst Ahlgren. Aus dem Schwedischen von Erich Holm. — **Aus der Hauptstadt:** Ein Volksbühnenproject. Von Maximilian Harden. — Notizen. — Inserate.

Zur Jubelfeier der französischen Revolution.

Von Julius Schvarcz.

Die wahre Bedeutung der französischen Revolution kann nur einem Denker verständlich sein, der das 500jährige Ringen der vornehmsten Völker des europäischen Festlandes um den modernen Staatsgedanken in seinen verschiedenen Phasen vorurtheilsfrei zu überblicken vermag. Rasendes Blutvergießen, scheußliche Gewaltacte aller Art und die Blasphemie einer durch wahnwitzige Bösewichte oder aber durch naive Idealisten fanatisirten höchst unsittlichen Menge haben in der Folge das Andenken dieser Revolution auf ewige Zeiten gebrandmarkt: doch hat dieselbe der Menschheit wohl auch Dienste erwiesen, deren Wohlthaten die europäischen Völker nicht vergessen werden, so lange noch in irgend einem Versteck unseres Erdtheils die Freiheit des Gedankens, sowie die Freiheit des Gewissens vergewaltigt wird im Namen einer traditionellen Staatsordnung und die menschliche Würde Zurücksetzungen, wenn nicht geradezu Fußtritte erleiden muß zum höheren Ruhm einer höheren Geburt. Ohne die befruchtenden Ideen, welche die erste große Umwälzung 1789 auf den besudelten Trümmern des Ancien Régime zur Geltung zu bringen suchte, wäre das europäische Festland noch heutzutage wohl ein Tummelplatz der geistesarmen Regungen eines morschen Feudalismus und der Politik einer augendreherischen Volksverdummung, um der Monarchen, die ihre Unterthanen wie Ochsen oder Schafe heerdenweise an fremde Herrscher ganz gemüthlich verkauften und nahezu all' die Einkünfte des Staats ungehemmt zu Zwecken des Hoflebens verwendeten, gar nicht zu gedenken.

Was nützte es den Völkern des Festlandes, wenn die privilegirten Stände von Aragonien und Castilien schon im 13. Jahrhundert für sich, aber auch nur für sich allein ein Verfassungsleben einzurichten wußten, dessen Zustandekommen in jenen finsteren Zeiten uns noch heutzutage mit Staunen erfüllen muß? In dem Augenblick, wo der Halbmond der Mauren verblich und ihr vielbesungenes letztes Bollwerk Granada fiel, da war es bereits wohl auch um die politische Freiheit jener privilegirten Stände geschehen, ohne daß dann das spanische Volk je aus eigener Kraft zu einem menschenwürdigen Dasein sich emporzuarbeiten fähig gewesen wäre.

In Italien blühten so manche Stadtrepubliken, welche seit Sorracina's Zeiten immer größere Volksmassen an der Ausübung der Staatsgewalt theilhaftig werden zu lassen suchten; das Andenken von Florenz und Genua schlägt in dieser Beziehung gewiß das Andenken von der atheniischen Demokratie im Zeitalter des Perikles: doch vermochten etwa selbst die Einrichtungen und organisatorischen Programmpunkte eines Savonarola dem Kastensystem, welches in den verschiedenen Staatswesen der italischen Halbinsel von Zeit zu Zeit die Kämpfe der Patrizier und Plebejer in vollsten Maßen zu erneuern drohte, ein Ende zu machen? Allerdings hatte die römische Kirche so manchen Privilegien und Vorrechten der Geburt Schranken zu setzen gesucht, allein eine solche Nächstenliebe vermochte politisch nur zur Geltung zu kommen, so oft es sich um die Besetzung von kirchlichen Stellen und Benefizien handelte; die Handwerkersöhne, Bauernsöhne und Hirtensöhne, welche in Folge einer derartigen wahrhaft evangelischen Denkweise hier und da wohl auch die höchsten Rangstufen der Hierarchie, mitunter sogar den Stuhl Petri erklommen hatten, haben darauf verzichtet, den Landesfürsten den Begriff einer die sämmtlichen Staatsunterthanen umfassenden staatsbürgerlichen Rechtsgleichheit irgendwie einzuschärfen; und am allerwenigsten waren sie darauf bedacht, den Gedanken einer solchen Rechtsgleichheit dem Popolo grosso, oder gar dem Popolo grasso beizubringen. Die Demokratie bedeutete der Masse sowohl in Florenz, als auch in Siena und Lucca nicht sowohl die Theilnahme Aller an der Ausübung der Staatsgewalt als ein Ausschließen der Adeligen und Reichen von derselben. Machiavel selber hat diesen Gedanken noch ebenso wenig erfaßt, als sein Landsmann der Erzbischof Da Casa, der ein denkwürdiges Buch darüber geschrieben hat, mit welchen Nüancen der christlichen Demuth die minder hoch Geborenen unter verschiedenen Umständen den höher Geborenen ihre schuldige Huldigung zu erweisen hätten.

In der Schweiz gab es Massenherrschaften allerlei Art: doch in den Urcantonen (Schwyz, Uri, Unterwalden), sowie auch in Appenzell und Glarus bedeutete die Gleichheit die Herrschaft eines kulturfeindlichen Goldbauerthums unter den Auspizien der Klerisei, und in den geistig vorgeschritteneren Cantonen Genf, Bern, Zürich, Basel und Luzern gab es staats- und privatrechtlich bevorrechtete Patricier und auf dem Lande Leibeigene in Hülle und Fülle.

Ein Kastensystem gelinderer Art finden wir auch in den Niederlanden; politische Freiheit, sogar Gewissensfreiheit und Gedankenfreiheit erreichten hier seit 1579 eine beachtenswerthe Blüthe, doch in diesem Lande der gesegneten Arbeit und des „stolzen Adels" gab es bis auf die Errichtung der Batavischen Republik noch immer Privilegien und Vorrechte, von deren Abschaffung kein niedriggeborener Holländer träumen durfte.

In Dänemark gab es im Ganzen nicht mehr als fünftausend Bauern, die nicht Leibeigene gewesen wären, und ein

Digitized by Google

dänischer Bauer gilt noch um die Mitte des 17. Jahrhunderts „nicht viel mehr als ein Jagdhund". „Etwa neun Zehntel alles Grundes und Bodens gehörten dem Adel an." Das Königsgesetz brach die Allmacht dieses Adels (1665): doch der Absolutismus, der in diesem Jahre von Verfassungswegen eingeführt wurde, hat die Schärfe der Standesunterschiede nur zu lindern, nicht aber endgültig eine staatsbürgerliche Rechtsgleichheit einzuführen gesucht; auf den Trümmern des historischen Altadels wurden neue Grafenhäuser und freiherrliche Häuser errichtet und zwar nicht ohne bedeutende Privilegien und Vorrechte; nach und nach consolidirte sich wieder wohl auch der Altadel in dem Domänenbesitze von Gnadenwegen; das Königsgesetz hatte im Laufe der Zeit nur dem vornehmen Bürgerstand und dem geistlichen Stand zu einer erstarkten gesellschaftlichen Stellung zu verhelfen vermocht; es kamen nunmehr wohl auch Nichtadelige schaarenweise in die höheren Aemter, ja sogar in den Rath des Königs: doch blieb die Masse des Volks, insbesondere der Bauernstand in einer Lage, welche an einen auf staatsbürgerlicher Gleichheit beruhenden verfassungspolitischen Gedanken nicht vom Entferntesten erinnern mochte.

In Schweden bestand seit uralter Zeit ein felsenfestes Verfassungsleben, dessen Garantien auf dem Steuerbewilligungsrecht der Stände beruhte; auch gehörte in Schweden ein freier Bauernstand zu diesen Reichsständen schon zu einer Zeit, wo die übrigen Staaten des monarchischen Festlandes nur noch vorwiegend leibeigene Bauernschaften gekannt hatten: doch blieb diese ständische Gliederung des schwedischen Volkes tief hinein bis zur Mitte unseres Jahrhunderts stets wohl auch identisch mit einer gesellschaftlichen Sonderung sondergleichen; die Aristokratie der Geburt übte da noch im 18. Jahrhundert ein Monopol der Staatsgeschäfte aus, welches selbst die glänzendst begabten Elemente aus den nichtadeligen Ständen nur in äußerst seltenen Fällen und auch dann noch nur vorübergehend, durch königliche Gunst aufkommen ließ, und die politische Freiheit war so geartet, daß man im Vaterlande Oxenstjerna's und Berzelius' Dissenters und Hexen noch vor zwei Menschenaltern ganz gemüthlich und officiell zu verbrennen pflegte.

Im „Heiligen römischen Reiche deutscher Nation" faßte der feudalistische Staatsgedanke und mit diesem eine kastenartige Gliederung der Gesellschaft wohl noch tiefere und zugleich festere Wurzeln als sonstwo in Europa. Nirgends blühten mustergültige Hochschulen und lebenskräftige Gilden, zugleich aber die Einrichtungen einer vielhundertjährigen, trostlos einseitigen, denn nicht einmal durch das Vorhandensein einer hochintelligenten Noblesse de robe gelinderten Schwertadelsherrschaft so üppig und in jeder Beziehung so ungeschmälert wie auf diesem altehrwürdigen, klassischen Boden der christlich-germanischen Staatsidee. Was nützte es den vielen Millionen von menschlichen Wesen, welche innerhalb dieses enormen Reiches zum größeren Ruhme und Nutzen einiger Tausend adeliger Familien nicht nur die beschämende Plackerei einer Kleiderordnung, sondern wohl auch die Wehen einer angestammten Leibeigenschaft erdulden mußten; — wenn auch erleuchtete Fürsten bald in diesem, bald in jenem deutschen Staatswesen, insbesondere in Preußen den Weg zum justizpolitischen, finanziellen, ja sogar zu einem unterrichtspolitischen und gesellschaftlichen Fortschritt aufrichtigst, voll Menschenliebe und mit Flammeneifer, gewiß nicht ohne Erfolg zu ebnen suchten? Die Millionen blieben schmachtende Leibeigene ohne ernsthaftere Garantien eines menschenwürdigen Daseins, und selbst die emsigen Bewohner privilegirter und vielseitig bevorrechteter Städte hatten standespolitische Maßregelungen zu erleiden, über welche ein gebildeter Bürger sowie eine wohlerzogene Bürgersfrau heutzutage erröthen müßten. Sowohl der große Kurfürst und Friedrich Wilhelm I. als auch Friedrich der Große hatten ihre Namen durch Reformen verewigt, für deren geisteserhebend staatskluges Andenken die Nachwelt pietätsvolle Anerkennung fühlen muß. Doch derselbe große Kurfürst, der seine Prinzen so gewissenhaft über die wahren Aufgaben der Regierungspolitik unterrichtete, vernachlässigte in seiner Wirthschaftspolitik die Lebensinteressen des Bauernstandes völlig; Friedrich Wilhelm, der Schöpfer einer inneren Verwaltung, der Preußens Größe so viel verdankt, hatte noch so wenig Sinn für die Preßfreiheit, daß er 1713 und 1714 den Druck sämmtlicher Berliner Zeitungen völlig untersagen konnte. Friedrich der Große hätte seinem Namen wohl schon dadurch ewigen Ruhm verschafft, daß er den König für den ersten Diener des Staats erklärt hat; wenn er auch keine einzige Schlacht gewonnen hätte. Und doch wie trostlos sieht es unter seiner glorreichen Regierung nicht nur mit der politischen Freiheit, sondern wohl auch mit den Postulaten eines nach allen Seiten hin würdigen staatsbürgerlichen Daseins aus! Der Philosoph von Sanssouci meinte, daß nur der Adel ein zuverlässiges Ehrgefühl besitze, und daß bürgerliche Officiere der erste Schritt zum Verfall des Heeres seien. Solche Züge zeigt noch die Regierungspolitik der bedeutendsten Herrscher des preußischen Staats, dieses Musterstaats des gesammten Festlandes vor 200 Jahren, ja sogar noch um die Mitte des 18. Jahrhunderts. Wie arg muß es dann in sonstigen deutschen Staaten gewesen sein!

In Oesterreich galten die denkwürdigen Reformen Joseph's II. für die Emanation eines idealistisch angehauchten Denkers auf dem Throne. Gewiß bezweckten diese Reformen in sehr erheblichen Punkten einen menschenfreundlichen Bruch mit dem Herkommen, insbesondere mit so manchen Standesprivilegien: doch im Ganzen machte hier der Gedanke der staatsbürgerlichen Rechtsgleichheit kaum einen Schritt vorwärts; und derselbe Reformator auf dem Throne, der den althergebrachten Bestrebungen der römischen Kurie sogar in einem so felsenfest katholischen Lande wie Oesterreich so erfolgreich zu steuern wußte, hat verordnet, daß die Deisten ohne Unterschied des Geschlechts gepeitscht und mit Einziehung ihres Vermögens an die türkische Grenze versetzt werden.

Allein nicht nur ein staatsmännisch-reformatorisches Lossteuern auf die Begründung eines einheitlichen Staatsbürgerthums war ein völlig unbekanntes Ding in diesem Heiligen römischen Reich; auch mit der politischen Freiheit stand es hier ganz und gar elendiglich seit jeher. Die althergebrachten Ständeversammlungen hatten kaum je eine bemerkbar erziehende Rückwirkung auf das öffentliche Leben auszuüben vermocht, und Garantien, welche mit einer Herrschaft der Gesetze vereinbar gewesen wären, gab es da am allerwenigsten. Man wird verstimmt über eine derartige historische Entwickelung, welche es möglich machte, daß man noch im Jahre 1630 die Mutter des großen Astronomen Kepler „als eine Hexe" officiell verbrennen wollte: doch der Mangel an gehöriger Aufklärung war noch nicht die allerschlimmste Seite der heiligen römischen Reichsherrlichkeit. Das war ein historisch entwickeltes Verfassungsleben, dessen angebliche Garantien es nicht verhindern konnten, daß Joseph I. noch am 20. December 1705 von Patentwegen zu verordnen sich befugt fühlte: „Alle Bayern seien der beleidigten Majestät Joseph I. als des ihnen von Gott dem Allmächtigen vorgesetzten alleinigen rechtmäßigen Landesherrn schuldig, und daher ohne Weiteres mit dem Strange vom Leben zum Tode zu richten!"

Ungarn hatte die politische Freiheit auf Grund seiner 800jährigen Verfassung, doch beruhte wohl auch diese auf exclusiver Adelsherrschaft. Dasselbe gilt von Polen, wo die Adelsherrschaft zugleich eine schonungslose Racenherrschaft bedeutete.

Norwegen hatte die Bauernfreiheit, hatte aber weder eine geistige Kultur noch ein unabhängiges Staatsleben; außerdem bedeutete die norwegische Bauernfreiheit keineswegs noch ein auf staatsbürgerliche Rechtsgleichheit basirtes Staatswesen; diese Bauernfreiheit lastete auf die niederen Elemente der Gesellschaft nicht minder entwürdigend als die Adelsherrschaft in sonstigen Staaten. Nirgends fühlte man jedoch den Druck der adeligen Privilegien und Vorrechte so sehr wie in Frankreich in den ersten neun Decennien des 18. Jahrhunderts. Denn es gab in diesem mit allen Gaben der Natur reichlichst gesegneten Lande eine sehr zahlreiche und dabei wohlhabende Intelligenz, welche sich seit vielen Jahrhunderten aus sämmtlichen nichtadeligen Schichten der Gesellschaft rekrutirte; es gab heißblütige Volksmassen, deren angeborner Hang zu Gleich-

Digitized by Google

heitsbestrebungen seit jeher historisch beglaubigt ist; und es gab eine numerisch nicht minder mächtige als materiell äußerst vermögende, großentheils wohl auch geistig gebildete Bourgeoisie, um deren Wohlwollen und Anhänglichkeit gerade Frankreichs gewaltigste Könige förmlich gebuhlt hatten, um dieselbe gegen einen übermüthigen Adel ausspielen zu können. Nun, wo solchen Elementen haarsträubende Privilegien und Vorrechte eines nicht minder entnervten und schöngeisterisch bosshaften als schamlos unsittlichen und materiell ruinirten Adels gegenüber stehen, der eben vermöge seiner Privilegien und Vorrechte das Blut des Volkes ungeahndet aussaugen darf wie ein Vampir und dazu noch nicht nur einer hirnlosen Steuerfreiheit sich erfreut, sondern sich corporationsweise zu bloßen Kammerdienern und Hoflakaien von absoluten Herrschern berufsmäßig erniedrigt und inmitten des financiellen Ruins des Landes nur darüber berathschlägt, welche Begünstigungen rechtlicher Natur über Intervention der Maitressen des Monarchen zu erbetteln wären, um seine Schulden nicht bezahlen zu müssen: da mußte es zu einer Umwälzung kommen, wenn auch Voltaire und Rousseau, sowie auch der Marquis d'Argenson und die Encyclopädisten nicht ihre Lehren verkündet hätten.

In der That ist die Lage in Frankreich, wenn auch nicht seit dem Law'schen Krach, so doch seit dem Scheitern der Reformversuche Turgot's eine unhaltbare geworden, und die „geschichtliche Entwickelung" an sich scheint kaum irgend einen menschenmöglichen Ausweg aus einer solchen Lage in Aussicht gestellt zu haben. Allerdings hatten sowohl einzelne reformatorische Geister, sowie auch Frankreichs erleuchtetste Könige so manch' einen Zug in diese geschichtliche Entwickelung ihres Volkes einzuweben verstanden, der entschieden als identisch mit einem folgerichtig zielbewußten Ankämpfen gegen die Privilegien und Vorrechte des Adels erscheint. Etienne Marcel und Robert Le Coq standen 1357 an der Spitze einer Bewegung, deren Reformideen nichts Geringeres bezweckten, als eine ernsthafte Nivellirung der Standesunterschiede; schon Karl VII. erhob Bürgerliche zu Räthen der Krone, wie auch nahezu sämmtliche Könige Frankreichs seit dem 13. Jahrhundert trachteten, die Privilegien und Vorrechte des Adels zu schwächen und die königliche Gewalt zu stärken einerseits durch eine legislative Einschärfung der Rechtsprincipien der Legisten, andererseits jedoch durch eine institutionelle Ueberbrückung der kastenartigen Scheidewände, welche den Dritten Stand vom Adel von altersher getrennt hatten; Ludwig XI. ging in dieser Beziehung so energisch vor, daß conservative Geschichtschreiber in ihm bloß einen gekrönten Demagogen erblicken wollen; Ludwig XIV. hat nicht nur einen Roturier wie Colbert zu seinem Minister und Bürgerliche wie Catinat, Fabre, Duquesne und Duguay-Trouin zu Marschällen von Frankreich gemacht, sondern den Gemahlinnen dieser „Emporkömmlinge" ein Recht der Hoftafelfähigkeit eingeräumt, dessen früher nur Herzoginnen und Marquisen theilhaftig werden konnten. Ja Ludwig XIV., der einst zu Pferd, mit der Reitgerte in der Hand, in das Parlament von Paris hineinsprengte, um da seinen regierungspolitischen Grundgedanken „L'état c'est moi!" fühlen zu lassen, — dieser großartig stolze Monarch pflegte nie anders Bürgersfrauen als mit entblößtem Haupte, den Hut in der Hand, auf offener Straße anzureden, — wohl noch zu einer Zeit, wo die Beherrscher sonstiger auf der christlich-germanischen Staatsidee beruhenden Monarchien Europas nur im Tone der Gnadenertheilung, unter mehr oder minder theatralisch herablassenden Gesticulationen, mit Bürgersfrauen zu reden gewohnt waren.

Man wäre auf den ersten Augenblick wohl geneigt zu glauben, daß eine derartige historische Entwickelung auch ohne eine katastrophische Wendung der Dinge früher oder später nothwendigerweise zu einer staatsbürgerlichen Nivellirung der ständischen Gliederung der französischen Gesellschaft geführt haben würde.

Welch' eine Illusion der sogenannten historischen Schule! Auf einen Ludwig XIV., der Roturiers zu Marschällen von Frankreich gemacht und ihre Frauen zur Hoftafel geladen hatte, folgte 1760 die Verordnung, welche die Hoffähigkeit auf den alten, mindestens vom Jahre 1400 datirenden Adel beschränkte, und noch im Jahre 1781 hielt es Ludwig XVI. für zeitgemäß und zweckmäßig, das bürgerliche Element, wie überhaupt die Roturiers von sämmtlichen Offiziersstellen des Kriegsheeres auszuschließen und alle Offiziersstellen einzig und allein dem Adel vorzubehalten. Ja 1786, mithin drei Jahre vor der Revolution, hielt dieser sonst so edelgesinnte König von Frankreich für zweckdienlich, sogar zu den Offiziersstellen der Kriegsmarine ausschließlich Edelleute zuzulassen. Wo innerhalb einer historischen Entwickelung derlei Rückfälle möglich sind, da kann höchstens von mehr oder minder fortschrittsfreundlichen Fluctuationen die Rede sein, nicht aber von einer zielbewußt gründlichen Beseitigung der althergebrachten kastenartigen Ungeheuerlichkeiten ausschließlich durch jene Machtelemente, welche diese „geschichtliche Entwickelung" allein von Zeit zu Zeit zur Handhabung der Staatsgewalt berufen haben mochte. Monarchen und Regierungsmänner, welche noch das Werk Montesquieu's über den Geist der Gesetze, also ein Buch berufsmäßig verpönen zu müssen glauben, welches, abgesehen von dem einzigen mit den übrigen Partien dieses literarischen Geisteserzeugnisses in gar keinem ätiologischen oder teleologischen Zusammenhange stehenden berühmten Kapitel über „Englands Verfassung", auf der einen Seite bloß eine schöngeistige Diatribe im Sinne der Politik des Aristoteles und sonstiger Schriftsteller des Alterthums, auf der anderen Seite jedoch sich ausschließlich in dem Fahrwasser des Feudalismus bewegt, ja auf diesen begeisterte Lobreden hält, — Monarchen und Regierungsmänner, welche selbst ein so sehr zahmes Buch berufsmäßig verpönen zu müssen glauben, würden sich kaum je veranlaßt gefühlt haben, in Anknüpfung an die „geschichtliche Entwickelung" Reformen durchzuführen im Sinne des modernen Rechtsgedankens. Noch Montesquieu hatte keine Ahnung von einer auf Rechtsgleichheit beruhenden, einheitlichen staatsbürgerlichen Gesellschaft: wie hätte man dann von einem Ludwig XVI. und seinen Nachkommen erwarten können, daß sie ohne die verfassungspolitische Katastrophe vom Jahre 1789 und 1790—1791 Frankreich, das „althergebracht-glorreiche" Frankreich zu einem modernen Staatswesen reformirt und hierdurch wohl auch dem modernen Staatsgedanken in den übrigen Staaten des Festlandes die Dienste erwiesen haben würden, welche diese Revolution denselben, trotz aller blutigen Gräuel und Missethaten, thatsächlich geleistet hat?

Nein, ohne diese Revolution wäre das moderne Europa kaum je zu Stande gekommen. Das geisteserhebende Beispiel, welches unserem Erdtheil die Geburt jener großen angelsächsischen Bundesrepublik jenseits des Atlantischen Meeres im Jahre 1787 gab, konnte höchstens die gährenden Geister im Vaterlande der heranwachsenden Girondisten und Jakobiner befruchten; auf sonstige Völker unseres Festlandes vermochte dieselbe ebenso wenig einen thatkräftigen Einfluß auszuüben, wie das naheliegende vielhundertjährige Verfassungsleben des britischen Inselreichs. Was nützte es der Gesellschaft der verschiedenen Verfassungsstaaten des europäischen Festlandes, wenn in England die politische Freiheit schon 1215 Garantien, und die Verantwortlichkeit der Räthe des Königs 1316 eine staatsrechtliche Formulation erhielt, welche im Verlaufe der folgenden Jahrhunderte nie mehr wieder rechtskräftig zu Nichte geworden sind? Was nützte es dem Deutschthum und den Franzosen, was den Italienern, Spaniern und Portugiesen, was den Holländern und den Völkern Skandinaviens, wenn in England schon unter den Tudors auch all' die Scheidewände, welche die althergebrachten kastenartigen Gesellschaftsklassen sonstwo von einander fernzuhalten pflegten, wenigstens unter dem Rangniveau des Peerage und Baronetage bereits verschwanden, und die intelligenten, feingebildeten, wohlhabenden Elemente, ohne Rücksicht auf ihre Geburt, sich zu einer einzigen großen modernen Gesellschaftsklasse, zu der der Gentlemen verschmelzen konnten? Was nützte da allen diesen Völkern die „glorreiche Revolution" der Engländer vom Jahre 1688, was die Staatsphilosophie eines John Locke, was die praktische Staatsweisheit eines constitutionellen Monarchen wie Wilhelm von Oranien? Erst in unserem eigenen Zeitalter ist es unseren Publicisten und

Digitized by Google

Staatsmännern auf dem Festland vergönnt, die reichen Früchte der englischen Verfassungsgeschichte ungeahndet zu pflücken: erst jetzt, nachdem die Wogen der französischen Revolution den legislativen Weg zur Freiheit der Presse wie zur Freiheit des Wortes wohl auch in den sonstigen Monarchien des Continents geebnet hatten.

Wie oft hat man die verfassungspolitische Formulirung der sogenannten Menschenrechte durch die Constituante bei uns bespöttelt und beschimpft, und doch haben es unsere heutigen Verfassungsstaaten auf dem Festland ätiologisch dieser großen Errungenschaft der französischen Revolution (1789—1791) zu verdanken, wenn dieselben nicht autokratorisch zugespitzte Feudalstaaten geblieben, sondern moderne, auf Volksvertretung beruhende Rechts- und Kulturstaaten geworden sind!

Aufhebung der Leibeigenschaft, Aufhebung mittelalterlicher Standesprivilegien und Vorrechte, staatsbürgerliche Rechtsgleichheit, Gewissensfreiheit, Preßfreiheit, Redefreiheit, persönliche Freiheit, Vereinsrecht, Versammlungsrecht, Volksvertretung, Ministerverantwortlichkeit, parlamentarische Regierungsweise, staatliche Pflege des gesammten Unterrichtswesens: alle diese Kriterien des modernen Staats sind Errungenschaften, zu welchen die heutigen Kultur- und Rechtsstaaten des Festlandes nur durch den schmutzvollen und blutigen Schwung der französischen Revolution (1789—1791) gelangen konnten. Es wäre thöricht, es wäre ungerecht, diese Thatsachen in Zweifel ziehen zu wollen: tragen ja die Staatsgrundgesetze sämmtlicher constitutioneller Monarchien des Festlandes allzu deutlich die Principien von 1789 in sich, als daß noch ein gründlicher Geschichtschreiber oder Staatsrechtslehrer die Völker Europas heutzutage gewissenhaft und mit Erfolg eines Besseren belehren könnte!

Unsittlich und blöd ist die Revolutionslegende, welche oberflächliche Schöngeister und unlautere Fanatiker an der Seine und sonstwoimmer jenen ruchlosen politischen Charlatanen und bestialischen Demagogen angedichtet hatten; infam ist der Kult, den Schwachköpfe oder politische Missethäter jenen Gottesleugnern und Königsmördern errichtet hatten: doch ist die große verfassungspolitische Errungenschaft jener katastrophalen Jahre ein Segen für die europäische Menschheit: das Jahr 1789 ist der eigentliche welthistorische Wendepunkt, wo das Mittelalter aufhört und die moderne Zeit beginnt. Denn gewiß erinnert noch sowohl die rechtliche Lage, als auch der Bildungsgrad und die Lebensweise der großen Massen der europäischen Gesellschaft vom Jahre 1788 viel eher an die Zustände des 15. Jahrhunderts, als an die Gesellschaft auf unserem Erdtheil, wie diese seit 1789 in den verschiedenen Kultur- und Rechtsstaaten besteht.

Das war die welthistorische Mission des französischen Volks am Ausgang des 18. Jahrhunderts. Nichts vermochte den friedlichen und menschenfreundlichen Genuß ihrer großartigen Errungenschaften so sehr zu gefährden wie ihre wahnwitzige Ruhmsucht, ihre chauvinistische Gier nach der „Gloire". Diese ihre Gier wurde vor drei Generationen zum Fluche ihres entnervten, niedergetretenen schönen Vaterlandes, und zugleich zu einer Plage für Europa; denn diese ihre wahnwitzige Leidenschaft führte sie an die Beresina, wie nach Leipzig und nach Waterloo. Möge ihre gegenwärtige Intelligenz je eher zu der Einsicht gelangen, daß die Franzosen nunmehr — wo die Führerrolle laut Naturgesetz auf das Deutschthum übergegangen ist — der Menschheit dadurch den größten Dienst erweisen würden, wenn sie ihren Ruhm nicht in Revanchegedanken, nicht in einem Hin- und Herschwanken zwischen Demagogie und Cäsarismus, sondern in einem soliden Ausbau ihres Staatswesens auf Grundlage der ewig schönen Principien des Jahres 1789, sowie in einer bestmöglichen Vervollkommnung der gesellschaftlichen Zustände suchen würden. Was dem französischen Staatswesen heutzutage vor Allem noth thut, das ist die Herrschaft der wahren Intelligenz über die Leidenschaften der Mittelmäßigkeit im Staatsleben.

Herzog Adolf's Glück und Ende.

Luxemburg, den 7. Mai.

„Je maintiendrai!" sagte er mit fürstlicher Würde, als er die Leitung der Geschicke des kleinen Landes in die Hand nahm. Herzog Adolf denkt und der liebe Gott und Prof. Rosenstein lenkt. Drei Wochen später führte der Extrazug den Exregenten wieder über die Landesgrenze hinaus. Das einzige, was ihm dieser kurze Traum der Herrschaft eingebracht hatte, war die Begeisterung der Luxemburger und ein Korb Sect, den ihm die Champagnerfabrik von Mercier verehrt hatte.

Die Entfernung zwischen Nassau und Gerolstein beträgt in der Luftlinie etwa 10 Meilen. Man wurde hier in den letzten Wochen recht oft an diese geographische Thatsache erinnert. Das Schicksal des guten Herzogs hat etwas unglaublich Rührendes und doch zugleich grenzenlos Komisches. Er erklärt Preußen den Krieg. Aber bevor er noch Sammlung gefunden, zwischen den Modellen der Uniformen für seine Soldaten zu wählen, stehen die Preußen schon in seiner Hauptstadt, stecken sein Land ein und jagen ihn über die Grenze. Nach Jahren der Verbannung winkt ihm ein unverhofftes Glück. Ein blinder Zufall wirft ihm ein neues Loos in den Schoß, neue Souveränetät, und zum Ersatz für seine Leiden eine Standeserhöhung. Begierig langt er zu, macht sich auf den Weg, ergreift das Scepter, wird wie ein Gott gefeiert, sagt stolz: „je maintiendrai" — um nach drei Wochen von Neuem dank einem aller Welt unerwarteten Zufall so plötzlich wie unfreiwillig über die Grenze zu reisen. Und da streite man der Weltgeschichte noch den Witz ab.

Und was hat er nicht Alles zu Wege gebracht! Aus einem geborenen Nassauer hat er sich in einen „Luxemburger von ganzem Herzen" verwandelt, mit einer Geschwindigkeit, wie wenn man etwa die Kopfbedeckung wechselt, die Nassauer Pickelhaube mit dem Käppi vertauscht. Die guten Luxemburger haben ihm ihre Herzen und ihren Verstand zu Füßen gelegt, ja ihre Knaben haben sogar thönerne Weihrauchfässerchen vor seinen Fenstern geschwungen. Und was hatte er für Wunderbares, Herrliches gethan in diesen zwanzig Tagen? Nun, er hatte — gesprochen: „Wir welle bleiwe wat mir sin."

Das hatte den Luxemburgern genügt und würde für ihre Begeisterung auch wohl die nächsten zehn Jahre genügt haben. Sie sind sehr genügsam, sie haben in der That nur einen Wunsch: Luxemburger zu bleiben. Man glaube nicht etwa, weil sie gegen Deutschland protestirten, wollten sie Franzosen sein? Nichts weniger als das! Sie wollen nichts sein als — Luxemburger! In Berlin begreift man so etwas nicht.

Aber wenn man an der stillen Alzette sitzt und hört, was die dunklen Tannenwälder rauschen und die Rothkehlchen im Jardin public singen, so begreift man es. Denn aus all' dem Rauschen und Singen hört man keinen anderen Text, als das uralte Wort: „Was die Begeisterung der Nationen bestimmt und lenkt, sind die pecuniären Interessen, ist der geschäftliche Absatz." Diese biederen Luxemburger fragen sich nämlich: „Was bringt uns die Personalunion mit Holland ein?" Und sehen sie in ihren Rechnungsbüchern nach, so finden sie bei der Ausgabe einen ansehnlichen Beitrag zur Civilliste des Königs Wilhelm — und bei den Einnahmen eine große Null. Nur darum machten sie eine saure Miene, als der Herzog Adolf vom Balcon herunterrief: vive le roi! Aber die Dreistigkeit dieser harmlosen Männer vom Petrusbach geht noch weiter, und sie fragen sich: „Was hätten wir von einer Vereinigung mit dem Deutschen Reich?" Und wenn ihre Mathematiker nur die Wahrscheinlichkeitsrechnung anwenden, die hier auf dem Athenäum in Prima gelehrt wird, so bringen sie nichts heraus als ein noch größeres Minus. Sie sind freie Männer und in der Lage, ihre ganze Kraft während ihres ganzen Lebens ungehindert der Arbeit für sich selbst widmen zu können. Ihre Compagnie Soldaten ist nichts als eine Ziertruppe, ihre Cavallerie besteht sogar nur aus — Sätteln. Als unsere Mitbürger müßten sie die Kraft ihrer Jugend drei Jahre lang dem Vaterland und dem Kaiser geben und der häuslichen

Digitized by Google

Arbeit entziehen. Ihre Steuern sind nicht der Rede werth, die Finanzlage ihres Landes ist die glänzendste — der Anschluß an ihr „Mutterland" brächte ihnen jene duftigen Bouquets, mit denen Herr v. Scholz seine Preußen alljährlich erfreut, die Matrikularbeiträge und alle verwandten Annehmlichkeiten. In ihrer Presse dürfen sie sich mit einer Ungenirtheit über Menschen, Dinge, Verhältnisse ihres Vaterlandes auslassen, die einen preußischen Staatsanwalt aus seiner Haut triebe: als Reichsbürger .... ich denke, man wird mich verstehen. Es ist eine große Ehre, sich als Glied eines großen, herrlichen, geachteten Ganzen zu fühlen — aber sie ist ein bischen theuer, diese Ehre, und die Luxemburger wollen das Geld dafür lieber in ihrem sauren Wein anlegen. Sie wollen einen eigenen Hof, damit das Geld, das sie ihrem Fürsten jährlich bewilligen müssen, wieder im Lande verzehrt werde. Das hatte der kluge Adolf bald herausgefunden und, obwohl geborener Nassauer, gleich nach seiner Ankunft in den hiesigen Werkstätten große Bestellungen gemacht. Man begreift nun, warum der Charcutier Schutz-Macheux aus der Grande-Rue nicht bloß ein saures Gesicht machte, sondern aus vollem Halse antwortete „vive le duc!", als der abgedankte Regent vom Balcon herab sein loyales „vive le roi!" unter die begeisterte Volksmasse schrie.

Und wenn nun die Tannen des Alzettethales weiter rauschen, daß jährlich Tausende von Luxemburgern beiderlei Geschlechts nach Paris auswandern und dort als Concierges, Handlungsdiener, Probirmamsells (ihrer großen, vollen Figuren wegen) ein hübsches Stück Geld verdienen und als leidlich wohlhabende Leute zurückkommen, während man derartiges noch nie von Luxemburgern in Deutschland gehört hat. Daß jeder Bauer von der Syre sich mit dem Gedanken schmeicheln darf, sein Sohn könne es bei Energie und Schlauheit in Frankreich bis zum Marschall oder Präsidenten bringen, weil dort nicht wie in den meisten anderen Ländern die hervorragenden Stellen das Vorrecht bestimmter Kreise sind, sondern die Laufbahn dem Talent offen steht .... wenn die Tannen das flüstern, so begreift am Ende selbst der glühendste Großdeutsche, warum der benamsete Luxemburger sagt: „Wenn ich wirklich einmal meine Freiheit verlieren und annektirt werden muß, dann schon am liebsten von Frankreich, denn ich habe Kinder!"

Aber so geschickt Herzog Adolf sich seinen Luxemburgern gegenüber benommen hat — er kennt seine Landsleute in- und auswendig, der kluge Staatsminister Eyschen — mit drei Personen hatte er es dennoch verschüttet.

Der erste dieser verhängnißvollen drei wohnt in Berlin, in der Wilhelmstraße — rechter Hand, wenn man von den Linden kommt. Den hatte die französische Antrittsrede, hatte das „Wir welle bleiwe wat mir sin" genirt. Aber was hätte Adolf sonst thun sollen? Er kam nicht als Souverän hin, sondern als Regent, als Stellvertreter seines königlichen Neffen, und mußte sich also derselben Sprache bedienen, welche dieser stets angewendet hatte — der Amtssprache. Ist denn aber wirklich die Amts- und Hofsprache maßgebend für den Geist der Regierung? In England ist noch heut französisch die officielle Hofsprache, und die Botschaften der Königin an's Parlament sind französisch abgefaßt. Wird England darum französisch regiert? Ich sehe keinen Grund, den Luxemburgern ihre amtliche Sprache zu nehmen.

Ja, wäre Herzog Adolf ein verkappter preußischer Emissär gewesen, er hätte sich in diesem Falle nicht anders benehmen können, denn hätte er zu früh seine Karten aufgedeckt, so würde ihn das Volk mit Steinen beworfen haben, nicht mit Blumen. Ein Todtenschweigen begrüßte ihn bei seiner Ankunft — dank der bloßen Pickelhaube, und der Enthusiasmus brach erst aus, als man hörte, es sei die nassauische Pickelhaube — mit dem runden Knopfe. Eine deutsche Antrittsrede des Herzogs Adolf wäre die größte Thorheit gewesen, die er für seine Person hätte begehen können.

Der zweite Unzufriedene war Se. Majestät der König von Holland. Der Zorn ist begreiflich. Aus seinen Delirien erwachend erfährt er plötzlich, man habe ihm einen Stellvertreter gesetzt, Onkel Adolf sei schon in Luxemburg, Alles sei in bester Ordnung, er habe nichts nöthig, als nun ruhig zu sterben. „Wie?" schreit der jähzornige, vom Gottes Gnaden-Bewußtsein erfüllte Mann, „ihr habt mich also schon begraben? Der Nassauer, der nur auf meinen Tod lauert, hat sich schon in's warme Nest gesetzt? Ich will euch zeigen, daß ich noch lebe! Ich will euch lehren, des Bären Haut vertheilen, ehe er geschossen ist! Noch bin ich König!" Ach, es ist so süß, das Gefühl der Herrschaft, man klammert sich daran mit der letzten Faser! Und der gute Adolf muß wieder seine Koffer packen und über die Grenze marschiren, nachdem er vorher Sr. Majestät seine treuesten Glückwünsche zu seiner Wiederherstellung gesandt.

Der dritte Unzufriedene war Herr Koppes. Wer ist das? Es ist der Bischof von Luxemburg und bis zu Adolf's Ankunft der eigentliche Herr im Lande. Er ist ein noch junger Mann — und aus einem Holze geschnitzt, aus dem die Gregor VII., die Julian II., die Sixtus V. waren. Gott ist groß und der Haag ist weit. Luxemburg ist ein zweiter Kirchenstaat. Der Bischof ist hier Alles. Sogar die Kellnerinnen gehen hier zu Messe und Beichte, und das vornehmlichste Spielzeug der Kinder sind kleine Weihrauchfässer. In dieses erzkatholische Land kommt ein neuer unbekannter protestantischer Herzog, um dem Kirchenfürsten die weltlichen Zügel zu entwinden. Der Herzog hält eine französische Ansprache — der einzige von Allen, welcher deutsch erwidert, ist Herr Koppes. Der Herzog ladet den Bischof zu Tisch — der Bischof entschuldigt sich, er wird an diesem Tage selbst einen Gast haben, sein Amtsbruder Korum aus Trier hat sich angemeldet. Die Beiden haben ein unaufschiebbares Geschäft, sie besuchen einen kranken Kapellenwächter ... Monseigneur müssen also bedauern .... Der Herzog reist ab — der Bischof athmet auf. Der König sitzt im Haag — in Luxemburg regiert wieder Niemand als er.

Drei solche Gegner!... und der kleine Herzog hätte nicht fallen sollen?

Indessen was nützt das Alles? Internationale Verträge und Erbfolgeordnungen sind nicht so leicht zu beseitigen. Herzog Adolf wird eines Tages als Großherzog zurückkehren: das Gerücht müßte sich denn bestätigen, daß Wilhelm III. in seinem Jähzorn das salische Gesetz in Luxemburg durch eine pragmatische Sanction ersetzen wolle. Inzwischen glaubt der kleine Herzog fest an seine Wiederkehr, denn er hat seine 93 Pferde zum Pfande hier zurückgelassen. Er ist jetzt nun mal Luxemburger von ganzer Seele, es wäre zu schade, wenn er jetzt noch gezwungen würde, diese Sache aufzugeben. Als echter Nassauer hat er seinen dereinstigen Besitz, die Herzen seiner Unterthanen, vorweggenommen ohne ein anderes Entgelt als Worte. Die Luxemburger lieben ihn wahrhaftig nicht um seiner schönen Augen willen', sondern als die Garantie ihrer eigenen Unabhängigkeit, Militär- und Lastenfreiheit. Seine Person ist ihnen recht gleichgültig — denn sie kennen ihn ja gar nicht.

Adolf ist klug, Adolf wird das bald einsehen. Er wird fühlen, daß er sich die Liebe nachträglich verdienen muß. Das vermag er sehr leicht, ohne pecuniäre Opfer. Er versuche ihnen das zu bringen, was ihnen noch fehlt — vor Allem dreierlei: Eine Arbeitergesetzgebung nach deutschem Muster — denn der Arbeiter in Luxemburg ist gegenwärtig der capitalistischen Ausbeutung schutzlos verfallen — sodann eine Justizreform, denn der des Französischen unkundige Bauer ist durchaus in den Händen wenig gewissenhafter Anwälte, welche ihr Deutsch vor den Schranken in schauderhaftester Weise mit französischen Worten spicken, so daß der arme Mann nicht das Mindeste versteht — und endlich eine Pflege geistigen Lebens, denn in dieser Hinsicht ist Luxemburg wohl das ödeste Nest auf der Welt, und Literatur, Wissenschaft, Kunst sind hier unbekannte Dinge.

Wenn Großherzog Adolf diese drei Forderungen erfüllt, so wird er wirklich der Vater und Wohlthäter dieses ebenso kleinen, wie schönen Landes werden.

„Großherzog Adolf? Aber werden wir denn nicht Luxemburg annektiren?" höre ich verwundert fragen. Ich weiß nicht, wie man in der Wilhelmstraße darüber denkt. Aber ich hoffe: Nein! Einen Nutzen kann ich mir von der Annexion nicht

Digitized by Google

versprechen. Das Regiment Soldaten, welches das Ländchen uns stellen könnte, macht uns nicht stärker. Eine strategische Bedeutung hat die Hauptstadt nicht mehr, seit wir Metz und Straßburg in's Ungeheure verstärkt haben. Die paar tausend Mark Steuern aber wiegen den Haß, die Unzufriedenheit nicht auf, die wir dadurch in unser eigenes Land tragen, das Gift, das wir dem eigenen Fleisch einimpfen würden. Der Haß der Polen, Dänen, Welfen, Elsaß-Lothringer würde Liebe sein gegen den der annektirten Luxemburger. Die Hauptsache für uns ist, daß wir für unsere Waaren in Luxemburg stets einen offenen Markt haben, für unser Bier, unser Geschirr, unsere Farben, und ihre Producte, die uns fehlen, billig kaufen können, ihre Roherze, ihren Champagner. Das sichert der Zollanschluß. Die Regierung mag an einer bloßen Territorialvergrößerung, einer Ausdehnung der Herrschaft auf dieses Land ein Interesse haben — die Nation hat keines. Eine Annexion in diesem Augenblick wäre ein schwerer Fehler. Ganz Luxemburg würde Mord schreien und wie, wenn Frankreich mit der ihm eigenen Fuchsgewandtheit sich wie so oft zum Beschützer der „Freiheit und des Rechts" aufwürfe.

Warum nicht den Spieß umkehren? So gewiß die Katze das Mausen nicht läßt, so gewiß wird eines Tages wieder das edle Frankreich, der Hort der Freiheit, sein Verlangen zeigen, Belgien, das linke Rheinufer und — Luxemburg zu verschlingen, wie es dies 1867, wie es dies immer gethan! Dann würden wir vor Europa als die Vertheidiger des guten Rechtes dastehen, dann wird unsere starke und wohlbewaffnete Hand eine preisliche That ausführen, wenn sie das kleine, wehrlose Luxemburg vor den Krallen des gallischen Räubers schützt und, um es für alle Zukunft vor solcher Gefahr zu bewahren, fest an Germanias Busen legt, der ja in der That auch sein Mutterbusen ist. Wir verlieren nichts: der Herzog und Herr Koppes werden einander so lange die Waage halten. Seien wir klug — und erwarten wir unsere Zeit! Sie wird kommen. Bis dahin aber begnügen wir uns, den braven Leuten zwischen Sauer und Elz unser gutes theures Bier zu verkaufen — und ihren guten, billigen Champagner zu trinken!

Conrad Alberti.

Literatur und Kunst.

Die moderne Landschaft.

Von Peter Caren.

Daß eine Wechselwirkung zwischen Pflanze und Klima besteht, ist längst erwiesen; die Tanne gedeiht bei einer Temperatur, in welcher die Palme verkümmern müßte. Neuer ist die Anwendung des Princips, das solchen Erfahrungssätzen zu Grunde liegt, auf geistige Gebiete. Die moderne Kunstphilosophie z. B. fußt darauf. Jede Kunstgattung — lehrt sie — gleicht einer geistigen Pflanze, welche sich auch nur bei der ihr entsprechenden moralischen Temperatur entwickeln kann.

Der Landschaftsmaler zeigt sich am spätesten in der Kunstgeschichte — warum? Weil die moralische Temperatur, in der er gedeiht, ihm früher nicht günstig war. Diese hängt selbstverständlich mit dem Ansehen zusammen, in welchem die Natur — die sichtbare Welt im Gegensatz zum Menschen — bei den Völkern steht. Die Freude an ihr, das Wohlgefallen an ihren Reizen, muß sich bis zu dem Wunsch gesteigert haben, ein Bild von ihr zu besitzen — dann erst kann die Landschaft in der Kunst geboren werden.

Ich lasse hier eine ungefähre Statistik des Landschaftsmalers folgen, die Jeder selbst mit der moralischen Temperatur der entsprechenden Epoche vergleichen kann. Diese „geistige Pflanze" (die Landschaft) ist dürftig entwickelt im Alterthum, selbständig auftretend, kaum zu finden; sie fehlt ganz im Mittelalter, zeigt einzelne hübsche Keime während der Renaissance; ein paar seltsam interessante Blüthen gemischter Abstammung Anfang des 17. Jahrhunderts im Süden: Poussin, Claude Lorrain u. A., fast gleichzeitig einen schön entwickelten Flor in Holland: Ruisdael, Hobbema ꝛc. Degenerirt. Blasser Flor durch klassische Kreuzung Ende des vorigen, Anfang dieses Jahrhunderts, beginnt von da ab sich zu verbreiten; perennirt voll und bunt blühend gegen die Mitte, und wuchert in der Gegenwart so stark, daß sie alle anderen Gattungen der Malerei zu ersticken droht; entfaltet sich zu wunderbar vollendeter Blüthe — schießt aber auch vielfach in's Kraut.

Der Nachweis, daß dieser Statistik ein oben charakterisirtes geistiges Klima entspricht, fällt nicht schwer. Den Alten war die Natur ein Nebensächliches, etwa ein Local, in dem handelnde Personen sich bewegen, der Hintergrund zu Dramen. Die mittelalterliche Kirche schleudert das Anathema gegen die Natur — sie hat dem Christen den angenehmen Aufenthalt im Paradiese gekürzt und trägt den Fluch der Erbsünde. Von da ab wächst das Naturgefühl langsam aber stetig. In unserem Jahrhundert, wo die Außenseite der Dinge die Oberhand gewinnt, kommt ihm der Durst nach materieller Harmonie entgegen.

Wir treffen gegenwärtig auf den großen Kunstmärkten noch Landschaften aller Gattungen. Der Uebergang von einer in die andere Richtung bereitet sich stets ganz allmählich vor. Alte, kraftlose Bäume trifft man auch noch aufrecht, wenn ihnen der Nachwuchs längst über den Kopf gewachsen. So begegnen wir hier und da noch blassen Enkeln jener antikisirenden Periode, die so langandauernd ein nationales Kunstleben beschränkte, und in welcher man auf unseren Akademien singen konnte:

Des deutschen Künstlers Vaterland,
Ist Griechenland, ist Griechenland!

Die griechische Schönheitslinie galt noch in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts als Gesetz, und der Schüler, der sich der Landschaft widmen wollte, konnte nur durch Homer und Theokrit erfahren, wie die „schöne Gegend" beschaffen sein müsse, die „Sterbliche" bewohnen. Er zirkelte sich danach bei Oberlicht ein Thal mit einigen Tempelresten und überließ es dann Admet und dessen Schafen. Bei dem bloßen Gedanken, eine Landschaft in der Landschaft selbst zu malen, stiegen den Düsseldorfern damals die Haare zu Berge. Was ein Mann wie Andreas Achenbach im Kampf mit jener stilisirenden Richtung für uns geleistet, machen sich wohl nur Wenige klar. Etwas vor ihm erzeigte Constable England einen ähnlichen Dienst. In Frankreich hieß der kühne Mann, der seine Staffelei zuerst mitten in den Wald von Fontainebleau setzte: Theodor Rousseau. Neunmal wurde er für dieses Wagstück mit seinen Bildern von der Jury zurückgewiesen, die über die Annahme bei den jährlichen Ausstellungen zu entscheiden hatte. Sein endlicher, glänzender Sieg war zugleich der Sieg der Farbe über die Herrschaft der Form. Rousseau gilt für den Stifter der coloristischen Landschaft.

An Stelle der allgemein gültigen Regel begann jetzt auch in der Landschaft sich das Recht der subjectiven Empfindung geltend zu machen. Man verfolgte ähnliche Effecte wie der Musiker und componirte — musikalisch. Die Noten der Farbenscala wurden nach dem Gesetz der Complementarfarben zusammengestellt; sie wirkten durch Contraste, oder klangen in einem Accord zusammen. Es entstand die Stimmungslandschaft, die sich vorwiegend an unser Gefühl, manchmal auch nur an unsere Nerven richtet. In Frankreich ist sie dem Orient, der Sonne, verwandt, in deren Untergangstönen sie schwelgt, Krom, Krapp und Kadmium bis zur Unverdaulichkeit absorbirend. In Deutschland buhlt sie gern mit dem Mond, säuselt durch's Schilf, und verliert sich in neblige Fernen.

Die Stimmungslandschaft ist in Ausstellungen noch vielfach vertreten, auf dem Bildermarkt auch noch gefragt, obgleich ihr „Kurs" in den letzten Jahren etwas herunter gegangen ist. Ich werde mich hier mitunter auf diesen beziehen. So wenig er auch mit dem absoluten Werth eines Kunstwerks zu thun hat, ist er doch sicherer Maßstab für dessen

Digitized by Google

zeitweise Anerkennung. Diese wechselt fortwährend mit der Mode. Die enormen Summen zum Beispiel, welche Ruisdael, Hobbema u. A. gelegentlich der Auction des Herzogs v. Morny eingebracht hatten, bewirkten sofort eine wahre Speculation in alten Niederländern, von denen namentlich Hobbema einen bis dahin unerhörten Gewinn abwarf. Als man seine Bilder in Folge dessen von allen Seiten auf den Markt brachte, erwies sich bald, daß eine vorübergehende Laune nicht seinen Werth, aber die für ihn momentan gezahlten Preise bestimmt hatte. Er sank plötzlich im Kurs und fand keine Abnehmer mehr. Fortuny's Bilder, die 1876, kurz nach seinem Tode, eine Hausse erreichten, wie sie überhaupt noch nicht dagewesen, sind jetzt für die Hälfte zu haben.

Neben der Stimmungslandschaft muß ich vorübergehend hier noch der Landschaft mit romantischen Ungeheuern erwähnen, die ein großer Meister im Bizarren gewissen Feinschmeckern in der Kunst servirt, gefolgt von einigen Nachtretern — die eben Nachtreter sind. Sie ist eine Nachzüglerin unserer romantischen Dichterperiode, nur etwas aus der Art geschlagen. Bei Schwind z. B., dem vorzüglichsten Romantiker unter den Malern, hatte die Landschaft, sobald er sie als Beigabe zu seinen herrlichen Märchen verwendete, stets denselben phantastischen Zug wie die Figuren. Mir scheint dagegen, daß bei dem modernen Meister die Naturtreue seiner Landschaft im Widerspruch mit dem Teufelspuk steht, der darin sein Wesen treibt; daß seinen Bildern darum jene innere Wahrheit fehlt, die wir von jedem Kunstwerk fordern, so weit es sich auch immer von der Wirklichkeit entfernt.

Das Gegenstück zur Stimmungslandschaft, die eine souveräne Verachtung der Formdetails zur Schau trägt, ist die „photographisirende" Landschaft, die sich eine Wiedergabe auch der unwesentlichsten Einzelheiten zum Ziel gesetzt hat. Sie wird mit kleinen Aenderungen, wie die Mode sie mitbringt, stets ihren größeren oder kleineren Platz behaupten, da das Publikum nicht aussterben wird, das sie bewundert. Es ist dasselbe Publikum, das vor den Atlasfalten eines Mieres nur in Superlativen spricht, und von der feinen Charakteristik seiner Figuren nichts merkt; das vor einem Schalken'schen Lichteffect in Extase geräth und die Portraits von Franz Hals nicht sieht, die daneben hängen. In den Jahren 1875 bis 1885 feierte die Landschaft dieser „Kleinmaler" ihre größten Triumphe. Ich erinnere mich, daß einer ihrer ersten Vertreter für eine Herbstlandschaft — englischer Waldpark, etwa ein Meter breit bei entsprechender Höhe — mit einer kleinen Modepuppe, die ebenso genau copirt war wie die abgefallenen Blätter des Vordergrundes, 100,000 Frcs. von einem Milliardär der fünften Avenüe in New-York erhielt, mit einem Auftrag für's Seitenstück.

Landschaften dieser Art (sie streifen an's Genre) werden gern im Atelier zugleich mit der Lupe präsentirt, damit man durch's Glas die einzelnen Blätter prüfe, es sind doch manche von Raupen angefressen, andere von Staub bedeckt, was natürlich von höchstem Interesse ist. An einem Vogelflügel meint man die einzelnen Federn unterscheiden zu können; versteht sich, daß der Künstler den Ackerboden auf seine Mischung untersucht und wiedergegeben hat. Er, der Maler, steht daneben, stolz auf sein „Document". „Da ist ein Stück Natur, von der echten," ruft er bescheiden aus, „so wie sie wirklich ist — ein Stück Wahrheit!"

Wie oft habe ich so reden hören! O, Du Thor! denke ich bei mir (manchmal sprech' ich's auch aus) und wenn Du Deine Farbe noch so baumrindengleich auffetzest und wenn Dein Spartel die Steine am Wege noch so genau modellirt, sobald Du mit der „Wirklichkeit" concurriren willst, verlacht man Dich. Dein kobaltblauer Bach rauscht mir nicht, ich höre Deine englischgrünen Blätter nicht flüstern, und Dein miserables Neapelgelb wird mir nie zum Sonnenstrahl. Will ich Natur, so weiß ich sie zu finden. Im Atelier will ich den Künstler treffen, ich will das Echo hören, das Natur in seiner Seele wach rief, ich will wissen, was sie zu ihm sprach, als er mit seiner Palette fragend vor ihr stand. Und ist er ein Maler von der echten Art, so folg' ich ihm in seinen Wald. Ob er ihn blau, grün oder braun gefärbt — er wird mir rauschen; die Blätter werden flüstern, seine Sonne wird mir strahlen, ich werde sogar — wenn er's recht versteht — eine Nachtigall schlagen hören. Sie hat mir oft aus einem Bild gesungen, das nichts von platter Wirklichkeit enthielt — nichts davon.

Mit der Zunahme des Geschmacks an der Landschaftsmalerei überhaupt war Hand in Hand eine Erweiterung des Terrains gegangen, auf dem sie sich bewegte. Der ausübende Künstler verließ das Vaterland und holte sich neue Reizmittel aus der Fremde. Die Länder wo „die Citronen blüh'n" waren zeitweise stark in Mode. Spanien galt besonders für höchst pikant, bis man sich endlich auch an seinen gothisch-maurischen Façaden satt gemalt, Mauleseltreiber und Patres mit Hüten à la Bartolo zur Genüge als Staffage verbraucht hatte, und selbst die Stiergefechte nicht mehr zogen. Länger scheint sich der Orient zu halten. Die mit Wüstensand bestäubte Leinwand, auf der man Karawanen begegnet, die man zuweilen auch nach Kameel- und anderen Knochen durchstöbern kann, hat ihren besonderen Reiz. Wer mißt nicht gern die Vergangenheit an den Pyramiden, vor denen jetzt Löwen und Tiger Modell stehen — wer beneidet nicht ein Land, wo die Draperie den Frack ersetzt und wo es keine Mode und keine Schneiderrechnung gibt! Am Orient wurde viel Geld verdient. Die Orientlandschaft war Speculationsobject geworden. Sie hatte zwei Vortheile: das Studium war verhältnißmäßig leicht (ich bitte zu bemerken, daß ich hier nicht die Meisterleistungen einzelner Künstler dieser Gattung im Auge habe), wo das Können nicht ausreichte, streute man Sand darüber; dann ließ sie sich sehr bequem nach guten Recepten in der Heimath herstellen. Die großen europäischen Fabriken in dem Genre haben ganze Schiffsladungen voll Talmioriente nach jenen Welttheilen exportirt, wo man es mit der Echtheit nicht so genau nimmt. Sie wurden bezahlt mit 15—50 Frcs. im Durchschnitt; beim Dutzend stellte sich der Preis noch etwas niedriger. Vor 10—15 Jahren stand der Kurs der Orientlandschaft überhaupt (das echte Gold inbegriffen) am Höchsten. Von da ab trat eine kleine Baisse ein, die sofort eine Aenderung im Plan des Kaufobjects bewirkte — es entstand der Orient mit biblischem Motiv. Dieser hat noch eine lange Zukunft vor sich, da ein großer Theil seiner Vertreter mit den Impressionisten fusionirt hat, denen — aller Wahrscheinlichkeit nach — das künftige Jahrhundert gehören wird.

Wir treffen selbstverständlich auf allen Ausstellungen und Kunstmärkten auch Bilder, die sich einer bestimmten Richtung nicht einreihen lassen; der Maler entlehnte wohl von dieser oder jener Technik, bis er sich eine eigene geschaffen hatte. Namentlich finde ich unter jenen „echten Künstlern", von denen ich vorhin sprach, so manchen, der in seinen Stimmungslandschaften auch der Form gerecht wurde; so manchen, dessen Formgewandtheit neben coloristischen Vorzügen besteht. Vielfach trifft man solchen Fall bei unserer deutschen Landschaft, die eine hervorragende Rolle in der Gegenwart spielt. Ein specielles Eingehen auf sie würde eine besondere Besprechung nöthig machen; die einzelnen Meister sind mir zu werth, um sie nur obenhin mit Namen anzuführen.

Wir wenden uns nun zur modernsten, verrufensten, angefochtensten, am wärmsten vertheidigten, im Preise fortwährend steigenden Landschaft — zu der der Impressionisten. Ich werde versuchen, sie ihrer Bedeutung nach zu würdigen. Denn — wie man auch sonst über diese Richtung urtheilen mag — es ist nicht mehr zu leugnen, daß die Malerei der Naturalisten oder Impressionisten die einflußreichste, die in vollster fortschrittlicher Bewegung sich entwickelndste der Gegenwart ist. Sie ist die Zwillingsschwester der ebenfalls das Feld behauptenden, naturalistischen Literatur. Beide Schwestern sind echte Französinnen, nachgeborene Kinder der Revolution, sie sind sicher in ihren Zielen, energisch und eroberungslustig. Trotzdem hat sie bei uns an der Grenze Niemand nach ihrem Paß befragt, man hat sie unbehelligt eingelassen und scheint stolz auf ihre Gegenwart. Zu ihren Eroberungen auf unserem geistigen Gebiet liefern unsere Ausstellungssäle, unser Bücher-

Digitized by Google

markt, unser Theater die Belege. Sie lassen sich in ansehnliche Ziffern umsetzen.

Die verwegensten Kämpfer auf Seite der realistischen Malerei — die Jacobiner der Kunstrevolution, die wir gegenwärtig durchleben — bezeichnen wir mit dem Namen: Impressionisten — Eindrucksmaler. Der Impressionist folgt hinsichtlich der Form und Farbe der Natur nicht mit der Lupe, um sie Strich für Strich kümmerlich nachzuahmen, sondern versucht den vollen ersten Eindruck, den sie auf sein Auge übt, so lebhaft wie möglich in der Gesammtwirkung wiederzugeben. Der Name datirt von einer Ausstellung in Paris, die etwa ein Jahr nach dem Kriege von den enragirtesten Naturalisten, den Anhängern Manet's, bei Nadar veranstaltet wurde. Der Catalog sprach vorzugsweise von solchen „Eindrücken"; — man las etwa: Impression de mon pot-au-feu; Impression d'un chat qui se promène u. s. w. Claretie faßte die goldgerahmten Impressionen in seiner Kritik zusammen und sprach vom „Salon des Impressionistes". Das Wort machte Glück und ist Stichwort für die Gattung geblieben. Eduard Manet gehört das Verdienst, die ersten „Eindrucksbilder" gemalt zu haben; 1865, als die Salonjury, der fortwährenden Angriffe auf ihre Parteilichkeit müde, den Refüsirten einige Nebensäle eingeräumt hatte, waren sie ausgestellt: eine „Geißelung Christi" und ein „ruhendes Mädchen mit einer Katze". Beide stets umgeben von einem dichten Kreise von Spöttern und Lachern. Man hielt sie für einen gewagten Scherz, den der Maler sich mit dem Publikum erlaubte, für die unerhörteste Farce, die man je gemalt. Wer von diesen Bildern versichert hätte, sie würden den Anstoß zu einer Kunstrevolution geben, dem hätte man wohl den Rücken gedreht und gemeint, er mache sich lustig. Die nächsten Jahre, wo die Jury wieder in Kraft getreten, gab's im Salon nichts derartiges. Aber ich sah einige Zeit nach jenem Debüt etwa 20—30 Manet'scher Bilder in seinem Atelier nebeneinander. War es, weil sie durch die Nachbarschaft anderer nicht geschädigt wurden, oder machte er wirklich Fortschritte — gewiß ist, daß sie in ihrer Gesammtheit einen mehr eigenthümlichen, als unvortheilhaften Eindruck machten. Von Composition war nicht die Rede; es waren „Gemälde", wie sie etwa der Fensterrahmen ausschneidet. Lebensgroße, lichte, fast schattenlose Personen, ruderten auf einförmig blauem Wasser, gossen einförmig grüne Topfblumen, lehnten an einförmig grauen Mauern. Unvermittelt brutal, standen die lichten Töne nebeneinander. Aber die Klarheit der allgemeinen Färbung frappirte und es blieb etwas von der „Manet'schen Sonne", wie man sie nannte, im Gedächtniß haften. Man lachte noch, aber nicht mehr so laut. „Manet ist kühn", hieß es nun, und es fanden sich bereits einige Vertheidiger seiner Palette. Das Bizarre, der Reiz der Neuheit, vor allem aber das Lossagen von Regeln und Kenntnissen, die Uebung und Anstrengung fordern und darum unbequem sind, führten ihm bald Anhänger, darunter manches Talent zu. Um sich der „Ungerechtigkeit" einer Jury zu entziehen, welche den Eintritt in den Salon doch verwehrt hätte, vereinten sich die Nachahmer zu Sonderausstellungen; sie übertrafen da bald den „Meister" noch an Kühnheit. Dieser hatte übrigens nach und nach die Thüren zum Salon gesprengt, sogar Medaillen davongetragen. Sein „Biertrinker" war ein Triumph des Naturalismus. Manet — übrigens ein bescheidener, liebenswürdiger Mensch, der Gegensatz zu seinen Bildern — der sehr ungleich arbeitete, hatte nie etwas Besseres gemalt. Man sagte jetzt nicht nur: „Manet ist kühn", sondern man behauptete laut und fest: „Manet ist ein Maler von eminenter Originalität, wir haben von Anfang an gewußt, daß er Recht hat; er verdient neben Velasquez und Franz Hals zu stehen!" Die zur Schule consolidirten Impressionisten machten sich nach Manet's großem Siege sehr breit im Salon. Neben den Vertretern der alten Richtung, die ihr Ideal aus ganzen Schichten von Asphalt und Kasseler Erde hervorleuchten ließen, und die Schatten nicht dunkel genug auftragen konnten, triumphirte hell und grell die Manet'sche Sonne. Es war als ob eine starke Macht plötzlich den Mittelpunkt aller Atelieranschauungen verrückt habe.

Eine Landschaft im frühern Sinne besitzen die Impressionisten nicht, aber als Plein-Airisten malen sie fast alle in der Landschaft. Die ihre greift in's Genre, auch in die Historie hinüber, denn Alles — das menschliche Subject, der Vierfüßler, oder was nun eben in dem Stück sichtbarer Welt enthalten, das der Impressionist sich zum „Bilde aus der Schöpfung schneidet" — wird gleichwerthig, nichts als Staffage aufgenommen. Ihre Grundsätze über Colorit und Lichtwirkung, haben besonders auf dem Gebiet der Landschaft, eine vollkommne Veränderung hervorgerufen. Der „Kammerton" ist jetzt auf „Licht" gestimmt, während er früher entschieden auf „Schatten" stand. Man kann ihre Theorie leicht von ihren Bildern ablesen. Eine starke Beleuchtung — meinen sie — macht die Farbe nicht intensiver, wie die alte Schule lehrt, sondern schwächt sie ab. Denn die Sonne läßt die Gegenstände, von denen sie stark zurückgeworfen wird, nicht farbig, sondern farblos, in einem hellen Glanz erscheinen, mit einem Wort: im Licht. Sie weisen das aus Erscheinungen in der Natur nach. Wer an heißen Sommertagen Mittags über Land geht, muß bemerken, daß Wiesen, Felder nnd Wege, sowie die Oberfläche des Wassers, da in einem hellen Schimmer zusammenfließen, den der Himmel ausströmt und der ihm zurückgeworfen wird. Diese Einheit, oder Harmonie des Lichts, ist bekanntlich aus sieben farbigen Strahlen zusammengesetzt. Je strenger die Auflösung in ihre Elemente festgehalten wird, d. h. je einfacher und naturgemäßer die Farben auf einem Bilde nebeneinander stehen — meinen sie — je größer wird auch die harmonische Wirkung sein.

Ich habe mich länger bei der Entwickelung dieser Richtung aufgehalten, nicht allein, weil sie auf dem Gebiet, was uns hier beschäftigt, so große Veränderungen gewirkt, sondern weil mir ihre Bedeutung, wie ich schon andeutete, weit größer scheint, als man bei uns gewöhnlich annimmt, als man bei einer von Frankreich ausgehenden Bewegung gern annehmen möchte. Ich glaube so vorurtheilsfrei, als nur möglich, geschrieben zu haben, denn impressionistische Bilder, obgleich ich mich allmählich an das neue Licht, ich möchte sagen: an die Melodie dieser neuen Farbenmusik gewöhnt habe, werden meinem persönlichen Geschmack nie recht entsprechen. Wie stark mein eigenes Empfinden, besonders früher, ihnen entgegenstand, habe ich eben wieder an älteren Randbemerkungen gesehen, wie ich sie in Ausstellungen vor den Bildern in die Kataloge zu schreiben gewöhnt bin. Ich lasse hier ein Specimen der Art wörtlich folgen. Es datirt von einer Ausstellung moderner Bilder in Paris, die Pierre Petit in seinem bekannten Salon der Rue Seze veranstaltete. Der brutalen „Impression" des Malers darf sich wohl auch einmal die ebenso brutale „Impression" eines Beschauers derselben gegenüberstellen. Claude Monet: Landschaft.

Man denkt Türner (der englische Landschafter) hat im Narghilerausch gemalt. Kehricht. Kehrt er nach oben: Bäume; nach unten: Gras. Lila, Roth, Grün, Gelb. Spectakel — kein Aufsehen. Man erschrickt, will errathen, mag aber nicht denken. W . . . schreibt: das ist ein Talent! Es gibt unter Menschen Mißgeburten, die man auf der Messe zeigt; unter Talenten auch. W . . . läßt ihn sehen, P. leiht die Bude — muß Geld zu verdienen sein. F . . . hat für 5000 Frs. gekauft; wie F. Manet kauft, wie man Petrol und Speck kauft, um zu speculiren.

Trotz der eben gelieferten Probe meines persönlichen Geschmacks an impressionistischen Malern lassen mich die Fortschritte der Schule nicht mehr zweifeln, daß das Ideal (es klingt paradox!) des nächsten Jahrhunderts sich ihren Grundsätzen gemäß entwickeln wird. Denn wir dürfen nicht vergessen, daß wir hier nur die Anfänge einer neuen Epoche vor uns haben. Was losgelöst aus dem Zusammenhange einer bestimmten Entwickelung, brutal, bizarr, unbegreiflich scheint, es gewinnt eine ganz andere Bedeutung, sobald wir es nur als Uebergangsform in der Kunstgeschichte, überhaupt betrachten. Mag die Zeit, die alles sichtet, was der Pinsel schafft und die Feder niederschreibt, auch mit den Bildern dieser Maler einst in's Gericht gehen — eines wird sie ihnen wohl

Digitized by Google

zuerkennen müssen: den Muth, für ihre Ueberzeugung eingetreten zu sein. Nicht im Können, scheint mir, liegt ihr Verdienst, sondern im Wagen. Wie Soldaten, welche Bresche schlagen, sind sie Vorkämpfer auf der neuen Bahn, darauf der Messias der Zukunftsmalerei einst wandeln wird. Das Ideal der Alten, die aus dem Besonderen, Individuellen einen allgemeinen Schönheitsbegriff destillirten, der Jahrhunderte lang die Welt beherrschte, haben sie gestürzt. Ihr Ideal ist das Individuum selbst geworden. Im Drang, ihren Abfall von der traditionellen Schönheit so scharf als möglich zu markiren, wissen sie ihr das Individuum nicht absonderlich, nicht bizarr, nicht häßlich genug gegenüberzustellen. Aber ihr Ideal wird Wandlungen durchmachen, wird sich voraussichtlich, wie jede Idee, die ihre Berechtigung hat, zu einer in ihr liegenden Vollendung erheben, wenn uns diese auch jetzt noch unbegreiflich scheint. Hat das griechische Ideal nicht auch solche Wandlungen erlebt, das aus harter, eckiger und übertriebener Form langsam emporwuchs, bis es in der Schönheitsidee eines Phidias seinen vollendeten Ausdruck fand?

Erzählungen von Guy de Maupassant.

Von Ludwig Geiger.

Ich liebe das Talent von Guy de Maupassant ungemein. Er ist unter den jüngeren französischen Schriftstellern gewiß der poetischste, derjenige, der trotz aller Offenheit, trotz aller rücksichtslosen Darstellung des Wirklichen doch vor rohen Worten zurückschreckt, der ungemein plastisch darzustellen weiß und sich wirkliche Probleme stellt, die er zu lösen versucht. Seine Skizzen und Novellen sind von viel hervorragenderer Bedeutung als seine Romane. Einzelne der ersteren sind wahre Perlen der Erzählungskunst und zeigen, was bei den modernen französischen Autoren nicht gerade häufig vorkommt, viel Gemüth. Die jüngst erschienene Sammlung: La Main gauche*) führt ihren Titel nicht wie die meisten der früheren nach der ersten in der Sammlung aufgenommenen Skizze, sondern ist eine allgemeine Bezeichnung, die den Inhalt der ganzen Sammlung angeben soll. Es handelt sich nämlich in diesem Bande um lauter illegitime Verhältnisse, d. h. entweder um Vereinigungen von Männern mit Frauen, die ihnen nicht angetraut sind, oder um einen Versuch der Frauen, das eheliche Band zu sprengen und sich außer der Ehe Genuß zu verschaffen. Die Tendenz des ganzen Bandes ist im Gegensatz zu früheren Versuchen Maupassant's eine Herabsetzung der Frau, ein Versuch, nachzuweisen, daß die Frauen untergeordnete, falsche, heuchlerische Wesen sind, welche, jeder Tugend bar, nur ihrem Vergnügen nachgehen und jedes ernstere Streben verachten. Maupassant liebt es, diese Skizzen keineswegs bloß in Frankreich spielen zu lassen. In einigen führt er uns auf verlassene Inseln, in anderen nach dem nördlichen (französischen) Afrika, das er genau kennt und mit merkwürdiger Plastik zu schildern weiß. In diesen fernen Ländern hausen Männer, welche in der Heimath in ihrem Liebesglück betrogen worden sind und nun in der Ferne Ruhe suchen, jedoch nur zum Theil finden, weil sie die Erfahrungen erneuern, welche sie bereits in der Heimath gemacht haben. Häufig ist der Ausgang der Skizzen unbefriedigend, nicht bloß deshalb, weil das, was geschieht, unseren Ansichten und Erwartungen widerspricht, sondern weil es nach der bisherigen Darstellung unmotivirt erscheint. Einzelne Skizzen enthalten sehr hübsche humoristische Züge, z. B. „Die Nadeln", eine Erzählung, in welcher zwei Frauen, welche einen Mann lieben, durch geheime Zeichen, welche sie sich durch Nadeln geben, Kunde von ihrer Rivalität erlangen und sich, nachdem sie ihre gegenseitige Abneigung überwunden haben, allmählich als Bundesgenossinnen gegen den Ungetreuen zu gemeinsamem Complott verbinden. Oder das „Rendezvous", in welchem erzählt wird, wie eine Pariser Weltdame, im Begriffe, den Gang zu einer ihr schon lästig gewordenen Begegnung mit ihrem Geliebten anzutreten, durch einen anderen Cavalier, der ihr in mancher Beziehung begehrenswerther erscheint als der frühere, entführt wird.

Neben dem fröhlich Erfundenen und Erzählten fehlt das Grausige und Tragische nicht. Von solch' entsetzlicher Tragik ist die Erzählung „Die Ordonnanz" erfüllt: die Geschichte einer jungen Frau, die, mit einem viel älteren Offizier verheirathet, den sie auch immer als „Vater" anredet und behandelt, einen jüngeren liebt, sich ihm ergibt, bei diesen Begegnungen aber ihr Geheimniß einem Soldaten preisgeben muß und, um sich und ihren Geliebten nicht zu verrathen, auch die zudringlichen Annäherungen dieses gemeinen und seine vortheilhafte Lage schlau und häufig benutzenden Menschen zu dulden hat. Aus Scham über diese qualvolle Lage und aus Verzweiflung, da sie kein Mittel kennt, dieser Lage zu entgehen, gibt sie sich selbst den Tod. Vor ihrem Tode aber legt sie ihrem Gatten in einem Briefe ausführliche Beichte über ihr erstes Vergehen und die entsetzlichen Folgen desselben ab. Nachdem der Oberst den Brief gelesen, läßt er seinen Burschen kommen, frägt ihn nach dem Namen des Geliebten seiner Frau. Nach einigem Zögern nennt der Bursche den Namen. Kaum hat er diesen Namen ausgesprochen, so sinkt er zu Boden, mitten in der Stirn von einer Kugel getroffen. Die Skizze schließt damit. Man sieht, die Erzählung, der angedeutete Conflict ist damit nicht zu Ende. Es muß selbstverständlich zu einem Zweikampf oder irgend welcher Auseinandersetzung zwischen dem Gatten und dem Geliebten kommen. Aber der Künstler hält es nicht für seine Aufgabe, diese fast selbstverständlichen Schlußfolgerungen zu ziehen, sondern überläßt solche dem Leser. Dieses jähe Abbrechen ist aber kein künstlerischer Fehler. Denn was Maupassant schildern will, ist ja die Frau; nur ihre That interessirt ihn und die unmittelbaren Folgen derselben; der psychologische Vorgang, so weit er in der Frau selbst wirkt, und die Bestrafung, die Sühne desjenigen, der sich gegen sie vergangen. Mit ihrem Selbstmorde, der Strafe, womit sie ihr Vergehen büßt, und mit der Erschießung des Burschen, wodurch dieser den Lohn für seine Verrätherei erhält, ist, in künstlerischem, nicht in moralischem Sinn, die Sache zu Ende. Denn das Uebrige versteht sich von selbst. Gerade diese Skizze bietet übrigens merkwürdige Belege von Maupassant's Gestaltungskraft und Erzählungskunst. Wie der Oberst am Grabe der Frau steht, sich von demselben nicht trennen kann und erst durch den halb tröstenden, halb befehlenden Zuruf seines Generals zum Weggehen veranlaßt wird, wie er bei der Rückkehr vom Kirchhof den furchtbaren Rückschlag durch das Bekenntniß seiner Frau erhält, das ist mit solcher Kunst geschildert, daß der Leser, wenn er auch vom Vorgang peinlich berührt wird, die Art der Darstellung bewundern muß.

Befinden wir uns in den meisten der Skizzen durchaus auf dem Boden der Wirklichkeit, so müssen wir einmal denselben verlassen. Es ist nämlich eine merkwürdige Erscheinung, daß die modernen französischen Romanschriftsteller trotz ihres oft gepredigten und auch nicht selten dargestellten Realismus doch einen gewissen romantischen Zug sich bewahrt haben. Georg Brandes hat dies in seinem ausgezeichneten Essay über Zola bei dem Führer und Meister der ganzen Schule schlagend nachgewiesen, und man könnte aus der Betrachtung der übrigen Schriftsteller derselben Richtung Ergänzungen zu diesem Nachweis entnehmen. Auch Maupassant hat derartige romantische Anwandlungen. Ich habe an anderer Stelle zu zeigen versucht, wie Maupassant gewisse hypnotische oder magnetische Vorgänge in seine Erzählung mit aufnimmt. Auch die neue Sammlung liefert einen Beweis dafür, wie er, der meist das wirkliche Leben abzuschildern sich bemüht, nicht abgeneigt ist, auch in das Geisterreich einen Blick zu thun. In einer kurzen Geschichte „Die Todte", welche den vorliegenden Band beschließt, schildert er, wie ein Mann eine Frau in rührender Weise geliebt, ein Jahr mit ihr zusammen gelebt, nach dieser Zeit sie verloren und in wahnsinnigem Schmerz ihren Tod beklagt hat. Der Hinterbliebene sucht durch eine große Reise sich zu zerstreuen. Nach seiner Rückkehr geht er auf den Kirchhof

*) Paris, P. Ollendorff.

Digitized by Google

und liest mit wehmüthiger Freude auf dem Grabe seiner Geliebten die Inschrift: „Sie liebte, wurde geliebt und starb." Er irrt auf dem Kirchhof umher. Die Nacht überrascht ihn. Plötzlich scheint es ihm, als wenn die Gräber sich öffneten und gespenstische Schatten aus den Gräbern huschten, welche sich mit den Grabinschriften zu thun machten; und als er zu einzelnen durch den Schein des Mondes beleuchteten Grabsteinen tritt, erkennt er, daß die übertriebenen Lobsprüche der Grabschriften verwischt und an deren Stelle sehr wenig lobende Charakteristiken der verstorbenen Personen hingeschrieben sind. Er nähert sich dem Grabe der von ihm angebeteten Frau, und an der Stelle der von ihm verfaßten Inschrift liest er die Worte: „Sie ging eines Tages aus, um ihren Liebhaber zu täuschen, erkältete sich und starb."

Man sieht: das ist ein Nachtbild, in welchem übernatürliche Mächte ihr Wesen treiben. Aber die Tendenz dieser Erzählung, in welcher Geister hausen, ist dieselbe wie in denjenigen, in denen Menschen wirken. Die Unbeständigkeit des Glückes der Liebe, die Unzuverlässigkeit der Frauen, selbst der am heißesten geliebten, soll geschildert werden. Es ist seltsam, daß ein Schriftsteller, dem es früher häufig gelungen ist, die Kraft der Liebe bei den Frauen, ihre Treue und Beständigkeit zu schildern, sich jetzt zu derartig pessimistischen Darstellungen wendet. Bei einem Künstler wie Maupassant darf man nicht annehmen, daß das Ganze nur ein Experiment ist, daß der Erzähler, nachdem er die eine Art versucht, nun auch eine andere darzustellen sich bemüht. Es scheint vielmehr, daß eigene trübe Erfahrungen seinen Blick verdüstert haben. Oder sollte man in dem Ganzen eine Umkehr sehen, die sich ja in manchen neueren Erscheinungen der französischen Romanliteratur überhaupt vorbereitet? Auch in einem der neuesten Romane Zola's wird die keusche Liebe gepredigt. Selbst Gyp, die Darstellerin zweideutiger Verhältnisse par excellence, versucht in einem ihrer neuesten Bücher die romantische Liebesgeschichte eines jungen anständigen Mädchens darzustellen. Sollte etwa auch das neue Buch Maupassant's zur Verherrlichung des Satzes dienen, daß alle Liebe außer der Ehe unwahr, unedel und von schlimmen Folgen begleitet ist? Es wäre eine Umkehr, welche nicht bloß von dem Moralisten, sondern auch von dem Aesthetiker froh begrüßt werden könnte.

Das Weib in Goethe's Lyrik.

Von Eugen Reichel.

(Schluß.)

Sittlich höher steht Dora; sie ist eine durchaus keusche Natur; und nichts charakterisirt sie treffender als das „leise" gesprochene „Ewig!" Ihre bescheidenen Wünsche sind auf ein „leichtes Kettchen" (wohl ein Halsschmuck) gerichtet; aber sie denkt nicht daran, diesen Schmuck sich von dem in die Fremde ziehenden Nachbarssohne auch nur scherzweise zum Geschenk zu erbitten; nein, sie „will es dankbar zahlen" und „erwägt den Preis", ihren dürftigen Verhältnissen entsprechend.

Ein anderes Persönchen huscht in den „venetianischen Epigrammen" an uns vorüber:

„Warum leckst Du Dein Mäulchen, indem Du mir eilig begegnest?
Wohl, Dein Züngelchen sagt mir, wie gesprächig es sei."

Etwas altklug wird in dem Gedicht „Kinderverstand" (1768 gedichtet) das „Mädchen in großen Städten" geschildert:

„Das Mädchen wünscht von Jugend auf,
Sich hochgeehrt zu sehn;
Sie ziert sich klein und wächst herauf
In Pracht und Assembleen.
Der Stolz verjagt die Triebe
Der Wollust und der Liebe;
Sie sinnt nur drauf, wie sie sich ziert,
Ein Aug' entzückt, ein Herze rührt,
Und denkt an's andre nicht."

Etwas anders ist der „Wunsch eines jungen Mädchens":

„O fände für mich
Ein Bräutigam sich!
Wie schön ist's nicht da!
Man nennt uns Mama;
Da braucht man zum Nähen,
Zur Schul' nicht zu gehen;
Da kann man befehlen,
Hat Mägde, darf schmälen;
Man wählt sich die Kleider,
Nach Gusto den Schneider;
Da läßt man spazieren,
Auf Bälle sich führen
Und fragt nicht erst lange
Papa und Mama."

In „verschiedene Drohung" will das Mädchen, dem der Geliebte „tief im Walde" um den Hals fällt, schreien; wie nun aber der Held sich etwas laut benimmt, „lispelt" sie schnell: „Still, Geliebter, still, daß ja Dich Niemand hört!" — das ganze Frauenzimmerchen steht vor uns.

Entzückend ist die Mädchengestalt der „Elegie" (nicht zu verwechseln mit jener, welche das zweite Stück der „Trilogie der Leidenschaft" bildet):

„sie pflückt
Die Veilchen aus dem jungen Gras, und bückend sieht
Sie heimlich nach dem Busen, sieht mit Seelenfreude
Entfalteter und reizender ihn heute,
Als er vorm Jahr am Maienfest geblüht,
Und fühlt und hofft."

Von heißer Leidenschaft durchglüht ist die „Braut von Corinth"; zwar widersteht sie zuerst dem Verlangen des ihr in der frühsten Jugend Angelobten, aber doch nur, weil sie als Nonne sich reizlos, durch asketisches Leben blutleer geworden wähnt. Sobald der „von der Liebe Jugendkraft durchmannte" Geliebte sie in seinen Armen hält, thaut sie auf und „saugt seines Mundes Flammen", sodaß man die, vielleicht nur dem Reim zu liebe gewählte Bemerkung: „doch es schlägt kein Herz in ihrer Brust" wenig zutreffend erkennen muß in Beziehung auf das Mädchen, welches gleich nachher der Mutter gesteht:

„Salz und Wasser kühlt
Nicht, wo Jugend fühlt;
Ach! die Erde kühlt die Liebe nicht.
Aus dem Grabe werd' ich ausgetrieben,
Noch zu suchen das vermißte Gut,
Noch den schon verlornen Mann zu lieben
Und zu saugen seines Herzens Blut."

Mit acht Worten charakterisirt sich das „Blümchen", das der Dichter zufällig im Walde findet und als Christiane Vulpius unsterblich geworden ist:

„Ich kann nicht liebeln, ich kann nicht schranzen."

und der Mutterstolz verklärt noch das gefallene Mädchen „vor Gericht":

„Soll Spott und Hohn getragen sein,
Trag' ich allein den Hohn.
Herr Pfarrer und Herr Amtmann Ihr,
Ich bitte, laßt mich in Ruh!
Es ist mein Kind, es bleibt mein Kind,
Ihr gebt mir ja nichts dazu."

Ueberhaupt ist bei dem Lyriker Goethe die Neigung vorhanden, gefallenen Mädchen ein Fürsprecher zu sein und nicht pharisäisch den Stab über sie zu brechen. Das „Schwanken von Einem zum Andern" entschuldigt er dadurch, daß die Unzuverlässige „einen beständigen Mann" suche: und als ihm in Venedig „ein Dirnchen unter andern gemeinen Liedern" auch ihren stillen Herzenswunsch vorträgt:

„Wär' ich ein häusliches Weib und hätte, was ich bedürfte,
Treu sein wollt' ich und froh, herzen und küssen den Mann"

da ruft er menschenfreundlich aus: „nie hört' ich ein frömmer Gebet". Geradezu Verklärung breitet er über das „verlorene schöne Kind mit gemalten Wangen" aus. Mahadöh „sieht mit Freunden durch tiefes Verderben ein menschliches Herz"; er entwickelt in ihr Gehorsam und Liebe; als er sie küßt, steht sie gefangen

„Und sie weint zum ersten Mal;
Sinkt zu seinen Füßen nieder,
Nicht um Wollust noch Gewinnst,
Ach! und die gelenken Glieder
Sie versagen allen Dienst."

Digitized by Google

Da sie schließlich auch die schwerste Prüfung besteht und, obwohl sie nicht seine Wittwe ist, dem todten Geliebten in den „heißen Tod" folgt, wird sie von dem Gott „mit feurigen Armen zum Himmel empor gehoben".

Von schalkhaftem und zugleich entschlossenem Charakter ist die Müllerin, welche den Edelknaben zuerst nicht zu verstehen scheint und alsdann kurz abfertigt.

Während diese Müllerin wenigstens den Verführer offen abweist, gibt es andre Mädchen, welche den Verliebten argen Schabernack zufügen; die eine verspricht dem Freunde, „gegen Morgen ganz gewiß auf seine Stube zu kommen", und läßt ihn dann vergebens warten („Morgenklagen"); die zweite läßt den Freund in ihren Armen „sich seiner Liebe erfreuen", ruft dann aber gegen Morgen die Mutter und „ein Dutzend Anverwandte" herbei, sodaß dem Ueberraschten nichts übrig bleibt als „fast wie Adam bloß und nackt", nur mit einem Mantel bekleidet das Weite zu suchen, nicht viel anders als Byron's Don Juan. In einem Ergänzungsgedicht wird uns nun wohl die „reuige" Müllerin geschildert; aber diese Reue ist die schlaueste Berechnung. Der Narr von Liebhaber, der vorher den „Anverwandten" entsprungen ist, um sich nicht fangen und zur Heirath zwingen zu lassen, geht jetzt um so sichrer in die Falle, welche die als Zigeunerin verkleidete Ehejägerin ihm stellt:

„Ich habe das nahe, das einzige Glück
Verscherzet!
Ich armes Mädchen, ich war zu jung!"
„Ich will zu Deinen Füßen hier
Nun leben oder auch sterben."

Sofort ruft der Gimpel aus:

„O Neigung, sage, wie hast Du so tief
Im Herzen Dich versteckt?
Wer hat Dich, die verborgen schlief,
Geweckt?
Ach, Liebe, Du wohl unsterblich bist!
Nicht kann Verrath und hämische List
Dein göttlich Leben tödten."

Die Müllerin hat ihren Zweck erreicht und beschließt ihr Spiel mit den Worten:

„Nimm hin das vielgeliebte Weib,
Den jungen, unberührten Leib!
Es ist nun Alles Dein eigen!"

Haben wir so die verschiedenen Mädchengestalten an uns vorüberziehen lassen, so bleibt nur noch übrig, einen Blick auf die verschiedenen Thätigkeiten derselben zu werfen.

Die Nachbarin des Goldschmiedgesells ist eine Ladnerin und so fleißig, daß sie „gleich nach dem Rädchen greift" und spinnt, sobald nur der Laden leer ist; auch das Mädchen mit dem Flachshaar ist eine Spinnerin; später, wenn sie schon das Kind unter ihrem Herzen trägt, sehen wir sie bei der Bleiche, wie sie sich „mit Mühe nach dem nächsten Teiche bückt". Dagegen findet der sein Mädchen „beschleichende" Liebhaber die Geliebte „gar zierlich eingeschlafen" auf dem Sopha liegend, „das Gestrickte mit den Nadeln zwischen den gefaltenen zarten Händen". Die Müllerin, welche den Edelknaben abfertigt, geht „mit dem Rechen in der Hand auf des Vaters Land und Wiese", um bei der Heuernte zu helfen und nachher die Birnen zu brechen.

Sehr bezeichnend ist es, daß die römische Geliebte fast ganz unbeschäftigt erscheint; nur einmal erfahren wir, daß sie dem Oheim geholfen hat, eine Vogelscheuche zusammenzustellen.

Dora ist dagegen vielfach bewegt und geschäftig. Sie geht nicht nur „geschmückt und gesittet" zum Tempel, sie trägt auch Früchte zu Markte, holt Wasser vom Brunnen und „wiegt" den gefüllten Krug auf dem Haupte. Als dann Alexis von ihr Abschied nimmt, pflückt sie noch etwas Wegzehrung für den Geliebten:

„Du brachst nun die Früchte geschäftig,
Und die goldene Last zog das geschürzte Gewand.
Oefters bat ich, es sei nun genug; und immer noch eine
Schönere Frucht fiel Dir, leise berührt, in die Hand.
Endlich kamst Du zur Laube hinan; da fand sich ein Körbchen —
Schweigend begannst Du nun geschickt die Früchte zu ordnen:
Erst die Orange — — dann die weichliche Feige —"

Die Geliebte des „neuen Pausias" ist ein Blumenmädchen, sie „dichtet und malt mit Blumen" und flechtet tagüber „hundert Sträuße und Kränze die Menge". Auch in einer bedenklichen Lage sehen wir sie: der „rohe Timanth" reißt ihr das „Kleid oben vom Nacken herab", so daß Hals und Brust entblößt werden; sie sinkt auf die Kniee, bedeckt die Brust mit einem Zipfel ihres Gewandes, während sie „rasch mit der andern Hand Körbchen, Blumen und Kranz" zusammensucht und dann „sachte hinausschlüpft".

Die Bettine der „venetianischen Epigramme" ist eine Seiltänzerin:

„Alles seh' ich so gerne von Dir, doch seh' ich am liebsten,
Wenn der Vater behend über Dich selber Dich wirft,
Du Dich im Schwung überschlägst und nach dem tödtlichen Sprunge
Wieder stehest und läufst, eben ob nichts wär' geschehn."

Euphrosyne ist „dem Spiele jener täuschenden Kunst reizender Musen geweiht"; wir sehen sie in einer Knabenrolle an der Brust des gealterten Dichters „lang den Tod heucheln", dann die Augen aufschlagen, „kindlich emporstreben", dem Dichter dankbar die Hände küssen und „zum reinen Kusse den gefälligen Mund reichen".

Lili steht in der Thüre, hält in der Hand das Futterkörbchen und streut das Futter aus „mit einem Blick — Götter zu entzücken"; dann wieder sitzt sie in der Laube und singt, streicht dem „Bären" „mit dem Füßchen übern Rücken", läßt ihn sich „bis an ihr Knie schwingen", kraut ihm um die Ohren und „patscht ihn mit muthwillig derbem Schlag".

Die Bajadere

„Rührt sich, die Cymbeln zum Tanze zu schlagen,
Sie weiß sich so lieblich im Kreise zu tragen,
Sie neigt sich und biegt sich und reicht ihm den Strauß."

Dann zieht sie den Fremden „schmeichelnd zur Schwelle, lebhaft in's Haus hinein" und „lindert geschäftig geheuchelte Leiden".

Die Frau, welche „der Wandrer" begrüßt, hält einen „säugenden Knaben" an ihrer Brust, welchen sie später dem Fremdling übergibt, während sie aus einem Brunnen Wasser schöpfen geht; und auch „Ritter Kurt" findet sein Schätzchen als eine säugende Mutter wieder.

So sehen wir denn in Goethe's kleinen Gedichten das Weib in verschiedenen Altersstufen, Charakteren und gesellschaftlichen Stellungen eine durchaus nicht unbedeutende Rolle spielen. Vielfach sind es Gestalten, die wir in den größeren Werken reicher und kräftiger ausgeführt wiederzuerkennen glauben: die flachshaarige Spinnerin, welche den Werbungen des „schönen jungen Mannes" Gehör schenkt, erinnert an das blonde Gretchen — Bettine wirkt wie eine Philine in Kinderkleidern — Belinde hat etwas von der Adelheid — immer aber sind es schöne, jugendlich blühende und liebenswürdige Persönlichkeiten, die selbst in ihrer „Sündhaftigkeit" der Anmuth nicht entbehren.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Lebensüberdruß.

Von Ernst Ahlgren.*)

Aus dem Schwedischen von Erich Holm.

Der kleine Waldsee lag, vom alten Buchenforst umrahmt, mit seinen dunklen, tiefen Wässern schweigend da. Blank und regungslos breitete er sich, die Baumwipfel widerspiegelnd, während die großen, hellgrünen Blätter der Wasserrose sich längs des schilfbewachsenen Gestades an seiner Oberfläche festsogen. Die Sonne beschien das Laubgewölbe rings umher

*) Die hochbegabte schwedische Schriftstellerin ist im Sommer vergangenen Jahres in Kopenhagen freiwillig aus dem Leben geschieden. Die obige Skizze, ihren hinterlassenen Schriften entnommen, ist bezeichnend nicht allein für ihre zart empfindende und doch kräftig charakterisirende literarische Weise, sondern auch für die schwermüthige Geistesrichtung ihrer letzten Tage.

Digitized by Google

und ließ das Grün durchsichtig schimmern. Doch nicht ein Strahl drang hindurch, und kaum ein Grashalm erwuchs auf dem schwammig feuchten Waldboden, der, mit einer dichten Schicht von dürrem Reisig und Blättern bedeckt, von des Sommers Trockne unberührt, unter den Füßen zu schwanken schien. Die Luft war kühl und vom Brodem der Bäume erfüllt. Wenn ein Vogel einen Triller schlug, widerhallte es weithin zwischen den schlanken, hohen Stämmen. Hinter einem Dickicht, wo Haselstaude und junge Buchen sich verzweigt, lugte ein Reh hervor, huschte jedoch alsbald lautlos wieder davon. Und Alles lag so stille, wie zuvor. Doch es bewegte sich Etwas in der Ferne auf dem Waldpfade, näherte sich langsam, wuchs gleichsam aus dem Schatten der Bäume hervor und wurde zu einer Frauengestalt, welche mit starrer Haltung einherschritt, fast geisterhaft über den Weg gleitend.

Starr wie die Haltung war auch das Antlitz, hinter dessen verschlossenem Ausdruck sich tödtliches Leid zu bergen schien. Es mußten ehemals schöne Züge gewesen sein, doch nur die Zeichnung verrieth es noch. Die Haut hatte eine aschfahle Farbe und unter den Augen zogen sich bräunliche Schatten hin, die Folge schlafloser Nächte. Die schlanke Gestalt war abgezehrt, doch zeigten die Achseln noch weiche Rundung. Sie hatte keinen Hut auf, und das glatt gekämmte, mit seiner glänzenden Farbe von den Linien des Nackens sich abhebende Haar war auf dem Scheitel zu einem griechischen Knoten zusammengewunden. Nur an den Schläfen schimmerten, gleich vereinzelten Silberfäden, zwischen den dunklen Haaren ein paar graue hervor. Das Haupt gebeugt, wandelte sie in schwere Gedanken versunken, gemessenen Schrittes einher, gleichsam als fürchte sie zu sehr zu eilen. Mit einem Mal blieb sie stehen und sah auf — ließ den Blick über die Gegend schweifen, über den dunklen Waldsee hin, zwischen die Stämme hinein, in weite Fernen, wo alle Umrisse in grünlich blauen Dämmer verschwammen. Es waren dunkle Augen, in welchen die Gluth der Leidenschaften eine schwarze Oede hinterlassen, es war ein düsterer, gleichgültiger Blick, der Alles kritisch betrachtete, als wollte er die ganze Werthlosigkeit der Dinge ermessen; ein kalter, harter Blick, in dem das Licht der Sonne keinen Funken Wärme entzündet. Um die geschlossenen Lippen lag dumpfe Verzweiflung eingegraben, die Hände falteten sich wie in jäh überwältigender Angst. Das Antlitz nahm einen flehenden Ausdruck an, ein lautloser Schrei nach Rettung schien sich loszuringen. Dann aber beruhigte es sich wieder, der Blick glitt über all' das hier Wachsende und Wuchernde, wie über etwas ewig Fremdes hin und senkte sich sodann, die schwer erkämpfte Ruhe eines zum Tode Verurtheilten widerspiegelnd, nach innen. Die Frau schritt weiter, langsam und grübelnd wie vorher. Am Rande des Wassers, wo der Boden sich abwärts zu neigen begann, blieb sie stehen und stützte sich an einen Baum, dessen Zweige über das Ufer hinaushingen. Sie war so ganz in sich selbst versunken, daß sie das Geräusch stapfender, kleiner Kinderfüße nicht vernahm. Wie ein ertappter Verbrecher schrak sie zusammen, als eine zarte, schwache Stimme sie anrief.

„Tante!" Sie kehrte sich langsam um, hinter der scheinbaren Ruhe ihr Erschrecken zu verbergen.

„Was willst Du?" Die dunklen Augen hefteten sich mit solcher Lieblosigkeit auf den Kleinen, als wäre er ein Wurm, den sie mit einer Bewegung ihres Fingers wegschnellen konnte.

„Nichts," erwiderte das Kind.

Die Tante warf dem ihr lästigen Kleinen einen mißbilligenden Blick zu, so daß er sich sichtlich verlegen fühlte. Er hielt ihn aus, doch ohne ihn erwidern zu können, und setzte sich in das üppige Gras am sanft abfallenden Gestade des Sees, mit altkluger Ernsthaftigkeit in das Wasser starrend. „Wer hat Dich hierher geschickt?"

„Mama."

In dem bleichen Frauenantlitz zuckte es wie im Zorn um den geschlossenen Mund, und das Zucken hatte etwas dem bitteren Hohnlachen der Bosheit Verwandtes. Die Bewachte betrachtete ihren Wächter mit jener verbissenen Halsstarrigkeit, die zu warten weiß. Doch die Gegenwart dieses fremden Wesens wurde ihr nachgerade unerträglich. Sie wendete sich zurück und schritt dem Walde zu. Der Kleine erhob sich, lief ein Stückchen, um sie einzuholen und ging dann, ohne ihr mit einem Wort beschwerlich zu fallen, oder sie auch nur anzusehen, neben ihr her. Sie schritt, ihn keines Blickes würdigend, als ob er gar nicht vorhanden wäre, ihres Weges weiter, nahm auch keine Rücksicht auf seine strauchelnden, kleinen Kinderfüße.

Endlich entschloß sie sich doch, ihm einige Aufmerksamkeit zu schenken.

„Bist Du nicht müde?"

„Nein, ich kann ganz gut mitgehen." Er sagte dies mit einem Tone, als gewähre ihm der große Dienst, den er überzeugt war ihr zu erweisen, eine viel zu lebhafte Befriedigung, um eine Ermüdung bei ihm aufkommen zu lassen. Eine halbverfaulte Holzbank stand am Wege. Sie ließ sich darauf nieder, und der Kleine kauerte sich auf den Boden. „Du kannst herumspringen und spielen, wenn Du Lust hast."

„Ich danke, ich bleib' lieber hier."

Es war ihr unmöglich, dem Kleinen zu sagen, daß er ihr lästig sei. Die Worte wollten ihr nicht über die Lippen. Die Anwesenheit dieses Kindes nöthigte sie zu größerer Rücksicht, als ihr die eines Erwachsenen auferlegt hätte. Sie mußte sich unterwerfen. Eine lange Pause entstand. Da auch der Kleine stumm blieb, regte sich ihre Neugier. Es wollte ihr scheinen, daß er sich fortgeschlichen und sie nun allein sei. Von freudiger Ahnung ergriffen, wendete sie sich um, sich Ueberzeugung zu verschaffen. Aber der Kleine war noch am nämlichen Platze. Halb hingestreckt lag er am Boden und beschäftigte sich mit Etwas, das seine ganze Aufmerksamkeit fesselte. Sie beugte sich vor. Aus der Hülse einer Bucheneichel hatte er sich ein kleines Fuhrwerk verfertigt, das er nun, nachdem er es mit Erdklümpchen beladen, den Stiel als Deichsel benutzend, mit den äußersten Fingerspitzen vorwärts zog. Die Fahrt ging mitten zwischen einem kleinen Häuflein röthlich schwarzer Waldameisen hindurch, und er unterhielt sich nun damit, ab und zu ein Paar zu überfahren, daß sie rund umher kugelten. Oder er jagte sie vor sich her, wobei sie die Beine wie Trommelschlägel rührten, und ließ sich dann wieder, indem er neben ihnen hinlenkte, in ein Wettjagen mit ihnen ein. Er schien dieses Spiels gar nicht müde werden zu können und darüber der Tante ganz und gar zu vergessen. Sie stand leise auf, ohne auch nur mit den Kleidern zu rascheln, und entfernte sich mit dem ihr eigenen leichten, geräuschlosen Schritt tiefer in den Wald hinein. Sie wagte nicht einmal zurückzuschauen, aus Furcht, schon ihr Blick könnte seine Aufmerksamkeit auf sie lenken. Erst nachdem sie eine ziemliche Strecke zurückgelegt und eben im Begriff war hinter einem Dickicht einzubiegen, kehrte sie sich um, sich zu vergewissern, ob er ihr nicht folge. Sie sah ihn in einiger Entfernung auf dem Wege, den sie selbst eingeschlagen, daher kommen, den Kopf über ein Reisholz, an dem er schnitzelte, gebeugt. Er hatte sie nicht aus den Augen verloren. Es dünkte ihr mit einem Male, daß dieses kleine Geschöpf so über alle Maßen stärker sei, als sie selbst. Sie fühlte sich müde und warf sich auf den Boden nieder, den Rücken wider den Stamm eines Baumes stützend. Der Kleine kam, eifrig an seinem Pflöckchen schnitzelnd, in aller Gemächlichkeit dahergegangen. Sie betrachtete seine kleinen schmalen Beine, wie sie, mit blauem Tricot bekleidet, sich vorwärts bewegten. Mit einer Art dumpfem Beobachtungsvermögen nahm sie mechanisch wahr, daß er den rechten Fuß einwärts bog und ein wenig nachschleppte. Sie musterte die kleine, schmächtige, vornüber gebeugte Gestalt in der blaugeränderten Matrosenjacke und ließ dann den Blick zu dem Kinderantlitze unter dem weichen, zurückgebogenen Filzhute hinaufgleiten. Der Knabe war in seine Beschäftigung ganz vertieft und auf seinen feinen, blassen Zügen lag ein Ausdruck vollster Ruhe. Einen Augenblick befiel sie ein abergläubiger Schreck: er war gar kein gewöhnliches Kind, er war von einer Welt, die sie nicht kannte, ausgesandt. Doch sie faßte sich alsbald und sah ein, daß ihre Angst nur eine Ausgeburt ihrer krankhaften Stimmung sei. Was sie in Erstaunen setzte, war ja nichts Anderes als die Gemüthsruhe kindlicher Sorglosigkeit. Als der Knabe sie eingeholt, kniete er sich in's Gras und fuhr fort zu schnitzeln.

„Einar!" Er richtete die klaren, fragenden Augen auf sie und unterbrach seine Arbeit. „Weshalb gehst Du mir nach?"

„Mama hat es mir gesagt."

Verbitterung und Demüthigung arbeiteten in dem bleichen Antlitz. Also bewacht, wie eine einfache Geisteskranke! Sie legte die Hand an ihren Puls. Thoren, die nicht begreifen konnten, daß dieser Entschluß die Frucht ruhiger, kalter Ueberlegung sei! Gewürm! Murmelthiere, welche des Lebens große Leere fortzuschleppen — ewig fortzuschleppen vermöchten, ohne es wegzuwerfen! Und überdies, in die Freiheit Anderer einzugreifen! Ein Ausdruck von Ekel und Ueberdruß breitete sich über ihr Antlitz. „Was hat Mama gesagt?"

Er ließ abermals Holz und Messer sinken, um besser zu ihr aufschauen zu können. „Mama sagte, Tante ist krank, und ich soll nicht von Tante fortgehen, deshalb, weil Tante etwas brauchen könnte." Er sprach langsam, offenbar bemüht, sich Wort für Wort an Alles zu erinnern, wobei er sie unausgesetzt ansah, als wollte er erforschen, ob sie ihn auch richtig verstehe und wisse, daß er genau die Wahrheit rede.

„Ich brauche nichts," kam es unfreundlich von ihren Lippen.

„Das macht nichts. Deshalb kann ich doch dableiben," antwortete das Kind, voll stiller Befriedigung, sich nützlich zu fühlen.

„Willst Du nicht zu der Bank hinlaufen, wo Du Deinen kleinen Wagen hattest?"

„O nein. Jetzt finde ich mir wieder etwas Neues."

Sie lag eine Weile stumm, in qualvollem Hinbrüten, sich wie gefesselt fühlend, indeß der Kleine emsig unter dem Laub und den dürren Reisern herumwühlte. Sie meinte ihn zu hassen. Aber sie konnte doch nicht umhin, diese feinen, kleinen Glieder zu betrachten, die zarten Züge, die selbst beim Spiele jenen altklugen Ausdruck von Nachdenklichkeit zeigten. Sie erhob sich. „Es wird Dich sicherlich zu sehr ermüden, so viel zu gehen. Bleib Du nur ruhig hier und spiele."

„Ich danke; ich kann sehr gut gehen. Ich kann so weit gehen, als Tante will." Ich Nu war er auf den Beinen, bereit, neben ihr her zu stapfen. Sie begriff, daß sie ihren wohlmeinenden Plagegeist nicht vor Abend los sein würde, und ihr nichts übrig bliebe, als sich die Zeit so erträglich als möglich zu machen. Und einmal zur Ueberzeugung gelangt, daß sie warten müsse, war es, als ob ihr Widerwille gegen den Kleinen sich einigermaßen milderte. Er lief mit ungleichen Schritten an ihrer Seite einher und um ihm behülflich zu sein, dieselben zu stätigen, streckte sie ihm die Hand entgegen. Er steckte die seine sofort hinein und so wandelten sie schweigend neben einander. Die kleine Hand schien ihrem Wesen ein Gefühl der Sicherheit mitzutheilen, und die kindliche Zutraulichkeit, welche die Möglichkeit, zur Last zu fallen, gar nicht zu fassen vermochte, rührte sie. Was für eine heimliche Triebfeder war hier thätig und veranlaßte dieses Kind, mit solcher Geduld neben ihr auszuharren? Sie bedachte, wie müde diese Füßchen sein mußten, setzte sich daher auf eine Bank und hob den Kleinen schweigend zu sich hinauf. Er blieb, mit den Beinen schlenkernd, sitzen und sah wie ein großer Mensch drein, der zu seiner Verlegenheit fühlt, daß ein Gespräch geführt werden sollte.

„Thut es Dir leid, daß ich krank bin, wie Mama sagt?" frug die Tante.

„Ja," war die schüchterne Erwiderung.

„Bist Du schon einmal selbst krank gewesen?"

„Ja, einmal war ich krank, damals, als immer der Doctor zu mir kam." Er war sichtlich erfreut, daß sich ein Gesprächsstoff dargeboten.

„Hattest Du den Doctor gern?"

Digitized by Google

„Ja, aber ich fürchtete mich so sehr vor ihm."

„Weshalb denn? War er unfreundlich gegen Dich?"

„Nein, aber ich fürchtete mich so sehr vor seinem Eisen."

„Welchem Eisen?"

„Er steckte mir ein langes Eisen hier herein." Der Kleine wies nach der einen Seite seiner Jacke.

„Ein Eisen!"

„Ja. Ich —" er machte eine Pause, um sich ordentlich besinnen zu können und die Worte correct wiederzugeben, „ich hatte Wasser in der Brust." Er sah fragend zu ihr auf, um zu sehen, ob ihr seine gelehrte Auseinandersetzung auch verständlich sei. Sie glaubte ihn in seinem langen, weißen Nachthemd auf dem Krankenbett liegen zu sehen. An den eigenen Todesschauern ermaß sie die hülflose Angst dieses kleinen Herzens, sie sah diese großen, verwunderten Kinderaugen mit ihrem erschrockenen, duldenden Ausdruck, ihrer protestlosen Ergebung. Es fuhr ihr durch Mark und Bein, wie wenn eine eiskalte Messerklinge warme Muskeln berührt, und die lebensmüden Augen kniffen sich zusammen, um das Bild auszuschließen. Beide versanken neuerdings in Schweigen und saßen stille auf der Bank.

„Spielst Du niemals mit Deinen Geschwistern?" begann endlich die Tante wieder.

„Nein."

„Hast Du sie nicht lieb?"

Er schwankte einen Augenblick. „Nein!" erwiderte er dann.

„Warum denn nicht?"

Eine Weile überlegte er, um recht wahrheitsgetreu antworten zu können. „Sie reißen so sehr an mir herum," sagte er und schaute in ihr Antlitz auf, gleichsam als suche er bei ihr Gewißheit, ob der angegebene Erklärungsgrund auch stichhaltig sei. Seine Begleiterin antwortete nicht. Zwischen ihren Augenbrauen zogen sich, wie in Schmerz, ein paar Falten zusammen. Sie verstand plötzlich, wie vereinsamt, wie auf sich selbst angewiesen dieser Kleine war, er — der seiner Geschwister Spiele fürchten mußte.

„Tante!" Sie blickte zu ihm hinab. Da saß er in sich zusammengesunken auf der Bank, buckelig wie ein kleiner Affe.

„Was willst Du?"

„Meint Tante nicht, daß bald Mittag sein wird?" Er sagte dies ganz leise, voll Scham, daß ihn der Hunger daran zu mahnen zwinge.

„Ja wohl, es ist gewiß schon Mittag." Sie erhoben sich Beide und schlugen den Weg nach dem Hauptgebäude ein. Als das ungleiche Paar in das Speisezimmer trat, stand die Suppe bereits auf dem Tische.

„Gut, daß Ihr kommt, ich wollte Euch eben den Bedienten nachschicken," sagte die Hausfrau. „Diese jungen Magen hier konnten es schon gar nicht länger erwarten." Sie stand am oberen Tischende und überblickte die lärmende Schaar der Kinder, die sich stießen und drängten, so rasch als möglich zu ihren Sesseln zu gelangen.

„Mama, kommt Papa heute nicht zu Tische?" rief eine schrille Mädchenstimme.

„Nein, Papa kommt erst Morgen zurück."

„Da kann ich ja dort sitzen!" rief es dreistimmig, wobei die eine Stimme die andere überschrie.

„Ihr setzt Euch Jeder an Euren gewöhnlichen Platz, und keinen Lärm, das bitt' ich mir aus." Der bestimmte Ton der Mutter ließ sofort Ruhe eintreten. „Verzeih' meinen Schreihälsen, liebe Ottilie," wendete sie sich an die Fremde, „darf ich Dich bitten, Platz zu nehmen?" Die Angesprochene ließ sich mit steifer Förmlichkeit nieder. Ihr Blick hatte etwas Feindliches, und sie vermied es, ihrer Schwägerin in's Gesicht zu sehen. Die Letztere stand offenbar bereits tief in den Dreißigen, doch das volle, frischgefärbte Antlitz mit der kecklichen Miene hatte etwas jugendlich Lebensfrisches.

„Ihr habt gewiß einen weiten Spaziergang gemacht?" bemerkte sie, den Blick auf ihren Gast gerichtet, indem sie sich nun selbst niedersetzte. Sie hatte ein paar kluge, erfahrene Augen, aus denen Wohlwollen leuchtete.

„Ja, wir sind viel gegangen," lautete die kurz angebundene Antwort.

„Nun, und hat Einar sich der Tante ein wenig nützlich machen können?" fuhr die Frau mit jener Art munterer Beharrlichkeit, die des Anderen Mißstimmung gleichsam wegzuzwingen strebt, fort.

Die Frage richtete sich scheinbar an Einar, der sie nicht beantwortete, sondern nur mit so anspruchsloser Miene auf seinen Teller niedersah, daß sich daraus auf seine starke innere Befriedigung schließen ließ. Auch die Tante schwieg, und ein Zug von Haß legte sich um ihre dünnen Lippen. Sie sah mit einem raschen Blicke auf und verhielt sich dann wieder ebenso steif und kalt, wie vorher, doch in ihr wühlte der Zorn und Trotz. Glaubte sie — dieses derbe, rothwangige Weib dort, das nie, was Qual und Angst und Ekel und Leere bedeuteten, empfunden — glaubte sie mit ihrer plumpen Schlauheit hindern zu können, was geschehen mußte? Triumphirte sie bereits, weil die Anwesenheit des Kindes die Ausführung verzögert? Oh, über diese Herzlosigkeit der Dummheit, die einem Menschen nicht einmal zu sterben vergönnte! Und diese Frau hielt sich für klug und gut, und alle Menschen sahen sie dafür an — dumm, nichts als dumm!

„Du hast die Tante doch nicht belästigt, Einar", frug die Mutter, indem sie den Kleinen mit einem beinahe vorwurfsvollen Blick ansah. Es war ihr Vorsatz, die verbissene Halsstarrigkeit dort drüben zu einer Antwort zu nöthigen. Ein Paar von den Geschwistern kicherten und stießen einander an. Einar wurde roth und das Gefühl des Stolzes glitt in das der Beschämung über. Er war der Anerkennung offenbar so sicher gewesen, und nun wurde ihm statt dessen der Spott der Geschwister und der Vorwurf der Mutter zu Theil.

„Einar und ich haben uns recht wohl mit einander befunden, nicht wahr?" — Ein magerer, etwas zitternder Arm legte sich um Einar's Schultern und ein bleiches Antlitz neigte sich über ihn, während ein Paar wundersame Augen den Blick in die seinen senkten — dunkle Augen voll Seelenqual, in denen etwas Schneidendes, das jetzt urplötzlich der Milde wich. Der Kleine vermochte nicht zu antworten. Er schaute zugleich schüchtern und vertrauensvoll in das bleiche Gesicht auf und warf den Geschwistern sodann einen zufriedenen Blick zu. Da konnten sie sehen, daß Tante ihn gern mithaben wollte!

„Einar ist mir ein lieber Begleiter", fügte sie hinzu und zog ihren Arm zurück. In ihrem gemüthskranken Zustande jubelte sie schadenfroh auf. Sie dort sollte sich nicht einbilden, mit ihren Zwangsmitteln ihr irgend etwas anhaben zu können.

So kam es, daß Einar und die Tante diesen ganzen Tag in bester Eintracht mitsammen verbrachten. Endlich wurde es Abend. Die Tante stand in ihrem Gemach allein am Fenster, sich in dasselbe Labyrinth von Gedanken verlierend, an denen sie hundert und aber hundert Male sich müde und krank gegrübelt. Da klopft es an die Thüre. „Herein!" Sie mußte ihre ganze Selbstbeherrschung aufbieten, damit man ihrer Stimme den Unwillen über die Störung nicht anhöre. Natürlich Jemand, der sie zum Abendessen rufen sollte. Sie sah sich gleichgültig um. Aber es war der Kleine. Er stand mit der Thürklinke in der Hand und mußte diese gewaltsam strecken, um hinauflangen zu können, so klein war er noch.

„Mama läßt fragen, ob Nilla mein Bett zu Tante herübertragen darf?" frug er. Die Kinderaugen waren so treuherzig auf sie gerichtet, er war dessen so sicher, daß der Vorschlag sie freuen würde, und selbst so ganz und gar von ihm erfüllt! — Sie wollte ein „Nein" hervorpressen, aber es wurde wie von geheimnißvoller Macht zurückgedrängt und verwandelt sich in ein „Ja".

Mit all' der Freude, die ein Kind über die Aussicht empfindet, in einem neuen Zimmer zu schlafen, sprang er über den Corridor hin und rief: „Ja, ich darf, ich darf! Nilla, ich darf drinnen liegen."

Sie aber, die ihn in ihrem Zimmer hörte, preßte die Lippen zusammen und der Zorn gährte noch stärker in dem verbitterten Gemüth. Zum Trotz, zum Trotz schon würde sie ihnen beweisen ... Ah! ist es denn nicht das erste aller menschlichen Rechte, das Recht zu sterben!

Man kam, sie zum Abendessen zu rufen, und sie ging zu Tische. Nur sie und die Schwägerin waren zugegen, die Kinder hatten schon zuvor ihr Abendbrod genommen. Die Mahlzeit wurde schweigend verzehrt, und man aß mehr zum Scheine. Die Schwägerin war so merkwürdig sanft, als ob eine Sordine ihr sonst so rasches Wesen dämpfte. Als man sich erhob, um gute Nacht zu sagen, ging sie auf ihren Gast zu. „Ottilie", sagte sie leise, „Du zürnst mir. Ich will Dich nicht zwingen. Wenn Du es nicht aushalten kannst, so sollst Du frei sein. Du stehst nicht unter Bewachung."

Sie — die eben mit Ottilie angesprochen worden — hatte bereits die Hand an die Klinke gelegt. Nun ließ sie dieselbe fahren und schaute der Sprecherin mit Verwunderung und Mißtrauen in's Antlitz. Kein Wort wurde gewechselt. Nur Blicke gingen zwischen den beiden Frauen, die einander Auge in Auge gegenüberstanden, hin und her. Doch diese sagten mehr, als Fragen und Antworten und lange Erklärungen.

„Ich wollte Dir mit Einar keinen Zwang auferlegen. Ich meinte es gut", wieder war es die Blonde, welche sprach. „Wenn man ihrer sieben hat, kann man leicht Einen entbehren." Sie fügte Letzteres mit einem feinen, leisen Lächeln hinzu, das den Worten eine Art Doppelsinn gab, gegen den Zug von Alltäglichkeit abstach und sie mit einem Hauche von Innerlichkeit, von Güte und Intelligenz verklärte.

„Ich habe Dir Unrecht gethan", flüsterte die Dunkle, halb widerstrebend, in zurückhaltendem Tone.

„Ich weiß es."

Auf Ottiliens Lippen schien eine Frage zu zittern, doch der forschende Ausdruck glitt alsbald in die schweigende Verachtung der Ueberlegenheit über. Was sie sagen gewollt, verlohnte sich ja gar nicht zu äußern. „Gute Nacht!" sprach sie bloß, die Hand ausstreckend.

Die Schwägerin hielt ihre dargebotene Hand fest und blickte sie unverwandt an: „Ich glaube, das Leben muß zuweilen so schwer zu tragen sein, daß man versucht sein kann, ihm ein Ende zu machen, auch wenn man nicht gemüthskrank ist."

In den tiefliegenden Augen leuchtete es auf, der feindselige Ausdruck wurde milder, und die herbe Verschlossenheit gab der Dankbarkeit Raum. Nun ward er ihr ja nicht mehr angethan — der Schimpf, sie als Wahnsinnige zu betrachten! Die kalte Hand empfing einen letzten Druck von einer anderen, in der es kräftig und lebend warm pulsirte.

„Thu wie Du willst; — ich werde Dich immer verstehen. Aber küsse meinen Knaben und schrecke ihn nicht."

Zweier Menschen stummer, aber vertrauender Blick, das Geräusch einer sich schließenden Thüre, und sie — die sich tödten wollte — stand allein im Corridor.

Küsse meinen Knaben und schrecke ihn nicht — hallte es in ihrem Inneren nach. Wie die Stimme mütterlich vibrirt hatte, wie sie erzittert war in all' der Zärtlichkeit der Mutter! Ja wohl, doch schien noch etwas mehr ... Der arbeitende Gedanke, der gewohnt, Allem nachzugrübeln, klammerte sich an diesen Tonfall ... Es lag noch mehr als bloße Zärtlichkeit — es lag Muth darin. Etwas von dem abenteuerlichen Muth, der hohes Spiel spielt, seinem Glück vertraut und gewinnt; etwas ihrer eigenen Sinnesart verwandt ... nur daß sie Alles auf eine Karte gesetzt und verloren hatte.

So sinnend gelangte sie in ihr Schlafzimmer, wo man den Knaben gebettet. Sie schlich leise durch das Gemach, um ihn nicht zu wecken, und blieb mitten vor dem Fenster, ein Paar Schritte von demselben entfernt, stehen. Der Mondschein warf die dünngewebten Vorhangmuster in leichten

Digitized by Google

Schattenrissen auf den Teppich hin, während die schweren Draperien zu beiden Seiten den bleichen Dämmerschein noch kälter und traumhafter erscheinen ließen. Etwas Gespenstisches lag über dem Ganzen und erfüllte mit leisem Schauer, der am Rücken empor kroch und das Haar wie mit unsichtbaren Händen sträubte. Sollte dies Furcht sein? Jawohl. Doch sie wußte, sie würde ihrer Herr werden. Lange blieb sie so stehen, um die Zeit abzuwarten, bis Alles sich zur Ruhe begeben. Sie hüllte sich in ihren persischen Schlafrock, mit derselben Achtlosigkeit, mit der die Bettlerin sich in ihre Lumpen hüllt, warf ihre Fußbekleidung ab, um pelzgefütterte Morgenschuhe, die das Geräusch der Schritte dämpften, anzulegen, und wendete sich sodann der Thüre zu. Nun war es Zeit: Alles still im Hause.

„Tante", flüsterte es vom Bette des Kindes, als sie daran vorüber glitt. Sie blieb zögernd stehen, kaum wissend, ob sie recht gehört. Nein, es war nur ihre aufgeregte Phantasie. Er schlief ja — der Kleine. Sie ging einige Schritte weiter.

„Tante . . . wohin gehst Du, Tante?" kam es schüchtern von zitternden Lippen.

„Fürchtest Du Dich?"

„Ja, ich fürcht' mich allein zu sein."

„Ich komme wieder. Lieg nur ganz ruhig und still."

„Kommst Du bald, Tante?"

„Ja."

Er zog die Decke über den Kopf und sie verschwand lautlos aus dem Zimmer.

Man hatte ihr gesagt, sie sei frei zu handeln wie sie wolle. Natürlich nur eine gute Art sie zu beruhigen! Im letzten Augenblick würde sie nichtsdestoweniger sich bewacht finden. Vielleicht aber gelang es ihr, sich unbemerkt davon zu schleichen.

Auf den Gängen war es finster, so finster, daß es ihrer ganzen Vertrautheit mit dem alten Gebäude bedurfte, um nirgends anzuprallen, aber sie tappte sich leise vorwärts, zuweilen die Augen schließend, als wäre es ihr auf diese Weise leichter, ihren Weg zu finden. Auf der Treppe wurde es heller, da durch das große Fenster Licht einfiel, allein unten kam wieder der dunkle Mittelgang. Kein Mensch im ganzen Hause zu hören. Todtenstille herrschte, als wanderte sie durch die leeren Gelasse einer dahingegangenen Zeit. Nun stand sie am Thore, tastete umher und fand das Schloß. Sie war sicher, es versperrt zu finden, doch als sie an der Klinke drückte, gab diese nach und die schwere Thüre drehte sich leise in ihren Angeln. Sie war frei.

Auf der Schwelle blieb sie stehen, mit der einen Hand die Thüre haltend, damit sie nicht hinter ihr in's Schloß falle. Ihre an die Dunkelheit gewöhnten Augen öffneten sich weit dem weißlichen Dämmerschein, der sie umfing. Unwillkürlich schlug sie sie auf zu dem stillen Nachthimmel, an dem der Mond in voller Rundung stand und, mit seinem erborgten Lichte die Erde bescheinend, jedem Gegenstande ein mystisches, unkörperliches Aussehen und einen unförmlichen Schatten verlieh. Eine feierliche Ruhe lag über Alles gebreitet und der Himmel mit seinen matten Sternen weckte die Ahnung unabsehbarer, ewiger Unendlichkeit. Es war ihr, als sei sie Jahre und Jahre tief unter der Erde gelegen — unter der dunkeln, schweren Erde, bis sie vergessen, daß es über derselben eine solche Nacht voll Licht und Schönheit geben könne. Ihre Lungen sogen die Luft ein, die ruhig und thaufrisch, von keinem Windhauche bewegt, von dem Duft der Blumen, von dem Brodem des Heues geschwängert, nach des Tages Hitze linde Kühlung athmete. Ihre Augen schwammen in dem gedämpften Lichte, die Nasenflügel blähten sich auf und sie horchte — mit dem scharfen Gehör, das die Nacht zu verleihen scheint — nach allen den Tönen hin, die sie zu unterscheiden vermochte: dem scharfen Zirpen der Grille im Grase, dem einförmigen Schlag des Wachtelkönigs dort am Anger, der Unken melancholischem Gequake, in weiter Ferne, in einem Sumpf. Doch nichts von einer Menschenstimme, einem Menschentritte wurde laut, nichts, das an den unersättlichen, verwüstenden Beherrscher der Erde mit seiner innern Zerrissenheit erinnerte. Leben gab es in den Büschen, zwischen den Halmen, Leben allüberall — das unbewußte, keimende Leben, das frei von Grübelei und Zweifelsucht. Lebensdrang, Lebenslust, Lebenskampf. Doch Lebensüberdruß? Nirgends. Unter den Stimmen der Nacht fand sich nicht eine, die mit schrillem Mißton darein geklungen hätte, sie riefen Alle: leben! leben! leben!

Nicht Worte, nicht Gedanken gab es, all' dies zu erschöpfen; es gab nur ein Gefühl, so weit und groß, daß es alles Lebende umfaßte: es war allein des Pflanzenlebens gebenedeite Ruhe, die sich wie kühlender Balsam über ein schmerzzerrissenes Gemüth legte. Es zuckte um bleiche Lippen, die Spannung fast erstarrter Muskeln begann sich zu lösen, und eine magere abgezehrte Hand strich über eine Stirne, welche die Nachtluft gekühlt. Und nun hörte sie es in der Erinnerung flüstern: „Tante, ich fürcht' mich allein zu sein." Da lag er dort oben und horchte, ob keine Schritte nahten, vor Spuk und Finsterniß und Popanz bange. Er würde vergebens horchen, sich noch im Schlafe ängstigen und am Morgen nach Etwas fragen und forschen, das die Großen aus Scham und Abscheu verschweigen würden.

Unschlüssig, halb mechanisch kehrte sie um. Sie schloß geräuschlos das Thor und begab sich durch die dunkeln Gänge und über die halberhellten Treppen in das Eckzimmer zurück, zu sehen, ob er schlafe. Sie kniete an dem Bettchen nieder. „Einar", hauchte sie so weich und leise, daß es ihn unmöglich wecken konnte. Es kam keine Antwort, doch zwei schwache, zarte Arme schmiegten sich um ihren Hals und ein feinhaariges Köpfchen drückte sich an ihre Schulter. Das zurückgehaltene Schluchzen brach ungestüm hervor und sie fühlte den ganzen kleinen Körper von convulsivischem Weinen erzittern, in so hülfloser Verzweiflung, daß es ihr wie ein Gewissensbiß in's Herz schnitt. War seine Angst minder ächt, minder ergreifend als die der Erwachsenen? Galt sie nicht — gleichwie die ihre — der leblos öden Leere der Einsamkeit, der alles umfassenden, hohläugigen Leere, die ihr aus dem ganzen Dasein, aus jedem Zukunftsgedanken entgegen starrte? Waren sie nicht zwei schicksalsverstoßene Wesen, sie und er? Der kränkliche Kleine, der den Püffen der Geschwister nicht zu stehen vermochte, und sie, der die einzige, im Leben gebotene Stütze entrissen ward.

Er drückte das Gesicht noch immer fest an sie, während sie ihm tröstende, unzusammenhängende Worte in's Ohr flüsterte und mit der Hand seinen Nacken streichelte. Sie fühlte seine Athemzüge durch die weiche Wolle des Kleides hindurch und seine Thränen netzten das Zeug, daß sie mit dem Taschentuche sie fortwährend trocknen mußte. Der Arm wurde ihr müde, doch noch lange, nachdem sie an der Schwere des Kopfes gemerkt, daß der Kleine eingeschlafen, blieb sie an seinem Bettchen auf den Knieen liegen. Die Luft um sie her war von seinem Athem erfüllt, der Schlaf gab seinen Gliedern Wärme und von seinem Haare strömte ihr ein eigenthümlich gesunder Geruch entgegen, wie ihn ein junges Hündchen aushaucht, das die Mutter rein geleckt. Sie preßte ihre Lippen auf dieses weiche Haar, ohne daß er erwachte.

Ein Kind! — Die Zukunft . . . Das Schaffen und Wirken, etwa, Wirken eines großen Mannes . . . Anderer Wohl und Wehe . . .? Ist es das, was Mütter fühlen? Sie hatte das früher nie verstanden. Nie vorher solch' sorglos ruhigen Schlaf im Arm gehalten. Die Eisrinde barst, es brannte in Brust und Hirn und er stürzte hervor — der salzige, thauige, heiße Thränenstrom. Der Schmerz schuf sich Luft und der Seele Starrkrampf war gelöst. Sie schluchzte, als ob ihr das Herz brechen wollte, und der Kleine schlief mit gleichmäßigen ruhigen Athemzügen. Ihr war, als besäße sie nur ihn in der weiten Welt. Nur ihn? Ein Wesen, das sie liebte, an das sie Hoffnungen knüpfen mochte, da für sie selbst Alles vorüber war. Sie erhob sich und es fielen ihr die Worte ein. Wenn man ihrer sieben hat, kann man Eines leicht entbehren. War es so zu verstehen? Welche Gabe! — Welche fürstliche, königliche Gabe!

Aus der Hauptstadt.

Ein Volksbühnenproject.

„Ueber den gutherzigen Einfall, den Deutschen ein Nationaltheater zu verschaffen, da wir Deutsche noch keine Nation sind! Ich rede nicht von der politischen Verfassung, sondern bloß von dem sittlichen Charakter. Fast sollte man sagen, dieser sei, keinen eigenen haben zu wollen. Wir sind noch immer die geschworenen Nachahmer alles Ausländischen, besonders noch immer die unterthänigen Bewunderer der nie genug bewunderten Franzosen; Alles, was uns von jenseit dem Rheine kommt, ist schön, reizend, allerliebst, göttlich; lieber verleugnen wir Gesicht und Gehör, als daß wir es anders finden sollten; lieber wollen wir Plumpheit für Ungezwungenheit, Frechheit für Grazie, Grimasse für Ausdruck, ein Geklingle von Reimen für Poesie, Geheule für Musik uns einreden lassen, als im Geringsten an der Superiorität zweifeln, welche dieses liebenswürdige Volk, dieses erste Volk in der Welt, wie es sich selbst sehr bescheiden zu nennen pflegt, in Allem, was gut und schön und erhaben und anständig ist, von dem gerechten Schicksal zu seinem Antheil erhalten hat."

Mehr als 120 Jahre sind vergangen, seit der Hamburger Dramaturg diese Worte niederschrieb in gerechtem Grimm über die Indifferenz des Publikums und die alberne Eitelkeit der Künstler. Heute sind die Deutschen, was sie 1768 nicht waren: eine Nation; und ein zuweilen beinahe überlaut sich aussprechender Nationalitätsdrang scheint Zeugniß dafür ablegen zu wollen, daß auch der sittliche Charakter von der geschworenen Nachahmung alles Ausländischen allmählich sich befreit hat. Der „gutherzige Einfall" aber, den Deutschen ein Nationaltheater verschaffen zu wollen, er hat sich auch heute noch nicht verwirklicht, so viel und oftermalen auch Weise und Thoren den Gegenstand mit viel schönen Reden behandelt haben.

Das Nationaltheater, wie es Lessing geträumt, sollte zum ganzen Volk sprechen; es sollte in möglichst vollendeter und jedenfalls mustergebender Form das Beste bringen, was in der heimischen und in den fremden Literaturen geschaffen würde. Auch in den fremden Literaturen, denn der große Kritiker, der Befreier von steifer französischer Klassik war weit entfernt von dem heute vielfach bekannten Abschließungsdrang; wie er in Sophokles, Euripides, Shakespeare die größten dramatischen Muster, in Aristoteles den dramaturgischen Pfadfinder erkannt hatte, so hätte er ganz sicherlich auch jede weitere Bereicherung des geistigen Nationalwohlstandes freudig begrüßt. Zu lebhaft war in ihm das humanistische und das kosmopolitische Empfinden des 18. Jahrhunderts, als daß er jemals mit strebenden Deutschthümlern gemeinsame Sache hätte machen mögen; die religiöse Toleranz, die im „Nathan" so herrlichen Ausdruck gefunden, ist untrennbar verbunden mit dem weltbürgerlichen Bewußtsein von der Zusammengehörigkeit aller geistigen Interessen.

Das kürzlich aufgetauchte Volksbühnenproject schließt den Nichtdeutschen William Shakespeare aus von seinem Spielplan. Grotesker konnte sich der Rückschritt nicht offenbaren, den der Gedanke einer Weltliteratur in dem Jahrhundert der naturwissenschaftlichen Entwickelung zu verzeichnen hatte. Was Goethe erstrebt hatte, was er noch im greisenden Alter mit beinahe jugendlichem Ueberschwang aussprach in dem späten Gedicht:

Digitized by Google

„Wie David königlich zur Harfe sang,
Der Winzerin Lied am Throne lieblich klang,
Des Persers Bülbül Rosenbusch umbangt,
Und Schlangenhaut als Wildengürtel prangt,
Von Pol zu Pol Gesänge sich erneu'n —
Ein Sphärentanz, harmonisch im Getümmel
Laßt alle Völker unter gleichem Himmel
Sich gleicher Habe wohlgemuth erfreu'n!"

— heute gilt es Vielen nicht mehr erstrebenswerth. Freiherr Hermann von Maltzan, der auf Einladung eines Ausschusses von Notabilitäten (die übrigens zumeist bescheidentlich durch ihre Abwesenheit glänzten) jüngst einen Vortrag hielt über „Die Errichtung deutscher Volksbühnen, eine nationale Aufgabe", möchte auf dem zukünftigen Volkstheater nur die deutschnationale Dichtung und Schauspielkunst gefördert sehen. Er will zu geringem Eintrittspreis die Werke der Schiller, Goethe, Lessing, Kleist, Halm (!), Hebbel, Ludwig, Grillparzer und — Wildenbruch der großen Menge zugänglich machen. Dabei rechnet er nicht auf das Volk im Lessing'schen Sinn, also auf die Gesammtheit der Nation, sondern auf das Volk im Sinn der Demagogie, für welche die Volkszugehörigkeit erst beim Fabrikarbeiter anfängt.

Diese Rechnung hat mehr als ein Loch. Wir wollen einmal das Unwahrscheinliche als Ereigniß nehmen und daran glauben, daß man das nöthige Kapital — und zwar ein ungeheures, denn des Montecuculi altes Wort gilt auch für die Theaterkriegführung — aufbringt. Dann wird man also ein Schauspielhaus aus Eisen bauen, wie Herr v. Maltzan meinte, oder eines aus Stein pachten, wie ein anderer Redner empfahl. Aber was wird man spielen, wenn wirklich das Maltzan'sche „Volk" in dieses Theater gehen sollte? Von Schiller: „Die Räuber", „Kabale und Liebe", „Tell"; von Goethe: den „Götz" und allenfalls den „Egmont", etwas Kleist und vielleicht noch Hebbel's „Nibelungen". Weder Lessing's feingeschliffene Dialektik, noch Grillparzer's sinnenfroher Schönheitsdrang, noch endlich die eigentlich akademische Klassik der Dioskuren von Weimar geht ein in begrenzte Intelligenzen, und vollends das süßliche Versgeklingel Halm'scher Kunstpoesie taugt für eine Volksbühne wie ein Spitzenfächer für eine Kuhmagd. Wir besitzen kein Volksstück, weder der ernsten noch der heiteren Gattung: Raimund, Anzengruber, Nestroy sind Oesterreicher, die bei einer Uebertragung in's Norddeutsche, soweit eine solche überhaupt möglich ist, den kräftigsten ihrer Reize, den derben Erdgeruch, einbüßen würden. Vielleicht ist in den erfolgreichen „Quitzows" der Ansatz gegeben zu einem Vorschreiten auf volksthümlicher Bahn; vielleicht; — ganz sicher aber erklärt diesen Erfolg neben vielen Aeußerlichkeiten das Behagen der Hörer an kräftiger Volksmäßigkeit. Einstweilen aber müßte eine Volksbühne in Deutschland verhungern, und die Censur, die alle populären Gestalten von der Bühne verbannt, die den Luther des Herrn Trümpelmann bis zur Unkenntlichkeit verunstaltet; die Laube's bestes Stück, den „Prinz Friedrich" aus angeblich dynastischen Rücksichten verhorrescirt, obgleich der Conflict zwischen Friedrich Wilhelm dem Ersten und seinem Sohn in allen Schulen gelehrt wird; die endlich Hart's Schauspiel „Sedan" verbietet — diese Censur wird auch fernerhin dafür sorgen, daß einer bühnenmäßigen Volksdichtung der Lebensfaden zeitig abgeschnitten wird.

Und nicht nur die Dichtung, auch das Volk wird der geplanten Volksbühne fehlen. In oratorischen Auslassungen macht sich der Hinweis auf Griechenland ja sehr schön; in Wirklichkeit aber sieht sich die Sache doch etwas anders an. Berlin ist nicht Sparta. Unsere Lebensverhältnisse sind total andere, der Kampf um's tägliche Brot ist ein ungleich härterer, und wir haben nicht, wie die kunstfreundlichen Hellenen, für die beschwerlichste Arbeit Sclaven in unserem Dienst; selbst um den Preis der Maltzan'schen Volksbühne möchten wir's auch wohl nicht. Der Arbeiter aber ist nach des Tages Last und Hitze ganz gewiß nicht mehr aufnahmefähig für eine ernste Dichtung; gibt man ihm in freier Luft, oder im Winter in weiten, warmen Räumen, zu minimalem Eintrittspreis ein gutes, populäres Concert, so wird er dafür dankbarer sein, als für ein steinern oder auch eisern Volksschauspielhaus. Die arbeitenden Klassen gehen in Berlin nicht in die Theater: Herr v. Wolzogen hat das in der Maltzan-Versammlung offen ausgesprochen, und das Schicksal des „Ostend-Theaters", in welchem zwei Männer ihrem wackeren Streben nicht unerhebliche Opfer brachten, beweist es zur Genüge. Jetzt wirken Akrobaten und Tricotkünstlerinnen an derselben Stelle, wo man es mit unseren Klassikern vergeblich versucht hat: es soll mich nicht wundern, wenn die zehnte Muse in der großen Frankfurterstraße bessere Geschäfte macht, als ihre neun Schwestern insgesammt.

Der Zug der Zeit drängt nach Zerstreuung leichtester Art, und anstatt unsere Zeit deswegen bitterlich zu schmähen und die „wilde Jagd" des modernen Lebens in grämlichen Contrast zu setzen zu den Tagen der Postkutsche und der Oellampe, sollte man zu begreifen suchen, warum es so ist. Wir arbeiten allesammt mehr als früher, und stärker ist darum auch der Vergnügungsdrang. Nach dem schweren Kampf um's Brot fordert man Circusspiele. So ist es denn dahin gekommen, daß man selbst die klassischen Meisterwerke nur noch *sehen*, nicht *hören* will, und daß man durch äußerliches Gepränge die Masse zwingen muß, die kostbare Perle hinzunehmen — der prächtigen Fassung wegen.

Eine deutsche Theaterreform sollte in alle Wege mit einer Reform des Publikums anfangen, das gilt noch heute, wie zu Lessing's Zeiten. So lange nur die protzige Plutokratie den Ton angibt in unseren Schauspielhäusern, so lange das „Premièrenpublikum" (fürchterliches Wort für eine fürchterlichere Sache!) die dramatische Literaturgeschichte schreibt, ist nicht zu denken an gesündere Kunstzustände. Darum ist es schon mit Freude zu begrüßen, daß des Herrn Barnay „Berliner Theater" durch Einführung billigerer Eintrittspreise neue Volksschichten gewonnen hat, die bisher ihre dramatischen Anregungen aus dem „Central-Theater" und seiner noch kläglicheren Dependance in der Dresdenerstraße empfingen. Und die gewissenhafteste Aufmerksamkeit der Kritik wird sich dem Repertoire des „Berliner Theater" zuwenden müssen, denn für das Volk ist das Beste eben gut genug. Das Wort ist alt und dennoch wahr.

Auch der Gedanke des Herrn von Maltzan, so unklar mir wenigstens vorläufig seine Tragweite ist, verdient alle Sympathien. Nur ist damit allein nichts anzufangen. Ein Theater bauen oder pachten, einen großen Schauspielkörper zusammenstellen, um klassische und nachklassische Stücke aufzuführen, was ja in drei großen Berliner Theatern ebenfalls geschieht, — die Berge kreißen, um ein Mäuslein zu gebären. Herr von Maltzan und seine Leute wünschen billige Eintrittspreise; im Theater des Herrn Barnay, dessen künstlerische Leistungen für den Augenblick nicht in Betracht kommen, erhält man einen Parquetsitz für drei Mark und einen durchaus menschenwürdigen Platz für eine halbe Mark; und selbst im „Deutschen Theater" ist's nicht viel anders. Wenn aber Herr v. Maltzan etwas Gutes bieten will, und sein im Stande der Hoffnung befindliches Theater nicht über unerschöpfliche Subventionen verfügt, wird er es auch nicht viel billiger machen können. Vielleicht aber veranlaßt er den von ihm so warm gelobten Grafen von Hochberg, die staubbedeckten Hallen des Schauspielhauses an gewissen Abenden dem unbemittelten Publikum ohne Entgelt zu öffnen, damit endlich einmal ein kleiner Theil der ungeheuren Summen, die unsere Hofbühne besonders seit dem Amtsantritt des reichsunmittelbaren Intendanten verbraucht hat, der Allgemeinheit zu Gute kommt.

Es genügt wirklich nicht, daß sich einige begeisterte Männer versammeln und in begeisterten Reden zu begeisterten Thaten aufrufen. Es geht mit den Volksbühnenprojecten des Herrn von Maltzan wie mit den Congressen der Friedensfreunde in Turin und Genf: man sympathisirt mit ihnen, aber man nimmt sie nicht ernst. Maximilian Harden.

Notizen.

Deutsche Literaturkunde. Lesebuch von P. Ehrfurth und H. Lindner. (Potsdam, Aug. Stein.) — Diese von zwei bewährten Schulmännern mit Takt und Geschmack zusammengestellte Auswahl charakteristischer Stücke in Poesie und Prosa ist zunächst als Lesebuch für die oberen Klassen mittlerer und höherer Schulen verfaßt, eignet sich aber auch um seines reichen und passenden Lesestoffs willen als Unterhaltungs- und Belehrungsbuch für das deutsche Haus. Die Stücke sind chronologisch und ohne Pedanterie nach Dichtergruppen geordnet, und geschichtliche Einleitungen, knapp und doch das Nothwendigste enthaltend, vermitteln den Zusammenhang. Die älteste Literatur ist kurz, die klassische eingehend berücksichtigt; von den Neueren ist das Charakteristische und von den Neuesten das Wichtigste ausgewählt wie Ernst Curtius, W. v. Giesebrecht, Mommsen, Riehl, Freytag (hier protestiren wir im Namen des Dichters gegen das abgelehnte adelnde Prädicat), Hamerling, Bodenstedt, Dahn, Wolff, Rittershaus ꝛc.

In ferner Inselwelt. Roman von Christian Benkard. (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.) — Ein abermaliger Versuch, die colonialpolitischen Bestrebungen im Roman dichterisch zu verwenden, und im Ganzen wohl gelungen. Offenbar urtheilt der Verfasser nicht nach bloßem Hörensagen, denn seine Schilderungen athmen Wahrheit und haben Localfarbe. Der Held ist ein Hamburger Kaufmann, und wenn uns auch seine Liebe zu der tahitischen Königstochter etwas allzu romantisch anmuthet, so befriedigt doch die gelungene Charakterzeichnung, der effectvolle Schluß. Angesichts der jüngsten Vorfälle auf und vor Samoa wird der Roman besonders interessiren. Auf deutschem Boden spielt der im nämlichen Verlag erschienene neue Roman Robert Byr's: Waldidyll, der zur besseren Unterhaltungsliteratur zählt. Der trotzige Oberförster und seine ehemalige Geliebte sind gut gezeichnet, und wie ihr Haß im Angesichte des Herzensbündnisses ihrer Kinder schwindet, wird mit feinen Zügen geschildert. Zu loben ist endlich die Waldstimmung, von der sich die Salonscenen wirkungsvoll abheben.

Fromm und Frei. Eine Ostergabe in religiösen Dichtungen von Hermann Allmers. (Oldenburg, Schulze'sche Hofbuchhandlung.) — Berthold Auerbach nannte einmal die zahlreichen Gebildeten unserer Zeit, die sich dem äußeren Ceremoniendienst entziehen und dabei doch tief religiös denken und fühlen, die Kirchenberaubten. In dem Verfasser der „römischen Schlendertage" haben wir einen solchen Mann zu begrüßen, der fromm im Glauben und Denken und Handeln, aber nicht minder frei ist. Von der Höhe einer gereiften Weltanschauung, voll männlichen Ernstes legt der treffliche Poet sein Glaubensbekenntniß in formvollendeten Dichtungen nieder, die innerlich und äußerlich viel Berührungspunkte mit denen des verstorbenen Aesthetikers Vischer bieten. Wer selber noch um Klarheit in seinem Innern ringt, wer sie gewonnen hat, Allen sei diese Ostergabe auf's Beste empfohlen. g.

Digitized by Google

Inserate.

Soeben erschien in unserm Verlage:

Grundriss der Statistik

der

Staatenkunde.

Ein Nachschlagewerk u. kulturgeschichtliches Lesebuch

von

Dr. Karl Walcker,

Docenten der Staatswissenschaften an der Univ. Leipzig.

XII und 340 Seiten. Preis ℳ 6.—

Das gemeinverständliche Walcker'sche Werk ist ähnlich gehalten wie das bekannte Kolb'sche Handbuch, dessen letzte, 8. Auflage schon 1879 erschienen ist. Walcker giebt aber auch viele Daten, die bei Kolb ganz fehlen, oder nur kurz berührt sind. In Roscher's Geschichte der Nationalökonomie wird Walcker als „vielseitig und geistreich" bezeichnet.

Berlin W. 56. Mayer & Müller.

Roman-Manuscript, ca. 16—18 Druckbog., zu verkaufen. Offerten unter **M. K. 600** postlagernd Postamt I. **Dresden-A.**

Neueste belletristische Erscheinungen

aus der

Deutschen Verlags-Anstalt

in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Iwan der Schreckliche und sein Hund.

Roman von

Hans Hoffmann.

Preis geheftet M. 3.—; fein gebunden M. 4.—.

Nubia.

Erzählung von

Richard Voß.

Preis geheftet M. 3.—; fein gebunden M. 4.—.

Wer ist sie?

Roman von

Hans Wachenhusen.

Preis geheftet M. 4.—; fein gebunden M. 5.—.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

CACAO-VERO,

entölter, leicht löslicher Cacao.

Unter diesem Handelsnamen empfehlen wir einen in Wohlgeschmack, hoher Nährkraft, leichter Verdaulichkeit und der Möglichkeit schnellster Zubereitung (ein Aufguss kochenden Wassers ergiebt sogleich das fertige Getränk) unübertreffl. Cacao.

Preis: per 1/2 1/3 1/2 1/4 = Pfd.-Dose
850 300 150 75 Pfennige.

HARTWIG & VOGEL
Dresden

Zu haben in den meisten Conditoreien, Colonial-, Delicatess- und Droguengeschäften.

Spät erblüht. Aufgefundene Gedichte von **Ernst Moritz Arndt.** Herausgegeben von *A. von Freydorf.* Mit einem Vorwort von *Victor von Scheffel* in Handschrift. Elegant gebd. in Goldschnitt ℳ 2.40.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Im Verlage der Unterzeichneten ist soeben erschienen u. durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Altes und Neues

von

Friedrich Theodor Vischer.

Neue Folge.

Inhalt: Hebbel. — Schiller-Rede. — Mörikofer. — Durcheinander. — Ein italienischer Sonettendichter. — Leiden des Buchstabens R. — Nachruf an Auerbachs Grab. — Kleiner Beitrag zur Charakteristik Goethes. — Rede am Geburtshaus von Strauß. — Schiller (Weltrich). — Griechische Frühlingstage. — Das Symbol. — Aphorismen.

24 Bogen gr. Oktav. Geh. M. 6.—, in Halbfranzband elegant gebunden M. 8.—.

Stuttgart. Adolf Bonz & Comp.

AU BON MARCHÉ.

Durch reelle Billigkeit u. erprobte Qualität aller seiner Waaren ist das Haus **„AU BON MARCHÉ"** als seines Titels wirklich würdig anerkannt.

Firma
Aristide Boucicaut.
Paris.

Jede der Bestellung oder den Erwartungen nicht entsprechende Waare nehmen wir auf Verlangen ohne Schwierigkeit zum Umtausch oder gegen Werthersatz zurück.

Modewaaren-Magazin, welches in allen seinen Artikeln die vollkommenste, reichste und eleganteste Auswahl vereinigt.

Seiden-, Woll-, Phantasie- und bedruckte Baumwollstoffe, Leinwand, weisse Baumwollstoffe, Gardinen, Tischwäsche, Damen- u. Kinder-Costüme, Mäntel, Morgen- u. Hauskleider, Röcke, Unterröcke, Jersey-Taillen, Herren- u. Knaben-Anzüge, Herren- u. Damen-Hüte, Schuhwaaren, fertige Weisswaaren für Damen u. Kinder, Herren- u. Knaben-Hemden, Möbel, Teppiche, Bettstellen u. Bettwerke, Bett-, Reise- u. Pferde-Decken, Pariser Artikel, Posamenterie- u. Kram-Waaren, Bänder, Spitzen, Taschentücher, Handschuhe, Strumpfwaaren, Cravatten, Encas, Sonnen- u. Regenschirme, Fächer, Parfümerie-Waaren u. s. w. **Billige u. reelle Bedienung** ist der beständige Grundsatz der Firma „AU BON MARCHÉ". — Der gewissenhaften Durchführung dieses Principes verdanken wir den, bis heute einzig in seiner Art, unserem Hause verliehenen Aufschwung. Muster, Kataloge, Albums u. s. w. versenden wir **franco** per Post nach allen Welttheilen. **Waarensendungen nach Deutschland,** deren Werth 25 Fr. erreicht oder übersteigt, erfolgen **franco Fracht** bis zum Bestimmungsorte resp. bis nächstgelegener Bahn- oder Poststation, mit Ausnahme jedoch von Möbeln, Bettgeräthen und einiger in unsern Katalogen näher bezeichneten Artikel; Eingangszoll u. Verpackungskosten verbleiben immer zur Last der Empfänger. **Die Magazine „AU BON MARCHÉ" speciell zur Betreibung eines Modewaaren-Geschäfts errichtet, sind die grössten, bedeutendsten und am besten eingerichteten; dieselben enthalten alles was die Erfahrung als nützlich, bequem und angenehm erwiesen und können als eine der Sehenswürdigkeiten von Paris angeführt werden. Dolmetscher in allen Sprachen stehen zur Verfügung geehrter Fremden, welche die Magazine und deren Einrichtungen zu besichtigen wünschen.** Das Haus „AU BON MARCHÉ" ist das von den Fremden während ihres Aufenthalts in Paris mit Vorliebe besuchte Magazin. — Sein stetes Bestreben diesen Vorzug zu verdienen und seine fortwährend erweiterten Vergrösserungsbauten, welch letztere von sehr grossem Umfange, ermöglichen ihm beständig neue Fortschritte zu erzielen und hauptsächlich in gegenwärtigem Jahre, bei Anlass der **Weltausstellung,** mehr als je, einen besondern Reiz und alle möglichen Vortheile unserer geehrten Kundschaft zu bieten, welche bereits durch Erfahrung gewöhnt, das Haus **„AU BON MARCHÉ" als das in der ganzen Welt einzig in seiner Art dastehende Magazin** anzuerkennen. **Dasselbe hat für den Verkauf weder Filialen noch Reisende, Agenten oder sonstige Vertreter, weder in Frankreich noch im Auslande, und bitten wir unsere geehrten Kunden sich vor Kaufleuten zu hüten, welche sich missbräuchlich unseres Titels bedienen.** Das Haus **„AU BON MARCHÉ"** ist in der Weltausstellung 1889: 1) Klasse 18: Möbel-, Tapezier- u. Decorateur-Arbeiten; 2) Klasse 35: Farbige Weisswaaren für Damen, Herren u. Kinder; 3) Klasse 36: Damen- u. Kinder-Toiletten, Herren- u. Knaben-Anzüge; 4) in der Ausstellung von National-Oekonomie vertreten.

Verlag von Hermann Costenoble in Jena.

Zweite Volks- und Familienausgabe.

Neu durchgesehen und herausgegeben von

Dietrich Theden.

Fr. Gerstäcker's Ausgewählte Werke.

Erscheint in zwei Serien, jede in ca. **70 Lieferungen** od. **12 Bänden.** Jede Lieferung von mindestens **6 Bogen** in 8° in elegantestem Druck auf holzfreiem Papier nur

30 Pfge.

der brochirte Band von **30—40 Bogen 1 M. 80 Pfg.,** der geb. Band **2 M. 50 Pfg.** Lieferung 1 ist in jeder Buchhandl. vorräthig. Alle 8—14 Tage eine Liefg.

Gerstäcker's Werke sind von Interesse für jeden Stand und jedes Alter, und jedem Alter können sie unbedenklich in die Hand gegeben werden. Fr. Kreyssig sagt: Gerstäcker's nicht zu gering anzuschlagende Stärke liegt in der unerschöpflichen Erfindungsgabe, der immer spannenden Handlung, den ganz vortreffl. Naturschilderungen und in der frischen Farbe des Selbstgeschauten.

Redaction: Berlin S.W., Möckernstr. 67. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig. Expedition: Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.

Digitized by Google

№ 21. Berlin, den 25. Mai 1889. Band XXXV.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Theophil Zolling in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 30 Pf.

Inhalt: Deutschland und Italien. Von Friedrich Boettcher, M. d. R. — Der Reichszuschuß zur Alters- und Invalidenversorgung. Von W. Kulemann, M. d. R. — **Literatur und Kunst:** Neuere Untersuchungen zur deutschen Alterthumskunde. Von H. Bohm. — Ein Romantiker des Realismus. (Gustave Flaubert.) Von Wilhelm Weigand. — Neue Novellen von Hans Hoffmann. Von Z. — **Feuilleton:** Andrea. Von Constantius Flood. Autorisirte Uebersetzung aus dem Norwegischen. — **Aus der Hauptstadt:** F. A. von Kaulbach in Schulte's Kunstsalon. Von G. M. — Dramatische Aufführungen. „Die Nibelungen." Ein deutsches Trauerspiel in drei Abtheilungen von Friedrich Hebbel. Von Maximilian Harden. — Notizen. — Inserate.

Deutschland und Italien.

Von Friedrich Boettcher, M. d. R.

Würdig, wie es einer Kaiserstadt geziemt, hat Berlin den König Humbert empfangen. Jenen begeisterten Jubel, welcher Wilhelm II. umbrauste, als er im October v. J. in der Ewigen Stadt am Tiber einzog, mag der Beobachter hier im kühlen Norden vermißt haben. Dazu fehlte die leidenschaftliche Erregtheit des Südländers, dazu fehlte vor Allem das weltgeschichtliche Moment, welches das italienische Volk aus bekannten Gründen in dem ersten Besuche eines der mächtigsten Monarchen in der Hauptstadt des italienischen Nationalstaates erblickte. Aber an Herzlichkeit und Aufrichtigkeit hat der Berliner Empfang dem römischen nicht nachgestanden. Denn wir zollen dem erlauchten Sprossen des ritterlichen Hauses Savoyen nicht nur die Achtung, welche Niemand einem unter schwierigen Verhältnissen bewährten Fürsten versagen kann, sondern mehr noch begrüßen wir in ihm das Haupt eines durch festbegründete Freundschaft mit uns verknüpften Volkes.

Gewisse Vorgänge der jüngsten Zeit haben Manchem die Frage nahe gelegt, ob diese Freundschaft, bei Licht besehen, nicht eine leere Phrase sei. Es ist gut, ein offenes Wort darüber zu reden.

Ohne Zweifel gibt es weite Kreise in Italien, welche an dem Bündniß mit den mitteleuropäischen Kaisermächten keine Freude haben. Am lautesten bekundet dies die äußerste Linke. Sie besteht aus offenen und verschämten Republikanern, das Ziel ihrer Sehnsucht ist die innigste Verbindung mit Frankreich; somit bekämpft sie Alles, was diesem Streben im Wege steht. In ihrem blinden Eifer hat sie sich bis zu der lächerlichen Anmaßung verstiegen, dem König die Reise nach Berlin während des Mai geradezu verbieten zu wollen, weil dieselbe als eine Demonstration gegen die Pariser Revolutionsfeier und damit als eine Beleidigung Frankreichs aufgefaßt werden könnte.

Neben den Schwärmern für die „heilige republikanische Idee" steht eine andere Art von Unzufriedenen, Diejenigen, welche unter dem handelspolitischen Bruche mit Frankreich zu leiden haben, in erster Linie der Weinbau, die Viehzucht, die Seidenproduction. Man hat gut sagen, daß dieser Bruch auch ohne den Eintritt Italiens in die Tripelallianz gekommen wäre, daß die Unmöglichkeit, sich über einen neuen Handelsvertrag zu verständigen, schon älteren Datums und lediglich durch die übertriebenen Schutzzollansprüche der französischen Agrarier verursacht sei. Die nothleidenden italienischen Producenten lassen darum doch nicht von der Ansicht, daß Crispi's deutschfreundliche Politik die Hauptschuld an der Halsstarrigkeit des Nachbarlandes trage. Und sie mögen nicht ganz Unrecht haben. Herr Antoine hat neulich in Marseille einem Correspondenten des Mailänder „Secolo" erklärt, so lange Italien nicht aus dem Dreibunde ausgetreten sei, werde er nie in einen neuen Handelsvertrag willigen. So komisch uns Deutschen, die wir die grenzenlose Unbedeutendheit des „Märtyrers von Metz" kennen, diese Großsprecherei klingen mag, so ist doch kein Zweifel, daß Herr Antoine dem in Frankreich herrschenden Gedanken Ausdruck gegeben hat. Man will Italien durch eine Art wirthschaftlicher Aushungerung zur politischen Unterwerfung zwingen. Was Wunder da, wenn Manche von der unentwegten Fortsetzung der gegenwärtigen internationalen Politik für die hauptsächlichsten Productionszweige Italiens eine Calamität ohne Ende befürchten?

Dazu kommt noch das Ungemach, welches die bedrängte Lage der Staatsfinanzen bei dem in Italien bereits vorhandenen harten Steuerdruck doppelt intensiv erzeugen muß. Heer, Marine, Befestigungsarbeiten verschlingen unverhältnißmäßig hohe Summen. Ist es da nicht begreiflich, wenn der Durchschnittsbürger jenen einschmeichelnden Stimmen nicht unzugänglich bleibt, die ihm beweisen, daß man ihm für eine krankhafte und lediglich dem Interesse Anderer zu Gute kommende Großmachtspolitik das Mark aussauge, während aus dem Anschlusse an das republikanische Frankreich der Völkerfriede mit allen Segnungen wirthschaftlichen Gedeihens erblühen werde?

Derartige Stimmungen walten heute weithin auf der apenninischen Halbinsel über und vielleicht noch mehr unter der Oberfläche. Es wäre leichtfertig, sie zu übersehen, aber nicht minder unberechtigt, sie zu überschätzen. Das italienische Volk besitzt bei aller Beweglichkeit und Leidenschaftlichkeit des Gemüths eine Gabe, die ihm in entscheidenden Augenblicken seiner Politik schon oft zu Statten gekommen — das ist sein kühl berechnender Verstand. Auf ihn wird man auch in den jetzigen kritischen Zeitläuften zählen können.

Wie weit die republikanischen Ideen in dem heutigen Italien wirklich Boden haben, ist schwer zu beurtheilen. Die Thatsache, daß das rührigste Preßorgan dieser Richtung, der „Secolo", im ganzen Lande, und besonders in den mittleren und unteren Klassen, seine Leser findet, will nicht viel beweisen. Sein Verleger hat es eben verstanden, zu einer Zeit, als die Concurrenten noch im alten Schlendrian dahinlebten, durch ein raffinirtes Gemisch telegraphischer Sensationsnachrichten, angenehmer Unterhaltungslectüre und prickelnder Skandalgeschichten, durch den geringen Preis von einem Soldo und durch eine unverfrorene Reclame im größten Stile überall Fuß zu fassen.

Digitized by Google

Das kann umsoweniger Wunder nehmen, als der monarchische Sinn im größten Theile des italienischen Volkes durch die Herrschaft fremder Dynastien schwer erschüttert war. Erst ganz allmählich kann derselbe durch die in das Volksbewußsein sich einlebende unzertrennliche Verbindung des nationalen Gedankens mit dem savoyischen Königshause wieder erstarken. Und der Radicalismus läßt es an keiner Anstrengung fehlen, diesen Erstarkungsproceß zu hindern, zu durchkreuzen. Vor Allem der Erinnerung an den Revolutionshelden Garibaldi sucht man sich dazu zu bedienen. Damit verknüpft sich die Klage um die Italia irredenta; man thut, als würde der alte Haudegen, wäre er am Leben und bei Kräften geblieben, die „noch unter dem österreichischen Joche schmachtenden Brüder" längst erlöst haben, während dem Könige durch dynastische Rücksichten die Hände gebunden seien. Die alte Gewohnheit, gegen das verhaßte Oesterreich zu wühlen, steckt noch so tief im italienischen Wesen, daß irredentistische Brandreden, wie z. B. der Abgeordnete Imbriani noch ganz vor Kurzem deren eine im Parlament gehalten hat, in weiten Kreisen immer einer zündenden Wirkung sicher sein können.

Nichtsdestoweniger ist von Alledem eine wirklich ernste Gefahr für die Monarchie schwerlich zu befürchten. Die nüchterne Ueberlegung, welche bei dem Italiener dem Aufflackern der Leidenschaft sehr rasch zu folgen pflegt, läßt denn doch auch den minder Urtheilsfähigen erkennen, daß die Politik des republikanischen Radicalismus, trotz aller Versicherungen von Völkerverbrüderung und ewigem Frieden, Italien im Handumdrehen in die blutigsten Kriege stürzen würde. Zudem fehlen, in Folge der geringen Entwickelung der Großindustrie, jene breiten, fest geschlossenen Massen, für welche sich die republikanische Idee mit der wirthschaftlichen Existenzfrage verknüpft. Das revolutionäre Element der Zukunft liegt vielleicht in der besitzlosen Landbevölkerung, deren wenig befriedigende Lage für die italienische Staatskunst über kurz oder lang ohne allen Zweifel eins der schwierigsten, verhängnißvollsten Probleme werden wird. Für den Augenblick aber ist der „Contadino" noch lange nicht so weit, um sich zu einer über das ganze Königreich sich erstreckenden Verbindung zusammenzuthun, welche die Abschaffung des Pachtsystems, die Schaffung bäuerlichen Besitzes auf ihre Fahne schriebe.

Ernstere Sorgen, als die eigentlich revolutionäre Gefahr, mögen Herrn Crispi aus der Unzufriedenheit der landwirthschaftlichen Producenten über die gestörten Handelsbeziehungen zu Frankreich erwachsen. Aber auch hier darf man auf den Sieg der gesunden Vernunft vertrauen. Gewiß, der Schlag hat den italienischen Landbau für den Augenblick schwer getroffen; indeß, bei näherer Ueberlegung erkennt man vielleicht, daß die wirthschaftliche Emancipation von Frankreich früher oder später unvermeidlich war, wenn anders Italien die Großmacht wirklich sein will, welche zu sein es beansprucht. Zu lange hat man in dieser Abhängigkeit von dem mächtigen Nachbarn bequem dahin gelebt; jetzt zwingt die Noth, sich auf die eigenen Füße zu stellen, selbst zu unternehmen, neue Absatzmärkte zu suchen. Das mag bitter sein, aber warum sollte es nicht gelingen? Schon hat der italienische Weinhandel in Südamerika mit dem französischen einen ernsten Concurrenzkampf begonnen; in England, in Deutschland macht die Einfuhr und der Verbrauch italienischer Weine sichtlich Fortschritte. In wenigen Jahren wird man die bisher nur allzu sehr vernachlässigte Behandlungsmethode genügend verbessert haben, um eine dem Bordeaux ebenbürtige Qualität zu liefern. Wenn nur jener kühne und umsichtige Unternehmungsgeist, vermöge dessen Italien so lange den Mittelmeerhandel beherrschte, erst wieder zu seiner vollen Schaffenskraft erweckt ist! Alsdann werden sich auch der inneren wirthschaftlichen Entwickelung des Landes neue Bahnen öffnen. Mag immerhin das französische Kapital sich, wie gedroht wird, zurückziehen! Die neueren Anleihen haben gezeigt, daß für Italien Geld überall zu haben ist — und nicht nur für den Staat, sondern ebenso für die Privatwirthschaft. Wie sollte es auch anders sein bei einem Lande, dessen natürliche Leistungsfähigkeit auf wichtigen Gebieten der Urproduction geradezu unerschöflich ist?

Und der vollberechtigte Glaube an sich selbst, an seine Zukunft wird dem italienischen Volke auch die Kraft geben, der finanziellen Schwierigkeiten seines Staatswesens Herr zu werden. Es gibt kein Volk, das für seine staatliche Selbständigkeit schwerere materielle Opfer gebracht hätte. Dieser ruhmvolle Zug der Geschichte der italienischen Einheitsbestrebungen wird auch in dem heutigen Geschlechte die Oberhand behalten. Der ungeheuerliche Widerspruch des Gebahrens der Radicalen, fortwährend die Größe und Unabhängigkeit des Vaterlandes im Munde zu führen und im selben Athemzuge sich über die Kostspieligkeit der Crispi'schen Politik zu ereifern, liegt doch auch für das bescheidenste Nachdenken auf der Hand.

Der ganze Eindruck, welchen hier die wuthschnaubenden Declamationen der Radicalen, dort die feineren Intriguen anderer Feinde der heutigen Allianzpolitik Italiens machen mögen, verschwindet regelmäßig in nichts vor einem einzigen Worte: Tunis. Diese bittere Lehre hat Italien überzeugt, daß, wenn es seine unmittelbarsten Lebensinteressen wirksam wahren will, es stark gerüstet sein und mächtige Bundesgenossen haben muß. Alle Welt in Italien weiß, daß in dieser Erkenntniß allein der Grund der heutigen auswärtigen Politik zu suchen ist, und alle Welt empfindet auch bereits als Frucht dieser Politik, daß Italien heute nicht mehr zu befürchten hätte, sich von Frankreich um seine natürlichste Colonie betrogen zu sehen.

Je selbstverständlicher das ist, um so unermüdlicher sind die Franzosenfreunde darauf bedacht, dem italienischen Volk die Allianzpolitik dadurch zu verleiden, daß sie bald die Abneigung gegen Oesterreich anzustacheln, bald Italien als den Uebervortheilten darzustellen suchen. Man kann es verstehen, daß die italienische Nation zu Oesterreich nicht gern in ein so enges Verhältniß getreten ist, aber man darf auch ebenso sehr überzeugt sein, daß alle Urtheilsfähigen begreifen, warum ohne dies Verhältniß zu Oesterreich auch das Bündniß mit Deutschland nicht zu haben war. Und der müßige Streit, welcher Seite die größeren Vortheile der Tripelallianz zufallen, bleibt ohne Wirkung. Daß Deutschland das Bündniß nicht um der schönen Augen der Italienerinnen willen eingegangen ist, darüber herrscht auch jenseits der Alpen kein Zweifel. Der Einsichtige begnügt sich aber mit der Ueberzeugung, daß für Italien der Rückhalt, welchen es an Deutschland hat, schlechterdings unschätzbar ist. Denn nicht allein, daß beide Länder gar keine sich kreuzende Interessen haben, erkennt man auch in der Freundschaft mit dem Deutschen Reiche die allein sichere Gewähr, daß nicht eines Tages die römische Frage ernstlich und in bedrohlicher Weise erhoben wird.

Faßt man das Alles zusammen, so darf man sich zu dem Schlusse berechtigt halten, daß das italienische Volk mit seinem gesunden Sinne ebenso wenig wie das deutsche an dem bestehenden Bündnißverhältniß zu rütteln gewillt sein wird. Politische Freundschaften werden nicht aus Sentimentalität geschlossen. Nur wo auf beiden Seiten klare und dauernde Vortheile vorhanden sind, können sie aufrichtig sein. Diesen Bedingungen entspricht das Verhältniß zwischen Deutschland und Italien. Und so begrüßt das deutsche Volk König Humbert auch beim Scheiden mit den aufrichtigsten Wünschen als unseren besten Freund.

Der Reichszuschuß zur Alters- und Invalidenversorgung.

Von W. Kulemann, M. d. R.

„Wer für den Reichszuschuß stimmt, ist ein Socialdemokrat," sagte Windthorst in der Reichstagssitzung vom 28. März d. J., obgleich er wußte, daß ein Theil seiner Parteigenossen im Begriffe stand, dieses Verbrechen zu begehen. Die Bezeichnung als Socialdemokraten sollte zweifellos im Sinne Windthorst's einen schweren Vorwurf bedeuten, und so wirft denn diese Aeußerung, insbesondere in Verbindung mit den übrigen Reden, welche am gedachten Tage von Windthorst und

Digitized by Google

Dr. Orterer auf der einen, und von Reichensperger auf der anderen Seite gewechselt wurden und an Schärfe der äußeren Form den Kämpfen erbitterter politischer Gegner nichts nachgaben, ein scharfes Schlaglicht auf die tiefgreifenden Gegensätze, welche im Schoße der Centrumspartei einstweilen noch neben einander bestehen und Raum zu haben scheinen, aber immerhin geeignet sind, die Frage nach der Möglichkeit der Dauer eines solchen Verhältnisses berechtigt erscheinen zu lassen.

Aber die Erörterung dieser Frage liegt nicht im Zwecke dieser Betrachtung, wobei, um Mißdeutungen vorzubeugen, lediglich bemerkt sein mag, daß es durchaus als offene Frage behandelt werden muß, ob ein Zerfall des Centrums, mindestens zur Zeit, vom Standpunkte seiner Gegner aus zu wünschen ist oder nicht. Uns interessirt hier vielmehr ausschließlich die sachliche Richtigkeit der Windthorst'schen Behauptung, und es wird um so weniger als überflüssig angesehen werden dürfen, dieselbe nach dieser Richtung hin einer Prüfung zu unterziehen, als die Gegnerschaft gegen den Reichszuschuß sich keineswegs auf die Ultramontanen und die Freisinnigen beschränkt, sondern selbst unter denjenigen, welche für denselben gestimmt haben, sich nicht wenige befinden, die nur schweren Herzens sich hierzu entschlossen haben und jedenfalls das Gesetz viel freudiger begrüßt haben würden, wenn dasselbe von einer Herbeiziehung des Reiches Abstand genommen hätte.

Befänden sich unsere wirthschaftspolitischen Verhältnisse nach jeder Richtung in derjenigen Beschaffenheit, welche wir wünschen müssen und auch für die Zukunft durchaus erhoffen dürfen, so würde für den Reichszuschuß kaum ein Raum bleiben. Der Lohn des an der Herstellung der Waare betheiligten Arbeiters ist ein Theil, und zwar der wesentlichste Theil, der Herstellungskosten. Nun muß dieser Lohn offenbar so bemessen werden, daß er dem Arbeiter ein menschenwürdiges Dasein ermöglicht, und wenn dieser Begriff allerdings noch ein sehr dehnbarer ist, so bildet doch bei seiner näheren Abgrenzung ein in erster Linie bestimmendes Moment gerade die Vergleichung der allgemeinen Lebenslage und Lebenshaltung der im Staate vorhandenen Bevölkerungsklassen. Eine völlige Gleichheit derselben hat es niemals gegeben und würde es selbst im socialdemokratischen Staate nicht geben; wäre sie jemals denkbar und erreichbar, so wäre sie jedenfalls zugleich die Aufhebung aller Fortentwickelung und aller Cultur, denn mit ihr verschwände aus dem menschlichen Leben die einzige Triebkraft, die es in Bewegung erhält. Allgemeine Erschlaffung, völliger Stillständ des großen socialen Mechanismus würde die unmittelbare Folge sein.

Ist deshalb die Verschiedenheit der Lebenshaltung in der Naturordnung begründet, so ergibt sich dagegen aus dieser selben Quelle zugleich die Grenze ihrer Berechtigung. Dieselbe ist gegeben mit der Nothwendigkeit, dem Egoismus einen Antrieb zu schaffen, welcher ihn veranlaßt, die im Menschen schlummernden Kräfte zur Entfaltung zu bringen. Ueberschreitet die Ungleichheit diese Grenze, wird sie größer, als sie hiernach naturnothwendig geboten ist, steigert sie sich insbesondere zu einer Höhe, bei welcher der Eine darbt, während der Andere im Ueberflusse schwelgt, so wird sie unberechtigt, und ist derjenige, welcher darben muß, der Arbeiter, so liegt eben hierin der Beweis dafür, daß die Productionskosten mit Unrecht zu niedrig bemessen sind, und der Consument die Waare zu einem Preise erhält, welche der normalen Productionsbedingung nicht entspricht.

Dieser Fall liegt bei uns vor, in Deutschland, wie in allen übrigen Culturländern. Die Gründe seiner Entstehung zu untersuchen, würde hier zu weit führen. Es genügt, sein Vorhandensein anzuerkennen und darüber einig zu sein, daß der Arbeitslohn als Factor der Productionskosten erhöht werden muß. Dabei ist noch nicht im Geringsten darüber abgesprochen, ob bei den jetzigen Verhältnissen der Unternehmer einen zu hohen Gewinn bezogen hat. Es ist sehr wohl möglich, daß dies nicht der Fall ist. Dann hat er aus dem Grunde zu billig verkauft, weil er selbst zu Unrecht an den Productionskosten gespart hatte. Es ist deshalb seine Sache, mit den letzteren auch den Preis zu erhöhen und in diesem die den Arbeitern zugewendete Lohnerhöhung auf die Gesammtheit der Consumenten abzuwälzen.

Das Ergebniß der vorstehenden Erwägung geht offenbar dahin, die ganze Last der Alters- und Invaliditätsversicherung dem Arbeitgeber allein aufzuerlegen, wie es ja auch von mehrfachen Seiten gefordert wird. Gibt man zu, daß der Forderung einer menschenwürdigen Existenz des Arbeiters nur dann Rechnung getragen ist, wenn nicht nur für die Tage der vollen Arbeitskraft sein und der Seinigen Auskommen gesichert, sondern wenn zugleich auch für die Zeit der nachlassenden Rüstigkeit gesorgt ist, räumt man daneben ferner ein, daß die bislang gezahlten Lohnsätze nicht ausreichen, um neben den Anforderungen der Gegenwart auch diejenigen der Zukunft zu befriedigen, so scheint in der That der Beweis geliefert, daß die einmal als nothwendig erkannte Sorge für die Erwerbsunfähigkeit des Arbeiters lediglich dem Arbeitgeber auferlegt werden muß, daß es, wie man es ganz richtig ausgedrückt hat, seine Pflicht ist, die Arbeitskraft des Arbeiters in demselben Maße durch Abschreibungen zu amortisiren, wie es bei dem sonstigen Inventar rechtlich geschehen muß und thatsächlich überall geschieht.

Immerhin bedarf das einer Beschränkung. Lediglich die Pflicht, materiell und im schließlichen Erfolge die Last zu tragen, ist durch die obige Beweisführung nachgewiesen, nicht aber ist bereits darüber entschieden, ob es rathsam sei, die erforderlichen Beträge unmittelbar vom Arbeitgeber zahlen zu lassen, oder sie vom Arbeiter zu erheben und ihm lediglich einen Ersatzanspruch gegen den Ersteren zu geben. Bezog der Arbeiter bisher 3 Mk. an Lohn und ist es, um ihm eine angemessene Rente für den Fall der Erwerbsunfähigkeit zu gewähren, nöthig, auf seinen Namen 30 Pf. an eine Versicherungsanstalt zu zahlen, so ist es offenbar gleichgültig, ob der Arbeitgeber selbst die 30 Pf. zu zahlen hat, oder ob diese Pflicht dem Arbeiter obliegt, nachdem zuvor sein Lohn von 3 Mk. auf 3 Mk. 30 Pf. erhöht ist. Ebenso kann man einen Mittelweg gehen, bei welchem Jeder von Beiden die Hälfte übernimmt.

Dieser letztere Weg, wie er wirthschaftlich keine Verschiedenheit bedeutet, bietet dagegen ethisch einen äußerst werthvollen Vorzug. Es liegt im innersten Wesen des Menschen begründet, daß er ein ihm zu Theil werdendes Gut in ganz anderem Maße schätzt, wenn er selbst zu seiner Erreichung beigetragen hat, als wenn es ihm ohne sein Zuthun geboten wird. Aber noch mehr als das. Würden die Beiträge zur Versicherung lediglich vom Arbeitgeber geleistet, so wäre es nicht wohl zu rechtfertigen, an der Verwaltung dem Arbeiter einen Antheil einzuräumen, und doch ist diese Betheiligung aus dem bereits bezeichneten psychologischen Grunde gerade wieder eine der wesentlichsten Vorbedingungen zur Erreichung des angestrebten socialpolitischen Zweckes.

Ebenso aber ist es erforderlich, daß der Arbeitgeber einen Theil der Beiträge unmittelbar an die Versicherungsanstalt zahlt. Würde er wirklich den Lohn um die volle Summe dieser Beiträge erhöhen, und dafür dem Arbeiter deren Abführung an die Anstalt übertragen werden, so würde es nicht möglich sein, diese gewissermaßen mittelbare Beitragsleistung dem Bewußtsein des Arbeiters mit ausreichender Bestimmtheit gegenwärtig zu halten, er würde sich nicht den Glauben nehmen lassen, daß er selbst allein die volle Last zu tragen habe.

Im Vorstehenden ist, wie ersichtlich, davon ausgegangen, daß auch der nach dem Gesetze dem Arbeiter zur Last fallende Antheil thatsächlich in Form erhöhten Lohnes von dem Arbeitgeber getragen werden wird. Allerdings wird dieser Erfolg vielleicht nicht sofort eintreten. Aber, wie es für landwirthschaftliche Arbeiter und Dienstboten schon jetzt nach allseitiger übereinstimmender Auffassung keinem Zweifel unterliegt, daß der dem Arbeitgeber freigestellte Abzug am Lohne thatsächlich unterbleiben wird, so ist auch für die industriellen Arbeiter nach dem Grundsatze des ehernen Lohngesetzes, da die zur Zeit gezahlten Löhne kaum das Existenzminimum überschreiten,

Digitized by Google

eine entsprechende Erhöhung derselben um so mehr lediglich eine Frage der Zeit, als die Löhne schon seit einer Reihe von Jahren sich in aufsteigender Richtung bewegen.

So weit wäre also Alles in Ordnung und der Forderung entsprechend, daß die Last der Invaliditätsversicherung lediglich als ein Theil der Produktionskosten von dem Arbeitgeber zu bestreiten und von diesem in Form eines Preisaufschlages auf die Gesammtheit der Consumenten abzuwälzen ist. Ist nun demgegenüber eine Beitragsleistung des Reiches überall zu rechtfertigen oder hat man eine solche grundsätzlich abzulehnen?

Offenbar deckt sich ja das Reich in seinem Umfange mit der Gesammtheit der Consumenten, und es könnte zunächst scheinen, als ob insofern die eben aufgestellte Forderung der Abwälzung auf sämmtliche Consumenten durch einen Zuschuß des Reiches erfüllt würde. Allein mindestens bei dem zur Zeit in Deutschland bestehenden, vielleicht aber überhaupt bei jedem für staatliche Zwecke brauchbaren Steuersystem wird die Vertheilung der Last sich ganz wesentlich anders gestalten, wenn sie sich nach dem Maße des Steuerbeitrages vollzieht, als wenn sie in der Erhöhung des Preises zum Ausdruck kommt. Nur bei Zöllen, welche lediglich nach dem Werthe der Waaren erhoben werden, deckt sich Beides völlig, und annähernd auch bei allen Verbrauchsabgaben. Dagegen bewirken die nach dem Vermögen, den Erwerbs- und Besitzverhältnissen erhobenen directen Steuern eine wesentliche Verschiebung zu Gunsten der minder wohlhabenden Bevölkerungsklassen.

Führt hiernach die Uebernahme auf die allgemeinen Steuern zu einer stärkeren Betheiligung der wohlhabenden Klassen, als der Aufschlag auf den Preis und die Productionskosten sie zur Folge hätte, so würde zu einer solchen, da die Versicherung, wie gezeigt, lediglich von der Production selbst zu tragen ist, an sich keine Veranlassung vorliegen, sofern nur eine Bedingung, aber eine sehr wichtige Bedingung erfüllt wäre, nämlich daß in unseren staatlichen Verhältnissen und insbesondere in der Betheiligung der verschiedenen Bevölkerungsklassen an den Staatslasten Alles so in Ordnung wäre, wie man es zu wünschen hätte. Aber leider ist diese Vorbedingung in der großen Mehrzahl der deutschen Staaten, wenn nicht in allen, nicht erfüllt. Nicht allein, daß in den bei Weitem meisten Staaten die directen Steuern keineswegs in einem der Gerechtigkeit und der Tragfähigkeit entsprechenden Maße geregelt sind, sondern vor Allem ist durch das zur Zeit in einseitiger Weise ausgebildete System der indirecten Steuern das Schwergewicht in einem Grade auf diese den Unbemittelten härter als den Wohlhabenden treffenden Abgaben gelegt, daß nur durch eine zur Zeit wenigstens in Preußen angestrebte, aber noch keineswegs gesicherte Reform ein Ausgleich herbeigeführt werden könnte.

So lange nun ein solcher Ausgleich nicht erzielt ist, vielmehr das bezeichnete Mißverhältniß der Belastung fortbesteht, ist es in vollem Maße gerechtfertigt, wenn der Staat aus den in einseitiger Weise vertheilten Steuern einen Theil ausschließlich zu Gunsten derjenigen verwendet, welche bei jener Vertheilung benachtheiligt sind.

Man kann diesen Gedanken von der ausgleichenden Gerechtigkeit des Reichszuschusses noch sehr viel weiter verfolgen in ein Gebiet, auf welchem allerdings die Gefahr sehr nahe liegt, zu socialistischen Grundsätzen zu gelangen. Es ist schon oben darauf hingewiesen, daß unsere socialen Verhältnisse kranken an einer ungesunden Vertheilung der Güter, an dem Ueberfluß, der Genußsucht und der Ueberhebung auf der einen, und dem Mangel, der Begehrlichkeit und der Auflehnung gegen die natürliche Ordnung auf der anderen Seite. Jede Maßregel, welche dazu beiträgt, diesen Gegensatz zwischen Arm und Reich zu mildern, ist deshalb an sich als Fortschritt zu begrüßen, sofern sie nicht ihrerseits noch schwerer wiegende Bedenken gegen sich hat. Nur gehören zu der ärmeren Klasse zweifellos die große Ueberzahl der Arbeiter, zu der wohlhabenden oder reichen dagegen die Mehrheit der Arbeitgeber und außerdem diejenigen, welche überall nicht produciren, sondern lediglich consumiren. Eine Besserung jenes Grundfehlers unserer heutigen socialen Zustände liegt deshalb in jeder Maßregel, welche den Antheil des Arbeiters am Productionsertrage steigert und entweder den Unternehmergewinn, wo dieser das richtige Maß überschreitet, schmälert, oder, wo dies nicht der Fall ist, den vom Consumenten zu zahlenden Preis erhöht. Kann dies nun nicht auf andere Weise erzielt werden, so kann vorläufig und bis zur Durchführung eines besseren Weges eine Maßregel Berechtigung haben, welche unmittelbar auf dem Wege des staatlichen Zwanges aus der Gesammtheit der von allen Steuerpflichtigen aufgebrachten Staatseinnahmen eine Summe zur Aufbesserung der Lage eines Theiles dieser Steuerzahler verwendet und so thatsächlich eine Güterverschiebung von rechts nach links zur Folge hat. Die volle Wirkung freilich würde diese Maßregel erst erzielen, wenn die Steuerverhältnisse in der oben bezeichneten gerechteren Weise geregelt wären; aber immerhin behält ein Act, welcher einem Theil der Staatsangehörigen aus den gemeinsamen Staatsmitteln einen Vortheil gewährt, so lange die mehrgedachte ausgleichende Wirkung, als diese Staatsmittel noch irgendwie aus anderen Quellen, als den eigenen Beiträgen der Begünstigten gewonnen werden.

Ist hiernach der Reichszuschuß unter den bei uns zur Zeit obwaltenden Verhältnissen grundsätzlich gerechtfertigt, so ist er gleichzeitig das einzige Mittel, die wesentlichsten Zwecke des vorliegenden Gesetzes zu erreichen.

Wollte man die Invalidenrente lediglich aus den Beiträgen der Arbeiter und Arbeitgeber bestreiten und dabei nach den Grundsätzen der Versicherungstechnik bemessen, so würde dieselbe für einen Arbeiter, der bereits bald nach seinem Beitritt bezw. nach Ablauf der Wartezeit erwerbsunfähig wird, eine so geringfügige Summe betragen, daß deren Zahlung nicht Zufriedenheit, sondern Hohn und Erbitterung wachrufen müßte. Wollte man aber aus diesen Beiträgen mehr geben, als sich versicherungstechnisch rechtfertigen läßt, so würde man einen Gewaltact begehen. Zur Vermeidung des einen wie des anderen Bedenkens gibt allein der Reichszuschuß das Mittel an die Hand. Zahlt das Reich, also Jemand, der an sich überall keine Verpflichtung und keinen Vortheil hat, so ist es durchaus gerechtfertigt, daß dieser freiwillige Schenkgeber die Verwendung seines Geschenkes selbst bestimmt, und bei dieser Bestimmung darf er sich dann sehr wohl durch Erwägungen der Billigkeit leiten lassen, wie sie der von ihm verfolgte socialpolitische Zweck verlangt. Vielleicht wäre es richtiger gewesen, wenn auch das vorliegende Gesetz sich streng an diese Scheidung gehalten und die Herstellung angemessener Anfangsrenten nicht unter Verletzung der versicherungsmäßigen Unterlagen, sondern lediglich durch entsprechende Vertheilung des Reichszuschusses erreicht hätte.

Aber es sind noch andere wohlmeinende Rücksichten, die ohne solchen Zuschuß nicht zu erreichen waren.

Ein Gesetz, wie das uns beschäftigende, kann, da es die Zahlung regelmäßiger Beiträge vom Beginn der versicherungspflichtigen Beschäftigung bis zum Eintritte der Invalidität, bezw. des 70. Lebensjahres voraussetzt, an sich nicht früher in seine volle Wirksamkeit treten, als bis der Beharungszustand erreicht, also bis mindestens die jetzt lebende Generation abgestorben ist. Selbst die Bestimmungen über die fünf-, bezw. dreißigjährige Wartezeit haben die bereits bestehende dauernde Geltung des Gesetzes zur Voraussetzung. So lange aber auf die versöhnende Wirkung desselben warten zu sollen, konnte man unserer Bevölkerung um so weniger zumuthen, als die Nothwendigkeit des Gesetzes selbst den Beweis für eine Unterlassungssünde der bisherigen Generation, für eine derselben zur Last fallende Verkennung der Aufgaben des Staates liefert. Da dieser Vorwurf die Gesammtheit trifft, so ist es auch deren Pflicht, einen Ausgleich durch Aufwendungen und Opfer zu schaffen, welche von der Gesammtheit zu tragen sind.

Derselbe Gesichtspunkt ist es, welcher die Bestimmungen über Erstattung eingezahlter Beiträge an die Hinterbliebenen im Falle des Todes des Versicherten rechtfertigt. Diese Erstattung ist, wie versicherungsmäßig nicht zu begründen, da der Einzahlung die durch dieselbe gewonnene Anwartschaft als Aequivalent gegenübersteht, so doch durch Rücksichten der Billigkeit durchaus geboten. Auch andere mehr untergeordnete Erleichterungen des Gesetzes, wie z. B. die dem Bundesrathe

Digitized by Google

ertheilte Ermächtigung, in gewissen Fällen der freiwilligen Versicherung die Verpflichtung zur Beibringung von Zusatzmarken zu beseitigen, lassen sich nur rechtfertigen auf dem Boden eines vom Reiche geleisteten Beitrages.

War schon der für die grundsätzliche Berechtigung des Reichszuschusses geltend gemachte Gesichtspunkt seiner Natur nach geeignet, eine solche Maßregel nur für die zeitweilig bestehenden und ausdrücklich als verbesserungsbedürftig anerkannten staatswirthschaftlichen Verhältnisse zu begründen, so beziehen auch die später aufgeführten Gründe sich sämmtlich auf Verhältnisse, welche mit dem Ablaufe einer gewissen Uebergangszeit ihre Bedeutung verlieren. Und so wird man denn in der That die Einrichtung nicht als eine für alle Zukunft unveränderlich dauernde aufzufassen, sondern daran festzuhalten haben, dieselbe später einmal durch die allein für die endgültige Gestaltung der Dinge berechtigte Uebertragung der Last auf die alleinigen Schultern der Produktion zu ersetzen. Aus diesem Grunde aber etwa eine Frist im Gesetze selbst zu bestimmen, nach welcher der Reichszuschuß in Wegfall käme, war schon deshalb ausgeschlossen, weil diese Frist auch nicht annähernd im Voraus sich übersehen läßt und möglicher Weise auf die Dauer einer Generation sich berechnen könnte. Hierin ist jedoch ein irgendwie erhebliches Bedenken nicht zu finden. Ist es gewiß richtig, daß eine demnächstige Abänderung dieser Art nur durch die Willensübereinstimmung der beiden gesetzgeberischen Gewalten herbeigeführt werden kann, so würde es doch ein geringes Vertrauen in die Richtigkeit der eigenen Ueberzeugung voraussetzen, wenn man nicht davon ausgehen wollte, daß dieselbe, sobald die Voraussetzungen dafür gegeben sind, auch die demnächst zur Entscheidung berufenen Personen bestimmen und zu derselben Entschließung führen werde, von welcher wir annehmen, daß wir selbst sie demnächst treffen würden, sofern uns die Verantwortung dafür obliegen sollte. Für die Entwickelung der staatlichen Einrichtungen auf so weite Zeit hinaus eine formale, constitutionelle Garantie zu schaffen, ist ein Ding der Unmöglichkeit, aber an ihr ängstlich kleben, hieße in der That, große Verhältnisse mit kleinem Maßstabe messen und die unwiderstehliche Gewalt nicht begreifen, welche große Ideen in sich selbst tragen.

Literatur und Kunst.

Neuere Untersuchungen zur deutschen Alterthumskunde.

Von H. Bohm.

Im Jahre 1837 erschien zu München das Werk von Kaspar Zeuß: „Die Deutschen und die Nachbarstämme", in welchem zum ersten Male sowohl die einzelnen germanischen Völkerschaften als auch die nichtgermanischen Nachbarvölker streng wissenschaftlich behandelt und ihre Abstammung und Verwandtschaft, ihre Wohnsitze und ihre Eigenart in gründlicher und scharfsinniger Weise untersucht wurden. Dieses Werk ist, obwohl in vielen Punkten veraltet und durch spätere Untersuchungen ergänzt und berichtigt — es mag nur auf Georg Waitz, auf die älteren Arbeiten von Müllenhoff und aus neuerer Zeit auf die vielseitigen Forschungen von Felix Dahn hingewiesen werden — doch seither für alle Untersuchungen auf dem Gebiete der ältesten deutschen Geschichte grundlegend gewesen. Im Jahre 1870 wurde der erste Band von Karl Müllenhoff's Alterthumskunde veröffentlicht, ein Werk, das, auf ebenso reichem Wissen wie streng methodischer Forschung beruhend, eine ganz neue eingehende Bearbeitung des schwierigen Stoffes unternahm. Aber erst durch den fünfzig Jahre nach Zeuß erschienenen zweiten Band von Müllenhoff's Alterthumskunde*) sind die Untersuchungen des ersten Bandes soweit ergänzt worden, daß jetzt ein neuer und freier Ausblick in das ganze Gebiet der germanischen Urgeschichte sich eröffnet. Neben Zeuß' Buche wird das Werk von Müllenhoff fortan für alle diesem Gebiete angehörigen Untersuchungen die Grundlage und den Ausgangspunkt bilden.

Die Lectüre eines Buches von Müllenhoff ist keine leichte Aufgabe. Eine gewisse Ungefügigkeit, die in dem Wesen des Mannes sich ausprägte, zeigt sich auch in seinem jeden Schmuck verschmähenden Stil. Indem Müllenhoff nicht sogleich die fertigen Ergebnisse seines Denkens vorlegt, sondern die mühsame Arbeit des Forschers überall deutlich hervortreten läßt, gelingt es ihm selten, seinen Stoff übersichtlich zu ordnen und die großen Gesichtspunkte, von denen er ausgeht, gleich von Anfang an klar hervorleuchten zu lassen. Um so überraschender sind die Schlußfolgerungen, welche sich ergeben, nachdem in einander greifende Untersuchungen der mannigfachsten Art langsam zu ihnen den Weg gebahnt haben. Auch der vorliegende Band konnte nicht geschrieben werden ohne die eingehendsten Studien; abgesehen von den zahlreichen Gebieten der germanistischen Wissenschaft, beruht er auf einer sicheren Beherrschung namentlich der slavischen und keltischen Sprachen und Literaturen und auf der methodischen Durchforschung der griechischen und römischen Quellen. Wie der Verfasser ihn hinterlassen hat, von den Herausgebern nur mit wenigen Zusätzen versehen, erscheint der neue Band als ein höchst achtungswerthes Werk des Scharfsinnes und der Gelehrsamkeit, während nur vereinzelte Spuren darauf hinweisen, daß der Arbeit die letzte Hand noch fehlte.

Der zweite Band setzt den Inhalt des ersten fort. Handelte es sich in jenem um die frühsten Beziehungen der Germanen zu der Culturwelt des Südens, so werden hier in erweitertem Aufbau die Berührungen unserer Vorfahren mit ihren Nachbarn dargestellt, was zu eingehenden Untersuchungen über Wohnsitze und Wanderungen sowohl der Germanen selbst wie auch der Nachbarvölker führt. Zuerst werden die im Norden und Osten die Germanen umwohnenden Völker, die Aisten, Finnen und Slaven, alsdann die Gallier behandelt. Von den beiden Hälften bietet die zweite das größere Interesse, weil in ihr diejenigen Völker, durch welche die Germanen in die Geschichte eintreten, die Kimbern und Teutonen, den Mittelpunkt der Darstellung bilden.

So sehr wir es gewohnt sind, die Kimbern und Teutonen an den Anfang unserer Geschichte zu setzen, so ist dennoch die Frage nicht völlig überflüssig, ob beide Stämme überhaupt zu den Germanen zu rechnen sind. Denn die gleichzeitigen und ziemlich lange noch auch die späteren Schriftsteller bezeichnen sie durchaus immer als Gallier, also als Kelten. Indessen ist diese Thatsache von keiner wesentlichen Bedeutung. Müllenhoff weist nach, daß sowohl der Mann, auf dessen Schriften nach seinen eingehenden Untersuchungen fast alle die Kimbern und Teutonen betreffenden Nachrichten der griechischen und römischen Geschichtsschreiber zurückgehen, Posidonius von Apamea, als auch die übrigen zeitgenössischen Schriftsteller einen Unterschied zwischen Galliern und Germanen überhaupt noch nicht kennen. Erst um das Jahr 80 v. Chr. scheint man gelernt zu haben, die beiden Nationalitäten von einander bestimmt zu unterscheiden. Aber auch jetzt konnte dies noch nicht in der Weise geschehen, daß der Name Germanen immer ausschließlich nur für das östliche der durch den Rhein getrennten beiden großen Nachbarvölker angewendet worden wäre. Vielmehr sind mit dem Worte Germanen, welches, in seiner Bedeutung zweifelhaft, gallischen Ursprungs ist, zunächst wohl nur Gallier bezeichnet worden. Es findet sich noch bei Cäsar auch für Stämme von unzweifelhaft keltischer Abkunft gebraucht. Wenn man von dem Vorkommen des Wortes im südlichen Spanien ganz absieht, so dient es namentlich zur Bezeichnung von fünf belgischen, in den Ardennen angesessenen Stämmen, den Condrusen, Eburonen, Caeroesen, Paemanen und Segnen. Alle Volks- und Personen-, Orts- und Flußnamen im Gebiet dieser Stämme sind keltisch, so daß eine Verwandtschaft mit den rechtsrheinischen Germanen als völlig ausgeschlossen erscheint. Der Name der Germanen scheint in Gallien aber früher eine noch weitere Ausdehnung gehabt zu haben. „Die nächsten Nach-

*) Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung.

Digitized by Google

barn der belgischen Germanen, die Treverer rechts an der Mosel, die Nervier links an der Schelde und Sambre waren, wie es scheint, noch zu Tacitus' Zeiten stolz auf ihre germanische Abkunft." Anscheinend ist also der Gebrauch des Namens Germanen auf dem linken Ufer des Rheins älter als seine Anwendung auf das rechtsrheinische Nachbarvolk. Die belgischen Gallier waren den Einflüssen der südlichen Cultur weniger ausgesetzt gewesen; alte, einfache Zustände hatten sich bei ihnen erhalten. Erst allmählich drang der Name Germanen von den belgischen Galliern aus auf die Völker östlich des Rheines vor; und je mehr er alsdann auf dem linken Ufer zurückwich, desto mehr dehnte er sich auf dem rechten Ufer aus. Nach dem Einbruch der Kimbern und Teutonen war man mehr und mehr zum Bewußtsein gekommen, daß die Bewohner Galliens und ihre östlichen Nachbarn zwei völlig verschiedene Völkerschaften seien, und das Bedürfniß der Unterscheidung dieser beiden Völker wurde noch vermehrt, als der Handelsverkehr links und rechts des Rheines immer mehr zunahm. Die Händler sind es hauptsächlich gewesen, die mit dem auf dem linken Rheinufer zurückweichenden, auf dem rechten Ufer des Flusses sich immer mehr ausbreitenden Namen der Germanen endlich fast ausschließlich nur das nicht-gallische, östlichere der beiden Völker bezeichneten.

Aus den bisherigen Erörterungen geht hervor, daß die alten Schriftsteller die Kimbern und Teutonen noch nicht als Germanen bezeichnen konnten, weil sie einerseits dieselben noch nicht von den Galliern unterschieden, andererseits der Name der Germanen damals überhaupt nur für linksrheinische Gallier gebraucht wurde. Als daher die Teutonen und Kimbern in Gallien verheerend eindrangen, bezeichneten die Kelten den ersteren der beiden Stämme mit dem alten, schon von Pytheas im 4. Jahrhundert angewendeten Gesammtnamen für die Nordseevölker; für den letzteren wurde ein neuer, gallischer Name erfunden (Kimbern = Räuber?). Der Name der Teutonen ist bisher stets für germanisch gehalten worden; Müllenhoff ist geneigt, auch ihn als keltisch in Anspruch zu nehmen. Ebenso wie die Volksnamen haben auch die wenigen uns überlieferten kimbrischen und teutonischen Eigennamen ein unzweifelhaft keltisches Gepräge; doch ist dies nicht zu verwundern, da sie erst aus gallischen Quellen in die Schriften der griechischen und römischen Geschichtsschreiber gedrungen sind. Alles dies ist daher nicht beweisend für die keltische Herkunft der Kimbern und Teutonen; freilich noch viel weniger für ihre germanische Abstammung. Ebenso negativ ist das Ergebniß, wenn man die alten Ueberlieferungen über die Herkunft und Heimath der beiden Völker in's Auge faßt. Zwei verschiedene Ansichten hierüber finden wir in den alten Quellen berichtet. Nach der einen Ueberlieferung sollen die genannten Völker durch eine große Fluth aus ihrer Heimath, „an den äußersten Enden Galliens" vertrieben worden sein. Dieser Sage kann indessen eine geschichtliche Grundlage nicht zugesprochen werden, weil sie sich auch bei den Galliern, mit Beziehung auf einen Theil ihres eigenen Volkes, vorfindet, und weil sie anscheinend erst von den Galliern auf die Kimbern und Teutonen übertragen worden ist. Die andere Ueberlieferung setzt den Namen der Kimbern mit dem der in der Gegend des asowschen Meeres wohnenden Kimmerier in Verbindung; dies thut namentlich Posidonius. So werthlos diese Hypothese ist, so schimmert doch eine Ahnung des richtigen Sachverhaltes bei Posidonius durch. Er hat zuerst eine Vorstellung davon, daß zwischen den Skythen im Südosten und den Kelten im Westen Europas ein Volk wohne, das weder zu den Skythen noch zu den Kelten gerechnet werden könne. Noch weiß er freilich nicht, daß dieses Volk eine dritte, selbständige Nation ist, sondern er glaubt noch an eine Mischung von Kelten und Skythen und bezeichnet das Mischvolk mit dem Namen der Keltoskythen. Bei ihm findet sich eine Schilderung der Heimath der Kimbern, welche in der treffendsten Weise das nördliche Deutschland kennzeichnet und sich auf kein anderes Land beziehen kann. In ihr ist ein ausreichender Beweis für die germanische Herkunft der Kimbern und Teutonen gegeben, und Müllenhoff glaubt von einer weiteren Beweisführung absehen zu können, nachdem der Streit über die Herkunft der beiden Völker namentlich seit Max Duncker's Untersuchungen in der Hauptsache bereits als erledigt angesehen werden kann. Die Kimbern und Teutonen sind also Germanen. Um zu genaueren Ergebnissen über ihre Herkunft zu gelangen, ist es nunmehr nöthig, sowie Müllenhoff es in der ersten Hälfte dieses Bandes für die Aisten, Finnen und Slaven gethan hat, auch die ursprünglichen Wohnsitze des deutschen Volkes genauer festzustellen.

Die Ostgrenze der Germanen war im Allgemeinen die Weichsel, nur die Gothen wohnten rechts von derselben am unteren Flußlauf. Der Urwaldgürtel, der die Mitte des heutigen Deutschlands durchzog und meistens als der hercynische Wald bezeichnet wird, bildete die Südgrenze; im heutigen Süddeutschland wohnten Kelten. Wie weit aber die Germanen nach Westen reichten, bedarf noch einer näheren Untersuchung.

Daß die Kelten in früheren Zeiten auch östlich des Rheines tief in Deutschland hinein gesessen haben, ist eine völlig feststehende Thatsache. Für die genauere Feststellung ihrer Ostgrenze geben die Namen der deutschen Flüsse einen Fingerzeig. Während die Weichsel einen undeutschen Namen führt und das Wort Visla anscheinend von den Slaven oder Lithauern übernommen worden ist, läßt sich für alle anderen Ströme von der Oder an bis zur Ems hin und für die Nebenflüsse derselben der deutsche Ursprung nachweisen. Anders ist es mit dem Stromgebiet des Rheines. Nicht nur der Name dieses Flusses selbst, sondern auch die seiner Nebenflüsse mit Ausnahme der Wipper und des rechten nördlichsten Rheinarmes, „het Vlie", sind keltisch. Es muß also das Gebiet des Rheines und seiner Nebenflüsse von Kelten bewohnt gewesen sein. Durch eine Wahrnehmung anderer Art läßt sich aber die Ostgrenze der Gallier noch genauer bestimmen und zugleich noch etwas weiter nach Osten verschieben. Es findet sich im nordwestlichen Deutschland eine große Anzahl von Ortsnamen, welche früher auf apa oder affa auslauteten und als keltisch angesehen werden müssen. Sie finden sich noch im Osten der Weser (z. B. Wörpe, Wölpe, Walfe, Dörpe, Despe, Maspe), reichen bis an den Meridian von Göttingen und Hildesheim und ungefähr bis an den Main; im Norden zieht sich die Grenze von der nordöstlich von Bremen gelegenen Wörpe in fast gerader Richtung westwärts. Man wird sich der Schlußfolgerung nicht entziehen können, daß da, wo diese Namen sich finden, Kelten ihre Wohnsitze gehabt haben, und daß also die Ostgrenze derselben etwa durch die Linie Göttingen-Hildesheim bezeichnet wird.

Wenn in den obigen Ausführungen an mehr als einer Stelle von Galliern auf später germanischem, von Germanen auf gallischem Boden die Rede ist; wenn sich Germanenvölker mit gallischen Namen vorfinden und unzweifelhafte Gallier als Germanen bezeichnet werden; so weist dies alles auf enge Wechselbeziehungen zwischen den beiden großen Volksstämmen hin, und eine der Aufgaben der deutschen Alterthumskunde ist es, diese Beziehungen in eingehender Weise darzustellen. Müllenhoff hat dieser Aufgabe besondere Sorgfalt gewidmet. Eins der Hauptergebnisse seiner Untersuchung ist der überraschende — freilich, wie gleich hinzugefügt werden mag, von ihm noch nicht ausreichend begründete — Satz, daß die Züge der Kimbern und Teutonen die Fortsetzung der großen Gallierzüge bilden.

Drei große Keltenzüge kennt die Geschichte: um 500, um 400 und nach 300 v. Chr. Nach den Namen der Völker, welche die Kelten verdrängten, kann man ihre Züge als den iberischen, den italischen und den griechischen, nach den Namen, unter denen sie selbst auftraten, als den der Kelten, der Gallier und der Galater bezeichnen.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Ein Romantiker des Realismus.

(Gustave Flaubert.)

Von Wilhelm Weigand.

Ich wüßte kein fesselnderes Schauspiel, als die Beobachtung der größten literarischen Bewegung des 19. Jahrhunderts, als welche man ohne Zweifel den Romantismus in Frankreich zu betrachten hat; nicht etwa, weil diese Bewegung die größten Dichter des Jahrhunderts hervorgebracht hätte; Byron und Shelley in England, Heine in Deutschland überragen die Führer der Bewegung, wenn man etwa den französischen Byron ausnimmt, Alfred de Musset, das berühmte Kind des Jahrhunderts, welches in einem mit Recht berühmten Kapitel die Ursachen der sogenannten Krankheit des Jahrhunderts analysirte, die seitdem die verschiedensten Formen angenommen hat. Die französischen Romantiker sind die Jünglinge des Jahrhunderts; alle tüchtigen Köpfe sind von der Bewegung ergriffen, die französische Phantasie erreicht ihre schönste Blüthezeit, eine Reihe farbensprühender Dichterwerke entsteht in der Zeit allgemeinster Begeisterung, die doch auch eine lebhafte Opposition gegen die nüchternen Zeitverhältnisse einschloß. Zwei Jahrzehnte dauert die Bewegung an und auch ein jüngeres Geschlecht, das nach 1820 geboren wurde, scheint von der Bewegung getragen seine Werke schaffen zu wollen. Doch nur scheinbar. Mit dem Jahr 1848 ist es mit dem Romantismus vorbei; die Schule des gesunden Menschenverstandes ist die nächste Reaction; aber die Romantiker hatten doch eine Generation herangebildet, welche sich als Künstler betrachtete und darum der nüchternen Lebensauffassung in der Literatur, die man ja auch Kunst nannte, keinen Geschmack abgewinnen konnte. Die eigentliche Reaction gegen die romantische Bewegung triumphirte unter dem zweiten Kaiserreich. Das Jahr 1857 war das Jahr des Triumphes: Flaubert veröffentlichte seinen berühmten Roman „Madame Bovary", das Meisterwerk des farbigen Realismus. Aber so heftig die Realisten und Naturalisten auch gegen die alte Romantik zu Felde zogen, sie blieben immer deren Söhne, Künstler, Antiphilister, welche das Wort „bourgeois" als eine Beleidigung ansahen. Im Grunde waren sie eine Art irrende Ritter, die aus der Irrfahrt durch die exotischen Länder nach Hause gekommen waren und das Glück im alltäglichen Leben suchten, das sie natürlich hassenswerth finden mußten, weil es in grellem Gegensatz zu der süßen Gewohnheit jugendglänzender Träume stand.

Der Romantismus war in vieler Hinsicht eine pathologische Erscheinung; nur Victor Hugo war ganz gesund, weil er der größte der eitelsten Exotisten war, den die moderne Literaturgeschichte kennt. Alfred de Musset war durch und durch krank; er gesundete zwar später als Dichter, nicht aber als Mensch, als welcher er immer tiefer sank. Sainte-Beuve, der größte Kritiker Frankreichs und einer der feinsten Geister des 19. Jahrhunderts, rettete sich früh aus dem gothischen Dom des Romantismus in seine Studirstube.

Wie aber wirkte der romantische Zaubertrank auf die jungen Gemüther, welche unter dem zweiten Kaiserreich ihr Lebenswerk als Realisten oder Naturalisten beginnen sollten? Wie vertosten die Wellen der wogenden romantischen Phantasie in der Provinz, welche von je die geistige Erleuchtung von Paris, dem Eldorado aller jungen hoffnungsvollen Geister, erhielt? Wie kam es, daß aus den Jünglingen, welche Alle unter dem Einfluß der triumphirenden Bewegung heranwuchsen, so nüchterne Beobachter wurden, deren einer, der berühmte Taine, die trüben Worte schrieb:

„Allüberall ist heut' der Kampf zu finden, und auch der traurige Ernst. Jeder muß sich eine Stellung verschaffen. Das Leben ist kein Fest mehr, das man genießt, wohl aber ein Wettkampf. Man füge hinzu, daß wir verpflichtet sind, unsere Meinungen in Philosophie, Kunst, Politik, Moral, Religion zu bilden und ein System wählen oder erfinden müssen: arbeitvolle Erfindung, schmerzhafte Wahl. Das Leben ist kein Salon mehr, wo man plaudert, wohl aber eine Werkstätte."

Und die Romantiker hatten ja aus dem Leben ein Fest, ein Göttermahl der Phantasie schaffen wollen!

All' die obigen Fragen beantwortet uns in schönster Weise die Sammlung der Jugendbriefe des berühmten Verfassers der „Madame Bovary"*), der, im Jahre 1821 geboren, während seiner Jugend ein glühender Romantiker war und es eigentlich auch sein ganzes Leben lang blieb, als eine widerspruchsvolle Natur, die es theuer büßen mußte, als eigentliche Vertreterin der Uebergangszeit zu schaffen. Flaubert befand sich auf dem Gymnasium, als die lyrischen Gedichte Victor Hugo's erschienen und die jungen Köpfe begeisterten. In der Vorrede zu den Gedichten seines Freundes Louis Bouilhet, der zeitlebens ein unverbesserlicher Nachromantiker blieb, schrieb der reife Mann:

„Es ist mir unbekannt, welches die Träume der (heutigen) Gymnasiasten sind. Die unseren waren von prächtiger Extravaganz — die letzten Ausbrüche des Romantismus, die zu uns gelangten, und die, eingeengt durch die Umgebung der Provinz, in unseren Köpfen sonderbare Blasen warfen. Man war nicht allein Troubadour, Aufrührer und Orientale, man war vor Allem Künstler. Die Arbeiten gefertigt und mit der Literatur angefangen! Man verdarb sich die Augen, um in den Schlaffälen Romane zu lesen; wie Antony trug man einen Dolch in der Tasche. Man ging weiter; Bar ... erschoß sich aus Weltekel und And ... erhing sich mit seiner Halsbinde. Gewiß, wir verdienten wenig Lob. Aber welcher Haß jeder Plattheit, welcher Aufschwung zur Größe!"

Diese Gymnasiasten waren noch größere Romantiker als die von Paris. Im Alter von 18 Jahren begann zwar der gesunde Menschenverstand des jungen Poeten gegen all' die Thorheiten zu rebelliren; Flaubert schrieb an einen Freund: „Weißt Du, daß die junge Generation der Schulen von stolzer Dummheit ist; ehemals war sie geistvoller; sie beschäftigte sich mit Frauen, Degenstößen, Orgien; nun wirft sie die Mantelfalten à la Byron, träumt von Verzweiflung und legt an das Herz ein Zwangschloß. Sie wetteifern, wer das bleichste Gesicht habe und sich als den ärgsten Blasirten nennen könne! Welcher Jammer! Blasirt sein mit 18 Jahren! Gibt es keine Liebe, keinen Ruhm und keine Arbeit mehr? Ist Alles erloschen? Keine Natur, keine Blumen mehr für den Jüngling?" (C. p. 29.) Natürlich ist Flaubert der letzte der Jünglinge, welcher sich in das Leben findet; er träumt vom Orient, der durch Byron und noch mehr durch Victor Hugo in die Mode gekommen war; aber als junger Franzose aus gutem Hause soll er nach dem Gebrauche des Bürgerthums seine juristischen Studien beginnen, für die er natürlich keine Neigung hat; sein Vater, ein berühmter Arzt, versteht seinen Sohn nicht, der als Zwanziger einen Blick in das Pariser Leben thut, dem er im Grunde immer als ein etwas naiver Provinziale gegenüber steht, auch in den Tagen seines Ruhmes, wenn er im Frack das Atelier der Prinzessin Mathilde besucht.

Was die französischen Romantiker auszeichnet, ist eine Orgie der Phantasie, die sich inmitten eines bürgerlich strengen Lebens künstlich erhitzte. Sie wollen in der Kunst und im Leben Gefühle hegen, welche den ganzen Menschen gleichsam mit Genussesschauern schütteln; kein Schauspiel, das ihnen genügte; Alles erscheint klein vor dem inneren Bild; der Weltenbrand wäre das einzige Schauspiel, das sie mit der ästhetischen Freude eines seltensten Genusses erfüllen könnte. Aus diesem Hunger nach grandiosen Empfindungen schrieb Flaubert an einen Freund dies romantische Bekenntniß:

„Deshalb bewundere ich Nero; in diesem Manne gipfelt die alte Welt; Unglück über den, der nicht bebt, wenn er den Suetonius liest. Ich habe jüngst das Leben des Heliogabal im Plutarch gelesen. Dieser Mann ist von einer Schönheit, welche verschieden von der Nero's: das ist asiatischer, fieberhafter, romantischer, zügelloser: das ist der Tag des Abends, ein Delirium bei Fackelbrand; aber Nero ist ruhiger, schöner, antiker, gesetzter, kurzum überlegener. Die Massen haben ihre Poesie seit dem Christenthum verloren. Sprecht mir nicht vom Grandiosen in diesen modernen Zeiten. Es gibt nichts, was die Einbildungskraft eines Feuilletonisten letzten Ranges befriedigen könnte."

*) Gustave Flaubert. Correspondance. 1ère série (1830—1850). Lettres à George Sand. Paris, G. Charpentier.

Digitized by Google

Vielleicht hatte Flaubert, ehe er diesen kostbaren Brief, welcher die Sehnsucht einer ganzen Generation auf den verwegensten Gipfelpunkt treibt, die prächtige Ode Victor Hugo's in den „Odes et ballades" gelesen: Un chant de fête de Néron, in der der tolle Cäsar singt:

Venez, Rome à vos yeux va brûler, Rome entière!
J'ai fait sur cette tour apporter ma litière
Pour contempler la flamme en bravant ses torrents.
Que sont les vains combats des tigres et de l'homme!
Les sept monts aujourd'hui sont un grand cirque, où Rome
Lutte avec les feux dévorants.

Und diese Kunstanschauung, welche beinah' zur Weltanschauung wird (denn hinter jeder ästhetischen Theorie steht eine bestimmte Weltanschauung), verändert sich nicht mit den Jahren; sie macht Flaubert zum unglücklichen Mann, zu einem Romantiker, den des Schicksals Ironie dazu bestimmte, Schöpfer des realistischen Romans zu werden. „Das einzige Mittel, um nicht unglücklich zu werden, ist, sich in die Kunst einzuschließen und den Rest für Nichts zu achten; der Stolz ersetzt Alles, wenn er auf breiter Grundlage ruht," schrieb er an seinen besten Freund, den eine Herzkrankheit frühzeitig hinwegnehmen sollte. Die Romantiker waren ja alle Künstler gewesen, aber nur einer, Gautier, hatte die Theorie der „L'Art pour l'Art" auf die Spitze getrieben; die meisten der Werke, welche der Romantismus gezeitigt hatte, waren dem Volke zugänglich. Flaubert geht weiter; er treibt die Kunst um der Kunst willen und ist auch hierin ein potenzirter Romantiker; aber er ist als Künstler ohne alle Naivetät und weit von jener naiven Selbstbewunderung eines Hugo oder der kindlichen Offenherzigkeit eines Musset, der all' seine Liebesleiden mit treuherziger Genialität auskramt; ja, er schreibt später an die Sand, der erste Beste sei interessanter als Monsieur Flaubert, weil er typischer sei. Das war ein gewaltiger Irrthum des gereiften Mannes; aber auch der Jüngling wagte sich nicht gehen zu lassen. Seine romantischen Visionen träumt er, von großartigem Drang beseelt; aber kein Gott gab ihm, zu sagen was er litt. Als offene, ehrliche Natur fühlte er, daß er als Schüler der Romantiker nichts leisten könne, daß die neue Zeit auch neue Werke verlange, und so begann er tüchtige wissenschaftliche Studien, las die Griechen in der Ursprache und träumte weiter; er hatte die Goldmine noch nicht entdeckt, welche er später mit so viel Eifer und Erfolg ausbeuten sollte. Er war zum Beobachter geboren, halb Dichter, halb Mann der Wissenschaft, aber ohne daß beide Seiten seiner Natur sich zu einem harmonischen Ganzen verschmolzen hätten. Auch in seinen archäologischen Bildern ist er ein Dichter, welcher wie ein Gelehrter malt. Die romantische Vorliebe für gewaltige Empfindungen steigert sich einstweilen, vielleicht durch die Melancholie, welche so oft den jungen Männern eigen ist, die bestimmt sind, Großes oder auch nur Tüchtiges zu leisten, und nicht wissen, wie sie das Uebermaß der Kraft verschwenden sollen.

„Ich habe die römische Geschichte von Michelet wieder gelesen; nein, das Alterthum macht mich schwindeln. Ich habe in Rom gelebt, das ist gewiß, zu den Zeiten Cäsar's oder Nero's. Hast Du bisweilen an den Abend eines Triumphes gedacht, wenn die Legionen einzogen, Räucherwerk um den Wagen des Triumphators brannte und die gefangenen Könige hinterher gingen? Und der Circus! Da muß man leben, siehst Du, da nur kann man athmen, die Luft des Dichters, um die Brust zu füllen, wie an seinem hohen Berge, daß Einem das Herz klopft. Ah, eines Tages will ich mich in Sicilien und Griechenland berauschen!"

Und während der Romantiker in solchen Stimmungen schwelgt, arbeitet er an einem „Conte oriental", das nie fertig wird. Flaubert ist um diese Zeit 25 Jahre alt; er hat noch nichts veröffentlicht, aber die Freunde rechnen auf sein Talent. In diesem Alter lernt er den schönen Blaustrumpf Louise Collet kennen, die mit dem Großpfaffen der spiritualistischen Philosophie, Victor Cousin dem Eklektiker, in nächsten Beziehungen stand, und die Beiden lieben sich; die Liebesbriefe sind von ganz eigener Art; nur ein Schriftsteller konnte solche Briefe schreiben; nicht als ob Flaubert nach Effect haschte, nein, er ist zu offen dazu. Aber man fühlt aus den kurzen, wunderbar plastischen Sätzen den Schriftsteller heraus, welcher sein Leben lang an seinem Stil feilte, jahrelang an einem Buche schrieb und der Form einen Werth beilegte, wie es nur ein moderner Franzose thun kann, der beim Schreiben vor Allem auf eine pittoreske Form zu achten hat. Auch diese Briefe sind tief traurig, voller Ausbrüche eines trostlosen Pessimismus, der aus einem düsteren Temperament und einem körperlichen Uebel, der Fallsucht, entsprang. Der junge Mann, dem Alles zu lächeln scheint, das Glück, er ist reich und in keinen Beruf gespannt, die Liebe und das Talent, er ist tief unglücklich. Man pflegt in Deutschland oft den elenden politischen Verhältnissen der fünfziger Jahre die Schuld an der pessimistischen Stimmung zuzuschreiben, welche die Geister erfaßte und nach den Werken des lang verkannten Schopenhauer greifen ließ, wo sie denn die Stimmung durch ein höchst geistreiches System bekräftigt fanden. Nichts ist oberflächlicher, als diese Anschauung. Zur selben Zeit, als ganz Europa die Augen auf die Tuilerien heftete, wo der Mann des 2. December herrschte und Frankreich auf dem Gipfel seines politischen Ansehens stand, wurde auch die pessimistische Strömung mächtig und ergriff die tüchtigen Köpfe, welche nun einmal vor der Zukunft das Wort behalten. Der Pessimismus ist nichts Anderes, als die gewaltige Reaction gegen die freudige Begeisterung des verflossenen Jahrhunderts, als deren Kind die heute viel gelästerte Revolution anzusehen ist. In Frankreich war er zudem der allernächste Rückschlag gegen den Romantismus, und wir sehen, wie der Pessimismus zugleich neben den romantischen Idealen in Flaubert mächtig wird und aus allen seinen späteren Werken bricht, mag er nun einen realistischen Roman, oder eine Dichtung wie die „Versuchung des heiligen Antonius" schreiben, um seiner Doppelnatur gerecht zu werden.

Die französischen Romantiker wären recht zufrieden gewesen, wenn sie in einer idealen Welt der Renaissance hätten leben können, voller Serenaden im Mondenschein, funkelnden, reichen Costümen, Liebeshöfen. Sie liebten die Decorationen.

„Der Untergrund meiner Natur ist, was man auch sagen mag, der Komödiant. In meiner Kindheit und in meiner Jugend liebte ich die Bretter maßlos. Vielleicht wäre aus mir ein großer Schauspieler geworden, wenn der Himmel mich in Armuth hätte geboren werden lassen. Auch jetzt ist es noch die Form, die ich über Alles liebe, wenn sie nur schön ist und weiter nichts. Die Frauen, deren Herz zu glühend und deren Geist zu ausschließlich, verstehen nichts von dieser Religion der Schönheit, wenn man vom Gefühl absieht. Sie müssen eine Ursache und ein Ziel haben. Ich bewundere aber das Flittergold ebenso wie das reine. Für mich gibt es in der Welt nur schöne Verse, wohl gerundete Phrasen, harmonisch und melodisch, schöne Sonnenuntergänge, Mondschein, farbige Bilder, antike Marmorbilder und scharf gezeichnete Köpfe. Was darüber, ist nichts. Ich wäre lieber Talma als Mirabeau gewesen, weil er in einer Sphäre reinerer Schönheit lebte."

Man sollte nicht meinen, daß der Mann, welcher an seine Geliebte solch' ein Bekenntniß schreibt, ein bedeutender Psycholog gewesen. In Wahrheit kannte sich Flaubert selbst sehr wenig, wenn er auch das bittere Wort schreibt: „Die beklagenswerthe Sucht nach der Analyse erschöpft mich." Und immer tiefer, häufiger wird der Ausdruck des Weltekels in diesen sonderbaren Liebesbriefen. Zuweilen entzückt ein Stimmungsbild, das in der Uebersetzung natürlich verliert:

„Der Himmel ist rein, der Mond schimmert hell; — Ich höre die Seeleute singen, welche die Anker lichten, um mit der anströmenden Fluth abzufahren. Keine Wolke, kein Wind. Der Fluß liegt hell im Mondenschein und dunkel im Schatten. Um meine Kerzen spielen Schmetterlinge, der Duft der Nacht strömt durch meine offenen Fenster. Und Du, schläfst Du? — Träumst Du und von welcher Farbe ist Dein Traum?" Und wieder folgt die langsame Monotonie der Klage über das Dasein und die Lobpreisung der Kunst um der Kunst willen, welche Anschauung eigentlich schon den Bruch mit den Führern der alten Romantiker bedeutet und auf die Neuromantiker oder Parnassiens hinweist, welche die Ideen verschmähen, etwa wie der Fuchs der Fabel die sauren Trauben.

Digitized by Google

Endlich sollte auch der Traum des jungen Schriftstellers in Erfüllung gehen; er reist gegen Anfang des Winters nach Aegypten ab. In seinen Briefen ist er der große Landschafter, als welchen wir ihn aus seinen Romanen kennen. Flaubert gehört zu jenen Naturen, für welche die äußere Welt existirt, und sie sind nicht besonders zahlreich.

Die Briefe des Schriftstellers an George Sand, welche zuerst erschienen, zeigen den unermüdlichen Arbeiter beim Werk und voller Bewunderung für die harmonische Fruchtbarkeit der großen Romandichterin, welche in jeder Hinsicht, auch durch ihren tapfern, echt frauenhaften Optimismus, der Gegensatz zu dem düsteren Einsamen ist, welcher die Weltanschauung seiner Jugendjahre mit in ein ruhmreiches, aber unglückliches Alter nahm. Wie sein großer Freund Turgenieff liebte er die alte Lelia, die für Alle ein Wort der Ermunterung hatte.

Die beiden Bände sind in höchstem Grade anregend. Der Stil ist jener farbenreiche prächtige Grandseigneurstil, den wir bei allen Schriftstellern des zweiten Kaiserreichs, bei Taine, Zola, den Brüdern Goncourt finden, und der vielleicht der letzte Ausdruck des französischen Nationalgeistes, dessen eigentliche Helden einen klaren, durchsichtigen, feinen Stil schrieben und gewiß nicht ahnten, daß die französische Sprache einst mit der Malerei wetteifern würde. Flaubert versteht nicht nur, einzelne Seiten zu schreiben, an denen man, wie an einer beschriebenen Marmorplatte, kein Wort ändern könnte, er weiß auch die einzelnen Sätze wie Medaillen zu prägen. Die einzelnen Seiten leuchten von farbigen Bildern und blitzen von geistreichen Aussprüchen. Flaubert denkt in Bildern; sein ganzes psychologisches Verfahren in seinen Romanen beruht darauf. Wenn man sich eine Idee machen will, wie die Anschauungsweise der Franzosen sich allmählich umbildete, vergleiche man eine Landschaft bei Chateaubriand mit einer Stelle aus diesen Orientbriefen; was die Bilder an Größe verlieren, gewinnen sie an farbiger Genauheit; aus den Orientpilgern à la Byron und Chateaubriand werden Virtuosen, die in den farbigen, oft herben Landschaften des geheimnißvollen Orients Stoff für gefeilte Darstellungen entnehmen, die als Romantiker nach Osten ziehen und als Realisten zurückkommen.

Wir haben in Deutschland keine ähnliche Bewegung, wie den Verlauf des Romantismus in Frankreich, zu bezeichnen. Die große Gestalt Goethe's beherrscht im Grunde noch immer den Parnaß; Gottfried Keller ist so gut ein Schüler Goethe's wie Paul Heyse, die sich am Göttertisch seines Geistes genährt haben. Es sind Anzeichen vorhanden, daß auch unsere Literatur ähnliche Bahnen betreten wird, wie in Frankreich, wenn auch unter anderen Lebensbedingungen und als Erbin historischer Verhältnisse, die sie beachten muß. Romantiker des Realismus, oder Realisten der Romantik gibt es aber auch auf dem deutschen Parnaß, und ein Bild derselben zu entwerfen wäre eine höchst genußvolle Arbeit.

Neue Novellen von Hans Hoffmann.

Von den Erzählertalenten, die in den letzten Jahren zur völligen Meisterschaft sich entwickelt haben, gehört in erster Reihe Hans Hoffmann, der Verfasser der Geschichten aus Corfu und dem Phäakenlande, der Dichter der historischen Novellen „Der Hexenprediger" und „Brigitta von Wisby". Wir haben dieses feine und doch starke Talent bei seinem ersten Auftreten an dieser Stelle freudig begrüßt, und was es seither geschaffen, hat unsere Voraussage künftiger hervorragender Werke wahrlich nicht Lügen gestraft. Hans Hoffmann ist ein Idealrealist mit einem Stich in's Phantastische, Dämonische, gemüthreich, echt künstlerisch und immer durch und durch poetisch. Er hat sich an Paul Heyse und Gottfried Keller gebildet, ohne seiner Eigenart Gewalt anzuthun. In seinen Schilderungen waltet ein stark malerischer Zug, der ihm farbenleuchtende Bilder von glänzender Wirkung wohl gelingen läßt. Idee und Ausführung decken sich bei ihm harmonisch, und die Grenze des Schönen wird auch dort geachtet, wo das Häßliche gestreift werden muß. Sein Humor äußert sich in einer feinen, nie vordringlichen Ironie, einer thaufrischen Naivetät voller Schelmerei, und selbst im Drastischen und Groteskkomischen bleibt er maßvoll und liebenswürdig. All' diese alten Vorzüge finden sich auch in seinen zwei neuesten Büchern: der Geschichtensammlung: „Von Frühling zu Frühling" (Berlin, Gebr. Paetel) und dem Roman: „Iwan der Schreckliche und sein Hund" (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt). Die zwölf Novellen, von denen eine jede den Untertitel eines Monatsnamens trägt, von April bis März, von Frühling zu Frühling, machen ihren Ueberschriften Ehre und sind voll von Aprillaunenwetter, Maienduft, Sommergluth, Herbststimmung und nordischen Winterschauern. Wenn sie auch nicht innerhalb einer Jahresdauer spielen, so verknüpft sie doch noch ein anderes geistiges Band. Der Ort der Handlung ist für mehrere dieser Geschichten der nämliche: Ellermünde (Uckermünde?), ein Seestädtchen am Haff, unfern einer großen Stadt an einem mächtigen Strom, worin wir des Verfassers Vaterstadt Stettin unschwer erkennen; dann ein Ostseebad (Swinemünde?) in der Nähe mit schimmernden Dünenbergen, von deren Höhe die Helden zweier Novellen heil hinunterspringen; ferner eine große Stadt mit langen geraden Straßen und vielen Lieutenants, und ohne Zweifel Berlin geheißen; eine Sommerfrische an einem der freundlichen Havelseen und ein meilenlanger Erlenwald in einer weiten Flußniederung, die durch Wiesen, unzählige Wasserarme und einen sehr stattlichen See ausgefüllt wird und ohne Zweifel ebenfalls in der Umgegend von Potsdam zu suchen ist. Auch die Helden dieser Geschichten kehren des öfteren wieder. Da haben wir einmal den „staatlich auf seinen Weisheitsgehalt geaichten" Professor der Archäologie Dr. Heinz Wichards, hinter dessen Maske offenbar der liebenswürdige Verfasser selber steckt. Nur zwei Novellen des Bandes sind Ich-Erzählungen, und in beiden Fällen ist besagter Heinz die Hauptperson. Andere Helden dieser Erzählungen treten ebenfalls mehrfach auf. So des eiersammelnden Professors Küper Tochter Hersilie, die als Backfisch durch die Eifersucht zweier Jünglinge beinahe ertrinkt, dann im losgerissenen Heuschiff zum zweiten Mal ihren Jugendfreund aber nunmehrigen Lieutenant Kurt von Revekol findet und ihn endlich — verspäteter Sonnenschein eines Octobertages! — nach zehn Jahre langem Harren heirathet, in Ehren ergraut, indeß auch der lange Bräutigam unter der stolzen Helmzier des Hauptmanns „eine bedenklich durchforstete Schonung" verbirgt. Dann der prächtige alte Leuchtthurmwärter Ruhnke, der alles Gebreste mit Rum curirt, aber das Herz auf dem rechten Fleck hat, ansonsten er seinen Nebenbuhler, den schönen Georg, schwerlich aus Sturm und Noth erretten würde. Ferner Capitän Robert Kannenberg, der einmal in einer schwachen Stunde dem Pastorssohne Heinz die Braut wegschnappen will und dabei selber kläglich auf's Eis gelockt wird, und endlich der wackere Wiesbeck, der als Forstreferendar beinah der Frau Consul Grunert gefährlich würde, aber vor Ehebruch und Sünde bewahrt wird durch den zufällig aufgefundenen Brief eines verunglückten Nordpolfahrers. Es sind alles sonnige, heitere Geschichten bis auf zwei oder drei. Erschütternde Tragik durchzittert das „Irrlicht", wo die bibellesende Mutter ihrer Tochter in's Gewissen redet und diese dem Liebhaber ein Stelldichein im Nebel gibt, ihre Laterne als Leuchte. Und sie betet zu Gott, er möge den Geliebten heil über die Brücke führen, was ihr ein Zeichen sein soll, daß sie die Sünde thue. Aber der schöne junge Mann versinkt auf dem Wege zu ihr im Schilfmeer, und die Fackel der Liebe ist ein Irrlicht gewesen. Tragisch klingt auch die schon erwähnte doppelte Ehebruchsgeschichte aus, wo die Schuldbewußte „irgendwo den Frieden findet" auf der trügerisch übereisten Weite.

Ich gebe den frohen Bildern den Vorzug, denn wenn auch Hans Hoffmann in Wehmuth und erschütternder Schwermuth über die ganze Palette der Stimmungsmalerei verfügt, so erscheint er doch nirgends liebenswürdiger und größer als dort, wo er sich seinem burschikosen Humor, seiner verhaltenen Ironie, seiner behäbigen komischen Kraft anvertraut. Mit

Digitized by Google

welch' feinen Tönen malt er die erste Regung der Liebe und Eifersucht im Jüngling, oder die wunderlich naive Zuversicht des Stubenhockers, der hinter einem Mädchen, dem vermeintlichen Glück, poesiedurstig einherfährt, bis ihm die Schuppen von den Augen fallen, und alle homerische Sauhirtenpoesie verstummt vor der Komik der holderröthenden Frage: „Ja sind Sie denn nicht der bestellte jüdische Ferkelhändler?" Dann der Ton verliebter Schelmerei, worin sich die beiden von den fürsorgenden Tanten zusammengeführten Leutchen begegnen, die sich für prosaisch und verknöchert halten, bis sie sich und ihre Herzen in unverhoffter Mondscheinschwärmerei wiederfinden. Ein reizendes Kapitel schreibt der Verfasser, wenn er offenbar nach eigener Erfahrung ein junges Eheglück malt. Wie die jungen Leute wegen einer Kleinigkeit schmollen, auseinandergehen, sich suchen und doch fliehen und am Ende im Frieden zusammenkommen, gerade so wie draußen in der Natur des September dasselbe Ausgleichen und Sichfinden von Allem, was die Welt an Gegensätzen hegt. Gerade dieser Einklang zwischen Natur und Menschengeschick, der wie ein wohllautvolles Leitmotiv durch all' diese Geschichten geht, gibt diesen Meisterstücken, und fast jede der zwölf Novellen verdient den Namen eines solchen, etwas feierlich Harmonisches und Versöhnendes. So erscheint hier das Bischen Menschenschicksal als etwas Zufälliges, eine Episode in dem großen Drama der Natur. Und wie zeichnet der Dichter die Natur in allen ihren Aeußerungen, in Sturm und Nebel und Regen, in Sonnenschein und Dämmer! Besonders die Seebilder haben eine farbige Fülle und Kraft des Ausdrucks, die erstaunlich sind. Man achte namentlich auf die Beiwörter, die farbig, originell, bestimmt sind in einer Weise, wie wir sie sonst nur bei Gottfried Keller finden. Beweis die folgende Schilderung des gefrorenen Haffs.

Der ewige Tummelplatz wild-prächtiger Bewegung war eine starre leblose Platte geworden. Ein nur bedrückendes Schauspiel; nicht die wildlaunische Trotzgestalt des gefrorenen Wasserfalles, nicht die geheimnißvoll formende Lebenskraft des zähflüssigen Gletschers, nicht das Riesenspiel aufgethürmter Eisgebirge, sondern eine plumpe, gestaltlose Fläche, keine gebändigte sondern erstickte Kraft, aber auch nicht der leuchtende Spiegel eines sanft überglasten Landsees, sondern wüstes Zeug zusammengefegter, frostgeleimter Schollen, stumpf und holprig, ein Riesenkirchhof erstickter Meereswogen, aneinandergequetscht wie die armen Leichen eines ungeheuern Schlachtfeldes. Eine mürrische, trostlose Wüste, als sei ein Fluch über das graue Meer gesprochen, der dessen lebendige Kinder, die Wellen, erstarrt darniederstreckte um ihrer Sünden willen. Und eine mürrische Wüste war die endlose, bleiche Linie des Strandes zwischen Düne und Fluth. Langgezerrte Striche weißen Reifes schnitten über den blaßgelben Sand, Reif hing an den dürren Halmen des Strandhafers, Reif wie ein trüber Hauch an den Wipfeln der armseligen Kiefern der Düne. Eine bäßliche Wüste ohne Sonnenglühen und Sonnenglanz. Grauverhangener Himmel, rauhe feuchtfröstelnde Luft. Kein anderes Leben in endloser Länge als Schaaren von Dohlen im Sande hockend in schwarzen Zügen wie ein verdrießliches Leichengefolge. Und der Wind fegte unter der Düne hin, und trieb den schweren Sand langrollend über den Boden und vermochte ihn nicht in die freie Luft zu erheben — verflucht am Boden zu kriechen sein Leben lang, um seiner Sünden Willen.

Daneben halte man die Abendlandschaft von einem der freundlich-schwermüthigen Havelseen.

Der See lag ganz unbewegt, wo nicht ein sanft hingleitendes Segelboot oder eine Schaar Schwäne für eine kurze Zeit die Fläche kräuselten. An seinen Rändern spiegelte sich dunkler der Kiefernwald auf dem Hügelzug, in der Mitte das tiefe Blau des leuchtend klaren Himmels. Klarheit und Schweigen ruhte ringsum, keine Wolke zog vorüber und keine Welle. Im stillen Wald regte sich kein Blättchen. Seitwärts in der Ferne zogen große Kähne langsam vorüber, hinten auf der strömenden Havel, von der die schöne stille Seebucht sich abzweigt wie ein weiter Ruhehafen; wie auf einem fernen Bilde schienen sie dahin zu gleiten in verklärendem Licht, zu kommen und zu verschwinden, die großen schönen Segel von einem fremden Zauberwinde gebläht; sie kamen aus einer fremden Welt und gingen in eine fremde Welt; an dem freundlichen Hafen schwebten sie vorüber, mit ihnen Wind und Strom; jenes gleitende Leben war ein fernes, glänzendes Wandelbild, hierinnen blieb selige Ruhe. Nur das Leben des Lichts begann nun leise auch hier sein abendliches Spiel über Wasser und Wald. Ein sanftes Roth breitete sich leicht hinströmend über die Fluth, als ob die weiche Fluth von innen erwarme, und ihre geheime Wonne wider Willen dem offenen Auge des Himmels offenbaren müsse. Darnach erglühten die Stämme und die sonderbaren Aeste der Kiefern von brennendem Glanz, der gespiegelt niederfiel in den See und aus der Tiefe zitternd und leise verschwimmend wieder aufflammte. Der warme Athem des lebendigen Lichts hauchte seine Heiterkeit über den Wald und über das Wasser. Der See blähte sich leise in eigener Lust, und die Waldhügel senkten sich ihm entgegen in wonniger Demuth. Sanfte Wärme duftete vom Lande nieder und sanfte Kühle vom See empor.

Und neben diese getragenen Accorde, wo der scharfe Beobachter der Wirklichkeit zugleich als intuitiver Poet erscheint, halte man die realistische, aber künstlerisch abgeklärte, durch den Humor verklärte Schilderung des jungen Stadtviertels, worin der Berliner leicht die Gegend um die Culmstraße herum erkennt, die Hoffmann bewohnt.

Die Einwohnerschaft dieser vornehm-gemüthlichen Straße bestand überwiegend in frischverheiratheten Paaren der besser gekleideten Stände; es gab hier meist kleinere Wohnungen, welche Gelegenheit boten, die stilvolle Ausstattung in angemessenen Räumen zur Geltung zu bringen, ohne einen allzu großen Theil des jugendlich unreifen Jahreseinkommens hinzuopfern. Selbstverständlich kannte man sich herüber und hinüber wenigstens nach dem Namen und nach sonstigen hervorragenden Merkmalen und Charakterschwächen. Man kann sich doch nicht Tag für Tag in die Fenster gucken und sich gegenseitig um die Gardinen, Glasgemälde und Morgenröcke beneiden, ohne für einander zu interessiren. Und die weiteren Kenntnisse sickern so durch, man weiß selbst nicht wie; gleichwie die Bienen den befruchtenden Blüthenstaub emsig summend von Blume zu Blume bringen, ohne die Wichtigkeit dieses Geschäfts für den Haushalt der Natur zu ahnen, wähnend nur für sich selbst ihren Honigsaft zu saugen: also ziehen die Dienstmägde emsig summend von Haus zu Haus, saugen Honig von den Lippen fröhlicher Offiziersburschen, und dienen zugleich nichtahnend dem höheren Zwecke, ihren Herrschaften den Blüthenstaub nachbarlichen Familienglücks als befruchtenden Unterhaltungsstoff zuzutragen.

Doch Hoffmann's frohe Laune verfügt auch über kräftigere Farben und derbere Wirkungen. Der Seemannshumor des prächtigen alten Ruhnke findet sein Seitenstück auf den lustigen Blättern, wo der eifersüchtige Kapitän Kannenberg auf Schlittschuhen dem vermeintlichen Nebenbuhler zuvorkommen will, über's zugefrorene Haff fährt, sich im Nebel verliert und fünfzig Schritte vor dem Ziel auf übereisten Wiesen in einem Oderkahn übernachtet und Liebe — Liebe sein läßt. Noch gelungener ist die Humoreske „Thauwind". Zwei alte Junggesellen, Weltverächter und besonders Weiberhasser, haben sich in einem Waldhause zusammengethan, vergnüglich der Jagd und dem Fischfange und anderen stillen Freuden lebend. „In der Befriedigung ihres Herzens kamen sie sogar einmal ernstlich auf den Gedanken, einen förmlichen Ehebund mit einander vor Standesamt und Altar zu schließen, da sie hatten sagen hören, die christliche Ehe sehe es zwar gemeinhin auf einen anderen Hauptzweck ab — der ihnen nicht behagte — jedoch sei eine Heirath lediglich behufs »gegenseitiger Unterstützung« von den Gesetzen nicht ausgeschlossen." Doch die alte Schlange stört auch dieses idyllische Junggesellenglück. Erscheint da eines Tages auf Besuch eine ältliche kranke Verwandte, die ehrbare Wittfrau Christiane Zeterling. O sie stellt das trauliche Heim durchaus nicht auf den Kopf, im Gegentheil! Eine gute Fee, waltet und schaltet sie fast im Verborgenen und weiß es den alten Egoisten so urbehaglich einzurichten, daß sie beim Abschied von Beiden gebeten wird, doch ja in ihrer Nähe zu bleiben. Am Weihnachtsmorgen finden sie auf dem Schoße der trefflichen Frau einen sechsjährigen Bengel, der natürlich auch bloß auf Besuch zu seiner Mutter gekommen ist, und er wächst den Junggesellen gleichfalls so schnell an's verknöcherte Herz, daß sie gegen seine Abreise Einspruch erheben. Nach etlichen Wochen bemerken sie zu ihrem Erstaunen, daß der Kleine über Nacht um so viel gewachsen erscheint, als ob er wohl an zwei Jahre älter geworden sei. Das Wunder

Digitized by Google

erklärt sich auf die einfachste Weise. Es ist der ältere Bruder ihres Pfleglings, natürlich ebenfalls nur auf Besuch gekommen, und die Junggesellen finden, es sei ein ganz anderes Leben mit zwei solchen Kerlen. Selbst als nach zwei Wochen ein dritter und zehn Tage darauf ein vierter Sohn der Frau Zeterling auftaucht und sich einnistet, lassen sie es noch gutmüthig in Einem hingehen.

Als aber nach einer Woche die fünfte Nummer sichtbar wurde, begann ihnen langsam eine Laus über die Leber zu kriechen, weil die Furcht sie antrat, es könne diese Plage sich in's Unendliche dehnen. Allerdings bemerkten sie ganz richtig, daß nach obenhin die Grenze des Möglichen bald erreicht sein müsse, denn Frau Zeterling war noch nicht so alt, daß man ihr völlig greisenhafte Sprößlinge hätte zutrauen können; dafür aber war ja nach unten hin Manches zu fürchten, und wer konnte wissen, ob sie nach Einlieferung der ersten zehn oder zwölf Exemplare nicht anfangen würde, die je zweijährigen Lücken durch ebenso viel Zwischennummern allmählich zu füllen?

Am Ende kommt noch ein strammer Sechster, und nun erlauben sich die Hagestolzen einige Vorstellungen, aber die fruchtbare Mutter breitet so feierlich ihre Arme über ihre vaterlosen Waisen, daß die zwei Dränger auf's Tiefste gedemüthigt werden und bloß um eine ungefähre Uebersicht über den noch zu erwartenden Kindersegen zum Zweck der Raumvertheilung bitten. Das Ende schildert uns, wie die Junggesellen sich schließlich in einen noch anrückenden weiblichen Sprößling ihrer Hausfrau verlieben, ihre Nebenbuhlerschaft entdecken, die Flucht ergreifen und schon mit der Ueberfahrtskarte nach Amerika in der Tasche von Frau Zeterling eingeholt werden, die ihnen bußfertig und reumüthig gesteht, daß sie ihnen in ihrer Schüchternheit eine Nummer unterschlagen habe, indem die Tochter, in die sich die alten Herren verliebten, aus zwei Zwillingsmädchen besteht, von denen das eine den Exförster und das andere den Exkapitän anbetet! Es stimmt demnach Alles ganz merkwürdig, und die zwiefache Hochzeit findet statt. „Mit der seltsamen Vermehrung der Kinderzahl ging es nach der Doppelhochzeit immer so weiter, nur freilich in etwas ermäßigtem Tempo und auch darin der Naturordnung besser entsprechend, daß die älteren Kinder zuerst kamen und die jüngeren zuletzt, nicht umgekehrt, wie ihre Schwiegermutter die Sitte einzuführen versucht hatte. Und noch eine Klippe vermieden beide Ehepaare mit dauerndem Glück: es wurden keine Zwillinge mehr geboren, und das ist ein Gewinn, den jeder Ehemann zu schätzen weiß."

Die freudige Erwartung, Hans Hoffmann möchte nun endlich einmal den Boden der Novellette und Novelle verlassen und einen großen Wurf wagen, schien sein „Roman": Iwan der Schreckliche wenigstens nach der Verheißung des Titelblattes erfüllen zu wollen. Aber der Schalk, der dem Dichter im Nacken sitzt, hat ihn auch bei diesem neuen Buche nicht verlassen. Es ist kein Roman, weder aus der russischen, noch aus einer anderen Geschichte, sondern eine breite Humoreske aus dem Leben der modernsten Gegenwart. Iwan der Schreckliche ist ein wohlbestallter Schulmeister, der Professor der Mathematik Gotthold Belling. Er ist ein Seitenstück zu Victor Hugo's „Homme qui rit". Dort handelt es sich um einen Verstümmelten, der immer und überall eine schauerlich lachende Fratze zeigt, während Professor Belling ein unbeschreiblich furchterweckendes Gesicht hat. Schwarze, borstige Haare und ein kurzer, aber bedrohlich gesträubter Bart umrahmen sein finsteres Antlitz, die starken Lippen sind fest zusammengekniffen, die Nase raubvogelähnlich, die Stirn immer gerunzelt, der Blick durchbohrend, und diese Vogelscheuche, dieser Popanz ist so der prädestinirte Bändiger aller unbotmäßigen Untertertien. Der Humor liegt nun darin, daß dieser Schreckensmann von eherner Unnahbarkeit im Grunde gar kein Wütherich und Tyrann Iwan, sondern ein weichherziger, schüchterner, furchtsamer Mensch ist, der nur mit Mühe im Interesse der pädagogischen Disciplin die Schrecken seines Gorgonenhauptes aufrecht erhält. Man lese es in dem köstlichen Buche selbst nach, wie er darin von einer viel weniger zaghaften Jungfrau unterstützt wird, indem sie ihm noch eine gleichfalls gefälschte Reputation als unfehlbarer Pistolenschütze andichtet, denn der schreckliche Iwan schüchtert nicht nur unartige Schuljungen und unbezähmbare höhere Töchter ein, sondern wird auch von Erwachsenen gefürchtet und gemieden. Daß aber der Contrast nicht fehle, dafür sorgt der bewährte Schelm Amor. Die sanfte Helene liebt den Lehrer, weil sie sein wahres Wesen, sein gutes Herz unter der schrecklichen Außenseite erkannt, und die wilde, trotzige Alma, weil sie in ihm das Ideal männlicher Kraft und Autorität fürchtend verehrt. Streift letztere Liebe wenigstens für eine dem Flügelkleide der Mädchenschule entwachsene Dame hart an die Uebertreibung, so sorgt der Verfasser auch hier wieder für die Remedur, so daß sich am Schlusse die passenden Herzen befriedigend und harmonisch, wie es echten Dichtergeschöpfen ziemt, zusammenfinden. Wie das geschieht, mag der Leser in dem hübschen Buche selbst nachlesen, denn der Kritiker soll kein Spaßverderber sein, der die schönsten Ueberraschungen und Erfindungen vorweg aufdeckt und in ihrem Zauber zerstört. Z.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Andrea.

Von Constantius Flood.

Autorisirte Uebersetzung aus dem Norwegischen.

Ihrem Namen fehlte nur ein Buchstabe, um ein Jungenname zu sein. Man hörte auch, daß sie Jungenkleider statt Mädchenröcke tragen müsse; dies war die allgemeine Meinung in ganz Svanehavn und mußte wohl also die einzig richtige sein; — aber wenn man glaubte, daß die Röcke sie genirten und man ihr aus diesem Grunde Hosen wünschte, so irrte man sich vollständig. Andrea — denn sie war es nun einmal — vollführte nämlich in Röcken, was ein guter Theil der hosenbekleideten Jugend des Ortes ihr nur mit Mühe nachmachte. Sie konnte auf ein Paar Schlittschuhen sich wie im Tanze schwingen und auf dem Tanzboden wie eine Else schweben — und über die Stufen der Steintreppen am Hafen und über all' die anderen halsbrechenden Unebenheiten zwischen den Häusern kam sie so sicher mit hüpfendem Schritt hinweg, wobei sie sich nicht einmal vorsah. Was das Rudern im Kahne mit Paar- oder Langruder anbelangte, so gab es keinen Jungen im Hafen ihres Alters, der es besser gekonnt hätte, und man erzählte — was noch mehr war — daß nicht viele Matrosen die Spitze des Mastes schneller erklommen als sie. Auch hörte man sagen, daß sie mehrere Male das Vorenbramsegel gelöst hatte auf dem Schiff, mit dem ihr Vater in See ging, und verschiedene Male war sie mit dem Lootsenboot allein heimgekehrt. Jedes Seezeichen und jede Untiefe im Fahrwasser kannte sie fast ebenso gut als die Lootsen selbst.

Es war also nicht ohne Grund, daß sie Jungenkleider hätte tragen sollen. Uebrigens war aller Aerger, den diese Untugenden Andrea's hervorriefen, nichts gegen den, daß einer der besten Seeleute des ganzen Hafens anfing, hinter ihr drein zu sein, bei den geselligen Zusammenkünften neben ihr zu sitzen und sich mit ihr abzugeben. Und doch war dies der erste Winter, vor dessen Beginn sie im Herbst zum Pastor gegangen war. Worauf sah er denn? Oder nach was ging er denn?

Der alte Jon Torkildsen besaß sein Haus und sein Lootsenboot; aber das war auch ungefähr Alles — und Andrea selbst — was war sie anderes als eine aufgeschossene Dirne mit Jungengewohnheiten.

Wäre Jens Jörgensen selbst noch ein Junge gewesen, so hätte man es verstehen können; aber seine Jugend war bis in die Dreißig gestiegen; manches Jahr hatte er Schilling zu Schilling gelegt und galt für einen soliden Jungen, dem wohl wenig Mädchen von Svanehavn einen Abschlag gegeben hätten — Etwas, was ihm selbst wohl auch nicht ganz unbekannt war — denn die jungen Mädchen des Orts, welche so zu sagen in der See wohnten, verstanden sich Alle etwas auf Garn und Fischerei. Und was den Jungen nicht selbst gelang, das gelang doch ihren Müttern.

Digitized by Google

Es war wahrlich weder die Schuld der Einen noch der Anderen, daß Jens Jörgensen ein unverheiratheter Mann geblieben war bis hinauf in seine Jahre. Er hatte die Augen bald nach der einen bald nach der anderen Seite hingeworfen, ohne daß jemals etwas daraus geworden wäre, und die Leute meinten, das käme daher, daß er selbst noch nicht genug zum Heirathen zusammen bekommen zu haben scheine.

Jedes Frühjahr war er noch bis jetzt frei und frank ausgefahren, wie er gekommen war. Endlich aber — in dem Winter, nach dem Andrea confirmirt worden war, sah es darnach aus, als ob nun Ernst werden sollte. Alle Leute in Svanehavn sahen es deutlich genug und ein gut Theil ärgerte sich darüber — sie konnten nicht verstehen, was der Mann dächte. Ueberall wo das Mädchen ging, trieb er hinter ihr her, so daß es für welterfahrene Leute nicht schwer war, die Absicht zu erkennen. Andrea sah meist genirt aus, wenn Jens Jörgensen sich mit ihr abgab, und wendete den Kopf bald hierhin bald dorthin, als wenn sie nach einem Vorwand suche, um von ihm loszukommen. Bis jetzt hatte sie sich mit den halberwachsenen Jungen des Ortes herumgetummelt, und das that sie darum jetzt nicht weniger. Man konnte jedenfalls nicht sagen, daß sie es darauf anlegte, Jens Jörgensen zu gefallen; doch man sagte noch von ihr, „daß sie es noch nicht verstände".

Dies Letztere war wohl in etwas richtig, vielleicht ganz und gar die Wahrheit; denn Andrea hatte bis jetzt zur Sommerzeit nur daran gedacht zu segeln oder auf den Klippen der Scheeren umher zu streifen, und zur Winterszeit ging ihr Sinn nur darnach, Schlittschuh zu laufen, oder Abends bei den geselligen Zusammenkünften zu tanzen. Eines Mannes Hausfrau zu werden — am allerwenigsten eines so ernsten, gesetzten Mannes wie Jens Jörgensen — war ihr nie in den Sinn gekommen. Was diesen Letzteren anbetraf, so war er wohl nicht ganz frei davon, andere Gedanken zu hegen.

Eines Tages, als Jens ihr ein Paar amerikanische Springschuhe geschenkt hatte, warf sie ihm dafür ein Paar Blicke zu, die er sich als Gewinnst anrechnete.

Am Nachmittag selbigen Tages, als er beim alten Torkildsen saß und grübelte, bekam er jedoch gleichsam ein kaltes Sturzbad über sich, als Andrea plötzlich aus dem Hause rannte, die Schlittschuhe in den Händen und Springschuhe an den Füßen, um sich einem Trupp Jungen anzuschließen, die zu einer gefrorenen Wasserpfütze im Inneren des Hafens eilten. — Als Jens nach Hause schlenderte, hörte er sie hier etliche Heultöne ausstoßen, während sie sich unter dem Jungenhaufen umher tummelte. Aber am folgenden Tage hatte er ihr ein großes Korallenhalsband verehrt und dafür wieder einen Blick ihrer Augen bekommen, der Alles wieder gut gemacht hatte.

Andrea hatte so unbeschreiblich gute Augen, und Jens war so vertrauend, wie nur eine ehrliche Seele sein kann. Wenn Andrea ihn so ansah, so war es natürlich nicht wegen der Kleinigkeiten, die er ihr schenkte, sondern wegen seines guten Willens, den sie darin erkannte, und darum gab sie ihm zum Dank den Blick ihrer „guten Augen". Auf diese Weise wurden nach und nach ein guter Theil Geschenke und gute Augen gewechselt, wobei Jens seiner Sache immer sicherer wurde.

Es ist oft der Fall mit Leuten in Jens' Alter, daß, wenn es einmal über sie kommt, so kommt es heiß. Dies war wenigstens mit ihm der Fall. Wenn er eine ehrliche Antwort auf die Frage, woran er dachte, wenn er Morgens „ausging", hätte geben sollen, so hätte er antworten müssen: „Andrea", und am Abend, wenn er zur Ruhe ging, so hätte er wieder sagen müssen: „Adrea". Jens Jörgensen gehörte nämlich zu der Art Leute, welche niemals an zwei Dinge zugleich denken können. Früher hatte er nur an Geld gedacht — jetzt dachte er nur an „Andrea".

Woran Andrea meistens dachte, haben wir gesagt; aber woran sie eines Abends dachte, als sie des Vaters Lootsenboot auf ein Felsstück mitten im Hafen festfuhr, wollen wir nicht verrathen. Es war dies ein Felsstück, das jedes Kind des Ortes kannte, und Andrea noch besser als irgend ein anderes; aber nichtsdestoweniger saß sie da eines Abends in gutem Wetter mit dem Kahn fest, während die Jungen von Svanehavn auf dem Damm standen und sie auslachten.

Draußen zwischen den Scheeren lag ein großes, aufgetakeltes schwedisches Schiff, auf welches Andrea den Vater abgesetzt hatte, dann war sie allein mit dem Lootsenboot an's Land gerudert.

Jens war nicht daheim, er hatte Andrea mit dem Vater abfahren sehen; wenn sie nicht in Svanehavn war, so schien es Jens Jörgensen, er habe auch nichts dort zu thun.

Endlich sah sich doch ein Theil Jungen veranlaßt, mit einem Kahne zu ihr zu rudern, um ihr zu helfen. Dies war hauptsächlich der auserwählte Kreis, in welchem Andrea sich zu bewegen pflegte, und sie genirten sich deshalb auch nicht, sie recht in's Gesicht auszulachen; — nicht immer würde Andrea gestimmt gewesen sein, dies gut aufzunehmen; sie konnte sehr heftig werden. Dies Mal war indessen ihre ganze Antwort nur Lachen. Nichts Anderes als ein leises Lachen. Dieses wiederholte sich fortwährend, indem die Jungen sich anstrengten, das Boot los zu bekommen, was für die Athemlosen, die sich auf's Aeußerste anstrengten, so ärgerlich wurde, daß die Heftigkeit sich nun von dieser Seite geltend machte.

Aber Andrea lachte auch über den Zorn der Jungen, wie sie über deren Gespötte gelacht hatte, und lachend wanderte sie heim, ein um das andere Mal verstohlen in die Fenster blickend, während sie langsam den Fußweg hinanstieg, die Beine wie ein Schulmädchen kreuzend und die Röcke mit den Händen stramm an beiden Seiten anziehend, als wollte sie ihre Füße besehen. Zuweilen lächelte sie und blieb fast stehen — setzte ein Bein auf eine Steinstufe vor und schien sich darin zu vertiefen, den Fuß zu besehen, bis es ihr einfiel, daß dies doch wunderlich aussehe — dann setzte sie ihre eigenthümlichen Bewegungen mit gesenktem Kopf und vornübergebeugtem Oberkörper fort. Wie sie sich betrug, als sie endlich nach Hause kam, soll lieber nicht erzählt werden; aber am folgenden Morgen nahm sie Etwas vor, was sie bisher wenig gekümmert hatte, sie beschäftigte sich nämlich mit ihrer Toilette.

Es war ein Sonntagmorgen und man hätte selbstverständlich nichts darüber zu sagen gehabt, wenn sie sich putzte; aber Andrea hatte sich selten geputzt. Ein junges Mädchen lernt dies auch nicht in einem Tage, und darum wurde auch ihre Toilette darnach. Geschmückt war sie aber doch. Sie hatte ihr schwarzes Confirmationskleid an, welches ihr allerdings etwas zu kurz geworden war; aber glücklicherweise trug sie neue Stiefel und blaugestreifte Strümpfe, in welchen ein Paar Füße steckten, die durchaus keinen Grund hatten, sich zu verbergen. Eine weiße Blonde am Hals, eine blaue Schleife an der Brust und ein blaues Band in die Haare geflochten, vollendeten das Werk, welches, als sie sich im Spiegel besah, ihr sehr gelungen vorkam, und Jens Jörgensen würde gewiß dasselbe gefunden haben.

Sie sah vielleicht etwas aufgeschossen aus in dem kurzen Kleid; ihre Figur war wohl etwas zu breitschultrig und was ihr Gesicht anbetraf, so war es vielleicht etwas zu breit an den Backenknochen, wurde zu schnell schmal gegen das Kinn zu, welches etwas zu spitz endete; auch die Stirn hätte hübscher sein können, aber ihre Nase war reizend, und sie hatte einen süßen kleinen Mund, ein Paar gute, kecke, blaue Augen, welche die Mängel ihres Gesichtes vergessen ließen, ebenso wie der schlanke Wuchs, die zu breiten Schultern.

Aber für wen hatte Andrea sich heute geschmückt? Die außergewöhnliche Begebenheit, daß sie dieses gethan, bekam übrigens Niemand in Svanehavn zu wissen, aus dem einfachen Grunde, weil sie sich nicht außer dem Hause zeigte. Nachdem sie mit ihrer Toilette fertig war, hielt sie sich durchaus daheim und verbrachte die Zeit an den Fenstern, welche zur See hinausgingen.

Dieselbe war ganz glatt und still, gerade wie es am vorhergehenden Tag draußen in den Scheeren gewesen war, und die nackten Maste des großen schwedischen Schiffes schienen über die fernsten Felsen hinaus zu ragen. Ob diese drei Maste Segel und Wind bekommen sollten, schien sie am meisten zu beschäftigen; denn der allerleiseste Luftzug, der sich durch die Bewegung der Wolken bemerkbar machte und ein tieferes Blau über die See hinzog, brachte einen Farbenwechsel auf ihren Wangen hervor.

Eine Zeit lang machte der Westwind sich dazu auf, einen breiten Streifen mitten durch die Bucht zu ziehen, welche langsam anfing, sich zu kleinen Wellen zu kräuseln. Der Flieder draußen beugte seine nackten Zweige und etliche spätblühende Blumenstengel sahen aus, als ob sie an-

Digitized by Google

fingen zu frieren. Aber fror Andrea nicht noch mehr? Als der Westwind nach und nach stärker wurde, schien er die Rosen von ihren Wangen wegzublasen, bis sie plötzlich, wie wenn ein Sturm sie zurückgeweht hätte, ihr beide Wangen, Stirn und Hals wiederum bedeckten.

Ein Boot war plötzlich sichtbar geworden, welches dem Hafen zuruderte, und hinten in demselben stand ein junger, schlanker, etwas schmal gebauter Mann, welcher, als das Boot an's Land stieß, auf die Brücke sprang.

Andrea war die Erste im Ort, die ihn gesehen hatte; sie blieb stehen und spähte, bis er auf des Lootsen Torkildsen Haus zu kam, an dessen Fenstern Andrea den ganzen Morgen Wache gestanden hatte, mit unruhigem Herzschlag und bald bleichen, bald rothen Wangen; aber nun hatte sie ein Gefühl, als sollte ihr Herz plötzlich aufhören zu schlagen. Sie wußte weder aus noch ein — hatte nicht einen einzigen klaren Gedanken, aber fühlte eine instinctmäßige Lust sich zu verstecken. In den wenigen Minuten, die der fremde Seemann gebrauchte, um Jon Torkildsen's Haus zu erreichen, war Andrea in der Küche gewesen, hatte die Thüren eines großen Schrankes geöffnet, indem sie ein und aus sprang; lief in die große Stube, dann hinauf in's Speicherzimmer, endlich wieder hinunter in die große Stube, hinter ein Himmelbett, in dessen Umhang sie halb eingewickelt stand, als die Thüre aufging — zwei bis drei Schritte hörte sie über den Boden, dann fühlte sie zwei Arme um ihren Leib, welche sie eine Zeit lang festhielten, bevor sie sich losreißen konnte.

Derjenige, der sie festgehalten hatte, war ein frischer Seejunge, mit ein Paar großen, braunen, unruhigen Augen, wovon das eine etwas schielte; aber es waren zwei warm funkelnde Augen, welche einen wunderbaren Eindruck auf Andrea gemacht hatten, als sie ihn zum ersten Mal auf dem schwedischen Schiff sah. Es schien ihr, als habe sie früher niemals in Augen hineingesehen — und als seien die Seinigen die Ersten gewesen. War jedes Auge so wunderbar hinein zu schauen? oder war es nur das Seinige? Es mußte nur das Seinige sein — so hatte noch niemals ein Auge sie angesehen, so daß eine ganz neue Welt von Gedanken und Träumen in ihr erweckt wurde, so daß sie die ganze Welt vergaß, in der sie bis jetzt gelebt und sich gefreut hatte, nur um an ihn zu denken.

Als sie an Bord der Fregatte zum ersten Mal in seine Augen gesehen hatte, als er ihr ein Glas sprudelnden spanischen Weins reichte, fühlte sie eine Erregung, wie sie niemals früher ihr Herz berührt hatte; aber nun, da sie wieder Auge in Auge mit ihm stand, nachdem sie eine ganze Nacht von diesen Augen geträumt hatte, da bemächtigte sich ihrer halb Schrecken, halb unbegreifliche Fröhlichkeit, welche ihr Blut wie im Fieber strömen ließ.

Wie lange er bei ihr war — was er ihr sagte, was sie ihm antwortete, verwirrte sich bei ihr; und als er fort war, schien ihr das Ganze wie ein Traum; aber ein Traum, der bei ihr eine Empfindung hinterlassen hatte, als sollte sie in ihm leben — vielleicht ihr ganzes Leben.

In Sehnsucht?

Nein, er wollte wiederkommen und sie mitnehmen, so viel erinnerte sie sich.

Wie lange sollte sie warten?

Darüber dachte sie nicht nach; sie fühlte, daß sie ihm gehöre für das ganze Leben.

Arvid! Arvid!

Es war Wonne, nur seinen Namen auszusprechen — und sie rief ihn mehrere Male aus, während sie am Fenster stand und sah, wie der Westwind sein Schiff zwischen den Inseln hindurch wegführte.

Am Abend war Tanz im Ort und einige junge Mädchen kamen und nahmen Andrea mit sich dahin. Sie schien kaum zu wissen, wo sie ging oder stand; aber tanzen konnte sie auf ihre elfenartige Weise, und ihre Augen glänzten und leuchteten von all' der Fröhlichkeit, die ihr Herz erfüllte. Solche Augen hatte Jens noch niemals von ihr bekommen, und so hatte auch wohl niemals Jemand sie im Tanze geschwungen, als er am heutigen Abend. In des starken Seemanns Armen wirbelte sie rund, so daß Sinn und Verstand allen Anderen als Andrea vergangen wären.

(Schluß folgt.)

Aus der Hauptstadt.

F. A. von Kaulbach in Schulte's Kunstsalon.

Es ist an dieser Stelle oft betont worden, daß die Bildnißmalerei nur mit ihren höchsten Spitzen in das Gebiet der reinen Kunst hineinreicht. Das Streben nach der äußerlichen Aehnlichkeit mit einer an sich uninteressanten Person bedingt eine contre coeur arbeitende Unfreiheit, die selten ein echtes Kunstwerk zu Stande kommen läßt. Im günstigsten Falle wird der Schwerpunkt in das Accessit verlegt, und das abconterfeite Individuum, Tapezier und Schneider haben in gleichem Maße Grund, sich bei dem Maler zu bedanken. Die geschäftsmäßige Portraitmalerei ist die milchende Kuh des Künstlers, dessen Haushaltungsbuch die Biographen kommender Jahrhunderte interessiren mag.

Die Bildnißmalerei überhöht sich erst da zur freien Kunst, wo sie einer Reihe von Aufgaben genügt, die wir unter den allgemeinen Begriff der Menschendarstellung zusammenfassen möchten. Die bestellte äußere Aehnlichkeit wird vom Selbstzweck zu einer Gelegenheit herabgedrückt, ein Individuum in seiner charakteristischen Eigenart zu erfassen und so nachzubilden, daß es sich im Contrefei erschöpft.

Unter den reichsdeutschen Malern wüßten wir nur zwei anzuführen, die dieser höchsten Aufgabe voll genügen, Lenbach und F. A. Kaulbach. Was der Erstere an Energie der Charakteristik voraus hat, ersetzt der Letztere durch ein künstlerisches Feingefühl, das weder zu viel noch zu wenig gibt. Mahnt Lenbach an Rembrandt, so erinnert Kaulbach an van Dyck. Eine gewisse Vornehmheit des Arrangements, das Hineinrücken des Individuums in eine bestimmte, seinem Charakter entsprechende Pose oder Situation unter Vermeidung jeder theatralischen Absichtlichkeit mocht aus jedem seiner Bildnisse ein harmonisches abgeschlossenes Kunstwerk. Unter den im Schulte'schen Kunstsalon ausgestellten Portraits Kaulbach's gebührt dem seines Vaters der Vorrang. Die linke Hand auf die Armlehne eines rothen Sessels gelegt, die andere mit der Brille über das Knie hin vorgestreckt, sitzt er in ruhig beschaulicher Haltung im Profil und scheint in die Prüfung eines jenseits des Rahmens gedachten Kunstwerkes versunken. Der prächtige Greisenkopf mit dem vollen, ergrauenden Haar und Bart, der ruhige, concentrirte Blick des Auges unter den buschigen Brauen hervor, der schaubenartige, pelzbesetzte Hausrock, die prächtig gemalten Hände das Alles drängt sich dem Beschauer nicht auf, sondern schließt wie absichtslos zu einheitlicher Wirkung zusammen. Ueber dem ganzen Bilde liegt ein Zug der Selbstgenügsamkeit, der liebevollen Behandlung eines Darstellungsobjectes, mit dem sich der Künstler allein weiß, ohne an das liebe Publikum zu denken.

Eine gleiche Intimität schließt das Salonportrait aus, das in den Räumen, in denen sie die Gesellschaft empfängt, an die abwesende Herrin des Hauses erinnern soll. Der Zweck des Bildes bedingt einen glänzenderen Aufputz, ein gewisses conventionelles Ausschierausgehen der Persönlichkeit. Aber auch hier bewahrt Kaulbach sein feines künstlerisches Taktgefühl vor jedem Zuviel im äußerlichen Apparat. Er malt eine Dame der Düsseldorfer Gesellschaft in schwarzer Atlasrobe, deren Schleppe sie mit der linken Hand nach vorn rafft, während sie mit der rechten einen kurzen, bronzefarbenen, mit Pelz besetzten Umhang über den entblößten Schultern zusammenhält. Die ganze Pose der majestätischen, voll aufgerichteten Figur ist ebenso ungesucht, wie der Ausdruck des edlen, dem Beschauer zugewandten Kopfes. Ein Salonportrait im besten Sinne des Wortes, hält es sich mit absoluter Treffsicherheit in der Mitte zwischen dem steifen Ceremonien- und dem Grimassen schneidenden Modebilde.

Für das Boudoir bestimmt erscheint das Portrait der jungvermählten schönen Tochter eines bekannten Verlagsbuchhändlers. Die graziösen Schultern mit einem leichten Flor umhüllt, in der Hand eine gelbe Rose, hat sie eben ihre Toilette unterbrochen, um den blonden Kopf mit den unregelmäßigen, aber fein geschnittenen Zügen dem Beschauer zuzuneigen und ihn halb träumend aus den klugen grauen Augen anzublicken. Der Reiz des Bildes liegt in einer knospenden Anmuth, in einem ansprechenden Ausdruck, der zugleich von zarter Mädchenhaftigkeit und erwachendem fraulichen Selbstbewußtsein zu erzählen weiß.

In das Gebiet des Idealkopfes hineingerückt ist ein weibliches Brustbild in Pastellfarben. Diese fast vergessene, im letzten Lustrum neu erweckte Technik wird seit einiger Zeit so vielfach zu häßlichen Modemalereien gemißbraucht, daß es eine wahre Freude ist, einmal zu sehen, wie dankbare Ausdrucksmittel sie der Hand des echten Künstlers bietet. Die feinen Umrisse des dunkelhaarigen, leise nach oben gerichteten Mädchenkopfes mit den großen feuchtschimmernden Augen sind wie hingehaucht, die Textur der grobkörnigen Pappe tritt überall hervor und dient doch, kaum mit dem Stifte übergangen und nur hier und da mit leichten Farbenandeutungen aufgehöht, zur weichen Herausrundung der Formen. Die Modellstudie hat sich ungezwungen zu einem lyrischen Stimmungsbilde entwickelt, dessen unbestimmter Melancholie die zarte Pastelltechnik zu Hülfe kommt.

Die Vielseitigkeit Kaulbach's documentirt sich in einer reizenden Kindergruppe, die Enkel eines Berliner Financiers darstellend. Im weißen Pierrotcostüm mit kegelförmigem Filzhut und schwarzen Schuhen und Strümpfen, stehen und sitzen zwei Knaben und drei Mädchen im Alter von sieben bis zehn Jahren in einer Linie und lachen und posiren aus dem Rahmen heraus. Gewiß, auch diese Kinder haben gewußt, daß sie gemalt werden sollten, aber gerade in diesem Bewußtsein sind sie ge-

Digitized by Google

malt und die Absichtlichkeit wird zur keck erfaßten und dargestellten kindlichen Naivität.

Last, not least sei ein in Aquarellfarben gemalter Fächer erwähnt, eine graziöse Mikadoscene darstellend. Kaulbach ist bekanntlich Einer unserer begabtesten Carricaturenzeichner. Hier zeigt er jenen glücklichen Humor, der für die fremdartige japanische Anmuth, die sich im Laufe weniger Jahre durch Vermittelung der steifleinenen Britten halb Europa eroberte, Sinn und Auge hat. Three little maids from school are we, so schweben sie, sich fächernd und in den Hüften wiegend vor dem vergnügt grinsenden Mikado und seinem gemüthvollen Scharfrichter einher und bilden die denkbar angemessenste Füllung der gefährlichsten Waffe weiblicher Coquetterie. G. M.

Dramatische Aufführungen.

„Die Nibelungen."

Ein deutsches Trauerspiel in drei Abtheilungen von Friedrich Hebbel.

Vom „Hürnen Seifried" Hans Sachsens bis auf Richard Wagner's hehren Helden ist ein weiter Weg, und unzählbar mögen die dazwischen liegenden Versuche sein, den riesenhaften Nibelungenstoff bühnenmäßig umzuformen. Um die Mitte unseres Jahrhunderts beherrschte Raupach's theaterwirksamer „Nibelungenhort" die deutschen Bühnen, die großen wie die kleinen, und an den sentimentalischen und idyllischen Liebesscenen zwischen Siegfried und Kriemhild ergötzte sich Jung und Alt. Auch Friedrich Hebbel, der Sohn der Holsteinischen Marschen, sah Raupach's derb zupackende Bearbeitung auf der Bühne des Wiener Burgtheaters, und damals war's, daß er den Entschluß faßte, den dramatischen Schatz des Nibelungenliedes für die Bühne flüssig zu machen. Hatte er doch schon als Kind beim Grollen der nah benachbarten Nordsee das Knabenbuch vom Siegfried mit junger Begeisterung durchgelesen „an einem schönen Maientag". Nun sah er sie vor sich, die unvergeßlichen Gestalten, handwerksmäßig nur nachgebildet, und dennoch wirkend mit der unmittelbaren Macht der Bühne; und Christine Engehausen, des Dichters Weib, war die zornflammende Rächerin Kriemhild. Er selbst hat es uns gesagt, da er der Lebensgenossin sein Werk zuschrieb:

„Denn diesen Abend ward mein Jugendtraum
Lebendig, alle Nibelungen traten
An mich heran, als wär' ihr Grab gesprengt,
Und Hagen Tronje sprach das erste Wort."

Es ist bezeichnend für Hebbel's Art, daß ihm der grimme Tronjer früher nahe trat, als der hellblickende Siegfried; nicht Herrn Siegmund's blonder Sohn: Hagen ist der männliche Held dieses deutschen Trauerspieles, dessen zwei erste Abtheilungen („Der gehörnte Siegfried" und „Siegfried's Tod") wir im „Berliner Theater" des Herrn Barnay gesehen haben.

Heinrich Laube, dessen etwas nüchterne Klarheit den Hebbel'schen Titanendrang mit kühler Steptik betrachtete, sagt irgendwo, der Dichter aus dem friesischen Holstein habe immer etwas behalten, was an den Bauern erinnert, der „bei aller Biederkeit mißtrauisch und listig bleibt unter den Städtern," und mit scharfem Wort trifft er Hebbel's „nur literarisches Nervengeflecht, das mit dem Publikum in gar keinem Zusammenhang stand." Unsere Anschauung findet eben da des Dichters Stärke, wo der Theatermann seine Mängel rügt. Der Dramatiker Hebbel war in alle Wege Concessionen an den Geschmack der Menge abgeneigt, er war ganz und gar Original; und mag man seinen Absonderlichkeitshang spöttelnd vermerken, so wird man ihm mindestens nachrühmen müssen, daß er sich die Wege selbst gebahnt hat, mit eigener, starker Hand, durch Felsenwände und dorniges Gestrüpp. Hebbel war kein Epigone, er war „selber Einer".

Und das ist es vor allem Anderen, was wir an ihm bewundern und was uns jeden Versuch, seinen muthigen Gedichten eine Heimstätte zu erobern auf deutschen Bühnen, mit großer, mit hoffender Freude begrüßen läßt. Dieser verwegene Bauer mit den weichen, träumerischen Zügen, mit seinem tiefinnigen Abscheu vor allen philosophischen Speculationen, er ist für unser schwachgemuthes Bühnenleben wohlthätig und nothwendig wie ein brausender Gewittersturm nach schwüler Stille. Gleich dem Mitteldeutschen Otto Ludwig ist er ein Kind des Flammenjahres 1813 und ein Geistesverwandter Grabbe's. In allen Dreien erhebt schon zu Anfang dieses Jahrhunderts der Naturalismus sein Haupt, und wir erkennen am besten in ihrer Betrachtung, daß die moderne Literaturströmung nicht von heute und gestern datirt. Die ganze Romantik war nur eine lange, nothwendige und weittragende Episode in der naturalistischen Bewegung, und daß dieses romantische Intermezzo noch nicht beendet ist, lehrt am deutlichsten der Blick auf die großen Führer der Schule in Nord und West, auf Ibsen und Zola, die späten, verkappten Romantiker, und auf Richard Wagner, den Symboliker der Musik.

Gemein ist ihnen die Vorliebe für sogenannte „peinliche" Stoffe, für die Nachtseiten des menschlichen Daseins; gemein auch die gewaltsame Art der Production, jene seltsam fesselnde Mischung von Brutalität und Künstlichkeit, die das unverkennbare Merkmal der Décadence bildet. Nicht aus der überquellenden Besitzesfülle, nicht aus ererbtem Reichthum schöpfen sie, die Hebbel und Ibsen, die Wagner und Zola; sie sind allesammt einseitig und arm an eigentlicher Erfindung. Aber der gewaltige Wille und die kraftvolle Eigenart ihrer Anschauung erhebt sie für uns Moderne thurmhoch über die behaglichen Rentner des klassischen Kapitalbesitzes. Hebbel, der breitspurige Holsteiner, ist ein ganz moderner Künstler, und ich möchte glauben, daß die Zeit für seine durchaus subjective Kunst erst jetzt gekommen ist. Die Werke der Norweger finden heute freudige Aufnahme überall, wo nicht grämelnde Ueberklugheit oder heißsporniger Chauvinismus ihnen die Wege zu sperren suchen: unser Geschlecht wird auch den Dichter der „Maria Magdalena" verstehen, dessen ungetrübter Bauernblick durch den Firniß den morbiden Boden unserer Kultur erkannt hat.

Der Hebbel der „Nibelungen" ist ein Anderer und muß ein Anderer sein. Mag sein, daß ihn auch hier zunächst der menschliche Conflict verlockt hat; die Aufgabe mag ihn gereizt haben, aus dem lieblichen Magedein vom Königshof der Burgunder die wilde Rächerin zu entwickeln, die in des ungeliebten Gatten Brautbett steigt, um für den Geliebten blutige Rache zu rüsten. Das war so recht ein Zwiespalt nach dem Herzen unseres Dichters: Judith, Kriemhild und Rhodope (in „Gyges und sein Ring") — ohne Liebe ergeben sie Alle sich dem Manne. Auch darin ist Hebbel ganz modern und ganz realistisch: das rein abstracte Gefühl der Liebe beherrscht und bestimmt seine Menschen nicht; ihr Empfinden ist ein durchaus persönliches, und real sind die Motive ihres Handelns bei aller oft genug grotesken Uebertreibung in Affect und Sprache. Aber schließlich mußte er dem epischen Stoff ein gut Theil seiner eigensinnigen Subjectivität opfern, und wenn er dadurch vor schrullenhaften Extravaganzen bewahrt blieb, so ward er doch mehr zum kraftbewußten Behauer eines mächtigen Rohstoffes, wo er sonst ein freistrebender Neuschöpfer sein durfte. In energischer Zusammenfassung erscheinen die vertrauten Vorgänge aus dem alten Heldensang vor uns, bühnenplastisch geordnet, doch kaum dramatisch im eigentlichen Sinn. Siegfried's Eintreten für den Liebe werbenden König, ein Höhepunkt der Handlung, kann nur erzählt werden, und auch sonst ist der Dichter gezwungen, zu dem alten Hausrath der Tragödie, zu allerlei lästigen Vertrauten und zu umständlichen Berichten seine Zuflucht zu nehmen, um das großgewachsene Epos in's dramatische Prokrustesbett zu zwängen.

Sieben lange Jahre hat Hebbel diesem Werk gegeben, obwohl er sich bei anderem Anlaß als Gegner des Horazischen „Nonum prematur in annum" bekennt. Von so viel fleißiger Mühe ist manche Spur geblieben; oft vermißt man Frische, öfter Laune. Die rechte Lebensfreudigkeit fehlt selbst dem Siegfried, so trotzig und keck er sich gehabt; die sonnige Ursprünglichkeit, die hier gefordert wurde, war dem schwerfälligen Choleriker versagt: er hat die Thräne, und auch der heiße Zornruf steht ihm zu Gebot; das helle Lachen harmloser Lust muß er künstlich erzeugen. So erscheint uns das Vorspiel vom gehörnten Siegfried als der Trilogie schwächlichster Theil, Siegfried's Ermordung aber und die Todtenprobe im Dom, endlich der Nibelungen Noth und Ende bilden die ragenden Gipfel in dem zerklüfteten Höhenzug dieses anspruchsvollen Werkes.

Auf den nordischen Edda-Mythus ist Wagner zurückgegangen und hat einige Gestalten geschaffen von bleibender Pracht. Nicht so Hebbel; er hält sich getreulich zum Liede, und nur einmal, in der Gestalt Brunhildens, drängt das nordisch-heidnische Element hervor, ohne zu bühnenklarer Anschaulichkeit zu gelangen. Brunhild, die halbgöttliche Erbin der Walküren und Nornen, bleibt uns unverständlich, und wir können ihn nur ahnend erkennen, den Zauber,

„Durch den sich ihr Geschlecht erhalten will,
Und der die letzte Riesin ohne Lust
Wie ohne Wahl zum letzten Riesen treibt."

Allzu flüchtig nur ist der weltgeschichtliche Zwiespalt gestreift zwischen christlicher und heidnischer Anschauung, und gegen Ende der zweiten Abtheilung drängt sich von außen ein frömmelnder, dogmatisirender Geist herein in das Gedicht, der schließlich, nicht zum Vortheil des rein menschlichen Gehaltes, ganz die liturgischen Formen annimmt.

Man sollte das dreigetheilte Trauerspiel, das „elfactige Nibelungenungeheuer", nach des Dichters eigenem Wort, nicht zerreißen, wie es im „Berliner Theater" geschah. Thatsächlich haben wir nur ein Fragment gesehen, wenn wir Kriemhild im Dom verlassen, unter dem milden Zuspruch des übereifrigen Kaplans. Zweckmäßigkeitsgründe mögen Herrn Barnay bestimmt haben, vorerst nur die beiden ersten Theile der „Nibelungen" uns vorzuführen, den Dank aber, der seinem Thun schon jetzt gebührt, wird er mächtig steigern durch schnelle Vorbereitung von „Kriemhild's Rache".

Freilich wird es dazu vor Allem nöthig sein, eine Kriemhild zu finden. Die Dame, die mit vielem Aufwand von Schminke und Pathetik für Siegfriedens Gemahl sich ausgab, wird es nicht sein dürfen; wenn man für den Bretterstil, der girrt und flötet, wo er empfinden, der schreit und grimassirt, wo er zorniges Weh darstellen soll, einstens ein übles Beispiel braucht, hier wird man es finden können. Besser war der jugendkecke, freilich etwas nüchterne Siegfried (Herr Basil), und wacker der stahlharte Hagen des Herrn Kraußneck; Beide suchen realistische Wirkungen und Beide finden sie oft auf Kosten der tieferen poetischen Durchdringung.

Anders steht es mit Frau Clara Ziegler. Sie war Brunhild und in allem Bildlichen herrlich durch des Leibes Riesenmaß, das weit hinausragt über Alles Menschliche. Aber wie sie aussieht, so spielt sie: jede einfachste Empfindung wird aufgebauscht, ein durcheinander fluthendes Wogenmeer von rein auf den sinnlichen Wohlklang abgestimmten zarten und starken Tönen ergreift den ahnungslosen Hörer und lullt sein Denken ein in leichten Schlummer. Plötzlich hört er lärmendes Beifallsgetöse; er erwacht und sieht die Diva der Tragödie in schöner Pose dahingesunken oder stolz erhoben zu schwindelhafter Höhe. Es wäre nicht schwer, auf Schritt und Tritt der Schauspielerin die derbsten Irrthümer nachzuweisen, und trotzdem wirkt sie auf Alle, die da glauben, wenn man nur Worte hört, es müsse sich dabei was denken lassen. Dazwischen ein mitunter wunderbares Treffen aus dem Instinct heraus, und ein Besitzstand von Mitteln, die ihres Gleichen nicht haben. Welch' eine Künstlerin konnte Frau Ziegler werden, die nun nicht viel mehr ward als eine glänzende,

Digitized by Google

gefeierte Geschmacksverderberin! Sie ist außerordentlich gefährlich in ihrer bauschigen Deklamationsdrapirung, hinter der sich so wenig verbirgt; und darum muß sie ein Jeder ungern sehen auf hauptstädtischen Bühnen, der dem gespreizten Wesen einer absterbenden Kunst nicht neuen, trügerischen Schimmer verliehen sehen will.

Eben sind 28 Jahre vergangen, seit Dingelstedt die „Nibelungen" auf die Weimaraner Hofbühne gebracht; das erste Theater, welches seinem Beispiel folgte, war das Königliche Schauspielhaus in Berlin, damals noch etwas wie ein Kunstinstitut. Seitdem ist das Riesenwerk von unseren Bühnen lange verschwunden; Hebbel, der Nordländer, hat nur in Wien eine Heimath finden können, unsere Theaterleiter brauchen ihn nicht, wie es scheint.

Herr Barnay hatte das Trauerspiel sachgemäß inscenirt und alle sonst von ihm beliebten Verirrungen in das Gebiet des Ausstattungsstückes glücklich vermieden. Da außer der Kriemhild noch eine ganze Reihe von wichtigsten Rollen — Gunther, Frau Ute und Frigga — völlig ungenügenden Kräften anvertraut war, mußte man es aufrichtig bewundern, daß die Vorstellung in ihrer Gesammtheit einen überwiegend erfreulichen Eindruck machte. Freilich sollte Herr Barnay sich und dem Publikum seine Regieerfolge nicht gar so schwer machen.

Maximilian Harden.

Notizen.

Heureuse? Par Marie de Besneray. (Paris, Plon, Nourrit & Cie.) — Ein spannender und gehaltreicher Roman, welcher ein hübsches Bild von französischem Leben in der Provinz zeichnet und zugleich sich mit der Frage der Ehescheidung beschäftigt, welche schon seit geraumer Zeit alle Kreise Frankreichs auf das lebhafteste erregt. Eine geistvolle Frau bietet durch ihren Verkehr Gelegenheit zu allerlei Betrachtungen über Kunst, Wissenschaft und Religion. Obgleich eine sträfliche Neigung den Angelpunkt des Romans bildet, ist derselbe doch frei von Anstößigkeiten, wie dieselben von der jetzigen Schriftstellerwelt so oft beliebt werden. Die Verirrung von Arlette Alban ist nur Anlaß, ihre Herzenskämpfe zu erklären. Der Ausgang des Romanes läßt die Heldin unter dem Drucke der Strafe erscheinen, welche ihr Vergehen ihr zuzog. Womit du sündigst, damit sollst du gestraft werden, so klingt das Werk aus.

w-y.

Lenzfahrt. Gedichte von Hermann Kiehne. König Hübich. Erzählende Dichtung von Hermann Kiehne. (Dresden, Wilhelm Hoffmann.) — Ein junges, frisches Dichtertalent, das uns durch seine Liebenswürdigkeit, seinen heiteren Lebensmuth und seine helle Freude an allem Schönen und Köstlichen anspricht. Besonders in den Abschnitten „Wandern" und „Spielmannsleben" singt und schallt es von behaglicher Daseinsfreude und warmem Gefühl für die Wunder der schaffenden Natur. Aus dem „Frauenbuch" klingen uns Töne voll herzgewinnender Innigkeit entgegen, und in den „Liedern und Bildern" wird Vergangenes im Schimmer der Poesie wieder lebendig. Viel neue Weisen werden freilich nicht angeschlagen und auch dem kleinen Epos fehlt es an Originalität. Dafür entschädigt durchgehends ein Ton jugendlicher Begeisterung für das Schöne und ein tiefes, sonniges Dichtergemüth. Nur muß Hermann Kiehne noch viel strengere Selbstkritik üben; nicht jedes hübsche, leicht hingeworfene Lied ist auch schon werth, gedruckt zu werden, und in formeller Beziehung, besonders in den Reimen, lassen manche Gedichte zu wünschen. Ebenso wäre der erzählenden Dichtung eine strengere Fassung und klarere Uebersichtlichkeit zu wünschen gewesen. Im Ganzen aber haben wir es hier mit einem ansprechenden jungen Talent zu thun.

t—n.

Mehala. Eine Erzählung aus den Marschen. (Berlin, J. H. Schorer.) — Menschen und Gegenden, die dem Alltäglichen fern liegen, führt uns das Buch vor. In der Mitte steht Mehala-Glory, eine eigenartige Frauengestalt, die einen ihrer Unwürdigen liebt und gegen die Liebe eines Anderen vergeblich kämpft. Ihr Schicksal liegt in den Händen eines Mannes, der vor den entsetzlichsten Verbrechen nicht zurückscheut, um ihren Besitz zu erlangen. Der Kampf zwischen Beiden durchzieht die ganze Erzählung und vermag den Leser zu fesseln, so daß er Inconsequenzen übersieht. Daß Beider Ende ein tragisches ist, folgt mit Nothwendigkeit aus Allem, was vorhergeht. Das Buch ragt über die gewöhnliche Romanliteratur hinaus.

g.

Blüthen und Perlen englischer Dichtung in deutscher Uebertragung. Eine Anthologie eigener und fremder Uebersetzungen aus dem Englischen von Victor Hampe. (Holzminden, C. C. Müller.) — Diese Sammlung verdient das beste Lob. Denn ihr Herausgeber hat nicht nur eine Reihe von Meisterwerken der englischen Dichtkunst mit vollstem Verständniß und feinstem Formgefühl selbst mustergültig übersetzt, sondern auch die besten Verdeutscher englischer Poesien, darunter besonders Freiligrath, Heine und Strodtmann, zu Worte kommen lassen. Wir finden in dem kleinen, musterhaft ausgestatteten Werke die schönsten Gedichte von Shakespeare, Milton, Young, Thomson, Burns, Goldsmith, Byron, Shelley, Tennyson, Longfellow und vielen Anderen mit vielem Geschmacke ausgesucht und nebeneinandergestellt, und glauben, daß der Herausgeber seine in der Vorrede ausgesprochene Absicht, die Leser zum Studium der Originale anzuregen, wirklich erreichen wird.

Schriftstellerroman. Von B. v. Suttner. (Dresden, Pierson.) — Ein nicht uninteressanter Versuch, eine moderne literarische Existenz zu schildern. Der Anfang liest sich wie ein Sensationsroman, dann wird die Schilderung behaglicher, tiefer greifend, die Erzählung fesselnd. Offenbar hat aber die Verfasserin ihre Modelle nicht modern genug erfaßt, weshalb uns diese Journalisten ziemlich altväterisch vorkommen. Auch die naive Schilderung des gewiß miterlebten Berliner Schriftstellercongresses, wo einige Theilnehmer sogar mit Namen genannt werden, beweist, daß die Autorin nicht ganz „zum Bau" gehört. Sonst spricht aus der sorgfältig stilisirten Arbeit ein entschiedenes Talent, das seine eigenen Wege sucht.

Gesammelte Novellen von C. v. Schwarzkoppen. Den Inhalt dieser in Zeitschriften abgedruckten Novellen bildet die Liebe, nicht die himmelstürmende, alle Schranken durchbrechende Leidenschaft, sondern die gesunde, robuste Liebe, die wohl einmal vom rechten Wege abirrt, sich aber immer wieder auf die gerade Bahn zum soliden Ehestande zurückfindet. Wo einmal ein unschuldiger kleiner Irrthum in der Wahl des geliebten Gegenstandes mit unterläuft, da wird er bei Zeiten corrigirt. Nur die erste der sechs Erzählungen nimmt einen Anlauf zur Schilderung tragischer Herzensconflicte, und hier verräth die Verfasserin ein bemerkenswerthes Talent für die Darstellung erregterer Seelenzustände. Die fünf übrigen Novellen spielen in kleinen Städten, sind flüssig erzählt und geben in engem Rahmen ein anschauliches Bild von dem dort herrschenden Stillleben.

g. m.

Gedichte von Amélie Godin. Mit Bildniß der Verfasserin (München, Theodor Ackermann.) — Die geistvolle Schöpferin der Jugendmärchen und der „Sturm- und Frieden"-Novellen legt mit dieser Gedichtsammlung einen lyrischen Ueberblick über ihr Leben in unsere Hände. Die Gedichte erweisen sich fast alle als Gelegenheitserzeugnisse, in welchen die Dichterin das Glück und das Leid eines reichen, vielbewegten Lebens kund thut. Sie sind tief empfunden, voll schöner Gegenständlichkeit und immer vollendet in der Form. Zuweilen überrascht uns eine geistreiche Wendung in ihnen wie eine Offenbarung oder zeigt sich in ihnen uns eine lyrische Perle von wirklich einzigem Werthe, so daß sich ein Suchen und Nachforschen reich belohnt.

Die Entwickelung der deutschen Arbeitercolonien. Von G. Berthold. (Leipzig, Duncker & Humblot.) — Diese zu den Schriften des Deutschen Vereins für Armenpflege und Wohlthätigkeit gehörige Arbeit des bekannten Berliner Statistikers enthält reichhaltiges und interessantes Material. 1886 gab es im Deutschen Reiche 16 Arbeitercolonien, einschließlich der katholischen Arbeitercolonie Elkenroth im Regierungsbezirk Koblenz. Mehrere andere Colonien wurden geplant. 1887 wurde nach Zeitungsnachrichten auch eine katholische Colonie für den Norden Westphalens projectirt.

k. w.

Die Rosen von Tyburn. Trauerspiel in fünf Acten von A. Fitger. (Oldenburg, Schulze.) — Das Stück spielt in der traurigsten, von Greuel und Schmach erfüllten Zeit der englischen Geschichte und führt uns im Jahr 1661 auf den Landsitz der Lady Hollam in Kensington, wo König Carl II. und sein Hof als Gast sich befindet. Hier entwickelt es sich in wohlthuender örtlicher und zeitlicher Einheit vom lustigen Hofleben, während in London die Pest wüthet, bis zur Katastrophe, welche Robert, den geliebten Freund des Königs, auf's Schaffot und die Lady zum Pesttod führt. Der König wirbt um die Liebe der Lady. Da tritt der von ihm todtgeglaubte Robert auf. Im Nu ist er und die Lady von glühender Liebesleidenschaft erfaßt und der König entsagt. Durch Carls überreiche Gnade wird dem Wiedergekehrten das Geheimniß seiner Vergangenheit entlockt. Er ist's, der, in Maske gehüllt, die Hinrichtung Carls I. vollzogen hat und den die Großen des Reiches und das Parlament seit langer Zeit zu entdecken bemüht sind, um ihn der Strafe zu überliefern. Da er sich selbst dem Tode weiht und nicht vorzieht, mit der Lady zu fliehen, beschließt sie, den Geliebten zu vernichten, während der König den Freund retten will. Sie schmeichelt dem König um den Preis ihrer selbst das Todesurtheil ab. Der Geist des Enthaupteten aber, der ihr erscheint, verfolgt sie. Da wird sie, angesteckt von dem pestbefallenen Boten, der ihr die Nachricht von dem Vollzug der Hinrichtung in Tyburn bringt und die Rosen überreicht, die Robert auf dem letzten Gang getragen hat, ebenfalls von der Pest gepackt und stürzt in die Nacht hinaus. Der König und alle seine Begleiter fliehen; ein letztes Aufflackern der Lampe im Zimmer der Lady zeigt ihren Tod an. Selbst der meisterhafte Aufbau des Stückes und die oft sehr schöne Sprache versöhnen uns weder mit der Siedhitze der Leidenschaft, welche sich über die ganze Dichtung verbreitet, noch mit dem Grausen, welches das Zeitbild und jenes Auftreten des Geistes hervorruft, noch endlich mit dem Bild des durch sinnlichen Frauenreiz unwiderstehlichen, aber durch seine dämonische Herodiasnatur abschreckenden Weibes, welches kaum in der Qual seiner Reue uns Mitleid einflößt.

a. f.

Die Völkerwanderung und die Cultur ihrer Zeit. Von Friedrich Nonnemann. (Leipzig, Reinhold Werther.) — Frisch und anschaulich, lebendig und von warmer Liebe zu Volk und Vaterland erfüllt, schreibt der Verfasser eine Culturgeschichte des Volkes für einen weiten Kreis Bildungsstrebender, aus der das vorliegende Heft ein Ausschnitt ist. Er ist in den Quellen und Darstellungen gut belesen, hebt aus den ersteren mit Recht oft charakteristische Stellen heraus und versteht Personen und Ereignisse im richtigen Lichte erscheinen zu lassen. Wir sind überzeugt, daß jeder, der die vorliegende Probe gelesen hat, gern zu dem ganzen Werke greifen wird.

b. g.

Digitized by Google

Inserate.

Soeben erschien:

Shakespeare der Autor seiner Dramen.

Von **Karl Heinrich Schaible**, Doktor der Medizin u. Philosophie; vormals Examinator der Universität London, emeritus Professor der Royal Military Academy, Woolwich; Fellow des College of Preceptors London ꝛc.

8°. brosch. 1 ℳ 20 ₰.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen u. gegen Einsendung des Betrags von **Carl Winter's Universitätsbuchhandlung** in **Heidelberg.**

Auflage 352,000; das verbreitetste aller deutschen Blätter überhaupt; außerdem erscheinen Uebersetzungen in zwölf fremden Sprachen.

Die Modenwelt. Illustrirte Zeitung für Toilette und Handarbeiten. Monatlich zwei Nummern. Preis vierteljährlich M. 1.25 = 75 Kr. Jährlich erscheinen:

24 Nummern mit Toiletten und Handarbeiten, enthaltend gegen 2000 Abbildungen mit Beschreibung, welche das ganze Gebiet der Garderobe und Leibwäsche für Damen, Mädchen und Knaben, wie für das zartere Kindesalter umfassen, ebenso die Leibwäsche für Herren und die Bett- und Tischwäsche ꝛc., wie die Handarbeiten in ihrem ganzen Umfange.

12 Beilagen mit etwa 200 Schnittmustern für alle Gegenstände der Garderobe und etwa 400 Muster-Vorzeichnungen für Weiß- und Buntstickerei, Namens-Chiffren ꝛc.

Abonnements werden jederzeit angenommen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. — Probe-Nummern gratis und franco durch die Expedition, Berlin W, Potsdamer Str. 38; Wien I, Operngasse 3.

Soeben erschien und ist in allen Buchhandlungen zu haben der mit Spannung erwartete neueste Roman von

Friedrich Spielhagen:

Ein neuer Pharao.

1 Band brosch. ℳ 6.—, eleg. geb. ℳ 7.—.

Verlag von L. Staackmann in Leipzig.

Bei **Aug. Stein** in **Potsdam** erschien soeben:

Deutsche Litteraturkunde.

Auswahl charakteristischer Stücke in Poesie und Prosa, chronologisch und nach Dichtergruppen geordnet, mit geschichtlichen Einleitungen und Uebersichten

von

P. Erfurth und **H. Lindner,**

Rektor. Konrektor.

576 S. gr. 8. brosch. ℳ 4.50. In Halblederband ℳ 4.50. In Kattunband ℳ 5.—.

Dieses Buch ist zunächst für obere Klassen höherer Schulen bestimmt, es dient aber zugleich als vorzüglicher Hausschatz für jede gebildete Familie.

Spät erblüht. Aufgefundene Gedichte von **Ernst Moritz Arndt.** Herausgegeben von *A. von Freydorf.* Mit einem Vorwort von *Victor von Scheffel* in Handschrift. Elegant gebd. in Goldschnitt ℳ 2.40.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

½ Stunde von Frankfurt a. M. **Bad Homburg** ½ Stunde von Frankfurt a. M.

Wirksamste Brunnenkur bei allen Magen- u. Unterleibsleiden (Leber-, Milz-Leiden, Gelbsucht, Gicht, Fettleibigkeit) Mineral-, Sool-, Kiefernadel-, Gas- u. Moorbäder. **Luftkurort ersten Ranges** für Nervenleidende und Reconvalescenten. Inhalationen für Hals- und Brustleidende. Molkenkur. Heilgymn. Institut (Electrotherapie, Massage). Wasser-Heilanstalt. Eleg. Kurhaus mit vorzügl. Restaurant. Park. Kurorchester. Militär-Concerte. Theater. Réunions. Illuminationen, Feuerwerke, Saisonfeste.

Mineralwasser-Versandt in stets frischer Füllung während des ganzen Jahres.

Bad Reinerz

bei Glatz in Schlesien, klimatischer waldreicher *Höhenkurort* von 568 m. Seehöhe, besitzt drei kohlensäurereiche alkalisch-erdige *Eisen-Trinkquellen, Mineral-, Moor-, Douche-Bäder,* und eine ganz vorzügliche *Molken-* und *Milch-Kuranstalt.* Reinerz ist demnach angezeigt bei Tuberculose, chronischem Katarrh der Athmungsorgane und chronisch gewordenen Lungen- und Brustfell-Entzündungen; bei Anaemie und deren Folgezuständen, namentlich bei auf anaemischer Basis beruhenden Magen- und Darmcatarrhen, Hysterie und Neuralgie; endlich bei chronisch entzündlichen Leiden der weiblichen Sexualorgane und bei Herzkrankheiten ohne tiefere Compensationsstörung. **Saison vom 1. Mai bis 1. October.**

Die in jeder Buchhandlung zur Ansicht ausliegende reich. illustrirte No. 24 aus der Collection der Europ. Wanderbilder — Preis 50 ₰ und Woerl's Reisehandbücher, Führer durch Bad Reinerz und Umgegend, besagen das Nähere. Prospecte unentgeltlich.

Hannov.-Altenbek.-Eisenbahn. Saison 15. Mai bis 1. Oct. **Bad Pyrmont.** Pferdebahn zum Salzbade und Bahnhof 5 Minuten.

Altbekannte Stahl- und Soolquellen.

Stahl-, Salz-, Moor- und russische Dampfbäder.

Bestellungen von **Stahl- und Salzwasser** sind an das Fürstl. Brunnen-Comptoir zu richten; sonstige Anfragen erledigt **Fürstl. Brunnen-Direction.**

Franzensbad in Böhmen.

Saison vom 1. Mai bis 1. October.

Station der Buštéhrader, der königlich sächsischen u. königlich bayerischen Eisenbahn.

Directe Verbindung mit allen Hauptstädten Europas (Courierzüge, Schlafwagen).

Alkalisch glaubersalzige Eisensäuerlinge von den mildesten bis den stärksten; gehaltreiche, leicht verdauliche Stahlquellen; kohlensäurereiche Mineral- und Stahlbäder nach der **Pfriem'**schen und **Schwarz'**schen **Methode;** kohlensaure Gasbäder; **Moorbäder aus dem altbewährten, berühmten Franzensbader salinischen Eisenmineralmoor der an therapeutischem Werthe alle anderen Moore übertrifft.** (Frerichs, Segen u. A.) Reine kräftigende Gebirgsluft, 450 Meter über Ostsee; ausgedehnte Parke und schattige Promenaden.

Zweckmässige Trinkeinrichtungen, Trinkhalle für alle fremden Mineralwässer, vier grosse comfortable und nach den neuesten balneotechnischen Grundsätzen eingerichtete **Badeanstalten; Kaltwassercur; römisch-irische Bäder, russische Dampfbäder.**

Im Lesecabinete Zeitungen aller Sprachen in reichster Auswahl; täglich mehrmals Concert der vorzüglichen Curkapelle, Theater, Tanzréunionen, Tombola. Katholische Pfarrkirche, evangelische u. russisch-orthodoxe Kirche, englischer Gottesdienst, Synagoge.

Indicationen: **Blutarmuth, Bleichsucht, Scrophulose, chronische Katarrhe der Verdauungs-, der Athmungs-, der Harn- und Geschlechtsorgane, chronische Nervenkrankheiten, Neurasthenie. Frauenkrankheiten, chronische Exsudate, Rheumatismus, Gicht, Nachcur nach eingreifenden Curen in Karlsbad, Marienbad, Kreuznach, Kissingen.**

Ausführliche Prospecte gratis. — **Jede Auskunft ertheilt bereitwilligst das Bürgermeisteramt als Curverwaltung.**

Deutsche Allgemeine

Ausstellung für Unfallverhütung

Berlin 1889

im Landesausstellungspark,

= am Lehrter Bahnhof. =

Ausstellung für Industrie, Bergbau, Baugewerbe, Landwirthschaft, Schifffahrt, Verkehrsgewerbe etc. vom Standpunkte des Arbeiterschutzes.

Täglich: Grosses Doppelconcert.

Maschinen im Betriebe.

Besondere Sehenswürdigkeiten: Bergwerk — Taucher — Gefrierschacht — Theater.

Mühle, Brauerei im Betriebe.

Redaction: Berlin S.W., Möckernstr. 67. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig. Expedition: Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.

Digitized by Google

№ 22. Berlin, den 1. Juni 1889. Band XXXV.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Theophil Zolling in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt:

Die Bergarbeiterstrikes und die Einigungsämterfrage. Von Karl Walcker. — Die preußische Landtagstagung. Von Fritz Olzem, Mitglied des Abgeordnetenhauses. — **Literatur und Kunst:** Vom Pariser Salon. Von Peter Taren. — Neuere Untersuchungen zur deutschen Alterthumskunde. Von H. Bohm. (Schluß.) — Die Hamburger Gewerbe- und Industrieausstellung. Von —ch. — **Feuilleton:** Andrea. Von Constantius Flood. Autorisirte Uebersetzung aus dem Norwegischen. (Fortsetzung.) — **Aus der Hauptstadt:** Die Ausstellung für Unfallverhütung in Berlin. Von Franz Bendt. — Dramatische Aufführungen. „Die Nixe." Lustspiel in drei Acten von Friedrich Gustav Triesch. Von Maximilian Harden. — Inserate.

Die Bergarbeiterstrikes und die Einigungsämterfrage.

Von Karl Walcker.

In Preußen gab es 1885 160,284 ständige und 136,103 unständige, zusammen 296,387 Arbeiter der Bergwerke, der Knappschaftsvereine. Im März 1889 gab es dagegen unter den 58,708 Mitgliedern der deutschen (Hirsch-Duncker'schen) Gewerkvereine nur 681 Bergarbeiter, die ganz, oder fast ganz auf Preußen kommen dürften. Die Gewerkvereinler machten also nur etwas über 2 pro Mille aller Bergleute Preußens aus. In den bisherigen Nachrichten über die Strikes habe ich keine Notiz darüber gefunden, daß sich Gewerkvereinler an den Strikes betheiligt haben. Sollten solche Fälle indes vorgekommen sein, so wären sie wegen des angeführten Zahlenverhältnisses etwas ganz Nebensächliches. Trotzdem haben die Strikes mittelbar sehr viel mit der Gewerkvereinsfrage zu thun. Zeitungen aller Farben, auch nationalliberale und conservative Blätter, hoben in den jüngsten Tagen mit Recht hervor, die großen Arbeitseinstellungen, welche zahlreichen Privatwirthschaften wie der Volkswirthschaft soviel Schaden gebracht haben, seien ein schlagender Beweis für die Nothwendigkeit ständiger Schiedsgerichte oder, besser gesagt, Einigungsämter zwischen den Arbeitgebern und den Arbeitnehmern, zunächst auf dem Gebiete des Bergbaues. Ständige Einigungsämter setzen aber ständige Gewerkvereine voraus; denn Arbeitervertreter, die von einer atomistischen, zusammenhangslosen Menge gewählt sind, haben in der Regel nicht die Autorität, welche nöthig ist, um die strenge Innehaltung der mit den Arbeitgebern getroffenen Vereinbarungen zu sichern, unnöthige Strikes zu verhüten. Auf das bloße Wort Gewerkverein kommt natürlich wenig an. Es ist z. B. wahrscheinlich, daß man die hergebrachte Bezeichnung Knappschaftsvereine beibehalten, aber dieselben im Sinne moderner Gewerkvereine fortbilden, verbessern wird. Ist aber erst der Sieg des Gewerkvereinsprincips auf dem wichtigen Gebiete des Bergbaues entschieden, so wird es auch in der Eisenindustrie und auf den übrigen Gebieten der Groß- und Kleinindustrie allmählich durchdringen. Im Deutschen Reiche und namentlich in England giebt es bereits Gewerkvereine der landwirthschaftlichen Arbeiter. Zum Hirsch-Duncker'schen Verbande gehörten im März 1889 nur 858 Kaufleute. Der „Verband deutscher Handlungsgehülfen", eine gewerksvereinsartige Organisation, hatte dagegen in derselben Zeit bereits 20,000 Mitglieder. Außerdem giebt es noch verschiedene Gewerkvereine. Die Mitgliederzahl betrug 1888 beim Unterstützungsverein deutscher Buchdrucker 11,861, 1881 beim Unterstützungsverein deutscher Hutmacher 2000 (jetzt wohl 3000), 1885 beim Verein deutscher Lokomotivführer 7000, 1886 bei den sog. Fachvereinen 60,000. Dazu kommen verschiedene ältere und neuere, meist wenig bekannte gewerkvereinsartige Organisationen von Handschuhmachern, Weißgerbern, Bierbrauern, Kutschern ꝛc. Der Verband süddeutscher Arbeiterbildungsvereine hatte 1882 2137 Mitglieder. Bei den Evangelischen Arbeitervereinen Rheinlands und Westfalens betrug die Mitgliederzahl 1886 11,700, bei den Katholischen Gesellenvereinen 1885 70,000 bis 80,000, bei den Katholischen Arbeitervereinen, einschließlich der Katholischen Knappschaftsvereine, 11,000. Diese Bildungsvereine und religiösen Vereine sind nicht als fertige Gewerkvereine, wohl aber als Vorstufen zu solchen zu bezeichnen. Die sog. Fachvereine werden von M. Hirsch, Holzerland u. A. zur Socialdemokratie gerechnet, bestreiten indes manchmal ihre Zugehörigkeit zu dieser Partei; obgleich manche Fachvereine auf Grund des Socialistengesetzes verboten worden sind. Die ehemaligen „Gewerkschaften" der Socialdemokratie hatten mit den Gewerkschaften (Capitalistengenossenschaften) des Bergbaues nichts zu thun und dürften in Folge innerer Auflösung und polizeilicher Verbote sämmtlich eingegangen sein. Der Name „Gewerkschaften" war nur gewählt worden, um Verwechselungen mit den antisocialistischen Hirsch-Duncker'schen und sonstigen Gewerkvereinen zu vermeiden.

Kurz, die Frage der Gewerkvereine und Einigungsämter ist eine wichtige Zeitfrage.

Das Recht des Staates zum Verbot socialdemokratischer Fachvereine ist zweifellos, aber die Zweckmäßigkeitsfrage liegt nicht so einfach. Der conservative, in den Preußischen Staatsrath berufene Berliner Professor der Nationalökonomie G. Schmoller hebt nicht mit Unrecht hervor, daß der Nutzen eines Fachvereins größer sein kann, als der Schaden desselben. Die Beschäftigung mit Berufsinteressen der Schuhmacher, Schneider ꝛc. kann eins der wirksamsten Mittel sein, um die Socialdemokratie innerlich zu spalten und zu lähmen, von volkswirthschaftlichen und politischen Utopieen und Wühlereien abzuhalten. Bei den Reichstagswahlen von 1887 wurden 763,128 gültige Stimmen für die Socialdemokratie abgegeben, während die Zahl der Fachvereinler 1886, wie erwähnt, nur 60,000 betrug. Auch dies Zahlenverhältniß scheint darauf hinzuweisen, daß die Fachvereinler, unter denen es vielleicht sogar Nichtsocialisten giebt, gemäßigter sind, als die Hauptmasse der Socialisten, mit einem Fuße schon auf antisocialistischem Boden stehen.

Digitized by Google

Im Nachfolgenden soll nur von den antisocialistischen Gewerkvereinen des Deutschen Reiches und ihrem Verhältniß zu den englischen Gewerkvereinen die Rede sein. Als Gesammtheit betrachtet, sind die deutschen Gewerkvereine dem Anschein nach viel älter als die heutigen englischen Gewerkvereine, welche aus dem 18. und 19. Jahrhundert stammen. In Deutschland gab es schon im Mittelalter gewerkvereinsartige Gesellenverbände, an welche der 1871 gestiftete Gewerkverein der deutschen Hutmacher anknüpfte. Der 1866 gestiftete Gewerkverein der deutschen Buchdrucker entstand ebenfalls ohne jeden Einfluß englischer Gewerkvereinsideen. Solche Ideen wurden, zum Theil mit Hinweis auf England, schon 1847 vom Altliberalen B. Hildebrand, 1853 von Schulze-Delitzsch, 1862 vom Altliberalen Professor H. von Mangoldt, 1865 vom edlen, von allen Parteien (einschließlich der Socialdemokraten und Ultramontanen) geachteten Conservativen V. A. Huber, 1869 vom Nationalliberalen Prince-Smith und später von Anderen vertreten. Die „Deutschen Gewerkvereine" wurden 1868 und 1869, unter lebhafter Sympathie Schulze-Delitzsch's, von Dr. Max Hirsch und Franz Duncker gestiftet. Hirsch, der 1868 eine Studienreise nach England machte, benutzte bei der Abfassung der deutschen Gewerkvereinsstatuten englische Vorbilder, aber in sehr freier Weise. Die Hirsch-Duncker'schen Gewerkvereine können so wenig als unselbständige Nachahmungen der englischen bezeichnet werden, daß man eher sagen kann, die Unähnlichkeiten beider Gewerkvereine seien größer, als ihre Aehnlichkeiten. Hirsch war z. B. nur Mitredacteur, Mitverfasser der deutschen Gewerkvereinsstatuten. Die Entscheidung lag bei den Arbeitern der verschiedenen Berufsklassen selbst. Es ist aus geschichtlichen Gründen zu erklären, wenn gleich nur bedingt zu billigen, daß die englischen Gewerkvereine exclusiv-aristokratisch sind, nur die besser bezahlten Arbeiter aufnehmen. Die deutschen Gewerkvereine nehmen dagegen alle Arbeiter des betreffenden Berufs, Maschinenbau- und Metallarbeiter, Fabrik- und Handarbeiter, Tischler, Schuhmacher, Porzellanarbeiter, Stuhlarbeiter (Weber), Schneider, Klempner, Maurer, Lithographen, Kaufleute, Cigarrenarbeiter, Bergarbeiter, Töpfer, Zimmerer, Bildhauer, Conditoren, Schiffszimmerer, Reifschläger, Vergolder, Drucker, Formstecher ꝛc. auf. Nur die Socialdemokraten wurden ihrer Unverträglichkeit wegen schon vor 1876 ausgeschlossen, und seit 1876 wird von jedem neu eintretenden Mitgliede die Unterzeichnung eines Reverses gegen die Socialdemokratie verlangt. Die Deutschen Gewerkvereine stehen ferner mit Entschiedenheit auf dem Boden des Staatsbürgerthums, der Gewerbefreiheit: während bei den englischen Gewerkvereinen, trotz ihrer Lichtseiten, noch immer mittelalterliche Zunftmißbräuche theoretisch und praktisch im Schwange gehen. Was Roscher (Nationalökonomik Bd. I, § 176) darüber sagt, ist richtig. Die Statuten (Rules) der englischen Maschinenbauer von 1851 und 1874 dürften nicht in den Buchhandel gekommen sein. Ich habe sie indeß geliehen erhalten, ausgezogen und dabei selbst gesehen, daß die Statuten den Stücklohn grundsätzlich verwerfen, nur sehr ungern zulassen. Die Jahresversammlung der englischen Gewerkvereine sprach sich 1882 und 1888 für, 1883 und 1886 gegen die Verstaatlichung des Grundeigenthums (im Sinne H. George's und der Deutschen Landliga) aus. Die jetzt alle drei Jahre stattfindenden Verbandstage der Deutschen Gewerkvereine befassen sich überhaupt nur mit gewerblichen Arbeiterfragen; aber die Wochenschrift „Der Gewerkverein", das Organ des Verbandes, polemisirte gelegentlich entschieden gegen jene Utopie. Die englischen Gewerkvereine sind in Folge der langen Dauer der englischen Wirthschaftskrisis genöthigt, ihre Vereinsvermögen anzugreifen, während die Hülfskassen der Deutschen Gewerkvereine gut stehen. Die englischen Gewerkvereine gewähren ihren Mitgliedern auch nicht, nach Art der Hirsch-Duncker'schen Gewerkvereine, einen unentgeltlichen Rechtsschutz gegen etwaige Uebergriffe von Arbeitgebern und anderen Personen.

Eine eingehende Darstellung der Deutschen Gewerkvereine, ihrer Hülfskassen und Einigungsamtsbestimmungen würde hier zu weit führen. Der Kürze halber sei auf Dr. Max Hirsch's kleine Schrift „Die hauptsächlichen Streitfragen der Arbeiterbewegung" (Berlin, 1886, Steinitz & Fischer) verwiesen. Roscher sagt, diese Schrift enthalte eine „sehr gute Polemik gegen die Socialdemokratie".

In England gibt es zwei Systeme von Einigungsämtern, das 1860 begründete Mundella'sche System und das 1865 begründete Kettle'sche System. Nach beiden Systemen werden die Einigungsämter aus einer gleichen Zahl gewählter Arbeitgeber und Arbeiter zusammensetzt. Nach dem System des Richters Kettle zu Wolverhampton entscheidet indeß ein bei der Sache nicht interessirter Unparteiischer, z. B. Kettle selbst, als Vorsitzender endgültig; während nach dem System des Strumpfwaarenfabrikanten Mundella zu Nottingham, der 1880 bis 1885 liberaler Unterrichtsminister war, der zum Vorsitzenden gewählte Arbeitgeber oder Arbeitnehmer nur bei Stimmengleichheit entscheidet. Praktisch haben sich übrigens beide Systeme sehr genähert. Diese Einigungsämter sind nach Brentano mehr mit Börsen, wie mit den gewöhnlichen gewerblichen Schiedsgerichten des Festlandes zu vergleichen. In Betreff des bestehenden Vertragsrechtes sind nämlich beide Theile häufig ohnedies einig. Die Einigungsämter haben indeß stets die Aufgabe, das künftige Vertragsrecht festzustellen, ähnlich wie man auf der Börse die Preise künftiger Lieferungen von Korn, Wolle oder Spiritus festsetzt. Es handelt sich hauptsächlich darum, Thatsachen festzustellen und Schlüsse daraus zu ziehen. Beide Parteien theilen sich ihre Gründe mit und haben ihre Behauptungen zu beweisen. Sowohl die Kettle'schen Statuten, als das englische Schieds- und Einigungsgesetz vom 6. August 1872, welches den Entscheidungen der Einigungsämter Rechtskraft beilegt, geben diesen Aemtern das Recht, zu diesem Zwecke auf Zeugnißablage und Vorzeigen von Beweisurkunden zu bestehen, z. B. in Betreff des Marktpreises des Eisens. Da eine Partei selten ganz genaue Daten darüber beibringt, so erhält sie nach Brentano selten vollständig Recht. Meist ergibt sich das schon ohne Abstimmung. Können die Parteien sich nicht einigen, so kann ein unparteiischer Dritter auf Grund des beigebrachten Materials rein objectiv ein Urtheil darüber fällen, was von den vorgebrachten Angaben das Richtige ist, und die sich daraus ergebenden Schlüsse ziehen. Kettle dringt mit Recht darauf, daß der unparteiische Schiedsmann schon vor dem Ausbruch eines Streites, z. B. jährlich, zu wählen ist.

Die Einigungsämter regeln nicht bloß den Arbeitslohn, sondern auch andere Arbeitsbedingungen. Als Beispiele seien angeführt: die Festsetzung der Arbeitsstunden, die Bestimmung über den freien Sonnabend-Nachmittag, über die Berechnung und die Auszahlung des Lohnes, über Schutz gegen das Wetter beim Arbeiten, über die Qualität des bearbeiteten Metalles im Eisengewerbe, die Schnelligkeit der Maschinen und die Feuchtigkeit des zugewogenen Garnes in der Baumwoll-Industrie, über Lohnabzüge wegen im Ofen verdorbener Waaren in der Töpferei ꝛc. Die angeblich und wohl wirklich in manchen Bergwerken beim sog. Nullen vorkommenden Mißbräuche wären sehr geeignet zu einer Untersuchung bezw. Abstellung durch Einigungsämter.

Reichhaltiges Material über die Einigungsämterfrage findet man im 2., 4., 7. und 9. Bande der Schriften des Vereins für Socialpolitik, 1873—1875, unter Anderem zwei, von namhaften Nationalökonomen ausgearbeitete Gesetzentwürfe über diesen Gegenstand. L. v. Stein bezeichnet diese (im Wesentlichen noch heute keineswegs veralteten) Ausführungen als „schöne Arbeiten" von M. Hirsch und Anderen.

Aus naheliegenden Gründen sind im Deutschen Reich in allernächster Zukunft schwerlich Gesetze über die Verleihung von Corporationsrechten an antisocialistische Gewerkvereine und über Einigungsämter zu erwarten. Trotzdem dürften beide Gesetze eine bloße Frage der Zeit sein, ähnlich wie es in Deutschland und in anderen Kulturstaaten längst gesetzliche Normativbestimmungen über Actiengesellschaften, Privatbahnen, Banken, Genossenschaften und so manche andere Institute gibt. In England haben verschiedene Gewerkvereine mit den Arbeitgebern die Vereinbarung getroffen, daß die Arbeitslöhne in näher bestimmter Weise nach einer sog. gleitenden Scala mit

Digitized by Google

den Marktpreisen der betreffenden Waaren steigen und fallen. Ein gewisser Wechsel zwischen Hausse- und Baissezeiten der Industrie läßt sich durch nichts in der Welt ganz vermeiden; aber die erwähnte Scala wirkt trotzdem mäßigend, nach Art eines Sicherheitsventils. Sie erschwert Ueberproductionen und Ueberspeculationen mit ihrem traurigen Gefolge von Krisen und Krachs der Börse wie der Industrie.

Kurz, auch in der Einigungsämterfrage bewährt sich das schöne Wort, daß alle wohlverstandenen, berechtigten Interessen harmonisch sind. „Unfriede verzehrt, Friede ernährt." Ein allzustarkes Steigen der Löhne der Bergleute ist z. B. schon deshalb nicht zu besorgen, weil die Kohlenzollagitationen glücklicher Weise Fiasko gemacht haben, weil nöthigenfalls Kohlen aus dem Auslande eingeführt werden könnten; weil die übrigen Arbeiter in ihrer Eigenschaft als Kohlenconsumenten ein Interesse an billigen Kohlenpreisen haben; und weil das Angebot von Arbeitskräften mit der Bevölkerung, in der Regel rascher wie die Nachfrage, steigt.

Die preußische Landtagstagung.

Von Fritz Olzem, Mitglied des Abgeordnetenhauses.

Die am 30. April d. J. geschlossene Tagung des preußischen Landtages war die erste unter Kaiser Wilhelm II. und einer neuen Legislaturperiode, welche gemäß der im vorigen Jahr beschlossenen Verfassungsänderung fünf anstatt drei Jahre dauern wird. Die im Herbst 1888 stattgefundenen Wahlen hatten das Ergebniß, daß die bisherige conservativ-nationalliberale Mehrheit des Abgeordnetenhauses noch verstärkt wurde, dieselbe zählte früher 276 Stimmen, die Neuwahlen ergaben 287, mithin 70 Stimmen über die absolute Mehrheit, welche 217 beträgt. Im neuen Hause haben die Deutschconservativen 126, die Nationalliberalen 87, die Freiconservativen 66 Mitglieder, dazu kommen noch von den Mitgliedern des Hauses, welche keiner Partei angehören, von den sog. Wilden, 8, welche gewöhnlich mit den Kartellparteien stimmen. Bei einem solchen Ergebniß der Wahlen durfte man mit Recht auf eine ersprießliche und fruchtbare Thätigkeit des Abgeordnetenhauses hoffen. Diese Hoffnung wurde noch verstärkt durch die Thronrede, mit welcher der Kaiser den Landtag eröffnete. Dieselbe stellte zwar nicht zahlreiche Aufgaben, aber dafür eine von der allergrößten Bedeutung und Wichtigkeit, die Reform der directen Steuern, dem Landtag in Aussicht. Indeß wurden die Erwartungen, daß die Tagung eine besonders bedeutsame sein würde, nicht erfüllt, das Ergebniß der ersten Tagung des neuen Landtages ist zwar an und für sich durchaus kein ungünstiges und ergebnißarmes, denn manches Dankenswerthe wurde geleistet, mit Rücksicht auf die hochgespannten Erwartungen aber ein ungünstiges und dürftiges. Ein Rückblick auf die verflossene Tagung wird dies bestätigen.

Die Tagung wurde am 14. Januar d. J. eröffnet, am 30. April geschlossen. In dieser Zeit haben stattgefunden 55 Plenarsitzungen, 132 Kommissionssitzungen, 181 Fractionssitzungen. Die wichtigste Vorlage war der Staatshaushalt für das Jahr vom 1. April 1889/90 und verwandte das Abgeordnetenhaus auf denselben 29 Sitzungen. Wenn man in Betracht zieht, daß es sich in Preußen um einen Staatshaushalt von $1^1/_2$ Milliarden Mark handelt, daß der Staatshaushalt der Mittelpunkt der Gesetzgebung und Verwaltung ist, daß es ganz natürlich und angemessen ist, daß bei Berathung des Staatshaushalts Wünsche und Beschwerden der Steuerzahler vorgebracht werden, dann wird man die auf die Berathung verwandte Zeit sicher nicht zu lang finden. Es kommen bei dem Staatshaushalt die verschiedenartigsten und wichtigsten Interessen in Betracht und müssen die betreffenden Meinungsverschiedenheiten in der Volksvertretung ausgekämpft werden. Nicht möglichst rasche, sondern möglichst gründliche und sachgemäße Berathung des Staatshaushalts verlangt das Interesse der Steuerzahler und des Landes. Das preußische Abgeordnetenhaus erledigt den Staatshaushalt in kürzerer Zeit als irgend ein Parlament. Für das Jahr vom 1. April 1889/90 sind die ordentlichen Einnahmen des Staates auf 1,477,931,885 Mark, die Ausgaben auf denselben Betrag (einschließlich einer außerordentlichen Tilgung von Staatsschulden) veranschlagt. Die Finanzlage Preußens befindet sich nach einer Zeit der Anleihewirthschaft in fortschreitender Besserung; durch die reichen Erträgnisse der Staatseisenbahnverwaltung und der steigenden Antheile Preußens aus den Reichszoll- und indirecten Steuereinnahmen wirthschaftet Preußen mit steigenden Einnahmen und Ueberschüssen und kann namhafte Summen zur außerordentlichen Schuldentilgung verwenden. Der rein verfügbare Ueberschuß des Jahres 1887/88 betrug 36 Mill. Mark, welcher für 1889/90 zur Schuldentilgung eingestellt ist. Für das Etatsjahr 1888/89 kann mit Sicherheit auf einen Ueberschuß von mehr als 70 Mill. Mark gerechnet werden. Der Finanzminister kommt bei einem Rückblick auf die letzten zehn Etatsjahre zu dem Ergebniß, daß Preußen, welches 1879 noch 41 Mill. Mark an das Reich zu zahlen hatte und nichts dafür empfing, für 1889/90 an das Reich 134 Mill. Mark zahle, dafür aber 170 Mill. Mark empfange, also 36 Mill. Mark vom Reich erhalten werde. Den Steuerzahlern wurden rund 78 Mill. Mark Erleichterungen im Staat und in den Communalverbänden gewährt. Daß eine solche Finanzlage eine sehr günstige ist, muß allseitig anerkannt werden, ebenso, daß die Finanzverwaltung bei dem raschen Umschwung der Finanzverhältnisse und den günstigen Veränderungen des Staatshaushalts vorsichtig geblieben und an den Grundsätzen strenger Finanzwirthschaft festgehalten hat. Die günstige Finanzlage blieb auf die Gesetzgebung nicht ohne Einfluß. Durch Annahme eines Gesetzes betreffend Abänderung mehrerer Bestimmungen über die Stempelsteuer wurden lange geäußerte Wünsche befriedigt. Das Abgeordnetenhaus hatte sich bereits mehrmals in Folge lebhafter Klagen über Härten der Stempelgesetzgebung für eine Aenderung derselben ausgesprochen und kam die Staatsregierung den geäußerten Wünschen insofern entgegen, als sie eine erhebliche Ermäßigung der Stempelbeträge, nämlich von $^1/_3$ vom 100 auf $^1/_{10}$ vom 100 bei Pacht- und Miethverträgen, vorschlug. Leider gelang es nicht, über den Vorschlag der Staatsregierung hinaus auch eine Ermäßigung des Kaufstempels durchzusetzen, obgleich eine solche von vielen Seiten und namentlich von dem Reichskanzler für dringend nothwendig erklärt worden. Das wichtige Volksschullastengesetz des vorigen Jahres, welches einen jährlichen Staatszuschuß von rund 20 Mill. Mark als Beitrag zur Besoldung der Lehrer und Lehrerinnen und zur Aufhebung des Schulgeldes an den öffentlichen Volksschulen bewilligte, wurde ergänzt durch eine weitere, fortdauernde Beihülfe von 6 Mill. Mark für die zum Theil schwer belasteten und hülfsbedürftigen Gemeinden. Das rege Interesse der Staatsregierung und der Volksvertretung für die Volksschule und den Lehrerstand gab sich auch kund durch die Beseitigung der Beiträge der Lehrer zu den Wittwen- und Waisenkassen und durch Schaffung einer dritten Stufe für Dienstalterszulagen der Lehrer und Lehrerinnen. Es wurde auch Fürsorge getroffen für die Wittwen und Waisen der Geistlichen der evangelischen Landeskirche in den neun älteren Provinzen der Monarchie. Die von der Staatsregierung vorgeschlagene Erhöhung der Krondotation um $3^1/_2$ Mill. Mark jährlich wurde von dem Hause mit Rücksicht auf die gesammten in Betracht kommenden Verhältnisse ohne jede Erörterung fast einstimmig genehmigt, nur 8 Deutschfreisinnige unter Führung von Eugen Richter, 2 Centrumsdemokraten und 2 Dänen stimmten dagegen. Erfreulich war der Abschluß der Verwaltungsreform durch ein Gesetz über die allgemeine Landesverwaltung und die Zuständigkeit der Verwaltungs- und Verwaltungsgerichtsbehörden in der Provinz Posen. Nachdem in der letzten Legislaturperiode die neuen Kreis- und Provinzialordnungen für Westphalen, die Rheinprovinz und Schleswig-Holstein zu Stande gekommen, entbehrt allein die Provinz Posen der neuen Verwaltungsgesetze. Die Regierungsvorlage beschränkte sich mit Rücksicht

Digitized by Google

auf die besonderen nationalen Verhältnisse der Provinz Posen auf eine neue Gestaltung der Staatsverwaltung, Mitwirkung der Laien bei der Verwaltung und Einführung der Verwaltungsrechtsprechung. In Beziehung auf die Bildung des Provinzialraths, des Bezirksausschusses und des Kreisausschusses wurden im staatlichen Interesse Einschränkungen getroffen, eine Kreisordnung entsprechend dem Vorbild der Kreisordnungen in den anderen Provinzen zu schaffen, erschien zur Zeit nicht angängig. Die Staatsregierung hatte in erster Linie die Sicherung und Stärkung der Stellung des Deutschthums im Auge und war bemüht, die Staatsverwaltung vor polnischen Bestrebungen zu bewahren. Dieselbe Mehrheit des Hauses, welche in der vorigen Legislaturperiode die sog. Polengesetze beschloß, unterstützte auch jetzt die Staatsregierung und brachte der Provinz Posen den Fortschritt der Mitwirkung der Laien bei der Verwaltung und der Einführung der Verwaltungsgerichtsbarkeit.

Zu bedauern ist, daß der vom Abgeordnetenhaus angenommene Entwurf eines Gesetzes betreffend die Kosten Kgl. Polizeiverwaltungen in Stadtgemeinden vom Herrenhaus nicht erledigt wurde. Der Entwurf, welcher langjährigen Anregungen des Abgeordneten von Eynern seine Entstehung verdankte, hatte schon in der vorigen Tagung das Abgeordnetenhaus beschäftigt, ohne indeß Erledigung zu finden. In dieser Tagung wurde hauptsächlich durch die Bemühungen der nationalliberalen Partei ein Einverständniß erzielt und der verbesserte Entwurf mit großer Mehrheit angenommen. Ueber den Grundsatz des Entwurfs, daß die Städte mit königlicher Polizeiverwaltung keinen finanziellen Vortheil vor den Städten ohne königliche Polizeiverwaltung haben, und daß die größeren Städte mit königlicher Polizeiverwaltung, insbesondere Berlin, mehr als bisher zu den Kosten der Polizei beitragen sollen, kann man nur einverstanden sein, und war man in der That damit fast allseitig einverstanden. Es kann sich nur um die Höhe der Beiträge der einzelnen Städte handeln und hatte in dieser Beziehung auf nationalliberale Anträge hin das Abgeordnetenhaus auf die Finanzverhältnisse der größeren Städte alle schonende Rücksicht genommen und so mäßige Beitragssätze beschlossen, daß die betroffenen Städte sich nicht beklagen konnten. Es erscheint deshalb das Verhalten der Herrenhauscommission, welche zur Mehrzahl aus Bürgermeistern der betroffenen Städte bestand und den vom Abgeordnetenhaus beschlossenen Entwurf nicht mehr zur Verhandlung im Plenum des Herrenhauses kommen ließ, unbegreiflich und durchaus nicht im Interesse dieser Städte. Daß der Grundsatz des Gesetzentwurfes in naher Zeit in einem Gesetze Ausdruck finden wird, erscheint zweifellos, zweifelhaft erscheint es aber, ob die großen Städte dann so milde behandelt werden, wie in dieser Tagung. Die Vertreter der Städte, welche das Gesetz zu Falle gebracht, haben das Interesse der Städte wahren wollen, haben in der That aber das Interesse der Städte verletzt. Der Erfolg wird dies schon in der nächsten Tagung zeigen. Zwei Initiativanträge aus dem Hause betreffend Bestrafung der Schulversäumnisse und Schutz der Landwirthschaft gegen Wildschaden wurden durch den Schluß der Tagung nicht erledigt. Der erstere sucht das seit langer Zeit und allgemein gefühlte Bedürfniß nach allgemeiner gesetzlicher Regelung der Bestrafung der Schulversäumnisse zu erfüllen. Die Verschiedenheit der einzelnen Provinzen des preußischen Staates kann die zur Zeit bestehende Verschiedenheit der Behandlungen der Schulversäumnisse in keiner Weise begründen, vielmehr spricht Alles dafür, daß der in ganz Preußen geltende Grundsatz der allgemeinen Schulpflicht, dessen nothwendige Folge der Schulzwang ist, auch in ganz Preußen durch dieselben Zwangsmittel und Strafen zur Erzielung eines regelmäßigen Schulbesuches seine Ausführung finde. Der letztere Antrag war die Wiederholung eines bereits in der vorigen Legislaturperiode eingebrachten, aber nicht erledigten Antrages. Wenn man auch mit der agitatorischen Behandlung der Wildschadenfrage Seitens mehrerer Parteien nicht einverstanden sein kann, so läßt sich doch nicht leugnen, daß viele und auch begründete Klagen, namentlich der kleinen Grundbesitzer über die Schädigung des Ackerbaues durch Hegen von Wild immer wiederkehren und daß eine gesunde Politik verlangt, daß denselben endlich einmal abgeholfen werde. Die Wildschadencommission des Abgeordnetenhauses arbeitete ein Wildschadengesetz aus, welches als zweckmäßig und gerecht bezeichnet werden darf. Dieselbe schlug vor, daß das Schwarzwild wegen seiner außerordentlichen Schädlichkeit für Feldfrüchte nur in festen Eingatterungen gehegt und das außerhalb der Eingatterungen frei umherlaufende Schwarzwild thunlichst ausgerottet werden solle. Dagegen entschied sich dieselbe gegen eine gleiche Behandlung von Roth- und Damwild und hielt es für ausreichend, Bestimmungen zur Verhütung des durch Schwarz-, Roth- und Damwild angerichteten Wildschadens zu treffen. Die Commission beschloß ferner, daß außerdem für den durch Schwarz-, Roth- und Damwild verursachten Wildschaden Ersatz gewährt werden müsse. Der ausgearbeitete Entwurf ist jetzt zwar nur Material, hoffentlich wird aber die Staatsregierung denselben als werthvolles Material betrachten und dem Landtage bald ein Wildschadengesetz vorlegen, um einerseits der Agitation ein Zug- und Verhetzungsmittel für die Wahlen zu nehmen und andererseits thatsächlich verbreiteten Mißständen Abhülfe zu schaffen.

Ein gleiches Schicksal wie die Schulversäumniß- und Wildschadenanträge hatte auch ein Antrag auf Beseitigung der fiskalischen Brückenzölle. Bei Abschaffung der Chausseegelder mit dem 1. Januar 1875 hatte das Abgeordnetenhaus irrthümlich übersehen, die Brückenzölle ausdrücklich in das Gesetz aufzunehmen, und scheiterten nach dieser Zeit die Versuche, den begangenen Fehler wieder gut zu machen, an der schlechten Finanzlage. Da letztere zur Zeit sehr günstig erscheint und die Aufhebung der Brückenzölle mit Rücksicht auf deren geringen Ertrag, die starke Belästigung des Verkehrs und die Belastung der ärmeren Klassen der Bevölkerung aus staatswirthschaftlichen, Gerechtigkeits- und Billigkeitsgründen angemessen erscheint, wird der gestellte Antrag im nächsten Jahre hoffentlich wieder eingebracht werden. Erledigt, wenn auch nicht nach Wunsch der Antragsteller, wurde der von Dr. Windthorst auf Katholikentagen wiederholt angekündigte, im Jahre 1888 auch eingebrachte, aber nicht zur Verhandlung gestellte sog. Schulantrag des Centrums, welcher eine glänzende Ablehnung fand. Der Antrag, welcher weder aus einem Nothstand, noch aus einem für die Kirche unbefriedigenden Zustand hervorging, bezweckte die vollständige Unterordnung des Volksschullehrers unter die Geistlichkeit und die Untergrabung des bewährten preußischen Schulwesens. Religion und Schule sind Windthorst nur Mittel im Kampfe gegen den preußischen Staat. Das Spiel aber, welches Windthorst mit Religion und Schule spielt, ist deshalb nicht ungefährlich, weil schließlich der Staat, um nicht in einen Kampf, wie er in Belgien um die Schule tobt, verwickelt zu werden, auf den Ausweg kommen könnte, den Religionsunterricht ganz frei zu geben und aus dem Lehrplan der Volksschule zu streichen. Das wäre zwar ein Uebel, aber immerhin dem Aufsichtsrecht der Geistlichkeit über die Volksschule vorzuziehen. Nach Windthorst's Drohung ist zu erwarten, daß der Antrag in jeder Tagung von Neuem das Haus beschäftigen und belästigen wird. Auch eine Regierungsvorlage, welche die Theilung des Regierungsbezirkes Schleswig beantragte, wurde nach ziemlich erregten Verhandlungen vom Abgeordnetenhaus mit erheblicher Mehrheit abgelehnt. Die Gründe der Ablehnung waren theils principieller Natur, das Haus wollte nicht die Beamtenvermehrung, wie sie die Theilung mit sich führen mußte, theils finanzieller Natur, theils politischer Natur, das Haus befürchtete, daß die Theilung in einem großen Theile von Schleswig und auch in einem Theile von Holstein eine große Verstimmung herbeiführen würde. Schleswig-Holstein „meerumschlungen" bleibt also zur Zeit „up ewig ungedeelt".

Aus dieser Uebersicht über die Thätigkeit des Abgeordnetenhauses, welche keine vollständige ist, sondern nur die wichtigen und allgemein interessirenden Gegenstände herausgegriffen hat, ersieht man das Ergebniß der abgelaufenen Tagung. Die Verhandlungen boten Nichts von den früheren Verhandlungen Abweichendes, dieselben bewegten sich unter

Digitized by Google

demselben Präsidium wie in der letzten Legislaturperiode in den gewohnten Geleisen und drückte kein Gegenstand den Verhandlungen ein besonderes Gepräge auf. Die Rheinbrohler Glocken wurden wieder geläutet, wobei, wie auch bei mancher anderen Gelegenheit, der neue Minister des Innern sich als ein ebenso schneidiger als gewandter Parlamentarier zeigte, so daß das Staatsministerium durch denselben parlamentarisch gekräftigt erscheint. Herr Julius Bachem klagte wieder über den „Wasserkopf" Berlin, Herr Windthorst suchte wieder abstracten kirchenpolitischen Zank anzuregen, ohne jedoch Anklang zu finden. Ein Angriff auf die theilweise veraltete Geschäftsordnung und auf die bewährte Rednerliste des Abgeordnetenhauses blieb ohne jede Wirkung. Der Fehlgang des Herrn Stephan im Herrenhause bei Gelegenheit der Berathung des Staatshaushalts erregte mehr Aufsehen, als er sachlich verdiente und zog dem durch seine Erfolge etwas verwöhnten Herrn eine verdiente Abfertigung im Namen des Abgeordnetenhauses zu. Seltsam wie die Haltung des Herrenhausmitgliedes Stephan war überhaupt die Haltung des Herrenhauses bei Berathung des Staatshaushalts. Dasselbe verkannte durchaus die ihm von der preußischen Verfassungsurkunde zugewiesene Stellung, als es die Berathung des Staatshaushalts derart verzögerte, daß die Veröffentlichung desselben nicht vor Beginn des neuen Etatsjahres erfolgen konnte. Die Verfassungs-Urkunde bestimmt in Art. 62 Abs. 3: „Finanzgesetzentwürfe und Staatshaushaltsetats werden zuerst der zweiten Kammer vorgelegt, letztere werden von der ersten Kammer im Ganzen angenommen oder abgelehnt." Das Herrenhaus hat nicht das Recht, an dem Staatshaushalt das Geringste zu ändern, und war in der Lage, den Staatshaushalt zeitig fertig zu stellen. Außerhalb des Herrenhauses konnte man nicht begreifen, weßhalb es bisher der „Würde des Herrenhauses" entsprochen, in früheren Jahren den Staatshaushalt ganz unter denselben Verhältnissen wie in diesem Jahre fertig zu stellen, weßhalb es aber in diesem Jahre der „Würde des Herrenhauses" nicht entsprach, denselben rechtzeitig fertig zu stellen. Außerhalb des Herrenhauses war man mit Recht allgemein der Ansicht, daß es der „Würde des Herrenhauses" mehr entsprochen hätte, ein solches Vorkommniß zu vermeiden und zu sorgen, daß der Verfassung, welche in Art. 99 verlangt, daß der für jedes Jahr aufzustellende Staatshaushalt schon vor dem Beginn des Etatsjahres vereinbart und durch ein Gesetz festgestellt sein müsse, ihr Recht geschehe. Dadurch, daß das Herrenhaus aus kleinlichen Gründen die Berathung des Staatshaushalts hinausschob, ohne durch einen gehaltvollen Bericht oder durch eine gewichtige Verhandlung sein Verhalten auch nur scheinbar zu rechtfertigen, hat es sicherlich seine Bedeutung nicht gehoben, sondern nur diejenige nach unserer Ansicht unberechtigte Richtung, welche in der ersten Kammer ein Hemmniß für die nothwendige Entwickelung des öffentlichen Lebens erblickt, gestärkt.

Der Tagung ein besonderes Gepräge aufzudrücken und dieselbe zu einer der bedeutsamsten und segensreichsten zu gestalten, dazu war allein die in der Thronrede verheißene Steuerreform auf Grundlage der Selbsteinschätzung geeignet. Der betreffende Satz der Thronrede fand nicht nur im Weißen Saale, sondern im ganzen Lande lauten Beifall. Es kann nicht geleugnet werden, daß der Gedanke der Reform der direkten Steuern auf dem Boden der Selbsteinschätzung in hohem Grade volksthümlich ist und daß in den weitesten Volkskreisen die Selbsteinschätzung durch die schärfere Heranziehung der reicheren Klassen als der Forderung der Gerechtigkeit und Billigkeit entsprechend freudig begrüßt worden wäre. Die versprochene Vorlage blieb aber aus, auch nachdem gelegentlich eines Antrages Huene auf Ueberweisung von Grund- und Gebäudesteuer an die Kommunalverbände der Finanzminister die Erklärung abgegeben, daß der Antrag am besten mit dem erwarteten Gesetz zur Reform der direkten Personalsteuern zusammen berathen werde, und auch nachdem der Landtag nach den Osterferien wiederum zusammentrat. Anstatt die Steuerreform vorgelegt zu erhalten, wurde der Landtag plötzlich geschlossen. Der Eindruck des Schlusses des Landtages war im Lande ein geradezu verblüffender und ungünstiger, allgemein herrschte der Eindruck der Enttäuschung. Unter ähnlichen Verhältnissen ist wohl noch niemals ein preußischer Landtag geschlossen worden. Es fragt sich, welches waren für die Staatsregierung die bestimmenden Gründe zum Schlusse des Landtages? Wir nehmen an, daß es nur in der Sache selbst liegende und gewichtige Gründe waren, und finden genügende Gründe für den einstweiligen Verzicht auf die Durchberathung der Einkommensteuervorlage allein in dem Antrage Huene. Der Antrag welcher verlangte, daß von der Grund- und Gebäudesteuer 50 Procent an die Kommunalverbände überwiesen werden sollen und die Grund- und Gebäudesteuer fortan mit Kommunalsteuerzuschlägen nicht belastet werden dürfe, hatte den Zweck, wie der Antragsteller selbst erklärte, die Steuerreform in Fluß zu bringen. Die Wirkung des Antrages war aber die entgegengesetzte, es bildete sich sowohl im Abgeordnetenhaus als offenbar auch im Staatsministerium die Ansicht, daß nach Einbringung des Antrages Huene das Abgeordnetenhaus einer Reform der direkten Steuern auf Grundlage einer wirksamen Selbsteinschätzung nur in Verbindung mit der Ueberweisung von Grund- und Gebäudesteuer an die Gemeinden bezw. einer gleichzeitigen Erleichterung der Gemeindelasten zustimmen werde, daß also von der Einkommensteuerreform allein ein positives Ergebniß nicht zu erwarten sei. Wenn dies aber der Fall war, so war es sachlich auch gerechtfertigt, die Einkommensteuerreform allein nicht vorzulegen. Zu einer Erweiterung der Steuerreform im Sinne des Antrages Huene fehlte jedoch zur Zeit die erforderliche statistische Unterlage und war damit eine sofortige Vorlage ausgeschlossen. Man kann also den beschleunigten Schluß der Tagung bedauern, weil dadurch die Steuerreform aufgeschoben wird und die Aussicht auf Entlastung der ärmeren Klassen hinausgerückt ist, man muß aber anerkennen, daß die Staatsregierung, welche zweifellos auf dem Boden der Steuerreform im Sinne ausgleichender Gerechtigkeit steht, nur im allgemeinen Interesse gehandelt hat, indem sie das Gehässige des Aufschubs des volksthümlichen Lastenausgleiches auf sich nahm. Dadurch, daß die Reform der direkten Steuern auf die nächste Tagung übergeht, wird dieselbe sicherer, umfassender und besser zu Stande kommen, als dies in der jetzigen Tagung nach Ostern möglich gewesen wäre. Jedenfalls liegt in der Vertagung der Steuerreform nicht der mindeste Anlaß für die staats- und preußenfeindliche Presse, den Ruf auszustoßen: „Es gelingt nichts mehr"; die Welt hat den Leitern unseres Staatswesens einen 18jährigen Frieden zu verdanken und was im Innern geleistet wird, zeigt ein flüchtiger Blick in den Staatshaushalt.

Nur eine deutsche Spielart der deutschen Presse kann behaupten, daß der preußischen Staatskunst nichts mehr gelinge, solche Behauptung wird durch die offen liegenden Thatsachen widerlegt. Auch die verflossene Tagung straft eine solche Behauptung Lügen, aber auch in dieser ist für die Förderung der Wohlfahrt des Landes Vieles geschehen und war dieselbe durchaus keine ergebnißarme.

Literatur und Kunst.

Vom Pariser Salon.

Von Peter Caren.

Wer sich überhaupt mit der bildenden Kunst beschäftigt, weiß, daß ein Pariser „Salon" die stark gesiebte Ernte eines Kunstjahres bedeutet. Stark gesiebt — damit will ich nicht behaupten, daß man alle Spreu ausscheidet, noch daß man Alles zuläßt, was des Ausstellens werth ist. Einem Theil der namhaftesten Künstler ist der Salon schon seit Jahren zu „gemischt". Der „Cercle des Arts" (Mirlitonclub) und der Cercle „Volney" zum Beispiel laden ein gewähltes Publikum zu ihren Sonderausstellungen im zeitigen Frühjahr. Diesmal

Digitized by Google

hat allerdings der Wunsch, den Fremden, die von allen Seiten nach Paris strömen, einen Salon ersten Ranges vorzuführen, fast alle großen Namen darin versammelt. Von circa 10,000 der Jury eingesandten Bildern hat sie 2771 angenommen. Kaum ein Fünftel der Einsendungen sind von fremden Künstlern; selbst bei diesen tritt das nationale Element oft unter dem Firniß der herrschenden französischen Technik zurück. Der Salon kennzeichnet darum auch diesmal vor Allem die französische Ernte auf dem Bildermarkt. Meiner Ansicht nach ist sie eine sehr gute zu nennen.

Ebenso vorzüglich indeß war die des Salons von 1789, obwohl der Ziffer nach kaum den dritten Theil an Bildern fassend. Von den damals ausgestellten sind etwa ein halbes Dutzend — ich sage nicht: zur Unsterblichkeit — aber in den Louvre übergegangen. Zwei darunter werden sich in der allgemeinen Schätzung wohl als Bilder ersten Ranges behaupten, wenn ihnen die heutige Mode auch nicht günstig ist: „Paris und Helena" von David — eins seiner besten Werke — und das schöne Bildniß von Madame Vigée-Lebrun, in dem sie sich selbst, ihre junge Tochter im Arm, gemalt hat. Beide Gemälde sind durch Vervielfältigung auch in Deutschland sehr bekannt.

Der Salon von 1789 liefert uns den Beweis, daß die politische Bewegung der Zeit auf die Kunst, was die Qualität der Leistung betrifft, keinen nachtheiligen Einfluß übte. Nur hatte die Kunstströmung plötzlich einen anderen Lauf genommen. Denn mit einem Schlage hatte die Revolution die anmuthigste aller französischen Epochen gestürzt, die echteste Vertreterin französischer Grazie, französischen Esprits, die vornehm-liebenswürdige Kunst Ludwig's XV., die Watteau, Boucher, Fragonard u. A. wie auf den Wolken eines Traumes vor uns dahinschweben lassen.

Die Gegenwart hat mit der antikisirenden Richtung David's gebrochen; sie tritt im Augenblick sein Werk mit Füßen. Wie aber wird man in abermals hundert Jahren richten — welchen Platz wird man der heutigen Kunst im Verhältniß zur Kunstgeschichte angewiesen haben? Werden sich von all' den Bildern, die der Salon von 1889 bietet, zwei gleichwerthige wie die oben genannten erhalten haben? Eben las ich ein paar Kritiken aus der damaligen Zeit. Sie sind lehrreich. Ehe wir mit unserem Urtheil der gegenwärtigen Kunst gegenübertreten, sollten wir uns immer wieder von Neuem durch den Rückblick auf die Vergangenheit klar machen, wie beschränkt dieses Urtheil ist und stets sein wird.

Nachdem ich dies vorausgeschickt, will ich dem meinen übrigens weiter keinen Zwang auferlegen.

Firnißtag. Hier etwa der erste — der Gesammteindruck, den ich nach einer flüchtigen Promenade durch die Säle erlangte.

Man fängt an, mehr wie in den früheren Jahren zusammenzuhalten. Eine Zeit lang schien es, als liefe die Malerheerde auseinander, als habe Jeder eine persönliche Meinung in Sicherheit zu bringen. Jetzt ist wie eine Parole ausgegeben, die ein Bild dem anderen zuruft. Es war nothwendig; der Mensch wirkt nur in Gemeinschaft, und auch in der Kunst wird ein Großes, Dauerndes immer nur geschaffen werden im Streben nach einem gemeinschaftlichen Ziele. Von den Frauen, die uns im Rahmen begegnen, haben nur wenige noch die geradlinige Nase und steife Würde einer imaginären Griechin. Es sind meist persönliche Bekannte des Malers, man sieht es ihnen an. Sie stehen an seinem Heerde, warten seine Kinder, lieben ihn, schmeicheln ihm, oder machen ihn rasend und treten ihn mit Füßen — interessiren ihn aber. Die Gesellschaft, die er malt, ist im Ganzen mehr bürgerlich wie aristokratisch; ihr Schoßkind immer noch der Proletarier. Er und seine liebe Familie dürfen sich's bequem machen, die Schuhe ausziehen, in Hemdsärmeln herumlaufen und sich noch andere Freiheiten erlauben. Fast überall spricht gegenwärtiges Leben aus den Bildern. Man ist nach langem Versuchen auf das gekommen, was die Renaissance naiv von Anfang an befolgte; sie gab uns unter der griechischen Etikette auch nur ihre Mitlebenden, ihre Sitten und Bräuche.

Etwas fiel mir auf. Die Bevorzugung von Weiß und Schwarz in den Toiletten. Die Processionen junger Vestalinnen — wollte sagen, junger katholischer Christinnen, die in weiße Schleier gehüllt der ersten Communion entgegen gehen, sind immer noch sehr beliebt. Daneben treten jetzt aber auch die Trauerkleider in großer Anzahl auf. Lebensgroße Figuren, Portraits offenbar, in Gruppen von drei bis sieben, mit Mienen so schwarz wie die Kleider, sah ich sie im Rahmen aufgepflanzt. Hier erwarteten sie die Aufhebung der Leiche, dort kramten sie in alten Truhen, kamen weinend vom Kirchhof zurück, oder hatten sich mit Blumen beladen, um dort ein Grab zu schmücken. Der Schmerz macht mitleidig, sie theilten an der Kirchthür Almosen aus. Eins der bestgemalten Bilder des Salons — Friant: „La Toussaint" — behandelt ein solches Motiv auf einer Leinwand von circa 3 Meter Breite. Vom Standpunkte des Könnens und der Empfindung kaum ein Tadel möglich — superb gemalt trotz dieser riesenhaften Dimension. Aber was wird aus solchen Bildern? Der Staat kann sich doch kein Trauermagazin von Kunstwerken anlegen. Wer aber kann in Ruhe seinen Kaffee trinken sechs lebensgroßen Leichenbitterphysiognomien gegenüber, nebst dem Bettler, der ihr Mitleid erregt. In der Perspective einen Kirchhof im Schnee mit ganzen Karawanen von Leidtragenden und Pyramiden von Leichenhügeln.

Fast alle Landschaften stammen von Plein-Airisten, oder solchen, die es sein möchten. Selbst der alte Français hat diesmal in einem Bilde plein-airisirt. Landschaften ersten Ranges zu Dutzenden; außergewöhnliches Erntejahr auf diesem Felde.

Der Einfluß, den seit Darwin die Naturwissenschaften auch in den Bildersälen gewonnen, ist dieses Jahr noch ebenso stark bemerkbar wie in den beiden letzten. Physiologie, Chemie, Arzneiwissenschaft, Chirurgie — man entgeht ihnen in keinem der Säle. Alles docirt, experimentirt, operirt. Vorbei die schöne Zeit, wo eine stolze, unabhängige Kunst sich um die weise Schwester Wissenschaft nicht kümmerte, ihrer spottete und auf selbstgewählter Bahn zum Ziele flog. Jetzt ist die Wissenschaft am Regiment; sie schreitet voraus, die Kunst muß folgen. Das Fliegen ist abgeschafft. Fliegen? — Liebes Kind, deine Flügel lassen sich nicht analysiren, spottet jetzt die Wissenschaft — sie existiren nicht, und nur was existirt, ist wahr und werth, gemalt zu sein!

Seit den letzten drei Salons sind wir durch wandgroße Gemälde mit den Pariser Kliniken und Hospitälern vertraut worden. Die Celebritäten derselben kennt Jeder wie seinen Portier. Pasteur, umgeben von seinen Patienten, oder solchen, die es nicht werden wollen, ist bereits dreimal vor uns erschienen. „Gott sei Dank!" rief Alles, als er auf einem vierten Bilde mit einem reizenden Kinde vor uns trat, das offenbar noch keine Bißwunde an sich hatte, seine Enkelin. Voriges Jahr schwang der alte Charcot (auf 4 Meter im Quadrat) sein Messer und neben ihm sperrten etwa dreißig Aerzte Augen und Ohren auf; die junge Frau, der das Messer galt, hatte man eben hypnotisirt. Claude Bernard secirt diesmal vor einer Anzahl Assistenten nur Kaninchen — man athmet ordentlich auf! Früher gestattete der Arzt, der sich portraitiren ließ, als Attribut sich höchstens ein paar Knochen, ein discret gemaltes Skelett, auf das ein Schatten fiel. Heute (siehe Nr. 2347) steht er neben einer indiscret gemalten Leiche, die in's Licht gestellt ist; er hat die weiße Schürze vorgebunden, das Messer in der Hand. Zola kann triumphiren. Selbstverständlich promeniren jetzt die Helden der Klinik nebst Aerzten und Aerztinnen am Firnißtage zwischen Malern und Journalisten und fühlen sich im Salon zu Hause wie im Hotel Dieu. Man folgt, man vergleicht.

„Brouardel? sehr getroffen. Schade, daß er nicht in Hemdsärmeln ist, wie auf dem Bilde."

„Haben Sie sich seinen ersten Assistenten angesehen? — mein Neffe!"

„Der ihm das Waschbecken hält?"

„Nein — der den blutigen Schwamm ausdrückt" u. s. w.

Rembrandt hat in seiner „anatomischen Lection" bewiesen, daß das Genie sich auch ein solches Motiv dienstbar machen

Digitized by Google

kann, ohne unser Gefühl zu verletzen. Er hat unsern Ekel in Bewunderung, ich möchte fast sagen, in eine Art Erbauung gewandelt. Sein Bild ist ein Triumph des Geistes über die Materie.

Bei den modernen Naturalisten aber triumphirt die Materie stets über den Geist. Ihre Kunst versteht es wohl, den Ekel in uns zu wecken, wie bei einer wirklichen Operation. Aber was sie nicht versteht, ist, uns das Interesse einzuflößen, das bei der wissenschaftlichen Untersuchung über den Ekel hinweghebt.

Auch die Geschichtskunde macht jetzt überall ihre Ansprüche geltend. Treibt der Maler Historie, kann er keinen Pinselstrich mehr thun, ohne die Nase vorher in's Buch zu stecken, oder an Ort und Stelle die „Mitte" zu studiren, aus der seine Handlung herauswächst. Das hat allerdings auch seine Vortheile. Das Kirchenbild zum Beispiel hat dadurch einen ganz neuen Reiz bekommen und fängt an, sich wieder zu beleben. Es lag bereits in den letzten Zügen, obwohl es nach wie vor stark gemalt wurde. Denn das kunstliebende Frankreich, wie es auch sonst mit seinem Budget bestellt sein mag, hat mit seinen Künstlern nie geknausert. Es läßt immer noch Kirchen und Kapellen bauen und sie mit Bildern und Statuen möbliren, als ob mindestens der heilige Ludwig auf dem Throne säße. Freilich kommt damit die Zeit des heiligen Ludwig nicht zurück. Keines dieser Bilder vermittelte uns eine religiöse Idee oder nur eine echte Empfindung. Was Cabanel, Bouguereau, Humbert u. A. in solchen Motiven leisteten, war correct, vornehm, langweilig; Galavorstellung vor Gott dem Vater — nichts weiter. Ribot verstand es noch am besten; er hatte im Pinsel etwas vom Fanatismus der alten Spanier. Aber auch nur im Pinsel, nicht in der Seele, und so liefert das bestgemalte moderne Heiligenbild (Martyrium St. Sebastian's) auch nur den eclatanten Unterschied zwischen Sonst und Jetzt. Wenn die alten Spanier auf einer Seite brannten, köpften, räderten, so schlossen sie auf der anderen Seite den Himmel auf. Das versöhnte. Man empfand, daß es sich hier nur um den schwer errungenen Sieg eines Ewigen über ein Zeitliches handle, und fühlte sich erhoben.

Der moderne Maler schließt bei den gleichen Martern den Himmel zu. Damit tritt aber der physische Schmerz in seine Rechte; die Bewunderung sinkt zum Mitleid herab, und was uns vorhin tragisch stimmte, wirkt jetzt traurig. Ribot's heiliger Sebastian — so ernst und vollendet das Bild auch gemalt — ist kein Märtyrer, er ist ein Verwundeter, dem man unwillkürlich eine bessere ärztliche Behandlung wünscht, als ihm die beiden braven Frauen angedeihen lassen, die um ihn beschäftigt sind. — Schade, daß das Chloroform damals noch nicht erfunden war — denkt man, während sie die Widerhaken aus dem Fleische lösen. Die alten Spanier hatten solches Mitleid nicht zu fürchten. Selbstverständlich rede ich ihrem Glauben nicht das Wort: er ist mit der Zeit begraben, die jene Bilder hervorrief, sie künstlich wecken, heißt Mumien galvanisiren. Das erneute Interesse, das unsere Maler biblischen Motiven zuwenden, beruht auch nur auf einem Aeußerlichen; der Geist ist todt, der Buchstabe aber lebendig geworden. Bei den Orientstudien, die ja nicht nur von den Malern betrieben wurden, hatte man nämlich mit Schrecken wahrgenommen, wie falsch die Bibel bis jetzt aufgefaßt worden war. Jerusalem, Damaskus, Nazareth — ja, lieber Himmel, es sah in Wirklichkeit dort ganz anders aus, als man nach den Bildern erwarten mußte, welche das alte und neue Testament illustrirten. Die Luftwirkung, die agrarischen, geologischen wie architektonischen Verhältnisse — Nichts stimmte. Selbst das Costüm, in dem man biblische Personen bis jetzt dargestellt, war ebenso apokryphisch, wie die bewußten Bücher. Joseph — der Orient ist conservativ in seinen Moden, man kann also rückwärts auf diese schließen — trug ein weißes Hemd und den Machlah darüber, als er sich mit Maria trauen ließ. Maria aber war es nie eingefallen, sich im Interesse kommender Cinquocentisten erst in eine rothe und dann in eine blaue Draperie zu hüllen. Perugino's und Raffael's Matrimonio wurde dadurch zu einem wahren Maskenscherz. Die moderne Malerei aber feierte durch diese Erkenntniß einen ihrer schönsten Triumphe. Sie hatte der „Wahrheit", die sie ja bekanntlich allein in Pacht hat, wieder einmal eine dicke Kerze aufgesteckt und konnte nun beginnen, das alte und neue Testament vollständig umzukleiden und ihm zugleich die richtigen Bodenverhältnisse zu geben, die es leider während der Renaissance entbehrt, und die es erst verständlich machen. Man begegnet dieser neuen — Bibelübersetzung allenthalben, auch im diesjährigen Salon. Es geht ihr noch, wie der Puttkamer'schen Orthographie, man kann sich nicht recht daran gewöhnen.

An Bildern, die ihren Stoff aus der Bibel oder Heiligengeschichte entlehnen, weist der Katalog 47 Nummern auf. Etwa 15 davon in Dimensionen, wie sie nur an Kirchenwänden gedacht werden können. Moderne Madonnen mit dem Kinde haben wir fünf. Die von Dagnan-Bouveret ist interessant, wie Alles, was dieser bedeutende Maler uns bietet; es spricht sich auch in ihr etwas von der Tiefe seiner Empfindung aus. Vielleicht gewöhnt man sich auch an sie; jedenfalls würde ich sie mir nach nur flüchtiger Bekanntschaft nicht zum Zimmerschmuck auswählen. Ein paar „Fluchten nach Egypten" (um der Landschaft willen), heilige Familien, und Derartiges — kaum Etwas darunter, das markirt. Maria Magdalena büßt sieben Mal, was bei etwa 2800 Bildern den normalen Procentsatz ergibt. Ihre Buße wird voraussichtlich bis an das Ende aller Ausstellungen dauern, da sie, wie die Göttinnen, Nymphen, Badenden ꝛc., ein bequemes Schild für den weiblichen Act liefert. Aehnlich verhält es sich meist auch mit den Versuchungen St. Hieronymus' und Anton's. Ich erwähne einer der drei diesjährigen des Letzteren, erstens, weil sie von der Regel abweicht, und dann, weil ich den Maler (Quost) im Verdacht einer boshaften Anspielung habe, die nichts mit der Kirche gemein hat. Seines Heiligen Hütte steht nicht in der Einöde, sondern in wohlangebautem Wiesenland, offenbar in der Nähe menschlicher Wohnungen, was schon etwas mißtrauisch macht. Wenn man St. Anton heißt, zieht man sich etwas weiter von der Welt zurück. Auf dem Wiesengrund, reich an Rosenhecken, haben fünf junge Mädchen — übrigens alle in hohen Kleidern und mit einem Anstand, als wären sie im Sacré-Coeur erzogen — Blumen gepflückt. Sie haben sich dabei offenbar der munterſten Laune hingegeben, man sieht, sie lachen. St. Anton mußte sie hören, warum kam er also mit seinem Wasserkruge herbei? Freilich schlägt er die Hände jetzt vor's Gesicht — warum? Weil die armen Dinger gar so mordsmäßig häßlich sind — Uhde und Liebermann, die darin schon Etwas leisten, hätten sie nicht schlimmer liefern können — und weil dieser Anton gar kein Heiliger, sondern augenscheinlich ein verkappter Idealist ist, der vor dem modernen Frauenideal erschrickt.

Es thut mir leid, daß ich mich bei einer der Verkündigungen Mariä nicht mehr aufhalten und den Leser mit dem modernsten aller Gabriele bekannt machen kann. Ebenso wenig gestattet der Raum, ihn an der außergewöhnlichen Vision St. Johann vom Kreuz Theil nehmen zu lassen. Henner's Märtyrerin bringt uns zur Verzweiflung; dieses Taschenspielerkunststück hätte er uns sparen können. —

Seit ich Obiges schrieb, bin ich öfter in den Salon zurückgekehrt; der erste Eindruck hat sich meist bestätigt. Vielleicht habe ich den Mund etwas voll genommen gelegentlich der Landschaft; sicher ist, sie ist stark und gut vertreten. Bei ein paar der bedeutendsten französischen Maler schien mir der diesjährige Beitrag nicht auf der Höhe ihres Könnens zu stehen. So schweig' ich lieber. Einzelne Bilder anerkannt tüchtiger Meister herausgreifen und tadeln, darf man meiner Ansicht nach nur vor Solchen, welche ihre Gesammtleistung kennen. Der einzelne Mißgriff kommt neben den allgemeinen Vorzügen oft gar nicht in Betracht. Das Publikum gewinnt Nichts dabei, und man glaube nur nicht, daß der Künstler erst des Hinweises der Kritik bedarf, um über seine Schwäche aufgeklärt zu werden. Den Einsichtsvollen brennt sie ohnedies wie eine Wunde.

Es drängt mich nun, den deutschen Leser schließlich noch mit ein paar Malern bekannt zu machen, die ihm noch ziem-

Digitized by Google

lich fremd sein dürften. Vor Allem mit Dagnan-Bouveret. Die Notiz — „ein verbesserter Leibl“ —, die ich neben diesen Namen setzte, als er mir zuerst begegnete, trifft nicht mehr zu. Dagnan, jedenfalls noch jung — ich kenne Nichts von ihm als seine Bilder — ist in mächtigen Sätzen vorwärts geeilt und hat das Handwerk, das damals, wie bei Leibl, noch stark in die Augen sprang, vollkommen überwunden. Er hat die Vorzüge der neuen Schule, aber er besitzt daneben noch Etwas, was den Naturalisten meist, den Impressionisten immer abgeht: die Gewissenhaftigkeit des Arbeiters, die eiserne, nie erlahmende Willenskraft einem großen Ziele gegenüber, ohne welche das Genie nichts Dauerndes vollbringt, die von einer echten Kunstleistung eben doch unzertrennlich sind. Seine „Bretonnes au pardon“ scheinen mir nicht nur weitaus das beste Bild im Salon, sondern eins der vorzüglichsten modernen Gemälde überhaupt zu sein. Ich ließ den ersten lebhaften Eindruck nicht reden, ich wollte warten, bis er sich bestätigt. Die Figuren sind in halber Lebensgröße gemalt, eher darunter. Die Farbe etwas eintönig, wahrscheinlich mit Absicht — der Protest eines ernsten Mannes gegen den Reiz äußerer Mittel; das hat ja seine Berechtigung.

Auf einer Wiese hinter der Kirche, deren einfache Architektur den grauen Himmel rechts durchbricht, haben sich sieben bretonische Bäuerinnen im Grase gelagert. Sie sind verschiedenen Alters, tragen aber alle den schwarzen Feiertagsstaat und die weiße Haube ihrer Provinz. Offenbar hat der Priester ihnen eben in's Gewissen geredet, etwas wie Gottesfurcht spricht aus der Gruppe. Es ist nicht Alles in Ordnung; vielleicht ein Fasttag unterschlagen, ein Meßgang versäumt worden, wenn nicht Schlimmeres. Und da sitzen nun die armen Seelen in Furcht vor jenem bekannten Rechenschaftstage, den der Engel mit Posaunen verkünden wird, den der Schwarzrock ihnen jedenfalls eben mit Schwefel und Flammen illustrirte. Sie grübeln, möchten keine Zeit verlieren und retten, was noch zu retten ist. Die Eine, das anmuthig reine Profil uns zuwendend, liest ein Gebet von einem jener fliegenden Zettel ab — die Jungfrau vorgedruckt —, wie sie bei Kirchenfesten vertheilt werden. Neben der Sammlung, mit der Alle zu folgen scheinen, spricht sich bei jeder noch ein Besonderes aus, das ihre Individualität kennzeichnet. Was für eine fromme Bornirtheit neben wirthschaftlicher Tüchtigkeit verrathen zum Beispiel die Züge der Mittelsten, und wie scharf ist die Farbe beobachtet! Die Alte neben ihr kämpft mit der Sorge, aber auch mit dem Schlaf; eine der Jüngeren faltet ergeben die Hände — es hat ja noch gute Weile, ehe der Tag an sie herankommt. Die anziehendste dieser Frauen, zu der unser Blick immer wieder zurückkehrt, ist auch noch jung, aber sie kennt das Leben bereits, es hat ihr sein großes Geheimniß schon anvertraut. Tiefes Sinnen liegt auf dem ernsten Gesicht. Die Augen, nur halb geöffnet, sind wie auf ein inneres Bild gerichtet ... die Lippen fest, etwas trotzig geschlossen — sie scheint im Kampf. Des Priesters Wort klingt auch in ihr noch nach — aber es ist da augenscheinlich noch etwas Anderes laut geworden, dem sie nachhängt, etwas, das vielleicht stärker noch als der Glaube spricht, stärker selbst als die Furcht vor Höllenstrafen. — Man vergißt bei diesem Kopfe ganz, wie vortrefflich er gemalt; wie durchsichtig der Stoff der weißen Haube, des Brusttuches, weil alles Aeußere zurücktritt neben dem Interesse, das der Conflict beansprucht, der den Zügen aufgeprägt. Der Künstler regt uns an, ihn zu verfolgen. Wie schlägt dieses Bild den Irrthum der Naturalisten, die in der Kunst nichts anerkennen wollen, als Augenweide! Zwei Bauern sind links neben die Frauen getreten; sie haben sich des Priesters Wort in ihrer Eigenschaft als Männer etwas weniger zu Herzen genommen, suchen wohl gar Zeitvertreib — sie können warten! Was indeß weit höher anzuschlagen, als die Nichtbeachtung ihnen gegenüber, es scheint auch keine dieser Frauen — ein hohes Lob für den Maler! — zu ahnen, daß es außerhalb des Rahmens noch Zuschauer gibt; es verräth sich in keiner Bewegung der Wunsch, diese zu interessiren. Das kunstsinnige Pariser Publikum weiß diese stolze Gleichgültigkeit wohl zu schätzen; es drängt sich vor dem Rahmen, daß man Mühe hat, einen Gesammteindruck zu erhaschen. Ich habe mich bei diesem Bilde länger aufgehalten, weil es den Maßstab gibt, was die französische Kunst auch in einer Richtung leistet, in der man ihr selten bei uns gerecht wird. Denn man bedient sich nur zu gern der „virtuosen französischen Technik“ als Keule, um damit auf den „leeren Inhalt“ loszuschlagen. Und Dagnan-Bouveret steht nicht vereinzelt unter den Malern, die sich das Handwerk dienstbar gemacht, ohne je damit zu spielen. In kurzen Zwischenräumen haben sich allein auf dem Gebiete, das er bevorzugt — der Genremalerei im Plein-Air — Millet, Jules Breton und der kürzlich jung verstorbene Bastien-Lepage ausgezeichnet, deren Werke alle das Gepräge tiefer, echter Empfindung tragen. Die Malweise hatte bei Keinem etwas Bestechliches, besonders nicht bei Bastien-Lepage. Man vermißte in seinen Compositionen auch eine gewisse Ruhe, das Hervorheben des Wesentlichen. Seine Figuren, Bäume, Blumen, selbst die Steine am Wege traten meist mit gleichen Ansprüchen auf, und man befand sich vor seinen Bildern oft wie in einer Gesellschaft, wo Alle zugleich reden, wo man Mühe hat zu verstehen, um was es sich handelt. Aber daneben welche Aufrichtigkeit und Wahrheitsliebe! Man fühlte sogleich, daß zwischen die Natur und sein Auge nie eine Rücksicht auf das Gefallen des Publikums, auf den Wunsch irgend eines Kunsthändlers trat, man merkte, daß es seine Ueberzeugung war, die er zum Ausdruck brachte. Das aber, was uns ein Kunstwerk interessant macht, was seinen wirklichen Werth erst bestimmt, ist ja vor Allem, daß es uns die aufrichtige Meinung eines tüchtigen Menschen vermittelt. Wir haben keine Verpflichtung, sie zu theilen, aber wir haben auch kein Recht, ihr Geltung abzusprechen, weil sie zufällig nicht die unsere ist.

Ich habe da eben die Meister einer Gattung genannt, — was für eine Anzahl noch daneben, die, ohne dieselbe Bewunderung zu erwecken, uns doch zu interessiren verstehen! Wie fein gedacht zum Beispiel ist Delort's Emigrantin (Retour d'exil), die mit ihrem jungen Sohne in die verwüstete Wohnung zurückkehrt. Was für ein Naturgefühl in Monvel's „maison abandonnée“; die weibliche Gestalt, welche, halb von herabhängenden Zweigen versteckt, der Thür eben den Rücken kehrt, hat nicht viel zu bedeuten; aber wie lebendig ist der Contrast zwischen der trostlosen Oede dieses alten Hauses und der ewig jungen Natur, die ihr frischestes Grün darüber breitet.

Ein paar bescheiden auftretende, aber allerliebst gedachte Bilder sind auch die von Lobre (Intérieurs), dessen Name mir zum ersten Male begegnet. Wie gern tritt man mit ihm in diese altmodische Wohnung, in der die Eigenthümlichkeit der Bewohner sich ausprägt. Die Möbel sind nicht von Krieger, die Teppiche nicht kostbar; das Porcellan auf dem Tische mit der mattrothen Serviette hat sicher schon der vorigen Generation gedient; man scheint sorgsam im Hause. Die ganze Einrichtung muthet mich an wie von Leuten, die frische Vergoldung und glattgebohnte Dielen nicht lieben, denen laute Stimmen und grelles Licht zuwider sind. Böte mir die dunkel gekleidete Frau, die eben den Kaffee in die blauen Schälchen gießt, einen Platz an ihrem Tische, würde ich ihn sicher nicht verschmähen, schon weil es mich gelüstet, mit dem kleinen schmächtigen Mädchen Bekanntschaft zu machen, die vom Schulheft beim Kaffeetisch ausruht. Noch etwas unentwickelt in Form und Ausdruck ist sie, noch etwas Amphibie und des Elements nicht sicher, in dem sie sich einst bewegen wird. Die schmalen Händchen umspannen lässig die Tasse, sie hat keine Eile, sie an den Mund zu führen. Vielleicht erwartet man einen Bruder Maler; es läßt das Zimmer auf die edle Kunst schließen. Da hängt sie ja auch an der Wand, die kleine Amphibie; vielleicht hat der Bruder sie faute de mieux hier verewigt. Nicht minder behagt mir ein anderes Zimmer, in das ich ihn auf einem zweiten Bilde begleite. Auch dieses scheint er genau zu kennen, nicht wie einen Raum nur, der vorübergehend dem Pinsel dient. Der Maler liebt diese eigenartige Einrichtung, man merkt es an der Art, wie er schildert. Er weiß, daß die altmodische Holztäfelung über dem Kamin und die holländischen blauen Porcellanvasen ihren Werth für

Digitized by Google

den Kenner haben. Er hat die Wirkung wohl berechnet, welche das gedämpfte Licht, das durch die grünen Butzenscheiben einer Glasthür fällt, auf das Ganze übt. Und an der Thür steht wieder die kleine Amphibie, bereit in's Freie zu treten. Sie hat dasselbe kurze Kleidchen an, nur trägt sie diesmal einen Strohhut, auch nicht nach der neuesten Mode. Durch die Thür, die sie eben öffnet, fällt ein Sonnenstrahl; er küßt ihr blasses Gesichtchen, streift eine der Vasen, neckt sich mit dem kleinen Amor auf der Console und läßt sich träge endlich auf dem weichen Teppich nieder. . . . Das sind Bilder in bescheidenem Format, die wie eine Anzahl ähnlicher ebenfalls durch die Empfindung wirken und zu denen man sich gern vor den riesenhaften Nullitäten rettet, die durch die Quantität die Qualität zu ersetzen glauben. Die Mode, welche selbst Einfluß auf die Thierart hat, die der Maler in seinem Rahmen vorführt, hat sich diesmal auf Pferde, besonders auf die Proletarier unter den Pferden, die alten Karren- und Ackergäule geworfen. Hunde, Schafe, Gänse — alle hatten in den letzten Jahren ihre Zeit. Diesmal gibt's Ackergäule, um ein ansehnliches Pachtgut zu versorgen. Natürlich läßt man sie nicht allein traben, sondern stellt die ebenso uninteressanten Knechte daneben. Auch an Ochsen in demselben Format ist kein Mangel. Ich lasse mir den jungen Stier noch gefallen, der in einer Waldschlucht offenbar die Richtung verloren; trotzig steht er da, er horcht: die düstere Landschaft, mehr als ein bloßer Hintergrund, stimmt vortrefflich — ein gutes Bild. Aber was soll der meisterhaft gemalte uninteressante Ochs an der Hand des mageren Burschen? (Roll.) Was für ein Irrthum der Maler, welche nicht einsehen, daß dieser Naturalismus in Lebensgröße zum ästhetischen Widerspruch wird, weil das Format uns mit Ansprüchen erfüllt, welchen die Technik allein eben doch nicht genügen kann.

Neuere Untersuchungen zur deutschen Alterthumskunde.

Von H. Bohm.

(Schluß.)

Der iberische Zug um 500 ging von Gallien aus und überschritt die westlichen Pyrenäen; das Ebrothal blieb von den Kelten unberührt. Nachdem ihre Südgrenze bis dahin die Loire gebildet hatte, wurden sie nun in Spanien Nachbarn der Iberer. Schon damals saßen auf beiden Seiten des Kanales Kelten; in England die Albioner oder eigentlichen Briten, in Irland die Hierner. Der Zug, der sich hauptsächlich nach Südwesten richtete, ließ die Verhältnisse an der Rhone unberührt. An dem mittleren und unteren Laufe dieses Flusses saßen damals die nichtkeltischen Ligurer; etwa die Gegend von Lyon war die Südgrenze der Kelten.

Erst mit dem italischen Zuge haben die Kelten das Mittelmeer erreicht; erst mit dem 4. Jahrhundert treten sie in den griechischen und karthagischen Heeren als Söldner auf. Die Ligurer, welche bis dahin westlich von den Alpen vom Genevre bis zum Meer, in den Alpen selbst bis zur Rhonequelle und endlich in Oberitalien gesessen hatten, wurden allmählich von den Kelten verschlungen und in Gallier verwandelt. Der Stoß, der sie zurückwarf, ging von Norden und Nordwesten aus. An der unteren Rhone kam der Zug zunächst zum Stehen und staute sich auf, bis er dann über die Alpen nach Italien abfloß. Gegen Ende des 5. Jahrhunderts hatten die Gallier angefangen, an der Rhone weiter vorzudringen; um 396 erfolgte der Vorstoß, der die Insubrer, Cenomanen, Senonen, Lingonen und Bojer nebst ligurischen Völkerschaften über die Alpen führte. Diese Schaaren waren Abtheilungen keltischer Stämme im Norden der Alpen. Cenomanen finden sich bei Le Mans, Senonen zu Sens, Lingonen in Langres, Insubrer um Autun; nur die Bojer haben ihre Wohnsitze später an der mittleren Donau. Wie kommen nun gerade Theile dieses so weit entlegenen Volkes nach Italien? Die weitere Verfolgung dieser Frage führt zu eigenthümlichen Ergebnissen. In einem sagenhaften Berichte des Livius heißt es: Zur Zeit, als Ambigatus, König der Bituriger, über Gallien herrschte, sei das Land von einer solchen Fruchtbarkeit des Bodens und der Weiber gesegnet gewesen, daß der König in seinem Alter, um das Reich von der überflüssigen, üppigen Menge zu befreien, beschlossen habe, seine tapferen Neffen beide mit einem starken Heere auszusenden, damit sie nach Anweisung der Götter sich neue Wohnsitze aufsuchten. Dem Sigovesus sei durch das Loos das hercynische Waldgebirge, dem Bellovesus Italien angewiesen worden. — Nach Trogus soll Sigovesus bis nach Illyrien und Pannonien gekommen sein. Dieser Sage liegt die unzweifelhaft richtige Thatsache zu Grunde, daß der Gallierzug nicht nur über die Westalpen, sondern gleichzeitig auch über die Ostalpen ging. Zur Zeit des Herodot, um die Mitte des 5. Jahrhunderts, sind noch keine Kelten an der unteren Donau, wohl aber seit Anfang des 4. Jahrhunderts. Doch hielten sie sich noch in bescheidenen Grenzen; erst gegen Ende des Jahrhunderts traten sie, durch neuen Zuzug verstärkt, die dritte große Wanderung an. Die Besetzung der Ostalpen ist also bereits ein Ergebniß des zweiten Zuges; auf ihm wurde der Weg in die dritte Halbinsel gefunden. Um nun den Zusammenhang dieser Bewegung mit dem gallisch-italischen Zuge herzustellen, ist es nöthig, die früheren Wohnsitze der Bojer aufzusuchen. Nach ihnen ist Böhmen (Bojohämum) benannt, und es unterliegt keinem Zweifel, daß, während ein Theil des Volkes in die Ostalpen eindrang, der andere bis um's Jahr 60 v. Chr. in Böhmen ansässig blieb. Aber um 400 waren sie noch nicht in dem letztgenannten Lande, sondern westlich davon in der Rheingegend, etwa am Main und Neckar. Ihre Versprengung einerseits nach Italien, andererseits nach den Ostalpen läßt sich nur erklären, wenn man sie sich als im Mittelpunkt des zweiten Keltenzuges stehend vorstellt.

Hatte oben bei der Bestimmung der gallisch-germanischen Grenze der Zeitpunkt noch nicht angegeben werden können, wann die Germanen über die Weser hinaus bis zum Rhein vorrückten, so kann jetzt wenigstens als wahrscheinlich angenommen werden, daß sie ihre spätere Westgrenze um 400 v. Chr. erreicht haben.

Seit dem Anfang des 3. Jahrhunderts finden sich Kelten (Galater) an der Morawa; seit 281 fallen sie in die übrigen Theile der Balkan-Halbinsel ein, wo sie Thracien, Macedonien, Illyrien besetzen; 278 gehen sie nach Asien über. Unter den Stämmen, die an diesem Zuge theilnehmen, fallen die Tectosagen auf; denn ähnlich wie der Name der Bojer findet sich auch der ihre gleichzeitig in verschiedenen Gegenden Europas. Volcae Tectosages wohnen um Toulouse herum; ein anderer Theil, vielleicht ein Ueberrest der einst in die italische Halbinsel eingedrungenen Gallier, hatte seine Sitze am adriatischen Meer. Stammesgenossen der Volcae Tectosages durchziehen die Balkan-Halbinsel; und es bezeugt die Ausdehnung und Macht dieses Volkes, daß sie gleichzeitig nach Illyrien, Thracien und Kleinasien vordringen. Zu Cäsar's Zeit aber sind endlich Volcae Tectosages auch um den hercynischen Wald herum, in der fruchtbarsten Gegend Deutschlands, ansässig. Dieser etwas unbestimmte Ausdruck scheint auf Böhmen und Mähren hinzuweisen. Nach Böhmen aber können die Volcae Tectosages nur von Westen her gekommen sein, indem die Bojer ihnen schon vor ihrem Abzuge nach Pannonien (um 60 v. Chr.) einen Theil des Landes einräumten oder bei ihrem Abzuge ihnen das ganze überließen. Vor 300 können sie nur westlich von den Bojern, in Hessen und am Main, ihre Wohnsitze gehabt haben.

Zu den früher festgestellten Thatsachen läßt sich also jetzt eine neue Angabe hinzufügen. Der einst an der Weser ansässige Stamm der Kelten, auf den die auf apa, affa auslautenden Ortsnamen hinweisen, waren die Volcae Tectosages. Als um 400 die Bojer die Gegend am Main räumten, rückten die Volcae Tectosages in ihr Gebiet ein und machten es den Germanen möglich, nun bis zum Rhein vorzudringen. In der Maingegend blieb ein Theil von ihnen auch dann noch, als beim dritten Keltenzuge große Schaaren ihres Volkes theils nach Südgallien, theils bis nach Kleinasien gelangt waren. Daß die Volcae Tectosages einst unmittelbare Nachbarn der Ger-

Digitized by Google

manen gewesen sind, schließt Müllenhoff auch aus der Bezeichnung „wälsch". Das althochdeutsche Walh entspricht der sprachlichen Form nach genau dem Namen Volcae. Walh bedeutet also zunächst im Gegensatz zu dem Germanen den Kelten — daß die Germanen hierfür zunächst den Namen des ihnen am meisten bekannten Nachbarstammes anwendeten, kann nur natürlich erscheinen — dann, nach der Romanisirung des keltischen Galliens, bedeutet das aus Walh entstandene Wälsch den romanisirten Gallier und den Romanen überhaupt. Die dem Worte Walh entsprechende slavische Form ist Wlach, Walache. Die Betrachtung der Frage aber, durch welche Völker die Volcae Tectosages in ihrem Gebiet am Main bedrängt und schließlich zum Abzuge nach Böhmen genöthigt worden seien, führt uns bis an den Anfang der Germanenzüge.

Man wird dem bedeutenden Gelehrten nicht Unrecht thun, wenn man findet, daß seine Untersuchungen hier noch lückenhaft sind. Ein Zeitraum von 200 Jahren läßt sich nicht so leicht überspringen. Wie die Tradition von den großen europäischen Wanderzügen von den Kelten auf die Germanen überging, wie sie noch nach Jahrhunderten so mächtig sein konnte, daß die Germanen, als sie ihren Wanderzug angetreten hatten, die Wege ihrer keltischen Vorgänger einschlugen: das alles bedarf einer eingehenden Darlegung, für welche einstweilen noch das Material zu fehlen scheint. Der späteren Forschung muß es überlassen bleiben, hier Müllenhoff's Untersuchungen zu bestätigen und zu ergänzen.

Um nun die Züge der Kimbern und Teutonen in ihrem ganzen Umfang übersehen und mit den Wanderungen der Kelten vergleichen zu können, ist es zunächst nöthig, die Heimath beider Völker festzustellen. Nach dem Zeugniß des Pytheas darf angenommen werden, daß im 4. Jahrhundert v. Chr. die Teutonen an der Nordsee wohnten oder doch wenigstens, daß damals die nicht-keltische, von Pytheas, der einen unterscheidenden Namen nicht kannte, als scythisch bezeichnete Bevölkerung der Küste jenseits der Rheinmündungen diesen Namen führte; wie Müllenhoff dies im 1. Bande seiner Alterthumskunde zu erweisen versucht hat. Sind seine Ausführungen richtig, so können spätere, davon abweichende Angaben nicht in's Gewicht fallen, die sich aus dem Bestreben erklären, auf Karten und in geographischen Büchern, nachdem dort bereits viele Völkernamen die ihnen von der Tradition zugewiesene Stelle bekommen haben, die übriggebliebenen — und zu ihnen gehören in diesem Falle die Teutonen — dort unterzubringen, wo eben noch Raum für sie vorhanden ist.

Ein gleich altes Zeugniß, wie für die Teutonen, steht für die Kimbern nicht zu Gebote. Ihre Namen haben sie erst von den Galliern erhalten, von denen auch die Fluthsage auf sie übergegangen ist; und die spätere Ueberlieferung, welche die schleswig-holsteinisch-jütische Halbinsel als die cimbrische Halbinsel bezeichnet, ist ohne Werth. Denn da die Kimbern nach der bestehenden Ueberlieferung vom Ocean gekommen waren, die den Römern bekannten Völker aber zwischen Rhein und Elbe keinen Raum für sie ließen, so konnten sie nur auf der genannten Halbinsel untergebracht werden, welche nun nach ihnen benannt wurde; die Teutonen wurden daher fortan meistens mehr nach Osten verlegt. Als Augustus im Jahre 4 n. Chr. eine Flotte in diese Gegenden schickte, welche mindestens bis zum Kattegat gelangte, stand der Name Kimbern für die dort wohnenden Völker bei den Römern bereits fest, und die Komödie, die man aufführte, indem man eine Gesandtschaft angeblicher Kimbern in Rom um Freundschaft und Verzeihung für das Geschehene bitten ließ, diente dazu, den Namen Kimbern für die Bewohner der Halbinsel gewissermaßen officiell anzuerkennen und zu bestätigen. Sind aber die Teutonen die Anwohner der Nordsee, so ist es vielmehr wahrscheinlich, daß die Kimbern ihre südlichen Nachbarn gewesen und von der mittleren Elbe ausgegangen sind.

Nach Posidonius traf der Angriff der Kimbern zuerst die Bojer im hercynischen Walde, von denen zurückgeschlagen sie zu der Donau und den Skordiskern hinabgelangten. Man kann dies nur so verstehen, daß die Kimbern von Norden her über das Erzgebirge in Böhmen einbrachen und von den Bojern gezwungen wurden, seitwärts in die Marchebene auszuweichen, von wo sie dann über die Donau und weiter durch Pannonien bis zu den Skordiskern an der Sau vordrangen. Es ist hier nicht der Ort, auf ihre Kämpfe in den Ostalpen, ihr vier Jahre späteres Erscheinen in Gallien, ihre Vereinigung mit den Helvetiern, den Zug der Kimbern nach Spanien, ihre Wiedervereinigung mit den Teutonen und Helvetiern und die Besiegung und Vernichtung beider germanischen Volksstämme näher einzugehen. Indessen ist ausdrücklich hervorzuheben, daß schon in der ersten Zeit des Auftretens der Kimbern die Teutonen mit ihnen vereinigt waren, daß diese also nicht viel später als jene aus ihrer nordischen Heimath aufgebrochen sein können.

Es muß nicht lange vor dem Kimbernzuge ein Durchbruch germanischer Völker von Norden her durch den großen Urwaldgürtel stattgefunden haben. Denn an die Stelle der Volcae Tectosages, welche, wie wir sahen, zuletzt in der Maingegend gesessen hatten, sind zu Cäsar's Zeit zum Theil hochdeutsche, suebische Völker getreten, die Marcomannen und Chatten. Beide Stämme können sich nur von den Hermunduren und Semnen jenseits des Urwaldes abgesondert haben. Die Marcomannen — d. h. Bewohner des Grenzlandes — geben noch durch ihren Namen davon Zeugniß, daß sich ihr Volk erst innerhalb des großen Grenzlandes im Süden des hercynischen Waldes gebildet hat. Andererseits bekunden die suebischen Stämme zur Zeit Cäsar's noch durch manche Eigenthümlichkeit, daß sie Fremdlinge in jenem südlichen Gebiete sind. Sie sind spröde gegen die Einflüsse der südlichen und westlichen Cultur; Kaufleute lassen sie fast nur zu, um ihre Kriegsbeute zu verhandeln; Weine dürfen bei ihnen nicht eingeführt werden; gegen die mächtige und üppige Volksgemeinde der Ubier wie gegen die Usipier und Tencterer verhalten sie sich feindselig. Der gewaltige Ruck aber, welchen den Durchbruch der Marcomannen und Chatten hervorruft, wirkt auch nach Norden hin; die später als Kimbern und Teutonen bezeichneten Völkerschaften von der mittleren Elbe und der Nordsee verlassen ihre Heimath und folgen durch das Waldgebirge Mitteldeutschlands den Spuren ihrer Vorgänger.

„Der hercynische Urwaldgürtel, der ehedem Altgermanien absperrte, ist durch die vordringenden Chatten und Marcomannen durchbrochen und damit das Gesicht der Nation, das bisher dem Norden und theilweise dem Westen zugekehrt war, mit einem Male gen Süden und Südwesten gerichtet. Das Widerstreben gegen die von daher andringende Cultur hilft zu nichts. Die Nation ist in den Zusammenhang der Weltgeschichte eingetreten und in eine Bahn gekommen, auf der keine Rückkehr, nur ein stätiges, selbstthätiges Vorwärtsschreiten möglich ist. Daß diese große Wendung, die folgenreichste und größte im ganzen Leben der Nation, eingetreten war, beweist der Zug der Kimbern und Teutonen, die, an die Pforten Italiens pochend und selbst sie durchbrechend, zuerst die entsetzte alte Welt das nie gesehene, unbekannte Volk der Germanen kennen lehrten und mit Ungestüm es als eine weltgeschichtliche Macht von nun an anzuerkennen zwangen."

Es ist selbstverständlich, daß nicht allen Ausführungen Müllenhoff's volle Beweiskraft zugestanden werden kann. An mehr als einer Stelle erscheinen seine Ergebnisse unsicher und lückenhaft; und bei der Dürftigkeit des vorhandenen Materials läßt sich über viele Punkte auch in Zukunft keine vollständige und durchaus unanfechtbare Beweisführung erwarten. Aber auch wo er im Irrthum ist, wird die weitere Forschung ihm dankbar sein müssen für vielfache Anregungen, welche sie seinem Werke verdankt.

Digitized by Google

Die Hamburger Gewerbe- und Industrieausstellung.

Hamburg, 15. Mai.

Die Eröffnung der großen Hamburger Gewerbe- und Industrieausstellung ist am 15. Mai durch Herrn Albertus Freiherrn v. Ohlendorff, den Vorsitzenden des Comités, und den Bürgermeister Dr. Petersen vor 4000 eingeladenen Gästen vollzogen worden, während gleichzeitig unzählbare Tausende durch alle Gänge des Ausstellungsplatzes wogten, der wohl zu den schönsten und größten gehört, die in Deutschland anzutreffen sind. Gelegen zwischen dem Holsten- und Millernthor, ist er 550 m lang und hat einen Flächeninhalt von 12,650 qm. Der Haupteingang ist am Holstenplatz bei der Front des Hauptausstellungspalastes, ein zweiter beim Millernthor. Der Platz hat in der Mitte den tief eingeschnittenen alten Festungsgraben, der durch zwei Brücken überbrückt ist, und an dem zahlreiche Promenaden bei Rasenflächen und Fichtenhainen vorbei in die Höhe führen. Diese ganze Partie ist von großer landschaftlicher Schönheit, wie sie nicht auf allen Plätzen hergestellt werden kann. Schon im Stadium der Vorbereitung war zu erkennen, daß die Ausstellung, welche, abgesehen von Hamburg und seinem Gebiet, auch die Städte Altona, Ottensen und Harburg umfaßt, zu den größten und bedeutendsten zählen wird, welche Deutschland jemals gehabt hat, und jetzt fast unmittelbar nach dem vollzogenen Zollanschluß ein doppeltes Interesse in allen betheiligten Kreisen erregen wird, da sie eigentlich eine nothwendige Folge der Zollanschlußumwälzung gewesen ist. Der Verkauf der Dauerkarten hat über alles Erwarten schon jetzt 500,000 M. eingebracht. Betreten wir das Hauptausstellungsgebäude, das 6000 qm groß ist, so treten uns zunächst Rohr- und Fischbeinfabrikate entgegen, an welche sich links und rechts Möbelausstellungen, verbunden mit Glasmalerei, Hauseinrichtungen, Hamburg-Amerikanische Uhren und Chronometer, Bücher, Oel- und Kunstdruck, Nähmaschinen, Klaviere, Gummiwaaren, Sattler- und Buchbinderwaaren, Drechslerarbeiten u. a. anschließen. Besonderes Interesse erregen die vier Pavillons im Kuppelbau mit Erzeugnissen der Elfenbeinfabrik, die imposante Collectivausstellung des Hamburg-Altonaer Photographenvereins im Flügel des Querschiffs und die geschmackvolle Ausstellung der Pianofortefabrik Steinway & Comp. Es folgt auf dem Platz zur Rechten die große Halle der Chemischen Industrie und der Nahrungs- und Genußmittelindustrie, die 130 m lang und 24 m breit ist. Hier ist der Anblick der zahlreichen thurmartigen und originellen Aufbauten überraschend und großartig. Parfümerie, Fischindustrie, Kakes und Biscuitdosen, Kaffee, ätherische Oele, Gewürzpräparate, Thee, Tabakfabrikate, Chocolade, ferner die Ausstellungen der großen Hamburger Brauereien, der deutschen Cognac-Compagnie, der Norddeutschen Affinerie mit Erzen und Metallprodukten, der vereinigten Glashütten von Ottensen, der Superphosphatindustrie, der Chemikalien und Droguen, der medicinischen und pharmaceutischen Präparate, sowie von Wagen, Schiffstauen und Patentfarben zum Anstreichen von Schiffsböden geben ein fesselndes und farbenreiches Bild. Die darauf folgende Maschinenhalle hat einen Raum von 3000 qm. Sie enthält Oleo-Vaporlampen, Kakes- und Biscuitmaschinen, Flaschenfüllmaschinen, Brennerei- und Gasmaschinen, Gummimaschinen, Maschinen der Chocoladenfabrik, der Lithographie, Dampfmaschinen und Backeinrichtungen. Eine Wursthackmaschine und eine Dampfwurstfabrik macht vor den Augen des Publikums die Präparate fertig. In einem Anbau ist die Ausstellung des Hamburg-Altonaer Buchdrucker-Prinzipalvereins mit mehreren Schriftgießereien ausgestellt, während auf der Nordseite sich die Druckerei der Ausstellungszeitung befindet. Die große Halle für den Hamburger Import- und Exporthandel, die für die Binnenländer auch von außerordentlichem Interesse sein wird wegen der aus den Colonien und den Tropen stammenden Gegenstände, wird erst am 15. Juni eröffnet. In der links vom Eingang befindlichen Kunsthalle kommen Gemälde Hamburger Maler und aus den Privatsammlungen Hamburger Patrizier zur Ausstellung. Von kleineren Ausstellungsgebäuden erwähnen wir gleich vorn einen Cigarrenpavillon und mehrere Selterwasserhäuschen, ferner einen Gartenpavillon, einen chinesischen Verkaufspavillon, in welchem ein echter Chinese den Verkauf leitet, eine Schnellphotographie, einen Frisirpavillon, einen Pavillon der Tapetenfabrik u. a. Von den Vergnügungslocalen gebührt der Festhalle etwa in der Mitte des Platzes und an der Hauptbrücke gelegen der erste Preis. Sie ist in großartigem Rotundenstil erbaut, hat 2000 qm Flächenraum, abgesehen von dem angebauten Orchester, 34 m Spannweite im mittleren Kuppelraum und besitzt einen elektrischen Kronleuchter in glänzendster Ausstattung von 8 m Durchmesser, der 14 Bogenlampen und zahlreiche Glühlampen trägt. Hier werden große Concerte und das im September unter Leitung des Dr. Hans v. Bülow stattfindende mehrtägige Musikfest abgehalten werden. Sehr schön ist auch neben dem Hauptausstellungsgebäude das Panorama mit dem Brand Hamburgs im Jahre 1842, ein Meisterwerk des Hamburger Malers Paul Duyffke. Von Restaurationen sind alle Gattungen vertreten. Ein Champagnerkiosk von Matthäus Müller und der Pavillon der Vier Jahreszeiten stehen in der Nähe des Eingangs. Dann folgen das Restaurant von Kern & Pleticha, in dessen Hauptsaal 500 Menschen sitzen können, ferner die Deutsche Weinkneipe von W. Schmidt mit Mosel- und Rheinweinen, sowie deutschem Champagner, die sehr stilvoll eingerichtet ist und zierliche Mädchen in altdeutscher Tracht zur Bedienung hat, und im Wald versteckt mit schattigen Terrassen das Wurstglöckchen, ein gemüthliches Local, das sich gleich zum Sammelpunkt aller Künstler, Journalisten und Schriftsteller gemacht hat. Den Namen hat es von dem Nürnberger „Wurstglöckle" erhalten, dem alten Kneipstübchen, in welchem Hans Sachs und seine Freunde ihren Schoppen zu trinken pflegten. Zwischen den beiden letztgenannten Restaurants liegt die Centrifugen-Meierei der Vereinigten Landleute von 1863, in welcher zu sehr billigen Preisen Milch in Gläsern geschenkt wird und die schon am Eröffnungstage, theilweise wohl wegen der herrlichen Aussicht, die man von hier aus über den ganzen Ausstellungsplatz hat, fast dieselbe Anziehungskraft ausübte, wie die benachbarten Wein- und Bierkneipen. Gegenüber am andern Ufer des Festungsgrabens in der Nähe der Hängebrücke, welche die Festhalle mit der Maschinenhalle verbindet, liegt eine Filiale dieser Meierei, und daneben ein Kostepavillon der Hansabrauerei. Für denjenigen Theil des Publikums, welcher auch auf dem Ausstellungsplatz besonderen Amüsements nachgehen will, steht ein Ballon captif zur Verfügung, der 300 m steigen kann, ferner eine Hoch- oder Rutschbahn, in welcher man mit großer Schnelligkeit 150 m fahren soll, ferner ein Bassin, in welchem ein sichtbarer Taucher beschäftigt ist, Gegenstände von dem Grunde des Wassers aufzusuchen, endlich zahlreiche Gondeln, um auf dem Wasser spazieren zu fahren. Zwei Orchester im Innern des Platzes unmittelbar an den Flügeln des Hauptgebäudes sorgen abwechselnd für Musik, die nur bei Regenwetter in der Festhalle zur Ausführung kommt. Eine Capelle der kaiserlichen Marine übte hier nach der Eröffnung große Zugkraft aus. Da die Erwartungen des Comités, in welchem besonders Herr Direktor Dr. J. Brinkmann durch seine unermüdliche Thätigkeit in hervorragender Weise sich verdient gemacht hat, bisher in allen Punkten übertroffen worden sind, so hoffen wir, daß auch der weitere Verlauf der Ausstellung in derselben Weise erfolgen und von keinen Rückfällen und Ausfällen begleitet sein möchte. —ch.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Andrea.

Von Constantius Flood.

Autorisirte Uebersetzung aus dem Norwegischen.

(Fortsetzung.)

Jens war wie in einem Rausch befangen, in welchem er es vergaß, mit der Musik aufzuhören, und erst als Andrea fast umsank in seinen Armen, fiel es ihm plötzlich ein, inne zu halten. Rund um sie her kicherten die Anderen — und Andrea lachte auch.

Abends wanderten Mädchen und Jungen in einem Trupp zusammen nach Hause, Arm in Arm, nach Ortssitte. Jens begleitete Andrea —

Digitized by Google

aber mit dem Unterschied, daß sie vor ihm her lief, nach alter Weise über Steinstufen und Erhöhungen hüpfend, während sie sich ab und zu umsah, lachte und ein Wort hinwarf, welches Jens zuweilen beantwortete, meistens aber unbeachtet ließ. Hätte sie ihn ordentlich angesehen, so würde sie bemerkt haben, daß er nicht viel sagte, weil er um so mehr dachte, und dies mußten schwere Gedanken sein, denn trotz der Nachtluft brach ihm der Schweiß aus auf der Stirn, und er trocknete sich ein paar Mal mit dem Schnupftuch. Erst auf der Steintreppe vor des Vaters Haus hielt Andrea still.

„Danke für das Geleit, Jens. Gute Nacht!"

Es kam keine Antwort; aber wie sie dastand mit der Hand auf dem Treppengeländer, legte sich plötzlich eine Hand auf die ihrige. Andrea machte eine Bewegung, als sei sie von Etwas gestochen worden; doch eine starke Hand lag so schwer auf der ihrigen und drückte sie so fest gegen die Eisenstange, daß sie sich nicht los machen konnte.

„Jens — Jens, da!" Der Ausruf kam in ängstlichem Ton, aber schien nicht bemerkt zu werden.

„Ich habe Dir Etwas zu sagen, Andrea," war die Antwort, mit einer Stimme, wie von Jemand, der sich außer Athem gelaufen. Sie versuchte wieder los zu kommen; aber als es nicht gelang, wandte sie sich ganz von ihm fort.

„Laß los — laß mich doch gewähren! Bis morgen!"

„Heute ist ebenso gut wie morgen, was ich Dir zu sagen habe, ist bald gesagt, Andrea!"

„So, aber Du kannst es doch sagen, ohne meine Hand so zu drücken, Du thust mir weh.

„Das ist es, warum ich Dich bitten wollte, Andrea, die Hand zu behalten," sagte er, „und ich wollte Dich fragen, ob Du sie mir geben kannst."

Hatte sie eine unbestimmte Ahnung gehabt, als sie die Stufen hinaufsprang, so war dieselbe jetzt zu einer Gewißheit geworden, welche sie noch eifriger wünschen ließ, von ihm los zu kommen; aber die Thür war verschlossen, sie hatte den Schlüssel in der Tasche und konnte ihn nicht gleich finden. Er stieg die drei, vier Stufen hinauf und blieb an ihrer Seite stehen, legte die Hände auf ihre Schulter und beugte sich zu ihr nieder.

„Laß mich los, laß mich hinein gehen, mich friert!"

„Hast Du kein Wort mir zu sagen, bevor Du gehst, Andrea, ich dachte, Du hättest mich gern — so wunderlich auch dies zu denken war."

„Ich, Dich gern?"

„Ja, hast Du mich niemals lieb gehabt?"

„Nein, niemals, niemals in der Welt. Wie konntest Du das glauben! Nein — nein — laß mich — laß mich hinein — da kommt Jemand." Sie hatte so lange nach dem Schlüssel gesucht, bis sie ihn gefunden, mit einem glücklichen Griff in die Thüre gesteckt und dieselbe aufbekommen hatte; im nächsten Augenblick stand sie drinnen, und der Arm, welcher sie gehalten hatte, sank willenlos und schwer nieder; aber als sie hinein gekommen war, blieb sie einen Augenblick wie erstarrt stehen, während ihr Auge auf seinem Gesicht weilte.

War dies dasselbe männlich kecke, frohe Angesicht, in welches sie geschaut hatte, als er sie im Tanze schwang? War das Jens, der dort stand? Es war seine hohe kräftige Gestalt! Sie zögerte etwas, die Thür zu schließen, blieb einen Augenblick stehen und sah ihn an; aber sein Gesicht behielt dieselben bleichen, verzerrten Züge, vor welchen sie fast erschreckte, und sie schlug die Thür zu, lief hierauf in ihr Zimmer und warf sich, angezogen wie sie war, in die Kissen ihres Bettes. Ein ganzer Strom von Gedanken war über sie hereingebrochen; all' das Glück, welches am Morgen ihr Herz erfüllt hatte, gleichsam wie erstorben — sie wußte weder aus noch ein.

Den Fußweg hinauf kamen zwei junge Mädchen gegangen, welche mit dem weichen westländischen Accent eine melancholische Liebesweise sangen:

„Als er den Brief gelesen, er wurde todtenblaß;
Maria! o Maria — war Alles falscher Spaß?
Wie Schaum der Welle warst Du, an die ich treu geglaubt,
Du hast des Herzens Frieden und Ruhe mir geraubt."

Andrea drückte ihren Kopf tiefer in die Kissen hinein und schluchzte laut, bis sie in Schlaf fiel.

Als sie am Morgen erwachte, war sie krank. Später am Tag stand sie doch auf; als aber eine ihrer Freundinnen kam und erzählte, daß Jens plötzlich in die Stadt gereist sei, um sich auf einem Schiff zu verdingen, war sie wieder zu Bett gegangen, und als der Vater nach Hause kam, lag sie im Fieber; und doch machte sie sich nicht das Allergeringste aus Jens Jörgensen, wenigstens hatte sie es bis auf diesen Tag nicht gethan.

Sie machte sich eigentlich aus Niemandem etwas — auch nicht aus ihm, der sie im Sturm an Bord des schwedischen Schiffes erobert hatte und der sie am vergangenen Tag in ihrem Heim besuchte. Aber dennoch dachte sie sowohl an ihn wie an Jens!

Es war ein großer Unterschied in der Art und Weise, wie die Beiden zu ihr gewesen waren — darüber dachte sie am meisten, und zuweilen, wenn sie so nachdachte, fingen ihre Gedanken an zu Jens zu wandern. Arvid hatte niemals davon gesprochen sie zu heirathen — hatte in ganz anderem übermüthigen Ton gesprochen, während Jens ernsthaft zu ihr war, beinahe väterlich. Aber wer in der Welt hatte solche Augen und sie so angesehen wie Arvid! Die Gedanken warfen sie aus einer Stimmung in die andere, wie die Wellen ein Boot tummelten — und sie glaubte seekrank zu werden. Und grenzenlos unglücklich war sie. Sie wollte niemals Jemand haben, nie weder den Einen noch den Anderen heirathen. Ihre Wangen brannten, ihre Gedanken verwirrten sich. Das Fieber überwältigte ihre starke jugendliche Natur, und der Doctor, nach dem der alte Torkildsen ausschickte, sah bedenklich drein.

„Sie könnte es überstehen oder auch nicht!"

Andrea's kräftige Natur siegte doch, aber was war mit ihr vorgegangen, als sie endlich genesen war?

Die große Bucht hinter dem Felshammer, unter dem der Hafen lag, war mit blankem Schlittschuheis belegt; aber Andrea war dort niemals unter der Jugend zu sehen. Ein ganzer Theil Schiffe überwinterte im Hafen, und es gab Tanz mehrmals in der Woche, aber Andrea's schlanke Gestalt sah man niemals in der Reihe der Tanzenden. Vielleicht hätte sie sich auch gar nicht mehr auf Schlittschuhen oder auf dem Tanzboden zu drehen vermocht; denn wenn man sie die Stufen der Steintreppe zum Hafen hinuntergehen sah, war es, als hätten ihre Füße die jugendliche Spannkraft verloren und statt mit dem leichten, hüpfenden Gang, kam sie meistens mit langsamen, zögernden Schritten einher, die Stirne gesenkt, als läge eine Bürde von Gedanken in ihrem kleinen Köpfchen. Von all' der überströmenden Jugendfrische ihres Wesens, welche die Leute sogar meinen machte, sie solle Knabenkleider tragen, war keine Spur mehr vorhanden. Statt all' dieser Jungenstugenden oder wenn man will Untugenden, schien sie eine Vorliebe dafür gefaßt zu haben, draußen auf dem „Kullen" Ausschau zu halten; dies war der Felsen, von wo aus die Lootsen die Schiffe beobachteten, welche in Sicht kamen, und von wo aus man eine große Strecke weit freie See hatte. Dort konnte man sie oft Stunden lang mit derselben geistesabwesenden Miene sitzen sehen, mit der sie den Fußsteig auf- und niederwanderte. Und zu all' dieser Veränderung ihres Wesens kam ein Farbenwechsel ihrer Wangen, welche ihren jugendlich frischen Teint verloren hatten, gleichwie ihr Gang seine Elasticität.

An wen dachte sie? War es an *ihn* mit der hohen männlichen Gestalt, der im Mondschein an jenem Abend nach dem Tanz vor ihr stand, mit den wunderlich unkenntlichen Zügen, dessen Blick ihr gesagt hatte, daß sie ihn bis zum Tod verwundet, der dann landflüchtig geworden und weder zurückkam, noch schrieb? Oder war es an den braunlockigen Jungen mit den wunderbar blitzenden Augen, welche ihr entgegen gefunkelt hatten, wie die Perlen des sprudelnden Weins, den er ihr gereicht? Dies bekam Niemand zu wissen; aber Alle sahen, daß Andrea nicht mehr sie selbst sei.

In das Lootsenboot kam sie auch niemals mehr — doch das hatte seinen guten Grund, denn der alte Torkildsen war auch nicht mehr der Mann dazu, Lootsendienste zu verrichten, zumal nach einem Unglück, welches ihn kurze Zeit, nachdem er die schwedische Fregatte aus den Scheeren gelootst, betroffen hatte.

Digitized by Google

An Bord eines Fahrzeuges kletternd, welches in den Hafen sollte, quetschte er einen Arm, wodurch er zu einer Unthätigkeit verurtheilt wurde, welche ihn wahrscheinlich für immer zum Lootsendienst untauglich machte. Er sollte übrigens nicht brotlos dadurch werden, denn in selbigem Herbst verhalfen ihm gute Freunde zu einem Posten als Leuchtthurmverwalter draußen auf der „Kaskjeere", wohin Andrea ihn begleitete.

Dort draußen sollte sie Zeit genug bekommen, ihren Träumen zu leben und nach jedem Segel zu spähen, welches ging oder kam, denn der Leuchtthurm lag auf einem eisernen „Holm", einem der äußersten der Scheeren, wo Niemand anderes wohnte, als der Verwalter, ihr Vater und ein rothnasiger Gehülfe, welcher Rum über alles Andere in der Welt liebte und unter dem Namen „Jamaica-Lars" bekannt war.

Die einzige Gesellschaft bildeten die Möven, Hummen und Enten, welche zu dem Getöse der rollenden See schrien und den Leuchtthurm umflatterten, welcher jeden Abend bei Sonnenuntergang angezündet und jeden Morgen bei Sonnenaufgang gelöscht wurde.

Dies war die tägliche Abwechselung in dem Leben auf Kaholmen: Des Lichtes Anzünden und Auslöschen, ausgenommen, daß Jamaica-Lars zuweilen bei Nebelwetter eine Glocke läutete, welche einen gebrochenen, melancholischen Klang hatte. Sommer und Winter, Herbst und Frühjahr dieselbe Einförmigkeit. Es kamen lange Tage mit Sonnenschein, daß die Wälder grünten und das Land drinnen in den Fjorden blühte, über den Bergen wurde die Atmosphäre leichter und lilafarbener; aber der Kaholm, auf dessen Südspitze der kleine Leuchtthurm stand, blieb ebenso grau und nackt unter der Sommersonne, wie in den grauen Wintertagen. Es wuchs etwas Haidekraut in den Rissen, und einige Flechtengewächse hatten sich an dem nackten Felsen festgesaugt; aber kein Busch beschattete die Nacktheit, und nackt wie der Leuchtthurmholm waren alle die kleinen Scheeren und Holme, welche ihn umgaben. Ein gesundes Herz konnte erkranken dort draußen in der traurigen Einsamkeit, und Andrea's trübes, verwundetes Innere wurde noch kränker und ihre Wangen noch bleicher. Die einzige von Außen kommende Abwechselung in diesem einsamen Leben war, daß einmal im Monat ein Boot mit Proviant für den Verwalter und Oel für das Leuchtfeuer ankam, zuweilen kam dann bei dieser Gelegenheit eine Zeitung oder ein Brief mit. Zwei Mal im ersten Jahr nach des neuen Verwalters Ankunft war auch ein Packet mit dem Poststempel Gothenburg und der Adresse „Andrea" angekommen, in dem Packet lag das erste Mal ein Brief, der wohl 100 Mal gelesen wurde. Der übrige Inhalt bestand aus Frauenzimmerstaat, der in Andrea's Kommode gelegt und vielleicht ebenso oft besehen wie der Brief gelesen wurde, aber niemals ward er getragen, denn für wen sollte sie sich hier draußen auf dem Leuchtthurm schmücken? Sie hätte wohl zuweilen nach Svanehavn fahren und tanzen können, wenn sie gewollt hätte, aber die Tanzlust schien ihr für immer vergangen zu sein. Außer den täglichen, häuslichen Verrichtungen beschäftigte sie sich nur zuweilen damit, zu fischen bei gutem Wetter oder zu segeln bei schlechtem Wetter, eine Segeltour mit dem Leuchtboot, in welchem sie mit derselben Unerschrockenheit zwischen den Klippen umherstrich, als in dem Lootsenboot in früheren Tagen, schien zuweilen all' ihre Schwermuth wegzublasen und ihr wieder frische rothe Backen zu bringen. Sonst war ihr Platz, wenn die Häuslichkeit ihrer nicht bedurfte, im Leuchtthurm, von dessen Geländer aus sie die ganze See mit ihrem immer wechselnden Anblick von Seglern, Dampfern und Booten vor sich hatte.

Dort oben rötheten sich auch zuweilen ihre Wangen und ihre Augen leuchteten, wenn sie plötzlich zum Fernrohr griff, sich vorn am Eisengeländer auf's Knie niederließ, um einen Segler in der Ferne zu beobachten, den ihr Auge entdeckt hatte, aber nur um enttäuscht zu werden. Die hellgraue schwedische Fregatte, auf welcher Arvid sie verlassen hatte, kam ihr niemals vor Augen, und der Anblick all' dieser vogelfreien Segler, welche von Meer zu Meer steuerten, erweckte nur Sehnsucht in ihr.

Doch auch in dieser Einförmigkeit schlichen die Tage dahin. Drei Sommer verstrichen und der dritte Winter kam mit seinen Stürmen und Schneeschauern, während welcher man des Leuchtthurms Lichtschein nur mit Schiffslängen statt mit Seemeilen messen konnte.

An einem solchen Tag mit Schnee und Sturm von Südwest kam plötzlich ein großes Schiff ganz nah unter dem Leuchtthurm in Sicht. Es lag unter dem Wind mit seinen drei gerefften Marssegeln und segelte, um vom Land weg zu kommen. Aber es war gegen die Dämmerung und über des Schiffes Schicksal in der kommenden Nacht konnte kein Zweifel obwalten.

Andrea hatte es vom Leuchtthurm aus gesehen, als sie Jamaica-Lars geholfen die Lampe anzuzünden, da der Verwalter selbst an stärkeren Schmerzen als gewöhnlich in seinem gequetschten Arm litt und schon zur Ruhe gegangen war. Und im selben Augenblick, als das Fahrzeug sich gezeigt hatte, wußte sie auch schon, *welches* sie vor sich hatte: es war die große, hellgraue schwedische Fregatte, in deren Kajüte sie zum ersten Mal mit Arvid Lövgren Auge in Auge gestanden hatte, während er das Glas sprudelnden Weines an ihre Lippen hielt. Wohl hundert Mal früher hatte sie geglaubt es zu sehen und war hundert Mal getäuscht worden. Aber jetzt war es kein Irrthum. Sie kannte den hellgrauen Rumpf, über dessen Bug die Brandung der See mit dem Schneegestöber um die Wette hinfuhr — sie kannte das hohe symmetrische Mastwerk, welches noch sommerlich mit hohen Stangen wie damals aufgetakelt war. Und in demselben Augenblick, als der große Segler nach dem Leuchtthurm zu niederging, glaubte sie eine Gestalt an der Brüstung zu erkennen. Alles dieses war nur einige Minuten zu beobachten; aber für das Kind des Scheerenlandes war es lange genug, um zu wissen, welchem Schicksal das Schiff entgegen ging.

Allein die Lootsentochter wußte noch etwas mehr: sie wußte, daß Rettung noch näher lag als Untergang, und daß ihr Vater nur eine halbe oder vielleicht nur eine Viertelstunde auf Deck der Fregatte zu stehen brauche, um sie auf Ankergrund zu retten.

Ihr Vater! — oder sie — Andrea selbst. Mit einem Mal bemächtigte sich ihrer dieser Gedanke. Sie — sie konnte Erlösung bringen.

Im Laufe der drei Jahre, die ihr Vater Leuchtthurmverwalter auf dem Kaholm gewesen, hatte sie sich gelegentlich mit dem Fahrwasser bekannt gemacht und mit der bewunderungswürdigen Leichtigkeit, welche sie darin besaß, sich mit Untiefen und Warnungszeichen vertraut zu machen, wußte sie bald ebenso gut Bescheid in den Scheeren am Leuchtthurm als früher bei Svanehavn. *Ihn* retten — ihn, nach dem sie Nacht um Nacht und Tag auf Tag gespäht und ihn wiederzusehen gehofft hatte, ihn retten, im Augenblick der äußersten Noth; zu ihm an Bord kommen, als rettender Engel — zu ihm, dessen dunkle, blitzende Augen ihr entgegen leuchteten, wenn sie die ihrigen geschlossen — der sie sogar dahin gebracht hatte, das Herzweh zu vergessen, welches sie bei dem Gedanken an Jens gefühlt — er, der ihr Ideal war, den sie hundert Mal in Gedanken an Bord des großen Schiffes gesehen hatte, kämpfend wie ein Ritter ohne Furcht und Tadel, männlicher und kühner als alle Anderen in der Welt. Aber wie sollte es geschehen?

(Schluß folgt.)

Aus der Hauptstadt.

Die Ausstellung für Unfallverhütung in Berlin.

Von Franz Bendt.

Die Ausstellung für Unfallverhütung, welche am ersten Mai im Ausstellungspalaste zu Moabit bei Berlin eröffnet wurde, nachdem am Tage zuvor in Gegenwart seiner Majestät des Kaisers und Königs sich der officielle Act vollzogen hatte, ist so reich beschickt worden, daß auch die kühnsten Hoffnungen weit übertroffen worden sind. Es war daher auch nöthig eine Zahl neuer Gebäude zu errichten, da der Raum im Ausstellungspalaste nicht ausreichte. Wir nennen von diesen die Maschinen- und Eisenbahnhalle, die Brauerei, das Theater, das Taucherhaus, das Bergwerk und den Kälteschacht. Zudem wurden auch die sämmtlichen Stadtbahnbögen, soweit sie sich im Gebiete des Parkes befinden, mit zu Ausstellungszwecken verwendet. — Bei dieser Fülle des Materials ist es wohl einleuchtend, daß wir an dieser Stelle auf eine vollständige Schilderung des Ausgestellten verzichten müssen. Wir möchten an einzelnen wichtigen Gruppen, oder an besonders interessanten Gegenständen den Zweck des Unternehmens klar zu machen versuchen, und auf diese Weise ein Bild von dem Gewollten entwerfen. Wenden wir uns zunächst den Objecten zu, welche dazu dienen sollen, den Arbeiter vor den Gefahren zu

Digitized by Google

behüten, welche ihm von einzelnen Maschinenteilen drohen. Solche Vorführungen können aber nur dann verständlich und für das Publikum interessant sein, wenn sie im Betriebe selbst gezeigt werden. Man muß den Arbeiter in seiner Thätigkeit beobachten, um zu begreifen, was ihm Noth thut. Es sind denn auch eine große Anzahl ganzer Betriebe vorgeführt worden, von denen sich einzelne zu vollkommenen Fabriken aufgebaut haben. Als solche wollen wir nur nennen die Papier-, Converts-, Stahlfeder und Chokoladenfabrikation, sowie die Brauerei.

Unter den Maschinentheilen, welche dem Arbeiter Gefahr bringen, haben besonders zwei eine traurige Berühmtheit erlangt, wir meinen das Schwungrad und den Treibriemen. Die Schutzvorrichtungen für diese Werktheile bestehen gewöhnlich in einer Combination von Drahtgittern und Körben, wodurch es dem Arbeiter unmöglich gemacht wird mit der Maschine in Berührung zu kommen. Besonders gefährlich werden die genannten Maschinentheile, wenn der Arbeiter vor dem Stillstande an ihnen rückt, oder wohl gar den Riemen auf das Schwungrad auflegt. Mittelst Hebelvorrichtungen, die in den verschiedensten Formen vorgeführt sind, kann jetzt die Manipulation vollendet werden. Aehnliche Schutzvorrichtungen, welche den Zweck haben, die gefährlichen Maschinentheile zu verdecken, finden sich auch bei den Centrifugal- und Hackmaschinen, sowie zum Schutz gegen Funken an Schleifsteinen. — Zur leichteren Orientirung sind übrigens alle diejenigen Theile, welche zum „Schutze" dienen, roth angestrichen worden. — Sollte es sich ereignen, daß trotz aller Vorsicht ein Arbeiter in das Getriebe der Maschinen geräth, so ist er verloren, wenn dieselbe nicht augenblicklich zur Ruhe gebracht werden kann. Es ist daher gewiß recht erfreulich, daß solche Vorrichtungen, die mittelst eines einfachen Handgriffs dieses schnell leisten können, mehrfach construirt worden sind. Uns scheint, als ob die Maschine von P. Brennicke am Sichersten arbeitet. Sie ist auch schon deshalb empfehlenswerth, weil das Anhalten des Getriebes fast ohne Ruck erfolgt.

Zahlreicher, complicirter in ihrem Bau und mannichfaltiger in ihren Formen werden die Apparate, welche zum Schutze für den Menschen im Verkehr construirt worden sind. Haben sich doch auch zu diesem Zwecke alle Zweige der Technik verbinden müssen. — Besonders in den letzten Jahrzehnten ist durch die selten schnelle Erweiterung des Schienennetzes, sowie durch die Ueberlastung gewisser Bahnstrecken in der Nähe großer Städte, die Wahrscheinlichkeit von Unfällen stark gewachsen. Auf Anregung des Ministers von Maybach sind denn auch Untersuchungen über Fahrgeschwindigkeit der Züge, Regulation der Schienen u. dergl. neuerlich zur Verhütung solcher Vorfälle durchgeführt worden.

Große Aufmerksamkeit wird seit der schnellen Entwickelung der Elektrotechnik von den Ingenieuren den Weichen zugewendet. Die Weicheneinstellung wurde bisher bekanntlich von Arbeitern ausgeführt, und zwar durch eine einfache Hebelvorrichtung. Man hat jetzt Instrumente ersonnen, mit denen es möglich ist, die Einstellung der Weichen von der Hauptstation aus zu veranlassen, ja, es sind Apparate construirt worden, die einen Ueberblick über das Schienennetz im Gebiete vieler Stationen zulassen und es gestatten, der Bewegung der Züge dauernd zu folgen. Findet der Beobachter einen Fehler, so kann er denselben mittelst elektrischen Contactes verbessern. — Einige Eisenbahnverwaltungen, sowie die Firma Siemens & Halske haben solche Vorrichtungen ausgestellt.

Bei falschen Weichenstellungen, Entgleisungen, Dammbrüchen u. dgl. ist die Verhütung großen Unglücks oft nur durch sicher und schnell wirkende Bremsvorrichtungen zu ermöglichen. Auf der Ausstellung ist denn auch diesen Apparaten ein sehr breiter Raum zugebilligt worden. Man ersieht aus dem dort Vorgeführten, daß es vorzüglich die pneumatischen Bremsen sind, welche den strengsten Anforderungen genügen und welche denn auch von den meisten Eisenbahnverwaltungen bevorzugt werden. Wir finden sie in zwei Systemen vorgeführt, in der Westinghaus- und Carpenter-Bremse, denen sich kürzlich noch ein kleines Modell zugesellt, welches von den Gebrüder Körting ausgestellt ist.

Noch auf eine Vorrichtung möchten wir hier hinweisen, welche auch dem Laien sofort klar sein wird. Die Verkuppelung der Eisenbahnwaggons mit einander bezw. mit der Maschine wurde bisher durch einen Arbeiter ausgeführt, welcher sich zwischen den Wagen stellte und im Augenblick des Zusammenprallens der Puffer die Kuppelung einleitete. Wie viele Unfälle sich hierbei ereignet haben, dürfte allgemein bekannt sein. Es sind nun mehrere Modelle ausgestellt worden, welche den Verschluß von der Seite aus zulassen. Wir möchten die Besucher der Ausstellung an erster Stelle auf die Paul'sche Seitenkuppelung aufmerksam machen.

Der großartige Aufschwung der Industrie und des Verkehrs in unserer Zeit ist eine unmittelbare Folge der praktischen Entwickelung der Dampfmaschine. Ihr wichtigster Theil ist bekanntlich der Dampfkessel, welcher auch zugleich die größte Gefahr in sich birgt. Wer hätte nicht von Kesselexplosionen auf Dampfschiffen gehört oder gelesen? Durch die Ventile, Wasserstandsanzeiger und mancherlei andere Vorrichtungen ist man im Stande, sich über die Spannungsverhältnisse des Dampfes zu unterrichten. Die Maschinenfabrik von Richard Schwarzkopf hat nun einen Dampfkessel ausgestellt, welcher im Inneren elektrisch zu erleuchten ist. Durch ein Fenster kann man auf diese Weise die Bildung des Dampfes, die Entwickelung des Kesselsteins u. A. direct beobachten. Was kann sicherer und einfacher sein?

Waren die Vorrichtungen, mit denen wir uns bisher beschäftigten, hauptsächlich zum Schutze gegen einzelne Maschinentheile construirt und daher an der Maschine befestigt, so finden sich wiederum weite Zweige der Industrie, sowie gewisse Berufsrichtungen, bei denen der Körper der Arbeiter schützend umhüllt werden muß. Wir nennen hier chemische Fabriken, Schmelzereien, Arbeiten am Eisenhammer, sowie den Berg-, Minir- und Taucherdienst. Auch der dieser Richtung der Ausstellung gewidmete Theil ist reich ausgestattet. Da finden wir ganze Lager von Schutzbrillen und Masken, Arbeiteranzüge, auch solche von Asbest, wie sie an feuergefährlichen Orten zu tragen sind, Ventilationsapparate u. d. m.

Wenn es im Gebiete der Verkehrs und der Industrie einzelne technische Zweige sind, die Unfälle zu verhüten haben, so stellen sich beim Kampfe gegen die Naturgewalten neuerlich selbst ganze Wissenschaften in den Dienst der Menschen. Wir denken hier zunächst an die Entwickelung der modernen Meteorologie. Die praktische Witterungslehre hat sich, nach der Einführung des elektrischen Telegraphen in ihrem Dienst, zu einem sicheren Hülfsmittel entwickelt und die synoptischen Karten gestatten, bei Berücksichtigung gewisser Regeln Witterungsstürze mit einer Wahrscheinlichkeit von etwa 80 Procent voraus zu künden. Erscheint über dem Kanal eine Depression, so ist die Meteorologie im Stande, aus ihrer Tiefe und Bewegungsrichtung zu erkennen, ob sie Gefahr in sich birgt und kann in diesem Falle die Küsten in weiter Runde durch ein praktisches System von Signalen, welches von der deutschen Seewarte ausgestellt worden ist, warnen. — Zur Rettung Schiffbrüchiger ist sodann an derselben Stelle eine große Sammlung vorgeführt worden. Rettungsboote, auch solche von Zeug, Raketenapparate, mit denen man gestrandeten Schiffen die Rettungsseile zuschleudert, Korkwesten, Schwimmgürtel u. dgl. m.

Derjenige Industriezweig, in welchem der Mensch wohl zuerst mit den Naturgewalten in Berührung kam und wodurch er gezwungen wurde, auf Schutzmittel gegen dieselben zu denken, ist der Bergbau. — Auf der Ausstellung ist, wie wir auch schon oben bemerkten, ein vollständiges Kohlenbergwerk vorgeführt, welches mit seinen Schachten, Förderschachten, Ventilationsapparaten und Arbeitergruppen uns ein treffliches Bild von dem Wirken der Knappen in den Tiefen der Erde gibt.

Bekanntlich sind es die „schlagenden Wetter", welche in den Kohlenbergwerken von jeher so entsetzliches Unheil angerichtet haben. Leider fanden sich erst recht spät die Mittel, um eine solche Katastrophe voraus bestimmen zu können. Eine der ersten Schutzvorrichtungen für den Bergmann stammt von dem englischen Naturforscher Davy her. Derselbe umgab zu diesem Zwecke die Grubenlampe mit einem Drahtgeflecht. — Enthält die Grube brennbare Gase, so werden dieselben auch in die Drahtzelle der Lampe eindringen und sich dort entzünden. Davy hatte nun gefunden, daß die Flamme nicht durch das Drahtgeflecht hindurchschlagen kann ehe dasselbe bis zur Gluth erhitzt ist; der Bergmann hat also Zeit, um der gefährlichen Grube zu entfliehen. Leider wurde die Hülfe, welche der geniale Mann den Arbeitern darbot, vielfach mißachtet. Das Drahtgewebe verfinsterte nämlich ein wenig die Lampe und mancher Knappe entfernte deshalb das schützende Geflecht, sorglos annehmend, daß die Gefahr wohl nicht so nahe sei, obgleich solch ein Thun immer von Neuen auf das Entsetzlichste bestraft worden ist. Im Bergwerk finden wir Grubenlampen mit Selbstzündung, die vom Arbeiter nicht geöffnet werden können.

Seit einigen Wochen wird in dem Hauptsaale des Ausstellungspalastes ein Apparat vorgeführt, der bestimmt ist Grubenkatastrophen voraus zu verkünden. Die Idee ist eine ganz originelle. Es ist festgestellt worden, daß schlagende Wetter und ähnliche Unfelle in den Gruben stets im Gefolge eines plötzlichen Barometersturzes eintreten; die Gase in den „Adern" des Gebirges können bei Abnahme des Luftdruckes eben leichter hervorquellen! Unser Instrument besteht hauptsächlich aus vier Kastenbarometern (Aneroiden), die die Zu- resp. Abnahme des Luftdrucks durch ein Lautsignal anzeigen. Ueberschreitet der „Sturz" eine bestimmte Grenze, dann beginnt die Signalglocke dauernd zu arbeiten und verkündet damit die Gefahr!

Wenn man den Ausstellungspark durch den Haupteingang betritt, so findet man unmittelbar an der großen Freitreppe den Kälteschacht, in dem das Gefrierverfahren (Patent Poetsch) zur Verwendung für technische Zwecke vorgeführt wird. Der Erfinder ist bemüht gewesen, eine Methode zu ermitteln, durch welche der Erdboden in Bergwerken, Schächten und überhaupt bei Tiefbauten zum Erstarren gebracht werden kann, damit der Arbeiter vom Grundwasser nicht belästigt werde. Zudem ist die Sicherheit für denselben eine bedeutend größere, da ein Zusammensturz der Grube oder eine Unterwaschung durch Wasser ausgeschlossen ist. Aber auch nach anderer Richtung gewährt das Verfahren bedeutende Vortheile. Kostete z. B. der Bau eines Schachtes von 400 Metern Tiefe und 5 Meter Durchmesser 18 Million Mark, welcher zudem, zu seiner Vollendung, eine Zeit von 30 Jahren bedurfte, so kann jetzt mit Hülfe des Gefrierverfahrens dieselbe Arbeit in 4 Jahren und fur den sechsten Theil des Preises vollendet werden.

Die beiden interessantesten Objecte für das größere Publikum, die Brauerei und das Theater, haben wir uns bis zum Schlusse aufbehalten.

Vom Brauereigewerbe ist am Ende der Stadtbahnbögen eine vollständig eingerichtete kleine Brauerei vorgeführt worden, in der die beiden bekannten Brauereien von Schulteiß und Patzenhover nach einander einen vortrefflichen Stoff herstellen, von dessen Güte wir uns auch im Braustüble aus kleinen „Unfallverhütungsgläsern" zu $^1/_5$ Liter überzeugen können. Alle Schutzvorrichtungen, welche diese Thätigkeit verlangt, sind sowohl an den thätigen Apparaten selbst, sowie in den benachbarten Stadtbahnbögen ausgestellt worden.

Das Theater endlich, mit dem wir unsere Wanderung durch die Ausstellung beschließen wollen, ist in seinem Innern mit nahezu allen den Vorrichtungen ausgestattet, welche die Techniker nach dem großen Wiener Theaterbrande zum Schutze der Zuschauer und Schauspieler ersonnen haben.

Die Erleuchtung ist durch Glühlicht in glänzender Weise erreicht, welches unfraglich an diesem, mit brennbaren Körpern so reich erfüllten Orte den offenen Gasflammen vorzuziehen ist, wenn auch seit jenem schrecklichen Ereignisse, vor etwa sieben Jahren zu Wien, Coulissen und Stoffe auf der Bühne imprägnirt sind. Erhebt sich der Zuschauer von

Digitized by Google

seinem Platze, dann legt sich der Sitz von selbst der Lehne an und die Thüren öffnen sich selbstthätig beim Fallen des Vorhanges; so sind dann Stauungen des Publikums, wenn eine schnelle Entleerung des Hauses nöthig wird, fast ausgeschlossen. Von gewissen Plätzen nahe der Bühne ist es jedem möglich, die Vorrichtungen an Versenkungs- und Flugapparaten zu beobachten, welche zum Schutze der Künstler angebracht worden sind.

Dramatische Aufführungen.

„Die Nixe."

Lustspiel in drei Acten von Friedrich Gustav Triesch.

Was mag das nur für ein fürchterliches Buch gewesen sein, das die junge Baronesse Else von Trowitsch anstatt des wackeren Sir Walter Scott heimlich gelesen hat und dessen Anblick den würdigen Ehrenmann, der diese nämliche Baronesse erst wie ein Vater, dann wie ein Freund und endlich wie ein Verliebter im letzten Act liebt, so fürchterlich entsetzt, daß er den Titel des Buches nicht einmal auszusprechen wagt? Ich muß gestehen, daß diese Frage mich noch auf dem Heimwege aus dem Theater begleitet hat, als einzige irgendwie interessantere Erinnerung an das dreiactige Lustspiel „Die Nixe" von Triesch, dessen Aufführung im „Lessing-Theater" soeben beendet war.

Diese Neugier mag wunderlich erscheinen, aber sie hat ihre Gründe. Es wäre außerordentlich interessant gewesen, zu erfahren, was Herr Friedrich Gustav Triesch für unsittlich hält. Was ihm sittsam, anmuthig, reizend und, was weiß ich noch, erscheint, das verkörpert sich ihm in ebenderselben Else, deren Lectüre mir so viel Kopfweh verursacht hat. Und dieses entzückende Scheusal von einer Baronesse ist so typisch für das moderne Mädchenideal unserer Lustspieldichter, daß es sich wohl verlohnt, es in der Nähe zu betrachten.

Fräulein Else heuchelt ihrem Vater blinden Gehorsam und liebelt derweil mit einem edlen Gecken, aus dem sie sich nicht einmal etwas macht; sie empfängt Briefe von ihm und erwidert durch getreue Abschriften aus dem „Briefsteller für Liebende" diese Erklärungen; sie empfängt Bücher von ihm, deren Titel der angeblich gar nicht prüde Nixenmaler Paul Welsbach nicht in den Mund nehmen mag, und liest sie anstatt des vorgeschriebenen Ivanhoe oder Quentin Durward, mit gewissenhafter Ueberschlagung der Gedankenstrichstellen, die, wie sie sich keusch und lieblich ausdrückt, für ein junges Mädchen sich nicht schicken. Man sollte glauben, ein solches Dämchen gehöre in eine Besserungsanstalt für verwahrloste Kinder höherer Stände; nein: Fräulein Else ist „naiv", was aus dem Theaterargot in unser geliebtes Deutsch übertragen, etwa heißen dürfte: grundverdorben, unweiblich, aufdringlich. Und diese allerliebste Wucherpflanze der höheren Töchterschulenbildung nennt der sehr ernst gemeinte Held des Herrn Triesch wohl ein Dutzend Mal ein herrliches, ein einziges Geschöpf, aus dessen himmlischen Nixenaugen ihm — das Weitere bittet man im Briefsteller für Lustspieldichter nachzulesen.

So sieht die Lustspielmuse aus, von der unsere heiteren Damatiker, von Moser bis zu Triesch, ihre Inspiration erhalten; und nur ein Zufall, wie übrigens Alles in dem harmlosen Stück von Triesch, ist es, daß sie ihre nothwendige Ergänzung in einer anderen Maid findet, die mit beinahe körperlicher Gewalt sich den Gatten und dem Vater die Gattin freit. Für gewöhnlich vereinen sich alle diese Vorzüge in einer holden Mädchenblüthe: die wohlgesittete Verderbtheit und die Vergewaltigung des Mannes aus — Naivetät. Ein solches klägliches Mißproduct der Cultur wird alsdann in den Mittelpunkt einer gleichgültigen Intrigue gestellt, und wenn sich eine hübsche Schauspielerin mit geschmackvollen Toiletten in den zartesten Farbennuancen von Weiß, Rosa und Blau der Darstellung resolut annimmt, wenn sie mit hellautem Ton und dem nöthigen „Gethue", mit Augenaufschlag und Verlegenheitsspiel ihre Mädchenhaftigkeiten über die Rampen zu bringen weiß, so ist das liebe Publikum widerstandslos und jubelt dieser Bretterpuppe zu, die im Leben von jedem richtigen Berliner schlankweg für ein „Ekel" erklärt werden würde.

So viel Zorn um einen Bühnenbackfisch könnte übertrieben erscheinen, wenn damit nicht zugleich der wundeste Punkt unserer Lustspiel- und Schwankproduction berührt wäre. Diese Doppelmoral, die auf der Bühne bewundert, was sie im Leben unleidlich fände, die gewohnheitsmäßig lügende Aufdringlinge für liebenswürdige Schwerenöther und dreiste Rangen für herzige Kinder ausgibt und hinnimmt, sie ist der Kernschaden unserer heiteren Spiele. Man wirft den französischen Schwänkefabrikanten, den Meilhac und Halévy und Valabrègue, ihre Sittenlosigkeit vor, und gewiß ist ihre einseitige Hervorkehrung der geschlechtlichen Beziehungen nachgerade unerquicklich geworden; aber alle diese gehörnten Männer und begehrlichen Frauen sind satirisch angeschaut, und die Autoren können getrost behaupten, daß sie nur wiedergaben, was sie — natürlich nur jenseits des Rheines! — alle Tage gesehen haben. Bei uns dahingegen wird die Unsittlichkeit mit Bengalfeuer beleuchtet und mit tausend unausstehlichen Niedlichkeiten geschmückt. Daß diese Unsittlichkeit höchst sittsam im Sinne des Männerbundes ist, verschlägt nichts; es gibt noch schwerere Sittlichkeitsvergehen als die Unkeuschheit. Das Wort von der ethischen Farbenblindheit gilt für die Mehrzahl unserer Bühnendichter.

Aber ihre Stücke sind „harmlos", wird einem entgegnet, sobald man sich zu entrüsten beginnt. Diese Parole wurde auch für die „Nixe" ausgegeben und wohlmeinende Stimmungsmacher sprachen im „Lessing-Theater" immer wieder davon, wie anspruchslos doch dieses Stück sei. Für den speciellen Fall mag das zum Theil zutreffen; zum Theil, nicht völlig; denn Fräulein Else von Trowitsch muß ich ausnehmen. Es erscheint mindestens doch noch zweifelhaft, ob die Sittlichkeit ärger bedroht ist, wenn ein lüsternes Weib durch eine Possenhölle von Verlegenheiten gefoppt wird, als wenn man vor einem großentheils aus Mädchen bestehenden Publikum eine Else als ein süßes Geschöpfchen verkündet, für die der beste Mann im Stück eben gut genug erscheint. Ein gütiges Geschick bewahre jeden Gerechten — und aus Höflichkeit rechne ich auch die Schwankdichter dazu — vor einer so vortrefflich auf den Mann dressirten Tochter! Beifall würde sie am Ende finden, aber ich glaube kaum, daß der Vater Freude daran haben würde.

Der stets fatalen Pflicht, die Handlung eines Bühnenwerkes zu erzählen, ist man durch das freundliche Entgegenkommen des Herrn Triesch glücklicher Weise enthoben: die „Nixe" hat überhaupt keine Handlung, es müßte denn sein, daß man die schwer, aber glücklich von Statten gehende Verlobung zweier Schwäger mit zweien Schwägerinnen, denen sich die vorerwähnte weibliche Vergewaltigung anschließt, für eine Handlung nehmen wollte. Allerlei Ansätze sind vorhanden, ausgeführt ist kein einziger: die Empfindung z. B., mit der ein junges Mädchen die Liebe eines Mannes aufnimmt, der einst der Gatte ihrer älteren Schwester war, ist nicht einmal gestreift; die genialisch sein sollende Liederlichkeit des Malers wiederum ist nur angedeutet, um zwischen dem ersten und dem zweiten Act schleunigst wieder zu verschwinden; anderes, wie die ahnenstolze Mutter, der bummelige Bildhauer und die sensationssüchtige Wittwe, entstammt der dramaturgischen Requisitenkammer, und wenn es gar nicht mehr weiter gehen will, dann stellt ein russischer Fürst mit Wildheitsausbrüchen und slavischem Dialect zur rechten Zeit sich ein. Da er dreimal in den drei Acten erscheint, kann Jeder selbst die Rechnung machen, wie oft es nicht weiter geht.

Dieser russische Fürst ist im Uebrigen das Gegenstück zu der höheren Tochter: sie charakterisirt die sittliche, er die sociale Atmosphäre, in welcher sich die „Nixe" und ihre theils feuchten, theils trockenen Schwestern behagen. Malersleute, Fürsten und Fürstinnen, Barone, Baroninnen und Baronessen — das ist die Gesellschaft, in welche uns Stücke aus der Hauptstadt und aus der Gegenwart — ohne Anführungsstriche — führen. Eines fehlt diesmal: der Lieutenant, der zum Schluß die beste aller Bräute heimführt. Auch dafür gibt es eine naheliegende Erklärung: Herr Triesch ist Oesterreicher, und die Manöverideale des Herrn von Moser sind ihm fremd. Man sieht, hier bleibt dem deutsch-österreichischen Bündniß noch eine hohe Aufgabe zu erfüllen.

Offenbar besitzt der Verfasser der „Nixe" — zu dem theuren Namen „Dichter" will die ungezogene Feder sich nur ungern zwingen lassen — offenbar, sage ich, besitzt Herr Triesch gute Laune und einen sicheren Blick für Theaterwirkungen. Die Burgtheaterschulung verleugnet sich nicht, obgleich eine Ueberdeutlichkeit der witzigen Rede mitunter verstimmt. Mit der Erfindung freilich scheint es schwach bestellt und mit der Charakteristik noch schwächer. Vielleicht kommt Herrn Triesch einmal der doch nicht gar zu tolle Einfall, uns Menschen und Dinge zu zeigen, die er wirklich kennt, und über deren Thun wir lachen können, ohne uns zu ärgern.

Der ehrliche Aerger, den ich für mein armes Theil empfunden habe, darf mich nicht abhalten, hier feierlichst zu erklären, daß die „Nixe" dem spärlich erschienenen und festtäglich zerstreuten Publikum gefallen hat. Mehrere Hervorrufe haben dem noch jungen Autor die Mühen einer bei dieser Temperatur nicht eben erquicklichen Reise von Wien nach Berlin gelohnt. Im Winter dürfte der Abend anders geendet haben. Es ist merkwürdig, wie die Hitze die Nächstenliebe fördert. Die kritische Aussprache freilich darf sich vom Thermometerstand ebenso wenig beeinflussen lassen, wie von persönlicher Rücksichtnahme auf einen „liebenswürdigen und sympathischen Autor"; so lautet ja wohl die berüchtigte Formel. Wo es die Sache der Kunst gilt, da heißt es Farbe bekennen. Lieber einen sympathischen Autor in seinen heiligsten Vatergefühlen gekränkt, als das Publikum in seinen kindlichen Instincten für schädliche Bonbonwaare bestärkt: das ist unser Standpunkt. Alii aliud.

Das Gefühl, einen schwachen Posten vertheidigen zu müssen, hat die tüchtigen Schauspieler des „Lessing-Theater" oft zu argen Uebertreibungen verleitet, die bisweilen hart an die Operette streiften. Eine Ausnahme macht nur Frl. Marie Meyer, die mit den feinsten Mitteln die stärksten Wirkungen erzielte, und sich auf's Neue als eine Allererste in ihrem Fache erwies. Herr Blencke kam ihr zunächst; er ist sicherlich kein großer Künstler, aber ein starkes und zugleich liebenswürdiges Naturell. Aus dem russischen Fürsten — er stammt aus den „Nachbarinnen" von Raymond und Gastyne — machte der vortreffliche Herr Klein eine glänzende Charge, glänzend allerdings auf Kosten der Einfachheit. Von den jüngeren Damen konnte nur Fräul. Berger als slavophile Wittwe einigen heiteren Beifall finden, während das gastirende Fräul. „Stesi" Swoboda das Nixenideal ganz so abscheulich naiv spielte, wie es gezeichnet ist. (Seit man die Vornamen auf den Theaterzettel setzt, findet der Sprachforscher gar wundersame Abbreviaturen: es wimmelt von Thessas und Nuschas und Stesis.) Hoffentlich bleibt der Schauspielerschaar des Herrn Director Blumenthal die Versuchung erspart, durch häufigere Excursionen in's verführerische Schwänkereich sich für höhere Aufgaben gründlich zu verderben.

In dem mit übertriebenem Luxus ausstaffirten Atelier des ersten Actes stand ein Bild der Nixe. Sie zeigte sich als eine dürftige Schöne von betrübend armseligen Conturen; offenbar war sie nicht gewohnt, in schöner Blöße zu leben: sie war ausgezogen, nicht nackt. Das war ein feiner Zug der Regie.

Maximilian Harden.

Digitized by Google

Inserate.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Soeben erschien:

Richard Wagner
und
der fliegende Holländer.
Essay
von
Dr. Victor Hartogensis.
gr. 8. 20 Seiten. brosch. 50 Pfg.

Die Abhandlung des schon durch frühere wohlaufgenommene Essays bekannten Autors ist eine Festschrift zum Geburtstage Richard Wagners. Sie stellt den großen Componisten als Förderer der deutschen Literatur dar, und bezeugt dies durch eine Erklärung der Sage des „fliegenden Holländer".

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Soeben erschien und ist in allen Buchhandlungen zu haben der mit Spannung erwartete neueste Roman von

Friedrich Spielhagen:
Ein neuer Pharao.
1 Band brosch. ℳ 6.—, eleg. geb. ℳ 7.—.
Verlag von L. Staackmann in Leipzig.

Soeben erschien in unserm Verlage:

Grundriss der Statistik
der
Staatenkunde.
Ein Nachschlagewerk u. kulturgeschichtliches Lesebuch
von
Dr. Karl Walcker,
Docenten der Staatswissenschaften an der Univ. Leipzig.
XII und 340 Seiten. Preis ℳ 6.—

Das gemeinverständliche Walcker'sche Werk ist ähnlich gehalten wie das bekannte Kolb'sche Handbuch, dessen letzte, 8. Auflage schon 1879 erschienen ist. Walcker giebt aber auch viele Daten, die bei Kolb ganz fehlen, oder nur kurz berührt sind. In Roscher's Geschichte der Nationalökonomie wird Walcker als „vielseitig und geistreich" bezeichnet.

Berlin W. 56. **Mayer & Müller.**

Stuhr'sche Buch- u. Kunsthandlung
Gegründet 1810 — Inh. C. Malcomes
Berlin N.W.
Unter den Linden 61
Specialität: Einrichtung von kleineren und grösseren
Bibliotheken
für **Private — Vereine — Geschäfte** etc.
Cataloge zur Auswahl gratis und franco.
Versandt nach allen Ländern.

Spät erblüht. Aufgefundene Gedichte von **Ernst Moritz Arndt.** Herausgegeben von *A. von Freydorf.* Mit einem Vorwort von *Victor von Scheffel* in Handschrift. Elegant gebd. in Goldschnitt ℳ 2.40.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Im Verlage von **H. Haessel** in **Leipzig** ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Der Klatsch.
Ein Roman aus der Gesellschaft.
Von
Theophil Zolling.
Zweite Auflage.
Preis geheftet 6 Mark, gebunden 7 Mark.

„Der feinsinnige und glänzende Schriftsteller, in dem sich deutsche und französische Eigenschaften so glücklich vereinigen, schöpft aus dem Berliner Leben, wo es am modernsten ist. Gleich die erste Scene spielt im Deutschen Reichstag und stellt uns den Reichskanzler vor Augen..... Dann führt uns der Verfasser in eine ganze Reihe der verschiedenartigsten Berliner Salons: Zum „Kommiß-Pecco" (Thee-Abend) beim General v. Ravenort, wo Alles so auf Commando geht, in den strengen Kammerherrnsalon, in den Salon des Redacteurs Brenndike, wo der Klatsch sein Hauptquartier aufgeschlagen hat, in eine Soiree, wo lebende Bilder gestellt werden, und in das zigeunerhafte Intérieur des Malers Eschwäge, der einen Prinzessinnenkurs hält, ja sogar zu einem Empfang beim Reichskanzler haben wir gelegentlich Zutritt. Alle diese geselligen Schauplätze werden mit einer Fülle scharf beobachteter Einzelheiten und das Treiben in ihnen mit vielem Aufwand von Geist dargestellt.... Auch das Berliner Leben außerhalb der Salons gibt Anlaß zu manchem eindrucksvollen Bilde, wie sie Zolling mit Meisterschaft zeichnet.... so folgen sich in buntem Wechsel die Bilder und schließen sich zu einem lebenden Bilde Berlins zusammen. Ernst und Scherz haben dabei ihre wohl zugemessenen Rollen, von Eintönigkeit kann niemals die Rede sein. Was die eigentliche Liebesgeschichte betrifft, ist sie kunstreich angelegt; Freunde und besonders Freundinnen eines spannend verwickelten und keck (sogar sehr keck) gelösten Romanknotens werden dabei vollauf ihre Rechnung finden..... Eine Menge episodische Figuren gruppiren sich um die Hauptpersonen, manche sind humoristisch gezeichnet und wirken sehr ergötzlich, lebendig sind sie Alle. Ohne Zweifel wird Zolling's Roman jeden gebildeten Leser in hohem Grade befriedigen."

Wiener Fremden-Blatt. (L. Hevesi.)

Bad Reinerz

bei Glatz in Schlesien, klimatischer waldreicher *Höhenkurort* von 568 m. Seehöhe, besitzt drei kohlensäurereiche alkalisch-erdige *Eisen-Trinkquellen, Mineral-, Moor-, Douche-Bäder,* und eine ganz vorzügliche *Molken-* und *Milch-Kuranstalt.* Reinerz ist demnach angezeigt bei Tuberculose, chronischem Katarrh der Athmungsorgane und chronisch gewordenen Lungen- und Brustfell-Entzündungen; bei Anaemie und deren Folgezuständen, namentlich bei auf anaemischer Basis beruhenden Magen- und Darmcatarrhen, Hysterie und Neuralgie; endlich bei chronisch entzündlichen Leiden der weiblichen Sexualorgane und bei Herzkrankheiten ohne tiefere Compensationsstörung. **Saison vom 1. Mai bis 1. October.**

Die in jeder Buchhandlung zur Ansicht ausliegende reich. illustrirte No. 24 aus der Collection der Europ. Wanderbilder — Preis 50 ₰ und Woerl's Reisehandbücher, Führer durch Bad Reinerz und Umgegend, besagen das Nähere. Prospecte unentgeltlich.

Im Verlage der Unterzeichneten ist soeben erschienen u. durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Altes und Neues
von
Friedrich Theodor Vischer.
Neue Folge.

Inhalt: Hebbel. — Schiller-Rede. — Mörikofer. — Durcheinander. — Ein italienischer Sonettendichter. — Leiden des Buchstabens R. — Nachruf an Auerbachs Grab. — Kleiner Beitrag zur Charakteristik Goethes. — Rede am Geburtshaus von Strauß. — Schiller (Weltrich). — Griechische Frühlingstage. — Das Symbol. — Aphorismen.

24 Bogen gr. Oktav. Geh. M. 6.—, in Halbfranzband elegant gebunden M. 8.—.

Stuttgart. **Adolf Bonz & Comp.**

Soeben ausgegeben:
Vierteljahrsschrift f. Musikwissenschaft
herausgegeben von
Fr. Chrysander, Ph. Spitta, G. Adler.
5. Jahrg. 1889. Erstes Heft.

Inhalt: *C. Paesler.* Fundamentbuch v. Hans v. Constanz. *J. P. N. Land.* Über die Tonkunst der Javanen.

Kritiken und Referate. J. Eckardt, F. David u. d. Fam. Mendelss. Bartholdy. — F. Moscheles. Briefe v. F. Mendelss. Barth. an Ign. u. Char. Moscheles. — A. Kohut. Frdr. Wieck. — A. Jullien. Hect. Berlioz. — G. A. Gevaert. Neue Instrumentenlehre.

Preis des Jahrgangs 12 ℳ.

Ausführliche Prospekte u. Vorlage früherer Jahrgänge durch alle Buch- u. Musikalienhdl.

Breitkopf & Härtel, Leipzig.

Verlag von J. C. B. Mohr in Freiburg i. B.

Soeben erschien:
Wörterbuch
des
Deutschen Verwaltungsrechts.
Herausgegeben
von
Dr. K. von Stengel.
1. u. 2. Lieferung.
à ℳ 2.—.
Vollständig in ca. 17 Lieferungen à ℳ 2.—.
Ende 1889.
Zu beziehen durch alle Sortiments-Buchhandlungen.

Redaction: Berlin S.W., Möckernstr. 67. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig. Expedition: Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.

Digitized by Google

№ 23. Berlin, den 8. Juni 1889. Band XXXV.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Theophil Zolling in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Der Bergwerksstrike. Von Montanus. — Beschlußunfähigkeit der Parlamente. Von A. — **Literatur und Kunst:** Walt Whitman. Von Ernst Ziel. — Neues von Richard Voß. Von Oskar Bulle. — Ein Lehrbuch der historischen Methode. Besprochen von Georg Winter. — **Feuilleton:** Andrea. Von Constantius Flood. Autorisirte Uebersetzung aus dem Norwegischen. (Schluß.) — **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Aufführungen. Von Maximilian Harden. — Notizen. — Inserate.

Der Bergwerksstrike.

Die gewaltige Bewegung, welche seit Wochen nicht nur unser Vaterland, sondern selbst fremde Nationen durchzittert hat, tönt noch in allen Ecken und Enden nach und mit der Dringlichkeit des Instincts drängt sich die Frage auf: „Was will das werden?“ Und während der Laie hiermit sich meist begnügt und nur hofft, daß ihm alsbald eine befriedigende, beruhigende Antwort gegeben werde, liegt dem Socialpolitiker die Pflicht ob, zu erforschen, woher denn diese Bewegung entsprungen sei, und je nach dem Ergebniß dieser Untersuchung dem fragenden Laien alsdann Antwort und Rath zu ertheilen.

Vergegenwärtigen wir uns daher in kurzen Zügen — ganz abgesehen vorerst von den anderen fast zahllosen und unübersehbaren großen und kleinen Arbeitseinstellungen — den Verlauf des eben beendeten Bergwerksstrikes*): Am 2. Mai begonnen, feierten bereits nach 5 Tagen über 100,000 Mann und der auf diese Weise hervorgerufene Kohlenmangel drohte eine völlige, weit über die Grenzen der eigentlichen Bewegung hinausgehende Calamität hervorzurufen. — Nachdem man seitens der Grubenverwaltungen alsdann zwar eine geringe Lohnerhöhung versprochen, sonst aber die übrigen Forderungen der Bergleute fast sämmtlich abgelehnt hatte, fanden die berühmten Audienzen der Arbeiter- und Arbeitgeberdeputationen bei dem Könige statt, worauf hin auch thatsächlich $^1/_3$—$^1/_2$ der strikenden Bergleute die Arbeit aufnahm, nachdem der Vorsitzende des bergbaulichen Vereins Dr. Hammacher mit den Arbeiterdeputirten, resp. deren Beauftragten, den deutschfreisinnigen Abgeordneten Schmidt-Elberfeld und Baumbach, das sog. Berliner Protokoll festgestellt hatte. Auf Grund dieses letzteren erließ der bergbauliche Verein eine Erklärung, welche seinem ferneren Verhalten zu Grunde gelegt werden sollte.

Im Hinblick auf diese Erklärung begann dann noch ein weiterer Theil der Arbeiter wieder anzufahren. Da kamen plötzlich, während man annehmen konnte, daß die Differenzen auch bis zum letzten Rest ausgeglichen werden würden, neue Arbeitseinstellungen, und zwar, weil manche Zechen ihre Versprechungen nicht gehalten hätten, wofür mannigfache Vorgänge angeführt wurden. Und diese Klagen waren — wenn auch vielleicht etwas übertrieben — thatsächlich nicht ganz unberechtigt, indem man nicht nur theilweise den Arbeitern roh und bisweilen selbst brutal entgegengetreten war, sondern auch an manchen Orten von einer positiven alsbaldigen Verpflichtung zur Erfüllung der den Arbeitern zugestandenen Forderungen überhaupt nichts wissen wollte, sondern vorerst unbedingte Wiederaufnahme der Arbeit verlangte. Und zur Untersuchung dieser Vorgänge sah sich sogar die Staatsbehörde direct veranlaßt, ihre Hand zu bieten. Von Neuem beschloß man daher den Generalstrike, da, weil die Grubenvorstände die Essener Erklärung gebrochen hätten, man ebenfalls an dieselben nicht gehalten sei; derselbe kam jedoch nicht in voller Ausdehnung zur Vollziehung, sondern wurde nur von einem Theile der durch Uneinigkeit gespaltenen und inzwischen auch durch Noth hart gedrängten Bergleute beachtet. Analog diesem so geschilderten rheinisch-westphälischen Strike verlief ein gleicher in Sachsen, Schlesien und dem Saargebiet. Am 26. Mai wurde dann zu Dortmund ein Theil des Centralstrikecomités verhaftet — aus welchem Grunde, ist noch nicht bekannt geworden.

Sehen wir uns nun die Forderungen der Bergleute genauer an, so zerfallen dieselben in drei große Gruppen.

1. Lohnerhöhung.
2. Verkürzung der Arbeitszeit (Ueberschichten).
3. Bessere Behandlung.

Die erste, die Lohnerhöhung, ist von den Grubenverwaltungen zugestanden worden, allerdings in ungleich geringerem Umfange als sie gewünscht wurde. Die bisher gezahlten Löhne sind derartige gewesen, daß die Familien der Arbeiter bei bescheidensten Ansprüchen gerade bestehen konnten, sie haben jedoch nicht Schritt gehalten mit der durch die Conjunctur und die auf die nothwendigsten Lebensbedürfnisse gelegten indirecten Steuern veränderten Preisbildung; außerdem gestattet auch thatsächlich z. B. die Lage der Industrie eine entsprechende Erhöhung der Löhne, worüber kein Zweifel obwalten kann. Denn eine dem Reingewinn proportionale Bezahlung der Arbeit ist ein Postulat, welches von der gesammten Socialwissenschaft nicht nur als an sich billig, sondern auch aus politischen Gründen gerechtfertigt und selbst nothwendig anerkannt wird.

Während nun eine Einigung über diesen Punkt auch durchaus nicht unmöglich erschien, da die Bergleute zum Nachgeben bereit waren, verhielt sich dies leider mit dem folgenden Punkte anders. Während die Bergwerksbesitzer erklärten, eine reine Arbeitszeit von achtstündiger Dauer müsse den Ruin der Werke herbeiführen, und es sei durchaus nöthig, daß die Ein- und Ausfahrt von derselben unabhängig sei, behaupteten die Bergleute, eine längere Zeit aus Gesundheitsrücksichten nicht unter Tage bleiben zu können, da die Arbeit eine zu schwere und anstrengende sei und sonst zu allzu frühem Siechthum führe. Wie aus den für und wider hervorgebrachten Gründen hervorgeht, ist die Frage eine rein technisch-sanitäre, und kann nur von diesem Gesichtspunkte aus befriedigend gelöst werden.

*) Wir verweisen hier auf eine soeben erschienene, das Wesentliche zusammenfassende Arbeit: „Die Lehren des Bergwerksstrikes vom Mai 1889“, von A. Eschenbach, Assessor bei dem Königlichen Amtsgericht Wiesbaden. Mit 12 Actenstücken. (Berlin, Puttkammer & Mühlbrecht.)

Digitized by Google

Wir begnügen uns daher, anzuführen, daß allerdings frühzeitige Invalidität in der Bergbau treibenden Bevölkerung eine häufig beobachtete Erscheinung ist, welche auf die erwähnten Punkte zurückgeführt wird, — daß aber auch andererseits, z. B. in Schlesien, eine zehn- und noch mehrstündige Arbeitszeit in manchen Bergwerken innegehalten wird; freilich ist auch hier eine erhebliche Verringerung derselben seitens der Grubenvorstände zugestanden worden.

Wir kommen nun zu dem Hauptpunkt, nämlich der Forderung einer besseren Behandlung und socialen Stellung, namentlich den niederen Vorgesetzten gegenüber. Und hierin scheint in der That, wenn man der Bewegung tiefer nachspürt, das eigentliche und Hauptmotiv derselben zu liegen. Betrachten wir daher die Frage etwas näher.

Wie bekannt, herrscht in den meisten Bergwerksgegenden eine noch an frühere Zeiten erinnernde — man möchte sagen — patriarchalische Lebensauffassung: das Gewerbe erbt sich fort von Generation zu Generation, die eigenartigen Sitten erleiden eine nur geringe Veränderung — kurz die gesammte Lebensführung erinnert an die alte Zeit. Dementsprechend war auch das Verhältniß zwischen Bergwerkseigenthümern und den Arbeitern meist ein patriarchalisch-wohlwollendes. Diese Zustände erlagen jedoch allmählich, dem Zeitgeiste folgend, einer Veränderung, welche namentlich zu Tage trat, seit die Bergwerke meist Actienunternehmungen wurden, und während früher die menschliche Seite des Verhältnisses zwischen Arbeitgeber und -Nehmer gepflegt und nicht zur Erzielung eines nur möglichst hohen Reingewinns hintangesetzt wurde, trat das Moment des „patriarchalischen Wohlwollens" immer mehr auf Seite der Arbeitgeber zurück, eine Erscheinung, die mit ihrer habsüchtigen Seite nicht zum wenigsten dazu beigetragen hat, die „Actiengesellschaft" bei schärfer blickenden Politikern und Männern der Socialwissenschaft mit Recht in Mißcredit zu bringen.

Getreu nun in gewissem Sinne diesen früheren patriarchalischen Verhältnissen, hatten denn auch die Bergleute in mannigfachen Gesuchen und Eingaben um Erhöhung ihres Lohnes gebeten, waren jedoch von den Grubenverwaltungen entweder kurzweg abschläglich beschieden worden oder aber man hatte sie sogar ohne jede Antwort gelassen, trotzdem die Bitten wiederholt worden waren. — Und hier beginnt für die Grubenverwaltungen die Reihe der sie belastenden Momente, von welchen sie selbst unter dem conservativsten Gesichtspunkte nicht freigesprochen werden können: während die Bergleute in höflichster und angemessenster Weise ihre Gesuche vorgetragen hatten, befliß man sich auf der anderen Seite eines Benehmens und einer Ausdrucksweise, welche schon vom allgemeinen menschlichen Standpunkte aus nicht zu billigen ist und vom Standpunkte der Klugheit und Verantwortlichkeit geradezu unbegreiflich erscheinen muß. Beweis sind die mannigfachen, zwischen den Parteien gewechselten Erklärungen, Resolutionen ꝛc. und die resp. Versammlungen. Während die Bergleute fast ausnahmslos im entgegenkommendsten und versöhnendsten Tone sprachen, handelten und schrieben und verhandelten, geschah genau das Entgegengesetzte auf der anderen Seite: dort bat oder beantragte man in bescheidenster Form — hier wies man schroff ab oder gewährte aus Gnaden. — Es ist nur natürlich, daß bei dieser Art die getroffenen Vereinbarungen, namentlich das obenerwähnte Essener Protokoll, nicht einen Boden fanden, der für eine gedeihliche Entwickelung geeignet erscheinen konnte. Und das zu Befürchtende trat dann auch thatsächlich ein. Der Langmuth der Bergleute, der schon an sich durch die äußerst geringen Concessionen und die Art ihrer Gewährung auf eine harte Probe gestellt worden war, riß, als noch dazu seitens mehrerer Grubenverwaltungen jene Essener Verpflichtungen verletzt oder wenigstens nicht loyal und präcise erfüllt wurden; und während früher der Geist der Ruhe, der Besonnenheit und der Versöhnung in allen Versammlungen geherrscht hatte, brach nun die knirschende Wuth der Ohnmacht durch, wie die auf der letzten Bochumer Delegirtenversammlung gehaltenen Reden nur zu deutlich ergaben.

Wir glauben, daß seitens der Grubenvorstände und auch mancher Organe der Presse der Sache der Autorität und der Erhaltung der bestehenden Gesellschaftsordnung ein schlechter Dienst durch die Art und Weise erwiesen worden ist, wie erstere gleich von Anbeginn, letztere gegen das Ende des Ausstandes der Bewegung gegenüber Stellung genommen haben. Ganz abgesehen davon, daß ohne Weiteres zuzugeben ist, daß das Recht bei den meisten Forderungen der Bergleute auf Seiten derselben war, heißt es denn doch geradezu der staatlichen Ordnung und bürgerlichen Ruhe den Boden unter den Füßen fortziehen, wenn seitens einiger Preßorgane in höhnendster und verspottendster Weise über Versammlungen der Bergleute berichtet wird, in welche auf die Nothlage und den drohenden Hunger hingedeutet worden ist, wenn nur von den „Herren" Bergleuten, den Herren „Baronen der Zukunft" u. s. w. gesprochen wird, und zwar gesprochen wird in demselben Augenblick, wo die Apostel der Socialdemokratie und des Aufruhrs gierig nach der so für sie seitens der besitzenden Klasse selbst zugerichteten Beute schon die Hand ausstrecken! Es kann nicht genug getadelt werden, wenn gerade die Blätter des Großkapitalismus selbst die berechtigten Forderungen der Arbeiter als zum guten Theil deshalb verwirkt hinstellen wollen, weil dieselben nicht vorschriftsmäßig ihr Dienstverhältniß gekündigt, resp. später nicht bedingungslos die Arbeit wieder aufgenommen haben, während man andererseits zweifellose Verletzungen gemachter Versprechen als entweder noch nicht voll erwiesen oder als bedeutungslos hinstellt; und zwar, wie gesagt, dies Alles noch bisweilen gewürzt mit dem beißendsten Spott und der Ironie der materiellen Ueberlegenheit. Die hier namentlich zuletzt gemachten Fehler werden sich daher auch zweifellos noch bitter rächen, abgesehen davon, daß sie von nur irgend welchem politischen Scharfblick kein Zeugniß ablegen.

Um so bewundernswerther ist es daher, daß die Arbeiter, wie von vornherein, so auch fernerhin den Lockungen der Socialdemokratie standhaft widerstanden und im directen Gegensatze dazu vielmehr Hülfe vom Könige erhofft haben, wie auf fast jeder Versammlung hervorgehoben wurde. Alle Versuche, socialdemokratische Einflüsse in der Bewegung zu entdecken, sind erfolglos geblieben, wenn man nicht etwa die politische Stellung dieses oder jenes Führers oder die durch das Verhalten vieler Grubenbeamten zum Theil heraufbeschworenen Ausbrüche der Verzweiflung über die drohende Noth hierzu rechnen will, wie solche auf der letzten Bochumer Versammlung leider zu Tage getreten sind. Deshalb aber besteht auch für die besitzende Klasse die heilige, durch Bildung und Wohlhabenheit überkommene Pflicht, durch verhältnißmäßig geringe materielle Opfer den socialen Frieden bewahren zu helfen und vor Allem unter dem Gesichtspunkte der Bildung und Vernunft die weitere, keinenfalls von ihrer materiellen Ueberlegenheit gegenüber den arbeitenden Klassen Gebrauch zu machen, eine Pflicht, die nicht dringend genug den beati possidentes an's Herz gelegt werden kann, wenn nicht um der Nächsten-, so um der Eigenliebe willen. Denn es ist klar, daß so betrübende Thatsachen, wie sie zu Ende der Bewegung zu Tage getreten sind, nicht ohne positiven Anlaß sich ereignen konnten, und daß zweifellos nicht mit derjenigen Rücksicht auf den nur bedingungsweise kapitulirenden Gegner bei Wiederaufnahme der Arbeit seitens mancher Grubenvorstände vorgegangen worden ist, wie dies durchaus geboten gewesen wäre, wenn man sich nicht über die tiefe, fast Bitterkeit zu nennende Verstimmung der Bergleute mit einer Leichtigkeit weggesetzt hätte, die imponirend genannt werden müßte, wenn sie nicht eben so menschlich betrübend wie social gefährlich wäre. Die Thatsache, daß die Vertreter der Grubenvorstände es durchaus vermieden haben, mit den Vertrauensmännern der Arbeiter direct in Verbindung zu treten, ist ein unwiderlegliches Zeugniß dafür, daß bei denselben gänzlich unrichtige Vorstellungen über ihre Stellung als Arbeitgeber obwalten, Vorstellungen, welche, wenn sie nicht modificirt werden sollten, noch namenloses Unheil anrichten werden, und zwar für die gesammte Staatsordnung. Mit der modernen „Schneidigkeit", welche in erster Linie Macht und Gewalt auf ihre Fahne schreibt im Gegensatz zu ernster Prüfung und ge-

Digitized by Google

diegener Thatkraft, wird die sociale Frage nicht gelöst, wohl aber kann sie durch dieselbe zur Entscheidung getrieben werden. Und nur aus dem unbegreiflichen Wunsche, sich möglichst als „Herren“ zu fühlen, kann die Ablehnung der Bitte der Arbeiter um Schaffung von Aeltestenkammern zur gemeinsamen Verhandlung in Streit- oder Differenzfällen entsprungen sein, während gerade die Schaffung solcher Einigungsämter nicht nur das Postulat aller Socialpolitiker ist, sondern auch — wo sie gegründet — in der Praxis sich auf das Segensreichste bewährt hat. Der gute Wille der Verständigung ist jedenfalls auf Seite der Arbeitgeber minder groß gewesen wie auf Seiten der Arbeiter selbst. Dies geht auch aus der Fassung der sog. Essener Erklärung hervor, denn dieselbe läuft im Wesentlichen auf nicht präcisirte und mehr oder minder dehnbare Versprechungen hinaus, und es kann kaum verwunderlich erscheinen, wenn die Arbeiter dasselbe nur mit Mißtrauen erwähnen, zumal sie von „Vertrauen“ selbst sehr wenig erfahren haben.

Es muß aber um so mehr für die ernsteste Pflicht der Grubenvorstände erklärt werden, auf die Ausführung der wenigen eingegangenen Verpflichtungen strengstens zu achten, als die Unterbeamten zum Theil als durchaus ungeeignet erscheinen müssen, die Mittelinstanz zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer zu bilden, wie denn auch gegen die außerordentlich weitgehenden Befugnisse derselben, namentlich was Strafen angeht, die Arbeiter sich in erster Linie wenden. Und in der That scheint hier das discretionäre Ermessen, welches zum Theil ungebildeten Leuten gestattet wird, zu weit zu gehen, ohne durch Controlorgane der Arbeitgeber und -Nehmer beaufsichtigt zu werden. Die Vorarbeiter- und Aufseherfrage ist eine in jedem größeren Betriebe außerordentlich wichtige, welcher nur zu oft seitens der Vorstände nicht die gebührende Aufmerksamkeit geschenkt wird. Kabale und Liebe, Haß und Rache spielen hier eine oft nur zu große Rolle.

Ziehen wir nun das Facit aus unserer Betrachtung, so ergiebt sich, daß die sociale Frage nicht allein besteht in der Lohnfrage, sondern, und zwar in kaum minderem Maße, in derjenigen des ethischen Verhältnisses zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer, welches möglichst befriedigend zu gestalten Jedermanns heilige Pflicht ist. Die sociale Beruhigung der Massen ist ein Wort, das mit goldenen Lettern in jedem Bureau, in jedem Fabrikcomptoir angeschlagen sein sollte; nur durch die Anerkennung des zur Bildung zu leitenden Arbeiters als gleichberechtigten Factor in der Staats- und Gesellschaftsordnung kann die sociale Frage ohne Blut und Eisen gelöst werden. Hierzu sind aber nothwendig diese drei: Opfer, Entsagung und Nächstenliebe; aber die letzte ist die größte unter ihnen.

Montanus.

Beschlußunfähigkeit der Parlamente.

Als der Reichstag nach den Osterferien wieder zusammentrat, um die Alters- und Invaliditätsversicherungsvorlage wieder vorzunehmen, mußten die Berathungen häufig unterbrochen werden, weil das Haus nicht beschlußfähig war, d. h. weil von den 397 Mitgliedern keine 199 anwesend waren. Selbst wenn das Haus beschlußfähig war, nahmen selten mehr als reichlich 200 Mitglieder an den Berathungen Theil. Aehnliches erlebt man kurz vor und eben nach den Ferien häufig. Daß das ein Uebelstand ist, wird Jeder einräumen. Freilich können die fehlenden Abgeordneten aus den parlamentarischen Berichten der großen Blätter immer erfahren, was im Parlament darangewesen ist, auch wenn sie nicht dabei waren, und sich bei der Lectüre besser ihr Urtheil bilden, als wenn sie bei den Berathungen im Hause anwesend sind und bei der Unruhe im Hause den eben sprechenden, vielleicht unbedeutenden Redner kaum verstehen. Aber die fehlenden Abgeordneten können doch an den Abstimmungen nicht theilnehmen und mancher Gesetzesparagraph würde gewiß anders ausfallen, wenn alle Reichsboten stimmten. Es soll z. B. über die Höhe der Renten Etwas bestimmt werden. Verschiedene Anträge liegen vor. Es wird natürlich der angenommen, der den meisten der anwesenden Mitglieder des Hauses sympathisch ist. Ob derselbe Antrag durchgegangen wäre, wenn alle Abgeordneten zugegen gewesen wären und gestimmt hätten, ist manchmal sehr die Frage. So mag öfters ein Gesetz eine ganz andere Fassung haben, als wenn Alle gestimmt hätten, und mancher Mangel eines Gesetzes mag wenigstens indirect mit durch die Säumigkeit der Reichsboten veranlaßt worden sein. Statistisch freilich läßt sich so Etwas nicht nachweisen.

Man sagt nun, wenn ein Abgeordneter bei einer Abstimmung auch fehle, habe das nicht viel zu sagen. Jede Vorlage werde mehrmals gelesen und auf die letzte Lesung komme doch Alles an, bis dahin seien Aenderungen immer noch zulässig. Das ist freilich wahr, aber ebenso wahr ist es auch, daß gerade von den wichtigen Detailberathungen der zweiten Lesung manche Abgeordneten fortbleiben. Die endlosen Wortklaubereien und unwichtigen Zänkereien, wie sie sich da zuweilen breit machen, mögen ermüdend wirken, sie werden ja auch bei der Lectüre gern überschlagen. Aber gerade hierbei kommen manchmal locale und andere Interessen in Frage, hier handelt es sich manchmal um geringfügige Kleinigkeiten, die nur einem oder wenigen Abgeordneten bekannt sind, und die nicht zur Sprache kommen können, wenn die betreffenden Herren fehlen. Ob aber dergleichen vorkommen wird oder nicht, läßt sich im Voraus nicht sagen, eine Debatte nimmt oft überraschende Wendungen.

Ist es demnach im hohen Grade wünschenswerth, daß möglichst alle Abgeordneten an den sämmtlichen Sitzungen der gesetzgebenden Körperschaften theilnehmen, weil Beschlußunfähigkeit alles Arbeiten illusorisch macht und mangelhafte Betheiligung vielleicht wichtigen Gesetzen ganz andere Gestalt und Fassung gibt, als bei allgemeiner Betheiligung der Abgeordneten angenommen worden wäre, so gilt es, mit allen Mitteln dafür zu wirken, daß die Abgeordneten an den parlamentarischen Arbeiten Antheil nehmen können und müssen. Da in Deutschland neben dem Reich auch die Einzelstaaten ihre Parlamente haben, entgeht ein tüchtiger Parlamentarier selten dem Schicksal, zweien Parlamenten angehören zu müssen. Deswegen ist es nothwendig, ja erforderlich, daß nicht zwei gesetzgebende Körperschaften zu gleicher Zeit tagen. Und doch ist es jetzt Regel, daß das preußische Abgeordnetenhaus und der deutsche Reichstag zu gleicher Zeit sich versammeln. Da ja Beide in Berlin ihre Sitzungen abhalten und beide Körperschaften längere Zeit tagen müssen, um ihr Arbeitspensum zu erledigen, ließe das gleichzeitige Tagen Beider sich vielleicht entschuldigen oder müßte als nothwendiges Uebel in den Kauf genommen werden, wenn man die Regel gelten lassen wollte, erst eine Körperschaft einzuberufen und in dieser die wichtigsten Vorlagen durchzuberathen. Dann müßte die andere einberufen werden und diese müßte dann ihre wichtigsten Vorlagen erst auf die Tagesordnung setzen, wenn die Session der ersteinberufenen Körperschaft bereits geschlossen wäre. In die Periode des gemeinsamen Tagens würden dann die bei jeder Session vorhandenen unwichtigeren Vorlagen zu verlegen sein. Würde die Sache so eingerichtet, so hätte jeder Abgeordnete, der beiden Körperschaften angehört, genügend Zeit, an den wichtigsten Vorlagen in jeder Körperschaft mit ganzer Kraft sich zu betheiligen, freilich würde er einige Wochen im Jahr mehr parlamentarisch thätig sein müssen. Auch ließe es sich ja wohl zumeist machen, daß zu der Tagesstunde, wo der Reichstag Sitzung abhielt, das Abgeordnetenhaus solches nicht thäte und umgekehrt.

Wir sind uns wohl bewußt, daß wir mit dieser Forderung eine bedeutende Mehrleistung an Arbeit von den Herren Abgeordneten verlangen. Wir wissen auch gut genug, daß ein Abgeordneter, der es mit seiner Arbeit und mit seinen Pflichten ernst nimmt, auch jetzt schon ein bedeutendes Stück Arbeit zu leisten hat. Aber wo das gemeinste Beste in Frage kommt, müssen alle anderen Rücksichten schweigen. Ein Abgeordneter, dessen Schultern für vermehrte Arbeitslast nicht stark genug sind, muß eben nicht zwei Mandate annehmen.

Digitized by Google

Manchmal, und gerade in dieser Zeit, aber ist die starke Arbeitslast nicht Schuld daran, daß der Reichstag beschlußunfähig oder doch nur eben beschlußfähig ist. Der Namensaufruf ergibt ja zumeist, daß die Abwesenden zum größten Theil ohne Entschuldigung fehlen. Was sie vom Erscheinen abhalten mag, wollen wir hier unerörtert lassen. Die Herren haben vor Ostern angestrengt arbeiten müssen, längere Ferien wären ihnen gewiß zu gönnen gewesen. Aber wenn man ein Tagen vielleicht bis tief in den Juni hinein vermeiden wollte, war es nicht möglich, die Feriendauer zu verlängern.

Es war genugsam bekannt, daß gleich nach Ablauf der Ferien die Berathung über die Alters- und Invaliditätsversicherungsvorlage fortgesetzt würde. Es ist diese Vorlage, darüber sind ihre Freunde und ihre Gegner einig, eine der wichtigsten, wenn nicht die wichtigste, die den deutschen Reichstag je beschäftigt hat. Um so mehr durfte vorausgesetzt werden, daß alle Abgeordneten, die keine dringenden Abhaltungsgründe hatten, an der hochwichtigen Berathung bei der zweiten Lesung Antheil nehmen würden, und nun die häufige Beschlußunfähigkeit, der stereotype geringe Besuch. Es sind uns Stimmen aus dem Volke zu Gehör gekommen, die wir hier nicht zu Papier bringen wollen. Daß man nicht zufrieden damit ist, beweisen die Artikel der Presse zur Genüge. Die Abgeordneten sind zwar nicht an die Vorschriften gebunden, die ihnen ihre Wähler machen. Aber eins können nach unserer Meinung die Wähler doch verlangen, daß der, dem sie den Ehrenposten eines Abgeordneten anvertrauen, nun auch an den Berathungen und Abstimmungen des Hauses Antheil nimmt. Wer nicht dafür garantiren kann, daß seine Berufsgeschäfte es ihm jeder Zeit erlauben, an den Sitzungen des Reichstags Antheil zu nehmen, der sollte nicht candidiren.

Das ist nun freilich leichter gesagt, als gethan. Wer hat die nöthige Zeit und das nöthige Geld, Monate lang in dem theuren Berlin zu leben und ein Amt zu bekleiden, das nichts einbringt und dem Inhaber eine große Verantwortlichkeit auf den Hals ladet? Wir kommen damit auf die oft besprochene Diätenfrage. Es läßt sich gegen die Diäten Manches vorbringen, wir meinen aber, mehr noch dafür. Man kann ja sagen: Kann das Geld gespart werden, so ist es Unsinn, es auszugeben. Auch wäre es ja möglich, daß bei Gewährung von Diäten solche Elemente sich in die gesetzgebenden Körperschaften drängten, die nicht hineingehören, und was dergleichen Gründe mehr sind, die man schon zu oft gehört hat, als daß es nöthig wäre, sie hier zu wiederholen. Das wird aber Alles nach unserer Meinung weit aufgewogen durch den Vortheil, daß es, wenn Diäten gewährt würden, manchem einsichtigen und tüchtigen Politiker möglich wäre, zu candidiren, der es jetzt wegen Mangel an Mitteln unterlassen muß. Soll der Reichstag wirklich ein Ideal von Tüchtigkeit werden — und welcher Deutsche wünschte das nicht! — so muß er eine Versammlung der eifrigsten und tüchtigsten Politiker Deutschlands sein. Da darf nicht gefragt werden, welche Stellung Einer sonst im Leben einnimmt, ob er bemittelt ist oder nicht u. dgl., da muß es lediglich heißen: Besitzt der Candidat die Achtung und das Vertrauen seiner Mitbürger? Und schließlich ist ja jeder Arbeiter seines Lohnes werth, warum nicht auch ein deutscher Reichsbote, auf dessen Schultern doch Jahr aus, Jahr ein ein gutes Stück Arbeit ruht?

Wenn aber den Reichsboten Diäten gezahlt würden, so könnte auch von den Herren verlangt werden, daß sie den Sitzungen des Reichstags beiwohnen müßten. Einem unentschuldigt Fehlenden brauchte für Tage des Fehlens ja nichts gezahlt zu werden. Jedenfalls würde das Volk und würden auch die es mit ihren Pflichten ernst nehmenden Abgeordneten es mit Freuden begrüßen, wenn den einmal Gewählten aufgegeben würde, nun auch an den parlamentarischen Arbeiten regen Antheil zu nehmen. Auch das Reichstagspräsidium hat sich ja vor einigen Tagen mißbilligend über das unentschuldigte Fehlen, das zu späte Erscheinen und das zu frühe Fortgehen der Abgeordneten ausgesprochen, und daß mehrmals eine Abstimmung hat ausgesetzt werden müssen, weil das Haus nicht beschlußfähig war, ist männiglich bekannt. A.

Literatur und Kunst.

Walt Whitman.

Von Ernst Ziel.

Walt Whitman vollendete am 31. Mai d. J. sein siebzigstes Lebensjahr. Wer ist Walt Whitman?

Ein nordamerikanischer Originalcharakter und -Dichter — ein Denker über die Natur mit dem Auge für das Naturganze und darum ein überzeugter Verfechter des Einheitsgedankens im All — ein Wortführer der amerikanischen Freiheit mit kosmopolitischem Weitblick und darum ein feuriger Anwalt der Freiheit aller Völker — ein litterarischer Sonderling, bizarr dem Inhalte, barock der Form seiner Schriften nach und darum dem Durchschnittsleser schwer zugänglich und nur von Wenigen verstanden.

Walt Whitman wird von einem Theile seiner Landsleute für einen Narren, von einem anderen für einen großen Poeten gehalten. Die Ersteren haben nicht ganz unrecht; die Letzteren kommen der Wahrheit sehr nahe. Das Genie bewegt sich ja oft genug an der Grenze des Wahnsinns, und man kann sehr wohl die Narrenkappe auf einer Menschenstirne nicken sehen und doch mit einer Art Bewunderung den Lorbeer auf die Kappe drücken. Als Emerson — gewiß ein Kritiker von Urtheil — seinem großen Freunde Carlyle ein Exemplar von Whitman's erster Gedichtsammlung übersandte, war er sich der Verschrobenheit des merkwürdigen Poeten voll bewußt, aber er nannte ihn doch ausdrücklich „sehr bedeutend und unbestreitbar amerikanisch".

In Deutschland ist Walt Whitman meines Wissens 1868 zuerst eingeführt worden, und zwar durch Ferdinand Freiligraths formvollendete Uebersetzung einiger Whitman'scher Gedichte. Es sind deren zehn. Man hat diese werthvollen Sachen, welche in der Wochenausgabe der „Allgemeinen Zeitung" vom 24. April 1868 zum Abdruck kamen, kaum beachtet oder sie doch schnell vergessen. Ohne an den siebzigsten Geburtstag des Dichters direct anzuknüpfen, ist nun in diesen Tagen aus der Feder zweier Deutschamerikaner ein kleines Buch erschienen, das den Titel trägt: „Walt Whitman. Grashalme. Gedichte. In Auswahl übersetzt von Karl Knortz und T. W. Rolleston" (Zürich, Verlags-Magazin). Diese „Grashalme" — „Leaves of Grass" — sind die 1855 in erster Auflage veröffentlichte und zugleich früheste Sammlung Whitman'scher Gedichte, und ich will gleich hier bemerken, daß die vorliegenden Uebertragungen, denen Knortz ein Vorwort, Rolleston eine Einleitung beigegeben, durch feinfühliges Eindringen in den Geist der Originaldichtungen und congeniale metrische Nachbildung derselben sich die Anwartschaft auf den Dank der deutschen Lesewelt erworben haben.

Werden diese vollsaftigen Früchte von den Fluren des freien Amerika sich Herzen gewinnen in dem waffenstarrenden Lande Bismarck's? Wer weiß es? Jedenfalls fordert ihr Eintreffen bei uns in einem Augenblicke, da Walt Whitman gerade seinen siebzigsten Geburtstag feiert, zu dem Versuche einer, wenn auch nur gedrängten, Charakteristik des Jubilars auf.

Walt Whitman ist eine Dichtergestalt von strenger und schroffer Eigenart, ein literarisches Unicum, befremdend, berückend, erstaunlich — er ist dies Alles in gesteigertem Grade für uns Bürger der Alten Welt. Zwischen Walt Whitman und der alternden Kultur Europas liegt der Ocean — ein Ocean liegt auch zwischen Walt Whitman's verblüffender Ursprünglichkeit und dem blassen Conventionalismus, dem wir seit Urväterzeiten her auf Kanzel und Katheder, im Amtskleide wie im Schlafrocke huldigen: Walt Whitman weiß nichts von akademischer Schulung, nichts von weltmännischer Bildung, nichts von der dreisten Lüge unseres gesellschaftlichen Lebens und dem gedankenlosen Aufgehen alles persönlich Eigenartigen in modernes Schablonen- und Uniformenthum. Walt Whitman ist er selbst und nichts als er selbst — ein Mensch und

Digitized by Google

ein Lyriker aus erster Hand, aus der Hand der Natur, aber auch ein Mitkämpfer auf den Ringplätzen der Menschheit, heute ein Wanderer in der Einöde, morgen ein Streiter im Gedränge: an seiner Sohle klebt die frische Erdkrume der Prärie, aber auch die blutige Scholle von den Schlachtfeldern des Südens; aus seiner Rede tönt das Rauschen des Urwaldes und das Flüstern des Meeres, aber auch das Getöse der großen Häfen und der Hader der feilschenden Märkte von New York — die Stille der Natur wie der Sturm der Welt, beide sind seinem Herzen vertraut, beide sprechen sie zu uns aus den Dichtungen Walt Whitman's — aber der Sturm überwältigt die Stille: das stille Ich des Dichters weitet sich aus zum stürmischen Ich Amerikas und wird als solches zum Advokaten aller Völker des Erdrunds: Walt Whitman fühlt sich solidarisch mit der Menschheit, und Zweierlei will er der Menschheit geben: Natur und Freiheit!

Man kann Walt Whitman nicht besser charakterisiren, als indem man mit T. W. Rolleston seinen Dichtungen einerseits einen gewissen physiologischen Zug beimißt und ihn andererseits den Dichter der amerikanischen Demokratie nennt. Physiologisch und demokratisch! So sonderbar es klingt — das ist Walt Whitman! Physiologisch — denn er stellt sich immer auf den realen, oft geradezu naturgeschichtlichen Standpunkt der Betrachtung, und zwar, wie bereits angedeutet, mit kosmischen Tendenzen; er findet sich im All und das All in sich; er sieht immer das Weltganze und sieht die Einzelheiten desselben nur in ihren Beziehungen zu einander und in ihrer Unterordnung eben unter dieses Ganze. Demokratisch — denn das ist, im Grunde genommen, ja nur die Anwendung dieses physiologischen Standpunktes auf das sociale Gebiet: ihm ist die Masse, das Volk alles, der Einzelne nichts, aber er möchte Alle glücklich und frei machen, ein Washington der Poesie.

Er glaubt an die Erreichung dieses Zieles; denn er glaubt an die Menschheit und an ihren ewigen, heiligen Fortschritt — er umfaßt die Welt mit unentwegbarer Liebe — er ist Optimist und ein naiver. Naiv ist überhaupt sein ganzes Wesen. Er hat eine große, anmaßliche Meinung von sich selbst — nennt er sich doch selbst den „Barden des Selbstgefühls" — aber seine Anmaßung ist eben naiv und hebt sich dadurch gewissermaßen selbst auf.

Naiv bis zur Anstößigkeit ist auch seine Darstellung, seine Versifikation, seine Sprache, sein dichterischer Jargon. Seine Form ist die Formlosigkeit. Walt Whitman's überschäumende Genialität gestattet ihm nicht, sich wie andere wohlerzogene „Dichter" den Gesetzen der Verskunst hübsch manierlich zu fügen, nein, er setzt uns durch Verse von vierzig und mehr Silben in Erstaunen und stellt ungenirt solche von nur fünf bis sechs daneben. Reime kennt er nicht, Rhythmen im strengeren Sinne des Wortes kaum — alle Regeln der Metrik und Prosodik zeigen sich hier in anarchischer Auflösung — sein „barbaric yawp" nennt er das. Walt Whitman's Vortrag hat etwas Rhapsodisches, Orakelhaftes; er hat den breiten Schwung der Fittiche. Es ist wahr, er ist oft unausgegohren und unpolirt, abgeschmackt und unklar, geschmacklos und zerhackt, dieser Vortrag — zerhackt wie das Metrum ist bei Walt Whitman die oft incorrecte Satzbildung; zerhackt sind fast immer die Gedanken: in dem unaufhaltsamen Flusse dieser uferlosen Streckverse steht Erhabenstes neben Trivialstem, Lichtvolles neben Dunklem, Schönes neben einfach Häßlichem. Das Vorbild der Bibel ist im Colorit der Whitman'schen Diktion unverkennbar: diese großartigen Hyperbeln und Metaphern, diese kühnen Antithesen und Parallelen verschmähen beides, die Blume wie das Feigenblatt: die landläufige Schönrederei wie die landläufige Beschönigung. Die Whitman'sche Sprache schöpft aus dem Großen und Vollen; sie verachtet die kleinen Hausmittel des Effekts.

Und in dieser eigenartigen Form lebt sich eine bedeutende Persönlichkeit dichterisch aus, eine bis zum Barocken knorrige Originalität, welche die Kuppen des Gedankens mit unerbittlicher und verwegener Wahrheitsliebe erklimmt bis hinauf zu jenen einsamen Höhen der Spekulation, auf denen mancher Alltagslunge der Athem ausgeht. Walt Whitman ist überquellend gedankenvoll und erschreckend gedankenkühn. Wurzelfestes Gebundensein an die Wirklichkeit und freie idealistische Flugkraft weiß er mit einander zu verbinden. Er verwirrt, er frappirt, er verstimmt uns durch die maßlose Fülle dessen, was er bietet, und doch zieht er uns unwiderstehlich an — er nimmt uns gefangen, um uns zu befreien. Und dabei ist er überall Natur, nirgends Kunst. Wer kann sagen, was Walt Whitman ist? Besser als breite Deduktionen dürften einige Proben Whitman'scher Poesie diese Frage beantworten. Hier sind einige:

Vom fischförmigen Paumanok ausgehend, wo ich geboren wurde,
Wohl erzeugt und von der besten Mutter erzogen,
Nachdem ich manche Länder durchwandert, ein Freund volkreichen Pflasters,
In meiner Stadt Mannahatta wohnend oder auf den südlichen Savannen,
Oder als Soldat lagernd, oder Tornister und Gewehr tragend, oder als Goldgräber in Californien,
Oder in meiner Heimath, in Dakotas Wäldern, Fleisch meine Kost, mein Trank vom Quell,
Oder zurückgezogen, um nachzusinnen und zu brüten in irgend einem tiefen Versteck,
Fern vom klirrenden Haufen entzückungsvolle und selige Stunden zubringend,
Gewahr des frischen, freien, des strömenden Missouri, gewahr des mächtigen Niagara,
Gewahr der Büffelheerden, die auf der Ebene grasen, gewahr des zottigen, starkbrüstigen Stieres,
Vertraut mit Boden, Felsen, Maiblumen — Sterne, Regen, Schnee mein Erstaunen,
Vertraut mit den Weisen der Spottdrossel, mit dem Fluge des Bergfalken
Und des Abends der unvergleichlichen lauschend, der Hermitdrossel aus den Sumpfcedern —
Einsam im Westen singend, erhebe ich meine Stimme für eine neue Welt.

* * *

Ich werde keine Gedichte machen, die sich auf Theile beziehen,
Sondern ich werde Gedichte, Gesänge, Gedanken machen, die sich auf's Ganze beziehen,
Und ich werde nichts singen, das Bezug hat auf einen Tag, sondern auf alle Tage,
Und ich werde kein Gedicht machen, noch den mindesten Theil eines Gedichtes, das nicht zur Seele Bezug hat,
Weil, da ich die Gegenstände des Weltalls betrachtete, ich entdeckte, daß es keinen gibt, noch irgend ein Theilchen eines solchen, der nicht zur Seele Bezug hat.

* * *

Du sollst nicht länger Dinge aus zweiter und dritter Hand nehmen, noch blicken durch die Augen der Todten, noch dich nähren von den Gespenstern in Büchern,
Du sollst auch nicht durch meine Augen blicken, noch die Dinge aus meiner Hand nehmen,
Du sollst hören nach allen Seiten hin und sie durch dich selbst filtriren.

* * *

Ich existire wie ich bin — das ist genug;
Wird mich kein Anderer in der Welt gewahr, so sitze ich hier zufrieden,
Werden mich Jeder und Alle gewahr, so sitze ich hier zufrieden.
Eine Welt ist meiner gewahr, und zwar mir bei Weitem die größte, und das bin ich selbst,
Und ob ich zu dem Meinigen heute gelange oder nach zehntausend oder nach zehn Millionen Jahren,
So kann ich's mit Freude jetzt hinnehmen oder mit gleicher Freude kann ich warten.
Die Stätte, wo ich fuße, ist von Granit,
Und ich verlache das, was ihr Auflösung nennt.
Und ich kenne die Fülle der Zeit.

Diese wenigen Belege aus den „Grashalmen" mögen zur Charakteristik Walt Whitman's genügen! Sie zeigen ihn uns nach der Seite der Form hin in seiner ganzen souveränen Verachtung jeglichen Gesetzes, nach der Seite des Inhalts hin in seiner Gedankenrichtung auf's Weltganze wie in seiner

Digitized by Google

naiven Selbstüberhebung und in seiner Liebe zur Freiheit und zum fahrenden Leben.

Ueber die Person des Dichters berichten R. M. Bucke, Ferdinand Freiligrath, F. M. Rolleston u. A. etwa Folgendes: Väterlicherseits stammt Walt Whitman von einem puritanischen Geistlichen ab, der 1635 nach Amerika übersiedelte; mütterlicherseits ist er von holländischer Abkunft. Er wurde am 31. Mai 1819 auf Long Island (Paumanok) in dem Dorf West Hills geboren. Später ging er mit den Eltern nach Brooklyn, der bekannten Vorstadt New-Yorks, wo sein Vater als Tischler und Bauherr sich sein bescheidenes Brot erwarb. Das Leben nahm den aufgeweckten, frischen Knaben schon zeitig hart in die Schule; denn bereits dreizehnjährig, nach genossenem nothdürftigen Schulunterricht, hatte er für sich selbst zu sorgen. Das machte seine rothen Wangen nicht blaß. Er lachte und tollte sich alle etwaigen Sorgen schnell aus dem Herzen weg. Echt amerikanisch, versuchte er sich in tausend möglichen und einigen unmöglichen Dingen: Zunächst wurde er Buchdrucker. Bücher „machen" — das reizte ihn (später setzte und druckte er seine erste Gedichtsammlung selbst). Dann versuchte er sich als Lehrer, als Journalist, als Reporter, als Zeitungsredacteur, als Tischler, als Zimmermann, als Goldgräber u. s. w., in Allem Einiges, in Nichts etwas Bedeutendes leistend, ohne alles Geschick für den Erwerb. So wurde aus dem Knaben ein Jüngling, aus dem Jüngling ein Mann. Wozu denn immer arbeiten, fragte er sich, wenn das Geld so rund ist und immer davonrollt? Des ewigen Wechsels müde und eine Welt nach Ausdruck ringender Gedanken in sich, zog er sich in seinen besten Jahren von allem Geschäftsleben zurück und lebte arm, aber bedürfnißlos, oft sich nur von Wasser und Brot nährend, lediglich seiner poetischen Production. Er bummelte, wie er selbst sagte, lag auf dem Rücken im Gras und schrieb Gedichte. Das ging so eine Weile fort. Damals erschienen die „Leaves of Grass" (1855), von denen kaum 50 Exemplare verkauft wurden und für welche die Kritik nur Spott und Gelächter hatte. Wann und wo hätten die Prätoren des kritischen Forums das wahrhaft Neue und Eigenartige begriffen und gewürdigt?

Mächtig erfaßt fühlte sich der heißblütige Mann von den Wogen des ausbrechenden großen Bürgerkrieges, und als begeisterter Unionist und flammender Gegner der Sclaverei unterzog er sich nun auf specielle Ermächtigung Lincoln's und mit aufopfernder Hingebung der Pflege der Verwundeten. Während der ganzen Dauer des Blutvergießens blieb er auf dem Posten der Barmherzigkeit, und in dieser Zeit entstand seine patriotisch kriegerische Gedichtsammlung „Drum Taps" („Trommelschläge", 1865), welcher er einen „Sequel" beigab, der einen großartigen Klagegesang auf den Tod Abraham Lincoln's anstimmt. Zusammen mit den „Leaves of Grass" bilden meines Wissens diese „Drum Taps" so ziemlich die ganze poetische Auslese aus dem Leben Walt Whitman's. Leidenschaftliche Naturen, in eine bewegte Zeit gestellt, verzehren meistens ihre Kraft durch Bethätigung nach Außen hin und kommen nur selten dazu, Geistiges in spontaner Stetigkeit aus sich heraus zu stellen. Im Jahre 1867 erschien dann eine Gesammtausgabe Whitman'scher Dichtungen mit einem Anhang „Songs before parting" (Lieder vor dem Scheiden) und 1882 ein vermehrter und revidirter Neudruck derselben — das ist Alles!

Unmittelbar vor dem Ende des Kriegs erhielt der Dichter eine bescheidene Anstellung im Bureau des Ministeriums des Innern in Washington, die er jedoch — so lohnte der Staat seinen Sänger — schon im Juni 1865 verlor, da seine poetische Freigeisterei — natürlich! — Anstoß erregte bei der engherzigen Verwaltung des Departements. Von da ab bis 1873, wo er durch einen Schlaganfall eine theilweise Lähmung erlitt, bekleidete Walt Whitman ein kleines Amt im Bureau des Attorneygeneral in Washington. Leidend, arm, vielfach verkannt, lebt der Siebzigjährige heute ein Leben, dessen Früchte in ihrem ganzen Werth erst die Folgezeit schätzen wird, wie groß auch ihre Mängel und Sonderbarkeiten sind.

Als Lincoln den Dichter vom „fischförmigen Paumanok" zuerst sah, soll er gesagt haben: „Well, he looks like a man" — und wahrlich! das scharfe Auge des großen Republikaners hat recht gesehen; denn wenn Mensch sein in erster Linie so viel heißt als alles Menschliche voll und eigenartig in sich ausprägen, wenn Mann sein nichts Anderes ist, als eine Meinung haben und den Muth der Meinung freudig bekunden, so ist Walt Whitman, der barocke, eckige, verschrobene aber geist- und temperamentvolle Sänger der Union, in der That „a man" — er ist es in den beiden Bedeutungen des stolzen Wortes.

Neues von Richard Voß.

Von Oskar Bulle.

In den Schluchten des wildzerrissenen Sabinergebirges hinterwärts von Rom nach dem Adriatischen Meere zu, in den Villen und Palazzi der römischen Adelsgeschlechter, welche an den Abhängen dieses Gebirges auf klassischen Trümmerstätten erbaut sind, in den burgähnlichen Klöstern mit berühmten Namen, welche auf den Hügeln um Subiaco thronen und in die fruchtbaren Nebenthäler sich eingebettet haben, überall, wo der großartigen Natur in der Umgebung Roms ein besonders grotesker Ausdruck eigen ist oder wo die tausendjährige Geschichte der dortigen menschlichen Ansiedelungen besonders auffällige Spuren hinterlassen hat, überall, wo es, mit einem Worte gesagt, recht italienisch aussieht, weilt die Phantasie aller deutschen Römerfahrer, welche die Feder schwingen, seit Jahrzehnten mit Vorliebe. Und es braucht ein Liebhaber der römischen Künstlernovellen oder der italienischen Dorfromane, deren Zahl in unserer Literatur ja Legion ist, nicht erst die weite Reise nach der ewigen Stadt zu machen, um auf das Genaueste über jedes Dorf, über jedes Trümmerfeld, jede Gebirgsschlucht und jedes Kloster innerhalb eines Umkreises von zehn Meilen um Rom unterrichtet zu sein. Die Modelle auf der spanischen Treppe, darunter die herrlichen Weiber aus Sarascono werden ihm gerade so vertraut sein wie dem Künstler, der sie Jahre hindurch zum Gegenstande seiner Studien gemacht hat, und die Mönche und Briganten, die fieberkranken Arbeiter aus der Campagna, die berittenen Hirten, die Salterellotänzer und wasserschöpfenden, gluthäugigen Dorfschönen sind ihm eine so wohlbekannte Staffage, daß es einer besonders geschickt gruppirenden Künstlerhand bedarf, um ihm einmal ein neues Bild vor die Augen zu zaubern. Wenn wirklich eine Landschaft ausgeschrieben werden kann, so hat es die römische sicherlich erleiden müssen, und es gibt wohl kaum noch einen deutschen Leser, der nicht schon wenigstens einmal unter der Führung eines Novellisten in Gedanken und mit leichtem Ränzel auf der appischen oder irgend einer anderen altrömischen Heerstraße nach der Campagna und dem Sabinergebirge hingewandelt wäre. Seitdem Paul Heyse pausirt hat in der dichterischen Verwerthung seiner römischen Eindrücke und seine Nachahmer auf demselben Gebiete vergessen sind, hat ja wieder ein anderer, mit äußerst fruchtbarer Phantasie begabter und äußerst schreibseliger deutscher Dichter auf dem klassischen Boden gelebt, der auch nicht zurückgehalten hat mit seinen in der dortigen Temperatur üppig emporgekeimten Gedankengebilden, und wenn derselbe jetzt auch dieser Seite seiner Production einen gewissen Abschluß gegeben zu haben scheint durch eine Sammlung seiner kurzen Reiseskizzen, — mit solchen Sammlungen von Papierschnitzeln und Abfällen werden ja bei Schriftstellern immer gewisse schöpferische Epochen abgeschlossen — so hat er doch noch so viel kurz vor dieser Recapitulation über jene Gegend dichterisch gefabelt, daß jene Liebhaber der römischen Geschichten sich wieder einmal nach Herzenslust in den ihnen lieb und vertraut gewordenen Landschaften ergehen und unter den bunten Staffagen herumtummeln können.

Ich meine mit diesem Epigonen der Heyse'schen Römerbelletristik den Verfasser der schon früher erschienenen „Römischen Dorfgeschichten", Richard Voß, und habe seinen neuerdings

Digitized by Google

veröffentlichten dreibändigen Roman: „Dahiel, der Convertit“*) im Auge, wenn ich von einer neuen Fabelei über ein römisches Thema rede. Denn mehr als eine solche kann ich in diesem Werke nicht erkennen, wenngleich der Dichter zuweilen versucht hat, seinen Stoff von dem lokalen Hintergrunde loszulösen und auf ein weiteres, allgemein menschliches Gebiet hinüberzuspielen. Allzusehr steht Voß bei der breiten Ausführung seines Grundthemas unter dem Banne der römischen Eindrücke, so sehr, daß er aus ihnen gleichsam als Gesammtsumme eine Tendenz zieht, welche uns nicht nur fremdartig berührt, sondern auch wegen des Mangels an Logik und Natürlichkeit, der sich in ihr ausdrückt, schließlich abstößt. Diese Tendenz scheint sich allerdings zunächst sehr natürlich aus dem Elementen des Lebens, in welches uns Voß hineinversetzt, zu ergeben: er schildert uns den herzlosen Fanatismus, mit welchem die päpstliche Kirche gegen die in ihren Ghetto eingeschlossene römische Judenschaft noch bis in die Mitte unseres Jahrhunderts verfuhr, und läßt aus dieser Schilderung in dem Leser einen förmlichen Widerwillen gegen jene Priesterschaft erwachsen. Aber er läßt sich, wenn er demnach auch wirklich von einer gewissen realistischen Grundlage ausgeht, im Verlaufe der Handlung diese Tendenz soweit über seinem eigenen Haupte zusammenschlagen, daß alle Wahrscheinlichkeit erstickt wird, daß die Anfangs mit Leben und Blut erfüllten Gestalten zu grotesken und ungeheuerlichen Schattenbildern auswachsen, die nicht nur jeden Zusammenhang mit den Regungen unseres Herzens verlieren, sondern auch lediglich durch Gewaltmittel der Phantasie ihre Beweglichkeit bewahren, und daß schließlich, stets in majorem gloriam dieser aus den ersten Eindrücken gezogenen Tendenz, ein auf die krassesten Effecte aufgebautes Tableau das Ganze wie mit einem echt römischen, bunten Feuerwerke abschließen muß. Der Dramatiker Voß, mit welchem sich die Kritik im letzten Winter so oft und eingehend zu beschäftigen Gelegenheit fand, hat, wenn auch oft, doch niemals so sehr die Herrschaft über seinen Stoff und seine eigenen Phantasiegeschöpfe verloren, wie es dem Romantiker Voß in diesem Werke geschehen ist, und da schon eine volle Wirkung der Dramen durch jene Zügellosigkeit beeinträchtigt wurde, so muß der Eindruck des Romans, der ja mit feineren Motivirungen ausgearbeitet sein soll, als ein Drama, um so mehr unter jenem Mangel an dichterischer Selbstbeschränkung leiden.

Richard Voß hat stets, in seinen Novellen, wie in seinen Dramen, trefflich angelegte Einführungen in die Handlung; er weiß nicht nur die Grundlagen seiner Dichtungen, sondern auch den Hintergrund scharf zu skizziren und vor unseren Augen lebendig zu machen. So ist es ihm auch in dem ersten Bande dieses Romans vorzüglich gelungen; die Umgebung, in welcher der Held aufwächst — er ist der spätgeborene Sohn eines glaubenseifrigen jüdischen Rabbiners und einer liebesstarken Mutter und verbringt seine Jugend in der Betschule und in dem enggeschlossenen Kreise des römischen Ghettos — diese Umgebung ist mit echt dichterischer Kraft gezeichnet und die Gestalten, welche dort auftreten, leben noch, als durchflösse sie noch das frische Jugendblut, das später in ihren Adern zu dem bösen Tendenzsafte eingetrocknet ist. Freilich meine ich mit dieser trefflichen Einführung nur das Anheben der eigentlichen Handlung, denn die formale Einleitung, welche Voß dieser Handlung vorausschickt, ist sehr gezwungen und beinahe naiv. Jener weiche, unter dem liebevollen und zärtlichen Schutze seines frommen Elternpaares aufgewachsene Judenknabe ist in seinen späteren, trüben Lebensjahren selbst der Erzähler seiner freundlichen Jugendzeit geworden und Voß hat seine Memoiren als vergilbte Handschrift in einem verlassenen Kloster in den Sabinerbergen entdeckt. Die Umstände, unter welchen diese Memoiren niedergeschrieben sind, sind düster und peinlich: der Convertit hat als Strafe für seinen Rückfall zu seinem väterlichen Glauben das Schreiben seines Ich-Romanes von einem harten Abte auferlegt bekommen, und wenn es schon ganz natürlich sein mag, daß die Nöthigung zur Schriftstellerei als eine harte Strafe für einen Menschen aufzufassen ist, so bleibt es immerhin unwahrscheinlich, daß ein Abt ein derartiges Manuskript seinem räudigen Klosterschäflein ungesühnt hat durchgehen lassen.

Der Dichter hat durch diese doppelte Einleitung die beiden Culminationspunkte in dem Lebensschicksal seines Helden von vornherein angegeben und die Handlung, die sich zwischen denselben abspielt, gleichsam vorgezeichnet. Er faßt so, noch lange bevor diese Handlung selbst zu einer Schlußfolgerung geführt hat, das Ergebniß aus dem, was er erst noch schildern will, gleichsam das Resultat der Rechnung, die er erst noch anstellen will, schon von vornherein zusammen und macht hierdurch das Tendenziöse in seinem Werke offenbar. Er will den Typus eines solchen Lebensschicksals zeichnen, und die Formel, welche er am Schlusse des Romans aus der Entwickelung zieht, soll nach seiner Meinung auf alle Convertiten angewandt werden können. „So mußte es kommen“, sagt er, „zuerst ein Gläubiger und Idealist, Schwärmer und Convertit — dann Zweifler und Fanatiker, zuletzt Atheist, Mörder und Selbstmörder.“

Mußte es wirklich so kommen? Das ist die Frage, an welche bei Beurtheilung dieses Romanes in erster Linie angeknüpft werden muß. In das sorg- und harmlose Leben des jüdischen Jünglings drängt sich der junge Priester hinein, welcher aus Gehorsam gegen seine Oberen das Amt, Proselyten im Ghetto zu machen, schweren Herzens auf sich genommen hat. Er begeistert die schwärmerische Seele seines Opfers für das hohe Ziel, den Eltern und Glaubensgenossen durch Annahme des christlichen Glaubens die ewige Seligkeit zu verschaffen, wirft aber, kaum daß ihm sein Bekehrungswerk gelungen, mit eigener Frevlerhand die gräßlichste Enttäuschung in jene Seele. Der erste Schritt des Gläubigen, Idealisten, Schwärmers und Convertiten zum Zweifler ist rasch gethan, so rasch, daß wir uns nicht klar darüber werden, ob überhaupt der Convertit ein Gläubiger gewesen ist. Ein Schwärmer und Idealist war er, darüber läßt uns Voß nicht im Unklaren, und seine Schilderung der unberührten Jünglingsseele ist, wie schon oben gesagt, der beste Theil seines Werkes. Wie aber eigentlich die Wirkung der Heilswahrheiten des christlichen Glaubens auf diese Seele beschaffen ist, wie der Eindruck des wesentlichen Inhaltes des Christenthums, der reinen Menschenliebe, welche sich in seinen Lehren ausdrückt, auf das Fühlen und das Gemüthsleben des jüdischen Jünglings sich äußert, davon ist nirgends die Rede. Dahiel war nur Convertit geworden, um seine eigene Seele und die seiner Eltern vor der ewigen Verdammniß zu retten, er wollte gleichsam mit seiner Bekehrung ein Geschäft, wenn auch ein höchst edles, machen, und es ist eigentlich bloß ein einziger Punkt, und zwar nicht der wesentlichste, des christlichen Glaubens, der ihn anzieht und zu dem Bruche mit seiner ganzen Vergangenheit bewegt; seine Gläubigkeit ist mehr auf einem praktischen Beweggrund als auf einem inneren Bedürfnisse aufgebaut und die Enttäuschung, die er erlebt, als ihm mitgetheilt wird, daß trotz seiner Bekehrung seine Eltern verdammt bleiben, daß er durch dieses Opfer nur für sich allein das Seelenheil erkauft hat, ist deshalb nur die des Kaufmanns, der sich in einer Speculation verrechnet hat. Hierin drückt sich schon zum ersten Male die Aeußerlichkeit der Motivirung dieses Convertitencharakters aus. Der Gläubige ist nirgends geschildert, ja, die ganze Bekehrungsgeschichte läßt das innere Leben dieses Jünglings im Grunde ebenso unberührt, wie sie von den Priestern auch nur aus äußerlichen Motiven, um nämlich die schöne Stimme dieses Rabbinersohnes für ihren Kirchenchor zu gewinnen, eingefädelt worden war. Daß ein solcher Convertit, ein von sich selbst und Anderen getäuschter Schwärmer, nachdem er aus seiner Schwärmerei grausam aufgeweckt worden ist, ein Fanatiker wird, ist fernerhin sehr unwahrscheinlich.

Dahiel war auch zunächst nicht das, was man gemeiniglich Fanatiker nennt, geworden, sondern aus dem Zweifler hatte sich der Verzweifelte herausgebildet. Der bekehrte Jude hat Bankerott gemacht mit allen seinen Berechnungen und wird nun der „müde Mann“, der anfänglich die „Scherben“ seines Lebens sammelt, um später, nachdem ihm die Zähigkeit der

*) Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.

Digitized by Google

jüdischen Race über den gänzlichen Verfall seines Wesens hinweggeholfen hat, in seiner Seele eine Art Rachsucht gegenüber dem ganzen Menschengeschlechte, auch gegenüber der jüdischen Gemeinde, der er entstammt, großzunähren. Die Abfassung des Memoirenwerkes liegt übrigens vor dieser letzten Epoche seiner Entwickelung. Nachdem nämlich Dahiel, der in dem Kloster, in welches er eingetreten ist, den Namen Bruder Angelicus führt, in einer Predigt, die er zum Ruhme des Christenthums vor seinen Stammesgenossen halten soll, urplötzlich und wie in einem Verzweiflungsausbruche seinen Uebertritt zum Christenthum verflucht hat, wird er zur Strafe in ein einsames Kloster in die Sabinerberge und unter die Zucht eines besonders strengen Abtes geschickt, welcher ihm eben jenes Selbstbekenntniß als Strafe auferlegt. Aber auch in dieser ausgedehnten schriftlichen Beichte noch kann Bruder Angelicus seine Verzweiflung über den Betrug, der an seiner Seele verübt wurde, nicht unterdrücken, sie bricht, nachdem er anfänglich in heuchlerischer Weise in dem Tone, den der Abt wünscht, zu schreiben versucht hat, schließlich ebenfalls in Verwünschungen gegen das ihm aufgedrängte und demgemäß innerlich fremd gebliebene Christenthum aus, und der Autobiograph wird zur Abbüßung dieser erneuten und verstärkten Gotteslästerung in eine Felsenhöhle in der Wildniß verbannt, wo er bei Wasser und Brot und allen Unbilden der Witterung ausgesetzt bis zu seinem Widerrufe in der tiefsten Einsamkeit zu leben verdammt wird. Dort vollzieht sich der Umschwung in seinem Inneren. Jeder letzte Rest von Idealismus und von Schwärmerei wird aus der Seele verbannt, und der Ehrgeiz, der glühendste Ehrgeiz, irdische Bedeutung, Macht und Einfluß zu erlangen, bemächtigt sich des Verzweifelten. Der Widerruf, den er lange verweigert, wird nun leichten Herzens geleistet und der Convertit beginnt, planvoll auf seinem Wege zur Macht vorzuschreiten. Er weiß sich durch sein exemplarisches Büßerleben den Ruf eines Heiligen zu erringen, wird nach dem Tode seines Peinigers zum Abte des Klosters erwählt und hat als solcher Gelegenheit, selbst wieder Bekehrungsversuche an einer jüdischen Gemeinde, die sich im Bereiche seines Klostergebietes angesiedelt hat, zu machen. Mit wahnsinnigem Eifer, mit der herzlosesten Härte und schließlich, als er diese Versuche scheitern sieht, mit der blindesten Wuth verfährt er gegen seine Stammesgenossen; er zerstört ihr Dorf, treibt die ihrem Glauben treuen Männer in einen Abgrund, wo sie alle umkommen, und wirft ihnen dorthin noch das Kreuz nach, vor dem niederzuknieen er ihnen vergeblich befohlen hatte. Der Convertit ist wahnsinnig geworden über dieser zweiten großen Enttäuschung seines Lebens, über dieser Enttäuschung in seinem Machtgefühle, und als Verbrecher angeklagt selbst von seinen Klosterbrüdern, die ihn vorher als Heiligen verehrt und später als strengen Herrscher gehaßt haben, flieht er in die Wildniß, wird Brigant und endet, als ihm Gefangenschaft droht, durch Selbstmord.

Fanatiker aus Verzweiflung, Glaubensheld aus Ehrgeiz, Inquisitor aus blinder und wuthvoller Enttäuschung — das ist der Entwickelungsgang des Convertiten in dieser letzten Epoche seines Leidens. Der Dichter hat es im Unklaren gelassen, ob an Dahiel's Fanatismus eine gewisse Art von Gläubigkeit oder sagen wir von Aberglauben mit Theil hat. Wir wissen auch hier nicht, ob der Convertit wirklich auch in seinem Herzen ein Christ geworden ist, und hätte er auch nur die Verzerrung des Christenthums sich innerlich zu eigen gemacht, die seine Bekehrung als gottgefälliges Werk ansah, oder ob aus dem Verzweifelten, aus dem Pessimisten, der Nihilist sich herausgebildet hat. Auch hier klebt all' das Schreckliche, womit der Dichter die Gestalt des Helden ausstattet, wie eine Schale an einem uns unbekannt bleibenden Kerne und die Motivirung der zum Theil wüsten, zum Theil in ihrer haarsträubenden Entsetzlichkeit komisch wirkenden Ereignisse stützt sich immer nur auf innere Vorgänge, die in keinem rechten Zusammenhange mehr unter einander stehen. Zuweilen hat ja Voß das Bedürfniß empfunden, der äußerlichen, grotesken Maske, die er seinem Helden umgehängt hat, ein innerliches Gegengewicht zu geben, dann tauchen aber allerlei heterogene Leidenschaften und Empfindungen Dahiel's bunt durch einander wie Irrlichter aus der chaotischen Fläche seines Wesens heraus: sinnliche Liebe, dämonische Eifersucht, teuflischer Neid fressen in seiner Seele, daneben wüthet der Schmerz um die Eltern, die er in den Tod getrieben, brütet der Haß gegen den jüdischen Jugendgenossen, der, weil er seinem Glauben treu geblieben, zum Führer seines Stammes wurde, und über Alles hin legt sich wie eine Flammenschicht der Ehrgeiz, die Herrschsucht, das wahnsinnige Selbstgefühl, ein Erwählter des Herrn, ein zum Werkzeug des göttlichen Zornes Berufener, ein Heiland zu sein. Zwei Liebesgeschichten sind innig in das Leben des Convertiten verwebt; die eine davon, deren Gegenstand eine büßende Magdalena ist, stellt sich in ihrem Anfange als ein Juwel der Erzählungskunst hin; aber auch diese Geschichten sind in dem krassen Ausgange, den sie durch die Eliminirung jedes Menschlichen aus dem Wesen des Helden gewinnen, nicht geeignet, sein Bild als ein geschlossenes Ganzes und als verständlich erscheinen zu lassen. Jene Magdalena, eine frühere Courtisane Roms, die aus Liebe zu dem schönen Judenjüngling von ihrem verderblichen Lebenswandel abließ und einen braven Mann heirathete, nachdem Dahiel in's Kloster zurückgekehrt ist, wird von dem Fanatiker in Verzweiflung getrieben und mordet ihr eigenes Kind; warum? das ist nicht ersichtlich, wenn man nicht in dem Convertiten einen Zug von teuflischer Bosheit, ein Bedürfniß von Rachsucht gegen jedes menschliche Geschöpf, das ihm einst nahe stand, annehmen will. Und doch raubt sich dieser selbe Fanatiker nachher seine erste Jugendliebe, die blonde Myrrha, aus dem Hause ihres Mannes in einem Ausbruche von wahrem und edlem Liebesgefühle. So kreuzen sich die Motive bunt in der Brust dieses seltsamen Menschen, als hätte der Dichter uns mit diesem Gebilde seiner Phantasie ein besonders schwierig zu lösendes Räthsel aufgeben wollen.

Die Tendenz allein ist es, welche diese Räthsel geschaffen und die Verschwommenheit in diesem Charakterbilde eines Convertiten erzeugt hat. Sie stand dem Dichter, wie es scheint, von vornherein mit leuchtender Flammenschrift vor der Seele und hat, weil er immer und immer wieder sie auch dem Leser möglichst eindrücklich in's Gedächtniß rufen möchte, die seltsamen Kreuz- und Quersprünge verursacht, in denen sich die Seele Dahiel's ergeht. Diese Tendenz ist aber im Grunde keine andere, als die Verurtheilung des Christenthums zu Gunsten einer Verhimmelung des Judenthums. Und auf welche ungerechte Weise vertheilt der Dichter zur Bekräftigung dieser seiner Tendenz Licht und Schatten zwischen beiden Stämmen und zwischen beiden Religionen! Die Bewohner des Ghetto und selbst der jüdischen Colonie der Ausgestoßenen im Haine Egeria stehen auf der Seite des Gemäldes, auf welche von oben her das hellste Sonnenlicht und der leuchtendste Widerschein eines glänzenden Himmels niederstrahlt, während drüben, wo die christliche Priesterschaft und hinter ihr das christliche Volk steht, eine schwarze Wolke Alles mit Düster umhüllt und in die dunkelsten Tinten taucht. Es kann und soll ja nicht geleugnet werden, daß von Seiten der Kirche und der römischen Priesterschaft unermeßliche Frevel gegen Andersgläubige und auch gegen die römischen Juden ausgeübt worden sind, aber es ist eine tendenziöse und durchaus unwahrscheinliche Darstellung, der sich auch ein Roman nicht schuldig machen darf, wenn man das ganze Wesen und die ganze Wirksamkeit dieser Kirche bloß als ein Wüthen gegen die Mitmenschen, bloß als das heuchlerische, verworfene und grausame Treiben einer selbstsüchtigen Priesterkaste zeichnet. Die logische Nothwendigkeit, daß ein jüdischer Convertit zu einem Scheusale, wie es Voß entwirft, ausarten mußte, ist durchaus nicht vorhanden und auch die historische Wahrscheinlichkeit dafür ist nicht von selbst gegeben. Freilich wenn man, wie Voß es thut, den Uebertritt des Juden aus rein äußerlichen, fast mechanischen Beweggründen geschehen läßt, wenn man von jeder Einwirkung des Christenthums auf das Herz, wie sie doch Tausende von Convertiten, auch zu jener Zeit und in jener Kirche erfahren haben, vollständig absieht, kann man wohl ein solches Monstrum von Märtyrer construiren, aber dann muß man nur nicht in ten-

Digitized by Google

denziöser Weise auszuführen versuchen, daß gerade das Christenthum diese tragische Schuld auf des Unglücklichen Haupt gehäuft habe. Von der Religion ist eigentlich in diesem Romane überhaupt nicht die Rede. Zwar sind das jüdische Bethaus und das Familienleben im Ghetto, besonders auch der fromme Vater des Convertiten, mit vieler Wärme, sogar oft mit einem Anfluge von Sentimentalität geschildert, aber dafür ist das christliche Kloster- und Büßerleben wieder in der auffälligsten Weise veräußerlicht. Der Typus des christlichen Priesters, wie er in diesem Roman auftritt, ist der Patriarch aus dem Lessing'schen „Nathan" und gewiß wird Niemand ableugnen, daß diese Schablonenfigur in einem ernst angelegten Roman heute nicht mehr eine Rolle spielen sollte. In Gesellschaft und unter der Botmäßigkeit von lauter Schurken muß freilich auch der schwärmerischste Convertit schließlich in die Verzweiflung gerathen, aber die christliche Kirche hat zu allen Zeiten und an allen Orten neben Schurken auch glaubensinnige und in edler Begeisterung erglühende Diener gehabt. Warum begegnete allein dieser Dahiel nicht auch einem solchen?

Es ist zunächst die unhistorische und unwahre Tendenz, gegen die sich mein Gefühl beim Lesen dieses Romans empört hat. Daß die Darstellung auch im Uebrigen durchaus unrealistisch ist und nur immer an einigen, zur Bekräftigung der Tendenz hervorgehobenen Punkten auf dem Untergrunde des wirklichen Geschehens ruht, sonst aber frei in der Luft schwebt, daß, um ein besonders prägnantes Beispiel anzuführen, nirgends die gewaltige Bewegung des Zeitalters, in welchem der Roman spielt, des Zeitalters der großen Revolution und der Napoleonischen Kriege, angedeutet wird, obwohl sie gerade in die römische Kirche auch ihre wilden Wellen hineinrollte, das muß man mit der Eigenthümlichkeit der Beobachtungsgabe des Dichters entschuldigen, die ja immer nur das sieht, was sie sehen will, und immer nur das vernimmt, was sie ahnt. Voß hat auch in der oben erwähnten Sammlung seiner in Italien geschriebenen Skizzen*) mehr dichterisch geschaut, als scharf beobachtet, und besonders die kleinen Novellen, welche er als „Erlebtes" bezeichnet, thun kund, daß er überall nur die excentrischen Naturen und seltsamen Charaktere wiederfindet, die er auch in seinen früheren römischen Dorfgeschichten und in seinen späteren Dramen vor uns hinstellt. Das Talent des Dichters, welches, wenn es sich an Gegebenes hält, so reizende Bilder zu malen weiß, wie Voß sie in den Naturschilderungen, die er unter „Geschautes" vereinigt hat, entwirft, artet zu einer wilden Fabulirungskunst aus, wenn es sich in den Dienst einer vorgefaßten Tendenz, stellt, und sieht nur verzerrte Gestalten, wo es Menschen voll Blut und wirklichem Leben begegnet. Voß hat neben dem großen Roman von dem jüdischen Convertiten noch eine römische Modellgeschichte**) von einem Mädchen aus dem Dorfe Sarasceno herausgegeben, welche eine solche Ausartung kennzeichnet. Beide, der Roman wie diese kleine Erzählung, werden ja viele Liebhaber finden, weil sie sich auf dem für die deutschen Leser so vertrauten römischen Boden bewegen, Beide aber scheinen mir nicht der höchste Ausdruck von dem zu sein, was die dichterische Begabung des Dichters eigentlich hervorbringen könnte, wenn sie besser gezügelt würde.

Ein Lehrbuch der historischen Methode.

Besprochen von Georg Winter.

Seit Herder in seinen „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit" zum ersten Male in umfassender und systematischer Weise den Versuch gemacht hat, die geschichtliche Entwickelung der Menschheit als eine Einheit zu begreifen und die hieraus sich ergebenden Probleme über Zweck und Wesen der Geschichtswissenschaft in ihrer philosophischen Begründung klar zu formuliren, ist über diese Frage eine ganze Reihe von zum Theil hochbedeutenden Untersuchungen zu Tage gekommen, die von den verschiedenen Gesichtspunkten aus die Grundprobleme und die letzte Aufgabe der Geschichtswissenschaft zu ergründen und zu begründen und damit auch Zweck und Gesetze des historischen Erkennens klar zu legen unternahmen. Das Eigenthümliche aber war, daß diese Versuche, so weit sie die Lösung der Aufgabe in umfassender und erschöpfender Weise anstrebten, zumeist nicht von denen ausgingen, welche sich berufsmäßig historischen Studien widmeten, sondern fast stets von hervorragenden Vertretern anderer Wissensgebiete, unter denen die philosophischen und naturwissenschaftlichen nach einander den Vorrang behaupteten. Während sich nach Herder unsere großen führenden Geister der Philosophie, wie Kant, Wilhelm v. Humboldt, Fichte, Hegel, Lotze, immer von Neuem bemühten, das Wesen der Geschichtschreibung philosophisch zu begründen, während später die materialistisch-naturwissenschaftliche Weltanschauung wiederholt den Versuch machte, ihre Methode auf geschichtliche Probleme zu übertragen und dadurch die Geschichte „erst zu dem Range einer Wissenschaft zu erheben", gingen die Historiker selbst an diesen höchsten und grundlegenden Problemen ihrer Wissenschaft scheinbar völlig achtlos vorüber und vertieften sich immer mehr in die Lösung praktischer Aufgaben, die ihnen aus dem in immer größerem Umfange bekannt werdenden historischen Stoffe in früher ungeahnter Fülle zuströmten. Untersuchungen über die Methode, durch welche sie zu ihren neuen, der Auffassung früherer Jahrhunderte oft diametral entgegengesetzten Resultaten gelangten, wurden so grundsätzlich von ihnen vermieden, daß selbst derjenige historische Denker, welcher praktisch für Ausbildung und Anwendung der historischen Methode das Größte und Umfassendste geleistet hat, daß selbst Leopold von Ranke eine systematische Erörterung über die seinem Schaffen zu Grunde liegende Methode und über die philosophischen Grundprobleme seiner Wissenschaft in keinem seiner zahlreichen Werke unternommen hat, wenn man nicht die kurzen einleitenden Ausführungen in seinem letzten, erst nach seinem Tode der Oeffentlichkeit übergebenen Werke, den Max-Vorlesungen, hierhin rechnen will, die aber schon nach ihrem äußeren Umfange eine erschöpfende Behandlung dieser Probleme nicht anstreben konnten. Dagegen hat es an gelegentlichen, mehr oder weniger eingehenden Erörterungen über Wesen und Zweck der Geschichtschreibung in den letzten Jahrzehnten auch bei den Historikern nicht gemangelt: nur begnügte man sich zumeist damit, die unberechtigten Uebergriffe anderer Wissenschaften in die Discussion über die Grundprobleme der historischen zurückzuweisen, ohne daß man aber auf eine umfassende und erschöpfende positive Begründung des gesammten Stoffes einging. Als die bedeutendsten Leistungen in der bezeichneten Richtung dürfen die Arbeiten von H. v. Sybel, J. G. Droysen und Ottokar Lorenz, die letztere direct durch einen von naturwissenschaftlicher Seite (Du Bois-Reymond) unternommenen Vorstoß veranlaßt, bezeichnet werden. Im Großen und Ganzen aber blieb die philosophische Bestimmung dessen, was die Geschichtschreibung ihrem Wesen nach zu leisten habe und mit welchen Mitteln sie es zu leisten habe, den anderen Wissenschaften überlassen, unter denen sich seit Thomas Buckle's Auftreten namentlich die Naturwissenschaften mit größtem Eifer dieser Aufgabe bemächtigten, während die eigentliche Philosophie auf diesem Gebiete zumeist an den Hegel'schen Traditionen festhielt.

Diese Fremdartigkeit und Verschiedenartigkeit der Standpunkte allein vermag es zu erklären, daß in keiner Wissenschaft eine derartige Unklarheit und Verwirrung über ihre letzten Ziele und Aufgaben vorwaltet, wie in der historischen. Während sich in den Fachkreisen selbst nach dem epochemachenden Auftreten Niebuhr's und Ranke's in der Praxis eine immer vollendetere und mit allen Mitteln der Kunst gehandhabte Methodik ausbildete und mit dem größten Erfolge auf die verschiedenartigsten Einzelprobleme angewendet wurde, während sich die deutsche Geschichtschreibung zu wahrhaft großartigen kritischen und Darstellungs-Leistungen aufschwang und bald

*) Erlebtes und Geschautes. Bilder aus Italien von Richard Voß. Jena, Hermann Costenoble.

**) Rubia. Erzählung von Richard Voß. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.

Digitized by Google

den Vorrang vor der aller anderen Nationen errang, konnte es nach wie vor geschehen, daß ihr die angeblichen Gesetze, die sie nachzuweisen streben müsse, daß ihr die Bestimmung und Begrenzung ihres Bereiches von außen her imputirt wurde. Natürlich aber fielen diese von anderen Wissensgebieten her unternommenen philosophischen Begründungen der Geschichtswissenschaft je nach dem Standpunkte des Begründenden sehr verschieden aus, und ebenso natürlich war eine Ausgleichung der dabei hervortretenden Gegensätze in erster Linie deshalb unmöglich, weil unter diesen Standpunkten nur einer fast völlig unvertreten war, der — des Historikers. Wollte der Philosoph den Verlauf der Entwickelung der Menschheit auf Grund einer Reihe von gewissermaßen aprioristischen Ideen deductiv construiren, so meinte im Gegentheil der Naturforscher, daß die Geschichtschreibung auf dem Wege rein inductiver Methode die Gesetze finden müsse, nach denen sich die Entwickelung der menschlichen Kultur ebenso mechanisch vollziehe wie die der Natur. Uebertragung der philosophischen bezw. der naturwissenschaftlichen Methode auf die geschichtlichen Probleme war der Ruf, der aus beiden Heerlagern mit gleicher Lebhaftigkeit erscholl. Namentlich von naturwissenschaftlicher Seite ging man von diesem Rufe sehr schnell zu der weiteren Folgerung über, daß die Geschichtschreibung, wenn sie jene Forderung der Uebertragung der naturwissenschaftlichen Methode auf ihr Gebiet nicht erfülle, überhaupt nicht als Wissenschaft anerkannt werden dürfe. Nur wenn es ihr gleich der Naturwissenschaft gelinge, aus der Fülle der Einzelerscheinungen die Gesetze, nach welchen sich dieselben vollziehen, zu abstrahiren, dürfe sie Anspruch auf Gleichberechtigung mit den übrigen Wissenschaften machen. Daß es für die durchaus eigenartigen Objecte der historischen Wissenschaft auch eine durchaus eigenartige, eben die historische Methode, geben könne und müsse, schien gar nicht in Frage zu kommen. Philosophen und Naturforscher formulirten nach ihren Bedürfnissen und Aufgaben die der Geschichtswissenschaft: entsprach sie diesen nicht, so wurde sie aus der Reihe der Wissenschaften gestrichen. Die Einen aber begrenzten ihre Aufgabe viel zu eng, die Anderen stellten ihr Ziele und Aufgaben,. die sie mit ihren Mitteln nicht lösen und erreichen kann und will.

Erhöht wurde der dadurch herbeigeführte Uebelstand noch dadurch, daß die Geschichtswissenschaft selbst in Folge des massenhaften neuen Stoffes, der ihr aus den erst seit diesem Jahrhundert der Forschung eröffneten Archiven zuströmte, immer mehr der Neigung verfiel, sich in stets fortschreitender Theilung der Arbeit im Detail zu verlieren und zu zersplittern, so daß es dem uneingeweihten Auge scheinen konnte, als verliere sie die Einheitlichkeit ihres Zieles und ihre letzten Aufgaben auch praktisch immer mehr aus dem Auge. Darin aber hatten die Vertreter der anderen Wissenschaften ohne Zweifel Recht, daß eine bloße Anhäufung von Einzelthatsachen den Namen einer Wissenschaft noch nicht verdiene, daß zu einer wahrhaft wissenschaftlichen historischen Auffassung die Einheitlichkeit der Grundlage erforderlich sei: nur daß diese Einheitlichkeit eben weder von der Philosophie noch von der Naturwissenschaft, sondern nur von der Geschichtschreibung selbst gewonnen werden konnte. Denn jede Wissenschaft muß das Bewußtsein ihres Zieles und ihrer Aufgabe in sich selbst tragen, um von ihm aus Methode und Verfahren der Behandlung ihrer Objecte sich zu bilden. Nur der mit der historischen Methode praktisch vertraute Historiker konnte den Mangel erkennen, an dem die geschichtlichen Constructionen der Philosophen wie der Naturforscher in gleicher Weise krankten. Dieser Grundmangel liegt eben darin, daß die Einen die rein deductive, die Anderen die rein inductive Methode für die auch der Geschichtswissenschaft angemessene hielten und gar nicht auf den Gedanken kamen, daß es noch eine dritte, auf einer beständigen Verbindung beider beruhende Methode geben könne. Denn in der That liegt in dieser Verbindung das Eigenartige und Charakteristische der Methode, die wir die historische nennen, die die Historiker seit Jahrzehnten mit größtem Erfolge handhaben, obgleich sie sich über ihr Wesen in erschöpfender und systematischer Weise bisher noch nicht ausgesprochen haben. Aufsteigen von den Einzelthatsachen zu dem Allgemeinen und Erklärung wieder des Einzelfalles aus dem Allgemeinen, diese beiden Operationen sind in dem wissenschaftlichen Verfahren des Historikers zu einer in jedem einzelnen Falle untrennbaren Einheit verbunden. Der Grundunterschied in der Methode aber ist begründet in dem Grundunterschiede der Objecte, mit denen es die Geschichtswissenschaft zu thun hat, von denen der anderen Wissenschaften. Nur indem man sich über diese Grundunterschiede klar wird, vermag man sich zu einer wissenschaftlich begründeten Erkenntniß des Wesens und der Aufgaben der geschichtlichen Wissenschaft zu erheben. Es liegt aber auf der Hand, daß diese Aufgabe nur von einem Historiker gelöst werden kann.

Aus diesem Grunde wird es von jedem Fachmann nicht bloß, sondern von Jedem, der den historischen Problemen Interesse und Verständniß entgegen bringt, mit großer Freude begrüßt werden, daß das lange Schweigen, welches in dieser Richtung bisher von Seiten der Geschichtschreiber selbst beobachtet worden ist, nun endlich gebrochen, daß der lange drückend empfundene Mangel einer von einem berufsmäßigen Historiker stammenden philosophischen Begründung der Geschichtswissenschaft und ihrer Methode durch ein Werk beseitigt ist, welches, von einem in der Handhabung der historischen Methode in eindringenden Einzelforschungen gründlich bewanderten Gelehrten herstammend, zum ersten Male in systematischer und erschöpfende Vollständigkeit anstrebender Weise den Versuch macht, Wesen, Aufgabe und Methode der Geschichtswissenschaft nicht aus außer ihr stehenden Elementen, sondern aus ihr selbst festzustellen und zu erklären und damit zugleich die negative Aufgabe einer Widerlegung der von Vertretern anderer Wissenschaften in dieser Richtung unternommenen Versuche zu lösen.*)

Indem der Verfasser des geistvollen und ebenso tiefdurchdachten, als mit absoluter Beherrschung der umfassenden bisherigen Literatur geschriebenen Werkes zunächst daran geht, gegenüber den Angriffen von Seiten anderer Wissenschaften die Eigenartigkeit und Besonderheit des Begriffs und Wesens der Geschichtswissenschaft zu erklären und zu begründen, stellt er an die Spitze seiner Untersuchungen den Nachweis, daß es der Natur der Dinge nach neben der philosophischen und naturwissenschaftlichen Art des Erkennens noch eine dritte, die historische, gebe. „Wenn wir die verschiedenen Wissenschaften überblicken, bemerken wir, daß es drei verschiedene Arten gibt, wie eine Wissenschaft ihre Objecte betrachtet, je nachdem, was sie von diesen wissen will: 1. wie die Objecte an sich sind und sich verhalten, ihr Sein; 2. wie sie zu dem geworden sind bez. werden, was sie sind, ihre Entwickelung; 3. was sie im Zusammenhang mit einander, im Zusammenhang der Welt bedeuten. Naturwissenschaftliche, historische, philosophische Betrachtungsart scheiden sich dadurch." Mit der Aufstellung und eingehenden Begründung dieses einen Satzes ist alsbald der Boden gewonnen, von dem aus sich sowohl die Gemeinsamkeit als auch die Grundunterschiede der historischen und der übrigen Wissenschaften ergeben. Alle gehen von der gegenwärtigen, uns umgebenden Welt aus, deren begründete Erklärung ihre gemeinsame Aufgabe ist. Es ist ein Irrthum, wenn man behauptet, daß diese Erklärung nur dadurch erfolgen könne, daß man die Gesetze nachweist, nach welchen sich die Objecte der uns umgebenden Welt zu uns und zu einander verhalten. Vielmehr ist diese Aufgabe nur lösbar für die einfach und unmittelbar gegebenen Objecte der natürlichen Welt, die sich wohl nach Arten und Species unterscheiden, denen aber die Differenzirung nach psychisch-physischen Individualitäten mangelt. Bei der geistig-sittlichen Welt, die uns umgibt und die das Product einer unendlichen Reihe spontaner Bethätigungen individueller Wesen ist, ist diese Methode eben nicht anwandbar: die Probleme, welche uns die Welt dieses Erscheinungsgebietes darbietet, sind nur durch eine Erkenntniß der Genesis der Objecte

*) Ernst Bernheim, Lehrbuch der historischen Methode. Mit Nachweis der wichtigsten Quellen und Hülfsmittel zum Studium der Geschichte. Leipzig, Duncker & Humblot.

Digitized by Google

zu lösen. Danach ist es Aufgabe der historischen Wissenschaft, die gesammte Culturwelt der Menschheit durch die Darlegung ihrer Entwickelung und allmählichen Entstehung zu erklären, oder, wie es der Verfasser unter eingehendster Begründung ausdrückt: „Die Geschichte ist die Wissenschaft von der Entwickelung der Menschen in ihrer Bethätigung als sociale Wesen.“ Während die Objekte der Natur, eben weil sie uns in einfacher und unvermittelter Gestalt zur Beobachtung unmittelbar vorliegen, aus sich selbst erklärbar, ihre Abwandlungen auf bestimmte Naturgesetze zurückzuführen sind, ist die gegenwärtig bestehende Kultur das Resultat einer ununterbrochenen, stetigen Entwickelung, die sich nicht nach bestimmten Gesetzen, sondern nach Maßgabe bestimmter spontaner Bethätigungen vollzieht. Diese Entwickelung darlegen und veranschaulichen heißt das Resultat derselben begreifen.

Daraus ergibt sich zugleich das Verhältniß der Geschichtswissenschaft zu den übrigen Wissenschaften, die Begrenzung ihrer Gebiete und Betrachtungsgegenstände, der der Verfasser eine Reihe scharfsinniger und mit eindringender Logik formulirter Untersuchungen gewidmet hat. Indem er dabei die Uebergriffe der einzelnen Disciplinen in das Gebiet der historischen Objecte zurückweist, sucht er doch stets auch das ihnen Gemeinsame hervorzuheben und zu zeigen, wie sie sich, sofern sie sich nur ihrer gegenseitigen Begrenzung bewußt bleiben, zugleich auch gegenseitig ergänzen und fördern. Das für die historische Betrachtungsweise charakteristische Moment bleibt immer der Begriff der genetischen Entwickelung, welches hier und da auch von den anderen Wissenschaften verwerthet wird — dann verfahren dieselben eben historisch —, für die Geschichtschreibung aber Ausgangs- und Zielpunkt der Betrachtung ist. Die Erforschung eines einzelnen historischen Ereignisses kann daher wissenschaftlich nie als Endzweck der Wissenschaft betrachtet werden, sondern kommt für diesen Endzweck nur in soweit in Betracht, als es ein Glied der unendlichen Reihe der historischen Entwickelung nicht bloß ist, sondern auch als solches betrachtet wird. Jedes einzelne Glied trägt dazu bei, die ganze Reihe zu erklären und begreiflich zu machen, bedarf aber auch wieder zu seiner vollen Erkenntniß eine klare Vorstellung vom Wesen des Ganzen. Noch nie ist der bloß beim Einzelnen stehen bleibenden, in ihm untergehenden Specialforschung, welche es verschmäht den Zusammenhang mit dem Ganzen ihrer Wissenschaft zu gewinnen und zu erhalten, so nachdrücklich, wenn auch nicht in direct ausgesprochener Weise der Krieg erklärt worden, wie in diesem Werke, dessen vornehmste Bedeutung eben darin liegt, daß es der Geschichtswissenschaft ihre höchsten Ziele in philosophisch begründeter Weise zum Bewußtsein bringt. Wir können auf diese philosophische Begründung, durch welche der Forschung zum ersten Male eine feste logische Gesammtgrundlage verliehen wird, im Einzelnen nicht eingehen, das hieße den Inhalt des ganzen umfangreichen Werkes im Auszuge wiederholen. Hier galt es vor Allem, auf die grundsätzliche Bedeutung des in dem vorliegenden Werke Geleisteten aufmerksam zu machen; an Abweichungen in der Auffassung im Einzelnen wird es unter den Fachgenossen nicht fehlen. Auch der Referent stimmt nicht überall mit dem Verfasser überein, so namentlich darin nicht, wenn derselbe zwar vollkommen richtig jedem einzelnen Ereignisse nur als Glied der Gesammtentwickelung Bedeutung zugesteht, dann aber auch die Ereignisse, die mit dem gegenwärtigen Culturbesitze in gar keinem erkennbaren Zusammenhange mehr stehen, als mit den anderen gleichwerthige Objecte der Forschung bezeichnet, u. a. m. Doch auch den Theilen, in denen man dem Verfasser nicht zustimmt, wird man die Anerkennung einer selbständigen und eigenartigen Bedeutung nicht versagen; denn vor Allem auch sie, und vielleicht gerade die bestreitbaren Theile am meisten, werden eine lebhaftere Discussion der Grundprincipien der Historik unter den Fachgenossen anregen und eben dadurch zu einer immer fortschreitenden Klärung der Ansichten beitragen. Ist die Discussion über diese Probleme einmal eröffnet, so ist begründete Aussicht vorhanden, daß sie nicht eher wieder von der Tagesordnung verschwinden wird, als bis jene Klärung der Ansichten zu wirklicher Klarheit in allen wesentlichen Grundfragen fortgeschritten ist. Daß diese Klarheit noch nicht überall in dem vorliegenden Werke selbst erreicht ist, liegt in der Natur der Sache und ist dem Verfasser selbst von vornherein nicht zweifelhaft gewesen, wie er selbst in der Vorrede bescheiden ausführt. Wer wollte auch von einem ersten umfassenden Versuche erwarten und verlangen, was nur die Arbeit von Generationen zu leisten im Stande ist? Das große Verdienst des Verfassers aber ist es, für diese weitere Arbeit von Generationen eine umfassende Grundlage gelegt zu haben, die sich nicht allein auf jene grundlegenden Fragen über Wesen, Begriff und Aufgabe, sondern auch auf die Methodik der Geschichtswissenschaft bis in's Einzelne erstreckt.

Auf diesem letzteren Gebiet, dem der Methodik, war dem Verfasser natürlich durch die bisherige Entwickelung der historischen Forschung in weit höherem Grade vorgearbeitet, als in Bezug auf jene mehr der Geschichtsphilosophie angehörenden Fragen; vorgearbeitet freilich nicht in der Weise, daß schon vor ihm andere Historiker umfassende Darlegungen der historischen Methodik gegeben hätten, sondern durch die Resultate der praktischen Handhabung der Methode, deren logische Begründung und Formulirung noch ausstand. Indem der Verfasser diese letztere in umfassender Weise in die Hand nahm und ihr den zweiten, umfangreichsten Theil seines Werkes widmete, hat er natürlich nicht etwa neue methodische Gesetze entdecken oder erfinden wollen; hier mußte vielmehr seine vornehmste Aufgabe dahin gehen, die thatsächlich seit langer Zeit von der Geschichtsforschung mit großer Virtuosität gehandhabten Grundsätze der Behandlung der Objecte, d. h. der uns vorliegenden geschichtlichen Quellen, auf klare Formeln zu bringen und deren logische Berechtigung zu erweisen, zu zeigen, inwiefern und unter welchen Voraussetzungen dieses quellenkritische Verfahren zu sicheren Ergebnissen zu führen geeignet sei. Natürlich wenden sich die Theile des Werkes, in denen dieser Versuch in umfassender Weise gemacht wird, weit ausschließlicher als jene früher besprochenen Erörterungen an die Fachmänner, nicht selten speciell an die jüngeren derselben, von denen diese methodologischen Untersuchungen wohl allgemein mit größter Freude begrüßt werden dürften. Hier zum ersten Male erhalten sie eine klare und logisch begründete Richtschnur für ihr historisches Denken und Forschen, durch die ihnen manches unsichere Umhertappen im Dunkel oder Halbdunkel erspart werden wird. Durch vortrefflich aus der unübersehbaren Menge des Stoffes ausgewählte Beispiele aus den bisherigen Resultaten der Forschung werden die einzelnen quellenkritischen Grundsätze und Regeln veranschaulicht und erläutert und zugleich stets die hauptsächlichsten Hülfsmittel angegeben, deren der Forscher bei der Quellenanalyse und bei der Forschung überhaupt bedarf. Auffallend und doch wieder erklärlich ist es, daß unter den ausgewählten Beispielen der Quellenforschung das Mittelalter vor der neueren Zeit unzweifelhaft bevorzugt, ja fast allein berücksichtigt ist. Das einzige quellenkritische Werk aus der Geschichte der Neuzeit, welches wirklich eingehend berücksichtigt ist, ist Ranke's klassische Abhandlung „Zur Kritik neuerer Geschichtschreiber“. Nun ist es ja wahr, daß die Regeln und Grundsätze der modernen exact-kritischen Forschung sich im Wesentlichen an der Hand der Arbeiten für die „Monumenta Germaniae historica“ entwickelt haben, daß demgemäß die mittelalterlichen Quellen am leichtesten und massenhaftesten Beispiele für die Anwendung dieser Methode gewähren; aber gerade weil auf dem Gebiete der mittelalterlichen Quellen die historische Methode der kritischen Analyse schon seit langer Zeit mit vollständiger Sicherheit und Beherrschung angewandt wird, während sich für die verwandten Quellen der Neuzeit in Folge der fast ausschließlichen Verwerthung archivalischen Actenmaterials noch keine mit gleicher Gesetzmäßigkeit gehandhabten Grundsätze entwickelt haben, wäre es von um so größerer Bedeutung gewesen, wenn mit weit größerem Nachdruck, als es geschehen, darauf hingewiesen worden wäre, daß die für die mittelalterlichen Quellen gewonnenen Regeln in der Hauptsache auch auf die Quellen der Neuzeit Anwendung finden können und müssen. Ansätze in dieser Richtung sind immerhin in genügender Anzahl vor-

Digitized by Google

handen, um eine ausgiebigere Verwerthung derselben gerechtfertigt erscheinen zu lassen. Wir erinnern hier nur an die von Ranke, Duncker, Herrmann und dem Schreiber dieser Zeilen erzielten Resultate auf dem Gebiete der Kritik der Memoirenliteratur aus der Zeit Friedrich's des Großen, an Ranke's Bearbeitung und kritische Beurtheilung der Memoiren Hardenberg's, an die Quellenanalysen, die den Memoiren Metternich's gewidmet worden sind, an Ranke's Untersuchung über die angeblichen Memoiren Richelieu's u. a. m., die vermöge derselben analytischen Grundsätze gewonnen sind, deren Verwerthung der Verfasser an so zahlreichen Beispielen aus dem Mittelalter erläutert hat.

Auch sonst wird man in den Quellen- und Literaturnachweisen des vorliegenden Werkes manche Lücke wahrnehmen, indessen konnte ja natürlich das Bestreben des Verfassers nach dieser Richtung unmöglich auf Vollständigkeit gerichtet sein. Und gegenüber der Größe und Bedeutung der Gesammtleistung können kleinere Mängel im Einzelnen wenig in Betracht kommen. Im Großen und Ganzen ist das Werk unter die erfreulichsten und bedeutsamsten Erscheinungen unserer neueren historischen Literatur zu rechnen und wird ohne alle Frage in kürzester Frist zu den grundlegenden Hülfsmitteln der wissenschaftlichen Forschung gehören, welche in der Büchersammlung keines productiv arbeitenden Historikers fehlen dürfen. Auch dem Nichtfachmann aber werden namentlich die ersten philosophisch grundlegenden Theile von hohem Interesse sein; denn in ihnen wird zum ersten Mal eine wirklich erschöpfende und systematische Darlegung der Gesetze und Grenzen des historischen Erkennens vom Standpunkt der historischen Wissenschaft aus geboten. Für die letztere selbst aber wird das Werk neben dem erheblichen praktischen Nutzen, den es dem Forscher gewährt, vor Allem auch dadurch von Bedeutung werden, daß es die Aufmerksamkeit der nicht selten allzu viel in die Einzelheiten der Forschung sich verlierenden Geschichtschreibung mit Nachdruck auf ihre letzten und höchsten Ziele, auf die Einheitlichkeit und tiefere Begründung ihrer Gesammtauffassung grundsätzlich und nachdrücklich hinweist und dadurch einem seit lange von Historikern und Nichthistorikern drückend empfundenen Mangel in einer in allem Wesentlichen trefflich gelungenen Art und Weise abhilft.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Andrea.

Von Constantius Flood.

Autorisirte Uebersetzung aus dem Norwegischen.

(Schluß.)

Allein konnte sie nicht an Bord kommen, und Lars — würde Lars zu bewegen sein mitzufahren, sein Leben zu wagen für den fremden Segler, der für ihn nichts *mehr* war, als jedes andere Schiff, welches am Leuchtthurm vorüberfuhr?

Er sollte, er mußte!

Sie kannte Lars' schwache Seite und eilte hinunter in ihre Kammer, wo sie ihre Sparpfennige hatte, und leerte sie aus in seine Hände mit dem Versprechen noch reichlicheren Lohns, wenn er mit ihr fahren wolle. Für Geld that Jamaica-Lars Alles; nicht weil er das Geld um seiner selbst willen liebte, sondern weil Geld Rum in fester Form bedeutete, und Rum liebte er über Alles in der Welt, selbst noch mehr als die Lampe des Leuchtthurms, zu welcher er auch eine glühende Liebe fühlte.

Was das Leuchtlicht anbelangte, so brauchte er sich übrigens davon nicht abhalten zu lassen, es brannte klar und nichts fehlte. Das Uhrwerk war eben aufgezogen und die Linse der Lampe bewegte sich mit ihren hellen und dunklen Prismen in dem gewohnten sicheren Umlauf. Und so würde sie sich weiter bewegen, wenigstens acht Stunden — und in acht Stunden würde Lars längst zurückgekehrt sein. Diese Betrachtung, vereint mit der Hand voll Geld, welche er bekommen, hob alles Bedenken auf, und Lars begab sich hinunter, um die kleine Jolle klar zu machen, welche als Fischerboot gebraucht wurde. Andrea eilte ihm nach, und nach Verlauf einiger Minuten war des Bootes Buggersegel gehißt und die Jolle flog wie eine Möve über den Wellenschaum der Fregatte entgegen.

Eine schlimme dunkle Sturzwelle rollte heran, aber Andrea hatte das Schiff nicht aus dem Auge gelassen, mit der Hand gestützt auf die Ruderstange, hielt sie sich aufrecht im Boot, um es nicht zu verlieren.

Es war eine wilde, tollkühne Segelfahrt, aber sie glückte. Kaum war eine Viertelstunde verstrichen, als die ächzende, halb mit Wasser angefüllte Jolle der Fregatte zur Seite war. Ein triumphirender, bewundernder Ruf ertönte von der Mannschaft auf Deck des bedrängten Seglers, welche mit Spannung die kühne Segelfahrt beobachtet hatten, und mit einem Mal kamen an der Seite herunter zwei bis drei Tauenden, von denen das eine Jamaica-Lars gerade in die Hände fiel und am Bug befestigt wurde. Eine Leiter wurde heruntergelassen im selben Augenblick, als der Kahn nach der Vorderseite des Schiffes gezogen wurde, aber da er dieselbe erreichte, war es nur Lars, welcher daran hinaufstieg.

Andrea stand schon hinten auf der Schanze. Sobald ihre Jolle die Schiffswand berührt hatte, hielt sie sich an einer der Schiffswanten mit der Hand fest und schwang sich mit einem Satz auf die Brüstung, wie in ihren „Jungentagen".

Sie wußte, daß keine Zeit zu verlieren war. Rettung oder Untergang konnte das Werk von Minuten sein. Alles kam darauf an, ob die Fregatte vom Nögleholm konnte abgehalten werden, welcher, in dem Augenblick, als sie an Bord kam, kaum einige Kabellängen von dem Har-bug sichtbar war. Und da stand sie auf der Brüstung mit den Armen um die Mesanwante geklammert. Ihr Haar flatterte aufgelöst um ihre Schultern, gepeitscht von Sturm und Seegischt, und ihr Körper bebte von der Gemüthsbewegung und Spannung, in der sie sich befand, aber eine Siegesgluth lag in ihren Augen, als sie das Schiff und die Situation musterte.

Die Fregatte *konnte* gerettet werden! sie war im letzten Augenblick gekommen, aber doch nicht zu spät.

Doch auf sie, die dies Alles sah und begriff, hatte Niemand Acht. Die Besatzung der Fregatte war nach vorn zusammen gelaufen, um bei der Leiter den eben hinaufklimmenden Lars, ihren Lootsen, in Empfang zu nehmen — nun kam er über die Brüstung, mürrisch und einfaltig wie er stets war.

Man konnte mit einem halben Auge sehen, daß Lars nicht einer dieser derben Jungen war, welche als Rettungsmann zu so manchem bedrängten Segler kommen, der mit unseren Brandungen kämpft, und dessen Kommandoruf die Mannschaft elektrisirt, mag sie noch so todesmatt sein. Von Jamaica-Lars war kein Bescheid zu bekommen.

Enttäuschung — fast Zorn erwachte, statt der Hoffnung auf Rettung — und der bleiche Mann, mit dem unruhigen Augenpaar, der rath- und fassungslosen Miene, welcher Lars entgegen geeilt war, blieb noch niedergeschlagener und muthloser stehen.

Jegliches Kommando schien aufgehört zu haben — aber im selben Augenblick erscholl ein Kommandoruf von der Luvbrüstung aus, ein Kommandoruf von der schlanken jungfräulichen Gestalt, die dort stand, mit den flatternden Haaren.

„Mehr Segel! Hißt das große Segel! Setzt das große Segel, Jungens!"

Es war eine überwachte, todesmüde Mannschaft, welche in jedem freien Augenblick, in jeder Stellung auf ihren Schiffskisten geschlafen hatte, so wie nur übermüde Seeleute schlafen können, die diesen Kommandoruf hörte, aber die jugendliche, hoffnungsvolle Stimme, welche ihn gab, wirkte elektrisirend.

„Hißt! hißt! Haltet gegen den Wind!" ertönte es von Neuem, während die Mannschaft, ohne auf ein anderes Kommando zu warten, das große Segel zuzusetzen eilte.

Selbst der Mann mit den unruhigen Augen und der fassungslosen Miene ging mit den Anderen an die Arbeit, aber an der Spitze der müden Mannschaft sah man einen hohen, starken Seemann, dessen Ge-

Digitized by Google

stalt Andrea über die Besatzung der Fregatte hatte hervorragen sehen, als sie von der Schanze aus über das Deck hinblickte.

Doch er war es nicht, dem ihr Blick nun folgte. Ein Anderer war's, den ihr Auge gesucht und gefunden, im selben Augenblick als sie ihren Fuß auf das Schiff gesetzt — der junge Mann war's mit dem unruhigen Blick und der verzweiflungsvollen Miene; ihm folgte ihre Aufmerksamkeit; aber es war ein sonderbarer, halb zweifelnder Blick, mit dem sie an ihm hing, als ob sie ihrem eigenen Auge nicht traue.

Sollte das Arvid sein — konnte er es sein — ihr Ideal — der Seemann mit den funkelnden Augen, welche sie dahin gebracht hatten, alles Andere in der Welt zu vergessen, nur um an ihn zu denken? Er, der besser, männlicher und kecker als alle Anderen sein sollte, von dem sie schlafend und wachend geträumt hatte all' diese Jahre hindurch, während das Bild von Jens längst in Vergessenheit gerathen war? War das Arvid, dieser verzagte rathlose Mann, der beinahe den Namen „Mann" nicht verdiente — der bleicher war als einer der Seeleute seiner Besatzung? Ja, das schielende Auge war da — es schielte zu ihr hinauf, als er an ihr vorbeikam, der Letzte im Trupp derjenigen, die ihr Kommando ausführten. Ja, er war es, um dessentwillen sie so unbeschreiblich gelitten hatte, um dessentwillen sie nun auf der Schanze der Fregatte stand, und ihr Leben auf's Spiel gesetzt hatte, in dem fürchterlichen Wetter. Es überkam sie ein Gefühl als sollte sie ersticken; aber in diesem Augenblick durfte Nichts Macht über sie gewinnnen.

Einem augenblicklichen Impuls folgend, hatte sie das Kommando in die Hand genommen und nun mußte sie alle Kräfte ihres Körpers und ihrer Seele daran setzen, um durchzukommen.

Das große Segel wurde gehißt, und im selben Augenblicke ertönte das Kommando von Neuem:

„Segel! — Segel überall!"

Die Mannschaft eilte zu den Raaen.

An der Spitze der starke Seemann, dessen Gestalt Andrea wieder in's Auge fiel.

Es heulte und pfiff in den Kloben, die Maste legten sich fast das Schiff entlang unter dem wuchtigen Stoß; — aber die Fregatte mußte noch mehr Segel haben. Sie steuerte nach vorn auf den „Nögleholm" zu, doch mit dem starken Gegengewicht würde sie möglicher Weise doch nicht aufstoßen.

„Setzt das große über das Marssegel!"

Die Leute murrten. Doch dies Zögern konnte allzu schicksalsschwer werden.

Das große Marssegel mußte zugesetzt werden, es mußte, und Andrea's Augen bekamen eine fieberhafte Gluth, während ihre zitternden Lippen mit bebender Stimme das Kommando wiederholten.

„Das große Marssegel! — Setzt das Marssegel, Jungens!"

Diesem Kommandoton mußte gehorcht werden. Ueber den großen Mastrand hinauf eilte allein der hohe, starke Matrose, der die verzagte, noch murrende Mannschaft bis hierher geführt hatte.

Andrea hörte, daß man ihm nachrief — sie hörte, daß ein Fehl im hohen Mast sei, daß er nicht mehr Segel vertragen könne; aber er, der die Riegen hinauf kletterte, hörte Nichts. Eine Minute darauf sah man ihn am äußersten Ende der Segelstange mit dem Messer in der Hand das Segel lösen und dann wieder quer über die Raaen hinunter in Läe kommen. Das große Segel that einige fürchterliche Schläge, aber im selben Augenblick waren alle Hände im Mastkorb und das mächtige starke Tuch wurde ausgebreitet, während die Fregatte sich beugte unter der Wucht des Sturmes, der in das gehißte Segel fiel.

Er, der das Segel gelöst hatte, kam an einem Seil um die Segelstange herunter, blieb einen Augenblick auf der Schanzbrüstung am großen Mast stehen und sah nach vorn heraus, während Andrea ihren Platz an der Kreuzwante behielt.

Aller Augen spähten in lebhafter Spannung nach vorn — um die Wirkung der vergrößerten Segelstärke zu sehen. Die nächste Minute mußte das Schicksal der Fregatte entscheiden, das wußten nun Alle; denn Alle hatten die dunkle Klippe vor ihnen gesehen, welche hier und da in die Höhe ragte, wie eine Riesengestalt mit einer Kappe von Seegischt und Schaum. Aber es gab noch Arbeit. Die Anker mußten klar gemacht, die Ketten auf Deck gebracht und über Bord geworfen werden in den wenigen Minuten.

Der starke Seemann, der die Mannschaft geführt, hatte nur einen Augenblick die Wirkung seiner That betrachtet und gab sich dann daran die Ketten herauf zu bringen. Andrea's Hand hatte ihm zugewinkt und er hatte mit einem kurzen Kopfnicken zu verstehen gegeben, daß er wisse, was sie wolle.

Er war es, von dem sie Alles erwartete — und er war es, dem ihre Augen nun folgten, wie sie ihm hinauf in die Raaen und über den schwankenden Mastkorb hinaus gefolgt waren.

Wenn sie jemals einen Mann gesehen, so war er es. Und mitten in der aufgeregten Spannung, in der sie sich befand, kam es ordentlich wie ein Gefühl der Beruhigung über sie, daß ein solcher Mann ihr zur Seite war und die Verantwortung mit ihr theilte.

Aber in diesem verzweifelten Kampf wechselten die Gedanken wie die Wellen der See. Da lag der Nögleholm! Aus dem weißen Seegischt ragte er mit einem Mal hoch auf wie ein Dämon — finster, drohend und todbringend! Eine halbe Minute — und Alles würde vorbei sein! —

Andrea's Hände ließen die fast krampfartig gehaltene Pordune los, an der sie gestanden, und halb instinktartig sprang sie auf's Deck. Eine Schaumspritzwelle stürzte herein über das Hintertheil der Fregatte; es war die Brandung, welche von der dunklen Klippe zurückgeschleudert wurde, welcher das Schiff so nahe kam, daß der große Mast plötzlich an selbigen Holm anstieß, durchbrach, als natürliche Folge das große Segel mit Donnergetöse zerriß und in die Fluthen hinunter fuhr; — aber die Fregatte war hindurch. — Eine Handbreit nur war zwischen Rettung und Untergang gewesen, aber diese Handbreit hatte genügt.

Die Fregatte war gerettet; eine halbe Kabellänge weiter in Lee hinter dem Holm war Ankergrund, und diese brauchte nur angedeutet zu werden, so hatte Andrea ihre Lootsenmission vollbracht.

Doch die Lootsentochter, die mit dem kühnen Muth eines Seemanns das Kommando übernommen, war in diesem Augenblicke kaum im Stande, diesen Wink noch zu geben, ohne den doch all' ihr Thun resultatlos geblieben wäre.

Als sie an Bord gekommen, hatte sie so gehandelt, wie sie es von ihrem Vater unter ähnlichen Umständen gesehen hatte; nämlich das Kommando mit aller Energie ergriffen, wie der Küstenlootse, wenn Alles auf dem Spiel steht, thun muß; aber die starke Gemüthsbewegung, die dieses schnelle Handeln bei ihr hervorgerufen hatte, welche stets wuchs, je mehr der entscheidende Augenblick herannahte, hatte ihren Höhepunkt erreicht, als die Fregatte ihre Seite gegen die finstere Klippe legte, wo sie zersplittert wäre bei der kleinsten Berührung.

Als diese Secunde vorüber und das Schiff heil geblieben, verließ diese Spannung sie; aber sie war es auch gewesen, welche Andrea während des Kampfes aufrecht gehalten, — und nun griff sie bleich wie der Tod nach dem nächsten Gegenstand, den ihre Hände fassen konnten. Sie war im Begriff zu fallen; aber mit äußerster Anstrengung ihrer Willenskraft hob sie die Hand und winkte dem Steuermann, das Schiff fallen zu lassen, um herein auf Ankergrund zu kommen. Die Fregatte fiel ab und veränderte den Kurs. —

Das Licht des Leuchtthurms leuchtete gerade in Andrea's Augen, und es schien ihr, als würde es von einer unendlichen Menge von Lichtern verdoppelt, welche um sie her tanzten, bis sie mit einem Mal alle auslöschten, Andrea das Bewußtsein verlor und an dem Mast, wo sie stand, niedersank. Aber sie blieb in halbliegender Stellung auf einem Haufen Taue sitzen, so daß Niemand ihren Zustand bemerkte.

Aller Augen waren auf den weißen Kreidefleck gerichtet, der an der inneren Küste sichtbar geworden, als das Schiff um den Nogleholm herum war, und Alle wußten was er bedeutete — Halteplatz und Ankergrund. Zwei Minuten später waren beide Anker im Boden und die Fregatte wendete vor dem Wind; stampfend und schaukelnd gegen die eindringenden Wasserwogen lag sie da, an ihren beiden Ketten, während die Brandung, die über den Bug schlug, ihren Sprühregen auf das Deck sandte und die heißen Stirnen badete, die in dem harten Strauß gestanden hatten.

Dieser salzige Regenschauer, der jedes Mal das Schiff mit verdoppelter

Digitized by Google

Macht schaukelte und peitschte, erweckte Andrea zum Bewußtsein, und indem sie halb umnebelt die Augen aufschlug, sah sie den bleichen Schiffer mit dem schielenden Auge und ihm zur Seite eine noch bleichere Frauengestalt, welche Etwas auf den Armen hielt.

Es war Arvid, der Mann, von dem sie seit drei Jahren Tag und Nacht geträumt, und jene Frauengestalt mit dem eingewickelten Kind war sein Weib.

Sein Weib! Sein Kind!

Treulos und feig also — o ja, das paßte zusammen, aber trotzdem fühlte sie einen Stich in ihrem Herzen, als sollte es aufhören zu schlagen.

Es war das letzte, stürmische Ergreifen des krankhaften Liebessehnens, welches sie seit drei Jahren empfunden — aber dessen sie sich in den jüngst verlebten Minuten fast geschämt hatte. Sie hielt einen Augenblick beide Hände gegen die Brust gepreßt und eilte dann nach vorn, um sich in ihr Boot zu stürzen. Treulos und feig! Treulos gegen sie, die ihm ganz ihr reiches, warmes Herz geopfert, volle drei Jahre in Sehnsucht nach ihm verbracht hatte — und feig, feig ihr gegenüber, die ihr Leben um seinetwillen eingesetzt und keine Furcht kannte. Hier in seiner Nähe hatte sie Nichts mehr zu suchen, es war ihr, als ob das feuchte von der See überspülte Deck unter ihren Füßen brenne. Aber sie hatte ihre Kräfte überschätzt. Halb war sie die Treppe an der Schanze hinunter, als sie dasselbe Gefühl wie vorher überkam, wie wenn das Leuchtfeuer vor ihren Augen tanze, und sie war im Begriff umzufallen; doch dies Mal wurde sie im Fall von zwei starken Armen aufgefangen, welche sie ergriffen und aufhoben, als ob sie ein Kind sei.

Es war der starke Seemann, der das Schiff unter ihrem Kommando gerettet hatte.

„Andrea!"

Der Name erklang halb wie ein Siegesschrei, halb wie ein Schmerzensruf, der sie zur Besinnung erweckte.

„Andrea!"

„Jens, Jens!" tönte die fast jubelnde Antwort, indem ihre beiden Arme sich um seinen Hals schlangen, und ihr Kopf schmiegte sich an ihn an, so daß dem starken Mann fast schwindelte, in dessen Armen sie lag.

„Andrea!" Er sah sie an, und dies Mal kam der Name leise, fast mit bebender Stimme.

Es kam keine Antwort, aber sie drückte sich fester an ihn, so wie sich Andrea nur an den Mann klammern würde, der ihre ganze Zärtlichkeit und all' ihr Zutrauen besaß. Aber war dies nicht ein Traum — war es nicht einer jener trügerischen Träume, wie Jens sie zuweilen während seiner Landflüchtigkeit geträumt hatte? War es Andrea wirklich, die er in den Armen hielt — Andrea, die ihre Hände um seinen Hals schlang?

Jens war beinahe bleicher als sein Capitain, und was schlimmer war: sein Auge kämpfte mit Etwas, das wohl seinen Blick nicht mehr verdunkelt hatte, seit er ein Kind gewesen. Aber der starke Seemann war auch so glücklich wie ein Kind, als er mit Andrea im Arm dastand.

Und Andrea? Ihr Roman war ausgeträumt und ihre Gedanken hatten eine endliche Erlösung gefunden. Sie war in den Hafen einer glücklichen Wirklichkeit eingelaufen.

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

„Sokrates und seine Frau." Lustspiel in einem Act von Th. de Banville. — „Ritter Blaubart." Lustspiel in einem Aufzug von Max Bernstein. — „Der zündende Funke." Lustspiel in einem Act von Eduard Pailleron. — „In der Kinderstube." Lustspiel in einem Act von Oscar Justinus.

Ein kluger Koch wird der Speisenfolge nicht weniger Sorgfalt zuwenden, als der Speisenbereitung; er wird sich wohl hüten, die kandirten Früchte vor der Suppe herumreichen zu lassen und seinen Tischgästen durch frühe Süßigkeiten den Appetit zu verderben; wie ein geschickter Dramatiker, hält es auch ein gescheiter Koch mit dem Gesetz der Steigerung. Diesen gastrosophischen Elementarsatz hat der Director des „Berliner Theater" außer Acht gelassen, als er den Speisezettel seines Einacterabends entwarf, der uns länger als drei Stunden in den überhitzten Räumen zurückhielt. Vier einactige Lustspiele, das ist ohnehin zu viel für einen Menschen von nur normaler Widerstandsfähigkeit; bringt aber gar eine Burleske den ersten Einsatz zu diesem Quartett, so darf man sich nicht wundern, wenn die darauf folgenden Nummern ein stumpfes Gehör finden.

Und eine Burleske ist Theodor de Banville's „Sokrates und seine Frau", so wenig die unfreie Darstellung davon erkennen ließ. Nicht auf eine Rettung der Frau Xantippe, wie sie ein geistreicher deutscher Schriftsteller mit großem Glück versucht hat, geht Banville, der feine Lyriker, aus; mit echt gallischer Rücksichtslosigkeit scheert er sich den Teufel um des Sokrates Philosopheme und der Xantippe fraulich-nüchternen Sinn: er gibt uns eine eifersüchtige Pariserin mit rascher Hand und Zunge, die ihren Kahlkopf mit den Gewitterschauern einer stark egoistisch gefärbten Zärtlichkeit überschüttet. M. Socrate mag immerhin mit einigen Weisheitslehren renommiren und seinen Stoicismus durch geduldige Hinnahme von Ohrfeigen und Küssen von gleicher Treffsicherheit beweisen: er ist ein behaglicher Roué der Philosophie, und Madame Xantippe ist eine etwas ältere Schwester der Cyprienne, die ihres Herrn Gemahl peripathetische Cercles hauptsächlich deshalb ungern sieht, weil allerlei lockere Dämchen in geschmackvollen Toiletten sich an diesen Weisheitspromenaden zu betheiligen lieben. Daher ihr steter Aerger, daher Thränen, Handgreiflichkeiten, Ohnmachten, Küsse in schneller Folge. Banville ist bei all' seiner Empfindsamkeit Franzose und Skeptiker genug, um den seit den Tagen des Paradieses fortwirkenden Conflict zwischen dem strebenden Mann und der geistig unbeschäftigten Frau aus dem bekannten Einen Punkt kuriren zu wollen. Für diese Kur war denn freilich der Sokrates aus dem Jahr 429 vor Christi Geburt nicht eben der geeignete Arzt, und auch von M. Socrate scheiden wir nicht ohne Bangen für seine künftige eheliche Unbescholtenheit, denn seine liebe Frau möchte am Ende modern genug sein, den kühlen Kahlkopf schließlich für so viel Tugend nach der letzten Mode zu krönen und ihren unverbrauchten Gefühlsüberschuß mit irgend einem wirklichen oder imaginären Cousin in aller Behaglichkeit zu theilen.

Banville gehört mit François Coppée zu der kleinen Gruppe von französischen Dichtern, die noch der zierlichen Sprache eines Béranger und Brizeux mächtig sind; die Verse des Originals sind von allerliebster Keckheit. Der deutsche Uebersetzer, ein Berliner Journalist, hat seine Sache nicht ganz übel gemacht, obwohl er offenbar in Wilhelm Busch ein größeres Muster gereimter Versificirung verehrt als in dem Nürnberger Schusterpoeten, dessen Ton hier angebracht gewesen wäre. Schlimmer war es mit der Darstellung bestellt. Der parodistische Grundzug, der vielleicht auch in einem barocken Kostümgemisch im Stil der „Galathee" hervortreten könnte, war ganz und gar unterdrückt; Sokrates war ein phlegmatischer Biedermeier, der von Salbung triefte, anstatt lustig zu übertreiben, und Xantippe gab sich als eine behäbige Dame im weiß schleppenden Peplum und keifte höchstens wie die Stadträthin einer Provinzialstadt beim Dienstbotenwechsel, nimmermehr aber wie eine nervöse Pariserin von außerordentlich lebhaftem Liebebedürfniß. Das Resultat war, daß alle Welt das dreiste Possenspiel langweilig und antiquirt fand, von der Aufführung aber viel Rühmens machte. Ja, ja, es gibt noch Kunstrichter in Berlin!

Ganz ähnliche Mißverständnisse knüpften sich an das andere französische Lustspiel, das an die erste Stelle gehörte und an der dritten stand, an Pailleron's wunderbar feinen Einacter: „Der zündende Funke." Zwar konnte hier die derb zutappende Schauspielerei dem Erfolg nicht gefährlich werden, dafür aber hat sie das Urtheil gründlich in die Irre geleitet und den Schwerpunkt der delicaten Arbeit in ärgerliche Schwankwirkungen verlegt. Besonders hat Frl. Odilon eine poetische Mädchengestalt mit so wirksamer Gaminkomik ausgestattet, daß sie zum hellen Entzücken aller „gebildeten" Parquetbesucher das subtile Stückchen — Hopp! Hopp! Hopp! — in den behaglichen Sumpf eines sogenannten Lacherfolges führte. Die Siegerin im Rennen mußte vier Mal am Start — pardon, an der Rampe erscheinen. Es war überwältigend.

Die kleine Antoinette, an deren armem Körperchen die schneidige Naive ihre erbarmungslosen Kunststückchen versuchte, ist die Lieblingsgestalt Pailleron's: jene Klosterschülerin im grausamen Alter zwischen sechzehn und siebzehn, die mit hellem Kinderblick in die Welt lacht, bis sie eines Tages — nicht mehr lacht. Dieses heimliche Keimen und jubelnde Sprossen junger Liebe hat uns entzückt bei der kleinen Jeanne in „La souris" wie bei der ungeberdigen Suzanne in „Le monde où l'on s'ennuie"; mit der Antoinette der „Etincelle" sieht es etwas anders aus. Einen Augenblick glaubt sie sich geliebt, und der Gedanke, ein stolzer, schöner Capitän könne den Blick zu ihr, dem armen Nichts, erniedern, weckt ein Empfinden in dem kleinen Herzchen, das fast wie Liebe ausschaut, ohne doch im letzten Grunde mehr zu sein als kindischer Stolz und jenes ganz abstracte Gefühl des eigenen Reizes. So liebt die Blume den Schmetterling, der sie in flüchtiger Genußsucht streift. Und da der elegante Offizier die lang geliebte junge Tante in die Arme schließt, da bricht kein Mädchenherz: ein bunter Kindertraum zerflattert, und die kleine Toinon reibt die wachen Augen. Als eine praktische Französin aber faßt sie sich schnell und nimmt die Werbung eines corpulenten Notars an. Ob sie ihm Treue halten wird? Vielleicht, wenn nicht der Capitän, der in ihr junges Leben trat als ein „fremder Mann", zurückkehrt und die Taste wieder rührt, bei deren Klang ihr Herz zuerst gezittert. Jedenfalls möchte ich keine Garantie übernehmen, und Pailleron, glaube ich, auch nicht. Durch grelle Betonung des leichten Unbehagens gegenüber dem Notar, der „gar kein Gatte, sondern ein Wittwer" ist, sowie durch den sentimentalischen Aufputz am Schluß wurden selbst vernünftige Leute zu der irrigen Meinung veranlaßt, Toinon opfere mit heroischem Entschlusse ihr Glück, und es war nur folgerichtig, wenn dieselben Leute von einer überflüssigen Grausamkeit des Poeten sprachen

Digitized by Google

dem die Darstellung den frischen Sprudeltrank verdorben. So wichtig ist die Kunst des Schauspielers, so leicht kann sie den Hörer irre führen, selbst wenn sie erfolgreich ist. Der schauspielerischen Sünden Zahl, die man den widerstandslosen Autoren schon aufgepackt, sie ist Legion. Das war auch hier der Fall. Man sollte Pailleron spielen und spielte Moser.

Beim „Ritter Blaubart" des Herrn Max Bernstein fühlten sich die Schauspieler des „Berliner Theater" sichtlich am wohlsten, hier konnten sie keck auf's Ganze gehen, ohne zu geistiger Mitarbeit genöthigt zu sein, und hier war denn auch namentlich Frl. Butze, die in den französischen Stücken nicht heimisch erschien, gefällig und munter. Herr Bernstein ist ein witziger Feuilletonist, der nach einer Sessionsdauer von je drei bis vier Jahren fast regelmäßig seinen Einacter von sich gibt, um mindestens einige dramatische Potenz zu beweisen. Der „Ritter Blaubart" soll bereits acht Jahre alt sein, und so sei es ihm heute nicht mehr ernstlich vorgeworfen, daß er sein Motiv den verstaubtesten Verwechslungskomödien der Kotzebue und Raupach entlehnt und mit erklügelten Kaffeehauswitzen die öde Aermlichkeit nothdürftig nur verhüllt.

Immerhin sprechen die Bernstein'schen Schnellwitzler ein reinliches Deutsch. Das ist nicht viel, sollte man meinen; aber daß es nicht wenig ist, sollten wir aus den verzwickten Participialsätzen des Herrn Justinus erfahren. Nach Pailleron ergriff nämlich Herr Justinus das Wort. Wie das „Lustspiel" „In der Kinderstube" auf eine Bühne von irgend welchen Aspirationen gerathen konnte, erscheint einfach unverständlich, denn es ist nicht nur leer und geschmacklos, sondern überdies in einer wahrhaft gemeingefährlichen Sprache geschrieben, gegen welche nicht nur die 41 Antipuristen, sondern jeder nicht grundsätzliche Gegner der deutschen Sprache protestiren sollte. Wer es nicht mit angehört hat, wie der gefeierte halbe Dichter der lustigen Posse „Kyritz-Pyritz" hier eine Liebesscene zwischen einem veritablen Baron und einer „Stütze der Hausfrau" anspinnt, wie er Blumen duften läßt und Fremdwörter regnen, der glaubt es nicht. Schaudervoll, höchst schaudervoll! Herr Stahl, der ewige Bonvivant des „Berliner Theater", der schon bei Bernstein von einem „Philosophist" gesprochen hatte, war ganz im Justinusstil, wenn er nun nach einer „soi-disante" Freundin fragte. A tout seigneur tout honneur! Interessant aber wäre es, die Meinung des soi-disant Dramaturgen des Herrn Director Barnay über das Kinderstubenlustspiel zu vernehmen, um dessen willen wir bis gegen 11 Uhr der kühlen Nachtluft entzogen wurden. Im Publikum war mehrfach ein sehr populärer Unterquartaner für den Verfasser des letzten Stückes der Einacter-Tetralogie gehalten worden; um so schmerzlicher war das Erstaunen, als ein großjähriger Autor seinen im Schweiße ihres Angesichts klatschenden Freunden in der Kinderstube entgegentrat. Aber dann war's auch aus.

Maximilian Harden.

Notizen.

Die Hauptwerke der Kunstgeschichte in Originalphotographien. (Berlin, Amsler & Ruthardt.) — Der vorliegende Katalog wird von Allen, welche sich für bildende Kunst und Kunstgeschichte interessiren, mit Freude begrüßt werden. Er füllt eine Lücke aus, welche Kunstgelehrte und Künstler, Studirende und Kunstfreunde gar oft störend empfinden mußten. Wir haben hier zum ersten Male eine wissenschaftlich geordnete Zusammenstellung der Hauptwerke der gesammten Kunstgeschichte, soweit sie in Originalphotographien erschienen sind, und zwar der Hauptwerke der Architektur, Plastik, Malerei, des Kupferstichs und des Holzschnitts, von den Griechen an bis zum 19. Jahrhundert. Eine 2400 Nummern umfassende Sammlung von Originalphotographien hat die rühmlich bekannte Kunsthandlung zusammengebracht — der Kenner wird die Mühe eines solchen Unternehmens zu würdigen wissen — und ein anerkannt tüchtiger jüngerer Kunstgelehrter in Berlin hat die wissenschaftliche Auswahl und die Bearbeitung des Katalogs übernommen, welche besonderes Lob verdient. Den einzelnen Künstlern bezw. Kunstwerken sind die wichtigsten biographischen Daten, die Charakteristik oder sonstige kunstgeschichtliche Notizen in sehr geschickter, knapper, sachgemäßer Fassung beigefügt. Daß die erste Auflage eines so schwierigen Unternehmens nicht auf Vollkommenheit Anspruch machen kann, daß da und dort noch Hauptwerke vermißt werden (z. B. bei der spanischen Malerei oder der mittelalterlichen Plastik) ist sehr begreiflich und unvermeidlich. Bei der Fülle und Trefflichkeit des Gebotenen können wir dem Werke nur volle Anerkennung zollen.

F. G. v. R.

Im Bann der Liebe. Von Sara Hutzler. (Berlin, J. H. Schorer.) — Ein Roman, wie alljährlich zahllose erscheinen, einem wenig verwöhnten Leserkreise gefallen und in den Orkus sinken. Eine Frau, die Mann und Kinder verläßt und einen Anderen heirathet; ihre Tochter, die inzwischen herangewachsen ist und ihren Stiefvater unbekannterweise liebt; eine ganze Menge von Nebenpersonen, die unnütze Staffage bieten und dem Leser ebenso gleichgültig, wie für den Fortgang der Handlung unnöthig sind — das ist Alles und weit besser schon dagewesen. Die einzige Person, die Interesse einflößt, ist die originelle Tante, sonst scheidet man von dem Buche, ohne irgend eine Erinnerung mitzunehmen.

g.

Der häusliche Beruf und wirthschaftliche Erfahrungen. Von Lina Morgenstern. (Berlin, Verlag der Hausfrauenzeitung.) — Wir möchten dieses anmuthig geschriebene und schön ausgestattete Buch, das ein vortrefflicher Rathgeber in häuslichen Angelegenheiten ist, in den Händen aller unserer Hausfrauen und Töchter sehen. Die wichtigsten Fragen im Hauswesen wie Gesundheits- und Krankenpflege, Zimmereinrichtung, Küche, Wäsche, Haus- und Handarbeit, Feuerung und Kleidung, Waarenkunde und häusliche Buchführung u. s. w. finden hier eingehende Erörterung, die sich auf eine reiche Erfahrung und gesunden practischen Sinn stützt. Von der nämlichen Verfasserin erscheint ferner ein Prachtwerk: Die Frauen des 19. Jahrhunderts, gleichsam eine internationale Culturgeschichte der Frauen in sorgfältigen biographischen Aufsätzen. Die Lebensbilder durch Talent, Edelmuth und häusliche Tugenden berühmt gewordener Frauen zeichnen sich durch Frische und Wahrheit der Darstellung aus. Wir erwähnen als besonders fesselnd aus diesem ersten Bande die Biographien der Großfürstin Maria Paulowna, der Mutter der Kaiserin Augusta, nach neuen aus dem Weimarer Archiv geschöpften Quellen, der Königin Luise, der englischen Gefängnißreformerin Elisabeth Fry, Hamburgs Wohlthäterin Charlotte Paulsen, der schöngeistigen Jüdinnen Rahel Varnhagen und Henriette Herz, der Dichterinnen Marceline Desbordes Valmore, Bettina von Arnim, George Sand u. A. Das gehaltvolle Werk eignet sich zum Braut- und Confirmationsgeschenk und wird hoffentlich den allzu beliebten Anthologien mit ihrem Potpourri von Liebesliedern starke Concurrenz machen.

Bunte Blätter. Gedichte. — Abadonna. Ein Schattenbild. Von Carl Freiherrn von Beust. (Vevey, B. Benda.) — In beiden Büchern zeigt sich ein nicht gewöhnliches Talent, welches sich, wie es scheint, hauptsächlich an Heine geschult hat, und in den epischen Partien zuweilen eine geistige Verwandtschaft mit der Großartigkeit Lingg's verräth. Besonders ist die Formvollendung, die in jeder Zeile dieser Gedichte sich offenbart, anzuerkennen. Die Stoffe sind oft mit realistischer Schärfe behandelt und immer mit kühnem Griffe mitten aus dem Leben herausgenommen. Weiche Empfindsamkeit findet sich seltener als pessimistischer Sarkasmus in diesen Gesängen; oft berührt uns das Wehen einer verhaltenen oder verhüllten Leidenschaftlichkeit, die gerne in Dissonanzen ausklingt. Dafür findet aber das gedankenreiche Epos, welches der zweite Band enthält, einen harmonischen, edlen Abschluß.

Die classische Nationalökonomie. Von L. Brentano. (Leipzig, Duncker & Humblot.) — Die Broschüre enthält den Vortrag, welchen der Verfasser beim Antritte seiner Wiener Professur gehalten hat. Sie leidet an wesentlichen Mängeln. A. Smith, Malthus und Ricardo werden z. B. viel zu sehr als solidarisch behandelt, und die Ricardo'sche Grundrente wird mit dem Pachtzins zusammengeworfen. Manche Grundideen des Brentano'schen Vortrages finden sich schon 1854 im ersten Bande der Roscher'schen Nationalökonomie und zwar ohne die Uebertreibungen und Einseitigkeit Brentano's, dessen anregender Essay andererseits übrigens so manche neue und verdienstvolle Ausführungen darbietet.

Augustin Lerchheimer (Professor H. Witekind in Heidelberg) und seine Schrift wider den Hexenwahn. Lebensgeschichtliches und Abdruck der letzten vom Verfasser besorgten Ausgabe von 1597. Sprachlich bearbeitet durch Anton Birlinger, herausgegeben von Carl Binz. (Straßburg, J. H. Ed. Heitz.) — Diese höchst interessante und wichtige Schrift findet hier eine würdige Auferstehung. Wer Soldau's Geschichte der Hexenprocesse kennt, weiß längst, daß der Verfasser der „Trutznachtigall", Spee, durchaus nicht als Erster die Hexenprocesse bekämpfte. Er hatte schon im 16. Jahrhundert mehrere Vorgänger und unter ihnen war der pseudonyme Lerchheimer der bedeutendste. Seine Schrift, auch für die Geschichte der Faustsage wichtig, wird hier sorgfältig abgedruckt und sprachlich behandelt. In der Einleitung wird Alles, was über sein Leben zu finden war, zusammengetragen. Der Mann und seine Schriften, insonderheit die vorliegende, verdienen die eingehende Beachtung aller Culturhistoriker.

b. g.

Theophilus. Das Faustdrama des deutschen Mittelalters übersetzt von Johannes Wedde. (Hamburg, H. Grüning.) — Eine durchaus verdienstliche Neubearbeitung der schon von Hoffmann von Fallersleben besorgten Ausgabe des bekannten niederdeutschen Mysteriums, wobei in sehr geschickter Weise die uns erhaltenen Handschriften von Trier, Stockholm und Wolfenbüttel combinirt sind. Es ist der Urfaust, denn daß die auf iranischen Quellen aufgebaute Sage von dem dämonischen Teufelsbündner und Zauberer dem Volksbuch von Faust die besten Motive geliefert hat, ist unleugbar. Auch Goethe's Errettung Faust's durch das Ewig-Weibliche, von der das Volksbuch nichts weiß, ist nur ein Zurückgreifen auf die Theophilus-Sage. Es wäre vielleicht sehr angemessen, wenn zukünftige Faust-Dichter, die noch jedes Jahr auftauchen, statt an einen aussichtslosen Wetteifer mit dem Goethe'schen Faust zu denken, sich mehr an den niederdeutschen Urfaust halten würden.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen (Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc.) sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren:

An die Redaction der „Gegenwart"

Berlin SW.,
Möckernstrasse 67.

Digitized by Google

Inserate.

E. F. Winter'sche Verlagshdlg. in Leipzig.

Soeben erschien in unserem Verlage:

Das Buch der vernünftigen Krankenpflege.

Praktische Winke und Belehrungen für Leidende und Genesende.

Von

weil. Prof. **Dr. Carl Reclam.**

Mit theilweiser Benutzung von hinterlassenen Aufzeichnungen desselben zu Ende geführt von

Dr. med. J. Ruff,

Redacteur der Zeitschrift „Gesundheit".

Mit 40 in den Text gedruckten Abbildungen.

8. geh. Ladenpreis 5 ℳ.

Vorstehendes, vom Autor unvollendet zurückgelassenes Werk, welches Herr Dr. med. Ruff unter Zugrundelegung der im handschriftlichen Nachlasse des Verstorbenen vorgefundenen Papiere und Aufzeichnungen zu Ende führte, kann gewissermaßen als Pendant resp. Ergänzung zu dem „Buch der vernünftigen Lebensweise" gelten und wird sich in Folge seines ansprechend und populär geschriebenen Inhaltes voraussichtlich viele Freunde erwerben.

Ferner, von demselben Verfasser:

Das Buch der vernünftigen Lebensweise.

Eine populäre Hygieine zur Erhaltung der Gesundheit und Arbeitsfähigkeit.

Dritte unveränderte Auflage.

8. geh.

Ladenpreis 5 ℳ. In Leinen geb. 5 ℳ 90 ₰.

Spät erblüht. Aufgefundene Gedichte von **Ernst Moritz Arndt.** Herausgegeben von *A. von Freydorf.* Mit einem Vorwort von *Victor von Scheffel* in Handschrift. Elegant gebd. in Goldschnitt ℳ 2.40.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Vor Kurzem ist erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Erinnerungen aus meinem Leben.

Von

Friedrich Bodenstedt.

8°. 425 Seiten. Broschirt 6 Mk. Eleg. gebdn. 7 Mk.

Berlin W., Steglitzerstr. 90.

Allgem. Verein für Deutsche Litteratur.

Dr. Hermann Paetel.

Interess. Zeitbroschüren

nimmt eine ältere thätige Leipziger Verlagsbuchhandlung in Debit oder eigenen Verlag. Offerten sub L. E. 1000 durch die Exp. d. Bl. erbeten.

Soeben erschien und ist in allen Buchhandlungen zu haben der mit Spannung erwartete neueste Roman von

Friedrich Spielhagen:

Ein neuer Pharao.

1 Band brosch. ℳ 6.—, eleg. geb. ℳ 7.—.

Verlag von L. Staackmann in Leipzig.

¼ Stunde von Frankfurt a. M. **Bad Homburg** ½ Stunde von Frankfurt a. M.

Wirksamste Brunnenkur bei allen **Magen-** u. **Unterleibsleiden** (Leber-, Milz-Leiden, Gelbsucht, Gicht, Fettleibigkeit) **Mineral-, Sool-, Kiefernadel-, Gas-** u. **Moorbäder. Luftkurort ersten Ranges** für **Nervenleidende** und **Reconvalescenten. Inhalationen** für **Hals-** und **Brustleidende. Molkenkur.** Heilgymn. Institut (Electrotherapie, Massage). **Wasser-Heilanstalt. Eleg. Kurhaus mit vorzügl. Restaurant. Park. Kurorchester.** Militär-Concerte. Theater. Réunions. Illuminationen, Feuerwerke, Saisonfeste.

Mineralwasser-Versandt in stets **frischer Füllung** während des ganzen Jahres.

Im Verlage von **H. Haessel** in **Leipzig** ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Der Klatsch.

Ein Roman aus der Gesellschaft.

Von

Theophil Zolling.

Zweite Auflage.

Preis geheftet 6 Mark, gebunden 7 Mark.

Die **Frankfurter Zeitung** widmet in ihrer Nr. 102 dem Buch einen ausführlichen Essay, dem wir Folgendes entnehmen: „Ein weiter, unbefangener Blick in die Zeit, insbesondere aber tiefe Kenntniß des Salonlebens und genaues Vertrautsein mit den Berliner Zuständen charakterisiren vor Allem den espritvollen Roman — und darin liegt sein literarischer und zeitgeschichtlicher Werth. Aber er bewährt nicht nur eine feine Fühlung mit dem, was unsere Tage im Innersten bewegt, sondern auch eine ungewöhnlich findige Spürkraft für das, was das heutige Geschlecht vom Roman fordert, was es literarisch bedarf und menschlich goutirt — und darin liegt für den „Klatsch" die Gewähr seiner Lebensfähigkeit als Buch..... Der feinfühlige Kenner der Zeit, der scharfsinnige Kritiker und Beobachter durchtränkt und durchknetet mit vielem Tact seinen Roman mit dem allerneusten Sauerteige: der Colonialfrage..... Die mitten aus dem Zeitgetriebe heraus gegriffenen Charaktere beruhen auf feinen Wirklichkeitsstudien; subtil grundirt wie consequent durchgeführt, haben sie Plastik und Leben..... Wie blitzt und leuchtet es von Hieben und Stichen der Ironie, des Spottes, der Satire auf diese durch und durch faule Gesellschaft! Wären es nicht die mannigfachen ihm an sich innewohnenden Vorzüge, die den eigenartigen Roman der allgemeinen Beachtung werth machen, so sollte schon sein actueller Inhalt und seine in jedem Sinne die Höhe der Zeit beherrschende Haltung ihn der Beachtung aller Gebildeten empfehlen." **Ernst Viel.**

Abonnements für den Monat **Juni** für 1 M 75 Pf. bei allen Postanstalten.

Ca. 70 Tausend Abonnenten. Probe-Nummern gratis u. franco.

Berliner Tageblatt

und Handels-Zeitung

mit **Effecten-Verlosungsliste** nebst seinen werthvollen Separat-Beiblättern: Illustr. Witzblatt „**ULK**", belletr. Sonntagsblatt „**Deutsche Lesehalle**", feuilleton. Beiblatt „**Der Zeitgeist**", Mittheilungen über **Landwirthschaft, Gartenbau** und **Hauswirthschaft.**

Durch seinen reichhaltigen, gediegenen Inhalt sowie durch **rascheste** und zuverlässige Berichterstattung hat sich das **„Berliner Tageblatt"** die besondere Gunst der

gebildeten Gesellschaftskreise

erworben. In Folge seines ausgedehnten Leserkreises in Deutschland und im Auslande ist das **„Berliner Tageblatt"** die am **Meisten verbreitete**

große deutsche Zeitung

geworden; das „Berliner Tageblatt" entspricht aber auch **allen Anforderungen,** welche man an eine solche zu stellen berechtigt ist, in vollem Maße.

Allen neu hinzutretenden Abonnenten

wird der bis 1. Juni bereits veröffentlichte Theil des Romans von

E. Vely, unter dem Titel: **„Malaria"**

gratis und franco nachgeliefert.

Redaction: Berlin S.W., Möckernstr. 67. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. **Expedition:** Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.

Druck von **Metzger & Wittig** in **Leipzig.**

Digitized by Google

№ 24. Berlin, den 15. Juni 1889. Band XXXV.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Theophil Zolling in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt:

Die Strikes und das bestehende Recht. Von Judex curiae. — Die Gesetzgebung über das gewerbliche Eigenthum. — **Literatur und Kunst:** Von der Pariser Weltausstellung. Von Peter Taren. — Erinnerungen an Heinrich Laube. Von Gustav Karpeles. — Veit Valentin, Kunst, Künstler und Kunstwerke. Von Max Schneidewin. — **Feuilleton:** Rechtlose Liebe. Von B. Noelting. — **Aus der Hauptstadt:** Intendant und Schauspieldirector. Von Maximilian Harden. — Notizen. — Inserate.

Die Strikes und das bestehende Recht.

Man kann es den Arbeitgebern und namentlich den Großindustriellen nicht verdenken, wenn sie früher bei ausbrechenden Strikes um so energischer die Hülfe der Gerichte oder die Einschreitung der gesetzgebenden Gewalt verlangten, je größer die Ausdehnung war, welche die Strikes einnahmen, also je höher der Schaden sich belief, den sie im Gang der Industrie anrichteten. Je bedeutender das Werk und das Geschäft, welches vom Strike betroffen wird, desto empfindlicher der Verlust. Also werden gerade die Großindustriellen die Stockungen am bittersten empfinden, wenn sie auch nur geschäftlich und nicht persönlich darunter zu leiden haben. Bei den gegenwärtigen Strikes der Kohlengrubenarbeiter ist zwar ein solcher Hülferuf nur vereinzelt zu vernehmen gewesen; aber jene suchen doch in Folge ihrer socialen Stellung auf die öffentliche Meinung zu wirken und sie dahin zu bestimmen und zu lenken, daß sie gemeinschaftlich mit ihnen die Staatshülfe verlange. Da tritt denn zunächst eine Erfahrung und eine Thatsache auf, die uns in Bezug auf diesen Hülferuf schon etwas zu denken gibt. Es ist nämlich unseres Wissens, trotz dem die Strikes betreffenden Paragraphen des deutschen Reichsgewerbegesetzes, kaum je einmal seitens einer Staatsanwaltschaft gegen Strikende eingeschritten und ihr Gebahren vor Gericht gezogen und bestraft worden. Es dürfte also gerade jetzt angesichts der Strikebewegung in den Kohlenwerken von Interesse sein, das bestehende Recht, soweit es die Strikes betrifft, in's Auge zu fassen und zu besprechen, und hierzu gehört eine Zergliederung des Thatbestandes, welchen wir Strike nennen, einerseits und eine Zergliederung der bestehenden gesetzlichen Bestimmungen andererseits.

Strike nennen wir auf Seite der Arbeiter das massenhafte Einstellen der Arbeit, um günstigere Bedingungen zu erlangen. Auf Seite der Arbeitgeber kann man aber auch die massenhafte Entlassung der Arbeiter mit diesem Namen benennen, wenn sie von einer Mehrzahl der Arbeitgeber ausgeht und denselben Zweck verfolgt, was schon oft genug vorgekommen ist. Gewöhnlich besteht eine vertragsmäßige Kündigungsfrist für beide Theile. Erfolgt die Einstellung (oder die Entlassung) mit Wahrnehmung derselben, so ist klar, daß man nicht von einem Contractbruch reden kann. Deshalb kann aber doch ein Strike vorliegen und ein strafrechtliches Einschreiten möglich sein, wovon wir nachher reden wollen. Erfolgt der Strike unter Mißachtung der Kündigungsfrist, so ist ebenso klar, daß er einen Contractbruch involvirt. Besteht vertragsmäßig aber überhaupt keine Kündigungsfrist, so kann man ebenfalls nicht von einem Contractbruch reden; denn dann hat jeder Arbeiter das Recht, jederzeit zu sagen: Ich mag um den bisherigen Lohn nicht mehr arbeiten. Das Gleiche gilt von der Entlassung. Handelt es sich um einen Contractbruch, so ist nach bestehendem Recht, welches vernunftgemäß gar nicht anders sein kann, der Vertragsbrüchige für den dadurch verursachten Schaden haftbar. Aber was nützt dies dem Arbeitgeber? Geradeso wie die vorhin erwähnte Erfahrung ung Thatsache, tritt uns auch hier eine solche vor die Augen. Noch nie ist's einem Arbeitgeber eingefallen, die Strikenden auf dem Wege des Civilprocesses für den angerichteten Schaden haftbar zu machen, weil ganz abgesehen von der enormen Schwierigkeit und Kostspieligkeit, einen solchen Proceß auch nur zu instruiren, die Mittel der Arbeiter, wenn sie zum Schadenersatz verurtheilt sind, bei Weitem nicht ausreichen würden, ihn auch wirklich zu leisten. Der neuerliche Strike in den Kohlenbergwerken Norddeutschlands z. B. hat in seinen Folgen ungeheuere Dimensionen und diese Folgen treffen auch Firmen, die zwar nicht Arbeitgeber sind, denen aber, wenn sie den Causalzusammenhang ihres Schadens mit dem Strike nachweisen können, dennoch eine Klage (wenn auch nicht die Contractklage) gegen die Strikenden, als Urheber des Schadens, auf Ersatz desselben ganz unzweifelhaft zustehen würde, wenn sich der Strike als ein strafbarer (s. u.) charakterisirt. Denn ein Delict verpflichtet ebenso zum Schadenersatz, wie ein Contractbruch. Jener Strike macht sich z. B. auch schon in München sehr fühlbar und die größeren dortigen Etablissements erfahren eine sehr empfindliche Schädigung. Die Firma Kustenmann in München, welche ihre Schmelz- und Schmiedekohlen aus dem Ruhr- und Saargebiet bezieht, muß diese Kohlenart an allen Orten zusammenkaufen und für den Waggon Schmelzkohlen 250—300 Mark mehr bezahlen als seither, und zwar unter der Bedingung umgehender Abnahme. Die bekannte Maffei'sche Maschinenfabrik empfindet denselben Schaden. Ihre schwerste Beschädigung besteht aber darin, daß sie aus den rheinischen Eisenwerken keine fertigen Waaren, wie Walzen, Achsen u. dgl. beziehen kann, da diese Werke in Folge von Kohlenmangel sämmtlich feiern. So greift Eins in's Andere. Mit dem Civilproceß können diese Firmen ihren Schaden nicht verfolgen. Solche Monstreprocesse mit dem Ausgang, trotz aller Mühe, Geld- und Zeitaufwand ungeachtet rechtlichen Sieges keinen Pfennig zu bekommen, wird Niemand führen. Hier stehen wir also vor einer Lage, wo das geschriebene Gesetz mit dem natürlichen Menschenrecht auf Schadenersatz zwar nicht in Widerspruch steht, aber diesem letzten nicht zu seiner Realisirung verhelfen kann. Es steht für solche Fälle nur auf dem Papier und keine Civilgesetzgebung der Welt wird jemals hieran etwas ändern können.

Digitized by Google

Anders — aber genau genommen nicht viel besser für den Arbeitgeber — steht es mit der strafrechtlichen Seite der Sache. Die Gesetzgebung hat in Hinblick auf die große wirthschaftliche Wichtigkeit der Strikes schon seit längerer Zeit sich bemüht, sie unter das öffentliche Recht, das Strafrecht zu stellen. Es fragt sich aber immer, wo denn eigentlich der strafbare Charakter der Strikes liegt, der in der Arbeitseinstellung an sich doch zuverlässig nicht gefunden werden kann. Der wirthschaftliche Schaden ist zwar sehr bedeutend. Ob aber in seiner Größe die legislative Rechtfertigung dafür liegt, den Strike unter das Strafrecht zu stellen, bleibt doch sehr zweifelhaft. Sehen wir uns diesen Schaden etwas näher an und betonen zuvor, daß er, falls er jene Rechtfertigung abgeben soll, doch wohl den Charakter der Oeffentlichkeit oder richtiger der Allgemeinheit tragen muß. Der Größe des Schadens steht die Größe des aus den Gruben fließenden Gewinnes gegenüber, den wir einen allgemeinen nennen dürfen. Zur Charakterisirung dieses Gewinnes und der bisherigen günstigen Lagen der Kohlengruben dient wohl am besten die beispielsweise Zusammenstellung des Kursstandes einiger Werke. Es sind nämlich in den letzten Jahren gestiegen:

Dortmunder Union	von	65	auf	102
Bismarckhütte . .	„	125	„	189
Hibernia	„	88	„	159
Pluto	„	42	„	108

Der Schaden, den die dermaligen Strike anrichten, charakterisirt sich in folgenden Zahlen, die wir einem gut unterrichteten Blatt entnehmen. Die Normalzahl von 10,000 Wagen Kohlen und Koaks, worauf bisher die Ausfuhr aus dem Oberbergamtsbezirk Dortmund geschätzt wurde, war bis zum 12. Mai d. J. auf 1798 Wagen gesunken. Die Paderborner Glashütte muß ihre beiden Oefen ausblasen, wodurch dem Besitzer ein auf etwa 10,000 Mark sich belaufender Schaden erwächst. Die Krupp'sche Fabrik braucht täglich 280 Doppelwaggons Kohlen. Dieselbe läßt sich nunmehr 200 Doppelwaggons aus Oberschlesien kommen und 70—80 Doppelwaggons Kohlen sind in England angekauft. Die schlesischen Kohlen kosten aber einschließlich der Fracht je 300 Mark, während sonst der Fabrik der Doppelwaggon nur auf 70 Mark zu stehen kommt. Hierzu treten noch folgende, nicht wohl in Zahlen auszudrückende Nachtheile: die Schwerter Eisenindustrie hat ihr Walzwerk still gelegt und die Drahtzieherei und Drahtnägelfabrik kann nur noch die verheiratheten Leute beschäftigen, die lobenswerther Weise vom Akkord in Taglohn genommen wurden, damit sie keine großen Ausfälle erleiden. In Haspe feiern bereits mehrere Werke und die größten, welche Tausende von Arbeitern beschäftigen, können, ebenso wie in Hagen, den Betrieb nur noch wenige Tage aufrecht erhalten. In dem großen Siegländer Industriebezirk haben die Kohlenzufuhren ganz aufgehört und mußten bereits mehrere Hochöfen ausgeblasen werden. Aus Duisburg wird, um nur noch ein Beispiel anzuführen, gemeldet, daß binnen Kurzem auch die Gasfabrik in Paris und der dortigen Weltausstellung in Verlegenheit kommen müssen, da dieselben für ihre Gaskohlen mit den Gelsenkirchner Zechen seit Jahren einen Contract haben. Früher wurde täglich ein ganzer Kohlenzug nach Paris befördert, seit Anfang Mai d. J. sind diese Kohlenzüge eingestellt und eine Erhöhung der Einfuhr englischer Kohlen steht bevor. Die englischen Kohlengrubenbesitzer machen sich den Strike zu Nutze und der kohlenbedürftigen deutschen Industrie erübrigt nur, aus ihren Betriebsmitteln den englischen Grubenbesitzern zu einer ganz bedeutend erhöhten Rente zu verhelfen. Und daran ist es noch gar nicht genug. Wer sich erinnert, welche Opfer die rheinisch-westphälische Kohle gebracht hat, um das Monopol der englischen schwarzen Diamanten auf dem nordwestdeutschen Consumbezirk zu brechen, um der vaterländischen Kohle den vaterländischen Absatzmarkt zu sichern, der sagt sich auch, daß der jetzt bevorstehende erneuerte Einbruch der englischen Kohle schwerlich ein vorübergehendes Ereigniß sein dürfte, sondern den Keim nachhaltiger Consequenzen in sich birgt. Und solcher Beispiele der colossalen Nachtheile der dermaligen Strikes könnten wir noch eine ganze Reihe aufzählen. Ob und wie weit sie durch die oben angedeuteten sehr günstigen Kursverhältnisse im Allgemeinen gehoben, oder wenigstens gemildert werden, mag dahin gestellt bleiben. Wir glauben, daß sie immer noch so groß und so allgemeiner Natur sind, daß die Gesetzgebung sich vor die Frage gestellt sehen muß, ob man ihnen nicht durch die Strafgesetzgebung vorbeugen und die Strikes mit Fug und Recht unter Strafe stellen dürfe, wenn sie das wirthschaftliche Wohl ganzer Bezirke, also den Nationalwohlstand schädigen.

Und gewiß werden diese allgemeinen wirthschaftlichen Schäden, die durch die Strike erzeugt werden, wenigstens gerechten Anlaß bieten, unter Umständen das Strafgesetz gegen sie in's Feld zu führen.

Die preußische Gewerbeordnung vom 17. Januar 1845 (§§ 181. 182) hatte den Arbeitgebern und Arbeitnehmern gleichmäßig bei Strafe verboten, sich zu gemeinschaftlicher Einstellung oder Verhinderung der Arbeit in der Absicht zu verbinden, die Arbeiter bezw. Arbeitgeber oder die Obrigkeit zu gewissen Handlungen oder Zugeständnissen zu zwingen, und § 183 hatte, gleichfalls bei Strafe, die Bildung von Arbeiterverbindungen ohne polizeiliche Erlaubniß verboten. Diese Bestimmungen gingen auch in die preußische Berggesetzgebung über (Ges. v. 21. Mai 1860 und 24. Jan. 1865). Das bayerische Strafgesetzbuch von 1861 (Art. 141) zog engere Grenzen, indem es beide Theile nur dann als strafbar wegen Einstellung des Betriebes oder der Arbeit erklärte, wenn dies geschah, „um eine obrigkeitliche Verfügung oder deren Unterlassung zu erzwingen oder an der Obrigkeit Rache zu nehmen". Hiernach war also der Strike selbst für strafbar erklärt. Die Thäter waren die Striker. Auf einen Contractbruch kam es gar nicht an. Mit diesem Standpunkt bricht die Reichsgewerbeordnung vollständig. Sie bestimmt im § 152, der ebenso wie der nachher zu erwähnende § 153 auf die Bergwerke Anwendung findet, wörtlich Folgendes: Alle Verbote und Strafbestimmungen gegen Gewerbetreibende . . . Gesellen oder Fabrikarbeiter wegen Verabredungen und Vereinigungen zum Behuf der Erlangung günstiger Lohn- und Arbeitsbedingungen, insbesondere mittelst Einstellung der Arbeit oder Entlassung der Arbeiter werden aufgehoben. Jedem Theilnehmer steht der Rücktritt von solchen Vereinigungen frei und es findet aus letzteren weder Klage noch Einrede statt." Hiermit ist volle Coalitionsfreiheit der Arbeitgeber und Arbeiter gewährt, sogar den Vereinigungen, die geschlossen werden, jede rechtlich bindende Folge für die Mitglieder entzogen, folglich dem sog. Strike keine gesetzliche Schranke mehr gezogen, selbstverständlich vorausgesetzt, daß in ihm keine Verletzung des öffentlichen oder des Privatrechtes liegt. Es wurde also Aufgabe der Gesetzgebung, den Standpunkt zu suchen und gesetzlich zu präcisiren, von welchem aus sich eine solche Rechtsverletzung erkennen läßt. Diesen Standpunkt hat der deutsche Gesetzgeber in § 153 der Reichsgewerbeordnung eingenommen, welcher sagt: „Wer Andere durch Anwendung körperlichen Zwanges, durch Drohungen, durch Ehrverletzung oder durch Verrufserklärung bestimmt oder zu bestimmen versucht, an solchen Verabredungen (§ 152) Theil zu nehmen, oder ihnen Folge zu leisten, oder Andere durch gleiche Mittel hindert, oder zu hindern versucht, von solchen Verabredungen zurückzutreten, wird mit Gefängniß bestraft, sofern nach dem allgemeinen Strafgesetz nicht eine härtere Strafe eintritt." Hier kommt also ebenfalls auf eine Kündigungsfrist und auf einen Contractbruch gar nichts an.

Das ist das dermalen bestehende auf die Strikes sich beziehende Recht. Es erkennt also ihre Strafbarkeit nur in der Art und Weise, daß und wie auf die freie Willensbestimmung Anderer eingewirkt wird. Nur in dieser Richtung bietet es — und zwar erst mittelbar und in zweiter Linie — Schutz gegen die vorhin erwähnten wirthschaftlichen Nachtheile der Arbeitgeber bezw. Arbeitnehmer. Diese Nachtheile selbst sind kein Grund gesetzlichen, strafrechtlichen Einschreitens. Die strafbare Handlung ist nicht der Strike selbst, sondern die im Gesetz klar ausgesprochene Modalität seiner Entstehung; nur diese bildet den Thatbestand des Delictes. Entstehen also Vereinigungen und

Digitized by Google

Verabredungen zur Erzielung höherer Löhne und dgl. ohne Zwang, Drohung, Ehrverletzung und Verrufserklärung lediglich auf Grund gemeinsamen Willens, so ist von einer strafbaren Handlung keine Rede. Die Rechtsverletzung wird nicht in der Interessenverletzung der Arbeitgeber bezw. Arbeiter gesehen, und wenn sie noch so groß und allgemein wäre, sondern in der Einwirkung auf die freie Willensbestimmung. Fehlt es an dieser, so ist der Strike erlaubt, weil er nicht verboten ist, und auch diejenigen, welche ihn als intellectuelle Urheber veranlaßt haben, können, wenn nicht jene an sich rechtswidrige Einwirkung auf die freie Willensbestimmung begangen worden ist, nicht unter Strafe gestellt werden, weil eine strafbare intellectuelle Urheberschaft einer nicht strafbaren Handlung undenkbar ist. Die Strikenden tragen dann nur die etwaige civilrechtliche Verantwortlichkeit. Es liegt auf der Hand, wie dieses bestehende Recht von der früheren preußischen und bayerischen Gesetzgebung abweicht, welche die strafbare Absicht darin sah, daß die Vereinigungen — seien sie entstanden wie sie wollen — bezweckten, die Arbeitgeber oder die Obrigkeit zu gewissen Handlungen oder Zugeständnissen, also z. B. zur Zahlung höherer Löhne zu zwingen, und auf die Modalität der Entstehung der Vereinigung gar keine Rücksicht nahm, also auch in dem soeben erwähnten Fall der Vereinigung auf Grund gemeinsamer aber ganz freier Willensbestimmung strafrechtliches Einschreiten gestattete. Ist es denn aber vernunftgemäß, ein Streben Vieler, wenn es sich in freien, selbstbewußten Vereinigungen ausspricht, schon dann für strafbar zu erklären, wenn keine andere Absicht vorliegt, als eine entsprechende Vergütung für die Arbeit zu erreichen? Dies ist eben eines jener Menschenrechte, für welches das geschriebene Gesetz keine Garantie bietet. Ob dieses Streben von Einzelnen oder von Vielen, von ganzen Massen ausgeht, ist rechtlich ganz gleichgültig. Bei dieser Lage des bestehenden Rechtes haben es die deutschen Regierungen zweimal (1873, 1874) versucht, eine Bestrafung des Contractbruches herbeizuführen. Es wurde beim Reichstag beantragt, der Gewerbeordnung einen § 153a in folgender Fassung beizufügen: „Mit Geldstrafe bis 150 Mark oder Haft werden 1. Arbeitgeber, welche ihre Gesellen, Gehülfen oder Fabrikarbeiter widerrechtlich entlassen oder von der Arbeit zurückweisen; 2. Gesellen, Gehülfen oder Fabrikarbeiter, welche die Arbeit widerrechtlich d. h. gegen den Contract verlassen oder verweigern, bestraft. Mit der gleichen Strafe wird belegt, wer Arbeitgeber oder Arbeitnehmer zu den unter 1. 2. gedachten Handlungen durch Mittel der in § 153 bezeichneten Art oder durch Zuwendung oder durch Zusicherung von Vortheilen bestimmt oder zu bestimmen versucht . . . u. s. w." Man wird nicht verkennen, daß selbst hinter diesem Antrag sehr wenig Muth und Rechtsüberzeugung steckt, sonst würde man, wenn man sich überhaupt zu einer Strafandrohung berechtigt hielt, nicht eine so geringfügige Strafe von höchstens 6 Wochen Haft für Handlungen vorgeschlagen haben, welche wirthschaftliche Schäden der oben bezeichneten Art zur Folge haben. Der Reichstag hat sich denn auch zu jenen Versuchen ablehnend verhalten und es ist bei dem durch § 153 der Reichsgewerbeordnung geschaffenen Recht geblieben.

Fassen wir nun auch die processuale Seite unserer Frage in's Auge. Wie schon bemerkt worden, ist bis jetzt kaum einmal auf Grund des bestehenden Rechts ein Strafproceß geführt worden, obgleich es an dem Verdacht, daß die seit der Herrschaft jenes Rechts vorgekommenen Strikes das strafbare Merkmal des § 153 an sich getragen haben mögen, nie gefehlt hat. Es wäre also nur darauf angekommen, die Beweise zu schaffen und den Thatbestand des Zwanges, der Bedrohung u. s. w. festzustellen. Aber hier liegt eben die Schwierigkeit. Wie sollen diese Beweise beschafft werden? Es genügt ja nicht, etwa durch Zeugen darzuthun, daß Acte des Zwanges, der Bedrohung u. s. w. vorgekommen sind, sondern daß sich die betreffenden Arbeiter hierdurch zur Einstellung der Arbeit auch wirklich haben bestimmen lassen, worüber sich diese in ihren erregten Gefühlen gewöhnlich selbst nicht klar sein werden. Hierbei tritt dann mit voller Schärfe die Tendenz des Gesetzes hervor; die Tendenz nämlich, daß es nicht die Strikenden selbst, die Verführten, sondern nur die Verführer bestraft wissen will, welche gar nicht immer zu den strikenden Arbeitern zu gehören brauchen. Das Gesetz stellt also nicht den Strike selbst, sondern diejenigen von ihm bestimmt qualificirten Handlungen unter Strafe, welche ihn veranlassen.

So kommen wir zu dem Ergebniß, daß das bestehende Recht in dem Strike an sich keine Strafthat erkennt, also gegen die Schäden, welche sie dem Einzelnen oder auch dem Nationalwohlstand zufügen können, keinen Schutz zu bieten vermag. Der Werth der Arbeit gegenüber dem Werth des Capitals erscheint hierdurch in einem sehr bemerkbaren Licht und man wird nicht annehmen dürfen, daß es gelingen könnte, jene Tendenz des Gesetzes zu verändern und ihm eine Richtung gegen die Strikes als solche zu geben. Der Stand der socialen Frage in unserer Zeit bietet hierzu um so weniger eine Handhabe, als man in dem Recht auf Arbeit immer mehr ein Recht auf Realisirung des wahren Werthes der Arbeit und hierin seinen eigentlichen Schwerpunkt erkennt.

In allen Kreisen, diejenigen der Arbeitgeber nicht ausgenommen, hat deshalb die Art und Weise, wie die jüngsten Strikes der Kohlengrubenarbeiter ihrer Erledigung entgegen zu führen versucht wird, nur Befriedigung erregt. Nicht nur, daß beide Theile Schutz ihrer Interessen nicht bei dem bestehenden Recht, nicht einmal direct bei der gesetzgebenden Gewalt des Staates, sondern bei der Autorität, man darf wohl sagen, bei der persönlichen Autorität des Kaisers gesucht haben, sondern auch daß und wie vom Kaiser diese seine „große Macht" in beide Wagschaalen gelegt worden ist, gibt der ganzen Erscheinung der Strikes in den Kohlengruben einen sehr ernsten und die Wahrheit des Satzes, daß es Lagen gibt, in denen das geschriebene Recht sich mit den Menschenrechten nicht mehr vereinigen läßt, klar darthuenden Charakter. So lange es Strikes gibt, hat noch niemals weder der eine, noch der andere Theil einen solchen Schritt gethan, und daß er gethan worden ist, zeugt von der tiefernsten Erkenntniß der Lage und von der Ueberzeugung, daß nur gegenseitiges Uebereinkommen und maßvolle Forderungen auf beiden Seiten sie verbessern können. Es ist in der Geschichte unserer Socialpolitik geradezu ein epochemachendes Ereigniß, wenn die höchste Autorität des Reichs, der Kaiser, persönlich zu den Arbeitgebern — und vor der ganzen Welt — die freilich sehr einfachen, aber schwer wiegenden Worte gesprochen hat: „Sorgen Sie dafür, daß den Arbeitern die Gelegenheit gegeben werde, ihre Wünsche zu formuliren, und halten Sie sich vor allen Dingen immer vor Augen, daß diejenigen Gesellschaften, welche einen großen Theil meiner Unterthanen beschäftigen, auch dem Staat und den betheiligten Gemeinden gegenüber die Pflicht haben, für das Wohl der Arbeiter nach besten Kräften zu sorgen und vor allen Dingen dem vorzubeugen, daß die Bevölkerung einer ganzen Provinz wiederum in solche Schwierigkeiten verwickelt werde. Es ist ja natürlich, daß Jedermann versucht, sich einen möglichst günstigen Lebensunterhalt zu erwerben." Judex curiae.

Die Gesetzgebung über das gewerbliche Eigenthum.

Von den Gesetzen, die wir dem Zusammenwirken der deutschen Regierungen und des Reichstages verdanken, haben diejenigen über den Schutz der Erfindungen und der Muster und Modelle wohl die meisten Anfechtungen erfahren. Kaum waren sie in Kraft getreten, begann der Sturmlauf gegen einzelne Bestimmungen derselben. Die Patentanwälte einerseits, deren Einnahmen durch das Patentgesetz geschmälert werden, zahlreiche gewerbliche Vereine, sowie u. A. der Verein deutscher Ingenieure andererseits traten der Reihe nach mit mehr oder weniger durchgreifenden Abänderungsvorschlägen in die Schranken, welche schließlich dahin führten, daß der Reichskanzler eine Untersuchung anordnete. Die Vorschläge des diesbezüglichen Ausschusses haben sich indessen noch nicht zu einem Gesetzentwurf verdichtet, und es ist Alles beim Alten geblieben,

Digitized by Google

was wir, um es gleich auszusprechen, durchaus nicht für ein Unglück halten. Die bezüglichen Gesetze sind noch viel zu jung, als daß man es nicht höheren Orts mit Recht vorziehen sollte, erst weitere Erfahrungen zu sammeln, ehe man an den Baum die Axt legt. Die französischen Gesetze über das gewerbliche Eigenthum sind, obwohl sehr mangelhaft und den Bedürfnissen der Jetztzeit wenig entsprechend, seit dem Jahre 1844 im Wesentlichen unverändert geblieben, während man in England die viel ältere Gesetzgebung erst in den letzten Jahren einer Veränderung unterzog, die aber bei Weitem nicht so durchgreifend ist, als die in Deutschland geforderte. Die Industrie der Vereinigten Staaten endlich ist unter einer Gesetzgebung groß geworden, welcher die unsere getreu nachgebildet ist, und es ertheilte das Patentamt in Washington unter der Herrschaft derselben bereits über 400,000 Patente. Dies Alles sollte nun zur Vorsicht mahnen und das Verlangen nach einer gründlichen Umgestaltung etwas dämpfen.

So viel aus dem Wust der Klagen und Abänderungsvorschläge zu entnehmen, sind es, was zunächst den Erfindungsschutz betrifft, hauptsächlich drei Punkte, gegen welche sich die Angriffe richten: die Bestimmungen über die chemischen Patente, die sogenannte Vorprüfung und die Patentgebühren. Ersteren Punkt wollen wir hier, weil zu speciell, nicht erörtern, und wir beschränken uns auf einige Bemerkungen über die beiden Letzteren.

In der Gesetzgebung über die Ertheilung von Patenten herrschen zwei entgegengesetzte Principien. In Frankreich, unter gewissen Einschränkungen in England, sowie in den meisten übrigen Staaten Europas herrscht das Princip, daß Jeder ein Patent erhält, der sich dazu meldet und die Gebühren bezahlt. Man löst ein Patent etwa in derselben Weise wie man ein Eisenbahnbillet oder einen Sitz im Theater kauft, und es fällt dem Staate lediglich die Aufgabe der Eintragung der Patente sowie der Veröffentlichung derselben zu. Es ist mit einem Worte das Manchesterthum in Patentsachen.

Ganz anders in den Vereinigten Staaten und im Deutschen Reiche, dessen Gesetzgebung, wie gesagt, im Wesentlichen der amerikanischen nachgebildet ist. Hier verwandelt sich ein Patentgesuch nicht durch Zahlung der Gebühren von selbst in ein gültiges Patent. Es unterliegen vielmehr die Gesuche — Anmeldungen geheißen — erst einer gründlichen Prüfung auf ihre Neuheit, wie auf ihre gewerbliche Verwerthbarkeit. Ergibt diese Prüfung, daß der Gegenstand der Erfindung zur Zeit der Anmeldung bereits bekannt, d. h. durch Druckschriften veröffentlicht oder allgemein angewendet war, so wird der Gesuchsteller abgewiesen, weil er durch diesen Versuch der Monopolisirung entweder einen geistigen Diebstahl begeht oder in bestehende Rechte eingreifen würde. Gegen die Entscheidung der bezüglichen Abtheilung des Patentamts steht dem Gesuchsteller jedoch die Berufung an eine andere Abtheilung derselben Behörde zu. Andererseits erhalten Dritte durch die öffentliche Auslegung der Anmeldung Gelegenheit, gegen die Ertheilung des Patents zunächst bei dem Patentamt, sodann aber in zweiter Instanz beim Reichsgericht Einspruch zu erheben.

Ein Beispiel wird den Unterschied in der Gesetzgebung klar machen. In Frankreich könnte sich ein reicher Mann den Spaß machen, sich die Buchdruckpresse patentiren zu lassen, auf Grund des Patents das Drucken von Büchern und Zeitungen verbieten, und dadurch jeden Druckereibesitzer zu einem kostspieligen und langwierigen Proceß zwingen. Im Deutschen Reiche und in den Vereinigten Staaten würde ein solches Gesuch ohne Weiteres abgewiesen, und es erhielte der Anmeldende nur auf bestimmt angegebene Verbesserungen an den Druckpressen ein Patent.

Gegen die Vorprüfung der Patentanmeldungen seitens des Patentamts richten sich, wie gesagt, die meisten Klagen. Es wird behauptet, das Patentamt prüfe viel zu streng, weise aus nichtigen Gründen Gesuche ab; die einzelnen Abtheilungen verführen nach verschiedenen Grundsätzen, kein Mensch wisse woran er sei, und es befänden sich unter den jahraus jahrein abgewiesenen 2—3000 Gesuchen sehr viele, die das Schicksal nicht verdient hätten.

Irren ist menschlich, und es mag wohl hier und da vorgekommen sein, daß man einem Erfinder den Schutz für eine vielleicht werthvolle Erfindung versagte. Die Opposition vergißt aber bei ihren Klagen gänzlich, daß eine Abänderung der Gesetzgebung im französischen Sinne die Prüfung der Erfindungen keineswegs beseitigt. Der Unterschied ist nur der: Bei uns und in Amerika findet diese Prüfung *vor* der Ertheilung des Patents, in Frankreich und den übrigen Ländern Europas *nach* der Ertheilung statt, und zwar nicht durch eine hierauf eingearbeitete, mit allen Hülfsmitteln ausgestattete Behörde, sondern durch die *gewöhnlichen Gerichte*.

Welches Verfahren ist nun für den Erfinder, wie für etwa betheiligte Dritte günstiger? Wir meinen unbedingt das deutsch-amerikanische. Durch Zahlung von 20 M. bei der Anmeldung erwirkt in Deutschland und Amerika der Erfinder eine sachverständige, unparteiische Prüfung seines Gesuchs, aus welcher die Erfindung, falls sie die Prüfung besteht, als etwas Unantastbares hervorgeht. Ein deutsches und amerikanisches Patent läßt sich nur sehr schwer anfechten: es bildet somit ein wirkliches Eigenthum und findet dementsprechend leichter eine Verwerthung durch Weiterverkauf oder Ertheilung von Licenzen.

Ein französisches Patent erlangt dagegen in der Regel erst einen Werth, nachdem es durch das Fegefeuer der Processe durchgelaufen ist. „Les brevets sont des nids à procès", äußerte ein französischer Industrieller zu uns, „j'y ai renoncé depuis longtemps." Der französische Patentinhaber ist seines Besitzes niemals sicher; jeden Augenblick kann ihn ein Concurrent zu kostspieligen, zeitraubenden Processen zwingen, sei es, daß er die Gültigkeit des Patents anficht, sei es, daß er dieselben Erfindungen sich patentiren läßt und nun abwartet, ob der erste Erfinder seine Rechte wahren werde. Daß die armen Schlucker, welche die Gerichtskosten nicht daran wagen können, dabei zu kurz kommen, leuchtet ein. Sie sind thatsächlich, trotz der ihnen vom Staate ertheilten Urkunde, rechtlos. Nicht umsonst tragen die französischen Patente die Buchstaben: s. g. d. g. (sans garantie du gouvernement).

Wenn die Prüfung durch die Gerichte gründlicher und sachgemäßer wäre, als die durch die Patentämter, so ließen wir uns allenfalls das reine Anmeldungsverfahren gefallen. Dies ist aber umgekehrt der Fall und es kann auch nicht anders sein. Der „Kreisrichter" vermag die bei Patentstreitigkeiten entstehenden, schwierigen technischen Fragen nicht zu entscheiden; er muß sich vielmehr auf Sachverständige verlassen, die er jedes Mal dazu einberuft. Lauten die Gutachten dieser Sachverständigen sachgemäßer, sind sie gründlicher als die der eingeschulten, mit allen möglichen Hülfsmitteln ausgestatteten Mitglieder der Patentbehörden? Das wird wohl schwerlich Jemand zu behaupten wagen. Wir haben vielmehr bei Durchsicht der Entscheidungen französischer und englischer Gerichtshöfe in Patentsachen stets den Eindruck gehabt, daß sie hinter den Entscheidungen des Berliner und Washingtoner Patentamts bedeutend zurückstehen.

Lebhafte Beschwerde wird auch gegen die *Höhe der Patentgebühren* erhoben. Unseres Erachtens mit Unrecht. Wir sehen nicht ein, weshalb das Reich nicht eine gewisse Reineinnahme aus einer Einrichtung ziehen sollte, die doch einem nur kleinen Kreise, darunter vielen Ausländern, zum Vortheil gereicht. Der Gewinn aus dem ertheilten Erfindungsschutz erscheint mindestens ebenso berechtigt, als der Ueberschuß der Post- und Telegraphenverwaltung, deren Einrichtungen in der Hauptsache nur dem Handels- und Gewerbestand zu Gute kommen. Die große Masse des Volkes schreibt wenig und telegraphirt nie.

Ueberdies sind diese Gebühren, im Grunde genommen, wohl erschwinglich. Sie betragen thatsächlich nur 100 Mk., wovon 20 bei der Anmeldung, 30 bei der Patentertheilung und 50 im zweiten Patentjahre zu entrichten sind. Von diesem Zeitpunkte ab steigen sie allerdings jährlich um 100 Mk.; doch hat dies der Thatsache gegenüber keine große Bedeutung, daß die meisten Patente innerhalb zweier Jahre werthlos werden und daher in Folge Nichtzahlung der Gebühren verfallen. Diejenigen Patentinhaber aber, welche weiter zahlen, machen

Digitized by Google

mit ihrem Patent ein gutes Geschäft und können in der Regel die kleine Abgabe ohne Beschwerde erschwingen. Die Gebühren werden übrigens nachweislich unbemittelten Erfindern gestundet.

Eine Berechtigung haben dagegen die Klagen über das Musterschutzgesetz. Demselben wird mit Recht vielfach gerade das vorgeworfen, was man anderweitig für einen Fehler des Patentgesetzes ansieht. Man beschwert sich einerseits über das Nichtvorhandensein einer Vorprüfung, andererseits über die Unmöglichkeit, sich über den Bestand an geschützten Mustern zu orientiren. Bestände bei den Mustern eine Vorprüfung wie bei den Patenten, so würden die Urheber dieser Muster dadurch die Gewißheit erlangen, daß sie nicht etwa in die Rechte Anderer eingreifen, nicht etwa ein bereits vorhandenes Muster anwenden und sich dadurch gerichtliche Klagen zuziehen. Dieser Zweck wäre übrigens schon, wenn auch schwerer, durch die Concentrirung der Muster in der Hand einer Behörde zu erreichen, wie sie fast überall besteht. Bei uns nimmt jedes Gericht Muster zur Eintragung entgegen, und es herrscht daher völlige Unwissenheit über die Bestände an Mustern, zumal sich deren Veröffentlichung als zu kostspielig erwiesen hat.

Der Umstand endlich, daß die Patentertheilung in der Hand einer Reichsbehörde liegt, während der Musterschutz von den Amtsgerichten der Einzelstaaten verwaltet wird, hat dazu beigetragen, daß wir noch nicht zu einer klaren Scheidung der Begriffe „Erfindungspatent“ und „Muster“ gelangt sind.

Unserer unmaßgeblichen Ansicht nach würden die vielen Vereine und Privatleute, welche immer wieder einen Sturmlauf auf einzelne Bestimmungen der Gesetze über das gewerbliche Eigenthum unternehmen, weiser handeln, wenn sie sich vorerst mit allen Kräften auf die Verwirklichung folgender Ziele werfen würden:

1. Concentrirung des Muster- und Markenschutzes. Dieses Ziel liegt auf nationalem Gebiete und wäre unschwer im Wege der Reichsgesetzgebung zu erreichen. In London, wie in Washington und Paris ist das gewerbliche Eigenthum einer Behörde unterstellt, und wir sehen nicht ein, warum das Deutsche Reich hierin eine unberechtigte Ausnahme machen sollte. Auch die Schweiz besitzt seit Kurzem ein Eidgenössisches Amt für das gewerbliche Eigenthum. Warum sollte die Schöpfung eines Reichsamts für das gewerbliche Eigenthum, d. h. für Patent-, Muster- und Markenschutz, auf unüberwindliche Hindernisse stoßen?

2. Freizügigkeit der Patente, Muster und Handelsmarken. Wie oben bemerkt, halten wir die im Deutschen Reich und den übrigen Industriestaaten erhobenen Patentgebühren für nicht zu hoch. In den meisten Fällen geradezu unerschwinglich werden aber die Kosten zur Erlangung des Schutzes für eine Erfindung oder ein Muster dadurch, daß die Gesuche gleichzeitig oder nahezu gleichzeitig in allen Ländern eingereicht werden müssen, in welchen der Erfinder sein geistiges Eigenthum zu verwerthen wünscht. Da nun die Wenigsten eine Summe von mehreren Tausend Mark zu erschwingen vermögen — so viel kostet die Erlangung eines Patentes in Europa und den bedeutenderen Staaten Amerikas, sowie in den australischen Colonien —, so ist der unnatürliche Zustand entstanden, daß Erfindungen und Musterzeichnungen, die ihrem Wesen nach international sind, sich thatsächlich in der Mehrzahl der Fälle lediglich auf nationalem Gebiete bewegen. Wer die Beweise dafür haben will, braucht nur die von den Patentämtern veröffentlichten Statistiken einzusehen. Im Deutschen Reich, wo die Verhältnisse noch ziemlich günstig liegen, erreicht die Zahl der an Ausländer ertheilten Patente kaum ein Drittel der Gesammtzahl! Umgekehrt verschwindet die Zahl der in England und den Vereinigten Staaten patentirten deutschen Erfindungen völlig gegen die Zahl der Patente, welche alljährlich an Inländer ertheilt werden.

Unter den jetzigen Verhältnissen genießt also der Erfinder thatsächlich in den meisten Fällen nur einen Schutz innerhalb der Landesgrenzen und es steht beispielsweise jedem Engländer, Franzosen oder Amerikaner durchaus frei, die überwiegende Mehrzahl der deutschen Erfindungen nach Belieben und ohne jede Vergütung an deren Urheber auszubeuten. Diese, des 19. Jahrhunderts unwürdige Zustände haben denn auch ein gemeingefährliches Geschlecht, die Zunft der Patentmarder, großgezogen, d. h. der Leute, die auf der Lauer sitzen und beispielsweise eine deutsche Erfindung, welche ihnen aussichtsreich zu sein scheint, als ihr Eigenthum im Ausland anmelden, sobald sie die Gewißheit erlangen, daß der rechtmäßige Eigenthümer, zumeist wegen Mangels an Geldmitteln, den Schutz seiner Rechte auch im Auslande nicht zu erlangen vermag.

Gibt es kein Mittel, dem unwürdigen, die erfinderische Thätigkeit lähmenden Zustand ein Ende zu machen? Unseres Erachtens wäre dies bei einigem guten Willen durch Gründung eines internationalen Vereins für das gewerbliche Eigenthum zu erreichen, welchem etwa der Weltpostverein als Vorbild dienen könnte. Hier behält jede Verwaltung ihre Einnahmen, und es erlangt ein Brief durch Zahlung des Portos an das Postamt des Absendungsortes das Recht der Freizügigkeit durch das ganze Vereinsgebiet. Warum sollten sich die Regierungen nicht schließlich dahin verständigen, daß ein von dem einen Vertragsstaat ertheiltes Patent, oder ein in dem einen Vertragsstaate hinterlegtes Muster in dem ganzen Vereinsgebiet ohne Weiteres oder unter Erfüllung kostenloser Vorschriften ebenso Geltung haben sollte, wie ein mit einer 20 Pf.-Marke beklebter Brief in dem ganzen Gebiete des Weltpostvereins? Allerdings bietet die Verschiedenheit der Gesetzgebungen, besonders die Scheidung in Länder mit Vorprüfung der Patente und solche mit dem reinen Anmeldungsverfahren große Schwierigkeiten. Doch ließen sich dieselben schließlich überwinden und wir würden, wenn dadurch die Freizügigkeit der Patente und Muster erlangt werden könnte, gern die Vorprüfung der Patente aufgeben. Damit wäre der Vortheil nicht zu theuer erkauft.

Die bereits bestehende Union internationale de la propriété industrielle, welcher Deutschland nicht beigetreten ist, weil sie den Erfindern wesentliche Vortheile nicht gewährt, gäbe vielleicht eine geeignete Grundlage für den zukünftigen Weltverein für das gewerbliche Eigenthum ab.

Literatur und Kunst.

Von der Pariser Weltausstellung.

Von Peter Taren.

I. Physiognomie.

Hat sie eine? frug ich mich, als ich ihr zuerst auf der Veranda des Trocadero gegenübertrat.

Ein Chaos von Form und Farbe schwamm vor meinen Augen in einander. Rechts, links, neben, unter mir leuchtete und funkelte es von glasirten Fliesen, emaillirter Lava, Metallvergoldung; von Mosaik, Azulejos und gemaltem Glase — die ganze Palette architektonischer Polychromie strahlte in der Sonne, glitzerte in den Wellen der Seine, welche diesen bunten Weltmarkt in zwei ungleiche Hälften schneidet. Nach und nach erst entwickeln sich daraus die verschiedenen Physiognomien der Länder, die hier vertreten sind. Giebeldach, Kuppel, Pagode, Zelt, Thurm, Pyramide, Kiosk, Plattform, Minaret — Alles hat sich zusammengefunden. Neben den Reichen des alten Europa — mehr oder weniger officiell angeführt — haben auch alle anderen Welttheile ihr Contingent gestellt. Hier ein Stück Indien, dort ein Fetzen Aegypten; Siam, Japan, Annam — wer zählt die Völker, nennt die Namen! Hat ein Volk lang — läßt's lang hängen. So haben z. B. die südamerikanischen Freistaaten mit Gold und Silber nicht geknausert. Die Republik Argentinien, um nur eine zu nennen, hat ihrem Architekten 1,500,000 Frs. angewiesen, um ihr einen würdigen Pavillon zu bauen. Nachgezählt habe ich nicht, indeß es wird wohl stimmen; stattlich genug sieht er aus.

Dabei haben wir es hier nicht nur mit der Architektur

Digitized by Google

der Gegenwart zu thun. Nächst den äußerlich etwas bunt decorirten, aber in großartigen Dimensionen errichteten Galerien mit Kuppelbau, welche die eigentlich „internationale" Ausstellung fassen, hat Frankreich in geschickt zusammengestellten Exemplaren für einen kurzen Abriß der menschlichen Wohnungsgeschichte gesorgt, der mit dem „Höhlenbären" beginnt. Mag der Archäologe auch da und dort die Achseln zucken, die Menge, welche gelehrte Bücher nicht aufschlägt, dankt dem geistreichen Architekten der großen Oper, Charles Garnier, für die amüsante Lection durch unermüdlichen Besuch. Ganz con amore schlendert sie an seiner Hand vom Troglodite zum Pfahlbauern; vorbei am eisernen und bronzenen Zeitalter. Sie wirft einen neugierigen Blick unter das Zelt der nomadisirenden Stammväter der. Rothschilde und Bleichröder, tritt bei den alten Assyrern und Medern ein, und interviewt den Comfort von Pelasgern und Persern. Einem Griechen zu Perikles' Zeit steigt sie auf's flache Dach und vergleicht gallo-romanische Wohnungen mit den Zinshäusern am Boulevard Hausmann. Recht geschickt sind hier und da antike Fragmente benutzt worden. Das russische Haus ist offenbar zu klein für die französischen Sympathien, die darin Platz finden möchten. Die Slaven haben ein kühles Schenkgärtlein, die Skandinaven hübsche blonde Frauen. Gothik und Renaissance durften der Vollständigkeit wegen nicht fehlen, obwohl man, durch bessere Proben verwöhnt, etwas skeptisch vorüber eilt. In jedem dieser Häuser — wie es auf einer Weltausstellung ja nicht anders möglich ist — befindet sich natürlich noch eine Sonderausstellung. Jeder Schritt führt in ein anderes Reich, jeder Blick streift eine neue Flagge. Denn selbstverständlich flattert das Nationalbewußtsein über jedem Volk in den entsprechenden Farben. All' diese Reiche haben auch ihre „natürlichen Grenzen", repräsentirt durch die herrlichsten Blumengürtel, den frischesten Rasen, die üppigsten Baumgruppen. In der Mitte Aller aber, wie's dem Beherrscher dieses bunten Markts geziemt, erhebt sich schlank und hoch der feingegliederte, metallene Riese, der Eiffelthurm. Verachtet von den Künstlern, bewundert von den Laien, ist er aus Haß und Zwietracht emporgewachsen, langsam, aber unaufhaltsam — höher und höher. Keck steht er da; trotzig und stolz streckt er sein Haupt bis an die Wolken. Am Tage umflattert von der dreifarbigen Fahne, schleudert er Nachts seine elektrischen Blitze und beleuchtet grell bald diesen, bald jenen Winkel von Paris, als wolle er — gleich dem hinkenden Teufel Asmodi — unter die Dächer des Pygmäenvolkes schauen, das zu Tausenden um seine eisernen Füße krabbelt, das zu Tausenden sich durch seine eisernen Glieder windet.

. Wie sie von seiner Höhe klein und unbedeutend erscheinen, diese Menschen! Wie jeder Unterschied da schwindet, den hellere oder dunklere Haut, Cylinder oder Turban, Helm oder Calabreser geschaffen haben. Nicht Europäer oder Afrikaner sieht man, nicht Rothhäute oder Japanesen — Menschen nur, nichts weiter. Menschen, die, wie die Ameisen auf einem Sandhügel, in steter Bewegung durch einander kreisen, die wie im Fieber hasten, als hätten auch sie Jeder eine Beute in Sicherheit zu bringen. Alle einander so ähnlich, wie sie in allem Wesentlichen sich ja auch gleich sind, selbst in der einen Eigenschaft, sich äußerlich so verschieden als möglich zu geberden, um einen Vorwand für den allgemeinen Lieblingssport zu finden, sich gegenseitig anzufeinden und zu vernichten.

Die große Orgel vom Concertsaal des Trocadero begleitete diese Gedanken mit den Klängen des Pilgerchors aus dem „Tannhäuser".

Gott sei Dank! mußte ich da plötzlich denken — denn die allgemeine Menschenliebe wird aus alter Gewohnheit auch bei mir meist vom Nationalgefühl beiseit geschoben — Gott sei Dank, daß es wenigstens eine deutsche, nationale Musik gibt, auf die man hier stolz sein kann, denn in unserem Bildersaal möchte man gar verzweifeln! Officiell ebenso wenig wie jede andere Kunst vertreten, begegnet man unserer Musik allenthalben in Kirchen und Concerten, weil sie die erste und beste Musik der Gegenwart ist, weil die junge französische Schule das laut oder leise ebenfalls anerkennt, sich jedenfalls stark von ihr beeinflussen läßt, wie denn der Patriotismus kein Volk abhalten wird, in der Kunst vom Nachbarvolk zu borgen, wo dieses ihm überlegen ist. Das ist in der Kunstgeschichte längst zum Erfahrungssatz geworden, und diesen Freihandel auf unseren höchsten Gebieten wird schwerlich eine Grenzsperre je aufhalten können.

Als ich die Stufen des Trocadero herunter stieg, begriff ich bald, daß es unmöglich sei, all' der Pavillons, Wintergärten, Mühlen, Brutanstalten u. s. w. einzeln zu gedenken, die in reizendem Durcheinander sich in seinem Park Rendezvous gegeben haben. Längs und quer sind mächtige Zelte der Blumen- und Fruchtausstellungen geöffnet, welche sich in kurzen Zwischenräumen stets erneuern werden. Das Welken wird die Dauer bestimmen. Durch ein solches Zelt, es enthält einen märchenhaften Rosenflor, schritt ich nach dem Pavillon der „Eaux et Forêts", den der Staat aus allen in Frankreich heimischen Holzarten mit feinem Geschmack aufführen ließ. Die ihn einfassende Veranda wird von Baumsäulen getragen, die alle ein Alter von 100—160 Jahren nachweisen. Dieser Pavillon schließt nicht nur die ganze Waldcultur in verkleinertem Maßstabe ein, er strömt auch den herrlichsten Walddust aus.

Ich habe mich seitdem auch auf dem Marsfelde soweit orientirt, um versichern zu können, daß selbst das bloße Aufzählen der einzelnen Abtheilungen bei beschränktem Raum zur Unmöglichkeit wird. Mein Plan führt allein auf dem Marsfelde 81 verschiedene Bauten an, die sich auf einer Ausdehnung von 219,200 qm befinden. Darunter mächtige Gebäude, wie die Maschinengalerie von 420 m Länge, 145 m Breite und 45 m Höhe. Der große Mitteldom — das Portal gewissermaßen für die Galerien der einzelnen Industrieabtheilungen — hat 60 m Höhe. Die Paläste der schönen und freien Künste, welche sich rechts und links von ihm hinziehen, und auf die ich später zurückkomme, messen jeder 230 m Länge bei 145 m Breite. Ich befasse mich ungern mit Zahlen, die zu realisiren den Meisten schwer wird, weiß aber kein anderes Mittel, um nur annähernd die Idee von dem Ausstellungsmaterial zu geben, das solche enorme Räume zu füllen im Stande ist.

Von der stark beflaggten — jedes Land kommt dabei zu Ehren — zeltgedeckten Jenabrücke, die Trocadero und Marsfeld verbindet, ziehen sich Blumenanlagen, die in den frischesten Rasen gezeichnet sind, durch die ganze Mitte des Marsfeldes, unter dem Eiffelthurm hindurch, bis zum Dom des Hauptgebäudes, das mit seinen Galerien den Abschluß der Längsseite bildet.

Die Façade dieses Doms und sein Portal sind vielfach getadelt worden. Vielleicht ist der Stil etwas überladen, wie bei anderen Festdecorationen auch, die nicht auf Dauer berechnet wurden. Mäkeln wir nicht an diesem Portal, es führt nach den Galerien der Industrie- und Maschinensäle und wird dadurch zur Ehrenpforte. Welch' glorreichen Sieg schließen diese Räume ein, wenn auch kein Schlachtenname auf dem Portal verzeichnet ist — den Sieg des Menschen über die Materie.

Zwischen den oben erwähnten Gartenanlagen lösen sich monumentale Wasserwerke ab, die mit den gegenüberliegenden des Trocadero ein Ensemble bilden, das an Großartigkeit den Versailler Wasserwerken nicht viel nachgeben wird. Wie dort sind die einzelnen Gruppen aus colossalen Göttern und Göttinnen, Najaden, Delphinen und dergleichen zusammengesetzt. Das Mittelstück — die Barke des Fortschritts, die auf einem breiten Wasserbassin segelt — ist eingefaßt von künstlichen Schilfgruppen, aus denen große Strahlen aufsteigen. Es versteht sich, daß Najaden, Delphine u. s. w. gelegentlich des Wasserspeiens ebenfalls ihre Schuldigkeit thun. Die Wasserstrahlen der Hauptfontainen erheben sich bis zu einer Höhe von 10 m. An Sonn- und Festtagen sind sie elektrisch beleuchtet, ein zauberhafter Anblick; ich habe Aehnliches noch nicht gesehen. Die Farben wechseln fortwährend; einzelne Nüancen weiß ich an Intensivität und Schönheit nur gewissen Tönen der Glaspatina zu vergleichen, wie man sie z. B. im Louvre bei den pompejanischen Ausgrabungen trifft.

Der Kostenpunkt beschränkt das bunte Spiel, das sich an

Digitized by Google

solchen Abenden dreimal wiederholt, immer auf die Dauer von nur 15 Minuten.

Längs des Quai d'Orsay, von der Alma- bis hinter die Invalidenbrücke, breitet sich eine dritte Ausstellung aus, die besonders Hausfrauen, Landwirthe, Weinbauer anziehen dürfte. Ich hebe für die ersteren nur hervor die Galerien der Nahrungsmittel, wo man eine Zusammenstellung alles dessen trifft, was in's Bereich der Bäckerei und Conditorei, wie in das der Küche gehört. Fischzucht, Aquarien u. s. w. sind dicht an's Seineufer verlegt worden und erhalten Abschluß durch das große Panorama der transatlantischen Gesellschaft, dessen Fuß vom Wasser bespült wird.

Eine vierte Ausstellung — sie nimmt die ganze Esplanade der Invaliden ein — gehört den Kriegs- und Marineministerien, sowie den französischen Colonien, die in einer Anzahl exotischer Dörfer ihre Anziehungskraft auf die Menge üben. Ich muß bekennen, daß ich selten — ich denke hier nicht nur an einzelne Schaustellungen in zoologischen Gärten, sondern an einen Aufenthalt im schwarzen Erdtheil selbst — eine solche Anzahl schöner schwarzer und brauner Menschen auf einem Fleck zusammen gesehen habe. Neben den Pavillons von Madagaskar und Gouadelupe haben die Annamiten ein Theater errichtet. Man wird da bald die dramatische Literatur dieser Sonnenkinder kennen lernen. Da sie — wie die klassischen Griechen — ihre Rollen nur durch Männer besetzen, die französische Etikette (oder Lorgnette?) aber auf der Bühne vor Allem nach der Frau verlangt, hat man einige Dutzend Balleteusen von Tonkin engagirt, welche dem Mangel abhelfen werden. Tonkin selbst ist nicht mit einem Theater, dafür aber mit einer ebenso stattlichen Pagode erschienen. Der Effect dürfte für uns Abendländer so ziemlich derselbe sein.

Die Specialisten, resp. Kruppisten, werden in den weiten Sälen des Kriegsministeriums und der Marine sämmtliches Kriegsmaterial finden — das bereits überwundene, sowie das vervollkommnetste, modernste. Eine heitere Scene liefert daneben die Geschichte der Uniform. Die neuesten Uniformen werden von 120 lebensgroßen Gliedermännern, zum Theil beritten, vorgeführt, die vor entsprechend gemaltem Hintergrunde, in einem mächtigen Saale sehr geschickt aufgestellt sind. Uebrigens sind alle Waffengattungen in diesem Raume auch durch lebende, sogar active Militärs vertreten, die, 130 an der Zahl, hier die Aufsicht führen. Der Zukunft hat man selbstverständlich auch gedacht. Die „Union des Femmes de France" (vom rothen Kreuz) hat ihre Ausstellungssäle dicht neben denen der Kriegsgeschosse. Hier findet sich Alles, was Menschenliebe bis jetzt ersonnen, um die Wunden zu heilen, welche jene schlagen werden.

Erinnerungen an Heinrich Laube.

Von Gustav Karpeles.

Bedarf es einer besonderen Veranlassung, um die Zeitgenossen fünf Jahre nach dem Tode eines bedeutenden Mannes einmal wieder auf ihn aufmerksam zu machen? Ich glaube nicht. Wenn aber Jemand gleichwohl die besondere Veranlassung fordert, so möchte ich diesem sagen, daß der Mann, auf dessen Grab ein schlichter Immortellenkranz persönlicher und literarischer Erinnerungen gelegt werden soll, nach seinem Tod viel zu rasch vergessen und viel zu wenig gewürdigt worden sei. Das, so meine ich, ist wohl eine genügende Veranlassung, auf ihn zurückzukommen. Die Biographie Heinrich Laube's wird ohne Zweifel einmal geschrieben werden, denn er ist einer der interessantesten Geister unserer Literatur und unseres öffentlichen Lebens in einer vielbewegten Uebergangsperiode; sein Auftreten in und mit dem „Jungen Deutschland", seine politische Wirksamkeit im Frankfurter Parlament, seine dramatischen und literarischen Schöpfungen, seine reformatorische Bühnenthätigkeit und vieles Andere greift tief in das Leben einer großen Zeitperiode ein und verdient eingehend geschildert zu werden.

Zu einer solchen Biographie bedarf es aber der Bausteine. Und als ein solcher Baustein möchten auch diese anspruchslosen Erinnerungen gelten, die sich, so weit sie persönlich sind, natürlich nur auf die letzten Lebensjahre Laube's erstrecken, so weit sie aber rein literarisch, gerade seine erste Periode, die Uebergangszeit vom „Jungen Deutschland" zur Politik und zum Theater, in den Zeugnissen Laube's selbst schildern.

Das Theater war es auch, das mich zuerst mit Laube bekannt gemacht hat. Es war im Herbst 1876, als er mir — ich war damals Feuilletonredacteur und Theaterkritiker der „Breslauer Zeitung" — den ersten Brief schrieb, der eine Anfrage über das Gastspiel seiner Stadttheatergesellschaft in Breslau enthielt. Am Schlusse dieses Briefes heißt es:

„Sind Sie mit dem Karpeles verwandt, der in den Vierziger Jahren in Paris ein wichtiger Correspondent deutscher Zeitungen und Freund Heine's war? 1847 lernte ich ihn kennen; er war sehr angenehm und tüchtig. Ihr

Laube."

Obwohl ich diese Frage zu meinem Bedauern verneinen mußte, kehrte sie doch auch in den späteren Briefen Laube's, gewöhnlich als Postscriptum, noch zwei oder drei Mal wieder. Das Gastspiel in Breslau kam übrigens damals nicht zu Stande und so lernte ich erst drei Jahre später (1879) Laube in Wien persönlich kennen. Der Eindruck, den er mir damals machte, wurde wesentlich durch die trüben Verhältnisse beeinträchtigt, in welchen er gerade lebte. Seine Lieblingsschöpfung, das Stadttheater, lag in den letzten Zügen. Er hielt es allerdings nur für scheintodt. Es war aber wirklich todt. Und diese unwiderlegbare Thatsache brachte alle diejenigen in einen gewissen Zwiespalt, die damals mit und bei Laube verkehrten. Sein berühmter Nachmittagskaffee, vordem von dramatischen Autoren, schönen Künstlerinnen und reichen Bankiers viel besucht, wurde immer dünner, d. h. in der Quantität der Besucher. Und der Alte war verdüstert, verstimmt. Nur wenn man den Namen „Dingelstedt" und das Wort „Burgtheater" aussprach, da leuchtete sein klares blaues Auge noch einmal auf. Dann aber entlud er die Schale seines vollen Zornes über den erfolgreichen Rivalen und über das Theater, dessen Größe er selbst mit bewirkt hatte. Kaum war es damals möglich, Laube für ein anderes Thema zu interessiren als für das Theater. Selbst über Heine sprach er nur selten — und das war sonst sein Lieblingsthema. Gleichwohl vermochte ich ihn zuweilen doch darauf zu bringen und sorgsam habe ich mir nach jedem Besuch aufgeschrieben, was mir Laube darüber sagte. Ich finde in meinem Notizbuch manche interessante Bemerkung; aber ich kann nur das Wichtigste aus unserer ersten Unterhaltung hier skizziren.

„Ja, Heine; Sie haben Recht, ich hätte seine Biographie schreiben sollen. 1846, nach der falschen Todesnachricht wollt' ich's, 1856, nach dem wirklichen Tod, konnt' ich's nicht mehr. Ich steckte zu tief schon im Theaterwesen. Und doch muß man Heine gekannt haben, um ihn zu schildern. Er war im Grunde genommen ein einfach guter Mensch, ja er hatte geradewegs ein philisterhaft gutes Herz — aber einen böjen Mund. Und wie böse! Er konnte über seine Frau, seine Brüder, seine Freunde die grausamsten Witze machen, aber er konnte ihnen keine Gefälligkeit, keinen Wunsch abschlagen. Gegen mich war er immer ausnehmend gut. Ich kann's noch heute nicht verstehen, warum? Denn ich habe wenig dazu gethan; ja, ich muß gestehen, daß ich gerade Heine's Güte gegenüber Jahre lang sehr mißtrauisch und zurückhaltend geblieben bin. Er war mir aber gewogen und überhäufte mich Zeitlebens mit Beweisen seiner Güte. Durch ihn habe ich Paris und die Franzosen kennen gelernt. Er führte mich zu Thiers, Mignet, Lamartine, Georges Sand, Béranger, Eugen Sue. Sie können sich heute kaum vorstellen, wie hoch er bei den Franzosen angesehen war. Eine Karte von Monsieur Eine öffnete jeden Salon in Paris. Und ich muß sagen, daß er in Gegenwart der Franzosen Deutschland immer sehr hoch stellte; er machte keinen Witz und duldete keinen Angriff. Gingen wir aber aus einer französischen Gesellschaft weg, dann ließ er seinem Witz die Zügel schießen, dann kamen Jahn, Venedey, Maßmann und die ganze Galerie an die Reihe. Es wäre ja undankbar, sagte er, wenn ich diese armen Leute verlassen sollte, nachdem sie mir so lange gedient. Wer spräche dann noch von ihnen! 1847 sah ich Heine zum letzten Mal. Ich war erschrocken über sein Aussehen, der Tod saß ihm auf dem Gesicht, sein Geist aber war unverändert und sein Naturell unberührt. Damals mußte ich mit ihm Testament machen und ihm versprechen, seine Schriften nach dem Tode herauszugeben. Als ich mich von ihm verabschiedete — Alfred Meißner war dabei — weinte er wie ein Kind. Ich werd's nie vergessen. Später kam es allerdings anders. Mein

Digitized by Google

Buch über das Frankfurter Parlament mißfiel ihm und er schrieb mir darüber einen heftigen Brief, in dem er mich fast wie einen Verräther an der Freiheit behandelte. Das ließ ich mir nicht gefallen und ich antwortete ihm, daß, wer in einem Glashause sitze, nicht mit Steinen werfen dürfe. Dann kamen Klatschereien, Mißverständnisse und dergleichen. 1851 wandte er sich an mich, ich sollte ihm die Tantièmen des Ballets »Satanella« verschaffen, da dieses eigentlich sein »Doctor Faust« sei. Ich gab mir Mühe, umsonst. Natürlich, »Satanella« war eben nicht sein »Doctor Faust«. Auch später noch ließ er mir wiederholt durch seinen Bruder Gustav Botschaft und Grüße, hier und da einen mit Bleistift mühsam geschriebenen Zettel in gleichwohl sehr großen und deutlichen Schriftzügen zukommen. Noch 14 Tage vor seinem Tod schrieb er an mich im Interesse der Tochter seines Arztes, die zum Theater gehen, in Wien auftreten wollte. Leider sind die meisten seiner Briefe, die ich sorgfältig aufgehoben, bei einem Brand in meiner früheren Wohnung verloren gegangen. Was ich davon behalten, habe ich zur Zeit Strodtmann für seine Ausgabe überlassen."

Das war die erste Mittheilung, die mir Laube über Heine machte. Ich will hier gleich vorweg bemerken, daß derselben noch viele andere im Laufe der nächsten Jahre folgten, die ich in meinen Schriften und Aufsätzen über Heine gewissenhaft benutzt habe. Laube war von unerschöpflicher Geduld und Liebenswürdigkeit. Er wurde nicht müde, mir über jeden Punkt in Heine's Leben aus seinem merkwürdigen Gedächtniß die eingehendsten Mittheilungen zu machen. Und jede schriftliche Anfrage in dieser Richtung beantwortete er umgehend in seiner knappen, klaren, den Nagel auf den Kopf treffenden Weise, wie etwa das folgende Schreiben aus vielen anderen beweisen mag:

Wien, den 6. Februar 1880.

„Ich erinnere mich, lieber Freund, wie gesagt, einzelner Aeußerungen Heine's über Grillparzer nicht.

Aber gesprochen hab' ich allerdings mit Heine über ihn. Ich war schon damals ein Verehrer Grillparzer's, und ich weiß, daß Heine gegen diese meine Verehrung nicht das Mindeste einzuwenden hatte. Er hegte vollkommenen Respect vor Grillparzer, und dieser diente ihm oft zur Veranlassung, die österreichische Censur zu verwünschen, unter welcher solche Talente wie das Grillparzer's leiden müßten.

Im zehnten Bande der Grillparzer'schen Schriften (Aufenthalt in Paris) finden Sie, wonach Sie mich neulich auch gefragt, Data über Grillparzer's Urtheil über Heine. Er hat ihn literarisch hochgeschätzt, moralisch übel angesehen.

Mehr weiß ich nicht zu sagen, werther Freund. Bestens grüßend

Ihr

Laube."

Geradezu vernichtend ist ein Brief, den mir Laube im Herbst 1880 über die Erinnerungen an Heine schrieb, die dessen Nichte damals hatte erscheinen lassen. Der Brief ist in seiner klassischen Derbheit gar nicht zu veröffentlichen. Auf das Thema der Biographie kam er überhaupt noch oft zurück. Ja, er hatte bereits die Geneigtheit ausgesprochen, alle seine Erinnerungen an Heine in einem Buche zusammenzustellen. Leider kam auch dieser Plan, wie so viele andere aus seinen letzten Lebensjahren, nicht zur Ausführung.

Die geistige Regsamkeit Laube's in dieser Zeit war geradezu eine erstaunliche. Sobald er mit dem Theater einmal abgeschlossen hatte, wendete er sich wieder mit der vollen Energie, die er stets bewährte und bewahrte, ganz seiner ersten Liebe, der Literatur zu. Der literarische Johannistrieb war plötzlich in ihm erwacht und schoß mächtig in Blüthe. Ich habe oft gestaunt, wie viele Pläne er zu gleicher Zeit in seinem Kopfe trug und auf das Papier warf. Natürlich suchte ich mit dem ganzen Eigennutz eines Redacteurs diese Schaffensfreudigkeit für die Zeitschrift auszubeuten, welche ich damals leitete. Laube lachte oft über meinen Eifer, aber er gestand mir doch einmal zu meiner aufrichtigen Genugthuung, daß meine Anregungen ihn wiederholt auf bestimmte Punkte und Ausführungen gelenkt hätten. Als ich gelegentlich seinen Romancyclus „Der deutsche Krieg" für eines der glänzendsten Kulturgemälde deutschen Lebens erklärte, erwiderte er: „Ja, das müssen Sie Ihrem Julian Schmidt sagen! Hätten sie mich damals in Deutschland nur aufgemuntert, so hätte ich noch manches Tüchtige schaffen können. Der Roman und zwar der kulturgeschichtliche ist mein Feld. Da hätte ich vielleicht mehr erreicht wie Gutzkow; denn er ist verworren und zerfahren, ich aber bin klar und straff in meiner Weltanschauung."

In der That war die erste Frucht seines literarischen Johannistriebs eine Art kulturhistorischen Romans „Die Böhminger", ein Zeitbild aus der Restaurationsepoche. Die Stimmung, in der er sich damals befand, charakterisirt am treffendsten der folgende Brief, den mir Laube zur Zeit schrieb.

Wien, den 15. December 1879.

„Ja, lieber Freund, wenn ich nur was hätte!

Bis vor Kurzem hab' ich das Befreitsein von der Theaterdirection Tag um Tag dazu benutzt, einen angefangenen Roman zu vollenden. Den hätten Sie sofort haben können, wenn er für Sie getaugt hätte. Seit ich fertig bin, sind wieder die Unterhandlungen über Reconstruction des Theaters über mich gekommen, und ich habe auch bis jetzt kein Thema für Sie.

An Sie gedacht habe ich sogleich nach Beendigung des Romans, und da ich in phantastischer Thätigkeit immerfort gewesen, so meinte ich, eine Erzählung, Novelle oder kleinen Roman für Sie erfinden zu müssen. Daran denk' ich auch noch, aber es ist nichts reif, und die Störung ist schon wieder da. Endigt sie binnen 14 Tagen damit, daß ich wieder Director werden muß, dann ist die Angelegenheit ad calendas graecas vertagt. — Muß ich nicht wieder Director werden, dann trachte ich Ihnen eine Novelle zu Stande zu bringen.

Offenherzig gesagt, ich fürchte, nur etwas Ungenügendes zu produciren. Ich bin alt und trocken geworden. Aber versuchen werd' ich's, wenn ich frei bleibe. Spielhagen's »Quisisana« habe ich mit großem Interesse gelesen. Ich bitte, ihn zu grüßen, und ich grüße Sie als Ihr sehr ergebener

Laube."

Und in einem folgenden Briefe vom 20. Februar 1880 heißt es:

„Ich danke Ihnen für Ihren Brief, werther Freund, und bin nur bestürzt über Ihre großen Erwartungen, welche Sie von meiner Novelle hegen. Die werde ich alter Sünder nicht befriedigen können."

Es handelte sich um die Novelle „Louison", in der Laube die Geschichte einer Schauspielerin erzählte, welche der liebe Klatsch sofort in einer pikanten Wiener Künstlerin, die noch heute die Bühne ziert, wiedererkannt haben wollte. Mir selbst gefiel die Novelle sehr, in der Laube eigentlich nur einen Fehler begangen hatte, indem er die Handlung nach Brüssel, Paris und Dublin verlegte, statt sie da sich abspielen zu lassen, wo sie sich wirklich abgespielt und wo sie durch die Menschen und die Verhältnisse glaubhafter geworden wäre. Auf meinen Dankbrief schrieb mir Laube damals folgende Antwort:

Wien, den 9. November 1880.

Ich freue mich sehr, lieber Freund, über Ihr Lob der Louison. Ich war und bin wirklich zweifelhaft über den Werth des kleinen Opus, und hätte es gar nicht aus der Hand gegeben, wenn nicht mein Sohn (Abgeordneter Hänel) sein Wohlgefallen daran ausgedrückt hätte.

Aber bis zum nächsten Herbst zu warten, dies, lieber Freund, ist für einen alten Mann unannehmbar. Ich wäre da ganz unsicher, ob ich die volle Geburt des Kindes erlebte. Das ist keine Redensart; ich fühle das Alter arg an mir heraufklettern und mache nach allen Seiten Testament.

Vielleicht kann ich im Winter noch eine kleinere Novelle zu Stande bringen, und die sende ich Ihnen dann. Da wird es mir nicht auf's Zuwarten ankommen, denn alsdann hab' ich ja mit Louison bekundet, daß ich noch am Leben bin. Fügen wir uns also und bleiben wir trotzdem gute Freunde. Ihr

Laube."

Ich brauche wohl nicht erst meinen wohlgeneigten Lesern die Versicherung zu geben, daß ich mich nicht gefügt und endlich auch die Novelle wirklich erlangt habe. Bald darauf war ich auch wieder einmal in Wien und hatte Gelegenheit, die jugendliche Rüstigkeit zu bewundern, mit der der alte Herr seine ewig junge Phantasie alltäglich in den Morgenstunden spazieren zu führen verstand. Wir sprachen auch damals viel und oft von Heine, von dessen Buch über Börne, das er Laube widmen wollte, von dem brüderlichen „Du", das er schon nach dem ersten persönlichen Zusammentreffen dem jüngeren Freunde antrug, von Mathilde, die Laube noch als Ladenmädchen gekannt und die Heine auf seine Veranlassung in eine Pariser Pension gegeben hatte, damit sie dort „Wissenschaften und feine Manieren" lerne, von Heine's Pariser Freunden: Weill, Eckstein, Seuffert, Karpeles . . .

„Sind Sie vielleicht mit dem Karpeles verwandt, der . . ."

„Aber Herr Doctor, diese Frage haben Sie mir . . ."

„Ja, Sie haben Recht; da sehen Sie, das Gedächtniß taugt nichts mehr", fiel Laube ein, der übrigens sonst Jeden, auch Menschen mit den längsten Perioden und langweiligsten Geschichten, auszuhören pflegte und nie unterbrach.

Digitized by Google

Trotzdem arbeitete er, wie gesagt, täglich noch einige Stunden mit voller Kraft und jugendlichem Feuer. Da ich plötzlich nach Berlin zurück berufen wurde, konnte ich persönlich nicht mehr von ihm Abschied nehmen. Aber kaum war ich drei Tage in Berlin, als ich folgendes Schreiben erhielt:

„Sie sind nicht gekommen, lieber Freund, also schriftlich weiter. Es wäre mir angenehm, wenn meine neueste Novelle „Entweder — Oder" wiederum in Ihrer Zeitschrift erscheinen könnte. Sie ist in der That ein Pendant zu Louison, nämlich die Entwickelung einer tragischen Schauspielerin. In der Ausdehnung ist sie etwas länger. Aber erleben muß ich den Abdruck noch. Also Entweder — Oder. In jedem Falle aber Ihr

Laube."

Die Novelle ist wohl den meisten Lesern bekannt. Sie erzählt die Geschichte einer böhmischen Schauspielerin, die später Heroine eines deutschen Theaters wird. Natürlich fehlte es auch diesmal nicht an klugen Leuten, die sofort zu erzählen wußten, welche Wiener Künstlerin da gemeint und abconterfeit sei. Freilich, die Schilderung jener einzigen Hero-Vorstellung, die in der Novelle einen so ansehnlichen Platz einnimmt, ist in der That noch heute nicht aus dem Gedächtniß der älteren Wiener geschwunden.

Aber neben dieser Hero spielten auch noch andere weniger poetische Dinge in dieser Erzählung mit, die eine bedenkliche Hinneigung zum Naturalismus verriethen. Da gab es nun ein Hin- und Herschreiben, ein Pactiren und Bitten, bei dem aber Laube stets, wenn auch brummend nachgab. Endlich war die Sache in Ordnung, die Novelle wurde gesetzt und Laube ein Correcturabzug zugesandt. Da wurde ich in einer eiskalten Winternacht plötzlich mitten im festesten Nachtschlaf — etwa um 2 Uhr — durch ein Telegramm aus Wien aufgeweckt, das folgenden lakonischen Wortlaut hatte:

„Hosenträger-Geschichte muß bleiben. Gehört dazu. Gruß

Laube."

Nach meiner Ueberzeugung gehörte nun allerdings die Geschichte von dem Hosenträger, der einem jungen hoffnungsvollen Wenzelssohne vor Schrecken, als er die schöne Künstlerin auf einsamer Landstraße erblickte, herunter gefallen war, durchaus nicht in die Novelle. Ja, die sittliche Weltordnung der Geschichte wurde in keiner Weise durch dieses sonst so nützliche Requisit beeinflußt. Ich schrieb daher eindringlich bittend an Laube, aber erst nach wiederholtem Petitioniren ließ auch er den Hosenträger — fallen.

Als ich ihn im nächsten Frühling in Wien besuchte, war sein erstes Wort: „Die Hosenträgergeschichte mußte bleiben! In die Buch-Ausgabe bring' ich sie doch hinein."

Laube beschäftigte sich damals viel mit der antisemitischen Bewegung. Von Jugend auf hatte ihn die Judenfrage interessirt. In Sprottau, so erzählte er mir, habe er als Knabe sich besonders gern mit dem jüdischen Lehrer über die Gebräuche und Ceremonien der Juden unterhalten. Später fesselte ihn namentlich das weltgeschichtliche Drama des Kampfes der Juden gegen die Römer und in neuerer Zeit der Antheil derselben an der Bühne und Literatur. Alle diese Fragen und Erinnerungen wollte er in einer Novelle verwerthen, die eine entschiedene Abwehr gegen die Wogen der antijüdischen Bewegung werden sollte. Uebrigens sprach auch Laube den Juden den Sinn für Schönheit der Form ab; dafür sprach er ihnen freilich Intelligenz, Kraft und Charakter zu. Als ich ihm erzählte, daß schon im Talmud ein alter Rabbi den Satz ausgesprochen und durch ein uraltes Bibelwort begründet habe, daß Gott Hellas die Schönheit, Judäa aber die Wahrheit, d. h. die religiöse Wahrheit als Erbeigenthum verliehen habe, da war Laube freudig überrascht. Er sagte einmal: „Ja, freilich das öde, traurige Land Kanaan hat die Fülle und die Schönheit der Form weniger gebären können, als die Unermüdlichkeit, die wunderbare Ausdauer, die Kraft des Gedankens!" Zum Beweise dafür pflegte er mit Vorliebe Heine und die Rachel zu citiren.

Bekanntlich hat Laube in seiner letzten Erzählung „Ruben" alle diese Fragen behandelt. Aber diese Erzählung sollte er in Wirklichkeit nicht mehr erleben. Er starb am 1. August 1884, plötzlich, ohne vorher längere Zeit krank gewesen zu sein. Und dieses grell durchschneidende Ende bei ihm, den die Natur so sehr begünstigt hatte, vermehrte den Schmerz um den theuren Todten, dessen Dichtername keinen gegründeten Widerspruch zu befürchten hat, dessen menschlichen Charakter aber alle Diejenigen, welche das Glück hatten, ihn zu kennen, mindestens so hoch stellen werden wie jenen. Und damit werden sie zugleich einen von Laube's sehnlichsten Wünschen erfüllen.

(Schluß folgt.)

Veit Valentin, Kunst, Künstler und Kunstwerke.

Von Max Schneidewin.

Der obige Titel klingt nach einer principiellen Behandlung des Verhältnisses der betr. drei ästhetischen Hauptbegriffe zu einander, er führt in Wahrheit aber eine Sammlung von — zum Theil bereits einzeln veröffentlichten, aber neu überarbeiteten — Aufsätzen von Veit Valentin*) ein, welche unter jenen drei Ueberschriften in drei Gruppen vertheilt sind. Und doch konnte sich der Verfasser mit Recht bewußt sein, daß er in concreter Veranlassung auch das Wesen der Kunst, des Künstlers und des Kunstwerkes so mannigfach berührte und auf dieses so entschieden überall sein Urtheil zurückführte, daß er wohl eben, um darauf aufmerksam zu machen, jenen also doch keineswegs irre führenden Titel gewählt hat; übrigens ist auch I, 2 „Kunst, Symbolik und Allegorie" eine an kein concretes Object gebundene begrifflich grundlegende Abhandlung. Das Buch ist eine ganz bedeutende kunstwissenschaftliche Leistung, auf deren Studium ich alle durch Production oder durch receptive Liebe zur Kunst an dem Gegenstand Betheiligten angelegentlich hinweisen möchte. Ein feiner Sinn für das, was jedesmal in Sachen der Kunst wesentlich in Betracht kommt, eine umfassende Kenntniß der Denkmäler und der auf sie bezüglichen Literatur, die Fernhaltung jeglicher Phrasenhaftigkeit und die Ausprägung des Selbstgedachten in treffendem und schlagendem sprachlichen Ausdruck, endlich das Bedürfniß nach strenger wissenschaftlicher Deduction in der Darstellung — das sind die Besonderheiten, die vornehmlich den Aesthetiker Veit Valentin zu einem eigenthümlichen und hervorragenden kunstwissenschaftlichen Charakter abstempeln.

Der erste Aufsatz über „Tracht und Mode" will nachweisen, daß die moderne Kultur durch ihre Schaffung der modernen Gesellschaft, über die Zugehörigkeit zu welcher nicht Nationalität oder Berufsart, sondern Bildung entscheide, die Zeiten der Tracht, d. h. einer symbolischen Bedeutung der Kleidung, habe vorübergehen lassen und an die Stelle der Tracht die Mode habe treten lassen, welche besage, „daß ihre Träger nicht diesem oder jenem Stande, dieser oder jener bestimmten Anschauung in scharfer Abgrenzung von jeder anderen angehöre". Er zeigt sodann die Abhängigkeit der Mode von dem Streben nach Neuem einerseits und dem diesem Streben Schranken setzenden „Geschmack" andererseits, welchen letzteren Begriff er scharfsinnig, aber etwas einseitig entwickelt. Er legt sodann einige Hauptgesetze des Geschmackes dar und verweist denselben für das Gebiet der Kunst auf eine nebengeordnete Stellung. Man vermißt hier die Rücksichtnahme auf die bekannte und überzeugende Ihering'sche Auffassung von dem eigentlichen psychologischen Grunde der Unruhe in der Mode, und wird auch die ganz auf Bildung gestellte „Gesellschaft" mit der Wirklichkeit nicht in vollem Einklange finden. Die großen der „Tracht" angehörigen Kreise der Krieger, zu denen sich in dieser Beziehung theilweise das Beamtenthum gesellt, gehören allerdings der „Gesellschaft" nur von einer höheren Bildungsstufe ab an (die Offiziere und höheren Beamten), aber dann durch ihre „Tracht" und das dadurch Versinnbildlichte eo ipso selbst diejenigen unter ihnen, die ihre Bildung allmählich verwelken lassen; dieses Element nimmt weiter so sehr in dem Ganzen der Gesellschaft eine herrschende

*) Frankfurt a. M., Literarische Anstalt (Rütten & Loening).

Digitized by Google

Stellung ein, daß sie die Zugehörigkeit zur „Gesellschaft" im Stillen von einer ganz anderen Hauptbedingung als der der Bildung abhängen lassen, nämlich der „Satisfactions"fähigkeit und -bereitwilligkeit. Dies scheint mir das offene Geheimniß wenigstens unserer gegenwärtigen deutschen „Gesellschaft", so sehr auch Vernunft, Humanität, Höflichkeit, Lebensalter und jenes geheime Princip selber in der Gesellschaft dahin wirken, daß das letztere sehr selten zur wirklichen Anwendung kommt. Und somit ist die „Tracht" in Gestalt der Uniform keineswegs von der modernen Gesellschaft in die „Mode" verwandelt worden, der in Frankfurt a. M. lebende Verfasser wird hier unbewußt zu sehr nach sehr begreiflichen Frankfurter Localverhältnissen geurtheilt haben.

Der Aufsatz (I, 2) enthält eine klassische Entwickelung der Begriffe „Kunst", „Symbolik" und „Allegorie", die auch mit zahlreichen schlagenden Beispielen gesättigt ist. Das wesentliche Merkmal jeder Kunstschöpfung ist die Bildlichkeit, die symbolische Darstellung gibt die Wirklichkeit in gleichartigkörperlicher Andeutung, die allegorische in fremdkörperlicher Andeutung wieder. Die Frage nach der Berechtigung der allegorischen Darstellungsweise in der Kunst pflegt von der Aesthetik in verneinendem Sinne beantwortet zu werden, Verfasser weist aber überzeugend nach, daß dieser Doctrinarismus gegenüber manchen großartigsten Kunstschöpfungen, welche die allgemeine ungeschminkte Bewunderung besitzen und entweder ganz der allegorischen Darstellung angehören oder diese doch theilweise in sich verwenden, nicht bestehen kann. Solche die Berechtigung der Allegorie beweisende Kunstwerke sind z. B. Dürer's „Ritter, Tod und Teufel", Holbein's „Todtentanz", Rafael's „Schule von Athen" und „Disputa", Cornelius' „apokalyptische Reiter", Veit's „sieben fette", Overbeck's „sieben magere Jahre", Henneberg's „Jagd nach dem Glücke", Spangenberg's „Zug des Todes", und unser großes Nationaldenkmal auf dem Niederwald trägt die allegorischen Gestalten der Germania, des Kriegs, des Friedens, in den Reliefs aber historische, symbolische und allegorische Darstellungen friedlich neben einander. Die principielle Antwort lautet demgemäß: „So lange die Allegorie den Charakter der Bildlichkeit bewahrt und nicht zur Schrift sich verflüchtigt, widerspricht sie dem Wesen der Kunst nicht."

„Lebende Bilder" (I, 3) zeigt wieder recht das Bestreben des Verfassers, Einzelvorgänge des Kunstlebens an die gebührende Stellung innerhalb des theoretisch construirten Gesammtbereichs künstlerischer Gestaltung zu setzen, vgl. besonders S. 66 den Nachweis der Gabelung des Weges, der zu der höheren, dauernden Schöpfung des Kunstwerkes einerseits und zu dem für einige Augenblicke festgehaltenen „lebenden Bilde" andererseits führt. Doch ist Verfasser hier wieder nicht so doctrinär, das lebende Bild aus der Kunst ausschließen (und zu einer Schaustellung der Naturschönheit herabsetzen) zu wollen. Sehr geeignet zur Stellung lebender Bilder sind Scenen aus fremder Volkssitte (Beispiel: Trauung in einer russischen Dorfkirche), dramatische Situationen von kurzer Dauer und das Genrebildliche, weniger historische Scenen — für welche die wirklichen Menschen zu klein sind —, Scenen nach Illustrationen — die aber im Gegensatz zu dem in sich verständlichen Bilde den dichterischen Text zu ihrem Verständniß verlangen —, am wenigsten endlich das Portrait. So treffend übrigens der Verfasser den Unterschied zwischen Illustration und Bild zeichnet, so ist doch gegen ihn einzuwenden, daß vernünftiger Weise nur solche Illustrationsscenen gewählt werden, deren Gegenstand aus der entsprechenden Dichtung, vielleicht auch dem dazu gehörigen Illustrationswerke den Zuschauern bekannt sind. — Das „Grundproblem des Kunstgewerbes", welches in dem feinsinnigen Aufsatz (I, 4) behandelt wird, besteht in der Frage, wie sich die einem Gebrauchsgegenstande zu gebende schöne Form der Natur des dafür zu wählenden Stoffes anzuschmiegen hat, einer Frage, deren Lösung besonders das fünfzehnte und sechzehnte Jahrhundert in Deutschland durch unmittelbares Gefühl meisterhaft zu handhaben wußte und die Gegenwart bei Erloschensein jener gefühlsmäßigen richtigen Leitung durch theoretische Erkenntniß des in dieser Beziehung Vernünftigen und Schönen im Kunstgewerbe zu handhaben wieder lernen muß, zumal der gegenwärtige Geschmack vielfach die Verirrung zeigt, an dem kunststückmäßig der Natur des Stoffes Widersprechenden Wohlgefallen zu finden. Das concrete Beispiel der Aufgabe, ein geflochtenes Körbchen in Metalldraht, in gegossenem, in geschmiedetem Metall, in Thon, in Porzellan, in Glas nachzuahmen, gießt trefflich über die principiellen Gedanken des Verfassers Licht aus; zu mißbilligen ist nur, daß er die Abwechselung in der Wahl des Stoffes mit dem für ganz andersartige Verwendung fest ausgeprägten Begriff des „Stoffwechsels" zu bezeichnen der fälschlich geistreichen Anwandlung nicht widerstehen kann.

Die „Tragik in Werken hellenischer Plastik" (I, 5) ist gewiß ein anziehendes Thema. Der Verfasser weist nach, daß die Künstler der sogenannten pergamenischen Epoche, deren Aufhellung durch die bekannte Entdeckung des letzten Jahrzehnts und die nachträgliche scharfsinnige Hineinbeziehung anderer uns erhaltener Werke der griechischen Plastik in diese Epoche eine große Errungenschaft der archäologischen Wissenschaft der letzten Jahre ist, eine tragische Wirkung ihrer Schöpfungen anstrebten. Um aber die Frage zu beantworten, ob sie diese Wirkung thatsächlich erreicht haben, legt Verfasser eine principielle Erörterung des Begriffes des Tragischen ein, die von überraschend einfachen Thatsachen stufenweise aufsteigend zu einer Definition gelangt, welche sich mit der seit Hegel ziemlich allgemein recipirten Begriffsbestimmung deckt: „Die Empfindung, welche in uns durch ein vorgestelltes seelisches Leiden erweckt wird, das bei an und für sich berechtigtem Handeln durch ein anderes an und für sich gleichfalls berechtigtes Handeln entsteht, ist die tragische." Ganz besonders möchte ich hier noch auf die völlig überzeugende Polemik des Verfassers gegen den beliebten Begriff der tragischen Schuld hinweisen, die mit der Thesis beginnt: „Das Wesen der Tragik liegt in der Berechtigung des Individuums zum Handeln, nicht aber in seiner Schuld." An diesen Anschauungen gemessen, erreichen nun, wie Verfasser schön im Einzelnen nachweist, weder die pergamenischen Friese mit allen ihren Furchtbarkeiten des Unterliegens im Kampfe, noch die beiden mächtigsten Werke der etwa gleichen Kunstepoche, der farnesische Stier und die Laokoongruppe, eine wirklich tragische Wirkung, das thut nur eine einzige, der klassischen Zeit der dichterischen Tragödie noch viel näher stehende statuarische Gruppe, das herrliche Giebelfeld der Niobiden.

Die zweite Hauptabtheilung des Werkes beginnt mit einem Aufsatz: „Eine Frankfurter Kunstakademie im achtzehnten Jahrhundert", welcher als ein charakteristischer Beitrag zur Kulturgeschichte des vorigen Jahrhunderts immerhin eine auch über das Frankfurter Localinteresse hinausgehende Theilnahme erwecken kann, wie auch ein ausführlich mitgetheilter Bericht über eine in dieser Akademie abgehaltene Preisvertheilung vom 31. Januar 1782 sich zu einem unfreiwilligen Cabinetstück für die Naturgeschichte der Eitelkeit gestaltet.

Im Uebrigen bilden die zweite Hauptabtheilung drei Monographien über drei moderne Maler, Philipp Veit, Adrian Ludwig Richter und Moritz von Schwind, Monographien, die sich dem Besten dieser Art an die Seite stellen dürfen. Gründliches Verständniß der Personen und Sachen theilt sich hier in der angenehmsten Weise mit, und Niemand wird diesen Theil des Valentin'schen Buches ohne den reichsten Genuß aus den Händen legen. Macht sonst die theoretisirende Weise des Verfassers nicht unbedeutende Anforderungen an die denkende Aufmerksamkeit des Lesers, so wird derselbe in diesem Theil ohne große Mühe mit edelstem Stoffe in zugängigster Form beschenkt. Sollten wir einer der drei Darstellungen die Krone geben, was bei ihrer gleichen Trefflichkeit sehr schwer ist, so möchten wir wenigstens ihrer Originalität nach die Behandlung Schwind's am höchsten stellen, weil der Verfasser hier die Form der Biographie am weitesten verläßt und seinem besondersten Talente gemäß ganz selbständig Schwind's künstlerische Schöpfungen gruppirt und in ihrer Einheitlichkeit wie Mannigfaltigkeit beleuchtet. Nur eine gewisse Grundauffassung, welche Valentin in allen diesen Künstlermonographien mit allen Kunsthistorikern gemeinsam ist, möchte ich bemängeln: die Grund-

Digitized by Google

auffassung, als ob die Geisteswelt der Künstler zunächst so zu sagen in Gedankenform unabhängig von ihrer speciell künstlerischen Begabung für sich vorhanden wäre, um dann in ihrem besonderen Können nur ein Ausdrucksmittel zu finden, so daß also die Künstler ohne ihr Talent sonst große Schriftsteller oder Philosophen geworden sein würden: während in Wahrheit bei ihnen ihr ganzes Geistesleben unter der Herrschaft ihres stets vorangehenden und bahnweisenden Könnens steht, an dem sich ihr Gedankenleben entzündet.

Der letzte Theil des Buches, „über Kunstwerke", beginnt mit einem Aufsatz über die Venus von Milo. Der Verfasser, durch seine „Hohe Frau von Milo" (Berlin 1872) und die Broschüre „Neues über die Venus von Milo" (Leipzig 1883) Specialist in dem kunstgeschichtlichen Räthsel der weltberühmten Statue, gibt einen genauen Bericht von der Entdeckung derselben, ihre Erwerbung für das Louvre und die Wiederherstellungs-, dazu in einem Anhange die neuesten Deutungsversuche, selbst im Wesentlichen bei seiner früheren Erklärung verharrend. Nach ihm wäre das Kunstwerk nicht eine „typische", sondern eine „dramatische" Darstellung, bis in's Kleinste in jeder Bewegung und im Ausdruck des Antlitzes beherrscht durch die Grundconception: die Göttin in ihrer Entkleidung wird von dem profanen Anblick eines männlichen Auges überrascht und weist den Einblick in das Heiligthum des Weibes hoheitsvoll zurück. Es ist sehr schwer, dem Verfasser im Einzelnen zu widersprechen, der hier seine ganze Virtuosität des schrittweisen Constatirens und Folgerns entfaltet, aber das Gesammtresultat dürfte dennoch, wie mir, so manchen Lesern doch nicht recht in den Sinn wollen: fliehender Schrecken würde jener Situation besser entsprechen als noch so entschiedene „Bewegung" im Stillstand, und die ruhige Hoheit der Züge scheint mir allgemeinerer Natur und keinerlei peinliches Moment auch nur im Triumph über dasselbe umschließend. Der folgende Aufsatz weiß die vielumstrittene Einheit der Composition in Rafael's „Transfiguration" sehr glücklich nachzuweisen in dem Einen Bindegliede zwischen der oberen und der unteren Gruppe des Bildes, nämlich dem Blicke und der aufwärts zeigenden rechten Hand des kranken Knaben, welcher allein in der unteren Gruppe die Verklärung Christi über dem Hügel wahrnimmt.

Der Aufsatz „Cornelius und das Weltgericht" geht ziemlich streng mit diesem großen Bilde der Münchener Ludwigskirche zu Gericht, während der Verfasser sonst für Cornelius' Größe, den er schön als den getreuen Eckhard der modernen Malerei prädicirt, einen sehr offenen Sinn, ja Worte der begeisterten Würdigung hat. Abgesehen von einzelnen Mängeln, die er dem Bilde vorwirft, findet Valentin dessen principiellen Fehler darin, daß der Maler in einer Generation und einer Kultur, welche an Kunstschöpfungen selbstverständlich den rein ästhetischen Maßstab legt, mit seinem Gemälde die reale Wirkung einer Bußpredigt üben will. Dagegen ist doch zu bemerken, daß eine Kirche nicht eine Gemäldegalerie ist und daß künstlerische Darstellungen in einem Gotteshause auf reale religiöse Gefühlswirkungen und nicht auf ästhetische Scheingefühle — um diesen Grundbegriff der Hartmann'schen „Philosophie des Schönen" anzuwenden — vernünftiger Weise abzielen. Dem gegenüber ist aber Valentin wieder im Rechte mit seinem Urtheil: „Das gläubige Gemüth bedarf des reichen künstlerischen Apparates nicht, ja es wird in seiner Unbefangenheit gestört, wenn eine doch immerhin individuelle Auffassungsweise der heiligen Gegenstände sich an die Stelle des allgemeingültigen Glaubens drängt."

Zum Schluß beschäftigt sich der Verfasser noch mit einem Werke der unfreien schönen Kunst, nämlich Paul Wallot's jetzt in der Ausführung begriffenem Reichstagsgebäude. Die Besprechung des Grundrisses und des Aufrisses ist eine ganz ausführliche, überall in das Ineinander der innersten künstlerischen und praktischen Motive eindringende, so daß man sich freuen muß, daß der ausgezeichnete Künstler in dem ausgezeichneten Aesthetiker seinen Herold gefunden und umgekehrt diesem den Stoff zu einem schriftstellerischen Meisterwerk geliefert hat. Uebrigens nimmt Valentin auch schon Rücksicht auf diejenigen Modificationen des preisgekrönten Entwurfes, welche der Architekt demselben für die Ausführung hat angedeihen lassen.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Rechtlose Liebe.

Von B. Noelting.

Die Aerzte standen mit ernsten Gesichtern am Bett des Collegen. Nach einander hatten sie die Lungen des Kranken geprüft und sein Athmen behorcht, das rasselnd und stoßweise ging, wie eine schadhafte Maschine. Nun, obwohl die Berathung erst erfolgen sollte, glaubte Jeder zu wissen, was der Andere dachte und daß auch der Kranke seinen Zustand wußte oder doch ahnte. Das verursachte ihnen eine peinliche Empfindung. Sie schüttelten dem Collegen die Hand und begaben sich in's Nebenzimmer. Den Zunächststehenden hielt der Kranke noch zurück: „Komm nach der Conferenz wieder zu mir, Franz!" Der Freund nickte ihm zu und folgte den Anderen. Der Kranke brauchte nicht lange zu warten; nach einigen Minuten schon kehrte der Gerufene zurück. „Was möchtest Du noch, lieber Gerhard?" fragte er mit künstlich sorgloser Stimme.

Der Kranke sah ihm mit seinem fieberleuchtenden Blick forschend in das verstörte Gesicht: „Nicht wahr, Franz, es steht sehr schlimm mit mir? Ihr fürchtet Lungenlähmung?" Der Freund war auf diese Frage vorbereitet gewesen. Aber wie sein alter Schulkamerad sie aussprach, konnte er einen Augenblick nicht antworten. „Sprich frei — ich bin ja selbst Arzt — es ist so — nicht wahr?"

Franz fühlte die Augen des Fragenden mit gespanntem Ausdruck auf sich gerichtet. Das keuchende Athmen verstummte einen Augenblick. Er faßte seinen Muth zusammen. Und doch konnte er kein anderes Wort hervorbringen, als die banal hoffnungslose Phrase: „Du bist sehr krank, mein armer Gerhard, aber wo Leben ist, ist Hoffnung."

Das Gesicht des Sterbenden erblaßte. Er kehrte es der Wand zu. Der Freund stand stumm neben dem Bett mit dem jämmerlichen Gefühl völliger Ohnmacht. Welches Wort konnte trösten in solch' furchtbar ernstem Augenblick. Jedes erschien ihm flach und matt. Aus der Fülle der Manneskraft vom Leben scheiden, die geliebte Berufsarbeit verlassen müssen, die dem kaum Vierzigjährigen mit ungewöhnlicher Anerkennung gelohnt worden war. Zu bitter; zu hart!

So legte er nur seine Hand auf die des Freundes mit innigem Druck und empfand mit Schmerz, daß sie plötzlich erkaltet war. Eine Weile lag Gerhard regungslos. Dann wandte er sich dem Freunde wieder zu und erwiderte den Druck der Hand. „Ich danke Dir, alter Freund! — Und wie lange noch?"

„Ich hoffe — nicht vor — morgen."

„So bald schon! — Es ist gut. — Ich danke Dir — Leb' wohl. — Sag' draußen, man soll mich allein lassen — eine Stunde. — Ich will schlafen. — Lebwohl!" — Der Freund zögerte noch. Aber Gerhard lag wieder abgewendet und still. So verließ er langsam, leise das Zimmer.

Mehrere Mal während der folgenden Stunde öffnete sich die Thür und ein Frauengesicht spähte hinein. Endlich drehte der Kranke sich um und winkte seiner Frau, näher zu kommen. Sie setzte sich auf den Stuhl am Bett. Es war eine große, kräftige Gestalt mit einem Gesicht, das in früher Jugend hübsch gewesen sein mochte. Jetzt lag ein Zug von Härte um die schmalen Lippen und die regelmäßigen Züge zeigten eine holzgeschnitzte Starrheit.

„Hast Du die Aerzte gesprochen, Therese?" fragte Gerhard mit milder Simme.

„Nein, nur Deinen Freund Franz einen Augenblick, ich ließ die Kinder zu Mittag essen."

„Du hast so viele Mühe" — antwortete er sanft, „aber nun wirst Du bald Ruhe haben. Ich werde schwerlich den nächsten Morgen mehr erleben, Therese."

Ihr Gesicht veränderte sich nicht: „Das sind hypochondrische Gedanken eines Fieberkranken. Es ist Pflicht, sich solch' sentimentaler Phantastereien zu entschlagen."

„Es ist Wahrheit — leider! Ich hätte gern noch länger gelebt, noch länger gearbeitet. — Franz, die Collegen alle sagen es — frage sie — ich muß sterben."

Jetzt flog ein Zucken durch ihr unbewegliches Gesicht: „Es kann nicht sein!" stammelte sie. „So plötzlich! Es kann nicht sein!"

„Es ist so, leider! wiederholte er. „Ich darf kaum hoffen — daß Du sehr trauern wirst. — Ich habe Dich nicht glücklich gemacht, arme Therese!" Sie schwieg. Ausgelöscht war für einen Augenblick Alles, was zwischen ihnen lag, alle Bitterkeit und Eifersucht, aller dumpfe Groll. Sie sah nur das Bild des Mannes vor sich, der vor 15 Jahren geworben hatte um sie, die Stolze, die Beneidete. Sie hörte ihn, wie er, von den noch spärlichen Krankenbesuchen heimkehrend, schon auf dem Flur liebessehnsüchtig nach ihr fragte. Wie freundlich hatte er ihre kleinen Launen ertragen, die sie als werdende Mutter freilich zu hegen berechtigt war. Und wie groß war seine Wonne bei der Geburt der ersten kleinen Tochter gewesen. Wie kam es nur, daß nach und nach alle Freude aus ihrem Eheleben wich? Mit solch' elenden Kleinigkeiten fing der Zwist an. Da sollte sie dies oder jenes Kleid tragen, das ihr nicht gefiel, diesen oder jenen Besuch machen, wozu sie keine Lust hatte, Wagner'sche Opern hören, die sie nicht leiden konnte, Uhde's „Bergpredigt" bewundern und dergl. mehr. Und so ging die Entzweiung weiter, stufenweise, immer hitziger, immer bitterer, bis — ah — die Verhaßte, die Verhaßte! — Wäre es

Digitized by Google

am Ende nicht doch besser gewesen, sie hätte ihr gastlich das Haus geöffnet, was er so sehr wünschte. Besser und klüger? — Sie hatte sich gegen dies Begehren aufgelehnt, zuerst — nun ja — aus Eigensinn und dann aus Eifersucht. Sie, die Herrin des Hauses, war berechtigt, die Thür vor jedem unwillkommenen Gast zuzuschlagen. Und ihr Verhalten im Allgemeinen mußte Jeder tadellos nennen. Pflichtgetreu, sparsam, sorgsam, eine gute Erzieherin ihrer Kinder. Eine sittenreine und -strenge Gattin. Das zu sein, darin suchte sie ihren Ruhm. Und doch — so sehr sie sich immer als leidend Tugendhafte erschienen war, in diesem Augenblick traten alle liebenswerthen Eigenschaften ihres Mannes wie eben so viele Anklagen vor ihre Seele. Und sie beugte sich mit Thränen über ihn. „Gerhard, Du kannst, Du darfst nicht sterben! Wir sind Beide noch jung, wir können von Neuem anfangen und noch glücklich werden!"

Er lächelte schwach: „Ich danke Dir, Therese, es ist zu spät! Ein Trost ist mir, daß ich Dich in guten Verhältnissen zurücklasse. Du hast mehr als genug für Dich und die beiden Mädchen. Und mein Name — hier bekannt und geachtet — meine Freunde. Du wirst nicht verlassen sein. Jeder wird Dir helfen, Dich stützen. Und als Gefährtin bleibt Dir Gertrud." Er schwieg erschöpft, während sie mit dem Plötzlichen, Befremdend-Unheimlichen der Entdeckung rang: Zu spät, zu spät! Gott sei Dank, daß sie wenigstens ihn so vortrefflich gepflegt, daß sie jede Hülfe abgelehnt und allein Wacht am Krankenbett gehalten hatte, wie einer pflichtgetreuen Frau zukommt.

„Noch Eins", begann er wieder mit bittender Betonung, „die Kinder! Sie haben einen weichen, zärtlichen Vater gehabt und eine — eine — ernste Mutter. Du mußt ihnen jetzt beides sein — Vater und Mutter zugleich. Sei weich mit den jungen, weichen Seelen!"

Das gewohnte Mißbehagen regte sich wieder in ihr. Ihr Vorschriften zu geben! Er, der pädagogisch höchst unvernünftige Mann ihr! Aber es schwand wieder Angesichts des tiefernsten Augenblicks. „Ich werde Dein Wort nicht vergessen, Gerhard. Aber ich kann es nicht glauben. Ich will es noch nicht glauben." Sie legte die Arbeit nieder. Ihre Lippe zitterte. Er spähte in ihrem Gesicht. Durfte er sagen, was ihm noch so sehr am Herzen lag. Höre auf, sie zu hassen und zu verfolgen, der Du so schweres Unrecht thust, und laß mich Abschied von ihr nehmen? Aber wenn sie heftig wurde, wie so oft. Und mit Groll im Herzen seiner letzten Stunde entgegenharrte! Er fühlte sich so matt. Er sehnte sich nach Frieden.

Wieder und wieder drang der gedämpfte Ton der Thürglocke mit leisem Hall in das Krankenzimmer. So Viele kamen, nach dem Befinden des Arztes, des Freundes zu fragen. Ist sie auch darunter? Ist sie oft gekommen? Wie sehr wird sie leiden unter seiner Krankheit, ach, und unter seinem Tod. Wenn er sie sehen könnte. Nur noch einmal sehen vor'm Scheiden. Durfte er Therese darum bitten? Aber wenn er sie erzürnte? Er fühlte sich so todesmüde, er sehnte sich so, in Frieden zu scheiden.

An der Entréethür stand in diesem Augenblick eine schlanke Frauengestalt in schlichtester Kleidung, ihre zitternden Hände zogen an der Glocke. Das Dienstmädchen öffnete, behielt aber beim Anblick der Dame die Thür in der Hand. „Wie geht es dem Herrn Doctor heute?"

„Schlechter, er hat die Nacht gar nicht geschlafen!"

„Schlechter!" Das Gesicht mit den ernst-lieblichen Zügen verzog sich schmerzhaft. Das Mädchen hatte die Thür schon wieder geschlossen. Wenn die Madame kam, wozu sollte sie sich ärgern? Sie hielt darauf, daß ihre Befehle genau befolgt wurden. Die arme Madame, der nun bald ihr Mann starb!

Die Dame blieb auf dem Corridor stehn. Ihre Kniee zitterten so, daß sie auf die Treppenstufe niedersank. Ein leichter Schritt die Treppen aufsteigend wurde hörbar. Die Zusammengesunkene richtete sich rasch auf, zog den Schleier über das Gesicht und begann hinunter zu gehen. Sie begegnete einer älteren Dame mit klugen, angenehmen Zügen. Mit plötzlichem Entschluß vertrat sie ihr den Weg. „Verzeihen Sie, Fräulein Doring, aber ich muß Sie sprechen, noch heute sprechen, bald, wenn möglich gleich."

Die Angeredete sah sie erstaunt, mißbilligend, verlegen an. „Meine Zeit ist so in Anspruch genommen" —

„Ich will Sie nie wieder belästigen! Aber heute — Sie werden mir diese Bitte nicht abschlagen. Um der Menschlichkeit willen, um Ihres Bruders Willen nicht!" Sie sprach fest und eindringlich. Die Dame überlegte einige Augenblicke. Dann sagte sie: „Warten Sie unten auf mich. Ich kann nur kurze Zeit bei meinem Bruder bleiben. Dann muß ich in die Vorstadt fahren, um ihm von einem seiner Kranken Nachricht zu bringen. Ich nehme eine geschlossene Droschke. Wenn Sie mit mir fahren wollen?"

„Ich danke Ihnen. Sie sind gütig wie Ihr Bruder." Unwillkürlich streckte Gertrud Doring der Dankenden die Hand entgegen, und fühlte, wie sie mit warmem Druck ergriffen wurde. Dann erstieg sie die Treppe vollends und verschwand in der gemeinschaftlichen Wohnung. Die Zurückgebliebene sah ihr sehnsüchtig nach und wandte sich langsam der Straße zu. Sie mußte über eine Stunde warten. Als Gertrud wieder erschien, waren ihre Augen geröthet. „Steht es so schlimm?" fragte die Wartende angstvoll.

Gertrud machte eine Schweigen erbittende Bewegung. Und so gingen sie stumm durch den feinen Herbstregen zum nächsten Droschkenstand. Erst als der Wagen sich in Bewegung setzte, antwortete sie: „Mein Bruder ist sehr krank. — Was haben Sie mir zu sagen?" — „Sie kennen mich? Nicht wahr?" — „Ja, mein Bruder hat mir Ihr Bild gezeigt und von Ihnen erzählt." — „Darf ich Ihnen erzählen, wie ich ihn kennen lernte?" — „Bitte."

„Es sind fast fünf Jahre her," begann sie mit durch das Geräusch des rollenden Wagens gedämpft klingender Stimme, „als meine Mutter schwer erkrankte. Wir hatten nach dem Tode des Vaters nur für einander gelebt, ein friedliches Dasein. Meine Mutter besorgte den Haushalt, ich gab Unterricht im Malen. Das reichte mit der kleinen Pension der Beamtenwittwe zu einer bescheidenen Existenz aus. Da kam die Krankheit und nach schweren Leidenswochen der Tod der Mutter. Während dieser Zeit war Ihr Bruder uns eine Sonne des Trostes. Wenn er eintrat mit seinem edel freundlichen Gesicht, wenn er sprach mit seinen warmen Tönen, so mußte ich an den großen Menschenfreund denken, der durch die Macht seiner Rede, wie durch das Werk seiner Hände Leib und Seele heilte. Die Mutter starb. Ich stand mit meinen 23 Jahren allein da. Meine Verwandten, selbst in bescheidenen Verhältnissen lebend, wohnen fern. Zu Fremden zu gehen, davor graute mir. So blieb ich mit unserer alten Aufwärterin in den liebgewordenen Räumen."

„Das war ein schwerer Fehler", unterbrach Gertrud. „Ein junges Mädchen, das allein wohnt, fordert damit schon die bösen Zungen heraus. Man soll auch den Schein meiden. Sonst darf man sich nicht wundern, wenn — — Sie werden das Gleichniß vom Spiegel kennen, den schon ein Hauch trübt."

„Ich dachte an ein anderes Dichterwort: Die Ehre einer Frau ist eine eherne Mauer! und fühlte mich geschirmt. Aber Sie haben Recht. Das Alleinleben taugt nicht, wenn man jung ist. Und ich hatte so viel verloren. Schwer lag das Leid der Trennung auf mir; ich fühlte mich elend und verlassen. Ihr Bruder erkannte das mit dem Scharfblick seines menschenliebenden Herzens. Und er fuhr fort, mich zuweilen zu besuchen, nur um meinetwillen damals, das weiß ich sicher. Er kam immer um dieselbe Zeit, ungefähr um sechs Uhr Nachmittags. Bald sehnte ich mich seinem Nahen entgegen, wie das keimende Saatkorn dem Licht. Er blieb eine halbe oder eine Stunde, je nach der Zahl seiner Tagesbesuche, nie länger. Vielleicht war es diese Kargheit unseres Beisammenseins, die ihm alle die Jahre hindurch die Jugendfrische erhielt. Die Trivialitäten des gewöhnlichen Verkehrs fielen von selbst weg. Und nie sprachen wir zu Ende. Es blieb immer genug übrig, um mit Erwartung dem nächsten Wiedersehen entgegen zu sehen, wenn wir mit Bedauern von einander schieden. Der Theetisch stand gedeckt, wenn er kam, mein Zimmer war so ausgeschmückt, wie ich es mit meinen bescheidenen Mitteln und meinem Talent vermochte, zu seinen Ehren. Herzlich dankbare Worte hießen ihn willkommen. Er mußte fühlen, welchen Reichthum er mir durch seine Freundschaft schenkte. Das that ihm wohl und er kam öfter und öfter."

Die Erzählende hatte Anfangs still vor sich hingeblickt. Jetzt erhob sie das Haupt und Gertrud sah einen Strahl des Glücks aus den dunklen Augen brechen. Der Blick schweifte an ihr vorüber in's Weite. Der Wagen fuhr durch eine schlechter gepflasterte Nebenstraße, deshalb schwiegen Beide.

„Kam Ihnen nie der Gedanke, welche Gefahr in solchem Verkehr zweier junger Leute liegt, von denen der Eine bereits für's Leben gebunden ist?" fragte dann Gertrud ernst, als der Wagen aus der inneren Stadt in die Alleenstraße einbog.

Sie zuckte zusammen wie aus einem Traum erweckt. „Damals nicht. Und als er mir kam, stand das reinste Verhältniß schon so fest, daß nichts es mehr verderben konnte. Ich wußte ja von Anfang an, daß Ihr Bruder verheirathet war. Er sprach nie von seiner Frau, daraus entnahm ich, was mir Andere bestätigten, er fühle sich nicht befriedigt in seiner Ehe. Aber er zeigte mir die Bilder seiner Kinder. Das war ungefähr einen Monat nach meiner Mutter Tod. Ich weiß es so genau, weil mir die Aeußerung entschlüpfte, ich wünschte die lieblichen, kleinen Geschöpfe sehen zu können. Da lud er mich zum nächsten Sonntag zu Mittag ein. Ich werde nie vergessen, wie er am folgenden Tag mit finsterer Stirn eintrat und mit verlegen-abgebrochenen Worten stammelte, seine Frau sei nicht wohl und bedauere sehr, meinen Besuch nicht empfangen zu können. Ich hütete mich natürlich fortan vor einem ähnlichen Wort. Aber er zeigte sich doppelt freundschaftlich, als müsse er mir die Kränkung vergüten. Nicht lange dauerte es, da wurde mir klar, daß ich nicht allein die Nehmende war, daß auch er sich sehr wohl fühlte in meiner Nähe. Ob er noch so sorgenvoll und verstimmt sein mochte beim Kommen, er schied mit faltenloser Stirn und heiterem Lächeln! Endlich verging kaum ein Tag, der ihn mir nicht brachte. Er gewöhnte sich daran, mir alle seine Sorgen und Freuden mitzutheilen, schwere Krankheitsfälle, glückliche Heilungen. Auch Bücher, die er mir lieh, bildeten oft den Inhalt unseres Gesprächs. Nur von seinen häuslichen Verhältnissen sprach er nie. Und das wußte ich ihm Dank. So verfloß ein glückliches Jahr. Da erschien er eines Tages blaß und heftig erregt und erklärte, daß er seine Besuche einstellen müsse. Er klagte sich bitter an, meine Jugend und meine schutzlose Stellung nicht früher bedacht zu haben. Was er so spät erfuhr, boshafte Verleumdung unseres Verkehrs, ich war längst daran gewöhnt. Die Nachbarn zischelten, wenn ich vorüber ging. Freundinnen hielten warnende Reden und wandten sich von mir, als ich ihre Rathschläge nicht befolgte. Meine Schülerinnen blieben plötzlich aus, die eine aus diesem, die andere aus jenem nichtigen Grunde. Zum Glück fand ich Beschäftigung durch die Kunsthandlungen. Sonst wäre es mir schlimm ergangen. So überraschten mich seine Worte nicht. Und als er ausgeredet hatte, da lieh ich zum ersten Mal meinem Gefühl vollen Ausdruck und sagte ihm, wie meine Seele durch seine Freundschaft gesättigt werde, wie die dürre Landschaft vom Frühlingsregen. Und daß kein Gut der Welt mir ersetzen könne, was er mir durch sein Scheiden nehmen würde."

„Und da," fiel Gertrud ein, „schloß er Sie in seine Arme und küßte und segnete Sie."

Gertrud wurde durch den Ausdruck des Spottes überrascht, der plötzlich um die feinen Lippen spielte: „So zu lesen in so und so vielen Romanen. Es ist fast ein Unrecht, davon abzuweichen, nicht wahr? Denn

Digitized by Google

Romane sind doch ein Spiegel des Lebens! Somit werden Sie natürlich nicht glauben, daß niemals der Kuß eines Mannes meinen Mund berührt hat, und ich zürne Ihnen deswegen nicht. Aber dem ist so. Ihr Bruder ist ein Idealist, das ist altmodisch in unserer naturalistischen Zeit. Der erste Kuß, das erste sinnliche Zeichen unserer reinen Freundschaftsliebe würde den Zauber unseres Verhältnisses völlig zerstört haben. Und außerdem gab es noch ein kleines Hinderniß. Er achtete mich. Die bedürftige Lehrerin, die von ihrer Hände Arbeit lebte. Ich glaube wirklich, daß er mich so hoch achtete, wie man nur ein Weib achten kann. Es gibt noch solche seltsame Männer, die einer Frau nicht mit einem Gedanken zu nahe treten, wenn sie die Ueberzeugung haben, daß sie reines Herzens ist."

„Sie thun Unrecht zu spotten. Gern will ich glauben, was Sie sagen. Aber die Welt wird es nie. Sie glaubt nicht an die Reinheit so naher Beziehungen zwischen zwei jungen, liebenswerthen Leuten verschiedenen Geschlechts. Das hätten Sie Beide bedenken sollen."

„Es wurde mir nicht leicht, die Mißachtung und den beleidigenden Verdacht zu tragen," erwiderte sie mit veränderter Stimme. „Mein Stolz blutete unter den vielen Nadelstichen. Aber mein Bewußtsein tröstete mich. So lebten wir in derselben geschwisterlichen Weise fort und hätten in solcher Freundschaft alt und grau werden können, wenn nicht seine Krankheit — Gott, mein Gott! Und ich darf ihn nicht sehen, ich darf ihn nicht sehen! Jeden Tag dieser entsetzlich qualvollen Wochen bin ich an der Thür gestanden, habe gefragt, um Einlaß gebeten. »Die Frau Doctor ist beim Herrn und nicht zu sprechen. Das Fräulein ist nicht zu Hause.« So hieß es unabänderlich. Abgewiesen wie eine Bettlerin, ausgeschlossen von seinem Krankenbett, von seiner Pflege, von seinem Anblick. Und er wird sterben, er wird sterben! Und ich habe ihn nicht gesehen, nicht Abschied von ihm genommen, nicht ihm noch einmal gedankt für seine sonnenlichte, sonnenreine Liebe."

Sie rang die Hände. „Wie bedauere ich Sie," sagte Gertrud mit feuchten Augen. „Das ist der Fluch jeder rechtlosen Liebe."

„O helfen Sie mir, helfen Sie mir! Daß ich ihn sehe, nur eine Minute, eine Secunde vor'm ewigen Scheiden. Wie soll ich das lichtlose Leben sonst ertragen?"

„Sie Arme!" seufzte Gertrud. „Könnte ich Ihren Wunsch doch erfüllen und — den seinen."

„Helfen Sie mir und ich will Sie segnen, wie ich nur ihn gesegnet habe." — — —

Gertrud sann nach. „Meine Schwägerin darf es nicht wissen, sie würde es nicht zulassen. Wenn es mir gelänge, sie für eine kurze Weile vom Krankenbett zu entfernen. Versprechen kann ich es nicht. Aber halten Sie sich heute Nacht gegen 12 Uhr außen an unserer Etagenthür auf und warten Sie, bis ich komme und Sie hole. Bin ich bis 1 Uhr nicht da, so — müssen Sie sich in das Unvermeidliche finden. Ich habe sonst sehr ungern mit Heimlichkeiten zu thun. Aber — diesmal. — Ich hoffe, ich kann es verantworten. Wer weiß, wie lange man noch — — Und mir ist, als hätte ich ein Unrecht zu sühnen, das auch ich an Ihnen begangen habe."

Das Nachtlicht erhellt nur matt das Krankenzimmer. Der Kranke liegt mit dem Gesicht zur Wand. Er scheint zu schlafen. Seine Frau hält am Bett die Krankenwacht. Ihr Kopf sinkt zuweilen vornüber. Sie ist mehrere Nächte nicht zur Ruhe gekommen. Etwas entfernter sitzt die Schwester. Sie beobachtet verstohlen die Ermüdete.

„Du solltest Dich ein Stündchen auf die Couchette legen, Therese," flüsterte sie. „Du wirst sonst auch krank werden."

Die Angeredete richtet sich auf. „Hier ist mein Platz und mein Recht," antwortet sie in ihrer sententiösen Weise.

„Aber er schläft, er vermißt Dich nicht," beharrt Gertrud. „Und ich verspreche Dir, Dich zu wecken, sobald er aufwacht." Aber Frau Therese will nichts davon hören. Sie will ihre Pflicht bis in's Kleinste erfüllen. Dabei bleibt sie, was auch die Schwägerin dagegen anführen mag. „Arme Seele," denkt Gertrud, als sie resignirt schweigt und sich vorstellt, wie die Wartende mit zitterndem Herzen auf dem dunklen, kalten Flur die Minuten zählt.

Aber nach einer Weile erklärt Frau Therese, daß sie sich allerdings sehr erschöpft fühle und, da Gerhard schlafe, eine halbe Stunde sich hinlegen werde, um neue Kräfte zu sammeln. Sie nimmt Gertrud noch einmal das Versprechen ab, sie zu wecken, sobald Gerhard aufwacht, und geht in's Nebenzimmer, dessen Thür sie angelehnt läßt. Die nun folgende Viertelstunde erscheint Gertrud eine Ewigkeit. Aber sie wartet, bis der Zeiger der Wanduhr sie voll bezeichnet hat. Dann steht sie geräuschlos mit klopfenden Pulsen auf und schleicht zur Thür. Die Athemzüge drinnen gehen regelmäßig, wie die einer Schlafenden.

Mit unhörbaren Schritten schlüpft sie aus dem Krankenzimmer durch die Wohnstube in den schmalen Corridor. Gottlob, die Thüren sind alle geölt, daß das Knarren den Kranken nicht stört. Nur einmal entgleitet der Thürdrücker geräuschvoll der tastenden Hand. Mit angehaltenem Athem bleibt sie stehen und lauscht. Ist nicht die Schlafende erwacht? Nein, Alles still. Nur der monotone Schlag der Wanduhr durchklingt das nächtliche Schweigen. Sie steht vor der Corridorthür und öffnet sie sachte, winkt der schwarzen Gestalt, die davor steht, legt den Finger auf den Mund und schleicht zurück. Die Andere folgt. Vor der Thür der Krankenstube macht sie Halt und bedeutet die Besucherin, hier zu warten. Am Bett beugt sie sich über den Bruder und flüstert: „Gerhard!" Er schlägt die Augen auf und sieht sie mit halb verwirrtem Blick an. „Gerhard, Deine Freundin ist hier, willst Du sie sehen?"

Ein Freudenlicht geht über sein Gesicht. Er drückt die Hand der Schwester: „Du Liebe, Gute!"

Da kniet die Freundin an seinem Bett, er streckt ihr beide Hände entgegen. Sie tauchen die Blicke ineinander.

„Gott segne Sie," flüstert sie mit erstickter Stimme, „für jede gute Stunde, für Alles, was Sie an mir gethan haben."

Er lächelt sie an; eine reine Freudigkeit glättet seine Züge. „Leben Sie wohl," haucht er, „Sie waren der Trost und die Freude meines Lebens. Wenn es ein Wiedersehen gibt, wir sehen uns wieder."

Gertrud glaubt eine Bewegung im Nebenzimmer zu hören. Sie fliegt an's Bett, erfaßt die Hand der Knieenden und zieht sie fort, athemlos, mit angstzitternden Gliedern. Erst als die Corridorthür hinter ihr geschlossen ist, athmet sie freier. Sie geht in die Küche und füllt sich ein Glas mit Wasser. Als sie die Krankenstube wieder betritt, sitzt Frau Therese auf ihrem Posten.

„Ich hatte keine Ruhe. Was schlichst Du eben so im Haus herum?"

„Ich holte mir ein Glas Wasser!"

Sie setzt sich an ihren früheren Platz. Des Kranken Athem arbeitet schwer und schwerer, aber sein schon vom Tod beschattetes Gesicht trägt den Ausdruck verklärenden Friedens. Der Regen schlägt gegen die Fensterscheiben. Die Uhr tickt ihr monotones Lied und der Zeiger holt zum Schlag der letzten Stunde des verrinnenden Lebens aus. Und in der Stille der Nacht verfolgen Gertrud's Gedanken das Leben und die Zukunft der beiden Frauen. Die Eine, die Liebloſe, in der Jugend umworben, geliebt, vermählt dem Mann ihrer Wahl, Mutter seiner Kinder, Trägerin seines geachteten Namens, in gesicherter gesellschaftlicher Stellung, Erbin des Ertrags seiner Arbeit. Die Andere, die Liebevolle, ungeküßt verblüht, arm, gering geachtet, mit kränkendem Verdacht belastet, wie eine Verbrecherin verstohlen den letzten Abschied vom Freunde erschleichend, und jetzt allein in der Regennacht und allein für den Rest ihres Lebens mit ihrer rechtlosen Thräne!

Und dennoch fragt sie sich: Welcher Frau ist das schönere Loos gefallen?

Aus der Hauptstadt.

Intendant und Schauspieldirector.

Gar häufig sieht man in großen Städten, und besonders in der neugierigen Hauptstadt des Deutschen Reichs, wie auf den Straßen ein Auflauf entsteht: Zwei müßige Leute bleiben an irgend einer Stelle stehen, blicken aufmerksam nach irgend einem Punkt am Himmel oder auf der Erde, und bald sind sie von einer Schaar von Menschen umringt, deren begierige Blicke nach derselben Richtung schweifen. Was es eigentlich zu gaffen und zu staunen gibt, Niemand weiß es mit Bestimmtheit zu sagen: ein müder Droschkengaul ist gestürzt, ein kleiner Junge hat ein Geldstück verloren, oder ein Ereigniß von ähnlicher Bedeutung lenkt Aller Blicke auf sich. Und — man achte nur darauf — je heißer es wird, desto lieber benützen die braven Leute den Anlaß zu derartigen Zusammenrottungen; nicht nur Revolutionen, auch harmlosere Straßenaufläufe begünstigt die Sonne.

Die abgelaufene Woche hat diese Wahrnehmung um ein ergötzliches Beispiel bereichert. Es war sehr heiß in Berlin, und der Theatertheil der Tagesblätter schwand dahin, wie Schnee vor dem ersten Sonnenstrahl. Da verbreitete sich mit wachsender Geschwindigkeit die Kunde von dem Ausscheiden des Schauspieldirectors Anno, und flugs entstand ein Lärmen, als wäre wirklich etwas geschehen, das die Theilnahme, ja, die Entrüstung aller Gutgesinnten herausfordern müsse. Es war eben sehr heiß in Berlin.

Herr Anton Anno, der seit zwei Jahren Director des Königlichen Schauspielhauses genannt wurde, hat plötzlich die Entdeckung gemacht, daß ihm seine Stellung nicht die erforderliche Selbständigkeit gewährt; er hat daher um seine Entlassung gebeten, die ihm denn auch mit verletzender Schnelle gewährt wurde. Das war von Seiten des Herrn Anno correct gehandelt und klug zugleich, denn noch am nämlichen Tage wurde er für die künstlerische Leitung des „Lessing-Theater" auf fünf Jahre verpflichtet. Das eilige Entgegenkommen der Intendanz war vielleicht nicht ganz höflich, ein künstlerischer Mißgriff war es nach unserer Ueberzeugung nicht. Und das verdient bei einer Handlung des Berliner Intendanten ehrenvolle Erwähnung.

Als vor zwei Jahren Herr Anton Anno Schauspieldirector wurde, da erhob sich, wie bei den Antworten weiland des Candidaten Jobses, ein allgemeines Schütteln des Kopfes. Herr Anno soll einst ein vortrefflicher Possenkomiker gewesen sein, er hat auch selbst einige lustige Stück-

Digitized by Google

lein geschrieben, die sich von jeglicher literarischen Prätension sorglichst fern halten und mit den ältesten, derbsten Mitteln ihre Wirkungen suchen. Das ist das literarische Gepäck des Herrn Anton Anno. Er hat sodann das „Residenz-Theater" geleitet und dort, nach der Angabe seiner Bewunderer, Erstaunliches zu Stande gebracht. Für das kühlere Urtheil ergibt sich ein erheblich geringeres Resultat aus dieser dreijährigen Directionsführung, aber wahr bleibt es, daß Herr Anno viel Sinn für reiche und geschmackvolle Bühnenausstattung und für ein flottes Sprechtempo besitzt, und daß er vermöge dieser schätzbaren Eigenschaften manche treffliche Aufführung zu Stande brachte. Das große Geheimniß der laut gepriesenen Regieerfolge im „Residenz-Theater" beruht jedoch in erster Reihe in den minutiös durchgearbeiteten Regiebüchern der Franzosen, welche jeden Schritt, jedes scheinbar unwichtigste Arrangement genau vorzeichnen. Erwägt man überdies, daß die Herren Directoren dieser Bühne jede etwas aussichtsvollere Neuheit sich in Paris ansehen, daß sie also den ganzen Schatz an Nuancen, der dort in zahllosen Proben aufgespeichert wurde, mühelos mit heimbringen, so wird man es eher begreifen, warum bisher alle Directoren des reizenden Theaters in der Blumenstraße, die Herren Rosenthal, Emil Claar, Keppler, Anno und Lautenburg, als unübertreffliche Meister der Regiekunst verherrlicht werden konnten. Was Herrn Anno über seine Vorgänger so weit erhebt, ist mir niemals offenbar geworden: das weibliche Personal hat sich unter dem Director Lautenburg, den zu rühmen ich weder Neigung noch Beruf in mir fühle, erheblich verbessert, die Möbel und Teppiche sind immer noch auf der Höhe der Zeit und eine bessere Aufführung als diejenige der „Wildente" haben wir in der Blumenstraße nicht gesehen. Wozu also der Lärm?

Mit Recht hat man es als ein Verdienst des Herrn Anno angeführt, daß er den Muth zur Darstellung der „Gespenster" fand und diesem aufrüttelnden Familiendrama später „Rosmersholm" folgen ließ; er hat damit ein anerkennenswerthes Verständniß für eine lebensvolle, moderne Kunst bewiesen, welches z. B. Herrn L'Arronge erst recht viel später aufgegangen zu sein scheint. Aber so viel Objectivität sollten doch die überzeugten Anhänger der Ibsen'schen Kunst sich gewahrt haben, um zugeben zu dürfen, daß die gelungene Einübung eines Ibsen'schen Stückes einen Regisseur noch längst nicht für den anspruchsvollen Posten eines Hofschauspieldirectors qualificirt. Ibsen wäre nicht der große Dramatiker, der er in Wahrheit ist, bedürfte er der Regiekunst des Herrn Anno, von der die stimmungslose, in einer Hauptscene geradezu gefährliche Inscenirung der „Frau vom Meere" übrigens nicht eben den größten Begriff zu geben vermochte.

Wie dem auch sei: Herr Anno wurde Director des Schauspielhauses und begann sein Amt mit der Einübung eines salzlosen Schwankes, der für eine Saison den Spielplan beherrschte. Heute heißt es, der neue Director habe ganz andere Dinge geplant, er habe mit den „Nibelungen" und dem „Coriolan" vor das Publikum des Schillerplatzes treten wollen. Ganz abgesehen davon, daß es für beide Werke an den Hauptdarstellern damals fehlte, kümmert uns das, was Herr Anno gewollt hat, gar nicht; für uns gilt nur, was er thatsächlich geleistet hat. Wenn er sich eingeengt fühlte, woran wir nicht im Mindesten zweifeln, so durfte er nicht einen Tag mit seinem Namen Dinge decken, die er nicht nach bester Ueberzeugung vertreten konnte; wenn mir der Theaterzettel täglich von einem Director des Schauspielhauses erzählt, so bin ich berechtigt, diesen Director verantwortlich zu machen für Alles, was in sein Ressort schlägt, und es kümmert mich ganz und gar nicht, ob er im privaten Kreise nicht die Complimente, wohl aber die Tadelsworte ablehnt, weil er „zum Künstlerpersonal, nicht zum Verwaltungskörper" gehört.

Man vergißt heute, wo nur noch die Premièrenleute den Ton angeben, allzuleicht, daß es vor Allem darauf ankommt, was ein Theater aufführt; dann erst kommt die weitere Frage nach dem Wie. Ob sich Herr Anno mit seinem Vorgesetzten über die Besetzung einzelner Rollen wirklich veruneinigt hat, wie man behauptet, das ist herzlich gleichgültig: die Königin Elisabeth des Intendanten ist nicht lauter belacht worden, als der Mortimer des Directors, der die „Maria Stuart" in mehr als zwanzig Bühnenproben aufführungsreif machte, ganz wie es Herr Deppe mit dem „Freischütz" gethan. Was bei dieser bedächtigen Schnelle herauskommen konnte, ist wohl klar. Niemals vorher ist das Repertoire des Schauspielhauses von so trostloser Armseligkeit gewesen, wie unter der Direction Anno, und ob dieser schwere Schaden wirklich durch die Anschaffung von einigen Dutzenden bunter Portièren wett gemacht worden ist, mögen Andere entscheiden.

Die neuen Bühnen der Reichshauptstadt haben fast in jeder Woche des Theaterjahres eine Neuaufführung gebracht, obwohl sie mit den Hindernissen eines nicht eingespielten Personals zu kämpfen hatten. Das Königliche Schauspielhaus, dessen Mitglieder meist schon unsere Eltern erfreuten, hat — ich folge den Angaben des „Statistischen Rückblickes auf die Königlichen Theater" — im Jahre 1888 an 226 Abenden Vorstellungen veranstaltet; darunter waren nur 27 Acte neuer Stücke. (5 den Abend füllende Stücke und 5 Einacter.) Neu eingeübt wurden fünf Stücke mit zusammen 19 Acten; während einer Spielzeit von zehn Monaten sind demnach rund 46 Acte eingeübt worden! Das ist eine so klägliche Leistung, daß man ein weiteres Wort nicht darüber zu verlieren braucht.

Seit dem Beginn der Direction Anno sind auf dem Repertoire des Schauspielhauses nicht erschienen: Die Räuber, Fiesco, Don Carlos, Tell, Faust, Clavigo, Tasso, Götz, Nathan, Macbeth, Lear, Cäsar, Coriolan, die Königsdramen, die Shakespeare'schen Lustspiele (außer „Was ihr wollt"); Kleist war nur durch den „zerbrochenen Krug" vertreten, Calderon, Molière, Hebbel, Grillparzer, Gutzkow, selbst die besseren Stücke von Bauernfeld und Benedix fehlten. Man begnügte sich in letzter Zeit ganz einfach damit, dreimal wöchentlich die „Quitzow's" anzusetzen und die Zwischentage durch immer wiederkehrende Lückenbüßer auszufüllen. Ein Privattheater würde auf diese Weise schnell zu Grunde gerichtet sein, die Hofbühnenleitung mußte sich mit dem künstlerischen Bankerott begnügen.

Unter diesen Umständen kann ich den Rücktritt des Herrn Anno nicht für ein Unglück halten; vergebens habe ich mich bemüht, von seinen Verehrern zu erfahren, was denn eigentlich diesen Bühnenleiter auszeichnet: es ging mir, wie bei einem Straßenauflauf im Sommer, ich erhielt keinen ausreichenden Bescheid. Herr Anno ist ein gewissenhafter, fleißiger Mann, aber diese vortreffliche Eigenschaft subalterner Naturen ist für eine leitende Kunststellung nicht ausschlaggebend; man kann täglich stundenlange Proben halten und braucht darum doch nichts zu erreichen. Fleiß ziert den Subalternen, der Leiter einer Kunstanstalt braucht Ideen, Initiative. Und darum halte ich für mein armes Theil Herrn Anno für einen tüchtigen Regisseur moderner Stücke, der unter der literarischen Leitung des Herrn Dr. Blumenthal gewiß viel Gutes leisten wird; eine Persönlichkeit für den Posten eines Hofschauspieldirectors ist er nicht, dazu fehlt ihm die außeramtliche Autorität und am Ende auch die umfassenden Kenntnisse, sogar auf seinem eigentlichen Gebiet, dem der Bühnenausstattung. Sonst wüßte ich mir die merkwürdigen Anachronismen in der „Nausikaa" nicht zu erklären, ebensowenig wie die moderne, stilvolle Einrichtung eines bunten Salons in der „Lady Tartuffe", einem Stück, dessen Handlung zur Zeit des Bürgerkönigthums vor sich geht.

Es schien mir nöthig, an dieser Stelle ruhig abzuwägen, was der bald ausscheidende Director denn geleistet hat, um das gerüttelte Maß des Lobes zu verdienen, mit welchem er selbst von solchen Leuten entlassen worden ist, die an den Aufführungen des Schauspielhauses vorher gar wenig zu rühmen fanden. Herr Anno möge es mir, der ich ihn mit Freude wieder in seine richtige Sphäre zurückkehren sehe, nicht verübeln, wenn ich annehme: man rühmt den Diener so laut, um den Herrn noch lauter zu tadeln, der ihn fortgehen läßt; man preist Anno, weil er das Joch Hochberg'scher Tyrannei abgeschüttelt. Und da bitte ich um die Erlaubniß, mit preisen zu dürfen.

Graf Bolko — ich glaube, er ist der Neunzehnte dieses Vornamens, weiß es aber nicht genau — Graf Bolko von Hochberg, dessen übrige Titel man im Taschenbuche der gräflichen Familien nachlesen mag, ist unter den Intendanten, was der weiße Zar unter den Monarchen Europas: ein launenhafter Autokrat, der sich für ebenso kunst- wie reichsunmittelbar hält. Man müßte die Concurrenz sämmtlicher Witzblätter bestehen, wollte man eine eingehende Würdigung des General-Intendanten heute noch versuchen, der seine Kunstmission offenbar nur auf sich genommen hat, um den weitgesteckten Zielen seines Männerbundes zur Be-

Digitized by Google

kämpfung der Unsittlichkeit zu dienen. Den Theaterbesuch recht beträchtlich zu vermindern, war sein Bestreben, und mit nimmer rastendem Eifer hat er es schon jetzt dahin gebracht, daß die Hoftheater kaum noch mitzählen, wenn man von den Kunstinstituten der Hauptstadt spricht. Alle Achtung vor so schnellem Erfolg! Wenn es wahr ist, wie man behauptet, daß der Herr Graf sich auf mindestens sechs Jahre die Stellung eines obersten Kunstschenken gesichert hat, dann, fürchte ich, wird er nur noch einen überhaupt möglichen Nachfolger haben: Gabriel Sedlmayr, den Mann des Spatenbräu; ein Anderer wird die zu Grunde reformirten Kunsthallen am Opern- und am Schillerplatz dann nicht mehr in die Höhe bringen können.

Einstweilen aber herrscht Graf Hochberg im Reich Apoll's und der neun Musen nicht minder schneidig, als auf seinem schlesischen Gute Rohnstock, und schwer lastet seine Herrenhand auf den armen Künstlern, die er wie dramatische Tagelöhner behandelt. Der erlauchte Magnat wechselt zwischen Peitsche und Zuckerbrod, je nach Lust und Laune, und mit dem gleichmüthigen Fatalismus von Muselmännern ertragen ihn, die ihm in contractlicher Demuth unterthänig sind. Der Herr Graf machen Alles selbst, denn sie verstehen Alles am besten. Du lieber Gott, man hat nicht umsonst eine richtige Oper geschrieben, in welcher dreimal der Vorhang fällt, warum sollte man nicht ein Kunstchef sein, da man doch ein Dilettant all' sein Leben lang war?!

Mit einem solchen Hochgeborenen und rückfälligen Dilettanten ist nicht leicht auszukommen, und man wird für die übergroße Geduld des Herrn Anno einige bedauernde Bewunderung haben müssen. Der neue Director, Herr Dr. Otto Devrient aus Oldenburg, wird hoffentlich minder fügsam und minder vertrauensvoll sein, er wird sich seine Competenzen ganz genau abgegrenzt haben, bevor er sein schwieriges, aber auch lohnendes Amt übernahm. Vielleicht gelingt es ihm, dem Herrn Grafen die Ueberzeugung beizubringen, daß Er — nämlich Graf Bolko — von der dramatischen Kunst und ihren Lebensbedingungen nicht das Geringste versteht, daß ein solches Verständniß aber auch gar nicht erforderlich sei, da Er — nämlich wiederum Graf Bolko — nur ein repräsentirender Hofbeamter, nicht aber ein ernst zu nehmender künstlerischer Leiter sein solle. Und wenn Er — nämlich nochmals Graf Bolko — das nicht glaubt, so möge ihm Herr Devrient aus seines Vaters „Geschichte der deutschen Schauspielkunst" die Kapitel über den Intendantenunfug vorlesen und am Schluß noch anfügen, daß die bösesten Kunstfeinde stets die Intendanten, die gefährlichsten Intendanten aber von jeher die Dilettanten waren. Hilft auch diese Lehre nicht, dann können wir Herrn Devrient nur rathen, den Weg seines Vorgängers zu gehen, am Ende findet sich dann kein Nachfolger mehr, und Er — siehe oben! — wird selbst Director. „Brich herein dann, Götterdämmerung!"

Man wird Otto Devrient mit ehrlicher Sympathie an der Spitze unseres Schauspiels begrüßen dürfen, wenngleich sein Verhältniß zur modernen Production mindestens zweifelhaft erscheint und unwillkürlich sich die bange Frage hervordrängt: wird Devrient, der Jahre lang in kleinen Städten an allerlei archaistische Experimente seine Zeit verzettelt hat, wird der Wiedererwecker der dreigetheilten Mysterienbühne, der Lutherdichter sich acclimatisiren können in den anspruchsvolleren Verhältnissen einer Weltstadt?! Es wäre sehr bedauerlich, wenn der Ehrendoctor der Jenenser Universität von den großen, lebensvollen Aufgaben der modernen Bühne sich abwenden würde zu kalten Schüsseln für literarhistorische Feinschmecker.

Jedenfalls aber ist uns ein ästhetisch gebildeter Mann, der das Institut literarisch vertreten kann, willkommener an dieser Stelle, als ein noch so erfahrener Theaterpraktiker ohne künstlerisches Glaubensbekenntniß. Eduard Devrient, der Vater des neuen Directors, war ein principieller Gegner der Literatendirection, er wollte Schauspielern die führenden Bühnen anvertraut wissen und er berief sich dabei auf Iffland und den großen Schröder, die doch, wie Devrient selbst, starke schriftstellerische Talente waren. Es ist anzunehmen, daß Otto Devrient in diesem Punkt moderner denkt als sein Vater; der Rückblick auf die Immermann, Tieck, Schreyvogel, Laube, Dingelstedt, Wilbrandt zeigt ganz deutlich, welchen Werth eine in der zeitgenössischen Literatur fest fußende Persönlichkeit für ein vornehmes Kunstinstitut besitzt, wenn sie in der Lage ist, selbständig zu schaffen, ohne von höfischen Einflüssen und von der Großmannsucht dilettirender Kunstsportsmen gestört zu werden.

Der neue Director wird den Spielplan des Königlichen Schauspielhauses zunächst so zu gestalten haben, daß im Laufe eines jeden Spieljahres neben den bedeutenden Erscheinungen der klassischen und nachklassischen Literatur die Hauptwerke der modernem Anspruch noch genügenden fremdländischen Dichter auf der ehrwürdigen Bühne am Schillerplatz in einheitlicher Darstellung erscheinen. Dabei wird er die moderne Production der Mitlebenden nicht vernachlässigen dürfen, will er vor dem Urtheil des späteren Geschichtsschreibers bestehen. Modische Schwänke mag er dreist den Privattheatern überlassen, und in der Ausstattungsfrage mag er sich hüten vor allzu weitgehenden Concessionen an die stets rege Schaulust der Menge; das Gute liegt auch hier in der Mitte — zwischen Perfall und Hochberg. Eine wirklich bedeutende dramaturgische Kraft braucht nicht nach wohlfeilen Tapeziererfolgen zu geizen, selbst auf die Gefahr hin, von allen denen unterstützt zu werden, die in dem Regisseur nur den Arrangeur „lauschiger" Boudoirs und „feinabgetönter" Salons bewundern.

Maximilian Harden.

Notizen.

Fr. Gerstäcker's Ausgewählte Werke. 12 Bde. 2. Volks- u. Familienausgabe. (Jena, H. Costenoble.) — Es war ein glücklicher Gedanke der Verlagsbuchhandlung, diese neue billige Ausgabe des beliebten Schriftstellers von der kundigen Hand des Gartenlauben-Redacteurs Dietrich Theden revidiren zu lassen, um alle Längen und etwa Veraltetes daraus zu entfernen, ohne die schuldige Pietät zu verletzen. In dieser neuen, zeitgemäßen Form wird der immer junge und frische ethnographische Romanschriftsteller, dessen reiche Erfindungsgabe ein Unicum in unserer Literatur bildet, auch heute noch die weitesten Kreise fesseln und unterhalten.

Der Verlag von G. Grote in Berlin gibt von seinem großartigen Prachtwerk: Geschichte der deutschen Kunst soeben sechs weitere Lieferungen (23—28) heraus, womit Jakob von Falke's Geschichte des Kunstgewerbes zum Abschluß gebracht, H. Janitschek's Deutsche Malerei dem Ende nahe gerückt und des trefflichen Karl von Lützow Geschichte des deutschen Kupferstichs und Holzschnittes begonnen wird. Das vielmißbrauchte Wort von der Abhülfe eines tief gefühlten Bedürfnisses findet bei dem Falke'schen Werk voll und ganz seine Berechtigung, denn das in unseren Tagen erfolgte Wiederaufleben unseres Kunstgewerbes nach seinem tiefen Verfall hat eine Fülle neuer Forschungen und Ergebnisse veranlaßt, die wohl in zahlreichen Monographien niedergelegt, aber noch nicht in ihrem Zusammenhang gemeinverständlich dargestellt waren. Falke hat nun dieses grundlegende Werk geschrieben, und bei seinen durchdringenden Kenntnissen gerade auf diesem Gebiete und seiner immer klaren und geistvollen Darstellung mußte etwas Hervorragendes zu Stande kommen, das nicht allein den Fachmann, sondern auch den Laien und die weitesten Kreise des gebildeten Publikums zu fesseln vermag. Was uns bei den Grote'schen Publikationen immer am meisten gefällt, der erstaunliche Reichthum an gediegenen künstlerischen Beigaben, findet sich hier ebenfalls: ein durchaus neuer und selbständig herangezogener Bilderschatz zur Erläuterung des Textes. Das sind nicht die allbekannten Reproductionen aus Lübke's u. A. Bilderwerken, sondern mit findiger Hand aus öffentlichen und privaten Sammlungen gezogene Meisterwerke, die zum großen Theil wenig bekannt sind. Bei Falke sind es namentlich die Neuanschaffungen unserer Gewerbemuseen, während bei Lützow und Janitschek die Schätze des Berliner Kupferstichcabinets und der Wiener Albertina für die interessantesten Nachbildungen durchstöbert wurden. Jedem Freund unserer nationalen Kunst sei das schöne Werk Müller-Grote's empfohlen.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen (Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc.) sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren:

An die Redaction der „Gegenwart"

Berlin SW.,
Möckernstrasse 67.

Digitized by Google

Inserate.

Auflage 352,000; das verbreitetste aller deutschen Blätter überhaupt; außerdem erscheinen Uebersetzungen in zwölf fremden Sprachen.

Die Modenwelt. Illustrirte Zeitung für Toilette und Handarbeiten. Monatlich zwei Nummern. Preis vierteljährlich M. 1.25 = 75 Kr. Jährlich erscheinen:

24 Nummern mit Toiletten und Handarbeiten, enthaltend gegen 2000 Abbildungen mit Beschreibung, welche das ganze Gebiet der Garderobe und Leibwäsche für Damen, Mädchen und Knaben, wie für das zartere Kindesalter umfassen, ebenso die Leibwäsche für Herren und die Bett- und Tischwäsche etc., wie die Handarbeiten in ihrem ganzen Umfange.

12 Beilagen mit etwa 200 Schnittmustern für alle Gegenstände der Garderobe und etwa 400 Muster-Vorzeichnungen für Weiß- und Buntstickerei, Namens-Chiffren etc.

Abonnements werden jederzeit angenommen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. — Probe-Nummern gratis und franco durch die Expedition, Berlin W, Potsdamer Str. 38; Wien I, Operngasse 3.

Methode Gaspey-Otto-Sauer

zur Erlernung der neueren Sprachen.

Die Vorzüge dieser Methode bestehen in der glücklichen Vereinigung von Theorie und Praxis, in dem klaren wissenschaftlichen Aufbau der eigentlichen Grammatik, verbunden mit praktischen Sprechübungen, in der consequenten Durchführung der hier zum ersten Mal klar aufgefassten Aufgabe: den Schüler die fremde Sprache wirklich sprechen und schreiben zu lehren. Die neuen Auflagen werden sorgfältig revidirt und verbessert.

Soeben sind erschienen:

Russische Conversations-Grammatik zu *Schul- und Selbstunterricht.* Von Paul Fuchs, weil. Professor und Verfasser zahlreicher sprachwissenschaftl. Werke etc. Bearbeitet von Aug. Ad. Naht, russischer Sprachlehrer an der Königl. Preussischen vereinigten Artillerie- und Ingenieur-Schule und vereidigter Dolmetscher und Translator beim Königl. Kammergericht in Berlin. 2. Aufl. 8°. Geb. in Leinwand 5 *M*. (**Schlüssel** dazu 2 *M*.)

Die Lehrbücher der Methode Gaspey-Otto-Sauer umfassen bis jetzt **Deutsch, Englisch, Französisch, Holländisch, Italienisch, Portugiesisch, Russisch, Spanisch.** Sie bestehen aus **Grammatiken, kleinen Sprachlehren, Lese-, Uebersetzungs- und Conversationsbüchern.** Vollständige Verzeichnisse (auch f. Engländer u. Amerikaner, Franzosen, Italiener, Portugiesen u. Brasilianer, Spanier etc.) gratis und franco.

Zu beziehen von allen Buchhandlungen und gegen Einsendung des Betrages von

Julius Groos' Verlag, Heidelberg.

Soeben erschien und ist in allen Buchhandlungen zu haben der mit Spannung erwartete neueste Roman von

Friedrich Spielhagen:

Ein neuer Pharao.

1 Band brosch. *M* 6.—, eleg. geb. *M* 7.—.

Verlag von L. Staackmann in Leipzig.

Im Verlage von S. Haessel in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Der Klatsch.

Ein Roman aus der Gesellschaft.

Von

Theophil Zolling.

Zweite Auflage.

Preis geheftet 6 Mark, gebunden 7 Mark.

„Der feinsinnige und glänzende Schriftsteller, in dem sich deutsche und französische Eigenschaften so glücklich vereinigen, schöpft aus dem Berliner Leben, wo es am modernsten ist. Gleich die erste Scene spielt im Deutschen Reichstag und stellt uns den Reichskanzler vor Augen..... Dann führt uns der Verfasser in eine ganze Reihe der verschiedenartigsten Berliner Salons: Zum „Kommiß-Pecco" (Thee-Abend) beim General v. Ravenort, wo Alles so auf Commando geht, in den strengen Kammerherrnsalon, in den Salon des Redacteurs Brenndike, wo der Klatsch sein Hauptquartier aufgeschlagen hat, in eine Soiree, wo lebende Bilder gestellt werden, und in das zigeunerhafte Intérieur des Malers Eschwäge, der einen Prinzessinnenkurs hält, ja sogar zu einem Empfang beim Reichskanzler haben wir gelegentlich Zutritt. Alle diese geselligen Schauplätze werden mit einer Fülle scharf beobachteter Einzelheiten und das Treiben in ihnen mit vielem Aufwand von Geist dargestellt.... Auch das Berliner Leben außerhalb der Salons gibt Anlaß zu manchem eindrucksvollen Bilde, wie sie Zolling mit Meisterschaft zeichnet.... so folgen sich in buntem Wechsel die Bilder und schließen sich zu einem lebenden Bilde Berlins zusammen. Ernst und Scherz haben dabei ihre wohl zugemessenen Rollen, von Eintönigkeit kann niemals die Rede sein. Was die eigentliche Liebesgeschichte betrifft, ist sie kunstreich angelegt; Freunde und besonders Freundinnen eines spannend verwickelten und keck (sogar sehr keck) gelösten Romanknotens werden dabei vollauf ihre Rechnung finden..... Eine Menge episodische Figuren gruppiren sich um die Hauptpersonen, manche sind humoristisch gezeichnet und wirken sehr ergötzlich, lebendig sind sie Alle. Ohne Zweifel wird Zolling's Roman jeden gebildeten Leser in hohem Grade befriedigen."

Wiener Fremden-Blatt. (L. Hevesi.)

Soeben erschien in der Sammlung der „**Meyers Reisebücher**":

PARIS und Nord-Frankreich.

Dritte, mit Berücksichtigung der Weltausstellung neubearbeitete Auflage. Mit 6 Karten und 30 Plänen. Braun geb. 6 Mark.

Französischer Sprachführer (**Konversations-Wörterbuch**) von Prof. *Pollak* in Paris. Zweite vermehrte Auflage. Gebunden 2½ Mark.

Deutsche Alpen.
I. Teil: *Schweizergrenze bis Brennerbahn.* Braun geb. 3½ M.
II. Teil: *Brennerbahn bis Linz-Villach.* Braun geb. 3½ M.
III. Teil: *Linz-Villach bis Wien-Triest.* Braun geb. 3½ M.

Schweiz. Braun geb. 5 M.

Süd-Deutschland *und die angrenzenden Teile Österreichs.* Braun geb. 5 M.

Rheinlande *(Düsseldorf-Heidelberg).* Braun geb. 4 M.

Norwegen, Schweden, Dänemark. Braun geb. 6 M.

Harz. Rot karton. 2 M.

Schwarzwald, *Odenwald, Bergstrasse u. Heidelberg.* Rot karton. 2 M.

Riesengebirge *u. die Grafschaft Glatz.* Rot karton. 2 M.

Thüringen. Rot kartoniert 2 M.

Dresden und die Sächs. Schweiz. Rot karton. 2 M.

Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig.

CACAO-VERO,

entölter, leicht löslicher

Cacao.

Unter diesem Handelsnamen empfehlen wir einen in Wohlgeschmack, hoher Nährkraft, leichter Verdaulichkeit und der Möglichkeit schnellster Zubereitung (ein Aufguss kochenden Wassers ergiebt sogleich das fertige Getränk) unübertreffl. Cacao.

Preis: per ⅟₁ ¹/₁ ½ ¼ = Pfd.-Dose
850 300 150 75 Pfennige.

HARTWIG & VOGEL
Dresden

Zu haben in den meisten Conditoreien, Colonial-, Delicatess- und Droguengeschäften.

Johann Strauss' Werke.

Gesammtausgabe für Klavier.

Nunmehr vollständig.

33 Lieferungen zu M. 1.20 od. 5 Bände **Walzer** zu je 6 M., 2 Bände **Rundtänze, Märsche** und **Quadrillen** zu M. 4.80.

Breitkopf & Härtel, Leipzig.

Interess. Zeitbroschüren

nimmt eine ältere thätige Leipziger Verlagsbuchhandlung in Debit oder eigenen Verlag. Offerten sub L. E. 1000 durch die Exp. d. Bl. erbeten.

Redaction: Berlin S.W., Möckernstr. 67. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig. Expedition: Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.

Digitized by Google

№ 25. Berlin, den 22. Juni 1889. Band XXXV.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von **Georg Stilke** in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 30 Pf.

Inhalt: Der internationale Schutz der Arbeiter. Von Georg Adler. — Der „Schneidige". Zur Naturgeschichte unserer Offiziere und Beamten. Von Hans Schliepmann. — Der Panphysismus und die Kunst. Von Julius Duboc. — **Literatur und Kunst:** Die naturalistische Epidemie. Nach persönlichen Eindrücken von Leopold von Sacher-Masoch. — Franz Grillparzer als Dichter des Tragischen. Von J. C. — Erinnerungen an Heinrich Laube. Von Gustav Karpeles. (Schluß.) — **Feuilleton:** Rücksichten. Humoreske von Albert Roderich. — Notizen. — Inserate.

Der internationale Schutz der Arbeiter.

Von Georg Adler.

Der schweizerische Bundesrath hat vor Kurzem die Regierungen der anderen europäischen Länder zu einer Conferenz eingeladen, auf welcher die Lösung der Frage des gesetzlichen Arbeiterschutzes von allen Culturstaaten gemeinsam in Angriff genommen werden soll. Hiermit ist der erste Schritt zur Verwirklichung der Idee des internationalen Arbeiterschutzes geschehen, welche seit Jahren von Socialpolitikern aller Richtungen warm empfohlen worden ist; und so hat auch bis jetzt der Vorschlag fast überall — bei den Nationen wie bei den Regierungen — eine sympathische Aufnahme gefunden. Und mit Recht! Denn viele schwerwiegende Gründe sprechen zu seinen Gunsten.

Schon die Entstehung jenes Gedankens ist charakteristisch. Denn nicht doctrinärer Buchgelehrsamkeit ist er entsprungen, sondern unmittelbar aus der Erfahrung des socialen Lebens, aus der praktischen Erwägung, daß die Durchführung eines ausreichenden Arbeiterschutzes in einem einzigen Lande durchaus unmöglich sei, hat er sich ergeben. Ein elsässischer Fabrikant, Daniel Legrand, ist es gewesen, der (1841) durch die Berathungen der französischen Kammern über Maßregeln zum Besten der Arbeiter auf die Idee gebracht worden ist, eine internationale Verständigung über das, was hier zu geschehen habe, vorzuschlagen.

Von den geräuschvollen Wellen der politischen Bewegung in den 40er Jahren verschlungen, tauchte 1855 dieser Gedanke wieder auf, als der Kanton Glarus sich mit der gesetzlichen Fürsorge für die Arbeiter der Baumwollspinnereien zu beschäftigen hatte.

Beide Male ging man von der Erkenntniß aus: daß der Arbeiterschutz für die Industrie meist eine Vertheuerung ihrer Productionskosten zur Folge haben, mithin die inländischen Gewerbe in ihrem Concurrenzkampfe mit dem Auslande so lange ungünstiger stellen müsse, als nicht auch das Letztere seinen Arbeitern die gleiche staatliche Hülfe gewähre und damit seiner Production die gleiche Belastung auferlege. Diese Wendung, welche bis heute das Hauptargument bei der Befürwortung des internationalen Arbeiterschutzes geblieben ist, bedarf einer eingehenderen Charakteristik.

Mit dem gesetzlichen Arbeiterschutz will man vor Allem erreichen, daß in gewerblichen Etablissements Kinder in einem allzu jugendlichen Alter (z. B. unter 12 Jahren) überhaupt nicht zur Arbeit zugelassen werden, und daß die beschäftigten jungen Personen sowie die weiblichen Arbeitskräfte nur eine gewisse beschränkte Zahl von Stunden täglich (z. B. 10 Stunden höchstens) und niemals während der Nachtzeit in Anspruch genommen werden. Man hat nämlich in allen Ländern die Erfahrung gemacht, daß, so lange der Staat nicht intervenirt, Kinder und Frauen trotz ihrer schwächeren Constitution in ganz derselben Weise wie die Männer zu anstrengender, harter und überlanger Arbeit herangezogen werden. Um nun Zuständen, deren letzte Consequenz die Degeneration des Arbeiterstandes sein müßte, ein Ende zu machen, bezweckt man, der Anwendung der Arbeit von Kindern, jungen Personen und Frauen in der Industrie gesetzlich Schranken zu setzen. Dieser Eingriff geht aber gegen das Interesse des Fabrikanten, da er ihn nöthigt, viel mehr, als ihm erwünscht scheint, die theurere Arbeit von Männern zu benutzen. Der Fabrikant hat also mehr Kosten wie früher. Wenn nun bloß ein Land sich zur Einführung der in Rede stehenden Gesetze entschloß, während das Ausland nichts dergleichen that, so hatte der ausländische Fabrikant offenbar bei seiner Production weniger Kosten aufzuwenden. Letzterer hatte daher, unter sonst gleichen Umständen, bei dem internationalen Concurrenzkampfe eine um so festere Position inne: er konnte, wenn aus irgend einem Grunde der Absatz der Waaren zum alten hohen Preise in's Stocken gerieth, leichter einen Preisnachlaß gewähren, als der durch den Arbeiterschutz mit außergewöhnlichen Kosten belastete Industrielle.

Dies war mithin die inhärente Schwierigkeit aller Arbeitsgesetze, soweit sie bloß bei einer Nation und nicht auch bei den anderen Culturstaaten in Geltung standen. Freilich soll damit nicht gesagt sein, daß jedes bloß nationale Gesetz dieser Art schon deshalb schädlich wirken müßte und abzuweisen wäre. Denn wenn z. B. ein Gesetz die gewerbliche Benutzung von Kindern unter 12 Jahren verbot, dagegen die Arbeit von Personen über 12 Jahren uneingeschränkt gestattete, so konnte dies Vorgehen nur eine ganz kleine Erhöhung der Productionskosten zur Folge haben; eine so geringe Belastung vermochte aber nun und nimmer, die davon betroffene Industrie concurrenzunfähig machen. Doch selbst eine erhebliche Belastung kann von den Industriellen eines Landes ohne Schaden getragen werden, wenn jene nur durch Vortheile in den übrigen Productionsbedingungen (dem Auslande gegenüber) wieder wett gemacht wird (z. B. durch billigere Erlangung der Rohstoffe oder durch besondere Tüchtigkeit der Arbeiter). Schließlich aber konnten die für den einheimischen Arbeiterstand geschaffenen Wohlthaten gegen etwaige Behinderungen der Industrie so bedeutend in's Gewicht fallen, daß man trotz alledem sich lieber für den bloß nationalen Arbeiterschutz entschied, als daß man

Digitized by Google

unthätig zusah, wie der Arbeiterstand, hülflos preisgegeben inhumaner Bedrückung, immer mehr der Entartung anheimfiel.

Die sociale Geschichte des 19. Jahrhunderts liefert für alle diese Behauptungen reichlich Belege. So hat z. B. England zuerst in der Culturwelt das Beispiel einer ausreichenden Einschränkung der Kinder- und Frauenarbeit gegeben und doch bis hinein in die Mitte der 70er Jahre keinerlei Schädigung seiner Concurrenzfähigkeit erfahren, trotzdem lange Zeit kein Land mit auch nur entfernt vergleichbarer Energie den Weg der socialen Reform beschritten hatte. Die britische Industrie glich eben die Erhöhung der Productionskosten durch Capitalreichthum, technische Entwickelung und Tüchtigkeit ihrer Arbeiter bei Weitem wieder aus. Neuerdings ist das freilich anders geworden. Das continentale Gewerbe hat sich nach und nach die Vorzüge der britischen Industrie größtentheils anzueignen gewußt und macht ihr nunmehr eine um so empfindlichere Concurrenz, als dasselbe in Folge einer mangelhaften Arbeitsgesetzgebung eine günstigere Position einnimmt. Wenngleich dies Resultat durch eine umfassende Enquête amtlich festgestellt ist, wird man doch nicht an den englischen Gesetzen zum Schutze der Arbeiterklasse mäkeln dürfen: denn ihnen allein verdankt England (wie ebenfalls durch zahllose amtliche Documente erhärtet worden ist), daß Millionen von Proletariern sich in befriedigenden wirthschaftlichen Verhältnissen befinden.

In Belgien ist die sociale Situation genau die umgekehrte, wie in England: für den Arbeiterstand ist gar nichts gethan worden, und dadurch hat die Industrie des Landes unzweifelhaft an Concurrenzfähigkeit auf dem Weltmarkte gewonnen. Aber diese „Blüthe" der belgischen Industrie ist durch namenloses unbeschreibliches Elend der Arbeiterklasse, durch Ausschluß derselben von allen Segnungen der Cultur viel zu theuer erkauft worden. Mit Gesetzen wie sie in England zum Schutze der Arbeiterklasse eingeführt worden sind, hätte sicherlich die Industrie Belgiens nicht eine solche Exportfähigkeit erlangt, aber die Lage des Haupttheils der Arbeiterklasse wäre eine leidlich befriedigende gewesen, und die Letztere, selber theilnehmend an den Gütern der modernen Civilisation, würde nicht, wie sie es jetzt thut, auf Mittel zu deren Vernichtung und Untergang sinnen. Durch das Beispiel Belgiens wird mithin nur eine neue Bestätigung des Satzes geliefert, daß der Arbeiterschutz, selbst bloß *national* durchgeführt, eine unabweisbare Nothwendigkeit ist, obwohl er die Concurrenzfähigkeit der nationalen Industrie behindern muß.

Also: die *nationale* Arbeiterschutzgesetzgebung ist bis zu einer gewissen Grenze möglich und nothwendig. Die Weite dieser Grenze wird aber wesentlich durch die Concurrenzfähigkeit des betreffenden Landes auf dem Weltmarkte bestimmt. Was lag mithin näher, als daß immer wieder von Neuem auf den *internationalen* Arbeiterschutz hingewiesen wurde als auf das einzige Mittel, der Arbeiterklasse zu helfen, ohne die wirthschaftliche Position der gewerblichen Betriebe zu schwächen? —

Aber noch ein weiterer wichtiger Vortheil müßte sich ergeben, wenn in allen Culturländern gleichmäßig ausreichende Bestimmungen zum Schutze des vierten Standes zur Durchführung gebracht würden. In diesem Falle würde nämlich der fabricirende Unternehmer über seine Arbeiter nur in beschränktem Umfange disponiren können und daher gehindert werden, in den Zeiten der sog. aufsteigenden oder günstigen Conjuncturen seine Production nach Belieben zu erweitern und Waarenmassen über Waarenmassen auf den Weltmarkt zu werfen. Daher würde die durch die meisten günstigen Conjuncturen eintretende Ueberproduction sehr in Schranken gehalten werden. Die Folge hiervon müßte aber sein, daß auch der nothwendige Rückschlag, die Krise, um soviel gelinder aufträte, als es sonst der Fall gewesen wäre. Denn wenn in Consequenz des Arbeiterschutzes die producirten Waarenquantitäten nicht so bedeutend anwachsen können wie früher, so sind auch die in einem gegebenen Augenblicke auf dem Markt befindlichen Waarenmengen — deren Vorhandensein bei nachlassender Nachfrage den Preis so sehr drückt — minder bedeutend. Bedenkt man nun, welche furchtbaren Wunden die Absatzkrisen der Volkswirthschaft schlagen, so wird man gerade die eben besprochene Wirkung der internationalen Arbeitsgesetzgebung als eine höchst segensreiche bezeichnen, — und zwar segensreich auch ganz speciell vom Standpunkte der Unternehmerklasse aus, welche dann ja von den Krisen weniger schwer betroffen würde als vordem.

Also auch das specifische Fabrikanteninteresse — und nicht bloß das humane Mitgefühl mit den Leiden von Millionen armer Menschenwesen und die sociale Gerechtigkeit sprechen laut und eindringlich für das hier vertretene Postulat. —

Nur mit einem Worte braucht an das hohe politische Interesse erinnert zu werden, das sich an die Erfüllung der alten und berechtigten Arbeiterforderungen durch eine von der ganzen Culturwelt acceptirte Gesetzgebung knüpfen müßte. Die Proletarier, soweit sie objectiver Erwägung zugänglich und noch nicht von blindem Hasse gegen alles Bestehende erfüllt sind, werden sich überzeugen lassen, daß auch auf dem Boden der heutigen Eigenthumsordnung die socialen Leiden gehoben werden können. Und es wäre nicht unmöglich, daß hierdurch der Anlaß gegeben würde, daß die bis jetzt immer noch wesentlich revolutionär und extrem gearteten continentalen Arbeiterparteien sich principiell und tactisch zu maßvollerem Verhalten bequemten und ihren Bestrebungen die Form einer verfassungsmäßigen Agitation verliehen; — wie ja thatsächlich in England unter dem Regime der Arbeiterschutzgesetze der völlige Niedergang des revolutionär-socialistischen „Chartismus" und die Herausbildung einer großartigen socialreformatorischen Arbeiterbewegung erfolgt ist. —

Alle diese Gründe mögen dazu beigetragen haben, daß seit einigen Jahren eine literarische Bewegung zu Gunsten des in Rede stehenden Postulats entstanden ist, daß *ein* Arbeitercongreß nach dem anderen für dasselbe votirt hat, ja daß schließlich auch der „internationale Congreß für Hygiene und Demographie" — eine Versammlung der namhaftesten Hygieniker, Statistiker, Socialpolitiker und Fabrikaufsichtsbeamten Europas — nach sorgfältigster Berathung entschieden dafür eingetreten ist.*)

Diese Gründe gaben auch dem schweizer Bundesrath Veranlassung, die Sache in die Hand zu nehmen und zu versuchen, ob nicht vielleicht gerade gegenwärtig, im Zeitalter der Socialreform, eine Realisirung jenes Postulats möglich sei. Der Bundesrath, dessen Berather der sachverständige Nationalrath Dr. Decurtins war, hat sich seiner Aufgabe bisher in ebenso besonnener wie geschickter Weise erledigt. Dies zeigt sich vornehmlich in dem von ihm aufgestellten Programm, welches zunächst als Grundlage für die Berathungen der Regierungen in der fraglichen Angelegenheit dienen soll. Dasselbe fordert nämlich: Verbot der Sonntagsarbeit, Festsetzung eines Minimalalters für die Zulassung von Kindern in fabrikmäßigen Betrieben, Festsetzung eines Maximalarbeitstages für jugendliche Arbeiter, Verbot der Beschäftigung von jugendlichen und weiblichen Personen in besonders gesundheitsschädlichen und gefährlichen Betrieben, endlich Beschränkung der Nachtarbeit für jugendliche und weibliche Personen. Dies Programm muß umsomehr Zustimmung finden, als man über die Nützlichkeit der darin enthaltenen Forderungen in der Wissenschaft schon seit Langem einig ist, während es darauf verzichtet, die werktägliche Arbeitszeit der *Männer* gesetzlich zu beschränken, mithin den vielfach bestehenden Bedenken gegen die Einbeziehung gerade dieser Arbeiterkategorie unter die Schutzgesetze Rechnung trägt.

Und es scheint wirklich, als ob einige Aussicht auf Erfolg vorhanden sei. Wenigstens haben schon fast alle Regierungen ihre Theilnahme an den Berathungen über die internationale Durchführung jenes Programms zugesagt; und die Presse aller Parteien hat dasselbe zur Discussion gestellt und sich meist sehr sympathisch darüber geäußert. Auch die Gelehrtenwelt, die freilich zum Theil schon früher dafür eingenommen war, ist fast ganz gewonnen. Selbst der so vor-

*) Siehe die ausführliche Darstellung dieser Bewegung in: Georg Adler, „Die Frage des internationalen Arbeiterschutzes" (München und Leipzig, 1888), Cap. IX.

Digitized by Google

sichtige Roscher, der angesehenste aller lebenden Nationalökonomen, hat sich im Anschlusse an eine Besprechung meiner Schrift über die Frage des internationalen Arbeiterschutzes unumwunden für einen solchen erklärt. —

Nur ein Einwand von Bedeutung wird gegen diese Idee erhoben: er betrifft die Controle über die factische Durchführung der gemeinsamen Gesetze.

Es scheint allerdings unzweifelhaft, daß die gleichen Arbeitsgesetze in verschiedenen Ländern zunächst in verschiedener Weise befolgt werden würden. Ein Land, in dem ein tüchtiges Fabrikaufsichts- und Beamtenpersonal vorhanden ist und das sociale Gewissen lauter schlägt, wird dem Guerillakriege eines einseitigen kapitalistischen Interesses gegen die fraglichen Gesetze recht bald zu Gunsten der letzteren ein Ende machen. Aber in anderen Ländern, in denen das Beamtenthum nicht so energisch und zuverlässig ist, würde der Widerstand egoistischer Fabrikanten nicht so leicht gebrochen werden, und es könnte sich möglicher Weise ein Zustand herausbilden, der durch stillschweigende obrigkeitliche Duldung regelmäßiger Uebertretungen jener Gesetze von Seiten der Interessenten charakterisirt wäre, — in welchem Falle also hier nur eine Socialreform nach dem Muster Potemkin's geleistet worden wäre.

Indeß folgt hieraus noch lange nicht, daß dann der Arbeiterschutz in einigen Ländern auch auf die Dauer unausgeführt bliebe. Denn es gibt ein Mittel, dem entgegen zu treten: es besteht darin, daß in allen Ländern die öffentliche Meinung über den wahren Stand der Sache unterrichtet und über die nothwendigen Folgen aufgeklärt wird. Zu diesem Zweck hat man bloß nöthig, eine internationale Commission einzusetzen, welche das Recht hat, directe Mittheilungen über die Handhabung der Gesetze von Betheiligten (Industriellen und Arbeitern) und Unbetheiligten entgegen zu nehmen und diese Mittheilungen in ihre amtlichen Publicationen aufzunehmen; ferner die etwa betheiligten aufsichtführenden Behörden zur Berichterstattung über die betreffenden Fälle aufzufordern und darüber das Urtheil zu publiciren. Inwieweit dann die Regierung des in Betracht kommenden Landes sich diesem Gutachten anschließt und sich daher zu einem Einschreiten veranlaßt sieht, — das kann man dann getrost als Sache des betreffenden Staates ansehen. Denn auf die Dauer muß dies Mittel gerade im vorliegenden Falle unwiderstehlich wirken, wo es sich um ein von der ganzen Culturwelt als höchst segensreich anerkanntes Werk von eminent civilisatorischer Tragweite handelt. Regelmäßig wird jede einzelne Regierung und vor Allem die öffentliche Meinung jedes Landes erfahren, wie es um die wirkliche Anwendung der internationalen Gesetze steht; die Behörden werden wissen, daß etwaige Unterlassungssünden dem Urtheile oder richtiger der Verurtheilung von Seiten der öffentlichen Meinung unterliegen, und sie werden in Folge dessen im Laufe der Zeit achtsam und unnachsichtlich werden, wenn sie es nicht schon von vornherein sind. Dann aber wird sich auch an die Feststellungen jener Centralcommission unzweifelhaft eine reiche internationale Literatur knüpfen, welche mit der Fackel der rücksichtslosen Wahrheitsliebe die Thatsachen auf dem Gebiete des Arbeiterschutzes beleuchten wird.

Auf diese Weise wird eine internationale öffentliche Meinung entstehen, eine Meinung zunächst der interessirten Klassen, dann der nicht direct interessirten Kreise, der Parteien, der Beamten, der wissenschaftlichen Welt, — und diese öffentliche Meinung wird es sein, welche die Regierungen antreiben wird, entschieden fortzufahren auf der einmal betretenen Bahn.

Gewisse Verschiedenheiten in der Handhabung der Gesetze werden ja nach wie vor bestehen bleiben: aber so lange sie sich in mäßigen Grenzen halten, hat das nicht viel zu bedeuten. Werden doch heutzutage selbst die bloß nationalen Arbeitsgesetze in verschiedenen Theilen desselben Landes auch nicht gleichmäßig angewendet, ohne daß bisher Jemand darin ein Argument gegen die Nützlichkeit dieser Gesetze hätte erblicken wollen.

Daß trotz Alledem Schwierigkeiten der mannigfachsten Art sich ergeben werden, daß schmählicher Eigennutz vielfache Hindernisse aufthürmen wird, daß die Durchführung der internationalen Gesetze in diesem oder jenem Lande zunächst noch Mancherlei wird zu wünschen übrig lassen, ist zweifellos. Aber wie der Schulzwang trotz Allem, was sich ihm entgegengestellt hat, heute allgemein als eine segensreiche Institution anerkannt ist, so wird auch in späteren Zeiten die internationale Arbeiterschutz-Gesetzgebung, trotz aller Mängel in der Durchführung, gerühmt werden als ein Werk von gewaltiger Tragweite, als ein Werk, das die Degeneration der Arbeiterbevölkerung verhindert und die Volkskraft gestärkt hat!

Der „Schneidige".

Zur Naturgeschichte unserer Offiziere und Beamten.

Von Hans Schliepmann.

Der alte Graubart, welcher auf mancherlei symbolischen Gemälden durch mangelhafte Bekleidung, die Beifügung einer Sense und eines Stundenglases den Anspruch erhebt, für „Seine ewige Majestät die Zeit" angesehen zu werden, hat sich trotz der Vervollkommnungen des heutigen Uhrenbaues augenscheinlich noch nicht von seinem alten Stundenregler getrennt. Statt die einzelnen Secunden des Weltlebens mit stetig fortschreitendem Zeiger zu treiben, kehrt er jedesmal nach Ablauf eines größeren Abschnittes sein Sandglas um und läßt zu oberst kommen, was unten war, und umgekehrt — bis sich das Spiel wiederholt. Und die einzelnen Sandkörnchen dünken sich groß, wenn sie einmal erst nach allen anderen in die Tiefe rauschen!

Bei der vorletzten Drehung schwammen da einige Körnlein oben auf, die sich bei mikroskopischer Untersuchung als langlockige Jünglinge auswiesen, die ohne botanische Veranlassung nach einer blauen Blume suchten und dazwischen in einem gewissen Halbschlafe allerorten fragten, was des Deutschen Vaterland sei, was ihre Traurigkeit bedeuten solle, wie Liebe spreche, ob der Wille wirklich einmal bis zur That werden könnte und ähnliche sinnreiche Fragen, deren Antwort Niemand abwartete, auch Niemand zu wissen schien.

Da drehte der alte Meister Chronos sein Glas um, und die ganze interessante letzte Gesellschaft fiel zuerst durch und ward verschüttet, so daß sie sich hoffentlich nie wieder zusammenfindet. Aber da ist gleich wieder ein neues Völkchen obenauf, anders gestaltet zwar, aber wie jene von der compacten Masse der übrigen obenauf getragen — bis es wieder ein anderes Bild gibt.

Es ist die Gesellschaft der „Schneidigen". Vor zehn Jahren kannte man kaum das Wort, in Norddeutschland wenigstens. Jetzt verletzt man schon fast Jeden ein wenig mit, wenn man sich gestattet, an der Schneidigkeit einmal etwas zu mäkeln. Wie ist das so schnell gekommen?

Jeder civilisatorische Antrieb hat denselben Verlauf. Er wird aus geschichtlichen Vorbedingungen zu einer Nothwendigkeit, wird von den Besten voraus geahnt, von der Menge verhöhnt. Doch harte Nothwendigkeit vergrößert die Gemeinde der Erkennenden; es kommt der erste Erfolg. Die Menge staunt. Bald jauchzt sie und kniet. Sie hat einen neuen Götzen, oder doch einen neuen Leisten, über den sie nun alle ihre Begriffe spannen kann. Was Gedanke war, wird Formel, was innere Nöthigung war, wird Mode. Das Denken ist wieder einmal gespart und der Erfolg so lange gewährleistet, bis ein Starker einmal wieder die Popanzschnüre des Fetisches aufdeckt, die man für die Nerven eines Gottes gehalten hat.

In die romantisch beleuchtete Sumpflandschaft der vorsiebziger Jahre fiel das brausende Gewitter des Kriegs. Gewaltige Thatmenschen rüttelten unser stumpfgewordenes Geschlecht zusammen und halfen unseren Waffen zum Siege. Der Sumpf war fortgespült und eine gemeinsame starke deutsche Erde nahm ihre gesünder gewordenen Kinder wieder auf.

Ohne Zweifel: es war der Kriegsmann, der uns zur heutigen Größe verholfen. Das hatte man ja mit angesehen. Daß es aber der Gedanke gewesen, der erst wieder den Kriegs-

Digitized by Google

mann getrieben, das konnten die Gedankenlosen freilich nicht durchschauen. Sie müssen sich an eine augenfällige Wirkung halten. Und da war ja die Uniform, die sie wohl gar selbst angehabt und in der sie sich so halb und halb als Compagniekameraden von Moltke und den Anderen fühlen konnten!

Gerade derjenige, welcher in unserem Heerwesen eine der besten Blüthen des deutschen Volksthums liebevoll erkennt, wird am meisten besorgt sein, dieselbe von wüsten Schößlingen und tauben Trieben zu reinigen.

Nach der oben gekennzeichneten Wellenbewegung der Ideen sind wir jetzt nahezu auf einem Gipfel der Schätzung alles Militärischen angelangt, so daß oft genug schon der Umschlag in Verhätschelung und Aberwitz eingetreten ist. Hier kann nicht früh genug gewarnt werden, denn nirgend kann blinde Bewunderung schlimmere Folgen haben. Es gehört schon jetzt gewaltig viel Charakter dazu, sich mit zwanzig Jahren Abends als Salonlöwe zu fühlen, nachdem man tagsüber sich beim Rekrutendrillen gelangweilt und doch zu intensiver Geistesarbeit unfähig gemacht hat, sich schier ausnahmslos in jedem Roman und Lustspiel neuesten Datums lediglich kraft des bunten Rockes und der kecken Schwerenötherei als einen ganz kolossalen Kerl abgebildet zu finden und bei derartiger zehnjähriger Verwöhnung sich bis zum Premier strenge Selbstzucht, geistiges Streben und ideale Gesinnungen zu bewahren! Die Versuchungen des heiligen Antonius waren nicht angreifender, als diejenigen, welche ein hübscher Lieutenant in einer großen Stadt bei unseren genußsüchtigen Friedenszeiten zu bestehen hat.

Also die Bewunderung will Maß haben, hauptsächlich im Interesse unseres trefflichen Kriegerstandes, den die Affenliebe zahlreicher holder Weiblichkeiten zu verziehen droht. Man küsse nicht das Schwert, ohne des Hirnes zu denken, das es in Bewegung setzt; man umwinde es nicht mit Rosen, ehe es die Scheide einmal verlassen, um es frei zu haben, wo es blutige Rosen zu ernten gibt.

Mit der Wiederkehr der Gamaschengeckenzustände von 1805 hat es freilich noch gute Wege, denn unsere Offiziere sind — schneidig, im *besseren* Sinne, d. h. sie regieren den Degen so gut wie die beiden Bürstchen, ihr Muth ist im Felde ebenso keck wie im Ballsaal, sie riechen das Pulver noch ebensogern wie Sandringham, Jockey-Club oder Pferdestall, und thun ihren Dienst so stramm, wie ihre Uniform sitzen muß. — „Die Schneidigkeit ist doch also ein ganz patentes Ding, lieber Nörgelphilister, und hat uns verweichlichten deutschen Schlafmützen höllisch auf die Beine geholfen!"

Ja, ja! Gebe ich gern zu, so weit, daß ich alle griechischen und lateinischen Schulstunden mit ziemlicher Ruhe in Fecht-, Ruder-, Reit-, Turn- und Spielstunden umgewandelt sehen könnte. Aber die Herren von Düppel, Königgrätz und Gravelotte waren doch auch Soldaten, so zu sagen; „schneidig" aber nannten sie sich nicht, und die Herren, die die Melodie zu dem Siegestanze erdacht hatten, zeigen im Allgemeinen auch von der äußeren Schneidigkeit am wenigsten. Es muß doch also irgend eine überflüssige Zuthat in eurem neuesten Allheiltrank sein. Solltet ihr nicht zunächst von der lieben Eitelkeit etwas allzuviel hineingeträufelt haben? Selbstbewußtsein und mannhafter Stolz sind schöne Dinge: aber werden sie uns am gezwirbelten Schnurrbärtchen in Freiheit und Stockschnupfen dressirt vorgeführt, daß man es als eine Gnade ansehen muß, so einen modernen, verwegen lächelnden Löwen ohne Eintrittsgeld besichtigen zu können? Ist es ein *Vorzug*, dreierlei „Jargons" zu beherrschen, je nachdem man mit Damen, mit Kameraden oder mit Untergebenen zu thun hat, Jargons, deren jeder sich vor dem anderen zu schämen hätte? Auf seine *Körperlichkeit* achten, ist gewiß eine Nothwendigkeit für einen vollen Menschen. Aber das heißt noch nicht, wie ein anglisirter Hansnarr umherlaufen und ein Knecht jeder modischen Abscheulichkeit werden. Der Mann muß auch *moralischen Muth* haben, eine Ueberzeugung, die nicht mit der Heerde mitläuft. Die „Courage" wird allerdings durch diesen breiten Hintergrund gewaltig gestützt. — Ueberhaupt nichts vortrefflicher, als in der Heerde mitlaufen! Das gibt dann den *Corpsgeist*, man fühlt sich als Glied eines großen Ganzen, und blökt da Einer: wer will sagen, wer sich gerade hervorgethan; am Ende kann man glauben, man sei es selbst gewesen, habe wenigstens rechtzeitig mitgebrummt. Wieder ein großes schätzbares Kulturelement, der Corpsgeist! aber doch nicht gemacht, um sich dahinter zu verkriechen! Und das höchste von allen, die *Ehre*: soll sie ein Diamant sein, oder ein rohes Ei, aus dem gelegentlich einmal der häßliche Basilisk gemeiner Rachgier hervorkriecht? Endlich das *Streben*: welche Allgemeinschätzung verdient es, wenn es zum „Carrièremachen" herabgesunken ist, zum rücksichtslosen Ellbogenstoßen nach unten und öliger Willfährigkeit nach oben?

Zu solchen Verzerrungen unserer höchsten Güter aber haben unsere „Schneidigen" den besten Anlauf genommen.

Nicht so sehr die *uniformirten*, denen überdies noch die Schneidigkeit am besten zu Gesichte steht. Aber, wie oben gesagt, beherrscht jetzt die Verhimmelung des Offizierthums die weitesten Kreise, und da wird dann nach dem alten Mephistopheleswort vom Räuspern gerade das Aeußerlichste für das Kennzeichnende gehalten und durch oberflächliche Nachahmung in's Fratzenhafte gezogen. Daß dem so ist, gereicht nicht irgend einem *Stande* zur Unehre; es trifft nur die einzelnen Persönlichkeiten. So wenig unser Offiziersstand darunter als solcher zu leiden hat, daß vereinzelte Mitglieder es für weniger schmählich halten, leichtsinnig Schulden zu machen, Mädchen zu berücken und Geldheirathen zu schließen, als schlechtsitzende Beinkleider zu tragen, für Unbesonnenheiten Abbitte zu leisten oder einen karikirten Ehrbegriff fallen zu lassen: ebensowenig ist irgend ein anderer Stand dafür verantwortlich zu machen, daß einige seiner Glieder Gecken sind.

Aber es dürfte immer an der Zeit sein, diese zu kennzeichnen, damit sie nicht, scheinbar in der allgemeinen Achtung stehend, durch ihr Beispiel weitere Thoren erzeugen. Die Thorheit wird man zwar schwerlich aus der Welt schaffen. Wenn es einem gelangweilten Tonangeber einmal einfällt, mit einer Keule im Arme spazieren zu gehen, wird er genug Schneidige finden, die das originell nennen und nachahmen. Man sehe die heutigen Spazierknüppel unserer nilpferdbeinigen „Gommeux".

Vollends wird man da auf die Thorheit mit Fingern deuten müssen, wo sie gefährlich wird. Das aber droht die „Schneidigkeit" bei den *Beamten* zu werden. Hier finden wir die ausgebildetsten Exemplare der Schneidigen. Sie entstehen gemeiniglich durch den Reserve-Offizier. Die Nothwendigkeit *dieser* trefflichen Gattung für das Vaterland ist noch unbestreitbarer als die für eine gebildete Visitenkarte oder Verlobungsanzeige. Aber jede Sache hat ihre zwei Seiten, sogar die nahezu heilig gesprochene Institution der Einjährigen mit Avancement. Je voller die Lober den Mund nehmen, desto eher muß einmal auch die dunkle Seite betont werden.

Niemandem wird gründlicher das Bewußtsein der gänzlichen Unzulänglichkeit beigebracht, als den Einjährigen während ihrer Ausbildungszeit, denn die wenigsten sind zum Soldaten *geboren*, so daß die, höchst selten mit Geduld ausgestatteten Hauptleute fast stets den geringeren Commißdrill jener „Studirten" als störendstes Element in ihrer Compagnie empfinden. Endlich wird der Strebsame, der so lange „natürlich wieder so'n Freiwilliger" war, ein „Herr Kamerad". Er ist es trotz seiner Unzulänglichkeit geworden; also, schließt er, ist die Unzulänglichkeit nicht so hinderlich, oder nicht so groß, oder die Epauletten haben die Eigenschaft, wie „des Königs neue Kleider" im Märchen: sie *machen* vollkommen. Ist man nun auch wirklich ein *tüchtiger* Offizier geworden, so fühlt man kraft der unzähligen empfangenen Rüffel, dieses Ziel müsse man nur durch phänomenale Begabung erreichen können. Das macht Sicherheit, und so ist's denn um den *Soldaten* allerdings trefflich bestellt. Nur nicht so für den *Menschen*! Dieser „meint, er wär's" und hat doch eigentlich erst das ABC des Heerwesens durchschaut. Als Sommerlieutenant hat er im Winter vorher die Genauigkeit des Drills etwas verloren, auf *diesen* aber kommt es bei der Uebung fast allein für ihn an: also ist der Drill überhaupt etwas Unvergleichliches, Höchstes.

So kommt es, daß er den oberflächlich begriffenen und

Digitized by Google

thatsächlich bewundernswerthen Mechanismus des Heeres für das schlechthin Erstrebenswertheste für alle Verhältnisse hält. Daß auch das Heerwesen ein Organismus sei — es auch wohl noch mehr werden könnte und müßte! — wird erst dem tiefer Eindringenden klar. Das selbständige Leben der einzelnen Theile wird beim Exerziren nur als ein Hinderniß empfunden, darum soll auch der Staat nur eine große Maschine sein, in der man ein blank geputztes Rädchen oder eine stramm gespannte Feder zu sein die Ehre haben kann. Kommt hierzu noch das Hochgefühl, die Uniform zu tragen — nicht nur aus Eitelkeit, sondern weil es wirklich eine Freude ist Soldat zu sein, mit Unterschied natürlich! — das sich aber leicht in das Gefühl, ein „patenter Kerl" zu sein, umsetzt, und die nothwendige Gewöhnung, befehlen zu müssen, selbst wo man sich unsicher fühlt, weil der Soldat allerdings vor Allem zum Entschluß kommen muß: so ist der modern schneidige Beamte so ziemlich fertig. Er grübelt nicht, ist sich wenigstens nicht einen Augenblick mehr bewußt, daß er zum Wohl eines großen Ganzen zu wirken verpflichtet ist, sondern kennt einfach seine Exerzirvorschrift, die er wörtlich befolgt, ohne sich um die Auslegung groß zu kümmern. Er arbeitet dem Herrn Vorgesetzten zu Dank, macht möglichst viele Actennummern, weiß Publikum und Untergebene nach Unteroffiziers- und Rekrutenverhältniß zu „erledigen" und führt mit völliger Unfehlbarkeitsüberzeugung seine Ansichten rücksichtslos durch.

Diese Ansichten sind aber nicht so durch die alleinberechtigte Autorität — im höchsten ethischen Sinne — durch das Gewissen geregelt, sondern durch die Vorurtheile, welche augenblicklich zum Weiterkommen am empfehlenswerthesten sind. Er ist äußerlich allerdings pflichttreu, aber er ist es mehr im Bewußtsein, daß ein schneidiger Kerl nun mal mithalten müsse, daß das Erfolg schafft, aber nicht, weil er der Menschheit zu nützen glaubt. So veräußerlicht sich seine Wirksamkeit und wird zur Routine, die ihre Berechtigung nur in den Unteroffizierspoſten der menschlichen Gesellschaft hat.

Trefflich, wenn neben wägender Vernunft, Verantwortungsgefühl und begeisterungsfähiger Menschlichkeit auch schneller Entschluß, körperliche Selbstzucht, kühne Thatkraft, helläugiger Lebensmuth, mannhaftes Einstehen einherschreiten, was Alles man eigentlich unter Schneidigkeit verstehen sollte. Aber schlimm, sehr schlimm, wenn ohne jene Hauptbedingungen letztere Eigenschaften in eilfertiges Commandiren, geschniegelte Modesucht, verwegene Selbstherrlichkeit, protzige Selbstüberschätzung und brutale Starrköpfigkeit mehr und mehr hinüberschillern!

Dann gehört außer einer gehörigen Gabe von unverfrorener Selbstüberhebung herzlich wenig dazu, den „Schneidigen zu markiren". Da wird darauflosbefohlen, schneidig die reifliche Ueberlegung durchhauen, durch die schneidige That das Ereigniß erzwungen, mit einem Blick, halb Raufbold halb Verachtung, mit starken Lungen der vorhandene Widerspruch zu Boden geworfen und mit kecker Stirn das Ergebniß als ein erfreulichstes ausposaunt. Die verhängnißvollen Beispiele in größerem Stile aus jüngster Zeit sind noch unvergessen!

Das Schlimmste aber ist, wenn alle diese Erdreistungen der Mittelmäßigkeit sich durch ein magisches Wort obendrein noch heilig gesprochen wähnen. Das Wort Schneidigkeit muß aber thatsächlich schon als Oriflamme für alle näselnden Gecken mit Mandarinen-Fingernägeln und rücksichtsloser Selbstgefälligkeit herhalten. Vor dieser Verwechselung von Geckerei und Unverschämtheit mit Tugend und Mannhaftigkeit müssen die harmlosen Gemüther bewahrt werden, die durch das zur rechten Zeit sich einstellende Wort an die Talmischneidigkeit zu glauben verführt werden.

Gerade weil uns Deutschen der echte Schneid so ungemein nöthig ist, dürfen wir ihn nicht durch massenhafte Verfälschung im Preise sinken lassen. Machen wir das Wort anrüchig, aus dem unlautere Elemente die Berechtigung zum Sichaufblähen herleiten, damit wir das echte Wesen behalten!

Wenn das wirklich Schneidigkeit ist, was jetzt bereits Alles unter dieses Stichwort eingereiht wird, so ist es Zeit, daß man das Kartenhaus einmal umbläst, welches sich die brave Mittelmäßigkeit wie einen Babelthurm errichtet zu haben meint, damit sie mit echtem Stoffe bauen lerne am vaterländischen Werke, so viel an ihr ist. Der Schneidige ist zu billig geworden. Wer Anrecht auf Achtung und Ehre beansprucht, muß noch mehr sein als „schneidig"!

Der Panphysismus und die Kunst.

Von Julius Duboc.

Nachdem ein sprachkundiger Freund mich darüber beruhigt hat, daß „Physismus" als Wortbildung hinsichtlich der grammatischen Correctheit dem dem Mittelalter entstammenden, halblateinischen „Theismus" nicht viel nachgibt, erlaube ich mir nach Analogie des Pantheismus den Ausdruck: Panphysismus, der bisher meines Wissens nicht gebräuchlich war, zur Verwendung auf dem gelehrten Gebiet vorzuschlagen. Ich theile Schopenhauer's Meinung, daß man den Worten ihre Bedeutung lassen, und wo man etwas Anderes meint, auch ein anderes Wort gebrauchen, daß man also die Welt Welt und die Götter Götter nennen solle. Und eben deshalb bin ich der Ansicht, daß man dem modern naturwissenschaftlichen Standpunkt, dem die Natur Alles in Allem geworden ist, der auf die Natur als Letztes zurückgeht und bei der Natur als Letztem stehen bleibt, der deshalb weder Theismus, noch Pantheismus ist, eine besondere positive Bezeichnung zuwenden sollte. Positiv, die Bezeichnung: Atheismus ist so ausgesprochen lediglich negativ, daß sie einer Ergänzung bedarf, und diese kann sachlich nur aus dem Inhalt des zu Bezeichnenden gewonnen werden. Der Ausdruck: Panphysismus scheint mir diese sachliche Ergänzung in aller Kürze zu leisten, er empfiehlt sich außerdem vor einer erst zu bildenden deutschen Umschreibung dadurch, daß er als Seiten- und Gegenstück zu dem einmal eingebürgerten Pantheismus sich selbst erläutert.

Dies zur Rechtfertigung meinerseits für den Gebrauch des Ausdrucks bei den folgenden an ihn anknüpfenden Bemerkungen. Wie der Theismus sich zum großen Theil in den Pantheismus, so hat der Pantheismus für und in der Naturerkenntniß sich allmählich in den Panphysismus aufgelöst. Die Natur ist Alles geworden. Aus ihren breiten Armen kann ja nichts herausfallen. Ist aber die Natur Alles, so ist auch die Naturwahrheit die Alleswahrheit, d. h. die Wahrheit schlechtweg. Es gibt keinen Gegensatz zu ihr. Die Naturwissenschaft und also der Panphysismus findet, kennt und anerkennt aber nur den Determinismus als „das letzte Wort der Wissenschaft". Der Unterschied zwischen einem Kant'schen „Mechanismus der Naturordnung", welcher die Wahrheit der Natur war, und einer für den Geist bestehenden Wahrheit, welche sich nicht mit dem Mechanismus der Naturordnung deckte, ist für diesen Standpunkt nicht mehr aufrecht zu erhalten.

Dadurch ist aber auch der Standpunkt verrückt, den Schiller in Anlehnung an Kant auf ästhetischem Gebiet in dem Sinne festhielt, daß er der „physischen Weltordnung" eine von ihr getrennte sittliche Ordnung entgegensetzte, die den Naturbegriff unter sich habe, „welche die Vernunft zwar mit ihren Ideen erfliegen, der Verstand aber mit seinen Begriffen nicht erfassen kann" (Ueber das Erhabene. 1801). So betrachtet, war die Naturwahrheit nie die volle Wahrheit und man konnte also von ihr abweichen, ohne von der Wahrheit abzufallen, die vielmehr als eine höhere (im Geist, in der Freiheit, in der sittlichen Weltordnung waltende) noch vorbehalten blieb, ja die vielmehr dadurch erst erreichbar zu werden schien, daß man die Naturwahrheit als die mindere Wahrheit mehr oder minder fallen ließ. Anders, wo die Natur Alles und die Naturwahrheit also die Wahrheit schlechtweg bedeutet. Denn nun wird die Wahrheit selbst preisgegeben, wenn von der Naturwahrheit abgewichen wird. Ein Hinansteigen zu einer höheren Wahrheit als die, welche die Natur enthält und enthüllt, ist nicht mehr möglich.

Digitized by Google

Dies Verhältniß ist nun wieder von entscheidender Bedeutung, wenn es sich um die Zulassung des naturwahren Widerwärtigen oder einer widerwärtigen Naturwahrheit in das Kunstgebiet oder um die Ausschließung von demselben handelt. Das populärste Argument der Abwehr ist dasjenige, welches sich darauf stützt, daß dasselbe „unerquicklich" sei. Wozu noch Unerquickliches von der Kunst entgegen nehmen, da es schon im Leben genug davon gibt? Die Kunst soll erfreuen, angenehm anregen, wenn es hoch kommt: erheben. Das Uebrige ist von Uebel. Zur Begründung kann man sich anscheinend auf Schiller u. s. w. berufen. „Für die Natur", heißt es in dem Aufsatz „Ueber die tragische Kunst", „mag das Vergnügen nur ein mittelbarer Zweck sein, für die Kunst ist er der höchste." Und ebenso Lessing im zweiten Abschnitt des „Laokoon": „Der Endzweck der Künste ist Vergnügen!"

Mit dieser Berufung hat es seine Richtigkeit; es wird nur übersehen, worauf ich hingewiesen, daß der Standpunkt, die Anschauung, mit der jene kunstphilosophischen Aussprüche innerlich zusammenhängen, nicht mehr der unserige ist. Wo zwischen physischer und sittlicher Weltordnung, zwischen bloßer Naturwahrheit und Wahrheit höherer Art noch stricte unterschieden ward, hatte die Auflösung oder Ausmerzung alles Unerquicklichen als Naturthatsache, wie sich dies aus der der Kunst gestellten Aufgabe, Vergnügen auszuspenden, von selbst ergab, eine andere Bedeutung, als sie auf dem Boden des Panphysismus hat. Jene Formel konnte unbeschadet der Wahrheit (die eben als Naturwahrheit nicht vollwichtig war) ausgesprochen und aufrecht erhalten werden. Heute kann man sich nur auf sie stützen, indem man die Wahrheit, nicht eine einzelne, sondern die Wahrheit überhaupt, preisgibt. Heute schiene die Kunst, die, nur um Vergnügen auszuspenden, alles Unerquickliche streichen wollte, gewissermaßen auf den Standpunkt eines höfischen Schmeichlers zurückzutreten, der seinem Gebieter, unter Entstellung der vollen Wahrheit, nur Angenehmes vorhält und auf Angenehmes verweist.

Das ist die außerordentlich starke Position des modernen Naturalismus in der Kunst. Wenn man von allen Uebertreibungen und Extravaganzen desselben absieht, verbleibt ihm ein Rest, dem auf dem Boden des Phanphysismus, wie man ihn gewöhnlich versteht, — und dies ist eben der allgemein verbreitete — überhaupt nicht beizukommen ist. Der Auffassung, welche der Kunst die Aufgabe uud Berechtigung zuweist, am Schein sich genügen zu lassen, hält er mit Recht entgegen, daß dadurch nur Coulissenwerk entsteht und die tiefe Resonanz aus dem Innersten unseres Bewußtseins preisgegeben wird, die Theorie des Vergnügenspendens vermag er abzuwehren, indem er zeigt, wie sie die Wahrheit einem banal eudämonistischen Princip opfert, die Berufung auf eine höhere Ordnung und Wahrheit bekämpft er damit, daß es nur eine, die Naturwahrheit, gebe. Nur der Idealismus, der aus einer zu eigen erworbenen Weltanschauung heraus die Auflösung oder Ueberwindung des Lebenhemmenden und damit im Sinne der Kunst des Entstellenden und Widerwärtigen als in der Naturordnung selbst gelegen, als die Naturwahrheit also selbst, nicht als ein der Naturwahrheit übergeordnetes höheres Princip anerkennt, wird durch diese Argumente nicht berührt und widerlegt.

Wenn Anzengruber in dem „Sternsteinhof" uns eine Bauerndirne vorführt, die sehr schön, sehr überlegt, sehr stolz und sehr kühl, ihr einziges Ziel, Bäuerin auf dem Sternsteinhof zu werden, unter mehrfachem Treubruch, woran einige bessere Naturen zu Grunde gehen, erreicht, wenn er am Ende, nachdem sie an ihrem Ziele angelangt, ihr gedeihliches Wirken aufweist und die Rechnung derart zu ihren Gunsten abschließt, so finde ich das im Ganzen sehr wenig erquicklich, sondern eher widerwärtig. Aber ich opponire ihm aus den eben entwickelten Gründen nicht, weil es „unerquicklich" ist, nicht weil ich die Kunst auf den schönen Schein eingeschränkt sehen möchte, nicht weil ich der Naturwahrheit eine höhere Wahrheit entgegensetze — zu allem diesem glaube ich kein Recht zu haben — sondern gerade weil mir die Naturwahrheit dabei zu kurz zu kommen scheint, weil die Erzählung an die Stelle dieser, die den Wesensgehalt des Ganzen widerzuspiegeln hat, die Thatsächlichkeit des einzelnen Falls setzt. Dieser müßte, um naturwahr zu sein, so zurecht gerückt sein, daß ihm der in der Naturordnung gelegene Lichtstrahl der Ueberwindung des höheren Princips verbliebe, sei es auch nur als Reflex in der Stimmung des Lesers. Wo darauf verzichtet wird, bleibt für die Kunst auf dem Boden des Panphysismus nur ein Standpunkt übrig: sie führt Protokoll über das Thatsächliche und bedient sich bei dieser Protokollführung einer künstlerischen Form. Sie schreibt Protokolle in Bildern oder in Versen. Daraus beschränkt sich dann ihr Unterschied von der nüchternen Erkenntniß der Wissenschaft, die im Uebrigen auch das Gleiche thut, indem sie das Protokoll über die Thatsachen der Natur schreibt.

Literatur und Kunst.

Die naturalistische Epidemie.

Nach persönlichen Eindrücken von Leopold von Sacher-Masoch.

Es hat zu allen Zeiten Nachahmer und Vereinigungen von Gleichstrebenden gegeben. Wie der Werther, so haben auch die Dorfgeschichten von George Sand ähnliche Werke in allen Sprachen hervorgerufen. Wie Byron und seine Freunde den Verein der Mönche bilden, so haben wir in Deutschland den Hainbund, die romantische Schule und das Junge Deutschland gehabt. Es war aber unserer Zeit vorbehalten, jene leitenden Künstler hervorzubringen, welche aus ihrer Eigenthümlichkeit eine Lehre machen, alles Widerstrebende verwerfen und einen Anhang um sich versammeln, welcher ihre Grundsätze gleich einem neuen Glauben mit schwärmerischer Unduldsamkeit vertheidigt und verbreitet.

Wir haben, um nur ein paar Beispiele zu geben, den Belgier Galait, der auf dem Gebiet der Malerei das Alte stürzt, neue Bahnen einschlägt und in ganz Europa weitgehendsten Einfluß nimmt, in der Musik Richard Wagner, in der Literatur Zola. Stände der Letztere allein, würde seine Lehre kaum eingehendere Erörterung verdienen, aber der Naturalismus, den er predigt, hat überall Schule gemacht, in Belgien, Holland, Dänemark, Italien, Polen und Rußland ebenso gut wie in Frankreich und Deutschland. Es kann also nicht geleugnet werden, daß er eine der Triebkräfte unserer heutigen Bildungsarbeit darstellt und auch ernstere Köpfe beschäftigen kann und muß.

Die naturalistische Lehre ist nicht neu, der Hauptsatz derselben: daß der Schriftsteller sich nur an die Natur, an die Außenwelt zu halten habe, ist zuerst von Goethe verfochten worden. „Der Dichter", sagt dieser, „ist angewiesen auf Darstellung. Das Höchste derselben ist, wenn sie mit der Wirklichkeit wetteifert, d. h. wenn ihre Schilderungen durch den Geist dargestellt, lebendig sind, daß sie als gegenwärtig für Jedermann gelten können. Auf ihrem höchsten Gipfel scheint die Poesie ganz äußerlich, je mehr sie sich in's Innere zurückzieht, ist sie auf dem Wege zu sinken."

Goethe's Ansicht ist ohne Zweifel richtig, und so wie er sie selbst schöpferisch durchgeführt hat, kann sie Niemand zurückweisen; ganz in diesem Sinne hat auch Flaubert seine Madame Bovary gehalten, aber die Naturalisten verleugnen ihre eigenen Lehrsätze.

Ich habe keinerlei sittliche Bedenken gegen den Naturalismus vorzubringen; täglich liest Jedermann, Frauen, Mädchen, Kinder, in den Tagesblättern die schrecklichsten, die abscheulichsten Dinge, alle Spielarten des Verbrechens und des Lasters, und dieselben Leser sollten verdorben werden, wenn sie in einem Roman, in einem Stück, Gestalten und Vorgängen begegnen, mit denen sie nur zu sehr aus ihrem Tagblatt her vertraut sind? Die Literatur wird zur Lüge verurtheilt. Und gerade hier, wo ernste sittliche Ziele verfolgt,

Digitized by Google

wo die Verirrungen in das richtige Licht gesetzt werden, kann die Schilderung des Lasters, der Ueppigkeit niemals so gefährlich werden als in den Tagesblättern, wo die Thatsachen in ihrer ganzen empörenden Nacktheit, entweder ohne jede Erklärung oder in Verbindung mit einer albernen, abgebrauchten Sentenz vorgeführt werden. Nein, der Dichter hat das Recht, Alles, was zur Entwickelung seines Stoffes, seines Problems nothwendig ist, darzustellen, aber der Naturalismus hält sich nicht an dieses vernünftige Gesetz gebunden, er stellt den Schmutz um des Schmutzes willen dar, er gibt Ekel erregende Menschen, Scenen, Einzelheiten, die weder zur Führung der Handlung, noch zur Charakteristik irgend etwas beitragen.

Trotzdem habe ich gegen den Naturalismus nur ästhetische Bedenken und muß ihm vor Allem den Vorwurf machen, daß er sich selbst widerspricht, daß seine Werke nicht im Einklang stehen mit den Worten, die er im Munde führt.

Flaubert hatte auch ein literarisches Glaubensbekenntniß, er hat es aber durchgeführt, und die Naturalisten sind uns die Durchführung des ihrigen schuldig geblieben. Sie sehen Flaubert als ihren Meister an. Mit welchem Recht? Flaubert sagt: „Jedes Buch mit einer Tendenz hört auf ein Kunstwerk zu sein." Die Naturalisten schreiben niemals ein Buch ohne Tendenz. Flaubert verlangt vom Schriftsteller Typen. Die Naturalisten stellen niemals Typen, sondern stets nur Ausnahmen dar. Flaubert war der Ansicht, daß die Persönlichkeit des Verfassers in seinem Buche vollkommen verschwinden und daß die Eigenthümlichkeit des Werkes nicht aus einer Besonderheit des Stiles hervorgehen soll, denn er hielt den Stil, den guten Stil für nichts Persönliches. Nach ihm kann es nur eine einzig richtige Art geben einen Gegenstand auszudrücken. Die Naturalisten suchen im Stil das Besondere, die Ausnahme ebenso gut wie in Bezug auf den Inhalt ihrer Werke.

Das erste meiner ästhetischen Bedenken richtet sich gegen die naturalistische Lehre, daß der Künstler Alles sagen muß, daß sein Spiegelbild und die Wirklichkeit sich vollkommen decken müssen.

Hier straft sich der Naturalismus sofort selbst Lügen.

Wenn er Alles sagen will, wenn er den Anspruch erhebt uns die volle Wirklichkeit zu geben, dann darf er uns auch nichts, absolut nichts von dem ersparen was wirklich ist.

Dann müßte vor Allem jeder Vorfall im Buche wie auf der Bühne ebenso viel Zeit in Anspruch nehmen wie in der Wirklichkeit, dann müßten uns auch alle Einzelheiten gegeben werden, alle. Der Naturalismus gibt jedoch nur mehr als die frühere Literatur, aber noch lange nicht Alles. Sobald aber der Künstler, selbst nach naturalistischem Verfahren, nicht Alles gibt, weil er nicht Alles geben kann, kann er ebenso gut weniger geben als die Naturalisten, und dieses Wenige wird ebenso wahr, ja wahrer sein als das Mehr, weil es charakteristischer sein wird. Gerade der Naturalist, der nur Wirkliches wiedergeben will, muß doch zugeben, daß in diesem Sinne nur das dargestellt werden kann, was man sieht und hört.

Ich möchte aber wissen, ob es einen Menschen gibt, der Zeuge irgend eines halbwegs wichtigen oder gar erregten Vorfalls wird, und der in diesem Augenblick Zeit und Lust hätte zu beobachten, welche Falten die Kleider der handelnden Personen werfen und in welcher Weise ihre Nasenspitzen beleuchtet erscheinen. Nein, er wird immer nur das zur Handlung Gehörige, also das Wesentliche, das Charakteristische wahrnehmen, nicht aber die hundert Kleinigkeiten, die zu der Handlung, welcher er beiwohnt, in gar keiner Beziehung stehen.

Man soll überhaupt nur das schildern, was Jeder sehen kann. Sobald man sich in jene kleinlichen Einzelnheiten versenkt, welche das gewöhnliche Auge übersieht, müßte man folgerichtig noch weiter gehen, das Mikroskop zu Hülfe nehmen und ebenso wenig die Wanzen auf dem Rosenblatt als die Mikroben auf dem Haar der schönen Frau vergessen.

Der Naturalismus ist nicht von der Natur inspirirt worden wie jede wahre Kunst, sondern von der Wissenschaft, und deshalb hat er die Grenzen der Wissenschaft und Kunst niedergerissen und aus seinen Werken etwas gemacht, was weder Wissenschaft noch Dichtung ist.

Das wahrhaft naturalistische Kunstwerk, zu dessen Höhe sich die naturalistische Literatur noch lange nicht aufgeschwungen, findet sich im Dom zu Mailand. Es ist jene merkwürdige Statue des heiligen Bartholomäus, welche diesen bei lebendigem Leibe geschundenen Märtyrer mit abgezogener Haut darstellt. Es ist geradezu wunderbar, was die Bildnerkunst hier in der Wiedergabe der Muskulatur des menschlichen Körpers bis in die kleinsten Fasern hinein im spröden Stein geleistet hat, aber ein Kunstwerk ist diese Bildsäule doch nicht. Sie wäre allenfalls in einem anatomischen Museum am Platz, aber in einem Gotteshaus wirkt sie nicht nur abscheulich, sondern einfach lächerlich.

Da lobe ich mir die chinesischen Naturalisten, welche lange vor Zola, ja lange vor unserer ganzen Literatur auf der Welt waren. Das sind mindestens gewissenhafte Leute, die uns keinen Zollbreit Raumes schenken und keine Spanne Zeit. Bei ihnen ist ein Zimmer auf der Bühne ein wirkliches Zimmer, ein Garten ein wirklicher Garten, und jedes ihrer Stücke spielt genau so lange wie die wirkliche Handlung. Geht diese an drei aufeinander folgenden Tagen vor sich, dann dauert auch das Stück drei Tage. Aber von diesem wirklichen Naturalismus ist der unsere sehr weit entfernt.

So lange er Romane hervorbringt wie „Nana", deren Handlung ein paar Jahre in Anspruch nimmt, und die man bequem in einem Tage lesen kann, ist er kein richtiger Naturalismus. Wäre „Nana" ein Roman, in welchem die Grundsätze Zola's und seiner Schule wirklich zum Ausdruck gelangt sind, wäre Nana von Anfang bis zum Ende der Wirklichkeit nachgeschrieben, müßte man auch ein paar Jahre daran zu lesen haben.

Das ist die erste Lüge des Naturalismus. Er stellt einen Grundsatz auf, den er selbst nicht durchführt, weil er überhaupt nicht ausführbar ist.

Es muß einmal ausgesprochen werden: eine Wiedergabe der Wirklichkeit ist dem Künstler überhaupt nicht möglich, was er kann, das ist, mit Hilfe einer Fiction einerseits und der Einbildungskraft seines Publikums andererseits den Schein der Wirklichkeit hervorzurufen. Sobald es aber eine Grenze für die Darstellung der Wirklichkeit gibt, entsteht die Frage: Wird dieser Schein der Wirklichkeit, des Lebens, den die Kunst allein hervorzurufen vermag, besser durch viele zum Theil unwesentliche oder durch wenige wesentliche Einzelheiten erreicht?

Unzweifelhaft durch das Letztere. Der Künstler muß, wenn er wahr sein will, nicht mehr sehen wollen als jeder andere Mensch sieht. Niemand wird aber, selbst in ganz ruhiger Lage, sei es in einer Landschaft, sei es in einer Wohnung, sei es an einem Menschen, alle Einzelheiten bemerken oder gar aufsuchen; er wird niemals das Nebensächliche, Gewöhnliche, sondern immer nur das Auffallende, also das Charakteristische wahrnehmen.

So hat es ja auch Flaubert, das Urbild, der große Meister der Naturalisten gehalten, sowohl in Bezug auf den Entwurf und die Gestaltung, als in Bezug auf die Ausführung. Unter Entwurf und Gestaltung verstand er die Herausarbeitung ausschließlich des eigentlichen Kerns der Handlungen, welche ein Menschendasein ausmachen, unter Ausführung die Wahl und Gruppirung ausschließlich der charakteristischen Züge. Und Voltaire zielte auf dasselbe hin, wenn er ausrief: „Um langweilig zu werden, braucht man nur Alles zu sagen."

Die Naturalisten haben es übrigens bewiesen, daß man noch lange nicht Alles, daß man nur zuviel zu sagen braucht, um gedehnt, ermüdend und langweilig zu werden. Der naturalistische Roman ist langweilig.

Das ist der zweite Vorwurf, den ich ihm zu machen habe, aber nicht einmal darin ist er ursprünglich, auch diese langweilige Mache ist nicht neu. Wir finden sie schon bei Gutzkow und manchem Anderen, ja, wenn wir von der Unfläthigkeit absehen, so ist das naturalistische Zukunftsepos in Prosa nichts

Digitized by Google

Anderes als unser guter, alter, breiter deutscher Roman. Unseren literarischen Vorfahren in Deutschland gelang es indeß nur uns die Tugend, unseren literarischen Zeitgenossen in Frankreich aber uns sogar das Laster langweilig zu machen.

Die zweite Lüge des Naturalismus ist sein Lehrsatz: Der Künstler muß die Wirklichkeit wiedergeben wie sie ist, nichts hinzufügen und nichts wegnehmen. Sehr gut. Sogar der Verdacht, etwas vom Natürlichen, von der Regel Abweichendes zu geben, soll vermieden werden. Noch besser. Aber der Naturalismus gibt uns nicht die Natur, die Regel, sondern stets nur die Ausnahme, das Abnorme, nicht die aus Licht und Schatten gemischte Wirklichkeit, sondern stets nur den Schatten, das Häßliche.

Es ist ein allerdings unbewußtes Axiom des Naturalismus: Alles was schön ist, ist unwahr, wahr ist nur das Häßliche. Das ist einfach ein Unsinn. Alles in der Natur besteht nur durch sein Gegentheil. Ebenso wie es ohne Licht keinen Schatten gibt, ist das Häßliche gerade die Bekräftigung des Schönen. Wenn es nichts Schönes in der Welt geben würde, würde es auch nichts Häßliches geben. Die Naturalisten sehen nur dieses, somit sehen sie anders als die gewöhnlichen Menschen. Was sie sehen, ist deshalb nicht unwahr, aber es ist nicht die volle Wahrheit. Denn außer dem Häßlichen gibt es noch viel Schönes und vor Allem eine erdrückende Masse des Gewöhnlichen, Mittelmäßigen, das zwischen Beiden steht. Andere sehen nur das Schöne. Kann man deshalb behaupten, daß ihre Werke unwahr sind, wie es die Naturalisten thun? In Raffael und Mozart war die Natur unstreitig ebenso schöpferisch als wenn sie auf einem Acker ein Kornfeld oder auf einem Weinstock Trauben hervorruft, daher sind ihre Werke ebenso natürlich und wahr als irgend welche, die von Künstlern erzeugt sind. Auch sie sehen anders als die gewöhnlichen Menschen, sie sehen schöner, aber sie haben die göttliche schöpferische Gewalt, uns mit ihren Augen sehen zu machen. Und wenn wir die Wahl haben, statt in der aus beiden Elementen gemischten Wirklichkeit zu bleiben, in eine reinere Sphäre erhoben zu werden, so ziehen wir dies unter allen Umständen dem Versinken im Sumpfe und Schmutze vor. Wenn nicht die ganze Wahrheit, dann ziehen wir die schöne Hälfte der häßlichen vor. Der sogenannte Idealismus ist noch immer besser und künstlerischer als der Naturalismus.

Ein weiterer Vorwurf, den ich den Naturalisten zu machen habe, ist der übermäßige Gebrauch, ja überhaupt die Anwendung von Vergleichen. Nach naturalistischen Dogmen soll der Künstler ganz und gar nichts aus Seinem hinzuthun, sondern Alles so wiedergeben wie es ist. Von diesem Gesichtspunkt aus ist jeder Vergleich unstatthaft. Ein Vergleich ist das Gegenbild eines wirklichen Dinges, er wird also niemals dieses selbst sein können, mag er auch noch so treffend sein. Jeder Vergleich hinkt, sagten schon die Alten. In die Sprache der Jungen übersetzt heißt das: Jeder Vergleich ist unwahr. Wer vollkommen wahr, ganz und gar natürlich sein will, darf nicht ein Bild der Sache, sondern muß die Sache selbst geben.

Flaubert that dies. Sehr selten wendet er einen Vergleich an; dann ist derselbe aber stets so ausgezeichnet wie nur ein Vergleich sein kann. Die Naturalisten aber spicken ihre Darstellung förmlich mit Vergleichen, sie legen sie sogar ihren handelnden Personen in den Mund, und die meisten dieser Vergleiche sind gesucht, sind geschraubt und geziert.

Endlich muß ich entschieden gegen die naturalistische Methode Verwahrung einlegen, welche, indem sie den Menschen ausschließlich zum Geschöpf seiner Vorfahren und seiner Umgebung macht, im Bemühen, dies von Fall zu Fall zu erweisen, in eine rein äußerliche Darstellung verfällt, im Gegensatz zu den großen russischen Wahrheitsdichtern Dostojewski und Tolstoi, welche Alles von innen heraus, aus der menschlichen Seele, zu entwickeln suchen. Daß der Mensch so sehr von seinen Vorfahren beeinflußt ist, wie Darwin es behauptet und Zola und seine Jünger es romanhaft darstellen, ist vorläufig noch gar nicht erwiesen. Einen ungleich größeren Einfluß übt ohne Zweifel die Natur und die ganze gesellschaftliche Umgebung, in der ein Mensch das Licht der Welt erblickt und aufwächst.

Dafür ist der Beweis bald erbracht.

In allen Ländern finden sich Deutsche, die von deutschen Eltern dort geboren werden. Wäre die Darwin'sche Theorie richtig, müßten sie sich in allen Ländern insofern gleichen, als sie überall den gleichen ererbten, nationalen Typus bewahren würden. Aber genau das Gegentheil ist wahr. Die von deutschen Eltern in Frankreich geborenen Deutschen haben ein französisches, die in Polen oder Ungarn erzeugten ein polnisches oder ungarisches Gepräge. Dieselbe Bemerkung kann man bei der überall unvermischten jüdischen Rasse machen, bei den in den Colonien von französischen Eltern geborenen Franzosen, bei den im Kaukasus oder in Armenien von russischen Eltern geborenen Russen.

Die alte Schule hat den Menschen vollständig auf den Isolirschemel gestellt, das ist richtig, aber der Naturalismus ist aus einem Extrem in das andere gefallen. Früher war der Mensch Alles, die Natur Nichts, jetzt ist die Natur Alles und der Mensch Nichts. Er ist zur Staffage herabgesunken, ein Thier mehr auf einer Landschaft, wo der Baumschlag, die Luftperspektive, kurz, Alles wichtiger ist als er.

Aber die Natur kann nur der Rahmen sein, aus dem der Mensch dann um so deutlicher, verständlicher hervortritt, immer muß er doch die Hauptsache sein. Dann aber darf auch niemals vergessen werden, daß der Mensch der Natur den Einfluß, den sie auf ihn übt, durchaus nicht schuldig bleibt. Auch er verändert sie, ja, bildet sie vollständig um, durch seine fortschreitenden Entdeckungen, seine Fertigkeiten und Künste. Die Geschichte der menschlichen Bildung ist zugleich eine Geschichte der Umgestaltung der irdischen Natur durch den Menschen. Dies deutet auf eine der Naturkraft entgegengesetzte Kraft im Menschen, die sich allerdings weder messen noch wägen läßt und daher für die Materialisten in der Wissenschaft und die Naturalisten in der Kunst nicht existirt, aber deshalb doch täglich ihre Macht bethätigt und dem Künstler Probleme darbietet, für welche uns die eingehende Schilderung eines verwilderten Gartens oder eines Käseladens durchaus nicht zu entschädigen vermag.

Auch die Mache, welche die Natur, die Umgebung, kurz, die Decoration zur Hauptsache und den Menschen, den wahren Helden der Weltbühne, zur Nebensache macht, ist weder neu noch naturalistisch. Vielleicht könnte man behaupten, daß diese Manier zuerst von Bernardin de St. Pierre in „Paul et Virginie" angewendet wurde. Auf ihrem Höhepunkte jedoch, Hand in Hand mit einer idealistischen Lebensanschauung finden wir sie bei Adalbert Stifter in seinen „Studien", vorzugsweise im „Hochwald" und im „Haidedorf" und bei Iwan Turgenjew in seinem „Ausflug in die Waldregion" im Verein mit einer elegisch-pessimistischen, aber durchaus nicht naturalistischen Stimmung. Beide — der Deutsche und der Russe — sind in der Naturdarstellung Meister, welche die Naturalisten Frankreichs weit überragen. Ob Zola Stifter gekannt hat, weiß ich nicht, aber Turgenjew hat er gekannt, seine Erzählungen aus dem Tagebuch eines Jägers erschienen in der „Revue des deux Mondes" und haben das größte Aufsehen gemacht. Später gehörte Turgenjew zu dem intimen Kreise Flaubert's, ja er war der Meister neben dem Meister in dieser Sonntagsgesellschaft, in welcher Zola damals als bescheidener Schüler verkehrte.

Ich habe überhaupt den Verdacht, daß der Naturalismus aus einem doppelten Mißverständnisse entstanden ist. Zuerst hat Flaubert denselben beeinflußt, dann Turgenjew. Beide sind von den Naturalisten nachgeahmt, aber nicht verstanden worden.

Alles in Allem ist der Naturalismus nur ein umgekehrter Idealismus. Keiner von Beiden gibt uns die wirkliche Welt. Der Naturalismus ist ebenso übertrieben und phantastisch, nur daß seine Phantasien häßlich und abschreckend sind. Diesem Cultus des Häßlichen fehlt jedoch die Befriedigung. Der Naturalismus gefällt sich in einer Bestialität, die er selbst unablässig verwünscht und beschimpft, er hat keine rechte Freude an der Rohheit und dem Schmutz, wie sie einigen holländischen und spanischen Meistern, vor Allem aber dem Engländer Hogarth

Digitized by Google

eigen ist. Andererseits ist der Naturalismus aber auch eine Rückkehr zur alten Schule. Nach der psychologischen Vertiefung Balzac's und der wahrheitsliebenden, der Wirklichkeit abgelauschten Darstellung Flaubert's bringt uns die Zolaschule wieder die Erfindung, wenn auch eine häßliche Erfindung, und die rein äußerliche Erzählung ohne jede Motivirung aus der Menschenseele heraus.

Das Einzig-Neue am Naturalismus hütet er selbst sich wohl zu bekennen, es ist dies das pathologische Element, das er in die Literatur eingeführt hat. Während Zola und seine Jünger immerfort die Natur verkünden, also das Gesetzmäßige, das Gesunde, sind ihre Menschen Ausnahmen und Kranke. Der Doctor Pascal in der Schuld des Pater Mouret spricht es ja aus: „Etwas mehr Blut, etwas mehr Nerven, was weiß ich! es ist ein verfehltes Dasein! — Diese Kinder sind wahre Rougons und wahre Macquarts! Sie sind das Ende vom Lied, die schließliche Entartung." Nur mit den Schlußworten hat der Doctor Unrecht behalten, denn die krankhafte Entartung der Rougon-Macquart hat seitdem noch weitere Etappen zurückgelegt, und wir sind noch immer nicht bei dem Ende vom Lied angelangt.

Ja, es sind physisch und geistig kranke Menschen, welche uns der Naturalismus vorführt, und dabei haben seine Jünger den komischen Einfall, noch immer Flaubert als ihren Meister zu verkünden. Nein, Flaubert ist an dem Naturalismus vollkommen unschuldig. In einem Briefe an die George Sand warf er schon 1876 Zola vor, dieser bekümmere sich nicht um das, was für ihn der Zweck der Kunst sei: die Schönheit. Ein anderes Mal rief er aus: „Die Leute meines Handwerks sind so wenig meines Handwerks" und endlich stieß er Zola und dessen Anhang ganz entschieden zurück. Die George Sand sprach von seiner Schule. Da brauste er auf: „Meine Freunde, — Sie fügen hinzu: »meine Schule« — betreffend, so biete ich Alles auf, um keine Schule zu machen. Ich stoße sie Alle a priori zurück. Jene, die ich häufig sehe und die Sie bezeichnen, streben Alle nach dem, was ich verachte, und beunruhigen sich nicht sonderlich um das, was mich quält und erfüllt. Ich sehe das technische Detail als sehr unwichtig an, ebenso die Beobachtung an Ort und Stelle, kurz die geschichtliche und thatsächliche Seite der Dinge. Ich suche vor Allem die Schönheit, um die sich meine Genossen sehr wenig kümmern. Ich sehe sie ganz unempfindlich, wo ich von Bewunderung hingerissen, von Abscheu erfüllt bin."

Nein, Flaubert ist nicht der Meister der Naturalisten, ein Abgrund trennt sie und ihn. Seine Kunst ist natürlich, wahr, gesund, und die ihre ist unnatürlich, verlogen, krank. So schreiben kranke Menschen.

Wenn die naturalistische Schule Alles aus physischen Motiven zu erklären sucht, so ist es erlaubt, auch den physischen Zustand des Meisters und seiner Schüler als Erklärung dieser Literatur zu berühren. Es sind kranke Menschen, kranke Gehirne, wie sie die Weltstädte erzeugen.

In der kräftigen, reinen Luft der Tiroler Alpen wären sie Alle zusammen das nicht geworden, was sie heute sind; sie hätten dann mit ihrem großen Talent, das niemals abgeleugnet werden kann und darf, vielleicht eine wahrhaft naturalistische Literatur geschaffen, so aber sollten sie sich vielmehr die pathologische Schule und ihre Schöpfung den pathologischen Roman nennen.

Eine kranke Literatur für ein krankes Publikum. Es ist eine ungesunde, überreizte Gesellschaft, die an dieser Literatur Geschmack findet, etwa so wie nervöse, hysterische Frauen mit Vorliebe die Morgue besuchen und den Hinrichtungen auf dem Platze La Roquette beiwohnen. Aber diese kranke Literatur wurde mit einem Male ein gutes Geschäft, und das war der wichtigste, vielleicht einzige Beweggrund, Zola so viele mehr oder minder begabte Schüler zuzuführen. Unter diesen waren auffallend viele Belgier, und ich habe die Erfahrung gemacht, daß die belgischen Schriftsteller, mit denen ich zu thun hatte, bis zur Unanständigkeit geldgierige Menschen waren.

Durch die naturalistische Schule ist denn auch die Literatur vollständig zum Geschäft geworden. Man muß diese jungen Streber in den Boulevardkaffeehäusern gesehen und gehört haben, um den vollen, ehrlichen Ekel gegen den Naturalismus zu empfinden, wie ich ihn habe. Da meinte man wohl eher unter Börsenmännern zu sein, als unter Schriftstellern. Da war nur von Tantièmen, Honoraren, Autorrechten und dergleichen die Rede, niemals von künstlerischen Tendenzen, von literarischen Zielen, und dabei dieser häßliche gemeine Neid gegen jede Concurrenz, ganz im kleinlichsten Krämergeist gehalten.

Vor Allem war Alles, was früher war, Nichts, nur an Balzac und Flaubert wagten sich diese jungen Herren nicht, sie zogen es vor von ihnen zu schweigen. Aber diese Beiden waren ihnen auch recht unbequem und unangenehm und nicht ihnen allein. Meister und Schüler fühlten ihnen gegenüber zu sehr die eigene Nichtigkeit.

Wie weit aber dieser abscheuliche Neid ging, mag das Urtheil Maupassant's über Cherbuliez beweisen. Es ist um so bezeichnender, als einerseits Cherbuliez heute derjenige französische Schriftsteller ist, welcher vielleicht das beste Französisch schreibt, während andererseits Maupassant wahrlich bedeutend genug ist, um Andere neben sich gelten lassen zu können. Wie urtheilt er aber über den berühmten Akademiker?

„Flaubert", sagt er, „war ebenso wenig Realist, weil er das Leben mit Sorgfalt beobachtete, als Cherbuliez Idealist ist, weil er dasselbe schlecht beobachtet."

Das ist ein ganz naturalistisches Urtheil, das die Verdienste Cherbuliez' nicht aus der Welt zu schaffen vermag. In diesem Sinne, in dieser Art und Weise sprechen Zola und seine Jünger von Allem was nicht aus ihrer Hexenküche hervorgegangen ist. Diese Art Concurrentenvernichtung ist auch bei unseren jungen deutschen Naturalisten sehr beliebt, schade nur, daß die Franzosen eine Kleinigkeit vor ihnen voraushaben — das Talent.

Franz Grillparzer als Dichter des Tragischen.

Ein neues Buch über Grillparzer hat an und für sich etwas Erfreuliches, da man hoffen darf, daß damit die vor der Hand nur auf kleine Kreise beschränkte Kenntniß seiner Leistungen verbreitert und als unzweifelhafte Folge davon ihre Anerkennung wachsen wird. Grillparzer gehört zu den deutschen Geistesgrößen, denen das deutsche Volk, welches auf diesem Gebiete mit seinen Zahlungen immer etwas im Rückstande zu bleiben pflegt, seine Dankesschuld noch abzutragen hat. Er ist einer unserer größten Dichter; und wenn man sieht, wie Dichterlinge, die weiter nichts gekonnt haben als französische Sitten — den Geist mußten sie in Frankreich lassen — auf unserer Bühne einbürgern, für ihre subjectiv und objectiv verwerflichen Machwerke mit schallender und klingender Anerkennung überschüttet werden, während einem Dramatiker wie Grillparzer die Bühne erst noch erkämpft werden muß: so gibt es nicht Vieles in unserem öffentlichen Leben, das für die Qualität unseres Nationalbewußtseins trauriger kennzeichnend wäre. Man nehme jedes beliebige Drama von Grillparzer, auch die weniger vollendeten seiner alternden Schaffensperiode, selbst „Weh dem der lügt", so bieten sie eine Fülle nachhaltiger Nahrung für Geist und Gemüth; der sinnliche Prickel unvermischt geschlechtlicher Conflicte aber, die gewollte Wirkung der Dramenschmiede nach französischem Muster, verschwindet mit dem Sporn der angeschauten Bühnendarstellung.

Das in der Ueberschrift genannte Buch von Johannes Volkelt*) ist um so freudiger zu begrüßen, als es den früheren Schriften von Kuh, Betty Paoli, Laube, Fäulhammer gegenüber entschieden das Beste enthält, was über die dramatische Kunst Grillparzer's bisher geschrieben worden ist. Und selbst Scherer kann sich hinsichtlich der ästhetischen Behandlung der Grillparzer'schen Dramen mit Volkelt nicht messen, der seiner-

*) Nördlingen, Beck'sche Buchhandlung.

Digitized by Google

seits dagegen die literar-historische Seite in seiner Darstellung zurücktreten läßt. Die letztere gründet sich auf eine gediegene kunstphilosophische Bildung, auf ein tiefes Studium der zu behandelnden Dichtungen und eine vollkommen genaue Kenntniß der allerdings nicht sehr umfangreichen Grillparzer-Literatur. Die Methode seiner Untersuchung ist, wie sie bei poetischen Produkten immer sein sollte, eine streng analytische. Der Verfasser betrachtet zunächst die individuellen Besonderheiten *eines* Stückes, wie sie in der Composition, der Charakterzeichnung, der Ideenrichtung des Dichters zu Tage treten; sucht dann nach Analogien in anderen Dramen, gruppirt die Dramen ohne Rücksicht auf ihre Abfassungszeit einzig nach diesen inneren Merkmalen; nachdem er dann die dichterische Eigenart Grillparzer's mit logischer Schärfe und vollkommener Klarheit entwickelt hat, geht er dazu über, dieselbe psychologisch, aus dem innersten Wesen, der Weltanschauung des Dichters zu begründen; zum Schluß erst zieht er aus der Summe der gemachten Beobachtungen die philosophischen Verallgemeinerungen, welche die ästhetische Wissenschaft zu bereichern bestimmt sind. So müßte *immer* ästhetisch gearbeitet werden; die gewöhnliche Praxis, die darin besteht, daß man mit erstudirten und vorher fertigen Principien an eine Dichtung herantritt und ihren Werth oder Unwerth je nach des Dichters Unterwürfigkeit diesen Principien gegenüber abmißt, ist die falsche. Es gibt freilich eine noch viel schlimmere und noch verbreitetere Art der ästhetischen Kritik, ein ästhetisches Naturburschenthum, kraft dessen so ein Nichts von Kritiker mit weisheitsvoll überlegener Miene über eine Dichtung hintritt und in den tiefsinnigen Urtheilen sich ergeht: „Dies gefällt mir und das nicht" — „Das ist schön, und das ist häßlich" — „Das ist gut, und das ist schlecht." Bei diesem Stande der ästhetischen Kritik ist es ein wahrer Genuß, einmal ein wissenschaftlich streng gearbeitetes Buch wie das Volkelt'sche zu lesen; Niemand wird es ohne großen Vortheil aus der Hand legen: es ist in seinem geringen Umfang ein *feines* Werk.

Müssen wir dem Buche als Ganzes nach bestem Wissen und Gewissen dieses hohe Lob zollen, so geben doch manche Einzelheiten zu Ausstellungen Veranlassung. Volkelt preist „Sappho" und „des Meeres und der Liebe Wellen" wegen ihrer einfachen und harmonischen Composition, die den tragischen Conflict bis zur vollsten Kraft seiner Wirkung hervortreten läßt. Und gewiß ist es ein Nachtheil, wenn die Fülle des Incidens den Kern der Handlung so überwuchert, daß die Hauptaufgabe der Tragödie, die Erregung der tragischen Empfindung, dadurch mangelhaft gelöst wird. Andererseits wäre es ein unverantwortlicher und nahezu ein undenkbarer Fehler der dichterischen Arbeit gewesen, wenn in so außerordentlich beschränkten Handlungen, wie die der beiden genannten Dramen es sind, die tragische Pointe nicht zu vollster Perception gelangt wäre. Das zu erreichen ist ja in zeitlich kurzen Handlungen mit wenigen Acteuren selbstverständlich viel leichter als in ausgedehnten und weitverzweigten. Unseres Erachtens stehen diese Dramen compositionell auf keiner höheren Stufe als die griechischen oder die sogenannten „klassischen" französischen, die bei all' ihren sonstigen dichterischen Vorzügen doch wohl Niemand im Ernste über das moderne germanische Drama Shakespeare's und Schiller's wird stellen wollen. Wir haben alle Veranlassung, stolz zu sein auf die Größe des Weltbildes, die Vielgestaltigkeit der Handlung, das Ineinander- und Zusammenwirken ihrer mannigfachen Theile zu um so gewaltigerer Wirkung, das unser Drama vor den einfachen dramatischen Gebilden der Griechen voraus hat. Es war zweifellos sehr viel leichter, ein Sophokles, als ein Schiller, oder gar ein Shakespeare zu werden. Es ist gewiß ein Vorzug, wenn die Handlung eines Dramas *zeitlich* gleichsam zusammengedrückt wird, sei es scheinbar, für unser Auge auf der Bühne, wie im „Macbeth", oder in Wirklichkeit, wie in der „Ahnfrau" oder der „Medea", die sich Beide in wenigen Stunden abspielen — aber nur dann ein Vorzug, wenn der Dichter die kurze Spanne Zeit mit einer reichen Fülle des Geschehens zu beleben weiß, wie es in den genannten Stücken eben geschehen ist. Vielseitiges, kraftvolles Handeln ist das A und O unseres germanischen Dramas; so dürftige Handlungen, wie die von Volkelt gelobten, sind, wie sie meist ein Kennzeichen geringerer dichterischer Kraft darstellen, auch objectiv dramatisch minderwerthig.

Die späteren Dichtungen Grillparzer's hat Volkelt mit anderen süddeutschen Kritikern zum Theil überschätzt. *Uns* erscheint „Libussa" als eine auffallend schwächliche Leistung, wie das blutarme Gespenst eines Dramas, bei dem man, ohne es zu wissen, nicht ahnen könnte, daß es den Dichter der „Ahnfrau" und der „Medea" zum Urheber hat. Für uns ist ein „Bruderzwist im Hause Habsburg" ein chaotisches Durcheinander von dramatischen Fragmenten; und der Charakter des Helden Rudolf kann uns am allerwenigsten begeistern. Im Uebrigen, d. h. im Großen und Ganzen, können wir seinen Urtheilen fast immer beistimmen: er hat „Medea" den Rang angewiesen, den diese größte Schöpfung Grillparzer's verdient, und die in Literaturgeschichten so vielfach unter ihrem Verdienst behandelte „Ahnfrau" endlich einmal gerecht gewürdigt.

Auf die interessanten allgemeinen Sätze, zu denen Volkelt nach Betrachtung der Grillparzer'schen Kunst gelangt, einzugehen, würde zu weit führen; nur gegen *eine* seiner Aufstellungen möchten wir Protest einlegen. Grillparzer hat mehrere „Tragödien" genannte Dramen geschrieben, in welchen schwankende, thatscheue Helden an ihrer Schwäche zu Grunde gehen; und Volkelt hat daraus entgegen den bisher herrschenden Anschauungen eine neue tragische Gattung, die „Tragik der Unkraft" constituirt. Wir können uns mit dieser weiten Dehnung des Begriffs des Tragischen nicht einverstanden erklären. Die Tragödie, die höchste, muß auch die strengste Kunst sein; ohne erhabene Wirkung auf unser Gemüth können wir uns keine echte Tragödie vorstellen. Das Mitleid, das sie erregt, soll ebenfalls ein edles sein; es soll ausgehen von einem Gegenstande, der unsere tiefsten Sympathien erregt, Alles, was Großes und Schönes in unserer Seele verborgen ruht, zum Leben erweckt. Dieses edle, das *tragische Mitleid* hat indessen gerade da seine Grenze, wo unsere Anerkennung aufhört: es kann nicht hervorgerufen werden von der angeborenen Aengstlichkeit, Unentschiedenheit, Thatscheu, kurz von der Schwäche. So mag man vielleicht *Schauspiele* der Schwäche gelten lassen, Tragödien der Schwäche nicht.

Wir können von dem Buche nicht scheiden, ohne die Vortrefflichkeit des Stils hervorgehoben zu haben, der ja gerade in wissenschaftlichen Erzeugnissen bei uns noch immer viel zu wünschen übrig läßt. Der Stil Volkelt's ist, dem Ernst und der Tiefe der Untersuchung entsprechend, nicht leicht geschürzt, feuilletonistisch; er schreitet vielmehr gewichtig und würdevoll einher. Ueberall aber — und das ist ein Hauptvorzug dieser vorwiegend philosophischen Schrift — ist er concret, prägnant und klar, trotz der begrifflichen Abstractionen, nach denen er hinstrebt. Einige lautlich schwerfällige Neubildungen hätten vielleicht vermieden werden können. Wenn erst alle Professoren der Philosophie einen Stil schreiben werden, wie Volkelt, dann wird das Interesse an dieser den Gebildeten noch wenig zugänglichen Wissenschaft ein allgemeines werden.

Störend, besonders für Leser, die an und für sich bestrebt sind, den Gehalt eines werthvollen Buches durch und durch zu erfassen, ist, daß Volkelt die Disposition seiner Schrift fort und fort dem Leser vorhält. Wenn der Lehrer selbst bei einem Primaneraufsatz Wendungen wie: Zunächst wollen wir diesen Theil unseres Themas betrachten, und dann zu jenem übergehen, um schließlich das Resultat aus unseren Betrachtungen zu ziehen u. s. w. — nicht dulden darf, so sind sie in so unendlich viel höher stehenden Leistungen gewiß erst recht zu vermeiden. Wer dem Verlauf und Zusammenhang einer wissenschaftlichen Untersuchung ohne solche Aufklärungen nicht folgen kann, für den sind Bücher, wie das Volkelt'sche, eben nicht geschrieben. Diese compositionelle Unart ist übrigens ziemlich verbreitet; bei Männern wie Volkelt oder Spielhagen, der in seinen ästhetischen Untersuchungen über den Roman nach dieser Seite hin in der That ermüdend wird, beruht sie auf zu weit getriebener Sorgfalt; sie wollen dem Leser nicht bloß das fertige Gebäude vorführen, sondern auch zeigen, mit wie feiner Berechnung, mit welcher Zweckmäßigkeit es gebaut ist. J. C.

Digitized by Google

Erinnerungen an Heinrich Laube.

Von Gustav Karpeles.

(Schluß.)

In einer künftigen Biographie Laube's wird auch seine Bedeutung als Politiker eingehend zu würdigen sein. Ich muß mich hier selbstverständlich nur mit kurzen Andeutungen begnügen. Dies aber ist gewiß: Unter den Männern, die in trüber Zeit, als jener Gedanke noch verpönt war, für die Einheit Deutschlands durch Wort und Schrift unermüdlich gekämpft haben, steht Heinrich Laube in erster Reihe. Und zwar für das einige Deutschland mit preußischer Spitze, obwohl dieser Gedanke in dem Lager, in dem Laube sonst kämpfte, streng verpönt war. So stand er eigentlich zwischen zwei Feuern und hatte Angriffe von hüben wie von drüben zu erfahren. Das genirte aber den alten Burschenschafter nicht. Hunderte von Artikeln hat er — nach eigenem Geständniß — über die deutsche Frage geschrieben. Ja, es ist interessant, daß er noch als Director des Burgtheaters sehr fleißig politische Leitartikel zu schreiben pflegte. Am liebsten für sein Leibblatt, die „Augsburger Allgemeine Zeitung", an der er seit dem Jahre 1833 regelmäßig mitarbeitete und die er von jener Zeit an bis zu seinem Tode alltäglich mit größter Aufmerksamkeit von Anfang bis zu Ende durchlas.

Als ich ihm zu seinem fünfzigjährigen Schriftstellerjubiläum Namens der Redaction der „Breslauer Zeitung", deren ältester damals lebender Mitarbeiter er war, die herzlichsten Glückwünsche darbringen durfte, da ging ihm das Herz auf vor Freude. „Lang' ist's her," sagte er, „1829 war ich Theaterkritiker der »Breslauer Zeitung« unter Karl Schall. Keiner war damals größer als ich in Breslau. Wilhelm Wackernagel war mein Vorgänger gewesen, er mußte das Theaterreferat niederlegen, weil er Schiller heruntergerissen und die Beatrice in der »Braut von Messina« nur »einen lyrischen Hauch« genannt hatte. Das war dazumal in Breslau nicht erlaubt. Heut' nimmt sich's jeder Schuljunge heraus. Ich erinnere mich aber ganz genau, daß einer der sanftesten und ruhigsten Commilitonen in unserem literarisch-poetischen Studentenverein Tags nach jener Kritik den ernsthaften Vorschlag machte, dem Herrn Professor der deutschen Literatur eine kleine Katzenmusik zu bringen. Und dieser sanfte Heinrich — wissen Sie, wer er war: der spätere preußische Kultusminister Heinrich von Mühler! — Unter meinem theaterkritischen Regime wurde es nun anders. Freilich, mit dem Honorar war es eine windige Sache. Nur wenn ich ganz abgebrannt war, griff Schall in die Westentasche und gab mir etwas Geld. Aber ich habe doch mit Liebe für ihn gearbeitet. Auch politische Artikel — über Spanien und gegen die Carlisten. Von Deutschland und deutscher Politik war nicht die Rede. Später entzweite ich mich mit ihm, weil er in einer Polemik gegen einen Schauspieler eine Erklärung von diesem aufnahm, ohne mir was davon zu sagen. Ich ging nun zur »Schlesischen Zeitung« über und schrieb dort einen sehr umfangreichen Theaterartikel. Aber als mir der alte Korn gelegentlich einer Recension über »Hamlet« sagte: »Ueber solche alte Stücke brauchen wir keine Kritiken!« legte ich auch dieses Amt nieder. Ich wollte jetzt wieder reumüthig zu Schall zurückkehren. Mein Platz war aber schon besetzt durch einen literarischen Gymnasiallehrer. Ich schrieb nun Theaterstücke und redigirte eine Studentenzeitung »Aurora«, die zwar sehr viele Mitarbeiter, aber desto weniger Abonnenten hatte. In die Politik kam ich erst nach der Julirevolution hinein. Wenn ich jetzt auf all' dies zurückblicke, so muß ich doch sagen: Es ist schade, daß ich nicht politischer Schriftsteller, Journalist geworden bin. Ich hatte dafür Sinn und Begabung."

Dasselbe Thema besprach Laube in mündlichen Unterhaltungen noch oft. Soll ich die Wahrheit sagen, so muß ich bekennen, daß mir diese Neigung des alten Herrn mehr eine persönliche Liebhaberei, um nicht zu sagen: eine Marotte schien. Erst später hatte ich Gelegenheit, Manches von ihm aus der Zeit vor 1848 zu lesen und meine Ansicht zu rectificiren. Laube war in der That ein politischer Kopf: Er hatte eine feine Witterung für die Zeit und ihre Bedürfnisse, einen weiten historischen Blick, Energie und Charakter. Das sind aber die Eigenschaften, aus denen sich ein politisches Talent zusammensetzt.

Wenn man heute, wo sie von den Ereignissen so weit überholt sind, seine alten politischen Aufsätze und Berichte liest, so haben sie noch immer ein wirkliches historisches Interesse und man gelangt zu der Erkenntniß, daß das Theater der Politik in ihm eine sehr werthvolle Kraft geraubt habe. Eine Sammlung von Autographen Heinrich Laube's, Briefen und Aufsätzen aus seiner politischen Periode, die in meinem Besitz ist, kann dafür ein beredtes Zeugniß ablegen. Nur einige besonders charakteristische Proben möchte ich hier zur Bekräftigung des eben Gesagten mittheilen. Die erste ist ein Gespräch zwischen Laube und Thiers im Jahre 1847, von dem ich nicht weiß, ob es damals in seinen Pariser Berichten so vollständig zum Abdruck gelangt ist, wie es mir im Originalmanuscript vorliegt, das aber Laube in seinen „Erinnerungen", wo er von Thiers ausführlich redet, mit der kurzen Bemerkung abfertigt: „Ich wiederhole hier diese Unterredung nicht; sie ist durch den deutsch-französischen Krieg 1870 völlig veraltet, namentlich für einen Politiker wie Thiers veraltet, welcher keine dogmatische Politik macht, sondern den eben herrschenden Umständen Rechnung trägt."

Da es sich aber für uns hier nicht um Thiers, sondern um Laube handelt, so scheint mir eine Reproduction dieser Unterhaltung nach den Originalaufzeichnungen wohl angebracht. Laube erzählt also:

„Einem geistvollen Mann wie Thiers glaubte ich gleich zur Einleitung einen Dank anbieten zu dürfen für 1840.

Wie?

Ja, einen Dank für die damalige Kriegserklärung, welche uns mehr genützt als die Freundschaft vorhergehender Jahrzehnte. Er machte gute Miene dazu und gestand ein, daß Deutschland sich zu entwickeln anfange.

Zu sammeln, Monsieur; dies ist unsere nächste Aufgabe, und diese Aufgabe ist nun Gott sei Dank begriffen. Je mehr sie Gestalt findet — und das wird von Preußen abhängen — desto entschiedenere Form wird unser Verhältniß zu Frankreich annehmen müssen.

Sie wollen Allianz?

Allianz oder Krieg. Wie Sie wollen. Krieg wünscht Niemand, aber wir fürchten ihn nicht.

Nun, ein starkes deutsches Reich vereinigt sich sehr gut mit französischer Politik. Es sichert uns den Continent. Sie kennen ja auch, wie ich aus einzelnen Aeußerungen schließe, was ich vom Jahre 1805 über Napoleon's Allianz mit Preußen geurtheilt. Ich finde keine Verbindung so natürlich, als die zwischen Frankreich und der freiesten Macht in Deutschland.

Und Sie würden wieder Hannover damit vereinigt sehen wollen, oder, was ja ganz französische Phantasie ist, das Jérome'sche Königreich Westphalen?

Hab' ich mich skrupulös gezeigt mit Hannover? erwiderte er lachend und ging nun ganz wie ein Künstler und wie ein Franzos auf eine Theilung der Erde ein, unterließ aber natürlich nicht, damit zu schließen wie mit der Hauptsache: Und was gebt Ihr uns?

Ich hatte gar keinen Grund, dieses politische Lustspiel zu stören, erwiderte also nach einigem Seufzen: Wir geben Ihnen —

Nun?

Sei's! Wir geben Ihnen Savoyen!

Und?

Sie wollen noch mehr?

Monsieur! Sie verhöhnen Frankreich. Savoyen versteht sich von selbst, es ist ganz französisch. Also: und —

Nun, dann allenfalls auch Belgien.

Das läßt sich hören. Aber ein Punkt am Rhein ist unerläßlich.

Ist es Ihnen wirklich verborgen geblieben in den verflossenen sieben Jahren, daß Deutschland endlich auf dem Punkte ist, auch nicht ein Dorf mehr von deutscher Erde abtrennen zu lassen? Daß die aufgeweckte Kraft der Nationalitätsfrage solche Speculationen als ziemlich müßige bezeichnet und sie nur etwa noch zuläßt mit Zwischenländern gemischter Bevölkerung, denen kein nothwendiger Stempel einer großen Familie eingeprägt ist?

Ei, ich verlange es ja nicht von Ihrem Rhein (er behandelte mich consequent nur als Preußen), ich denke zum Beispiel an Mainz.

Bloß Mainz!? Erstens kennen wir den Unterschied nicht von preußischem und deutschem Rhein, und zweitens verdienten wir gerädert zu werden, und würden auch gerädert von der Nation, wenn wir —

Die Mainzer scheinen mir nicht in der Stimmung zu sein, seit ihnen der Code Napoléon genommen wird! Und Mainz —

Ist, abgesehen von allen tieferen Fragen, der Schlüssel zum Rhein und zu Deutschland.

Das ist Straßburg und das haben wir ja doch!

Digitized by Google

Leider!

Ah, Sie wollen auch gelegentlich darauf zurückkommen??

Sobald König Friedrich wieder lebendig wird.

Das würde allerdings die ganze Komödie ändern, sagte er lachend, und fügte, ganz ernsthaft werdend, hinzu: Ich glaube, Ihr wißt kaum, was Ihr an diesem Mann gehabt!

Warum nicht?

Er war der größte Mann, den Deutschland besessen.

Auch größer als Luther, als —

Viel größer. Groß in Allem, groß als Feldherr (capitaine), groß als Politiker, groß als Mann der Wissenschaft und Kunst. Ihr habt nie einen größeren gehabt. Unsere politische Partie Piket wird auf der Stelle etwas Ernsthaftes, wenn ein König von Preußen ganzes und großes Spiel beginnt, wenn diese jetzige Berufung der Generalstaaten nach Berlin nur ein erster Schritt ist und zu ganzen Institutionen führt, welche Deutschland vorangehen und dadurch Deutschland wirklich vereinigen."

Das Gespräch, welches nun zu einer Rede von Thiers führt, ist für uns hier zu Ende. Man muß sich immer und immer wieder daran erinnern, daß es im März 1847 zu Paris geführt wurde, um die kernhaft deutsche Gesinnung, den politischen Scharfblick und den Mannesmuth des deutschen Schriftstellers zu bewundern, der dem großen französischen Politiker damals in so entschiedener Weise entgegen zu treten wußte.

Dieselbe deutsche Gesinnung spricht sich in einem handschriftlichen Correspondenzartikel Laube's aus dem Jahre 1849 aus, dessen ersten Theil der Rothstift des Censors oder des Redacteurs damals nicht das Licht der Welt erblicken ließ. Er lautet:

„Leipzig, den 17. Juni. Die jetzige Stimmung in Sachsen ist schwer zu bezeichnen. Die phrasenhaft demokratische ist unverbesserlich; sie hat ihr Thema auswendig gelernt und dies bildet den Inhalt ihres Lebens. Daß er allein der richtige sei, ist gewiß bei Vielen ein guter, ehrlicher Glaube. Die Zahl dieser Partei ist sehr groß und durch den Dresdener Kampf ist sie wohl gedämpft und in ihrer eigentlichen Organisation gesprengt, weil die meisten Führer flüchtig sind, aber entmuthigt ist sie nicht. Wenn die Regierung noch lange zögert, die Wahlen vorzunehmen für den Landtag, so wird sie nicht viel Früchte spüren von der Dresdener Katastrophe, denn der Eindruck, wohin stete Wühlerei führe, verwischt sich schon gar sehr und verwischt sich gar leicht in einer Bevölkerung, welche cursirende politische Redensarten als politische Bildung kauft und verkauft. Die conservative Stimmung hat sich nun allerdings etwas erhoben, aber sie hat gar keine Organisation und geht in der Hauptsache auseinander, will sagen in der deutschen Frage. Die Conservativsten wissen nicht, daß ohne die Einigung in einen deutschen Staat auf die Länge kein Widerstand möglich ist gegen die Umsturzpartei. Sie leben in der Befangenheit, daß jeder Fürst bei sich schon fertig werden könne. Fertig wird er wohl, aber in einem anderen Sinn. Das einzig sittliche Moment, welches noch stark und frisch und welches die Monarchie kräftig halten kann, ist das deutsch-nationale. Verkennt man das, so ist über kurz oder lang die allgemeine Auflösung nicht zu hemmen. Jedem klar sehenden deutschen Fürsten muß es einleuchten, daß ein deutscher Staat sein, ich sage sein Lebensbedürfniß, die Lebensbedingung jedes deutschen Fürsten ist. Mit Ausnahme der ganz kleinen, wirklich nicht lebensfähigen Staaten ist die Mediatisirung mehr ein äußerlicher Wunsch als ein inneres Bedürfniß. Die eigentlichen Stämme sind in ihrem Kern jetzt noch geneigt, sich um eine besondere monarchische Herrschaft zu gruppiren, wenn der große nationale Zusammenhang nicht darunter leidet."

So Laube der Politiker. Braucht es noch gesagt zu werden, daß die vollzogene Einigung Deutschlands, für die er gekämpft und auch gelitten, die Erfüllung eines seiner heißesten Lebenswünsche gewesen ist. Das Interesse und die lebendige Theilnahme für die deutsche und österreichische Politik bewahrte er sich aber bis an's Lebensende. Sehr scharfe Artikel schrieb er später gegen die maßlosen Forderungen der Czechen in Oesterreich. Ja, große politische Actionen pflegten ihn so aufzuregen, daß er darüber sogar sein geliebtes Theater vergaß, dem doch nun einmal in der zweiten Lebensperiode sein überwiegendes Interesse zugewendet blieb.

Gleichsam an der Schwelle dieser Lebensperiode (1846) steht der nachfolgende kleine Aufsatz, der vielleicht auch nie oder jedenfalls nur verstümmelt das Licht der Welt erblickt hat. Er ist aber ein interessanter Beitrag zur Geschichte des modernen Theaters und der dramatischen Production, indem er die Entstehung der Tantième behandelt. Der Aufsatz lautet:

Leipzig, den 3. Januar. Herr v. Holbein, Intendant des Hofburgtheaters in Wien, hat eine Anzeige drucken lassen, welche die Tantième betrifft. Sie verdient gar sehr die Berücksichtigung, welche sie von Seiten der Bühnendirectionen in Anspruch nimmt, und es ist verdienstlich und einleuchtend, daß Herr v. Holbein diesen Directionen vorwirft: es sei nicht löblich, eine so wichtige, für Förderung der dramatischen Literatur begonnene Einrichtung unbeachtet zu lassen. Allerdings ist es in hohem Grade auffallend, daß Berlin und Wien allein bleiben mit dieser Einrichtung, besonders da jede Bühne ihre Procente je nach ihrem Vermögen stellen kann, und deshalb kein höheres Honorar zu zahlen hat, als sie zu zahlen im Stande ist. Berlin zum Beispiel, welches freilich sehr zurückgeblieben ist in Annahme und wirksamer Darstellung neuer Stücke, hat wahrscheinlich in seinem ersten Tantièmejahre Ersparungen gemacht in der Honorarzahlung. Herrn v. Holbein's Anzeige verdient aber auch wegen einer Stelle Berücksichtigung von Seiten dramatischer Autoren, und aus solchem Grunde werden diese Zeilen geschrieben. Die Stelle lautet: Die Dichter sollten den Bühnen, welche keine Tantième zahlen, standhaft ihre Stücke verweigern. — Dies ist ein ganz tapferer Vorschlag, zu welchem wir wohl alsbald bereit wären, wenn Wien und Berlin alle Stücke von einiger Bedeutung aufführen wollten, damit sie die Probe bestehen oder in der Probe untergehen können. Aber wie steht es damit? Wien und Berlin haben die beiden Theater, welche am Festesten verschanzt sind gegen neue Stücke, welche das reichste Arsenal von Rücksichten und Hindernissen gegen dieselben geltend machen. Ist der deutsche Autor auf diese beiden Theater beschränkt, so dürfen wir auf das Resultat gefaßt sein, neun Zehntheil neuer Stücke unaufgeführt vermodern zu sehen. Was sage ich neun Zehntheil! Außer Halm's Stücken hat Wien in neuerer Zeit nicht ein einziges der Rede werthes Stück zuerst gebracht, und Berlin hat sich in diesem Punkte nur dadurch von Wien unterschieden, daß es auch Halm's Stücke erst nachträglich gebracht hat. Alle wichtigeren Stücke neuer Zeit sind von anderen Theatern eingeführt werden, und selbst von diesen eingeführten ist heutiges Tages noch ein großer Theil in Wien und Berlin unbekannt. Wohin geriethe die dramatische Literatur, wenn sie sich unter solchen Umständen auf Berlin und Wien beschränken wollte! Mag sein, daß diese Beschränkung in Berlin eine vorübergehende und zufällige, und daß sie verschwindet, wenn der König einmal einen aufmerksamen Blick darauf wirft, aber jetzt ist sie vorhanden, und seit einiger Zeit ist sie immer größer, das Repertoire immer dürftiger geworden. In Wien ist sie aber gewiß nicht zufällig und vorübergehend. Dort entspringt sie aus Maßstäben eines früheren Jahrhunderts, und was von neuen Stücken dort zugelassen worden, das verdankt die Zulassung einer glücklichen Ausnahme, welche man gestattet hat. Unter fünf Stücken gelingt es zuweilen einem, solch' eine Ausnahme zu gewinnen; jeder von uns hat immer neben einem glücklichen Kinde, welches dort zugestutzt und nach der Zustutzung zur Repräsentation gelassen worden, drei bis vier, denen nicht Scheere noch Kamm helfen kann, jeder von uns weiß, daß nur das Unbedeutende ziemlich sicher passiren, dafür aber auch kein weiteres Glück machen kann, und jeder von uns sagt sich zum leidigen Trost: so geht es nicht nur dir, sondern die Klassiker selbst sind nur ausnahmsweise und nach vorgenommener Aenderung gestattet. Wie muß also Herrn v. Holbein's wohlgemeinter Vorschlag uns erscheinen? Gewiß ist uns darum zu thun, mit unserer Arbeit zu erwerben, aber es ist uns doch noch mehr darum zu thun, unsere Arbeit geltend zu machen. Herrn v. Holbein's Vorschlag kann also nur eine Bedeutung für uns haben, wenn er im Geleite einer zweckmäßigen Reform der Theatercensur auftritt. Ohne eine solche klingt er für uns wie eine scherzhafte Wendung, und ich schreibe diese Worte zur Verwahrung, daß nicht gesagt werden möge, wir ließen einen wohlgemeinten Vorschlag außer Acht. Wohlgemeint mag er sein, aber die Befolgung desselben wäre eine Art Selbstmord der dramatischen Literatur — so lange nicht die Censurvorschriften geändert werden. Heinrich Laube."

Als Laube diese bestimmte Erklärung abgab, ahnte er wohl nicht, daß er selbst kaum drei Jahre später berufen sein werde, gerade am Wiener Burgtheater jene Maßstäbe eines vorigen Jahrhunderts und diese Calamitäten der Theatercensur durch seine energische, zielbewußte und freisinnige Reformarbeit aufzuheben. Was und wie viel auch der Einzelne gegen diese Arbeit Heinrich Laube's einzuwenden haben mag, diese Thatsache bleibt bestehen, daß er als Schriftsteller wie als Politiker, als Bühnenleiter wie als Dichter ein ganzer Mensch, ein fester Charakter, eine ausgeprägte Individualität gewesen ist. Für diese Thatsache wollten auch meine harmlosen Erinnerungen neues Zeugniß ablegen.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Rücksichten.

Humoreske von Albert Roderich.

An einem Herbstnachmittage saß Frau Binder, die Gattin des wohlhabenden und angesehenen Kaufmanns Hellmuth Binder, mit ihrer schönen Tochter Helene im eifrigen Gespräche. Die schöne Helene hielt ein prächtiges Ballbouquet in der Hand, welches ihr soeben im Auftrage des Herrn Cäsar Ebert überbracht worden war. Es sollte nämlich heute die Feier der silbernen Hochzeit eines der Familie Binder befreundeten Ehepaares stattfinden, und dazu hatte Herr Cäsar Ebert, dessen Familie ebenfalls zu dem Feste geladen war, der jungen Dame das Bouquet geschickt.

Digitized by Google

Herr Ebert hatte in letzter Zeit der jungen Dame verschiedene Aufmerksamkeiten erwiesen.

Helene hielt die Blumen noch immer in der Hand und blickte sinnend auf die köstlich duftenden Rosen. Frau Binder war näher getreten und legte leise die Hand auf die blonden Haare ihrer lieben, einzigen Tochter.

„Liebe Helene," begann sie, „wir haben uns bis jetzt nur andeutungsweise über einen Gegenstand unterhalten, der, glaube ich, in diesem Augenblicke Deine Gedanken lebhaft beschäftigt." Helene reichte ihrer Mutter die Hand. „Es scheint ganz zweifellos," fuhr Frau Binder fort, „daß Herr Cäsar Ebert Absichten auf Dich hat, und wenn nicht alle Zeichen trügen, wird er die Gelegenheit des heutigen Festes benutzen, Dir seine Hand anzutragen. Meine Tochter ist klug genug, um das auch ihrerseits errathen zu haben, und — darf die Mutter nicht wissen, was das geliebte Kind antworten wird?"

Helene erhob das gesenkte Haupt. „Es ist Dein sehnlichster Wunsch, Mutter, daß ich — daß ich — ja sage — nicht wahr?" Frau Binder schlang liebevoll ihren Arm um Helenens Hals.

„Ja, mein Kind, es ist mein sehnlichster Wunsch. Welche Mutter könnte auch ihrem Kinde ein besseres Loos wünschen, als die Gattin eines Mannes zu werden, wie Cäsar Ebert es ist. Er ist gutmüthig, wohlgebildet an Geist und Gestalt, in besten Verhältnissen und — er liebt Dich, das sagt jeder seiner Blicke, und das —"

„Ja, ja," unterbrach Helene ein ganz klein wenig ungeduldig, „aber —"

„Aber?! was hast Du gegen ihn?"

„Nichts, Mutter, und wenn es genügt, einen Mann zum Gatten zu wählen, daß man nichts gegen ihn hat, dann ist Herr Cäsar Ebert der Rechte für mich."

„Ah, seit wann antwortet mir meine kluge Tochter mit einer ausweichenden Phrase, wenn es sich um so ernste Dinge handelt?" Und nun begann Frau Binder in wohlgesetzter Rede zu erläutern, wie trügerisch das Glück einer Ehe sei, die leidenschaftliche Liebe geschlossen; wie viel dauernder und zuverlässiger dagegen das Glück eines Bundes erscheine, der aus ruhiger Neigung, aus stiller Hochschätzung und Achtung entsprungen. Sie unterstützte ihre eindringliche Beweisführung durch öftere Bezugnahme auf ihre eigene Ehe mit dem guten Hellmuth Binder.

Helene hörte still was die Mutter so eifrig sprach und seufzte nur leise auf, als jene geendet hatte.

„Und was sagt der Vater zu — zu — diesem Schwiegersohn?" fragte sie endlich.

„Der Vater ist einverstanden, — mit Freuden einverstanden — natürlich!"

„So ganz ohne jeden Einwand?"

„Nun, zuerst meinte der Vater, Herr Ebert wäre ihm etwas zu — zu — fein, zu abgezirkelt. Freilich, Dein Vater hat sich aus kleinen Verhältnissen empor gearbeitet, er hat nicht den feinen Sinn für die Rücksichten —"

„Ah, das ist es! Die Rücksichten!!" unterbrach Helene in plötzlicher Aufwallung die Mutter, „die Rücksichten! Herr Cäsar Ebert ist immer von einem ganzen Wall von Rücksichten umgeben."

„Oh, und darüber beklagst Du Dich?!" fuhr jetzt etwas ärgerlich Frau Binder auf. „Hat er nicht seit Wochen gerade Dir die zartesten Aufmerksamkeiten und Rücksichten gewidmet, wie sie nur die herzlichste Neigung ersinnen kann?"

„Ja, ja, Mutter, ich weiß, es ist auch vielleicht recht undankbar und schändlich von mir — aber; — sieh — mir fällt da gerade der Paul Holle ein —"

„Paul Holle?! Der Commis Deines Vaters?! was soll das?!"

Helene lächelte. „Nicht der jetzige Commis meines Vaters, der ehemalige Lehrling Paul Holle fällt mir ein. Wir waren damals gute Spielkameraden, und zu meinem zwölften Geburtstage schenkte er mir ein Wunderknäuel. Es waren ja prächtige Bonbons und andere Herrlichkeiten darin, aber es waren doch so viele Fäden herumgewickelt, und wenn man etwas Rechtes gefunden zu haben glaubte, dann kamen erst noch wieder Fäden und Umhüllungen, und siehst Du, die vielen Rücksichten und Aufmerksamkeiten des Herrn Cäsar Ebert erinnern mich an dies Wunderknäuel."

„Abscheulich!" rief Frau Binder und wollte eine energische Strafpredigt beginnen. Aber Helene ließ sie nur wenige Sätze vollenden, schloß den Mund ihrer Mutter mit einem Kusse und sagte: „Mütterchen, schelte doch nicht, ich habe ja noch gar nicht gesagt, daß ich ungehorsam sein will. Und vielleicht, wenn man sich die Mühe gäbe, die Fäden und und Umhüllungen zu entfernen, und —"

Frau Binder umarmte ihre Tochter herzlich. „Ach, was man für Mühe hat, die lieben Menschen zu ihrem Glücke zu zwingen!"

Helene aber nahm von Neuem die duftigen Blumen des Herrn Cäsar Ebert zur Hand.

Wenige Minuten später ward Herr Ebert angemeldet, der den Damen nur für wenige Augenblicke seine Aufwartung zu machen wünsche. Frau Binder lächelte verständnißvoll, Helene erröthete, und Herr Ebert trat mit einer tadellosen Verbeugung in's Zimmer.

Herr Cäsar Ebert war ein stattlicher Jüngling von achtundzwanzig Jahren, dessen ganzes Aeußere eine bedeutende, darauf verwandte Sorgfalt verrieth. Seine Kleidung war nach der neuesten Mode, aber ohne jede Auffälligkeit, und die ganze Art seines Benehmens zeugte von sorgfältiger Erziehung. Sein Bestreben, Niemanden in irgend einer Weise zu verletzen, verlieh Herrn Cäsar Ebert eine gewisse Schüchternheit, die Harmlosigkeit und Gutmüthigkeit bekundete, und alle seine Freunde und Bekannten nannten ihn einen „prächtigen Kerl".

Also Helene dankte ihrem Freunde zunächst für das prächtige Bouquet und reichte ihm ihre Hand, die er für einen Augenblick mit leisem Drucke in der seinigen hielt. „Mein hochgeschätztes Fräulein," begann Herr Ebert, „tausend Dank für Ihren Dank, aber ich bin noch nicht zufrieden damit." Auf Helenens fragenden Blick fuhr er fort: „Ach, mein liebes Fräulein, — ich — ich wollte Sie bitten," hier fuhr ihm seine Schüchternheit etwas störend in die Satzconstruction, „sehen Sie, ich weiß, wenn Sie heute beim Feste erscheinen, da sind Sie gleich so begehrt und umringt, ich führe meine Mama und meine Schwester hin, da habe ich Rücksichten zu nehmen, und deshalb wollte ich mir schon jetzt die ganz ergebene Bitte erlauben, Sie zu Tische führen zu dürfen."

„Gewiß, gern, Herr Ebert."

„Oh, ich danke Ihnen, mein liebes, gnädiges Fräulein! Jetzt kann mir Niemand mehr zuvorkommen. Ich war deswegen so ängstlich; Sie verzeihen mir, wenn ich Sie so kurz vor dem Feste gestört habe, Sie haben ohne Zweifel noch Vorbereitungen für die Toilette, oh, ich gehe jetzt auch so gern und fröhlich, das heißt, oh bitte, mißverstehen Sie mich nicht, ich gehe nur deshalb gern und fröhlich, weil ich —"

„Oh, nicht doch," fiel Frau Binder ein, „Sie dürfen immerhin noch ein wenig bleiben. Mit der Toilette können wir doch noch nicht beginnen. Denken Sie, heute Morgen beim Anprobiren von Helenens Ballkleid entdecken wir einen Fehler, einen so lächerlich eklatant auffallenden Fehler, aber was verstehen Männer davon! Genug, die Modistin mußte sofort das Kleid wieder mitnehmen, um es zu ändern, und bevor wir es nicht zurückhaben, kann Helene —"

„Mein Himmel! und Sie haben das Kleid noch nicht zurück?!"

„Oh, keine Sorge, Madame Tennier läßt ihre Kunden nicht im Stich; wir wollten eben jetzt das Mädchen hinschicken —"

„Oh nein," fiel Herr Ebert dringend ein, „ich bitte Sie, verehrte Frau, überlassen Sie nicht das Schicksal dieses festlichen Tages einem Mädchen, oh — ich will das Mädchen ja gewiß nicht beleidigen, aber es könnte doch vielleicht möglicher Weise ein wenig unzuverlässig sein, meine Mama läßt auch bei Madame Tennier arbeiten, ich kenne die Dame sehr wohl, unten hier vor der Thüre steht noch mein Wagen, ich fliege hin und bringe Ihnen in einer halben Stunde das Ballkleid — todt oder lebendig — ha, ha, ha!"

„Aber ich bitte Sie, Herr Ebert," wandte Helene ein, „Sie wollten mein Ballkleid — ist das nicht ein wenig — komisch?"

„Komisch?! oh, mein Fräulein, die Sache ist sehr ernst — für mich sehr ernst! Würden Sie etwa auch das Fest besuchen können, wenn dieses Kleid nicht käme?"

„Freilich nein, aber —"

„Ah, und das nennen Sie komisch?! Jetzt ist es gleich drei Uhr, um fünf Uhr beginnt das Diner, und Sie haben noch nicht Ihr Kleid? Das ist für mich ernster als Sie vielleicht glauben. Oh, nein, nein, bitte, lassen Sie dieses eine Mal meinen Widerspruch gelten. Ich beschwöre Sie, gnädiges Fräulein, oh — Pardon, so stehle ich mir geradezu diese Berechtigung — adieu — in einer halben Stunde haben Sie das Ballkleid!" Und ohne auf die Einwendungen der Damen weiter zu hören, eilte Herr Cäsar Ebert zur Thüre hinaus, indem er beim Hinausstürzen noch schnell eine Rolle Garn aufraffte, die aus Frau Binder's Arbeitskörbchen gefallen war. Und trotz der Eile, zu der seine große Mission ihn trieb, ließ doch Herr Ebert die Rücksichten der Höflichkeit zu ihrem Rechte gelangen und überreichte mit einer eleganten, wenn auch etwas hastigen Verbeugung der Frau Binder das entsprungene Garn.

Als sich die Thüre hinter ihm geschlossen hatte, nickte Frau Binder ihrer Tochter so recht liebevoll und fröhlich zu, und von ihrem Gesichte strahlte schon der erste Schimmer des Glücks, dessen ihr Kind nun bald theilhaftig werden sollte. Helene aber senkte den schönen Kopf und verlor sich im Nachsinnen.

Das war also um drei Uhr geschehen. Um vier Uhr saßen die beiden Damen wieder in demselben Zimmer, aber Helene war sehr schweigsam, und der erste Schimmer des Glückes auf dem Antlitze der Frau Binder war einem recht mürrischen Stirnrunzeln gewichen. Herr Cäsar Ebert war nämlich noch nicht zurückgekehrt und natürlich das geänderte Ballkleid auch nicht. Wenn nicht zum mindesten das Letztere in einer Viertelstunde am Platze war, dann mußte Fräulein Helene auf die Festfreude verzichten. Frau Binder hatte bereits eine große Anzahl von Möglichkeiten hergezählt, die den diensteifrigen Herrn Ebert zurückgehalten haben konnten. Mit der schnell dahin eilenden, so kostbaren Zeit aber war sie endlich an die Grenze gelangt, wo ihre mütterliche Nachsicht für den hoffnungsvollen Schwiegersohn vor dem überhandnehmenden Aerger weichen mußte. Aber diese Grenze war glücklicher Weise noch nicht überschritten, als die Thüre hastig aufgeriffen wurde und Herr Cäsar Ebert in's Zimmer stürzte. Ja wohl, in's Zimmer stürzte! Das sonst so regelmäßige Gesicht des Herrn Ebert war verzerrt, sein modern eleganter Anzug mit Straßenschmutz bespritzt, das sonst so sorgfältig gescheitelte Haar hing ihm wirr um die Schläfe, der blanke Cylinderhut fehlte gänzlich, Herr Cäsar Ebert war ein Bild des Elends und des Jammers.

„Um Gotteswillen, was ist geschehen?!" rief Frau Binder.

„Oh, meine Damen," wimmerte es von den Lippen des unglücklichen Mannes, „ich bin ein Unglücklicher, ein Elender, das Ballkleid — oh, oh, ich —"

„Nun? nun?"

„Es ist weg — fort, verschwunden, ach, und das durch mich, durch meine Schuld, oh, oh!"

„Aber wie ist das möglich? So erzählen Sie doch!"

„Ja, ja, ich bitte tausend Mal um Verzeihung, wenn ich so abgerissen erzähle, so — so — abgebrochen — rede, ich bin so gerannt, so gestürzt, mein Athem —"

„So erholen Sie sich doch erst, Herr Ebert," beschwichtigte Helene.

Digitized by Google

„Oh, mein Fräulein, Ihre Güte macht mich noch elender. Schelten Sie, jagen Sie mich von sich, aber —"

„Aber so erzählen Sie doch endlich!" drängte Frau Binder.

„Jawohl; also ich eilte zu Madame Tennier, das Kleid war gerade fertig, sie wollte es eben zu Ihnen schicken. »Geben Sie es nur mir mit«, sage ich, man packt es in einen großen Carton und trägt es in meine Droschke; ach, ich war so glücklich, daß ich es Ihnen überbringen konnte! Da bemerkte ich in der nächsten Straße Frau Lobe, die allein in dem strömenden Regen ging. Ich grüßte, sie schien mir zu winken. Frau Lobe ist eine der vornehmsten Clienten meines Papas, man hat Rücksichten zu nehmen. Ich ließ halten und lud sie ein, mit mir zu fahren. Sie nahm dankend an. Ich ließ den Kutscher den kleinen Umweg zu ihrer Wohnung machen. Als der Wagen dort hielt, regnete es womöglich noch stärker. Ich stieg mit aus, um die Dame unter'm Schirm über die Straße zu geleiten. Sie erzählte die Geschichte weiter, die sie schon im Wagen angefangen hatte. Frau Lobe erzählt ja immer so lange Geschichten. Ich mußte einen Augenblick mit in's Haus treten, um die Geschichte zu Ende zu hören — man hat Rücksichten zu nehmen. Als ich wieder um die Straße trete, ich glaubte, ich müßte so umfallen vor Schreck, der Wagen war weg! Ich sehe ihn noch eben um die nächste Ecke biegen und stürze nach. Ich renne gegen einen Milchkarren und werde in eine Regenpfütze geschleudert. Mein Hut fliegt weit fort. Die Leute lachen, höhnen. Die unglückselige Droschke ist meinen Blicken entschwunden, ich werfe mich in eine andere und lasse ihr nachrasen, es war vergeblich, wie hätte ich auch aus dem Gewühle von Wagen gerade diese Droschke fassen sollen! Und als ich sah, daß Alles verloren, da jagte ich hierher, da bin ich, aber das Kleid ist für heute verloren — oh, es ist zu schändlich!"

Herr Cäsar Ebert hatte diese ganze Erzählung im Ton aufrichtigen Schmerzes und still verhaltener Verzweiflung vorgetragen. So mußte ungefähr der verstorbene Aeneas gesprochen haben, als ihm die Königin der alten Wunde unnennbar schmerzliches Gefühl weckte. Helenens Aerger über die zerstörte Ballfreude hatte sich durch die rührend komische Verzweiflung des so herzlich bereuenden Sünders schnell in Mitleiden für diesen verwandelt.

„Nun, Herr Ebert," sagte sie lächelnd, „trösten Sie sich, ich habe mich schon getröstet."

Herr Ebert ergriff in Ekstase die Hand Helenens. „O mein liebes, gnädiges Fräulein, Sie sind zu gütig, zu gnädig gegen mich; freilich, ich bin fürchterlich gestraft, denn gerade dieses Fest, das Sie nur durch meine Schuld nicht besuchen können, gerade dieses Fest sollte für mich ein Fest werden, das —"

Er erstickte den leicht zu errathenden letzten Theil seiner Rede in einem Kusse, den er auf Helenens Hand drückte.

Während dessen war Frau Binder wieder sehr heiter und freundlich geworden und trieb jetzt scherzend Herrn Ebert zur Eile an, sich selber ballfähig zu machen. Oder ob er in seinem jetzigen Habit auf dem Feste erscheinen wolle?

„Ja, ja, ich eile ja schon," rief Herr Ebert, „ach, ich bliebe freilich lieber hier und leistete Ihnen Gesellschaft, aber meine Mama und meine Schwester — man hat doch Rücksichten zu nehmen. Aber —" Es schien ihm plötzlich eine überraschende Idee zu kommen. „Fräulein Helene," wandte er sich mit erhobener Stimme zu dem jungen Mädchen, „Sie haben mir so himmlisch edelmüthig verziehen, gestatten Sie mir allergnädigst, daß — ich mich heute Abend noch einmal nach Ihrem Befinden erkundigen darf?!"

Er erwartete die Antwort mit angehaltenem Athem. Helene zögerte einen Augenblick und gewahrte währenddessen eine zustimmende Geberde ihrer Mutter.

„Es dürfte Ihnen schwer werden, sich so früh los zu machen," sagte Helene endlich ein wenig nachdenklich.

„Oh, nein, nein, ich bitte Sie, mein liebes Fräulein. Um fünf Uhr beginnt das Diner, dauert höchstens bis sieben Uhr, zehn Minuten nach sieben bin ich hier! Oh Dank, tausend Dank! Und bitte, jetzt kein Wort, keine Einwendungen mehr! Es ist ja auch die allerhöchste Zeit! Adieu, adieu, und auf Wiedersehen!" So elend und angstvoll Herr Cäsar Ebert hereingestürzt war, so freudig und hoffnungsvoll stürzte er wieder hinaus.

Gleich darauf trat Herr Hellmuth Binder ein.

„So spät ist es schon?" rief Frau Binder, denn sie wußte, daß ihr Gatte sich immer erst in der letzten Minute von seinem Comptoir losmachte. Er wunderte sich denn auch sehr, daß er die Damen noch nicht in Festkleidern fand. Helene erzählte ihm schnell die tragische Begebenheit von dem verloren gegangenen Ballkleid.

„Das kommt davon," sagte Herr Binder, „diese ewigen Höflichkeiten und Rücksichten des Herrn Ebert —"

Frau Binder durchschnitt die Rede ihres Gatten durch einen streng zurechtweisenden Blick.

„Ist gut," sagte resignirt der Hausherr, „so macht doch endlich, daß Ihr fertig werdet!"

„Ich kann nicht mit, Papa."

„Was?! warum nicht?"

„Weil ich das Kleid nicht habe. Und deshalb —"

„Zieh' doch eins von Deinen Gesellschaftskleidern an!" Helene lachte hell auf, und Frau Binder murrte tief herunter.

Herr Hellmuth Binder hatte vor seiner Gattin einen bedeutenden Respect und zu seiner Tochter eine herzliche Liebe. Es war bisher noch nie vorgekommen, auch nicht in den wichtigsten Angelegenheiten, daß Herr Binder seine Meinung gegen die vereinte Ueberzeugung dieser beiden Damen durchgesetzt hatte. Und da die vorliegende Angelegenheit keineswegs zu den wichtigsten des Herrn Binder gehörte, so gab er den Widerspruch schnell auf.

„Ist gut," sagte er, mit einem liebevollen Blick seiner Tochter die Hand reichend, „dann mußt Du allein zu Hause bleiben. Wenn's nicht mein bester Freund wäre und gerade seine silberne Hochzeit, dann bliebe ich auch zu Hause. Uebrigens muß ich sagen, daß dieser Herr Ebert —"

„Hellmuth!" unterbrach ihn halb mahnend, halb drohend die vorsorgliche Gattin.

„Väterchen, Du bist heute auch so mürrisch und verdrießlich, nicht einmal einen Kuß hast Du mir gegeben. Was hast Du denn?"

Herr Binder gab mit sichtlichem Vergnügen seiner schönen Tochter den beanspruchten Kuß und sagte dann mit wieder überhandnehmender Verdrießlichkeit: „Was ich habe? Aerger habe ich, Verdruß habe ich — denke Dir, der Paul Holle hat mir gekündigt!"

„Wie? Paul Holle! — warum?"

„Ja warum? Weiß ich nicht. Macht allerlei Ausflüchte. Steckt was dahinter. Achtzehn Jahre ist der Mensch in meinem Geschäft. Tüchtiger Mensch — honnetter Mensch — meine rechte Hand — kann gar nicht fertig werden ohne ihn, und nun kündigt er!"

„Das ist wirklich sehr unangenehm für Dich," sagte theilnahmsvoll Helene. „Du wirst schon einen passenden neuen Commis bekommen," tröstete Frau Binder, „komm nur jetzt und zieh' Dich um!"

Sieben Uhr Abends war es, da saß die schöne Helene in ihrem behaglich eleganten Zimmer in ihrer „Sorgenecke", wie sie es nannte. Sie machte sich nämlich zuweilen Sorgen darüber, daß sie mit 22 Jahren noch gar keine Sorgen hatte. Hier in diesem kleinen, von elterlicher Liebe reich ausgeschmückten Winkel pflegte sie, auf dem schwellenden Miniaturdivan ruhend, über all' die unzähligen großen und kleinen Dinge nachzudenken und nachzugrübeln, die ein junges Mädchenherz bewegen können.

Heute waren es aber nur große Dinge, die das junge Mädchenherz bewegten. Zuerst der Ball mit all' seinen für sie verloren gegangenen Freuden, und dann auf dem Ball der eine Mann, der nun gleich kommen würde, um —. Helene schauerte leicht zusammen und erschrak dann selber darüber. Es war ja doch ein guter Mensch, und viele, viele Mädchen, die viel besser und bedeutender wären als sie selbst, würden sie beneiden, lebenslänglich beneiden. Aber klopfte denn jetzt, da sie ihn zu der großen Entscheidung erwartete, ihr Herz höher vor beglückender Erwartung? Nein, es klopfte höher nur vor Erregung und Angst! Und — —

Da öffnete sich leise die Thür und vorsichtig trat eine Männergestalt in's Zimmer. Die auf dem Tisch in der Mitte des Zimmers stehende Lampe, deren Kuppel ein grüner Schirm umgab, erhellte nur ihren nächsten Umkreis vollständig. Auf diesen Tisch schritt der Eindringling zu und suchte eifrig und hastig nach irgend einem Gegenstand unter den umherliegenden Büchern, Kästchen und sonstigen Nippessachen. Er schien nicht das Rechte gefunden zu haben, denn jetzt wandte sich der Mann einem seitwärts im Halbdunkel stehenden kleinen Schrank zu, dessen obere Schieblade geöffnet war. Er zog die Lade weiter auf und schien mit der Hand in ihrem Inneren zu wühlen.

Helene hatte von ihrer im Halbdunkel verborgenen Ecke aus zuerst mit Erstaunen und dann mit Schrecken das Gebahren des Mannes beobachtet. Sie hatte ihn erkannt, als er in den Lichtkreis der Lampe getreten war. Es war Paul Holle, der Commis ihres Vaters.

Jetzt sprang Helene auf, schritt schnell auf den Tisch zu und riß den dunklen Schirm von der Lampe, so daß sich plötzlich ein Lichtstrom durch das ganze Zimmer ergoß. Hastig wandte der Mann sich um und taumelte mit einem Ausruf des Schreckens zurück, als er sich Helenen gegenüber sah.

„Sie hier? mein Fräulein, ich glaubte, Sie wären —"

„Auf dem Balle — ja, und deshalb bringen Sie hier in mein Zimmer, und —"

„Nun — und —"

„Und — — Herr Holle, wir waren als Kinder einmal befreundet, mein Vater hat Ihnen unbegrenztes Vertrauen geschenkt — ich will den Satz nicht vollenden. Verlassen Sie mein Zimmer!"

Mit sichtlicher Anstrengung schüttelte Paul Holle den ersten lähmenden Schrecken ab, richtete seine männlich edle Gestalt hoch auf und rief mit erhobener Hand und vor Zorn bebender Stimme: „Mein Fräulein, Sie haben etwas Niederträchtiges von mir gedacht, das verbiete ich Ihnen!"

So konnte kein feiger Dieb sprechen. Helene fühlte ihre Ueberlegenheit ein wenig wankend werden.

„Aber was haben Sie hier in meinem Zimmer und — in — meinem Schranke zu suchen?"

Paul Holle war wieder Herr seiner selbst geworden, das heißt, er war wieder ein braver und liebenswürdiger Mensch. Er sah Helenen fest in die Augen und entgegnete: „Mein Fräulein, Sie haben eben selbst gesagt, daß wir Beide einmal Freunde waren, und daß mir Ihr Vater unbegrenztes Vertrauen geschenkt hat; das rechne ich mir zu so hohem Verdienste an, daß ich jetzt eine Gegenleistung von Ihnen verlange. Ich werde Ihnen nicht sagen, was ich in Ihrem Zimmer und — Ihrem Schranke zu suchen hatte, und Sie werden mich doch wegen Ihres abscheulichen Verdachts um Verzeihung bitten!"

Helene fühlte sich wie bezwungen von der männlich kraftvollen Entschiedenheit Paul's und senkte wie unwillkürlich die Augen vor seinen flammenden Blicken, Aerger und Scham über ihren thörichten Verdacht, Mitleid für den so schwer Gekränkten, und dazu noch die ersten Regungen eines bisher nur geahnten, ganz neuen Gefühls rangen mit einander in ihrem Herzen.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Notizen.

Jesus Christus und die Wissenschaft der Gegenwart. Von Moritz Carriere. (Leipzig, F. A. Brockhaus.) — Hier finden wir gesunde Empfindung und eine abgeklärte edle Gesinnung auf der soliden Grundlage eines reichen, logisch geordneten Wissens. Mit Recht bezeichnet es der berühmte Aesthetiker als einen Fortschritt der neueren protestantischen Theologie, daß sie die Persönlichkeit Jesu betont, während der Rationalismus vornehmlich den Lehrer in ihm sieht, die Orthodoxie „in das Bekenntniß vom Dogma über ihn das Schwergewicht legt". Schon in der alten Kirche hat man bemerkt, daß Christus eigentlich nichts lehrt, was man nicht auch bei den jüdischen Propheten und den griechischen Philosophen fände; daß er das Gesetz und die Propheten persönlich erfüllt, macht ihn zum Erlöser. Da wir nun „in der Gesinnung Christi gottähnlich werden und die Kundschaft Gottes empfangen" sollen, so setzt die Annahme des Evangeliums den Glauben an Gott voraus. Carriere vollendet in dieser seiner „Doctorjubiläumsdissertation" (am 28. Juli v. J. hat die philosophische Facultät der Universität Berlin mit der Erneuerung des Doctordiploms eine Adresse an den Jubilar gerichtet) den in früheren Schriften, namentlich in der über die sittliche Weltordnung, geführten Beweis für das Dasein Gottes. Schon bei seinem Ausgange von der Hegel'schen Philosophie hatte er mehr als diese die Persönlichkeit betont. „Sittliche Lebenserfahrungen," schreibt er jetzt, „wie naturwissenschaftliche Studien führten mich dann bald zur Einsicht, daß nicht die Idee oder das Allgemeine das für sich Wirkliche ist, sondern des Individuellen, der Subjectivität als Trägers bedarf, daß die lebendigen Kräfte in der Welt die Gattungsbegriffe verwirklichen." Carriere gehört, um es schulgerecht auszudrücken, zu den Semipantheisten; sein Gott ist innerweltlich, aber trotzdem ein persönliches Wesen. Der Beweis für die Persönlichkeit Gottes auf S. 22 ff. (namentlich der Abschnitt auf S. 24) ist völlig überzeugend. Die Atheisten freilich wird er nicht bekehren, weil sie sich nicht überzeugen lassen wollen. Widerlegt Carriere die negativen Folgerungen der Darwinianer, die Verwerfung einer zwecksetzenden, also bewußten Vernunft, so fügt er dafür die positiven Ergebnisse der Descendenztheorie seinem Weltbilde ein, und will von einem die Naturgesetze durchbrechenden Wunder nichts wissen, weder bei der Schöpfung, noch bei der Erlösung. Die Erlösung des einzelnen Menschen ist ihm Selbsterlösung durch Selbstvervollkommnung nach dem Vorbilde Christi. Den bekannten Vorwurf, daß die christliche Sittlichkeit durch die Hoffnung auf die ewige Seligkeit zu einer verfeinerten Selbstsucht degradirt werde, weist Carriere zurück. Dem Auferstehungswunder stehen die Vermittelungstheologen ziemlich rathlos gegenüber. Carriere entscheidet sich für die Annahme eines „Seelenerlebnisses" bei den Frauen und Jüngern, denen Christus nach seinem Tode erschien. Wir hätten demnach an eine Hallucination zu denken, die von Gott selbst gewirkt wurde, um die Anhänger Christi von dessen jenseitigem Leben und dem Gelingen seines Werkes zu überzeugen. Eine Durchbrechung der Naturgesetze würde auch hier nicht vorliegen, weil Hallucinationen sich nach diesen Gesetzen vollziehen, und die Unmöglichkeit und Naturgesetzwidrigkeit einer Einwirkung jenseitiger Geister auf unsere Seelen wenigstens nicht erwiesen ist, vielleicht auch nicht erwiesen werden kann. Bedenklich bleibt die Sache immerhin; denn wird diese Deutung zugelassen, so sieht man nicht recht, wie die Wunder der katholischen Mystik und des modernen Spiritismus zurückgewiesen werden sollen, deren viele auf ähnliche Weise erklärt werden könnten. Allein wenn, bei aller genauen Einsicht in den gesetzmäßigen Zusammenhang der einzelnen Naturerscheinungen, dennoch die Natur im Ganzen das Größte aller Wunder, und unsere eigene Seele das Unergründlichste aller Geheimnisse bleibt, warum sollte nicht auch in der Wurzel der größten historischen Erscheinung, des Christenthums, dem Forscher ein unerklärter Rest übrig bleiben? Auch Carriere ist der Ansicht, daß das Christenthum, bei allen Verirrungen seiner Bekenner im Einzelnen, doch im Ganzen bisher seinen Zweck erfüllt hat, zumal jene Verirrungen häufig nur Excentricitäten sind, die als Gegengewicht gegen andere Excentricitäten kaum entbehrt werden können (S. 74). Die gehaltvolle kleine Schrift, welcher die weiteste Verbreitung in wiederholten Auflagen zu wünschen ist, schließt mit den Worten: „Nicht die Wissenschaft der Gegenwart, das wirklich in Natur und Geschichte Erkannte, steht damit in Widerspruch, sondern nur solche Meinungen und Theorien, welche materialistisch Geist und Freiheit leugnen, das ursprünglich und unmittelbar Gewisse, die Subjectivität, nur für ein Phänomen dessen halten, was selber erst aus unserem Innenleben erschlossen wird. Wohl aber sind Formeln und Satzungen früherer Jahrhunderte von damaliger Wissenschaft und Lebensansicht aus dem Inhalte der religiösen Erfahrung nicht völlig gerecht worden, und stehen nicht im Einklang mit den Ergebnissen der Natur- und Geschichtsforschung unserer Tage. Wenn diese alten Schläuche den ewig jungen Most des Evangeliums nicht mehr halten können, so ist und bleibt uns im neuen durchsichtigen Becher doch der rechte klare Lebenswein."

Der soeben ausgegebene 13. Band der 4. Auflage von Meyer's Conversations-Lexikon, seinen Vorläufern an Reichthum des Inhalts und der Ausstattung ebenbürtig, ist gleichsam ein Jubiläumsbuch, denn er erscheint gerade 50 Jahre nach dem ersten Bande des mit einer erstaunlichen Fülle von Stahlstichen, Kupfertafeln und Holzschnitten geschmückten großen Conversations-Lexikons, das der alte Demokrat Meyer („Bildung macht frei!"), der Schöpfer des Universums und der Groschenbibliothek, in den Vierziger Jahren zu Hildburghausen herausgab. Wer jene zahllosen Bände mit ihrem bunten, etwas unsystematisch geordneten und nicht immer selbständigen Inhalt mit der auf der Höhe moderner Wissenschaft und künstlerischer Ausstattung stehenden neuesten Ausgabe vergleicht, ermißt den Fortschritt unserer Zeit auf fast allen Gebieten. Keine Nation besitzt ein auch nur annähernd großartig und reich angelegtes und wissenschaftlich tüchtiges Nachschlagewerk des allgemeinen Wissens; sogar der französische Larousse steht in jeder Beziehung we t hinter dem neuen „Meyer" zurück.

M. Valerii Martialis epigrammaton libri. Mit erklärenden Anmerkungen von Ludwig Friedländer. 2 Bde. (Leipzig, S. Hirzel.) — Unter den altklassischen Schriftstellern, aus denen sich am besten griechische oder römische Sittengeschichte lernen läßt, nimmt neben Lucian und Juvenal ohne Zweifel Martial die erste Stelle ein. Ein Studium dieses humorreichen Dichters, der nach Lessing's Ausdruck sich zuerst dem Epigramm als einer eigenen Gattung gewidmet hat, führt uns so schnell und ang nehm in die römische Culturgeschichte ein, wie die bekannten Schriften von Friedländer und Guhl und Koner oder ein Gang durch das ausgegrabene Pompeji. Und doch ist der witzige und anmuthige Poet unseren Gebildeten ziemlich unbekannt. Einmal weil das Verständniß des Originals durch epigrammatische Knappheiten und oft versteckte Pointen erschwert wird, dann aber durch die Unlesbarkeit der zahlreichen Uebersetzungen, welche meist, wie die des großen Versifex Rammler, durch lederne Wendungen ungenießbar werden und eher abschreckend wirken. In vielen Fällen ist Martial schlechterdings unübersetzbar, ganz abgesehen davon, daß die besten Sinngedichte um ihres freien Tones willen bedenklich sind. Der Königsberger Professor hat nunmehr den einzig richtigen Weg eingeschlagen, um uns diesen ungezogenen Liebling der Grazien näher zu bringen. Er erschließt die Gesammtheit seiner Werke und bietet eine vollständige lateinische Ausgabe, wobei er im sprachlichen und sachlichen Commentar so ausführlich ist, daß der Dichter für jeden Leser verständlich wird, der sein Latein nicht ganz und gar vergessen hat. Eine lichtvolle Einleitung führt in den Geist und die Sitten jener Zeit ein, schildert den Werdegang des in Spanien geborenen römischen Clienten und Ritters, belehrt uns über die Chronologie, Orthographie und handschriftliche Ueberlieferung seiner Gedichte, über seine Vorgänger, Nachfolger und Nachahmer. Besonders werthvoll sind die Einleitungen zu den verschiedenen Büchern, die alle zum Verständniß erforderliche Erläuterung enthalten, sowie die gelehrten Fußnoten, die im Auslegen von wenigen Fällen abgesehen, scharfsinnig und meist glücklich sind. So steigt mit Hülfe des Herausgebers das ganze römische Leben des ersten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung vor uns empor, das stolze, glanzvolle Rom des Kaisers Domitian mit seinem Hof, seinen Senatoren und Rittern, Dichtern und Philosophen, Künstlern und Schauspielern, Astrologen und gaditanischen Tänzerinnen; kostbare Streiflichter fallen auf historische und culturgeschichtliche Partien und auf den Dichter selbst, der sich mit all' seinen Tugenden und zahlreichen Fehlern freimüthig und oft unbewußt zeichnet. Hier finden wir auch in den die Sitten und Gebräuche streifenden Versen viele Stifte wieder, welche Friedländer zu dem meisterhaften Mosaikbild seiner „Römischen Sittengeschichte" benutzt hat. Wir empfehlen diese geschmackvoll ausgestattete Ausgabe allen Freunden des klassischen Alterthums.

La première République française en 46 gravures. (Leipzig, A. Twietmeyer.) — Diese verkleinerten, aber sauber ausgeführten Lichtdrucke nach den „authentischen" Stahlstichen des selten gewordenen Bilderwerkes aus dem Anfange dieses Jahrhunderts sind eine werthvolle Ergänzung zu den zahlreichen nicht illustrirten Revolutionsgeschichten und dürften anläßlich der Centennarfeier von 1789 besonders willkommen sein. Einzelne Blätter, wie der Schwur im Versailler Ballspielsaal und König Ludwig's XVI. Tod, sind von künstlerischem Werth und erwecken auch bezüglich ihrer geschichtlichen Echtheit Vertrauen. Conventioneller sind die Schlachtenbilder, während andere Tafeln in ihrem theatralischen Wurf die Einflüsse der David'schen Schule erkennen lassen. Vielleicht entschließt sich die Verlagshandlung auch noch zu einer Wiedergabe der unvergleichlich reicheren und historisch treueren Stahlstichsammlung, die v. Seida 1816 in Memmingen nach Pariser Originalen herausgegeben hat.

Wer ist sie? Roman von Hans Wachenhusen. (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.) — Hans Wachenhusen ist ein eigenartiges Erzählertalent, das man mit all' seinen Vorzügen und Schwächen im Laufe der Jahre hinnehmen gelernt hat. Die Fabel seiner Novellen und Romane hat fast immer einen criminalistischen Zug. Der Schwerpunkt des Interesses liegt nicht in der consequenten Charakterzeichnung, sondern in dem spannenden Gang der Ereignisse. Sein neuestes Product ist so eine Art Mystificirungsgeschichte, in der er uns bis zum Schluß für die dunkle Existenz einer amerikanischen Erbin zu interessiren weiß, die nach dem Testament ihres Vaters einen ihr unbekannten Miterben heirathen soll. Der Leser ist so oft gezwungen, sich die Frage vorzulegen: Ist sie's oder ist sie's nicht?, daß er mit den Personen des Romans, die unter demselben Zweifel laboriren, eine Art von Mitleid empfindet und in seinem und ihrem Interesse erleichtert aufathmet, wenn der Verfasser endlich mit des Räthsels Lösung herausrückt. Wer seine Phantasie und Combinationsgabe ein paar Stunden an der Hand eines geschickten Erzählers spazieren führen will, wird an dem anspruchslosen Werkchen seine Freude haben.

G. M.

Digitized by Google

Inserate.

Im Verlage von **H. Haessel** in **Leipzig** ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Der Klatsch.

Ein Roman aus der Gesellschaft.

Von

Theophil Zolling.

Zweite Auflage.

Preis geheftet 6 Mark, gebunden 7 Mark.

„Das prächtige Werk wird überall dort in erster Linie genannt werden, wo es sich darum handelt, das Beste aus den Erzeugnissen der modernen Literatur hervorzuheben."

Wiener Montags-Revue.

CACAO-VERO,

entölter, leicht löslicher

Cacao.

Unter diesem Handelsnamen empfehlen wir einen in Wohlgeschmack, hoher Nährkraft, leichter Verdaulichkeit und der Möglichkeit schnellster Zubereitung (ein Aufguss kochenden Wassers ergiebt sogleich das fertige Getränk) unübertreffl. Cacao.

Preis: per 1/1 1/1 1/2 1/4 = Pfd.-Dose
850 300 150 75 Pfennige.

HARTWIG & VOGEL
Dresden

Zu haben in den meisten Conditoreien, Colonial-, Delicatess- und Droguengeschäften.

Spät erblüht. Aufgefundene Gedichte von **Ernst Moritz Arndt.** Herausgegeben von *A. von Freydorf.* Mit einem Vorwort von *Victor von Scheffel* in Handschrift. Elegant gebd. in Goldschnitt ℳ 2.40.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Soeben ist im Verlage von **J. J. Weber** in **Leipzig** erschienen und durch alle Buchhandlungen sowie gegen Franko-Einsendung des Betrags an die Verlagshandlung direkt u. franko zu beziehen:

Bäder-Lexikon.

Darstellung aller bekannten Bäder, Heilquellen, Wasserheilanstalten u. klimat. Kurorte Europas u. des nördlichen Afrikas in medizinischer, topographischer, ökonomischer u. finanzieller Beziehung.

Für Aerzte und Kurbedürftige.

Von

Dr. med. Robert Flechsig,

kgl. sächs. Geh. Hofrat u. kgl. Brunnenarzt in Bad Elster.

Zweite, völlig neu bearbeitete u. vermehrte Auflage.

46 Bog. kl. 8. In Orig.-Einb. **5 Mark.**

Aus den Urtheilen der Presse:

Auf einen allgemeinen Teil, welcher Wirkungscharakter und Indikationen der Bade- und Trinkkuren, der Wasserkuren und klimatischen Kuren behandelt, folgt der spezielle, das Bäder-Lexikon enthaltende Teil. In diesem finden sich gegen 800 Bade- bez. Kurorte mit allen für Kurgäste nur irgendwie wissenswerten Angaben, wie Kurmittel, Indikationen, Klima, Lokale Verhältnisse, Apotheken, Aerzte, Ausflüge, Badeanstalten nebst Tarif, Bahnstation, Beköstigung, Gasthöfe, Kuraufwand, -Dauer, -Frequenz, -Taxe, -Zeit, Mietverhältnisse, Post und Telegraph, Reiseverbindungen, Seehöhe, Unterhaltungen, kurz und gut jedermann kann sich mit Hülfe dieses Bäder-Lexikons, das an Ausführlichkeit und Genauigkeit seiner Angaben unerreicht dasteht, über das für ihn am besten passende Bad nach jeder Richtung hin orientieren; dasselbe bildet einen nützlichen und geradezu unentbehrlichen Berater und Reisebegleiter für Kurbedürftige.

Zum Mitnehmen für die Reise ins Bad oder Sommeraufenthalt.

Novellen.

Gesammelte Werke von Maximilian Schmidt.

Bd. I. Hochlandsbilder.
„ II. Die Blinde von Kunterweg.
„ III. Die wilde Braut.
„ IV. Der Zuggeist.
Bd. V. Der Herrgottsmantel.
„ VI. Der Musikant von Tegernsee.
„ VII. 's Lisarl.
„ VIII. Die Jachenauer in Griechenland.

Jeder Band ℳ 2.— br., ℳ 3.50 geb.

Gesammelte Schriften von Heinrich Seidel.

Bd. I. Jorinde.
„ II. Vorstadtgeschichten.
„ III. Neues von Leberecht Hühnchen und anderen Sonderlingen.
Bd. IV. Geschichten und Skizzen aus der Heimath.
„ V. Die goldene Zeit.
„ VI. Ein Skizzenbuch.

Jeder Band ℳ 3.— br., ℳ 3.75 geb.

Erzählungen und Märchen von **Rud. Baumbach.** 7. Taus. ℳ 2.—. **Sommermärchen** von **Rud. Baumbach.** 16. Taus. ℳ 3.—. **Allerlei Deutsames, Bilder u. Geschichten** von **H. Grasberger.** ℳ 4.—. **Aus der ewigen Stadt.** Novellen von **H. Grasberger.** ℳ 6.—.

Poesien.

Rudolf Baumbach's Dichtungen. — Aug. Becker, Liederhort aus Jungfriedel der Spielmann. ℳ 3.—. **Foy, Lieder vom goldenen Horn.** ℳ 3.—. **Martersteg, Werner von Kuonefalk.** Erz. Dicht. ℳ 3.—. **Nix für unguet.** Schnaderhüpfel von **H. Grasberger.** ℳ 2.—. **Plodersam,** geistli'n G'schicht'n g'sangsweis dazählt von **H. Grasberger.** ℳ 2.—.

Alle diese durchaus edel und sittlich rein gehaltene, auf das Gewählteste ausgestattete Schriften sind nicht für einmaliges, sondern zum wiederholten Lesen geeignet und bestimmt.

Durch alle Buchhandlungen oder den Verleger **A. G. Liebeskind, Leipzig,** gegen Einsendung des Betrages postfrei zu beziehen.

Verlag von Gustav Fischer in Jena.

Handwörterbuch

der

Staatswissenschaften.

Herausgegeben von

Dr. J. Conrad,
Professor der Staatswissenschaften zu Halle a. S.,

Dr. W. Lexis,
Professor der Staatswissenschaften zu Göttingen,

Dr. L. Elster,
Professor der Staatswissenschaften zu Breslau,

Dr. Edg. Loening,
Professor der Rechte zu Halle a. S.

In Lieferungen von 10 Bogen groß Lexikon 8° zum Preise von 3 Mark.

Umfang des Werkes 300—350 Bogen, welche innerhalb 3 Jahren erscheinen sollen.

Lieferung I soeben erschienen.

Ein derartiges **Nachschlagewerk** besitzt weder die deutsche noch die ausländische Litteratur.

Das „Handwörterbuch" giebt eine Darstellung des thatsächlichen Inhalts der wirtschaftlichen und sozialen Erscheinungen. Es geht weit über die Grenzen einer lediglich verwaltungsrechtlichen Behandlung der gegenwärtig in **Deutschland** bestehenden wirtschaftlichen und sozialen Ordnung hinaus.

Das „Handwörterbuch" bietet die gesamte wirtschaftliche Gesetzgebung **aller Kulturländer,** eine detaillierte Statistik, die Hauptergebnisse der parlamentarischen und litterarischen Diskussion und eine vollständige bibliographische Uebersicht.

Prospekte und Probehefte unentgeltlich durch jede Buchhandlung Deutschlands und des Auslandes zu beziehen.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.

Geschichte der Stadt Athen im Mittelalter.

Von der Zeit Justinian's bis zur türkischen Eroberung.

Von

Ferdinand Gregorovius.

Zwei Bände. Geehefteter Preis ℳ 20.—. In 2 geschmackvollen Einbänden ℳ 24.—.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Redaction: Berlin S.W., Möckernstr. 67.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Expedition: Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.

Digitized by Google

№ 26. Berlin, den 29. Juni 1889. Band XXXV.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von **Georg Stilke** in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 30 Pf.

Inhalt:

Die Annahme der Alters- und Invaliditätsversicherung. Von P. Asmussen. — Der Entwurf eines bürgerlichen Gesetzbuches. Von Ludwig Fuld-Mainz. — **Literatur und Kunst:** Die Phantasie. Von Ernst Ziel. — Die Oper in London. Von Wilh. F. Brand. — Paul Heyse und die italienische Poesie. Von M. Carriere. — Romane und Novellen von Rudolf Elcho. Besprochen von Robert Schweichel. — **Feuilleton:** Rücksichten. Humoreske von Albert Roderich. (Schluß.) — **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Aufführungen. Von Maximilian Harden. — Notizen. — Inserate.

Die Annahme der Alters- und Invaliditätsversicherung.

Von P. Asmussen.

Ueber keine Gesetzesvorlage ist wohl so viel Streitens gewesen, als über die die Alters- und Invaliditätsversicherung betreffende. Bis zur Schlußabstimmung war es auch factisch unmöglich, das Schicksal der Vorlage vorauszusagen. Zwanzig Stimmen Majorität will eigentlich wenig sagen, zumal wenn man bedenkt, daß etwa 40 Abgeordnete nicht mitstimmten. Wieder drängt sich da die Vermuthung auf: Vielleicht hätte die Vorlage ein anderes Schicksal gehabt, wenn alle Abgeordneten mitgestimmt hätten. Ueber Vorzüge und Mängel des Gesetzes ist es nach all' den Erörterungen für und gegen in und außerhalb der Presse nicht noth zu schreiben. Aber eine Frage drängt sich uns nach all' dem zum Theil recht widerlichen Parteigezänk doch auf: Haben wir Ursache, uns der Annahme der Vorlage zu freuen oder nicht? Die Stimmen der Parteien lauten natürlich verschieden.

Auf der einen Seite weiß man den Segen nicht stark genug herauszustreichen, der durch die Annahme des Gesetzes über 11 Millionen Menschen erwachsen soll. Man erwartet, daß dieses Gesetz der Socialdemokratie den Boden unter den Füßen wegziehen wird. Man hofft, alle Arbeiter durch die ihnen in Aussicht stehende Rente zu treuen Anhängern der Regierung zu machen. Auf der anderen Seite aber werden gegen die Vorlage gewichtige Stimmen laut, und man kann wohl sagen, daß es in seiner gegenwärtigen Fassung keiner Partei ganz genügt. Man führt aus und weist nach, daß der ohnehin stark belastete Grundbesitz nun noch mehr belastet wird, ebenso die Industrie und der Unternehmer. So sollen auch den freien Kassen, ja den Arbeitern selbst über Gebühr und bis zur Unerträglichkeit Lasten aufgebürdet werden. Man vermißt die Wittwen- und Waisenversorgung und tadelt, daß die Rente zu klein ist, um dem Arbeitsunfähigen wirklich von Nutzen sein zu können, und daß sie zu spät zur Auszahlung gelange, indem ein hoher Procentsatz der Arbeiter gar nicht zum Genuß der Altersrente komme. Ja, man ist so weit gegangen, das ganze Gesetz einen Sprung in's Dunkle zu nennen.

In der That sind viele Petitionen gegen und wenige für die Vorlage eingegangen. Man könnte daraus den Schluß ziehen, daß die Bevölkerung gegen das Gesetz sei. In manchen Kreisen ist dies thatsächlich der Fall, etwas Mißtrauen dürfte wohl überall vorhanden sein, wir Deutschen müssen eben Zeit haben, uns an das Neue zu gewöhnen. Dem Arbeiter aber, dessen Lage so wie so eben keine rosige ist, gefällt überhaupt keine neue Ausgabe, er denkt leicht: Wenn ich sparen will für mein Alter, so thue ich das aus eigenem Antriebe und nicht gezwungen. Und Arbeitgeber und Unternehmer sind auch wenig für Ausgaben, die ihnen keinen materiellen Nutzen bringen.

Wenn aber Jeder an dem Gesetz Mängel entdeckt und weder Arbeiter noch Arbeitgeber mit demselben recht einverstanden sind, so könnte man meinen, es wäre am besten gewesen, das Gesetz abzulehnen und die Regierung um Vorlegung eines besseren zu ersuchen. Dem aber stehen doch recht gewichtige Gründe entgegen. Soll das Werk der socialen Gesetzgebung einen würdigen Schlußstein bekommen, so kann das nur geschehen, indem man dem alt und erwerbsunfähig gewordenen Arbeiter einen Anspruch auf Versorgung gewährt. Denn in der That ist damit nicht genug gethan, daß man Kranken und von einem Unfall Heimgesuchten Unterstützung gewährt. Was gerade der arme Arbeiter am meisten beklagt, ist seine Hülflosigkeit im Alter und bei etwaiger dauernder Erwerbsunfähigkeit. Oft genug ist uns persönlich die Klage zu Ohren gekommen aus dem Munde von Arbeitern: Jetzt geht es noch, aber was soll aus uns werden, wenn das Alter herankommt? Uebersparen können wir nichts, dazu ist der Verdienst zu klein. Angehörige, die ausreichend für uns sorgen können, haben wir nicht, so bleibt uns nur die Armenunterstützung! — Der Geringe hat auch Ehrgefühl, und was ein braver Arbeiter empfindet, wenn er denken muß, seiner Treue Lohn sei Armenunterstützung und anderen Leuten lästig zu fallen, mag sich Jeder selbst ausdenken. Daß aber der Arbeiter selbst etwas thun muß, um sich eine Rente zu sichern, ist ganz in der Ordnung. Er selbst wird sich damit am raschesten befreunden, wenn er nur sieht, daß die Sache geht.

Läßt sich also die Alters- und Invaliditätsversicherung nicht ganz von der Hand weisen, so ist damit noch nicht erwiesen, daß das bestehende Gesetz nun ein gutes ist. Manche Leute sagen ja auch: Die Sache ist gut, aber das Gesetz in seiner jetzigen Form ist schlecht und hätte abgelehnt werden müssen. Wir müßten ein Buch schreiben, wollten wir über die Ausstellungen einzeln zu Gericht sitzen. Deswegen sagen wir hier nur kurz, daß wir für die Mängel des Gesetzes nicht blind sind. Namentlich halten wir es für verkehrt, daß die Rente nicht groß genug ist und zu spät zur Auszahlung gelangt, und daß die sehr nothwendige Wittwen- und Waisenunterstützung fehlt.

Dennoch aber halten wir es für ein Glück, daß die Vorlage angenommen worden ist. Hätte die Regierung eine neue ausarbeiten müssen, sie hätte sich wieder nur auf theoretische Erörterungen stützen können. Zuverlässiges Material fehlt. Im Ausland fehlt es an Versuchen in dieser Hinsicht und im Inlande bestehen wohl Kassen, die Aehnliches erstreben, wie das neue Gesetz, aber die Erfahrungen, die da gemacht sind,

Digitized by Google

können für eine das ganze Reich umfassende Versicherung nicht maßgebend sein. Da ist es denn ein ganz neues Feld, das mit diesem Gesetz beschritten wird. Man muß erst praktische Erfahrungen sammeln. Wenn da die Regierung nur mit äußerster Vorsicht vorgeht und namentlich nicht mehr verspricht, als sie bestimmt wird halten können, so ist das nur zu loben. Würde beispielsweise die Rente schon gleich eine bedeutende Höhe erhalten haben, würde dem Arbeiter früh Anwartschaft auf eine relativ hohe Rente gemacht worden sein und würde es sich dann früher oder später herausstellen, daß die Regierung mehr versprochen hätte, als sie halten kann, so wäre die Unzufriedenheit in Arbeiterkreisen mit elementarer Gewalt losgebrochen sein, und wir hätten sie dann kaum tadeln können.

Bei der Berathung im Plenum des Reichstags hat namentlich Herr Rickert wiederholt geäußert, wenn man das Gesetz jetzt annähme, würde man schon in kurzer Zeit daran ändern müssen. Wir gestehen offen, daß dies auch unsere Meinung ist, wir glauben, daß schon der im nächsten Frühjahr zu wählende Reichstag sich mit einer Revision wird befassen müssen. Aber daß das ein Fehler ist, will uns nicht so recht einleuchten. Die Idee, die dem Gesetz zu Grunde liegt, ist eine gute und wird bleiben, die Form mag wechseln. Ob man den Beitrag erhöhen muß oder erniedrigen kann; ob man diese Form, die Beiträge aufzubringen, beibehalten oder eine bessere finden wird; ob eine Erhöhung der Rente thunlich ist; ob und mit welcher Modifikation eine frühere Auszahlung derselben sich ermöglichen läßt; ob für Wittwen und Waisen sich etwas thun läßt und unter welchen Bedingungen: das sind Sachen, die sich am grünen Tisch trefflich discutiren lassen, über die aber bis heute Niemand an der Hand praktischer Erfahrungen urtheilen kann, und letztere sind hier doch allein maßgebend, d. h. um dem Gesetz die beste Form zu geben.

Sollen aber praktische Erfahrungen gewonnen werden, so muß man eben einen Versuch machen auf die Gefahr hin, einen verunglückten gemacht zu haben. Das Gesetz muß zunächst, um einen freilich etwas zweideutigen Ausdruck zu gebrauchen, als ein provisorisches gegeben werden. Erst nach ein- oder mehrmaliger Revision wird Etwas zu Stande kommen, was sich praktisch bewährt und deshalb Dauer hat. Wenn wirklich die Gegner der Vorlage, nicht die Gegner im Princip, sondern diejenigen, die da meinen, das Gesetz hätte abgelehnt werden müssen, weil es so voller Unvollkommenheiten ist, wenn diese Gegner wirklich ihren Willen durchgesetzt hätten; wenn die Vorlage abgelehnt worden wäre; wenn die Regierung beauftragt worden wäre, noch mehr Material zu sammeln: was wäre damit gewonnen? Auch der Sammelfleiß der Bienen wäre nicht genügend, Material herbeizuschaffen, auf Grund dessen ein musterhaftes Alters- und Invaliditätsversicherungsgesetz ausgearbeitet werden könnte. So stand denn nur die Wahl offen: wollte man ein Gesetz mit Unvollkommenheiten, die aber nothwendig vorläufig mit in den Kauf genommen werden mußten, oder wollte man das Gesetz mit den Unvollkommenheiten eben um dieser willen ablehnen, trotzdem keine Aussicht vorhanden ist, sie verbessern zu können.

Es ist in der That erfreulich, daß der Reichstag den erstgenannten Weg gewählt hat. Nun wird die Vorlage Gesetz, nun kommt man in die Lage, die entscheidenden praktischen Versuche machen zu können, nun werden sich auch die Schwächen und Fehler zeigen, die abzustellen sind. Auch die verbündeten Regierungen meinen ja durchaus nicht, mit dem Gesetz in seiner jetzigen Form etwas Mustergültiges und Ewigdauerndes geschaffen zu haben. Revisionen bestehender Gesetze, die sich nach einer oder der anderen Seite hin unpraktisch erwiesen haben, setzt man von Seiten der Regierung doch nie unüberwindliche Hindernisse in den Weg, wenn zu erwarten steht, daß bei der Revision etwas Reelles herauskommt. Um so mehr werden bei diesem Gesetz, das bisher unbetretene Bahnen einschlägt, Revisionen bald nöthig sein, und die Vertreter der Regierung haben es ja deutlich genug zu verstehen gegeben, daß die Regierung derselben Meinung ist. Nach reiflicher Ueberlegung ist die Vorlage eingebracht, nach harten Kämpfen angenommen worden. Nicht ein Sprung in's Dunkel ist die Vorlage, sondern ein wohlüberlegter erster Schritt, mit Vorsicht ausgeführt.

Jeder Freund der Sache, die ja von ihren principiellen Gegnern ernst genug und arg genug wird angefeindet werden, hat die Pflicht, die Wirkungen des Gesetzes nach besten Kräften zu verfolgen. Wo sich ein Mangel, ein Fehler bemerkbar macht, da darf Keiner aus falscher Scham oder aus übertriebener Servilität mit seiner Meinung hinter dem Berge halten. Aber jede Verleumdung und Verdächtigung muß energisch von der Hand gewiesen werden. Nur so wird es möglich sein, bei der früher oder später nothwendig werdenden Revision dem Gesetze eine Fassung zu geben, die mustergültig in ihrer Art ist und das Ideal eines solchen Gesetzes soweit als möglich erreicht. Und welches ist dieses Ideal? Der Arbeiter soll, wenn er alters- oder invaliditätshalber erwerbsunfähig ist, nicht mehr genöthigt sein, die Hülfe der Armenkasse in Anspruch zu nehmen und zum Lohne seiner treuen Arbeit das Elend davontragen. Wie dem Beamten, der seinen Dienst nicht mehr verwalten kann, eine Pension rechtmäßig zusteht, so soll der fleißige Arbeiter im gleichen Falle seine Rente haben, die es ihm möglich macht, bei bescheidenen Ansprüchen leben zu können. Große Summen im Jahr können nicht ausgezahlt werden, aber standesgemäß leben ist bei einem Arbeiter auch etwas Anderes als bei einem Regierungsrath, ein standesgemäßes Leben soll der Arbeiter von seiner Rente führen können. Darüber hinaus hat er keine Ansprüche. Die Lasten, die in Folge des Versicherungsgesetzes nöthig werden, müssen gerecht vertheilt werden. Daß auch der Arbeiter einen Theil derselben tragen muß, ist nicht zu vermeiden.

Man hat das Alters- und Invaliditätsversicherungsgesetz den Schlußstein der socialen Gesetzgebung genannt. Das ist aber nicht so zu verstehen, als habe nun der Arbeiter von der Gesetzgebung nichts mehr zu verlangen. Arbeiterschutz und Versorgung der Wittwen und Waisen halten wir für Dinge, die nicht umgangen werden können. Einstweilen aber freuen wir uns, daß das in diesem Artikel besprochene Gesetz angenommen worden ist.

Der Entwurf eines bürgerlichen Gesetzbuches.

Von Ludwig Fuld-Mainz.

Mehr als ein Jahr ist verstrichen, seitdem der Entwurf eines bürgerlichen Gesetzbuches für das Deutsche Reich der Oeffentlichkeit und damit der Kritik übergeben wurde. Je weniger zuverlässige Mittheilungen über den Inhalt des großen, nationalen Werkes bis dahin bekannt geworden waren, um so höher war die Erwartung; nicht nur die Rechtsgelehrten sahen mit Spannung dem Tage entgegen, wo endlich der Schleier des Geheimnisses fallen sollte, mit welchem sich die Commission umhüllt hatte, sondern auch die verschiedenen Vertretungen der wirthschaftlichen Interessen; jede derselben hoffte auf ein Gesetzbuch, welches den Eigenthümlichkeiten des deutschen wirthschaftlichen Lebens im vollsten Maße gerecht werden würde, jede rechnete mit Sicherheit darauf, daß das neue Reich die Kraft besitzen werde, der Eigenartigkeit deutschen Lebens, deutscher Sitte und deutscher Wirthschaft durch eigenartige Vorschriften Rechnung zu tragen. Je höher die Erwartung, um so tiefer die Enttäuschung. Ueberblicken wir die kritischen Auslassungen, welche schon jetzt in einem Umfange vorliegen, der dem alten Rufe deutscher Kritik gewiß alle Ehre macht, so müssen wir zu dem Urtheile gelangen, daß die Arbeit, auf welche eine Anzahl der besten Männer Deutschlands lange Jahre hindurch einen bewunderswerthen Fleiß verwendet haben, eigentlich nirgends Befriedigung erregt, daß sie viel Tadel, aber sehr, sehr wenig Lob geerntet hat, und wer die Aussichten auf ein alsbaldiges Zustandekommen des Gesetzbuches lediglich nach den vorliegenden Gutachten kritischen Inhaltes bemißt, muß wohl oder übel sich mit dem betrübenden Gedanken vertraut machen, daß die Bemühungen, ein gemeinsames bürgerliches Recht für

Digitized by Google

die deutschen Stämme zu schaffen, auf längere Zeit hinaus als gescheitert anzusehen sind.

Am günstigsten lauten noch die Urtheile über den Entwurf, welche aus dem deutschen Anwaltstande hervorgegangen sind; der deutsche Anwaltsverein, der die Mehrheit der deutschen Rechtsanwälte zu seinen Mitgliedern zählt, hat eine Begutachtung der einzelnen Theile des Entwurfes durch eine größere Zahl von Anwälten in den verschiedenen Rechtsgebieten des Reiches veranstaltet. Wenn auch in diesen Gutachten viele Vorschriften des Entwurfes eine scharfe und abfällige Beurtheilung erhalten haben, wenn auch in ihnen mit ernster Rüge durchaus nicht sparsam umgegangen wird, so ist man doch seitens der Gutachter weit, weit entfernt, die Arbeit als eine verfehlte und unannehmbare zu betrachten; im Gegentheil, im Interesse der Schaffung der Rechtseinheit ist man bereit, den Entwurf mit seinen Fehlern und Mängeln anzunehmen, man spricht es deutlich aus, daß die an sich auch minder vollkommene Rechtseinheit doch ohne jeden Zweifel dem Zustande der Rechtsverschiedenheit vorzuziehen sei, selbst wenn die bei dieser vorhandenen einzelnen Rechte so trefflich seien wie nur denkbar. Der im praktischen Leben thätige Jurist weiß eben nur zu gut, welche Nachtheile, welche Unsicherheit der gegenwärtige Rechtszustand Deutschlands mit sich bringt, und er ist deshalb vollkommen in der Lage, die Bedeutung eines Gesetzbuches zu würdigen, das demselben ein Ende bereitet.

In stärkstem Widerspruche zu diesen dem praktischen Juristenstande entstammenden Stimmen stehen die Aeußerungen, welche aus den Kreisen der Rechtslehrer kommen; es sind vor Allem die Lehrer des deutschen Rechtes an den Universitäten, welche unter der Führung von Männern wie Otto Gierke und Felix Dahn mit dem ganzen Rüstzeug ihres Wissens gegen den Entwurf zu Felde ziehen. Sie werfen ihm vor, daß er undeutsch, römisch-rechtlich sei, daß er den nationalen Anschauungen und den Verhältnissen des nationalen Lebens ohne Verständniß gegenüberstehe, daß er die Gelegenheit verabsäumt habe, das Joch des römischen Rechtes von dem deutschen Volke abzuschütteln, und sich damit begnüge, den Inhalt eines Pandektenlehrbuches in nicht besonders glücklicher Form wiederzugeben. Die Bedeutung dieser wuchtigen Vorwürfe ist eine um so größere, als sie eine Saite berühren, die in dem Herzen jedes Deutschen einen Widerhall erwecken muß. Wer würde sich nicht für den Gedanken begeistern, daß unser Volk ein Recht erhalten solle, in welchem alles Fremde, alles Undeutsche beseitigt ist, wer vermöchte mit Gleichgültigkeit den Vorschlägen gegenüber zu stehen, welche das deutsche Recht der Gegenwart wieder in Zusammenhang mit dem Rechte unserer Altvordern zu bringen geeignet sind, wie es zu der Zeit bestand, da der Schöffe Eike von Repgow das Recht des Sachsenstammes in jenem, noch heute des Eindruckes nicht entbehrenden Rechtsbuche zusammenstellte, das erst durch die Aufnahme des römischen Rechtes verdrängt wurde! Wer hätte kein Verständniß für das Bestreben, an Stelle jener farblosen Begriffe des römischen Rechtes die echt deutschen, veranschaulichenden Ausdrücke voll Mark und Saft, voll Blutes und Lebens zu setzen? Ohne Zweifel verdienen auch viele Bestimmungen des Entwurfes den ihnen gemachten Vorwurf des Undeutschen und der Beherrschung durch das römische Recht in vollem Maße; es sei nur, um ein auch dem Nichtjuristen verständliches Beispiel hervorzuheben, an den Vorschlag erinnert, daß Kauf Miethe brechen soll, womit die Millionen Deutscher, welche nicht in dem Besitze eines Hauses sind, mit den Proletariern der alten Siebenhügelstadt auf eine Stufe gesetzt werden. Allein die Kritik der Germanisten geht über das zulässige Ziel weit hinaus, sie trägt den durch eine geschichtliche Entwickelung überlieferten Verhältnissen nicht die gebührende Beachtung. Kein Gesetzgeber kann die Thatsache außer Acht lassen, daß das römische Recht in einem großen Theile des Deutschen Reiches seit Jahrhunderten geltendes Recht ist und sich auch bis zu einem gewissen Grade in die Anschauungen des Volkes eingelebt hat; man ist wohl heute davon überzeugt, daß die Aufnahme des römischen Rechtes für unsere nationale Rechtsentwickelung ein Unglück war, allein befähigt uns diese Ueberzeugung, die Thatsache ungeschehen zu machen, ist sie im Stande, das Rad der Geschichte zurück zu rollen? Die Nichtberücksichtigung des römischen Rechtes ist einfach unmöglich und man darf es getrost aussprechen, wenn das deutsche bürgerliche Gesetzbuch nur unter dieser Voraussetzung zu Stande kommen kann, wird es überhaupt nicht zu Stande kommen.

Aehnlich wie mit diesem Vorwurfe verhält es sich mit dem anderen seitens der Germanisten erhobenen. Es ist ja leider nur zu wahr, daß der Entwurf sich vielfach durch eine geschraubte und gelehrte Fassung kennzeichnet, die ihn für alle Zeiten verhindern wird, volksthümlich zu werden. Wie vortheilhaft unterscheidet sich in dieser Beziehung das Preußische Landrecht, die Schöpfung des großen Königs, von ihm, mit seiner markigen und kernigen, wahrhaft erquickenden Ausdrucksweise! Wie traurig ist es, daß unsere Juristen sich wieder einmal bemüht haben, ein großes Gesetz in einer Sprache zu schreiben, die den Menschen, für welche es doch in erster Linie bestimmt ist, ein Buch mit sieben Siegeln bleibt? Was soll der deutsche Bauer mit den entsetzlich geschraubten Ausführungen über den Einfluß des Irrthums auf die Verträge anfangen, was der kleine Handwerker mit den Vorschriften über Bedingung und Befristung? Der Gesetzgeber sollte doch eigentlich seine Gesetze so abfassen, daß sie der gemeine Mann auch ohne die Hilfe des Rechtsanwaltes zu verstehen vermag! Man ist also befugt, den Entwurf ob dieses Mangels scharf zu tadeln, allein man darf doch nicht so weit gehen, wie Felix Dahn dies gethan hat, der übersieht, daß in unserer Zeit die Verhältnisse so verwickelt sind, daß ein Gesetzbuch nicht so einfach noch volksthümlich werden kann, wie zu den Zeiten der Staufen und Ottonen. Die deutsche Volkswirthschaft befindet sich nicht mehr auf dem Standpunkte des Ackerbaustaates oder des Gewerbestaates, sondern sie ist in die Zeit des Handelsstaates eingetreten und dem entsprechend gestalten sich ihre Lebensäußerungen auch mit Nichten so einfach wie früher; dieser Punkt will wohl beachtet werden, denn seine Würdigung zeigt deutlich, daß die Schaffung eines volksthümlichen Rechtes heute nicht mehr in dem Maße und Umfang möglich ist wie vor drei und vier Jahrhunderten.

Neben den juristischen Kreisen haben sich die Vertretungen der wirthschaftlichen Interessen bereits mehrfach über den Entwurf geäußert, vor Allem die Vertretungen der landwirthschaftlichen Bevölkerung. Auch ihr Urtheil lautet wenig günstig; der Entwurf, so behauptet man, soll hauptsächlich den Interessen des Capitals und der Industrie Rechnung getragen, hingegen die der Landwirthschaft völlig vernachlässigt haben; anstatt den im Rechtsverkehre minder bewanderten ländlichen Schuldner vor dem erfahreneren, städtischen Gläubiger zu schützen, habe er die zu Gunsten des ersteren bestehenden Schutzvorschriften beseitigt, sein Bestreben bei der Grundschuldgesetzgebung gehe dahin, den unbeweglichen Besitz beweglich zu machen — der Kunstausdruck ist „mobilisiren" — und die Schuldeingehung zu erleichtern. In diesem Sinne haben sich in jüngster Zeit der Congreß deutscher Landwirthe, die XIV. Versammlung deutscher Steuer- und Wirthschaftsreformer und, wenn schon gemäßigter, der deutsche Landwirthschaftsrath ausgesprochen. Auch diesen harten Angriffen gegenüber muß zugegeben werden, daß sie zu einem Theile berechtigt sind; die Juristen der Gesetzgebungscommission haben es nicht verstanden, den wirthschaftlichen Interessen durch entsprechende Vorschriften die nothwendige Förderung angedeihen zu lassen, und unter den Folgen dieser Unterlassungssünde leiden alle Stände, nicht nur die Landwirthe. Wir beklagen es, daß das Verständniß des Entwurfes für das, was der deutschen Landwirthschaft Noth thut, ein so geringes ist; wenn irgend ein Stand durch das Eindringen des fremden Rechts auf's Tiefste geschädigt wurde, so ist es die Landwirthschaft, und sie hätte es deshalb wirklich verdient, durch das neue Reich ein ihr entsprechendes Recht zu erhalten. Allein davon kann doch keine Rede sein, daß das Gesetzbuch die Landwirthschaft lediglich oder in erster Linie, mit Zurücksetzung der anderen Berufe berücksichtige, wie dies in einseitiger Verkennung des gesetzgeberischen Berufes gefordert wird! Für das bürgerliche Recht gilt der Grundsatz, welchen

Digitized by Google

das Hohenzollernhaus seit Alters als Wahrspruch geführt und hochgehalten hat: Suum cuique, Jedem das Seine; jeder Stand und jedes Interesse soll in demselben Grade sich seiner Aufmerksamkeit erfreuen, Jedem soll die Sonne seiner Gunst in gleichem Maße leuchten. Die Landwirthschaft hat ebensowenig einen Anspruch darauf, das Wohlwollen der Gesetzgebung ausschließlich zu genießen, wie der Handel und das Gewerbe, wie das Handwerk und die Tagarbeit, und es wäre ein Verstoß gegen den Grundsatz der ausgleichenden Gerechtigkeit, wenn der Gesetzgeber diesem Begehren jemals willfahren wollte.

Auch vom Standpunkte des Rechtes der Besitzlosen hat man den Entwurf scharf angegriffen, man behauptet, er bekümmere sich nur um das Recht der Besitzenden, vernachlässige aber das der Besitzlosen. In dieser schroffen Form ist der Vorwurf jedenfalls ungerechtfertigt; soviel ist aber allerdings richtig, daß der Entwurf des Verständnisses für die socialen Fragen unserer Zeit fast gänzlich entbehrt; man sollte es kaum für möglich halten, daß in den Tagen, in welchen die Gesetzgebung mit allen Kräften sich bemüht, die Botschaft Kaiser Wilhelm's I. von 1881 zu verwirklichen, ein bürgerliches Gesetzbuch im Entwurfe ausgearbeitet werden konnte, für das die Welt der socialen Räthsel nicht vorhanden zu sein scheint! Der Rechtsschutz der Schwachen, die Beschirmung der Armen und Elenden anerkennt der Entwurf mit Nichten als eine Aufgabe des bürgerlichen Rechtes, er darf sich daher nicht beklagen, wenn man in ihm ein Gesetzbuch erblickt, welches mit der ganzen Richtung der deutschen Gesetzgebung unserer Tage in schärfstem Gegensatze steht. Von der Tränkung mit socialem Oele, von welcher der Reichskanzler einmal sprach, ist an ihm auch bei Anwendung der größten Aufmerksamkeit keine Spur zu entdecken.

Diejenigen, welche den Entwurf im Interesse der nationalen Bedeutung trotz seiner Mängel anzunehmen bereit wären, müssen ihm vor Allem den Vorwurf entgegenhalten, daß er die Rechtseinheit mit Nichten zur Thatsache macht; die Rechtsgebiete, welche er der Reichsgesetzgebung entzieht und dem Landesrechte vorbehält, sind so zahlreich und so bedeutungsvoll, daß, wenn seine Vorschläge Gesetzeskraft erhielten, von einer Rechtseinheit nur unter Mißbrauch des Namens und Begriffes gesprochen werden dürfte. Der kräftige Anlauf, welchen die Reichsgesetzgebung in den siebziger Jahren genommen hat, um der politischen und militärischen Einheit die rechtliche folgen zu lassen, ist zum Stillstand gekommen, und mit wahrem Schmerze muß der für die Verstärkung der Einheit begeisterte Deutsche die Thatsache feststellen, daß man die wichtigsten Rechtsstoffe dem Bereiche des Reichsrechtes entzieht. Unter allen Fehlern des Entwurfes ist dieser der bedeutendste. Um des deutschen Rechtes willen, der Rechtsgemeinsamkeit wegen, könnte man vorerst über Vieles hinweg sehen; besitzen wir erst einmal die gemeinsame Grundlage, so kann auf ihr schon fortgearbeitet, so können von ihr aus die unumgänglichen Verbesserungen und Veränderungen vorgenommen werden. Aber das darf unter keinen Umständen geschehen, daß neben dem Reichsrecht in dem von dem Entwurfe geplanten Umfange noch Landesrecht besteht, denn dies käme einer Verminderung der nationalen Bedeutung des Gesetzbuches gleich, der selbstverständlich niemals zugestimmt werden kann.

Trotz der abfälligen Beurtheilung des Entwurfes, die wir im Vorstehenden kurz gezeichnet haben, halten wir an der Hoffnung fest, daß das große Werk der Umgestaltung unseres Rechtes nicht scheitern werde; trägt man der nationalen Bedeutung derselben durch die Beseitigung der Vorbehalte Rechnung, welche der Entwurf dem Landesrechte einräumt, so wird auch der nationale Gesichtspunkt bei der weiteren Prüfung und Berathung nach Gebühr zur Geltung kommen. Im Gegensatze zu Anderen sprechen wir es offen aus, daß wir in dem bürgerlichen Gesetzbuche ein Werk erblicken, das von hohem, politischem Werthe ist; die Einheit der deutschen Stämme wird durch dasselbe wesentlich gestärkt und befestigt, das Gefühl der Zusammengehörigkeit befördert und gekräftigt, und wenn unser Reich auch jetzt schon stark genug ist, um seine Einheit jedem Versuche und jeder Probe aussetzen zu können, so ist doch die Vermehrung der vorhandenen Einheitsklammern durch eine neue festester Beschaffenheit gewiß nur erwünscht. Möge man diesen großen Gesichtspunkt bei der Kritik nicht außer Acht, möge man ihn nicht durch kleinliche Nörgeleien in den Hintergrund drängen lassen. Es ist wahrlich die höchste Zeit, daß vom Norden zum Süden, vom Osten zum Westen ein Gesetz und ein Recht in Deutschland gelte, daß in des Reiches Westmark, im Wasgaulande, das fremde Recht beseitigt und durch ein vaterländisches ersetzt werde, daß der Wunsch, welcher seit Jahrhunderten in dem Herzen unseres Volkes lebt, in Erfüllung gehe! Gelingt es jetzt nicht, die Einheit auf dem Gebiete des bürgerlichen Rechtes herzustellen, so wird für absehbare Zeiten der klägliche Zustand der Rechtsverschiedenheit fortbestehen. Was das bedeutet, weiß Jeder, der die Geschichte unseres Volkes kennt, und darum meinen wir, daß es angemessen ist, wenn Alle, die auf das Zustandekommen des Gesetzbuches einen Einfluß auszuüben in der Lage sind, sich an das alte Wort erinnern wollten: Discite moniti.

Literatur und Kunst.

Die Phantasie.

Sie sitzt auf der Kuppe des Himalaya
Und trägt als Diadem
Auf der Stirn den Orion
Und badet die Füße im endlos ergoss'nen,
Schäumenden Ocean,
Und ihr Haar weht wirr im Winde,
Weithin, erdüber,
Und sie lauscht gedankenvoll
In's All hinaus
Und lauscht, was der Feuerodem des Hekla
Ihr Unaussprechliches flammt,
Und lauscht, was die Steppe ihr Großes vertraut,
Und Zwiesprach hält sie
Mit der alten, uralten Einsamkeit,
Mit dem grau gebreiteten Nichts
Der schattendurchwandelten Sahara.
Sie hört, was Tod und Vergänglichkeit
Dem steinernen Herzen der Sphinx erzählt;
Sie hört, was das Nordlicht dem Eismeer sagt
In der grenzenlosen Leere des Schweigens;
Sie hört was in's echoumdonnerte Ohr
Des Felsengebirges die Sturmnacht heult,
Und sie ahnt das schreckliche Ende der Welt,
Wo die Erde in krachendem Sturze zerstäubt.

Und wie sie das Große, so sieht sie das Kleine
Und lächelt dem Kleinen.
Das Edelweiß sieht sie am Abhange blühn,
Das winzige Edelweiß,
Und sie sieht, wie mein armes Herz aufzuckt,
Das ihres Daseins Größe
In beklommener Andacht denkt,
Und sie sieht, wie die zage Hand mir zittert,
Die dieses Lied ihr schreibt.

Ernst Ziel.

Die Oper in London.

Von Wilh. F. Brand.

London, Mitte Juni.

„Die deutsche Oper ist todt, die italienische liegt im Sterben und die englische immer noch — in den Windeln", das sind die Zustände, in denen sich die Opernverhältnisse in England bereits seit einer Reihe von Jahren befunden haben. Wie

Digitized by Google

die Schauspielhäuser, so sind auch die Opern hier zu London lediglich commercielle Unternehmen. An eine Subventionirung denkt Niemand. Und ist eine Oper ohne eine solche allemal und überall ein heikles Unternehmen, so ist sie das bei den in England herrschenden Verhältnissen in besonders hohem Grade; und das Resultat ist — dem Himmel sei es geklagt! — daß die größte, reichste, ja in gewisser Hinsicht sogar auch die musikliebendste Stadt der Welt gar keine stehende Oper besitzt!

Musikliebend sind die Engländer in ihrer Weise ohne Frage. Singen müssen sie Alle, die Töchter, die Mütter wie die Großmütter und ebenso die entsprechenden Generationen der Männerwelt. Es ist mir zuweilen, als fürchteten junge Mädchen, die nicht singen, dadurch einen mangelhaften Schulunterricht an den Tag zu legen. Straßenmusikanten — übrigens fast ausschließlich Deutsche! — Drehorgelartisten aus dem sonnigen Italien, und nun erst die große Kirchenorgel und der Kirchenchor, Alles das erfreut sich einer außerordentlichen Beliebtheit. Es sei den Engländern sogar zugestanden, daß sie in Kirchenmusik recht Tüchtiges leisten, ja, daß in der Aufführung von Oratorien kein anderes Volk einen Vergleich mit ihnen aushält. Und wenn bei Gelegenheit des Händel-Festes im Krystall-Palast ein Orchester von fünfhundert, ein Chor von dreitausend Personen sich vernehmen läßt, so wird es Niemand einfallen, die Leistungen mit dem Maßstab der Tausende von Mitwirkenden zu messen, aber es läßt sich doch auch nicht leugnen, daß die Tausende wohlgeschult sind und die Wirkung der Massen eine höchst ergreifende ist.

Auch die Operette findet hier einen gedeihlichen Boden, die fremdländische wie die einheimische; haben doch die eigenartigen Werke der Dioskuren Gilbert und Sullivan sogar auch in Deutschland einen unstreitigen Erfolg errungen.

Aber die Oper! Sie ist ganz und gar Mr. Bull's Stiefkind.

Als vor etlichen Jahren der Wagnercultus auch in England eine gewisse Höhe erreicht hatte, hielt man den Zeitpunkt für geeignet, einen Cyklus von deutschen, insonderheit Wagner'schen Opern in London in deutscher Sprache und mit deutschen Kräften zur Aufführung zu bringen. Mehrere Male wurde ein Anlauf dazu genommen, aber der Erfolg blieb aus. Herr Angelo Neumann führte uns sogar den ganzen Nibelungencyklus mit vorzüglicher Besetzung und natürlich großem Kostenaufwand vor, zu einer Zeit, wo in Deutschland die wenigsten Städte auch nur ein Bruchstück des großen Gesammtwerkes gesehen. Hatte Herr Neumann, mit den hiesigen Verhältnissen gar nicht vertraut, sich ganz vornehmlich in Bezug auf das Verständniß der Engländer für Wagner verrechnet, so wurde auch die andere Oper, unter Herrn Franke's Leitung, wohl nicht mit der nöthigen Umsicht geführt. Zum Unglück mußten die beiden Concurrenten die beiden Unternehmen in dem ersten Jahre den Engländern auch noch zu gleicher Zeit vorführen. Das war natürlich zu viel für die hier obwaltenden Verhältnisse. Sie untergruben einander nicht nur ihr mühselig aufgebautes Werk, sondern begruben gleichsam unter den Ruinen auch die Wagner'sche Kunst in England, das eben angefangen hatte, ein reges Interesse dafür an den Tag zu legen. So groß aber war der Rückschritt in dieser Beziehung, daß fortan auch weder die italienische noch die englische Oper mehrere Jahre hindurch ein Wagner'sches Werk zur Aufführung zu bringen wagte. Erst nachdem vor zwei Jahren der Pariser Lohengrinskandal dieser Oper zu einer so gewaltigen Reclame verholfen, tauchte sie im italienischen wie im englischen Gewande in London wieder auf und war in beiden Fällen das erfolgreichste Stück, das gegeben wurde.

Das war doch kaum lediglich die Frucht jener Reclame; wir sehen vielmehr, daß die Wagner'sche Kunst für den Augenblick hier noch todt, aber nur erstickt und in ein frühzeitiges Grab gebracht worden ist durch die ungeschickten Maßregeln derer, die ihre Pflege auf sich genommen. Wiederbelebungsversuche wären momentan schwerlich rathsam. Aber es wird gewiß die Zeit kommen, wo uns hier ein neuer Siegfried ersteht; und sein Schwert, wenn mit Geschick gehandhabt, muß dann sicher einmal zum Siege führen.

Wie in anderen Ländern, gab es auch in England lange Jahre hindurch nur italienische Oper, und zwar nur während der „Saison" im Mai, Juni und Anfang Juli, während desjenigen Zeitraumes, in dem die „oberen Zehntausend" der englischen Familien in der Reichshauptstadt zusammenkommen. Doch während in Deutschland und Frankreich verhältnißmäßig früh die nationale Oper sich daneben zu entwickeln begann und die fremdländische mit der Zeit ganz in den Hintergrund drängte, ist die heimische Oper in England nur soeben in ihrer Entwickelung begriffen, während zugleich die italienische schon mehr als einmal dem Tode nahe war.

Das leitete sich ohne Frage zum großen Theil von den außerordentlichen Ansprüchen her, welche die ersten Gesangskräfte in unseren Tagen machen. Und die ersten mußten immer schon auftreten, sonst hielt es Niemand hier der Mühe werth, eine Oper zu besuchen. Waren aber die hervorragendsten Kräfte in früheren Zeiten gern zufrieden, für einen Abend ein Honorar von 30—50 Pf. Sterl. zu beziehen, so thut es eine Patti heute schon nicht mehr unter 500 Pf. Sterl. — also mehr als 10,000 Mark — den Abend, und andere Primadonnen halten es schon für eine Pflicht der „Selbstachtung", in ihren Ansprüchen hinter einer Patti nicht zu weit zurückzustehen. So etwas kann aber ein Impresario auf die Dauer nicht durchführen, selbst wenn er — wie es denn auch bald geschah — die Vortrefflichkeit der Gesammtdarstellung den „Sternen" ganz und gar unterordnete und so hohe Preise forderte wie 20—25 Mark für einen Sperrsitz. Das ist auf längere Zeit auch nicht wohl ausführbar, und so hat mancher Impresario sein Unternehmen bald wieder aufgegeben — meistens bald wieder aufgeben müssen!

Es ist noch gar nicht lange her, da war eine derartige Ebbe in der Kasse eines solchen Impresario eingetreten, daß er nicht einmal im Stande war, den Theaterarbeitern ihren Wochenlohn auszuzahlen. Sie weigerten sich daher eines Abends, ihre Dienstleistungen weiter zu verrichten. Unter mancherlei Stockungen und Störungen war der erste Act zu Ende gekommen, und dem Publikum konnte es nicht entgehen, daß etwas Ungewöhnliches hinter den Coulissen sich abspielte, daß ein Krach bevorstand. Die sturmschwangere Atmosphäre theilte sich denn auch bald dem Auditorium mit. Als nun nach geraumer Zeit der Vorhang sich wieder hob, da erschien der Regisseur allein, um zu erklären, daß die Vorstellung nicht fortgesetzt werden könne, da die Bühnenarbeiter sich weigerten, ihren Pflichten nachzukommen. Damit wollte sich aber das Publikum keineswegs zufrieden geben. Die besseren Elemente hatten sich längst entfernt und die scandalsüchtigen, die geblieben waren, begannen nun einen entsetzlichen Lärm. Da hob sich der Vorhang noch einmal und zeigte nun das trübseligste Bild, das sich denken läßt: Coulissenschieber und Figuranten, Tänzerinnen und Choristinnen standen da bunt gemischt in ihren Arbeiteranzügen und in dem Flitterwerk ihrer prunkhaften Costüme und baten um Almosen! — Welch' ein trübseliger Anblick, vollends für Covent-Garden, die Stätte unzähliger Operntriumphe!

Nach diesem Vorgang und bei dem schon jahrelang vorher bemerkbaren allmählichen Absterben der italienischen Oper in London hielt man dieselbe nun allgemein für todt und begraben. Da kündigte vor zwei Jahren auf einmal der kühne Inhaber vom Drury-Lane-Theater an: „In dem Jahre des Jubiläums Ihrer allergnädigsten Majestät möchte Mr. Augustus Harris die dahingegangenen ruhmvollen Tage der italienischen Oper wieder erstehen lassen" ꝛc. ꝛc. Man war ein wenig betroffen, man fragte sich, was ein Opernunternehmer in fremder Sprache mit dem Regierungsjubiläum der Königin zu thun habe. Aber mit diesem wurde in jenem Jahre nun einmal Alles in Verbindung gebracht. Die volltönende Sprache durfte uns bei Herrn Harris auch nicht Wunder nehmen. Er liebt das nun einmal so, er pflegt aber auch nur dann in das Horn zu stoßen, wenn er wirklich Etwas zu posaunen hat, und so blickte man mit neuen Hoffnungen auf ein Wiederaufblühen der italienischen Oper in London, Hoffnungen, die in mancher Hinsicht bereits erfüllt worden sind, Hoffnungen, die im Gegen-

Digitized by Google

satz zu den meisten früheren, gewöhnlich mit Bankerott endenden Unternehmungen vor allen Dingen auf einer gesunden finanziellen Basis begründet sind.

Daß auf irgend welche staatliche Subvention für Opernzwecke in England nun einmal nicht zu rechnen ist, das wußte auch Mr. Harris gar wohl. Er setzte sich deshalb mit einigen einflußreichen, begüterten Privatleuten in Verbindung, die für das gesellschaftliche Leben in vielfacher Hinsicht tonangebend sind. Ja, der Prinz von Wales nimmt selbst ein reges Interesse an der ganzen Sache, die nun dargestellt ist, als ruhe ihre Leitung ganz und gar in den Händen jenes einflußreichen Comités. So scheint es denn auch wirklich in Bezug auf Alles, was diesseit des Vorhanges in's Werk zu setzen ist, so vornehmlich in Bezug auf — die Beschaffung eines ebenso zahlreichen wie vornehmen Publikums! Und das ist unter den Umständen nicht so schwer. Der Prinz ist häufig anwesend, ebenso das Comité jener Männer — die meistentheils die persönlichen Freunde des Prinzen sind — dann sind auch deren Damen da, die vornehmsten Vertreter des englischen Gesellschaftslebens finden sich also hier zusammen. Die Oper ist wieder Mode geworden und jenes so allgemein klingende und doch wieder so exclusive „ganz London", sowie auch Alle, die dazu gehören möchten, sehen in ihr wieder einen Sammelpunkt des fashionablen Lebens. In dieser Voraussicht hat Mr. Harris — bezw. sein hohes Comité — das Unternehmen auch vom Drury-Lane-Theater in das ausgedehntere und in jeder Beziehung großartigere Covent-Garden-Theater verpflanzt. Hier haben die großen Damen des Landes alle ihre ganz von einander abgeschlossenen Logen; damit man sich um so leichter finde, ist der Name der Inhaber in großen Lettern über der Thüre jeder Loge angebracht. Des Besuchens ist dann auch kein Ende in den einzelnen Logen während der Zwischenacte und auch während der Acte selbst! Diese Aushängeschilder mit den stolzen Namen wie: The Duchess of A., the Marchioness of B., the Countess of C., und Lady D. sind zugleich wieder eine vortreffliche Reclame von seiten der Theaterverwaltung. Denn bei einem Unternehmen, das in so auffallender Weise von dem hohen Adel begünstigt wird, dürfen schließlich auch Mrs. Smith und Mrs. Robinson nicht fehlen, und das Resultat ist, daß das Theater trotz der hohen Preise allabendlich gefüllt und somit alle Aussicht vorhanden ist, das Unternehmen einer italienischen Oper in London werde zur Abwechselung einmal nicht mit Bankerott enden.

Und was für einen festlichen Anblick eine solche Versammlung bietet! Wohl fehlt es an jeder Art von Uniformen. Denn selbst die Offiziere tragen solche bekanntlich in England nicht außer Dienst. Dafür ist aber vollste Gesellschaftstoilette für Parquet und Logen, die drei ganze Ränge einnehmen, unerläßlich, und die Damen kommen dieser Anordnung bis auf die tief ausgeschnittenen Kleider, die feinsten Atlasschühchen auf das Gewissenhafteste nach. Und diese Diamanten! Fürwahr, auf die Damen in Covent-Garden trifft es zu, das Wort des Dichters: „Sie geben sich und ihren Putz zum Besten und spielen ohne Gage mit." Die Zuschauer selbst sind es, die einander die Hauptanziehungskraft bieten, viel mehr, als die Künstler ihrerseits es vermögen.

Auf der Bühne scheint indessen Mr. Harris in eigener Person unumschränkt zu schalten und zu walten. Das läßt sich schon aus einzelnen für ihn so charakteristischen Anordnungen der Inscenirung ersehen. In der Banketscene der „Traviata" z. B. nehmen lange Reihen von Tischen die ganze Bühne ein, so daß kaum Raum genug bleibt für die auftretenden Personen. Jede Reihe von Tischen ist bis auf die geringfügigste Einzelheit mit größter Sorgfalt gedeckt, die schneeigen Tischtücher und Servietten, die Salzfässer und Champagnerkühler, alles deutet auf ein richtiges Bankett oder doch auf eine einladende Table d'hôte, und wir glauben es wohl, daß die Ausstattung der Tafel einem bekannten Londoner Restaurateur übertragen worden ist, der auch seinem Berufe alle Ehre macht. Ja, es geht doch nichts über eine sorgfältige Inscenirung! Und wenn dann auf der Bühne die Gäste kommen in ihren prunkenden Gewändern — die fast ebenso kostbar, wenn auch nicht ganz so tief ausgeschnitten sind wie diejenigen der Damen in den Logen — und sich an die Tafel setzen, da wird ihnen auch wirklicher Champagner dargeboten. So sagt man wenigstens. Und warum sollte es nicht der Fall sein! Die Kosten dafür sind ja so geringfügig im Vergleich zu der großartigen Reclame, die dadurch bereitet wird. So etwas muß man sehen, die vornehme Welt in den Logen und den Champagner auf der Bühne! Wie das zieht! Und die großen Tischtücher von blendender Weise, sie bedecken nicht nur die Tafel, sondern mittelbar, indem sie die Aufmerksamkeit des Publikums darauf lenken, auch wohl manches andere auf der Bühne, das nicht gerade so ist, wie es wohl sein könnte. Nicht daß die Aufführung gerade eine mangelhafte ist, aber sie steht doch nicht recht im Einklange mit all' dem Pomp, der sie nach allen Seiten hin umgibt, der immerhin die Hauptanziehungskraft ausübt.

Die Direction des gegenwärtigen Unternehmens hat indessen eine neue Richtung eingeschlagen. Das „System der Sterne" ist abgeschafft worden, und auf die Gesammtdarstellung ist mehr Rücksicht genommen. Wenn diese dann nur nicht in kleinlichen Nebendingen bezüglich der Ausstattung u. dgl. sich verliert, so kann in Anbetracht all der Umstände, die gegenwärtig so günstig scheinen, die italienische Oper in London noch einmal ganz „ruhmvolle Tage" erleben.

Italienisch ist bei der ganzen Sache allerdings nur der Name und die Sprache, in der gesungen wird. Die Opern selbst, die gegeben werden, sind meistens deutschen und französischen Ursprungs, die Gesangskräfte kommen aus allen möglichen Ländern der Welt — und die Lingua Toscana wird dabei oft genug auf das schmählichste maltraitirt. Doch wie sie an sich die geeignetste ist zum Gesang, so dürfte sie, ganz abgesehen von dem Prestige, das der italienischen Oper doch immer noch anhaftet, gerade unter den obwaltenden Umständen auch die zweckdienlichste sein für ein Konglomerat internationalen Sängerthums, bis sie vielleicht eines Tages verdrängt wird vom — Volapük — oder vielleicht gar von der nationalen Sprache des Landes!

Es hat von der englischen Oper lange geheißen, daß sie noch in den Windeln liege. Das ist ein Toilettengegenstand, dem schließlich doch alle, die damit bekleidet, einmal entwachsen. Und so glaubte man gerade in den letzten Jahren nicht ohne Grund auf einen Aufschwung der nationalen Oper hoffen zu dürfen, da wurde ihr nun vor etlichen Wochen gerade der Mann, der fast allein stehend eine englische Oper geschaffen, unser Landsmann Karl Rose, im achtundvierzigsten Lebensjahre durch einen plötzlichen Tod entrissen, der alle die frohen Aussichten mit einem Schlage wieder zu vernichten droht.

Geboren in Hamburg und auf dem Konservatorium in Leipzig und Paris ausgebildet, war Rose eine Zeit lang Musikdirector in seiner Vaterstadt. Dann begab er sich nach den Vereinigten Staaten und vermählte sich hier mit der bekannten Sängerin Parepa. Zusammen mit dieser machte er sich nun alsbald an seine Lebensaufgabe: die Begründung einer englischen Oper oder wenigstens zunächst einer Oper mit englischen Gesangskräften und in englischer Sprache. Was für eine Riesenarbeit unter den obwaltenden Umständen! Er mußte erst das nöthige Stimm-Material in vielen Fällen für seine besonderen Zwecke ausbilden oder doch ausbilden lassen, in den verschiedenen Städten erst ein Theater finden, zugleich auch die Ausstattung zu den einzelnen Opern beschaffen. Dazu mußte erst bei manchen Opern der Text noch in das Englische übertragen und schließlich noch das herrschende Vorurtheil des Publikums gegen die Oper in eben dieser Sprache überwunden werden. Alles das war mehr oder weniger das Werk Rose's allein.

Von Amerika verpflanzte der kühne Impresario im Jahre 1874 sein Unternehmen nach England, wo der plötzliche Tod seiner Gattin und Helferin der ganzen Sache einen zeitweisen Stillstand gebot. Doch im nächsten Jahre kam nichtsdestoweniger ein Cyklus von Opernaufführungen in London zu Stande und hatte den besten Erfolg. Derselbe blieb auch später in den Provinzen nicht aus. Von nun an kam Herr

Digitized by Google

Rose jedes Jahr auf einige Monate nach der Reichs-Hauptstadt, während er den Rest des Jahres in den Provinzialstädten gastirte, da London für eine stehende Oper offenbar immer noch nicht reif ist. Doch die „englische Oper" als solche schien nunmehr begründet. Mit jedem Jahre mehr an Ausdehnung und Bedeutung gewinnend, wurde sie vor etlichen Jahren schon in ein Actienunternehmen umgewandelt und neben anderen tüchtigen Männern trat auch Mr. Harris keine drei Wochen vor dem Tode des kühnen „Begründers" der Oper in den Verwaltungsrath. Mr. Harris wird jetzt die Hauptleitung übernehmen. Das Feld ist wohlbebaut, wird er im Stande sein, die ausgestreute Saat zu einer gedeihlichen Blüthe zu fördern? Es wäre wahrlich an der Zeit, daß London endlich eine stehende Oper in der Landessprache erhielte.

Paul Heyse und die italienische Poesie.

Von M. Carriere.

Paul Heyse hat mit Ludwig Tieck nicht bloß das gemein, daß auch er ein Berliner Kind ist, auch er zu seiner Zeit im Gebiet der Novelle den Preis davongetragen, — er übt auch eine rühmliche Uebersetzerthätigkeit und schreibt vortreffliche literarische Charakteristiken. An zwei so echte wie verschiedene Dichter Italiens, den volksthümlich frischen Giusti und den schwermüthig kunstvollen Leopardi hat er seinen Namen angeknüpft, und Lebensbilder von Monti, von Alfieri, die er in öffentlichen Vorträgen entwarf, erregten längst den Wunsch seiner Freunde: er möge auch diese Ergebnisse wissenschaftlicher Thätigkeit seinen gesammelten Dichterwerken anfügen. Es geschieht nun in reicherem Maße als wir gedacht.

In der Vorrede zum ersten Bande des vorliegenden Werkes, dem drei andere folgen sollen, erzählt er uns, wie er als angehender romanischer Philolog seine erste Romfahrt 1852 gemacht, um durch eine Darstellung der neueren italienischen Poesie seine Sporen zu verdienen dachte. Aber zum Märtyrer der reinen Wissenschaft nicht geboren, wollte er nicht über Dichtungen schreiben, die in Deutschland so gut wie unbekannt waren, und darum durch reichliche Proben in stilgetreuer Uebersetzung zugleich mit ihnen bekannt machen. Die Berufung nach München kam indeß seiner regen schöpferischen Begabung zu statten, gewährte ihm freie Muße zu deren allseitiger Ausbildung, entfremdete ihn aber der Mitarbeit an der Literaturgeschichte. Indeß die Liebe zu den Italienern ließ ihn nicht los, und es kamen Wochen und Monate, wo die Lust an dichterischer Wiedergabe ihn nach wechselnden eigenen Stimmungen und auch zufällig bald dies bald jenes Werk in sein geliebtes Deutsch übertragen ließ. Dem Spruch Goethe's folgend: „Wer den Dichter will verstehen, muß in Dichters Lande gehen", hatte er wiederholt Italien besucht und mit befreundeten eingeborenen Kennern sich verständigt, wodurch allein eine Arbeit, wie sein verdeutschter Giusti möglich geworden; der Beifall der Kritik ward ihm gespendet, aber er berichtet zu unserer Ueberraschung:

„Als ich die Uebersetzung Leopardi's dem Allgemeinen Verein für deutsche Literatur zum Verlag anbot, in der Meinung, da mein Giusti dort erschienen war und die Darbringungen dieses Vereins von vornherein auf eine feste Zahl von Liebhabern nicht ganz alltäglicher Lectüre rechnen durften, seien auch die Dichtungen und Gespräche des sombre amant de la mort hier am besten aufgehoben, erwiderte die Redaction jenes literarischen Unternehmens meine Anfrage mit einer höflichen Ablehnung. Meine Giusti-Uebersetzung sei zwar überall gelobt, aber von den Mitgliedern des Vereins mit zu geringem Interesse aufgenommen worden, um es noch einmal mit einem italienischen Dichter wagen zu können."

Der Erfolg, den der deutsche Leopardi im Verlag von W. Hertz hatte, ließ die Furcht vor dem Wagniß unbegründet erscheinen. Beide Bücher werden in der begonnenen Sammlung von Neuem erscheinen. Sie wird keine zusammenhängende Literaturgeschichte, aber den besten Baustein für eine solche bieten, indem der kommende gelehrte Historiker die feinsinnigen Urtheile eines geistvollen Dichters nicht bloß freudig begrüßen, sondern auch durch die meisterhaften Uebersetzungen den Boden und das Verständniß für eine zusammenhängende Darstellung wohl vorbereitet finden wird.

Wenn einst in Spanien die Blüthe der Poesie und Malerei dem unter kirchlichem und königlichem Druck um Freiheit und Größe betrogenen Volk zum Trost gereichte, so ist in Italien, wenn auch nicht in gleichem Maße, wie in Deutschland von dem Tage Lessing's an, die literarische Bewegung der politischen Erhebung vorangegangen, ja der Einfluß der Dichter ist vielleicht directer erstrebt gewesen, directer in That übersetzt worden.

Der älteste Dichter, den Heyse uns vorführt, ist Giuseppe Parini (1727—1799). Die Poesie war nach den Glanztagen der Renaissance in Italien zur gehaltlosen Formspielerei entartet, Frivolität der Gesinnung und Pedanterie in der äußeren Regelrichtigkeit wirkten zu diesem Verfall zusammen. Parini war der erste, der sich dem widersetzte; es war schwer keine Satire zu schreiben, und er dichtete seinen Giorno, das Tagewerk eines vornehmen Italieners, in welchem er das Thun und Treiben der höheren Gesellschaft abspiegelte. Heyse sagt darüber: „Ein Juvenal in der Tracht eines Abbate, der mit der Miene höfischer Devotion einen jungen Adligen zu unterweisen vorgibt, wie er seinen Tag standesgemäß hinzubringen habe, um mit geschmeidiger Ironie ihm die jämmerliche Nichtigkeit seines Daseins vorzuhalten, — gewiß eine merkwürdige Charaktermaske, die einige Scenen eines Lustspiels mit großer Wirkung ausfüllen würde. Wird aber dies Versteckspiel mit der eigenen Herzensmeinung durch vier große Gesänge eines beschreibenden Gedichtes durchgeführt, so empfinden wir bald eine eigene geistige Beklemmung, die mehr und mehr sich steigert, sodaß wir immer unempfänglicher werden für das Talent, mit welchem die künstliche Rolle festgehalten wird. Zuletzt beherrscht uns ausschließlich ein Gefühl der Trauer und Bitterkeit darüber, daß es eine uns so naheliegende Zeit geben konnte, in welcher die Wahrheit selbst auf den Lippen der männlichsten Geister sich solcher Künste bedienen mußte, um nicht wie die Stimme des Predigers in der Wüste ungehört zu verhallen."

Heyse hat diesen so treffend geschilderten Eindruck sich nicht steigern wollen, um ihn durch die Uebersetzung auch uns zu machen, aber er hat ein Gespräch Parini's über den Adel mitgetheilt, das die Leiche eines Dichters mit der eines Hochadligen führt, und da überschleicht uns ein anderes Gefühl wehmüthiger Art: wie doch so langsam die Geschichte in ihren Spirallinien sich bewegt, daß sie sich immer wieder abwärts wendet, und daß, was am Ende des vorigen Jahrhunderts überwunden schien, am Ende des jetzigen wieder auftaucht. Wie könnte es doch sonst auch hochsinnigen Fürsten einfallen, einem verdienstvollen Bürgerlichen das ganz sinnlose „von" vor seinen Namen zu stellen, oder wie möchten sonst selbst Dichter und Gelehrte darnach trachten und des erreichten Zieles sich freuen, zumal wenn das „von" gar nicht einmal der Familie verbleibt! Muß da nicht gerade den unbedeutenden Sprossen des alten Adels wieder der Kamm schwellen, wenn sie das ansehen? Als der Dichter und Professor Heinrich Hofmann sich nicht etwa „von Hofmann", sondern nach seinem Geburtsort sprachlich richtig von Fallersleben nannte, ist ihm das untersagt worden! Er that es nicht um sich zu adeln, sondern um sich von den vielen Trägern seines Namens zu unterscheiden. In Frankreich sind Guizot, Thiers, Victor Hugo ihrem bürgerlichen Namen treu geblieben. So selbstverständlich es ist, dennoch: Ehre ihnen!

Die mitgetheilten Gedichte Parini's sind ohne Werth; um so dankbarer sind wir für zwei Tragödien Alfieri's, Merope und Mirra. Der Uebersetzer hat sie trefflich eingeleitet mit einer Schilderung vom Leben und Charakter des Dichters; das Uebergewicht der sittlichen über die sinnlichen Kräfte, des Willens über den Spieltrieb der Phantasie, des nationalen Zornes und Tyrannenhasses über die Milde der Seele und über das lieblich Anmuthende, die Abwendung von aller Schönrednerei, die ihn zur Nüchternheit und Schroffheit führte, —

Digitized by Google

das alles macht es uns unmöglich, ihn in die erste Reihe der Dramatiker zu stellen; aber es sicherte ihm eine um so größere Wirkung auf die Nation, die er aus der Verweichlichung und Erschlaffung aufweckte und unter die Waffen rief, ein Vorläufer Mazzini's und Garibaldi's, der auch in der Merope den siegreichen Aufstand des Volkes zur Vollstreckung der poetischen Gerechtigkeit auf die Bühne ruft und von da aus den Kampf für die Freiheit und Einheit des Vaterlandes zur Losung der Jugend macht. Die epigrammatische Wortkargheit und den politischen Eifer seiner Tragödien Philipp und Saul findet der deutsche Leser indeß nicht in der Mirra; hier haben wir weichere Empfindungslaute, hier ein im Helldunkel gehaltenes Seelengemälde, und wir bewundern die Kunst des Dichters, wie er den sittlich anstößigen Stoff, die bräutliche Liebe einer Tochter zum eigenen Vater, so geistig fein zu behandeln verstand, indem erst am Ende das verhängnißvolle Wort aus ihren Lippen hervorbricht, das die Mutter hochbeglückt nennt, die doch an des Vaters Seite sterben könne; das Licht, das furchtbar die ganze Tragödie erhellend aus diesem Wort hervorblitzt, drängt ihr zugleich zu sühnendem Tod das Schwert des Vaters in die Brust. Ich kann hier trotz manchen von anderer Seite erhobenen Widerspruchs Heyse doch nur Recht geben: „So sehr Mirra von dem Dämon der unnatürlichen Liebe beherrscht wird, erscheint doch ihr Gefühl rein von aller sinnlichen Begehrlichkeit, nur ein unüberwindlicher Zug ihres ganzen heftig empfindenden Wesens zu dem Manne, den sie als ihren Vater ehren soll. Ihre Gedanken sind so unschuldig, wie die eines jeden jungfräulichen Herzens, das von einer ersten Liebe erfüllt ist, ohne mit der Phantasie den Schleier zu lüften, der über den Geheimnissen der Leidenschaft für ein unerfahrenes Mädchen noch gebreitet liegt." Als die Ristori vor Jahren die Mirra in Berlin darstellte, hat Hermann Grimm ihr eine begeisterte Huldigung dargebracht, während z. B. Klein, der geniale Geschichtsschreiber des Dramas, gewaltigen Anstoß nahm. Byron sah eine Aufführung in Bologna, und war in einen tragischen Schauder, in einen mühsam verhaltenen Kampf mit Thränen versetzt. Der deutsche Leser kann nun selber urtheilen. Störend bleibt das an den Hippolyt des Euripides erinnernde Motiv, daß die von der Mutter Mirra's einmal vernachlässigte Liebesgöttin das schwere Schicksal wie einen Fluch über die Tochter verhängt habe; aber ich weiß nicht zu sagen, wie ein Dramatiker ihre Leidenschaft psychologisch hätte motiviren mögen. Alfieri selbst in einem Sonett beklagt, daß ihm nicht vergönnt gewesen, als Mann der That zu handeln, im Schmerz darüber ist er zum Schriftsteller geworden; da tröstet er sich mit der Erkenntniß:

Jed Menschenwerk muß mit der Zeit zerstieben,
Des Dichters Wort allein kann nicht vergehen;
Was freie Geister selbst im Joch geschrieben
Stirbt niemals oder wird einst auferstehen.

Im scharfen Contrast zu Alfieri steht Vincenzo Monti (1754—1827). Ein reich ausgestattetes Talent voll Melodie der Sprache, voll lebendiger Phantasie, führt er uns den Beweis, daß Unsterbliches doch nur der großen Persönlichkeit gelingt, daß auch ein bewundernswerthes Formtalent in Verkünstelung verkommt, wenn ihm der Gehalt im Busen fehlt; oder, wie sein Uebersetzer sich ausdrückt: „daß eine kleine Seele kein härterer Fluch treffen kann als die Mitgift eines großen Talents, das Schritt für Schritt das Bild der Schwäche und der Charakterlosigkeit verewigt." Wenn Monti in seiner Basvilliana den weltrichtenden Stab Dante's in die Hand nimmt und damit den Geistern der Tiefe gebietet und mit wenigen Gesängen in ganz Italien Ruhm gewinnt, so verleugnet er alsbald sein Werk und läßt es unfertig liegen als die Zeitumstände sich ändern, ja er läßt sich durch Feigheit in ein Lügennetz verstricken, in dem er sich selber fängt. Dem Bekämpfer der Revolutionsgräuel, dem Sänger wilder Freiheitslieder wird dann Napoleon zum Gott, dem er die Götter des Olymp dienen läßt, vor dem ein Alexander und Hannibal wie Sterne vor der Sonne verschwinden. Als der von ihm gefeierte Lichtbringer Prometheus-Bonaparte aber auf dem Fels von Helena angeschmiedet ist, da ist der Sänger längst Hofhistoriograph der Restauration geworden und hat keine Zeit mehr, sein Prometheuslied zu vollenden. Monti's Dramen sind unbedeutend, poetische Erzählungen sind voll zopfiger Allegorien, aber es herrscht in seinen Dichtungen ein Zauber der Sprache, dem Heyse selber nur dadurch gerecht wird, daß er Stellen des Originals neben die Verdeutschung setzt. Hätte Monti jene phantasievolle Spiegelung der Zeitgeschichte, der Revolution vollendet, wie er sie in der Basvilliana begonnen, hätte er sie mit männlich reifem Geiste, mit gleichwägender Gerechtigkeit nach ihren dunklen und hellen Seiten im Lichte der sittlichen Weltordnung dargestellt, die Weltliteratur wäre um ein Meisterwerk reicher. Wie die Dinge jetzt liegen, gilt Heyse's Urtheilsspruch, — der auch diejenigen beschämt, die in ihm selber vornehmlich das Formtalent preisen oder gelten lassen —: Jenes strenge Wort: „was nicht durch den Glauben geschieht ist Sünde", mag in der sittlichen Welt zu hart befunden werden, in der Welt der Kunst gilt es ohne Einschränkung.

Ugo Foscolo hatte seine letzten Briefe von Jacopo Ortis an Goethe's Werther geknüpft, aber den politischen Ton darin mächtig angeschlagen; es ist der Anprall jugendlicher Freiheitsgefühle an die rauhe Wirklichkeit; die Hoffnung auf Napoleon und die Enttäuschung, als er Venedig an Oesterreich überließ, erpreßte dem Dichter den Schmerzensschrei, der das Herz seines Romanhelden brach. Der Dichter selbst sang wehmüthig entsagend:

Du wirst von Deinem Sohn nichts andres haben,
O Vaterland, als Thränen; uns verhängte
Das Schicksal nur ein unbeweintes Grab.

Doch knüpfte er an die Poesie des Grabes den Anspruch auf Unsterblichkeit seines Namens. Die französischen Gleichmacher hatten durch ein Gesetz die hervorragenden Grabdenkmale verboten; der Adel, die Reichen sollten diesen Vorzug vor den Armen nicht haben. Da warf der Dichter einen schwermuthvollen Blick auf die Weltgeschichte und ihre Länder, und feierte in einem herrlichen Gedichte den Schmuck der Ruhestätten geliebter oder großer Todten durch Blumen und Lorbeerzweige, wie durch Denkmale in Stein und Erz; er hielt seine Andacht in Santa Croce zu Florenz vor den Särgen Machiavelli's, Michel Angelo's, Galilei's, und sah im Geist die Griechen dankbar nach dem Monument hinwandeln, das sie dem Freiheitshelden zu Marathon errichtet; fromme Gebräuche in England gesellten sich dem Todtenopfer, das im Alterthum an der Troischen Küste den Grabhügeln von Achilleus und Patroklos gebracht wurde. Heyse hat dies Gedicht schwungvoll treu übersetzt.

Doch die Krone seiner Leistungen scheinen mir in diesem Band die heiligen Hymnen von Manzoni. Dieser edle Sänger bildet den vollen Gegensatz zu Monti, bei ihm kommt alles was er schreibt aus dem Glauben. Er hat einen historischen Roman ersten Ranges geschrieben, aber nicht um in Leihbibliotheken gesucht und in Literaturzeitungen gepriesen zu werden, sondern weil es ihn drängte, die Entwickelung des sittlichen Bewußtseins von den niedersten bis zu den höchsten Stufen darzustellen, wie er sie in sich als Geschichte der Seele erlebte; so hatte er in den Verlobten seinen Roman geschrieben, und er hätte eine neue Weltanschauung gewinnen müssen, wenn er einen zweiten sollte folgen lassen. So hatte bei dem ethischen Gehalt in Jesu Worten die einfach rührende Schönheit der evangelischen Erzählungen von seiner Geburt, seinen Leiden, seiner Auferstehung das Herz wie die Phantasie des Dichters gewonnen, im Verkehr mit einer edlen frommen Gattin war ihm im Weltalter der Aufklärung das Christenthum wieder in seinem wahrhaft religiösen Sinne offenbar geworden, in jenem Sinne, in welchem Tertullian die menschliche Seele eine Christin von Haus aus genannt hat, und so machten jene Hymnen auch auf Goethe den Eindruck, daß oft behandelte Gegenstände immer wieder frisch und neu erscheinen, sobald ein frischer jugendlicher Geist sie zu ergreifen weiß. Heyse erinnert an die religiösen Gesänge von Novalis, und das Goethe'sche Urtheil

Digitized by Google

erläuternd sagt er: „Wir sehen einen reinen innigen, dichterisch begabten Menschen, der von übermenschlichen Geheimnissen und tröstlichen Verheißungen Kunde erhalten hat, und in der entzückten Freude darüber das, was ihm mitgetheilt worden, nun aller Welt sagen will, als ob vor ihm noch kein anderer Zeuge dieser Offenbarungen aufgetreten wäre. Was auch in allen anderen Fällen den Dichter macht, daß die Ereignisse der Natur und des Menschenlebens, welche die Welt seit ihrem Bestehen erlebt, beobachtet, besprochen hat, ihm wie zum allererstenmal im Geist und in der Phantasie aufgehen, sodaß er vom Bekanntesten, Alltäglichsten wie von einem unerhörten Wunder zu reden anfängt, das hat auch den heiligen Hymnen Manzoni's jene originelle Unschuld gewahrt, die den bis zur Erschöpfung hin und her gewendeten Stoff als einen zum erstenmal ergriffenen frisch und neu erscheinen läßt." — Wir finden jene eigenthümliche Mischung epischer und lyrischer Elemente, wie in Pindar's Siegesgesängen, wo der Dichter bald das Bekannte nur andeutet und nur die Spitzen der Ereignisse berührt, bald den vollen Thau der Rede auf einzelne besonders wichtige Momente fallen läßt; doch wird alles Thatsächliche nach seinem Werth für das Gemüth aus der Tiefe der Gefühle hervorgehoben, und dadurch dem Ganzen der lyrische Grundton bewahrt. Wie prachtvoll ist sogleich in der ersten Hymne das Bild vom Fall der Menschheit:

Dem Felsen gleich, von Gipfelhöhn
Ob steilem Bergeshange
Durch ungestüme Sturzgewalt
Entrückt mit Donnerklange;
Hinstürmend unaufhaltsam
Bricht er sich Bahn gewaltsam,
Schlägt auf im Grund und ruht;
Da wo er hinfiel regungslos
Ruht er nun träg für immer;
Vorüber ziehn Jahrhunderte, —
Nie mehr vom frühen Schimmer
Der Sonne wird er glühen,
Wenn kein befreundet Mühen
Von Neuem ihn erhebt.

So lag auch die Menschheit im Abgrund der Sünde und Gottesferne, nachdem sie mit ihrem Willen aus dem göttlichen Willen herausgetreten, von ihrem Lebensgrunde sich gelöst; wer wird ihr Rettung bringen? Und siehe, da liegt das Kind in der Krippe zu Bethlehem, und die Engel wie die Hirten singen den Lobgesang Ehre sei Gott in der Höhe, Friede den Menschen auf Erden, oder ein süßes Schlummerlied dem Kinde, von dem die Welt noch nichts weiß; doch der Tag wird kommen, wo in Staubeshülle der König erkannt wird!

Die Versmaße, die der Dichter für jede Hymne dem Stoff entsprechend wählt, bieten dem Uebersetzer Schwierigkeiten, die nur die sorgsamste Feile völlig überwinden mochte; aber Heyse hat sich hier, wie in den reimlosen Jamben einiger anderer Dichtungen und in der berühmten Ode auf den 5. Mai, den Todestag Napoleon's, die er formgetreu nachgebildet, als Meister dieses gehoben gedrungenen Stils bewährt. Ernsten Seelen, die nicht bloß flüchtig genießen, sondern sich in das Tiefsinnige und gehaltvoll Schwere gern versenken und neben einem Ariost vielleicht einen Dante vorziehen, wird nun wohl auch in Deutschland der Lyriker Manzoni neben dem Romandichter theuer werden.

Romane und Novellen von Rudolf Elcho.

Besprochen von Robert Schweichel.

Kaum vermag der Blick noch die Breite zu überspannen, in welcher der Strom unserer poetischen Literatur dem Ocean der Vergessenheit entgegengleitet. Wie stolz dürften wir sein, wenn der Breite die Tiefe entspräche! Bedarf es noch eines Beweises, daß dieses nicht der Fall ist? Das Dichten in gebundener und ungebundener Sprache ist eben ein Gewerbe, ein Handwerk geworden wie Weben, Schmieden, Ackerbauen, und derjenige, den wirklich die Musen beriefen, mag das Glück preisen, wenn das von ihm geschaffene Geschmeide nicht wie der Hort der Nibelungen unwiederbringlich in dem Sande und Schlamm versinkt, welche, die Tiefe fortwährend verflachend, den Niederschlag des ungeheuren Literaturstromes bilden. Dem Beurtheiler aber fällt das mühselige Geschäft des Goldwäschers zu.

Es will mich bedünken, daß Rudolf Elcho zu denjenigen gehört, welchen „Melpomene die Lippe berührte" und daß sowohl seine soeben bei Freund und Jeckel in Berlin erschienenen „Novellen" wie seine bereits in zweiter Auflage von derselben Verlagshandlung herausgegebenen Romane: „Kinder des Lichts" und „Goldene Schwingen" den Werth des Edelmetalls verrathen.

Um zunächst ein Gemeinsames hervorzuheben, so ist neben dem gewandten und lebhaften Stil des Verfassers auf die Naturschilderungen in den erwähnten Werken hinzuweisen. Elcho kennt den Norden wie den Süden aus eigener Anschauung und versteht nicht nur das Eigenartige in den Landschaften der verschiedenen Himmelsstriche, sondern auch das Unterscheidende in den allen Zonen gemeinsamen Naturerscheinungen trefflich zu betonen. Seine Landschaften sind keine Phantasiegebilde; jede trägt den Charakter, den ihr die Natur aufprägte, ohne daß der Dichter in den Fehler der Naturalisten verfällt, die durch eine zu weit gehende Ausführung des Einzelnen ebenso ermüden, wie sie die Bestimmtheit des Bildes verwirren und den Totaleindruck abschwächen. Und wenn Elcho uns einen Frühling am Rhein, eine Sommernacht am Herthasee auf Rügen und in den glückseligen Gefilden Campaniens erleben läßt, so sind sie zwar mit der gleichen Poesie und Wärme der Empfindung geschildert, allein wir fühlen, daß wir uns in der einen an den Gestaden der Ostsee, in der anderen an denen des südlichen Mittelmeeres befinden. Jedoch belauscht Elcho nicht bloß die lyrischen Stimmungen der Natur; mit Vorliebe zeigt er dieselbe in den Momenten ihrer unheimlich wilden und großartigen Erregung. Seine Werke sind reich an prächtigen Gewitterschilderungen, und die mit dem Schicksal der beiden Hauptfiguren eng verknüpfte, zur Nachtzeit plötzlich hereinbrechende Ueberschwemmung des Rheines in Folge des Eisgangs, womit der Roman „Kinder des Lichts" beginnt, muß mit ihrer grausigen Wahrheit zu den besten und ergreifendsten Naturgemälden des Verfassers gezählt werden.

Einen nicht minder hellen Blick wie für die Natur besitzt Rudolf Elcho für die Menschenwelt. Besonders gelingen ihm die Gestalten, die dem Volk oder einer mittleren Lebensstellung angehören, weniger diejenigen, die Geburt oder Reichthum über ihre Nebenmenschen erhoben haben. Es ist sein Mitgefühl mit den Leiden und Kämpfen jener, dem er die warmen und satten Farben für sie entnimmt. Reich an Erfahrungen und mit vollem Bewußtsein in der Gegenwart stehend, widmet er der Darstellung eben dieser Leiden und Kämpfe seine Romane.

In den „Kindern des Lichts" stehen der redlichen Arbeit, der Tüchtigkeit und wahren Bildung zwei Feinde gegenüber: das Muckerthum und die Gewissenlosigkeit der Kapitalmacht. Die Siege, welche die beiden letzteren gewinnen, sind jedoch nur von kurzer Dauer. Zwar gelingt es der religiösen Heuchelei, die wie Mehlthau auf der Bevölkerung der Fabrikstadt und des offenen Landes liegt, das Jugendglück des Helden zu zerstören, ihm die Geliebte zu entreißen und ihn aus der Stellung zu verdrängen, die er als Ingenieur einer Fabrik inne hat, allein schließlich fangen sich die Kinder des Lichts, wie sich die Mucker nennen, in ihren eigenen Schlingen, ihre maßlose Begehrlichkeit stürzt sie in's Verderben. Die Charakterfestigkeit, der Fleiß, das Wissen und die Liebe triumphiren, und die Liebe ist es auch, in welcher sich der reiche Fabrikherr von der Gewissenlosigkeit seiner Geschäftspraxis läutert.

Das unselige, lichtscheue Treiben der Mucker ist so häufig geschildert worden, daß für den Verfasser die Gefahr nahe lag, wider Willen in das Schablonenhafte zu verfallen.

Digitized by Google

Elcho hat sie glücklich vermieden. Er führt die Vertreter jener religiösen und moralischen Verirrung in eigenartigen Charakteren vor, wobei dann auch die unfreiwillige Komik und der Humor dem Pathos gegenüber sehr erquicklich zum Ausdruck kommen. So ist das Riesenkind des Lichts, der Pastor van Meulen, der bei seinen Brüdern und Schwestern in Christo herumschmarotzt und durch seine Gefräßigkeit die Hausfrauen in Schrecken setzt, eine höchst ergötzliche Figur, und eine gelungene Scene, wie die Frau Pfarrer von Heinsfeld bei einer Taufe auf dem Lande die reiche Bäuerin bewegt, ihr von den Erzeugnissen ihrer Tauben- und Gemüsezucht einen reichen Tribut in die Küche zu senden. Einen überaus wohlthuenden Eindruck macht den selbstsüchtigen Heuchlern und Fanatikern gegenüber der greise, selbstlose Pastor Pfeifer, der von den Pietisten aus seiner guten Stelle auf eine Hungerpfarre gedrängt ist, und sein thaufrisches, kunstbegabtes Töchterlein. In dem Pastor Pfeifer begegnen wir einer ähnlichen Erscheinung, wie sie Victor Scheffel unter seinen Freunden zählte: einem Dorfgeistlichen, der neben der Seelsorge naturwissenschaftlichen Studien obliegt. Er ist Geologe und seine Forschungen führen zur Entdeckung eines Kohlenlagers, welches die äußeren Verhältnisse der uns lieb gewordenen Personen glücklich umgestaltet und der armen Bevölkerung der Gegend Brot gibt.

Der Kapitalismus erscheint in dem Roman eigentlich nur im Hintergrund, die Kinder des Lichts beherrschen die Bühne; denn die Befreiung der Geister aus der Finsterniß, in welche die Religion der Liebe durch heuchlerische Pfaffen verkehrt worden, war die Hauptaufgabe, die der Dichter sich gestellt hatte. Um so uneingeschränkter gibt Elcho in seinem großen Roman: „Goldene Schwingen" dem vom Industrialismus erzeugten Reichthum das Wort. Hier erfahren wir, zu welcher Demoralisation dessen Macht führt, wenn sie in gewissenlosen Händen ruht. Unsere Tagesgeschichte ist leider an dessen Ausschreitungen und Verbrechen reich genug, als daß die Phantasie des Dichters nöthig gehabt hätte, in das Sensationelle auszuschweifen, um seiner Fabel Spannung zu verleihen. In der That streift er dieses Gebiet nur hier und da einmal leise. Mit sicherer und starker Hand greift er in die Wirklichkeit.

Durch goldene Schwingen vom Schmiedegesellen zum Besitzer und Miteigenthümer mehrerer Fabriken und Kohlenbergwerke emporgetragen, Schwiegersohn eines Grafen und durch dessen Verwendung am Hochzeitstag geadelt, fühlt Kranlitz sich in dem Besitz einer Macht, der nichts zu widerstehen vermag, und gebraucht sie ohne jeden Skrupel, indem er den Trieben seines rohen Gemüths folgt. Die Menschen sind ihm nichts als Werkzeuge, die er rücksichtslos wegwirft, wenn er sie abgenutzt hat. Nirgends ist die Ausbeutung der Arbeiter so groß und nirgends weniger Vorkehrung zu ihrem Schutz getroffen, als in seinen Fabriken und Bergwerken. Der Verfasser führt uns überall hin: in das Bergwerk, wo in den Stollen die Habgier nicht der Stützen schont, welche die Decken vor dem Einsturz bewahren sollen, und mangelnde Aufsicht ein schlagendes Wetter verursacht, das einer großen Anzahl von Arbeitern Leben und Gesundheit kostet. Er läßt uns in der Spinnerei einen Blick in die sogenannte Grotte thun, wo Kinder in einer ewigen Dampfwolke beschäftigt werden, weil der Faden stets feucht sein muß und nur die Finger der Kinder noch fein genug sind, um ihn einzufädeln, und in der „Hölle" der Zuckerfabrik sehen wir die Weiber fast nackt in der Gluthhitze und dem Qualm der Darre die zerstückten Rüben dörren, um sie für die spätere Zuckerfabrikation aufbewahren zu können. Der Herr Regierungsrath und sein Begleiter, die zur Besichtigung der Fabriken kommen, sehen von dem Allen nichts, da Kranlitz sie bei einem schwelgerischen Frühstück festzuhalten weiß, bis sie wieder abreisen müssen. Der technische Director aber, ein Charakterverwandter des Ingenieurs, den wir in den „Kindern des Lichts" kennen gelernt haben, wird trotz seiner Tüchtigkeit von Kranlitz auf das Pflaster geworfen, weil er sich zu warm der Arbeiter annimmt und als Warner lästig wird.

Mit diesem Augenblick kommt der Millionärwahnsinn bei ihm zum vollen Ausbruch. Nicht zufrieden, geadelt zu sein, will er seine Nichte, das einzige Wesen, das bisher mit Liebe an ihm gehangen, zwingen, einen verlebten und von Schulden erdrückten Edelmann zu heirathen, und verstößt die Waise, als sie sich dessen weigert, aus seinem Hause. Er selbst stürzt sich, nachdem er durch Bestechung zum Abgeordneten gewählt und trotz der Jugend und Schönheit seines Weibes in die Wirbel der großstädtischen Ausschweifungen. Jetzt ereilt ihn jedoch die Nemesis. Das Parlament erkennt seine Wahl nicht an, eine von ihm verlassene Geliebte dringt Nachts in sein Schlafzimmer und erschießt sich, das Entsetzen darüber zieht ihm eine Lähmung zu, und seine Gattin, der er fortwährend die Treue gebrochen, benutzt dieselbe im Bunde mit dem Fabrikarzt, einem gewissenlosen Schmeichler und Schmarotzer, wie der Reichthum und die Macht sie zu züchten pflegen, um ihn in eine Heilanstalt zu bringen. Daß diese Heilanstalt ein Irrenhaus ist, erfährt er erst, als er, körperlich hergestellt, dieselbe verlassen will. Die Leiden des Unglücklichen unter der rohen Behandlung des bestochenen Directors der Anstalt wird von Elcho mit der ganzen Kraft seines Talents und mit einem Realismus geschildert, der ein sorgfältiges Studium solcher Privatirrenhäuser erkennen läßt. Die Brutalität und Herzlosigkeit, die Kranlitz so oft seinen Arbeitern bewiesen hatte, er erfährt sie nun in erhöhtem Maße an sich selbst. Schon ist er nahe daran, unter den Irrsinnigen wirklich seinen Verstand zu verlieren, als es ihm zu entfliehen gelingt. Die wiedererlangte Freiheit wird ihm jedoch nicht zum Heil. Denn im Begriff, an seiner Gattin Rache zu nehmen, tödtet den von Wuth Uebermannten ein Schlagfluß.

Es liegt in der Eigenschaft solcher Themata, wie das in den „Goldenen Schwingen" behandelte, daß die Darstellung des Symptomatischen die Charakterschilderung überwiegt, und ebenso, daß sie zwar einen Schluß, doch keine Lösung haben. Die Lösung der schwerwiegenden Zeitfragen, die Elcho mit so herzenswarmer Beredtsamkeit anregt, ruht im Schoße der Zukunft. Der Dichter nimmt seine Zuflucht zu einer Utopie, die er den von Kranlitz plötzlich entlassenen technischen Director nach manchen Wechselfällen in Amerika gründen läßt, wohin ihn die Nichte seines früheren Prinzipals als seine Gattin begleitet. Die Gattin des Millionärs, deren Charakterbild etwas undeutlich ist, beginnt nach ihrer Befreiung aus den Fesseln ihrer unwürdigen Ehe ein zweckloses Wanderleben durch die Welt, auf dem ihr der Zufall gestattet, einen flüchtigen Blick auf das Glück des jungen Paares zu werfen. Auch sie hatte den Ingenieur geliebt.

Und ein ähnliches Wanderleben, wenngleich nicht zwecklos wie sie, hat bekanntlich auch der Dichter in jüngeren Jahren geführt. So hatte ihn sein junges Feuerherz getrieben, für die Einigung Italiens die Waffen zu ergreifen, und was er als Freischärler unter Garibaldi in Süditalien erlebt, davon erzählt er, poetisch ausgeschmückt und sinnig von dem Zauber des Südens überhaucht, ein fesselndes Ereigniß in der Novelle „Il Tedesco". Mit ihr eröffnet er die Eingangs erwähnte Novellensammlung, die außerdem noch drei andere enthält: „Schneeflocke", „Hertha" und „Unter den Vermißten". Mit dieser letzteren, welche zum Hintergrund den Riesenkampf hat, aus dem die Einheit Deutschlands hervorging, klingt das Buch auf heimathlichem Boden heiter aus. In der Form ist sie wohl die abgerundetste von allen. Die bedeutendste bleibt jedoch „Il Tedesco", und wie sehr den Leser in „Hertha" das Unglück des höchst eigenartigen Fischerkindes von Rügen bewegen mag, es reicht nicht an die tiefe Erschütterung durch das tragische Geschick, dem wir zwei edle und hochbegabte Menschen in jener politischen und aufgestürmten Zeit zum Opfer fallen sehen. Langsam bluten sie in der Stille zu Tode, während die geknechtete Italia sich stolz und frei erhebt und ihre Locken mit dem Einheitskranz schmückt.

Mögen diese Zeilen dazu beitragen, den Werken Elcho's neue Freunde zuzuführen! Wahrlich, sie verdienen es!

Digitized by Google

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Rücksichten.

Humoreske von Albert Roderich.

(Schluß.)

„In der That," begann sie mit zitternder Stimme, „wenn ich bedenke, ja, ich — ich — habe Ihnen Unrecht gethan, ich bitte Sie um Verzeihung!"

Sie bot ihm zögernd die Hand, die Paul ergriff, und als Helene nun zu ihm aufsah, blickte sie in ein edles Antlitz, dessen Augen so liebevoll auf ihr ruhten, daß das Mädchen im tiefsten Inneren erzitterte.

„Es ist gut, ich danke Ihnen," sagte Paul Holle, „und nun leben Sie wohl!" Er machte eine Wendung nach der Thür.

„Mein Vater hat mir gesagt," begann wieder Helene, „daß Sie ihn verlassen wollen."

„Ja, ich will ihn verlassen."

„Mein Vater ist sehr verstimmt darüber, er nannte Sie seine rechte Hand — ist Ihnen Unrecht geschehen? Kann ich nicht vermitteln zwischen meinem Vater und Ihnen?"

„Sie? Nein, mein Fräulein!"

„Und Sie wollen auch mir nicht sagen, weshalb Sie so plötzlich meines Vaters Haus verlassen?"

„Hm, nun, wenn denn durchaus ein Grund angegeben sein muß, mein Pult im Comptoir steht der Thüre zu nahe, es zieht so!"

Helenen trat der ganze Paul Holle von früher wieder in's Gedächtniß. Sie wußte, daß er hinter diesem leichtsinnigen Scherz irgend einen tiefen Ernst zu verbergen suchte. Aber sie hatte kein Recht, weiter in ihn zu dringen. „So leben Sie wohl," sagte sie und reichte ihm zum Abschied noch einmal die Hand.

„Leben Sie wohl, und — beinahe hätte ich das Wichtigste vergessen — ich wünsche Ihnen Glück, ich gratulire Ihnen!"

„Wozu denn?"

„Ah so, es ist noch nicht bekannt, Ihr Vater hat mir anvertraut, daß — Sie verlobt sind."

„Das ist ein Irrthum meines Vaters, ich bin noch nicht verlobt!"

„Helene! oh — mein gnädiges Fräulein!" Paul Holle war todtenbleich geworden und wandte sich ab.

Wie ein Blitz durchfuhr es Helenen, und sich selber vergessend, rief sie: „Paul Holle, deshalb wollten Sie fort, ah, Sie sind hier eingedrungen, um —"

„Um mir ein Andenken zu stehlen, ein Andenken an Sie — ja! Und nun, Sie haben mein Herz geöffnet, meine Leidenschaft ist frei. So hören Sie: ich habe Sie verehrt, als ich noch ein Knabe war, der Jüngling hat sie still angebetet, der Mann liebt Sie!"

Er stand hochaufgerichtet vor Helenen, die ihr Gesicht in den Händen barg.

„Und nun, da ich Ihnen das gesagt habe," fuhr Paul fort, „erfülle ich meine heilige Pflicht und frage Sie: wollen Sie mein Weib werden? Wenn Sie nichts für mich fühlen als Mitleid, sagen Sie: nein! Ich liebe Sie, wie ein Mann liebt und werde es ertragen. Aber wenn Sie mich lieben, auch nur ein klein wenig lieben —"

Er zog Helenens Hände von ihrem schönen Gesicht, und das laut aufweinende Mädchen sank an seine Brust. Paul küßte sie und sagte: „Mit diesem Kusse verlobe ich mich Dir; was ich bin, gehört Dir! Willst Du Dein Leben lang in Liebe und Treue zu mir halten?"

„Ja, das will ich, was auch kommen mag."

„Was auch kommen mag? Oh, ein unaussprechliches Glück wird kommen!"

„Ach, mein Paul, die Eltern!"

„Helene, ich kann in diesem Augenblick nicht viel bedenken, glaubst Du, daß Du mir weniger theuer würdest, wenn ich Dich erkämpfen müßte? Ich will ein Königreich erobern und sollte mich vor einigen Schlagbäumen fürchten?"

Am nächsten Morgen saß Herr Hellmuth Binder mit einem ganz ungewöhnlichen, mürrischen Gesicht in seinem Privatbureau. Auch als Helene eintrat, um ihm den üblichen Morgengruß zu bringen, hetterten sich seine Züge nur um ein ganz Geringes auf.

„Die Mutter schläft noch," berichtete Helene; „seid Ihr denn so spät nach Hause gekommen?"

„Es war beinahe vier Uhr; Mutter ist noch in Dein Zimmer gegangen, aber Du hast so fest geschlafen —"

Helene lächelte. Sie hatte die ganze Nacht nicht geschlafen, aber sich aus leicht erklärlichen Gründen fest schlafend gestellt.

„Ist denn gestern Abend Herr Cäsar Ebert nicht hier gewesen?" fragte jetzt Herr Binder.

„Nein, Papa."

„Hm, na, auch gut; habe auch nicht bemerkt, daß er mal gefehlt hat in der Gesellschaft; hat auch ein Bedeutendes zusammenscharwenzelt und gedienert bei den Damen!"

„Oh, Herr Ebert kennt eben genau die Rücksichten, die man uns Damen schuldet."

„Hm, ja, Helene, ich — ich — mag den Kerl nicht!"

„Du sollst ihn ja auch nicht heirathen, Papa!" entgegnete Helene und lächelte übermüthig.

In diesem Moment trat Paul Holle in's Privatbureau, um einige Unterschriften seines Chefs einzuholen. Er tauschte einen zärtlichen Blick mit der Liebsten und legte dann Herrn Binder ein längeres Schriftstück vor. Herr Binder las mit sichtlich sich steigerndem Wohlgefallen die Arbeit Holle's durch.

„Gut, gut, sehr gut, darauf werden die Herren sich schon besinnen, einen Proceß anzufangen. Wirklich sehr gut!" Er unterzeichnete. „Hier, Holle, wirklich, sehr tüchtig! Hm, werden wohl bei mir so was nicht mehr arbeiten. Holle, überlegen Sie sich's noch mal, bleiben Sie bei mir, Sie sollen sich pecuniär bedeutend verbessern."

„Bedaure, Herr Binder, ich kann nicht bleiben."

„So, nicht? Und Gründe wollen Sie nicht angeben?"

„Hm, nun ja, wenn Sie darauf bestehen —"

„Ja, allerdings, ich bin sehr neugierig."

„Nun denn, ich liebe ein Mädchen, das mich wieder liebt und das ich heirathen möchte."

„Und deshalb wollen Sie fort? Lächerlich! Sie sollen ein Gehalt haben, daß Sie eine Familie anständig, sehr anständig ernähren können."

„Daran liegt's nicht, Herr Binder. Aber der Vater meines Mädchens ist ein sehr wohlhabender und angesehener Mann, der seine Tochter einem gewöhnlichen Commis nicht geben will."

„Das kann ich ihm nicht verdenken. Und deshalb also wollen Sie wohl versuchen, selbständig zu werden?"

„Ja, Herr Binder."

„So, so, hm, ich will Ihnen was sagen, Holle. Ich habe mich so an Sie gewöhnt in den langen Jahren, Sie sind tüchtig und ich habe Vertrauen zu Ihnen. Ich will Sie zu meinem Procuristen, zu meinem alleinigen Procuraführer machen. Dann wird der Mann Ihnen seine Tochter geben."

„Ich fürchte — nein!"

„Was? Wenn der Mann seine Tochter nicht dem Procuraführer des Hauses Helmuth Binder zur Frau geben will, dann ist er ein alter Narr! Jawohl! Das können Sie ihm meinetwegen von mir sagen, wenn Sie Lust haben."

„Sehr wohl, dann möchte ich wohl gleich hingehen und mit dem Mann reden."

„Thun Sie das, Holle, und ich wünsche Ihnen alles Glück auf den Weg."

Paul Holle wandte sich, ging zur Thür, öffnete sie und trat hinaus. Im selben Moment aber trat er wieder ein, schritt gemessen und feierlich auf Herrn Binder zu und verbeugte sich vor ihm.

„Herr Binder," sagte er, „ich liebe Ihre Tochter, werde wiedergeliebt, und bitte Sie hiermit feierlichst um die Hand Helenens."

Herr Binder war einen Augenblick wie gänzlich erstarrt. Dann aber polterte er los.

„Herr, Sie sind von Sinnen! Ich soll meine einzige Tochter einem meiner — meiner Angestellten geben?"

„Auf diesen Einwand bin bin ich von meinem Chef beauftragt, Ihnen zu erwidern, daß ein Mann, der seine Tochter dem Procuraführer des Hauses Hellmuth Binder nicht zur Frau geben will, ein —"

„Alter Narr ist! Hä, hä, hä," ergänzte Herr Binder. „Und durch solche niederträchtige Ueberrumpelung meinen Sie, übrigens, warten Sie mal, Sie sagen, Sie lieben meine Tochter — glaube ich Ihnen, Sie wollen sie heirathen — glaube ich auch — nun aber beweisen Sie mir erst mal, daß meine Tochter Sie wiederliebt!"

Paul reichte dem in namenloser Verwirrung dastehenden Mädchen die Hand und sagte: „Helene, jetzt hilf mir!" Und Helene ergriff ohne Zögern mit ihren beiden Händen die Hand Paul's und trat so, gesenkten Hauptes, mit dem Geliebten vor den Vater hin.

„Also so steht die Sache!" sagte dieser vor sich hin und drehte sich, scheinbar vor Unwillen, auf die Seite. In Wirklichkeit aber war Herr Hellmuth Binder seit undenklicher Zeit nicht so heiter und glücklich gewesen wie in diesem Augenblick. Er erstickte aber die gewaltsam hervordrängenden Freudenthränen durch eine ungeheuerliche Gesichtsverzerrung, die so was von fürchterlichem Zorn und unerbittlicher Strenge anzeigen sollte, und rief mit einer Art von pfeifender Donnerstimme: „Oho, mein Herr Holle, sehr hübsch arrangirt! Muß aber doch sehr bedauern, wie gesagt, ich gebe meine Tochter nicht einem meiner Angestellten. Dabei bleibt's — auf mein Ehrenwort!"

Die Hände der Liebenden lösten sich plötzlich aus einander, und Helene erhob die ihrigen wie flehend zu ihrem Vater. „Bitte nicht weiter, Helene," sagte Paul Holle, „Herr Binder, ich verlasse also Ihr Haus und gehe nach London. Ich etablire dort in Gemeinschaft mit einem bemittelten Freund ein Geschäft. In einem Jahre werden Sie wieder von mir hören. Helene, wir nehmen noch Abschied von einander."

Paul verneigte sich leicht vor Herrn Binder, küßte der tödtlich erschrockenen Helene die Hand und ging festen Schrittes zur Thür. Schon mit einem Fuß war er über die Schwelle, als ihn der Zuruf des Herrn Hellmuth Binder festhält.

„Herr Paul Holle, noch einen Augenblick! Sie haben mich auf eine ganz niederträchtige Art und Weise gefoppt. Das muß bestraft werden. Ich habe Ihnen mein Ehrenwort gegeben, daß ich meine Tochter einem meiner Angestellten nicht gebe, dabei bleibt's natürlich. Es gibt aber einen Ausweg — wollen Sie mein Compagnon werden?"

Im nächsten Augenblick umschlangen vier Arme so kräftig den alten Herrn Binder, daß er schrie und jammerte, sie sollten ihn nicht erdrosseln und ersticken. Es ist aber mit Sicherheit anzunehmen, daß Herr Binder nur deshalb so schrie und jammerte, um seinen eigenen Jubel zu übertönen.

Herr Cäsar Ebert stand im Binder'schen Salon, drückte Minna, dem Stubenmädchen, das ihn hereingeführt hatte, einen Thaler in die

Digitized by Google

Hand und sagte: „Bitte, melden Sie mich. Vergessen Sie aber bitte nicht, ausdrücklich zu erwähnen, daß ich tausend Mal um Entschuldigung bitte, daß ich so früh meine Aufwartung mache."

Das Mädchen lächelte verständnißvoll. „Ist es Herrn Ebert recht, wenn ich nur dem Fräulein Bescheid sage?"

„Nur dem Fräulein? Hä, hä, kleine Spürnase! Ja, ist mir recht, nur dem Fräulein! Und wenn ich nur das Fräulein spreche, schenke ich Ihnen zehn Mark, wenn ich fortgehe."

Das Mädchen lächelte noch verständnißvoller und ging.

Herr Cäsar Ebert strich sich mit einer wahrhaft liebevollen Sorgfalt über das höchst kunstvoll gescheitelte Haar, zupfte die blendend weißen Manschetten mit den Fingerspitzen behutsam noch ein wenig weiter aus dem Rockärmel hervor, blickte zuerst auf seine tadellosen hellgelben Handschuhe, dann auf den glänzend schwarzen Cylinder und schließlich in den großen Wandspiegel, der ihm das Bild eines wirklich tadellos gekleideten und vortrefflich aussehenden jungen Mannes zeigte. Herr Cäsar Ebert war in der Beziehung ein außerordentlich scharfer Kritiker, und da er befriedigt vor sich hin nickte, so mußte in der That nicht das Mindeste an ihm auszusetzen sein.

Jetzt hörte er Schritte im Nebenzimmer, er richtete sich straff auf und im nächsten Augenblick trat — Paul Holle ein. Herr Ebert runzelte ein wenig die Stirne. Der Eintretende war ihm unbekannt.

Nach einer leichten Verbeugung begann Paul Holle in so einer Art von halbdevotem Meldeton: „Herr Binder, mein Chef, schickt mich. Herr Binder läßt Herrn Ebert bitten, sich gütigst zu ihm in's Comptoir zu bemühen. Die Damen könnten wohl erst in einiger Zeit erscheinen, und es dürfte Herrn Ebert zu lange dauern —"

„O nein, bitte sehr," fiel Herr Ebert ein, „wird mir durchaus nicht zu lange dauern. Sie gehen jetzt zu Herrn Binder zurück, nicht wahr? Sie gehören zu seinem Comptoirpersonal? O gewiß, ich erinnere mich jetzt, ich habe Sie schon einmal im Comptoir gesehen. Sagen Sie gefälligst Herrn Binder, es würde mir durchaus nicht zu lange dauern, bis die Damen kommen. Bestellen Sie aber gütigst dabei, bitte, vergessen Sie es aber nicht, daß Herr Binder es mir ja nicht übel nehmen möge, wenn ich seiner freundlichen Einladung, zu ihm in's Comptoir zu kommen, nicht Folge leiste. Ich will ihn aber nicht stören; nein, ich will ihn nicht stören! Kann ich mich darauf verlassen, daß Sie das so bestellen werden?"

„Gewiß, Herr Ebert."

Darauf ließ sich Herr Ebert mit Rücksicht auf seine Toilette vorsichtig auf ein Fauteuil nieder und Paul Holle wandte sich zum Gehen. Es schien ihm aber noch was eingefallen zu sein, denn er zögerte plötzlich.

„Nun?" fragte Herr Ebert.

„Entschuldigen Sie," sagte im harmlosesten Tone Paul, „ich dachte nur, es könnte Ihnen vielleicht doch zu lange dauern, denn die Damen werden in Folge des soeben im Hause bekannt gewordenen Ereignisses —"

„Ereignisses?! welches Ereigniß?"

„Oh, Sie wissen noch nicht? Ich meine die Verlobung von Fräulein Helene!"

Cäsar Ebert schnellte ohne Rücksicht auf seine Toilette von dem Fauteuil empor. „Wa—as — Fräulein Helene — verlobt?! Seit wann?"

„Seit gestern Abend sieben Uhr fünfzehn Minuten."

Cäsar Ebert sah höchst mißtrauisch auf Paul Holle. Dieser machte aber ein so dummes Gesicht, wie ein kluger Mensch es nöthigenfalls nur irgend machen kann. Das Mißtrauen des Herrn Ebert verschwand, statt dessen aber bemächtigten sich seiner Aerger, Mißmuth und Groll.

„Wer ist der Verlobte von Fräulein Binder?" fragte er in einem gerade nicht sehr freundlichen Tone.

„Er heißt Paul Holle und ist der künftige Associé des Herrn Binder," sagte Paul Holle so gelassen, als ob ihm keine zweite Angelegenheit auf der bewohnten Erde so vollständig gleichgültig wäre wie gerade diese.

„Ah, eine Vernunftheirath also, wie?!"

„Vernunftheirath? was meinen Sie mit Vernunftheirath?" fragte Paul mit einem geradezu stupiden Gesichtsausdruck.

Herr Ebert ward immer ungeduldiger. „Kennen Sie denn diesen Herrn Holle?" inquirirte er weiter.

„Oh, ja, freilich, ich habe ihn sehr oft bei Herrn Binder gesehen."

„Wie alt ist der Mann?"

„Hm, nun, ich denke, so ungefähr in meinem Alter."

Herr Ebert warf dem augenscheinlich etwas beschränkten Menschen einen verächtlichen Blick zu. „Mein Herr, verzeihen Sie, wenn ich nicht weiß, wie alt Sie sind."

„Ich werde am 19. Juni 29 Jahre alt."

„Ah, ich danke sehr. Und wie sieht er aus, dieser Herr Holle?"

„Oh, nicht übel, er ist so ungefähr von meiner Statur."

„So! Sie kennen den Herrn wohl genauer?"

„Oh ja, ich habe oft mit ihm zu thun gehabt."

„Nur geschäftlich, oder auch zuweilen privatim?"

„Eigentlich auch zuweilen privatim."

„Wohl tüchtiger Geschäftsmann, was?"

„Ja, Herr Holle ist ein tüchtiger Geschäftsmann, aber —"

„Nun, aber?"

„Herr Ebert, Sie werden begreifen, in meiner Stellung —"

„Sie können sich unbedingt auf meine Discretion verlassen, und wenn ich Ihnen mal dienlich sein kann —"

„Nun also, Herr Holle ist ein rücksichtsloser Mensch, ein sehr rücksichtsloser Mensch."

„Oh, das ist schlimm!"

„Und dann —" Paul Holle stockte.

„Nun, und dann?"

„Er hat noch einen sehr fatalen Fehler."

„Welchen denn?" fragte sehr gespannt Herr Cäsar Ebert.

„Er foppt die Menschen, wo er einen zum Foppen findet. Es thut ihm zuweilen leid, er sagt es selbst, aber er kann mal nicht anders, es liegt mal so in ihm. Er wird auch noch mal übel damit verlaufen."

„Er sollte nur mal mir in die Hände laufen!"

„Ich gönn's ihm!"

„Und einen solchen Menschen nimmt Fräulein Helene zum Mann?"

„Ich begreif's auch nicht. Jetzt aber werde ich Herrn Binder Ihre Bestellung ausrichten."

„Nein, lassen Sie nur. Ich habe mich besonnen. Ich kann doch nicht so lange warten. Ich käme ein ander Mal wieder, sagen Sie nur zu Herrn Binder —"

„Sehr wohl, Herr Ebert," antwortete Paul Holle, verneigte sich tief und ging.

Herr Cäsar Ebert hatte sich immer mit Erfolg vor leidenschaftlichen Aufregungen zu bewahren gewußt. Diese Rücksicht war er sich selber schuldig. Die verschiedenen unangenehmen Regungen und Gedanken, die eine so bittere Enttäuschung wachrufen mußte, konnten deshalb auch schließlich nichts weiter in ihm hervorbringen, als ein ziemlich starkes Gefühl von Unbehaglichkeit. Er griff mechanisch nach seinem Hute und wollte gehen.

Da trat Minna, das Stubenmädchen, ihm wieder entgegen. „Herr Ebert," begann sie, „es thut mir schrecklich leid, aber ich konnte das Fräulein nicht hierherbringen. Sie war in Herrn Binder's Privatcomptoir, und als ich Herrn Ebert anmeldete, steckte sie und Herr Binder und Herr Holle die Köpfe zusammen und tuschelten sich in die Ohren. Darauf sagte Herr Holle, er wollte Herrn Ebert schon abfertigen und ging hierher."

„Wa—as — Herr Holle war eben hier, Herr Paul Holle?"

„Ja, ja, ich habe ihn ja eben wieder herausgehen sehen."

„Wer ist dieser Paul Holle?"

„Im Geschäft bei Herrn Binder."

„Und es sollte möglich sein, daß Fräulein Helene mit diesem Menschen verlobt ist?"

„Ha," schrie Minna auf, „jetzt fällt mir's ein, jetzt verstehe ich!"

Herrn Ebert's Gedanken verwirrten sich immer mehr. Seine an derartige Arbeit überhaupt nicht gewöhnten Gedanken verwirrten sich in so unglaublicher Weise, daß er sich mit der Hand gegen den Strich über die so prächtig gescheitelten Haare fuhr und mehrere Dutzende derselben aus der so sorgfältig hergestellten Ordnung brachte.

Das Verstörte im Wesen unseres Freundes fiel auch dem Mädchen auf. „Wollen Herr Ebert Fräulein Helene noch sprechen?"

„Nein, ich — sie ist ja auch nicht zu sprechen."

„Oh, doch, wenn Herr Ebert wünschen; das Fräulein ist jetzt im Wohnzimmer, wenn ich jetzt hineingehe und die Thüre zum Corridor offen lasse, und Herr Ebert geht gerade zufällig dicht hinter mir her —"

„Wozu? Nein, ich — — und doch — ja, ich werde Ihnen dankbar sein."

„Und wenn Herr Ebert das Fräulein gesprochen hat, dann geht Herr Ebert wohl gleich fort?"

„Ja, gewiß, warum?"

„Hm, Herr Ebert sagten vorhin, wenn Herr Ebert das Fräulein selbst gesprochen hätte und fortginge, dann wollte Herr Ebert mir —"

„Zehn Mark schenken. Ja so. Ich hab' mir's freilich anders gedacht. Aber darauf können Sie keine Rücksicht nehmen. Hier sind zehn Mark!"

„Danke sehr, Herr Ebert, und wenn Herr Ebert mir nun gütigst folgen wollen —"

Minna, das gewandte Stubenmädchen, führte ihren Anschlag mit Geschicklichkeit aus.

Als Helene die Gestalt des Herrn Cäsar Ebert in der geöffneten Thüre erblickte, erschrak sie zuerst ein wenig. Sie faßte sich aber schnell und lud, da sie ja auch gar nicht umhin konnte, den Herrn zum Näherkteten ein. „Ich habe eine angenehme Neuigkeit für Sie," rief Helene dem schüchtern Eintretenden entgegen, „mein Ballkleid ist wieder da. Der Kutscher hat es noch gestern Abend spät bei Madame Tennier wieder abgeliefert."

„Ah, ich bin sehr erfreut, wirklich sehr erfreut, wegen des Ballkleides, denn im Uebrigen, mein gnädiges Fräulein, mir ist da eben in so höchst sonderbarer Weise eine Mittheilung gemacht worden, ist es denn wirklich wahr, dieser Herr Paul Holle —"

„Ist mein Verlobter, ja!"

„So wünsche ich Ihnen herzlich Glück. Ich hatte allerdings geglaubt, nachdem Sie mir gütigst gestattet hatten, mich gestern Abend noch einmal nach Ihrem Befinden erkundigen zu dürfen —"

„Haben Sie sich denn gestern Abend noch einmal nach meinem Befinden erkundigt?"

„Ach, ich bin ja gerade hier, um Sie deswegen tausend Mal um Entschuldigung zu bitten, mein gnädiges Fräulein. Ich bin in unglückseligster Weise verhindert worden. Gegen sieben Uhr war endlich das Diner zu Ende. Meine Ungeduld war immer höher gestiegen. Noch niemals war ich ein so wortkarger und langweiliger Tischnachbar, wie Fräulein Clara Witte sagte, die neben mir saß. Sobald die Tafel aufgehoben, stürze ich fort, um zu Ihnen zu eilen. Ich habe schon unbemerkt in der Garderobe meinen Mantel übergeworfen, da fällt mir ein, daß ich vergessen habe, meiner Tischnachbarin gesegnete Mahlzeit zu sagen. Fräulein Clara Witte ist eine Freundin meiner Schwester. man hat Rücksichten zu nehmen. Das Versäumte ist in einer einzigen Minute nachzuholen. Ich nehme meinen Mantel wieder ab und eile in den Saal zurück. Kaum sieht man mich, als man mich umringt und festhält. Frau-

Digitized by Google

lein Clara Witte will singen, und ich soll sie am Clavier begleiten. Ich weigere mich, ich sträube mich, so viel es irgend ging — Alles umsonst — oh, mein gnädiges Fräulein, fünfviertelstunden lang habe ich Fräulein Clara Witte begleiten müssen, und da —"

„Sie sollten Fräulein Clara Witte noch viel länger begleiten," unterbrach lächelnd Helene.

„Oh — wie meinen Sie das?"

„Nun, Fräulein Clara Witte ist ein hübsches, gutes und wohlerzogenes Mädchen, und von Ihnen, lieber Herr Ebert, hat sie neulich gesagt —"

„Was denn?"

„Sie wären der rücksichtsvollste Mensch, der ihr je vorgekommen ist."

„Oh, das hat sie gesagt? Wirklich, das hat sie von mir gesagt? In der That, Fräulein Clara Witte ist ein liebenswürdiges Mädchen; gestern Abend freilich war sie ein wenig pikirt, weil ich bei Tische so still und wortkarg war."

„Oh, da müssen Sie sofort zu ihr gehen und sie um Entschuldigung bitten!"

„Meinen Sie wirklich?"

„Sicher, die Rücksicht sind Sie dem Mädchen schuldig."

„Freilich, gewiß, ja, die Rücksicht bin ich dem Mädchen schuldig. Also, mein gnädiges Fräulein, noch einmal meinen herzlichsten Glückwünsch, und bitte, empfehlen Sie mich Ihrer Frau Mama und Ihrem Herrn Vater."

Ein Viertelstündchen später trat fast zu gleicher Zeit mit ihrer Mutter Fräulein Helene in das Privatbureau des Herrn Binder, in dem dieser und Paul Holle anwesend waren. Frau Binder war eben aufgestanden und hatte sich hastig angekleidet.

„Helene," rief sie sehr erregt, „soeben sagt mir Minna, Herr Cäsar Ebert sei heute Morgen schon hier gewesen?"

„Ja, Mama," sagte sich abwendend Helene.

„Nun? Was hat er gewollt?"

Helene schwieg in sichtlicher Verlegenheit.

„Nun, Kind," begann jetzt Herr Binder, „warum quälst Du die Mutter?"

„Liebe Frau, Helene ist verlobt!"

Ein freudiger Ausruf der glücklichen Frau Binder, und Helene lag an ihrem Herzen.

„Hab' ich's gut gemacht, Frau?" fragte Herr Binder.

„Ja, mein lieber Hellmuth, das hast Du," entgegnete gerührt die Gattin, ihm die Hand reichend, „und zuerst schien Dir der Schwiegersohn doch gar nicht recht zu sein?"

„Hm, ja, es ist ein gefährlicher Mensch, man kann ihm nicht widerstehen."

Jetzt erst bemerkte Frau Binder den Paul Holle, der sich in den Hintergrund zurückgezogen hatte.

„Nun," wandte sie sich an ihn, „Sie gehören ja auch eigentlich mit zum Hause, warum gratuliren Sie mir nicht?"

Paul Holle trat vor und sagte in einer ganz unverschämten verschämten Art: „Verehrte Frau, es wäre doch wohl etwas zu unbescheiden von mir, wenn ich Ihnen zu dem Schwiegersohne gratuliren wollte!"

Während dessen aber hatte die schöne Helene ihre Mutter umschlungen und ihr tief erröthend etwas in's Ohr geflüstert.

„Niemals!" rief entsetzt und empört Frau Binder.

„Dann, lieber Holle," wandte sich Herr Binder an diesen, „dann haben Sie die Güte und senden eine zweite Depesche an all' die auswärtigen Verwandten und Freunde, denen wir die Verlobung schon telegraphisch angezeigt haben, daß sie wieder aufgehoben ist."

„Hellmuth!" schrie Frau Binder auf.

„Frau, liebe Frau," sagte dieser, indem er die Gattin zärtlich umfaßte, „es ist ein braver und tüchtiger Mensch, und die Helene kann nichts dazu — man muß dem Schwerenöther gut sein!"

„Aber wie hat er das nur angefangen?" fragte schon etwas milder gesinnt Frau Binder mit einem vorwurfsvollen Blick auf Paul Holle.

Und Paul Holle umschlang schnell die Ahnungslose, küßte sie rücksichtslos auf den Mund und sagte: „Das habe ich so angefangen, liebe Schwiegermutter!"

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

„Arabella Stuart." Trauerspiel in fünf Acten von Rudolf von Gottschall. — „Zrinyi." Trauerspiel in fünf Acten von Theodor Körner.

Ueber die traurige Nothlage der Kritik sollte man wirklich eine Enquête veranstalten, denn die Anforderungen der dramatischen Arbeitgeber steigern sich allmählich in's Ungeheuerliche. In der zweiten Hälfte des Junimondes haben wir innerhalb dreier Tage zehn Acte historischer Trauerspiele genießen müssen; wenn das nicht in's Kapitel der tückischen Maßregelungen gehört, dann muß ich wohl eine gänzlich irrige Auffassung vom Evangelium der Bruderliebe haben.

Mit Kleinigkeiten wie Höflichkeitsrücksichten gibt sich unsere Hoftheaterleitung offenbar nicht ab; sie scheut sich nicht, das Werk eines von der Literaturgeschichtsschreibung geschätzten Dichters in den letzten, theaterfeindlichen Wochen hinzuopfern vor einem Publikum, aus welchem ängstlich alle zahlenden Elemente verbannt sind. Und doch ist des Herrn v. Gottschall fünfactige „Arabella Stuart" noch vor dem Regierungsantritt des neuen Pharao, Herrn Grafen von Hochberg, zur Aufführung angenommen worden; und doch sind etwa zehn Wochen verstrichen, seit die letzte Novität am Schillerplatz erschien. Man befürchtet da jedenfalls mit Lessing's Hofmaler Conti, sich durch „zu viel arbeiten um den Namen Künstler" zu bringen. Auch das ist ja ein Gesichtspunkt.

Herr von Gottschall, damals noch ein bürgerlich oppositioneller Rudolf Gottschall, hat an die deutsche Bühne, welcher bekanntlich auch vor der „Arabella Stuart" schon mancherlei Gefahren drohten, eine Reihe von Sonetten gerichtet. Da meint er, nachdem er unseren Dramatikern die beherzigenswerthe Bitte vorgetragen, die Klytämnestren und Medeen in ihren respectiven Gräbern ruhen zu lassen:

„Ihr tischt ein Mahl auf aus zerstückten Gliedern!
Wie anders jene hochgepriesʼnen Alten
Auf ihrer Bühne und in ihren Liedern!"

„Sie ließen frei den Geist des Volkes walten,
Sie ließen sich von ihrer Zeit begeistern —
Das lernt, ihr Dichter, von den großen Meistern!"

Mit gedoppelter Inbrunst möchte ich mich nach der Aufführung der „Arabella Stuart" diesem Mahnwort anschließen; aber die Frage wird gestattet sein, ob nicht am Ende auch den etwas jüngeren' Damen Katharina Howard und Arabella Stuart, ob nicht Karl XII., Jakob I. und Mazeppa die wohlverdiente Grabesruhe ebenso gern zu gönnen wäre, wie den Klytämnestren und Medeen. Die gut gemeinten Beschwörungsversuche dramatischer Spiritisten scheitern ja doch stets daran, daß ein modernes Publikum eben nicht das geeignete Medium ist: die herbeigeklopften Geister mögen noch so viel wettern und greinen, fluchen und girren, die Mehrzahl unter uns glaubt nicht mehr an Spuk. Und wie profaner „Aufkläricht" das Geheimniß der tanzenden Bratpfannen und der durch ideale Lüfte frei dahinschwebenden Kartoffeln nicht respektirt hat, so wird die Genesis der scheinlebenden Jambenhelden von abscheulichen Kritikern in's unbarmherzige Licht gezogen, zum leibhaftigen Entsetzen alter Tanten und anderer Schauspielhausbesucher.

Arabella, des Heinrich Darnley Tochter, stammt aus dem Geschlecht der Maria Stuart, aber sie ähnelt der Ahne, wie Herr Hofrath von Gottschall dem Herrn Hofrath von Schiller. Neben den Epigonen gestellt, erscheint der Meister, in dem man gewöhnlich den glänzendsten Vertreter des Idealismus bewundert, wie ein knochenfester Realist: Maria, der trotz Schmach und Kerkerelend wohl ist, da sie die verhaßte Feindin vor ihrem Buhlen gedehmüthigt, ist ganz Weib, ganz Katholikin, ganz Königin; Arabella ist von alledem nichts; sie ist eine wohlerzogene Dame, die in der gefährlichsten Situation ihres Lebens den Diogenes citirt, ganz wie ein Oberlehrer in der griechischen Stunde; und der es plötzlich einfällt, uns als Jungfrau von Orleans zu kommen, mit der Fahne und mit gereimten Schlußversen. Und dabei fällt mir ein, daß es am Ende doch nöthig sein wird, Einiges von dem Trauerspiel zu erzählen. Zum Glück liegt der Theaterzettel vor mir, sonst möchte es schwer sein, die bunten Vorgänge wieder in's Gedächtniß zurückzurufen.

Arabella will ihren Sir William Seymour heirathen; Onkel und Tante Shrewsbury wollen es auch; König Jacob I., Marien Stuart's Sohn, will es nicht, weil Seymour aus dem Hause Tudor stammt, dem Ansprüche auf das Brittenreich zustehen. Dabei ist Seymour offenbar ein netter, harmloser, junger Mensch, der in weißen Atlasschuhen und hellblauem Gewande einherstolzirt, Anlage zum Embonpoint hat und in seinem Auftreten nichts Reichsfeindliches oder Kronenansprechendes verräth. Wenigstens im Schauspielhaus nicht. Aber, wie gesagt, Jacob will nicht, und da er der wahre Jacob, resp. der wahre König ist, stürzt er so glücklich mit dem Pferd, daß er gerade dazu kommt, als Bella und Bill von einem eigens dazu mitgebrachten Priester dicht neben dem Schloß getraut werden sollen. Für das nicht ganz zu Ende getraute Paar ist das eine etwas heikle Situation, aber hold Bella weiß sich zu helfen, indem sie Jacob in aller unter so nahen Verwandten irgend möglichen Freundschaft ersucht, ihr gefälligst „aus der Sonne zu gehen". Jacob aber geht nicht, obwohl sein gut philologisches Bewußtsein doch den Fall Diogenes gründlich erfaßt hat. Aber so sind die Monarchen, sie wollen nicht einmal aus der Sonne gehen, wenn eine schöne Dame sie höflich darum bittet; die Makedonier waren viel höflichere Leute.

Der Klügere gibt nach, und da Vetter Stuart durchaus nicht gehen will, so geht Muhme Arabella; und zwar auf allerhöchsten Befehl in den mit Recht so beliebten Tower, den einzig standesgemäßen Aufenthaltsort für Prätendenten und solche, die es werden wollen. Und, nachdem Lady Stuart von einer antijacobinischen Partei befreit ist und Alles in schönster Ordnung zu sein scheint, kommt es schließlich doch ganz anders, so daß den Liebenden, noch immer nicht ganz Getrauten, nichts Anderes mehr einfällt, als einen besonderen Saft aus einem alten Siegelring zu schlürfen mit schleckenden Lippen. Und dann gehen sie thatsächlich aus der Sonne.

Daneben gibt es noch einen Günstling, einen Günstling des Günstlings und eine brünstige Freundin des Hauptgünstlings; außerdem Verschworene mit schwarzen Mänteln und unheimlichen Larven vor den Gesichtern; eine mit besten Referenzen versehene Giftmischerin, die mehr als ein einzige Phiole besitzt; Soldaten, Herren und Damen vom Hofe. Mit dem ganzen romantischen Apparat wird gearbeitet, doch auch die handlicheren Mittel des Intriguenstückes im Stil des älteren Dumas werden

Digitized by Google

nicht verschmäht. König Jacob stammt aus des Walter Scott Roman „Lord Nigel's Schicksale"; des Dichters wohlthuende Bildung hat ihn jedoch auch mit einigen Zügen Ludwig XI. geschmückt, wie sie uns aus Scott und Delavigne vertraut geworden sind. Denselben Jacob, der so gern Latein sprach und den Tabaksdampf nicht vertragen konnte, hat übrigens auch Hippolyt Schauffert zum Helden seines Lustspiels „Schach dem König!" gemacht.

Bekanntlich hat das Historienstück seine eigene Sprache, die niemals und nirgend gesprochen worden ist und doch so alt erscheint und leblos und unwahr. Junge Liebe spricht von rothen und von weißen Rosen, gleich als ob sie der Plantagenet und York Geschlechtern zugehörte; der alte Onkel hat als Leitmotiv die Gicht und die immer wiederholte Versicherung, welch' ein verfluchter Kerl er so vor zwanzig bis dreißig Jahren gewesen, und der König — ja, der König macht von dem Vorrecht seines Standes, große Worte gelassen auszusprechen, einen wahrhaft majestätischen Gebrauch. Er fragt so gelegentlich, mit leutseligem Anklang an einen viel später geborenen Kriegsberichterstatter, ob die verehrten Anwesenden etwa der Meinung seien, daß „eines Königs Scharfsinn in's Danaidenfaß schöpfe"; und wiederum ein anderes Mal sagt er voll bedeutender Würde: „Dichten ist besser als trachten." Das ist einfach erhaben und doch erhaben einfach. Freilich nur vom Standpunkt eines Königs, der von Trachtern mehr zu befürchten hat, denn von Dichtern, und der nicht in's Königliche Schauspielhaus zu gehen braucht, wenn am 17. Juni ein fünfactiges Trauerspiel gegeben wird.

Ein rührend Beispiel solcher schillerisirenden Sprache bot uns, drei Tage nach Gottschall, unseres Theodor Körner jugendlich anempfundener „Zriny", den uns der „Akademisch-Dramatische Verein" Berliner Studirender zu einem discret behandelten wohlthätigen Zwecke im „Victoria-Theater" vorführte. Die grenzenlose Schillerverehrung hat dem deutschen Tyrtäus übel mitgespielt bei seinem „großen Spektakelstück", wie er selbst es in einem Briefe genannt. Der Dichter von „Leier und Schwert" hat eigene Töne gefunden auf dem Grunde seiner jungen, dem Vaterlande heiß entgegenschlagenden Seele; im Zriny dagegen strebte er nach „ungemeinen Schätzen", er will „das Ungemeine daran setzen" und bleibt ganz und gar in verwässerter Schillerei stecken, in unlebendigen Motiven und einer hochstelzigen, gespreizten Versprache. Und gerade hier zeigt es sich — ganz wie bei unserem ausgereiften Körner-Wildenbruch — wie selbst ein leidenschaftliches Temperament die alten, absterbenden Kunstformen nicht mehr beleben kann mit allem Dichten und Trachten. Nicht an Leidenschaft fehlt es wahrlich Körner und Wildenbruch nebst ihren Lieblingshelden, es dampft und wirbelt und kocht und sprüht nur so in ihren Stücken, doch die so rasen und schwärmen, die so heiß lieben und so leichtbeherzt sterben, es sind eben nur Homunculi, in der Retorte gezeugt unter Assistenz der sages femmes Historie und Philologie; Phantome, die in ewig frischgewaschenem Sonntagsstaat einherstolziren, in beständiger Begeisterung für das Gute, Wahre, Schöne, ohne zu essen, zu trinken, zu leben.

Und somit wäre denn die historische Tragödie wirklich todt, und man dürfte ihr den Nekrolog schreiben? Blicken wir den Gespenstern muthig in's Gesicht und sagen wir laut und fröhlich: Ja! Das alte Historienstück, die steife Haupt- und Staatsaction, scheint unaufhaltsamem Untergang geweiht. Wer sich ob solchen Frevelmuthes entsetzen will, der sei auf die Wandelbarkeit aller menschlichen Dinge verwiesen. Kräftiges festes Leben verlangen wir heute auf der Bühne zu sehen, die bretternen Schatten mit ihrer papiernen Sprache halten weder unserem historischen Sinne Stand, noch unserem modernen Kunstbewußtsein; das realistische Drama der neuen Zeit erhält sein Bestes nicht von einer reichen, nach dem Buchstabengesetz aufgebauten Handlung voll bunter und abenteuerlicher Begebenheiten: von den Charakteren muß es ausgehen und uns Individuen zeigen in lebensvollem Conflict mit ihres Gleichen. Ob der Dichter eines solchen modernen Trauerspieles alsdann seine Menschen mit kleidsamen Trachten aus entlegenen Zeiten schmücken, ob er sie in das nüchterne Gewand unserer Tage stecken will, mag gleichviel sein, wenn er nur, anstatt eines Ausschnittes aus der Weltgeschichte, das menschlich über die Jahrhunderte hinaus Wirkende zu greifen gewußt hat. Denn — nach Lessing's Wort —: „Die Tragödie ist keine dialogirte Geschichte; die Geschichte ist für die Tragödie nichts, als ein Repertorium von Namen, mit denen wir gewisse Charaktere zu verbinden gewohnt sind. Findet der Dichter in der Geschichte mehrere Umstände zur Ausschmückung und Individualisirung seines Stoffes bequem: wohl, so brauche er sie. Nur, daß man ihm hieraus ebensowenig ein Verdienst, als aus dem Gegentheil ein Verbrechen mache!"

Die beiden Trauerspiele, von denen wir heute zu sprechen hatten, sind schlecht dargestellt worden; die Herren Studenten waren mit Kanonenstiefeln und Schlägern im ersten Range besser am Renommirplatz, als auf der Bühne, und die Frage mag naheliegen, ob derartige harmlos gemeinte, doch harmvoll empfundene Dilettantereien nicht richtiger mit Ausschluß der Oeffentlichkeit von Statten gingen. Körner's junger Held sagt wohl: „Wer Kräfte fühlt, der muß die Kräfte regen"; doch haben wir, aller ersichtlichen Bemühung ungeachtet, nicht viel von den sich regenden Kräften verspürt, und der von Verwandten und Commilitonen geklatschte und getrampelte Beifall vermochte uns keines Besseren zu belehren. Wenden der alma mater tüchtige Söhne sich den schönen Künsten freundlicher zu und eifriger, als sie in jüngster Zeit gepflegt und gethan, so ist das gewiß erfreulich; die Sucht nach der Oeffentlichkeit hingegen, die sich auch in Wagenbummeln, Adressen und Huldigungen bethätigt, dürften sie getrost den Berufsschauspielern überlassen.

Diesen war des Herrn von Gottschall Werk überantwortet. Ich glaube kaum, daß der anwesende Dichter von der Aufführung in seines Herzens tiefstem Grunde befriedigt war; und er hätte allen Grund zur Unzufriedenheit. Denn Herr Director Anno und die Seinen haben schwer gesündigt am Hause Stuart, und was wir vor zwei Wochen an dieser Stelle gesagt von der Fähigkeit des Schauspieldirectors für die Einübung ernster Bühnenwerke, das fand leidige Bestätigung. Des Herrn Anno Verehrer sagen nun zwar, es sei nur begreiflich, wenn er an dem verspätet und unlustig herausgebrachten Trauerspiel wenig Freude empfand, ich aber bin herzlos genug, so menschenfreundliche Erwägungen abzulehnen, wo es sich um künstlerische Dinge handelt. Gewiß, Herrn von Gottschall's „Arabella Stuart" ist ein recht schwaches Stück, das wird der Dichter heute, lange Jahre nachdem er es geschrieben, sicherlich selbst nicht leugnen; das Schicksal aber hatte es nicht verdient, von der Schauspielleitung in total verkehrter Rollenbesetzung vorgeführt und mit einem Wust von himmelschreiend falschen Betonungen belastet zu werden. Von der Art, wie man am Schillerplatz Regie führt, nur ein Beispiel: in hastiger Heimlichkeit will man der schönen Lady Stuart den Gatten vermählen; der König kehrt zurück, zwingt die Thür der Capelle und — siehe da! — ein stattlich Brautgefolge gruppirt sich rechts und links um den an diesem Abend besonders unentbehrlichen Souffleurkasten. Das ist grundfalsch, aber es sieht gut aus. Der denkende Regisseur ist eben noch eins so viel werth. —

Zu Beginn des zweiten Actes wollte der Vorhang nicht in die Höhe gehen; alle Versuche, ihn in die Höhe zu bringen, scheiterten, gerade als ob es sich um die Hofbühne selbst handelte. Das Publikum gerieth in fröhliche Laune, die nicht einmal dann wich, als des General-Intendanten Haupt sich aus der Loge neigte und sein strenger Blick der frivolen Menge — wie einst Excellenz von Goethe den kecken Studenten — zuzurufen schien: „Man lache nicht!" Der Vorhang aber meinte es offenbar gut mit dem Dichter, den Darstellern und dem Publikum. Oder sollte auch er unter dem Regime Hochberg nicht die seinem künstlerischen Ehrgeiz genügende Selbständigkeit finden? Maximilian Harden.

Notizen.

Wissenschaft des Weltgedankens und der Gedankenwelt System einer neuen Metaphysik von J. Rülf. 2 Bde. (Leipzig, Wilhelm Friedrich.) — In dieser Metaphysik tritt ein Autor als philosophischer Systematiker auf, der sich bisher nur in kleineren Broschüren und auf journalistischem Gebiet bethätigt hat, aber darum kein Neuling ist. Er bekennt sich als einen Schüler Zeller's aus dessen Marburger Zeit, der die Grundgedanken seines Systems schon vor 25 Jahren in seiner Inauguraldissertation niederlegte und seitdem in seiner äußerst knapp bemessenen Muße beständig mit den metaphysischen Problemen beschäftigt blieb. Er bekundet in diesem umfangreichen Werke eine bedeutende speculative Anlage von gründlicher Schulung, einen starken Drang zur erschöpfenden Systembildung und eine ungewöhnliche Frische und Leichtigkeit der Darstellung. Seine wichtigsten Vorbilder sind Spinoza, Leibniz und Hegel. Von Spinoza hat er die Begeisterung für den Monismus, von Leibniz die nachdrückliche Betonung des Kraftbegriffs, von Hegel die Grundsubstanz und Grundform seines Denkens. Er kämpft gegen allen Dualismus in der Metaphysik und ist überzeugt, daß nur unter dem Zeichen des Einheitsgedankens die Verständigung der Geister erreichbar ist; er kämpft aber auch gegen allen naturalistischen Pantheismus, der Gott in das All auflöst, anstatt das All in Gott zu finden. Er kämpft ferner gegen jeden abstracten Monismus, der die Wirklichkeit und Wirksamkeit der vielen Aeußerungen der Einen Urkraft verkennt und den vielen Individuen und Dingen die Realität zu Gunsten einer abstracten Einheit rauben möchte. Diese Vereinigung Spinoza'scher und Leibniz'scher Principien wird nun wesentlich im Hegel'schen Geist durchgeführt. Von Hegel hat er die Ueberzeugung, daß die all-eine Urkraft nur die noch unbewußte, in die Natur versenkte Seite des absoluten Geistes ist; von Hegel die Zuversicht einer optimistischen Entwickelungslehre; von Hegel endlich das allzu große Gewicht, das er auf die Methode der gedanklichen Entwickelung und die Schematik der Gliederung des Gedankenstoffs legt. Nicht die den Widerspruch in sich tragende Dialektik Hegel's selbst ist es, die Rülf als Ideal der Methode vorschwebt, sondern eine genetische Methode widerspruchsloser subjectiver Gedankenentwickelung, die doch nicht mit der Genesis der Sache selbst zusammenfallen soll. Diese Methode nähert sich mehr derjenigen Behandlung der Dialektik, wie sie von Schelling und Deutinger in vollkommenster Weise gehandhabt wurde und wie sie vor einem Menschenalter unter den gemäßigten Hegelianern als der wahre Sinn der Methode ihres Meisters galt. Rülf strebt auch in sachlicher Hinsicht über den einseitigen Idealismus oder Panlogismus Hegel's hinaus und sieht ganz richtig dasjenige metaphysische Princip, durch welches diese Ueberwindung allein erfolgen kann, in der absoluten Kraft oder dem absoluten (noch unbewußten) Willen. Leider fehlt es ihm gänzlich an jeder Fühlung mit Schelling's positiver Philosophie, in welcher die nämliche Ueberwindung aus denselben Motiven und mit denselben Mitteln angestrebt ist. Ebenso verkennt er die positive Verwandtschaft dieses dynamischen Princips mit dem Schopenhauer'schen Willensprincip, und vermag deshalb die Durchführung, welche Schopenhauer, allerdings in entgegengesetzter Einseitigkeit wie Hegel, diesem Princip gegeben hat, nicht zu würdigen. Schopenhauer ist ihm offenbar wegen seines eudämonologischen Pessimismus antipathisch, wobei er wiederum übersieht, daß ein eudämonologischer Pessimismus und ein Optimismus der Entwickelung gar keine Gegensätze sind, sondern, recht verstanden, sich gegenseitig fordern.

Digitized by Google

In gleicher Weise ist es Rülf entgangen, wie sehr meine Philosophie, deren Erstlingswerk allein er zu kennen scheint, in ihrer Fortbildung dieser Schelling'schen und Schopenhauer'schen Elemente seinen Bestrebungen vorgearbeitet und in die Hand gearbeitet hat. Dagegen hat er dies in Bezug auf meine Philosophie der Materie voll und warm anerkannt, insofern die Beseitigung des Stoffbegriffs und die dynamistische Construction der Materie die unerläßliche Vorbedingung ist, um den concreten Monismus auch im Reiche der materiellen Welt streng durchführen zu können. Ueber seine Stellung zum Begriff des Unbewußten vermag das vorliegende Werk noch nicht genügenden Aufschluß zu geben. Einerseits müßte ihm derselbe sympathisch sein, insofern die in der Welt wirksame all-eine Urkraft der absolute Geist selbst in seinem unbewußten Zustande sein soll; andererseits widerstrebt es ihm, den absoluten Geist als einen schlechthin unbewußten anzunehmen, da hiermit seinem System die theistische Spitze abgebrochen würde, auf welche er offenbar hinaus will. Wie aber der Dualismus eines der Welt innewohnenden unbewußten, und eines über der Welt thronenden bewußten absoluten Geistes zur Einheit zurückgeführt werden soll, darüber erfährt man hier noch nichts. Dazu bedürfte es eines dritten Bandes, dessen Grundgedanken aus einer früheren kleinen Schrift des Verfassers*) einigermaßen zu entnehmen sind. Der erste Band trägt den Titel: „Wissenschaft des Weltgedankens", der zweite den Titel: „Wissenschaft der Gedankenwelt"; der dritte müßte entsprechend den Titel führen: „Wissenschaft des Gottesgedankens". Unter „Weltgedanke" ist nicht etwa ein der Welt vorausgehender, schöpferischer Gedanke im absoluten Geist zu verstehen, sondern das systematische Weltbild, welches die menschliche Wissenschaft sich von der realisirenden Welt entwirft, und welches ihr diese Welt vertreten muß. Die „Gedankenwelt" ist alsdann das Reich der menschlichen Erkenntniß als solches betrachtet. Der erste Band enthält, abgesehen von einer allgemeinen Einleitung des Gesammtwerks, wesentlich Naturphilosophie nebst den auf die Naturphilosophie gestützten Theilen der Metaphysik, der zweite Band wesentlich Logik und Erkenntnißlehre, also die Lehren vom Begriff, Urtheil, Schluß, Verstandes- und Vernunfterkenntniß, und daneben die auf die Logik und Kategorienlehre gestützten Theile der Metaphysik. Der dritte Band müßte den Abschluß der Metaphysik und die Religionsphilosophie darbieten, da der Schluß des zweiten auf den schöpferischen Urgedanken als Grund der Natur- und Geisteswelt hinweist. Erst nach Vollendung dieses dritten Bandes würde sich ein abschließendes Urtheil über das ganze System feststellen lassen. Es ist hier natürlich nicht der Ort, auf eine Kritik im Einzelnen einzugehen. Es sei hier nur noch bemerkt, daß das Werk in seinem Streben nach genetischer Dialektik und schematisirender Systematik und in dem übertriebenen Gewicht, welches es diesen dereinst hoch geschätzten Formen und Aeußerlichkeiten beilegt, zunächst einen etwas befremdenden und anachronistischen Eindruck macht, als ob sein Erscheinen sich aus Versehen um eine Generation verspätet hätte. Wer aber einige Duldsamkeit gegen diese Befriedigung mehr subjectiver Bedürfnisse des Verfassers mitbringt, der wird genug sachlichen Gehalt finden, um den Streit über die Form bei Seite zu lassen. Niemand bedauert mehr als der Verfasser selbst, daß er unter Umständen arbeiten mußte, welche ihm eine engere Fühlung mit der nachhegelschen Speculation und der zeitgenössischen Philosophie sehr erschwerten. Es wäre in der That ein Gewinn für die Wissenschaft, wenn ein so bedeutendes Talent noch vor dem Niedergang seiner Kräfte durch Schicksalsgunst in die Lage versetzt würde, das Versäumte nachzuholen und die noch ausstehenden Früchte seines Geistes zu voller Reife zu zeitigen. Eduard v. Hartmann.

*) Der Einheitsgedanke. Als Fundamentalbegriff aller Religion und Wissenschaft, als Verständigungsbasis unter den Gebildeten aller Confessionen und Nationen gemeinfaßlich dargestellt von J. Rülf. Memel, Rob. Schmidt.

Vom Ursprung der sittlichen Erkenntniß. Von Franz Brentano. (Leipzig, Duncker & Humblot.) — R. v. Ihering hielt 1884 in der Wiener Juristischen Gesellschaft einen Vortrag über die Entstehung des Rechtsgefühls. Der Vorsitzende der genannten Gesellschaft forderte den bekannten Wiener Philosophen F. Brentano auf, ihr über dasselbe Thema, von seinem Fachstandpunkte aus, einen Vortrag zu halten, was der Aufgeforderte am 23. Januar 1889 auch that. So ist die Schrift Brentano's, an der er Jahre lang gearbeitet hat, nicht gerade entstanden, wohl aber zum Abschluß und zur Veröffentlichung gelangt. Er stimmt R. v. Ihering darin bei, daß es kein natürliches Recht im Sinne eines „naturgegebenen" oder „angeborenen" Rechtes gibt, behauptet indeß, im Gegensatze zum berühmten Juristen, daß man in einem anderen Sinne des Wortes von einem natürlichen Rechte sprechen könne. Brentano versteht darunter die Regel, welche (im Gegensatz zum willkürlich, durch positiven Machtspruch Bestimmten) an und für sich und ihrer Natur nach als richtig und bindend erkennbar ist. Im Uebrigen muß Referent auf den gelehrten und geistvollen Essay Brentano's selbst verweisen, da diese auch im Goethe'schen Faust und in Roscher's Nationalökonomie berührte Streitfrage viel zu verwickelt ist, um an dieser Stelle erörtert werden zu können.

Zur Lehre vom Zweikampfverbrechen. Von Ernst Levi. (Leipzig, Duncker & Humblot.) — Eine juristische Kritik der interessanten und reichhaltigen Levi'schen Schrift gehört in eine Fachzeitschrift. Das Duellthema hat indeß culturgeschichtliche und culturpolitische Seiten, die auch in einer populärwissenschaftlichen Zeitschrift zu erörtern sind. Der gelehrte Verfasser führt altfranzösische, spanische und andere Quellen an, deren Beschaffung nicht leicht gewesen sein dürfte. Leider hat er dafür von manchen rechtsgeschichtlichen Daten und gesetzgebungspolitischen Erörterungen abgesehen, deren Beschaffung und Anstellung viel leichter gewesen wäre. Beispielsweise seien angeführt: Gustav Adolf's Vorgehen gegen Offiziersduelle, die bezüglichen preußisch-deutschen Bestimmungen der Vergangenheit und Gegenwart, die von Th. Martin in seinem Leben des Prinzen Albert geschilderte, von diesem Prinzen und dem Herzog von Wellington bewirkte Abschaffung der Militär- und Civilzweikämpfe in England. Man kann ferner ein entschiedener Gegner des Duells sein und doch zugeben, daß Ehrengerichte nicht unfehlbar sind, daß ein Theil, oder gar beide Theile mit Recht die Entscheidung des Ehrengerichtes bemängeln können. Trotzdem ist diese Schwierigkeit, wie auch England zeigt, nicht unüberwindlich. Man kann z. B. eine Berufung an ein zweites, oder gar drittes Ehrengericht gestatten und namentlich durch Hinzuziehung von 10 oder 20 Zeugen, Standes- und Ortsgenossen beider Theile, denselben Gelegenheit geben, ihre Standpunkte zu begründen und das Gesagte zu Protokoll nehmen zu lassen. Auf solche und ähnliche Weise kann selbst das zarteste Ehrgefühl seine volle Satisfaction finden. Trotz jener Mängel ist die Levi'sche Schrift eine verdienstliche, lesenswerthe Arbeit.

Am Webstuhl der Zeit. Poesien aus dem modernen Leben von Julius Gesellhofen. (Großenhain, Baumert & Ronge.) — Julius Fischer-Gesellhofen, dem wir außer reizenden Märchen die beiden epischen Sammlungen „Die Jungfrau vom Kynast" und „Ritter Hans von Schweinichen" verdanken, hat mit diesen letzteren, die Pfade Scheffel's wandernden Gedichten besonders in seiner Heimath Schlesien Erfolg gehabt. Ganz neue Bahnen betritt er mit dem vorliegenden Bändchen. Er protestirt in einem kurzen Einleitungsgedicht dagegen, in die Schaar jener Dichter eingereiht zu werden, die für höhere Töchter und Goldschnitt schreiben, und sein Protest ist berechtigt. Ihn durchfluthet eine starke, leidenschaftliche, natürliche Empfindung für Alles, was wahr und schön ist, und ein gesunder Haß gegen das Philisterthum, die Prüderie, die Lüge, wo sie sich zeigt. Scenen, frisch aus dem Leben gegriffen, bieten ihm den Stoff, die Unnatur vieler modernen Verhältnisse aufzuweisen und zürnend zu strafen; daneben fehlt es nicht an Visionen, die besonders das Leben in der Natur und die Conflicte der ringenden Menschenseele nahelegen. Die Sprache ist durchweg kräftig, originell, wo es hingehört schwungvoll und bilderreich. Um den Dichterberuf Gesellhofen's zu würdigen, lese man nur „In der Magdalenencapelle", wo er es verstanden hat, einen heiklen, nicht unbedenklichen Stoff zu poetischer Wirkung zu bringen. g.

Die älteste Geschichte des erlauchten Gesammthauses der Königlichen und Fürstlichen Hohenzollern. Von Prof. L. Schmid. Drei Theile. (Tübingen, H. Laupp.) — Mit dem dritten Bande schließt das gelehrte, doch etwas schwerfällige Werk ab. Endgiltig wird in einer sehr genauen, aber ermüdenden Detailuntersuchung die hier und da aufgestellte Hypothese von der Abstammung der Hohenzollern aus dem fränkischen Grafengeschlechte der Abenberg abgethan. Derartige genealogische Studien müssen, um selbst in den Fachkreisen wirksam zu sein, weit wissenschaftlich geschlossener und concifer gefaßt werden, als diese Monographie, obgleich der Verfasser in dem letzten Bande gegen die früheren darin einen bedeutenden Fortschritt gemacht hat. Trotzdem ist die Fülle der Einzelheiten noch verwirrend groß, was allerdings auch die günstige Folge hat, daß spätere Forscher mancherlei Notizen darin finden, die sonst schwerlich an's Licht getreten wären. b. g.

Deutsch-protestantische Kämpfe in den Baltischen Provinzen Rußlands. (Leipzig, Duncker & Humblot.) — Diese Beiträge zur Geschichte des nun fünfzigjährigen Kampfes gegen die deutsch-protestantische Cultur in den Ostseeprovinzen beruhen zum Theil auf bisher nicht zugänglichen archivalischen Quellen. Zumal jetzt, wo die russische Bureaukratie und das griechische Popenthum in Liv-, Est- und Kurland auf die rücksichtsloseste Weise gegen das deutsche Bildungswesen den Vernichtungskrieg beginnen, bietet dieses hochinteressante und gut geschriebene Werk ein besonderes Interesse, indem es den reichsdeutschen Leser über die dortigen Verhältnisse aufklärt und den baltischen an der Hand der Geschichte zum Ausharren ermuntert. Da werden zuerst an der Hand der Geschichte sechs Capitel erzählt aus der Praxis der geheimen Polizei. Die Geheimgeschichte der heiligen Allianz in Kur- und Livland bietet viel des allgemein Interessanten, „Die Prophetin der heiligen Allianz" ist natürlich die Krüdener, deren letzte religiöse Umtriebe geschildert werden, und „Das geheimnißvolle Grab zu Goldenbeck" enthält den Stoff zu einem ergreifenden Trauerspiel, dessen Heldin die unglückliche Prinzessin Auguste von Württemberg, die Gemahlin König Friedrichs, wäre, des Neugründers des württembergischen Staates, welche auf einem estländischen Schlosse geheimnißvoll plötzlich starb. Hier wird die Auffindung ihres Grabes und ihre Wiederbestattung nach neuen Quellen erzählt, ohne daß indeß der Schleier gelüftet würde. Wahrscheinlich wurde die Prinzessin von dem ihr von Katharina II. bestellten Begleiter, dem alten General Pohlmann, aus Eifersucht ermordet. Auch die übrigen Aufsätze bringen viel Neues über die Anfänge der Russificirung, die religiösen Wirren der 40er Jahre und die heutigen Kämpfe der treuen Balten für ihre Kirche und Schule.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen (Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc.) sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren:

An die Redaction der „Gegenwart"

Berlin SW.,
Möckernstrasse 67.

Digitized by Google

Inserate.

Im Verlage der Dyk'schen Buchhandlung in Leipzig ist soeben erschienen:

Goethe's Tagebücher
der sechs ersten Weimarischen Jahre
(1776—1782)

in lesbarer Gestalt herausgegeben u. sachlich erläutert
von
Heinrich Düntzer.

gr. 8°. 261 Seiten. brosch. ℳ 6.—, geb. ℳ 8.—.

Erst in dieser Ausgabe treten Goethe's unschätzbare Tagebücher in die Reihe der weiteren Kreisen zugänglichen Quellenschriften, da sie jetzt leicht lesbar und durch sorgfältige sachliche Nachweisungen von der Hand des bedeutendsten Goethekenners dem allgemeinen Verständnisse eröffnet sind. Kein Verehrer und kein Gegner Goethe's darf diese an den wichtigsten Aufschlüssen reiche, durchaus zuverlässige Veröffentlichung unberücksichtigt lassen.

Auflage 352,000; das verbreitetste aller deutschen Blätter überhaupt; außerdem erscheinen Uebersetzungen in zwölf fremden Sprachen.

Die Modenwelt. Illustrirte Zeitung für Toilette und Handarbeiten. Monatlich zwei Nummern. Preis vierteljährlich M. 1.25 = 75 Kr. Jährlich erscheinen: 24 Nummern mit Toiletten und Handarbeiten, enthaltend gegen 2000 Abbildungen mit Beschreibung, welche das ganze Gebiet der Garderobe und Leibwäsche für Damen, Mädchen und Knaben, wie für das zartere Kindesalter umfassen, ebenso die Leibwäsche für Herren und die Bett- und Tischwäsche ꝛc., wie die Handarbeiten in ihrem ganzen Umfange.
12 Beilagen mit etwa 200 Schnittmustern für alle Gegenstände der Garderobe und etwa 400 Muster-Vorzeichnungen für Weiß- und Buntstickerei, Namens-Chiffren ꝛc.
Abonnements werden jederzeit angenommen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. — Probe-Nummern gratis und franco durch die Expedition, Berlin W, Potsdamer Str. 38; Wien I, Operngasse 3.

Verlag von **S. Hirzel** in Leipzig.

Soeben erschien:

Deutsches Wörterbuch
von
Moriz Heyne,
Dr., ord. Professor an der Universität Göttingen.

In drei Bänden hoch 4°.
Erster Halbband.
(A — Ehe.)
41 Bogen. Preis: 5 ℳ.

Heynes Wörterbuch wird in 6 Halbbänden von 40 bis 42 Bogen erscheinen und mit 3 Bänden vollständig sein. Der Preis jedes Halbbandes beträgt 5 ℳ.

Zwischen dem Erscheinen der Halbbände wird nur so viel Zeit liegen, als die Druckerei braucht, um den schwierigen Satz und Druck sorgfältig herzustellen. Die Vollendung des Werkes ist sonach binnen 2—3 Jahren zu erwarten.

Spät erblüht. Aufgefundene Gedichte von **Ernst Moritz Arndt.** Herausgegeben von *A. von Freydorf.* Mit einem Vorwort von *Victor von Scheffel* in Handschrift. Elegant gebd. in Goldschnitt ℳ 2.40.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Im Verlage von **S. Haessel** in **Leipzig** ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Der Klatsch.
Ein Roman aus der Gesellschaft.
Von
Theophil Zolling.

Zweite Auflage.

Preis geheftet 6 Mark, gebunden 7 Mark.

„Die Hauptstadt des Deutschen Reiches verräth noch in mancher Hinsicht das ehemals ihm anhaftende kleinstädtische Wesen und dieser schreiende Contrast zwischen imponirenden und lächerlichen Zügen fällt dem mit scharfem Blick ausgerüsteten Eingewanderten mehr auf, als dem Eingeborenen. Daher war es ein glücklicher Gedanke des Verfassers, sich diesen Vortheil der Objectivität nutzbar zu machen und in einem beinahe alle Schichten der Gesellschaft umfassenden Sittenbilde seinen neuen Mitbürgern einen Spiegel vorzuhalten. Und dieser Versuch ist dem kühnen Unternehmer völlig gelungen. . . . Daß es dem allenthalben Aufsehen erregenden Buch auch an herabsetzenden Stimmen nicht fehlen wird, ist allerdings anzunehmen, doch werden diese umsomehr mit Vorsicht aufzunehmen sein, als der theilweise satirische Charakter dieses Sittenromans eine solche Opposition, gerade weil er tüchtig einschlägt, nothwendig hervorrufen muß. Scheinen sich doch eine große Zahl in Berlin wohnender und stadtbekannter Personen unter den hier gestreiften, ja nicht selten empfindlich verspotteten Klatschbasen und Klatschvettern zu befinden. Freilich ist auch das Gute und Lobenswürdige an dem Berliner in das hellste Licht gesetzt. Diese erquicklichen Momente sind durch die ebenso fein motivirte als in ihrem ungemein überraschenden Verlauf spannende Erzählung zu solcher Geltung gebracht, daß wir uns von der Lectüre trotz aller eingestreuten scharfen und beißenden Satire innerlich erbaut fühlen." **Berliner Courier.**

Zum Mitnehmen für die Reise ins Bad oder Sommeraufenthalt.

Novellen.
Gesammelte Werke von Maximilian Schmidt.

Bd. I. Hochlandsbilder.
„ II. Die Blinde von Kunterweg.
„ III. Die wilde Braut.
„ IV. Der Zuggeist.
„ V. Der Herrgottsmantel.
„ VI. Der Musikant von Tegernsee.
„ VII. 's Liserl.
„ VIII. Die Jachenauer in Griechenland.

Jeder Band ℳ 2.— br., ℳ 3.50 geb.

Gesammelte Schriften von Heinrich Seidel.

Bd. I. Jorinde.
„ II. Vorstadtgeschichten.
„ III. Neues von Leberecht Hühnchen und anderen Sonderlingen.
Bd. IV. Geschichten und Skizzen aus der Heimath.
„ V. Die goldene Zeit.
„ VI. Ein Skizzenbuch.

Jeder Band ℳ 3.— br., ℳ 3.75 geb.

Erzählungen und Märchen von **Rud. Baumbach.** 7. Taus. ℳ 2.—. **Sommermärchen** von **Rud. Baumbach.** 16. Taus. ℳ 3.—. **Allerlei Deutsames, Bilder u. Geschichten** von **H. Grasberger.** ℳ 4.—. **Aus der ewigen Stadt.** Novellen von **H. Grasberger.** ℳ 6.—.

Poesien.

Rudolf Baumbach's Dichtungen. — Aug. Becker, Liederhort aus Jungfriedel der Spielmann. ℳ 3.—. **Foy, Lieder vom goldenen Horn.** ℳ 3.—. **Marterstieg, Werner von Kuonefalk.** Erz. Dicht. ℳ 3.—. **Nix für unguet.** Schnaderhüpfel von **H. Grasberger.** ℳ 2.—. **Plodersam,** geistli'n G'schicht'n g'sangsweis dazählt von **H. Grasberger.** ℳ 2.—.

Alle diese durchaus edel und sittlich rein gehaltene, auf das Gewählteste ausgestattete Schriften sind nicht für einmaliges, sondern zum wiederholten Lesen geeignet und bestimmt.

Durch alle Buchhandlungen oder den Verleger **A. G. Liebeskind, Leipzig,** gegen Einsendung des Betrages postfrei zu beziehen.

Versicherung gegen Reiseunfälle
sowie gegen
Unfälle aller Art
gewährt die
Kölnische Unfall-Versicherungs-Actien-Gesellschaft, Köln a. Rhein.
Grund-Kapital 3 000 000 Mk.
Gezahlte Entschädigungen bis Ende 1888 *über 1300 000 Mark.*

Formulare, auf welchen sich Jedermann eine **gültige** Reiseunfall-Versicherungspolice sofort **selbst** ausstellen kann, sind bei der **Direction** in **Köln a. Rh.,** sowie bei den in allen grösseren Orten leicht zu erfragenden Vertretern der Gesellschaft **kostenfrei** zu haben. — Prospecte werden unentgeltlich verabfolgt und jede gewünschte Auskunft bereitwilligst ertheilt.

Vor Kurzem ist erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Erinnerungen
aus meinem Leben.
Von
Friedrich Bodenstedt.

8°. 425 Seiten. Broschirt 6 Mk. Eleg. gebdn. 7 Mk.

Berlin W., Steglitzerstr. 90.
Allgem. Verein für Deutsche Litteratur.
Dr. Hermann Paetel.

Soeben erschien und ist durch alle Buchhandlungen (auch zur Ansicht) zu beziehen:

Dr. Julius Post,
Prof. a. d. Techn. Hochschule in Hannover.
Musterstätten persönlicher Fürsorge, von Arbeitgebern für ihre Geschäftsangehörigen. Bd. I. Die Kinder u. jugendlichen Arbeiter. gr. 8°. XII u. 380 S., m. 44 Abbild. geh. ℳ 10,00, geb. ℳ 11,50.

Hiervon einzeln: **Patriarchalische Beziehungen** i. d. Grossindustrie. Fünf Briefe an e. Arbeitgeber. gr. 8°. IV u. 86 S. geh. ℳ 1,50.

Verlag von **Robert Oppenheim** in **Berlin.**

Redaction: Berlin S.W., Möckernstr. 67.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

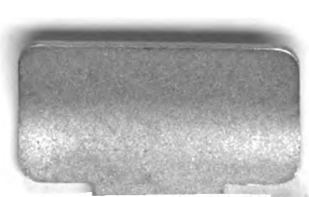
Expedition: Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

3 2044 020 449 310



Digitized by Google